Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1845.

Die Drusen und Maroniten.

Nachdem die Zeitungen ein Langes und ein Breites über die Zerwürfnisse dieser beiden Volksstämme — falls man überhaupt berechtigt ist, sie ethnographisch zu scheiden — berichtet haben, von den Versuchen der Pforte die Ruhe herzustellen, von dem Dazwischensprechen der europäischen Gesandten u. s. w. ist allmählich ein wirrer Knäuel entstanden, aus dem man nur dann klug wird, wenn man den Faden der Geschichte festhält, und das stete Bestreben der türkischen Regierung verfolgt, die Unabhängigkeit dieser Gebirgsstämme zu brechen, ein Bestreben, das mit der wachsenden Schwäche des Reiches zu steigen scheint, und von den fremden Intriguen nur allzu gut unterstützt wird. Jetzt ist nach langem Worthader der blutige Kampf endlich ausgebrochen und Tausende fallen diesen fremden Intriguen und dem Machiavellismus der Türken zum Opfer. Syrien gibt schon einen Vorgeschmack des tiefern Asiens, wo die knechtische Bevölkerung der Städte unweigerlich gehorcht, aber die freien Stämme des Gebirgs gar nicht oder nur sehr unvollkommen sich dem Machtgebot der Paschas fügen, denn die Pforte hat dieß Land eben so wie die andern Provinzen in Paschaliks eingetheilt, aber diese Eintheilung ist weit minder lebendig und wahr, als die Lebensherrschaft der großen Häuptlinge des Landes. Ein politischer Einfluß und politische Macht kommt in ganz Syrien nur den Drusen und Maroniten zu, welche sich mit den Paschas darum streiten; letztere herrschen ziemlich ruhig in den Städten, sind aber unmächtig in der Wüste wie im Gebirg; die christlichen Einwohner sind zu entnervt und schwach, die Mutualis und Ansaries zu wenig zahlreich, um schwer in der Wagschale wiegen zu können. So bleiben nur die Drusen und Maroniten übrig.

Die erstern waren lange Zeit im unbestrittenen Besitz der Oberherrschaft des Gebirgs, und da die türkischen Paschas nicht sehr versucht waren mit ihnen anzubinden, so belustigten sie sich mit innern Fehden, welche die unvermeidliche Folge hatten, ihre Zahl zu schwächen, während die Maroniten in friedlicher Beschäftigung zahlreich heranwuchsen. Aus der Provinz Kasrauan, welche ihr eigentlicher Heimathsitz ist, und wo sie fast ohne Mischung noch jetzt leben, breiteten sie sich westlich in die Berge um Beirut, östlich und südöstlich in die Districte von El Kata, Soleima und El Gharb aus, und die wichtige Stadt Deir el Kamar ist eben so gut maronitisch als drusisch. Die Maroniten traten hier zuerst durchaus als dienende Classe unter den herrschenden Drusen auf, welche sie um ihres Fleißes und ihrer Friedfertigkeit willen liebten, und gerne ihnen ihre Felder verpachteten. Dieß konnte nicht indeß verfehlen, eine gänzliche Umwandlung in dem Zustande des Gebirgs herbeizuführen. Hier, wie allenthalben war die Umwälzung in der Sache schon vor sich gegangen, und der Thatbestand wollte sich allmählich geltend machen. Das Werkzeug hiezu wurde der wohlbekannte Emir Beschir, aus der Familie Schahab, die schon vor mehrern Jahrhunderten sich aus Mecca in den Libanon übersiedelt, und nach dem Aussterben der Familie Maan gegen Ende des 17ten Jahrhunderts den Rang eines Fürsten des Gebirgs erworben hatte.

Dieser Rang wollte indeß bei der großen Macht der Drusenhäuptlinge sehr wenig besagen, bis die Zeit kam, wo die durch ihre ewigen Fehden geschwächten Drusen der Schlauheit des Emir Beschir erliegen sollten. Allmählich hatten sich die Maroniten nicht bloß über einen großen Theil des Gebirges ausgebreitet, sondern bildeten auch einen bedeutenden Theil der christlichen Städtebevölkerung, welche jedoch keineswegs geneigt war, sich als von ihrem Stamme losgezählt zu betrachten, denn der Schutz der Fürsten des Gebirges war gegen die Erpressungen der Localbeamten von nicht geringer Bedeutung, und wurde um so gewisser geleistet und anerkannt, als auch die türkischen Behörden nicht selten ihrerseits den Beistand der Gebirgshäuptlinge, namentlich der Fürsten, bedurften um sich gegen den meuterischen Geist der mohammedanischen Unterthanen zu behaupten. Macht und Einfluß der Fürsten stieg also mit der Zahl der Maroniten bedeutend, und dieß erklärt den seltsamen Schritt, welchen Emir Beschir im Anfang dieses Jahrhunderts that, den Islam zu verlassen und zum Christenthum überzutreten.

Die Zeit, wo die Maroniten, dankbar für den Schutz, welchen die Drusen ihnen gewährten, stets vereint mit ihnen und unter ihrer Leitung die Freiheit des Gebirges vertheidigten, so oft die türkischen Paschas sie bedrohten, war längst vorüber, als die Franzosen ihren Zug nach Aegypten und von da nach Syrien unternahmen. Angesichts dieses großen Ereignisses das den Zustand des ganzen Landes von Grund aus verändern konnte, stellten beide Theile ihre Fehden ein und erwarteten mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausgang dieses großen Kampfes. Aber die Maroniten, seit langer Zeit, erwiesenermaßen schon seit Heinrich IV, unter dem Schutze Frankreichs, das in dringenden Fällen seine Fürsprache und seinen Einfluß für sie verwandte, zeigten sich den anrückenden Franzosen auffallend günstig, führten ihnen Lebensmittel zu, und fanden sich sogar in ihrem Lager ein, um an manchen Arbeiten mitzuhelfen. Als das Glück der Franzosen vor St. Jean d'Acre scheiterte und sie ihren Rückzug antreten mußten, waren die Maroniten der ganzen Rache der Türken und Drusen ausgesetzt und griffen endlich verzweiflungsvoll zu den Waffen. Das Glück begünstigte sie und nun trat der Fürst des Gebirges Emir Beschir, der sie als Moslem nach dem Abzug der Franzosen grausam verfolgt hatte, selbst zu ihnen über und wurde Christ. Dieser Entschluß läßt sich einfach aus dem Interesse dieses Mannes erklären: so lange die Aristokratie der Drusenhäuptlinge in ihrer ganzen Macht bestand, hatte sein Fürstentitel wenig zu besagen; war aber Aussicht vorhanden, die Aristokratie der Drusenhäuptlinge zu brechen, so wurde er unumschränkter Herr; das Verhältniß war dasselbe wie im europäischen Mittelalter, wo die Fürsten sich der Communen gegen den Feudaladel bedienten. Die Maroniten hatten durch ihre kräftige Vertheidigung gezeigt, daß sie nicht mehr ganz zu unterdrücken seyen, und Emir Beschir erkannte nun die Möglichkeit, durch einen Bund mit ihnen die Macht der Drusenhäuptlinge zu brechen. Das Bedürfniß des Aneinanderschließens war gegenseitig, da er ohne den Beistand der Maroniten die Drusen nicht bändigen und die Maroniten ohne seinen Beistand sich der Plackereien der Drusen nicht erwehren konnten. Von diesem Bündniß, das in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fiel, datiren die neuen Verhältnisse des Libanon, welche nicht ohne Einwirkung auf die Schicksale des ganzen Landes bleiben konnten.

Von jetzt an sehen wir den Emir Beschir dieselbe Rolle spielen, wie die europäischen Fürsten in der zweiten Hälfte des Mittelalters: gestützt auf die Mehrzahl des Volks, d. h. die Maroniten, bricht er die Macht der Drusen, deren große Familien, Reslam, Belemma, Dschanbulat, Abu Neked, Amad oder Yesbeki, Talhuk und Abdelmalek die Aristokratie des Landes repräsentirten, und bisher sich oft bekämpft hatten. An ihrer Spi[illegible] stand im Anfang dieses Jahrhunderts ein äußerst gewandter Mann Scheich Beschir Dschanbulat, dessen Lage und Verhältnisse Burkhardt im Jahre 1811 also schildert: „Die Dschanbulat haben jetzt die Oberhand; ihr Häuptling, El Scheich Beschir, ist der reichste und listigste Mann im Gebirge; außerdem daß er ein sehr bedeutendes persönliches Vermögen besitzt, so wird keine wichtige Angelegenheit entschieden, ohne daß man sich um seine Theilnahme bewirbt und dafür gebührend zahlt. Sein jährliches Einkommen beläuft sich auf etwa 2000 Beutel; *) Die ganze Provinz Schuf steht unter seinen Befehlen, und er ist auch mit allen Drusen, die hier Ländereien besitzen, in Verbindung. Der größere Theil des Districts von Dschesin ist sein eigenes Besitzthum und er erlaubt niemand sich in diesen Gegenden anzukaufen, während er jährlich seine Güter vermehrt, und so seine Macht verstärkt. Der Emir Beschir kann nichts Wichtiges ohne die Einstimmung des Scheich Beschir unternehmen, mit dem er alle Steuern, die er von den Gebirgsbewohnern erpreßt, theilen muß." Indeß war Emir Beschir noch schlauer als Scheich Beschir; er verband sich mit dem Pascha von St. Jean d'Acre, um die Dschanbulat, deren Uebergewicht dem Pascha weit gefährlicher schien als das der Maroniten, zu stürzen. Scheich Beschir erkannte die Gefahr, begann darum selbst den Krieg, ward aber geschlagen, mußte nach dem Hauran fliehen und fiel dort in die Hände des Pascha von Acre, der ihn enthaupten ließ.

Aus jener Zeit datiren die verwirrten Besitzverhältnisse im Libanon: Emir Beschir zog einen bedeutenden Theil der Güter des Scheich Beschir so wie mehrerer anderer Drusenhäuptlinge, welche zu verschiedenen Zeiten das Panier der Empörung gegen ihn aufpflanzten, ein, und diese Güter gingen oft in die zweite, dritte Hand über, während die beraubten Drusenhäuptlinge ihre Ansprüche daran nicht aufgaben. Inzwischen war Emir Beschir klug genug, nicht alle die großen Familien der Drusen gegen sich aufzubringen: er hatte die Emire von Meten (die große Familie Belemma) schon früher bewogen, gleichfalls das Christenthum anzunehmen, die Talhuk und Abdelmalek wurden nach Scheich Beschirs Sturz durch Ueberlassung von Gütern versöhnt, einer angesehenen Familie, den Hamadi, wurde in der früher von Scheich Beschir fast unbeschränkt beherrschten Provinz Schuf das Scheichenamt zu Theil und so hatte der Fürst des Gebirgs seinen Zweck, eine allgemeine Herrschaft im Gebirg, durch Hebung der Maroniten und Niederdrückung der Drusen erreicht. Niemand störte ihn in seinem Treiben und alles ging seinen gewöhnlichen Gang bis zu der ägyptischen Eroberung Syriens im J. 1832. Emir Beschir erklärte sich für den, welchen er für den stärksten hielt, d. h. für Mehemed Ali, und eben darum neigten sich die noch übrigen Drusenhäuptlinge auf die Seite des Sultans.

Der alte Emir Beschir war mit Mehemed Ali seit Jahren in geheimer Verbindung gestanden, natürlich nur in der Absicht, die Macht und den Einfluß des letztern dahin zu benützen, sich selbst eine völlig unabhängige Stellung im Gebirg zu verschaffen, da er nicht hoffen konnte, seine Macht auch über das syrische Flachland auszudehnen. Dieß Flachland, namentlich die moslemitische Bevölkerung in den Städten wie Damaskus und Aleppo, sollten die Aegyptier beherrschen, ihm aber, dem Fürsten des Gebirgs, die Herrschaft im Gebirg und dadurch ein großer Einfluß im ganzen Lande bleiben.

*) Damals etwa 600,000 fl.

Daß letzteres nicht Mehemed Ali's Absicht war, und bei seinem centralisirenden Verwaltungssystem auch nicht seyn konnte, liegt auf offener Hand, und Emir Beschir machte sich wohl auch über die Gelüste Mehemed Ali's keine Illusionen, aber er mochte der Ansicht seyn, daß letzterer bei seiner prekären Stellung immer den Beistand des Gebirgs nöthig haben werde, und somit unterstützte er eifrig die ägyptischen Plane. In Syrien herrschte damals eine furchtbare Verwirrung, das Ansehen der Pforte war fast vernichtet, und abgesehen davon, daß Palestina, eben so wie die Städte Tripoli, Damaskus und Aleppo ungemein schwürig waren, trotzte ihr auch der Pascha von St. Jean d'Acre ganz offen. Das Reich, durch die kaum vernarbte Wunde des griechischen Aufstandes, durch den russischen Krieg und die drohenden Bewegungen in Albanien aufs tiefste erschüttert, ging einer Katastrophe mit raschen Schritten entgegen, aber der Großwessier Reschid Mehemed Pascha machte dem Aufstand in Albanien ein blutiges Ende, und rüstete sich nun gegen den Rebellen Mehemed Ali, um auch an der Südgränze des Reiches den Aufstand zu unterdrücken; Mehemed Ali aber kam ihm zuvor und rückte im Einverständniß mit Emir Beschir in Syrien ein. Ibrahims Marsch war mehr ein Triumph- als ein Siegeszug, Emir Beschir und seine Söhne bahnten ihm mit den Maroniten und Drusen unter ihrem Befehl den Weg, und Ibrahim, durch den wirksamen Beistand dieser Verbündeten über seinen Rücken sicher, drang furchtlos in Kleinasien vor, bis die Ankunft des russischen Hülfscorps und die Dazwischenkunft der europäischen Diplomatie seinem Lauf ein Ziel setzte. Syrien mit dem District von Adana, der seine militärische Vormauer bildet, ward an Mehemed Ali abgetreten. Jetzt war Emir Beschir fürs erste der Betrogene, denn statt der Stelle eines unabhängigen Fürsten des Gebirgs sollte er nun die eines unterwürfigen Vasallen Mehemed Ali's spielen, und er mußte es für den Augenblick thun, wenn er sich nicht seine alten Drusenfeinde und Ibrahim Pascha zu gleicher Zeit auf den Hals laden wollte. Diese seine gezwungene, unnatürliche Stellung führte die hauptsächlich bei dieser Angelegenheit betheiligten Mächte Europa's zu argen Mißgriffen, welche großentheils Schuld an dem jetzigen verwirrten Zustande des Landes sind. England betrachtete den Emir Beschir als Feind, und begriff nicht, daß sein Vortheil es mit sich brachte, das Gebirge von der ägyptischen Herrschaft frei zu halten. Frankreich aber, in Centralisationsansichten befangen, unterstützte, trotz der dringenden Vorstellungen des französischen Consuls in Beyrut, Hrn. Bourrée, die Verwaltungsplane Ibrahims, die auf gänzliche Unterwerfung des Gebirgsvolks unter ägyptische Beamte abzweckte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in China.

Seit den in der jüngsten Zeit mit China angeknüpften Handelsverbindungen, so wie durch die in jenem Land befindliche französische Gesandtschaft erhalten wir mit jedem aus China kommenden Schiff werthvolle und interessante Berichte, welche viel dazu beitragen, dieses sonderbare Land und seine Bewohner und Sitten genauer kennen zu lernen. Nachfolgende Mittheilungen, die wir größtentheils aus Briefen von Personen, die der französischen Gesandtschaft in China beigegeben sind, entnehmen, geben einigen Aufschluß über den vielbesprochenen Kindermord in China, so wie über die Verhältnisse der chinesischen Frauen.

Es ist eine nun nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache, daß Eltern, die schon eine zahlreiche Nachkommenschaft besitzen und nicht in sehr glänzenden Verhältnissen sind, die zuletztgebornen Kinder dem Untergang weihen, indem sie solche in das Meer oder in einen Fluß werfen, oder auch auf dem Feld oder in den Straßen aussetzen, im letztern Fall finden diese unglücklichen Geschöpfe bisweilen einen Retter, der sich ihrer erbarmt. In der Regel sind es jedoch nur Kinder weiblichen Geschlechts, die man auf diese Weise opfert; der Grund, den die grausamen Eltern deßhalb angeben, ist, daß es den Mädchen an Kraft und Intelligenz mangelt, um sich, wenn sie erwachsen sind, ihren Lebensunterhalt verschaffen zu können. Indessen haben doch diese Kindermorde in der neuern Zeit abgenommen, was man größtentheils dem Christenthum und dessen muthigen Verbreitern zu verdanken hat.

Die Missionäre, die, unter unsäglichen Gefahren und gegen Hindernisse aller Art kämpfend, nach China kommen, um daselbst das heilige Kreuz aufzupflanzen und das Evangelium zu lehren, thun ihr möglichstes, um dem Kindermord entgegenzuarbeiten und ihn, so viel es an ihnen liegt, zu verhindern. Wo sie solcher unglücklichen Geschöpfe habhaft werden können, bemächtigen sie sich derselben, um sie zu guten Christinnen zu erziehen. Da es aber unmöglich ist, daß diese Apostel des Glaubens, so groß ihre Barmherzigkeit und Hingebung auch seyn mag, diese Tausende unglücklicher, bei ihrer Geburt schon zum Tode verurtheilter Geschöpfe aus ihren eigenen Mitteln retten und erhalten können, so haben sie, um diese schwierige Aufgabe mit besserem Erfolg zu lösen, die ganze Christenheit aufgefordert Theil daran zu nehmen, und zu diesem Zweck das Institut: „der Verein der Barmherzigkeit der heiligen Kindheit," gestiftet.

Die Frauen in China sind zu einer fast völligen Nichtigkeit verurtheilt. Der Gebrauch, die Kinder weiblichen Geschlechts auszusetzen, soll sich, wie man behauptet, von der Regierung des Kaisers Schi-hoang-ki, dem Gründer der Dynastie der Tsin, herschreiben. Dieser war ein grausamer und hochmüthiger Tyrann und wollte mit Gewalt alte dem Volk theure Gebräuche und Gewohnheiten, auf die es von uralten Zeiten eifersüchtig war, abschaffen. Er ließ, um diesen Zweck besser zu erreichen, alle alten Bücher, deren er habhaft werden konnte, verbrennen, ebenso eine große Zahl Gelehrter und Schriftsteller, welche die herkömmlichen Gebräuche des Landes genau kannten und ihm zum Trotz in ihren Jahrbüchern bewahren und aufzeichnen wollten, sie mußten alle den Scheiterhaufen besteigen. So fanden unter der Regierung dieses Wütherichs die Rechte der Nation sammt denen, die sie vertheidigen und erhalten wollten, ihren Untergang. Schi-hoang-ti bemächtigte sich der meisten Güter des Reichs, die er den rechtmäßigen Besitzern entzog und nach Willkür verschenkte. Da diese Vertriebenen in so großer Anzahl waren, daß sie dem Tyrannen Furcht einflößten, so sandte er sie unter guter Bedeckung an die äußersten Gränzen des Reichs, um daselbst bei der Erbauung der großen Mauer als Handlanger zu arbeiten, so wie an den Siegesmonumenten, die er sich selbst errichten

ließ und die er unverwüstlich glaubte, von denen aber schon lange keine Spur mehr vorhanden ist. — Diese gewaltsamen Austreibungen führten eine große Hungersnoth herbei, und nöthigten die Eltern, diejenigen ihrer Kinder zu verlassen, die sie nicht mehr zu ernähren im Stande waren. Der Kindermord nahm hierauf in Folge verheerender Kriege und großer Ueberschwemmungen, die gewöhnlichen Ursachen des öffentlichen Elends, zu und hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Er ist jetzt noch so häufig, daß man in Peking jeden Morgen ein Dutzend ausgesetzter Kinder in den Straßen findet.

Schi-hoang-ti's Sohn, der seinem Vater in der Regierung gefolgt war, verlor schon nach wenig Jahren der Regierung Thron und Leben, und so hatte die Dynastie, die jener Tyrann für die Ewigkeit gegründet zu haben glaubte, ein baldiges Ende erreicht. Die Familie, die ihr in der Herrschaft über China folgte, ließ alle Trophäen, die Schi-hoang-ti mit so großem Aufwand hatte errichten lassen, zerstören, und indem sein Name den Verwünschungen des Volks preisgegeben wurde, sammelte man die alten Bücher, die dem Feuer entgangen waren, um Abschriften derselben in dem ganzen Reich zu verbreiten.

Einer der Grundzüge des Charakters der Chinesen ist gränzenlose Heuchelei. Um den abscheulichen Kindermord zu beschönigen und zu entschuldigen, haben sie sich bemüht, ihn sogar als die Wohlthat einer väterlich gesinnten Verwaltung darzustellen, als eine vortreffliche Maaßregel politischer Oekonomie zu preisen, indem sie sagten, daß die Producte des Bodens bei weitem nicht hinreichten, alle Bewohner des himmlischen Reichs zu ernähren. Es ist aber erwiesen, daß dieses System, welches eine Uebervölkerung verhüten oder vielmehr eine Entvölkerung bewirken soll, nichts weniger als genügend ist, um zu verhindern, daß man nicht täglich auf offener Straße unzähligen Unglücklichen begegnet, welche durch Hunger und Elend erschöpft niederfallen, ohne daß sich jemand ihrer annähme.

Indessen ist dieser Kindermord dennoch sowohl durch die Gesetze als durch die heiligen Bücher verboten und erreicht auch nur, wie wir schon bemerkten, das weibliche Geschlecht, indem man bei den Knaben voraussetzt, daß sie durch die Superiorität ihrer Intelligenz immer in Stand gesetzt seyen, sich nicht nur eine anständige Existenz zu schaffen, sondern daß sie vielleicht als Belohnung für die Kosten, die sie der Familie verursachen, durch ihre Talente und Verdienste dereinst deren Glück und Wohlstand machen können. Dieserhalb wird in China die Geburt eines Sohnes mit großen Freudenbezeigungen und Feierlichkeiten begrüßt, während die eines Mädchens eben so große Klagen und Traurigkeit veranlaßt. Der Knabe wird immer hoch in Ehren gehalten, während man mit Unwillen und Verachtung auf die Mädchen herabsieht.

In einem Buch, das Volksgesänge enthält und den Titel: Schi-king führt, heißt es in einem der in demselben enthaltenen Lieder:

„Ist ein Sohn geboren, so schlummert er sanft in seinem Bett. Man kleidet ihn prächtig, man gibt ihm einen Scepter zum Spielwerk, und weint er, so ist das ganze Haus in Kummer, denn er ist ja der Fürst des Hauses, und man kleidet ihn, als dessen erhabenes Haupt, in Purpur.

„Ist eine Tochter geboren, so schläft die ganze Erde, man wickelt sie in Lumpen, man gibt ihr Ziegelsteine zum Spielwerk. Sie ist unfähig Gutes zu wirken, so wie sie unfähig ist Böses zu thun. Ihr Amt besteht in der Zubereitung der Speisen. Sie macht ihren Eltern weder Freude noch Unruhe."

Den armen Chinesinnen wird also alles, Lust wie Schmerz und Gefühl, versagt. Als Kinder müssen die jungen Mädchen aller Liebkosungen der Eltern, die sie nur den Söhnen zuwenden, entbehren. Als Jungfrauen entbehren sie aller Mittel und Beschäftigungen, welche die Seele erheben und den Geist ausbilden, und sie sind folglich aller edlern und höhern Gefühle und Empfindungen unfähig. Dennoch verleiht ihnen diese fast thierische Erziehung manche schöne weibliche Tugend, namentlich Bescheidenheit und Selbstverläugnung. An Demuth und Unterwerfung gewöhnt, aller geistigen Eigenschaften beraubt, mit denen man in der Welt glänzt, so wie durch die geringe Achtung, die man ihnen erzeigt, sind sie selbst zu dem festen Glauben gekommen, daß ein weibliches Wesen nur ein sehr untergeordnetes Geschöpf und von dem Himmel dazu bestimmt sey, sich in alle Launen der Männer zu fügen, sie mit übermenschlicher Geduld zu ertragen, und daß ihr ganzer Ruhm und ihre Ehre darin bestehe, ihre in China eben nicht sehr mühsamen häuslichen Pflichten zu erfüllen.

In dem oben angeführten chinesischen Liederbuch wird die Verachtung der Weiber noch durch folgende sonderbare Stelle erklärt. Es heißt bei derselben:

„Thun sie Gutes, so ist es nicht ein Weib; thut sie Böses, so ist es wieder nicht das Weib, denn sie besitzt weder Laster noch Tugenden. Eine sklavische Unterwürfigkeit ist ihr höchstes Verdienst und verleiht ihr allein einigen Werth. Die Stelle des Mannes ist mitten im Getümmel der Welt, die des Weibes ist im Innern des Hauses. Beide müssen in dem Kreis verbleiben, welchen ihnen der Herr des Himmels angewiesen hat, und dann wird die natürliche Ordnung der Dinge bestehen."

In allen chinesischen Büchern, die über dieses Thema handeln, ist es eine angenommene und festgestellte Thatsache, daß man unmöglich die Superiorität des Mannes über die Frau bestreiten oder bezweifeln kann. Es heißt unter andern in einem derselben: „Die Knaben schlafen in einem Bett, weil sie Wesen einer höhern Natur sind. Die Mädchen schlafen auf der Erde, weil sie nur untergeordnete Geschöpfe sind!“ An einer andern Stelle heißt es: „Das Weib wird nur geboren, um dem Mann zu dienen; sie soll mit ihm leben und mit ihm sterben.“

Stirbt der Mann, so gibt man der ihn überlebenden Frau die Benennung: Wei-wang-jin, was so viel sagen will, als eine Person, die noch nicht ganz todt ist. Man will wohl damit sagen, daß eine Wittwe auf Erden auf nichts mehr als ein sanftes Ende hoffen soll, und sich wieder zu verheurathen würde ihr die größte Schande bringen. — In einem der heiligen chinesischen Bücher, dem I-king, heißt es: „Das himmlische Princip hat den Mann, das irdische Princip die Frau gebildet,“ und in Folge dieser Worte haben die chinesischen Philosophen den Ausspruch gethan: „Der Mann ist über das Weib eben so erhaben, wie der Himmel über die Erde, denn der Himmel ist männlich und die Erde ist weiblich!“

(Fortsetzung folgt.)

Taubenpost zwischen Neuilly und dem Schloß von Brüssel. Die Zeitungen haben bereits dieses Verkehrs erwähnt. Der Voleur vom 20 Junius bemerkt, daß die Taubenschläge sehr zahlreich seyen und die Nachrichten mit einer unglaublichen Schnelligkeit hin und her tragen. Eine dieser Tauben, der Herzog von Alba genannt, soll den Weg schon 45mal gemacht haben, und zwar im Durchschnitt in 3 Stunden 25 Minuten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1845.

Fahrt auf dem Missisippi.

(Chapman's travels thr. the united states.)

Ungeheure Krokodile schlafen auf den Baumstämmen, welche in den Wogen des Stromes umhertreiben; in einer seeähnlichen Breite wälzt der Riesenstrom seine ungeheuren Fluthen durch Einöden, welche nur von wilden Indianern durchstreift werden. Alle Reisenden haben die Bemerkung gemacht, daß es der Gegend, durch welche der Missisippi strömt, an Schönheit und Mannichfaltigkeit fehle. Diese Bemerkung ist ganz richtig. Die Einbildungskraft wird jedoch während der Reise auf eine auffallende Weise beschäftigt. Felsen und Berge würden die Erhabenheit des Anblicks dieses Stromes nicht vermehren, und wenn man auch Berge auf Berge thürmen könnte, so würde doch der Eindruck, den dieser Strom auf das Gemüth des Beschauers macht, und der einzig in seiner Art genannt werden kann, nicht verändert werden. Der Missisippi erregt durch seinen Anblick auf dem langen Laufe tiefe Schwermuth; ich habe die Alpen und die Apenninen durchwandert, aber nirgends machte die Natur einen so mächtigen Eindruck auf mich, als während dieser Reise durch die unbewohnten Urwälder von Amerika. Wir naherten uns schnell einem südlicheren Himmelsstriche; unser Dampfschiff glich einem verzauberten Ungethüm, welches von dem Feuer, das in seinem Innern brannte, über die unendlichen Wälder einen dichten Rauch verbreitete. Ich kann mich keiner ähnlichen Stimmung erinnern. Alle Unterhaltung mit meinen Reisegefährten wurde mir zuwider und ich versank in ein träumerisches Nachdenken. Gegen Abend begab ich mich auf das Verdeck und wandte meine Augen bald gen Himmel, bald ließ ich sie über die Wälder und Gewässer schweifen; dabei herrschte die tiefste Stille, welche durch das Stöhnen der Dampfmaschine und das Plätschern der Räder nur noch auffallender wurde. Ich fühlte nie eine angenehmere Empfindung, der beste Scherz hätte mir in einem solchen Moment nicht einmal ein Lächeln abgewinnen können.

Die Veränderungen, die im Strombette des Missisippi jährlich entstehen, sind sehr bedeutend. Große Eilande entstehen und werden von den Gewässern wieder verschlungen. Die Steuerleute entdecken große Sandbänke an Stellen, wo vorher eine bedeutende Tiefe stattfand. Grundstücke von großem Umfang werden zuweilen von einem Ufer an das andere versetzt. Ungeheure Massen von Schlamm reißt der Strom mit sich fort bei dem Steigen des Wassers, und ungeheure Massen von entwurzelten Bäumen schwimmen auf der Oberfläche desselben: an solchen Stellen fließt das Wasser ruhiger, der Schlamm hat Zeit sich abzulagern und die Anlage von sehr fruchtbaren Grundstücken ist die Folge der ewig schaffenden Naturkräfte. Ich fragte eines Tages nach dem Namen einer sehr schönen Insel, die ich vor mir liegen sah; man sagte mir, die Landkarten hätten ihr bereits eine Menge Namen gegeben, es seyen aber seit zehn Jahren so viele Veränderungen im Strombette vorgefallen, daß eine neue genaue Aufnahme des Stromes täglich dringender werde.

Wir erreichten Natchez, eine ziemlich bedeutende Stadt im Staate Missisippi; da wir uns nur eine Stunde aufhielten, hatte ich keine Zeit den oberen Theil der Stadt zu besuchen; die Reisenden machten mir keine günstige Beschreibung davon, die Sitten seyen hier verderbter als irgendwo. Das Benehmen der Leute, die sich in den Wirthshäusern der untern Stadt herumtreiben, überzeugte mich bald, daß die Angaben meiner Gefährten nicht übertrieben seyen. Muthwillige Männer und Dirnen beschäftigten sich hier mit Tanzen und Trinken, und führten dabei die unanständigsten Reden.

Auf der ganzen Reise war mir nichts auffallender als der schnelle Uebergang aus einem gemäßigten Erdstriche in einen heißen. Es waren kaum zehn Tage verflossen, daß ich Gebirge verließ, die tiefer Schnee noch unzugänglich machte, von dem Nahen des Frühlings konnte man noch keine Spur entdecken, und nun war ich in dem Lande des Zuckerrohrs! Die allmählichen Fortschritte dieses Uebergangs waren wirklich bewundernswerth. In den ersten zwei Tagen unserer Reise bemerkte ich weder Blätter noch Knospen; den dritten Tag konnte man Zeichen von Leben auf einigen kräftigen Baumgattungen wahrnehmen; die Zahl nahm immer zu, je mehr wir uns dem Süden näherten, sobald wir über Memphis hin-

aus waren, fing die ganze Natur an sich zu beleben. Die Bäume auf den Höhen waren schon mit dichtem Laub bedeckt und eine Menge blühender Sträuche bildeten das Unterholz. Wie wir weiter kamen, war das ganze Land mit dem frischesten Grün überzogen; der Sommer war da und mit ihm eine drückende Hitze.

Die Drusen und Maroniten.

(Fortsetzung.)

Der geheime aber darum nicht minder thätige Krieg zwischen Emir Beschir und Ibrahim führte, in Verbindung mit den allgemeinen Schwierigkeiten, welche die Behauptung eines neu eroberten Landes darbietet, den Sturz des letztern viel sicherer als die europäischen Kanonen herbei. Der Emir Beschir zog allmählich unter dem Vorwand, daß die Eroberung jetzt gesichert, die Ruhe hergestellt und der Friede gesichert sey, seine Truppen aus den Städten zurück, die er im Namen Ibrahims besetzt hatte und in Unterwürfigkeit hielt; nun reichte aber die ägyptische Armee allein nicht aus das ganze Land und die Städte zu besetzen, und so fanden die Einflüsterungen der Pforten-Agenten so wie der bei dem Sturze Ibrahims betheiligten Engländer und Russen bereitwilliges Gehör. In Palästina gährte es am schlimmsten; die Einwohner von Nablus standen auf, schlugen die ägyptischen Truppen, und nahmen sogar für eine Zeit lang Ibrahim selbst gefangen, der sich nur durch augenblickliche Nachgiebigkeit wieder frei machen konnte. Damaskus, dessen fanatische Bevölkerung über die Toleranz Ibrahims und die Bevorzugung, welche er den Christen angedeihen ließ, erbittert war, durfte in keiner Weise entblößt werden. So im Gedränge verfiel Ibrahim, wahrscheinlich durch Soliman Bey (Selves) dazu aufgemuntert, auf eine Conscription in europäischem Sinne, um die Zahl der Truppen zu vermehren und das Land desto besser im Zaum zu halten. Diese Maaßregel empörte die moslemitischen Bevölkerungen, die allein davon betroffen wurden, aufs äußerste, ohne deßhalb auf die Christen einen sonderlich guten Eindruck zu machen, denn zur Ausgleichung sollten diese höhere Abgaben zahlen, um die ausgehobenen Truppen bezahlen zu können.

Von nun an begannen die Streitigkeiten, die Widersetzlichkeit war allgemein, und wenn es auch an einigen Orten gelang die Aufstände zu unterdrücken, so mußte an andern, z. B. im District Akkar gegen die Mutualis nachgegeben werden. Die Ansaries, eifersüchtig auf die Vorrechte, welche ihre Nachbarn erhalten hatten, folgten ihrem Beispiel; der Aufstand breitete sich nach dem Taurus hin aus, während die Mutualis im Hauran, verbunden mit den dortigen Drusen, einmal um das andere sich empörten, und bei der Leichtigkeit, sich nach Süden oder Osten in die Wüste zu flüchten, auch nie völlig unterdrückt werden konnten. *) Zu allem dem kamen die Ausschweifungen der ägyptischen Truppen, wo sie Sieger blieben, die Stockung des Handels, die Einführung des ägyptischen Monopols, lauter Dinge, welche die neue Herrschaft fast überall moralisch untergruben, auch da wo sie noch durch Uebermacht sich behauptete. Es leidet kaum einen Zweifel, daß es unter diesen Umständen dem alten Emir Beschir nicht schwer geworden wäre Ibrahim den Todesstoß beizubringen, und England, das allmählich über dessen wahre Stellung ins Klare gekommen war, suchte ihn auch durch den Dragoman Wood, der als Katholik leichter bei den Maroniten Eingang fand, zu sondiren, und wo möglich zu einer Erklärung gegen Ibrahim zu bewegen. Aber der alte Fürst blieb undurchdringlich, sprach nur von Kiutahia und den durch Europa garantirten Verträgen, und schickte mehr als einmal dem in großer Noth befindlichen Ibrahim wirksame Hülfe. Dieß Benehmen läßt sich nur durch zwei Gründe erklären: erstens daß er bei dem ersten entschieden feindlichen Schritt aus dem Wege geräumt zu werden fürchtete, und zweitens, daß er, Ibrahims Fall voraussehend, in der Zwischenzeit noch seine alten Feinde, die Drusen, zu schwächen suchte, welche, wenn des Sultans Herrschaft wieder hergestellt wurde, aufs neue das Uebergewicht erlangen konnten. Dieser letztere Grund scheint ziemlich erwiesen durch den Umstand, daß die Drusen von diesem Augenblick an eine größere Erbitterung gegen die Maroniten zeigten als seit langer Zeit.

Indeß waren ihre Häupter, von jeher durch politische Schlauheit ausgezeichnet, keineswegs geneigt ihrem Hasse plötzlich durch einen gewaltsamen Ausbruch Luft zu machen; sie erkannten besser als irgend jemand die graue Klugheit des Emirs, hielten sich trotz aller Bemühungen der fremden, namentlich englischen Agenten ruhig, und warteten mit dem Fürsten den Gang der Ereignisse ab. Mehemed Ali durchschaute endlich, vielleicht von den Drusen in Kenntniß gesetzt, die Absichten des „Alten vom Berge." Wäre er, wie er sich stellte, wirklich der Freund Ibrahims gewesen, so hätte er mit bedeutender Truppenmacht ihn unterstützt und zum mindesten die Städte und das nördliche Gebirge behaupten helfen, allein er verhielt sich völlig leidend, selbst nach der Schlacht von Nezib, welche trotz allen Lärms, den sie machte, Ibrahims Stellung in Syrien nicht wesentlich bessern konnte, außer wenn Emir Beschir ihn nicht mit aller Macht unterstützte. *) Augenscheinlich wollte er also den Ausgang ab-

*) In dem so unzugänglichen Hauran, wo namentlich die Drusen einen verzweifelten Widerstand gegen die Aegyptier fortführten, sollen nach und nach gegen 15,000 Mann ägyptischer Truppen ihren Tod gefunden haben.

*) Er ließ sich durch die indirecten Drohungen Mehemed Ali's so wenig als durch die offenen Ibrahims aus der Fassung bringen. Mehemed Ali berief die drei Söhne des auf Emir Beschirs Veranstaltung zu St. Jean d'Acre enthaupteten Scheich Beschir zu sich, stellte ihnen die Rückkehr in den Libanon und die Wiedergewinnung der großen confiscirten Güter ihres Vaters in Aussicht, und wies auf Emir Beschir als ihren Todfeind hin. Diese Söhne Scheich Beschirs heißen Naman, Said und Ismael Dschanbulat, waren nach dem Tode ihres Vaters in der Türkei herumgewandert, und hatten von einer allmählich verminderten Pension der Pforte bald in Salonichi und Konstantinopel, bald in Brussa oder Smyrna gelebt. Nachher berief sie Mehemed Ali, und erklärte ihnen, er würde denjenigen zum Fürsten des Gebirgs erheben, welcher sich am meisten in seinem Dienst auszeichnen werde.

warten und darnach seine Maaßregeln ergreifen. Seinem Beispiel folgte, einige Bewegungen der Ansaries abgerechnet, das ganze Gebirge und in Folge dessen auch das übrige Syrien.

Die Haltung des alten Fürsten wäre vollkommen richtig, d. h. seinem persönlichen Interesse gemäß gewesen, wenn auch dießmal die europäischen Mächte sich auf diplomatische Einreden beschränkt hätten; allein England, dem alles daran lag Ibrahim Pascha aus Syrien zu vertreiben, setzte alle Hebel in Thätigkeit. Ibrahim Pascha, voll Zuversicht auf seinen Sieg bei Nezib, begann sein drückendes System von neuem, legte unerschwingliche Lasten auf, stellte die Conscription wieder her, und schickte sich an die Gebirge zu entwaffnen. Von nun an hatten die Agenten Rußlands und Englands gewonnenes Spiel, ihre Aufreizungen fanden jetzt allenthalben Eingang, während der Einfluß Frankreichs, welches in seiner Verblendung nichts that, um die Maaßregeln Ibrahims zu mildern, nothwendig sinken mußte, weil es nicht schwer war, dem Volk begreiflich zu machen, daß Frankreich, welches mit Mehemed Ali im engsten Bündniß stehe, selbst zu diesen Maaßregeln rathe. Im Mai 1840 erließ Ibrahim den förmlichen Befehl, den Libanon zu entwaffnen, und jetzt war die Stunde gekommen, wo Emir Beschir sich erklären mußte, entweder für Ibrahim, um mit diesem zu stehen und zu fallen, oder gegen diesen, um ihm den Todesstoß zu geben. Statt einen solchen entscheidenden Schritt zu thun, zögerte er immer noch *) und suchte die erbitterten Scheichs und Emirs Ibrahim gegenüber zu compromittiren, während er auf der andern Seite selbst den Aufstand heimlich nährte. Dieß schändliche Doppelspiel brachte ihm Verderben, denn Mehemed Ali strengte jetzt alle seine Kräfte an, schickte frische Truppen zu Wasser und zu Lande nach Syrien, und Soliman Pascha, der einige Drusenhäuptlinge für die ägyptische Sache gewonnen hatte, drang keck ins Gebirg ein, bezeichnete seinen Weg mit Mord und Brand, und gelangte so in den Hauptsitz der Macht des Emirs, nach Deir El Kamar, wo ihn Emir Beschir aufs beste aufnahm und nun selbst zur Entwaffnung des Gebirgs mitwirken mußte. Dieß dauerte nicht lange, denn jetzt kamen die Engländer, beschossen Beirut, setzten einige Truppen, Engländer und Deutsche, nebst einer Anzahl europäisch exercirter Türken ans Land, und nun wich nicht nur Soliman zurück, da der Aufstand unter dem Gebirgsvolk sich ausbreitete, sondern Emir Beschir überlieferte sich selbst den Engländern, was er füglich hätte unterlassen können, aber er scheint für den Augenblick gänzlich den Kopf verloren und wie es orientalischen Großen so oft geht, im Augenblick an nichts mehr gedacht zu haben, als seine Person und seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Auch darf man nicht vergessen, daß er längere Zeit glaubte, man führe ihn bloß nach Dschunie, während ihn die Engländer, um ihn ganz vom Schauplatz zu entfernen, nach Malta brachten.

*) Er war nicht der einzige, der sich so unschlüssig benahm: der Maronitenpatriarch Jusef Botros Habeisch, der vor kaum einem Monat starb, wollte eben so wenig sich für oder gegen den Aufstand entscheiden, wahrscheinlich aus denselben Gründen, wie der alte Emir Beschir selbst. So berichtet wenigstens der Vicomte d'Onfroy, der an dem Aufstand des Gebirgs Theil nahm.

Die Ereignisse, die sich nun folgten, sind bekannt, und wir machen nur auf die nächsten Folgen des Benehmens aufmerksam, welches Emir Beschir in diesen Verwicklungen eingeschlagen hatte. Daß die Drusen sich bald gegen ihn erklärten, war natürlich, aber auch die Maronitenscheiche waren durch sein theils despotisches, theils schwankendes System gegen ihn und seine Familie aufgebracht, und suchten ihren alten Einfluß geltend zu machen, während die Geistlichkeit, durch des Emirs Benehmen gleichfalls compromittirt, den Patriarchen zum weltlichen Haupt des Gebirgs zu machen suchte. So behaupteten wenigstens die Engländer, welche erbittert darüber waren, daß ihre Einflüsterungen durchaus nicht bei ihm anschlagen wollten. Wie dem aber auch seyn mochte, Stoff genu zu innern Zerrüttungen war ausgesäet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in China.

(Fortsetzung.)

Bevor die Chinesen die neugebornen Mädchen in einen Fluß werfen, binden sie ihnen einen ausgehöhlten Kürbiß auf den Rücken, so daß die armen Kinder noch lange über dem Wasser schwimmen, bevor sie das Leben aushauchen. Dieser abscheuliche Gebrauch rührt von einem Aberglauben her, den sie mit den alten Anbetern des Moloch, die gleichfalls Kinder opferten, gemein haben, sie sagen nämlich: „wir opfern die Frucht unseres Leibes, um damit die Sünden unserer Seelen zu sühnen,“ und glauben durch das längere Leiden der armen Geschöpfe die Gottheit sich selbst wohlgefälliger zu machen, denn es ist der Gott des Flusses, dem die abergläubischen Eltern, nach dem Willen der Orakel, das Schlachtopfer überliefern. Man erzählt sich, daß einst ein mächtiger Mandarin die Urheber und Mitschuldigen eines so abscheulichen Fanatismus nacheinander in den Fluß werfen ließ, sie ironisch bittend, dem Genius desselben doch seine Gebete und ein Schreiben zu überbringen. Um den unschuldigen Geschöpfen, welche bittere Armuth oder andere Beweggründe der Eltern zu deren Aussetzung in den Straßen von Peking bestimmen, zu Hülfe zu kommen, glaubt die Regierung folgendes Mittel anwenden zu müssen. Jeden Tag ließ sie vor Sonnenaufgang ein halbes Duzend mit Ochsen bespannte Karren durch die verschiedenen Quartiere der Stadt fahren. Die Führer derselben geben fortwährend durch ein Klopfen auf die Metallbeschläge dieser Karren das Zeichen ihrer Annäherung, worauf die zur Aussetzung bestimmten Kinder denselben von ihren Eltern übergeben werden, ebenso die etwa vorhandenen todten Kinder; alle werden sodann nach Ya-yu-tang (dem Haus der Barmherzigkeit) gebracht, wo Ammen und Aerzte auf Kosten des Staats unterhalten werden. Diejenigen Kinder, die man lebend aus diesen Karren nimmt, deren Zahl jedoch gering ist, werden sofort den Ammen übergeben. Bei diesem Transport, wo die armen Geschöpfe, todt und lebendig, ohne alle Vorsicht, aufeinander gepackt werden, müssen wohl die meisten ersticken oder eines langsamen Todes sterben, bevor sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen. Diejenigen, die unterwegs gestorben sind, werden in eine Grube geworfen und mit

ungelöschtem Kalk bedeckt, damit ihre Leichen um so schneller verzehrt werden. Jedes Frühjahr werden jedoch die dann noch vorhandenen Ueberreste derselben unter der Aufsicht einer hiezu eigens ernannten Commission auf zu diesem Zweck errichteten Scheiterhaufen zu Asche verbrannt. Sobald die Flamme auflodert, wird sie von einem Haufen Bonzen umgeben, welche die Erdgeister beschwören. — Die Chinesen glauben an die Seelenwanderung, und indem sie die Gebeine der todten Kinder verbrennen, haben sie die feste Ueberzeugung, daß dieselben wieder in andern Hüllen und Formen erstehen; deßhalb bittet man auch die Erdgottheiten, daß sie ihnen bei ihrem abermaligen Werden günstiger als das erstemal seyn mögen. Ist diese Ceremonie beendigt, so entfernt und trennt man sich, und den kommenden Tag erscheinen Beamte, welche für das Wegschaffen der Asche sorgen. Diese wird in Säcken gesammelt und ebenfalls unter Anrufung der Götter in den Fluß geworfen.

Die Häuser, in welchen die Findelkinder in China aufgenommen werden, sind jedermann zugänglich, und es ist sehr oft der Fall, daß die Besucher eine arme Waise an Kindesstatt adoptiren; denn der Gedanke, keinen Erben zu hinterlassen, der seinen Namen fortpflanzt, ist dem Chinesen unerträglich, eben so unglücklich würde es ihn machen, wenn er wüßte, daß seinem Leichenbegängniß keine theilnehmende Seele folgte und ihm die letzte Ehrenbezeigung in dem Gewölbe seiner Vorfahren erwiese. — Nach den Landesgesetzen kann das Findelkind, das ohne Schutz und Hülfe ist, wieder zu allen irdischen Gütern, zu Vermögen, Familie und Namen kommen, da der Adoptivsohn völlig die Rechte eines wirklichen erhält. Aber es ist nur eine äußerst seltene Ausnahme, daß einem Mädchen das Glück einer Adoption zu Theil wird; der Chinese, der sich in den Findelhäusern einen Nachfolger und eine Stütze für sein Alter zu suchen genöthigt findet, adoptirt hiezu in der Regel nur einen Knaben.

Oefters kommt es auch vor, daß arme Mütter, die das Elend zwingt, sich von ihren Kindern zu trennen, dieselben mitleidigen Personen anvertrauen, welche deren Erziehung über sich nehmen. Gelingt den armen Müttern dieses jedoch nicht, so legen sie ihre Kinder verstohlen in einen Tempel oder in ein Kloster nieder, überzeugt, daß sie daselbst gut aufgehoben, bewahrt und in ein Register eingetragen werden, so daß sie sie eines Tages wieder erkennen können.

Die Bonzen oder Priester des Fo benutzen diesen Umstand, um ihre Klöster mit buddhistischen Nonnen zu bevölkern, während die Katholiken in China, durch die christliche Barmherzigkeit geleitet, die jungen Mädchen in der Liebe zum Herrn erziehen und sie in der Folge mit zur katholischen Religion bekehrten Chinesen verheurathen. Auf diese Weise vermehren sie die Zahl der Christen in China. — Manchmal wird diesen armen ausgesetzten Kleinen auch ein schreckliches Loos zu Theil, und leider ist an der Wahrheit dieser Sache nicht zu zweifeln, da sie durch die glaubwürdigsten Männer bestätigt wird. Es gibt eine schändliche Race Menschen in China, welche Jagd auf die Ausgesetzten machen und sie in der verruchten Absicht und in der Hoffnung erziehen, später einen gottlosen Gewinn dadurch zu erzielen. Sie verkaufen sie nämlich in einem gewissen Alter als Sklaven oder berauben sie gar des Augenlichts, um sie so zum Betteln zu zwingen und mitleidige Herzen um so eher zu erweichen, und eignen sich dann das erhaltene Almosen zu, von dem die armen Blinden nur gerade so viel genießen, als zu ihrem nothdürftigsten Unterhalt nöthig ist. Es gibt indessen auch Chinesen, welche gegen den gebräuchlichen Kindermord nicht gleichgültig sind, und es existirt sogar ein Buch, das den Titel: „Reden gegen das Ersäufen der jungen Mädchen“ führt. Eine Stelle in demselben sagt: „Ihr Frauen, Ihr seyd auch die Töchter von Menschen; Ihr Mütter, auch Ihr seyd Kinder von Frauen. Wenn Ihr es wagt, Hand an euer eigenes Blut zu legen, so seyd Ihr weder Töchter noch Mütter! Der wilde Tiger frißt doch seine Jungen nicht, dieses Raubthier hat noch Liebe zu seinen Kleinen; aber die Mütter, die ihre Töchter tödten, sind tausendmal scheußlicher als Tigerinnen und Wölfinnen.“

Sobald die am Leben gebliebenen Mädchen ihr siebentes Jahr erreicht haben, trennt man sie von den Knaben. Man gestattet ihnen nicht mehr mit diesen zu essen oder sich auf dieselbe Binsenmatte mit ihnen zu setzen; dieß ist in den vornehmsten wie in den geringsten Familien der Fall, daß man die mehr als sieben Jahre alten Mädchen in das innerste Gemach der Häuser einsperrt, das sie nur bei ihrer Verheurathung wieder verlassen dürfen. Hier sind sie beständig unter den Augen ihrer Mütter und ihrer ältern Schwestern, welche ihre Erziehung vollenden; was man jedoch unter weiblicher Erziehung in China versteht, beschränkt sich auf sehr unbedeutende Geschicklichkeiten. In diesem Land kennt man keine geselligen Vereinigungen, wie Abendgesellschaften, Concerte, Bälle u. s. w., wo man Gelegenheit hat mit seinen körperlichen und geistigen Vorzügen zu glänzen und sie geltend zu machen. Das junge Mädchen oder Weib, deren Persönlichkeit nie von Fremden bewundert werden kann, besitzt auch keine Eitelkeit und kennt keine Koketterie; wenn sie sich schmückt, so ist es nur für ihre Eltern und Geschwister, ihre Familie ist ihre Welt, in ihr liegt ihr ganzes Glück.

Die chinesischen Gesetze haben fünf Fälle bestimmt, in welchen ein mannbares chinesisches Mädchen nicht heurathen soll. Diese sind: wenn sie einer Familie angehört, deren Sitten tadelhaft sind; wenn sie von einer Familie ist, die rebellirte; wenn jemand aus ihrer Familie hingerichtet wurde; wenn erbliche Krankheiten in dieser Familie bestehen, und endlich wenn ihr ältester Bruder gestorben ist. Das letztere ist hauptsächlich aus dem Grund der Fall, weil in Ermangelung dieses Sohnes dem Eidam die Pflicht obliegt, die Eltern seiner Frau zu ernähren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Bengalen. Die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, namentlich die des Frühjahrs, ist in der Regel auffallend ungesund. Im vorigen Jahre brach eine Pockenkrankheit aus mit einer Heftigkeit, wie man sie nie kannte: auch dieß Jahr fehlen die Fälle nicht, aber am heftigsten zeigte sich die Cholera nicht bloß unter den Eingebornen, sondern auch unter den Europäern. Die meisten Kranken starben innerhalb drei bis vier Stunden, und wenn sie auch den ersten Anfall überstanden, so sanken sie doch später noch ins Grab, so daß sich eine allgemeine Verzweiflung des Volks bemächtigte und man jeden Anfall des Uebels für tödtlich hielt, was freilich selbst zur Verschlimmerung der Sache beigetragen haben mag. Das Fest von Baroui, wo eine Menge Pilgrime sonst zu baden pflegen, war dießmal fast völlig verlassen, und die Wege dahin boten den entsetzlichsten Anblick dar; Sterbende und Todte waren in allen Richtungen zerstreut und bereits von Hunden und Geyern umgeben. Das Volk zeigt sich durch die Heftigkeit der Anfälle des Uebels so erschreckt, daß viele kaum wagen ihre Wohnungen zu verlassen. (Friend of India vom 10 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1845.

Die fossilen Thiere der Sewalik-Berge.

(Nach dem Journal of the Asiatic Society. XV. 1.)

Unter dem Namen „Sewalik-Berge" versteht man eine Kette von Vorhöhen des Himalaya, die jedenfalls aus jüngerer Periode als diese letztere ist. Capitän Cautley und Dr. Falconer haben sich besondere Mühe gegeben, die fossile Fauna dieses Gebirgsstrichs näher zu untersuchen. Die Ergebnisse sind sehr reich gewesen, und um so interessanter, als sich aus denselben ergibt, daß Indien nicht wie Europa seit der Periode, wo jene Thierwelt unterging, eine gänzliche Veränderung im Klima erfahren hat, wenn gleich der bekannte Geologe Lyell meinte, es könnte durch das Losreißen des Polareises wohl eine Periode kalter Temperatur zwischen der alten und neuen Zeit in die Mitte getreten seyn, eine Periode, in der eben die jetzt fossile Fauna unterging. Dr. Falconer freilich, allerdings kein Geolog wie Lyell, hegt den Gedanken, daß diese Fauna wirklich vielleicht dazu beitragen könne, das Alter des Menschengeschlechts in eine bis jetzt durchaus für fabelhaft gehaltene Zeit hinauszusetzen, und macht bei Gelegenheit der fossilen Riesenschildkröte, die er Colossochelys Atlas nennt, die Bemerkung, diese allerdings ungeheure Schildkröte, welche einen Schild von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Höhe hatte, sey der Repräsentant jener Urschildkröte, welche in der Hindukosmogonie den Elephanten und die junge Welt trug.

Man mag nun von diesen Ansichten halten was man will, so haben sich jedenfalls die HH. Cautley und Falconer durch ihre Forschungen ein großes Verdienst erworben, und es ist zu hoffen, daß durch die Zuschüsse der ostindischen Compagnie und der Regierung diese ganze ungeheure Sammlung, welche mehrere hundert Kisten füllt, der Welt zugänglicher gemacht werden wird durch genaue künstlerisch ausgeführte Abbildungen. Von ihrer Bedeutung kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß nur allein fünf erloschene Arten von Mastodon und Elephant sich darunter finden, ein Rhinoceros, eine Art Flußpferd, ein Merykopotamos, eine merkwürdige neue Gattung, ein Anoplotherium, mehrere Arten Schweine und drei Arten Pferde. Es finden sich also fast so viel Arten von Mastodon und Elephanten, als es jetzt Arten von Dickhäutern (Pachydermen) überhaupt in Indien gibt. Auch die Zahl der Wiederkäuer ist bedeutend, darunter besonders merkwürdig zwei Arten Giraffen und das Sivatherium Giganteum, welches vier Hörner hatte und dem Elephanten an Größe nahe kam. Die fleischfressenden Thiere, die Affen, die Nager und die Insectenfresser waren gleichfalls wohl bedacht, am zahlreichsten aber die Reptilien, und unter diesen wiederum die Krokodile und Schildträger, worunter die oben erwähnte riesenhafte Schildkröte.

Der erste hervorstechende Zug dieser merkwürdigen fossilen Fauna ist die wunderbare Mannichfaltigkeit der Formen; alle geographischen Abtheilungen des alten Continents und jede geologische Epoche von den ältern Tertiärformen bis zu den neueren scheinen ihre Repräsentanten vereinigt zu haben, um eine umfassende Fauna Alt-Indiens zu liefern. Affen, Kameele, Giraffen u. s. w. waren mit Anoplotherium, Sivatherium rc. gemischt. Alle näher untersuchten Säugethiere gehören erloschenen Arten an, während man nur über wenige, die sich den jetzt bestehenden so sehr nähern, daß sie identisch scheinen, noch nicht ganz im Klaren ist. Mehrere Reptilien scheinen ganz unbezweifelt mit jetzt vorhandenen Formen zusammenzustimmen. Auch zeichnet sich die Sewalik-Fauna durch die Menge von Uebergangsformen aus, denn während die eine Hälfte davon eine Nebenreihe zu der jetzigen Fauna Indiens bildet, stellt die andere Formen dar, wie man sie in den ältern Tertiärformationen findet. So viel man bis jetzt weiß, findet sich von Beutelthieren, Zahnlosen und Walthieren nicht eine einzige Art.

Dr. Falconer schloß seine Mittheilung mit einigen geologischen Bemerkungen: er ist der Ansicht, der Continent Indiens sey in einer frühern Zeit der Tertiärepoche eine Insel gewesen in einer durch den Himalaya und Hindukusch gebildeten großen Bay. Eine Erhebung fand statt, welche diese Meerengen in die Ebenen Indiens umwandelte und die ehemalige Insel mit dem Continent verband. Jetzt breitete sich die Sewalik-Fauna aus über den Continent vom Irawaddi bis zu den Mündungen des Indus. Nach einem langen Zwischenraum von Ruhe erfolgte eine zweite Erhebung, welche

einen Streifen der indischen Ebene emporhob, die Sewalik-Berge bildete und die Höhe des Himalaya um mehrere Tausend Fuß vermehrte. Dieß Ereigniß und die damit zusammenhängende klimatische Veränderung haben seiner Ansicht nach die tibetanische und Sewalik-Fauna vernichtet.

Die Drusen und Maroniten.

(Fortsetzung.)

Die Ursachen der nun folgenden Zerrüttung sind demnach nicht weit zu suchen; sie bestehen ganz einfach darin, daß die Drusen ihr altes Uebergewicht wieder zu erringen suchten und von den Engländern unterstützt wurden, welche nur darauf bedacht waren, den Einfluß Frankreichs auf die Maroniten, der durch die begangenen Fehler nur momentan gelitten hatte, durch deren Unterdrückung nutzlos zu machen; dazwischen hinein suchte die machiavellistische Politik der Türken anfangs zwei Fürsten des Gebirgs, hierauf an die Stelle des ehemaligen Fürsten einen eigenen Pascha, dann zwei Kaimakams, d. h. von der Pforte ernannte Beamte für die Drusen und die Maroniten aufzustellen, in der sichern Ueberzeugung, daß diese Gegenüberstellung zweier solcher Machthaber zu unerläßlichen Händeln führen müsse, welche die begehrte oder unbegehrte Einmischung der türkischen Regierung nöthig machen, und das wie man behauptet von den Russen eingeflüsterte Project möglich machen würde, aus dem Libanon ein Paschalik zu machen, das man nach Gefallen ausbeuten könnte. Daraus ergibt sich nun, daß eine Art stillen Einverständnisses zwischen Drusen, Türken und Engländern bestand, gegen welches die Maroniten, deren Scheichs selbst getheilt waren und von einer rein aristokratischen Regierung des Libanon träumten, nur schwach ankämpfen konnten.

Die Engländer hatten vor allem, während sie noch mit Militärmacht im Libanon standen, einen Neffen des alten Emir Beschir, benannt Emir Beschir Saghir (der Kleine), zum Fürsten des Gebirges befördert, denn in diesem Augenblick konnte ihnen die Pforte nichts abschlagen. Allein Emir Beschir Saghir, welcher ganz unter dem Einfluß des englischen Consuls Wood gestanden haben soll, war in keiner Weise der Mann, die wilden Geister zu zügeln, und nach einem wohlberechneten Plane zu handeln; gleich am Anfang seines Regiments legte er eine schlechte Probe seiner Klugheit ab, indem er die drei Söhne Scheich Beschir Dschanbulats auf eine so kalte Weise empfing, daß sie vollkommen beleidigt waren, obgleich er alles hätte anwenden sollen, um sie sich auf irgend eine Weise geneigt zu machen und die Kluft, welche bereits zwischen Drusen und Maroniten bestand, nicht noch zu erweitern. Wirklich leitenden Geist scheint unter den Maroniten nur der Patriarch besessen zu haben, der gleich Emir Beschir der ägyptischen Herrschaft, welche die Toleranz gegen die Christen voranstellte, keineswegs abgeneigt war, wenn sie nur nicht durch ihre Unklugheit sich selbst das Grab gegraben hätte. Er schloß sich nun freilich der neuern Wendung der Dinge an, verbarg aber keineswegs, daß er im Wesentlichen für den alten Emir Beschir arbeite, den er vor allen für fähig hielt das Gebirg zu beherrschen und den Feudaladel niederzuhalten, welcher das Land nur in Verwirrung stürzen konnte. Aber eben diese Bemühungen zu Gunsten des alten Fürsten, den die Engländer hinweggeführt hatten, behagten den Engländern wenig, und diese fingen einen geistlichen Krieg gegen ihn an, indem zahlreiche englische Missionäre den Libanon durchzogen, predigten, Bibeln und Tractate vertheilten, kurz ihre Lehren auf alle Weise zu verbreiten bemüht waren. Das konnte der alte Patriarch nicht mit Ruhe ansehen, und schleuderte den Bann gegen jeden, der sie aufnehme oder auch nur anhöre; zugleich befahl er sämmtliche vertheilte Bücher in möglichst kurzer Frist nach seiner Wohnung zu bringen, wo er sie zum Staunen und zum großen Zorn der Missionäre verbrannte. Dieß war von Seite des Patriarchen eine indirecte Anerkennung des französischen Protectorats, und die Engländer erkannten auch die Bedeutung dieses Schrittes vollkommen.

Der Gedanke den Einfluß des maronitischen Patriarchen durch die Missionäre brechen zu können, war höchst unglücklich und schadete den Engländern in der öffentlichen Meinung bedeutend, auch bei den Drusen, welche darin nur einen Versuch sahen, sich bei den Maroniten festzusetzen. Die Türken benützten den Fehler der Engländer, um sich bei den Drusen eine Partei zu bilden, und benützten den oben schon erwähnten Sohn des enthaupteten Scheich Beschir, Naman Dschanbulat, der in der Türkei herangewachsen war, um ihn als Gegengewicht gegen Emir Beschir Saghir aufzustellen. Die zahlreichen Anhänger seiner Familie hatten ihn nach Beirut berufen, der Pascha dieser Stadt versammelte auf geheime Befehle der Pforte eine Anzahl Drusenscheichs daselbst, welche versprachen sich ihm anzuschließen und ihn als Fürsten anzuerkennen. Allein die Maronitenhäuptlinge waren noch zu stark, als daß man daran hätte denken können, eine für das ganze Gebirg gültige Einrichtung ohne ihre Zustimmung zu machen. Der den Türken und Engländern unbedingt gehorsame Emir Beschir Saghir berief sie also nach Beirut, wo man allmählich die Idee auf die Bahn brachte, die alte Würde eines Scheich der Scheichen,*) wie sie Scheich Beschir als eine Art Wessir Emir Beschirs einst bekleidet hatte, wieder herzustellen. Die Maroniten waren eingeschüchtert, andere wurden gewonnen, aber die Mehrzahl sprach sich laut gegen den Plan aus, darunter auch mehrere große Drusenfamilien, wie Emir Reslan und die Scheichs Talhuk und Abdelmalek, welche wir oben schon als dem Interesse des Emir Beschir ergeben bezeichnet haben: sie mochten nämlich fürchten, man werde, wenn das Haus Dschanbulat in seiner Macht wieder hergestellt werde, auch von ihnen die Herausgabe der Güter verlangen, wodurch Emir Beschir nach dem Fall des Scheich Beschir Dschanbulat sie gewonnen hatte. Diese widersprachen deßhalb heftig und verließen die Versammlung, worauf Emir Beschir Saghir, den Eingebungen des türkischen Befehlshabers Soliman Pascha folgend, ihnen nachsetzen, sie verhaften und ins Gefängniß

*) Ein Scheich der Scheiche sollte also den Adel des Landes repräsentiren, wie der Emir al Omra, der Fürst der Fürsten, die gesammten Großen am Hofe des Khalifen.

werfen ließ, aus welchem sie jedoch durch die Einsprache der Consuln bald wieder entlassen wurden. Die Versammlung blieb ohne andere Folgen, als daß die Mehrzahl der Drusen sich um den neuen Scheich der Scheiche, den jungen Dschanbulat sammelte, und die Maroniten gespaltener als je waren.

Diese Spaltung war eine Folge der neuaufgetauchten Bestrebungen der einzelnen Scheichs, die alten Feudalverhältnisse im Libanon wiederherzustellen, zu welchem Ende ein Theil derselben die Pforte anging, ihnen ihre alten Rechte und Privilegien zurückzugeben.*) Die Pforte war solchen Ansprüchen nicht abhold, weil sie den Keim zu Spaltungen und Unruhen im Lande aussäeten, so daß das Volk und die Geistlichkeit sich endlich an die türkische Regierung um Abhülfe hätte wenden müssen; das Ende wäre gewesen, aus dem Libanon dauernd ein türkisches Paschalik zu machen. Die Geistlichkeit, namentlich der Patriarch Jusef Abeisch selbst, war einer solchen Wiederherstellung der alten Feudalverhältnisse durchaus entgegen, und gewann sehr leicht das Volk für sich, da er auf den Versprechungen der Türken bei der Wiedereroberung des Landes, daß sie auf vier Jahre die Steuern wesentlich ermäßigen wollten, beharrte. Die Ernte war in Folge der Kriegsunruhen im Jahr 1840 sehr schlecht ausgefallen, es herrschte Noth im Lande, und der Patriarch, welcher die von einigen christlichen Mächten ihm eingehändigten Summen zur Vertheilung an die Armen zu seiner Verfügung hatte, benützte diese in der Zeit der Noth so mächtige Hülfe, um das Volk für seinen Plan zu gewinnen. Dadurch brachte er es auch dahin, daß eine Anzahl Scheichs in der Verhandlung zu Beirut auf Ermäßigung der Steuern drang, und sich damit der Partei des Patriarchen und der Sache des Volkes anschloß. Aber alle diese Bemühungen des Patriarchen und der Geistlichkeit waren nur die Vorläufer des Hauptschrittes, welcher darin bestand, den alten Emir Beschir oder seinen Sohn zurückzurufen. Dieß war aber nicht ohne die Engländer durchzuführen, und diese hatte der Patriarch durch die gänzliche Austreibung der Missionäre unversöhnlich beleidigt.

Die Uneinigkeit zwischen den Maronitenscheichen und dem Patriarchen trug alsbald ihre Früchte: die staatsklugen und in ihren Planen merkwürdig einigen Drusen bereiteten einen Schlag vor gegen den schwachen Emir Beschir Sagbir, der, unter dem Einfluß der Engländer und darum mit dem Patriarchen zerfallen, und von den Maronitenscheichs, welche die Herstellung ihrer alten Feudalrechte wollten, nicht unterstützt, eine leichte Beute wurde. Eine Versammlung ward angesetzt auf den 13 October, um eine Entscheidung über die allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu fassen: die Maronitenscheichs, welche im Complott waren, erschienen nicht, wohl aber die Drusenscheichs, stark bewaffnet und von zahlreichem Gefolge begleitet. Der Ausbruch eines absichtlich herbeigeführten Privatstreits war die Losung zum Kampfe gegen die anwesenden Maroniten, die fast waffenlos überrascht, theils niedergemacht, theils versprengt wurden, worauf man die Absetzung des Emir Beschir Sagbir aussprach, den allerdings niemand zu vertheidigen ein Interesse hatte. Zwar sammelten sich die Maroniten wieder, der Patriarch bot allem auf, die christliche Bevölkerung unter die Waffen zu bringen, und sprach selbst den Bann gegen jeden aus, der nicht dem Aufruf Folge leisten würde, aber zu viele Maronitenscheichs waren dabei betheiligt, die Herrschaft eines Fürsten des Gebirgs zu vereiteln, als daß nicht alle diese Bemühungen vor den einigen Bestrebungen der Drusen hätten scheitern sollen. Deir el Kamar, für den Augenblick wieder von den Maroniten besetzt, ward wieder erobert, und Emir Beschir Sagbir schimpflich in die Flucht gejagt. Zugleich durchzogen die Drusenscheichs auch die andern Provinzen, namentlich Schuf, und verjagten die Maroniten aus den Gütern, die ehemals ihnen gehört hatten, und durch die Confiscationen des alten Emir Beschir in die Hände von Maroniten übergegangen waren.

Jetzt aber rafften sich die Maroniten auf, vertheidigten die zwischen dem Libanon und Antilibanon gelegene, meist von Christen bewohnte Stadt Zahle, und rüsteten sich in ihrer eigenen Provinz Kasrauan zum kräftigsten Widerstand gegen einen befürchteten Angriff der Drusen. Da schritt die Pforte, aus Furcht, das Waffenglück möchte gänzlich zum Vortheil der Maroniten umschlagen, ernsthaft ein, und von dem Augenblick an hörte Mord und Plünderung auf. Der Zeitpunkt schien nun gekommen, aus dem Libanon ein Paschalik zu machen. Die Drusen, welche in den Besitz des größten Theils der früher verlorenen Güter gelangt waren, und hauptsächlich den Zweck hatten, keinen Maronitenfürsten über sich zu dulden, ließen vermerken, daß sie einen türkischen Pascha annehmen würden, und dieser kam auch in der Person des bekannten Renegaten Omar Pascha. Der Seriasker von Syrien hatte zuvor alle Mittel angewendet, um den Patriarchen zu gewinnen, und ihm sogar den türkischen Orden überreicht; dieser aber, allzu gut in orientalischer Politik bewandert, um nicht zu wissen, daß solche Ehrenbezeugungen gewöhnliche Vorläufer einer wohlberechneten Hinterlist sind, war möglichst auf seiner Hut. In demselben Augenblick, wo Omar zum Pascha im Libanon ernannt wurde, ward auch Befehl ertheilt, den Emir Beschir Sagbir, der wiederum einige Anhänger gesammelt hatte, und den Patriarchen, dessen Ansehen der türkischen Verwaltung Verlegenheiten bereiten konnte, zu verhaften. Der erstere fiel in die Schlinge, der letztere aber, zeitig gewarnt, flüchtete sich auf die unzugänglichsten Höhen des Gebirgs, die von den Maroniten aufs sorgfältigste bewacht wurden. Indeß war er jedenfalls für den Augenblick beseitigt, und Omar Pascha ward eingesetzt trotz des unverhohlenen Widerwillens der Maronitenscheichs, welche jetzt erst die Thorheit erkannten, sich von ihrem Patriarchen zu trennen, und einzeln nach Vergünstigungen von der Pforte zu trachten.

(Schluß folgt.)

*) Auch herrschte Uneinigkeit zwischen den Mitgliedern der Familie Schehab selbst, denn man war von der Unerläßlichkeit, den Libanon durch diese Familie zu beherrschen so überzeugt, daß man glaubte, es könne gar nicht fehlen, die Pforte müsse eines der Mitglieder zum Fürsten des Gebirgs ernennen; so arbeitete jeder, der irgend Ansprüche machen konnte, für sich.

Die Frauen in China.

(Fortsetzung.)

Die beiderseitigen Eltern der jungen zu verheurathenden Leute werden miteinander einig, ohne daß sich das Brautpaar je zuvor gesehen hätte. Hat der dabei zu Rath gezogene Sterndeuter oder Wahrsager entschieden, daß sich dieser Ehe kein Hinderniß entgegenstelle und dieselbe glücklich ausfallen wird, so beräth man sich noch mit dem Kalender, in welchem die guten und bösen Tage bezeichnet sind, und wählt natürlich einen als glücklich angepriesenen Tag zur Hochzeitsfeier. Nun wird der Bräutigam zum erstenmal in das vornehmste Gemach des Hauses seiner künftigen Schwiegereltern eingeführt, die er daselbst auf einer Erhöhung sitzend antrifft. Sie ehrfurchtsvoll grüßend, wirft er sich vor ihnen nieder, wird freundlich von ihnen aufgehoben und hört wie sie seine guten Eigenschaften loben, die ihre Tochter, deren Tugenden sie gleichfalls preisen, glücklich machen müssen. Nach einer Stunde entfernt sich der junge Mann wieder, und bei seinen Eltern angekommen, dankt er denselben, drei tiefe Bücklinge machend, für das Weib, das sie ihm erwählt haben; dasselbe Verfahren wiederholt er bei allen Gliedern seiner Familie. Ist endlich der zur Vermählung bestimmte Tag herangekommen, so schmückt sich der Hochzeiter mit seinen reichsten Kleidern, und sich in die Wohnung der Braut begebend, entfaltet er die bei seinen Verhältnissen möglichste Pracht. In das Haus tretend, wirft er sich abermals vor seinen Schwiegereltern nieder. Ebenso macht es das junge Mädchen, wenn sie als junge Frau Abschied von ihren Eltern nimmt. Man sollte meinen, daß diese seltsame Ceremonie alle Zärtlichkeit der Kinder für ihre Eltern verscheuchte, aber die Chinesen betrachten diese kindliche Ergebung als die Grundlage aller Tugenden; sie verlangen mehr eine sklavische Unterwerfung als eine ehrfurchtsvolle Liebe. Das elterliche Haus verlassend, steigt die junge Frau in eine reich verzierte Sänfte, die ihrer an der Thürschwelle harrt. Ihr Gatte geht eine Weile an ihrer Seite, dann eilt er jedoch voraus, um sie an der Thüre ihrer neuen Wohnung empfangen zu können; hier führt er sie zu seinen Eltern, vor denen sich das junge Paar wieder niederkniet, befindet sich, wie es bei den wohlhabendern Chinesen meistens der Fall ist, ein Ahnensaal in dem Haus, so begibt sich das Ehepaar auch in diesen und wiederholt sein Niederstürzen. — Während dem Hochzeitsmahl, wo die seltensten chinesischen Leckerbissen, die wohl keinem Europäer munden möchten, aufgetragen und mit Hülfe kleiner Stäbchen von Bein oder Perlmutter zum Mund gebracht werden, wechselt man öfters die Gläser und Becher. Einen Monat nach der Hochzeit bringt der Mann seine junge Frau wieder zu ihren Eltern, wo sie vier bis sechs Wochen verweilt. Während dieser Zeit greift sie wieder zu den Beschäftigungen, die sie als Mädchen verrichtete, und bedient ihre Eltern, wie dieß vor ihrer Vermählung der Fall war. Besucht sie aber später wieder das elterliche Haus, so wird sie ganz wie eine Fremde angesehen und behandelt.

Die Chinesin ist nun für immer gefesselt, aber nicht so ihr Mann, zu dessen Gunsten das Gesetz sieben Fälle bestimmt hat, in welchen er sich von seiner Frau trennen und dieselbe verstoßen kann; nämlich: 1) wenn sie ihren Schwiegereltern nicht gehorsam ist; 2) wenn sie unfruchtbar bleibt; 3) wenn sie leichtsinnig ist; 4) wenn sie eine unheilbare Krankheit hat; 5) wenn sie eifersüchtig ist; 6) wenn sie stiehlt; 7) wenn sie zu viel schwatzt. Wenn diese Gesetze in Europa gälten, welches Weib würde dann wohl bei ihrem Mann bleiben können? — Sobald die junge Frau zum zweitenmal ihre Eltern verlassen und sich unter die Gewalt ihres Mannes begeben hat, ist sie diesem den unbedingtesten Gehorsam schuldig, und kann, um dessen Zuneigung zu gewinnen und zu erhalten, nichts Besseres thun, als ihren Schwiegereltern sich so gefällig und unterwürfig als nur möglich bezeigen, und ihnen fortwährend die größte Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zu erweisen. — Hinsichtlich des Gehorsams und der Unterthänigkeit des Weibes besagt das chinesische Grundgesetz:

„Das Weib ist geschaffen um zu gehorchen und nicht um zu befehlen, als Mädchen gehorcht sie ihren Eltern, als Frau ihrem Mann und ihren Schwiegereltern, als Wittwe und Mutter ist der älteste Sohn ihr Haupt. Sie muß dem Mann alle Sorgen außerhalb des Hauses überlassen, denn sie hat sich nur in dem Innern desselben zu beschäftigen. Der weibliche Ruhm kann nur darin bestehen, daß sie ihre häuslichen Pflichten erfüllt, sich alles andere aus dem Sinn schlagend. Dieses Gesetz stimmt vollkommen mit der von der Natur bestimmten Ordnung überein, es hat nicht nur den Beifall unserer großen Philosophen, sondern den der weisesten Männer der ganzen Welt."

Nach diesem Gesetz, so wie aus den Werken mancher europäischen Schriftsteller zu schließen, die über China schrieben, sollte man glauben, daß die Chinesinnen gleich Sklavinnen behandelt werden, dieß ist jedoch durchaus nicht der Fall, denn ihre Verdienste, ihre Tugenden werden durch die große Achtung belohnt, die ihnen ihre nächste Umgebung zollt, auf die sie nicht selten einen großen Einfluß ausüben, um aber in China dieser Achtung theilhaftig zu werden, muß man sie wirklich verdienen. Nicht selten zieht der Gatte, der Schwiegervater die junge Frau in wichtigen Angelegenheiten zu Rath, noch öfters unterwirft sich die Familie gern großer Entbehrungen, um ihr mehr Annehmlichkeiten zu verschaffen, und man hat keine andern Geheimnisse vor ihr, als diejenigen, deren Kenntniß sie betrüben würde. Um jedoch bei ihren Lebensgefährtinnen diese Selbstverläugnung und Demuth vollkommen zu erhalten, benimmt ihr der Chinese alle Mittel sich durch eine wissenschaftliche Ausbildung zu unterrichten, kaum wird ihr gestattet ein wenig lesen zu lernen, die Lectüre würde sie verhindern das Hauswesen gehörig zu besorgen. Außerdem kennt man in China keine Zeitungen mit Feuilletons, welche Romane, Novellen, Mährchen und Erzählungen, oder welche Bücher anzeigen, die dergleichen enthalten, und die Werke der Schriftsteller und deren Erfolg verkünden. Die Reichszeitung erwähnt nur der ernsten Werke, deren Ausführung der Kaiser den Gelehrten, die Mitglieder des Waldes der Pinsel — so wird die kaiserliche Akademie genannt — sind, anvertraut. Es ist bekannt, daß die Chinesen sich der Pinsel zum Mahlen der symbolischen Zeichen, welche ihre Schrift bilden, bedienen. Die europäische Art zu schreiben ist ihnen ein Gräuel, und sie vergleichen unsere Schriftzüge mit den Klecksen, welche eine Fliege, die ihre Füße in Tinte getaucht hat, auf dem Papier, über welches sie kröche, hinterlassen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Deficit in China. Nach den Bombay Times sollen die Einkünfte China's im Jahre 1843 ein Deficit von mehr als 40 Millionen Taels (etwa 160 Mill. fl.) ergeben haben, von welchem im Jahre 1844 nur etwas über 2 Mill. Taels hereinkamen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1845.

Die Drusen und Maroniten.

(Schluß.)

So war also der Plan, den Libanon in ein Paschalik statt in ein erbliches Fürstenthum umzuwandeln, vorerst erreicht, und Omar Pascha, dem es nicht an Verwaltungstalent fehlte und dessen Energie bekannt war, hätte sicherlich viel durchgeführt, wenn er nicht die ganze öffentliche Meinung des Gebirgs, der Drusen eben so wohl als der Maroniten, gegen sich gehabt hätte. An der Spitze eines türkischen Regiments schlug er seinen Sitz in Beiteddin auf und beschäftigte sich sogleich mit der Organisation seines Paschaliks; er berief alsbald sämmtliche Emirs und Scheichs des Gebirgs ohne Unterschied der Abstammung und der Partei zu sich, wählte zwei untergeordnete Beamte aus, von denen einer den Drusen, der andere den Maroniten angehörte, und schritt unter ihrem Beirath zur Ernennung der Districtsbefehlshaber und der Dorfoberhäupter, worauf die gesammten Emirs und Scheichs entlassen wurden. Die äußern Formen der Verwaltung waren da, aber über die Hauptfragen, über die für den Augenblick nothwendige Herabsetzung der Steuern, über die Art der Erhebung derselben, und namentlich über die Entschädigung der gewaltsam aus dem Besitz gedrängten Maroniten ward gar nichts beschlossen. Das Mißvergnügen war allgemein, und in Konstantinopel beklagten sich die Gesandten bitter über den hinter ihrem Rücken gespielten Staatsstreich.

Omar Pascha sah sich bald in sehr großer Verlegenheit; hatten auch die Drusen aus Haß gegen die Maroniten sich eine Zeitlang bereit erklärt den Pascha aufzunehmen, so gestaltete sich die Sache doch ganz anders, als Omar Pascha mit regulären und irregulären Truppen im Lande saß. Jetzt zeigten sich die Drusen, denen früher von den Türken geschmeichelt worden war, am erbittertsten, und der Pascha goß Oel ins Feuer, als er eine Anzahl Drusenscheichs unter dem Vorwand einer Unterredung zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Dem Pfortensystem getreu, Haß und Zwietracht unter den verschiedenen Stämmen auszusäen, suchte er diesen Schritt den Maroniten gegenüber als eine Genugthuung, welche ihnen zu Theil wurde, darzustellen, allein umsonst: sie ließen sich nicht täuschen, und im Laufe des Jahres 1842 bildete sich eine aus Drusen und Maroniten gemischte Partei gegen die Türken. Es war dieß dieselbe Partei, welche die feudale Gewalt der Scheichs und Emirs wieder aufrichten und die Türken so wenig wie den Emir Beschir wieder haben wollte. Aber dieser Partei fehlte es eben ihrer Bestandtheile wegen an innerem Zusammenhang, und obwohl sie den türkischen Truppen ein siegreiches Gefecht lieferte, *) so zerfiel sie doch bald wieder, denn wir finden den drusischen Anführer derselben, Schebli el Arjan, — denselben, der schon im Jahre 1838 den Aufstand der Drusen im Hauran geleitet hatte, — schon Ende Decembers zu Damaskus, wo er seinen Frieden mit dem Pascha machte. Die Türken mochten sich indeß doch aus der Sache ihre Lehre gezogen haben, denn als sie den Antilibanon zu entwaffnen suchten und herausgeschlagen wurden, standen sie von ihrem Unternehmen ab. Sie waren auf dem Punkte, das ganze Gebirg gegen sich in die Waffen zu bringen, deßhalb sehen wir sie auf einmal den Vorstellungen der Gesandten nachgeben, Omar Pascha ward abgerufen, und am 7 December zu Konstantinopel der Entschluß gefaßt, zwei Kaimakame, einen für die Drusen, den andern für die Maroniten einzusetzen, und die albanesischen Truppen, deren Gewaltthaten alles empört hatten, zurückzurufen.

Gegen die Idee, aus dem Libanon eine Paschalik zu machen, hatten sich England, Frankreich und Oesterreich offen erklärt, und nur Rußland insgeheim die Pforte aufgemuntert nicht nachzugeben; der Plan, zwei Kaimakame einzusetzen, war englisches Gewächs, und entsprang namentlich im Kopf des Oberst Rose, der, mit geographischen Grillen im Kopfe, das Land nach gewissen Zonen abtheilen wollte, ohne zu erwägen, daß die thatsächlichen Verhältnisse eine solche Abtheilung nicht zuließen, weil die Zahl der von Drusen und Maroniten gemeinschaftlich bewohnten Districte sehr groß war; da sich aber

*) Dasselbe fiel am 13 Oct. 1842 bei Ehden vor, und die Türken sollen an Todten und Verwundeten 800 Mann und eben so viel Gefangene eingebüßt haben.

jetzt England für befriedigt erklärte, und Frankreich allein auf der Wiedereinsetzung der Familie Schahab bestand, so ward die Aufstellung zweier Kaimakame als Mezzo Termine beliebt, und der Streit war nur, was mit den gemischten Districten geschehen solle. Die Pforte hatte nicht übel Lust, um ihre Plane, aus dem Libanon eine Paschalik zu machen, doch nicht ganz fallen zu lassen, diese unter direct türkische Verwaltung zu ziehen, wie sie dieß auch mit dem District Dschibail that, und erst nach langem Gezänk mit den europäischen Diplomaten ihre Beute fahren ließ.

Wie wenig es überhaupt den Türken mit der Einrichtung der Kaimakame Ernst war, ergibt sich aus dem ganzen Verlauf der Dinge. Zum Maroniten-Kaimakam war der Scheich Haidar, zu dem der Drusen Emir Reßlan ernannt worden; letzterer verlangte, ehe er sein Amt antrat, daß die noch gefangenen Drusenscheichs befreit würden, worauf man ihn absetzte, ihn sogar ins Gefängniß warf, doch nach einiger Zeit wieder freiließ. Indeß blieben beide sehr machtlos, denn die Einkünfte gingen nicht durch ihre Hand, sondern durch die Hand der türkischen Behörden: nach dem Einsetzungsferman sollte der Libanon 1200 Beutel an die Pforte als Tribut bezahlen und 2300 Beutel für die Verwaltung. Saïd Pascha bemächtigte sich dieser Einkünfte, um selbst die Kaimakams zu besolden, die er dadurch gänzlich von seinem Willen abhängig machte, und ging mit dem Gelde so verschwenderisch um, daß es bald an dem Nöthigsten fehlte, und er den Maroniten-Kaimakam zwang, ganz allein 180,000 Piaster (360 Beutel) zu erlegen. Trotz dieser für die Verwaltung des Landes erpreßten Summen stieg die Unordnung im Lande, und die Plackereien gegen die Christen erreichten eine schauderhafte Höhe. Man darf also sich nicht wundern, wenn die Partei, welche, um allen diesen Zerrüttungen ein Ende zu machen, einen Emir aus dem Hause Schahab verlangte, fortwährend wuchs, und noch im Lauf des Jahres 1843 eine drohende Haltung, selbst gegen die Kaimakams, annahm.

Wir können uns, ohne ganz unnöthig weitläufig zu werden, nicht auf die Verhandlungen der europäischen Gesandten in Konstantinopel einlassen, denn das Spiel mit dem sie theils wissentlich, theils unwissentlich hingehalten, und von Sarim Effendi gefoppt wurden, ist längst bekannt: die Pforte wollte immer nur Zeit gewinnen, versprach das einemal sich Bericht erstatten zu lassen, legte das anderemal den Gesandten zahlreiche Bittschriften aus dem Libanon vor, welche den Beweis führen sollten, daß das Volk selbst die Erhaltung des jetzigen Zustandes der Dinge wünsche, und als einige Gesandten die Nichtigkeit dieser Petitionen darlegten, die theils gewaltsame, theils betrügerische Art, wie sie herbeigeschafft worden waren, enthüllten, da versprach man einen besondern Commissär, Selim Pascha, hinzusenden, um die Sache zu untersuchen. Durch die Schritte der Gesandten und die dringenden Bitten der Maroniten, welche aus dem Besitz geworfen worden waren, gedrängt, hatte sie endlich im Winter 1843/44 Befehl geschickt, daß die ausgesprochenen Entschädigungen an die Maroniten gezahlt werden sollten. Essaad Pascha, ein rechtlicher Mann, berief die Parteien, um sie auszugleichen, aber die Drusen verweigerten die Zahlung, weil die Maroniten in den gemischten Bezirken sich nicht, wie die Pforte befohlen habe und die europäischen Gesandten bewilligt hätten, ihrer Herrschaft unterwerfen wollten. In dieser Weigerung wurden sie durch den Oberst Rose bestärkt, den sie dadurch, daß sie schlau genug waren die englischen Missionäre bei sich aufzunehmen und englische Bibeln zu begehren, ganz für sich gewonnen hatten. Auf die Nachricht hievon schickte die Pforte den Großadmiral Halil Pascha an die syrische Küste, um Essaad Pascha zu unterstützen, und auf die Bezahlung der Entschädigungsgelder zu dringen, ohne sich auf die übrigen strittigen Punkte einzulassen,*) d. h. mit andern Worten, es sollte beim Alten bleiben. Vergebens erließen die Maroniten, mit der Geistlichkeit an der Spitze, zahlreiche Bittschriften an die Pforte und an die christlichen Mächte, vergebens sandten sie einen der ihrigen, Namens Murad Bey, nach Konstantinopel, Rom, Paris und Wien, gerade das einzige, was Syrien beruhigen konnte, die Wiederherstellung des Hauses Schahab, das verweigerte die Pforte, weil sie das Land auf ihre Weise ausbeuten wollte, und in diesem Plane wurde sie von den Russen aus Arglist, von den Engländern halb aus Berechnung, halb aus falscher Ansicht unterstützt, weßhalb denn auch Halil Pascha, sobald er nach Syrien kam, die officielle Erklärung erließ, daß das Haus Schahab nun und nimmer wieder hergestellt werden würde. Das am 1 Julius vorigen Jahres deßhalb erlassene Befehlschreiben verhängte schwere Strafe gegen jeden, der auch nur den Namen des Emir Beschir oder der Familie Schahab aussprechen würde; man erfährt aber daraus auch zugleich, daß unter Drusen sowohl als Maroniten neue Bittschriften um die Wiederherstellung des Hauses Schahab vorbereitet wurden, und in seinen Berichten an die Pforte soll Halil Pascha selbst gestanden haben, daß mehrere Districte für die Schahabs die Waffen ergriffen hätten, weßhalb er weitere Zusendung von Truppen verlangte.

Nun kam es über die strittigen Fragen zu einer Art Beschluß. Am 2 September versammelte Halil Pascha die türkischen Beamten und einen großen Theil der Oberhäupter der Drusen und Maroniten. Hier erklärte er, daß die Drusen den Christen für die entrissenen Güter 3000 Beutel zahlen sollten, während die Pforte ihnen aus den Einkünften des Paschalik Saida 10,000 zahlen werde. Bei der Aufstellung der Kaimakams sollte es nach der Anordnung vom December 1842 sein Verbleiben haben; die gemischten Districte, die unter der Hand drusischer Lehensherren seyen, sollten einen christlichen Sachwalter (Wekil), und umgekehrt diejenigen, welche christliche Lehensherren hätten, einen drusischen Sachwalter erhalten; die Christen, welche durchaus nicht unter drusischer Verwaltung stehen wollten, sollten auswandern dürfen, um sich auf einem andern Punkte des türkischen Gebiets anzusiedeln. Dieß sind die Hauptzüge der in den ersten Tagen

*) Halil Pascha ist bekanntlich vor kurzem von seinem Zug zurückgekehrt mit einem Harem voll Knaben und Kisten voll harter Thaler, aber im Libanon ist die Fackel der Zwietracht vollends entbrannt.

Septembers des vorigen Jahrs getroffenen Anordnung; auf den ersten Anblick schienen sie alles zufrieden stellen zu müssen, aber so lange die Türken im wesentlichen Herren im Lande blieben, konnten sie nur dadurch regieren, daß sie beide Theile gegen einander hetzten.

Die nachfolgende Auseinandersetzung enthält nur die bekannten, in den Zeitungen wiederholt mitgetheilten Thatsachen, wird aber den Vorwurf, den man am Schluß derselben der Pforte machen muß, genügend rechtfertigen. Die Maroniten der gemischten Distrikte weigerten sich fortwährend sich unter drusische Verwaltung zu stellen, und boten selbst dem Pascha von Saida an, lieber unter türkischer Gewalt, als unter der ihrer Todfeinde zu leben, welche das ehemalige Uebergewicht über sie um jeden Preis wieder erwerben wollten. Neue Verhandlungen zu Konstantinopel und Andringen der Gesandten, diesem Begehren zu willfahren; die Pforte gab nach, die Christen sollten nur von ihren Wekils gerichtet werden, und diese im Nothfall an ihre Kaimakams und dann erst an den Pascha sich wenden. Jetzt stieg die Erbitterung unter den Drusen, daß ihnen ihre Beute entgehen solle, und bewaffnete Zusammenkünfte fanden unter ihnen statt, denen bald ähnliche auf maronitischer Seite folgten. In diesem entscheidenden Augenblick, wo nur Besonnenheit und ächtes Wohlwollen der türkischen Behörden den Ausbruch verhindern konnte, rief die Pforte den oben erwähnten, durch seine Rechtlichkeit und Gewandtheit bekannten Essaad Pascha ab, und ersetzte ihn durch Wedschihi Pascha, dem selbst die in der Türkei erscheinenden Blätter geradezu den Ausbruch der Feindseligkeiten im Libanon schuld geben. In demselben Augenblick verließ auch Halil mit seiner Flotte und einem Theil der Truppen die syrische Küste und der Kampf brach nun in vollen Flammen aus.

Wir haben nicht nöthig hier auf dessen verworrene Einzelnheiten einzugehen, und bemerken nur, daß die Maroniten den Drusen die Wage zu halten anfangen, obgleich diese allen Nachrichten zufolge offenkundig von den türkischen Truppen unterstützt werden. Auch Oberst Rose beharrt auf seiner Bevorzugung der Drusen, und so ist die alte Verbindung des Jahres 1841 zwischen Türken, Drusen und Engländern wieder in vollem Zuge. Es möchte nach dem Obigen durchaus keinem Zweifel unterliegen, daß die Pforte in machiavellistischer Berechnung den Kampf durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Gesandten und durch die Abberufung Essaad Pascha's selbst hervorgerufen hat, um einen Theil durch den andern zu schwächen und sie gänzlich mürbe zu machen. Könnte über diese hinterlistige Berechnung noch ein Zweifel seyn, so würde diese sich heben durch den offen angekündigten Plan, die bedeutendsten Maronitenscheichs und wo möglich auch einige Drusenfamilien ganz aus dem Lande zu entfernen. Schon hat man mit dem alten Emir Beschir, den man nebst den meisten Mitgliedern seiner Familie nach Kleinasien deportirte, den Anfang gemacht, und zurückgeblieben sind nur diejenigen, welche vor kurzem zum Islam übergetreten sind, ein Neffe und ein Sohn Emir Beschirs, Kassim und Emin. Der Plan ist offenkundig: man liebt die Drusen so wenig als die Maroniten, aber man hetzt sie gegen einander, um eine Vereinigung beider, welche allein das Gebirge von der Herrschaft der Türken befreien könnte, unmöglich zu machen; Kassim und Emin scheinen aufgespart, wenn die halbe Bevölkerung des Gebirgs im Bürgerkrieg gefallen ist, und die andere Hälfte doch noch sich gegen einen türkischen Pascha wehren sollte, den Forderungen des einen oder andern Gesandten scheinbar nachzugeben, und einen von diesen als mohammedanisches Oberhaupt, und gehörig durch eigenen Vortheil an die Pforte gefesselt, nach dem Libanon zu senden. Die Frage ist jetzt: können die Maroniten, die allerdings durch das seit vier Jahren gegen sie befolgte Verfahren zur Wuth und Verzweiflung gebracht sind, allein gegen Drusen und Türken Stand halten? Es ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich; die Drusen allein können gewiß nicht gegen Maroniten und Türken zugleich auftreten, darum werden diese unterstützt, und zugleich die Mutualis gegen die Maroniten gehetzt, wie man überhaupt in ganz Syrien den Christenhaß auf eine furchtbare Weise anfacht. Die Pforte weiß zu gut, daß nicht so leicht eine christliche Macht mit Ernst und mit Gewalt gegen sie auftritt, weil die Eifersucht der andern sie zurückhält, um Worte aber kümmert sie sich nicht, verfolgt ihre Plane und speist die Gesandten mit schönen Worten ab. Es ist dieß eine Probe des Ganges der Dinge im türkischen Reich, die für viele andere dienen kann; sie scheint gleich einem entnervten Wollüstling die Lust an fremden Qualen genießen zu wollen, bis sie endlich unter der Last ihrer Sünden erliegt.

Die Mahimstraße.

(Indian News vom 20 Junius.)

Die kleine Insel Bombay, welche eine Bevölkerung von mehr als 300,000 Seelen zählt, hat nur 19 englische Quadratmeilen, und ist von Salsette, welche Insel zwischen ihr und dem festen Lande liegt, durch eine Straße getrennt, welche nur 400 Yards bis eine Meile breit ist. Bis vor 40 Jahren war diese Straße nur mit Booten fahrbar, die flachen Uferstriche waren damals mit einem Mangrove-Dickicht bedeckt, bei jeder Fluth zum Theil überschwemmt, und daher die Ungesundheit der Insel so groß, daß man sie nur das Grab der Weißen nannte. Im Jahre 1805 wurde der lange und schmale Damm gebaut, welcher die Inseln Bombay und Salsette auf der Ostseite verbindet, aber westwärts davon von Mahim aus, welches vor 50 Jahren noch der Hauptort der Insel war, befand sich ein Bassin von etwa vier Acres im Umfang und 20 Fuß Tiefe, das bei jeder Fluth angefüllt und bei der Ebbe wieder geleert wurde; das zum Ausfüllen nöthige Wasser mußte durch einen nur 800 Fuß breiten Canal hereinbringen, und der dadurch veranlaßte Andrang des Wassers war so heftig, daß häufig Nachen verunglückten. Die Gefahr stieg während der Regenzeit und den Monsuns bedeutend, und ganze Familien mußten oft Stunden lang im tropischen Regen verharren, ehe sie übergesetzt werden konnten. Die Regierung that nichts dafür und eine Subscription kam nicht zu Stande. Da trat der reiche Sir Jamsetjee Jejeebhoy dazwischen und bot eine bedeutende Summe, ein Lak Rupien, an, wenn die Regierung den Rest darauf zahlen wolle. Auch dieß Anerbieten schlug

fehl, und nun trat Lady Jamsetjee Jeejeebhoy auf und erklärte, sie wolle das nützliche Werk allein ausführen, es koste was es wolle. Die Ausgaben beliefen sich auf 176,000 Rupien (211,200 fl.). Das Werk wurde im Jahre 1843 begonnen und dauerte 20 Monate. Es ist ein ungeheurer Steindamm, gegen 3000 Fuß lang, 10 bis 24 Fuß hoch und erreicht eine Höhe von 5 Fuß über der Fluthmark. Der Damm ist oben 32, am Boden, je nach der Tiefe, 40 bis 70 Fuß breit. In der Mitte sind vier elliptische Bogen von 30 Fuß Spannung, durch welche das Wasser mit großer Gewalt durchdringt. Man hofft, daß das Meer den übrigen Theil des Dammes, wo keine solche Fluththore sind, in wenigen Jahren mit Sand und Schlamm ausfüllen werde, so daß nur die eigentliche Brücke offen bleibt.

Die Frauen in China.

(Fortsetzung.)

Da die Chinesinnen niemals ihre Gemächer verlassen, außer wenn sie einen Besuch in einer Senfte bei ihren Eltern oder nächsten Verwandten abstatten, so haben sie natürlich mit Einkäufen, sie mögen seyn von welcher Art sie immer wollen, nichts zu schaffen und aller Handel ist ihnen auf das strengste untersagt. Nie sieht man eine Chinesin in einem Laden, weder als Käuferin noch als Verkäuferin, dieß wäre ganz gegen die Sitten des Landes, deßhalb begegnet man in den Straßen beständig einer ungeheuern Menge Kleinhändler, die alle Bedürfnisse des Lebens in die Häuser bringen. Dieser Gebrauch kommt besonders den Armen zu statten, die ihre Weiber nicht ausgehen lassen können und auch keine Diener oder Sklaven haben, die sie auf die öffentlichen Märkte schicken könnten.

Die Krieger und Vertheidiger des himmlischen Reichs sind fast alle verheurathet; sie wohnen gewöhnlich außerhalb den Mauern der Stadt in weitläufigen Casernen, in welchen ein jeder eine etwa zehn Fuß lange und eben so breite Wohnung hat. Vor jedem dieser Häuschen befindet sich ein kleiner Hof und hinter denselben ein kleiner Garten. Sie sind sämmtlich durch sieben bis acht Fuß hohe Mauern von einander geschieden, damit keine Familie in das Innere der andern sehen kann, denn es ist hier zu Lande ein Verbrechen, wenn ein fremder Mann sein Auge auf das Weib eines andern wirft. Ein chinesisches Werk enthält folgendes über die Gemächer der Frauen und das Familienleben der Chinesen:

„Vergeblich würden die Gemächer der Frauen dem Auge der Neugierde entzogen, wenn Unordnung in denselben Zugang gefunden hätte; das Gerücht würde diese Abscheulichkeit mit Windeseile oder vielmehr wie eine verheerende Feuersbrunst verbreiten, von der diejenigen, welche die Flamme nicht sehen können, doch den Rauch riechen würden. Die Arbeit muß der Hüter der Unschuld der Frauen seyn, man darf sie nie müßig gehen lassen; das Weib muß in allen Jahreszeiten die erste seyn, die sich mit Tagesanbruch aus dem Bett erhebt, und die letzte, die sich entkleidet und zum Schlafen niederlegt. Ein Mädchen muß immer so nahe bei ihrer Mutter wie deren Schatten seyn. Bescheidenheit und Schweigen, Sanftmuth und Schüchternheit, dieß sind die Juwelen, die ihre Schönheit schmücken. Sie darf sich niemals unwillig zeigen, sondern muß jederzeit bereit seyn, die ihr gewordenen Aufträge mit Lust und Eifer zu erfüllen. Um Rath darf sie fragen, niemals darf es ihr jedoch einfallen, solchen ertheilen zu wollen. Im Innern des Hauses darf einer braven Frau keine Verrichtung zu niedrig erscheinen. Die Nadelarbeiten und die Spule müssen ihre Mußestunden ausfüllen. Ihr größter Ruhm muß darin bestehen, das Essen gut zu bereiten und Kranke sorgsam zu bedienen. Ihr Mund darf sich niemals öffnen, um den Ruhm der andern Hausgenossen zu verkleinern oder den ihrigen zu vergrößern. Zu laut zu reden oder gar zu schreien wäre für ein junges Mädchen die äußerste Unschicklichkeit und würde auch dem Weib schlecht anstehen. Perlen und Edelsteine, Gold und Seide, mit denen sich das Weib schmückt, sind nur ein durchsichtiger Firniß, der ihre Fehler desto mehr hervorhebt. Die Weisen aller Zeiten haben es gesagt, daß Unschuld und Tugend der höchste Schmuck des Weibes ist. — Aus dem, was ein Mädchen in dem elterlichen Haus leistet, erkennt man, was sie als Gattin leisten wird. Und wenn auch die Rosenfarbe ihrer Lippen und die Lilienweiße ihrer Stirne den Glanz des Morgenroths und der Blüthen des Frühlings verdunkelte, so würden sie dennoch verwischt, sobald der Zorn ihre Augen entzündet, und der Wohllaut ihrer Sprache ist dahin, wenn sie Eifersucht anfeuert. — Ein stolzer Blick verräth Herrschsucht und Hochmuth; je mehr das Weib Verstand auf Kosten anderer zu zeigen bemüht ist, indem sie deren Fehler rügt, desto mehr verräth sie ein schreckliches Geheimniß, das eines bösen Herzen."

In diesen Worten liegen zwar strenge, aber doch sehr heilsame Lehren.

Nach dem, was wir bis jetzt über die armen Chinesinnen und ihre Erziehung sagten, könnte man vermuthen, daß ihnen alle Phantasie, alles Gefühl für das wahre Schöne abgehe und daß sie nicht im Stande seyen einen großen Gedanken und die erhabenen Stellen eines Werkes zu fassen; dem ist jedoch nicht so, gerade in der Abgeschiedenheit, in der sie leben, entwickeln sich ihre Fähigkeiten und ihre Intelligenz weit mehr, als wenn sie ihre Zeit in den eiteln Zerstreuungen der Welt hinbrächten, die Ruhe und die Stille der Einsamkeit befördern deren Ausbildung statt sie zu hindern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nationalbibliothek zu Rio Janeiro. Der Missionär Kidder erzählt in seinen Sketches of residence and travels in Brasil über diese Anstalt folgendes: „Sie besteht größtentheils aus den Büchern, welche ursprünglich der k. Bibliothek und Portugal gehörten und von Don Joao VI herübergebracht wurden. Er öffnete sie dem Publicum und sie ist auch seitdem immer offen geblieben. Alte Gemälde und Kupferstiche in alten Rahmen zieren die Mauern. Wenn man eine breite Treppe hinaufgestiegen ist, gelangt man in die Sala de Leitura (Lesesaal), wo mit Tuch bedeckte Tische stehen, auf denen Schreibmaterialien und Gestelle für große Bücher rings herumlaufen. Die Schränke selbst sind bedeckt mit Büchern in allen Sprachen und aus allen Zeiten. Auch die Zeitungen aus der Stadt und mehrere europäische Journale finden sich hier; dennoch habe ich stets nur wenige Leser gefunden. Die neuern Vermehrungen der Bibliothek sind nicht bedeutend, obgleich von Zeit zu Zeit Anschaffungen gemacht werden. Am meisten ist die Bibliothek durch Schenkungen vermehrt worden, unter denen die des bekannten Jose Bonifazio de Andrada am meisten Erwähnung verdient."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1845.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

1. Der erste Eindruck.

Mit mancherlei Vorurtheilen tritt gewöhnlich der Fremde in Ungarn ein. Je nachdem nun diese günstig oder ungünstig sind, je nachdem ist auch der Eindruck, den er empfindet, wenn er zum erstenmal in diese Länder kommt. Wer es sich so gedacht, als ob darin Milch und Honig fließe, der wird sehr enttäuscht, wenn er von der westlichen oder nördlichen Seite kommt, und in den Karpathen ein rauhes Klima, magere Vegetation und eine arme Bevölkerung findet. Erst wenn er dann weiter vordringt bis auf die fruchtbaren Ebenen, dann sieht er mit eigenen Augen den großen Reichthum der Natur, welcher noch zum größten Theile im Schooße der Erde schlummert. Er kostet, wenn er irgendwo anhält, den Nektar des Landes, das trinkbare Gold, wie ihn die deutsche Poesie nennt. Aber welche schreckliche Enttäuschung, wenn er ein Getränk bekommt, womit man seine Feinde quälen könnte. Nicht allenthalben in Ungarn wächst der edle und kräftige Ungarwein, wie man ihn ins Ausland sendet, und im Lande wird meistentheils nur der schlechte getrunken, wozu denn in den Wirthshäusern auf den Dörfern noch kommt, daß sie herrschaftlich und verpachtet sind, und daß der Pächter genöthigt ist, seinen Wein nach einer bestimmten Taxe vom Grundherrn zu nehmen, der ihm dann gerade die Sorten gibt, die sonst nicht anzubringen sind.

Tritt man in Ungarn von Hradisch in Mähren über Skalitz ein, so wird man, mit eigener Equipage und einem Kutscher in Livree fahrend, von der Thorwache mit angezogenem Gewehr salutirt. Stadtsoldaten, gut montirt und ziemlich martialisch aussehend, versehen die Wache, nehmen es sich aber nicht übel, unter dem Gewehr gemüthlich ihr Pfeifchen zu rauchen. Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir erst noch vernehmen, daß man die ungarische Gränze nirgends passiren kann, ohne vor den Gränzämtern anzuhalten und eine strenge Revision zu bestehen, denn es ist Ungarn gegen die österreichischen Erbländer strenger abgesperrt, wie diese gegen fremde Staaten. Ehe wir Skalitz verlassen, wird, da eben die Uhr geschlagen, unsere Aufmerksamkeit nach dem Thurme hinauf gerichtet, auf dessen Plattform der Wächter die Trommel rührt, was dasselbe ist, wie in Deutschland an manchen Orten die Trompete auf dem Thurme bei jedem Stundenschlage.

Bei Holitsch machen wir die erste Bekanntschaft mit einer Zigeunerbande, welche hier ihre Hütte aufgeschlagen, woraus ein Heer von ganz- und halbnackten Kindern uns bettelnd nachläuft und uns so lange verfolgt, bis es eine Gabe erzwungen hat.

Haben wir endlich die Karpathen im Rücken und kommen nach Tyrnau, so sind wir in eine freundliche und gut gebaute Stadt versetzt, in welcher wir uns in Deutschland zu seyn wähnen, nur das allenthalben hervortretende slawische Element stimmt damit nicht ganz überein. Ueberhaupt geht von hier das Gemisch der Nationen schon an, welche Ungarn bewohnen, denn bald kommt man in slawische, bald in ungarische, bald in deutsche Dörfer; in manchen ist auch die Bevölkerung aus allen drei Nationen zusammengesetzt. Als ich in dieser Gegend einst einen herrschaftlichen Hof besuchte, ward ich zuvörderst von den Beamten gefragt, in welcher der drei Sprachen er mit mir reden solle. Mein Besuch galt dem Director der Herrschaft, der aber abwesend war. Der Castellan, der mich empfing, war nicht wenig erstaunt, als ich fragte, ob nicht im Dorfe ein Gasthof sey wo ich bleiben könne, bis der Director den andern Tag zurückkommen werde. Obgleich er mich nicht kannte und überhaupt noch nicht nach meinem Namen und Stande gefragt hatte, bat er mich doch sehr höflich ihm zu folgen, damit ich ein mir angewiesenes Zimmer einnehmen könne. Ich wurde bedient und versorgt, wie im besteingerichteten Gasthof. Eine Menge Zimmer im Schlosse waren numerirt und auf diese Art als für fremde Gäste bestimmt bezeichnet. Diese ehemals fast allgemein anzutreffende Hospitalität hat sich seit jener Zeit sehr vermindert, und wird gar bald nur noch eine Erinnerung an frühere Zeiten seyn.

Je tiefer man hinab kommt, um so mehr tritt der Charakter des Landes hervor: unabsehbare Ebenen mit dem reich-

sten und fruchtbarsten Boden dehnen sich vor dem Blicke aus, große Viehheerden bedecken die Pusten (Steppen), und es geben insbesondere die weißen Rinder mit ihren mächtig langen und gut geformten Hörnern einen sehr schönen Anblick. Schon hier sieht man die Originalität der Hirten, welche, je nachdem sie die eine oder die andere Viehart zu hüten haben, auch anders aussehen, so daß man sie alsbald von einander unterscheidet. Hier endlich wird man erst eigentlich gewahr, daß man in Ungarn ist, obgleich erst unterhalb Pesth die originelle Physiognomie des Landes recht hervortritt.

Persönliche Freiheit genießt in Ungarn nicht allein der Eingeborne, sondern auch der Fremde. Wird man indeß da auch wenig von Polizei belästigt, so vermißt man sie auch wiederum da, wo sie gegen Uebelstände einzuschreiten hätte. Aber es gibt in diesem Lande auch etwas, was lästiger ist als Polizei, und das ist die Anmaßung des niedern Adels, besonders der jungen Leute dieses Standes. Wehe dem Fremden, der darauf keine Rücksicht nehmen, und wohl gar eine ihm widerfahrene Brusquerie rügen wollte. Es würde ihm schlecht bekommen, besonders wenn er auf rechte enragirte Magyaren stieße. So gastfrei auch sonst der Ungar gegen Fremde ist, mit großer Rücksicht und Höflichkeit, wie man dieß wohl in Deutschland gewohnt ist, werden ihn solche Leute nicht behandeln. Die Unbeschränktheit, welche sie in aller Art auf ihren Besitzthümern genießen und ausüben, verwöhnt sie, und sie vertragen deßhalb keinen Widerspruch. Ausnahmen finden jedoch auch genug statt, und wo man auf sie stößt, da fühlt man sich angenehm berührt, und kann auf Gefälligkeiten aller Art rechnen.

In dem Völkergemisch, welches Ungarn bewohnt, spielen die Juden eine nicht unwichtige Rolle. Zwar sind sie meistentheils verachtet und zurückgesetzt, aber sie wissen sich Geltung und Wichtigkeit namentlich bei denen zu verschaffen, welche sie am geringschätzigsten behandeln, und das sind die Adeligen. Der Mehrtheil derselben befindet sich fast immerwährend in Geldverlegenheit, aus welcher ihn meistens nur die Juden reißen.

Glaubt man Ungarn schon kennen gelernt zu haben, wenn man bis nach Pesth vorgedrungen ist, so findet man, sobald man weiter hinabkommt, daß hier alles einen noch viel eigenthümlicheren Anblick gewährt, und mitunter den sonderbarsten Eindruck macht. Da kommen ganze Karawanen von Fuhrwerk, welches von lauter Walachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigenthümlich, und hat so viel Aehnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man sich im Anfang in ihren Anblick vertieft. Man ist voll Furcht und Mißtrauen gegen sie, so wenig man dieß auch nöthig hat. Denn es besitzen diese Menschen viel Gutmüthigkeit, sind auch bei weitem ehrlicher als man ihnen dem Aeußern nach zutrauen würde.

Dem Deutschen erscheint es wunderbar und unbegreiflich, daß die Bevölkerung auf diesen fruchtbaren Ebenen so gering ist, daß man meistentheils immer drei bis vier Meilen weit fahren muß, ehe man wieder in eine Ortschaft kommt. Es macht einen traurigen Eindruck auf ihn, wenn er diese ungeheuren, mit dem reichsten und fruchtbarsten Boden begabten Strecken unangebaut und mit so wenigen Gräsern und Pflanzen bewachsen sieht, daß das Vieh nur eine magere Weide und auch diese nur im Frühjahre darauf findet, weil im Sommer das wenige noch vertrocknet. Und diese ausgedehnten Ebenen erstrecken sich von Pesth hinab bis an das zwischen Ungarn und Siebenbürgen hinstreichende Gebirge, in einer Ausdehnung von nahe an 20 Meilen in der Länge und fast noch mehr in der Breite. Man empfindet dann ein wohlthätiges Gefühl, wenn man nach fast zweitägiger Fahrt endlich wieder Berge sieht.

Sowie man diese Gebirgskette überschreitet, tritt man in Siebenbürgen ein, was einen ganz entgegengesetzten Eindruck wie Ungarn macht. Dort üppiges Land und an den Hügelreihen Weinberge, oft in unabsehbarer Ausdehnung; hier rauhes Gebirgsland, und die hohen Häupter noch mit Schnee bedeckt, wenn dort die Saaten bereits hoch im Halme stehen. Enge Pässe führen in dieß romantische Land, wo Bären und Wölfe im Hochgebirge hausen. Sorglos sieht man das Volk, so sehr auch oftmals seine Subsistenz gefährdet ist. Ruhiger und unbesorgter für die Zukunft, wie die Walachen, mögen wohl wenige Völker der Erde außer den Wilden seyn. Ja es sieht der Walache es für eine Weisung des Himmels an, wenn ihm eine reiche Ernte zu Theil geworden, diese in Ruhe und im Müßiggange zu verzehren, und er sodann, wenn dieß geschehen, denkt er daran weiter zu sorgen. Da darf man sich nicht wundern, wenn man die Dörfer nur aus Hütten bestehend findet, und wenn allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Doch es ist dieser Volksstamm nicht so bemitleidenswerth, wie man glaubt, denn er hat so wenig Bedürfnisse daß dieselben sehr leicht zu befriedigen sind. Eins aber zeichnet die Ortschaften der Walachen vor denen der Magyaren (Ungarn) aus, und das sind die Obstgärten. Ueberall, auch um die elendesten Hütten, zieht sich ein Gärtchen mit Obstbäumen, wo bei den Ungarn alles kahl und öde ist. Die Pflaumen (Zwetschgen) pflegt man vorzüglich, denn sie geben den Rohstoff zu dem beliebten Zwetschgen-Branntwein (Schlibowitz), den man sich in jeder Haushaltung selbst zubereitet. Daher ist auch die Trunkenheit — ohnedieß eine Leidenschaft der Walachen — in den Jahren, wo die Zwetschgen gut gerathen, am größten.

Den vielen römischen Alterthümern widmet der neu ankommende Fremde besondere Aufmerksamkeit, nicht minder auch den Gold- und Silberbergwerken. Bei letzteren findet der Sachverständige im Betriebe manches zu erinnern und es geht ihm hier beinahe wie mit dem Bodenreichthum Ungarns, indem er einsieht, um wie vieles die Schätze der Erde noch mehr zu nutze gemacht werden könnten. Eben so neu als eigenthümlich ist ihm der Anblick der Salzberge, welche wie abgespülte Felsen im Osten von Thorda (Thorenburg) zu Tage stehen und Millionen von Centnern enthalten. Aber traurig ist der Eindruck den es auf ihn macht, wenn er sieht, daß die im Uebermaaße gesättigten Salzquellen eben so wie jene Stein-

salzberge mit Wachen von der Regierung besetzt sind, damit sie von den Umwohnern nicht ausgebeutet werden. Fast ängstlich kommen diese an den Tagen, wo es ihnen gestattet ist, und holen sich die wenigen Krüge voll Sohle, um wenigstens den eigenen Bedarf nothdürftig zu decken.

Ganz einen entgegengesetzten Charakter wie in Ungarn hat hier das Land. Dort unabsehbare Ebenen mit dürftiger, oftmals ganz erstorbener Vegetation, hier die letztere so frisch und üppig, wie sie sich nur denken läßt, und dabei eine Flora, wie sie in Deutschland kaum ein Garten beut, und diese auf einem ununterbrochen undulirenden Terrain, dort eine Hitze und ein Staub zum Ersticken, hier eine meistentheils frische Luft. Anstatt der einzelnen Tschaden (isolirt stehenden Häuser), wie man sie in Ungarn auf den Ebenen sieht, und worin entweder Gastwirthe oder Feldhüter hausen, trifft man hier in den Thälern und Bergabhängen ebenfalls einzelne kleine Häuser, worin aber nur Feldhüter, die zugleich Bienenwirthe sind, wohnen. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich und würde es noch weit mehr seyn, wenn sie mit mehr Sorgfalt und Fleiß betrieben würde. Die Wärter stehen fast allenthalben auf einem Antheil an der Ausbeute an Honig und Wachs, oder vielmehr sie geben dem Grundherrn nur einen bestimmten Theil des Gewinnes ab, und behalten in der Regel dann für sich mehr als wie sie abgeben.

Kommt man dann ins Land der Szekler, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man hier allenthalben findet; auch labt man sich an den vielen mineralischen Quellen, deren hier so viele zu treffen, und die meistentheils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man nun mit eigenen Augen den kernigen Volksstamm sieht, aus welchem die weltbekannten Szekler-Husaren kommen.

Aber vor allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Hier wähnt er sich zurück in sein Vaterland versetzt, und dort nicht etwa in die schlechten, sondern in die besten Gegenden. Ist auch der Boden hier nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Bayern in Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch ursprünglich wohl zum größten Theile aus letztern beiden Staaten, und heißen nur deßhalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit dieser Benennung belegt, so wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt.

Aus allem hier Angeführten ist ersichtlich, daß der erste Eindruck, den Ungarn und Siebenbürgen auf den Fremden macht, bei weitem mehr günstig als ungünstig ist, und daß die etwaigen Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten reichlich durch das Originelle, Romantische und Eigenthümliche, was man zu sehen und zu bewundern hat, aufgewogen wird.

Ueber die Pellagra.

Diese an den Gebrauch des Mais gebundene Hautkrankheit tritt in Italien erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf, nachdem sie in den ersten Jahren des Jahrhunderts sich nur einzeln gezeigt hatte. In Spanien scheint sie etwas älter, in Frankreich kennt man sie erst seit 1818. Diese Angaben sind bemerkenswerth, weil die Erscheinung der Pellagra eine Folge der Veränderung ist, welche erst in neuerer Zeit in der Nahrung des Landvolks vorging. Durchgeht man die Geschichte des Maisbaues, so findet man, daß er in Spanien erst am Ende des 16ten Jahrhunderts und im Laufe des 17ten von Bedeutung wurde. Spanien ist aber auch das erste Land, wo die Pellagra schon in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auftritt. In Italien kennt man den Maisbau seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts, und während der ersten Hälfte des 18ten breitete er sich aus und verdrängte die andern Cerealien; die Pellagra trat endemisch seit dem Jahre 1790 auf. In Frankreich, wo der Mais schon seit langer Zeit bekannt war, aber erst in neuerer Zeit von Wichtigkeit wurde, findet man den ersten Fall von Pellagra im Jahre 1818. Dr. Th. Roussel, dessen Mittheilungen (s. Echo du Monde Savant vom 15 Junius) diese Angaben entnommen sind, bemerkt, die Pellagra trete auf, sobald der Maisbau vorherrsche und die fast ausschließliche Volksnahrung werde. Dabei macht er noch die interessante Bemerkung, daß die Pellagra niemals nördlich vom 46°, wo der Maisbau aufhört, und niemals südlich vom 35° beobachtet worden sey. Der Mais ist eine von den Früchten, die am häufigsten beschädigt werden und vom 36° an oft nicht zu völliger Reife gelangt. Die Zone, wo der Mais noch gebaut, aber häufig nicht ganz reif wird, ist die Zone der Pellagra, die jedoch nur dann auftritt, wenn die Armuth des Volks so groß ist, daß sie den Mais nicht mit andern Nahrungsmitteln versehen können.

Die Frauen in China.

(Fortsetzung.)

Unter den Frauen der „Blume der Mitte," so nennen die Chinesen ihr Land, begreifen gerade diejenigen, denen einige Erziehung zu Theil wurde, am besten, daß Studien die Reize der Einsamkeit erhöhen. In das Innere ihrer geheimen Gemächer gebannt, haben sie nicht nöthig das Alter, in welchen die Vergnügungen der Welt ihren Reiz verlieren, abzuwarten, um sich durch die Wissenschaften zu zerstreuen. Diese sind die Belohnung ihrer Häuslichkeit, doch kann hier allein nur von denen die Rede seyn, die eine wissenschaftliche Erziehung erhielten. Auch in China gibt es gelehrte Frauen, Lady Morgans, Staels, Delinas u. s. w., die sich in dem himmlischen Reich einen berühmten Namen machten; die berühmteste derselben ist die gelehrte Pan-hoei-pan. Ihr gelesenstes Werk schrieb sie zur Erbauung ihres Geschlechts; es enthält eine so reine Moral, eine so heilige Sittenlehre, daß man es nicht nur den chinesischen, sondern den Frauen der ganzen Welt empfehlen sollte. Die Verfasserin wurde in einer Stadt dritten Ranges, zu Fu-fong-hien, in der Provinz Schen-si, geboren. Ihre Familie, die schon seit mehreren Generationen Beamte und Offiziere unter ihren Gliedern zählte, war ziemlich wohlhabend und als so rechtlich bekannt daß sie sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Von ihrer Kindheit an zeigte Pan-hoei-pan schon die Anlagen, die dereinst ihr Glück und sie so berühmt machen sollten. Man bemerkte, daß sie alle Aufträge, die man ihr ertheilte, mit großer Umsicht und Aufmerksamkeit vollzog.

wobei sie einen beobachtenden und durchdringenden Geist verrieth, und zugleich eine völlige Ergebung in den Willen ihrer Eltern und die größte Sanftmuth und Bescheidenheit zeigte. Die verschiedenen Namen, die man ihr vor ihrer Verheurathung beilegte, bezeugen das Lob, das man ihrem Charakter und ihrem Verstand zollte. Zuerst nannte man sie Isch-ao, d. i. „Glanz der Sonne." Es waren ihre geistreichen und feinen Antworten, bei denen sie jedoch immer die ihrem Alter und Geschlecht ziemende Schüchternheit niemals außer Augen setzte, welche ihr diesen ersten Beinamen in ihrer Kindheit verschafften. Die eben so geistreichen als verständigen Reden, die man aus ihrem Mund vernahm, wenn sie von ihren Studien sprach, die außerordentliche Reinlichkeit, die sie in ihrer Kleidung beobachtete, und ihr bescheidenes Benehmen machten, daß man ihr in der Folge den Namen Hoei-pan, d. h.: die die Wahrheit durch die Annehmlichkeiten des Geistes verschönert, auch die Ordnungsliebende, beilegte. Endlich wurde sie noch Ki (die Vollkommene) geheißen, um dadurch anzudeuten, daß sie Schönheit mit Weisheit verbinde. Statt sich den gewöhnlichen Kinderspielen ihres Alters hinzugeben, zog sich Pan-hoei-pan an einen entlegenen Ort des Hauses zurück, wo sie bisweilen so lange verweilte, daß ihre Mutter, die nicht wußte, wo sie war, sich deßhalb beunruhigte. Ihr Vater, der aber dahinterkommen wollte, was seine Tochter in dieser Einsamkeit mache, belauschte sie heimlich. Wie sehr war er nicht erstaunt, als er das junge Mädchen an einer Thüre lauschend fand, die in das Zimmer führte, in welchem ihren Brüdern Unterricht ertheilt wurde, und sah, wie sie mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte und alles niederschrieb, was sie vernahm. Während der Lehrer sprach machte sie ihre Notizen mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Der Vater, durch so große Lernbegierde gerührt, belohnte sie und bewilligte der Tochter eine in den Wissenschaften und der Literatur sehr unterrichtete Lehrerin. Da es jedoch seine Absicht nicht war; seine Tochter zu einer gelehrten Frau und Schriftstellerin zu erziehen, so bestimmte er derselben, sobald sie das vierzehnte Jahr erreicht hatte, einen jungen Mann Namens Tsao-schu-chou, den Sohn eines sehr geachteten Beamten, zum Gatten. Pan-hoei-pan, sich als gehorsames Kind in den Willen der Eltern fügend, suchte sich, das fremde Haus als Frau betretend, die Liebe ihres Mannes und ihrer Schwiegereltern durch Sanftmuth und gefällige Zuvorkommenheit gegen die letztern und unbedingte Ergebenheit in den Willen des erstern zu erwerben, was ihr auch in hohem Grade gelang. Auf das Hauswesen, Ordnung und Reinlichkeit wandte sie alle ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt, und wenn sie sich bisweilen mit den Wissenschaften beschäftigte, so hatte es den Anschein, als geschähe dieß nur ihrem Gatten zu Gefallen, der dieselben schätzte und liebte, und dem sie in allem gehorsam zu seyn versprochen hatte.

Mutter geworden, war sie eifersüchtig, die Pflichten, die einer solchen von der Natur auferlegt sind, selbst zu erfüllen, und widmete alle ihre Zeit und Muße der Erziehung ihrer Kinder. Sie hatte das Glück und die Belohnung von ihrem Gatten und den Seinigen angebetet und verehrt zu werden, doch sollte dieß nicht lange währen, ersterer wurde ihr plötzlich durch den Tod entrissen. Ueber diesen herben Verlust untröstlich, zog sie sich zu ihrem Bruder Pan-kou zurück und suchte in den Studien der Wissenschaften eine Erleichterung zu finden. Pan-kou war Historiograph des himmlischen Reichs. Die Kenntnisse seiner Schwester waren ihm von außerordentlichem Nutzen bei seinen historischen Nachforschungen und Arbeiten, zu denen er sie zuzog. Da er gerecht und dankbar war, so wollte er sich den Ruhm, der andern gebührte, nicht aneignen, und bezeichnete dem Tribunal der Gelehrten bei jedem neuen Werk, das er den Auftrag auszuarbeiten erhielt, genau den Antheil und das Verdienst, welches seine Schwester Hoei-pan an demselben hatte, indem er sagte: „Diese Stelle, die ihr hier bewundert und vortrefflich findet, ist nicht von mir, sondern ganz aus dem Pinsel Hoei-pans geflossen." So kam es daß, obgleich die junge Wittwe in der größten Einsamkeit zubrachte, ihr Ruf doch bald bis in den kaiserlichen Palast drang. Aber bald sollte sie ein neues Unglück treffen, das ihr viel bittere Thränen entlockte. Sie verlor auch den ihr so theuern Bruder, den Gehülfen ihrer wissenschaftlichen Arbeiten, bei dem sie gehofft hatte ihr Leben ruhig beschließen zu können. — Dieser Unglückliche war in eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben verwickelt und hatte sich im Kerker selbst erwürgt, um der Schande einer Hinrichtung zu entgehen. Dem Kaiser that dennoch der Verlust eines Gelehrten, der seine Regierung durch seine Werke verherrlicht hatte, leid, und da seine Minister ihm von dem Talent und den Fähigkeiten der schuldlosen Schwester sprachen, so ließ er ihr befehlen, die Werke ihres Bruders zu beendigen, die sodann dem Publicum übergeben werden sollten. Pan-hoei-pan that es mit so gutem Erfolg, daß ihr der Monarch eine Wohnung in dem kaiserlichen Palast anweisen ließ und sie zur Lehrerin in der Geschichte und Dichtkunst der noch sehr jungen und lernbegierigen Kaiserin ernannte. Um ihr aber noch einen größern Beweis seiner Gnade zu geben, gestattete er ihr den Namen ihres verstorbenen Gatten, Tsao, zu führen, eine Gunst, von der man in China wenig Beispiele hat, da die Frauen daselbst die Namen ihrer Eltern beibehalten; später fügte er auch noch den Titel: „Ta-kia," was sagen will: sehr groß in ihrer Familie, hinzu, so daß man sie jetzt nur noch „Tsao-ta-kia," d. h. die größte ihrer Familie, die den Namen Tsao führen darf, nannte. Bei allen literarischen Angelegenheiten des Hofes wurde sie nun als das Orakel derselben zu Rath gezogen, was sie statt eitler, nur noch bescheidener machte, und obgleich sie tiefe und gründliche Kenntnisse besaß, und nebst viel Geschmack und einer glänzenden Phantasie eine vorzügliche Darstellungsgabe und alle Eigenschaften hatte, die einen Schriftsteller ersten Ranges bilden, so zog sie es dennoch vor, die Werke anderer geltend zu machen, als ihren eigenen Ruhm zu fördern. Das einzige Buch, das während ihren Lebzeiten unter ihrem Namen erschien, führt den Titel: Niu-kie-tsi-pen, oder „die sieben Capitel von den Pflichten des Weibes." Sie wagte indessen nicht dasselbe öffentlich erscheinen zu lassen, ohne es vorher der Prüfung eines berühmten Gelehrten unterworfen zu haben. Sie übergab deßhalb das Manuscript dem tief gelehrten und sehr ernsten Ma-yung. Nachdem derselbe die sieben Capitel durchgelesen hatte, war er so entzückt von diesem Werk, daß er dessen Druck nicht erst abwarten wollte, sondern es eigenhändig abschrieb und die Abschrift seiner Frau übergab, ihr empfehlend den Inhalt auswendig zu lernen, um ein vollkommenes Weib zu werden. Bald folgten die Minister, Magistratspersonen und bei Hof angestellten Gelehrten diesem Beispiel, schrieben das Werk noch im Manuscript ab, übergaben es ihren Frauen und hofften den besten Erfolg für ihre häusliche Glückseligkeit und Ruhe von demselben, indem sie mit großer Wahrscheinlichkeit erwarteten, daß auf eine solche überzeugende und eindringliche Weise, die Pflichten einer Gattin derselben beständig vor Augen gehalten, sie diese nie verletzen würde. Ob sie in diesen Erwartungen nicht bisweilen getäuscht wurden, davon meldet der Berichterstatter nichts. (Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1845.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Dritter Brief.

Port au Prince. Junius 1845.

Wir haben uns aus mehrern Ursachen entschlossen, bis zum nächsten Dampfboot, also noch etwa 14 Tage hier zu bleiben, hauptsächlich weil das Eindringen in hiesige gesellschaftliche und politische Institute nicht so schnell und bequem bewerkstelligt wird, wie in civilisirten Ländern; wir sollten schon wieder fort und hatten noch nichts gesehen, da war unser Entschluß bald gefaßt. Die Weisheit und Erkenntniß dieses Landes kommt hier verzweifelt tropfenweise, man hat nicht viel mehr zu thun, als daß man den Mund beständig offen hält, die gelegentlichen Tropfen aufzufangen, das Mundaufsperren wird einem ja ohnehin leicht bei dieser unsinnigen, erstaunlich verkehrten Wirthschaft.

Indem ich mich bemühe alles, was interessant ist, zusammenzutragen, füge ich die Entschuldigung bei, daß dieß selten oder nie in der Gestalt geordneter Aufsätze erscheint, sondern aphoristisch, je nachdem mir etwas aufstößt. Hier, wo eine Menge merkwürdiger Einzelnheiten täglich vorkommen, würde es mir sehr schwer seyn, alles Schreiben so lange aufzusparen, bis dieselben zu einem Totaleindruck gediehen sind (die augenblickliche Auffassung, glaube ich, gibt gerade einer Reisebeschreibung das Hauptinteresse, und ich sehe diese Berichte an euch zugleich als ein Hauptmaterial meiner Reisebeschreibung in spe an). — So habe ich heute die oberste Schule Hayti's besucht, das Lycée National, welches vom Staat unterhalten wird, während der Rivierischen Zeiten ganz darniederlag, und erst unter dem jetzigen Director wieder emporblüht, und unter seiner Leitung unverhältnißmäßig schönere Resultate liefert. Dieser Mann, ein Franzose von Geburt, früher königlicher Professor in Pau, ist fast weiß, sehr tüchtig gebildet und macht den Eindruck eines ächten, seinem Amte mit ganzer Seele ergebenen Schulmannes. Mit großer Liberalität führte er uns in seine Anstalt ein, auf deren Werth er mit Recht stolz seyn darf. Sie enthält acht Classen, in welchen junge Leute vom 8ten bis 20sten Jahre aufgenommen werden, nachdem sie die Elementarbildung (in den wenigen Schulen die existiren) genossen haben; gegenwärtig sind es 200 Schüler mit zwölf Professoren und vier Unterlehrern, die Lehrgegenstände: Französisch, Englisch, Spanisch, Latein, Griechisch, Geschichte und Geographie, Anfangsgründe von Mathematik, Physik und Chemie, und — Rhetorik. Der französische Unterricht ist nicht so unbedeutend als man denken sollte, denn das creolische Französisch, welches die Landessprache und selbst die Sprache vieler „Gebildeten" ist, unterscheidet sich wesentlich von dem wirklichen Französischen, und enthält nicht nur eine Menge englischer, spanischer und eigenthümlicher Wörter, sondern auch eine eigene Grammatik, d. h. es besitzt weder Conjugation und Declination, noch Syntax, wie es bei der Sprache eines rohen Volkes natürlich ist. Da fast alle Kinder in dieser Sprache aufwachsen, so ist schon dieser Umstand ein großes Hemmniß für den Unterricht. Latein, noch mehr aber Griechisch, werden nur in den ersten Anfangsgründen getrieben, und wenn gleich die oberste Classe Horaz und Virgil liest, so gesteht doch selbst der Lehrer zu, daß diese Aufgabe der Schüler Kräfte übersteige. Die „Rethorik," in welcher wir einer Stunde beiwohnten, scheint mehr das Steckenpferd des Lehrers, eines sehr gescheidten, weißen Mannes zu seyn, die Schüler konnten, obgleich sie die ältesten waren, mit Ausnahme eines einzigen nicht recht folgen. Die Ordnung in den durchschnittlich 20 bis 30 zählenden Classen (nur die oberste hat bloß 10 Schüler), war recht gut; überall aber fand ich, wie sehr die Weißeren voranstanden: die 2 bis 3 Klötze, die in Europa wie hier in jeder Classe existiren, waren schwarze Bengel, die einen Kopf größer waren als ihre Mitschüler, die Koryphäen oft ganz kleine Leutchen, aber durchschnittlich fast ganz Weiße. — Die Lehrbücher, großentheils die in Frankreich officiell eingeführten, bedürfen wohl deßhalb keiner Kritik, aber was sagst du dazu, daß Horaz, Virgil, lateinische und griechische Grammatiken so spärlich vorhanden sind, daß der Lehrer das zu übersetzende Stück oder die zu lernenden Regeln und Formen für die ganze Classe an die Tafel schreiben muß; daß es ebenfalls an Landkarten mangelt, so wie an allen nöthigen Apparaten, — das sind Schwierigkeiten, an denen

wohl eine europäische Schule scheitern könnte, und welche die Hingebung des Directors und der Lehrer wirklich bewunderungswürdig machen, welche durch solche Hindernisse nicht entmuthigt werden. Das Gouvernement thut herzlich wenig zur Abhülfe, ja der arme Director klagte mir seine Noth, daß man ihm in diesen Tagen seine Lehrer und ältern Schüler ohne seine Protestation unter die Soldaten gestellt haben würde — ein ziemlich scharfer Zug zur Charakteristik der hiesigen Wirthschaft.

Die im Lycée empfangene Bildung ist die höchste, welche der Haytianer in seinem Lande erhält. Zwar existirt für die Mediciner ein College, indeß alle Aerzte erwerben ihre weitern ärztlichen Kenntnisse in Frankreich oder England, und es soll recht tüchtige Leute darunter geben; für die Theologen wird die römische Kirche schon sorgen, und die Juristen — daß Gott erbarme! Sie lernen bei Advocaten und in Gerichtshöfen ein paar traditionelle Rechtskniffe und helfen sich so weiter fort; man beabsichtigt der obersten Classe des Lycée künftig einen juristischen Curs beizugeben — eine Idee, die zu meinen Steckenpferden gehört, und die man bei uns wohl einführen könnte.

11 April. So eben kommen wir von dem Leichenbegängniß eines Generals zurück, und ich beeile mich, diese wahrhaft monströse Ceremonie dir nach besten Kräften wiederzugeben. Ich muß gestehen, daß nicht leicht ein Begräbniß, welches es auch sey, mich kalt läßt, aber in diesem Falle war die Masse des Grotesken und Komischen zu groß, als daß sie nicht jedes andere Gefühl hätte unterdrücken müssen. Nachdem wir den ganzen Tag über mit Kanonensalven zu Ehren des Verstorbenen molestirt worden waren, welche anfangs alles in Furcht versetzte: „Rivière ante portas," begaben wir uns gegen halb 5 Uhr nach der Kathedrale, wo der Zug so eben angelangt war. Ein betäubender, wahrhaft chinesischer Lärm von gedämpften Trommeln, 5 bis 6 Musikcorps, welche alle zugleich, aber natürlich verschiedene Melodien spielten, von den Glocken und dem Geschrei der Menge, die sich sehr zu amüsiren schien, ließ sich schon in der Ferne vernehmen; wir kamen gerade an, als man den Sarg in die Kirche trug, um ein langes Todtenamt über ihn zu singen. Mittlerweile donnerten die Kanonen wieder, die Soldaten, welche eine Art Spalier bilden sollten, machten sich's bequem und setzten sich theils auf die Trommeln, theils auf Steine oder den bloßen Erdboden nieder, fast alle rauchend, alle aber schwatzend und lärmend; von Andacht oder auch nur Anstand nicht eine Idee. Ich beobachtete einen Stabsofficier, welcher bei einer Wendung seines Pferdes fast heruntergefallen wäre, und dem sein Säbel bei dieser Gelegenheit entfiel. Natürlich lachte seine Truppe laut auf, er wollte sie zum Stillschweigen bringen, das machte den Lärm nur ärger, denn nun fing das nächste Corps auch an zu lachen, und er stürzte sich auf diese los, um ihnen Ruhe zu gebieten, was aber der commandirende Officier desselben sehr krumm nahm, denn er fing an sich vor der Fronte mit ihm zu zanken, wahrscheinlich ihm auseinandersetzend, daß seine Soldaten ihn nichts angingen. Das ist haytische Disciplin, wie man sie täglich beobachten kann. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, voran eine Compagnie Generale, denn man hat hier mehr Generale als Officiere und mehr Officiere als Soldaten; dann eine Abtheilung der regulären Armee, welche aber nichtsdestoweniger sich durch große Mannichfaltigkeit in der Uniformirung auszeichnete, ihre Musik wahrhaft teuflich, der Musikmeister mit einer Clarinette voran, womit er eine herzerhebende Melodie blies, und zugleich von Zeit zu Zeit sich umdrehend den Tact schlug, indem er sie im Mund auf und abbewegte; viel Aufsehen erregte aber ein Tambour, welcher seinen Wirbel immer mit einer wahren Wuth anhub, sich dann wie seine Arme ermüdeten, allmählich beruhigte, und dann plötzlich wieder in seinen Paroxysmus fiel. Nun kam der Leichenwagen eines alten Wucherers, der ganz gewiß aus Geiz bei dieser Gelegenheit mit gestorben war, um ein wohlfeiles Leichenbegängniß zu haben; er hatte bei der Todtenfeier ganz bescheiden vor der Kirchthüre stehen müssen, während man den General mit großem Pomp hinein trug. Seinen Sarg umringten 20 bis 30 weißgekleidete Weiber, lachend und scherzend; dann kamen wieder Soldaten, darauf der mit Lichtern geschmückte Sarg des Generals, gefolgt von seinem Schlachtpferd, einer armen, magern Ziege, der gewiß im Grabe besser gewesen wäre als anderswo. Hinter dem Sarg verlor der Zug nun allen Schein von Anstand, die Weiber, welche schon die vorangezogenen Corps immer angerufen und begrüßt hatten, drangen fast in den Zug ein, die Soldaten reichten ihren umstehenden Freunden und Freundinnen die Hand, schwatzten und lachten ohne die geringste Zurückhaltung. Den Beschluß machten aber die in diesen Tagen neu geworbenen Soldaten; das Schafsgesicht eines deutschen Recruten, von dem sich doch nicht viel Rühmliches sagen läßt, ist äußerste Intelligenz im Vergleich mit diesen Subjecten, welche theils halb, theils gar nicht uniformirt, theils barfuß, theils mit Schuhen ohne Strümpfe, einige mit Säbeln, die meisten ohne solche, mit ihren Gewehren in bunter Unordnung einherrannten, um dem Zug nachzukommen. Sie befehligte ein Officier, den dreieckigen Hut schief aufgesetzt; seine strohgelben Handschuhe bilden fürwahr eine große Zier, er zieht mit gesenktem Degen einher wie ein Rhinoceros, das seinen Feind aufspießen will. Daß der Leichenwagen, wo er kann, im Trab fährt, und daß das vorderste Musikcorps die Marseillaise spielte, kann euch nach dem schon Beschriebenen nicht befremden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

2. Die Contraste.

Man kann Ungarn mit vollem Fug und Recht das Land der Contraste nennen. Denn so viele weit aus einander gehende Gegensätze, wie in diesem, findet man wohl selten in einem und demselben Lande vereint. Im Süden, an der untern Donau hat es fast ein italienisches, im Norden, in den Karpathen, ein fast sibirisches Klima, so daß es keine Seltenheit

ist, daß, wenn dort die Ernte beinahe reif ist, hier die Frucht kaum aufgegangen ist, so daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahre gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt, weil sie vor ihrer Reife verschneit. Im Süden herrschen zwar auch zuweilen strenge Winter, sie gehen aber rasch vorüber und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Ueppigkeit ein, wie man es sich kaum vorstellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monden, ist auch (außer in geschützten Thälern) meistentheils feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt sich langsam, zumal auch der Boden noch steil ist. Dort hat die Natur alle ihre Reichthümer — einen fruchtbaren Boden und ein mildes Klima — ausgeschüttet; hier versagt sie fast alles, und der Mensch muß ringen und kräftig streben, um ihr nur etwas abzugewinnen, während sie ihm dort alles freiwillig in den Schooß wirft. Dieser Contrast trägt sich auf Menschen und Thiere über, die, wenn sie neben einander gebracht würden, man nicht für Genossen eines und desselben Vaterlandes halten möchte.

Wie Natur, Klima und Geschöpfe in weiten Contrasten aus einander gehen, so ist dieß auch mit den Wohnungen und Ortschaften der Fall. In den Karpathen bestehen die Dörfer meist aus zerstreuten Hütten, die sich längs der Bergelehnen hinziehen, und nur in den Thälern eine zusammenhängende Reihe bilden. In den großen Ebenen sind sie in die Länge und in die Breite gebaut, bedecken oftmals fast eine halbe deutsche Quadratmeile, und zählen viele Tausende von Seelen, wo dort keine Hunderte sind. Wo in den Karpathen die Ortschaften, aber aus einzelnen, zerstreut liegenden Häusern bestehend, oftmals bis mitten in den Wald hineingehen, da liegen sie in den Ebenen frei da, und man sieht kaum einzelne Baumstämme und weniges Gesträuch. — Und welch ein Contrast findet zwischen den großen und prachtvollen Städten und den kleinen statt. Pesth ist eine Stadt, die zum größten Teile aus Palästen besteht, und gehört zu den schönsten Städten in Europa. Welch eine Kluft dehnt sich zwischen ihr und den kleinen Landstädten. Wenn ich eine derselben nur in wenigen Umrissen zeichne, und hinzufüge daß eine große Menge ein gleiches Bild gewähren, so wird dieß klar hervortreten. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimany). Wenn man in dasselbe kommt, so hat man auf einem von Koth zusammengeworfenen Damme (der als Straße gilt) zu balanciren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und Sümpfe geräth, wo man in flüssigem Koth versinken und in Gefahr gerathen würde zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen Hütten vereinzelt, von denen eine immer erbärmlicher ist wie die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousien vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen sich an den Markttagen die Schweine gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathshaus, ähnlich einem schlechten Hühnerstalle in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markt durchkreuzen, und es beide einander in der Grundlosigkeit zuvorthun. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, frägt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kotbstiefeln, in welchen sie diesen Feind überwinden. Gewohnheit macht die Sache übrigens erträglich.

Wer aber glauben wollte, als habe ich hier übertrieben, der komme nur erst in eine solche Stadt, und er wird vielleicht noch manches zuzusetzen finden.

Nun stelle man sich in Gedanken auf die Donaubrücke bei Pesth, und sehe das linke Ufer entlang, wie da Palast sich an Palast reiht, er beobachte das Leben und Treiben, wie es hier ist, mit dem, wie es in solchen Städten stattfindet, und man wird zugeben, daß es schwer werden würde, in einem andern Lande solche Gegensätze zu finden.

Wie in der geistigen Bildung, so groß ist auch der Unterschied in der physischen Subsistenz der Bevölkerung. In den reichen Marschländereien der Niederungen an der Donau und Theis herrscht, mit seltenen Ausnahmen stets ein Ueberfluß, mit welchem man die größte Verwüstung treibt; dagegen leiden die Einwohner des Gebirges, und namentlich in den hohen Karpathen sehr oft, ja fast gewöhnlich, den drückendsten Mangel, und erliegen nicht selten der Hungersnoth. Der Mangel an gebauten Straßen und an Communicationsmitteln überhaupt sperrt die Gegenden von einander ab, so daß die eine der andern nicht mit ihrem Ueberflusse zu Hülfe kommen kann. So wird derselbe für jene dann zuletzt fast eben so gut ein Uebel, wie für diese der Mangel.

Die Frauen in China.

(Fortsetzung.)

Wir theilen hier den Hauptinhalt dieses berühmten chinesisch-classischen Werkes mit, das zum wenigsten alle Ehemänner vortrefflich finden müssen. In dem ersten Capitel desselben, welches von den alten Gebräuchen bei der Geburt eines Mädchens handelt, heißt es: „Wir nehmen die letzte Stufe des menschlichen Geschlechts ein und die demüthigsten Arbeiten müssen von Rechtswegen unser Antheil seyn. Von dieser großen Wahrheit recht durchdrungen, wird sie auf unser ganzes Leben und auf unser Benehmen bedeutenden Einfluß haben und die Quelle unseres Glücks seyn. Wir dürfen nicht erst warten, bis uns eine schmerzliche Erfahrung lehrt, was wir seyn sollen. Ehedem ließ man ein Mädchen drei Tage nach ihrer Geburt unbeachtet, und ohne weiter an sie zu denken auf dem mit einigen Lumpen bedeckten Boden in der Nähe des Bettes der Mutter liegen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, und jedermann im Haus ging seinen Geschäften nach, als ob nichts vorgefallen wäre. Erst den dritten Tag schien man zu bemerken, daß sich ein Wesen mehr in dem Haus befand. Der Vater hob nun das Kind auf und begab sich mit einigen zu dem Haus gehörigen Personen, welche Stücke von Ziegeln oder Backsteinen in den Händen trugen, in den zur Verehrung der Voreltern bestimmten Saal,

und hier, vor den Bildern seiner Ahnen, bot er diesen das neugeborne Geschöpf an, so wie die andern die Ziegel und Steine, mit denen sie belastet waren. In diesem Gebrauch war alles sinnbildlich; alles sollte eine Lehre für unser Geschlecht seyn. — Wie verschieden wurde die Geburt eines Knaben gefeiert! Jedermann war freudetrunken; für die armen Mädchen hatte man nur Verachtung, das sicherste Zeichen ihres geringen Werthes. Indem man sie auf Lumpen auf den Fußboden legt, gab man dadurch zu erkennen, daß sie den niedrigsten Stand in dem väterlichen Haus einzunehmen habe. Die Steine und Ziegeln, die man den Vorfahren zugleich mit ihr anbot, bedeuteten die Erniedrigung und die Leiden, die ihr Theil werden sollten. Die Backsteine dienen um einen Durchgang zu vermauern und mit Füßen getreten zu werden, und die Ziegeln werden allen Stürmen in der freien Luft ausgesetzt."

In dem zweiten Capitel, welches von den Pflichten der Frau im Haus ihres Mannes handelt, heißt es:

„Ein Mädchen ist nicht bestimmt immer Mädchen zu bleiben, sobald sie das gehörige Alter erreicht hat, übergibt man sie einer fremden Familie, um deren Geschlecht fortzupflanzen, und sie wird das Eigenthum des Gatten, den man ihr auserkoren hat. In diesem Stand hat sie neue Pflichten zu erfüllen, die nicht sowohl darin bestehen, alles dasjenige zu thun, was man von ihr verlangt, als diesem Verlangen zuvorzukommen, indem sie, ohne daß man sie dazu auffordert, dasjenige vollbringt, was man das Recht hat von ihr zu begehren. Verständige Männer sind schon mit ihren Frauen zufrieden, wenn sie sehen, daß sich diese gegen ihre Anordnungen willfährig zeigen, sich in nichts mischen, was nicht in ihr Bereich gehört, eine bescheidene Sprache führen, niemals Eifersucht zeigen und in Gegenwart des Mannes die gehörige Achtung nicht außer Augen setzen. Höchst traurig aber ist es, wenn Frauen, durch das Lob ihres Gatten verwöhnt, es sich beigehen lassen, andere Personen zu verachten oder hochmüthig zu behandeln, dieß gibt zu gerechten Klagen Anlaß, der Frieden des Hauses ist gestört und alles nimmt eine schlimme Wendung u. s. w."

Das dritte Capitel handelt hauptsächlich von der Ehrfurcht, die eine Frau ihrem Mann bezeigen soll, und von der Selbstüberwachung derselben, um nie aus den ihr angewiesenen Schranken zu fallen. Hier heißt es unter andern:

„Wird euch ein Knabe geboren, so glaubt ihr, wie das Sprüchwort sagt, einen Wolf zu sehen, den nichts zu schrecken im Stande ist, und vielleicht wird es nur ein kriechender Wurm seyn, der sich mit Füßen treten läßt. Wird euch aber eine Tochter geboren, so seht ihr nur eine furchtsame Maus in derselben, und es wird vielleicht eine abscheuliche Tigerin seyn, die überall hin nur Schrecken verbreitet. Väter, Mütter, Ehemänner, euch liegt es ob, eine solche Verwandlung zu verhindern; wendet alle eure Kräfte an, um die Maus im Zustand der Maus zu erhalten, da jedoch eure Anstrengungen allein ohne Erfolg seyn würden, so muß auch die Maus selbst mitarbeiten und eure Bemühungen, so viel es an ihr liegt, unterstützen. — Ihr jungen Mädchen, die ich so gern glücklich sehen und unterrichten möchte, höret mich. Ihr, die man das Recht hat als Mäuse zu betrachten und die ihr keine Tigerinnen werden wollt, behaltet immer eure natürliche Schüchternheit. Wenn ihr das väterliche Haus schon verlassen und das des Gatten bezogen habt, so bleibt derjenigen Tugend treu, die ich über alles setze; eure Ehrfurcht gegen denjenigen, dessen Namen ihr jetzt tragt, sey ohne Gränzen, es mag auch vorgehen was da wolle, und bewacht euch selbst. — Ehrfurcht erzeugt wieder Ehrfurcht, so wie Achtung Gegenachtung, und sie erwirbt eine Zuneigung, welche jede Probe aushält. Das Weib, welches nicht dieses Benehmen ihren Handlungen zum Grunde legt, wird bald das unglücklichste Geschöpf auf Erden werden und in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Sie wird zänkisch und ärgerlich, herrschsüchtig und hart gegen Kinder und Diener seyn und so dem Gatten bald unerträglich werden, der nicht mehr die theure Lebensgefährtin, sondern nur noch die in eine Tigerin verwandelte Maus in ihr erblicken, deren er sich sobald wie möglich zu entledigen suchen wird. Nachdem sich Drohungen und sogar Züchtigungen als unzureichend erwiesen haben werden, wird er zu dem ihm durch das Gesetz erlaubten Mittel schreiten und die Frau von sich stoßen. Hat sie noch Eltern, so schickt er sie diesen zurück, wo nicht, so weist er ihr das elendeste Loch seiner Wohnung zum Aufenthalt an, und wird ihr höchstens das Nothdürftigste an Kleidung und Nahrung, was er auch dem letzten Sklaven nicht versagen kann, reichen."

Das vierte Capitel handelt von den Eigenschaften, die eine Frau liebenswürdig machen, unter denen die Verfasserin hauptsächlich die Tugend, die Gestalt, die Reden und die Handlungen hervorhebt.

Das fünfte Capitel spricht von den Mitteln, durch die sich eine Frau die Anhänglichkeit ihres Mannes erwerben kann.

Das sechste enthält die Vorschriften des Gehorsams, welchen das Weib unter allen Umständen dem Mann schuldig ist.

Das siebente endlich handelt von dem guten Einverständniß, das eine Frau fortwährend bemüht seyn soll mit ihren Schwägerinnen, Schwägern und Schwiegereltern zu unterhalten.

So hat die kluge Pan-hoei-pan in diesem Buch, das in allen Provinzen des großen Reichs außerordentlich verbreitet ist und gelesen wird, und als der unumgänglich nöthige Führer des Guten für junge Mädchen und Frauen betrachtet wird, alles angeführt und empfohlen, was zu deren Lebensglück dienen kann. Mit der größten Sorgfalt sammelte und berührte sie alles, was zu irgend einem häuslichen Mißverständniß Veranlassung geben kann, und führte es auf eine anschauliche und warnende Weise ihrem Geschlecht in abschreckenden Bildern vor, damit sich die Frauen vor sich selbst hüten und in Obacht nehmen sollten. Noch jetzt verlangen die Magistratspersonen, Gelehrten und Beamten des himmlischen Reichs, daß die chinesischen Frauen diese sieben Capitel auswendig wissen, ohne was es ihnen schwer fallen würde, einen guten Ehemann zu finden.

Pan-hoei-pan starb siebzig Jahre alt. Im kaiserlichen Palast verursachte ihr Tod tiefe Trauer, und da die Kaiserin einen Beweis ihres großen Schmerzes geben wollte, legte sie für diejenige, die sie als ihre Mutter betrachtet hatte, Trauer an. Um der Verblichenen Andenken zu ehren, ordnete der Kaiser selbst deren Begräbnißceremonien an, die mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert wurden, und bestätigte nochmals nach ihrem Tod den ihr verliehenen Titel: Ta-kia, als eine Erinnerung an ihre Schönheit, ihren Geist und ihre großen Kenntnisse. — Ein anderes berühmtes Weib, Ting-schi, ihre Schwiegertochter, hielt ihr eine treffliche Leichenrede, die man noch hat. Diese sammelte alle hinterlassenen Manuscripte ihrer Schwiegermutter und übergab sie der Oeffentlichkeit, d. h. der Unsterblichkeit! ...

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1845.

Geijers Schrift über die schwedische Verfassung.

Als der jetzt geschlossene Reichstag zusammentreten sollte, trat Geijer, Schwedens erster Geschichtsforscher, auf und hielt in Upsala drei Vorlesungen „über die Gesellschaftsverhältnisse unserer Zeit, namentlich mit Hinsicht auf die des Vaterlandes." Diese Vorlesungen sind jetzt im Druck erschienen, und bieten für jeden, der sich um Schwedens neuere Entwicklung kümmert, ein hohes Interesse dar; sie führen historisch aus, daß die Prärogative der privilegirten Stände Schwedens auf gar keinem Rechtsgrund beruhen, daß die Repräsentation nach Ständen in Schweden keineswegs, wie man behauptet hat, uralt, sondern vielmehr in Vergleich mit der in andern Ländern eine sehr junge Institution, nämlich kaum über ein Jahrhundert alt ist, daß sie die Hauptursache der politischen und staatsökonomischen Schwäche des Landes geworden, und jetzt unvermeidlich weichen müsse, um einer auf das „Persönlichkeitsprincip" gegründeten Wahl Platz zu machen. Diese Vorlesungen, welche in Schweden zur Zeit wo sie gehalten wurden ein sehr großes Aufsehen erweckten, und auch zur Läuterung der Begriffe nicht wenig beitrugen, haben einen allgemeinen Werth, da sie eine Art Geschichte des auf dem Christenthum beruhenden „Persönlichkeitsprincips" liefern und eine Uebersicht der Entwicklung namentlich seit den letzten 60 Jahren, mit besonderer Bezugnahme auf die neue Bedeutung der Nationalitäten und religiösen Motive enthalten; wir beschränken uns jedoch hier auf einige Bemerkungen, welche Schweden selbst betreffen.

Geijer beginnt mit der ältesten Geschichte Schwedens, zur Zeit wo es noch von verschiedenen Volksstämmen bewohnt war, deren Zustimmung allein die Wahl eines Königs gültig machte, geht dann darauf über, wie allmählich durch die Macht der Kirche und der großen Geschlechter ein anderes Schweden, ein einiges, über das alte provincielle Schweden emporstieg, und wie dieß aristokratische Schweden in der kalmarischen Union über den ganzen Norden sich ausdehnte. Da trat der Provincialgeist Schwedens gegen den Mißbrauch dieser Macht auf, hob die Stures empor, und führte endlich Gustav Wasa auf den Thron. Jetzt beginnt erst eine schwedische Königsgeschichte, welche zuerst durch den Kampf der entgegenstrebenden Elemente, der katholischen Kirche, welche durch die Reform verletzt war, des Adels, der seine alte Gewalt und die Unionsplane hervorsuchte, und durch den Versuch, die provinciellen Spaltungen Schwedens wieder zu wecken, bemerkenswerth wird. Karl IX trat allen diesen Gefahren mit schonungsloser blutiger Hand entgegen, befestigte die Königsmacht, ward aber vom Adel als „Rackare" (Henker) verflucht. Mit Gustav Adolfs Tode begann die neue schwedische Aristokratie, welche des Throns und des Volkes Rechte zu verschlingen strebte (som hotade att upsluka både Thronens, och folkets rättigheter). Die Krone mußte, um die wachsenden Kriegskosten zu bestreiten, ihre Güter an den Adel veräußern, und veräußerte bald nicht bloß Güter, sondern auch die Kronrenten von den Zinsbauern, wodurch ein Theil von diesen dem Adel unterworfen wurde, so daß ohne der Königin Christine kräftiges Einschreiten es wahrscheinlich um die Existenz der Bauern als freier Stand in Schweden geschehen gewesen wäre.

Von nun an steigt die Königsmacht, bis sie mit Karls XII Tode einen Stoß erleidet, den Geijer als den Wendepunkt zwischen dem neuen und ältern Schweden bezeichnet. Die jetzt folgende Zeit, in welche die Eintheilung der schwedischen Repräsentation nach Ständen folgt, ist die verwickeltste, die schlechteste für Schwedens äußere Verhältnisse, aber auch die lehrreichste. Geijer zeichnet mit Meisterhand, wie die eigentliche Macht der Stände bereits durch die Alleinherrschaft gebrochen, wie sie ihre Macht doch nur aus der zum Scheinbild herabgewürdigten Königsmacht ableiteten, wie die Privilegien erst des Adels, dann des Priesterstandes, hierauf der beiden unadeligen Stände, endlich der Städte, der Collegien, der Consistorien u. s. w. allmählich mit sich selbst in Widerspruch geriethen, und so die Macht von selbst wieder in des Königs Hände gaben. Seit dieser Zeit ist trotz der Unterbrechung durch Wasa's Verjagung die Königsmacht wieder im Steigen, und die Privilegien der einzelnen Stände hemmen nicht mehr die Königsmacht, sondern nur noch die Entwicklung des Staats zu innerer und äußerer Stärke. Eine nähere Ausführung

würde weitläufig werden, und wir schließen deßhalb mit der Bemerkung, daß nicht leicht eine neue Schrift die Angelegenheiten ihres Landes mit so überschauendem Geiste und so vollkommener Sachkenntniß behandelt hat.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Schon in meinem vorigen Briefe habe ich euch einen Fall erzählt, der zeigt, wie Leichenbegängnisse zu einem Volksvergnügen dienen. Hier in der Stadt ladt man die ganze Bekanntschaft ein, indem man gedruckte Zettel herumschickt, auf welchen sehr naiver Weise, wenn der Gestorbene ein Männlein war, ein Fräulein, wenn ein Fräulein, ein Männlein, trauernd an der Todesurne erscheint. Dann wird gewöhnlich des Abends ein Souper mit reichlichem Getränke arrangirt, der Ehrenplatz ist der am nächsten an der Leiche, und dann geht es meist über die Gebühr lustig zu. Das ist die scandalöse Parodie der ernstesten Feier die civilisirte Völker haben, und die diese Halbwilden uns nachahmen, so weit sie können, d. h. mit Hinweglassung aller Würde und allen Anstandes.

Wir sind jetzt im Beginn der Regenzeit, welche hier, der Lage der Insel entsprechend, jährlich zweimal wiederkehrt; sie ist hier nicht sehr lästig, da es meist erst am Abend anfängt und Nachts durch regnet, das Thermometer behauptet seinen Stand mit großer Regelmäßigkeit + 26° in der Mittagshitze und + 21° oder höher Nachts; die Hitze ist durch die Gewohnheit gar nicht unerträglich, doch jetzt stechender als vorher. Eine große Erleichterung gewähren die regelmäßigen Windzüge (Landwind des Nachts und Seewind am Tage), so wie die Lebensart, der zufolge man am Tag nicht ausgeht. Die Häuser sind lustig und der Zugwind wird wie auf Cuba nicht gefürchtet, sondern gesucht. Man steht sehr früh auf, geht vor 10 Uhr zu Bette, und die Hauptmahlzeit ist um 12 Uhr. Abends ißt man ein Weniges, des Morgens muß man mit Einer Tasse Kaffee zufrieden seyn. Man gewöhnt sich in der Hitze das Essen fast ab. Wasser wird für sehr schädlich gehalten; man trinkt Wasser und Wein. Die schönen Früchte sind leider nur bedingungsweise erlaubt, man darf sie nur des Morgens essen. Uebrigens wird es euch freuen zu hören, daß unsere Gesundheit trefflich dabei gedeiht. A..... hat sich nie wohler befunden, obgleich wir in den letzten Wochen mehr Strapatzen und Beschwerden gehabt haben, als A..... früher hätte ertragen können. Meine Gesundheit ist wie immer vortrefflich, Gott sey Dank! daneben sind wir aber von der Sonne so verbrannt, daß ihr uns schwerlich wieder erkennen würdet.

Einige Aphorismen aus der Sitten- und Culturgeschichte Hayti's.

Diebstahl im Kleinen ist die wahre Manie der Negerrace sowohl in andern amerikanischen Ländern als hier; dagegen vertraut man hier einem einzelnen Mann Summen von vielen Tausenden an, die er übers Gebirge Tagereisen weit trägt. Ich kann den Charakter der Schwarzen unmöglich so hoch stellen, wohl aber zeigen viele Beispiele die große Furcht vor den Folgen einer gefährlichen That; eben so haben sie eine gewaltige Angst, bei den kleinen Diebstählen gefaßt zu werden, zumal da ein Dieb, der nach der Wache geführt wird, von jedem, der ihm begegnet, geprügelt werden darf. — Man sieht unglaublich viele Schweine auf den Straßen und wundert sich daher, daß dieß polizeilich verboten ist. Man hat seiner Zeit verordnet, daß jeder Soldat, der ein Schwein frei herum laufend findet, es aufheben und behalten darf; daher eine solche Furcht der Schweine vor Soldaten, daß sie mit großem Geschrei davonlaufen, sobald sie einen Soldaten kommen sehen. — Der gute Präsident Guerrier, so achtungswerth er sonst gewesen seyn soll, hat sich, wie leider nicht zu läugnen ist, zu Tode gesoffen. Ich für meine Person glaube, daß er an den drei Aerzten gestorben ist, die man noch am Tage vor seinem Tod nach St. Marc beschieden hat. — Die Kriege, welche in der letzten Zeit gegen den rebellischen östlichen Theil der Insel geführt worden sind, scheiterten nicht nur an der Unmöglichkeit, Lebensmittel herbeizuschaffen, sondern an dem Mangel an gutem Willen. Die Soldaten pflegten beim ersten Kanonenschuß auf die Erde zu fallen und beim zweiten auf allen Vieren davonzulaufen. Alle Ermahnungen der Offiziere scheiterten an dem gewohnten peremtorischen „pas voulé" (je ne veux pas); sie lassen sich darum nicht feig schelten, sondern sagten: „wer uns persönlich zu nahe kommt, soll sehen mit wem er zu thun hat, aber warum sollen wir um der Republik willen Entbehrungen dulden, und uns todtschießen lassen." Ich habe, diese Fälle ausgenommen, allerdings nie gehört, daß man den Haytianern Feigheit vorwirft; einige ihrer Generale haben sich durch Tapferkeit, ja Verwegenheit ausgezeichnet, so z. B. Riviere. — Der größte Muth zeigt sich aber bei den Weibern, die wahre Furien seyn müssen. Zweikämpfe auf offener Straße sind häufig und sie erscheinen dabei in einem Costüm, das mehr dem Kampf als der Sitte angemessen ist. — Ein Farbiger aus den Vereinigten Staaten kam auf einem Schiffe als Koch hieher, und man fragte ihn, wie er mit der glänzenden Freiheit seiner Stammgenossen zufrieden sey. Zu aller Verwunderung äußerte er sich mit dem größten Widerwillen: I cannot bear these black would-be-gentlemen, I'll never come here again." Was er auch nicht that. Er verließ das Schiff, da dasselbe bloß zwischen New-York und Port au Prince fuhr. — Der Fremde wird hier leicht zu Gunsten der sogenannten Gebildeteren bestochen, wenn er sie französisch reden hört (welche Sprache, im Gegensatz zum Kreolischen, in den Schulen gelehrt wird). Nicht nur der Gegensatz zu jener rohen Sprache, sondern auch die natürliche Feinheit des Französischen macht, daß man leicht diese Vorzüge dem Individuum anrechnet. Ich kenne nur Einen jungen Mann, der (in Louisiana erzogen) wirklich gebildet zu nennen ist, er hat aber auch, obgleich seine Familie eine der ersten ist, keinen Umgang unter den Farbigen, sondern bloß mit Weißen; er selbst

ist fast weiß. Die jungen Farbigen werden in den Comptoirs der weißen Kaufleute nur zu den untergeordnetsten Stellen verwendet, und erhalten bloß mechanische Arbeiten. Nichts schmeichelt ihnen mehr als der Umgang mit Weißen. Ich habe mehrere Damen, die fast weiß sind, kennen gelernt, selbst solche die in Paris erzogen sind; sie sind aber widrig in ihren Manieren, und die letztern noch ärger als jene, die ungebildet aber natürlich sind. — Man schwatzt so viel von der Schönheit der farbigen Frauen; ihre Augen sind schön, so auch ihre Figuren, aber das Gesicht hat meist einen widrigen Ausdruck und ihr Teint ist weiß, aber lederartig, ohne alles Roth. Ihre schönen Füße werden bewundert, mir geht aber der Sinn für diese specielle Schönheit ab. — Der gegenwärtige Regierungswechsel ist der erste in Hayti, der durch natürlichen Tod erfolgt. Toussaint L'Ouverture wurde von den Franzosen entführt und verschmachtete in einem Gefängniß, Dessalines wurde durch Petion ermordet, Petion starb einen freiwilligen Hungertod aus Gram über einen Mordanfall; König Christophe erschoß sich selbst, als ihm bei einer Revolution die Kräfte fehlten zu Pferd zu steigen und das Volk anzureden. Boyer und Riviere wurden verjagt. — Guerrier hat seine Anhänger, welche ihn in den Himmel erheben und zum Bayard sans peur et sans reproche von Hayti machen. Es ist ein anerkanntes Factum, daß er in den 11 Monaten seiner Regierung keinen Tropfen Blut vergossen hat, was für Hayti sehr viel ist; schwerlich würden die Riviere'schen Unruhen ihm diese Maßregel erspart haben. — Von allen Gewalthabern Hayti's waren nur Petion, Boyer und Riviere Farbige, alle andern schwarz, und der gegenwärtige Haß zwischen den Farben wird nicht zulassen, daß wieder ein Farbiger gewählt werde. Pierrot ist ebenfalls schwarz. — Guerrier konnte weder lesen noch schreiben, so fast alle Generale u.s.w., sie sprechen auch nicht französisch, so daß unser General Geffrard in Jacmel eine Ausnahme bildet. Die junge Welt cultivirt diese Sprache jetzt allgemein, taugt aber noch weniger als die alte Race.

Ich habe nun auch die dem Militärhospital attachirte Ecole de Medécine gesehen; da A..... zu faul war, zog ich allein hin, und du kannst denken, was für ein medicinisches Air ich mir gab. Außer der Hospitalpraxis sind die 6 bis 8 Schüler auf die Lehrstunden bei zwei Professoren angewiesen, sie studiren fünf Jahre, nach deren Ablauf „einige zu officiers de santé tauglich sind, andere nicht." So sagte mir ein Professor, ein heller Farbiger, der in Paris gebildet ist, er scheint selbst herzlich wenig auf die Sache zu halten, und man muß in diesem Falle auch billig seyn. Die Präparatensammlung rc. beschränkt sich auf zwei Papiermaché-Modelle des menschlichen Körpers, und eine Anzahl Embryonen von demselben Stoff. Anatomie, die doch die Hauptsache ausmachen sollte, fällt bei der Hitze des Landes weg, indem die Leichname schon nach drei Stunden anfangen in Verwesung überzugehen. Genaue Kenntniß der tropischen Fieber ist immer für die Praxis die Hauptsache, und in diesen sind die alten Weiber unübertreffliche Pfleger; so wurde einer unserer jungen Deutschen vom gelben Fieber durch unsere alte Hausfrau gerettet. Das eigentliche gelbe Fieber ist hier überhaupt sehr selten und nur dann verderblich, wenn der Körper durch Ausschweifungen rc. zerrüttet ist. Es sterben allerdings viel Fremde daran, mir ist aber kein Fall bekannt, wo jener Umstand nicht mitgewirkt hätte; dagegen kenne ich drei Leute, die in Havana und hier das gelbe Fieber bis zum äußersten Grade hatten und doch gerettet wurden. Auf der andern Seite kennt man fast keine unsrer europäischen Krankheiten, zumal keine Brustübel. Die Blattern sind sehr häufig aber gutartig; da ich mich erst vor zwei Jahren habe impfen lassen, habe ich nichts davon zu befürchten; mehrere meiner Bekannten haben sie indeß gehabt, ohne daß sie gefährlich krank gewesen oder Narben behalten hätten. Seltsam sind die Wirkungen der Blattern bei Negern, die alsdann eine schwarz und weißgefleckte Haut bekommen; ich sah ein Beispiel, wo dieß an Armen und Beinen der Fall war.

22 April. Es wäre nicht gut, wenn so weit aussehende Plane, wie die unsrigen, nicht auch von den Launen des Schicksals abhängen sollten; so ist es denn von uns beschlossen worden, noch 14 Tage hier zu bleiben. Höre, wie es zuging: S..... hatte, außer den gewöhnlichen Höflichkeiten gar nichts zu unserer Instruction gethan, und wir wären abgereist ohne viel zu sehen; da machen wir — zwei Tage vor unsrer vorgesetzten Abreise — die Bekanntschaft seines Compagnons St..., der im Anfang unsrer Anwesenheit krank war, und dem S. und später vorzustellen versäumte. St..., ohne uns das übelzunehmen, sagte uns gleich bei unsrer Zusammenkunft: „Aber, m. HH., sie haben ja nichts gesehen!" und das durfte er wohl sagen, da er für den einzigen Fremden gilt, der im Lande weit herumgekommen ist. Zugleich ist er (er ist hier an eine Farbige verheurathet) dem Lande und der Race etwas günstiger gestimmt, als wir und die meisten Fremden, und verspricht uns zu bekehren. Wiewohl ich das nicht gerade glaube, so ist es doch das beste Mittel zur Klarheit zu kommen, und zugleich war sein Anerbieten mit so viel Güte gemacht, daß wir einschlugen. Gestern hat die neue Schule ihren Anfang genommen, indem er uns mit einem sehr talentvollen Farbigen, Mr. L'Instant, zusammenbrachte, einem Vetter seiner Frau, der in Paris Doctor der Rechte geworden ist, später in England mit den Abolitionisten in Verbindung trat, welche in ihm ein gewaltiges Rüstzeug erkannten und ihn mit dem ganzen Reichthum ihrer Waffenkammer ausstatteten. Da er gebildet genug war, über die Sache abstract zu reden, so war das äußerst interessant, und ich lernte dabei „Tricks" der Abolitionisten kennen, die einzig sind, so z. B. behaupten sie, unsere Cultur stamme von der ägyptischen Insel Meroe her, — das müssen die Philologen wissen, — die Bewohner der Insel seyen aber notorisch Schwarze gewesen. Solche Gründe verdaue wer kann.

Heute sollen wir den Premierminister Hippolyte kennen lernen, ein Dienst, den uns S..... auch nicht erwiesen hat; dann sind Ausflüge auf das Plateau von Gransont und in die Ebenen, wo Zucker gezogen wird, verabredet. St... benimmt sich dabei mit einer Gastfreundschaft und Liebenswür-

digkeit, die fabelhaft ist. Gestern z. B. ritt er mit uns nach dem Landgute des Hrn. Desjardins, welches das einzige ist, das neu angelegt, nicht aus alten Zeiten übernommen ist; schöne Anlagen, die den besten Geschmack verrathen, in einer himmlisch schönen Gegend der Bay, dabei eine große Gastfreundschaft, so daß wir einen gar angenehmen Morgen zubrachten. Sein eigenes Landgut ist sehr hübsch, wiewohl es dem andern nicht gleichkommt.

So beendige ich denn meine dießmalige Schreiberei, welche ohnehin heute fort muß; ich bitte dich, da die Sachen so stehen, dein Urtheil über Hayti einstweilen zu suspendiren: ich will mich recht gern belehren lassen, glaube aber doch nicht, daß ich meine Meinung ändern kann.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner des Auresgebirgs.

(L'Algérie vom 22 Junius.)

Das Auresgebirge ist gut angebaut und seine Einwohner zeigen weit mehr Industrie als die der Ebenen. Die Dörfer liegen größtentheils auf dem linken, nur wenige auf dem rechten Ufer des Wadi Abdi. Zuerst wurden die Gärten durch und mit Hülfe eines Bachs oder einer reichlichen Quelle angelegt, dann baute man erst das Dorf auf einem nackten dürren Felsvorsprung, ohne einen einzigen Baum, in einer leicht zu vertheidigenden Lage, die gewöhnlich noch durch ein kleines Fort oder einige Thürmchen verstärkt wurde; das Dorf Nara z. B. hat ihrer wenigstens acht, die als Vorposten dienen. Wo nur immer Erdreich und Wasser sich findet, ist der Boden angebaut, und es ist zu vermuthen, daß der Aures, so wie wir ihn jetzt sehen, schon zur Zeit der Römer war; es ist selbst wahrscheinlich, daß sich die Bevölkerung weder sonderlich vermehrt noch vermindert habe, da zwischen der Bevölkerung und den Hülfsquellen, die der Boden bildet, ein stetes Wechselverhältniß ist. Die jetzigen arbeitsamen Gewohnheiten, die Bewässerungskunst u. s. w., scheinen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und nur die Veränderung der Religion konnte einiges ändern, obwohl sie gegen manche Sitten, die schon vor der römischen Herrschaft bestanden, nichts vermocht hat. So konnte sie z. B. nicht hindern, daß die Bergbewohner des Auresgebirgs sich für eine gewisse Zeitlang ihre Weiber leihen, noch daß die Männer ihre Frauen untereinander austauschen.

Die Frauen in China.

(Schluß.)

Noch eine andere, nicht minder berühmte Frau in China ist Candide, eine der ersten Chinesinnen, welche sich zur christlichen Religion bekehrte, und so wie man Pan-hoei-pan wegen ihres Wissens und ihrer Tugenden bewunderte, eben so sehr verehrte man Candide wegen ihrer evangelischen Milde und Barmherzigkeit. Ihr Großvater, einer der geachtetsten Mandarinen des Reichs, Sui genannt, hatte sich ebenfalls taufen lassen, erhielt den Namen des heiligen Apostels Paul und wurde in der That der Apostel des christlichen Glaubens in China. Sein Eifer bei der Verbreitung der katholischen Religion in diesem Reich war unermüdlich, und er scheute keine Gefahr, um das Volk mit den Worten und Handlungen des Heilands bekannt zu machen. — Bei dem Tod des Pater Johann de la Roche, der ihn zur christlichen Religion bekehrt hatte, legte er und sein ganzes Haus tiefe Trauer an, und trotz allen Verfolgungen übte er die Vorschriften der neuen Religion sogar bis in dem kaiserlichen Palast aus. Der Eifer dieses Mannes ging auf seine Enkelin Candide über, die ganz in seine Fußstapfen trat und den Weg des Herrn wandelte. Schon im vierzehnten Jahre hatte sie ihre Mutter verloren und im sechzehnten verheurathete man sie mit einem Chinesen Namens Hiu, der noch dem Götzendienst fröhnte, aber ihren angestrengten Bemühungen gelang es auch ihren Ehemann zum Christenthum zu bekehren, der nun die heilige Taufe empfing.

Wittwe mit dreißig Jahren, widmete sich Candide nun ganz dem Herrn, Werke der Barmherzigkeit ausübend; sie fand Mittel in der Provinz, in der sie geboren war und die sie bewohnte, dreißig christliche Capellen erbauen zu lassen, so wie neun andere in dem ganzen Reich. Dabei ließ sie auf ihre Kosten viel Schriften drucken, welche die Lehren des Evangeliums enthielten und empfahlen, und dieselben heimlich sogar in den Häusern der chinesischen Statthalter, Schriftgelehrten, Beamten u. s. w. verbreiten. Ebenso hielt sie ihre Kinder zu diesem Zweck an, und als ihr Sohn Basilius zum Director der Posten und der Schifffahrt ernannt wurde, begleitete sie denselben auf allen seinen Dienstreisen, und suchte allenthalben den Götzendienst und die Abgötterei zu bekämpfen, indem sie durch Missionäre die Einwohner belehren und taufen und dem Gott der Christen Altäre errichten ließ. Auch der Aussetzung und dem Ertränken der Kinder suchte sie möglichst vorzubeugen, indem sie sich von dem Vicekönig Su-tschu die Erlaubniß, ein Findelhaus zu gründen, zu verschaffen wußte. Ebenso waren Blinde ein besonderer Gegenstand ihrer Fürsorge, sie ließ sie unterstützen, im Christenthum unterrichten, taufen und empfahl ihnen nun statt wie bisher dem Volk Lügen und Mährchen zu erzählen, dasselbe von den Lehren der christlichen Religion zu unterhalten, um es zu bekehren. Ihre Barmherzigkeit kannte keine Gränzen. Einige Jahre vor dem Tod dieser heiligen Frau bewies ihr der Kaiser ebenfalls seine Achtung, und verlieh ihr, durch ihre großen Tugenden bewogen, den Titel: Schu-gin (die Keusche). Er sandte ihr auch ein prächtig gesticktes seidenes Kleid mit Silberplatten verziert und einen Kopfschmuck von Perlen und Edelsteinen. Sie empfing alles mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit, legte den Schmuck einmal an ihrem Geburtstag an und verwandte ihn sodann zur Unterstützung der Armen und zur Verzierung der Altäre. Ihre sich bald darauf einstellende Sterbestunde fand sie zum Tod als Christin bereit und ergeben und ihr Hinscheiden war der Verklärung einer Heiligen ähnlich. Alle Armen trauerten und beweinten sie wie eine Mutter, die Christen in China betrachteten sie wie das Muster evangelischer Tugenden und die verfolgten Missionäre flehten in ihrer Angst und Noth zu ihr.

Wir könnten noch mehrere berühmte chinesische Frauen hier anführen, doch es sey an diesen beiden, Pan-hoei-pan und Candide, welche manchen hochgebildeten Europäerinnen zum Vorbild dienen könnten, genug und wir schließen hiemit unsere Mittheilung über die Chinesinnen.

Merkwürdiges Meteor. Am 19 Junius bemerkte man zu Grenoble, daß die Sonne einen Hof habe, aber nicht bloß die gewöhnliche leuchtende Umgebung, sondern einen großen Kreis mit matten Regenbogenfarben. (Univers vom 27 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1845.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

3. Das gesellige Leben.

Gastfreundschaft ist ein Hauptzug im Charakter des ächten
Magyaren, obgleich sie in neuerer Zeit sehr in Abnahme und
insbesondere bei denen kommt, welche man Magyaromanen
nennen muß. Sonst war, und bei den meisten ist auch jetzt
noch der Fremde mit Liebe und Zuvorkommenheit aufgenommen,
und er wird, wenn er auch nur wenige Tage verweilt, ein
Mitglied der Familie. Ohne allen Zwang kann er sich be-
wegen, weil steife Formen verbannt sind.

Im westlichen Theile des Landes ist im geselligen Leben
manche Sitte von Deutschland angenommen worden, im öst-
lichen aber, und insbesondere im Banate, wo viele Serben in
früherer Zeit herüber kamen und Landbesitz erlangten, trifft
man vieles Orientalische. Ich will zum Belege dessen erzählen,
wie ich in beiden Gegenden es gefunden, und welche Art von
Aufnahme mir zu Theil wurde.

In Wien hatte ich die Bekanntschaft eines ungarischen
Magnaten aus dem Honter Comitate, dessen Besitzungen an
der Gran lagen, gemacht. Als ich ihn auf denselben besuchte,
ward ich sogleich als Freund vom Hause aufgenommen; es
wurde mir mein Zimmer angewiesen und mir ganz überlassen,
wenn ich dort verweilen oder mich in den Familienkreis be-
geben wollte. Das ganze Hauswesen war übrigens auf deut-
schen Fuß eingerichtet, und auch die Dienerschaft trug nur an
Gallatagen ungarische Tracht. Es ward wie in Oesterreich,
die Jausen (der Kaffee oder das Vesperbrod) gemeinschaftlich
im Wohnzimmer genommen. Des Abends besuchte gewöhn-
lich der Pfarrer des Ortes den Grafen, unterhielt ihn oder
las ihm die Zeitung vor, wobei zuweilen auch die übrige Fa-
milie zugegen war. Daß die Zeitung die Augsburger Allgemeine
war, das wird ein jeder voraussetzen der da weiß, daß sie fast
die einzige ist, die man außer der Pesth-Ofner in ganz Ungarn
bis in den entferntesten Winkel des Landes findet. Gern sah
es der Graf, wenn man ihm bei Tische im Trinken Bescheid
that, und es verdarb ihm die Laune, wenn dieß nicht geschah.
Im ganzen Umgang herrschte in der Familie so wenig Zwang,
daß man sich völlig heimisch fühlte. Ich machte mehrere Abstecher von da, und es war mir jedesmal, wenn ich zurückkehrte, als käme ich wieder in meine Heimath. — Einstmals kam ich in Bedrängniß bei einem dort eingegangenen Geschäfte. Kaum ward dieß dem Grafen bekannt, als mir auch seine Casse offen stand und dieß ohne alle weitere Erörterungen. So habe ich in dem Hause einigemal die gastfreieste Aufnahme gefunden und jedesmal die angenehmsten Tage verlebt.

Später führten mich Reisen und Geschäfte nach Nieder-Ungarn. Hier trat ich in das Haus eines jungen, reichen Cavaliers, und fand in der ganzen Einrichtung desselben viel Morgenländisches. Die Beschreibung des Innern so wie des Lebens darin mag es meinen Lesern vor die Augen führen. Als ich ankam, war der Besitzer mit einer großen Anzahl von Gästen auf einer Wolfsjagd. Zwar war die Dienerschaft von ihrem Herrn von meiner muthmaßlichen Ankunft unterrichtet, aber dennoch war nur ein einziges, kleines Zimmer noch unbesetzt, was mir einstweilen eingeräumt wurde. Im Gesellschaftszimmer, worin zur Unterhaltung der Gäste ein Billard aufgestellt war, liefen längs den Wänden gepolsterte niedrige Bänke, deren auch einige um einen Tisch standen; nächst denselben waren mehrere weich gepolsterte Lehnstühle aufgestellt, auf welchen ein paar junge Magyaren sich streckten, ohne von meinem Eintreten Notiz zu nehmen. An diese Lebensweise noch nicht gewöhnt, blieb ich eine Weile stehen, erwartend, man werde mich zum Sitzen nöthigen. Vergebens! Mir riß endlich die Geduld und ich nahm gemächlich auf einem der Bänke Platz. Dieß schien den jungen Leuten erst die Ueberzeugung zu gewähren, daß sie mit mir auf gleichen Fuß umgehen könnten, ohne sich etwas zu vergeben. Es entspann sich ein Gespräch, was aber bald wieder stockte, indem Neigung und Bildung bei uns in verschiedenen Richtungen zu gehen schienen. Ohne weiteres verließ ich das Zimmer und machte einen Spaziergang im Garten, wo ich einen Gärtner fand, der mein Landsmann war und sich dessen sehr freute. Von ihm bekam ich eine Menge Notizen und Aufschlüsse über dasige Verhältnisse, die mir eben so interessant als nützlich waren. Als endlich die Jagd heimkehrte, ward das Schloß

lebendig, nicht anders als wenn ein fremdes Kriegsheer anrücke. Pfeifen, Hundegebell, Singen, Lärmen, alles durcheinander, daß man hätte meinen mögen, es sey das wilde Heer eingezogen. Die Lakaien rannten gegen einander und zankten sich weidlich, ohne daß ihre Herren darauf achteten. Endlich trat einige Ruhe ein, und nicht lange darauf sah ich den Besitzer des Schlosses, den ich früher noch nicht kannte, in meinem Zimmer. Er begrüßte mich ohne alle Ceremonie, aber mit freundlicher Herzlichkeit und führte mich nun bei der Gesellschaft ein, in welcher er mich aber nur einigen der ältern Herren vorstellte, voraussehend, daß mich deren Gesellschaft mehr ansprechen würde wie die der jungen; übrigens wäre es auch für mich unmöglich gewesen, Namen und Stand von allen so schnell zu behalten, daß ich nicht durch Vergessen später hätte in Verlegenheit kommen können. Nach einer Weile ging es zur Tafel. Von der Treppe an bis in den Speisesaal machte eine reich galonirte Dienerschaft Spalier. Ein jeder der Gäste suchte sich seinen Nachbar und nahm an der Tafel Platz, wo es ihm beliebte. Mir führte ein glücklicher Zufall zwei junge, bescheidene und unterrichtete Edelleute zu, mit denen, sowie mit meinem Vis à vis, ich mich angenehm unterhielt. Uebrigens aber hätte ich auch ohne dieß keine Langeweile fühlen können, da die Abwechselung der Speisen und des Weines, die beide fortwährend geboten wurden, Unterhaltung genug gewährten. Wenn ich sage, daß zu Ende des Mahles jeder Gast zehn Gläser an seinem Gedeck hatte, so weiß man, wie viel Weinsorten servirt worden waren. Und dennoch war keiner eigentlich berauscht, weil die Conversation so lebhaft war, daß gleichsam kein Rausch aufkommen konnte. Nach Aufhebung der Tafel durchzog die Gesellschaft die Appartements des Hausherrn und ergötzte sich an den dort vorhandenen Sculpturen und Malereien. Nach orientalischem Geschmacke huldigten sie alle der paphischen Göttin, und mitunter in einem Grade, daß keine Dame die Runde hätte mitmachen können. Was Paris und London in der Art Frivoles bieten, das konnte man hier finden. Für eine vom Weine animirte Männergesellschaft gab es hier Stoff zu Witz und Scherz in Menge.

Viele von den Cavalieren im Banate gehen im Winter nach Pesth oder auch nach Wien. Die es nicht so weit treiben wollen oder können, beziehen während dieser Jahreszeit ein Quartier in Temeswar. Obgleich diese trotzdem, daß sie die Hauptstadt des Banates ist, nur eine Mittelstadt genannt werden kann, so fehlt es in ihr doch nicht an Unterhaltung. Uebrigens ist der dasige Aufenthalt nicht gerade wohlfeil, was man bald glauben wird, wenn ich sage, daß ein Quartier von 5 — 6 Zimmern, die gar nicht einmal viel Comfort bieten, monatlich 40 — 50 fl. C. M. kostet. Nur die einfachsten Lebensmittel, Brod und Fleisch, sind wohlfeil, alles andere, selbst Gemüse ist theuer. Man findet dieß überhaupt durch ganz Ungarn, daß alles, wobei nur etwas Industrie im Spiele ist, auch theuer bezahlt werden muß. Nur vorübergehend ist in Temeswar ein Theater. Im allgemeinen aber ist fast die gesammte Bevölkerung von Ungarn sehr schaulustig, und ich habe dieß überall wahrnehmen können, wo ich durch Ortschaften kam, in denen gerade Thespis ihren Karren stehen hatte. Nicht eben heikel ist man auch in dem, was da aufgetischt wird. Insbesondere gilt dieß von den herumziehenden ungarischen Banden. So originell aber, wie man von solchen theatralische Vorstellungen geben sieht, dürfte man sie sobald nicht wieder sehen. So traf ich einst in Szolnock an der Theis eine solche Bande, die in dem Gasthof spielte, wo ich übernachtete. So wenig ich auch von dem Dialoge verstand, so sehr unterhielt mich doch das Ganze. Der primo amoroso, ein gebräunter Mann von wenigstens 40 Jahren, mit schwarzem buschigem Schnurrbarte, gebärdete sich als wollte er die Türken aus Europa jagen. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Gewandtheit und starker Pantomime. Die prima donna war auf eine Art construirt, daß es für mich schon hinlänglich befriedigend war sie anzusehen. Die Bühne war nur ungefähr zwei Fuß höher, als der Raum für die Zuschauer. Letztere bestanden aus Husarenofficieren, die gemüthlich ihre Pfeife rauchten, Husaren, die mit ihren Liebchen charmirten, und Einwohnern des Ortes, Magyaren, Slovaken und Deutschen. Es ist eine Eigenthümlichkeit der ungarischen (magyarischen) Schauspieler, daß sie sich meistentheils sehr heftig gebärden, was selbst auch vom weiblichen Personale gilt, und was ich im ungarischen Nationaltheater in Pesth, sowie in Clausenburg, eben so bestätigt gefunden habe, wie bei den herumziehenden Truppen.

Eine wichtige Rolle spielen in Ungarn die Juraten oder Rechtsgelehrten. Von jeher, aber in der letzten Zeit vorzugsweise, haben sie sich sehr breit gemacht. In ihnen ist das Wesen eines deutschen burschikosen Studenten und eines stolzen, ich muß sagen dünkelhaften Magyaren innig verschmolzen und beides tritt bei jeder Gelegenheit hervor. Was die geistige Potenz anlangt, so findet man in diesem Stande eine lange Stufenleiter, denn von denen, welche große und gewandte Rechtsconsulenten sind, bis herab auf die, welche so eben erst ihre Studien auf einem Gymnasium absolvirt haben, aber nichtsdestoweniger nach bestandenem leichtem Examen schon Advocaten heißen, ist ein tiefer Sprung. Der unsichere Rechtszustand in Ungarn, hervorgehend aus einer Menge vorzeitiger, mitunter nicht sehr klar gestellter Institutionen und veralteter Observanzen, macht, daß man in den unbedeutendsten Rechtsstreitigkeiten eines Rechtsfreundes nicht entbehren kann, und daraus ist erklärlich, daß es in Ungarn ein Heer von Advocaten gibt, wie es kein anderes Land aufzuweisen hat. Es gibt dort viele Städte, wo auf je tausend Seelen fünf Advocaten kommen. Selbst in der Hauptstadt Pesth findet beinahe dieß Verhältniß statt. Ob so etwas ein Glück für das Land ist, das mögen sich meine Leser selbst beantworten. So wie in Ungarn ist es auch in Siebenbürgen.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Schluß.)

Ich schalte hier auf dieser Seite eine Chronik der Ereignisse vom Beginn unserer gegenwärtigen Revolution ein, eine fort-

laufende Reihe, während der Zeit, daß ich diesen Brief unter Händen habe. — 7. April. Große Aufregung in Folge des bisher Vorgefallenen. Geschäfte sind fast eingestellt. Viele Leute werden verhaftet; eine Menge aus den niederen Classen unter die Soldaten gesteckt, die Vornehmern unter die Nationalgarde. — 8. April. Diese Nacht ein gräuliches Ereigniß. Die gefangenen Rivieristen haben im Gefängniß einen Aufstand versucht: 5 im Gemetzel erschossen, 7 verwundet (?) Das Arsenal, etwa 100 Schritte von unserer Wohnung, hat Kanonen aufgestellt, die unsere Straße bestreichen sollen. — Mittags. Es sind bloß 5 verwundet, 2 davon gefährlich. Man hört dann und wann schießen. Eine Menge Leute festgenommen, die keinen Dienst thun wollen; selbst unsern Koch, was wir sehr schwer empfinden. — 9. April. Eine Proclamation wird unter klingendem Spiel an allen Straßenecken verlesen, daß auf Riviere's Kopf ein Preis von 10,000 D., auf die ihm anhängenden Flüchtlinge 500 D. gesetzt ist. — Am 10 und 11 nichts besonderes, man preßt aber fortwährend Soldaten, und ich fange an zu glauben, daß dieß das beste Mittel ist, die Leute rebellisch zu machen. Heute früh wurden die Friedfertigen durch eine gewaltige Kanonade in Schrecken gesetzt, die indeß nichts bedeutet, als Ehrenbezeugung für einen gestorbenen General. Einen unglücklichen Franzosen — weiß — hat man als „Cosmopolite" beim Kopf genommen und eingesteckt.

Das englische Dampfschiff bringt Nachricht, daß Riviere Jamaica wirklich verlassen hat, in einem Schooner mit 2 Kanonen und 50 Mann. — Am 12 April wird Hayti unter großem Lärm in Kriegszustand erklärt. Riviere ist bei Jacmel gesehen worden, und soll nach andern Nachrichten ein gegen ihn ausgeschicktes Kanonenboot genommen haben. — 16 April. Präsident Guerrier ist in St. Marc gestorben, heute früh erhalten wir die Nachricht und die Stadt ist in größter Bestürzung. Der Staatsrath (Kammern gibt es gegenwärtig nicht) hat einstimmig den General Pierrot zum Präsidenten erwählt, und damit wäre denn die Harlekinade zu Ende. Wäre Guerrier 14 Tage früher gestorben, so hätte Riviere eine schöne Chance gehabt, jetzt ist seine Partei aber zerstört. Ich bin bald taub von dem wahrhaft furchtbaren Kanoniren, das sie zu Ehren des Verstorbenen anstellen. Denke dir, daß 6 Forts und 3 Kriegsschiffe Viertelstundenschüsse feuern, sowie daß die Haytianer die Kanonen bis an die Mündung voll laden, dazu das Echo der Berge. Es ist zum Davonlaufen. — Man hat 6 Schwarze festgenommen, die mit der Absicht umgingen, alle Farbigen zu ermorden, zu welchen beiläufig gesagt die Weißen nicht gehören; sie sind nicht verhaßt wie jene. — Den 17. Das heillose Kanoniren dauert fort. Einen seltsamen, nicht übeln Eindruck machen die Schiffe im Hafen, welche alle tief trauern, d. h. die Flaggen halb Mast herunter und die Raaen gekreuzt. Es gewährt einen ganz unheimlichen Anblick und paßt deßhalb zum Zwecke.

Riviere hat sich mit seinem Schooner nach einer kleinen Insel, östlich von Jamaica, zurückgezogen, wird aber wohl wieder kommen. — 18 April. Bei einer Parade ist ein Corps von Farbigen ohne genügende Veranlassung umzingelt und dann zum Einhauen commandirt worden, was jedoch die Truppen verweigerten. Das hat großes Aufsehen gemacht. — Es ist von England ein Schiff angekommen, das frische Uniformen &c. gebracht hat; wie sie es bezahlen wollen, weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; sie sind ganz außer sich vor Freude und putzen sich heraus wie die Affen. — England hat uns nun auch die Fregatte Spartan zu unserem Schutze geschickt.

20 April. Im Begriff, diesen Brief zu expediren, kann ich das Résumé hinzufügen, daß jetzt alles ruhig ist, wiewohl Einige bezweifeln, daß Pierrot die Präsidentschaft annehmen wird, und glauben, daß er es vielleicht vorzieht, am Cap Haytien König zu werden. Er stammt noch aus der Zeit Christophers, ist schon über 70 Jahre alt, besitzt aber die Regententugend, daß er nicht so viel trinkt wie Guerrier, den man oft des Morgens um 1/2 7 Uhr mit der leeren Rumflasche vor sich und zu Regierungsgeschäften untauglich gefunden hat. Pierrot ist Christopher's Schwager, und wurde als jener à la Napoleon seinen Generälen Titel gab, zum Duc de la Marmelade ernannt; nach einem Oertchen, welches so heißt und nahe beim Cap lag.

Man hat, um allen Gefahren vorzubeugen, die Sitte adoptirt, immer den ältesten General, vor Allem aber den, der keinen andern als Präsidenten dulden würde, zu dieser Würde zu erheben. — Riviere geräth ganz in Vergessenheit, man fürchtet sich nicht vor seinen weiteren Planen.

Zum Begräbniß Guerrier's sind aus einer Handlung allein 300 Flaschen Rum nach St. Marc abgegangen, die übrigen werden wohl auch nach Vermögen beisteuern. Der Vollmond hat die Regenzeit unterbrochen; wir haben herrliche, kühle, aber nicht kalte Nächte, die nun die beste Zeit zum Spazierengehen bilden. Es ist Unsinn was man von den kalten Nächten in Westindien fabelt.

Neyva.

(Nach J. P. Hamiltons Erinnerungen aus Columbien.)

Unter den amerikanischen Strömen zweiter Ordnung ist der Magdalena einer der größten; er hat seine Quelle in der Centralcordillere, da wo sich die Ostkette von derselben ablöst. Der Magdalena geht über Neyva, Honda, Mompox und fällt in mehreren Mündungen ins Antillenmeer. Von Honda ab ist dieser Strom schiffbar. Seine Hauptzuflüsse sind der Bogota, der Sogamozo und der Cauca, welcher letztere bei dem schönen Flecken Magangua in den Magdalena fällt. Der Cauca ist schiffbar von Anserma an und nimmt den Nechi auf, dessen Schlamm ungemein goldreich ist. Zahlreiche Neger und Indianer sind da bei den Goldwäschereien beschäftigt.

Als wir ungefähr noch eine Legua von Neyva entfernt waren, kamen uns der Gouverneur der Provinz, Obrist Vicente Vanegas, mit seinen Stabsofficieren und meinem Freunde dem Dr. Barrero entgegen. Auf dem Markt fanden wir ein schönes Haus für uns und unsere Dienerschaft eingerichtet, auch eine reichliche Mahlzeit für uns und Futter für unsere Maulthiere war besorgt worden. Dr. Barrero war unsertwegen von seinem zwei Tagereisen südöstlich von Neyva gelegenen Landgute hieher gekommen und wollte uns bis La Plata — vier bis

fünf Tagereisen weit — wo sich seine Familie früher aufgehalten hatte, begleiten. Er hatte sich zum Rechtsgelehrten gebildet und war damals Mitglied des Congresses als Deputirter der Provinz Neyva; auch war er zweimal Gouverneur dieser Provinz gewesen und hatte als ein Mann, dem das Beste des Volks ernstlich am Herzen lag, diesen hohen Posten zur allgemeinen Zufriedenheit bekleidet. Obgleich sein Vater ein geborner Spanier war, gehörte er doch zu den entschiedensten Gegnern der königlich Gesinnten. Dieser wackere Dr. Barrero hatte eine besondere Vorliebe für die Engländer, und man erzählte mir, daß wenn er sich auf dem Congresse zu Cucuta befände, einem jeden unserer Nation, vorzüglich aber den brittischen Officieren im columbischen Dienst, sein Haus beständig offen stehe. Mit großem Eifer hatte er sich bemüht, die Einwohner aus ihrer alten Schläfrigkeit zu wecken und ihnen über die tyrannische Politik der Spanier die Augen zu öffnen. Diese hatten ihn daher auch wie ihren gefährlichsten Feind gefürchtet, und vom spanischen Gouverneur der Provinz Neyva war ein ansehnlicher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden. Der Doctor zeigte mir auf dem Markt den Platz, wo er im Bildnisse verbrannt worden war. Späterhin wurde er von den Spaniern gefangen und zu lebenslänglichem Festungsbau nach Cartagena geschickt, was so viel heißt als zu einem langsamen Tod verurtheilt, da bei der schlechten Kost und der harten Arbeit in einem tropischen Klima auch der stärkste Mann in kurzem aufgerieben wird.

Barrero war ein fröhlicher Lebemensch, liebte den Wein und war, wie viele seiner Landsleute, dem Spiel nur allzu sehr ergeben. In Gesellschaft war er munter und scherzhaft, für den Freund jederzeit bereit alles aufzuopfern, ohne je zu glauben genug für ihn gethan zu haben. Ich hatte das Glück, zu der Zahl seiner Freunde zu gehören, und werde nie vergessen, wie viele Dienste er mir, besonders auf meinen Reisen, erzeigte; unter andern verschaffte er mir Waffen, Kopfputz, Hausgeräthe von den Achaguas, einem Stamm der Indios bravos oder uncivilisirten Indianer, der zwölf Tagereisen ostwärts von Neyva, nicht weit von den Quellen des Metaflusses, wohnt. Auch merkwürdige Säugethiere und Vögel verschaffte mir Barrero.

Der wilde Baumwollenbaum, der mit seinen vollen, reifen, geborstenen Kapseln von den Stromufern herüberhängt, gewährte uns auch hier bei Neyva einen wohlgefälligen Anblick. Wir sahen auch das Klettergewächs, von der die Vanille gewonnen wird; sie liebt einen feuchten Boden und nimmt sich an den Bäumen, um die sie sich schlingt, sehr lieblich aus. Vormals wurde sie in beträchtlicher Menge nach Spanien verschickt und als wohlschmeckende Würze zur Chocolade gebraucht. Die Menge von Kletterpflanzen, die getrennt von den hohen Waldbäumen herabhängen, haben ein ganz eigenthümliches Ansehen; in einiger Entfernung gleichen sie zuweilen dem Takelwerk an einem Kriegsschiff. Häufig sind sie so dicht durcheinander gewachsen, daß es unmöglich ist durchzukommen; manche von ihnen haben eine herrliche Blüthe. Viele der Waldbäume am Magdalena liefern auch ein treffliches Holz zu eingelegten Arbeiten und sind in dieser Hinsicht wahre Schätze für kunstfertige Tischler und Ebenisten.

Auch hier bei Neyva badeten Cade und ich im Magdalena, nachdem wir uns zuvor wegen unserer alten Bekannten, der Alligators, erkundigt und erfahren hatten, daß sie in dieser Gegend gewöhnlich nur fünf bis sechs Fuß lang seyen und nie Menschen anfielen. Auf diese Versicherung faßte ich den Entschluß, über den Rio Grande zu schwimmen. Wir mietheten einen Kahn, der uns, wenn Cade gebadet hätte, auf das linke Ufer, von welchem aus ich zu schwimmen gedachte, übersetzen und von dort aus meine Kleider wieder auf die andere Seite bringen sollte. Anfangs ging alles glücklich von statten, ich gelangte ohne besondere Schwierigkeiten bis in die Mitte des Stromes; hier aber wurde er so reißend, daß er mich eine große Strecke abwärts führte, ohne daß ich, mit aller Anstrengung, im Stande gewesen wäre, dem entgegengesetzten Ufer nur im geringsten näher zu kommen. Jetzt fing ich, wiewohl zu spät, an mein Wagestück zu bereuen und was das Schlimmste war, zu befürchten, ein Alligator möchte herbeikommen und mich in meiner hülflosen Lage anfallen. Meine Besorgniß war so groß, daß ich mich bei dem geringsten Geräusch, das ich im Rudern mit den Füßen machte, erschrocken umsah, und mit Grausen erwartete, den geöffneten Rachen eines solchen Ungeheuers über dem Wasser zu erblicken. Allmählich wurden meine Kräfte durch die Anstrengung erschöpft und ich sah mit hoffnungsloser Sehnsucht nach dem Ufer, als mich glücklicherweise der Strom an eine minder reißende Stelle führte. Hier ruhte ich ein wenig aus, um mich nach Art der Boxer zum zweiten Kampf zu rüsten, dann erneuerte ich meine Bemühungen an das entgegengesetzte Ufer zu gelangen, das ich auch endlich völlig erschöpft erreichte. Wahrscheinlich bin ich der erste Engländer, der über diesen schönen Strom geschwommen ist, aber der erste Versuch hat mir auch alle Lust zu jedem zweiten benommen; ich brauchte zu meiner famosen Wasserpartie ungefähr eine halbe Stunde. Cade kam bald darauf mit dem Canoe an und wünschte mir Glück, daß ich dem Ertrinken und den Alligators so glücklich entgangen wäre, denn, sagte er, als mich der Strom so plötzlich fortgerissen, habe er in größter Besorgniß um meinetwillen geschwebt.

Als wir wieder nach Hause zurückgekehrt waren, fanden wir ein vortreffliches Frühstück, welches unser Freund besorgt hatte, für uns in Bereitschaft stehen. Dieser tadelte mich wegen meines gewagten Unternehmens und sagte mit einem Achselzucken halb unwillig: die Engländer sind ein seltsames Volk! Nach dem Frühstück schenkte ich dem Doctor eine von Fadens besten Karten von Südamerika, die in mehreren Abtheilungen erschienen war, und behielt nur dasjenige Stück, auf welchem sich Columbia befand, bis zu meiner Rückkehr aus den innern Provinzen. Der Doctor umarmte mich vor Freuden über dieses Geschenk und lief dann fort, um es dem Gouverneur und allen seinen Freunden zu zeigen. (Fortsetzung folgt.)

Die Titelwuth in Frankreich. Die radicalen Blätter beklagen sich unter Hohn und Spott über das Benehmen der Regierung, welche einen Herzog oder Grafen um den andern macht. Indeß geht die Titelsucht der reichen Classen in Frankreich gegenwärtig sehr weit, und der Constitutionnel vom 24 Jun. macht bei Gelegenheit der famosen Geschichte des Prinzen de Berghes, der durch seinen Fürstentitel eine reiche Partie machte, nachstehende Bemerkung: „In dieser Zeit der Gleichheit ist ein Titel noch eine Mitgift werth. Während der Restauration fand die Pairie mehr reiche Familien, die ihre Verbindung suchten, als sie annehmen konnte oder wollte. Und jetzt noch wollen die Töchter unserer Bankiers und Wechselagenten Fürstinnen oder Herzoginnen seyn. Die Mutter einer solchen wollte ihrer Tochter 600,000 Fr. mitgeben, und man schlug ihr einen sehr annehmbaren, ziemlich reichen jungen Mann vor, der noch dazu Graf sey. „Was! rief sie verächtlich, einen Grafen? Um eine halbe Million bekommt man ja einen Herzog!"

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1845.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Vierter Brief.

Port au Prince, Junius 1845.

Wetter: Regenzeit, heftige Gewitter am Abend, das Thermometer steigt bis auf 29—30° R.

Aus den in meinem letzten Brief angeführten Gründen findet ihr mich noch immer in Port au Prince, und ich bin wahrlich sehr froh darüber. Unsere neuen Bekanntschaften haben uns so viel Belehrendes und Interessantes gebracht, daß das bisher Gesehene nur Kleinigkeit dagegen war. Dahin gehört denn zuerst die Bekanntschaft der beiden Hauptmänner unter den Ministern, die wir durch einen Mr. L'Instant machten: Hippolyte, der Premierminister, ist kohlschwarz, aber in Frankreich erzogen; er empfing uns, unter der Veranda seines Hauses sitzend, mit sehr hoher Miene, aber ziemlich guter Manier; seine Gesichtsbildung hat etwas Unheimliches, man kann aus den groben und schwarzen Zügen nicht lesen was er meint, und er soll wirklich ein Mann seyn, dem nicht zu trauen ist. Das Gespräch drehte sich, höchst ungeschickter Weise (und zwar durch seine Schuld) um die Schwierigkeit Leichen zu conserviren, welche Angelegenheit ihm einen schweren Seufzer über die muthmaßlichen Kosten von Guerriers Einbalsamirung entlockte. Obwohl sich aus einem kurzen ceremoniellen Besuch nicht viel schließen läßt, so war es uns doch sehr bemerklich, wie er sich hinter angenommener Würde versteckte und ein freies Gespräch zu vermeiden suchte. Ganz anders war der Empfang bei Ardouin, dem Minister des Innern und der Justiz; er ist ein sehr heller Farbiger, sehr gewandt und frei in seinem Gespräch, und von vielen Kenntnissen: er hat den Ruf, daß alles Gescheidte, das im Lande geschieht, von ihm ausgeht; leider sind ihm aber die Flügel zu sehr beschnitten. Er erzählte uns von dem kläglichen Zustande der Justiz: Boyer pflegte meist unbrauchbare oder ihm unbequeme Officiere zu Richtern zu machen, einmal hat er sogar einen Staatsbeamten zur Strafe für einen Cassendefect zum Richter degradirt; die Folge ist, daß die Richter meist die Advocaten um Rath fragen (!), wie sie in den einzelnen Fällen entscheiden sollen. Dem Gesetzbuch liegt der Code Napoleon zu Grunde.

Da unser Hr. St... sich die Aufgabe gesetzt hat, uns eine günstige Meinung von seinen jetzigen Landsleuten beizubringen, so hat er uns mit mehreren sehr intelligenten Farbigen zusammenzubringen gesucht, und uns dadurch Anlaß zu sehr merkwürdigen Gesprächen gegeben. Es sind dieses sämmtlich Leute, die 10 und mehr Jahre in Frankreich waren und dort eine vollendete Erziehung erhalten haben. Fast alle sind sie mit den Waffen der Abolitionisten wohl vertraut und wohlerzogen genug, um über die Sache sehr unparteiisch und artig zu reden. Vorzüglich L'Instant, ein sehr gescheidter Mann und Advocat dazu, war uns sehr belehrend. Meine Erzählungen von dem, was ich in Cuba gesehen und gehört, vermochten ihn indeß zuzugestehen, daß die in Sklaverei lebenden Neger auf einer so niedrigen Stufe stehen, daß sie zum Thier (brute, das war sein eigenes Wort) werden, und mehr bedarf es nicht, um nach meiner Ansicht von der Sklavenfrage nicht zu wünschen, daß man den Staat mit einer Horde solcher Bürger bereichere. — Sehr ehrenwerth und edel sind diese Leute in dem Punkte, daß sie sich alles Vorzugs, den sie vor ihren schwarzen Stammgenossen haben, entschlagen, und diesen dieselbe geistige Fähigkeit zusprechen wollen. Ich zweifle nicht, daß ein Farbiger, zumal ein solcher, bei dem das weiße Blut vorherrscht, die geringen Nachtheile, die wir der Natur der Sache nach annehmen müssen, durch eine ausgesucht gute Erziehung ganz überwindet, und habe deßhalb theils aus Ueberzeugung, theils aus Höflichkeit in unsern Disputationen die Sache immer so gestellt, daß ich die Farbigen, namentlich die weißeren, als unseresgleichen anerkenne, den rein Schwarzen aber eine tiefere Stufe anweisen muß. Mit Mr. Nau, Lehrer am Lycée, kam ich in der Art überein, daß er meinen folgenden Sätzen Recht gab: daß die Schwarzen, sowohl ihrer Natur nach als nach den Nachtheilen tausendjähriger Barbarei, in der sie gelebt, hinter uns zurückstehen, daß ihnen Fähigkeiten nicht mangeln, sondern daß sie nur höchst unentwickelt da liegen, aber daß sie aus diesem Grunde den ungeheuern Vorsprung europäischer Cultur spät oder nie ergreifen, sicher aber keine

Rolle in der Culturgeschichte spielen werden. Alle diese Leute leben in fortwährender Furcht vor einem neuen Blutbade à la Toussaint oder Christophe, wo man die Farbigen zu Tausenden ermordet hat; sie sehen die farbige Race für eine verlorene, dem Untergange geweihte an, und in der That möchte ich nicht für ein langes Bestehen bürgen; man kann aus dem Munde hiesiger Leute hören, daß „die Farbigen ausgerottet werden müssen." An dieser Farbe hängt, glaube ich, die ganze Zukunft Hayti's; verlieren sie die Farbigen, so ist es aus mit ihnen.

Kein Farbiger geht oder reitet unbewaffnet aus, während kein Weißer daran denkt etwas in dieser Art zu befürchten. Die Leute auf dem Lande sind sehr gutartig und selbst das entartete Volk von Port au Prince ist durch ernstes festes Benehmen einzuschüchtern. Mit einem einzigen festen Blick habe ich erst gestern einen unverschämten Kerl in die Flucht geschlagen: sie probiren immer, wie viel sie sich erlauben dürfen, und merken schnell, mit wem sie es zu thun haben. Vorgestern haben wir einen sehr belehrenden Ausflug in die sog. Plaines, die Ebenen, die sich hinter Port au Prince, einige Meilen nordöstlich erstrecken, gemacht. Dort standen die herrlichsten Pflanzungen in der französischen Zeit, und dort, an dem Platze, welcher La Croix des Bouquets heißt, brach auch die Revolution aus.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

3. Das gesellige Leben.

(Schluß.)

Wenn man im Auslande hört, wie sehr die Ultra-Magyaren sich über die andern im Lande wohnenden Nationen zu erheben trachten, so möchte man fürchten, dort mit solchen in Berührung zu kommen. Das ist aber gar nicht gefährlich, ja man kann sich dreist in ihre Gesellschaft begeben, und hat nichts zu befahren, so lange man nur nicht an ihre Schwäche rührt und Gespräche über das Land, seine Verfassung und seine Politik vermeidet. Uebt man daneben noch die Klugheit, Ungarn und das Magyarenthum hervorzuheben, so hat man gewonnen und wird mit Gastfreundschaft überhäuft. Freilich gibt es auch junge Radicale, denen nicht zu trauen ist, und die es vor einiger Zeit so weit trieben, daß sie ausspuckten, wenn sie genöthigt gewesen waren deutsch zu sprechen. Solchen aus dem Wege zu gehen, ist am rathsamsten. Wie es aber viele der Ultras nicht so gar ernst meinen, davon will ich einen Beweis mittheilen.

Ich war einst in Nieder-Ungarn in eine zahlreiche Gesellschaft geladen, und es wurde dort, weil mir der Wirth wohl wollte und er den Ton angab, fast nur deutsch gesprochen. Als man endlich von der Tafel aufstand und die heitere Unterhaltung noch fortging, rief auf einmal einer aus der Gesellschaft halb im Scherz, halb im Ernst: da seht einmal uns patriotische Magyaren! Stundenlang verläugnen wir unsere Sprache und reden eine andere, auf die wir sonst schimpfen. Ein allgemeines Lachen begleitete diese Aeußerung und man sprach nach wie vor Deutsch. Doch so ist es nicht immer und nicht überall; denn ich bin auch oft genug in Gesellschaft gewesen, wo man fast nur ungarisch sprach, und man mir nur mit kurzen Worten antwortete, wenn ich deutsch nach etwas fragte.

In bürgerlichen Cirkeln herrscht viel österreichische Sitte, was daher kommt, daß viele Kauf- und Gewerbsleute aus Oesterreich stammen, dazu kommt auch, daß sie mit diesem Lande in vielfacher Verbindung stehen. Man wird da, wo man eingeführt ist, überall mit Liebe und Zuvorkommenheit aufgenommen und man findet allenthalben den gemüthlichen Ton, der auch in Oesterreich so sehr anspricht. Da herrscht Ungezwungenheit, ohne in anstößige Freiheit auszuarten, und da findet man Gastfreundschaft, die zwischen Genauigkeit und Verschwendung die rechte glückliche Mitte hält.

Zum Kauf- und Gewerbsmann ist der Ungar (Magyar) weder geneigt noch geschickt, daher findet man ihn auch in den großen Städten nur selten in diesem Stande. Hier hat überall der Deutsche sein Feld, was er an vielen Orten mit dem Slawen theilt. Für den Magyaren ist dieß Fach zu mühsam und er befindet sich wohler auf seinen weiten Ebenen, wo die Natur für ihn arbeitet und er nur die Früchte zu sammeln braucht. Dieß gilt vornehmlich vom kleinen Edelmann und vom Bauer; letztern will ich im Vergleich mit dem deutschen und slawischen hier in einigen Zügen darstellen.

Der ungarische Bauer hat in seinem sonst geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sein Getreide im Freien in Haufen, Tristen genannt, aufstellt. Zum Theil ist dieß, wenigstens in den südlichen Comitaten, auch beim Deutschen und Slawen nicht anders; nur darin unterscheiden sie sich, daß letztere ihr Getreide dreschen, während ersterer es von seinen Pferden austreten läßt. Sein Hornvieh und seine Pferde hat der Magyar meistentheils im guten Stande, dasselbe gilt auch vom Deutschen, und nur beim Slawen, namentlich in den nördlichen Comitaten, findet man es meistentheils elend und mager. Im Innern seines Hauses liebt der Magyar die Räumlichkeit und Reinlichkeit; beim Deutschen findet man sie ebenfalls, aber er hält auf noch mehr Mobiliar, wie jener. Beim Slawen geht es ärmlich und oft genug auch sehr schmutzig her. Auf äußern Comfort hält der Magyar wenig, daher er auch keine Obstgärten anlegt, was der Deutsche und der Slawe thut. In seiner Bekleidung zeichnet sich der Ungar charakteristisch durch seinen Pelzmantel (Bunda) aus, die man einen integrirenden Theil seines Körpers nennen könnte, da er sie im Sommer so wenig ablegt wie im Winter. Da dieß Kleidungsstück aber bequem und für das rasch wechselnde ungarische Klima sehr passend ist, so hat es sich auch der Deutsche zugelegt und trägt es wenigstens den Winter hindurch. Den Ungarn erkennt man in seiner äußern Erscheinung an seiner natürlichen Grandezza, die sich in allen seinen Bewegungen ausspricht, welche weniger flink und gewandt ausfallen, wie beim Deutschen und Slawen. Tritt man beim ungarischen

Bauer ein, so wird man gastfrei aufgenommen und mit Brod, Speck und Wein bewirthet. Beim Deutschen findet man so ziemlich dasselbe, aber der Slawe ist zurückhaltender und verräth eine Art Mißtrauen, welches seine sonst nicht fehlende Gastfreiheit beeinträchtigt.

Im Ganzen spielt der Bauer in Ungarn noch eine sehr untergeordnete Rolle mit Ausnahme dessen, der in den Districten lebt, die ehemals verödet waren und an Einwanderer überlassen wurden. Dieß gilt vornehmlich vom Banate und von einigen andern Districten in Nieder-Ungarn; in diesen sind Leute von mehrern Nationen angesiedelt, am meisten aber zeichnen sich die Deutschen durch Wohlhabenheit aus. Wie in den besten Gegenden Deutschlands, so sieht man hier Bauern mit vier schönen Pferden in der Kutsche fahren. Ich traf einst mit mehrern in einem Dorfwirthshause zusammen, die dort weidlich zechten und es breit hergehen ließen. Ein Ortsrichter aus einem benachbarten Dorfe erzählte mir, daß er erst vor kurzem vier Pferde aus seinem Stalle an einen Cavalier für Tausend Gulden Conventionsmünze verkauft habe; mit ähnlichen vieren war seine Kutsche bespannt.

Wenn man überhaupt die Wohlhabenheit in den Gegenden an der Theis und im Banate sieht, so muß man erstaunen, wie sie sich in so kurzer Zeit zu dem Grade habe entfalten und erheben können, auf welchem man sie jetzt trifft. Noch vor 70 bis 80 Jahren waren diese Gegenden fast eine Wüste, zu welcher sie die Türkenkriege gemacht hatten. Maria Theresia verschenkte ganze Länderstrecken, um nur Einwohner hinzuziehen. Unternehmende Serbier (hier unter dem Namen Raitzen bekannt), zogen sich dahin, und ihre Nachkommen leben in großem Reichthume. Von Deutschen waren es meistentheils Glücksritter, leichte Handelsdiener, Kellner, mitunter auch Handwerksburschen, welche einwanderten, sich auch wohl ihre Dirnen mitbrachten und sich domicilirten, so gut es ging. Ohne alle Kenntniß und ohne sonderlichen Fleiß traten sie in ihr neues Verhältniß und dennoch glückte es den meisten. Ein Nachkomme dieser Bevölkerung, dessen Ureltern das ungarische Indigenat und den Adel erhalten hatten, stellte einst in Gesellschaft mit vielem Humor die ersten Anfänge seines Familien-Besitzthums dar, und nahm keinen Anstand sich und seinesgleichen die Nachkommen von Avanturiers zu nennen. Manche derselben, der Abstammung nach Deutsche, affectiren das strengste Magyarenthum und gehen darin fast weiter wie die Ultras. Viele der eingewanderten Serbier erlangten großen Reichthum durch Viehhandel, den sie im Großen treiben konnten, da ihnen die ungeheure Ausdehnung ihrer Ländereien Gelegenheit gab, sehr zahlreiche Viehheerden aufzuziehen. Sie erlangten ebenfalls das Indigenat und den Adel, und ihre Nachkommen machen große Häuser. Wie es da her geht, mag nur ein Beispiel beweisen. Ich ward durch einen Bekannten bei einem solchen Grundbesitzer eingeführt. Wir kamen früh gegen 11 Uhr an und fanden den Herrn beim Gabelfrühstück, das ziemlich in der Art gehalten wurde, wie es bei einem reichen Engländer zu seyn pflegt. Bei einem Ausfluge auf seine Besitzungen fuhren wir mit Pferden aus seinem hochedlen Gestüt und zwar mit Rennern, die in 25 Minuten eine deutsche Meile mit uns machten. So legten wir denn in wenig Stunden eine große Strecke zurück; auf derselben konnte ich mich recht von der Einträglichkeit seiner Güter überzeugen. Allein mit Reps hatte er mehrere Tausend Joch angebaut und konnte auf eine Ernte von mehr als 40,000 Wiener Metzen rechnen. An Zinsungen brachten ihm seine Güter jährlich gegen 50,000 fl. C. M. ein.

Das Diner, zu welchem um 6 Uhr servirt wurde, war — obgleich hier gewöhnlich — wie ein sehr glänzendes Gastmahl in Deutschland. Wir waren im Ganzen acht Personen, und hinter dem Stuhle eines jeden von uns stand ein galonirter Diener; Einrichtung und Sitte war ganz englisch. Nach Aufhebung der Tafel zog man durch lange, hell erleuchtete Corridors in das Sitz- und Unterhaltungszimmer, wo der Thee servirt wurde. Die Schlafzimmer der Gäste waren mit allem versehen, was Luxus und Comfort nur erfordern konnte. Und trotz dieser fast fürstlichen Haushaltung legt dieser Cavalier — sonst ein sehr guter Wirth — noch alljährlich Capitalien zurück.

Chinesisches Gras.

Die Engländer fahnden recht eigentlich auf jeden möglichen Artikel, den China ihnen als Austausch gegen ihre Waaren bieten kann, da das fortwährende Herausziehen von baarem Geld in China selbst eine Reaction herbeiführen muß. Unter die neuen Gegenstände, welche man in England aus China einführt, gehört bekanntlich Seide in großer Menge, jetzt aber ist man noch auf einen andern Rohstoff verfallen, nämlich auf chinesisches Gras, welches alle Eigenschaften des Flachses, aber in weit höherem Grade als die bisher bekannten Arten besitzen soll, die es an Stärke, Feinheit und Länge der Faser übertreffe. Eine Flachsspinnerei und Weberei in Leeds hat bereits, freilich nur probeweise, dieß Gras verarbeitet, und einen Stoff geliefert, der den französischen Cambrics gleicht, aber ein seidenartigeres Ansehen hat. Dieß Gras soll China in unbeschränkter Menge liefern können. (Shipping Gazette vom 21 Junius.)

Neyva.

(Fortsetzung.)

Diesen Morgen traf ein von Bolivar abgeschickter Eilbote aus Peru mit der Nachricht ein, daß die columbischen Lanciers die Spanier unter dem General Canterac in einem hitzigen Cavalleriegefecht gänzlich geschlagen hätten. Der Doctor gerieth über diese Botschaft in solches Entzücken, daß er schwur, er wollte sich diesen Abend einen Rausch trinken, was er freilich, auch ohne eine solche Veranlassung zu haben, oft genug zu thun pflegte. Die wenigen Truppen, welche zu Neyva in Garnison lagen, rückten aus und gaben einige Freudensalven; des Abends war ein Feuerwerk, wobei die Raketen herrlich stiegen. Dann speisten wir bei dem Hrn. Gouverneur, dem Obristen Banegas, der für einen sehr tapfern Soldaten galt; als Officier in Bolivars Stabe hatte er mehrere Feldzüge gegen die Spanier mitgemacht. Im Gesicht hatte er eine große Schmarre von einem Säbelhieb, den er in einem Treffen bekommen hatte, nach welchem er für todt auf dem Schlachtfeld

liegen gelassen wurde. Bei Tisch waren der Oberrichter, der Geistliche, der Postmeister, ein schwarzer Obrist, der von Bogota hieher geschickt worden war, um das Volk der Provinz auf die Lanze einzuüben, der Doctor und alle angesehenen Personen der Stadt gegenwärtig. Wie gewöhnlich, war die Tafel mit Gerichten in Menge besetzt; unter andern wurde ein Truthahn von erstaunlicher Größe aufgetragen und eine ungeheure Flasche voll Liqueur nebst vielerlei Arten von spanischen Weinen prangten auf dem Tische. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und als man die Toaste ausbrachte, wurde vor allen auf das künftige Waffenglück Bolivars in Peru getrunken.

Der Doctor schien sein Versprechen gehalten zu haben; wenigstens kostete es am folgenden Morgen viele Mühe ihn von Neyva fortzubringen. Später erfuhr ich, daß er die ganze Nacht hindurch mit dem Gouverneur, dem Pfarrer und einigen Freunden Karte gespielt habe. Er erzählte mir, daß er im Durchschnitt täglich vierzig Cigarren rauche; das letzte Drittheil werfe er weg, weil dieses keinen guten Geschmack mehr habe; auf diese Weise koste ihm das Rauchen 300 Dollars jährlich. Hieraus kann man abnehmen, wie stark der Verbrauch an Tabak in Columbia seyn muß und wie vielen Gewinn die Regierung aus den Tabaksfactoreien ziehen kann.

Eine große Unannehmlichkeit bei unserem Aufenthalt in Neyva war es, daß es in unserem Hause Scorpione gab; ein sehr großer, der in dem Sattel eines Maulthieres stak, hätte einen unserer Bedienten fast gestochen. Der Doctor überbrachte mir diesen Morgen eine schöne Timana oder einen hölzernen Napf und zwölf Felle von Tigern und Wasserkatzen zum Geschenk; die letztere hat ungefähr die Größe eines Kaninchens und ein vortrefflich weißes Fell mit braunen Streifen, das so weich ist wie Atlaß; unter den Tigerfellen war eines von außerordentlicher Größe. Die hölzernen Näpfe werden in der kleinen Stadt Timana verfertigt, von der sie ihren Namen haben; sie sind auf eine sehr geschmackvolle Weise mit herrlichen Blumen verziert, die auf einen dunkelrothen Grund gemalt sind; das Ganze ist mit einem starken Lack überzogen, der von den Indianern der Provinz Timana aus einem Baum gewonnen wird und so dauerhaft ist, daß er nicht leidet, wenn man heißes Wasser in das Gefäß gießt. Der Doctor hatte seinen Namen auf eine sehr sinnreiche Weise an diesem Napf anbringen lassen, der in der That das schönste Kunstwerk war, das ich in dieser Art seither in Columbien gesehen hatte; die Blumen waren genau nach der Natur gemalt.

Mit großer Freude erzählte mir der Doctor, daß er jetzt im Begriff stehe sich zum zweitenmal zu verheurathen und daß seine zukünftige Frau noch sehr jung sey — er selbst mochte etwa ein Fünfziger seyn. Seine Einladung, ihn auf seinem Landgute zu besuchen, mußte ich ausschlagen, da es zwei Tagereisen abwärts von meinem Wege lag und ich eilen mußte, um bald über das Gebirge nach Popayan zu kommen.

Die Provinz Neyva, zu der noch die kleine südöstlich gelegene Provinz Timana gekommen ist, zählt gegenwärtig 67,000, als ich in Columbien war etwa 70,000 Einwohner. Aus den Goldwäschereien an den Flüssen wird beträchtlich Gold gewonnen und auch mir wurde solches Flußgold zum Kauf angeboten; eine Probe davon brachte ich mit nach England. Sic fulgent littora Columbiae!

An den Ufern des Magdalena gedeiht der Cacao vortrefflich und wird in beträchtlicher Menge auf Flößen den Strom abwärts geschickt. Begünstigt von dem Segen eines hoffentlich langjährigen Friedens, gedeihen nunmehr auch wieder Landbau und Viehzucht in dieser schönen Provinz. Man bezahlt hier für ein fettes Schaf einen Dollar, für eine Ziege zwei Schillinge und für ein ziemlich großes Böckchen einen Schilling. Manche der größern Gutsbesitzer widmen der Schaf-, Pferde- und Mauleselzucht viele Aufmerksamkeit.

Das Landvolk von Neyva hat viel Einnehmendes in seinem Aeußern; die Männer sind schlank und schön gewachsen, haben eine offene edle Gesichtsbildung und gehen nett und geschmackvoll gekleidet. Ihrer langen Lanze wissen sie sich zu Pferde geschickt zu bedienen und haben sich im Kriege den Spaniern sehr furchtbar gemacht.

Dem Doctor, der mich ersuchte, noch einen Tag in Neyva zu bleiben, schlug ich seine Bitte geradezu ab, und mit vieler Mühe gelang es mir auch ihn so weit zu bringen, daß er um zehn Uhr auf seinem grauen Pferde saß. Hinter ihm ritt auf einem Maulthier ein schwarzer Diener mit einer alten französischen Flinte, die er seinem Herrn überreichen mußte, wenn ihm unterwegs etwa ein Truthahn, Rebhuhn oder ein anderes Wildpret zum Schusse käme. Etwas Lächerlicheres als die Figur, die der Doctor in seinem Reiseanzuge zu Pferde sitzend spielte, läßt sich kaum vorstellen. Man denke sich ihn mit einem langen blutrothen Gesicht, schwarzen hervorragenden Augen, einer großen Habichtsnase, starkem Schnurrbart und einem beträchtlich großen Mund, aus dem nie die rauchende Cigarre kam, so hat man eine richtige Vorstellung von seiner Physiognomie, die in der That durch sein beständiges nächtliches Sitzen am Trink- und Spieltische nicht gewonnen hatte, und jetzt nicht wenig dazu beitrug, ihm das Ansehen eines Ritters von der traurigen Gestalt zu geben. Dabei trug er einen mächtigen Strohhut mit der columbischen Cocarde, eine kurze Jacke von blau und weiß gestreiftem Kattun, weite hellblaue Beinkleider und Courierstiefel mit ungeheuern Sporen. Zu seiner Seite hing ein langes französisches Dragonerschwert mit einem großen messingenen Korbe, das an einem Gürtel befestigt war, und um die Schultern ein Pulverhorn; vor ihm ragten aus den Halftern ein paar Pistolen hervor und an den Sattelknopf pflegte er zuweilen seine alte französische, mit Silber beschlagene Flinte zu hängen. Er hätte in einer Novelle von Walter Scott oder in einem komischen Roman von Smollet eine ergötzliche Rolle spielen können. Zu des wackern Doctors Reisegeräthschaften gehörte auch noch eine Feldflasche, die er in der Tasche zu führen und häufig zur Stärkung an den Mund zu setzen pflegte. Sein graues Pferd war zwar ein frommes Thier, aber so dürr als Rosinante. Candela, sein schwarzer Diener, war fast eine eben so drollige Figur als sein Herr, und beständig beschäftigt entweder ihm Feuer zum Anzünden seiner Cigarre oder seine Flinte zu reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Guano aller Orten. Während man von mehrern Orten her neue Entdeckungen von Guanolagern meldet, namentlich auch aus Australien, wo nach einem officiellen Schreiben des Gouverneurs von Südaustralien mehrere Inseln der Westküste mit Guano bedeckt seyn sollen (s. Shipp. Gaz. vom 27 Jun.), meint der Courrier des Etats Unis, es gebe allenthalben Guano, in trockenen Klimaten sammle er sich von selbst, in feuchten aber, wo der Regen ihn in freier Luft auflöse, müsse die Kunst einschreiten, und es sey nichts leichter, als aus Abfällen aller Art Guano zu bereiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1845.

Englands Capitalfülle und deren neueste Richtung.

Wir haben vor nahezu zwei Jahren (S. Nro. 232 vom Jahrgang 1843) einige Bemerkungen über den überfließenden Reichthum Englands unter dem Titel, „Englands Reichthum in der Klemme" mitgetheilt und bemerkt, daß sich die wichtige, noch immer nicht leicht zu beantwortende Frage erhebe, wohin die mit jedem Jahre wachsenden Capitalien Englands sich wenden sollten? Die Frage scheint sich wenigstens theilweise zu lösen durch die außerordentlichen Eisenbahnplane, welche von den Capitalisten Englands ausgehen, und namentlich auf Deutschland und Italien, ja, wie manche wissen wollen, selbst auf Schweden sich ausdehnen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängen sich mehrere Bemerkungen auf, die einen Blick auf die Richtung der großen Capitalien gewähren: von den Jahren 1830 bis 1840 warf England seine Capitalien hauptsächlich nach Nordamerika, trieb dadurch die Entwicklung dieser Staaten zu einer ungewöhnlichen Höhe, stürzte sie aber auch in große financielle Verlegenheiten, aus denen manche Theile der Vereinigten Staaten noch jetzt nur mit der größten Mühe sich herauswinden: die Schulden Nordamerika's sind größtentheils Eisenbahnschulden, denn durch das Hineinströmen unermeßlicher Capitalien (über 200 Mill. Dollars oder 500 Mill. Gulden) wurde die Entwicklung dieses Verkehrsmittels über alle natürlichen Kräfte hinaus übereilt. Aber die Nordamerikaner entlehnten bei den Engländern und bauten ihre Bahnen und Canäle selbst, ohne die Verwaltung derselben Fremden zu überlassen: allenthalben baute der Staat — nicht die Union, sondern die einzelnen Staaten — aber wenige oder keine Eisenbahnen sind das Eigenthum von Privaten, vielmehr ist alles einem großen Plane gemäß entworfen worden, welcher vor allem dahin ging, die ganze atlantische Küste längs der Alleghannies von Vermont bis hinab nach Georgien durch eine Eisenbahn zu verbinden. Bei uns wollen die Engländer selbst bauen, um Meister des Transports und im Besitze des Pfandes zu bleiben.

Die englischen Capitalisten sind gewitzigt: als der Krieg nicht mehr ihre Millionen verschlang, warfen sie solche auf Erringung der südamerikanischen Unabhängigkeit, dann liehen sie Spanien und Portugal, hierauf den Amerikanern, und jetzt soll Deutschland an die Reihe kommen. Ehe man sich hiezu entschloß, griff die Eisenbahnwuth in England selbst um sich, allein man fand bald, daß sie sich überstürze und die Besonnenern riethen zur Mäßigung. Merkwürdig ist es dabei, daß die Handelsjournale fortdauernd vor Unternehmungen in französischen Eisenbahnen warnen, weil bei einem allenfalls ausbrechenden Kriege die Capitalien in Gefahr seyn könnten; zugleich werden die amerikanischen Papiere in Masse in Amerika selbst auf den Markt geworfen, um sich derselben zu entledigen, als ob ein Bruch mit diesem Lande bevorstünde, und man seine Capitalien in Sicherheit bringen wollte. In demselben Augenblick wo dieß in Nordamerika vor sich geht, treten die Plane in Deutschland und Italien hervor, um den flüssig gewordenen Capitalien Beschäftigung zu geben.*) Was die Regierungen betrifft, welchen die Anerbietungen, die Eisenbahnen auf englische Rechnung zu übernehmen, gemacht wurden, so wollen wir uns keineswegs in den Streit mengen, der sich darüber erhoben hat, glauben aber doch, daß die Staaten des südwestlichen Deutschlands, welche sämmtlich jährliche Ueberschüsse und somit hinreichenden Credit haben, eine große Thorheit begehen würden, wenn sie von der Oberleitung der Eisenbahnen und der Selbstverfügung über die Tarife sich auch nur das Geringste aus der Hand reißen lassen wollten. Die Eisenbahnen sind eine noch zu neue Sache, als daß man jetzt schon alle Folgen von Entwicklungen, die sie herbeiführen werden, übersehen könnte; die sorgfältigsten Verträge könnten in wenigen Jahren bedeutende Lücken darbieten.

Wir wollen in dieser Beziehung eine Stelle aus dem Bankers Circular vom 30 Mai anführen, wo es heißt: „wir ken-

*) Von den Noten der Bank von England liegen gegenwärtig über 9 Millionen in der Bank selbst, also unbeschäftigt da, obgleich die Sicherheit dafür, nämlich die Goldbarren, in der Bank vorhanden sind. Der Disconto für die erste Sicherheit ist nicht über 2¼ bis 2½ Proc., während das was die Amerikaner Fancy Stocks nennen, d. h. die minder gesicherten Papiere, wenn man Geld darauf entlehnen will, 10 bis 15 Proc. zahlen.

nen kein durch die Fortschritte der Civilisation erzeugtes Phänomen, das so merkwürdig und interessant wäre, wie die Entwicklung des Eisenbahnsystems. Vor 4 oder 5 Jahren, als die großen Linien vollendet waren, und eine Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entlegenen dichtbevölkerten Theilen Englands herstellten, da schien in dem Fortschritt eine Pause einzutreten. Die Preise der Actien, selbst auf den besten Linien, waren stationär, andere selbst von guten Linien standen 40 bis 50 unter Pari, und eine allgemeine Abneigung, sich in ähnliche Unternehmungen einzulassen, herrschte im öffentlichen Geiste. Damals war die Zeit für die Regierung, das System zu regeln und zu vervollständigen, indem man ihm zum Vortheil der Gesammtheit eine sichere Grundlage gab, wie dem Postamt oder anderen Zweigen der öffentlichen Verwaltung. Jetzt ist es freilich für jeden, der sehen will, augenscheinlich, daß es der Regierung entweder an Fähigkeit fehlte, die Sache in angemessener Weise zu leiten, oder an staatsmännischem Eifer, der sie auf dem rechten Wege vorwärts getrieben hätte. Alles wurde dem Unternehmungsgeist des Volkes überlassen, das augenscheinlich seinen Regenten an Einsicht voran ist, und wir haben nur den Trost und die Hoffnung, daß wenn die Regierung sie ohne kraftvolle Oberleitung läßt, ihr eigener gesunder Sinn sie vor sehr gefährlichen Abwegen (very dangerous excesses) bewahren wird." Solche Warnungen von Engländern selbst stammend sollten nicht überhört werden. Man macht es bereits der Regierung zum Vorwurf, daß sie nicht zu rechter Zeit sich zum Meister des Eisenbahnwesens aufwarf, sondern es fast ohne Zaum und Zügel den Privaten überließ; man fürchtet, die Eisenbahnbesitzer möchten allmählich ein furchtbares Monopol des Transportsystems begründen, ein Monopol, das nur noch durch einen energischen Ausdruck der Volksstimme, durch eine dem Parlament abgenöthigte revolutionäre Maaßregel beseitigt werden könnte. Wenn solche Besorgnisse in England auftauchen, dem Lande altgewohnter politischer Freiheit, so darf man wohl in Deutschland rathen, dem großen Beispiel Oesterreichs zu folgen und auf Staatskosten und unter Staatsleitung zu bauen.

Die jetzt aufgetauchten Plane der englischen Capitalistengesellschaft sind sicherlich nur ein Anfang. Belgien beginnt jetzt mit englischen Zweigeisenbahnen, aber seine Hauptlinien sind Staatseigenthum und werden es bleiben, in Preußen aber, wo man aus politischen Gründen nicht den Staat bauen lassen wollte, dürfte man den Einfluß der Fremden auf das Eisenbahnwesen bald und zum großen Nachtheil verspüren.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Wiewohl ein großer Theil dieser Ebene jetzt mit Bäumen (hauptsächlich Mimosa) und Gestrüpp bedeckt ist, so befinden sich doch dort noch einige sehenswerthe Zuckerplantagen, welche jedoch allein nicht hinreichen den Reichthum des Landes zu heben, und nur zeigen, wie reich das Land seyn könnte. Mr. Lacombe, ein sehr liebenswürdiger junger Mann von unserem Alter, dem man sein schwarzes Blut nicht ansieht, war sehr bereitwillig, uns mit dem Innern seiner Pflanzung vertraut zu machen. Da der Mangel an so regelmäßigen Arbeitern, wie Sklaven sind, nothwendig gewisse Abänderungen hervorruft, so hat er seine Plantage folgendermaßen (andere etwas anders) eingerichtet. Sein ganzes Besitzthum ist an 32 Familien (Summa 110 Köpfe) ausgetheilt, welche auf demselben wohnen und den Zucker bauen. Die Erzeugungskosten sind folgendermaßen vertheilt:

Der Bauer bepflanzt den Boden, bearbeitet und reinigt ihn und liefert das Rohr ab. — Gemeinschaftlich. Die Bereitung des Bodens zum Pflanzen, die Ernte, die Taglöhner. — Der Herr. Hütten und Werkzeuge, Gebäude, Schiff und Geschirr, Maschinen, Vieh.

Für seine Anlagen zieht der Herr ⅓ des Reinertrags für sich ab; das Uebrige wird, nachdem die Prästationen in obiger Weise gemacht sind, zu gleichen Theilen an den Herrn und die Colonen pro rata des gelieferten Rohres vertheilt; zu diesem Zweck hält der Herr Rechnung mit jedem der Familienhäupter: das ganze Geschäft geht auf Treue und Glauben. — Die Taglöhner erhalten zwei haytische Thaler (2 fl.) wöchentlich, wofür sie täglich etwa 7 Stunden auf dem Platze sind, aber freilich nur 2 — 3 Stunden ordentlich arbeiten, und die übrige Zeit schwatzen, schlafen oder singen. Die Sache hängt sehr von der Persönlichkeit des Herrn ab, und ist wohl überhaupt nur ein Nothbehelf. Das Zuckerrohr wird mit Beginn der Regenzeiten (Mai oder September) gepflanzt, wächst vor dem ersten Schnitt, der nach 12 — 16 Monaten erfolgt, 10 Fuß hoch, liefert bei den nächsten Schnitten, die in Intervallen von 8 — 11 Monaten erfolgen, kleineres Rohr, und wird nach 6 — 7 Jahren meist erneuert. Es ist unverhältnißmäßig saftiger als irgend ein Zuckerrohr, das ich gesehen habe.

Zwei Pflanzungen haben zum Treiben der Mühlen sogar Dampfmaschinen, und sehen zum Theile recht schmuck aus, doch ist das alles nur örtlich und nicht Muster des ganzen Landes. Einige bereiten wirklichen (Roh) Zucker, andere brennen aus dem gewonnenen Zuckersaft Tafia, d. i. ein Schnaps, der hier viel getrunken wird. Zucker, wie ich schon früher erwähnte, wird importirt. — Den Kaffee trinkt man hier mit Syrup, nicht mit Zucker; selbst einige Deutsche, die wohl den Zucker erschwingen könnten, ziehen das erstere vor.

Auch auf diesem Ausflug fand ich meine gute Meinung von den untern Classen bestätigt, sie sind harmlos, gutherzig und wahre Kinder. Wer sie nicht kennt, würde sich oft durch ihr Lachen über die Manieren der Fremden beleidigt fühlen, es ist aber bloß ein Ausdruck des Erstaunens über das Fremde, das ihnen auffällt. Die Deutschen, von denen La Combe ihnen gesagt hat, daß sie von Sklaverei nichts wissen, stehen bei ihnen hoch angeschrieben, und sie geben ihre Freude darüber ebenfalls durch Lachen und Geheul zu erkennen. Einer der Taglöhner war Major in der Armee, und wurde uns als solcher vor-

gestellt. Unser Bedienter erhält täglich Besuche von den Officieren, und beglückt uns gewöhnlich mit den absurden Gerüchten über Riviere rc., woraus die ungeheure politische Angst der Haytianer abermals hervorgeht, die sie gegen innere und äußere Feinde zeigen.

Merkwürdig ist die Neigung der Haytianer zu Selbstgesprächen; wenn man einem begegnet, so glaubt man sich oft angeredet, während er sich bloß halblaut mit sich selbst unterhält. Der musikalische Sinn der amerikanischen Neger findet sich hier weniger, und ihre Regimentsmusik ist ohrzerreißend: man muß aber freilich bedenken, daß fast jeder sich ohne Lehrer mit seinem Instrumente selbst vertraut macht. Schnappen sie aber eine fremde Melodie auf, so sind sie überglücklich; ein Studentenliedchen, das wir unsern deutschen Freunden mittheilten, und das weil es hübsch ist, oft von uns gesungen wurde, scheint sich den Weg zur Unsterblichkeit als haytianisches Volkslied bilden zu wollen; wir hören es täglich in unserer Nachbarschaft singen, pfeifen oder heulen.

Auf unserm letzten Ausflug hatten wir Gelegenheit, die romantischen Begräbnißplätze der Landbewohner zu bewundern. Jede kleine Gemeinde wählt sich eine Stelle am Wege unter einigen Bäumen, und dort werden die Gräber ohne eine beschützende Umzäunung angelegt. Während die Aermeren die Stätte nur mit einem Steinhaufen überschütten, findet man auch zahlreiche Monumente, fast durchgängig längliche liegende Vierecke von so einfachen Verhältnissen, daß sie nicht missfallen können; manchmal ist die Arbeit etwas verziert, durchbrochen, bemalt, und dann sehen sie fast antik aus. Mich zieht besonders die Idee an, daß diese Gräber ohne eine Umzäunung in der freien Natur liegen, die ihnen Winter und Sommer eine gleich freundliche Umgebung bildet.

Daß der Unglaube auch hier mit Aberglauben gepaart ist, versteht sich von selbst. Da erzählte man mir neulich, daß ein Haytianer eine Seereise machen wollte, dabei aber eine solche Furcht vor den Gefahren des Meeres hatte, daß er einen Geistlichen zu Hülfe ruft. Dieser gibt ihm eine Medaille, auf welcher sich drei Blutstropfen Christi befinden, und mit diesem Amulet vollendet er getrost seine Reise. Man pflegt zu behaupten, daß südliche Völker zwar sehr abergläubisch sind, aber von eigentlichen Gespenstern und Unholden nichts wissen; desto mehr frappirte mich neulich die Erzählung von einem gespenstigen Schwein, dem Cochon Sanpuelle (?), das des Nachts in den Straßen umhergeht, und diejenigen die sich verspätet haben, auffrißt. Weitere Erkundigungen haben mir noch mehrere analoge Fälle bekannt gemacht, daß die Haytianer vor den Sombis (creolisches Wort für Hexen) große Angst haben.

Die blutigen Folgen der Rivierischen Revolution kommen jetzt auch zum Vorschein; in Aux Cayes bei Jacmel hat man vor wenigen Tagen vier Anhänger Rivieres zum Tode verurtheilt und, ohne auf ihr Gesuch um die gesetzmäßige Appellation zu achten, erschossen. Riviere selbst hat abermals mehrere Landungsversuche gemacht und Briefe befördert, die neben dem Aufruf, seine politischen Plane zu unterstützen, auch noch die klägliche Beschreibung der Hungersnoth auf seinem Schooner, der nicht für lange Zeit verproviantirt ist, enthält. Da man dieser doppelten Appellation an politische Sympathie und an die Humanität nicht entsprochen hat, so muß die Theilnahme für ihn sehr gering seyn.

8 Mai. Zum Beschluß unseres leidigen Aufenthalts haben wir noch einige öffentliche Anstalten besucht, zuerst das Gefängniß, ein so schlechtes Institut, als sich möglicherweise denken läßt. Männer und Weiber, Große und Kleine, Vornehme und Geringe, politische und gemeine Verbrecher, Schwarze und Weiße, ja sogar Angeklagte und Verurtheilte, stecken in denselben Löchern zusammen: kleine Höfe sind von Gebäuden mit Kammern eingefaßt, und in letztern stecken sie zu 12 bis 16, am Tage treibt sich die ganze Wirthschaft (50 bis 60) im Hof herum, und wie es da aussieht, läßt sich eher denken als beschreiben. Nur die ganz leichten Contravenienten haben einen Tummelplatz für sich. Eifer und Geld fehlen, um diesem Gräuel abzuhelfen.

Einen bessern Eindruck macht der sogenannte Nationalpalast, die Wohnung des Präsidenten; es ist ein westindisches Haus, noch aus der französischen Zeit stammend und ohne architektonischen Werth oder Prätention. Dagegen ist das Innere, besonders die Empfangzimmer würdig ausgestattet, schön meublirt, mit prachtvollen Spiegeln versehen, und zumal der Hauptsaal, der mit den Bildnissen berühmter Generale Hayti's geschmückt ist, seinem Zweck recht angemessen. Der Garten ist ganz verwildert. Auf dem Platz davor steht ein großer steinerner Kasten, Petions Grab, und ein hölzernes Gerüst zum Gebrauch bei öffentlichen Reden rc., welches sie L'autel de la patrie nennen. — Bei der Besichtigung dieser Wunder lernten wir den Finanzminister Detré kennen, einen hellen Farbigen; er ist ein ältlicher, anspruchsloser Mann und hat, wie man sagt, den seltenen Vorzug der Rechtlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Oberlauf des Amazonenstromes.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 299) bemerkt, welche Wichtigkeit die Beschiffung dieses Stromes namentlich für die Staaten Bolivia und Ecuador haben würde. Jetzt wird auch von der Regierung des ersten Staates eine Expedition ausgerüstet, um den Oberlauf des Marañon bis an den Fuß der Cordilleren zu erforschen, und die Mittel zu untersuchen, allenfallsige Schwierigkeiten der Schiffahrt aus dem Wege zu räumen oder durch Anlegung von Canälen zu umgehen. Eine Flottille von fünf Dampfschiffen liegt im Hafen von Glasgow und wartet nur auf das Zeichen zur Abfahrt; mehrere französische Ingenieure sind bereits nach Bolivia abgegangen und sollen den Rio Beni hinab bis zu den Cataracten der Flottille entgegenfahren. Dort soll der Plan zu den Arbeiten entworfen werden, welche die Regierung von Bolivia auszuführen gedenkt. Ein Hr. Acosta, welcher diese Mittheilungen der französischen Akademie machte, soll sich an die Spitze der Expedition stellen, der aller Erfolg zu wünschen ist, der National aber (vom 25 Junius) glaubt Gründe zu der Vermuthung zu haben, daß europäischer Charlatanismus sich eingemischt habe und daß die Expedition nicht die gewünschten Früchte tragen werde.

Neyva.

(Fortsetzung.)

Die lehrreiche Unterhaltung des Doctors, der uns über alles, was diesen Theil Columbia's betrifft, genaue Auskunft gab, verkürzte mir den Weg auf eine sehr angenehme Weise. Als wir drei Leguas von Neyva an eine einsame Hütte am Ufer des Rio Frio gekommen waren, hielten wir auf den Vorschlag des Doctors still, um zu frühstücken und dann der Ruhe zu genießen, welche letztere ihm um so mehr Bedürfniß seyn mußte, da er die ganze vorige Nacht mit Spielen zugebracht hatte; er schien dabei nicht unglücklich gewesen zu seyn, denn seine Westen- und Hosentaschen waren mit Dublonen und Dollars angefüllt, in denen er häufig wühlte, denn er schien sich zu ergötzen an ihrem lieblichen Klange.

Wir trafen in dieser Hütte den Herrn Pfarrer des Dorfes Campo Alegre, der nach Neyva gehen wollte, um daselbst Briefe zu schreiben, welche in der folgenden Nacht nach Bogota abgehen sollten. Der Pfarrer war ein sehr verständiger und mittheilender Mann; ich erfuhr von ihm, daß der Magdalena auf dem Paramo Las Papas, acht Tagereisen von dem Städtchen Timana, entspringe, und daß er selbst dahin, von einem Naturforscher begleitet, einen Ausflug gemacht habe; dann fragte er mich, ob ich in La Purificacion den sehr wohlschmeckenden kleinen Fisch Ringa gegessen habe, der nicht weit von der Stadt in dem Flüßchen Chili gefangen, sonst in keinem Gewässer Columbia's angetroffen werde. In dem Chili, sagte er mir, halte sich auch eine kleine Art von Schildkröten auf, in deren Schale man Perlen finde, die aber nur von geringer Größe und keiner vorzüglichen Farbe seyen.

Wir hatten von unserem Quartier eine herrliche Aussicht auf die Gebirge, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Pfarrer rühmte mir auch die schöne Lage seines Dorfes, von der es auch den Namen Campo Alegre (reizende Gefilde) erhalten habe; um dasselbe fließe ein schöner heller Bach, in welchem es Fische in großer Menge gäbe; seine Pfarrkinder seyen aber leider so träge, daß sie sich, wenn sie einen guten Fang gethan hätten, Tage lang in ihren Hängematten wiegten und nur durch Hunger zur Arbeit getrieben werden könnten. Die Jaguars oder Tiger, sagte er, richteten in der Umgegend des Dorfes großen Schaden unter dem Vieh an; häufig brächen sie des Nachts in die Ställe ein und raubten sogar Maulthiere und Hornvieh. Erst vor wenigen Wochen hatte man in seinem Kirchsprengel zwei Tiger, Männchen und Weibchen, die schon viele Räubereien verübt hatten, in einer Falle gefangen. Diese Falle ist folgendermaßen eingerichtet: an einem versteckten Ort wird ein kleiner Raum kreisförmig mit starken Pfählen eingezäunt, die drei Fuß tief in die Erde geschlagen werden und beträchtlich hoch seyn müssen, damit der Tiger, wenn er in demselben eingeschlossen ist, nicht darüber springen kann. In dieser Umzäunung befindet sich ein Eingang, über welchem ein starkes Brett angebracht ist, das von einem auf der Erde ruhenden Holz emporgehalten wird und niederfällt, sobald der Tiger an dasselbe stößt; ein lebendiges Schwein oder Schaf wird als Lockspeise in der Mitte derselben festgebunden; des Nachts halten die Einwohner des Dorfes auf einem in der Nähe der Falle befindlichen Baume Wache; ist der Tiger gefangen, so machen sie Lärm, worauf die Landleute herbeieilen und ihn mit Lanzen und Feuergewehren tödten. Zu der Zeit hatte man wieder einem Tigermännchen, das in den letzten zwei Monaten fünfzig Stück Vieh getödtet hatte, eine Falle gestellt; das Thier war aber bisher zu vorsichtig gewesen, um sich in den Ort seines Verderbens locken zu lassen.

Die Gutsbesitzer und Bauern gehen zuweilen, mit Lanzen bewaffnet und von ihren Hunden begleitet, auf die Tigerjagd. Wenn der Tiger von den Hunden in die Enge getrieben worden ist, setzt er sich auf den Hinterfüßen emporgerichtet zur Wehr, und erreicht er einen derselben mit seinen Tatzen, so ist er gewöhnlich verloren. Die Jäger gehen hierauf mit ihren Lanzen auf ihn zu und schicken sich, indem sie seine Augen beständig beobachten, an ihn sogleich mit gewaffneter Hand zu empfangen, wenn er Miene macht, auf sie loszuspringen. Ist er durch den Kampf mit den Hunden hinlänglich abgemattet, so reizen sie ihn so lange, bis er einen Sprung auf einen von ihnen wagt, wobei er, wie die Katzen, einen weiten Bogen beschreibt und zugleich ein fürchterliches Gebrüll erhebt. Der Jäger bückt sich dann nieder und sucht ihn mit der Lanze aufzufangen, die er mit beiden Händen regiert und fest gegen den Boden stemmt. Ist dieß gelungen, so stürzen die übrigen Jäger hinzu und tödten ihn durch Lanzenstiche; hat ihn der Jäger aber verfehlt, so ist er gewöhnlich ohne Rettung verloren und wird ein Opfer der Wuth des gereizten Thieres, ehe ihm seine Gefährten zu Hülfe kommen können. Dieß geschieht indessen nur selten, und das letzte Rettungsmittel ist dann das Manchello oder lange Messer, welches man ihm in den Leib zu stoßen sucht.

Ein columbischer Artillerieobrist erzählte mir, daß sich auf seinen am Magdalena, nicht weit von Mariquita gelegenen Gütern ein Mann aufhalte, der einst den Tiger, der auf ihn zusprang, nur leicht mit der Lanze verwundet, worauf dieser über ihn hergefallen sey und ihn niedergeworfen habe; der Mann habe hierauf sein langes Messer gezogen und seinem vor Wuth schnaubenden Gegner in diesem verzweifelten Kampfe so viele Stiche mit demselben in den Unterleib versetzt, daß er endlich todt zu seiner Seite niedergesunken sey. Obgleich ihm auch der Jaguar mit Zähnen und Tatzen blutig gezeichnet und viele gefährliche Wunden beigebracht hatte, wurde er dennoch wieder hergestellt und blieb auch nachmals ein Freund von der Tigerjagd.

Ein Arzt in Popayan erzählte mir, daß er einen Maulthiertreiber in der Cur gehabt habe, der, während er schlief, von einem Tiger angefallen worden sey, der ihm auf einen Hieb mit seiner Tatze das halbe linke Ohr abgerissen habe. Der Maulthiertreiber war, sobald dieß geschehen, aufgesprungen und hatte seine Gefährten zu Hülfe gerufen, aber schon auf das bloße Geschrei war der Tiger wieder in das Gebüsch entflohen. Man ersieht hieraus, daß der gefleckte amerikanische Tiger den Menschen zwar ungereizt anfällt, aber nicht so wild und muthig ist als der gestreifte bengalische.

Der Herr Pfarrer war sehr gesprächig; auch auf theologische Gegenstände kamen wir zu reden; über die Sacramente, das Cölibat, den Primat des Papstes, über die Kirchenväter und Reformatoren verbreitete man sich in ziemlich lebhafter Debatte. Dr. Barrero lachte über unsere Unterhaltung und erinnerte mich, daß es Zeit sey weiter zu reisen, da wir, ehe es finster würde, noch einen beträchtlichen Weg zurückzulegen hätten. Wir empfahlen uns dem gesprächsamen Diener der Kirche, der erfreut zu seyn schien, als ich ihm sagte, ich hoffte ihn in meinem Gesellschaftssalon in Bogota wieder zu sehen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1845.

Zwei Schreiben an A. v. Humboldt über die kaspisch-uralische Senkung.

Wenige Länder haben in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Geographen in gleichem Grade in Anspruch genommen, als die merkwürdige Länderstrecke vom Kaukasus gegen Osten und Nordosten. Wir stellen hier zweierlei Schriften zusammen, die einander gegenseitig ergänzen, und beide in Form von Briefen an A. v. Humboldt verfaßt sind, nämlich Chanykoffs Bemerkungen über die Karte der Kirgisenländer der innern und kleinen Horde, und Zimmermanns „Denkschrift über den untern Lauf des Oxus zum Karabugas-Haff, des kaspischen Meeres u. s. w." Die Karte des erstern (mitgetheilt in dem Journal des russischen Ministeriums des Innern, April 1845) hört südwärts so ziemlich da auf, wo Zimmermanns Karte nordwärts anfängt. Wir beginnen mit

1. Chanykoffs Schreiben über die Länder der innern und kleinen Kirgisenhorde.

Chanykoff ist derselbe, dem wir die wohlbekannte Schilderung des Chanats von Buchara so wie eine physikalische Beschreibung des Kirgisenlandes (s. Ausl. Nr. 329—333 J. 1844) verdanken, und der also nicht bloß das Gegebene zusammengetragen, sondern sehr vieles mit eigenen Augen gesehen hat. Indeß hat er es auch an Sammlerfleiß nicht fehlen lassen, und seine Karte ist ausgestattet mit allen den Forschungen, welche die russische Regierung seit dem Jahre 1832, wo Lewschins Karte erschien, hatte anstellen lassen. Diese Forschungen begreifen nicht bloß die Ufer des kaspischen Meeres, des Aralsees, sondern überhaupt das Land zwischen der Wolga und dem Tobol und ergänzen somit die Karte des Uralgebirgs, welche der Reise A. v. Humboldts, Ehrenbergs und Roses beigegeben ist; indessen reichen sie auch an den Ost- und Westufern des Aralsees hinab, und nordostwärts hinauf bis zum Balkaschsee, dem Tarbagatai-Gebirg und dem Laufe des Irtysch. Sie liefern also sehr viel Neues, der Verfasser ist übrigens bescheiden genug zu bemerken, daß „die Ausbreitung unserer geographischen Kenntnisse von Asien jetzt so rasch vorrückt, daß auch diese Karte, trotz ihrer Neuheit, den jetzigen Stand unserer topographischen Kenntnisse von den Kirgisensteppen nicht mehr vollständig ausdrückt, indem noch in den Jahren 1843 und 1844 neue wichtige Forschungen südostwärts vom Balkaschsee, so wie zwischen dem Ilek, Ural unter 50° N. B. und zwischen dem Quellland des Tobol und dem Ulutau angestellt wurden."

Als Resultat der neuern Forschungen bezeichnet der Verfasser die Gewißheit, daß in der vorhistorischen Zeit der nördliche Ocean mit dem Aralsee und kaspischen Meer zusammengehangen habe. Bis jetzt beruhte diese Hypothese nur auf den zahlreichen Seen in den Niederungen des Turgai, der Abuga und des Tobol, aber man wußte noch nicht, daß diese Kette stehender Gewässer sich auf den Wasserscheiden zwischen Tobol, Kaberda, Sarpturgai und Tereklo fortsetze; man hatte viel eher wegen der Bedeutung der Flußsysteme angenommen, daß sich hier Hochflächen von 1500 bis 2000 Fuß absoluter Höhe fänden, ähnlich denen zwischen Ural und Tobol. Daß diese Höhen nicht vorhanden sind, ist jetzt eine erwiesene Sache. Die aralisch-kaspische und die sibirische Niederung waren also einst mit Wasser bedeckt, und der Raum zwischen den Niederungen der Abuga und den letzten Ergießungen des Turgai bildete eine Meerenge, welche das ungeheure mittelasiatische Meer mit dem nördlichen Ocean verband. Der jetzige Anblick der Oberfläche dieses Zwischenraums läßt vermuthen, daß noch in der letzten Zeit die Wasserbedeckung, als der Ustjurt und die flachen Vorhöhen des Ural bereits entblößt waren, die äußersten Gränzen dieser Meerenge zwischen 40° bis 53° N. B. und 78° bis 83° B. waren. Die südöstlichen Gränzen dieses Binnenmeers waren die Höhen des Ulutau. Die nordwestliche Gränze bildete der Ural, die nördliche aber fällt mit der jetzigen geodäsischen Nulllinie zusammen, ziemlich in der Richtung, wie Ritter in seiner Geographie Asiens sie gezeichnet hat. Als besondere Merkwürdigkeit muß aber noch erwähnt werden, daß die Verbindung dieses Binnenmeers mit dem kaspischen nicht bloß südwärts von dem Ustjurt, sondern auch nordwärts desselben, als der Ustjurt bereits entblößt war, bestand, indem der gewöhnlichen Annahme entgegen kein

irgend bedeutender Höhenzug die Muchodschar-Berge mit dem Ustjurt verbindet, wie die neuesten Forschungen unzweifelhaft herausgestellt haben.

Diese Entdeckungen werfen ein großes Licht auf die ganze Gestaltung des Bodens dieser merkwürdigen Niederung, und es ist zu hoffen, daß diese Forschungen fortgesetzt werden, da noch einige Lücken in der Karte sich finden; hoffentlich wird auch Chanykoff selbst seine Mittheilungen über dieß Gebiet nicht lange mehr verschieben.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Das famose Papiergeld Hayti's ist auf keinerlei Garantien gegründet, und daher vollkommen werthlos. In Port au Prince existiren vielleicht 50,000 D. gutes Geld; die abscheulichen Silbermünzen können nicht als solches betrachtet werden, auch hat man seit Riviere das Münzen aufgegeben, da man klug genug war, das Papiermachen für profitabler zu halten. Die Noten sind ganz kunstlos und haben einigen Industriellen namentlich den Yankees Veranlassung gegeben, das Land mit einer Unmasse nachgemachter Scheine zu überschwemmen. — Die hiesigen Kaufleute bezahlen unter solchen Umständen nur mit Landesproducten und mit Wechseln, wenn sich hiezu Gelegenheit bietet.

Gerade vor Thoresschluß haben wir auch den famosen Pierrot einziehen sehen, der sich endlich erweichen ließ herzukommen. Alle hiesigen Regimenter paradirten vor dem Nationalpalast, während Pierrot mit fünf seiner Regimenter vom Cap einen wunderlichen Gegensatz zu der geputzten Heeresmacht von Port au Prince gab; seine Leute waren den Tag schon seit 5 Uhr Morgens marschirt, waren barfuß, abgerissen, mit Staub bedeckt, hatten aber doch ein martialischeres Aussehen als die andern. Zumal seine Cavallerie saß ganz leidlich zu Pferde. Als ich den furchtbaren Lärm von Kanonen, Glocken, Musik und Geschrei des Pöbels hörte, dachte ich in meinem Herzen: „Es ist doch etwas Großes um einen Herrscher, und wenn er auch nur Präsident von Hayti ist," mein Enthusiasmus wurde aber durch die Dinge, wie sie in Wirklichkeit waren, jämmerlich abgekühlt. Nachdem die Armee Pierrots vorbeimarschirt war, kam die Nationalgarde zu Pferd, ein schmählicher Anblick, und dann der Generalstab des Präsidenten, ebenfalls sehr abenteuerlich; einer darunter, der zu diesem Zwecke offenbar bezahlt oder betrunken gemacht worden war, schrie mit großer Stimme unaufhörlich: „vive la liberté, vive l'égalité, vive la république d'Hayti, vive le président Pierrot!" und das kommt nachher in die Zeitung. — Dann erschien in einem schäbigen Cabriolet, das der Geheime Secretär führte, der große Pierrot, ci devant Duc de la Marmelade (wozu ihn Christophe gemacht hatte), sich die Augen mit einem blaubaumwollenen Schnupftuch wischend, und leider darum fast unsichtbar, das Volk brüllte, die Musik musicirte und wir liefen davon, weil wir den Spektakel satt hatten.

An Bord des Dampfschiffes Tweed 13 Mai.

Am 9 Mai früh 6 Uhr verließen wir, den Staub von unsern Füßen schüttelnd, Port au Prince, jene fatale Stadt. Unsere Karawane bestand aus 2 Pferden, zwei Mäulern und einem Führer, den wir von Port au Prince her kannten, wo er unsre Landsleute zu bedienen pflegte. Bis Graisier, wo der Weg ganz eben am heißen, sandigen Meeresufer hingeht, war die Reise wenig ergötzlich, unsere Pferde und wir selbst litten von der Sonnenhitze, und nur die Masse von Landkrabben, welche in den Pfützen saßen und bei unserem Herannahen oft in Heerden von Tausenden die Flucht ergriffen, indem sie sich mit ihren schiefen Beinen seitwärts fortarbeiteten, machten uns viel Spaß; ich hatte die närrischen Thiere noch nie gesehen. Hinter Graisier entfernt man sich vom Seeufer, wir kamen wieder an der Belle Fortune vorbei, wo wir das vorigemal erwartet hatten ermordet zu werden, und gerade mit Sonnenuntergang auf die Spitze des Gros Morne. Es wäre vielleicht nicht so schnell gegangen, aber zu unserer Freude hatte unser Führer (der beiläufig der größte Taugenichts ist, und in Port au Prince drei Frauen besitzt) sich einer Flasche mit Cognac heimlicher und widerrechtlicher Weise bemächtigt und Labung und Stärkung daraus getrunken. Da mußten denn die armen Maulthiere den steilen Berg hinauf galoppiren und wir folgten getrost nach, da wir scharfsinnig raisonnirten, es sey offenbar nicht unser Schaden, wenn wir fremde Pferde ruinirten. Ihr schüttelt vielleicht den Kopf zu diesem Moralsystem, aber was soll man machen? Der Weg der Ehrlichkeit ist so schmal, und wir waren in Hayti! Oben auf dem Gros Morne fanden wir eine elende Hütte, wo wir indeß bescheidentlich unser Nachtquartier aufschlugen, denn der Regen kam mit furchtbarer Gewalt an, und unter dem armseligen Dach waren wir vollkommen sicher, das bißchen Wasser, das durch Thüren, Fenster, Ritzen und das besagte Dach strömte, ausgenommen. Ermüdet von der Tour, schlief ich alsbald ein, indem ich mich in eine Ecke drückte; das furchtbare Gewitter, das in den Bergen zehnfach stark wiederhallte, weckte mich indeß sofort wieder auf und dann verhinderte mich A..... wieder einzuschlafen, indem er sich das Vergnügen bereitete, unserer schwarzen Genossenschaft nach besten Kräften etwas von Europa vorzuerzählen. Die unglücklichen Leute saßen mit offenem Munde da, nur zuweilen den Ausruf „Ah, blanc!" (ob des Glaubens oder des Unglaubens?) sich erlaubend. Ich aber, der gern geschlafen hätte, wünschte A..... unter die Botocuden, daß er denen etwas vorerzählen möchte. Endlich erschien das Nationalgericht Gros-Bouillon, ein in seiner eigenen Sauce gekochter Kapaun, eine stark gewürzte, sehr wohlschmeckende Speise. Man ißt sie selbst an den Tischen der Vornehmen, dann werden aber Schenkel und Flügel aufgehoben und ein apartes Gericht, Diables, Teufel, daraus gemacht. Das sind die bezeichneten Glieder gebraten, und mit einer so scharfen Sauce bereitet, daß man nach dem Genusse in mehr als einem Sinn den Teufel im Leib zu haben glaubt.

Die Nacht brachten wir schlecht und recht auf einem Strohsack zu, und lernten, daß Verträglichkeit unter Umstän-

den eine sehr nothwendige Sache ist; wir lagen sehr geduldig auf dem Strohsack neben einander, da die geringste feindliche Bewegung den andern und nach dem Gesetz der Wiedervergeltung auch den Angreifer in den Abgrund geschleudert hätte. Am Morgen ging es wieder weiter, wir erfreuten uns des herrlichen Grüns der Berge, das seit der Regenzeit sich verjüngt hatte; an einer Stelle, die mir zufällig genau im Gedächtniß war, hatte eine Hecke in den sechs Wochen, daß wir sie das letztemal gesehen hatten, zwei Fuß lange und fingerdicke Schößlinge getrieben. Einen abscheulichen Streich spielte uns aber das Flüßchen, welches auf dem Wege von Gros Morne nach Jacmel so oft überschritten werden muß, im Ganzen 76mal. Am Anfang ging es gut, aber nachdem es noch einen andern Fluß aufgenommen hat, wurde die Passage schwierig. Wir mußten Leute miethen, die der Pässe kundig waren, und selbst da ist der Uebergang so schwierig, daß die Pferde bis zur Mitte des Leibs im Wasser wateten. Wir waren natürlich alsbald durchnäßt, das Schlimmste aber war, daß unsere armen Koffer ein tüchtiges Bad bekamen und das ist kein Spaß. Ohne indeß unsere gute Laune zu verlieren, erreichten wir endlich um 4 Uhr Jacmel, jedoch nicht ohne uns über haytische Dummheit und Insolenz noch einmal geärgert und amusirt zu haben; am Eingange des Städtchens forderte man unsere Pässe, unsere Namen waren in Port au Prince auf denselben Zettel gesetzt worden, und so war nur Ein Paß abzugeben, der Officier liest ihn mit großer Gravität durch und fragt nach dem andern. Da ward es offenbar daß er nicht lesen konnte, und er gerieth darüber in große Wuth; glücklicherweise hatten wir aber das Publicum, bestehend aus einem Duzend Weiber, auf unserer Seite, welche den Officier tüchtig auslachten, und so zogen wir mit Ehren unsere Straße, nahmen unser Quartier wie das vorigemal, und harrten mit Sehnsucht der Ankunft des englischen Dampfboots.

Bevor ich vom Lande abstoße, muß ich indeß, um mit Hayti abzuschließen, noch einige Nachträge machen, da sie hieher gehören. Von Merkwürdigkeiten, die ich als Andenken hier gekauft habe, sind besonders thönerne Krüge zu erwähnen die hier gemacht werden, und obgleich ganz rohe Arbeit, unschätzbar wegen ihrer Eigenschaft sind, das Wasser kühl zu erhalten; ich behalte mir die Ehre vor, euch ein paar davon zu Füßen zu legen. Ein Anekdötchen, haytische Mannszucht und Tapferkeit betreffend. Als Rivière in der Nähe von Jacmel landete, gab er sich den Soldaten zu erkennen, indem er sie aufforderte, sich ihm anzuschließen. Aber statt daß sie gleich zugegriffen und ihn gefangen hätten, warfen sie schreiend ihre Gewehre fort und liefen davon! Man hat in Aux Cayes vier Rivièristen erschossen, ohne ihnen das gesetzliche Recht der Appellation zu gestatten. Die Leute meinten, kürzlich hätte man ein paar Schwarze erschossen, jetzt wollten sie Farbige erschießen. Eine anzuerkennende Eigenschaft der Haytianer ist Wohlthätigkeit. Sie lassen nie einen der zahllosen müßigen Straßenbettler ziehen, ohne ihm etwas gegeben zu haben. Es bettelt aber auch alles; so erhielt neulich St... einen Bettelbrief von einem Schubkärrner, der in seinem Geschäfte gedient hatte, den man aber zum Artillerielieutenant gemacht hatte, und der sich bei diesem Tausch schlecht befand. Der Aermste bettelte um 6 Thaler (6 fl. rh.) und unterschrieb sich:

Votre Cabotier (Kärrner).

M.

Lieut. d'Art.

Endlich muß ich der hiesigen Sprache noch einige Aufmerksamkeit widmen: charakterisirt habe ich sie schon als eine ganz rohe ohne Formen und Syntax. Folgendes sind einige besonders merkwürdige Worte: — baï heißt holen. Baï assiette, baï feu; me baï feu, ich hole Feuer. C'assaire vous - c'est votre affaire; pas voulé, ich will nicht, ein Wort, das äußerst oft, hauptsächlich im militärischen Dienst vorkommt. Sau (vollkommen wie Sau ausgesprochen), dit - vous dites? Pas connai, ich weiß nicht. Sau voulé, was willst du? Boe moë, embrassez-moi. Gagner, haben, entspricht vollkommen dem englischen „to have got.“ Me gagne pain, j'ai du pain. Tassia ist Schnaps. Die Redensart, um Abschied zu nehmen, ist: Excusez, worauf der andere sagt: faites: geh nur; t'en prie, das Gegenstück zu dem pas voulé, es wird besonders oft vom Herrn gegen den Bedienten gebraucht, wenn er etwas befehlen will. Mouché, oder mochié statt monsieur. Der gemeine Mann redet den Weißen an: „Petit blanc“ an, es gibt aber noch eine andere eben so gewöhnliche Redensart, die weit weniger höflich ist. — Sehr merkwürdig ist eine Interjection, ah oder uh in Discant gesprochen, die der Gebildete nie, der Ungebildete jeden Augenblick gebraucht, ich kenne selbst einige Deutsche, die es sich angewöhnt haben. Es ist Ausdruck der Zuversicht, der Freude, des Uebermuths und klingt nicht sehr civilisirt. Und somit genug von Hayti!

(Schluß folgt.)

Reyna. Nachtrag.

(Schluß.)

El Aucon.

Um sieben Uhr des Abends kamen wir, nachdem wir die letzten fünfzehn Meilen durch eine ungeheure Ebene, in der wir keinen Tropfen Wasser zu sehen bekommen hatten, geritten waren, an eine einsame Hütte in dem Kirchspiel Elhobo. Wir brachten hier die Nacht eben nicht auf die angenehmste Weise zu; unsere drei Hängematten hatten kaum Platz in dieser schlechten Herberge, in der es überdieß entsetzlich heiß war, und unser wackerer Doctor schnarchte so laut, daß Gabe und ich die ganze Nacht kein Auge zuthun konnten.

Um sechs Uhr des Morgens ritten wir weiter und erreichten um eilf Uhr El Aucon, ein Landgut, welches Hrn. Fernan Mendez, einem Verwandten unseres Dr. Barrero, gehörte; es hatte eine reizende Lage auf einem lieblichen, mit schönen alten Bäumen bewachsenen und von herrlichen Wiesen umgebenen Hügel, der nur eine Viertelmeile vom Magdalena entfernt ist. Der Besitzer dieses Gutes war, obgleich schon 80 Jahre alt, ein noch munterer und rüstiger Mann; er hatte ein schönes Weib von 36 Jahren zur zweiten Frau und fünf Kinder, von denen das jüngste erst vierzehn Monate alt war. Unserem Freunde,

dem Doctor, verdankten wir es, daß hier Anstalt zu unserem Empfang getroffen und ein fettes Kalb für uns geschlachtet worden war; empfangen und bewirthet wurden wir wie die drei Engel des Herrn von Abraham; der gute alte Mendez nebst Gattin begrüßten uns auf das herzlichste und ersuchten uns, ehe wir weiter reisten, einige Tage auf ihrem Landsitz auszuruhen, der in der That der größte und bei weitem der schönste war, den ich seit meiner Abreise von Bogota gesehen hatte.

Nach dem Mittagessen schlug uns der Doctor vor, eine Jagdpartie in dem benachbarten Walde zu machen, in welchem sich Schwarz- und Rothwild in großer Menge aufhielt. Barrero und ich nahmen unsere Flinten zur Hand und Cade, so wie ein Bruder unserer Wirthin nebst einem Sklaven begleiteten uns, um das Wild aufzutreiben. Als wir nach dem Strom zugingen, sagte uns der Bruder der Hausfrau, daß wir vielleicht in den Lachen an den Ufern desselben wilde Schweine antreffen würden. Dieß war auch wirklich der Fall; sie hatten uns aber, ehe wir sie zu Gesicht bekamen, schon gewittert und eilten dem Flusse zu, den sie durchschwammen. Wir setzten ihnen nach und feuerten dreimal mit Entenschrot und gehacktem Blei auf sie, wobei wir immer nach dem Kopfe zielten. Eines derselben wurde verwundet, schwamm aber dennoch, wiewohl langsamer als die übrigen, durch den Fluß und alle entkamen, nachdem sie das sehr steile Ufer hinangeklettert waren, in das Dickicht. Die wilden Schweine sind hier nicht ganz so groß und dunkelfarbig als in Deutschland; wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches werden sie sehr geschätzt. Von Rothwild nahmen wir zwar hie und da frische Spuren wahr, bekamen aber keines zu Gesicht.

Als wir auf unserem Rückwege durch eine Cacaoplantage kamen, zeigte uns der Sklave eine Schlange, die zusammengerollt auf der Erde lag und zu schlafen schien. Ich sagte dem Doctor, daß ich sie zu schießen wünschte und feuerte auf sein Gutachten den linken Lauf meiner Doppelflinte, der mit Entenschrot geladen war, auf sie ab, verwundete sie, aber nur in den Schwanz. In dem Augenblick, wo der Schuß fiel, sprang sie auf, spähte umher und als sie uns entdeckt hatte, kam sie mit großen Windungen auf uns zu, indem sie ihren Kopf etwa drei Fuß hoch über die Erde emporrichtete. Wir alle geriethen bei der Annäherung dieses Feindes in Bestürzung und flüchteten uns auf des Doctors Rath einige Schritte hinter einen Baum. Er selbst sprang dann rasch auf sie zu und empfing sie mit zwei neuen Ladungen; als sie ungefähr noch zehn Schritte von uns entfernt war, feuerten der Doctor und ich jeder noch einen Lauf, der mit kleinen Bleistücken geladen war, auf sie ab und trafen sie damit dergestalt, daß sie fast zerschmettert wurde. Wir erhoben nun ein freudiges Siegesgeschrei und Cade nebst den übrigen, die sich, weil sie unbewaffnet waren, entfernt gehalten hatten, kehrten wieder zu uns zurück. Als wir unsern erlegten Feind in der Nähe betrachteten, fanden wir, daß es die wegen eines schiefwinkeligen schwarzen Kreuzes, das sie auf dem Rücken hat, sogenannte Agues sey, welche von den Creolen für eine der gefährlichsten und giftigsten Schlangen Südamerika's gehalten wird. Sie war ungefähr sechs und einen halben Fuß lang und so dick als mein Handgelenk. Hätte ich gewußt, daß ich es mit diesem Feinde zu thun bekommen würde, gewiß hätte ich mich gehütet, seine Mittagsruhe zu stören. Der Doctor erzählte mir, daß öfters Personen in dieser Provinz durch den Biß der Agues getödtet worden seyen, und versicherte, daß er sie häufig noch weit größer gesehen habe.

Auf die Bewässerung der Cacaoplantage wurde vorzügliche Sorgfalt verwandt. Die Bäume waren ziemlich weit von einander, in Form von Dreiecken, angepflanzt; mehrere derselben hingen voller Früchte; der Cacao aus dieser Plantage wird seiner Güte wegen sehr geschätzt und auf dem Markt von Bogota theuer verkauft. Da Schatten zum Gedeihen des Cacao durchaus erforderlich ist, werden stets andere Bäume, gewöhnlich der Bananenbaum, mit unter denselben gepflanzt. Die Affen und Papagaien sind Hauptfeinde der Cacaoplantagen.

In dieser Gegend wird auch Goldstaub gefunden, und wir sahen einige Plätze, wo sich Neger und Indianer mit Waschen desselben beschäftigten; er wird an die Münze in Bogota abgeliefert.

Ein alter Indianer brachte uns drei wilde Truthähne, die er geschossen hatte; es waren prächtige Vögel, die wir um billigen Preis erhielten und die uns ein herrliches Abendbrod verschafften.

Hr. Fernan Mendez zeigte mir das Fell eines großen rothen Leoparden, der erst vor acht Tagen von seinen Leuten erlegt worden war. Nachdem ihn die Hunde auf einen Baum getrieben, hatten sie ihn mit dem Lasso gefangen und dann mit Lanzen getödtet; dieser Leopard hatte in wenigen Wochen 35 Schafe gefressen.

Wir hatten Mühe am folgenden Morgen zeitig von hier fortzukommen, und mußten bei dem Abschied dem ehrwürdigen Hauswirth versprechen, daß wir ihn auf unserer Rückreise nach Bogota wieder besuchen würden.

Bei Domingo Arias, zwei und eine halbe Legua von El Ancon, setzten wir abermals über den Magdalena, in den sich, ein wenig unterhalb dieser Stelle, der beträchtliche Baisfluß ergießt, dessen Wasser sehr kühl und hell ist. An der Furt erblickt man die Ruinen einer kleinen der Señora del Amparo geweihten Capelle. Der Sitz dieser Heiligen wurde aber später in das Kirchspiel von Espital verlegt, weil die dortigen Priester einsahen, daß der Besitz derselben eine reiche Erwerbsquelle für sie werden könnte. Man schreibt dieser Jungfrau, die ein Mann in dem Walde gefunden haben soll, vielfältige Wunder zu.

Das Innere von Australien. Hr. Eyre, der bekannte Overlander, schickte an die geographische Gesellschaft in London eine Abhandlung über das vermuthete Daseyn eines großen Binnensees im Innern Australiens. Diese Ansicht rührt von dem bekannten Capitän Flinders her, und wird noch jezt von Capitän Sturt, Hrn. Earl und andern getheilt. Der Umstand, daß, so viel wir wissen, kein großer Fluß sich auf der Ost-, West- und Südküste — südwärts in einer Linie von Moreton Bay nach Sharks Bay — findet, außer dem Murray, ist der stärkste Grund für einen Binnensee. Dagegen sprechen aber namentlich drei Gründe: 1) die fortwährend von Norden, d. h. von der Mitte Australiens, herwehenden heißen Winde, die nicht wohl über eine große Wasserfläche herkommen können; 2) die Berichte der Eingebornen, die von einem solchen See nichts wissen; 3) die bemerkenswerthe Aehnlichkeit in der physischen Gestaltung, an Sitten, Charakter und Lebensweise der Eingebornen auf der Ost- und Westküste des Continents. Nach Hrn. Eyre's Ansicht ist das Innere Australiens ein meist sehr niedrig gelegenes Flachland, bestehend aus dürren Sandebenen und untermischt mit Senkungen von ausgetrockneten Salzseen wie der Torrenssee; dazwischen mögen manche abgerissene und hohe Ketten hinstreichen, und in diesen dürften sich reiche und fruchtbare Striche finden. Hr. Eyre ist der, auch von Sturt ausgesprochenen Ansicht, daß Australien früher ein Archipel war und in einer vergleichungsweise sehr neuen Zeit aus dem Meere höher emporstieg. (Lit. Gaz. vom 28 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1845.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

4. Ländliche Scenen.

In einem Dorfe an der Marosch in Siebenbürgen, einem Grafen B. gehörig, wurden Schafe gewaschen; die dabei angestellten Walachen und Zigeuner waren alle sehr munter und betrachteten die Sache als ein Fest. Da die Schafe Thiere von edlem Blute waren, so mußte große Sorgfalt auf sie verwandt werden, welche die Leute aber, da sie bereits anfingen von dem dargereichten Branntwein berauscht zu werden, mitunter aus den Augen setzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom gerieth, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum sah ich dieß, als ich einem dabei befindlichen deutschen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute sich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich rasch an einen alten, nicht weit von mir im Wasser stehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu stürzte er sich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel seiner Cameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man sah es ihnen an, daß sie, hätten sie anders gekonnt, noch mehrere der edlen Thiere hätten in den Strom treiben lassen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäsche belustigten sie sich damit, einander ins Wasser zu werfen. Da mehr Walachen als Zigeuner waren, und diese von jenen geringschätzig behandelt werden, so wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Wasser geworfen, so daß sie tief untertauchten und oftmals weite Strecken mit dem Strom trieben. Dennoch gerieth keiner in Gefahr zu ertrinken. Indeß mußte auch mancher Walach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet ergriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man diese Menschen in ihrer äußern Erscheinung, so hält man sie für elend und bedauernswerth; beobachtet man sie aber in ihrem Leben und Treiben und sieht den überall herrschenden Humor, so möchte man sie fast beneiden.

In demselben Dorfe besuchte ich mit dem Grafen B. eine Zigeunerhütte, und zwar die, in welcher der Aelteste des Stammes wohnte. Er trat uns in der Thür ehrerbietig entgegen und empfing uns mit einem besondern Stolz und Wohlbehagen, welches sich an seinem grinsenden Lächeln und an der Art von Uebermuth zeigte, womit er seine Stammgenossen, die sich herzudrängten, zurückwies. Wir blieben am Eingange der Hütte stehen und zwar in gebückter Stellung, weil die Thüre nicht über vier Fuß hoch war. Zur rechten lag die Frau des Zigeuners mit einigen ihrer Kinder, die sich auf der mit wenigen Halmen Stroh bedeckten Erde wälzten. Sie erhob sich rasch bei unserm Eintritte und blieb mit über die Brust gekreuzten Händen stehen; im Hintergrunde kamen ein Paar junge Bursche und ein Mädchen von etwa 12 Jahren zum Vorschein, die sammt und sonders nur mit wenig Lumpen behangen waren, unter denselben aber ihre bronzefarbenen, plastisch schön gestalteten Glieder zeigten. Sie standen in der Nähe eines Feuers, dessen Rauch die Hütte erfüllte, und der uns auch bald wieder hinaustrieb. Die ganze Colonie schien stolz zu seyn auf die Ehre, die ihrem Aeltesten durch unsern Besuch widerfahren war, denn aus allen Hütten kamen Gestalten hervor, die ihren Jubel ausdrückten. In den Dörfern selbst duldet man die Zigeuner nicht, sondern gestattet ihnen nur sich außerhalb in der Nähe derselben anzusiedeln, wo sie sich Erdhütten bauen, die sie oben mit Baumzweigen, Stroh von Mais und Erde eindecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen sie an dieselben, indem sie sich gleich Hamstern hineinarbeiten. Diese Hütten sind meistentheils zahlreich bewohnt, und es haust darin alles durcheinander, Jung und Alt, Mensch und Vieh.

Der Fremde, welcher nach Herrmannstadt kommt, unterläßt selten einen Abstecher nach dem rothen Thurmpasse und von da in die Contumaz und auf die Gränze der Walachei zu machen. Man passirt da eine Strecke der gut unterhaltenen Straße nach Kronstadt, und beugt dann rechts in den Arm der Karpathen, welcher sich von den Gränzen der Moldau rückwärts durch die Walachei und an der Donau herauf nach Serbien zieht. Je näher man dem Passe kommt, um so

romantischer wird die Gegend, aber auch um so unwirthlicher. Dennoch aber ist die deutsche Civilisation auch hieher gedrungen, und man findet namentlich an den hiesigen Gränzbeamteten vortreffliche Menschen. Die Nothwendigkeit, in solcher Einöde zu leben, erhöht für sie den Genuß, wenn deutsche Landsleute zu ihnen kommen; zu ihrem Troste dürfen sie nicht zeitlebens hier seyn, und werden immer nach einiger Zeit wieder versetzt. Ich traf vor etwa zehn Jahren dort ein Paar Männer, die mich aufs freundlichste und zuvorkommendste empfingen. In ihrer Einsamkeit und in ihrem engen Thale haben sie sich ein Plätzchen geschaffen, welches, würde man nicht immer an die Nachbarschaft erinnert, zu den himmlischsten auf Gottes lieber Erde zu zählen wäre. Von der Klause an, die durch ein rothes Schlößchen dargestellt ist, bis hinaus zur Contumaz ist noch ein weiter, von der rauschenden Alutha begleiteter Weg. Hier klettern Rinder und Ziegen an den Felsen empor, stürzen auch zuweilen herab und werden mit zerschmetterten Gliedern heimgebracht. Aber die Hirten, ja selbst die Mädchen die diesen Dienst verrichten, klimmen wie Gemsen empor, singen ihr Liedchen, oder blasen ihre Schalmey in Tönen, die dem Herzen wohl thun. Und hoch oben auf der andern Seite kleben die Tschardaken (hölzerne Wachthäuschen) wie Schwalbennester und die Gränzwächter stehen wohlgemuth daneben, und verrichten mit heiterm Gesicht ihren unglaublich schweren Dienst.

In dem Gasthof bei der Contumaz hörte ich wiederum die deutsche Zunge, denn die Wirthin, welche damals hier hauste, war eine Deutsche. Aber traurig ist die Contumaz selbst. Und kommt man erst weiter hinaus, da wo die untern Classen, meistentheils walachische Fuhrleute Contumaz halten, da sieht man ein Bild, dessen Farben grau in grau sind; und dann das Lagern der Waaren im Freien, das Durchwühlen derselben, die dabei entwickelten Gerüche und die Menschen selbst! Zwischendurch kommt dann ein Bojar mit seinem Troß, welcher sich so gut wie jeder andere der Ordnung fügen muß. Geht man an den Gebäuden und Gemächern dieser Anstalt vorüber, so wird man von der Vorstellung beschlichen, als seyen hier Verbrecher oder wilde Thiere eingesperrt. Und dennoch vergißt man dieß alles, wenn die Sonne die mit saftigem Grün bekleideten Berge freundlich beleuchtet und die Vögel ihr vielstimmiges Concert zum Besten geben.

Zu den idyllischen Scenen gehört in Ungarn die Weinlese. Indeß wird sie meistentheils nur auf den Gütern der Grundherren in Freude und Jubel vollzogen, weil die Weinberge der Unterthanen fast ohne Ausnahme zehentpflichtig sind, dieselben daher bei der Lese von den Beamten der Grundherren beaufsichtigt werden und so die Fröhlichkeit niedergehalten wird. In den ausgedehnten Weinbergen der Cavaliere herrscht während der Lese viel Leben und Munterkeit: gewöhnlich finden sich dabei Zigeuner als Musikanten ein, die zur Arbeit aufspielen; wenn diese vollendet ist, oder auch in den Leierstunden früh und zu Mittage wird getanzt, und Jung und Alt dreht sich im lustigen Reigen. Da überdieß die Strenge bei der Aufsicht nicht so weit geht, daß man den Lesern nicht gestatten sollte sich mit Trauben gütlich zu thun, so ist die Weinlese für die Fröhner eigentlich die glücklichste Zeit im Jahre. Ich habe derselben oft und an verschiedenen Orten beigewohnt und überall gefunden, daß es kein größeres Fest für das Landvolk geben kann, wie sie. Wenn es zum Tanze kommt, dann herrscht dieselbe Sitte und Freiheit, wie bei dem Erntekranze in Deutschland, d. h. rüstige Dirnen holen sich anwesende Herren und flinke Bursche erfassen besuchende Damen, und drehen sie flott im Kreise. Es hat jedoch der ungarische Nationaltanz wenig Graziöses und er ist mehr ein Trampeln und Stampfen, als eine leichte und anmuthige Bewegung des Körpers. Man dreht sich um einander, der Tänzer läßt zuweilen seine Tänzerin allein gehen und sie machen einige kokettirende Touren, bis sie sich einander wieder nähern und sich auf einem engen Raume um einander drehen.

Ein besonderes Vergnügen findet der Ungar am Schießen. Dieß übt er während des Hütens der Weinberge und während der Lese im reichen Maaße aus. In den Gegenden, wo meilenlange Strecken von Weinbergen sind, hört man daher des Abends ein immerwährendes Gewehrfeuer, nicht anders, als fänden hitzige Vorpostengefechte statt.

Ein sehr freies Leben führen die ungarischen Hirten; sieht man sie in ihre Pelzbunda gewickelt auf der Erde liegen und ruhen, umlagert von ihren zottigen, weißhaarigen Rüden, und ihre Heerden (Rinder, Schafe oder Schweine) auf der weiten Ebene ausgebreitet, so haben sie die Miene von orientalischen Fürsten, deren Unterthanen auf ihre Winke lauern. Sie sind aller Civilisation baar, hassen sie auch als etwas Lästiges und dünken sich besser und glücklicher wie andere Menschen. Mit letzterem haben sie auch gar Unrecht nicht. Sie bringen den Sommer hindurch auch die Nächte meistentheils im Freien zu, dieß jedoch nur auf den weiten und entfernten Pußten. Wo sie die Heerden der Gemeinden bewachen, da kommen sie Abends nach Hause. Sieht man sie da hinter ihren Heerden her schreiten und ihre Hunde sie umtanzen, die jedes ihrer Winke gewärtig sind, so kann man die Herrscherwürde, die sie zu zeigen wissen, nicht genug bewundern. Man muß aber wissen, daß ein solcher Hirt ein großes Heer commandirt; seyen es nun Pferde oder Rinder, so beläuft sich die Zahl bis auf viele Hunderte, sind es Schafe oder Schweine, so sind es Tausende, die ihren Befehlen gehorchen.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Vierter Brief.

(Schluß.)

Der Steamer Tweed lag 3 englische Meilen vom Hafen ab, und man schickte uns ein Boot, um an Bord zu gelangen; leider war aber diese Strecke gegen den Wind, wir brauchten 3/4 Stunden, um die wegen ihrer Strömungen und Wellen sehr berüchtigte Bay zu durchschneiden, und als wir ankamen, war ich so jämmerlich, ach so jämmerlich seekrank! Und es war doch der erste Pfingsttag, an dem alle Welt froh und ver-

gnügt ist. Es war aber gut, denn sonst wäre ich vor lauter Freude, Hayti entronnen zu seyn, in alle Masten geklettert. Die Tweed ist abermals eins der kolossalen westindischen Dampfschiffe, von der Größe der Trent, 1900 Tonnen und 500 Pferdekraft. Ein ungeheurer Kasten und doch ein leichtes Spielwerk der (sehr unruhigen) See. Gestern sahen wir noch die hohen Ufer Hayti's, heute verbergen sie die Wolken vor uns; wir passirten heute früh 9 Uhr die Insel Mona, westlich von Puerto Rico und befinden uns jetzt in der nach dieser Insel genannten Mona Passage, zwischen Hayti und Puerto Rico. Der Wind ist gerade entgegen und wir können kein einziges Segel gebrauchen. Ich will mich ein bißchen mit Lesen amusiren, da wir eine schöne Bibliothek an Bord haben.

14 Mai Vormittag. Zu meinem Schaden habe ich ausgefunden, daß die schöne Bibliothek, von welcher ich träumte, eine seltsame Eigenschaft hat, sie ist nämlich auf allen Schiffen der Gesellschaft gleichmäßig vertheilt; ich bekam den ersten Band eines sehr amusanten Werks über persische Sitten in die Hand, und wollte mich eben nach der Fortsetzung einer äußerst spannenden Lectüre umschauen, als ich erfuhr, daß der zweite Band auf der Trent ist, gegenwärtig wahrscheinlich in Europa; der dritte Band mag mit der Solway an der spanischen Küste untergegangen seyn, und der vierte schwimmt vielleicht im Golf von Mexico herum. So etwas geht über den Spaß.

Heute früh 8 Uhr lagen wir vor San Juan de Puerto Rico; das Wetter war aber so rauh, daß kein Passagier ans Land ging; so haben wir denn den Platz nur von der Jenseite gesehen. Man vergleicht die Lage des Havens mit dem von Habana, auch dieser hat einen engen Zugang, und links beschützt ihn ein hohes, prachtvoll gebautes Castell. Die Stadt liegt aber an der entgegengesetzten Seite wie Habana, und wir sahen weder von ihr, noch von dem Ankerplatz der Schiffe etwas, sie liegt hinter dem Rücken, den das Hafencastell begränzt. Nur wenige Häuser, einige starke Befestigungen und mehrere große Paläste, in spanischer Weise erbaut. Charakteristisch sind die in 2 — 3 Reihen zwischen See und Gebirge sich erstreckenden Hügel, die reich bewachsen sind und die Ansicht höchst malerisch machen. Schade, daß wir nicht hereingekommen sind, — Ein Haufen Spanier ist leider an Bord gekommen, es ist eine gräßliche Race; wir hatten schon genug an den 5 — 6, die wir auf dem Schiff antrafen, und lachten sehr über den Heißhunger, mit dem die Unglücklichen über die genießbare Kost herfielen, die ihnen an Bord gegeben wird. Freilich muß sie ihnen im Vergleich mit Knoblauch und grünem Catalaneröl wie Nectar und Ambrosia schmecken. Im Augenblicke, da ich dieses schreibe, sitzt die ganze Horde und ißt, außer der Zeit, die Vorräthe auf. Ich glaube, ein Spanier, der eine civilisirte Mittagstafel erwartet, macht es wie jener Gute in G., den ich zu meinem Doctorschmaus eingeladen hatte — er hungert drei Tage vorher.

Man merkt es meiner Schrift gewiß nicht an, daß der Brief auf einem Dampfschiff abgefaßt ist, in der That ist aber auch die Tweed bei weitem das angenehmste und ruhigste See- oder Flußdampfschiff, das ich je gesehen; es schüttert gar nicht.

Heute Mittag wäre ich vor Lachen fast gestorben, da mir gegenüber ein Spanierlein saß, welches die Verzweiflung, kein Wort englisch zu verstehen, die Freude so mancherlei genießbare Dinge vor sich zu sehen, verbunden mit dem Gefühl seines eigenen Unwerths (da er vor Seekrankheit nichts essen konnte) halb toll machte. Er starrte wild umher, seine Bewegungen, durch welche er sich Speisen, Gabel, Messer und Teller von den stockenglischen Kellnern zu verschaffen suchte, waren die eines Rasenden. A. „quälte sich, ihm beizustehen," und da man auf der See einander nichts übel nimmt, schlossen wir eine große Freundschaft.

St. Thomas, 15 Mai.

Nachdem wir gestern Abend 9 Uhr — zu spät um noch ans Land gehen zu können, hier angekommen, haben wir heute früh unser Quartier in einem allerliebsten Gasthof — dem besten Westindiens — aufgeschlagen. St. Thomas ist eine kleine reizende Stadt. Noch mehr als von Boston kann man sagen, daß es einem hölzernen Nürnberger Städtchen gleicht; es ist so reinlich, die Häuser so niedlich, die Straßen so ausgezeichnet gut gehalten, daneben die ganze Umgebung so zierlich, wenn auch keineswegs großartig, daß man sie wohl zusammenpacken und irgendwo in Deutschland aufstellen möchte. Näheres in meinem nächsten Brief.

Unser Plan ist, uns drei Tage in St. Thomas aufzuhalten und dann mit dem Steamer nach Martinique zu gehen, wo wir 14 Tage bleiben und dann unsern Weg nach Demerary, — Britisch Guyana — einschlagen wollen, um von dort nach Brasilien zu gelangen. Der Weg über Panama ist im Augenblick wegen des Fiebers, das dort sehr schlimm ist, zu bedenklich, wir haben es daher für jetzt aufgegeben.

Nachschrift. Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir heute früh den Schooner des armseligen Riviere hier liegen sahen. Er hat sich hieher geflüchtet. Die Leute fragen uns nach Kräften aus, ob er ein großer Mann oder ein „ — " sey. —

Niederlassungen der Holländer auf der Westküste von Borneo.

(Echo du Monde Savant vom 19 Jun.)

Die holländische Regierung hatte früher mehrere Militärposten auf der Westküste von Borneo. Die meisten dieser Posten sind verschwunden, die einen in Folge der Kriege mit den Chinesen, die andern aus Sparsamkeit; indeß bestehen ihrer immer noch sechs: Pontianak, Sambak, Mampauwa, Landak, Taijang und Succadana, auch Neubrüssel oder Matan genannt.

Pontianak, der Hauptort der niederländischen Besitzungen in diesen Gegenden, liegt auf dem linken Ufer des Flusses Kapuas, etwa vier deutsche Meilen von der Küste. Es besteht aus einem kleinen aus Erde aufgeworfenen Fort, Namens Duhus, den nöthigen Wohnungen für die Truppen und Civilbeamten, den Comptoirs und Magazinen der Regierung, die einen Flintenschuß weit vom Fort entfernt sind;

in gleicher Entfernung zwischen dem chinesischen Campong und der Wohnung des Residenten findet sich ein Spital und eine neue Wohnung für den Arzt. Alle diese Gebäude, einundzwanzig an der Zahl, neun innen und zwölf außer dem Fort, sind mit Geschmack gebaut, die meisten aus Eisenholz und mit Sieraps (Baumblättern) gedeckt, welche die Farbe und selbst das Aussehen von Ziegeln haben. Eine sehr gute und schöne Straße, mit zwei Reihen Pohon Nanka besetzt und von drei kleinen Brücken durchschnitten, führt nach dem chinesischen Campong durch eine prächtige Landschaft, welche durch zwei am Ufer des Flusses auf Pfählen erbaute Pavillons und das Haus des Residenten noch verschönert wird. Aber ein Theil dieser natürlichen und künstlichen Schönheiten verschwindet bald mit der Regenzeit, denn der Fluß überströmt die ganze auf einem sehr sumpfigen Terrain angelegte Niederlassung oft zwei bis drei Fuß hoch. Der Mangel an Arbeitern gestattet nicht ihm einen hinreichend starken Widerstand entgegenzustellen, und die tiefen Wälder, welche Pontianak umgeben, verleihen dem Fort ein imponirendes, aber wildes Ansehen.

Das chinesische Campong in einiger Entfernung von der holländischen Niederlassung besteht aus zwei Reihen hölzerner Häuser, die einander gegenüberstehen; etwas weiterhin an beiden Ufern des Kapuas und des Flusses von Landak erheben sich in einem sehr beschränkten Raume die Hütten der Eingebornen, und auf der durch die Verengung der beiden Flüsse gebildeten Halbinsel, welche speciell den Namen Pontianak führt, befindet sich der Delam oder Palast des Sultans, ein elender Bau halb aus Steinen, halb aus Brettern, dessen verfallene, mit Moos bedeckte Mauern die Armuth und den heruntergekommenen Zustand anzeigen. Pontianak ist indeß trotz seiner Sümpfe und seiner finstern Wälder, die es in gewissen Jahreszeiten ungesund machen, eine blühende Colonie. Die Hütten der Eingebornen, die auf Pfählen von Eisenholz oder Niebung in ziemlicher Höhe erbaut worden, sind gegen die Feuchtigkeit geschützt und stellen einen unregelmäßigen Campong dar, ohne Straßen, ohne Gärten, ohne Gebäude von Bedeutung und mit unangebauten Feldern ringsumher. Aber zahlreiche Fahrzeuge mit Menschen jeden Standes und verschiedenen Waaren beladen durchfurchen nach allen Richtungen die beiden Flüsse; die großen Fahrzeuge ankern in der Nähe der holländischen Colonie. Die Bevölkerung beträgt 19,115 Seelen, unter denen man 900 Araber, 10,000 Malayen, 5 bis 6000 Bugis, 2000 Chinesen, 15 Europäer und 170 Soldaten und Diener im Dienste der Holländer zählt. Der Handel und die Schifffahrt sind die Haupthülfsquellen des Landes, einige Leute bauen Reis an, andere, wie die Chinesen, beschäftigen sich mit Ausbeutung der Minen und mit dem Fischfang. Sie haben sehr wenig Localindustrie, indeß findet man zwei Stunden von Pontianak einige Zuckermühlen, welche wie zu Bantam auf Java von Chinesen geleitet sind.

Nach Sambas, der zweiten Niederlassung der Holländer auf der Westküste von Borneo, gelangt man, wenn der Wind günstig ist, nach dreitägiger Schifffahrt, wenn aber die Winde ungünstig sind, erst nach zwanzig Tagen. An der Mündung des Sambasflusses erhebt sich das chinesische Dorf Pamangkat, zwischen dem und dem Hauptort der Colonie nichts als unermeßliche, undurchdringliche Wälder, zahlreiche Sümpfe und kein bewohnter Ort sich finden.

Sambas liegt auf dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses, in acht Stunden kann ein leichtes Fahrzeug diesen Fluß von seiner Mündung bis zum Hauptort hinauffahren, größere Segelboote brauchen drei Tage. Ein Zollbureau, welches zugleich als Comptoir dient, die Wohnungen des Residenten und Commandanten, ein öffentliches Magazin und ein Gefängniß, eine kleine Veste aus Erde und einige Baracken für Unterbringung der Truppen machen die ganze Colonie aus, welche, wie Pontianak, auf einem feuchten, sumpfigen Boden angelegt und mitten in wilden Wäldern verloren ist. Die Negorie oder das Dorf der Eingebornen ist eine halbe Stunde weiter oben; man bemerkt auf einer durch zwei Abtheilungen des Flusses gebildeten Halbinsel die Messidschiet (das arabische Mesdschid, Moschee) oder heiligen Tempel, ein ziemlich bedeutendes Gebäude, und den im Jahre 1832 gebauten Palast des Sultan, der keinen unangenehmen Anblick gewährt. Die Hütten der Eingebornen sind, wie hier allenthalben, auf Pfählen erbaut, wegen der Feuchtigkeit des Bodens sehr schmutzig und elend, und an beiden Ufern des Flusses übereinander gehäuft. Am Fuße der malayischen Negorie ist das chinesische Campong, welches wie das zu Pontianak gebaut und an beiden Enden durch eine Anzahl Häuser geschlossen ist, welche als Spiel- und Wirthshäuser dienen. Mitten in einer isolirten Ebene erhebt sich ein Tempel des Tappe-Kong. Die Umgebungen von Sambas sind traurig und monoton, denn sie bestehen aus unermeßlichen Wäldern. Die Niederlassung ist ziemlich blühend und bedeutende Schifffahrt verschafft ihr einen nicht unbeträchtlichen Wohlstand. Eine Menge Kaufleute wohnen mit ihren Familien auf kleinen Praus (Schiffen), die man hier Lintang nennt, und breiten hier ihre Waaren, bestehend in Reis, Salz, geringen Quincailleriewaaren u. dgl., aus. Man schätzt die Bevölkerung auf 9378 Seelen, nämlich 8600 Malayen, 18 Araber, 350 Bugis, 300 Chinesen und 110 Soldaten und europäische Civilbeamte. Diese Colonie ist minder blühend als Pontianak, man baut indeß einen neuen Bazar zwischen der Residentschaft und der malayischen Negorie, welcher dem Handel aufhelfen soll.

Mampanwa, zwischen Pontianak und Sambas, ist bei schönem Wetter und gutem Wind eine Tagfahrt von ersterer entfernt. Von der ehemaligen kostspieligen Niederlassung und der Veste findet man nichts mehr als die Wohnung eines eingebornen Häuptlings und von vier Aufsehern, welche die Interessen der Regierung wahren. Der Hauptort Mampanwa, zwei Stunden aufwärts am Flusse, ist noch minder bedeutend als Sambas, hat aber einst bessere Tage gesehen. Sein Handel und seine Schifffahrt gaben ihm einige Wichtigkeit, aber von all diesem Flor ist keine Spur mehr da. Die Bevölkerung beträgt 2435 Seelen, darunter 2300 Malayen, 80 Bugis, 30 Chinesen und 25 Araber; die meisten leben von Ackerbau und Handel.

Wenn man den Pontianak hinauffährt, trifft man auf dem linken Ufer nach eintägiger Fahrt die vierte holländische Colonie, Namens Landak, welche im Jahre 1827 aus Sparsamkeit aufgegeben, aber im Jahre 1831 wieder zurückgenommen wurde; die Zahl der Bewohner ist 3030. Wenn man von Pontianak vier Tage lang den Kapuas hinauffährt, so gelangt man nach Taipang, der fünften Niederlassung mit 442 Einwohnern. Endlich die sechste, Succadana oder Neubrüssel, ist vier gute Tagfahrten von der Meeresküste entfernt; die Bevölkerung besteht nur aus 400 Malayen.

Die Heuschrecken, welche Algier eine kurze Zeit verheerten (s. N. 113), wurden durch einen günstigen Wind nach Spanien getrieben, und verheerten hier Murcia und die benachbarten Provinzen auf eine furchtbare Weise. (Algérie vom 2 Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1845.

Zwei Schreiben an A. v. Humboldt über die kaspisch-uralische Senkung.

2. Zimmermanns Denkschrift über den untern Lauf des Oxus u. s. w.

Der Raum, über dessen alte und neue Geographie Hr. Zimmermann sich hier verbreitet, ist das Land südlich von dem Steilabfall (Tschink) der Ustjurt-Ebene bis an die Berge von Chorasan. Der Gegenstand hat historisch wie geographisch ein ganz besonderes Interesse. Hier lag das alte, berühmte, einst mächtige Reich Chowaresmien oder Charism, das gewissermaßen vom Schauplatz der Erde verschwunden ist. Wo einst blühende, volkreiche Städte standen, da ziehen jetzt nur Turkomanenhaufen umher, und zwar in Folge einer Naturveränderung, über welche man sich bei unserm jetzigen Stande der Kenntnisse noch keine Rechenschaft geben kann, denn wenn wir auch den Hauptgegenstand von Zimmermanns Werk, nämlich den Beweis, daß der Oxus sich einst und zwar noch im Jahre 1500 in das kaspische Meer ausgemündet habe, vollkommen gelten lassen, — wie wir es denn auch keineswegs zu bestreiten geneigt sind, — so ist doch der Lauf des alten O ch u s, des neuen Tedschen, noch immer ein Räthsel. Dieser Strom durchzog einst gerade die Mitte dieses jetzt so öden Landes, und ergoß sich vermuthlich in die Balkan-Bay, — was zu einer Verwechslung mit der O x u s mündung Veranlassung gab, — und ist ohne allen Zweifel zur Bewässerung des Landes in einer Art benützt worden, daß reiche und blühende Städte hier sich erhalten konnten. Jetzt dringt der Strom, wie es scheint, nie mehr bis an den Balkan-Busen vor, sondern nur je nach der Stärke der ihn schwellenden Wassermassen bei Ueberschwemmungen etwas mehr oder minder weit in die Wüste hinein. Ein gleicher Fall ist mit dem Merw-Rud (dem Fluß von Merw, der sich vermuthlich einst ziemlich weit nordwestlich in den Tedschen ergoß.)

Wir wollen diese beiden Gegenstände nach einander behandeln, und fangen mit dem alten Oxuslauf an. Seit geraumer Zeit läuft es durch die geographischen Werke wie ein Mährchen, daß der Oxus selbst einst nicht in den Aral-See, sondern in das kaspische Meer geflossen sey. Man bemühte sich die Mündung aufzufinden, und glaubte bald in dem bis auf eine gewisse Strecke noch jetzt mit Wasser gefüllten Strombett „Aktam-Oxus" auch wirklich diese Mündung gefunden zu haben. Spätere Nachrichten aber berichteten von hohem Lande, das zwischen dieser Mündung und dem jetzigen Oxuslauf liege, und die Annahme, daß der Oxus ins kaspische Meer gemündet habe, fiel wieder in ihrem Ansehen. Indeß sprachen Sagen und deutliche Aussprüche der Geschichte allzu sehr dafür, daß dennoch eine solche Verbindung bestanden habe, und Orientalisten und Geographen machten sich immer wieder ans Werk. Hr. Zimmermann hat nun versucht die Berichte der Alten, die geographischen Nachrichten der Reisenden und die Ergebnisse der orientalischen Forschungen zusammenzustellen, und auch unserer Ansicht nach den Beweis ziemlich einleuchtend geführt, daß der Oxus oder Amu zwar nicht in den Balkan-Busen unter 40° N. B., wohl aber in den Karabogas, fast zwei Grade weiter nördlich sich ergossen habe, und zwar derjenige Arm, welcher bei Alt-Urgendsch vorbei nach Westen floß. Alt-Urgendsch, unter 56° 25′ O. L. gelegen, ist von der j e t z i g e n Ostgränze des Karabogas allerdings fast 3½ Längengrade entfernt, aber eine Karte, die uns der Reisende Jenkinson (1559) erhalten hat und die trotz einiger Irrthümer sehr viel Wahres enthält, dehnt diesen Golf noch zwei Längengrade weiter gegen Osten aus, so daß die Entfernung Alt-Urgendschs, wo erwiesenermaßen der Hauptstrom des Oxus floß, von dem Ostende des Karabogas nur noch anderthalb Längengrade beträgt. Diese ehemalige größere Ausdehnung des Karabogas gegen Osten darf nicht verwundern, denn noch jetzt finden sich nach dem Aral-See zu rechts und links von dem Hauptstrom des Oxus breite Niederungen, die bei jeder Anschwellung des Stroms Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, und dann vollkommen großen, tief ins Land einschneidenden Buchten gleichen.

Zimmermann stellt die Nachrichten zusammen (p. 175 bis 179) welche von einer Thalspalte zwischen Alt-Urgendsch und

dem Karabogas-Haff sprechen,*) und abgesehen von dieser Entdeckung sprechen noch zwei Bemerkungen entschieden für die Wahrscheinlichkeit des aufgestellten Satzes; die erste ist, daß dieß Flußbett sich möglichst an den steilen Abfällen der Hochfläche von Ustjurt hält, wie dieß Flüsse, die auf der andern Seite an eine Wüste gränzen, sehr gerne thun, und die zweite, daß der Oxus oder Amu in neuester Zeit sich entschieden wieder nach Alt-Urgendsch hin wendet, und das bekannte alte Strombett Esar-Krauk sich wiederum mehr mit Wasser füllt, so daß es gar nicht unmöglich wäre, der Strom suchte von selbst sein altes Bett wieder auf. Ströme in solchen Niederungen, — man denke nur an die Mündungen des Rheins und der Weichsel — sind außerordentlich veränderlich: haben sie auf der einen Seite durch herabgeschwemmten Schlamm und Sand einen auf der Oberfläche vielleicht nicht bemerkbaren Damm aufgeworfen, so brechen sie mit einemmal bei irgend einem stärkern Wasserandrang auf der andern Seite durch und wühlen sich ein neues Bett, denn die Wasserscheiden in solchem Deltaboden sind zu schwach, als daß sie einem solchen ungewöhnlichen Wasserandrang widerstehen könnten. Hier sollen auch übrigens die Einwohner nachgeholfen haben, indem Major Blankennagel, welcher 1793 in Chiwa war, versichert, daß die Usbeken den Strom durch Faschinenwerke und Pallisaden abgeleitet hätten.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

5. Sittliches Leben.

Was äußere Zucht und Sitte betrifft, so herrscht in Ungarn dem Anscheine nach weit mehr Freiheit und Ungebundenheit wie in Deutschland. Insbesondere könnte man dieß von den Freuden der Liebe sagen. Es beruht dieß aber mehr auf der Ungezwungenheit und Freiheit, der man sich überläßt, als auf mißlicher moralischer Verderbtheit. Zudem gibt das warme Klima, der Wein und die Opulenz in der Ernährung mehrfache Veranlassung, der Befriedigung des Geschlechtstriebes zu fröhnen. Dennoch kann man behaupten, daß man in diesem Lande hierin ungleich weniger skandalöse Lüderlichkeit findet, wie in vielen anderen. Man huldigt, wenn ich so sagen darf, der Liebesgöttin aus innerem Triebe und mit einem gewissen Anstande. Es mag zum Belege dessen als charakteristisch gelten, was ich einst in Nieder-Ungarn in einer Ortschaft an der Theis erfuhr. Dieselbe war von Kumaniern, einem kräftigen, an Grandezza selbst noch die Magyaren übertreffenden Volksstamme bewohnt. Im dasigen Gasthof kehrte ich mit einem Freunde ein. Das Wetter war über alle Maßen ungestüm. Der Wirth, vorzüglich aber die Kellnerin, redeten uns zu nicht weiter zu fahren. Letztere war schön, kräftig und blühend. Für einen Kuß, den man ihr raubte, dankte sie schüchtern und höflich, und versprach, wenn wir blieben, ihn uns doppelt zurückzugeben. — Wir reiseten jedoch dennoch weiter, und gewiß bewundert jeder meiner Leser unsere Tugend.

Das Laster der Trunkenheit herrscht in Ungarn weniger wie in Deutschland, was man ganz besonders da sehen kann, wenn die Bauern von Wochenmärkten nach Hause kehren. Freilich hat sich dieß in neuerer Zeit, wo die Mäßigkeitsvereine in Deutschland ins Leben getreten sind, sehr geändert, und dennoch kann ich auch in dieser Beziehung meine Behauptung aufrecht halten. Nur leider fängt man in Ungarn an sich an das Trinken des Branntweines anstatt des Weines zu gewöhnen, und es werden von Jahr zu Jahr immer mehr Branntweinbrennereien errichtet. Da nimmt denn auch das Laster der Trunkenheit immer mehr überhand. Allerdings ist der Wein, wie ihn das gemeine Volk trinkt, meistentheils von der Art, daß sein Genuß wenig Vergnügen gewährt, und daß er oftmals eher krank macht, als berauscht. Deßhalb zieht man den Branntwein vor. In Niederungarn ist es vorzüglich der Zwetschgen-Branntwein (Slibowitz), den man brennt und gern trinkt.

Sowie im Rausche jeder Mensch sein inneres Wesen nach außen kehrt, so hat auch jede Nation ihre Eigenthümlichkeit darin. Der Ungar (Magyar) ist großsprechend und abstoßend, wenn er betrunken ist, und er schimpft auf alles, was nicht ganz in seinem Sinne ist, kommt darüber auch leicht zu Händeln, ob er gleich dieselben eher vermeidet als sucht. Der Deutsche bleibt sich und seinem Charakter treu, d. h. er zeigt sich im Rausche meistentheils gutmüthig und zankt nur ausnahmsweise; man kann ihn während desselben zu vielem bringen, wozu er im nüchternen Zustande nicht zu bewegen war. Der Slave wird kräklich, sucht Streit, obgleich er einen Augenblick zuvor noch vom lieben Brüderchen sprach, und extravagirt überhaupt so sehr, daß er zuletzt alles Bewußtseyn verliert. Einige Aehnlichkeit mit ihm hat der Walache, nur zeigt sich bei ihm mehr Gemüthlichkeit, auch malt sich in seinem Gesicht das Glück, welches er im Zustande des Rausches fühlt.

Man hat im Auslande eine schlimme Vorstellung von dem Zustande der öffentlichen Sicherheit in Ungarn. Diese geht aber viel zu weit, und ich kann mit vollem Recht behaupten, daß, wenn man alle geselligen Verhältnisse, sowie die Maßregeln, welche von Staatswegen für die öffentliche Sicherheit getroffen werden, in Anschlag bringt, in Ungarn ungleich mehr Ehrlichkeit im gemeinen Volke herrscht, wie in Deutschland. Diebstahl und Betrug kommen da verhältnißmäßig viel weniger vor, wie bei uns. Die vielen Erzählungen, welche in Deutschland über Raub und Mord in Ungarn im Schwange gehen, sind zum Theil reine Erdichtungen, zum Theil Entstellungen und große Uebertreibungen. Ich bin bei Tage und bei Nacht dort ganz allein gereist, ich habe nothgedrungen in schlechten Dorfwirthshäusern übernachtet, ohne daß mir jemals

*) Dieß gilt hier von Osten nach Westen; was den Weg von Westen nach Osten, also vom Karabogas-Haff her betrifft, so bemerkt Murawieff in seiner Reise ausdrücklich (II. p. 11). „Es scheint als ginge der Weg im Osten vom Karabugas-Haff in einem ehemaligen Sunde des Meeres, dessen Ufer man deutlich sieht, und in deren Schluchten sich Stücke von Marienglas finden." Diese Stelle spricht am entschiedensten für die ehemalige größere Ausdehnung des Karabogas-Haffs, wie Jenkinson auf seiner Karte sie angibt.

das mindeste zugestoßen wäre. Selbst mit dem verrufenen Bakonyerwalde habe ich Bekanntschaft gemacht, und habe nichts von den Gefahren, die dem Reisenden dort drohen sollen, wahrgenommen. Freilich wird auch in Ungarn gestohlen und geraubt, freilich hat auch dieß Land seine Räuberhauptleute und seine Spitzbubenhelden, aber ich wiederhole es, nach der großen Freiheit, die dort herrscht, und nach der laxen Polizei, die dort geübt wird, sind deren weniger wie anderswo. Das kommt aber hauptsächlich daher, daß man in Ungarn mit entschiedenen Spitzbuben und Räubern kurze Procedur macht, Standrecht hält und sie aufknüpfen läßt. Ein kräftiges Argumentum ad hominem ist es denn auch, wenn man an Kreuzwegen Galgen aufrichten, und dieß Verfahren im Bilde vor die Augen des Missethäters führen läßt.

Es charakterisirt die Nationalität, wenn man in den Verbrecherlisten sucht und findet, in welcher Art die eine Nation sich vor der andern auszeichnet. So z. B. sind von den Ungarn die meisten wegen Mord und Todschlag, von den Slawen die meisten wegen Zank, Diebstahl, Raub und hinterlistigem Morde, von den Deutschen aber die meisten wegen Zank, Dieberei und Betrug in den Comitats-Gefängnissen eingesperrt. Das Verhältniß der Verbrecher steht entschieden zu Gunsten der Deutschen und zu Ungunsten der Slawen, denn während von jenen auf je Tausend Seelen kaum zwei kommen, zählt man von diesen auf die gleiche Zahl fast drei, die Ungarn (Magyaren) stehen in der Mitte.

Im häuslichen und Familienleben herrscht im allgemeinen in Ungarn noch viel Einfachheit und gute Sitte. Die Erziehung der Kinder geht aber nur in den gebildeten Ständen nach dem neuen Humanitätsprincipe, in den untern findet noch Strenge statt. Dienstboten werden nicht hart behandelt, wovor sie auch die ungarische Freiheit schützt. Ein wenig verwickelter wird das Verhältniß, wenn man Dienstleute hat, die von Adel sind, was oft genug vorkommt. Solche dürfen bei Vermeidung strenger fiscalischer Strafe nicht geschlagen werden. Man geräth dann in ein bedenkliches Dilemma. Entweder muß man den Trotz und den Ungehorsam eines solchen Dienstboten ertragen, oder man muß ihn entlassen, was wieder nicht ohne Schwierigkeit ist. Wie man sich aus solcher Bedrängniß hilft, davon hier ein Beispiel:

Ich war bei einem Oberbeamten in der Gegend von Groß-Wardein; seine Knechte wurden aufsäßig und verweigerten den Gehorsam. Der Haiduk (Schaffner oder Vogt) ward herbeigerufen und man fing an den Kantschu spielen zu lassen. Der zweite Knecht, der in der Reihe der Bestrafung war, erhob sich, als man ihn niederbücken wollte, mit Stolz und sagte: vagejon nemes ember (ich bin ein Edelmann). Anstatt darüber in Verlegenheit zu kommen, war der Oberbeamte augenblicklich resolut, und antwortete ihm: das weiß ich, und ich lasse in dir den Knecht bestrafen, weil er den Edelmann durch sein Betragen beschimpft hat. Augenblicklich legte sich der Knecht von selbst hin, und ließ sich ruhig seine zehn Hiebe aufzählen.

Was den religiösen Sinn in Ungarn betrifft, so ist er eben so lebendig als wenig verunstaltet durch Bigotterie und Unduldsamkeit. Einzelne Ausnahmen stoßen die Regel nicht um; es hat sich dieß auch in allen Zeiten bewährt. Die Gotteshäuser aller Confessionen sind an Sonn- und Festtagen meistentheils zahlreich besucht, und unverkennbar spricht sich in den Versammlungen reine Andacht aus. Statt vieler andern Beispiele von religiöser Aufklärung und Duldung will ich nur eines aus der Hauptstadt Pesth erzählen. Der Oberpfarrer an der dasigen evangelischen Kirche war mit dem katholischen Priester, Pater Albach und dem Ober-Rabbiner an der Synagoge aufs innigste befreundet, so zwar, daß keiner, wo es sein Amt und Beruf nur immer zuließ, versäumte, den andern in seinen öffentlichen Amtsvorträgen anzuhören. Und solche Beispiele lassen sich unzählige im dasigen Privatleben auffinden.

Ein anderes Beispiel von religiöser Duldsamkeit liegt in den vielen in Ungarn vorkommenden gemischten Ehen. So war ich einst in der evangelischen Kirche in Pesth, und es wurden an einem Sonntage von zehn Paaren sechs aufgeboten, die zu verschiedener — der katholischen und evangelischen — Confession gehörten. Absichtlich sah ich mich in der anwesenden Versammlung um, ob niemand darüber eine Verwunderung oder ein Mißfallen ausdrücken würde, aber ich bemerkte davon nicht das Geringste.

Mexicanische Reiseskizzen.

(Nach Th. Glennie.)

Das Castell von Perote ist mehr ein Depot für Waffen und Geld als eine eigentliche Festung; es liegt am Rande einer ungeheuern Ebene, die sich fast ohne Unterbrechung 50 Meilen weit nach der Hauptstadt zu erstreckt. Wiewohl regelmäßig befestigt, mit vier Bastionen und hinreichendem Geschütz versehen, ist es doch zu klein, um wichtig zu erscheinen, und ein Heer würde auf seinem Zuge nach den innern Provinzen höchst wahrscheinlich gar keine Notiz davon nehmen. Die Stadt, welche etwa eine halbe Meile von der Festung liegt, besteht aus einer langen Straße mit flachgedeckten Häusern, die selten mehr als ein Stockwerk haben; die Fenster sind niedrig, die Mauern weiß getüncht. Sie gibt überhaupt ein Beispiel von der Bauart, welche die Spanier überall in den amerikanischen Colonien eingeführt haben, wo Häuser von zwei Stockwerken selten sind. Wir wurden von dem Gouverneur und den Officieren der Garnison mit großer Gastfreundschaft empfangen, und alle beeiferten sich, uns gefällig zu seyn.

Unmittelbar in der Nähe der Stadt ist der Boden fruchtbar und das Getreide gedeiht vortrefflich; wie man aber weiter zieht, nimmt die Unfruchtbarkeit zu mit jedem Schritte; nur die mit Fichten bewachsenen Bergabhänge erfreuen die Blicke; hie und da gewahrt man eine Schafheerde in dieser tristen Steppe. Dicke Rinden von Tequesquite oder verkohlter Soda zerstören allmählich jede Spur von Vegetation. Dieser ganze Strich bringt nur spärlich Futter hervor für die Viehheerden, die man gelegentlich darüber hinziehen sieht. Eben so trist ist der Weg von Perote nach Agualco und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch kleine Hügel, die hie und da hervorragen, unterbrochen. Sie sind mit Aloës, Cactus und einigen Zwergpalmen bedeckt, welche fast die Lavamassen verbergen, aus welchen sie bestehen. Im Ganzen

war niemand von uns geneigt, diesem Landstrich seinen Namen „el mal pais“ (das böse Land) streitig zu machen, obgleich es hie und da einige Punkte gibt, welche ein europäischer Reisender mit Interesse, ja selbst mit Vergnügen betrachten kann. Der erste von diesen ist der Anblick von Orizava, das sich von dieser wüsten Ebene noch vortheilhafter als von Jalapa aus zeigt, und der zweite die häufigen Luftbilder, die sich gestalten, wie sie die Sahara oder die Wüsten von Fezzan oder Nubien kaum schöner haben können. Obgleich wir auf diese optische Täuschung vorbereitet waren, wurden wir doch mehr als einmal irre geführt, und bildeten uns ein, eine große Wasserfläche zu sehen, in welcher sich Häuser, Bäume und alle sie umgebenden Gegenstände herrlich spiegelten. Etwas Neues waren mir auch die Sandwirbel, die sich zu Zeiten in majestätischen Säulen mitten auf der Ebene erhoben. Unsere Aufmerksamkeit ward ferner durch einen inselartigen kegelförmigen Berg, Cerro de Pizarro genannt, angezogen; wir hatten ihn bereits, gleich nachdem wir Perote verließen, bemerkt, und fanden, als wir ihn erreichten, daß er gänzlich aus Lava bestand, die so schwarz war, daß sie ihm das Ansehen gab, als habe er sich so eben erst aus den Eingeweiden der Erde erhoben.

Das Haus, in dem wir zu Agualco logirten, enthielt eine weite Sala, die uns zum Schlafgemach und zum Speisesaal diente. Darin bestanden jedoch alle unsere Bequemlichkeiten, denn Lebensmittel waren hier nicht zu haben, und unsere Diener hatten es versäumt, sich zu Perote damit zu versorgen. Wir waren daher auf schmale Bissen beschränkt, hatten aber glücklicherweise einige Stücke Tafelbouillon bei uns, die wir in Suppe verwandelten, und fanden einige Brodkrusten in einem von den Fuhrwerken. Dieß rettete uns vor einer Schüssel Tortillas mit Chile, womit die Dienerschaft aus Strafe für ihre Nachlässigkeit sich behelfen mußte. Wenigen Leuten nur schmeckt dieses Gericht anfangs, obgleich es die einzige Nahrung von zwei Dritttheilen der Bevölkerung Mexico's ausmacht. Der Mais hat etwas Unangenehmes für den Geschmack, und es erfordert einige Zeit, ehe man sich daran, so wie an die Schärfe des Chile gewöhnt. Ich habe nie Behagen daran gefunden, wiewohl ich dann und wann in Ermangelung besserer Speise meine Zuflucht zu derselben genommen habe.

Nach einem höchst frugalen Frühstück reisten wir nach Nopaluca ab. Unser Weg führte über eine Fortsetzung der bereits beschriebenen traurigen Ebenen, wo wir, mit Ausnahme einiger Habichte und Geyer, zweier Wölfe und einiger Coyotes, kein lebendes Wesen zu sehen bekamen. Ueberall in der Nähe von Schafheerden streifen Coyotes oder Schakale herum. Sehr erfreut ritten wir über eine kleine Hügelreihe, welche die nordwestliche Gränze des Mal Pais ausmacht, und fanden, daß wir eine minder traurige Gegend betraten. Von dieser Hügelreihe bis zu El Ojo de Agua, einem einsamen Wirthshause, das seinen Namen einer in der Nähe entspringenden schönen Quelle verdankt, wurde die Gegend bedeutend besser. Einige Bäume und Haciendas mit kleinen bebauten Flecken umher unterbrachen die einförmige Aussicht; wir bemerkten einige große Schafheerden, auch Kühe und Pferde, und als wir uns dem Strom näherten, von dem diese Anzeichen der Fruchtbarkeit herrührten, fanden wir Enten und andere Wasservögel in großer Menge daselbst.

Von dem Hofe zu Ojo de Agua bietet sich eine merkwürdige Aussicht auf den Orizava dar. Der Berg liegt dem Thorweg, von welchem ein langer gewölbter Gang in den Patio führt, gerade gegenüber. Dieser Gang beschränkt die Aussicht auf eine solche Weise, daß das Auge ausschließlich auf dem Pic ruht, welcher, wenn man ihn so sieht, allein zu stehen scheint, abgelöst von der untern Hügelreihe. An einem hellen Tage ist die Wirkung in der That überraschend, da man wegen der reinen Atmosphäre den Umriß dieser ungeheuern Masse deutlich und scharf unterscheidet; ich halte es aber für sehr schwierig, diesen Effect auf das Papier zu bringen, um eine Idee von der Großartigkeit des Gegenstandes geben zu können. Wie es dann sich darbietet, ist es ein natürliches Gemälde, und ich zweifle, daß die Kunst ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen könne.

Die Gränzlinie zwischen den Staaten von Veracruz und La Puebla streift dicht an Ojo de Agua. Nachdem wir eine Stunde im Gasthause zugebracht hatten, setzten wir unsere Reise nach Nopaluca fort und bemerkten mit Vergnügen, so wie wir weiter vorrückten, daß uns mehrere kleine Pachthöfe sichere Anzeichen eines bessern Bodens gaben. Wir begegneten einer Schwadron Lanciers, deren Regiment zu La Puebla in Garnison lag. Die Leute waren ausgezeichnet gut beritten und equipirt, und einer der Officiere, Don Juan Gomez, ein junger Creole von feiner Sitte und angenehmer Unterhaltung, erfreute uns alle durch seine Gesellschaft während der ganzen übrigen Reise. Im Wirthshause von Ojo de Agua hatten sich hinreichende Vorräthe gefunden, um uns für unser schlechtes Frühstück zu entschädigen. Zu Santa Ana, einem zwei Stunden von Ojo de Agua entfernten Dorfe, empfing uns der Herr Pfarrer mit großer Höflichkeit; der alte Mann war uns in seinem Priestergewande entgegengekommen und erkundigte sich, wie und womit er uns dienen könne. Solche Freundlichkeit gegen Ketzer war zu merkwürdig, um nicht mit größter Dankbarkeit erwiedert zu werden, und wir verweilten eine Zeitlang bei gegenseitigen Complimenten, zur großen Zufriedenheit vieler Umstehenden, die uns sehr neugierig betrachteten.

Wir erreichten Nopaluca nicht vor der Dämmerung, und fanden daselbst vortreffliche Quartiere in dem Hause eines der Regidores der Stadt, Don Ramon Gonzalez, dessen Frau und drei Töchter beschäftigt waren, mit eigenen schönen Händen unser Abendessen zu bereiten. Das Aeußere der Stadt gefiel uns sehr, sie sah rein und hübsch aus; die Häuser sind zwar nur von Tapia oder gerammter Erde gebaut, aber die Mauern sind weiß angestrichen und so gut erhalten, daß nichts das demüthige Material, aus dem sie erbaut sind, verräth. Das Land rund um die Stadt ist durch eine Menge kleiner Einzäunungen getheilt, die dem Auge nach einer zweitägigen Reise durch die Wüste sehr wohl thaten. Sie zeigten Spuren von Fleiß, deren wir bis jetzt nur wenige gesehen hatten, denn in der Terra caliente hatten wir mehr die Güte der Natur als die Bemühungen der Einwohner zu bewundern Ursache gehabt. (Fortsetzung folgt.)

Das chinesische neue Jahr. Ein Schreiben aus Canton von einer der der französischen Gesandtschaft beigegebenen Personen vom 8 Februar enthält folgendes: „In diesem Augenblick feiert man hier das chinesische neue Jahr. Wir sind heute ins fünfundzwanzigste Regierungsjahr Tao Kwangs getreten. Die Festlichkeiten dauern fünfzehn Tage: man arbeitet nicht, brennt Petarden ab, streicht in den Straßen herum mit blumenbedeckten Baumzweigen in der Hand und schickt einander gebratene junge Schweine zum Geschenk. Hierin besteht die Festlichkeit. Die reichen Chinesen erneuern um diese Zeit ihr Mobiliar, und man kann die schönsten Sachen um geringen Preis kaufen.“ (Voleur vom 30 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1845.

Das Kriegsaufgebot in Schoa. *)

Da das Kriegswesen in Schoa ganz auf das Lehensverhältniß gebaut ist, so hat jeder Statthalter des Reichs seinen Truppentheil je nach der Größe seiner Lehensbesitzungen zu stellen, wobei seine Bauerschaft zu allen Zeiten zum Raubfehdezug bereit ist und von ihr erwartet wird, daß sie ihre Pferde, Waffen und nöthigen Lebensmittel ohne Bezahlung vom Staat mitbringt. Vierhundert Flintensoldaten, Eigenknechte des Königs, allein erhalten Sold, jeder nämlich im Jahr acht Stücke Salz, werth 1 Sh. 8 P. englisch Geld, zu der Nahrung und Kleidung, die jeder königliche Sklave bekommt. Wenig Kriegszucht findet sich bei dem solchergestalt zusammengesetzten Heere, dagegen gibt sich viel Tact in seiner innern Einrichtung und Vertheilung kund, indem in jenen Theil, der nicht aus den altangestammten Besitzungen gezogen ist, geringes Vertrauen gesetzt wird.

Von drei großen Heertheilen bestand der mittlere, der von Sr. Maj. selbst befehligt wird, aus den Luguamiotsch unter Aito Melku, dem Oberststallmeister, den Gesche Schakri oder Schildträgern und der Abtheilung des Erhebers der neu auferlegten Schatzung. Unmittelbar auf dem linken Flügel waren die Füsiliere Aito Katama's, des Oberbefehlshabers der Leibwache, hinter denen die Wozbitotsch oder königlichen Küchenweiber kamen; dann die Heerschaar Aito Gebra's, des Statthalters von Mentschar, und zum Beschluß die Abtheilungen von Schoa-Mida, von Morat und von Morabieti. Der aus Scharmuzirern bestehende Vortrab wird allezeit von dem Worari oder Großstatthalter der unterjochten Galla angeführt. Mit dem Abogaz Maretsch, der gegenwärtig diesen wichtigen Posten bekleidete, waren die erprobten Statthalter von Bulga, Kembibit, Gola und Utuba, deren Sonderhaufen Christen sind und die alle aus der Nachbarschaft gezogen werden, wo der Verkehr mit den Galla am häufigsten ist. Der dritte Heertheil oder die Nachhut wird vom Woko befehligt, einem General, der nach Gutfinden von einem der Sitze der sieben Statthaltereien im Norden, nämlich Giddem, Gesche, Anzotschia, Mans, Kas, Gabriel und Jsrata genommen wird, wobei aber nie die Wahl auf denselben Mann bei zwei Kriegszügen nach einander fällt.

Durch die unaufhörliche Handhabung seines Stabs wußte der Oberststallmeister mit dem Beistand der Schildträger die gehörige Entfernung zwischen dem Heere und der königlichen Person zu bewahren, sonst aber herrschte überall Verwirrung. Da und dort wurden Soldaten ohne Ordnung oder Zurechtstellung wie ein Knäuel zusammengeworfen, und da jeder Reiter seine Stelle in der Abtheilung, zu der er gehörte, nach Belieben sich aussuchte, so unterhielten sich ihrer viele damit, den Häslein nach dem Leben zu trachten, die mitten durch das Kriegsheer hin ausrissen und — o Wunder! — gar nicht selten mit heiler Haut unter dem Irrgewind zahlloser Hufe durchschossen.

*) Aus der demnächst im J. G. Cotta'schen Verlag erscheinenden Uebersetzung von „Harris Gesandtschaftsreise nach Schoa."

Zwei Schreiben an A. v. Humboldt über die kaspisch-uralische Senkung.

2. Zimmermanns Denkschrift über den untern Lauf des Oxus u. s. w.

(Schluß.)

Wichtiger beinahe noch als die Frage über die Ausmündung des Oxus in das kaspische Meer ist die Frage über den Lauf und die Mündung des Tedschen, bei den Alten Ochus genannt, und — wegen der Namensähnlichkeit — viel mit dem Oxus verwechselt. Merkwürdig ist es, daß die Alten schon sehr klar den Ochus und Oxus unterschieden, und daß die neuern diesen Unterschied erst wieder mühsam nachweisen müssen. Von den hier gerade von Osten nach Westen streichenden Paropamisaden — welchen Namen wir, weil er einmal an der Gegend haftet, dem Taurus-Namen vorziehen — zweigen sich einige Ketten gegen Nordwesten ab, werden immer niedriger und fallen allmählich in der Wüste ganz ab. Diesen Verzweigungen folgen einzelne Flüsse, von denen wir außer dem

Orus folgende nennen müssen: den Murgbab (Vogelfluß), welcher in nordwestlicher Richtung vor Merw vorbeiströmt und sich in einer noch nicht ermittelten, wahrscheinlich aber nach der Jahreszeit wechselnden Entfernung von dieser Stadt in einen Sumpf verliert; den Herirud, oder Fluß von Herat, der nach fast ostwestlichem Laufe an letzterer Stadt vorbei sich bei Ak Derbend (die weiße Veste) mit dem von Mesched kommenden Flusse (Mesched-Rud) verbindet, dann in plötzlich verändertem östlichen Laufe eine merkwürdige Gebirgssenkung durchbricht, um endlich in völlig nordwestlicher Richtung der Turkomanenwüste zuzufließen. Strabo sagt ganz bestimmt, daß sich der Ochus in das Hyrcanische (d. h. kaspische) Meer münde; Fraser, der in seinem Narrative of Khorasan die meisten und brauchbarsten Nachrichten über diese Gegend zusammengestellt hat, sagt eben so bestimmt, daß südlich von der Bay von Mangischlak kein Fluß in das kaspische Meer falle, denn die Karawanen, die von Astrabad nach Chiwa ziehen, träfen auf ihrem Wege kein fließendes Wasser. Es scheint demnach erwiesen, daß der Ochus oder Tedschend sich einst ins kaspische Meer ergossen habe, und daß dieß jetzt nicht mehr der Fall ist. Einige Reisende sprechen von einem Teschen- (oder Tedschend-?) See, in welchen der Tedschend seine durch das Thauen des Schnees in den Gebirgen angeschwellten Fluthen ergießen soll, und welche von der flußartigen Bucht, die den Namen Aktam Okos führt, nur etwa 20 geogr. Meilen entfernt sey. Möglich wäre es dennoch, daß der Tedschend bei besonders starker Anschwellung das kaspische Meer zuweilen noch jetzt erreichte, aber er muß es früher gewöhnlich erreicht haben, und es hat sich somit in diesem Lande eine bedeutende Veränderung ergeben, welche der Fruchtbarkeit desselben in hohem Grade nachtheilig war, und die Städte dieses weiten Landstrichs vernichtete; als völlige Terra incognita können wir das Land zwischen 38° bis 42° N. B. und 53 bis 58° O. L. v. P. bezeichnen, etwa die nordöstliche Ecke ausgenommen, wo Chiwa selbst liegt.

Die Frage: wie ist diese Veränderung, gewiß die größte in der historischen Zeit, vor sich gegangen? verdient ohne Zweifel alle Beachtung. Zimmermann spricht sich ziemlich unumwunden für das Vorrücken der Wüste durch den Sand aus. „Es gewährt, sagt er, die Untersuchung der Mündungen des Ochus, Orus und Jaxartes, welche einst vielleicht in weit näherem Zusammenhange sich durch einander verschränkten, der Wißbegierde vielfachen Reiz, weil man es hier mit wandernden Stromläufen in unterirdischem Seeboden, in der drängenden Wüste, wie es Ritter so schön sagt, zu thun habe. Diese Wüstenströme sind es, die, wie nach eigensinniger Laune, bald strömen bald sich verstecken, das Meer suchen oder Binnenseen bilden, Regen spenden, oder hartherzig die Aecker der Menschen verlassend, sich in der Luftspiegelung von fern wie neckend dem durstigen Wanderer zeigen, ihm barbarische Qualen bereitend." Die Wüste ist allerdings ein furchtbarer Feind, der, wo des Menschen eiserner Fleiß ihm nicht gegenübertritt, fortwährend um sich greift, und oft aller Anstrengungen spottet — eine Sache, wofür man nur das obere Nilthal als Beispiel anführen muß, denn auf dem linken Ufer finden sich zahllose Trümmer aus grauer Vorzeit, die der Wüstensand bereits ganz oder beinahe ganz bedeckt hat. Aber die späteren Griechen kannten noch, wie wir oben aus Strabo sahen, die Ausmündung des Ochus ins kaspische Meer, Chariśm war noch viel später ein blühendes Reich, und die meisten Trümmer, wovon uns die Karawanenführer erzählen, scheinen aus moslemitischer Zeit, der Orus floß noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts ins kaspische Meer, und die Ableitung desselben durch künstliche Mittel, falls nicht die Natur vorgearbeitet hatte, ist sehr problematisch. Wir müssen also wohl nach andern Ursachen zur Aushülfe uns umsehen, und hier liefert uns die geologische Beschaffenheit des Landes und der Umgebung die besten Materialien. Das schmale, flache, salzige Meer in der Nähe ist umgeben von erloschenen Gas- und Schlammvulcanen, von Schwefel- und Naphtalagern, kurz alles zeigt einen noch bis auf den heutigen Tag sehr thätigen Vulcanismus an. In der Mitte des Landes, an einem vertrockneten, Engiundsch genannten Flußbett, in welchem ehemals der Amu geflossen seyn soll, findet sich ein bedeutender Erdfall, und das Wasser im kaspischen Meer ist einem, wie es scheint, periodisch-wachsenden Steigen und Fallen ausgesetzt. Ist es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß die Ostküste des kaspischen Meeres, so gut wie einige Theile des südlichen Italiens abwechselnden Hebungen und Senkungen des Bodens unterworfen sind? Es bedurfte einer sehr geringen Hebung der Ostküste des kaspischen Meeres, um den Abfluß des Orus und des Tedschen dahin unmöglich zu machen. Wir werfen diese Vermuthung hin, bloß weil das Fortschreiten des Wüstensandes allein so große Folgen in so wenigen Jahrhunderten kaum haben konnte. Bestätigt sich die Nachricht, daß der Orus wieder nach Alt-Urgendsch hindrängt, so möchte wohl die früher aufsteigende Bewegung jetzt im Umkehren seyn, und dann auch der Tedschen oder Ochus wieder seine alte Bahn suchen.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

6. Gasthöfe und Kaffeehäuser.

Von den Gasthöfen in Ungarn kann man im allgemeinen sagen, daß sie besser sind, als wie man sich dieselben im Auslande vorstellt. Zwar lassen sie, besonders auf dem Lande, noch manches zu wünschen übrig, indeß ist ja dieß auch in Deutschland und vielen andern Ländern Europa's nicht besser. Man wird nicht gerade fehl gehen, wenn man aus dem Zustande und der Verbesserung der Gasthöfe in einem Lande auf den Grad seiner Civilisation und seines Fortganges in der geistigen Cultur im allgemeinen schließt. Nach diesem Schlusse aber hat Ungarn in den letzten beiden Decennien große Fortschritte gemacht. Früher bestand dort noch keine absolute Nothwendigkeit für Gasthöfe überhaupt, weil die große Hospitalität der Landeseinwohner sie überflüssig machte. Das ist gegenwärtig aber anders.

Gleich beim Eintritt in Ungarn, in Preßburg, findet man, obgleich da das deutsche Wesen noch völlig vorherrscht, doch

manches Eigenthümliche in den Gasthöfen, was man in Deutschland nicht trifft. So z. B. die Nachtfräulein, welche als eine besondere Classe von Reisenden ihre Zimmer bewohnen und sich den andern Gästen bemerkbar zu machen suchen, ohne daß dieß aber ins Obscöne geht. — Die Speisesäle und Kellner sind jedoch ganz wie in Wien.

Auf dem Lande trifft man in den Gasthöfen meistentheils Deutsche als Wirthe; in der Regel sind es solche, die als Fleischergesellen nach Ungarn wanderten, sich dort etwas erwarben und dann einen Gasthof pachteten. Es ist nämlich höchst selten, daß ein solcher das Eigenthum des Wirthes ist und sie sind überall ein Vorrecht des Grundherrn, der sie licitando und stets so hoch als es nur immer möglich ist, verpachtet. Die Einrichtung in denselben ist eben nicht opulent, indeß trifft man doch noch allenthalben ziemlich gute Betten darin. An stark besuchten Straßen sind sie meistentheils so groß, daß bis zu zehn und mehr Extrazimmer darin sind, so daß man, außer an den Pesther Märkten, wo auf allen Straßen ungewöhnlich viel gereist wird, immer sicher ist, ein Zimmer für sich allein zu bekommen. Die Küche in diesen Gasthöfen ist nicht gerade die schlechteste, nur behagt sie nicht jedem Fremden, weil sie, wie die ungarische überhaupt, sehr viel Fett verschwendet. Die Zeche steigt von Jahr zu Jahr und ist mitunter nicht viel niedriger, wie in den besten Gasthöfen großer Städte; die hohe Pacht, in welche man einander bei der Licitation jagt, macht, daß der Wirth auf diese Weise sein Bestehen zu sichern bemüht seyn muß. Die Bedienung in allen solchen Gasthöfen auf dem Lande und in den kleinen Städten wird mit wenigen Ausnahmen von männlichem Personale besorgt, und ist eben so wenig sehr gut als sehr schlecht zu nennen. Meistentheils sind es österreichische Kellner, die als nicht vorzügliche Subjecte ihr Vaterland verließen, um ihr Glück hier zu suchen. Man hat bei der Bezahlung der Rechnung auf seiner Hut zu seyn, daß man nicht bevortheilt wird, denn sehr gern versuchen dieß solche Kellner und entschuldigen sich, wenn man es rügt, mit einem Rechnungsfehler. Durch ganz Ungarn ist die Wiener Währung die gültige Valuta, und nur in Pesth hat man seit einigen Jahren in den großen Gasthöfen angefangen, die Rechnungen in Conventionsmünze zu stellen, wobei aber die Gäste eben nicht gewinnen, wie einfach daraus hervorgeht, daß man überall anstatt 6 kr. W. W. 3 kr. Conv. Münze setzt, was einen Unterschied von 20 Procent zum Nachtheile des Zahlers macht.

In Pesth sind in neuerer Zeit mehrere sehr große und großartige Gasthöfe errichtet worden, Häuser, in denen bis zu hundert Nummern von Fremdenzimmern, ohne die Speisesäle vorkommen. Zur Zeit der Märkte, viermal im Jahre sind sie alle übervoll besetzt, und da fast bei allen noch im Erdgeschoß ein großes Kaffeehaus ist, so kann man sich einen Begriff von der Großartigkeit eines solchen Geschäfts machen. Meistentheils speist man in allen diesen Gasthöfen nach der Karte, und erst nur einige haben angefangen, auch Table d'Hote zu geben. Von der Frequenz bei Tische mag man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß in einem der größten dieser Gasthöfe in zwei Sälen zur Zeit der Märkte stets weit über 100 Couverts servirt sind, daß man von 12 Uhr zu Mittag an zu speisen anfängt und dieß bis 3 Uhr fortsetzt, während welcher Zeit jeder Platz wenigstens dreimal besetzt wird, da sie während dieser Zeit stets alle immer voll sind.

Die Kaffeehäuser in Ungarn erfreuen sich überall und zu allen Zeiten eines sehr zahlreichen Besuches; in jedem derselben — und man findet deren fast in allen nur einigermaßen volkreichen Dörfern und Flecken — ist ein Billardzimmer, denn es ist dieß Spiel ein in Ungarn sehr beliebtes. Den Kaffee, welcher durch ganz Oesterreich und also auch durch Ungarn in allen Gasthöfen theuer ist, bekommt man in den Kaffeehäusern billig und zwar eine große Tasse zu 12 kr. W. W. dabei ist er rein, stark und gut. Für diese kleine Ausgabe hat man noch die Lectüre von einer Menge politischer und belletristischer Blätter, die überall aufgelegt sind. Nirgends fehlt die Augsburger Allgemeine Zeitung, und sie findet so starken Zuspruch, daß man oftmals lange warten muß, ehe man sie in die Hand bekommt.

Von allen Classen der Gesellschaft werden die Kaffeehäuser besucht, und es herrscht da vollkommene Freiheit und Gleichheit. Man muß erstaunen, welch eine Menge müssiger Menschen es zu allen Zeiten in Pesth gibt, da die Unzahl von diesen Häusern doch stets ihre Gäste hat. Auch selbst in den kleinen Landstädten ist dieß nicht viel anders.

Die Aures-Berge.

(Nouv. Ann. des Voyages. Mai 1845.)

Mit dem Namen Aures-Berge bezeichnet man ein Gebirge, dessen Hauptkette sich von Südost nach Nordwest hinzieht, und der großen Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere und der Sahara angehört. Der höchste Punkt ist der Schelliha, eine Hochfläche, von der die bedeutendsten Contreforts auslaufen. Die Abhänge dieses Gebirgslandes sind gegen Norden sehr zugänglich, aber gegen Süden fallen sie schroff und steil ab. Drei Hauptthäler bezeichnen die große Verbindungslinie durch das Aures-Gebirge: 1) das Thal des Wed Abdi, das von Osten nach Westen fließt und nordwestlich von Biskara in die Sahara fällt; hier wohnen die Uled Abdi; 2) das Thal des Wed-el-Abiadh, dessen Quelle am Fuße des Schelliha ist, und das nach einem ostwestlichen Laufe sein Gewässer nördlich von Sidiokba und etwas östlich von Biskara gleichfalls in die Sahara ergießt; hier wohnen die Uled Daud oder Tuaba; 3) das Thal des Wed-el-Kebar, der vom Schelliha gerade südlich fließt, mehrere Dörfer in der Sahara befruchtet und sich dann im Sande verliert; hier wohnen die Uled Mellul, Uled Mohammed, Beni Bu Suleiman auf dem rechten, die Amamra und Aschasch auf dem linken Ufer. Die Thäler des Wed Abdi und Wed Abiadh, obgleich einander sehr nahe, sind durch sehr hohe und steile Widerlager getrennt und nicht einmal der Infanterie zugänglich. Auch das Wed-el-Abiadh und Wed-el-Kebar sind durch bedeutende Bergmassen getrennt. Das ganze Land ist stark bewaldet und man trifft allenthalben und zu allen Jahreszeiten Wasser in Menge. Außer den Bewohnern der genannten Thäler findet man noch die Beni Udschana, Uled Zian, die Meschurasch

und die Menna. Alle zusammen können etwa 10,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter stellen, aber die meisten dieser Stämme sind Frankreich bereits unterworfen, namentlich diejenigen, die zeitweise nach den Ebenen wandern. Denn die Bevölkerung zerfällt in drei verschiedene Classen: 1) die ansässigen Bergbewohner, welche in Dörfern wohnen und nie sich von dem Berge entfernen; 2) die, welche weniger bleibende Dörfer haben und einen Theil des Jahres unter Zelten zubringen; endlich 3) die nomadische Bevölkerung, die immer unter Zelten lebt, und sich nur im Sommer während der großen Hitze den Bergen nähert. Die erstern bauen etwas Korn und besitzen einige wenige Heerden, denn ihre Gärten sind ihr Hauptreichthum; im Winter, wenn die Berge mit Schnee bedeckt sind, schicken sie ihre Heerden in die Ebene unter dem Schutz der ihnen verbundenen Stämme. Die Hirten bebauen den Boden im Gebirge und auf den Hochflächen, und besitzen zahlreiche Heerden, die ihnen in die Ebenen folgen. Die nomadische Bevölkerung ist sehr reich, und unterscheidet sich nicht wesentlich von den arabischen Stämmen der Ebenen.

Mexicanische Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Nopalucca nach Humantla führte uns durch große Korn- und Maisfelder, zwischen welchen sich Aloëpflanzungen befinden. Es war uns nicht möglich, den Bitten des Cura zu widerstehen, der uns einlud, vor seinem Hause abzusteigen. Die Bevölkerung von Humantla beläuft sich auf 4000 Seelen. Die Gegend ist herrlich; sie liegt am Fuße des Malinche, eines Berges, der die Vulcane von Mexico und Orizava verbindet und seine Umgebungen durch zahllose Waldbäche und Flüsse befruchtet. Von welcher Seite man den Malinche erblickt, seine Gestalt ist stets die eines Kegels. Auf seinem Abhange wächst der beste Weizen, den man im Staate La Puebla kennt, und weiter herunter, wo nur die Berge irgendwo die Bewässerung erleichtern, finden sich schöne ausgedehnte Maisfelder, die in einem guten Jahre 400 Fanegas Ertrag für eine Fanega Aussaat geben.

Wunderschön liegt die Hacienda von Acotlan. Der Balcon der großen Sala oder des Staatszimmers, in welchem wir logirten, gewährt eine Aussicht auf fünf Berge, von denen zwei 2000 Fuß höher als der höchste in Europa sind. Wir sahen den Orizava mit seinem Pic in Rosenfarbe, indem er die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zurückwarf; den Coffre de Perote schon halb in Dunkelheit begraben; den Malinche ganz in Schatten vor uns, und die beiden großen Vulcane, welche Mexico und la Puebla trennen, zeigten ihre von Lichtstrahlen beglänzten Schneegipfel. Wir alle bewunderten die prächtige Scene, als das Schweigen um uns her auf eine höchst unerwartete Weise unterbrochen wurde. Eine lange Reihe Indianer, die von der Tagesarbeit zurückkehrten, stellte sich vor dem Hause auf und begann das Ave Maria oder die Abendhymne zu singen. Die Melodie war einfach und manche Stimmen sehr gut; das Ganze machte wie der Schweizer Kuhreigen unter ähnlichen Umständen einen tiefen Eindruck.

Unser Wirth zu Acotlan war ein sehr achtungswerther Mann, von der Classe der Landeigenthümer, die ihr ganzes Leben damit beschäftigt sind, den Fleck, auf dem sie geboren wurden, zu bebauen und von Geschlecht zu Geschlecht ein Besitzthum hinterlassen, welches sie und ihre Kinder in Behaglichkeit und verhältnißmäßigem Ueberflusse erhält. Der wackere Mann empfing uns sehr gastfreundlich und ließ uns ein treffliches Abendbrod vorsetzen.

Nach der Hauptstadt des gesammten Staatenbundes ist La Puebla de los Angelos sowohl dem Umfang wie der Bevölkerung nach die erste Stadt der Union von Mexico. Sie enthält über 60,000 Einwohner und ist ein sehr wichtiger Platz, da sie der Sitz des reichsten Bischofs ist und die bedeutendsten Manufacturen enthält. Die Straßen sind, gleich denen von Mexico, rechtwinkelig, geräumig und luftig die Häuser sind niedrig, aber tief und mit großen Höfen versehen; die Zimmer sind größtentheils mit Porcellan gepflastert und mit Frescogemälden auf den mit Stucco verzierten Wänden geschmückt. Die Gegend umher ist reich, aber nackt, da sie fast gänzlich von Bäumen entblößt ist, mit Ausnahme des Pinal oder Fichtenwaldes, der sich von Nopalucca bis zu den Thoren von La Puebla erstreckt. Der Weg durch den Wald ist schlimm und in unruhigen Zeiten gefährlich, da er der Lieblingsaufenthalt von Banditen ist, von denen wir jedoch wegen unserer starken Escorte nichts zu befürchten hatten.

Wir besahen uns die berühmte Kathedrale von La Puebla, bei deren Erbauung die Engel selbst sollen geholfen haben. Wenigstens geht die Sage unter der indianischen Bevölkerung, so wie unter einem großen Theil der weiblichen spanischen Einwohner, daß während des Baues in jeder Nacht zwei Boten vom Himmel kamen und jedesmal eben so viel zu der Höhe hinzufügten als die gesammten Arbeiter am Tage aufgemauert hatten. Auf diese Weise und durch diese Hülfe wurde das Werk in unglaublich kurzer Zeit vollendet und die Stadt bekam ihren Namen La Puebla de los Angelos zur Erinnerung an dieses Wunder. Sey dem nun wie ihm wolle, die Kathedrale ist ein sehr schönes imposantes Gebäude und im Innern außerordentlich reich; die großen Leuchter, die Balustrade, die Lampen und aller Schmuck des Hauptaltars sind von massivem Silber und der Anblick dieser Pracht, in Verbindung mit den schönen Säulen aus einheimischem Marmor, welche das Dach stützen, macht wirklich einen herrlichen Eindruck. Man ließ uns jedoch nicht lange ungestört in der Betrachtung dieser Herrlichkeit, denn trotz der Gegenwart der Frau des Gouverneurs und mehrerer Adjutanten des Generals war die Kirche so schnell von Neugierigen, die noch nie Ingleses gesehen hatten, angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth durch eine Hinterthüre entwischten.

Dieser Dom von La Puebla gehört zu den schönsten und reichsten Kirchen auf Erden, der große Altar allein schon bildet einen herrlichen Tempel; die zahlreichen zierlichen Säulen mit mattvergoldeten Fußplatten und Capitälen, der herrliche silberne Altar, der mit kostbaren Gefäßen und Statuen bedeckt ist, machen einen gewaltigen Eindruck und erinnern an die Peterskirche in Rom. Dieser Theil der Kathedrale, der unter Leitung eines italienischen Künstlers aufgeführt wurde, hat eine halbe Million Piaster gekostet.

Sodann besuchten wir die Kirche des heiligen Philipp von Neri, die heilige Geistkirche, mit welcher das hübsche vormalige Jesuitencollegium verbunden war, die Kirchen und Klöster des heiligen Augustinus und Dominicus, beide groß und mit reichen Hauptaltären. Die kleine Kirche der heiligen Monica hat ein reichgeschmücktes Gewölbe und mit vortrefflichen Sculpturen gezierte Mauern; hier sieht man auch Gemälde von altspanischen Meistern.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1845.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Fünfter Brief.

St. Thomas, 20 Mai.

St. Thomas ist ein reizender Ort, an dem ich wohl länger leben möchte. Er verdankt seine Schönheit einigen großen Feuersbrünsten; Erdbeben sind nicht selten, wenn auch nicht stark, die Leute sind aber ganz merkwürdig ängstlich davor. Ich erwartete es von den kleinen Inseln, daß sie einen freundlichern Anblick gewähren müßten als die großen; die Bevölkerung eines so beschränkten Platzes geräth von selbst auf die Idee, das ganze Stückchen Land in einen Garten umzuwandeln, und so ist es hier. Man erblickt die Stadt sogleich bei der Einfahrt in die Bay, im Hintergrunde; die Bay wird von vorspringenden Hügelreihen gebildet, von denen die zur Linken durch einen schmalen Arm der See zur Insel gemacht ist. Großartig ist die Bay nicht, denn es schauen nur die Spitzen der Berge aus dem Wasser heraus, während die See den Fuß derselben bedeckt; läge das Inselchen 50 Fuß höher über dem Wasser, so würde es sich weit schöner ausnehmen. Diese Hügel, von oben bis unten bewachsen, geben ein gar friedliches, bescheidenes Aussehen; im Hintergrunde liegt die niedliche Stadt, sie erstreckt sich an der See in einer geraden Linie hin, während sie zugleich an drei Hügeln, die in vollkommener Symmetrie dahinter aufsteigen, sich regelmäßig heraufzieht; dahinter erhebt sich ein ziemlich hoher, kegelförmiger Berg. Die Stadt selbst ist, so weit sie in der Ebene liegt, sehr reinlich und regelmäßig gebaut, die Häuser sind von Stein und gar freundlich angestrichen, mit zierlichen Höfen umgeben; diese und die macadamisirten Straßen sind mit wahrhaft holländischer Sorgfalt gereinigt, und man kann dem Wunsche nicht widerstehen, das Ganze in ein Schächtelchen packen und nach Hause schicken zu können. Vortreffliche Wege führen aufs Land: der eine nach Westen, wo die üppigeren Plantagen liegen, geht mehr durch die Ebene, und gewährt dabei eine allerliebste Aussicht auf die Berge und die Nebenthäler; nach Osten zu ist es gebirgiger und steril. Ueberall erblickt man Ruinen von Befestigungen, die noch aus den Zeiten der Bucaniers herstammen; einige neuere Forts zeichnen sich mehr durch Zierlichkeit als durch furchtbares Aussehen aus. Wir wohnen dicht am Seeufer in einem Hotel, das für das beste in Westindien gilt, und welches eine schöne Aussicht auf Hafen und Bay gewährt. Dicht neben uns ist das Castell, ein ziemlich alterthümliches Gebäude, von welchem aus wir jeden Morgen um 5 Uhr und jeden Abend um 8 Uhr durch einen Kanonenschuß erschreckt werden. Noch ehe der Schuß verhallt ist, beginnt dann ein wüthender Trommelwirbel, der das Echo vorzustellen scheint. Von der Spitze des Forts weht die (dänische) rothe Flagge mit weißem Kreuze, eine der zierlichsten die es gibt.

Die dänische Regierung hat St. Thomas zum Freihafen gemacht und dadurch der kleinen, nicht sehr fruchtbaren Insel eine Wichtigkeit und Prosperität gegeben, bei der zwar sie selbst nichts, wohl aber ihre Unterthanen gewinnen. Handel und Schifffahrt sind sehr lebhaft, und wenn auch das goldene Zeitalter Westindiens verschwunden ist, so trägt doch das Ganze einen lebhaften Anstrich von Wohlhabenheit, der sehr wohl thut. Die Leute sind zufrieden, nur der Milizdienst, zu dem jeder Einwohner ohne Ausnahme — die Damen freilich nicht — verpflichtet ist, scheint sie sehr zu ennuyiren. Da die Regierung nur wenig reguläres Militär, gegenwärtig 40 Mann, unterhält, so ist die Miliz zum Festungsdienst, zu einzelnen Ehrenwachen und zur Erhaltung der Ruhe sehr in Anspruch genommen; alle 4 bis 6 Wochen muß der unglückliche Kaufmann sein Comptoir verlassen, die Muskete auf den Rücken nehmen und exerciren, noch obendrein nach dänischem Commando, das fast keiner versteht. Englisch ist die allgemeine Sprache, mit der man auch jedermann anredet, Französisch wird auch fast allgemein verstanden; selbst Deutsch verstehen sehr viele, die weder Deutsche noch Dänen sind; Dänisch ist bloß die officielle Sprache des „Dansk Amerikansk Gouvernementet."

Die Stadt heißt Charlotte Amalie, es nennt sie aber kein Mensch so: selbst mehrere Einwohner, die ich nach dem Namen befragte, wußten es nicht, man sagt schlechtweg St. Thomas.

Es herrscht an unserm Tische eine Sprachverwirrung, die wirklich beunruhigend ist, und an den Thurmbau zu Babel erinnert, von welchem Abraham a Sta Clara sagt: „Wenn der Meister Werksteine haben wollte, so gaben sie ihm Fische; forderte er einen Schnaps, so brachten sie Kalk." Heute früh wünschte ich etwas Huhn zu haben, worauf der Neger Roast-Beef brachte; als ich Kaffee verlangte, so reichte er mir gedämpfte Kartoffeln dar. Auch habe ich bei einem Spaziergang in der Stadt bemerkt, daß man in einem Laden, wo „Comestibbes" angezeigt sind, Dachziegeln verkaufte. Das sind besorgliche Ereignisse für unser Fortkommen in Amerika. Ob vielleicht irgend eine wilde Nation wirklich von Dachziegeln lebt? Das wäre doch sonderbar. Vielleicht im Schlaraffenlande, wo man die Dächer ja mit Pfannenkuchen deckt.

22 Mai. Da es uns vom Schicksal bestimmt war die Insel St. Croix oder Santa Cruz zu besuchen, so ließen wir uns durch die vielen Vorstellungen, die man uns von der Schönheit dieser Insel gemacht hat, erweichen und gingen vorgestern früh nach der „Politikammer", wo der „Politimester" uns einen Paß zum Besuch dieser kleinen Colonie ausstellte. Ich hörte bei dieser Gelegenheit zum erstenmale dänisch sprechen. Mit einiger Mühe übersetzten sie meinen französischen Paß in ihr angenehmes Idiom; als das Wort „Comte" mit dem dänischen „Greve" wiedergegeben wurde, sahen A.... und ich starr zur Erde, aus Furcht, daß unsere Blicke einander begegnen und ein unziemliches Lächeln hervorrufen möchten. Am Abend schifften wir uns dann in einem Schooner (zweimastiges Fahrzeug ohne Raaen mit Segeln) ein; das kleine Ding heißt Vigilant, war früher ein Caperschiff und ist in Amerika gebaut. Es ist das regelmäßige Paketboot zwischen beiden Inseln und ist wegen seiner Schnelligkeit berühmt; wir legten denn auch die Strecke von 70 englischen Meilen in 7½ Stunden zurück und landeten gestern früh um ½6 Uhr vor dem Städtchen Christianstad, der Hauptstadt der Insel St. Croix und am östlichen Ende derselben gelegen. Das war denn meine erste Reise in einem Segelfahrzeug, ausgenommen die ewig denkwürdige Fahrt nach Helgoland in einem jener remarkabeln Kähne, die Ihr aus eigener Anschauung kennt. Das Ding war auch verzweifelt klein und schaukelte tüchtig ohne uns jedoch krank zu machen. Ungefähr zwölf Passagiere sollten sich in die 8 vorhandenen Betten theilen. Das ging nun freilich so wenig, als man in dem Hedlischen Räthsel 5 Forellen in 3 Pfannen backen kann, so daß in jede Pfanne nur eine Forelle kommt. Wir wälzten uns daher bis Nachts 2 Uhr auf Deck herum, und erfreuten uns an dem prachtvollen Mondschein, der fast Tageshelle verbreitete. Zuletzt fanden sich doch noch zwei leere Betten, in welche wir einzogen; ich verbrachte den Rest der Nacht in Todesangst, aus meinem Bette durch das tolle Tanzen des Schiffchens herausgeschleudert zu werden. Unsere Passagiere bestanden aus einigen vernünftigen Leuten, 3 — 4 känguruartigen farbigen Weiblein aus St. Thomas, einer Katze und einem jungen Hunde! — Ein ganz freundlicher Ort ist Christianstad, es hat nicht die romantische Lage wie St. Thomas, ist aber ebenfalls sehr nett und reinlich, und die Häuser noch weit hübscher als auf jener Insel; sie sind meist von Stein und mit Arcaden versehen, das Gouvernementsgebäude ist wirklich schön, und außerdem sind noch einige andere bemerkenswerthe Gebäude da. Ein kleines Fort beschützt den Hafen, welcher einige große Schiffe enthält, die gerade jetzt den Zucker abzuholen kommen. Unsere Empfehlungsbriefe haben uns eine sehr angenehme Bekanntschaft verschafft, Major Kreutsch (er führt den seltsamen Namen Brandmajor, indem er dem Spritzenwesen vorgesetzt ist) von deutschen Eltern, der sich unser sehr annimmt.

Die Insel wird von einigen für die schönste Westindiens erklärt; ihre Scenerie ist durchaus nicht großartig, sie ist aber bis aufs kleinste Fleckchen cultivirt, obgleich sie wohl 20 engl. Meilen lang ist. Wir haben bis jetzt nur einige kleine Ausflüge 3 bis 4 Meilen weit gemacht, sie sind aber reichlich belohnend. Das Land ist hügelig, die höchsten Berge etwa 1000' hoch eine starke Stunde von der Stadt; die ganze Gegend ist von ausgezeichneten Landstraßen durchschnitten, welche von den Pflanzern unterhalten werden, an der Seite schöne Alleen von Cocos oder Königspalmen, welche allein der Umgebung ein exotisches Ansehen geben, denn das Ganze ist so vollkommen angebaut, daß man sich in die Wetterau oder die Bergstraß versetzt glaubt. Nahe der Stadt sind hübsche Gärten, dann kommen Grasgärten (ebenfalls etwas Fremdes in Amerika), dann die Zuckerplantagen, deren Grün das schönste Getreide oder Grasgrün übertrifft. Die Bäume sind im allgemeinen den europäischen aus der Entfernung gleich, nur die Palmen und hin und wieder ein großblätteriger Cactus mit rother Blüthe stören die Illusion. Gestern Abend hatten wir einen vorzüglich schönen Anblick, begünstigt von der hinter Wolken untergehenden Sonne. Ohne unser Auge zu blenden, beschien sie die ganze Ebene vor uns, wohl eine Meile weit, und das Meer dahinter, alles war in einen zauberischen Duft gehüllt, über dem sich die Wipfel der Palmen wie in der Luft schwebend deutlicher abzeichneten. Solche Blicke entsprechen den extravaganten Ideen, die man sich von tropischer Herrlichkeit und tropischer Beleuchtung insbesondere macht; im allgemeinen findet man aber so vieles, was tout comme chez nous ist, daß man sich seiner Phantasie manchmal ein bißchen schämt. So ist es namentlich mit den Bäumen, sie sehen gerade so aus wie die unsrigen, nur einzelne, z. B. der Mango, ist ausgezeichnet durch besonders schöne Formen und dichtes Laub; einen Baum, der unserer Eiche oder Buche gleich käme, gibt es kaum.

Folgende Geschichte, betreffend die spanische Kost, ist zu gräßlich, als daß sie nicht dem Abscheu aller Zeiten und dem Grausen des nachdenkenden Jahrhunderts preisgegeben werden müßte. Einer unserer Bekannten in St. Thomas war einst bei einem Spanier in Porto Rico zu Gast, der alles aufbot seinen Freund zu ehren, und ihm das Beste, was er hatte, vorsetzte. Aber der Arme saß bei Tische immer in stummer Verzweiflung da, fastete und störte nur zum Schein mit der Gabel in den Gerichten herum. Das merkte der Gastfreund, und sagte eines Tages: „Herr ich sehe, daß Euch unsere spa-

nische Kost nicht behagt; heute sollt Ihr indeß eine Speise vorgesetzt haben, die Euch sicher schmecken wird. Und man trug auf Stockfisch mit Oel, Knoblauch und Rosinen. Während der Wirth hastig die köstliche Speise verschlang, konnte sich der andere nicht anders helfen, als indem er Stück für Stück statt in den Mund unter den Tisch schob; der Wirth war zu sehr mit Essen beschäftigt, und sieben große Katzen, die eigens zu diesem Zwecke vorhanden zu seyn schienen, fraßen die Brocken unbemerkt auf. Sic hunc servavit Apollo.

Schon mehrmals hatten wir hier einen alten Mann bemerkt, der uns, wenn wir an seinem Hause vorbeigingen, mit seltsamer Freundlichkeit angrinzte; heute erschien er auf einmal in unserem Hause; er ist ein alter Deutscher, der sein Vaterland vor 50 Jahren verließ, vom Prediger zum Kürassier umsattelte, in Ost- und Westindien war, jetzt aber als pensionirter dänischer Kriegsrath hier lebt, und seiner Meinung nach in dem Genuß frischen Wassers eine Quelle langen Lebens gefunden hat. Frisches Wasser meint hier Cisternenwasser, doch das ist einerlei. Er wollte einmal wieder mit Deutschen verkehren, die ihr Vaterland erst kürzlich verlassen hatten; und die mögen auf dem wenig besuchten abgelegenen Inselchen selten seyn. Es ergab sich, daß er ein sehr verständiger, belesener, ja sogar gelehrter alter Mann ist, und wir haben eine große Freundschaft errichtet. So sind die Leute hier alle: sie tragen das Herz auf der Hand und nehmen Einen mit offenen Armen auf. — Heute besuchten wir auch den Generalgouverneur der dänischen Inseln, v. Scholten, einen alten interessanten Mann, der besonders über Sklavereiaffairen viel gedacht zu haben scheint. Er spricht geläufig deutsch, ist aber ein Däne. Unter ihm stehen die drei dänischen Inseln „St. Thomas, St. Croix og St. Jan."

(Schluß folgt.)

Etwas über die Champagne.

(Von einem englischen Reisenden. Athenäum 21 Jun.)

„Es gibt, glaube ich, in ganz Europa keine 100 Stunden so fortdauernd häßliches Land, als das zwischen Paris und Metz. Ein bloß einförmiges Land, das eine gränzenlose Ausdehnung zeigt, hat etwas Großartiges; durchzieht man aber ein solches Land mit einer geraden Straße und durchschneidet es in eine unendliche Menge viereckiger Stücke, so wird die Einwirkung auf das Auge unbeschreiblich unangenehm. Der Gewohnheitsgeist des Landvolks hat noch nicht die Sitte, sich in Dörfern zusammenzuschaaren, durchbrochen, und die Dörfer sind nichts als Häuserreihen am Wege, ohne alle ländliche Beigabe und ohne allen Versuch, sie herauszuputzen. Dieß sind die Nachtheile der Champagne, die aber durch große solide Vortheile aufgewogen werden. Armuth, wenn man unter dem Worte Mangel an Nahrung und an Erwerbsmitteln versteht, scheint hier gänzlich unbekannt, vielmehr fehlt es hier eher an Menschen und oft fällt es schwer Arbeiter zu bekommen. Fast die ganze Bauerschaft besitzt Grund und Boden, und da ihre Familien im Durchschnitt sehr klein sind, so finden sie hinreichende Beschäftigung auf ihren eigenen Aeckern und in ihren eigenen Wohnungen. Die Häßlichkeit des Landes ist nicht auffallender, als das gute Aussehen des Volks. Ich sah in drei Tagen in der Champagne mehr wohlgewachsene Männer und Frauen, als in so vielen Monaten. Ihre Art zu grüßen ist offen, heiter und gutmüthig. Bis Verdun, wo drei oder vier alte Leute am Gasthof bettelten, sah ich auch nicht Einen Bettler, zugleich aber auch nicht eine Person, die auf die Bezeichnung als Gentleman Anspruch hätte machen, noch ein Haus, einen Wagen oder sonstige Gegenstände, die einer solchen hätten gehören können, als in den Städten. Ob ein solcher Zustand der Gesellschaft gut ist oder nicht, darüber ließe sich viel streiten, ich erwähne hier nur die Thatsache."

Mexicanische Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Endlich besuchten wir das geistliche Zufluchtshaus, ein prachtvolles Gebäude, größer als irgend ein Palast in England; es hat bei weitem größere Einkünfte als irgend eine andere Wohlthätigkeitsanstalt in Europa. Es ward gegründet, um Personen beiderlei Geschlechts als Zufluchtsort zu dienen, welche sich in Abgeschiedenheit unter Nachdenken und Gebeten dem Gewühle der Welt entziehen wollten, um die Sacramente zu empfangen oder sich zu den Pflichten vorzubereiten, welche die katholische Kirche ihren Anhängern auferlegt. Hier kann jedermann, ohne irgend etwas bezahlen zu müssen, eine Woche lang sich aufhalten. Diese ganze Zeit über bleiben die Büßenden in ihren Zellen, ausgenommen die Zeit der Andacht in der Capelle und wenn gemeinschaftlich das Mahl eingenommen wird. Die langen Galerien, in welchen sie sich Bewegung machen dürfen, sind reich geziert mit silbernen und goldenen Crucifixen, und stehen in einem grellen Widerspruch mit den finstern Zellen, in welchen der Büßende die übrige Zeit zubringen muß. Mehr als tausend Personen machen jährlich von dieser frommen Stiftung Gebrauch.

Hinsichtlich der Form der Gebäude, hinsichtlich der Sitten und Bräuche, der Festtage und Belustigungen findet sich noch viel Mittelalterliches in La Puebla. Mit großem Pomp, mit aller Pracht des Katholicismus wird insbesondere das Frohnleichnamsfest begangen; an diesem Tage entfalten die Kirchen und Klöster von La Puebla alle ihre Herrlichkeit und fast die ganze Bevölkerung nimmt Theil an der großen Procession. Merkwürdig ist die gläubige Andacht, welche die Indianer bei Begehung dieses hohen Kirchenfestes an den Tag legen; aus den Enkeln heidnischer Ahnen sind die gläubigsten Katholiken geworden; ihren Herrn Pfarrer verehren sie wie einen Boten des Himmels.

Dermalen erscheinen in La Puebla drei Zeitungen und die junge Generation plaudert viel von Politik. Das Palafoxische Museum mit einer öffentlichen, besonders in den theologischen Wissenschaften sehr vollständigen Bibliothek ist eine der bedeutendsten Unterrichtsanstalten in Mexico. Ferner befindet sich hier der oberste Gerichtshof für die Staaten La Puebla, Veracruz und Oaxaca. Vom Staatscongreß war während meiner Anwesenheit in La Puebla ein Gesetz ausgegangen, vermöge dessen jeder Lepero, den man nackt oder bettelnd auf der Straße fand, gezwungen wurde, einen Monat lang in den Werken, welche die Regierung zur Verbesserung und Verschönerung der Stadt unternahm, zu arbeiten. Nach dieser Zeit wurde er freigelassen und mit einer anständigen Kleidung versehen; zugleich wurde ihm Beschäftigung angeboten, wenn er arbeiten wollte, und mit verdoppelter Strafe

gedroht, wenn er wieder auf seine schlechten Gewohnheiten verfiel. Dieses Gesetz, das sehr strenge befolgt wird, brachte eine wunderbare Wirkung hervor, und da man zugleich eine vortreffliche nächtliche Polizei damit in Verbindung setzte, so war La Puebla bald von den Herumstreichern befreit, von denen es vorher so sehr belästigt wurde. Unter der Volksmasse beginnen Ordnung und Anstand die Oberhand zu gewinnen.

Die Bewohner der Umgegend befassen sich lediglich mit dem Landbau, und die Ausfuhr von Weizen nach Oaxaca und Veracruz wird von Jahr zu Jahr bedeutender. Die vielen beladenen Maulthiere, denen man jederzeit vor den Thoren von La Puebla begegnet, bezeigen, daß der Handel wieder im Aufschwung begriffen ist.

Wir verließen La Puebla und übernachteten zu San Martin, indem wir den Weg über Cholula dahin einschlugen, um eine bessere Ansicht der berühmten altmexicanischen Pyramide zu gewinnen. Die Basis dieser Pyramide umfaßt ein Quadrat von 1773 Fuß und ihre Höhe beträgt 177 Fuß. Sie ist abgestumpft und die Eroberer haben auf der geräumigen Platform, in welche sie sich endigt, eine Capelle errichtet. Die ganze Masse ist aus abwechselnden Lagen von ungebrannten Backsteinen und Lehm gebildet und jetzt mit dickem Gesträuch, in welchem eine Menge Holztauben nisten, überwachsen. Die Structur dieses mexicanischen Heiligthums (Teocalli) hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tempel des Belus zu Babylon und den ägyptischen Pyramiden. Ohne Zweifel war dieses Monument einem religiösen Gegenstande gewidmet; da aber seine Erbauung den Tolteken zugeschrieben wird, einer Nation, welche den Azteken in ihren Auswanderungen nach dem Süden voranging, so lassen sich nur Muthmaßungen über die Beschaffenheit des Ritus, zu dem es bestimmt war, bilden. Vielleicht hat es zu Menschenopfern im Angesicht des versammelten Stammes oder zur Vertheidigung bei Ueberfällen gedient, vielleicht zu beiden zugleich, denn bei der Belagerung von Mexico wurde der hartnäckigste Widerstand in der Nachbarschaft des großen Tempels, der in der Form, wenn auch nicht im Umfange, den Teocallis von Cholula und Teotihuacan glich, geleistet, und die Priester feuerten von der Spitze desselben die Krieger, welche die große Treppe und die Platform vertheidigten, zur Tapferkeit an.

Die Aussicht auf der Pyramide von Cholula umfaßt die drei großen Vulcane und den Malinche nebst einer schön bebauten Gegend, welche den Zwischenraum deckt. Die Stadt Cholula liegt unmittelbar unter der Platform; sie ist zwar sehr reducirt im Verhältniß zu ihrer ehemaligen Größe, doch zeigt der Umfang der Plaza noch immer, welche Fläche sie ehemals bedeckte. Die Ebene rundumher ist außerordentlich fruchtbar, da durch die Nähe der großen Berge eine hinreichende Bewässerung erlangt werden kann; sie ist reich an Haciendas de trigo (Kornfeldern), die ungemein ergiebig sind.

Cholula, eine hübsche, freundliche Stadt, ist rings von angenehmen Agavepflanzungen umgeben. Zur Zeit der Eroberung stand sie in hoher Blüthe, hatte einen bedeutenden Umfang und war Hauptstadt einer Art von oligarchisch theokratischer Republik; sie war das Mekka von Anahuac, wohin aus fernen Gegenden die Völker zu den heiligen Stellen pilgerten. Hier lehrten die Priester und vollbrachten viele Wunder. Aber wie in allen heiligen Städten, fand man auch hier viele Bettler, eine Menschenclasse, die im übrigen Mexico nicht vorhanden war.

Die Stadt Cuernavaca ist an und für sich nicht sehr bedeutend und gewinnt nur Interesse durch den Reichthum des sie umgebenden Districts. Während der beiden Tage, die ich daselbst zubrachte, besuchte ich zwei Zuckerplantagen und eine Kaffeepflanzung von fünfzigtausend jungen Bäumen, welche sehr gut gediehen. Die Hitze, welche nach zehn Uhr sehr drückend wurde, hinderte mich größere Excursionen zu machen, obgleich die Schönheit der Gegend, die Fruchtbarkeit des Bodens und der Ueberfluß an Wildpret mich zu jeder andern Zeit dazu verleitet haben würden.

Die Bevölkerung des Thals von Cuernavaca trägt offenbare Spuren späterer Mischung mit afrikanischem Blute; die Hautfarbe ist dunkler und das den Abkömmlingen der Ureinwohner eigenthümliche Haar wird durch krause oder wollige Locken ersetzt. Die Männer sind von schöner starker Race, aber wild sowohl in ihrem Aeußern, wie in ihren Gewohnheiten. Sie ergötzen sich an brennenden Farben, wie an der geräuschvollen Musik der Neger, und bilden, von berauschenden Getränken und Tänzen erhitzt, einen höchst merkwürdigen Contrast zu den stillen, unterwürfigen Indianern des Flachlandes.

Yautepec ist eines der schönsten Dörfer, welche ich je gesehen habe. Der Reichthum der Einwohner besteht hauptsächlich in Orangenhainen, welche ihre Hütten und Häuser umgeben; sie versorgen Mexico und La Puebla mit dieser köstlichen Frucht. Ein klarer Bergstrom läuft mitten durch das Dorf, Segen und Fruchtbarkeit bringend nach beiden Seiten. Bei jeder Hütte ist ein Garten und das glänzende Weiß dieser Wohnungen sticht auf eine reizende Weise gegen das dunkle Grün der Orangenbäume ab. In den Umgebungen ist allenthalben herrliches, fruchtbares, von zahlreichen Waldbächen und kleinen Flüssen bewässertes Land, das bedeckt ist mit einer Menge Haciendas, von denen wir die von San Carlos, Santa Ines, Pantitlan und Casano besuchten.

Von Teotihuacan reisten wir nach Tezcuco, der frühern Residenz eines tributpflichtigen indianischen Fürsten, die aber jetzt ganz in Trümmern zerfallen ist; Spuren ihrer frühern Bedeutsamkeit zeigen sich noch in den Ueberbleibseln ihrer Festungswerke. Es findet sich hier auch eine merkwürdige Brücke in der Nähe der Stadt, welche, obgleich älter als die Zeit der Eroberung, doch noch vollkommen gut erhalten ist. Von der Hacienda von Chapingo aus, etwa eine halbe Lieue jenseits von Tezcuco, wo uns der Gutsbesitzer herzlich und gastfreundlich aufnahm, besuchten wir sowohl diese Brücke, die über den See von Tezcuco geschlagen ist, als auch das angebliche Bad des Montezuma; was dieses eigentlich gewesen sey, läßt sich schwer bestimmen; meiner Meinung nach diente es als Bassin für eine Quelle, die seitdem längst vertrocknete.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein assyrischer Cylinder von großer Schönheit wurde vor kurzem zu Opis gefunden; es ist ein Sechseck, 0,76 Metres lang und 0,48 M. im Umfang. Die sechs Seiten sind mit 510 etwa 4 Millimetres langen Zeilen Keilschrift bedeckt. Der französische Reisende Lottin de Laval, der mit einer archäologischen Mission in jenen Gegenden beauftragt ist, hat Abdrücke davon genommen und wird diese an das französische Institut senden. (Nouv. Ann. des Voyages. Mai.)

Das Wasser des Bahr el Azrek soll nach einem Schreiben A. d'Abbadie's (s. Nouv. Ann. des Voyages. Mai) ganz im Gegensatz mit dem Wasser Bahar el Abjad rein, gesund und viel schwerer seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1845.

Archäologische Reise nach Ninive.

Von Eug. Flandin. (Revue des deux mondes. 1 Julius.)

2. Skulptur.

Was bei den zu Khorsabad gemachten Entdeckungen am meisten Interesse erweckt, das ist ohne Widerspruch die Skulptur: die innern Wände und die Außenseite der Säle sind in wunderbarer Fülle mit Bildern geschmückt, die auf dem Stein ausgehauen sind. Könige und Wesire, Priester und Götterbilder, Eunuchen und Krieger, Kämpfe und Feste, alles ist da abgebildet: das Leben der Niniviten entrollt sich wundersam vor unsern Augen, von den religiösen Symbolen bis zu den Sitten des Hauses, von dem wilden Siegesfest bis zur Hinrichtung des Besiegten. Zwei Arten von Skulpturen schmücken die Mauern dieses Palastes, den die erstaunten Umwohner für eine Schöpfung des Satans halten. Ich habe früher bemerkt, daß die Verkleidung der dicken Backsteinmauern drei Metres Höhe hatte und aus aneinander gefügten, meist 2—3 Metres breiten Marmorplatten bestand. In mehrern Sälen sind diese Platten in zwei Zonen von je 1,20 Metres Höhe getheilt, auf denen eine bedeutende Menge Figuren ausgehauen sind, von denen die größten einen Metre Höhe haben. Beide Zonen sind durch einen Streifen von Keilinschriften getrennt. In andern Sälen und auf den äußern Façaden sind größere Figuren, welche die Marmorplatten von oben bis unten bedecken, und deren Relief, mit ihrer Größe in Verhältniß stehend, einige Centimetres hervortritt. Auf den Façaden sind unwandelbar geflügelte Personen mit hornartigen Mützen oder Sperberköpfen dargestellt, welche einen Fichtenzapfen in der rechten Hand halten, während von der linken ein Korb oder ein Wassereimer herabhängt. Sind dieß Gottheiten oder Priester mit dem Emblem des Gottes, dessen Dienste sie gewidmet sind? Letztere Ansicht scheint mir nicht sehr wahrscheinlich, denn alle Priester, die dem Dienst einer durch Hörner, Flügel oder einen Sperberkopf ausgezeichneten Gottheit geweiht sind, müßten dann diese Zeichen tragen, und die symbolischen Figuren, von denen hier die Rede ist, haben diese Eigenthümlichkeit nicht; sie sind übrigens sämmtlich von einer Person in menschlichen Formen begleitet, welche nach der wie zu religiöser Anbetung erhobenen Hand, nach dem Band um die Stirne und nach dem heiligen Bock, den sie opfern will zu schließen, den Priester darstellen muß. Diese Annahme wird durch den Umstand bestätigt, daß sich unter dem Boden des Palastes kleine ganz ähnliche Statuen fanden, die gewiß nichts anders als Gottheiten darstellen konnten. Ich komme später darauf zurück; es ist ziemlich schwer, den mystischen Sinn dieser Darstellungen zu enträthseln, was aber auch der wahre Charakter dieser Figuren seyn mag, immerhin muß man sie als religiöse Symbole ansehen.

Nach den Göttern und ihren Dienern kommt der König, der majestätisch vor seinem Wesir oder vielleicht dem Haupt der Magier herschreitet. Beide haben zum Zeichen des Eides und der Huldigung die Hand erhoben, eine durch lange Zeit geheiligte Bewegung, denn man findet sie noch auf den Denkmalen zur Zeit des Darius und Schapurs. Hinter dem König folgt, seinem Rang im Harem gemäß, unmittelbar der Eunuche mit dem Fliegenwedel in der Hand, und nach ihm kommen theils andere Eunuchen, theils Krieger mit langem Barte mit den Waffen des Königs, seinem Köcher voll Pfeile, seinem Bogen mit dem Schwanenhalse und seiner Keule mit dem dreifachen Löwenkopfe. Dann wächst die Procession durch eine große Zahl von Personen, welche dem Monarchen Wagen mit vier Pferden bringen, oder prächtige Throne, köstlich sculpirte Tafeln, oder Gefäße mit Löwenköpfen, Schläuche voll Gold oder Wein, kleine Städte, die sie auf der Hand tragen als Embleme derjenigen, welche den Waffen der Assyrier nicht widerstehen konnten und sich dem großen Reiche als tributpflichtig erkannten. Unter all diesen Personen ist der König durch sein kostbares Kleid bemerkenswerth. Dieß besteht aus einer Tunika mit kurzen Aermeln, deren unterer Theil mit Eicheln verziert ist; darüber ist ein prächtiger Mantel geworfen, dessen Grund, wenn man nach einigen aufgefundenen Farbenstückchen schließen darf, Purpur mit eingestreuten Goldrosetten war. Dieser Mantel ist mit zierlichen Franzen besetzt, welche sehr zu Gunsten des Geschmacks der Niniviten sprechen. Das Haupt des Monarchen schmückt eine hohe konische, zugespitzte, wahrschein-

lich gleichfalls mit vergoldeten Rosetten gezierte Mitra; an den Armen trägt er Armbänder und an den Füßen Sandalen; an seinem Gürtel hängt ein langes, gerades Schwert, dessen Klinge in einem Löwenrachen steckt, und dessen Scheide am Ende mit zwei kleinen liegenden Löwen geschmückt ist, die sich umarmt halten. Die Kleidung der Leute des Gefolgs ist einfacher, aber dennoch sehr zierlich; sie besteht aus langen, gleichfalls mit Eicheln und breiten Franzen gezierten Tunikas, Haare und Bart sind so sorgfältig geflochten und gelockt wie die des Königs, ein Beweis, daß die raffinirteste Koketterie und die kleinlichste Sorgfalt im Anzug am Hofe von Ninive zur Etikette gehörten. Diese Aufzüge, welche allegorische, der Herrschermacht dargebrachte Huldigungen sind, bedecken gegen 400 Metres und zieren die äußern Wände.

Indeß sind sie nicht die einzigen Zierden derselben, die großartigsten und imposantesten sind die riesenhaften geflügelten Stiere mit Menschenköpfen, die eine ungeheure Tiara tragen; sie zieren die Haupteingänge, sind gewöhnlich fünf Metres hoch und eben so lang. Ihre dicht mit Haaren bewachsene Brust, auf welche ein langer gelockter Bart herabfällt, steht um einen Metre über die Façade vor, die Leiber die in das Thor hineinreichen, bilden deren Seiten, während die Flügel, in prächtigen Fächern entrollt, bis ans Karnieß reichen. Dieses Stierbild hat denen zu Persepolis als Vorbild gedient, man findet ihn in der Mythologie der Perser unter dem Namen **Kajomars** oder **Ghilschah**, König der Erde, und er gilt als der fabelhafte Gründer des peischdadischen Herrschergeschlechts. Bei den meisten Völkern dieser Gegenden wird er als Emblem des Schöpfers betrachtet, und er entspricht dem Stier Nandi bei den Indiern, wie dem Apis bei den Aegyptiern. Nach gewissen, wie zur Einfügung ausgehöhlten Steinen, die man auf jeder Seite der großen äußeren Thore findet, scheint man zu den Füßen der Stiere, in den dazu hergerichteten Platten, einen kleinen Löwen eingefügt zu haben, der auf dem Rücken einen Ring trägt, durch den eine Kette ging, welche an einem entsprechenden, in die Mauer eingefügten Ring angehängt war. Dieser angekettete Löwe, zu den Füßen der majestätisch-gelagerten Stiere, deren entfaltete Flügel ihre freie Kraft bezeugen, hatte wohl eine mystische Bedeutung, was daraus sich zu ergeben scheint, daß auf den Sculpturen von Ninive der Löwe sich nie in Freiheit befindet. Abgesehen von der Rolle, die ihm an den Thoren angewiesen ist, findet er sich gewöhnlich als Zierrath an Vasen, Tischen, Armspangen oder Schwertern ebenfalls in einer Stellung, die auf Sklaverei deutet. Man hat nur einen einzigen der oben besprochenen Löwen gefunden: dieser ist in ganz erhabener Arbeit und aller Wahrscheinlichkeit nach aus gegossener Bronze. Die Stelle der andern läßt sich, wie gesagt, mit Sicherheit erkennen, aber sie sind verschwunden, wie alle andern metallenen Gegenstände, was auf eine durchgeführte Plünderung hinweist.

Im Innern und auf den Mauern der Säle finden sich zweierlei Arten von Badrelief: die großen sind, einige Abwechselungen abgerechnet, bloße Wiederholung derjenigen auf den Außenseiten, und die einzigen neuen Gegenstände, die sie darstellen sind Kniebeugungen gefesselter Gefangenen vor dem großen König, der sie vor seinen Augen die grausamsten Qualen erdulden läßt. Die Badreliefs in den beiden durch Streifen von Keilinschriften getrennten schmalen Zonen bieten eine größere Mannichfaltigkeit dar, Kämpfe mit Feinden von verschiedenem Stamme, wenn man nach der Verschiedenheit der Costüme urtheilen darf, so wie Erstürmungen von mehr als 20 Vesten, deren jede eine Inschrift hat, welche höchst wahrscheinlich ihren Namen aufbewahrt. Diese Bilder, wo die Kriegsmittel des Alterthums in allen ihren Einzelnheiten erscheinen, sind belebt durch Krieger, die zu Fuß oder zu Pferd, mit Lanze oder Schwert kämpfen, und ihre runden Schilde über den Kopf dem Feind entgegenhalten. Man sieht in erster Linie Schützen, die ihren Bogen spannen und ihre Pfeile abschießen hinter großen auf die Erde gesetzten Schilden, von denen sie völlig gedeckt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

23 Mai. Die Gastfreundschaft, die allerdings wohl eine angeborne Tugend der Menschheit ist, aber durch die Horden Fremder, durch Alltäglichkeit und Mißtrauen fast ausgerottet ist, scheint hier ungekränkt zu existiren. Gestern machten wir wieder eine neue Bekanntschaft, indem wir von einem Fremden besucht wurden, den A..... beim Papierkaufen in einem Laden kennen gelernt hatte. Er führte uns nach seinem Hause, stellte uns seiner liebenswürdigen jungen Frau vor, wir brachten den Abend bei ihm zu, und lernten durch diese Familie den Befehlshaber des Forts, Capitän Strangoard, kennen, einen sehr liebenswürdigen, gebildeten Mann, bei dem wir heute den Vormittag verlebten. Er zeigte uns das niedliche, zugleich aber stark befestigte Fort, das größte Interesse erregte mir indeß ein naturhistorisches Wunder — ein Zitteraal — dessen Beschreibung auch euch interessiren wird. Der Capitän hatte dieses Thier vor fünf Jahren aus einem südamerikanischen Schiff erhalten, gegenwärtig war es etwa 2½ Fuß lang, jedoch bedeutend dicker als ein Aal, indem es hinter dem Kopfe etwa 3 Zoll Durchmesser hatte. Es ist anzunehmen, daß er durch die Gefangenschaft bedeutend an seiner Kraft verloren hat, denn weder das Wasser, noch die Theile seines Körpers außer dem Hauptapparat seiner elektrischen Schläge waren elektrisch. Berührte man dagegen seinen Körper dicht hinter den Kiemen (wo er an beiden Seiten seltsam gefaltete flossenartige Auswüchse hat) und zwar an beiden Seiten zugleich, so empfand man einen elektrischen Schlag, dessen Empfindung jedoch nicht die eines einfachen Funkens, sondern eines sehr schwachen Schlags aus einer elektrischen Flasche war. Als ich ihn an denselben Theilen mit Metall berührte, empfand ich dieselbe Wirkung; sie war indeß so schwach, daß sie leicht in *majorem gloriam historiæ naturalis* zu ertragen

war. So weit meine Versuche heute; ich gedenke indeß mich noch einmal daran zu wagen, und einige weitere Experimente vorzunehmen.

Ein anderes Naturwunder sah ich gestern auf einer Plantage, einen Albino oder weißen Neger. Dieses Individuum, 24 Jahre alt, war der Sohn schwarzer Eltern und hatte mehrere schwarze Geschwister; seine Haut war ganz die eines Weißen, nicht gelb und einfarbig wie die der weißen Farbigen, sondern mit Abwechslung von Roth und Weiß, indessen an mehrern Stellen krankhaft. Seine Gesichtsbildung vollkommen negerartig, sein Haar weißlich blond aber ganz wollig; seine Augen röthlich braun, die Augenlieder zugekniffen, während sie beim Neger meist weit offen stehen, wahrscheinlich die Folge seiner sehr großen Empfindlichkeit gegen das Licht; er sieht bei Tage daher schlecht. Uebrigens soll er körperlich und geistig gesund und zur Arbeit ganz brauchbar seyn. Ich höre, daß sich noch ein ähnliches Individuum im Westen der Insel befindet.

25 Mai. Heute früh besuchten wir das Gefängniß. Es ist halbwegs in der Art der amerikanischen Penitentiaries gebaut, enthält kleine Zellen und einen großen Hof, der das lange schmale Gebäude umschließt; man scheint indeß kein besonderes System auszuführen, und in der That befinden sich auch augenblicklich nur sechs Gefangene darin, während Raum für 52 ist. Glückliche Insel! Die Aufgabe einer genügenden Ventilation, wie sie das Klima fordert, scheint sehr glücklich gelöst zu seyn. Schief angebrachte Mauerlücken, die den Blick nicht ins Freie dringen lassen, genügen vollkommen für Luft und Licht, und der Mittelgang ist ebenfalls luftig und hell und hat einen doppelten Luftzug, der Länge und der Breite nach. An einem Ende, so daß das Gefängniß ganz übersehen werden kann, ist die Wohnung des Vorstehers, am andern sind Krankenzimmer. Von den feinen amerikanischen Verbesserungen ist jedoch nichts zu sehen. Im allgemeinen scheint die ganze Regierung einen gewaltig friedlichen Gang zu gehen, und so braucht sie sich nicht viel mit Gefängnißwesen abzugeben; in St. Thomas, wo so viele Fremde, namentlich schwindelnde Yankees und viele Matrosen sind, ist die Regierung nicht so patriarchalisch; es passiren auch viele Verbrechen, selbst während unserer Anwesenheit wurde ein weißer Matrose von einem Neger erschlagen. Ersterer hatte jedoch die Hauptschuld.

Das Bild von St. Thomas auf dem Briefbogen, den ich zufällig aufgeklebt, ist nicht viel werth und zeigt namentlich nicht die pittoreske Lage von der Einfahrt des Hafens und die regelmäßige Bauart an den drei Hügeln. Recht seltsam nehmen sich die Windmühlen aus: sie dienen größtentheils um die Zuckerpressen in Bewegung zu setzen, da es an Bächen und Flüssen vollkommen mangelt, und die Ochsenmühlen (wie auf Cuba) bei dem Mangel an Weideplätzen und Viehfutter unpraktisch sind. Der Zuckertrag will indessen sehr wenig sagen, da der Boden von St. Thomas arm ist.

28 Mai. Unser Aufenthalt hier wird sich bis übermorgen verlängern, da wir lieber hier als in St. Thomas das Dampfschiff abwarten wollen. Die Leute sind hier wirklich zu liebenswürdig. Die Zuckerplantagen sind sehr schön; die ganze Insel von Ost bis West, wie wir sie gestern auf einer Excursion nach dem Westen haben kennen lernen, eine Reihe von reichen Zuckerfeldern; selbst die Hügel sind bis oben damit bedeckt. Die Mühlen werden bis auf einige Dampfmühlen vom Wind getrieben, sind aber im übrigen ganz denen in Cuba ähnlich. Die Bereitung des Zuckers scheint dagegen besser eingerichtet zu seyn; man gewinnt mehr Zucker, weniger Syrup, aber aus letzterem den köstlichen St. Croix Rum, der für den besten unter dem Mond gilt.

Man hat seit fünf bis sechs Jahren hier Schulen für die Negerkinder eingerichtet, acht an der Zahl, die der Colonie horrendes Geld kosten, aber doch nichts Gescheidtes zuwege bringen. Ich habe gestern eine besucht, in der an 50 affenartige Ungethümchen nach der Lancaster'schen Methode civilisirt wurden. Die Geduld und Manier des Lehrers, eines Farbigen, war bewunderungswürdig, aber sie schien doch an der Stupidität der Kinder zu scheitern. Das Gesetz will, daß alle Kinder von 4 bis 9 Jahren zur Schule wandern müssen.

Wir besuchten auch die Casernen, eingerichtet für 180 Mann, die aber auf den drei dänischen Inseln vertheilt sind, sehr luftig und hübsch und mit einem schönen Garten. Man ist hier sehr nachsichtig gegen das Militär, und gestattet ihnen sogar alle Sonnabend Abend Tanzmusik in der Caserne, zu der dann alle schwarzen und gelben Schönheiten der Stadt gelaufen kommen. Der Schooner geht heute Mittag und ich muß zum Ende eilen.

Mexicanische Reiseskizzen.

(Schluß.)

Chapingo ist eine der schönsten mexicanischen Haciendas. Dieses Haus wurde von den Jesuiten gebaut, denen die Besitzung ursprünglich zugehörte und bei der Auflösung dieser Gesellschaft von den Vorfahren des jetzigen Besitzers gekauft. Die Ländereien umher sind außerordentlich reich und es fehlt nicht an dem nöthigen Wasser zur Fruchtbarmachung. Die Nachbarschaft der Hauptstadt sichert einen guten Absatz, und dieß gibt den Ernten einen so bedeutenden Werth, daß die jährlichen Einkünfte dieser Besitzung selten weniger als 60,000 Dollars betragen. Die Kornböden sind herrlich gebaut, sind hoch, luftig und mit breiten flachen Steinen gepflastert. Chapingo liegt etwa neun Lieues von Mexico und fast eben so weit von San Juan de Huacan. Die Straße nach diesem Orte zieht sich zwischen dem See von Tezcuco und der Hügelreihe, welche die östliche Seite des Thales bildet; die nach der Hauptstadt läuft am südlichen Ende des Sees vorbei und verbindet sich mit der großen Straße nach La Puebla de los Angelos.

Das Becken von Tenochtitlan liegt auf dem Rücken der Cordilleren und die Oberfläche seines Bodens liegt, obschon es eine beträchtliche Einsenkung bildet, noch über 8000 Fuß über der Meeresfläche. Dieses Thalbecken wird in der Richtung von Norden nach Süden von fünf Seen durchzogen, dem Zumpango, San Christobal, dem Tezcuco, Xochimilco und Chalcoser, die ihre Namen von den gleichbenannten kleinen Städten an ihren Ufern haben; der größte ist der Tezcuco.

Diese Seen sind berühmt durch die Chinampas oder schwimmenden Gärten. Diese seltsame Erfindung der Azteken datirt aus dem 14ten Jahrhundert. Als die Spanier nach Mexico kamen, waren alle Seen mit solchen schwimmenden Gärten bedeckt; sie bestanden aus großen Flößen, die aus Röhricht, Binsen, Wurzeln und Strauchwerk gebildet und mit einer Lage Dammerde überdeckt waren. Auf manchen Chinampas steht auch eine Hütte für den wachthabenden Indianer. Schwimmende Chinampas findet man jetzt nur noch auf dem Chalco, dagegen gibt es gegenwärtig viele, die an einem bestimmten Orte befestigt sind, namentlich dem Canal entlang in dem sumpfigen Boden zwischen dem Chalco und Tezcuco, wo besonders Bohnen, kleine Erbsen, spanischer Pfeffer, Kartoffeln, Artischocken und anderes Gemüse gezogen wird, das man in Mexico auf dem Markt verkauft. Die Spazierfahrt auf einem Boote um die Chinampas herum ist eine der angenehmsten in den Umgebungen der Hauptstadt.

Die Tolteken und die Azteken wanderten von Norden nach Süden etwa zu der Zeit, in welche auch unsere Völkerwanderung fällt; merkwürdig ist, daß Schweden, Dänemark und Rußland noch vom Nebel tiefer Unwissenheit umzogen waren, als die Völker auf der Hochebene von Anahuac schon in der Civilisation bedeutende Fortschritte gemacht und unter den Nationen der neuen Welt die höchste Stufe eingenommen hatten. Bei ihnen war seit den ältesten Zeiten das Maguey-Papier im Gebrauche, während die Griechen und Römer, selbst in den Zeiten ihres höchsten Glanzes, sich nur sehr schwer Papyrus verschaffen konnten.

Häufig durchstreifte ich die nähern und fernern Umgebungen Mexico's und besuchte Chapeltepec, Tacubaja, Tlalpan und das Heiligthum unserer lieben Señora von Guadalupe. Chapeltepec ist ein isolirt stehender Felsen, auf dessen Gipfel Montezuma einen Palast hatte. Der Vicekönig Galvez ließ später hier ein Lustschloß für sich und seine Nachfolger bauen. Obgleich dieses Gebäude dem König von Spanien mehr als eine Million Franken gekostet hatte, so kam doch noch, ehe es im Innern ganz fertig war, von Madrid Befehl, es nicht zu vollenden, daher fällt es jetzt schon in Ruinen; in dem Garten stehen aber prachtvolle Bäume, und unter diesen Cypressen, die ein hohes Alter haben; man glaubt, sie seyen von den Königen aus der aztekischen Dynastie angepflanzt worden.

Tlalpan war vor der Revolution ein kleines Dorf mit etwa 300 Einwohnern und führte den Namen San Agostino de las Cuevas; die Stadt hat jetzt bereits 6000 Einwohner und eine Münze. Hier pflegen viele wohlhabende Bewohner der Hauptstadt während der heißen Jahreszeit zu wohnen, und zu Pfingsten strömen viele Menschen aus der ganzen Umgegend in Tlalpan, wo dann großer Markt ist, zusammen. Die Straßen und Plätze sind während des ganzen Marktes bei Tag wie bei Nacht von einer unzähligen Menge Menschen angefüllt, die ihr Lager unter Gottes freiem Himmel aufschlagen. Man findet Mundvorrath aller Art in eigens dazu errichteten Buden; Pferde und Maulthiere rasten in jeder Richtung rund um die Stadt; Hütten sind erbaut für die kurze Zeit, aus Laub oder Matten, und da eine Menge Blumen dabei verbraucht werden, gibt es nichts Bunteres als diesen Anblick. Niemand aus Mexico fehlt; wer nur einen Thaler zusammengespart, geborgt oder gebettelt hat, erscheint in Tlalpan. Die Häuser werden schon mehrere Monate vorher gemiethet für den Adel der Hauptstadt, der in vollem Glanze erscheint an der Seite der Damen. Unter diesen herrscht die Sitte, ihren Anzug vier- oder fünfmal am Tage zu wechseln; zuerst für die Morgenpromenade vor dem Frühstück, dann für den Hahnenkampf, der um zehn Uhr beginnt, darauf für das Mittagessen, nachher für den Calvario, wo sich meistens ein Kreis zum Tanzen bildet, und zuletzt für den großen Ball, der von acht bis zwölf Uhr dauert. Ungeheure Geldsummen werden im Laufe des Tages von den Männern gewonnen und verloren, sowohl durch Wetten auf ihre Hähne, wie auch an den Montetafeln, von denen sich fast in jedem Hause eine befindet. Es gibt Silbermontes für die niedern Classen, aber auf allen noblen Banken sieht man nur Gold und unter einer Dublone darf nicht gesetzt werden; fünfzig oder sechzig sind ein gewöhnlicher Satz auf eine Karte, und ich selbst habe 620 wagen und gewinnen sehen. Dennoch befindet sich die Bank sehr im Vortheil.

Abends wird der Hahnenkampfplatz gedielt und erleuchtet, die Bänke werden mit Kissen versehen und Spiegel an den hölzernen Pfeilern aufgehängt. Da der Giebel, der aus Schindeln besteht, mit grünen Büschen verdeckt wird, so bildet das Ganze einen hübschen runden Ballsaal, in welchem man zu gleicher Zeit die Elite und den Auswurf der mexicanischen Gesellschaft findet. Im Centrum werden jedoch nur elegant gekleidete Personen zugelassen; das Volk muß sich mit den höhern Bänken begnügen und übt hier das Recht der Galerie aus, indem es auf eine sehr laute Weise dieser oder jener Dame, deren Tanz das Glück hat ihm zu gefallen, seinen Beifall zuklatscht oder auch gelegentlich sich einen Lieblingstanz erbittet, worin man ihm nicht selten willfährig ist.

Das Zusammenkommen kleiner Gesellschaften, wie es bei uns gewöhnlich ist, kennt man in Mexico nicht; man nimmt gern Einladungen an, kann sich aber nicht von dem Gedanken losmachen, man dürfe alles nur sehr prächtig geben, und daher ist öftere Wiederholung nicht thunlich. In ihren Haciendas dagegen thun die Mexicaner der Gastfreundschaft keinen Zwang an.

Die mexicanischen Frauen lesen und schreiben nicht besser als die in Madrid. Der Spanier verlangt von der Spanierin so ungeheuer wenig, daß man von ihren Abkömmlingen nicht viel geistiges Uebergewicht erwarten kann. Indessen sind die Frauen im höchsten Grade freundlich und anspruchslos; früher rauchten sie stark; jetzt sind Cigarren von den öffentlichen Orten ganz verschwunden, und europäische Moden haben die auffallenden Farben verdrängt, wodurch früher die schönsten Frauen sich entstellten. Dem weiblichen Geschlecht wird in guten Gesellschaften mit großer Hochachtung begegnet, die altspanische Galanterie tritt noch überall hervor, jedoch mit einem freiern Tone gemischt. Uebrigens ist die Alameda von Mexico ein Ort, woselbst man interessante Beobachtungen machen kann.

Maschine zum Fabriciren lateinischer Verse. Ein Hr. Clarke von Bridgewater hat im ägyptischen Salon in Piccadilly eine Maschine zur Manufactur lateinischer Verse ausgestellt. Man behauptet sie habe ihm 15 Jahre Arbeit gekostet. Mehrere Blätter geben Proben, das Athenäum vom 21 Junius und der Voleur vom 5 Julius. Seit die Maschine im Gang ist, hat sie nie denselben Vers wiederholt, und da sie mehrere Millionen Aenderungen zuläßt, so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß der Fall so leicht komme. Viel Sinn, meint ein Blatt, sey freilich nicht immer darin, manchmal kämen aber doch durch diese „Versemaschine" recht artige Sachen zu Tage.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1845.

Saratoga.

(Nach James Brisset.)

Man stößt hier überall auf die freundlichen, aber doch anspruchsvollen Gesichter, wie sie die aufgeputzten Modenarren in allen Bädern, welche gerade beliebt sind, auf das langweiligste zur Schau zu tragen pflegen. Der benannte Ort ist eigentlich aus lauter Wirthshäusern zusammengesetzt. Saratoga gleicht allen Badeorten. Die Gastwirthschaften sind hier in einem großen Maßstabe angelegt; der, in welchem ich abstieg, konnte zweihundert Fremde aufnehmen.

Aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten ziehen Gäste hieher während der Sommermonate: so verlangt es die Mode; diese Reise gehört zum guten Ton. Die eigentliche Ursache, welche man aber nicht gerne eingesteht, liegt darin, daß das Klima in allen Städten längs dem atlantischen Meere von Neuyork an bis Neuorleans so ungesund ist, daß die Einwohner in den heißen Monaten beinahe gezwungen sind in Masse auszuwandern und sich auf einige Zeit in gesündere Gegenden zu flüchten. Wer sich nur losmachen kann, zieht gen Norden; einige machen Reisen über das Meer, andere bleiben am Niagara oder in Canada, der größte Theil aber versammelt sich in Saratoga.

Die ganze elegante Gesellschaft daselbst vereinigt sich zu den Mahlzeiten in einem ungeheuren Saale; nach Tische begeben sich die Männer auf die Balcone um zu rauchen, die Frauen aber beschäftigen sich mit Lesen, mit leichten Arbeiten oder zwingen einem schlechtgestimmten Clavier ein unangenehmes Geräusch ab, welches man Musik zu nennen beliebt. Jeden Tag ist Ball in einem der Hotels. Hier kann man Tänzer sehen, welche bei der Secte der Zitterer in die Schule gegangen zu seyn scheinen; sie verstehen die bewunderswürdigsten Kreuz- und Quersprünge selbst bei den Walzern und Quadrillen anzubringen.

Morgens geht jeder an die Quelle, um Sauerwasser zu trinken; es sind mehrere Brunnen vorhanden, die ganz verschiedene Eigenschaften haben sollen. Ich habe das Wasser von allen versucht, keines hat einen unangenehmen Geschmack und alle scheinen eine die Lebensthätigkeit erregende Eigenschaft zu haben; die Quelle Congreß wird für die vorzüglichste gehalten, man hat über sie ein schönes Gebäude aufgeführt; mehrere Kinder reichen den Gästen die Gläser mit dem Wasser des Heils und der Gesundheit; auch wird dieses in Flaschen gefüllt und nach allen Theilen der Union versendet. Nach meinem Geschmack hat es viel Aehnlichkeit mit dem von Selters.

Nach dem Frühstück begeben sich die Badegäste in ganzen Zügen an einen etwa eine Stunde entfernten See, um zu angeln; man hat dort ein überhangendes Gerüst angebracht, um den Fischfang zu erleichtern. Wie herrlich und laut konnte sich eine junge Frau oder ein alter Herr freuen, wenn sich ein auch nur fingerlanges Fischlein von ihnen fangen ließ; einige Leute waren unaufhörlich damit beschäftigt, die Angeln mit Köder zu versehen. Einige Tage kann man allerdings ganz angenehm in Saratoga zubringen.

Archäologische Reise nach Ninive.

2. Skulptur.

(Fortsetzung.)

Der König überschaut von seinem Wagen herab neun verschiedene Kämpfe, und fährt über Sterbende und Todte hin; diese letztern sind enthauptet, ein Beweis, daß der Gebrauch den Besiegten die Köpfe abzuschneiden von einigen Völkern lange vor den Moslems geübt wurde, die bekanntlich ihre Feinde enthaupten um sie der Hülfe des Engels zu berauben, der sie in den Himmel führen soll. Der Herrscher, welcher den Kampf leitet oder seine Gegner bedroht, ist stets von zwei Personen begleitet. Neben ihm ist der Wagenlenker vorgebeugt, um der galoppirenden Pferde völlig Meister zu seyn. Hinten ist der König, je nach dem er kämpft oder den Bogen abgelegt hat, durch zwei Schilde gedeckt, die ein Krieger hält, oder durch das alte Emblem der Herrschermacht, einen Sonnenschirm, beschattet, den ein Eunuche über seinem Kopfe hält. Unter den Kämpfenden, in deren Mitte der

assyrische Herrscher stets als Sieger erscheint, erkennt man leicht seine Feinde; ihre Kleidung ist anders als die der Truppen von Ninive; die einen tragen kürzere und anders geschnittene Tuniken, andere sind mit Thierfellen bedeckt; sie kämpfen mit verschieden gestalteten Waffen, ihre Schilde sind viereckig, ihr Kopf ist nicht mit einem Helm bedeckt, noch der Körper von einem Panzer umschlossen wie bei den ninivitischen Kriegern, ein Beweis, daß sie in der Civilisation minder vorgeschritten und ohne Zweifel auch minder kriegerisch sind, denn zu allen Zeiten haben kriegerische Völker sich mehr als andere mit Schutzwaffen versehen, ohne dabei die Angriffswaffen zu vernachlässigen. Unter den Streitenden erkennt man leicht eine Schaar Neger an ihren wolligen Haaren und dem fehlenden Bart. Diese Einzelnheiten sind werthvoll als geschichtlicher Nachweis, denn wenn man, was nicht wohl zu bezweifeln ist, annimmt, daß diese verschiedenartigen Kleidungen und Gesichtsschnitte verschiedenen Völkern angehören, so kann man sich eine Vorstellung machen von den Kriegen und Eroberungen dieses kriegerischen Fürsten, der von seinem Wagen herab einen so lebhaften Antheil an den Kämpfen nimmt. Im Studium dieser Skulpturen finden sich die Grundlagen zu einem Werke, welches Licht auf die Geschichte dieses Fürsten werfen muß und somit auch auf den Ursprung dieser Denkmäler, bis einst die Inschriften von den gelehrten Philologen übersetzt werden und die Richtigkeit der aus den Bildern gezogenen Schlüsse beweisen.

Wenn man diese ungeheuren Säle durchwandert, so sieht man mit Erstaunen in Stein ausgehauen, was unsere Zeit nur mit dem Pinsel auszuführen sucht, nämlich die Ueberlieferung der großen Thaten einer Nation an die Nachwelt. Nach den Kämpfen, den Erstürmungen und den Hinrichtungen kommen die Vergnügungen; man sieht die Krieger im Festkleid, Haare und Bart sorgfältig gelockt und parfumirt, an reich besetzten Tafeln einander gegenübersitzen, die Gläser erheben und trinken zur Ehre des Siegers. Die Tische sind von außerordentlich zierlicher Form, die Füße, als Löwentatzen auf Fichtenzapfen ruhend, sind sehr schön gezeichnet und mit einer Kunst ausgehauen, die eine ungemeine Zartheit des Meisels und Geschmacks verräth. Die Stühle sind nicht minder merkwürdig, und beweisen selbst in dieser Nachahmung, daß die Dreherkunst nicht unbekannt war. Die kleinen Stierköpfe von ausgesuchter Arbeit und Richtigkeit der Zeichnung, welche die Arme dieser lehnstuhlartigen Sessel zieren, so wie die Löwenköpfe, in welche die Trinkgefäße auslaufen, lassen mich vermuthen, daß diese Abbildungen nicht bloß das Erzeugniß der launenhaften Einbildungskraft eines Arbeiters waren, sondern Symbole, die eine religiöse oder politische Idee ausdrückten. Ich habe mitten unter den Trümmern kleine Stierköpfe von getriebenem Kupfer und vortrefflich eiselirt gefunden, in deren Innerem sich noch Reste von verfaultem Holz fanden, das zu ähnlichen Stühlen gehörte, wie die, welche auf den Basreliefs abgebildet sind.

Dieß ungeheure Fest, diese langen Reihen von Tafeln, an denen die, nach ihrer Kleidung und den sie bedienenden Eunuchen zu schließen, vornehmen Gäste saßen, mahnen an das unendliche Gastmahl von 120 Tagen, welches Ahasverus den Großen seines Reichs in seinem Palaste zu Susa gab. „Während dieses Mahles, heißt es im Buche Esther, befahl der König, den der Wein munter gemacht hatte, den sieben Eunuchen, die vor ihm dienten, die Königin Vasthi herbeizuführen, um ihre Schönheit vor den Herren seines Hofes sehen zu lassen.“ So ging es wahrscheinlich nicht im Palast von Ninive zu, denn hier sieht man nicht eine einzige weibliche Figur, außer unter den Gefangenen, und diese waren vermuthlich Mütter, die ihre gefangenen Kinder auf den Schultern trugen. Die Assyrier hielten wahrscheinlich, wie die neuen Orientalen, ihre Frauen versteckt, und zeigten die ihrer Feinde bloß, um ihnen eine weitere Schmach anzuthun.

Außer den Vergnügungen und den Freuden der Tafel sind auch Jagdscenen abgebildet, und die Wände eines ganzen Saales sind damit geschmückt. Auch hier sieht man den König in seinem Wagen, aber er sucht nicht mehr einen Feind, den sein königlicher Pfeil durchbohren könnte, sondern er hat eine Friedensblume in der Hand und ist von Herolden und Stabträgern umgeben, während seine Hofleute sich den Freuden der Jagd überlassen. Thiere aller Art fallen unter ihren Pfeilen, und dieß Wild ist so sorgfältig abgebildet, daß man das Rebhuhn, den Falken, den Fasanen und Hasen ganz leicht erkennt. Neben den Jägern, welche Vögel schießen, üben sich andere im Schießen nach der Scheibe, in deren Mitte ein Löwe oder eine Rosette abgemalt ist. Alle diese Figuren sind ausnehmend fein, und nach dem Talent zu schließen, mit dem sie ausgeführt sind, sollte man glauben, daß sie von dem geschicktesten ninivitischen Künstler herrühren, denn seine Hand erkennt man leicht in den Gegenständen, die am meisten Interesse darbieten, und die er sich ohne Zweifel vorbehalten hatte.

Auf den ersten Anblick scheint der Charakter der zahllosen Basreliefs, welche die Paläste von Khorsabad zieren, von den Skulpturen Aegyptens und Indiens nicht sonderlich sich zu unterscheiden, man findet selbst einige Aehnlichkeit mit den äginetischen und etruskischen Skulpturen, aber diese Verwandtschaft ist minder eine Folge des bei allen diesen Völkern gleichen ursprünglichen Zustandes der Civilisation, sondern hat ihren Grund in den unterscheidenden Zügen einer aus der Einbildungskraft und dem Instinct entsprungenen Kunst, die sich noch nicht durch Studium zur Vollkommenheit erhoben hat. Alle Figuren auf den Basreliefs von Indien und Aegypten, wie zu Khorsabad haben gewisse einzelne Schönheiten, mit denen das Steife der Stellungen und der Mangel an aller Perspective einen störenden Contrast bilden. Was auf den ersten Anblick als eine Art Familienähnlichkeit zwischen den Skulpturen der Indier, der Aegyptier, der ältern Griechen und der Niniviten auffällt, das sind einige analoge Symbole, eine große Einfachheit der Formen, verbunden mit einer eben so reichen als kleinlichen Ausschmückung, endlich eine ausnehmende, manchmal bis zur Trockenheit getriebene Reinheit der Umrisse. Wenn man die assyrische Kunst, wie die Nachgrabungen zu Khorsabad sie an den Tag gelegt haben, mit

der der Völker vergleicht, welche den Niniviten vorangingen oder unmittelbar folgten, so kann man sich meiner Ansicht nach überzeugen, daß die assyrische Kunst unendlich reicher ist als die oft groteske und ungeheuerliche indische, eben so fein, aber richtiger in allen anatomischen Einzelnheiten, wie die ägyptische, welche ihr im Studium der Natur weit nachsteht, und wenn man sich bis zu einer Vergleichung der Basreliefs zu Ninive nicht bloß mit den ältesten Werken Griechenlands, sondern auch mit denen des Parthenons versteigt, so wird man finden, daß namentlich in allen Scenen, welche denen des berühmten Frieses an diesem Tempel analog sind, der Meisel des ninivitischen Bildhauers nicht so tief unter dem des Phidias stand, daß ein Vergleich ganz unpassend wäre.

Wenn man an diesen zahllosen Basreliefs die eigenthümliche Kunst und den Geist der assyrischen Skulptur studirt hat, so bleibt noch eine merkwürdige Betrachtung übrig, nämlich die verschiedenen Menschenracen, welche in den Kriegsscenen und belagerten Vesten als Feinde der Assyrier dargestellt werden; es ist dieß das Mittel, um wenigstens mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, welcher Herrscher diese Paläste bauen konnte. Unter den Gegnern, welche der große König bekämpft und über die er zu triumphiren scheint, unterscheidet man drei oder vier verschiedene Völker; die einen, mit bloßem Kopfe und mit Thierfellen bekleidet, scheinen einer wenig civilisirten Nation anzugehören, auf der Höhe der Thürme, die sie vertheidigen, erheben sich Flammen, und sie scheinen mit ausgebreiteten Armen eine himmlische Macht anzurufen. Die abgebildete Vegetation erinnert an ein warmes Land, obwohl die Kleider dieser Krieger vermuthen lassen, daß sie mit Pelz sich decken mußten, um sich gegen das Unwetter eines wechselvollen Klima's zu schützen. Vielleicht darf man sie für ein Hirtenvolk nehmen, wie es die wahren Perser waren und noch sind, die Bewohner von Fars, woher Cyrus stammte, und die Meder, welche zwar mehreremal den Angriff der Assyrier zurückwiesen, endlich aber doch tributpflichtig wurden. Andere tragen Tunikas mit Kapuzen; am Fuße der Thürme, die sie vertheidigen, wachsen Bäume mit großen Blättern, ziemlich dem Bananenbaum ähnlich, und unmittelbar neben dem Bild, welches den Sturm auf diese Citadelle darstellt, sieht man eine Reihe von Gefangenen, die von assyrischen Wächtern ihrem Herrscher zugeführt werden. Dieser Zug bietet das Merkwürdige dar, daß einer der Gefangenen von einem Eunuchen begleitet ist, welcher einen Fliegenwedel über seinem Haupte hält. Der Eunuch ist augenscheinlich assyrisch nach seinem Costüm, seinen Waffen und dem kleinen Löwenkopf zu schließen, welcher den Stiel des Fliegenwedels ziert. Es ist zu bemerken, daß die Eunuchen im asiatischen Alterthum fast ausschließlich die Person des Herrsches umgaben, was durch die Bilder von Khorsabad bewiesen wird. Hier ist der König stets von Eunuchen umgeben, die an seiner Seite kämpfen, an der Spitze derer ziehen, die ihm Geschenke bringen, oder die Zurichtungen zum Feste leiten, und wenn man hinzufügt, daß der Fliegenwedel wie der Sonnenschirm eines der Attribute des Königthums ist, daß kein anderer als der König mit einem von beiden dargestellt wird, so ist man berechtigt, in dem fraglichen Gefangenen einen besiegten Fürsten zu sehen. Die heilige Schrift erzählt uns die Unfälle mehrerer Könige Judas, welche in die Sklaverei wandern mußten; so sah sich Hoseas, der das Joch der Assyrier abschütteln und sich von dem Tribut befreien wollte, in Samaria von Salmanassar belagert; er ward besiegt, mit Ketten beladen und in die Gefangenschaft geführt mit seinem Volke, das der Sieger in medischen, damals zum assyrischen Reich gehörigen Städten, zu Hala und Habor ansiedelte.

Der Saal, in welchem die Einfälle der Assyrier ins Land der Juden abgebildet sind, enthält noch andere Basreliefs, welche den Gedanken erwecken können, daß der Bildhauer auf die Eroberungen Salmanassars und Sanheribs anspielen wollte. Die heilige Schrift erzählt, daß der letztere Fürst den König Ezechias in Jerusalem belagerte und, als die Könige von Aegypten und Aethiopien, von Ezechias gerufen, zu seiner Hülfe herbeikamen, mit seiner siegreichen Armee nach Aegypten drang bis in die Gegenden des oberen Nils, wo er nach einander die Aethiopier und Nubier bekämpfte. Die Basreliefs stellen uns in der That Leute mit wolligem Haar und ohne Bart dar, kurz mit allen charakteristischen Zeichen der Negerrace, mit einem Costüm, wie es sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und bewaffnet mit den kurzen gebogenen Schwertern, deren sie sich noch jetzt bedienen. Unter diesen Kämpfern sieht man andere Gefangene, welche den König von Assyrien anflehen und durch Ketten gehalten sind, die an einem durch die Unterlippe gezogenen Ring hängen. Die heilige Schrift hat uns die Ueberlieferung dieses alten Gebrauchs aufbewahrt, und die Basreliefs von Ninive bezeugen die Genauigkeit der Stelle im Buch der Könige, wo Sanherib den König von Juda mit seinem Zorn bedroht, und sagt: „ich will dir einen Ring an die Nase und ein Gebiß in den Mund legen." Andere Kleidungen und unterscheidende Eigenthümlichkeiten können gleichfalls an die Eroberungen Salmanassars und seines Nachfolgers Sanherib erinnern, welche wiederholt Syrien, Phönicien und Judäa mit Krieg überzogen. Die heilige Schrift sagt, daß die Völker dieser Länder den Gebrauch der Wagen und Pferde nicht kannten; auf den Basreliefs, welche die Kämpfe mit Syrern oder Juden darzustellen scheinen, sieht man auch in der That weder Wagen noch Reiter, während auf denjenigen Bildern, wo man Meder oder Perser zu erkennen glaubt, Reiter zu sehen sind.

Befragt man die Geschichte, so erkennt man in Salmanassar und Sanherib die beiden kriegerischsten Fürsten der zweiten Epoche Ninive's. Tiglat Pilesar, den Ahas, König von Juda durch reiche Geschenke bewegt ihm zu helfen, machte sich Meister von Damaskus, Galiläa, und machte Israel tributpflichtig; aber diese Siege sind von geringem Belang, verglichen mit denen Salmanassars und namentlich Sanheribs. Die Eroberungen dieses letztern lassen alle Siege seiner Vorfahren weit hinter sich, und verdienten ohne Widerspruch weit mehr auf den Mauern des Palastes von Khorsabad nachgebildet zu werden. Auch der vierte König dieser zweiten Periode Ninive's

hat Ansprüche auf die Aufmerksamkeit der Nachwelt: er bemächtigte sich Babylons und vereinigte dessen Gebiet mit dem assyrischen Reiche; er nahm Syrien und Palästina wieder, welche das Joch abgeschüttelt hatten, schlug Manassé, König von Jerusalem, und führte ihn gefangen nach Babylon. Nebukadnezar I machte gleichfalls einige Eroberungen, er schlug die Meder und nahm Ecbatana; sein Heerführer Holophernes zog gegen Juda. Sein Nachfolger Saracus hinterließ nur seinen Namen und das Andenken der Verachtung, welche seine Trägheit und seine Laster dem Volk einflößten. Unter seiner Regierung wurde Ninive zum zweitenmal zerstört, und der neue Bund der von Cyaxares und Nabopolassar angeführten Meder und Babylonier entschied den Sturz dieses großen und mächtigen Reiches. Welchem von diesen Fürsten kann man nun die zu Khorsabad aufgefundenen Denkmäler zuschreiben? Das ist eine Frage, zu deren Erklärung die Abbildungen wenigstens einige Materialien an die Hand geben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Pyrenäen.

(Branche souvenirs d'un Touriste.)

Die reizende Lage, das herrliche Klima, die gesunde Luft und die billigen Lebensmittel machen Pau, dessen Einwohner gutmüthig und gesellig sind, zu einem für den Fremden sehr angenehmen Aufenthalt. Das alte Schloß war die Residenz der Könige von Navarra; in seinen Mauern erblickte Heinrich IV das Licht der Welt. Während der Revolution wurde dieses Schloß geplündert, das Hausgeräthe zertrümmert und die Tapeten abgerissen. Später wurde es als Staatsgefängniß und als Caserne für Invaliden benutzt. Während meiner Pyrenäenreise war es in den Händen der Tischler, Maurer und Zimmerleute, die seinem verwüsteten Zustande abhelfen sollten; aber auch wenn es wieder wohnlich seyn wird, wie zur Zeit der Johanna von Albret, die Gott täglich bat um einen Sohn, man wird immer nur zu den Fenstern eilen, um dem Pyrenäenblicke sich hinzugeben. Das Schloß ist von geringem Umfang und durchaus nicht regelmäßig zusammengestellt; architektonische Combination suche man hier nicht; das Schloß ist ganz und gar auf einen Abhang hingedrängt, wo man die entzückendste Aussicht auf die Gebirge hat. Die alte Brücke über die Schlucht war ehedem der einzige Zugang. Der schmale, ringsum zugestellte Hof empfängt ganz wie ein alter Burghof und zeigt niegends ein imponirendes einladendes Hauptportal.

Das von hohen Bergen zugestellte Becken von Luz hat vielleicht nur eine Lieue im Umfang, aber es ist angefüllt mit allem Reize der Pyrenäen; die dunkeln Farben glühen von den Kuppeln der Berge bis zur Buchsbaumhecke und dem wilden Safrangesträuch, die breitschattigen Maronen und Nußbäume und Ulmen gedeihen in aller Pracht.

Das Städtchen Luz ist an den Rigi der Pyrenäen gelehnt, an den Pic de Bergons, den man bis zur Spitze zu Pferde ersteigen kann. Hier genießt man die volle Uebersicht der Hauptspitzen, nach Süden der Pics in Spanien bis zum Mont perdu, nach Südwesten der Vignemale, nach Norden gegen die französische Fläche hin den Pic de Midi. Es ist wie ein Lanzenwald, wie treffend bemerkt wurde, hier in blaurothen Stahlspitzen flimmernd, wo der Granit nackt zu Tage liegt, dort, besonders von Spanien hin, in Silberspitzen ewigen Schnees. Immer wieder folgt der Blick jener langen Schlucht, die sich nach Gavarny hinanzieht, sich zum Circus aufbaut und wie von Himmelsfestungen gekrönt ist. An zahlreichen Abgründen und Wasserfällen vorüber reitet man hinauf im Thal von Gavarny drei Stunden lang, immer häuptlings bedroht von steilen Bergen. Darunter heißt noch heute einer der Visigoth, wohl zum Gedächtniß der Westgothen, die einst das Land erobert haben.

In der Wirthsstube von Gavarny begrüßten uns der spanische Feuerherd, das spanische Patois und der braune Pyrenäenmantel mit großer Capuze. Hier trifft man jederzeit spanische Basken, die nichts von französischer Sprache und Sitte wissen wollen. Sie tragen Sandalen und Gamaschen von behaartem Kalbsleder, die kurze Hose und Jacke von brauner Baumwolle und die gestrickte ebenfalls braune Mütze legt sich fest an die Ohren. Eine lange Flinte für gelegentliche Gemsjagd hängt dem Hochbasken stets auf der Schulter.

Lustig zogen wir in die frischen Berge hinein und unser fröhlicher Führer, der uns stets zurief, wir möchten keine Furcht haben, pfiff sein baskisches Lied. Links und rechts sah man die Felsthürme des Marboret. Weiter aufwärts erschienen braune Hämmel, die den Bergbewohner nähren und kleiden. Zwei spanische Hirten, in der malerischen Tracht von Aragon, lagen unter einem Felsen, der sie gegen den Regen schützte. Wir traten ein bei ihnen, um etwas Milch in ihrem Kessel heiß zu machen. Es ist noch französisches Erdreich, aber hier oben auf den Bergen macht man kein Eigenthumsrecht geltend, der Berghirt auf der Bresche ist über dem Gesetz. Bis der Schnee die letzten Halme bedeckt, bleibt er hier oben und holt sich nur zuweilen unten in Jorla ein Paar große Brode. Ist er ganz ausgehungert, so schlachtet er einen Hammel.

In einer Schlucht, die nach Spanien ausläuft, birgt das Ländchen Foix eine politische Merkwürdigkeit — die Republik Andorre. Glückliche Einsamkeit und Armuth eines Thals, nach dem weder in Madrid noch in Paris niemand gelüstet? Der geringe Unterricht, den der Hirt suchen kann, wird in der öffentlichen Schule jedes Kirchspiels umsonst ertheilt vom Vicar der Kirche. Künste und Luxus sind unbekannt, ja gefürchtet, die Sitten sind dieselben wie zu Karls des Großen Zeit. Wie bei den Beduinen ist das Haupt der Familie gebietender Patriarch. Wolle für Kleidung, Eisen für Geräth und Waffen und alle Nahrung haben sie hinreichend, Eisen verkaufen sie sogar nach Spanien. Auf den Höhen von Andorre entspringt der Arriege, der nordwärts hineilt nach der Garonne. Gelind sind die Strafen im Ländchen Andorre, einer Todesstrafe weiß sich niemand zu erinnern.

Ein Spitzbubenstreich eigener Art wird von den französischen Blättern (Constitut. 6 Jul.) erzählt. Eine Chasseurwache außerhalb Paris machte kürzlich die Runde, ausnahmsweise ohne Gewehre, und trifft zwei Leute an, die sich herumzerren. Man verhaftet sie, aber der eine zieht eine Karte heraus, legitimirt sich als Polizeiagent, der einen Trunkenbold verhaften wollte, hält der Wache einen Sermon über die rechte Art die Runde zu machen und — wird entlassen. Der andere, völlig betrunken, stammelt zwar heraus, der andere sey ein Spitzbube, der ihm, einem Schneider, für 80 Fr. Tuch gestohlen und durch seine Affiliirten weggeschickt habe, aber man achtet nicht auf die Stimme des Trunkenboldes und er kommt für die Nacht auf die Wache. Am andern Morgen klärte es sich auf, der Verhaftete war ein Schneider, den der angebliche Polizeiagent betrunken gemacht und dann bestohlen hatte, die Karte, welche er als angeblicher Polizeiagent bei sich trug, war falsch, und so hatte die geprellte Polizei den Bestohlenen eingesperrt und den Dieb laufen lassen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1845.

Die Eisenbahnverlegenheit in England.

Die Eisenbahnen, diese neue, erst in der Entwicklung begriffene Macht, scheinen den Regierungen, welche sich die Leitung derselben nicht ausschließlich vorbehalten, eine Verlegenheit um die andere zu bereiten. Man schreit über die Ausgaben für die Eisenbahnen, und warnt die Staaten sich nicht in diesen Schlund zu stürzen, ohne zu bedenken, daß man sich in einen noch viel tiefern Schlund stürzt, wenn man sie Privaten in die Hände gibt, und daß der Staat, wenn er nicht das Land auf eine verderbliche Weise ausbeuten lassen will, sich genöthigt sehen wird, die Eisenbahnen mit noch viel größern Kosten als die der Anlage, wieder an sich zu kaufen. Eine vorübergehende Finanzverlegenheit ist eine Kleinigkeit gegen tief einfressende staatsökonomische und politische Nachtheile. Doch dieß ist ein allgemeiner Satz, hier wollen wir nur eine einzelne Verlegenheit der englischen Regierung hervorheben, die augenscheinlich noch zu keinem festen Entschluß gekommen ist, was sie mit den Eisenbahnen und den bereits übermächtigen Compagnien anfangen soll. Es handelt sich dort für den Augenblick bloß um die Frage, ob die breite oder schmale Spurweite als Regel angenommen werden soll; über drei Viertheile aller englischen Eisenbahnen sind mit schmaler Spurweite gebaut, ein Viertheil mit weiter, die Ingenieure können sich über die Vortheile des einen oder andern Systems nicht vereinigen, die öffentliche Meinung aber scheint dem System der schmalen Spurweite den Vorzug zu geben. Die Frage kam in Form zweier streitenden Parteien zur Sprache, welche dieselbe Linie bauen wollten, die eine mit breiter, die andere mit schmaler Spurweite. Der Board of Trade hatte sich für die letztere, die Parlamentscommittee für die erstere ausgesprochen, und Peel sprach sich aus Consequenz für die Ansicht der Committee aus gegen die allgemeine Erwartung, ja man vermuthet sogar, er habe bei seinem Eintritt in die Sitzung für die schmale Spurweite sprechen wollen, was auch dadurch wahrscheinlich wird, daß ein anderer Regierungsbeamter, der vor ihm sprach, Sir G. Clerk, sich offen für die Ansicht des Board of Trade aussprach. Das Schwanken der Regierung ist augenfällig, und ward ihr von mehrern Seiten bitter vorgeworfen; darum willigte sie auch wohl in Cobdens Antrag *) eine Untersuchung über den Gegenstand anzuordnen und ein Mittel vorzuschlagen, eine Gleichförmigkeit der Spurweiten in ganz England und Schottland herbeizuführen. Man sieht hieraus, daß der Regierung die Entscheidung aufgedrungen wird; sie kann diesen wichtigen Gegenstand, der für den ganzen innern Verkehr Englands von so unermeßlicher Wichtigkeit ist, nicht in den Händen zweier sich bekämpfenden Capitalistenparteien lassen, die bereits angefangen haben, für und wider die breite oder schmale Spurweite Stimmen im Parlament anzuwerben. Die Befürchtung spricht sich laut aus, daß das Privatinteresse über das allgemeine Landesinteresse die Oberhand gewinnen möchte. Die Nützlichkeit einer völligen Gleichheit der Spurweite im ganzen Lande ist eine erwiesene Sache; wie es jetzt steht, ist vorauszusehen, daß das System der breiten Spurweite weichen muß, aber wie lange wird sich der Eigennutz einer solchen Aenderung entgegensetzen, und wer soll die Kosten tragen, der Staat oder die Privaten, die unter einem dahin zielenden Beschlusse des Staats leiden? Als eine Probe, wie man über Eisenbahnangelegenheiten zu denken anfängt, fügen wir aus einem, diesen Gegenstand behandelnden Artikel des Bankers Circular vom 27 Junius folgendes an: „Wir können uns nur einen zwingenden Grund denken, um diese zwei Systeme auch nur eine Stunde länger nebeneinander bestehen zu lassen, und die unvermeidliche Aenderung nicht alsbald vorzunehmen. Dieser Grund hat nichts mit der wissenschaftlichen Seite der Frage, nichts mit dem Transportwesen

*) Die Sache wurde von Cobden zuerst in der Sitzung vom 20 vorgebracht, aber so abrupt, daß sich viele Mitglieder bloß deßhalb gegen den Antrag erklärten; es ist aber so unumgänglich nöthig, über die Sache zu einer Entscheidung zu kommen, daß Cobden am 25 wieder mit demselben Antrag kam und ihn in Uebereinstimmung mit der Regierung durchsetzte. Nur ein Punkt wurde von dem Wortführer der Regierung, Sir G. Clerk, bekämpft, nämlich daß die Committee auch die Mittel berathen solle, eine Uebereinstimmung herbeizuführen. Dieß wird die Regierung nöthigen, einige Millionen zu opfern und sich bei den Eisenbahnen tiefer zu betheiligen, als sie bisher im Sinn hatte.

zu thun, sondern betrifft bloß die gierigen Speculationen der Eisenbahn-Magnaten. Wir wissen kein besseres Mittel, um zu verhindern, daß sich nicht ein gefährliches Monopol über das ganze Land ausbreite, als Compagnien, die sich nicht amalgamiren können. Es mag sehr wahr seyn, daß eine einzige große Compagnie die Sache sparsamer und zu größerem Vortheil für das Publicum einrichten kann, als viele kleine und schwache Compagnien, aber das Publicum hat keine Sicherheit; die jetzigen Directoren können sterben oder sich zurückziehen, wenn sie aus ihrem Monopol ein großes Vermögen aufgehäuft haben, und dann können gewissenlose, habsüchtige Menschen an ihre Stelle treten."

Ein Glück also — freilich ein bonheur allemand — findet man in England an den verschiedenen Spurweiten, daß sie das gänzliche Zusammenschmelzen des Eisenbahnwesens in einzelnen wenigen Händen, die dadurch eine unmäßige Macht erhalten würden, vorerst hindert. Sobald eine Gleichförmigkeit der Spurweiten vorhanden, — und ohne Zweifel wird die Gewalt der Umstände sie bald erzwingen, — dann werden die jetzigen vielen Eisenbahncompagnien schnell in Eine große zusammenfließen, welche das Monopol des Transports in der Hand hat und das Gesetz dictiren kann. Dann bleibt nichts mehr übrig als ein Gewaltstreich des Staats, um dieß Monopol zu brechen. Aber es sind allzu viele Leute betheiligt, daß dieser Gewaltstreich nicht erfolge, man wird also lange genug das Volk ausbeuten, ehe die Regierung es wagt, mit Entschlossenheit durchzugreifen; bis jetzt zeigt ihr ganzes Benehmen Unentschlossenheit, aber die Zeit wird kommen, wo die Regierung sich in allen ihren Bewegungen gehemmt sehen wird, wenn sie nicht die Ansprüche der Monopolisten befriedigt, und dann wird sich die unvermeidliche Nothwendigkeit einer Einschreitung von selbst aufdringen.

Archäologische Reise nach Ninive.

2. Skulptur.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Errichtung dieser Bauten in die erste Periode des assyrischen Reiches fällt, welche mit Sardanapal endigt, der bekanntlich durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen des Meders Arbaces und des Großpriesters und Befehlshabers von Babylon, Belesis oder Nabonassar, fiel. Diese erste Periode des Reiches zeigt, so viel wir wissen, keine so ruhmvollen Thaten, wie die, welche auf den Basreliefs von Khorsabad dargestellt sind, wenn man nicht allenfalls bis Ninus und Semiramis aufsteigen will, wo aber die historische Wahrheit unter dem Gewebe von Fabeln verschwindet. Erst nachdem der von dem Sohne des Belus gegründete Thron unter der Brandfackel Sardanapals zusammengebrochen, und für das wiedererstandene Ninive durch Tighlat Pilesar eine neue Zeit angebrochen, erst dann beginnt die Wahrheit sich aus ihrem Schleier loszuwickeln. Ein nicht unwichtiger Grund für die Annahme, daß die Erbauung des Palastes von Khorsabad in die zweite Epoche Ninive's falle, liegt in dem Bericht Diodors über die Einnahme von Ninive durch Arbaces und Belesis, wonach Kriegsmaschinen damals so unbekannt waren, daß es, um eine Bresche in die Wälle zu legen, einer Ueberschwemmung des Tigris bedurfte, die den verzweifelten Anstrengungen der Rebellen, welche schon seit zwei Jahren die Hauptstadt belagerten, zu Hülfe kam; dagegen spielen auf den Marmorplatten von Khorsabad die Sturmböcke in den Angriffen eine große Rolle. Wichtig erscheint ferner die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Skulpturen von Ninive und denen von Persepolis, die Uebereinstimmung in den an beiden Orten dargestellten Scenen, so wie im Detail der Kleidung und der Toilette der Perser und Assyrer. Persepolis datirt höchstens aus dem 5ten oder 6ten Jahrhundert vor Christus. Die erste Dynastie assyrischer Könige steigt ins 8te Jahrhundert und weiter hinauf, die zweite ins 7te. Wenn Ninive zwei blühende Epochen hatte, so ist wahrscheinlich, daß die Meder oder Perser, welche die Assyrier nachahmten, unter der materiellen Form der Sitten und Gebräuche oder unter den mystischen Symbolen der Religion die Erinnerung der ihnen der Zeit nach zunächst liegenden Civilisation bewahrten: sie mußten also von dem Ninive Salmanassars und Sanheribs entlehnen. Das alte Ninive, durch Arbaces und Belesis halb zerstört, mußte zum Theil verschwinden, und eine neue Stadt aus der Asche der alten emporsteigen.

Durchwandert man die ungeheure Ebene, welche sich von Mossul oder Neiniveh bis Khorsabad etwa vier Stunden lang erstreckt, so trifft man, wie ich schon bemerkte, zahlreiche Spuren von Bauten, und eine bedeutende Menge von Tumuli voller Stein- und Backsteinbruchstücke. Augenscheinlich haben Wohnungen, eine Stadt, dieß ungeheure Gebiet in einer einzigen oder in zwei verschiedenen Epochen eingenommen. Niemand kann behaupten, daß in der einen oder andern dieser Epochen Ninive diesen ganzen Raum ausgefüllt habe, aber es läßt sich vermuthen, weil im Orient in alten Zeiten, wie noch jetzt, zwischen der Oberfläche der Städte und ihrer Bevölkerung nicht dasselbe Verhältniß besteht, wie in Europa. In Asien haben die Häuser keine höhern Stockwerke, jede Familie hat ihr eigenes Haus, die Menschen sind nicht so übereinander gehäuft, wie in unsern Ländern, und eine sehr schwache Bevölkerung kann ein sehr großes Gebiet einnehmen. Uebrigens gab es in allen Zeiten im Innern der Städte freie Räume, Gärten, selbst Felder, und was wir jetzt Vorstädte nennen, bildete die Stadt selbst.

Man kann demnach wohl begreifen, daß Ninive diese Ausdehnung gehabt habe, besonders wenn man sich erinnert, was der Prophet Jonas darüber sagt. Wie dem aber auch seyn mag, ich halte es für sehr wahrscheinlich, und es geht aus vielen einzelnen sorgfältig beobachteten Thatsachen hervor, daß derjenige Theil des Gebiets von Neiniveh, welcher jetzt noch von einer Mauer umschlossen ist, welchen der Pflug verschont, und der nicht weniger als 5 bis 6000 Metres im Umfang hat, diejenige Stelle bildet, wo im Alterthum die Paläste, die Tempel und die Hauptgebäude standen, eben so wie heutigen Tages in der Türkei das Kaleh, im Persischen die Ark, d. h. die Citadelle

oder der befestigte Theil. Um diese Stelle her gruppiren sich die Wohnungen des Volkes und bilden eine Stadt, die keine Gränzen hat, und der man Häuser ohne Ende hinzufügen kann. Die großen Hügel von Neiniveh würden also die Stelle des alten Ninive, das mit Sardanapal unterging, bezeichnen. Man weiß, daß diese Stadt hart am Ufer des Tigris lag, und das Verschwinden eines Theils der Mauern längs dem Flusse bestätigt das, was die Geschichte von der Zerstörung der Wälle durch eine Anschwellung berichtet. Ich glaube aber auch, daß diese Zerstörung, die abergläubischen Ansichten der orientalischen Fürsten, welche zu allen Zeiten nur mit Widerstreben den Aufenthalt ihrer Vorfahren bewohnten, und die Eingebungen ihrer Eitelkeit, welche sie stets trieb neue Gebäude auszuführen, die Herrscher der zweiten assyrischen Epoche bewogen haben zu ihrem Aufenthaltsort eine Stelle zu wählen, wo sie gegen die Ueberschwemmungen sicher waren. Dieß würde die Lage der Gebäude von Khorsabad, vier Stunden vom Tigris erklären. Es ist sehr möglich, daß nach Verlegung der königlichen Residenz auch das Volk sich nach dieser Stelle zog, und daß Ninive, das sich anfangs im Süden von Mossul ausdehnte, sich nachher gegen Osten und Norden erweiterte. Dieß würde die Entfernung zwischen Khorsabad und Neiniveh minder auffallend erscheinen lassen.

Ich glaube deßhalb, daß die von Botta so glücklich aufgefundenen Paläste zur zweiten Epoche Ninive's gehörten, aber die Skulpturen, die den Palast zierten, dessen Ruinen die Hügelmassen von Neiniveh bilden, müssen ganz denselben Kunsttypus gezeigt haben, wie die zu Khorsabad, denn der Zeitraum, welcher die beiden Dynastien trennt, war zu kurz, als daß wesentliche Veränderungen in der assyrischen Civilisation vorgegangen seyn könnten, und die Menschen, welche dieser Civilisation einen so bewundernswerthen Aufschwung gegeben hatten, waren nicht verschwunden, und konnten ihren Geist und ihre Geschicklichkeit auf die neugegründeten Paläste übertragen.

Jetzt ist nur noch zu entscheiden, welchen Herrscher man als Gründer zu betrachten hat — eine schwierige Frage, deren Beantwortung sehr gewagt ist, namentlich den zahlreichen Inschriften gegenüber, deren Entzifferung unsern Philologen wohl noch gelingen wird, und die vielleicht meine Vermuthungen auf eine grausame Weise Lügen strafen. Bis dahin indeß muß man sich gedulden. Ich habe früher bemerkt, daß es fünf Fürsten sind, deren Eroberungen auf den Mauern von Khorsabad abgebildet werden konnten, nämlich Tighlat Pilesar, Salmanassar, Sanherib, Assarhaddon und Nebucadnezar I. Wenn man den ersten als den Wiederhersteller der assyrischen Dynastie annimmt, wie sein Beiname „der jüngere Ninus" anzudeuten scheint, so darf man auch glauben, daß das Reich unter seiner Regierung noch nicht sehr befestigt war, daß also Tighlat Pilesar sich nicht mit der Erbauung so prachtvoller Paläste abgeben konnte; auch hatten die Eroberungen dieses Fürsten keine solche Bedeutung, daß sie den Stolz, der sich auf den Marmortafeln von Khorsabad ausspricht, gerechtfertigt hätten. Salmanassar machte große Eroberungen und führte glänzende Kriege, aber er regierte nur 14 Jahre, und es ist schwer zu glauben, daß er in der kurzen Zeit, welche seine Kriege ihm übrig ließen, so bedeutende Monumente hätte ausführen können. Sanherib, in dessen Regierungszeit die meisten Kriegsthaten fallen und dessen Eroberungen sich am weitesten ausdehnten, bis zu den südlichen Gegenden des Nil, kann wohl für die zu Khorsabad ausgehauenen Bilder am meisten Stoff geliefert haben; auch die barbarischen Handlungen, die hier abgebildet sind, scheinen diesen Fürsten zu bezeichnen, denn die Geschichte erzählt mehrere Beispiele seiner Wildheit und seines Blutdurstes. Man hat somit beinahe ein Recht die zu Khorsabad abgebildeten Thaten als authentische Thatsachen aus dem Leben Sanheribs anzusehen; man sieht ihn, wie er hier unglücklichen Gefangenen mit eigener Hand die Augen aussticht, dort der qualvollen Hinrichtung eines andern beiwohnt. Die auf den Bildern als Feinde dargestellten Personen sind, so viel wir beurtheilen können, Meder, Perser, Syrer, Phönizier, Juden, Aegyptier und Nubier, mit denen er, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, in Kriege verwickelt war. Indeß ist zu bemerken, daß er der Geschichte zufolge den Thron nur sieben Jahre behauptete. Kaum war er nach der nothgedrungenen Aufhebung der Belagerung Jerusalems nach Ninive zurückgekehrt, als er zur Strafe für seine Verbrechen von seinen eigenen Söhnen ermordet wurde. Stets auf Eroberungen bedacht und fern von seiner Hauptstadt, konnte er den Bau solcher Denkmäler nicht leiten.

Die Ansicht, daß in diesen Skulpturen die Geschichte Sanheribs dargestellt sey, läßt sich mit der, daß die Bauten von Khorsabad doch einen andern Gründer haben, sehr wohl vereinigen. Der Sohn und Nachfolger Sanheribs, Assarhaddon, machte in Syrien und Judäa bedeutende Eroberungen, er benützte die Unordnungen eines Zwischenreichs, um Babylonien mit Ninive zu vereinigen, und auch er führte einen jüdischen König als Gefangenen heim. Es ist also wohl möglich, daß er seine eigenen Thaten mit denen seines Vaters verband und beide auf den Mauern seines Palastes abbilden ließ. Die Skulpturen von Khorsabad würden also die Reihenfolge der Siege dieser beiden Fürsten darstellen, und die Zeit, welche dem erstern fehlte, um so riesenhafte Arbeiten auszuführen, gestattete dem zweiten in seiner 39jährigen Regierung wohl, den Ruhm beider zu verherrlichen.

Man könnte ganz ähnliche Gründe zu Gunsten Nebukadnezars anführen, und in den abgebildeten Festungen diejenigen erblicken, welche er den Medern abnahm, deren Hauptstadt er im Laufe seiner Kriege belagerte und einnahm. Vielleicht ist auch diejenige Veste, auf deren Thürmen man Flammen erblickt, keine andere als Ecbatana, und eine der auf den Wänden des größten Saales abgebildeten Episoden scheint sich wirklich auf die Siege dieses Fürsten in Medien zu beziehen, die nämlich, wo von drei gefesselten Gefangenen der eine sich bittend vor dem König niederwirft, aber mit Speerstößen durchbohrt wird. Die Thatsache ist in der Geschichte aufgezeichnet, als einer der Züge grausamer Rache, welche Phraortes, König der Meder, gegen sich aufgereizt hatte. Die

Geschichte sagt auch, daß die Stadt Ecbatana geplündert und aller ihrer Zierrathen beraubt wurde; eine Plünderung ist auch wirklich dargestellt, und man sieht assyrische Krieger, die Schultern mit Beute beladen, die aus einem Tempel oder Palast herbeigeschleppt wird. Das Fest sogar, welches einen so großen Raum auf den Mauern von Khorsabad einnimmt, scheint die Ansicht zu bestätigen, daß Nebukadnezar der Gründer dieses Palastes ist, denn Herodot erzählt, daß der Sieger von Medien bei seiner Rückkehr nach Ninive vier Monate lang schwelgerischen Mahlzeiten und allen sinnlichen Vergnügungen fröhnte, an denen er alle, welche ihn auf seinem Zuge begleitet hatten, theilnehmen lassen wollte. Es ist auch sehr möglich, daß der Held, welcher allenthalben vor dem König kämpft, kein anderer ist, als sein Heerführer Holophernes, welcher später vor Betulia durch Judith fiel.

Ich muß noch einmal auf die Plünderung von Ecbatana zurückkommen, welche nach dem Basrelief und in Uebereinstimmung mit der Geschichte das seltsame Beispiel einer organisirten und mit einer in solchen Fällen sehr ungewöhnlichen Ordnung und Regelmäßigkeit geleiteten Plünderung darbietet. Man sieht einen der Eunuchen, vielleicht den Wesir des großen Königs, auf einem Schemel sitzen und die geraubten Gegenstände, welche die Krieger vor ihm vorüber tragen, aufschreiben; andere Krieger zertrümmern mit Axthieben eine kolossale Statue, deren Bruchstücke von zwei Eunuchen gewogen werden. Die Gegenstände, welche von den assyrischen Kriegern fortgetragen werden, so wie diejenigen, welche noch an den Mauern des zerstörten Tempels oder Palastes hängen, gleichen genau denen, welche man in den langen Processionen von Eunuchen und Wachen auf andern Basreliefs als Geschenke dem König entgegentragen sieht. Die Gefäße, die Lehnstühle, die Tische, welche bei den festlichen Scenen abgebildet sind, gleichen ebenfalls denen, welche man auf dem Bilde der Plünderung abgebildet sieht, vollkommen; es ist also wahrscheinlich, daß alle Gegenstände derselben Art, welche man dem Herrscher darbringt, nichts anderes sind, als die Beute aus einer genommenen Stadt, daß also die Darstellung vielleicht die Eroberung Ecbatana's verewigen sollte.

Nach allen diesen Bemerkungen scheint man also hinsichtlich des Ursprungs der Paläste von Khorsabad nur zwischen Assarhaddon und Nebukadnezar schwanken zu können. Um diese beiden Ansichten zu vereinigen, glaube ich noch etwas hinzufügen zu müssen, was nicht ohne Wichtigkeit ist, und auf den Plan der Bauwerke, so wie deren Umfang Bezug hat. Dieser Plan ist unregelmäßig und stellt sich im Ganzen unter der Form eines Rechtecks dar, dem ein zweites Viereck von kleinerm Umfang angehängt, das nach allen noch aufgefundenen Spuren sich nicht symmetrisch an das erste anzuschließen scheint. An der Stelle, wo das eine endigt und das andere beginnen sollte, fand ich Gebäude, deren Anordnung schwer zu enträthseln ist; diese Gebäude könnten die Vermuthung erwecken, daß das Ganze nicht auf einmal entworfen wurde, sondern daß man, als der eine Theil gebaut war, Zusätze machen wollte, die zu dem bereits Vorhandenen mehr oder minder gut paßten. Es wäre demnach möglich, daß der ursprüngliche Theil von Assarhaddon, die spätern Gebäude, welche am meisten vollständige Denkmäler lieferten, von Nebukadnezar I herrührten.

Diese Bemerkungen erscheinen vielleicht kleinlich, die Annahmen gewagt, indeß sind sie doch nicht so eitel, als man im ersten Augenblick glauben könnte, denn sie stützen sich auf eine gewissenhafte Untersuchung der zu Khorsabad aufgefundenen Skulpturen. Bis die Philologie die Inschriften erklärt hat, kann man einen der letzten Fürsten des zweiten assyrischen Reichs als Erbauer annehmen, und wenn man zwischen Assarhaddon und Nebukadnezar I wählt, so braucht man nicht über das Ende des 8ten Jahrhunderts v. Ch. hinaufzudringen. Dabei bleibt diesen Denkmälern noch immer ein ziemlich hohes Alter, und die Zeit ist auch der Epoche, wo Persepolis erbaut wurde, und den ersten griechischen Skulpturen nahe genug, um die auffallende Aehnlichkeit zwischen ninivitischer Kunst und der der Perser, Griechen und Etrusker zu erklären.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber Polygamie in Indien. In Calcutta hat sich eine Gesellschaft von Eingebornen vereinigt, welche Plane zur Verbesserung der Wohlfahrt des Volks zu discutiren beabsichtigt. Man sieht, die Sache ist so ziemlich nach englischem Zuschnitt. In neuester Zeit ward die Frage besprochen, ob die Polygamie der Hindus von Seite der gesetzgebenden Macht unterdrückt werden solle und ob dieß mit den Hinduschastras vereinbar sey. Diese gebieten weder, noch verbieten sie die Polygamie, und somit, meint man, würde ein Verbot der Regierung kein Hindugesetz verletzen, sondern im Gegentheil die Wohlfahrt des Volks im allgemeinen befördern. Viel ward gesprochen gegen die schlimmen Folgen der Polygamie, und die Gesellschaft scheint entschlossen ein allgemeines Verdammungsurtheil gegen dieselbe auszusprechen. Dagegen macht nun ein in Bengali geschriebenes Blatt, die Dyanodaya (s. Indian News vom 4 Jul.) nachstehende, wie uns scheint sehr sachgemäße Bemerkungen: „wir sind mit der brittisch-indischen Gesellschaft vollkommen einverstanden, daß die Polygamie eine sehr reichliche Quelle von Uebeln in diesem Lande ist, und doch halten wir es vielleicht für besser, den Gebrauch zu gestatten, als ihn mit Gewalt zu unterdrücken. Denn ein alsbaldiges, völliges Verbot könnte zu manchen Gewaltthaten und Verbrechen führen, viele arme Frauen, welche die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Ehemänner verlieren, würden vergiftet oder sonst heimlich aus dem Wege geräumt werden, um für eine zweite Frau Platz zu machen. Bei dem gegenwärtigen sittlichen Zustande des Landes würde, wie wir fürchten, ein Gesetz, das die Vielweiberei verbietet, weit mehr Uebles als Gutes stiften. Wie nach dem alten jüdischen Gesetz die Polygamie gestattet war, „wegen ihres Herzens Härtigkeit,“ so sollte es wohl auch bei den Hindus seyn, um größern Uebeln zuvorzukommen. Für jetzt sollte die brittisch-indische Gesellschaft nur auf das Moralischverwerfliche der Vielweiberei aufmerksam machen.“

Eine große Sprengung durch galvanische Entzündung der Ladungen wurde kürzlich zu London an einer gegen 5000 Fuß langen Steinbank im Themsebett mit Glück ausgeführt. (Shipp. Gaz. vom 5 Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1845.

Archäologische Reise nach Ninive.

2. Skulptur.

(Schluß.)

Ich habe oben bemerkt, daß über den mit Skulpturen bedeckten Marmorplatten, womit die Mauern von Khorsabad bekleidet sind, im Innern der Säle, wie an den äußern Façaden Friesen aus emaillirten Backsteinen vorhanden seyn mußten. Die meisten Bruchstücke, die man fand, zeigten auch deutliche Spuren von einem Schmelz, der durch den Brand, welcher das Gebäude verzehrte, erdig geworden war, von dem aber noch einige Theile sich in einem fast völlig verglasten Zustande befanden. Wenn wir auch nicht wissen, durch welches Verfahren die Niniviten diesen Schmelz erhielten, so ergab sich doch aus einer genauen Untersuchung der Bruchstücke folgendes: alle Backsteine, welche ein Gemälde oder einen ganzen Fries bilden sollten, mußten zuerst auf einer horizontalen Fläche so aufgestellt werden, daß sie wie auf der Mauer, wohin sie kommen sollten, vollkommen an einander paßten. So zeichnete und malte man auf die Backsteine die verschiedenen Gegenstände, welche sie darstellen sollten, brachte sie dann ins Feuer, um eine hinreichend dicke Schmelzlage zu erhalten und die Farben lebendiger zu machen, dann stellte man sie erst auf den Fries in die rechte Ordnung und bildete auf diese Weise große Mosaiks.

Nach dem zu schließen, was man in den Sälen fand, mußten die Zierrathen der innern Friesen mannichfaltiger seyn; sie bestanden gewöhnlich aus langen Streifen von Rosetten oder aus Guirlanden von entfalteten Lotusblumen, die mit Knöpfen derselben Blume abwechselten u. s. w. Für die äußern Façaden war die Anordnung verschieden und verwickelter: ich glaube, daß über den Mauern, oberhalb der langen Reihe von Gottheiten, Priestern oder Wachen ähnliche Zierrathen, wie im Innern, aber in größerem Maaßstab sich befanden, und wenn ich die Zahl der Schmelzbruchstücke und die vorgestellten Gegenstände in Betracht ziehe, die man vor den Haupteingängen an der Erde fand, so mußte der obere Theil der Thore mit Mosaiks geschmückt seyn, welche symbolische Gegenstände oder Triumphsceenen, begleitet von gleichfalls farbigen Inschriften darstellten. Der Umstand, daß man die Schmelzfabrication zu Ninive und gewiß auch zu Babylon kannte, erklärt die Stelle Herodots, wo er von Bildern im Palaste des Semiramis spricht, welche Jagden darstellen, wo die Vögel und andere Thiere gemalt waren.

Die Reisenden bewundern noch jetzt die zierlichen Kuppeln und Minarets von Bagdad und namentlich die in Persien. Diese Minarets sind ganz mit ähnlichen Mosaiks vom glänzendsten, solidesten Schmelz bedeckt. Diese Kunst der Emaillemalerei hat sich bei den Völkern, welche an die Stelle der alten Niniviten und Babylonier traten, fortgepflanzt, und die Araber, die Eroberer Centralasiens, brachten sie bis nach Afghanistan; so schmückt sie jetzt die schimmernden Moscheen von Ghisni und Isfahan, welche an die Stelle der Marmorpaläste und Marmortempel von Ecbatana und Persepolis getreten sind.

Wäre neben diesen glänzenden, mannichfaltigen Farben der Emaille nichts als der nackte, grauliche Stein gewesen, auf dem die Skulpturen sich befinden, so hätte das Auge schwer an den Contrast sich gewöhnt. Die ninivitischen Künstler wollten diesen Uebelstand vermeiden, und gaben sämmtlichen Basreliefs an den innern Sälen und an den äußern Façaden einen Ton ähnlich dem der Emaille. Dieß ergibt sich aus den zahlreichen Spuren von Farben an denjenigen Skulpturen, welche das Feuer nicht beschädigt hat. Diese Polychromie ist seit langer Zeit als den ägyptischen Denkmalen eigenthümlich anerkannt; berühmte Reisende haben die Sache nachgewiesen und merkwürdige Einzelnheiten darüber mitgetheilt. Die Farben, die man zu Khorsabad fand, scheinen dieselben, welche noch jetzt den ägyptischen Skulpturen so viel Lebhaftigkeit geben. Die Farbentöne sind nicht sehr mannichfaltig und beschränken sich auf blau, grün, roth, gelb und schwarz. Bekanntlich hat man seit einiger Zeit mit Glück nachgewiesen, daß die Polychromie auch bei den Griechen ein Hauptmittel war, um ihre architektonischen und Bildhauerarbeiten desto mehr zu heben.

Man sieht leicht die Gründe ein, welche abgesehen von einem besonderen Geschmack die Assyrier veranlassen konnten,

die Skulpturen ihrer Paläste und Tempel zu bemalen. Wir haben schon den schlechten Eindruck erwähnt, den der Contrast der Emaille und der graulichen, mit krystallisirten Theilchen untermischten Oberfläche des behauenen Steines hervorbringen mußte; schwerer zu begreifen ist aber, daß die Griechen, deren Denkmale sämmtlich aus dem schönsten Material, aus pentelischem oder parischem Marmor aufgeführt waren, sich entschließen konnten, die Werke ihrer geschickten Bildhauer unter Schichten von Blau und Roth zu verstecken, die doch in keiner Weise nöthig waren. Man muß demnach glauben, daß die Griechen mit ihrer Polychromie minder einem ihnen eigenthümlichen Geschmacke folgten, als einer im Orient angenommenen Verzierungsart: wie sie die andern Elemente ihrer Architektur und Skulptur der orientalischen Kunst entlehnt hatten, so auch dieses, und wenn sie solches gleich wesentlich modificirten, so kann man ihnen doch ohne Ungerechtigkeit die Ehre der ersten Entdeckung nicht zuschreiben. Doch, um auf Ninive zurückzukommen, so finde ich es nicht auffallend, daß man dasselbe System der Färbung annahm, wie in Aegypten; es ist dieß auch wieder eine Folge des Nachahmungsgeistes, dessen Einfluß sich in allen großen, von den Assyriern ausgeführten Gebäuden kund gibt. Ob die Mauern ganz oder nur zum Theil, nämlich die Figuren, colorirt waren, will ich nicht mit Sicherheit behaupten; das erstere ist aber wahrscheinlicher, denn man findet an Stellen, die vom Brand weniger gelitten hatten, noch Spuren einer leichten Ockerfärbung auf dem glatten Steine, und auch die Gesichter, so wie die nackten Stellen der Glieder scheinen diesen Ton, indeß ziemlich schwach, gehabt zu haben. Besonders auffallend ist, daß Augäpfel und Augenbrauen mit sehr lebhaftem Schwarz gemalt waren, denn dieß läßt schließen, daß die Sitte, sich die Augenränder zu bemalen, schon im alten Orient, wie noch jetzt, üblich war. Herodot spricht von dem Bestreben der Meder, in ihren Gewohnheiten die Assyrier nachzuahmen, von denen sie die langen Gewänder und die Sitte, sich die Haare, den Bart oder die Augen zu färben, angenommen hätten. Unter den Bruchstücken, welche für das Museum in Paris bestimmt sind, finden sich einige Platten mit merkwürdigen Spuren dieser im orientalischen Alterthum allgemeinen Polychromie, über welche die alten Archäologen in großem Irrthum befangen waren, weil die Römer bei aller Nachahmung griechischer Architektur doch diese Sitte nie nachahmen wollten.

Die Skulpturen von Khorsabad sind, wie oben bemerkt, von langen Inschriftenstreifen begleitet. In den Sälen, wo die Basreliefs in zwei Reihen sind, steht unwandelbar zwischen diesen ein Streifen von sehr sorgfältig vertieft ausgehauenen Keilinschriften, und zwar auf jeder einzelnen Platte mit einem Rahmen umzogen, so daß man sagen kann, jede dieser Platten habe ihre Inschrift. Die Zahl der Linien auf jeder Platte ist in einem und demselben Saal unwandelbar gleich, und wechselt nur von einem Saal zum andern, von 13 zu 17 und 20 Linien. In denjenigen Sälen, wo die Figuren groß sind und die ganze Mauer von oben bis unten bedecken, sind die Inschriften auf den Grund selbst eingegraben und erstrecken sich auf den untern Theil der Kleidungen, die eine gleichförmige Oberfläche darbieten; die Zahl der Linien ist dann unbestimmt. Auffallend ist, daß keine Platte an den äußeren Façaden, welcher Gegenstand auch darauf abgebildet seyn mag, eine Inschrift trägt. Es scheint fast, als habe man diese mystischen oder historischen Inschriften den Blicken der Menge entziehen wollen, denn außer den die Skulpturen begleitenden Inschriften, die also den Blicken offen stehen, hat noch jede Platte einen Inschriftstreifen hinten nach der Mauer zu, so daß man ihn gar nicht sehen kann. Man darf indeß nicht glauben, daß diese Platten schon zu einem früheren Gebäude gehört hätten, denn die Art, wie die Linien gezogen sind, beweist augenscheinlich, daß sie mit Absicht auf die Kehrseite der Basreliefs geschrieben wurden, um so aufgestellt zu werden, wie wir sie fanden. Die Rückseite dieser Platten ist nämlich rauh, trägt noch die Spuren des Meisels, und nur die Mitte zeigt eine polirte, etwas hohle Oberfläche, auf der die Inschriften weit nachlässiger als auf der Vorderseite eingegraben sind. Was vollends den Beweis gibt, daß diese Inschriften nicht gesehen werden sollten, ist der Umstand, daß alle Ecken der Säle, wie früher bemerkt, aus einem einzigen viereckigbehauenen Stein bestehen, auf dessen Rückseite die Linien gleichfalls um die auswärtsstehende Ecke herumlaufen. Diese seltsamen Inschriften enthielten aller Wahrscheinlichkeit nach religiöse Texte, welche in jenen Zeiten, wo die Religion sich in den Schleier des Geheimnisses hüllte, absichtlich und vielleicht als Talismane, eben so wie die unter dem Boden vergrabenen Götterbilder, hinter die zur Verkleidung der Mauern dienenden Marmorplatten gesetzt wurden. Uebrigens ist diese Eigenthümlichkeit nicht auffallender, als die bei den in die Mauer eingefügten Backsteinen, welche gleichfalls kleine Inschriften haben, die man, da die Steine flach gelegt waren, unmöglich sehen konnte. Hr. Botta, welcher alle die zu Khorsabad aufgefundenen Inschriften sorgfältig copirt hat, bemerkte, daß die hinter den Platten angebrachten einen gemeinsamen Theil haben und nur in einigen Charakteren von einander abweichen. Diese Eigenthümlichkeit bemerkt man in einer großen Anzahl von Formeln, heiligen und profanen, aus allen Zeiten und in allen Sprachen: der Anfang wiederholt sich und nur das Ende bietet einen verschiedenen Sinn dar.

Abgesehen von den Inschriften, welche solchergestalt hinter den Platten angebracht sind oder die Skulpturen begleiten, gibt es noch eine große Menge anderer — und zwar die längsten — auf den großen Platten, welche das Pflaster an allen Thoren bilden. Hr. Botta glaubte metallische Incrustationen daran zu bemerken, welche ohne Zweifel die Schrift gegen das Abreiben durch die Sandalen schützen sollten.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die symbolischen Figuren Götterbilder zu seyn schienen, weil ich ähnliche kleine Figuren aus gebrannter Erde mit der größten Sorgfalt und augenscheinlich in einer religiösen Absicht unter dem Boden der äußern Höfe versteckt fand. Die Auffindung dieser Figuren zeigt, wie sehr bei solchen Forschungen das Glück dem Suchenden zu Hülfe kommen muß. Ich suchte mir über die Art, wie das

Pflaster der Höfe gelegt worden war, Aufklärung zu verschaffen, und ließ die zwei Backsteinlagen, aus denen es bestand, hinwegräumen, als sich unter einem Backstein der zweiten Lage plötzlich ein großes Loch öffnete. Es war aus vier, auf der schmalen Seite aufgestellten Backsteinen gefertigt, und den Boden bildete ein fünfter, mit einer dicken Lage feinen Sands darüber. Ein Arbeiter, welcher den Sand wegräumen wollte, brachte ein Stück gebrannter Erde herauf, das ich leicht als einen Bestandtheil einer kleinen Figur erkannte; ich ließ sorgfältiger nachsuchen und fand auch die andern Stücke. Das Götterbild hatte sich ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit erweicht, war in sich zusammengesunken und dann zerfallen. Die kleine Grube hatte sonst nichts bemerkenswerthes, und ich vermuthete, daß noch mehrere andere unter dem Pflaster zerstreut seyen. Dieß erste befand sich vorwärts an der Seite eines der Eingangsthore, und es war sehr möglich, daß sich auf der entsprechenden gegenüber liegenden Stelle ein ähnliches Loch fand. Dieß war auch wirklich der Fall, und dießmal erhielt ich eine kleine, ziemlich gut erhaltene Bildsäule aus gebrannter Erde und mit blauem Schmelz bedeckt, ähnlich dem der kleinen ägyptischen Figuren gleicher Art. Sie hatte eine Mütze mit Hörnern, und die übrige Ausstattung, die Flügel abgerechnet, unterschied sich nicht von der der geflügelten Figuren auf den Façaden. Dieser neue Umstand brachte mich auf den Gedanken, daß wohl vorwärts und auf jeder Seite aller Thore ähnliche Götterbilder unter dem Boden als Wächter der Schwelle und als Schutzgottheiten des Herrscherhauses vergraben seyn möchten. Diese Vermuthung bestätigte sich, und wenn ich auch nicht allenthalben erhaltene Figuren fand, so erkannte ich wenigstens, daß dieses System einer Heiligung der Schwelle allgemein war.

Dieß sind die Ansichten, welche ein aufmerksames Studium der von Botta so glücklich aufgefundenen Denkmäler in mir erweckte. Indem ich den Sinn der Skulpturen zu ermitteln und den Schleier zu heben suchte, hatte ich keineswegs die Anmaßung über eine getreue Uebersetzung der Texte meine Meinung abgeben zu wollen, ich bemühte mich bloß, die auf dem Marmor dargestellten Bilder mit den Ueberlieferungen der Geschichte in Einklang zu bringen. Kaum ist je eine so wichtige archäologische Entdeckung gemacht worden, als die der wieder gefundenen Paläste unter dem arabischen Dorfe Khorsabad, denn die Ansichten, die man bisher von Ninive hatte, waren sehr verworren, sehr widersprechend, man zog von der bilderreichen und poetischen Sprache des Orients allzu viel ab, und war nahe daran die Ueberlieferungen der Bibel und Herodots für fabelhaft zu halten. Hrn. Botta's Entdeckung wird eine doppelte Folge haben: sie wird den alten Herodot und die heilige Schrift in den Augen derjenigen, die sie der Uebertreibung beschuldigten, rechtfertigen, sie wird in ihrer ganzen Größe und Zierlichkeit die Kunst Assyriens enthüllen und mit ihr den Beweis liefern, welche Stufe von Civilisation das assyrische Reich erreicht hatte, das man bisher nur durch seine Eroberungen kannte.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Erster Artikel.

Zwölf Jahre waren verflossen seitdem sich die Association zum erstenmal in Cambridge versammelt hatte. Die Zeit der Kindheit, in der sich damals die Gesellschaft noch befunden, lag hinter ihr, unter harten Anfechtungen und Kämpfen hatte sie das kräftige Mannesalter erreicht, in welchem sich jetzt ihre Jünger zum zweitenmal mit erneuter Hoffnung, mit sichern Erwartungen, daß das hier gelegte Samenkorn reiche Früchte für die Beförderung menschlichen Wissens, menschlichen Wohls bringen müßte, in dieser alten Universitätsstadt versammelten. Diese Hoffnungen mußten aber um so lebhafter seyn, als die Versammlungen dieses Jahres um so reichere Ausbeute versprach, da viele Ausländer eingeladen waren und man der Association den glänzenden Namen eines „magnetischen Congresses" beigelegt hatte.

Die dritte Woche des Junius nahte sich, und die bevorstehende Versammlung wurde der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung in den gesammten Clubhäusern Londons. Der 18 Junius war als erster Versammlungstag angesetzt, mit diesem war jedoch einer jener Tage angebrochen, die dem englischen veränderlichen Klima nur zu eigenthümlich sind — der Regen fiel in Strömen vom Himmel herab. Die ihrer Vollendung nahe Eisenbahn von London nach Cambridge konnte bloß bis Bishop Stortford benutzt werden, von wo man bis Cambridge fahren, reiten oder gehen mußte. Der zweite Weg, um die ersehnte Stadt zu erreichen, bestand darin, daß man sich gleich von London aus Kutsch und Pferden übergab, welchen ich auch einschlug, wodurch ich zugleich mehr von den Grafschaften Hertford und Cambridge zu sehen bekam, als es wohl sonst der Fall gewesen seyn möchte.

Da mein Freund, der Riesenschnupfer,*) bereits den Tag vorher nach Cambridge abgereist war, so wurde mir die Fahrt ziemlich langweilig, denn meine ganze Reisegesellschaft im Innern des Wagens bestand bloß aus zwei Damen und einem jungen Herrn, einem Fabricanten aus Leeds und enragirten Amateur der schönen Wissenschaften, der mir aber trotz seiner brennenden Liebe jenen so schmerzlich Vermißten nicht ersetzen konnte. Dieß mochte wohl auch viel dazu beitragen, daß meine Galanterie die gewöhnlichen, etwas engen Schranken des theuern Ichs und die Berücksichtigung von dessen Bequemlichkeit ganz außer Acht ließ, als wir etwa die Hälfte des Weges hinter uns hatten. Eine junge, schwächliche und lahme Dame wünschte wegen des anhaltenden Regens im Innern der Kutsche nach Cambridge mitzufahren, und gern räumte ich ihr meinen Platz ein und postirte mich außerhalb auf den ersten besten leeren Ort.

Gegen Abend hatten wir Cambridge erreicht. Hier fand ich bereits alles Leben und Thätigkeit! Die Stadthalle war zum Empfangszimmer eingerichtet, und dorthin hatten sich auch die ankommenden Gäste zu begeben, um die nöthigen Erkundigungen über Logis u. s. w. einzuziehen. Das Innere der Einrichtung der Halle stimmte so ziemlich mit der vom vorigen Jahre in York überein. Da es gerade Ferien waren und sich nur sehr wenige der Studenten von der Versammlung hatten zurückhalten lassen, so hatte der Senat der Universität mit großer Bereitwilligkeit die Zimmer in den verschiedenen Collegien hergegeben, um darin eine große Anzahl der Gelehrten und Fremden zu beherbergen. Auch mir wurden auf das freundlichste zwei Stuben in dem Jesus-

*) Hr. W. C. Taylor s. Nr. 306 vom vor. Jahre.

Collegium überlassen, das sich im nördlichen Theil der Stadt befand. Ich werde über das Romantische meines Quartiers später zu sprechen haben, und so eile ich zu der Versammlung des Generalausschusses, die in dem Stadthause gehalten wurde.

Man wird sich aus den frühern Berichten über die Yorker Versammlung erinnern, daß Sir John Herschel damals zum Präsident der dießjährigen erwählt wurde; diese Würde trat er jedoch erst bei der Generalversammlung an, und Dr. Peacock, Dechant von Ely, präsidirte noch bei dem Generalcommittee. Unter den Anwesenden fand ich bereits den Marquis von Northampton, Präsident der königlichen Societät, Sir John Herschel, Hrn. Murchison, Lord Enniskillen, Colonel Sabine, Professor Sedgwick, Sir Henry de la Beche, Professor Daubeny, Professor Schönbein aus Basel, Dr. Lloyd aus Dublin, Sir Charles Lemon und viele andere. Die gewöhnlichen Routinegeschäfte wurden beseitigt, das Protokoll der jüngsten Versammlung verlesen, ebenso der Bericht des Councils oder Raths, wie zugleich auch Colonel Sabine bemerkte, daß dem Wunsche gemäß, welcher sich in York so lebhaft geäußert, das Council im Namen der Association an alle Gelehrten des Auslandes Einladungscirculare habe ergehen lassen, die sich namentlich bei den vereinigten Beobachtungen über Erdmagnetismus, wie überhaupt in der Meteorologie ausgezeichnet. So seyen von dem Council namentlich Alex. v. Humboldt, Gauß, Weber, Kupffer, Arago, Plana, Hansteen, Kreil, Lamont, Boguslawski, Dove, Kämtz, Bache, Gillis, Quetelet, Loomis, Ermann, Baron v. Senftenberg und andere um ihre persönliche Theilnahme gebeten worden, von denen aber bloß Professor Dove und Ermann aus Berlin, Boguslawski aus Breslau, Kreil aus Prag, Kupffer aus St. Petersburg, der Baron v. Senftenberg aus Senftenberg in Böhmen ihr Erscheinen zugesagt hätten; — die übrigen hatten sich entschuldigt und zur Anerkennung des Interesses, das diese Herren durch ihr persönliches Erscheinen an den Tag gelegt, wurde beschlossen, sie zu correspondirenden Mitgliedern der Association zu ernennen und ihnen ein Exemplar der gedruckten Berichte des Vereins zu verehren. Der trostlose und siechende Zustand der medicinischen Section (E) *) kam auch dießmal wieder zur Sprache, wobei zugleich vorgeschlagen wurde, daß sie nicht allein eine neue Benennung, sondern auch neue Statuten erhalten sollte, vermöge deren mehrere andere Zweige der Wissenschaft in ihr zu vereinigen seyen. Dr. Hodgkin hatte darüber bereits einen Bericht eingereicht, den man an die vorigen Präsidenten und Mitglieder des Ausschusses dieser Section gesandt und zugleich um ihre Ansichten und ihre Meinung gebeten.

Bei der Versammlung in York war es gelungen, daß die Abhandlungen, welche sich auf die Ethnologie, die bisher mit der Zoologie und Botanik vereinigt gewesen war, in einer besondern Untersection vorgetragen wurden, und man hoffte um so sicherer, daß sie in Cambridge zu einer besondern Section erhoben werden würde, wozu eben die altersschwache und vernachlässigte Section E die beste Aussicht gab. Diese Hoffnung war jedoch zu sanguinisch gewesen, da man es in der heutigen Generalversammlung der medicinischen Section anheimstellte, sich selbst als aufgelöst zu erklären, wodurch die Ethnologie wieder ihre frühere Stellung zur litera maxima D einnehmen mußte.

Nachdem diese Seite der Externa abgehandelt, kam die Reihe an den financiellen Zustand der Association, und es stellte sich dabei heraus, daß der Verein eine Schuld von 360 Pfd. St. 10 Sch. zu tilgen hätte. Die Bestimmung über die Einladungen von Southampton und Cheltenham, sich künftiges Jahr dort zu versammeln, wurden bis zum nächsten Generalcommittee verschoben, und damit vertagte sich die erste Versammlung.

Am Nachmittag hatte es sich aufgehellt, und es wurde mir nun möglich das Aeußere von Cambridge in Augenschein zu nehmen. Die großen Universitätsgebäude verdecken freilich einen bedeutenden Theil der Stadt; sie sind meist im Styl der Tudor und der Elisabeth aufgeführt, und ich muß gestehen, daß der Eindruck, den diese Gebäude auf mich machten, weit hinter dem zurückblieb, den jene in York auf mich ausübten.

Ich werde jetzt der Zeit vorgreifen und die Abhandlungen, welche am Donnerstag in den Sectionen vorgetragen wurden, später anführen, um unmittelbar beim Anfang der Arbeiten die Rede des neuen Präsidenten mitzutheilen. Um acht Uhr des Abends versammelten sich die Mitglieder und Gäste in dem Senatshause. Das Schiff des Gebäudes, so wie die Galerien waren dicht mit Herren und Damen gefüllt. Der altanähnliche Vorsprung oder die Platform enthielt den Präsidenten und die Beamten, so wie die ausgezeichnetsten Mitglieder der Association sowohl des In- als Auslandes. Unter den letztern bemerkte man vor allen mit der größten Freude den größten Geognostiker der Gegenwart, Leopold v. Buch, Professor Dove, Ermann, Schönbein, Boutigny von Paris, Feggi von Pisa, Baron v. Waltershausen, Dr. Ernst Dieffenbach, Sir Robert Schomburgk u. s. w.

(Schluß folgt.)

Katakomben bei Kertsch. Ein Hr. Aschik, Director des Museums der Alterthümer zu Kertsch, beabsichtigt die Herausgabe eines Werks über die Katakomben in der Nähe der Stadt, und hat inzwischen eine vorläufige Mittheilung darüber in dem Journal des Ministeriums des Innern (Junius 1845) einrücken lassen. Jenseits der Stadt Kertsch, an dem Nordwestabhang des Bergs Mithradat, finden sich eine Menge Erdauswürfe von verschiedener Größe in mehreren Reihen, so daß man vermuthen kann, daß diese Stelle die Hauptnekropolis von Panticapäum war. Diese Auswürfe wurden schon von verschiedenen Alterthumsforschern untersucht, allein keinem fiel es bei, daß sich ganz in der Tiefe Grabhöhlen finden könnten. Ein zufälliger Umstand bewog Hrn. Aschik nachzuforschen, und er grub mehrere Katakomben auf, welche in der allgemeinen Einrichtung mit den griechischen und italienischen Todtenhallen übereinstimmen; die erste grub er im Jahre 1834 auf und bald hernach mehrere andere, alle aber waren bereits ausgeplündert worden. Erst im Jahre 1841 gelang es ihm noch unberührte zu finden, welche noch die ganze Malerei und Stuccatur hatten. Die erstere gehört zu dem halb griechischen, halb etruskischen Styl, und verräth den Geschmack, der im Anfang der christlichen Zeitrechnung zu Rom herrschte. Durch die Eröffnung schwanden aber auch hier, wie dieß in Italien der Fall war, die Farben der Fresken rasch dahin.

*) Es ist vielleicht den Lesern des Berichts vom vorigen Jahre noch erinnerlich, daß die verschiedenen Zweige der Wissenschaft in Sectionen abgetheilt waren, und so wiederhole ich nur noch einmal beiläufig, daß die Mathematik und physischen Wissenschaften unter A, Chemie und deren Anwendung auf Agricultur und Künste unter B, Geologie und physische Geographie unter C, Zoologie und Botanik unter D, wozu auch eine Unterabtheilung für Ethnologie gehört, medicinische Wissenschaften unter E, Statistik unter F, Mechanik unter G abgetheilt sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1845.

Die Stürme im indischen Ocean.

Seit der Engländer Reid und der Amerikaner Redfield sich bemüht haben das „Gesetz der Stürme“ nachzuweisen, und die Rotationstheorie wohl keinem bedeutenden Zweifel mehr unterliegt, ist im Ganzen wenig geschehen, um diese Theorie allgemein auf die verschiedenen Gegenden des Meeres anzuwenden, und viele haben die Sache, deren praktischer Nutzen für Seefahrer nicht zu bezweifeln ist, als eine müßige Speculation betrachtet. Jetzt ist ein neuer Schriftsteller aufgestanden, ein Hr. Thom, der „die Stürme im indischen Ocean,“ deren Rotationsbewegung schon Oberst Reid nachgewiesen, zum besondern Gegenstand seines Studiums gemacht hat. Er begann damit einen einzelnen Sturm, den er nach der Insel Rodriguez den Rodriguez-Sturm nennt, in seinem Gang, seinem Umfang und seiner Dauer aus den Büchern von 14 oder 15 Schiffern genau nachzuweisen. Dieser Sturm, welcher im April 1843 eintrat, durchzog einen Strich von 1500 bis 2000 engl. Meilen und dauerte über 14 Tage; Hr. Thom hat die Stellungen des Brennpunkts, den Umfang und die Rotation des Sturms so wie die Stärke des Windes in den verschiedenen Entfernungen vom Mittelpunkt an allen den verschiedenen Tagen mit möglichster Genauigkeit erhoben. Der Durchmesser des Sturms betrug nicht bloß an einem einzigen Tage, sondern während seiner ganzen Dauer etwa 600 Meilen, er rückte in bestimmter Linie fast genau Nordost gegen Südwest, anfangs etwa 200 bis 220 Meilen des Tags, dann je mehr er sich dem Wendekreis näherte, in geringerer Schnelligkeit bis zu 50 oder 60 Meilen weit fort. Der Wind nahm je näher dem Mittelpunkt, desto mehr an Heftigkeit zu.

Nachdem der Verfasser diesen einzelnen Sturm, über welchen gerade die meisten Nachrichten vorlagen, in allen seinen einzelnen Beziehungen untersucht hatte, verglich er mit diesem Muster die andern Stürme, von denen er Nachrichten erhielt, und fand, daß sie sämmtlich, so weit er sie verfolgen konnte, in allen wesentlichen Punkten damit übereinstimmten; es ergab sich unzweifelhaft, und je bestimmter und zahlreicher die Nachrichten waren, desto sicherer, daß alle Orkane im indischen Ocean denselben Gang einhalten und denselben Gesetzen unterliegen. Der praktische Zweck des Werkes ist, den Seefahrern im indischen Ocean die nöthigen Nachweisungen zu liefern, um mit gewöhnlicher Vorsicht und Beurtheilung die Stürme fast unfehlbar zu vermeiden. Der Gang, den die Stürme einhalten, folgt fast genau einer Linie, die man aus der Nähe von Java und Sumatra nach Rodriguez und Mauritius zieht; Schiffe, die von Indien nach Europa gehen und an Mauritius vorübersegeln, werden deßhalb viel häufiger von Orkanen betroffen als die, welche nach Indien gehen. In dem ganzen Buche, welches die Berichte von 40 oder 50 verschiedenen Stürmen enthält, findet sich nur ein einziges Beispiel, wo ein nach Indien bestimmtes Schiff einen harten Sturm zu befahren hatte. Schiffe, die von Indien nach Europa gehen, segeln Wochen lang auf einem Strich, wo der Orkan auf seinem regelmäßigen Pfade sie erreichen kann, und daraus entspringen die Unfälle, welche so oft die Schiffe und ganze Flotten treffen, während das nach Indien fahrende Schiff einen Weg einhält, der mit den Orkanen im rechten Winkel zusammentrifft, so daß sie den Weg der Orkane oft in wenigen Stunden durchkreuzen, und so vielleicht ohne es zu wissen die Gefahr vermeiden.

Die Orkane im südindischen Ocean treten nur zu einer gewissen Zeit ein, nämlich in den vier heißesten Monaten dieser Hemisphäre. In dieser Zeit herrscht der Westmonsun zwischen dem Aequator und 10 bis 12° S. B. in dem Striche, welchen den übrigen Theil des Jahres hindurch der Südostmonsun einnimmt. Zwischen diesen zwei entgegengesetzten Strömungen der Atmosphäre stößt man nicht bloß zuerst auf die Mittelpunkte der rotirenden Stürme, sondern diese rücken auch in derselben relativen Stellung einen großen Theil ihres Laufes hindurch fort. Bei fast jedem Orkan von großer Ausdehnung scheint die eine Seite des Kreises mit dem Südostmonsun, die andere dagegen mit dem Nordwestmonsun in Verbindung zu stehen, und da sie nur vorkommen, so lange diese zwei entgegengesetzten Winde wehen, so kann man natürlich daraus schließen, daß sie auch diesen ihren Ursprung verdanken. Der Verfasser weist nun nach, wie durch die natürlichen

Abbeugungen und andere Eigenthümlichkeiten diese entgegengesetzten Winde in einer bestimmten Richtung sich um einander drehen, und durch den fortdauernden Anstoß von den entgegengesetzten Seiten her so lange in derselben Thätigkeit bleiben, bis sie außer dem Bereich dieses Anstoßes kommen; darum verlieren die Orkane ihren eigenthümlichen Charakter und ihre Heftigkeit an den äußern Gränzen des Monsuns.

Nachdem der Verfasser einmal bis zu diesen Erscheinungen eines Wirbelsturmes gelangt ist, so versucht er sie nach ihren relativen Stellungen als untergeordnete Ursachen oder bloße Wirkungen zu ordnen. Der verminderte Druck auf den Barometer zeigt den großen Werth dieses Instrumentes auf der See, wenn man gehörig auf dasselbe Acht gibt. Verdichtung des Regens scheint ein fast unwandelbarer Begleiter der Orkane im südindischen Ocean zu seyn, und dieß ist in solchem Maaße der Fall, daß zu Mauritius in 24 bis 48 Stunden 8 bis zehn Zoll Regen fallen. Hieraus sowohl als aus directen Beobachtungen wird geschlossen, daß zwei atmosphärische Strömungen in entgegengesetztem Zustande in die kreisende Luftmasse eintreten. Die Entwicklung der Electricität ist mehr eine Folge als eine Ursache der großen Orkane. Seltsam ist es, daß dieß subtile Element selbst in den furchtbarsten Stürmen, die über Mauritius hinziehen, nicht immer sichtbar ist, und wenn es in heftigem Grade sich entwickelt, so geschieht dieß nur in der einen Hälfte des Sturms, nämlich der zunächst dem Aequator, wo der Nordwestmonsun, wie man vermuthet, vorherrscht.

Ein anderes merkwürdiges Phänomen scheint mit den meisten Orkanen auf Mauritius verbunden, nämlich die einer gänzlichen Windstille im Mittelpunkt des Sturmes, und zwar auf einem Durchmesser von 15 — 20 Meilen, während rund umher ein furchtbares Unwetter tobt. Bei dem Mauritiusorkan im J. 1840 wurde diese Stille beim Zug des Orkans über die Insel deutlich bemerkt, indem die plötzliche Windstille zu Port Louis vier Stunden früher eintrat, als in dem 21 Meilen entfernten Souillac, und als die Stille letzteren Ort erreichte, hatte der Sturm am entgegengesetzten Ende schon wieder begonnen; vier Stunden später trat er auch zu Souillac wieder ein. Diese plötzliche Ruhe, wobei der Barometer auf der tiefsten Stufe steht, tritt so oft ein, daß man eine solche Windstille im Mittelpunkt des Sturmes als Regel betrachten kann.

Tornados, Gewitter, Hagelwetter und Wasserhosen hält Hr. Thom für bloße Modificationen des Orkans, und sucht ihren Grund in ähnlichen Ursachen, nämlich in entgegengesetzten atmosphärischen Strömungen; auch liefert er durch zahlreich angeführte Fälle den Beweis, daß die häufigen Orkane in der südlichen Hemisphäre, welche über den südlichen Theil des stillen Meeres und den nördlichen Theil von Neuholland hinziehen, zu derselben Zeit und in den gleichen Breiten herrschen, wie die, welche über Mauritius hinziehen, und daß sie auch in jeder andern Beziehung denselben gleichen.

Taganrog.

(Nordische Biene Nr. 121. 122.)

Die Gründung dieser Stadt *) reicht in das Jahr 1696 hinauf, wo Peter der Große sich am schwarzen Meer in der Nähe Asows festsetzen wollte, und im Jahre 1698 ward mit Anlegung eines Hafens und einer Veste ernstlich Hand ans Werk gelegt und eine Anzahl Colonisten aus dem Innern Rußlands herbeigezogen. Alles dieß ging aber im J. 1712 nach dem unglücklichen Vertrage vom Pruth wieder zu Grunde, und im J. 1736 nach der Eroberung Asows begann die Ansiedlung abermals, doch mit gleich schlechtem Erfolg, denn im J. 1741 nach dem Belgrader Frieden ward sie gänzlich geschleift. Erst im J. 1769 nach dem neuern Bruch mit der Pforte stieg sie wieder empor, die Festung und die öffentlichen Gebäude wurden wieder errichtet, die Bevölkerung strömte herzu, der Ackerbau begann und seitdem hat Taganrog ungestörter Ruhe genossen, während deren es die Quellen seines Reichthums rasch entfaltete. Diese liegen hauptsächlich im Absatz von einer Menge Weizen, so wie Wolle, Talg und Leinsamen. Diese Erzeugnisse kommen aus allen den umliegenden Gouvernements und gehen hauptsächlich nach Konstantinopel, nach dem Archipel und Italien. Dieser Handel hat in kurzem eine große Anzahl Menschen herbeigezogen, so daß man jetzt gegen 20,000 Einwohner zählt, worunter ein großer Theil Griechen, besonders aus dem Archipel, aus Creta, aber auch aus Smyrna und Cephalonia.

Taganrog ist besonders schön im Frühjahr, wo mit der Wiederbelebung der Natur, mit der Eröffnung der Schifffahrt eine ungemeine Thätigkeit sich entfaltet; außer den Griechen trifft man sehr häufig auch Italiener und Engländer. Unter den Werken der Baukunst zeichnet sich besonders die Börse und der Kai aus, welche beide Werke man dem um Neurußland so vielfach verdienten Grafen Woronzow verdankt. Die Börse liegt auf dem niedrigen und sandigen Meeresufer, und ist durch eine Anhöhe von der Stadt getrennt, über welche die schön angelegte sogenannte Depaldi-Treppe führt, welche den Fußgängern die auf der Börse Geschäfte zu machen haben, eine große Erleichterung gewährt. Hier ist der Mittelpunkt des auswärtigen Handels, und hier werden denn auch die großen Umsätze von Weizen und andern Landesproducten gegen griechische Weine und Südfrüchte bewerkstelligt. Vor Anlegung des Kais hatten die Getreidehändler große Mühe ihre Waaren aus den Wagen auf die Schiffe zu laden, denn man mußte wohl einige hundert Schritte in das sehr seichte Meer hineinfahren, um die Ueberladung bewerkstelligen zu können. Seit dieser Zeit ist denn auch der Handel bedeutend gestiegen, im vorigen Jahre kamen nicht weniger als 500 Schiffe an, der Umsatz beträgt etwa 5 Mill. S. R. (nahe an 10 Mill. fl.), und der Ertrag der Zölle steigt auf 2/3 Mill. S. R. (etwa 1,300,000 fl.)

*) Der Name bedeutet das „Horn (rog, so viel als Landvorsprung) von Tagan."

Das Leben ist namentlich im Sommer ungemein wohlfeil, besonders Fische und Früchte, dagegen litten die Einwohner argen Mangel an Brennmaterial, statt dessen sie mit Stroh und Burian (Steppenschilf) beizen mußten; seit einiger Zeit hat man aber vorzügliche Steinkohlen (Anthracit) in der Umgegend entdeckt, so daß jetzt die Mehrzahl der Einwohner diese Kohle brennt, wozu sie mit gußeisernen Oefen und schönen Kaminen aus dem benachbarten sehr großartigen Lugansкischen Hüttenwerk versehen werden; nur noch die Armen brennen Burian, der in vielen Theilen Südrußlands fast das einzige Brennmaterial ist.

Für Unterhaltung ist mannichfach durch öffentliche Gärten, Clubs, Theater u. s. w. gesorgt, namentlich scheinen die Vaudevilles im letzten das Publicum stark anzuziehen, denn das Theater ist immer voll. Der bedeutendste Gesellschaftsort ist der öffentliche Garten, der von ziemlich großem Umfang ist, denn er enthält über 14 Dessjätinen, mit Pavillon, Fruchtbäumen aller Art und Akazienalleen, so daß jeder, sobald er sich von seinen Geschäften losmachen kann, dahin eilt, um der frischen Luft zu genießen, die Damen auch um ihren sehr kostbaren Putz zur Schau zu tragen. Der Garten ist eine Schöpfung des Baron Campenhausen, der gleich nach der Wiedererstehung Stadtcommandant war; sein Name wird noch lange in der Stadt leben, da seine Verwaltungsperiode die Glanzzeit ist, in welcher Taganrog sich schnell aus dem Nichts emporhob.

Eine weitere Ausschmückung der Stadt erwartet man, wenn die Festungswälle eingehen und in einen englischen Garten und Boulevard werden umgewandelt seyn, wozu bereits Anstalten getroffen sind. Inzwischen begnügt man sich mit dem eine Stunde von der Stadt entfernten, angeblich von Peter dem Großen angelegten Eichenwäldchen, das eine höchst malerische Ansicht darbietet, und mit dem elisabethinischen Park, der hart am Ocean nicht weit von der Stadt liegt und von den Lustwandelnden vielfach besucht wird. Zur Ehre der hiesigen Bürger muß man auch bemerken, daß sie in Betreff wohlthätiger Anstalten für ihre armen Nebenmenschen nicht geizen. Ein gewisser Barbazzi erbaute das prächtige griechische Jerusalemskloster, und gab sein Haus zu einem Hospital her, der andere baute nicht nur die oben erwähnte große Treppe und steuerte zur Erbauung einer Kirche, sondern errichtete auch ein Haus zur Aufnahme von armen Fremden. Auch die Unterrichtsanstalten genießen eines sehr guten Rufs. — So hebt sich Taganrog mehr und mehr, sein Reichthum steigt, und mit ihm die Prachtliebe, sein Handel breitet sich immer mehr aus, und es strebt es allmählich den besten europäischen Handelsstädten gleichzuthun.

Tamaulipas.

(Nach Th. Glennie.)

Die Gegend zwischen San Luis Potosi und Bocas ist eine durch Bergrücken von beträchtlicher Höhe unterbrochene Ebene. Die Straße ist in der trockenen Jahreszeit gut; als wir sie aber zu passiren hatten, war sie durch die letzten Regengüsse so verdorben worden, daß wir, um zwölf Stunden Wegs zurückzulegen, zehn Stunden Zeit brauchten. Am nächsten Morgen verließen wir Bocas und kamen über eine abwechselnd bald sandige und steinige, bald mit Zwergmimosen, Cactus und Aloë bedeckte Gegend zu dem drei Meilen von Bocas entfernten Dorfe La Hedonda, woselbst wir frühstückten, und erreichten sodann Abends nach einer zehnstündigen Tagreise das große Dorf Venado. Die Menge von Hasen und Kaninchen, die wir unterwegs zu Gesicht bekamen, war in der That erstaunlich.

Der jetzige souveräne, zu dem mexicanischen Staatenbund gehörige Staat Tamaulipas war früher ein Bestandtheil der großen Intendantschaft von San Luis Potosi. Es hausen noch viele altspanische Familien in Tamaulipas, welches ein zum Theil sehr ungesundes Küstenland ist. Auf 1870 Quadratmeilen hausen kaum 90,000 Einwohner. Die vor 20 Jahren gegründete Stadt Tampico de Tamaulipas liegt am Ufer eines Sees, der durch einen auch für große Fahrzeuge schiffbaren Ausfluß mit dem Panuco in Verbindung steht. Obwohl klein, ist der Panuco einer der bemerkenswerthesten Flüsse dieser Gegend. Zur Zeit der Eroberung Mexico's durch die Spanier trennte er die civilisirten von den barbarischen Völkerschaften; später ist durch hydraulische Werke das Thal von Tenochtitlan mit ihm in Verbindung gesetzt worden. Der Panuco hat seine Quelle in der Nähe von San Luis Potosi, geht über Altamira im Staate Tamaulipas, nimmt das aus dem Tampico-See fließende Wasser auf und fällt in den mexicanischen Meerbusen. Sein Hauptzufluß ist der Montezuma, der im obern Theil seines Laufes Tula heißt.

Während der Belagerung der Citadelle von San Juan de Ulloa hatte Tampico nebst Alvarado den ganzen Handel, den bisher Veracruz getrieben, hieher zu ziehen gewußt. Dieser günstige Umstand, so wie daß der hiesige Hafen zu den weniger schlechten an dieser Küste gehört, hat die Stadt, die übrigens sehr ungesund liegt, zu einer der blühendsten und bevölkertsten im Staate gemacht. Vor der Revolution war sie nur ein Schlupfwinkel für Schleichhändler und Seeräuber.

Einige Meilen von der kleinen Stadt Altamira entfernt erhebt sich mitten auf einem dürren Boden ein einsam stehender Berg, dessen Gipfel sich in den Wolken verliert. Da er eine durchaus pyramidenförmige Gestalt hat, so ist er von manchen für ein durch Menschenhände gemachtes Werk gehalten worden; nach den Sagen der Indianer ward er von Riesen aufgethürmt. Jedenfalls gehört dieser Berg zu den eigenthümlichsten Erscheinungen auf Erden.

Die Hauptstadt des Staates Tamaulipas ist Aguayo mit etwa 8000 Einwohnern. In der Nähe sind beträchtliche Hüttenwerke, die von Bergleuten aus Biscaya und Guipuzcoa bearbeitet werden. Auch werden zu Aguayo in Leder belangreiche Geschäfte gemacht; die hiesigen Gerbereien sind weit und breit sehr vortheilhaft bekannt.

Die niedliche kleine Stadt Tula ward von Ansiedlern gegründet, die aus der Stadt Tula im Staate Mexico auswanderten. Unfern von hier liegt die wildromantische Schlucht los Gallos. In einem Dorfe bei Tula hörten wir einen Capuciner predigen, und wir bereuten es nicht, unter seinen Zuhörern gewesen zu seyn, denn einen ähnlichen merkwürdigen Sermon werden wir nicht wieder zu hören bekommen. Seine gewaltige Stimme vernahm man in jeder Ecke des Dorfes, indem er sie bald erhob, bald sinken ließ, mit der besondern Monotonie, welche für mönchische Beredsamkeit im allgemeinen ein charakteristisches Merkmal zu seyn scheint.

Ein großer Theil der englischen Manufakturwaaren, welche jetzt in Mexico verbraucht werden, geht durch die Hände der Nordamerikaner. Nachdem ihn amerikanische Schiffe zu Tampico, Soto la Marina und Refugio an das Land gebracht haben, verfügen nordamerikanische Kaufleute darüber zu San Luis Potosi und Saltillo, wo sie Niederlassungen gegründet haben und fast im alleinigen Besitz des Handels sind. Von den frühern künstlichen Hindernissen befreit, hat sich der Handel von Mexico tausend neue Eingänge geöffnet; eine der ersten Früchte dieses heilsamen Wechsels war die Befreiung der nördlichen Provinzen des Staatenbundes von den Uebeln, unter welchen sie früher seufzten, von den Uebeln, welche der patriotische Deputirte Don Ramon Arizpe so beredt und so nachdrücklich in der mexicanischen Deputirtenversammlung geschildert hatte.

Der Staat Tamaulipas steigt nun täglich im Gedeihen, denn mit freigebiger Hand läßt ihm der Congreß dieselben Vortheile zufließen, wie den andern Gebieten der Union. Die ganze Küstenlinie vom äußersten Ende der Halbinsel Yucatan an bis an die Gränze der Vereinigten Staaten wird bereits von fremden Schiffen besucht, und in gerader Folge von Süden nach Norden sind die Häfen von Sisal, Campeche, Isla del Carmen, Alvarado, Tuspan, Tampico de las Tamaulipas, Refugio und San Bernardo dem europäischen Handel geöffnet worden, und dienen als Medium der Verbindung mit dem Flachlande.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Im Anfang seiner Rede wies der Dechant von Ely darauf hin, daß die bevorstehende Versammlung durch den Umstand einen ganz besondern Charakter erhielt, daß sie mit dem magnetischen Congresse in Verbindung stehe, dem man schon so lange mit Spannung entgegengesehen habe. Für ein so günstiges Zeichen er aber es auch auf der einen Seite für die Resultate halten müsse, wenn er so viele ausgezeichnete Männer des Auslandes um sich versammelt sehe, so könne er doch nicht umhin, sein Bedauern darüber auszudrücken, daß der große Patriarch der magnetischen Wissenschaft, der berühmte Gauß, nicht gegenwärtig seyn könnte, wie man aus folgendem Auszug aus dessen Brief bemerken würde, wonach allerdings die Gründe, die ihn abgehalten, der Einladung zu folgen, triftig genug gewesen seyn mußten. Gauß schrieb: „Es war ein von mir schon längst gehegter Lieblingswunsch, daß es mir wenigstens einmal vergönnt werden möchte, Ihre glückliche Insel zu besuchen, der Sitz alles Großen, was das Leben veredelt und verschönert, und gewiß, es konnte sich keine günstigere Gelegenheit darbieten als die, der Versammlung der brittischen Association, bei welcher man hoffen konnte, beinahe jeden, der sich in irgend einer der Wissenschaften ausgezeichnet, zu begegnen." Wäre dieser ausgezeichnete Mann gegenwärtig gewesen, fuhr der Präsident fort, er würde sich überzeugt haben, daß man seinen Werth auch in England zu schätzen weiß. — Mein Amt naht sich jetzt seinem Ende, ich weiche Sir John Herschel, einem Mann, mit dem ich die glücklichen Jahre der Universitätszeit verlebt, mit dem ich in diesem Gebäude nach den Ehren der Universität gerungen, und ich fühle mich stolz des Glücks, daß ich damals nur als zweiter erklärt wurde, wo ein Herschel der erste war, stolzer als hätte ich unter andern Umständen den ersten Preis errungen. Die reichen und glänzenden Verdienste des Vaters haben sich auf den Sohn vererbt, und so wie es der Stolz der Familie Cassini sey, daß sich ihre astronomischen Kenntnisse bis zur dritten und vierten Generation forterbten, so müsse ganz England wünschen, daß dieß auch der Fall bei den Herschels seyn möchte. Dieß war ungefähr der Sinn der Rede, worauf der Dechant von Ely den Präsidentensitz an Sir John Herschel überließ.

Leider war der neue Präsident mit einem solchen Katarrh behaftet, daß es selbst den Nähersitzenden unmöglich wurde, ihn deutlich zu verstehen. Nachdem Sir John Herschel dem Gebrauch der Association vollkommen Genüge geleistet und die Complimente des frühern Präsidenten in gleichem Maaße zurückgegeben hatte, erwähnte auch er die alte Freundschaft, welche zwischen ihnen seit den letzten 30 Jahren geherrscht — eine Freundschaft, die auch nicht ein einzigesmal getrübt worden sey. — Mit Stolz blicke er auf die Universität, in der sich die Association zum zweitenmal versammelt habe, an der sich zu seiner Verwunderung die mathematischen Wissenschaften so namentlich gehoben, während die übrigen Zweige der Wissenschaft nicht hinter der ersten zurückgeblieben, was die philosophische Gesellschaft bewiese, die in den letzten 20 Jahren acht oder neun Bände ihrer Arbeiten bekannt gemacht und auf deren Einladung sie sich jetzt hier befänden. Zugleich verwies er auch auf die chemische Gesellschaft und deren Thätigkeit in Cambridge, auf das astronomische Observatorium, wo der jetzige berühmte Professor Airy sich vervollkommnet, und auf die Anstrengungen der englischen und russischen Regierungen, so wie der ostindischen Compagnie, um Data zu sammeln, aus denen das große Problem des Erdmagnetismus und der Meteorologie erläutert zu werden gehofft werden könnte. Wohl möchten allerdings Jahre verfließen, bevor man die Resultate dem Publicum vorzulegen sich für berechtigt halten könnte, obschon sich bereits gegenwärtig die einzelnen Data zu gewaltigen Massen angehäuft hätten; bevor sich aber die jetzige Versammlung auflöse, müsse man zu einem festen Entschluß kommen, was für die Zukunft zu thun sey. Der zweite dreijährige Termin, für welchen sich die englische Regierung und die ostindische Compagnie entschlossen neun Observatorien zu unterhalten, neige sich mit diesem Jahre zu Ende, und würde der Verein nicht erneuert, so stünde zu erwarten, daß diese Anstalten nicht allein in England und seinen Colonien, sondern auch die, welche nach dem Vorbilde Englands in Rußland u. s. w. errichtet wären worden, eingingen. Ich nenne diesen Hinblick auf die nächste Zukunft einen der wichtigsten Punkte, da dieses System der combinirten Beobachtungen in jedem Fall die größte und ausgebreiteste Anstrengung wissenschaftlicher Zusammenwirkung ist, welche die Welt je gesehen, wie sie zugleich darin von allen dabei betheiligten Regierungen im weitesten Sinn des Wortes die uneingeschränkteste Unterstützung erhalten. Daher müsse es der jetzige Congreß der reiflichsten Ueberlegung unterwerfen, ob die Unterbrechung dieser Beobachtungen mit großen Uebeln oder ob die Fortsetzung mit noch größerem Nutzen für die Wissenschaft verbunden sey. Für diesen Zweck habe man nicht allein diese wichtigen Fragen an alle diejenigen gestellt, die Theil oder Interesse an den Erscheinungen des Erdmagnetismus nähmen, sondern sie auch zur persönlichen Theilnahme eingeladen. Ohne jedoch zuvor seine Ansicht über das, was der Erfolg dieser Berathungen seyn möchte, auszusprechen, wünsche er in seiner Antrittsrede seine Ideen im allgemeinen mitzutheilen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1845.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

Als das staunenswerthe Erzeugniß der neuen materiellen Bewegung, die Eisenbahnen, sich den europäischen Völkern aufdrängte, trat nur eines, die Engländer, mit seiner gewohnten Energie dazwischen; der vorhandene Reichthum, die Gewohnheit des Associationsgeistes, der in England schon eine Menge nicht bloß nützlicher, sondern selbst nothwendiger Werke, wie Straßen, Canäle u. s. w. ins Leben gerufen hatte, warf sich nun auch auf die Eisenbahnen, und führte bald große Strecken aus. In Deutschland, wo Englands mächtiger Reichthum fehlte und der Associationsgeist minder entwickelt war, ging die Sache etwas langsamer, doch wurden durch Privatindustrie nicht unbedeutende Bauten ausgeführt, und die Regierungen traten erst dazwischen, als die Nothwendigkeit dieser Bahnen sich nicht mehr abweisen ließ; hier erwies sich die Zertheiltheit der deutschen Staaten als nützlich, denn sie rief den Nacheifer hervor, und wenn auch der eine oder andere Staat sich widerwillig den Kosten des neuen Verkehrsmittels unterzog, so lag doch die Nothwendigkeit, sich nicht auf allen Seiten von bequemern und wohlfeilern Handelsstraßen umgehen zu lassen, allzu nahe, als daß man sich auf die Länge hätte entziehen können. In Frankreich hatte bisher die Regierung, ganz im Gegensatz mit England, alles selbst ausgeführt. Straßen, Brücken, Canäle u. s. w. alles erwartete man nur von der Hülfe und Thätigkeit der Regierung, und wo man, wie bei einer Anzahl Canäle, die Privaten zu Hülfe gerufen hatte, bezahlte man diese mit einem unmäßigen Preis, wie die neuesten Verhandlungen über die sogenannten Gewinnst-Actien (actions de jouissance) zur Genüge beweisen. Sollte aber die Regierung sich auf einmal auch der Eisenbahnen bemächtigen, so bedurfte sie ungeheurer Summen, und es war die Frage, ob sie solche gegen den gewöhnlichen Zins, ohne den Capitalisten einen Antheil am Gewinn zuzusichern, erhalten würde. Laut beschuldigte man auch damals (1838 und 1839) die Bankiers, daß sie die Anlage von Eisenbahnen hinderten, indem sie nicht selbst zu bauen wagten, sondern die Unterstützung und Garantie der Regierung dazu verlangten, zugleich aber die Regierung durch Verweigerung der Geldmittel außer Stand setzten, von Seite des Staats die Bahnen auszuführen.

So standen die Sachen, als der im Jahre 1840 drohende Krieg eine Pause hinein brachte; inzwischen war man aber in andern Ländern, namentlich auch in Deutschland, mit den Eisenbahnen vorwärts geschritten, Frankreich jedoch hatte immer noch im Wesentlichen nichts gethan, nur einige kleine Bahnen waren durch einige Capitalisten in der Nähe der Hauptstadt und an einigen industriellen Orten ausgeführt worden. Darum fing man in Frankreich an sich zu schämen, und nun wurde im J. 1842 nicht nur ein großes Eisenbahnnetz, das den atlantischen Ocean mit dem Mittelmeer, den Osten mit dem Westen verbinden sollte, entworfen, sondern auch eine Grundlage festgestellt, nach welcher bei dem großen Werke verfahren werden sollte: der Staat übernahm die Erwerbung des Grundeigenthums und die Erdarbeiten, die Compagnien sollten dagegen die Schienen legen und die Ausbeutung übernehmen. Gegen dieß System wurde vorerst nur eingewendet, daß der Staat sich auf diese Weise bloß Lasten auferlege, ohne andere als indirecte Vortheile zu haben. Von einer Entwicklung des Eisenbahnwesens, von dem Widerspruch in welchen die Interessen der Privaten, des Staats und des Volkes dabei kommen könnten, war zu jener Zeit noch wenig die Rede, und erst die Ende 1843 in England erschienene Schrift „über Eisenbahnreform" öffnete in dieser Beziehun denen die sehen wollten, die Augen. Die Ueberlassung der Eisenbahnen an Privaten hatte zwei Hauptnachtheile zur Folge 1) die Eisenbahnen unterdrücken jeden auf der gleichen Strecke vorher bestandenen Verkehr von Personenwagen und Lastfuhrwerken; man ist also genöthigt sich der Eisenbahnen zu bedienen, und diese können hinsichtlich der Preise das Gesetz vorschreiben; 2) der Vortheil des Publicums und der Eisenbahnbesitzer geht nicht zusammen, denn es ist für die letztern vortheilhafter eine kleine Anzahl Personen um hohen Preis, als eine größere um niedrigen Preis zu führen. Die Folgen der Eisenbahnen für das Transportwesen lagen damals noch in ihrer ersten Entwicklung und sind auch jetzt noch nicht so schroff hervorgetreten, daß sich so in die Augen fallende, jedermann einleuchtende und mit Zahlen

nachweisbare Uebelstände hervorheben ließen, obgleich sie keineswegs mangeln, und in wenigen Jahren sich entwickeln müssen. Die oben genannte Schrift machte einen bedeutenden Eindruck in Frankreich, und daher kam es wohl, daß im Laufe der Session des Jahres 1844 sich allmählich eine sehr widerwärtige Stimmung gegen die Compagnien, die sich anboten, entwickelte, mehrere Anträge derselben entschieden zurückgewiesen wurden, und diejenigen, welche das Nachtheilige einer Privatverwaltung der Eisenbahnen erkannten und mit Eifer bekämpften, die besten Hoffnungen schöpften. Dagegen waren die Freunde der Compagnien sehr niedergeschlagen, und ihre Organe, zu denen wir namentlich den Moniteur Industriel zählen, strengten sich aufs äußerste an; von Anfangs Junius 1844 bis gegen Ende Julius ist auch beinahe keine Nummer dieses Journals, das sich nicht aufs eifrigste gegen die „retrograde" Tendenz in Eisenbahnsachen ausspräche. So bemerkt das genannte Blatt (Nr. 829 vom 9 Jun. 1844) bei Gelegenheit der Vorlegung zweier Eisenbahnberichte über den Weg von Paris nach Lyon und von Orleans nach Bordeaux *) folgendes: „es war Zeit, daß diese beiden Berichte zur öffentlichen Kenntniß kamen, denn obgleich sie die Spuren der Beunruhigung tragen, welche durch die seit einiger Zeit erschienenen, höchst seltsamen Schriften in die Gemüther geworfen wurde; obwohl sie Bedingungen enthalten, die einen dem Princip der Concessionen nicht sehr günstigen Geist verrathen, so enthalten sie doch auch gewichtige Gründe gegen die systematischen oder interessirten **) Gegner der durch das Gesetz vom 11 Junius 1842 angenommenen Art die Eisenbahnen auszuführen." Es geht aus diesen Bemerkungen hervor, daß die Besorgnisse, welche im Publicum über die Compagnien wach geworden waren, allmählich in der Kammer festen Fuß gefaßt, und die Regierung, welche in den Commissionen der Kammer ziemlich unumschränkt gebot, genöthigt hatten, den Anforderungen Zügel anzulegen. So bemerkt der Moniteur Industriel (Nr. 830 13 Junius 1844): „Der Bericht des ehrenwerthen Hrn. Dufaure (über die Orleans-Bordeaux-Bahn) läßt den Compagnien, welche diese Bahn ausbauen und in Verwaltung nehmen wollen, wenig günstige Chancen, aber dieß reichte nicht hin, um die Gegner des Gesetzes vom Junis 1842 zu beschwichtigen: die Verweigerung jeder Concession an die Privatindustrie, die gänzliche Ausführung durch den Staat und kurze Pachtzeit der Eisenbahnen, das ist es, was sie verlangen."

Allerdings war es dieß, was sie verlangten, allein nur wenige saßen in der Kammer, welche Entschlußfähigkeit genug hatten, die Nachtheile des Gesetzes vom Junius 1842 aufzudecken und dasselbe mit einiger Aussicht auf Erfolg anzugreifen. So begingen die Gegner der Compagnien den Fehler, statt den Grundsatz entschieden anzugreifen, sich in Bekrittlungen der einzelnen Concessionsplane zu zersplittern; indeß vereinigten sie sich doch, da sie das Princip der Ausführung durch den Staat nicht retten konnten, kurze Pachtzeit der Eisenbahnen vorzuschlagen. Dieß fiel zwar durch, aber das System, die Eisenbahnen ohne weiteres auf 99 Jahre der ersten sich darbietenden Compagnie zu überlassen und ihr noch dazu ein Minimum des Ertrags zu sichern, ward nicht angenommen, sondern beschlossen, daß der Staat die verschiedenen Anerbietungen untersuchen und die vortheilhafteste annehmen sollte (système d'adjudication). Die Annahme selbst dieses Vorschlags, der den Compagnien noch Spielraum genug ließ, und doch dem Staat noch einigermaßen bessere Bedingungen sicherte, ward einer bittern Kritik unterworfen, und Hr. Berryer, der wortreiche Vertheidiger der Compagnien, klagte darüber (in der Sitzung vom 22 Junius) „daß man sich mit jedem Tag mehr dem System nähere, welches die Eisenbahnen dem Staat auflade." Man war, wie der Moniteur-Industriel sich ausdrückte, wieder in die „Krise der Meinungen" zurückverfallen, aus der man sich im J. 1842 durch das Gesetz vom 11 Jun. mit einem Salto mortale gerettet hatte. Die Regierungspartei verheimlichte indeß ihre Gründe nicht; sie verweigerte die vollständige Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat, „weil der Zustand der Finanzen nicht gestatte, die Last, die man sich durch das Gesetz vom 11 Junius 1842 schon aufgeladen, noch zu vermehren." Man machte geltend, wenn der Staat die Eisenbahnen unternehme, so würden die Arbeiten in kritischen Umständen unterbrochen werden, und der Staat sich den drückendsten Bedingungen bei Anlehen unterwerfen müssen. Abgesehen davon, daß der Staat, welcher Credit hat und Credit verdient, auch Geld zu finden wissen wird, so gut wie die Bankiers, so ist der obige Einwurf auch gerade in kritischen Zeitumständen ganz unstatthaft, denn der Staatscredit kann noch aufrecht stehen, wenn der Privatcredit längst erschüttert ist, wie alle großen Geldkrisen Englands seit 1820 zur Genüge gezeigt haben; endlich hat auch der Staat den Compagnien gegenüber nicht einmal eine bestimmte Sicherheit

*) Der Weg von Paris nach Orleans, ist der erste größere, welcher ausgeführt wurde, denn er hängt wesentlich mit der Befestigung von Paris zusammen, da er dieser Stadt bei einem Kriege aufs schnellste Truppen und Lebensmittel aus den Centralprovinzen Frankreichs zuführen kann. Daraus erklärt sich auch der rasche Betrieb der Paris-Lyonerbahn, weil man diese beiden Waffenplätze in Verbindung zu bringen trachtete. Allen diesen Maßnahmen der Regierung liegen zugleich militärische Rücksichten zum Grund; Paris-Orleans ist die Vertheidigungslinie, Paris-Lyon die militärische Basis, die Nordbahn die erste und die Paris-Straßburger die zweite Angriffsbahn.

**) Der Moniteur Industriel hat mehrere solcher Seitenblicke auf die Gegner seiner Ansicht, während er mit sehr großen Buchstaben seine eigene Uneigennützigkeit herausstreicht, namentlich in der Nummer vom 13 Junius 1844. Wir gehen, wie wir überhaupt von individuellen Beweggründen ganz abstrahiren, in unserer Darstellung auf keine solchen Vorwürfe ein, obgleich wir uns der Bemerkung nicht enthalten können, daß namentlich in Frankreich die Vertheidiger der Ausführung durch den Staat auf der Seite der entschiedensten Opposition stehen, also gewiß nicht vom Staat, dessen Interesse sie vertheidigen, während sie die Ansichten der jeweiligen Regierung bekämpfen, bezahlt werden. Die Compagnien suchen, wie ganz natürlich, ihren eigenen Vortheil, denn wenn sie diesen nicht zu finden hofften, würden sie sich auf das ganze Unternehmen nicht einlassen. Es ist also weit natürlicher anzunehmen, daß die Compagnien die Stimmen der Journale für sich zu gewinnen suchen, und es ist auch oft und offen genug behauptet worden, daß sie solche mit schwerem Gelde erkauft hätten.

der Ausführung: sobald die Compagnie gebildet ist, und oft noch vorher, kommen die Papiere an die Börse, man sucht sie hinaufzutreiben, sie kommen oft genug in Hände, welche nicht die Mittel besitzen sie zu halten, und wenn nun in Folge einer financiellen Krisis die Zahlungsmittel der Privaten stocken, und die Papiere an der Börse ausgeboten werden ohne Käufer zu finden, an wen soll sich der Staat halten? In Frankreich droht eine financielle Krise, hauptsächlich weil die Engländer, nachdem sie an ihren Actien großen Gewinn gemacht, dieselben verkaufen *) und auf der Pariser Börse nicht Geld genug ist, alle diese Papiere zu halten. Der Fall ist also wohl denkbar, daß man zum Vortheil einiger großen Capitalisten eine Menge Privaten ruinirt, und der Staat am Ende doch unter weit ungünstigern Verhältnissen selbst bauen muß.

Diese Abschweifung war nothwendig, um den wahren Werth der Gründe zu zeigen, nach denen die französische Regierung handelt; sie sind dieselben, weßhalb sie wegen Anlehen, statt an das große Publicum, welches selbst die nöthigen Summen besitzt, an vermittelnde Bankiers sich wendet, deren Hülfe sich ungemein theuer erwiesen und seit der Restauration ungeheure Summen in einer fictiven Tilgung verschlungen hat. Das System der Staatsbauten mußte also unterliegen. Es wäre in der That sehr zu verwundern gewesen, wenn die in solchen praktischen Dingen noch ziemlich schwache öffentliche Stimme mit einemmale einen solchen Sieg erfochten hätte, und wir sehen darum auch noch vor Ende der Kammersitzung von 1844, daß die Vertheidiger die Staatsbauten, wenigstens die in der Kammer, in ihren Bemühungen nachlassen, und wenn es der letztern auf der einen Seite zur Ehre gereicht, daß sie ohne alle weitere Prüfung in dem Gesetz über die Orleans-Bordeaux-Bahn das Amendement annahm, „daß kein Mitglied bei der Kammer sich bei solchen Compagnien als Unternehmer (adjudicataire) betheiligen dürfe," so ersieht man auf der andern Seite aus eben diesem Amendement, gegen welche Gefahren man sich zu wahren hat. Es bedarf geringer Menschenkenntniß, um zu wissen, daß solche Gesetzbestimmungen gegen den Eigennutz machtlos sind,**) und es ist eine bekannte Thatsache, daß mehrere Deputirte Frankreichs, sowie englische Parlamentsglieder, mit ihren Versicherungen, daß sie bei der oder jener Eisenbahn, die gerade discutirt wurde, durchaus nicht betheiligt seyen, nur sehr schwachen Glauben fanden, weil es der indirecten Betheiligungen so unendlich viele gibt. Frankreich ist mit seiner Finanzverwaltung auf einem völlig irrigen Wege, es wird durch politische Gründe auf demselben zurückgehalten, und noch hat kein Finanzminister seit dem Anfang der Restaurationszeit Kraft genug besessen, von dieser Bahn, in welche man sich verrannt hat, abzuweichen. Daraus entsprang denn ganz gegen das sonstige centralisirende Staatsprincip die Ueberlassung der Eisenbahnen an Privaten, und nachdem dieß Princip einmal angenommen war, suchte man sich gegen die schlimmen Folgen, so gut es ging, zu wahren, freilich mit schlechtem Erfolg.

*) Das Journal du Commerce vom 5 Julius führt darüber bittere Klagen.

**) Die Pairskammer verwarf auch das Amendement und die Deputirtenkammer gab nach.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Fezzan und Sudan.

(An account of Tafilelt, Fezzan and Sudan by J. G. Jackson.)

1. Sokna.

Seine Hoheit der Pascha von Tripolis empfing uns sehr artig. Nachdem wir durch den mit Wachen angefüllten Hofplatz und durch mehrere Gänge und Vorzimmer, wo einige Haufen Araber Karten spielten oder würfelten, gegangen waren, führte man uns in das Audienzzimmer, wo der Pascha mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich zwischen seinen beiden Söhnen sitzend und von bewaffneten Negern umgeben, uns freundlich begrüßte. Auf sein Geheiß setzte man uns Kaffee und Scherbet vor, und er lud uns ein, an einer Falkenbeize Theil zu nehmen.

Den Tag zuvor, ehe wir Sokna, das auf dem halben Wege zwischen Tripoli und Murzuk liegt, erreichten, ward die Einförmigkeit der Reise etwas unterbrochen, indem uns ein Sklavenzug aus Fezzan begegnete; es waren gegen siebzig Negerinnen dabei, die besser und gesünder aussahen als alle, die wir in den Küstengegenden getroffen hatten. Sie gingen zu fünfzehn und zwanzig zusammen; die aus Sudan sahen am vortheilhaftesten aus und hatten schöne regelmäßige Züge, was bei den von Kanem und Begarmi der Fall nicht war.

Als wir durch ein mit Dattelbäumen und Quellen gesegnetes Thal zogen, erblickten wir bald Sokna, und auf der Ebene, in der es liegt, kamen uns der Statthalter und die vornehmsten Einwohner entgegen, drängten sich um unsere Pferde, küßten uns die Hände und begrüßten uns mit großer Freundlichkeit. Wie im Triumph zogen wir in die Stadt und Inglesi! Inglesi! ertönte aus hundert Kehlen. Dieß war uns sehr angenehm, da wir die ersten Engländer waren, die sich nicht überreden ließen, daß eine Verkleidung nothwendig sey. Wir hatten auch nachher nie Ursache, dieß zu bereuen. Man zeigte gegen uns als Christen keinen Haß und kein Mißtrauen, und wir wären gewiß nicht so gut aufgenommen worden, wenn wir eine Rolle hätten spielen wollen, die wir doch nicht durchführen konnten.

Die Datteln in Sokna sind gut und in Menge vorhanden; unsere Pferde und Lastthiere erhielten auch davon, und nach zwei Tagen schienen sie ihnen eben so gut als Gerste zu schmecken. Sokna zählt etwa viertausend Einwohner; die Stadt ist ummauert, hat einen beträchtlichen Umfang, acht Thore und ist so rein und sauber, daß es uns überraschte. Die Frauen sind wirklich hübsch und sollen sich durch ihre Neigung zu Liebeshändeln auszeichnen; wir hatten jedoch keine Gelegenheit dieß zu erproben. Ihre Freundlichkeit und Gutmüthigkeit zeigte sich in mehreren Fällen, und als zwei von uns eines Morgens allein durch die Stadt gingen und eine Schaar loser Betteljungen hinter uns her lief, kamen zwei von höherem Stande, wie es schien, verjagten sie und nöthigten uns, in ein Haus zu treten, da eine schöne Frau uns zu sehen wünsche. Wir folgten ihnen, und sobald wir in das Haus kamen, umringte uns ein halbes Dutzend meistens bejahrter Frauen.

Sie legten uns tausend Fragen vor, und als sie sahen, daß wir nicht gefährlich seyen, riefen sie einige jüngere, die nur auf die Erlaubniß zu warten schienen, sich zeigen zu dürfen. Unsere Kleidung und wir selbst wurden dann genau untersucht; die Knöpfe an unsern Westen und unsere Uhren erregten die größte Verwunderung; auch meine weißen Beinkleider reizten auf eine seltsame Weise ihre Neugierde, als ich zufällig die Hände in die Taschen steckte. Meine Hände zogen sie heraus und drei oder vier steckten die ihrigen hinein, und kaum waren diese fort, so kamen andere und fragten so laut und so heftig, wozu diese Taschen seyen, daß ich Mühe hatte mich loszumachen, und herzlich froh war, als ich entschlüpfen konnte, denn diese ungestümen Naturkinder fielen mir beschwerlich. Die Frauen von Sokna kleiden sich fast eben so als die in Tripoli, sie tragen weite gestreifte Gewänder von Seide oder Leinwand, große silberne Ringe in den Ohren, an den Armen und Füßen, bei den untern Classen sind diese Ringe von Glas oder Horn.

Ganz in der Nähe von Sokna trifft man schöne Brunnen und Dattelpalmen — Gegenstände, die dem Reisenden im Orient stets so sehr willkommen sind. Dann besuchten wir das eine Meile von Sokna gelegene reiche Thal von Benoled, wo einige alte Dörfer und Castelle des Wanderers Aufmerksamkeit erregen. Die Hügel und Anhöhen, welche das Thal umgeben, liefern dem Mineralogen interessante Ausbeute, indem man hier ganze Lager von Mandelstein und säulenartigem Grünstein antrifft. Die unterste Schichte ist Kalktuff, der fast ganz aus Seeschalthieren besteht; häufig findet man auch Austern und Tellermuscheln, vollkommen erhalten. Wir fanden einige schöne Stücke Jaspis und kleine Carneole. Dann kamen wir zwischen Sandhügeln über einen kiesigen Weg, wo Opal, traubenförmiges Eisenerz und versteinerte Muscheln in Menge lagen und die Ecken von Gypsschichten zu Tage ausgingen. Angehende Mineralogen finden hier reichlichen Stoff zu anziehenden Forschungen. Nur müssen sie auf ihrer Hut seyn vor den Schnapphähnen, die auch hier auf Beute lauern und vom Raube leben. Die niedrigen Hügel sind mit Fenchel, Geranium und andern wohlriechenden Kräutern bedeckt.

Gegen Abend kehrten wir nach Sokna zurück und es begegneten uns zahlreiche Heerden, die von ihren Hirten und Hirtinnen zur Tränke getrieben wurden; wir dachten an die Bibel, an die Brunnen von Mesopotamien, an Isak und Rifka, an Jakob und Rahel. Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Kuppel der Moschee von Sokna, die Palmenwipfel, die Kalkhügel, die ganze Gegend. In der Stadt angelangt, vernahmen wir vom Minaret die Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Abendgebet rief. Dann hatten wir das Vergnügen den Gesang einer schönen jungen Frau zu vernehmen, in demselben Hause, wo wir zu Abend speisten.

Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach Oregon.

(Nach dem Journal des Débats vom 9 Julius.)

Die Amerikaner sprechen nicht mehr bloß von Besetzung des Oregongebiets, sie handeln. Kühne Pionnire lassen sich in einzelnen Schaaren dort nieder, die Diplomatie mag dann sehen, wie sie zurecht kommt. Das ist eine Reise von 1000 Lieues zu Lande, zum Theil durch Wüsten ähnlich der Sahara, zum Theil über rauhe Gebirge und reißende Flüsse. Das kümmert aber diese unerschrockenen, waghalsigen Leute wenig: sie verlassen ihre prächtigen Ländereien im Thal des Ohio, des Wabash oder an den großen Seen im Norden und ziehen fort mit Weibern und Kindern. Es ist eine wahre Manie, ein Fieber. Der allgemeine Vereinigungsplatz ist die Stadt Indépendence, an der östlichen Gränze des Staates Missouri, der bekanntlich ganz jenseits des Mississippi liegt. Man zieht fort in Schaaren von 150 bis 200, mit Lebensmitteln, Heerden aller Art, Arbeits- und Zugvieh; alles ist bewaffnet, fast in Regimenter getheilt unter Anführung von Leuten, die durch ihren Muth erprobt sind. In den Gebirgen hat man praktikable Pässe für Wagen entdeckt, und dorthin wendet man sich. Der Expositor, ein Journal, das zu Indépendence erscheint, sagt in einer Nummer vom Anfang Mai: „Im Augenblick, wo wir dieß schreiben, kommen neue Züge von Wagen an, und die Neuangekommenen werden von den bereits hier versammelten Auswanderern mit Freudengeschrei begrüßt. Alle sehen aus, als ginge es zu einem Fest. Dieser Menschenmasse fehlt es an nichts; es findet sich darunter eine große Masse wohlhabender, im Ackerbau erfahrener Leute. Als eine Reihe solcher Wagen vorüberzog, bemerkten wir in einem derselben eine sehr hübsche junge Frau, welche ganz ruhig ihre Nadelarbeit fortsetzte, als säße sie in ihrem Wohnzimmer zu Boston. Der Wagen hatte einen Teppich, bequeme Sitze, einen Schreibtisch mit einem Spiegel, kurz es war ein tragbares Boudoir. Jeder Wagen ist von sechs oder acht großen Ochsen gezogen. Die Führer scheinen Riesen; es sind Leute von sechs Fuß Höhe und verhältnißmäßig breit gebaut. Die Zahl der hier versammelten Auswanderer beträgt schon 2 bis 3000." Da die Auswanderer der Vereinigten Staaten einmal darauf erpicht sind, das Oregongebiet zu besetzen trotz der Unterhandlungen, um den Engländern antworten zu können, daß der Besitz an sich schon ein Rechtstitel ist, so hat ein unternehmender Mann, Namens Whitney, einen Plan entworfen, der einen Strom von Bevölkerung dahin führen würde, freilich aber ziemlich kostspielig wäre. Er schlägt vor, vom Michigan-See an, der jetzt von New-York und Boston her sehr leicht zugänglich ist, eine Eisenbahn bis an die Mündung des Columbia zu bauen. Die Entfernung beträgt 3500 Kilometres und die Kosten würden sich auf 10 Millionen Dollars belaufen; Hr. Whitney bietet sich an, alles dieß allein auszuführen, wenn man ihm auf der ganzen Länge des Weges 60 Meilen breit Land verleihen wollte. Dagegen würde er sich anheischig machen, Depeschen, Truppen und Kriegsvorräthe gratis zu befördern, und macht darauf aufmerksam, daß vermittelst dieser Eisenbahn und einiger Dampfboote auf dem stillen Ocean von New-York bis zu dem chinesischen Hafen Amoy, welcher für den Absatz von Seide und Thee am bequemsten gelegen ist, die Entfernung nur 10,000 Kilometres betrage, die man in einem Monat zurücklegen könnte, während jetzt der Weg ums Cap Horn 27,000 Kilometres lang ist und vierthalb bis vier Monate erfordert. Der Vorschlag Whitney's ist dem Congreß vorgelegt worden, der ihn wahrscheinlich unbeachtet bei Seite legen wird, und wir führen dieß Project auch nur theils als einen charakteristischen Zug, theils darum an, weil es zeigt, wie sehr die Idee, Oregon zu besetzen, in den Vereinigten Staaten populär ist. Wie ungeheuer muß nicht der Zug dahin seyn, wenn ein Speculant, der für einen ganz ernsten Mann gilt, auf einen solchen Plan verfallen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1845.

Wer war das?

Vor einiger Zeit langte in dem großartigen Gasthofe, der unfern des Niagarafalles steht, ein gar seltsam aussehender Fußwanderer an. Aeußere Erscheinung, Benehmen, Gebärden desselben standen mit denen des geputzten und zierbenglichen Volkes, das sich dort in der Nähe des vereinsstaatlichen großen „Löwen“ herumzutreiben pflegt, in grellem Widerspruch. Der lederne Anzug des Wildfremdlings, welcher eben erst aus den tiefsten Hinterwäldern zu kommen schien, bedurfte sehr der ausbessernden Nadel. Eine abgenützte Decke, welche augenscheinlich als Matratze, Laken, Steppdecke u. s. f. zugleich gedient hatte, war tornisterartig um seine Schultern geheftet; einem langen Waidmesser, das ihm auf der einen Seite herunterging, leistete eine auf der andern Seite herabhängende Zinnbüchse Gesellschaft. Der Bart, struppig und verworren, reichte ihm bis auf die Brust; dunkle dichte Locken fielen dem offenbar schon bejahrten Manne über Achseln und Nacken herab. Dieser „Hinterwaldsmann“ wie die verschiedenen Gruppen ihn gleich benamsten, hatte aber einen scharfen, durchdringenden Blick, einen federkräftigen festen Gang, der, wie man ihm ansah, sich bereits durch manche Dickichte den Pfad gebrochen, und mit denen der Gesellschaft eben so wenig Umstände zu machen Lust zeigte.

Der räthselhafte Fremdling trat ohne Umschweif in das Gesellschaftszimmer, schnallte den Tornister ab, sah sich darauf ruhig und zuversichtlich nach dem Wirth um, und begehrte einen Imbiß. Der Wirth prallte beim Anblick des ihm offenbar nicht gasthoffähig dünkenden Eindringlings bestürzt und ungehalten einige Schritte zurück, und schien unschlüssig, ob er den Ungeschlachten, der in so „genteele“ Gesellschaft sich einzudrängen vermessen, nicht darob unwirsch anlassen solle. Einige Worte aber, die ihm alsbald von einem Herbeigekommenen ins Ohr geflüstert wurden, brachten ihn auf andere Gedanken, ja bewirkten eine merkliche Beugung seiner Rückensäule. Der Fremdling ließ sich mitten unter der Gesellschaft nieder, wovon manche ihn verblüfft anstierten, manche verächtlich die Achseln zuckten, und andere ihm geradezu ins Gesicht lachten.

Doch Leser, dieser Wanderer, dieser bestaubte „Sohn des Weges und des Waldes“ hatte weit, weit mehr zu bedeuten, als der ganze vornehmthuende, europa-äffische Schwall und Schwarm rings um ihn herum! Es war der „amerikanische Waldmann,“ wie er sich selber genannt hat, derjenige, den die Humboldte, die Cuvier, die größten unter den Großen der europäischen Naturforschung mit lautem Lobpreise begrüßt, derjenige, den hohe Akademien und Gelehrtenvereine mit Auszeichnung behandelt, derjenige dessen Ruhm sich immer weiter und breiter schwingen wird, wenn die erbärmlichen Zierlinge die ihn in jener Herberge am Niagara verspotteten, längst namenlos vermodert seyn werden. Von jeglichem Hainwipfel, aus jedwedem gründämmernden Gehölze wird das herrliche Federspiel der westlichen Hemisphäre seinen Namen verkünden. Der weißköpfige Aar, das Sinnbild des mächtigen Staatenbundes, die Wandertaube, wie sie in unabsehbaren Schaaren und Geschwadern über die stillen Wälder dahinrauscht, der süßflötende vielstimmige Spottvogel, alle die hundert andern jener prachtvollen Vogelwelt, die er so unnachahmlich abgebildet, deren Haushalt, deren Leben und Weben er so reich und anziehend geschildert, deren Lebensbeschreiber, wie er sich selbst nannte, Er geworden, jener Wanderer war eben Er — J. J. Audubon!

*

Bald darauf trat der eben genannte unvergleichliche nordamerikanische Ornitholog und Maler jene gewaltige neue Reise an, von welcher er unseres Wissens noch nicht zurückgekehrt ist, die Reise nach den Oregon-Landen, den Felsengebirgen, Texas und den beiden Californien. Früchte derselben, wenn er sie glücklich vollendet, werden seyn theils die Vermehrung und Erweiterung seiner bereits erschienenen Pracht- und Kernwerke über die Vögelfauna der Vereinsstaaten, theils die Fortsetzung und Beendigung eines bereits begonnenen neuen Riesenwerkes über die Fauna des mitternächtlichen Gesammt-Amerika's.

F. M. M—lan.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Partei der Staatsbahnen bildete indeß in einem Theil der Presse und der Deputirtenkammer noch immer einen starken Kern, und suchte ihren Gegnern Concessionen abzuzwingen. Mit der obenerwähnten Ausschließung der Deputirten und Pairs von der Theilnahme an solchen noch nicht entschiedenen Concessionen drang sie durch, wenigstens einen Augenblick und wahrte so ihre Ehre; minder glücklich war sie dagegen mit einem anderen Amendement, welches verhindern sollte, daß nicht die Actien alsbald an die Börse gebracht würden, sondern erst wenn die Hälfte des Capitals eingezahlt sey, dieß ward von dem Antragsteller selbst zurückgezogen, auf die Bemerkung des Ministers, daß man dadurch die zu dem Unternehmen nothwendigen Capitalien auf mehr als drei Jahre immobilisire. Es ist hiemit schon anerkannt, daß alle Bemühungen, den Actienschwindel zu hindern, durchaus vergeblich seyn würden, sobald man die Bahnen einmal in den Händen der Privaten lasse. Alles das kam aber nicht in Anschlag gegen den einmal gefaßten Entschluß, denn nach kurzem Schwanken *) siegten, schon am Ende der vorigen Session, die Compagnien völlig, und nun wurde der Weg von Paris nach Lyon, von Paris nach Rennes, von Tours nach Nantes und die große Nordbahn rasch nach einander votirt.

Es ist bemerkenswerth, welchen Gang die öffentliche Meinung, wie die der Regierung, in dieser Sache genommen: im J. 1838 schlug das Ministerium selbst die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat vor, im J. 1841 traten die Compagnien auf, im J. 1842 vereinigte man sich über das gemischte System, im J. 1843 erhoben sich zuerst die Stimmen gegen das Unwesen der Compagnien, die Regierung sah sich genöthigt, diesen gemäßigtere Bedingungen aufzulegen, worauf mehrere Compagnien sich zurückzogen; **) im J. 1844 wurde der Andrang gegen die Compagnien heftiger, man mußte ihre Ansprüche immer mehr beschranken, wenig fehlte, daß die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat angenommen worden wäre, es gab sich ein allgemeines Mißtrauen gegen die Compagnien und namentlich Hrn. v. Rothschild kund, aber das Ministerium erkannte, daß es die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat nur unternehmen könne, wenn es sein ganzes Finanzsystem ändere; dazu fühlte sich das Ministerium nicht stark genug, und sah sich also genöthigt mit den Compagnien zu pacisciren, jedoch unter Bedingungen, die dem Staat allerdings ungleich günstiger waren, als die Compagnien im J. 1843 gestellt hatten. Man wird sich nun ziemlich den moralischen Gang der Sache erklären, wenn wir noch folgenden Auszug aus einem Artikel des National (vom 14 Mai d. J.) mittheilen: „Die Discussion der Eisenbahnen bietet dieses Jahr ein neues und bizarres Schauspiel dar. Bisher sahen wir die Kammer in sich getheilt, aus Gewissenhaftigkeit zwischen den verschiedenen Systemen schwanken, bald trug das ausschließliche System der Compagnien den Sieg davon, bald gewann das der Ausführung durch den Staat zahlreiche Stimmen, bald suchte man endlich aus Ermattung in irgend einer Transaction das Mittel, die anscheinend unentwirrbare Schwierigkeit zu lösen. Jetzt dagegen ist man völlig im Reinen, die Ueberzeugung hat sich festgestellt. Es gibt, wir sagen dieß mit Zuversicht, nicht fünfzig Mitglieder in der Kammer, welche die Vorzüge der Ausführung durch den Staat nicht zugeben, und welche sich nicht laut aussprechen über die Nachtheile und die Gefahren, welche das System der Compagnien unvermeidlich nach sich ziehen muß, und dennoch sehen wir durch einen auf den ersten Anblick unerklärlichen Widerspruch die Anhänger der Ausführung durch den Staat entmuthigt vor ihren Gegnern, noch ehe sie ihnen eine Schlacht geliefert haben, die Segel streichen; wir sehen die Anhänger der Compagnien, ihres Siegs gewiß, mit insolenter Zuversicht zum Angriff schreiten; wir sehen die Majorität unter den Streichen einer unendlich kleinen Minorität sich selbst ein schimpfliches Dementi geben, und die Interessen aufopfern, denen sie noch im vorigen Jahr das Uebergewicht zu verschaffen wußte. Die sichtbaren Ursachen dieser Desertion sind zwei: 1) die entschiedene Weigerung des Ministeriums das System der Ausführung durch den Staat zu unterstützen; 2) die kurze Dauer der Concessionen, welche die kaum noch so anspruchsvollen Compagnien sich gefallen lassen. „„Was sollen wir thun?““ sagen die halbbesiegten Vertheidiger der Staatsinteressen; „„wir wissen wohl, daß das System der Ausführung durch den Staat das einzige ist welches etwas taugt, aber das Ministerium will nicht, und so müssen wir denn wohl nachgeben.““ So wird also nachgegeben, man läßt sich die kürzern Termine gefallen, ohne zu bedenken, daß sie völlig lang genug sind, um eine Art von neuem Feudalismus im Staate zu gründen, der vielleicht unzerstörbar seyn wird.“

Man kann sich wohl denken, daß die Minister sehr wichtige Gründe haben, von dem bisherigen System Frankreichs, solche Arbeiten des öffentlichen Nutzens durch den Staat ausführen zu lassen, in diesem Falle abzugehen. Der Grund liegt, wie die Wortführer der ministeriellen Partei selbst angegeben haben, in den Finanzen: man scheut sich dem Staat eine so ungewöhnliche Last aufzubürden bei einer Lage der Dinge, welche vielleicht bald größere Anstrengungen nach außen fordert. Es ist indeß weniger der eigentliche financielle Zustand des Landes, als die falsche Bahn, in welche man seit dreißig Jahren die Geldverhältnisse gebracht hat, und die künstliche Höhe, zu der man einzelne Fonds steigerte, lauter Dinge, die mit einem

*) Hr. Gauthier de Rumilly hatte vorgeschlagen, daß auf der Paris-Lyoner Eisenbahn die Regierung auch die Schienen legen lassen sollte, und dieß Amendement, welches das Gesetz vom 11 Junius 1842 umstieß, ging mit der Mehrheit Einer Stimme (138 gegen 137) durch am 22 Junius; aber zwei Tage später, als über das Gesetz im Ganzen abgestimmt wurde, wurde die Bewilligung des Geldes zum Legen der Schienen ausgelassen, und das Gesetz mit 191 gegen 31 Stimmen angenommen. So wenig war die Kammer mit sich im Reinen.

**) Aus jener Zeit erzählt man die Anekdote, daß Rothschild bereut habe, die minder günstigen Bedingungen für die Nordbahn nicht angenommen zu haben, und in den Ausruf ausgebrochen sey: ich habe es versäumt mein Glück zu machen.

Anlehen von $1^1/_2$ bis 2 Milliarden, welche die Anlegung der Bahnen durch den Staat erfordern würden, nicht bestehen können. Die französischen Fünfprocents stehen zu 121, die Dreiprocents zu 83; eine von diesen Notirungen ist nothwendig erkünstelt und falsch: ist die Notirung der Fünfprocents die ächte, aus dem Landescredit und der vorhandenen Geldmasse hervorgehende, so müßten die Dreiprocents zu $72^1/_2$ stehen; ist die Notirung der Dreiprocents die ächte, so müßten die Fünfprocents zu 138 stehen, und wenn wir auch die Furcht vor der Conversion mit in Anschlag bringen, jedenfalls weit höher als 121. Es leidet wohl kaum einen Zweifel, daß die Notirung der Dreiprocents die falsche und erkünstelte ist, weil der Tilgungsfonds, den man thörichterweise troß fortwährenden Deficits beibehält, nur auf die unter Pari stehenden Fonds wirken darf, obgleich es financiell vortheilhafter wäre Fünfprocents zu 121, als Dreiprocents zu 83 einzukaufen. Die ganze Einrichtung der Tilgungsfonds selbst ist eine Thorheit, von der man in England seit 25 Jahren abgekommen ist, und es wirft ein fatales Licht auf die Zustände Frankreichs, daß man diesen Unsinn aufrecht erhält, ja daß sogar fast alle Parteien im Wesentlichen damit einverstanden sind. In England hat man den ganz einfachen und nüchternen Satz aufgestellt, daß der Staat, wenn er in einem Jahre mehr ausgibt als einnimmt, keine Schulden zahlen kann, und daß nur der wirkliche Ueberschuß der Staatscassen zum Schuldenzahlen oder zur Herabsetzung der Zinsen verwendet werden könne. Würde man in Frankreich nach gleichem Grundsatz verfahren, so würden die öffentlichen Fonds sich anders stellen, zum mindesten die Dreiprocentigen auf 72, und wahrscheinlich würde ein allgemeines Sinken der Staatsfonds auf einen natürlicheren Standpunkt als der jetzige erfolgen. Dieß wäre eine gänzliche Börsenrevolution, welche sehr ernsthafte Nachtheile nicht nur für eine Menge Privaten, sondern selbst für den Staatscredit, wenigstens für eine Zeitlang haben würde. Die Regierung kann allerdings durch ihre Verbindung mit den Bankiers vergleichungsweise geringe Summen, wie die letzte Anlehe von 200 Mill. zu dem künstlichen Curs absetzen, *) sobald aber Anlehen contrahirt werden sollen, welche in die Milliarden gehen, so fällt das künstliche Gebäude über den Haufen, der Werth des Geldes steigt, und man muß, um al Pari entleihen zu können und nicht das künstliche Spiel, das dem Staat schon Hunderte von Millionen kostete, fortzusetzen, wahrscheinlich nicht bloß vier sondern $4^1/_2$, wo nicht fünf Procent **) zahlen.

Ein so gewaltsames Abspringen von einer seit 30 Jahren verfolgten Bahn, in einem Augenblick, wo vielleicht eine politische Krise bevorsteht, ist jedenfalls ein sehr gewagter Handel, und das Ministerium ist wohl zu entschuldigen, wenn es sich in diesem Zeitpunkt einer unfehlbaren Börsenkrisis, die bei einem Anlehen von einer Milliarde gar nicht ausbleiben könnte, nicht aussetzen will. Eine andere Frage ist es freilich, ob der Staat und die Börse durch dieß Versteckensspielen der Krise entgehen. Zusammengebracht muß das Geld werden, wenn die Bahnen gebaut werden sollen, und ob es nun der Staat oder die Einzelnen zusammenbringen, kommt in der Wirkung auf eines hinaus: wenn der Staat einen mit der Lage des Landes in Verhältniß stehenden Zins, etwa $4^1/_2$ Proc. zahlt, so werden sich reiche englische Capitalisten so gut dabei betheiligen als bei Eisenbahnen, deren Actien in Zeiten politischer Krise und eines möglichen Kriegs ein sehr precärer Besitz sind und nur das Spiel auf der Börse befördern, weil, wenn auch nicht gerade die einheimischen, doch gewiß die fremden Capitalisten, sobald sie durch die aufgereizte Speculation einen guten Gewinn gemacht haben, ihre Capitalien wieder herauszuziehen suchen, wie dieß gegenwärtig von Seite der englischen Capitalisten der Fall seyn soll. Durch die Eisenbahnen und die ungeheuren Summen, welche sie erfordern, steigt der Werth des Geldes wieder und dieß gerade zu einer Zeit, wo ohnehin das Geld die Neigung zeigt, sich von Europa wieder abzuwenden und nach andern Welttheilen, namentlich nach Nordamerika zu gehen. Die Staaten glaubten ganz gemächlich nach und nach ihre Zinsen auf $3^1/_2$, 3, vielleicht noch weniger herabsetzen zu können; diese Aussicht ist vorüber, wir stehen an einem großen Wendepunkt des europäischen Geldwesens, oder sind vielmehr bereits mitten in einer großen Umwandlung begriffen. Die Mehrzahl der Regierungen sucht sich der ungewohnten Last zu entziehen, es fragt sich aber nur, ob sie sich nicht durch dieß Zurückhalten ihre Stellung wesentlich verschlechtern, denn der Staat, jedenfalls der mächtigste Capitalist, kann diese Krise beherrschen, da ihm Mittel zu Gebot stehen, die dem Privatcapitalisten gänzlich mangeln: mißlingen die Eisenbahnunternehmungen, d. h. erlangen sie keine mit den landläufigen Interessen in Verhältniß stehende Rente, so kommt, wenn der Staat nicht selbst baut, die Krise zum Vorschein, der Staat mag thun was er will; erlangen die Eisenbahnen eine über den landläufigen Zins gehende Rente, wie alle Anzeichen zu beweisen scheinen, so erfolgt eine Ausbeutung des Landes durch die Privaten, deren Folgen der Staat nicht minder fühlen wird. Eine Veränderung des Geldwerths — und diese ist völlig im Zuge — war von jeher mit politischen Kämpfen gepaart, und wird es jetzt um so mehr seyn bei der ungeheuren Masse theils wirklichen, theils fictiven Capitals, welches in Europa ist; nur der Staat kann diese Krise leidlich vorüberführen, in den Händen der Privaten lassen sich die Folgen durchaus nicht berechnen. Jetzt dürfte der Zeitpunkt gekommen seyn, wo es sich zeigen muß, welche Staaten seit dem Frieden eine solide Wirthschaft geführt haben, und diese werden die Früchte derselben ohne Zweifel ernten. Doch wir kehren zu den französischen Eisenbahnen zurück, um eine kurze Uebersicht der Verhandlungen der jetzt abgelaufenen Session zu geben. Daß die Compagnien darin das vollständige Uebergewicht haben, wird man aus dem Obigen wohl schon entnommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Obgleich ein großer Theil dieser Anlehe sehr lange in den Portefeuilles von Rothschild gelegen haben soll.

**) Hierin liegt auch einer der Gründe gegen die Conversion, wenn nicht der wichtigste.

Das Thal von Jaral.

(Nach Th. Glennie.)

Nachdem wir in dem schönen Dorfe Silao in des Pfarrers gastlichem Hause übernachtet hatten, besuchten wir die Hacienda von Chiquilla, welche in einer malerischen Schlucht liegt, wo Aepfel-, Feigen- und Orangenbäume gedeihen, und wo auch die Palma Christi ihre ganze Pracht entfaltet. Die Hacienda ist von lieblichen, fruchtbaren Hügeln umgeben und die ganze Gegend trefflich angebaut. In den benachbarten Thalschluchten schossen wir eine Menge Hasen und Holztauben. Freudig begrüßten wir die üppigen Kornfelder von San Bartolo und nach zwei Stunden befanden wir uns in dem schönen Thal von Jaral, welches ganz dem Marquis von Jaral gehört, dem reichsten Gutsbesitzer in Mexico und, wenn man den Umfang seiner Ländereien erwägt, einem der reichsten in der Welt. Außer der großen Hacienda von Jaral, woselbst er vier bis fünf Monate im Jahre zuzubringen pflegt, besitzt er mehrere große Haciendas im Staate Zacatecas und seine Güter erstrecken sich mit geringer Unterbrechung nordwärts bis San Mateo, wovon er seinen zweiten Titel führt. Seine Reichthümer sind unermeßlich und entspringen aus verschiedenen Quellen. Nach den Angaben, die mir einer seiner Schaffner mittheilte, besitzt er an Hornvieh, Schafen und Ziegen (ganado mayor y menor), nebst Pferden und Maulthieren in der Sierra Hermosa und an andern Orten zusammen drei Millionen Stück. Von diesen schickt er jährlich 30,000 Schafe auf den Markt nach Mexico, woselbst das Stück im Durchschnitt mit 20 bis 24 Realen bezahlt wird. Eben so viele Ziegen werden in der Matanza von Jaral geschlachtet, woselbst Talg aus dem Fett gemacht wird, welches an Ort und Stelle mit fünf Dollars die Arroba bezahlt wird. Die Felle gelten sechs oder acht Realen das Stück und werden an die Lederhändler von Guadalaxara und San Luis Potosi abgesetzt.

Der gewöhnliche Ertrag des Weizens in dem Thal von Jaral beträgt tausend Fanegas auf vierzig Fanegas Aussaat, mithin trägt der Boden fünfundzwanzigfach; in guten Jahren beläuft sich die Ernte noch höher und hat manchmal zweitausend Fanegas betragen. Der in des Marquis eigenen Mühlen in Mehl verwandelte Weizen wird in dem acht Meilen entfernten San Luis Potosi mit fünfzehn Dollars die Carga von dreihundert Pfund bezahlt.

Die große Fruchtbarkeit des Thals von Jaral verdankt dasselbe dem reichlichen Wasservorrath, der im Ueberfluß jedem Theil der Ländereien aus einer ungeheuern Presa mitgetheilt wird, welche von dem Großvater des jetzigen Marquis angelegt wurde. Die Vordermauer dieser Presa hat über zweitausend Varas Länge und eine ungeheure Dicke. Sie hält alles Wasser auf, welches während der Regenzeit von den umliegenden Bergen herabströmt. Das Bassin, in welchem das Wasser gesammelt wird, hat, obwohl künstlich angelegt, wegen seines Umfangs ganz das Ansehen eines natürlichen Sees; es ist von Bäumen umgeben und liegt etwa drei Stunden südwestlich vom Herrenhause. Wie gewöhnlich führt der Weg durch große Maisfelder, woselbst unzählige Tauben und Rebhühner nisten.

Die Temperatur dieses schönen Thals bildete einen angenehmen Contrast mit der Kälte, die wir bei dem Uebergang über die Hochebene zwischen La Tlachiquera und dem Puerto von San Bartolo empfunden hatten, und ebenso mußte der Anblick von Wasser und reicher Vegetation einen um so erfreulichern Eindruck machen, da wir aus öden, nur mit zerbröckelten Felsen, Cactus und Zwergpalmen bedeckten Gegenden hergekommen waren. Ich ritt nach der Presa auf einem der Pferde des Herrn Grafen von San Mateo, Marquis von Jaral. Wir alle beklagten die Abwesenheit des Gutsbesitzers, dessen persönliche Bekanntschaft wir gern gemacht hätten. Entweder aus Scheu vor aller Gesellschaft oder, wie man behauptete, wegen dringender Geschäfte hatte er am Tage vor unserer Ankunft mit seiner Familie die Hacienda verlassen und einem Haushofmeister die Sorge unserer Bewirthung übertragen. Nichts konnte gastfreundschaftlicher seyn als unsere Aufnahme zu Jaral; wir wurden herzlich begrüßt und fanden ein glänzendes Mittagsmahl bereits fertig und das ganze große Herrenhaus für unsere Aufnahme in Bereitschaft gesetzt; eine Menge geschäftiger Diener brachte unser Gepäck in die verschiedenen Zimmer; dann erschien der magister palatii, um unsere Wünsche zu vernehmen. Als wir am folgenden Morgen aller Einladungen und Zureden des Herrn Verwalters zum Verweilen ungeachtet unsere Reise nach San Luis fortsetzten, wurde ein Maulthier, beladen mit einem ganzen Schaf, einem Dutzend Hühnern, vier großen Käsen, einer Quantität Brod und Obst und sechs Flaschen Vino Mescal uns auf die Reise mitgegeben. Dieses starke, in ganz Mexico sehr beliebte Getränke wird aus Magney destillirt und hat hinsichtlich des Geschmacks viel Aehnlichkeit mit unserem Whiskey.

Jaral ist der letzte Ort von einiger Bedeutung in dem Staate Guanaxuato. Das zur Hacienda gehörige Dorf enthält über dreitausend Einwohner, von denen etwa siebenhundert Dependientes de la casa sind, d. h. gegen Jahrlohn im Dienst des Grafen stehen, während die übrigen, obwohl nicht beständig für die gutsherrliche Familie beschäftigt, dennoch ihre Subsistenzmittel aus derselben Quelle erhalten. Die Wohnung des Grafen, so wie die Kirche und einige dazu gehörige Gebäude sind solid und geräumig, obwohl keineswegs prachtvoll.

In der Nachbarschaft von Jaral werden etwa siebentausend Arrobas Chile jährlich gewonnen und auf dem Markt von Mexico mit sechs Dollars die Arroba bezahlt, wovon ein Dollar für die Fracht und Alcavala abgeht.

Das vor der Revolution so berühmte Gestüt von Jaral, welches während der Kriegsjahre eingegangen war, hat der jetzige Gutsbesitzer wieder hergestellt; bereits liefert es wieder treffliche Pferde.

Das fruchtbare, dem Landbau und der Viehzucht gewonnene Thal von Jaral hat eine Länge von sechs Leguas. Des Marquis sämmtliche Güter aber haben einen Flächeninhalt von 2500 Quadratleguas, sind also bei weitem größer als manche europäische Königreiche.

Nachdem wir das Dorf San Francisco und die Amalgamirwerke La Pila und Los Pozos besucht hatten, schlugen wir die Straße nach San Luis Potosi ein.

Schmiedbares Glas. Das Amsterdam'sche Handelsblad vom 11 Julius berichtet aus St. Etienne, daß man daselbst eine Erfindung gemacht habe, welche schon das Alterthum, jedoch fast nur als Fabel, erwähnt: sie besteht darin, das weiße durchsichtige Glas im kalten Zustande eben so schmiedbar zu machen, wie in der höchsten Gluthhitze. Der Erfinder hat der Masse den Namen Silicon gegeben. Das Glas ist vollkommen weiß, so durchsichtig wie Krystall, und kann abwechselnd rund und so flach ausgeschmiedet werden wie jedes andere Metall. Bereits sind auf dem Hôtel de ville von St. Etienne Proben ausgestellt worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1845.

Das Museum für angewandte Geologie zu London.

Dieses Museum nimmt zwei ganze Häuser in Charing-Croß ein, und ist vor einiger Zeit dem allgemeinen Zutritt geöffnet worden. So viel wir wissen ist es wenigstens in diesem Umfange der Durchführung zur Stunde noch das einzige seiner Art in Europa. Nachstehende gedrängte Schilderung desselben dürfte daher wohl mit einigem Interesse gelesen werden.

Im ersten Saal ist eine Sammlung aller in Großbritannien vorkommenden, zu Bauzwecken verwendbaren Gesteinarten ausgelegt; ferner eine Sammlung aller dermalen in den verschiedenen technischen Künsten und Gewerben verwendeten Mineralien. Zur erstern für den brittischen Baumeister äußerst wichtigen Gesteinreihe gehört unter andern die Gruppe aller der mannichfachen Bausteinarten, welche von der Commission untersucht worden sind, die vor dem Beginn des Baues der neuen Parlamentshäuser vom Unterhause zu diesem Behufe niedergesetzt wurde und alle drei Königreiche in architektonisch-oryktognostischer Hinsicht bereiste. Da sieht man denn auch ein herrliches Exemplar des Magnesia-Kalksteines (Magnesian limestone), von Bolsover, welcher von gedachter Unterhauscommission als die vorzüglichste und dauerhafteste aller brittischen Bausteinarten erklärt und für die Parlamentshäuser erkoren worden. Die Trefflichkeit der Wahl erhellt aus dem Umstande, daß diese Steinart in einer davon erbauten alten englischen Kirche nach Verlauf von acht Jahrhunderten noch völlig unversehrt ist. Die Struktur und Farbe dieser Steinart soll ganz außerordentlich und zumal letztere, welche von Ockerroth in Silbergrau spielt, ungemein schön seyn.

Unter der in demselben Saale befindlichen reichen Mannichfaltigkeit brittischer Marmorarten gibt es welche, die wie z. B. der Marmor, der zu Babbicombe bricht, den Vergleich mit den gefeiertesten Italiens nicht zu scheuen brauchen. Auch der Muschelkalkstein aus Pembrokeshire ist eine herrliche Gesteinart.

An diese Sammlungen schließen sich äußerst lehrreiche Reihen von Erzeugnissen, welche durch die Industrie aus den auf den brittischen Inseln vorkommenden Erdarten u. dgl. dargestellt werden, wobei auch alle die verschiedenartigen Processe ersichtlich sind, die zu den vielfältigsten Behufen mit denselben vorgenommen werden. Hier zieht vor allen das prachtvolle Porzellan die Blicke auf sich, das aus dem Weißthon, der aus verwittertem Granit entsteht, verfertigt wird; ferner Kernes Cement, einer der neuesten, ein eigenthümliches Gemisch aus Kalk und Alaun, das außer seiner ungemeinen Dauerhaftigkeit die Weiße des Marmors besitzt, und einer gleichen Spiegelglätte fähig ist. Auch Asphalt und alle die so vielfachen Hauptverwendungsweisen desselben sind hier dargestellt. In den beiden nächsten Sälen sind Suiten von brittischen Fels- und Gebirgsarten, dann von Steinkohlenarten, sowohl Anthracite wie bituminöse ausgelegt. Da sieht man erner die verschiedenen Erzarten in Stufen wie sie aus den Schachten kommen, dann alle die Phasen, durch die sie bis zu ihrer Verarbeitung hindurch müssen.

Die Schmelz-, Hämmerungs- u. Schmiedeweisen des Eisens sind veranschaulicht, die Verwandlung desselben in Stahl, die Ergebnisse der Heiß- und Kalt-Gebläsöfen nicht bloß in ihrer Einwirkung auf das Erz, sondern auch je nach den verschiedenen Feuerungsstoffen die dazu verwendet werden, endlich die Schlackenarten, die daraus hervorgehen. Auch für die andern Metallgattungen wird die Veranschaulichung ihrer Phasenreihen beabsichtigt.

Am Ende dieses merkwürdigen Saales findet der Besucher das Erz, welches er anfangs dieses Gelasses in seinem Urzustande sah, bereits durch alle die hundertfachen Bearbeitungsprocesse hindurchgeführt, und zu den unzähligen Arten und Formen der weltberühmten brittischen „cutlery" verarbeitet. Auf einem von den Tischen liegen in einem Maroquingehäuse eilf Stahlplatten von der Größe ungefähr eines Geviertzolles, welche die Farbenskala, das Thermalprisma zeigen, die bei der Härtung durch die verschiedenen Hitzgrade hervorgebracht werden.

Der Modellsaal, in welchen man zuletzt tritt, bietet für den praktischen Geologen und Bergmann Gegenstände vom

höchsten Interesse dar. Binnen einer halben Stunde erlangt man allda eine ganz anschauliche und vollständige Vorstellung von dem unterirdischen Aussehen der großen, mit Bergwerken aller Art angefüllten Graffschaft Cornwall. Die Zinn- und Kupferadern u. s. f., die Bearbeitungsweisen der verschiedenartigen Gruben, die Hinausbeförderungsarten und Gefährten der Erze, die zu deren Schmelzung und Läuterung gebräuchlichen Apparate, alles und jegliches ist aufs deutlichste veranschaulicht. Ein unter Leitung des berühmten Präsidenten der geologischen Gesellschaft, de la Bêche, verfertigtes Modell zeigt die Streichungsweisen der Erzadern u. dgl., ein anderes den Apparat, mittelst dessen die Bergleute aus den Gruben zu Tage befördert werden, wovon manche so tief sind, daß zwei Stunden zur Hinausbeförderung eines jeden der Leute erforderlich sind. Das Modell eines Newcastler Steinkohlenbergwerks stellt die daselbst eingeführte Ventilationsmethode vor Augen, wodurch ein Luftstrom 20 englische Meilen im Umkreise herum geleitet wird.

Das alleranziehendste aber aller der da vorhandenen Modelle mag eines von Sopwith seyn, dem berühmten Erfinder der geologischen Modelle, wodurch das Streichen der Kohlenflötze im Walde von Dean veranschaulicht wird. Das veranschaulichte Gebiet hat eine Erstreckung von 24 engl. Geviertmeilen. Da und dort ist das Modell offen, um verschiedene Abschnitte und die verschiedenen Flötze zu zeigen; die Farbung deutet die Marken an, bis zu welchen die Ausbeutung bereits gediehen. In demselben Saale sind auch die mannichfachen Werkzeuge aufgestellt, die in den erzgebirgischen und cornwallisischen Bergwerken im Brauch sind. Diejenigen, die in andern europäischen und außereuropäischen Bergwerken üblich, werden in der Folge dazu kommen.

F. M. Malven.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Compagnien waren noch vor der Eröffnung der Kammer ihrer Sache so sicher, daß die Actien oder vielmehr Promessen der Actien von Bahnen, die der Staat noch gar nicht verwilligt hatte, bereits im Geheimen negocirt wurden; die Sache kam zur öffentlichen Kenntniß, man lamentirte, man bereitete Gesetzentwürfe zur Beschränkung der Agiotage vor; alles umsonst. Die Nordbahn, d. h. diejenige, welche Frankreich mit Belgien verbinden soll, kam zuerst an die Reihe. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, die Ausführung der Bahn durch den Staat durchzusetzen, beschränkten sich die Gegner der Compagnien darauf, das Uebel mindestens so gering wie möglich zu machen, d. h. die Dauer der Concession möglichst zu verkürzen, ob in der Ansicht daß, wenn sie damit durchdrängen, die Compagnien sich selbst zurückziehen würden, mag dahin gestellt seyn. Es ist ganz natürlich, daß, so wie einmal das Princip der Compagnien festgestellt war, man nur noch mit ihnen markten konnte, und die Discussion sich in Kleinlichkeiten verlief; daß man einander Zahlen gegenüber setzte, die keiner beweisen konnte u. s. w. In diesem Kampf hatten die Gegner der Compagnien gewonnenes Spiel, sobald sie, die Zahlen ihrer Gegner annehmend, aus diesen ihre Folgerungen zogen. So geschah es. Das Ministerium schlug den Ertrag der Bahn auf 10,425,250 Fr. an, etwa 7 Proc. des Capitals von 150 Mill., das die Compagnie angeblich zu verwenden hatte; von diesen 7 Proc. sollten 6 Proc. der Compagnie zu gute kommen, und 1 Proc. zur Amortisation übrig bleiben, wornach das Capital in 41 Jahren 324 Tagen amortisirt gewesen wäre. Nach dieser Berechnung ward eine Concession von 45 Jahren vorgeschlagen. Die Commission der Kammer machte eine andere Berechnung; sie bewies mit ziemlich triftigen Gründen, daß die ministeriellen Schätzungen bedeutend hinter der Wahrheit zurückblieben, und nahm als reinen Ertrag 12 Mill. an, wobei noch in Berechnung kommt, daß die Verwaltungskosten auf 45 Proc. der Bruttoeinnahme angeschlagen wurden, während sie auf andern Bahnen Frankreichs, z. B. Paris-Orleans, höchstens 38 Proc. betrugen, und die Nordbahn noch überdieß das Brennmaterial aus den Kohlenbezirken weit wohlfeiler hätte. Die angenommenen 12 Mill. Reinertrag machten 8 Proc. des Capitals aus, davon theilte die Commission der Compagnie $6^1/_2$ Proc. als billige Entschädigung zu, und behielt $1^1/_2$ als Amortissement, wonach sie die Zeit der Concession auf 33 Jahre beschrankte. Die Gegner der Compagnie gingen natürlich noch weiter, sie suchten aus den Berechnungen des Engländers Stephenson, der im Interesse von Compagnien eine Untersuchung gestellt hatte, aus den damit übereinstimmenden Nachforschungen der französischen, von der Regierung aufgestellten Ingenieure und endlich aus den Berechnungen der Commission selbst nachzuweisen, daß man die Ausgaben der Compagnie zu hoch, die Einkünfte zu nieder angesetzt habe, und daß 25 Jahre eine vollkommen hinreichende Zeit seyen. Das geschah in der Kammer, während man in einigen Journalen noch viel weiter ging. Nach längerem Hin- und Herreden ward endlich eine Concession von 41 Jahren beliebt. Das ist der Gang, den die Mehrzahl der Discussionen genommen hat. Sie bieten indeß doch meist etwas eigenthümliches dar, und deßhalb müssen wir eine derselben noch erwähnen.

Die große Eisenbahn von Paris nach Lyon kam zunächst zur Sprache, gab aber, da die Kammer sichtlich müde war, nur zu schwachen Discussionen Veranlassung, so wichtig auch die Punkte waren, die sich erhoben. Mit der Paris-Lyoner-Bahn kam auch die von Lyon nach Avignon zur Sprache, also zwei Compagnien für eine Richtung, und dazu kam noch aus früherer Zeit eine dritte, nämlich für die Strecke von Avignon nach Marseille, die doch auch gebaut werden mußte, wenn Paris mit dem mittelländischen Meere in Verbindung stehen sollte. Das kümmerte aber die Kammer wenig, und man sah ganz von diesem Punkte ab, der doch für die Einheit der Verwaltung bedeutend genug war.*) Ein zweiter ließ sich aber nicht

*) Die Compagnie für Lyon-Avignon ist auch gehalten eine Zweigbahn nach Grenoble zu bauen, wieder eine der militärischen Rück-

umgehen. Auf der Lyoner Bahn konnte man nach Melun zwei Wege einschlagen, entweder auf dem rechten oder auf dem linken Ufer der Seine; das rechte war allerdings um 10 Kilometres kürzer, aber auf dem linken Ufer bestand schon die Orleans-Compagnie, nach Corbeil war gebaut, und die Bahn bereits befahren; es handelte sich um nichts, als daß beide Compagnien sich zu gemeinsamer Benützung des Wegs nach Corbeil verständigten. Die Erfahrung hatte freilich bewiesen, daß zwei solche Hähne in Einem Korbe nicht gut thun, und man wollte sich keinen unnützen Streitigkeiten aussetzen; darum ward beschlossen, das rechte Seineufer vorzuziehen, wo frisch gebaut werden mußte, was den Staat 18 Millionen kosten wird. Neben diesem Probstückchen, das man zu Gunsten der Compagnien ablegte, konnte es nicht verwundern, daß man die Concessionszeit auf 45 Jahre festsetzte.

Ueber die andern Bahnen ist wenig zu berichten, die Bahnen von Paris nach Straßburg, von Tours nach Nantes, und die Zweigbahnen der Rouen-Havre-Bahn nach Dieppe und Fecamp, so wie die Zweigbahn der Avignon-Marseiller-Bahn nach Aix wurden fast ohne Discussion genehmigt; bei der letzten Bahn wurde sogar die Adjudication, also die Concurrenz aufgegeben, was den National zu einer bittern Erklärung am Schlusse der Session veranlaßt: „im vorigen Jahre wollte die Kammer die Ausführung und Verwaltung der Eisenbahnen durch den Staat; sie hatte als Grundsatz angenommen, daß die Deputirten nicht als Unternehmer öffentlicher Arbeiten auftreten sollten. Dieß Jahr hat die Kammer die Bahnen der Privatindustrie überlassen, die Deputirten haben sich an die Spitze der Compagnien gestellt und zugleich Sorge getragen, für die Interessen, deren erste Vertreter sie jetzo sind, die bestmöglichen Bedingungen herauszuschlagen. Durch sie werden die Eisenbahnen, welche, wie man behauptet, all unsere Verbindungswege ersetzen sollen, auf ein halbes Jahrhundert an Speculanten überlassen."

Da die großen Bahnen noch nicht befahren werden, weil sie noch nicht gebaut sind, *) so läßt sich auch begreiflicher Weise über die Folgen der Concessionen für den Transport noch nichts mit Bestimmtheit sagen; bemerkenswerth ist aber, daß die Handelskammern, so weit sie sich bis jetzt vernehmen ließen (namentlich die von Lille bei Gelegenheit der Nordbahn), sich gegen die Compagnien aussprachen. Auch tragen sowohl die Gesetzentwürfe als die Debatten zahlreiche Spuren, daß man sich gegen die Uebervortheilung des einen Waarenversenders gegen den andern möglichst zu wahren suchte. In der letzten Eisenbahndiscussion vom 1 Julius schlug Hr. Muret de Bort in Bezug auf die Paris-Straßburger-Bahn das Amendement vor, daß es der Regierung jederzeit freistehen solle, den Tarif für transatlantische Rohstoffe, sofern sie auf französischen Schiffen eingeführt seyen, um 30 Proc. zu ermäßigen. Es springt in die Augen, daß man dadurch den Transit begünstigen wollte, aber der Antragsteller nahm auf einige Bemerkungen denselben zurück, da dieß der Regierung eine willkürliche Macht über die Tarife der Compagnie einräume. Am umständlichsten und eindringlichsten hat diesen Punkt von em Standpunkt der Handelsrivalität zwischen England und Frankreich Hr. Garnier Pagès beleuchtet, und namentlich hervorgehoben, welche ungeheuren Vortheile der Industrie zu gute kämen, wenn der Staat, im Besitz der Eisenbahnen, die Verfuhr der Kohlen bloß um den Kostenpreis übernähme, ohne daran gewinnen zu wollen. Alles dieß aber ist, weil die großen Bahnen noch nicht vollendet sind und man deßhalb auch nicht von einem Transport im Großen durch das ganze Land reden kann, mehr nur prospectiv, indeß aus den Erfahrungen der Engländer entnommen, welche hierüber schon ein Wort sprechen können.

(Schluß folgt.)

---

fichten der Regierung, denn eine rasche Verbindung zwischen Lyon, zu dessen Festungswerken neuerdings 8 Mill. verwilligt wurden, und Grenoble ist von großer Wichtigkeit.

*) Von den befahrenen ist die von Straßburg nach Basel die größte, nämlich 140 Kilometres, dann folgt Paris-Orleans mit 122 Kilometres, Paris-Rouen (137 K.) ist so viel wir wissen noch nicht ganz oder erst seit kurzem vollendet; alle andern vollendeten Bahnen sind weit kleiner.

Bilder aus Fezzan und Sudan.

2. Murzuk.

Bisweilen waren wir zwei, einmal drei Tage gereist, ohne Wasser zu finden, und gewöhnlich war es trübe, bitter oder salzig, und dieß ist nicht das Schlimmste, was der Reisende zu ertragen hat. Ein plötzlicher Sandwind vernichtet oft, wenn man in der Nähe der Wüste ist, eine ganze bis zur Ohnmacht ermüdete und erschöpfte Karawane, und man zeigte uns einen mit Knochen und Gerippen bedeckten Platz, wo das Jahr zuvor fünfzig Schafe, zwei Kamele und zwei Männer vor Durst und Hunger umgekommen waren, einige Stunden von dem Brunnen, den wir ängstlich suchten.

Die Bewohner der Oasen Adjela, Leskeret und Marade haben seit einigen Jahren directe Handelsverbindungen mit Centralnigritien, mit den Staaten Bornu, Bagermi und Tombuctu angeknüpft; unglücklicherweise sind Sklaven der hauptsächlichste Handelsartikel, und kräftige Neger und Negerinnen aus Sudan sind besonders gesucht. Abu Abdallah, dermalen Bey von Adjela, ist aus Toulon gebürtig; er ward als Tambour in seinem zwölften Jahre während des ägyptischen Feldzugs gefangen genommen, ward Moslem und hob sich bis zu den höchsten Würden im Staate Tripolis empor, an dessen Beherrscher er einen jährlichen Tribut zu entrichten hat. Auf der Adjela-Oase, wo ein zum Bey avancirter Rataplan gebietet, finden sich drei Quellen trefflichen Wassers und einige Gruppen herrlicher Palmbäume.

Fezzan ist eine große, aus mehreren Oasen gebildete Provinz, das ansehnlichste Territorium der ganzen Wüste von Magreb. Residenz des unter tripolitanischer Oberherrschaft stehenden Sultans ist Murzuk, der bedeutendste Marktplatz für das innere Nordafrika, wo die Karawanen von Kairo, Tripoli, Tunis, Tombuctu und Bornu zusammentreffen. Die übrigen Ortschaften von einiger Bedeutung sind: Tragan, vormals Hauptstadt des östlichen Fezzan, mit Teppichfabriken, die vortreffliche Waare liefern. In drei Moscheen versammeln sich die Bekenner des Islam, die des mosaischen Glaubens, die hier sehr zahlreich sind, in einer im besten maurischen Styl erbauten Synagoge. In den Fabriken sind viele Juden beschäftigt, in deren Händen sich auch der Detailhandel

mit Teppichen befindet. Andere nicht unbeträchtliche Ortschaften von Fezzan sind Gaoma, Ubari und Tibesti mit einer warmen Schwefelquelle.

Die Oase Gadames mit dem gleichnamigen Hauptorte, dessen Einwohner in ganz Afrika als redliche Kaufleute bekannt sind, steht ebenfalls unter der Oberherrschaft des Pascha von Tripolis. Die Karawanen, die von letztgenannter Stadt über Tuat nach Tombuctu gehen, treffen in Gadames zusammen. Seit einiger Zeit aber hat der Handel von Murzuk dem von Gadames starken Abbruch gethan;*) man macht jedoch immer noch Geschäfte in Lederwaaren, Baumwollenzeugen, Sennesblättern und andern Landesproducten. Ungeachtet der Hindernisse, welche der Mangel an schiffbaren Strömen, die Gebirge und Wüsten dem Verkehr in Afrika entgegensetzen, hat dieser Welttheil dennoch seit den ältesten Zeiten einen lebhaften innern Verkehr gehabt, der einen charakteristischen Zug dieses Festlandes bildet. Tombuctu und die andern Städte im innern Nigritien sind das Ziel der Karawanen, die jedes Jahr von den äußersten Punkten Afrika's kommen, um hier europäische und asiatische gegen afrikanische Erzeugnisse einzutauschen. Murzuk in Fezzan und Kobbe in Darfur sind vielbesuchte Handelsstädte; seit einiger Zeit ist auch Audjela von Wichtigkeit geworden, dessen regsame Handelsleute die Mäkler machen zwischen Sudan einerseits, Tripolis und Aegypten andrerseits. Murzuk und Gadames machen Geschäfte in Gummi, Goldstaub, Elfenbein, ungegerbten Häuten, Salz, Natron. Der Sklavenhandel zu Lande hat bis jetzt keine Unterbrechung erlitten; seitdem der zur See gehemmt wurde, hat er an Lebhaftigkeit gewonnen. Der Hafen von Tripolis ist ein neuer Markt für die Sklavenhändler geworden, die allen Verboten und Kreuzern zum Trotz ihr sauberes Gewerbe fortsetzen; im innern Afrika haben die Menschenjagden bis jetzt nicht aufgehört, denn sie sind zu lockend, zu gewinnbringend für die despotischen Beherrscher von Nigritien.

Die Wüstenstadt Gadames auf der gleichnamigen Oase bietet die sonderbare Erscheinung dar, daß innerhalb derselben Ringmauer zwei verschiedene, einander feindlich sich gegenüberstehende Volksstämme hausen. Sie sind durch eine Mauer von einander getrennt und die Verbindung wird durch eine kleine Pforte unterhalten, die, sobald Unruhen ausbrechen, geschlossen wird.

Die unabhängigen Stämme der zahlreichen und kriegerischen Tuariks haben den ganzen mittlern Theil der Sahara inne. Noch jetzt sind die Tuariks, wie zu den Zeiten der Carthager und Römer, Begleiter der Karawanen, denen sie zur Bedeckung dienen, sind Mäkler, treiben einen lebhaften und regelmäßigen Handel, der seit den ältesten Zeiten zwischen dem nördlichen und mittlern Afrika im Gange ist. Die Tuariks sind die Geschäftsleute der lybischen Wüste; sie machen die Vermittler und Beschützer, weßhalb man sich häufig an sie zu wenden hat.

Der Sandsturm, der uns zu unserem Mißgeschick in der Wüste überfiel, gab uns eine deutliche Idee von der furchtbaren Wirkung dieser Winde. Er erhob den feinen Sand, der den Boden bedeckt, so daß die ganze Atmosphäre damit erfüllt war, und in dem großen unermeßlichen Raum vor uns konnten wir kaum einige Ellen übersehen. Die Sonne war ganz verfinstert und ein drückendes Gefühl bemächtigte sich unser, wie wir durch die glühenden Sandmassen schritten. Bisweilen verloren wir die Kamele ganz aus dem Gesicht, obgleich sie nur wenige Fuß vor uns waren. Den Pferden hing die Zunge aus den Mäulern und sie wollten nicht gegen den fliegenden Sand gehen. Ein Schaf, das der Karawane folgte, das letzte von allen, legte sich nieder und wir mußten es schlachten; ein brennender, nicht zu stillender Durst quälte uns; wir hatten bis um drei Uhr des Mittags nur eine kurze Strecke zurückgelegt, da sprang der Wind nach Osten um und wir athmeten etwas auf; so zogen wir weiter bis um fünf Uhr, dann rasteten wir, etwas geschützt durch einige Hügelreihen. Wir hofften, durch einen erquickenden Schlaf uns von den Mühen des Tages zu erholen; unsere Hoffnung ward aber getäuscht, der Wind warf unser Zelt um und ehe es wieder aufgerichtet werden konnte, war unser Lager ganz mit Sand bedeckt. Dreimal mußte ich während der Nacht aufstehen, die Zeltpflöcke zu befestigen, und als ich am Morgen erwachte, lagen zwei Sandhügel an jeder Seite meines Hauptes.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist vor der letzten Veränderung durch Abdeldschelils Tod geschrieben. A. d. R.

Miscellen.

Zeulodon Sillimanii. Das Amsterdamer Handelsblad vom 12 Julius meldet nach dem Mobile Daily Advertiser, daß Dr. A. C. Koch, der im Jahre 1840 das Skelett des großen Missouriums auffand, im Staate Alabama, nicht weit von Mobile, im gelben Kalkstein ein kolossales Thier der Urwelt entdeckt, dem er nach dem bekannten Naturforscher Silliman den obigen Namen gab. Das vollständige Skelett hat eine Länge von 104 Fuß; die festen Theile des Rückgrats sind 14 bis 18 Zoll lang, haben 8 bis 12 Zoll im Durchschnitt und wiegen eines ins andere gerechnet 75 Pfund. Die sehr langen Kinnbacken enthalten 40 Schneidezähne, 4 Hundszähne und 8 Backenzähne. Wahrscheinlich gehörte das Thier zu den fleischfressenden. Die Augen müssen sehr groß und weit vorstehend gewesen seyn. Nach einer Art Finnen zu schließen, die man bei den Ueberbleibseln fand, muß das Thier die großen Ströme und den Ocean bewohnt haben.

Haifischfang in Norwegen. Valpy theilte in der brittischen Naturforschergesellschaft Nachrichten über den Handel Norwegens mit und bemerkte, daß der Salmenfang in den letzten Jahren bedeutend abgenommen habe. Der Grund hatte in ungeheuern Massen von Haifischen gelegen, weßhalb man im Jahre 1841 acht Schiffe auf den Haifischfang ausschickte und auch wirklich 20,000 dieser gefräßigen Thiere fing, ohne daß jedoch ihre Zahl dadurch im geringsten vermindert schien.

Neigung zum Wahnsinn in verschiedenen Altern. Bisher galt es auf das Zeugniß von Esquirol, Pritchard und Copland hin als ausgemacht, daß im Alter von 30 bis 40 Jahren die wenigste Neigung zum Wahnsinn vorhanden sey. Dr. Thurnham bestritt (in einer Abhandlung vor der brittischen Naturforschergesellschaft) diese Annahme als gänzlich unrichtig, und behauptete im Gegentheil, daß in dieser Decennalperiode mehr Wahnsinnige vorkommen als in jeder andern.

Tausend Pfund Sterling Prämie für ein Oelgemälde. Einige Engländer kündigen eine Prämie an für das beste Oelgemälde der Taufe Christi durch Eintauchung im Jordan nach dem Bericht der Evangelisten. Die Größe des Gemäldes darf nicht weniger als 12' Breite bei 10' Höhe und nicht mehr als 15' Breite bei 12' Höhe betragen und die zwei Hauptfiguren müssen wenigstens Lebensgröße haben. Zwei Jahre sind bewilligt für die Ausführung (Lit. Gaz. 5 Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1845.

Nizza.

(Aus den Impressions médicales d'un Voyage en Italie par Ed. Carrière.)

Am Westende des durch mehrere gesunde Localitäten ausgezeichneten Golfs von Genua liegt freundlich eine Stadt, deren medicinischer Ruf seit Jahren gegründet ist. Nizza ist der Aufenthalt und man muß hinzusetzen auch das Grab von einer Menge Brustkranken, nicht als ob das Klima ihren Tod beförderte, sondern weil die Kranken die Reise nur unternehmen, wenn die Hülfsmittel ihrer Aerzte erschöpft sind, mit andern Worten, wenn keine Hoffnung mehr da ist. Welches Vertrauen man auch auf einen solchen Ruf setzen mag, der oft mehr eine Sache der Mode als der ernsten, richtigen Beobachtung ist, so kommt man doch an solche von der Volksmeinung gepriesene Orte nie ohne ein gewisses Mißtrauen, und ist sehr geneigt zur Kritik, denn troß aller Proben, welche das Klima von Nizza schon in allen Brustaffectionen abgelegt hat, fragt man sich doch, warum so viele andere, südlicher gelegene und geschütztere Städte keineswegs ihren Ruf theilen. Indeß wenn man aufmerksam das Land umher betrachtet, welches sich bis zu den fast rings umschließenden Bergen ausbreitet, wenn man von dem schroffen Hügel, auf dem das Schloß von Nizza liegt, die Topographie der Gegend in allen Einzelnheiten überblickt hat, so erstaunt man nicht mehr darüber, daß die Aerzte und die Mode gleichmäßig sich für diese Stadt entschieden haben. Die Aerzte brachten in der Regel nur das Nützliche, die Mode nur die schöne Außenseite; dießmal ist aber doch auch die Mode etwas ernster zu Werke gegangen, denn der Reiz und die Schönheit des Beckens, die üppige, südliche Vegetation die es bedeckt, der tiefblaue Himmel und die Milde der Luft haben ihre Entscheidung bestimmt.

Die Topographie des Beckens von Nizza erklärt vollkommen, wenigstens für ihren Theil, die gesunde Lage der Gegend: weit breitet sich das Flachland hinter der Stadt aus, bedeckt mit reichem Anbau, mit Gärten, wo man abwechselnd das Blätterwerk des Orangen- und des Oelbaums erblickt, welche in diesem großen Thale den Süden Italiens und Frankreichs vertreten; das Becken ist durchzogen von zahlreichen Bächen und einem ziemlich bedeutenden Bergwasser, endlich da und dort von abgerundeten Höhen unterbrochen, bis hin an den Fuß der Berge, welche eine Art Wall um dasselbe bilden. Und nicht bloß ein Wall zieht sich umher, sondern mehrere erscheinen hinter einander, bis endlich die letzten zu einer Höhe von mehr als 6000 Fuß aufragen. Diese Ringwälle haben mehr oder minder zahlreiche Durchschnitte und ziemlich weit offene Breschen, so daß die Winde in das Thal eindringen können; doch liegen hinter diesen Breschen wieder Hochebenen, so daß man durchaus sagen kann, Nizza sey gegen die Winde durch eine völlige Ringmauer geschützt, die nur vom Meer her unterbrochen ist. Um diese topographische Lage recht zu fassen, muß man sich einen Kreisbogen vorstellen, dessen Enden einerseits an den Bergen anstoßen, die das Fürstenthum Monaco von dem Nizzaer Gebiet trennen, andererseits an der westlichen Ebene des Var gegen Frankreich hin. Die Stadt bildet die Sehne des Bogens und breitet sich längs der Küste des Meeres aus, die hier fast so schön ist wie um Neapel. Die Stadt ist also ganz gegen Süden nach dem Meere hin offen, und doch gegen die Nord-, West- und Ostwinde nur in so weit geschützt, daß die Stärke derselben gebrochen wird; dagegen ist sie den durch die See gemilderten Südwinden völlig offen. Jeder Wind hat seine Jahreszeit: der Nordwind kommt im Winter, der Südwind im Sommer, Südost, Ost, Nordost und Nord sind aber am häufigsten und auch am wohlthätigsten durch ihre Einwirkung auf die Atmosphäre. Der Nordwind z. B. erzeugt selbst im Winter nie ein so bedeutendes Sinken des Thermometers als man glauben sollte, denn er geht wegen der hohen Umgebungen über die Stadt hinweg, und man sieht, während hier Windstille herrscht, nur in der Ferne das Meer durch ihn aufgeregt. Der Nordwind hat, namentlich im Sommer, den großen Vortheil den Himmel von den Wolken zu reinigen, welche die Seewinde herbeiführen, und die meist sehr mit Regen geschwängert sind; wenn er am Morgen weht, führt er außer dieser Reinigung der Atmosphäre auch eine Frische herbei, welche zum voraus die Hitze der Hundstage mäßigt. Nur der Südost ist der eigentliche Wind des

schönen Wetters, und er weht am häufigsten das Jahr hindurch; dann glänzt die Sonne wolkenlos am tiefblauen Himmel, welcher die ausschließliche Eigenschaft der südlichen Länder ist. Dieser Wind macht im Winter den Thermometer steigen, im Sommer fallen; er herrscht in allen Jahreszeiten vor, und gibt dem Klima seinen eigentlichen wohlthätigen Charakter, ein Kranker darf deßhalb nicht vernachlässigen, sich nach demselben zu orientiren. Eine richtige Wahl in dieser Beziehung hat den wohlthätigsten Einfluß auf den Organismus; die weiche warme Luft, die von Südwesten her weht, ist der Brust am zuträglichsten, und die Wohnung, die der Kranke wählt, muß dem directen Einfluß dieses Windes ausgesetzt seyn.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahnen in Frankreich.

(Schluß.)

Ernstlicher, dringender für Frankreich ist eine andere Frage, die einer financiellen Krise. Ob und wann eine solche ausbricht, läßt sich freilich nicht behaupten, aber bemerkenswerth ist es immer, wenn ein Mann, der sich durchaus für die Eisenbahncompagnie und die Ueberlassung der Bahnen an dieselben ausgesprochen, Hr. Dufaure, in seinem Bericht über die Paris-Lyonerbahn (p. 46. 47) sich also äußert: „Wir waren unentschuldbar, wenn wir noch einmal, wie in den Jahren 1837 und 1838 den täuschenden Schein für Wirklichkeit nehmen und die Macht der Compagnien nach ihrer Keckheit bemessen wollten. Man begreift, welche traurige Folgen ein neuer Unfall haben müßte. Selbst die Zahl der Compagnien muß Zweifel einflößen über ihre wahre Stärke, und die Besorgniß erwecken, daß ein Theil der Elemente aus denen sie bestehen, mehr durch das Actienspiel als durch wahren industriellen Geist angelockt ist. Und wenn eine Krise kommt, wenn eine neue Erfahrung die bisherigen Voranschläge Lügen straft, darf man dann nicht besorgen, daß es schwer halten wird die letzten Theile des Capitals, zu dessen Herbeischaffung man sich anheischig gemacht hat, zu realisiren? Je mehr wir über die neue Lage nachdenken, in welche die große Zahl der Compagnien uns versetzt, desto mehr fühlen wir unsere Besorgnisse wachsen."

Diese Besorgniß steht in keiner Weise vereinzelt da, aber wir führen zuerst nur die Vertheidiger und Beschützer der Compagnien an, darunter den Moniteur Universel selbst, der in seiner Nummer vom 23 Februar das Project der Nordbahn zur Oeffentlichkeit brachte; zahlreiche Vorsichtsmaaßregeln gegen die Agiotage sind darin vorgeschlagen, und Graf Daru, erschreckt über das Börsenspiel, das mit jedem Tage zügelloser wurde, machte seinen bekannten Vorschlag zur Beschrankung des Actienspiels; aber man erkannte bald, daß wenn man einmal durch die Ueberlassung der Eisenbahnen an Privaten dem Spiel Thür und Thore geöffnet habe, mit einzelnen Gesetzen diesem Uebel nicht abzuhelfen sey. Man hatte in England dieselbe Klage im Parlament und mit derselben Fruchtlosigkeit erhoben; man erschrack diesseits und jenseits des Canals über die Folgen des zügellosen Spiels, aber nur in Deutschland, in Preußen, wo man gleichfalls aus politischen Gründen die Ausführung durch den Staat an sich riß, hat man gegen die Speculation positive Maaßregeln ergriffen, ohne Zweifel in guter Absicht, aber mit schlechten Folgen, und es hat in Preußen so wenig wie in England und Frankreich an Leuten gefehlt, welche behauptet haben, daß man die Krankheit, nachdem man sie hatte stark werden lassen, vollends austoben lassen müsse. Hierüber bemerkt der National (vom 22 Mai) mit allem Recht: „die Kammer ist schwach im Bösen wie im Guten: einerseits wagt sie nicht der Regierung das einzige System aufzudringen, welche das Vermögen der Staatsbürger und die öffentliche Moral zu sichern im Stande ist, andrerseits wagt sie nicht dem unseligen System, welchem sie den Vorzug gegeben, bis auf seine letzten Consequenzen seinen Lauf zu lassen. Sie erröthet über das Unheil, welches sie kommen sieht, und will es vermindern, sie strengt sich an durch allerlei Verordnungen das Feld der Speculation einzuengen: um den Speculanten Furcht zu erwecken, wagt sie sich in das Labyrinth von Repressivgesetzen hinein, und die Gerichte, welche seit 15 Jahren mit verschränkten Armen allen Infamien der Agiotage ruhig zusahen, sollen jetzt auf einmal sie überwachen, und die neuen Entwicklungen der Krankheit im Zaum halten. In der Pairskammer versucht man ein allgemeines Gesetz; unmöglich: indem man die Zügellosigkeit trifft, tödtet man die Freiheit. In der Deputirtenkammer derselbe Versuch. Die Commission der Nordbahn rathschlagt gleichfalls über die Grundlagen eines allgemeinen Gesetzes, und bringt diese Grundlagen zu Papier. Da kommt der Minister und weist die wirklichen Nachtheile und selbst die Unmöglichkeit eines solchen Gesetzes nach. Die Commission setzt die allgemeinen Grundsätze bei Seite und arbeitet specielle Bestimmungen aus, die auch wirklich vor die Kammer gebracht werden, aber die Einwürfe erheben sich zahlreicher als zuvor." Kurz indem man die zügellose Agiotage einschränken will, schrankt man die freie rechtmäßige Bewegung der Capitalien ein, und es bleibt nichts übrig, als der Agiotage die Nahrung zu entziehen.

Wenn man eine Einsicht haben will, wie diese Agiotage auf die einzelnen Bahnen und auf das ganze System einwirkt, so darf man nur die Preise einzelner Bahnen verfolgen; dieß zeigt auch zugleich, was die Eisenbahncompagnien gewinnen. Von allen französischen größeren Bahnen sind nur bei dreien die Einlagen bezahlt: bei Paris-Orleans, Paris-Rouen und Straßburg-Basel; wir wollen letztere mehr deutsche als französische Bahn, die ohnehin sehr wenig an den Börsen verhandelt wird, bei Seite lassen. Die Actie der Paris-Orleansbahn kostete ursprünglich 500 Fr. (20 Pf. St. *); am Ende vorigen Jahres standen sie (24 Dec.) zu Paris 1125, die Jahresrente betrug 39 Fr., was einen Curs von 780 Fr. zu 5 Proc.

*) Die Engländer notiren in ihren Cursen nach Pf. St. und führen zugleich auf, was das ursprüngliche Capital, was wirklich eingezahlt ist und was die Actie jetzt kostet.

rechtfertigte; seitdem sind sie bis auf 1400 hinaufgetrieben worden, im Anfang Junius d. J. standen sie 1220, am 5 Julius 1130. Die Speculation scheint sich von diesem Papier, das sich jetzt einer festen, sehr günstigen und steigenden Einnahme erfreut, wegzuziehen und denjenigen Bahnen zuzuwenden, welche der Agiotage mehr Chancen darbieten. Daß dabei unermeßliche Capitalien verloren gehen und eine Menge Menschen zu Grunde gerichtet werden, ist leicht einzusehen. Man wird vielleicht sagen, was der eine verliere, gewinne der andere, aber die Engländer fangen an ihre Capitalien herauszuziehen, denn ihre besten Linien geben bei dem jetzigen Preis der Actien 4½ Proc. (s. Monit. Ind. vom 9 März), rentiren also besser, wie die französischen, die man unmäßig in die Höhe getrieben hat. Aus dem Obigen geht hervor, daß die Paris-Orleans-Eisenbahn einen Zins von 8 Proc. abwirft, womit der Staat im Laufe von 14 — 16 Jahren das ganze Capital gedeckt hätte, und zweitens, daß man den Preis auf eine Höhe hinaufgetrieben hat, wo er sich nicht halten kann.

Das letztere möchte noch hingehen, denn es ist ein vergleichungsweise sehr geringes Uebel, schlimmer aber ist, daß die bereits verwilligten und noch nicht ausgebauten, ja nur zum geringsten Theil bezahlten Bahnen unnatürlich hoch stehen. Die Bahn von Boulogne nach Amiens stand schon im December vorigen Jahrs auf 610 bei einem ursprünglichen Actienwerth von 500 Fr., jetzt sind 150 Fr. einbezahlt, und diese stehen auf 268,75, also beinahe 80 Proc. über Pari; Orleans-Bordeaux stand im December auf 630; 50 Fr. sind eingezahlt und diese stehen jetzt an der Londoner Börse 8 Julius zu 281,25, also auf dem Sechsfachen ihres Werths. Orleans-Vierzon stand im December 730, also 230 Fr. oder 46 Proc. über Pari, 150 Fr. sind eingezahlt, und diese gelten jetzt 381,25, stehen also mehr als 150 Proc. über Pari. Rouen-Havre im December vorigen Jahrs 233 Prämie oder 58½ Proc. über Pari. Davon sind 350 Fr. eingezahlt, welche mit 737½ bezahlt werden; sie stehen also 107 Procent über Pari. Avignon-Marseille stand im December vorigen Jahrs auf 432,50 Fr. Prämie, jetzt nach dem Pariser-Curszettel vom 8 Julius auf 470 Proc. Nach diesen Beispielen kann man wohl das Dilemma stellen: da diese Linien schon verwilligt sind, so hat entweder der Staat ein ungeheures Opfer gebracht oder eine furchtbare Krise kann nicht ausbleiben, mit andern Worten, die Curse sind entweder ächt, dem Werth der Actien entsprechend, und dann ist der Staat betrogen, oder sie sind unächt, die Krise tritt ein, und der Staat kann sich genöthigt sehen, dennoch selbst Hand an das Werk zu legen, was die bankerotten Compagnien nicht mehr ausführen können. Zu bemerken ist noch, daß von den noch nicht bewilligten, sondern bloß decretirten Linien, zu denen sich Compagnien gemeldet und 10 Proc., d. h. 50 Fr. eingezahlt haben, die meisten auf 20, 30, 50 und mehr Prämie stehen.

Der Sachverhalt ist also ziemlich einfach: der Staat wollte ursprünglich, wenn ihn die Capitalisten gutwillig unterstützt hätten, die Bahnen selbst bauen, diese verweigerten aber ihre Hülfe, und die Regierung, welche sich wegen der künstlich hinaufgeschraubten Fonds, sowie wegen der nicht minder künstlichen und dem Lande schädlichen Concentrirung des Geldes in Paris von den Geldleuten ziemlich abhängig fühlt, gibt denselben nach; das Gesetz vom 11 Junius 1842, welches den Ankauf des Bodens und die Erdarbeiten dem Staate zur Last legte, die Legung der Schienen und die Verwaltung aber den Compagnien überläßt, hat erstere auf eine Reihe von Jahren hinaus nicht nur aller aus den Eisenbahnen möglicherweise zu ziehenden Vortheile, sondern auch der Möglichkeit beraubt die Tarife zum Vortheil des Handels nach Gefallen einzurichten; die Regierung hat ein unmäßiges Börsenspiel hervorgerufen, und sich der Gefahr ausgesetzt, eine financielle Krise, die sie eben durch ihr Verfahren vermeiden wollte, herbeizuführen, und möglicherweise unter weit ungünstigern Verhältnissen am Ende doch selbst bauen zu müssen, namentlich darum unter weit ungünstigeren Verhältnissen, weil die wirklich gut rentirenden Eisenbahnen in den Händen der Compagnien bleiben und die schlechter rentirenden, welche aber nichtsdestoweniger gebaut werden müssen, dem Staate verbleiben werden. Die Handelskammern haben sich im Hinblick auf das, was bereits in England vorgeht, und zum Theil durch eigene Erfahrungen belehrt, durchaus gegen die Compagnien ausgesprochen, diese Reclamationen werden aber noch viel häufiger und stärker werden, wenn einmal die großen Linien, wie von Paris nach Bordeaux, von Paris nach Havre, von Paris über Lyon und Avignon nach Marseille ausgebaut seyn werden. Dann wird es sich finden, daß eine Compagnie der andern in die Hände arbeitet, um den ganzen Transport in ihre und ihrer Affiliirten Hände zu bringen, und der Staat, welcher mit drei Compagnien für die einzige Linie von Paris nach Marseille zu unterhandeln hat, wenn er eine Aenderung durchgeführt wissen will, wird dann erst sehen, was es heißt, das Transportwesen ausschließlich monopolistischen Compagnien in die Hände zu geben.

Die Mauritius- oder Ita-Palme

ist eine der nützlichsten Palmen. Sie findet sich nach Schomburgk (Verhandlungen der brittischen Association) über eine Strecke von 550,000 Quadratmeilen in Guiana, meistens in Gruppen und in feuchtem oder sumpfigem Boden. Sie gewährt dem Indianer so mannichfachen Nutzen, daß Schomburgk den Umstand, daß ein so nützlicher Baum nicht angebetet wird, als einen Beweis ansieht, daß die Eingebornen Guiana's keine Götzendiener sind. Die Frucht wird in reifem Zustande gegessen und ein berauschendes Getränk daraus bereitet. In einer gewissen Zeit des Jahres wird der Stamm angebohrt, und eine Flüssigkeit strömt heraus, welche ungemein viel Zuckerstoff enthält; sie geht leicht in Gährung über und ist dann berauschend. Köstlich ist der Zuckersaft aus unaufgegangenen Blumen, denn er gleicht dem Champagner an Frische; der nicht aufgegangene Knopf am Ende gibt eine Art Kohl, das Mark des Stammes ein Mehl, das dem Sago gleicht, und woraus die Waraus eine Art Brod backen, das sie Aru nennen; als Brei untereinandergerührt soll dieß Mehl ein vortreffliches Mittel gegen den Durchfall seyn. Mit den fächerartigen Blättern deckt der Indianer seine Hütte,

der untere Theil der halbgespaltenen Blätter gibt Sandalen. Die Mittelribbe des Blattes wird in Stücke von etwa einem Viertel Zoll Dicke gespalten, in der Sonne getrocknet und dient dann mit Weiden und Bast aneinandergeflochten als Segel. Vom größten Nutzen aber sind die Fasern der jungen Blätter, welche zu Schnüren verarbeitet werden und woraus verschiedene Indianerstämme ihre Hamaks machen. Wenn der Stamm der Ita-Palme verfault finden sich darin die Larven eines großen Käfers (Curculio Palmarum), welche bei den Indianern für einen großen Leckerbissen gelten; man ißt sie geröstet und gekocht. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß alle Schriftsteller, welche über Guiana geschrieben, diesen Baum gepriesen haben, und Vater Gumille, der sein Werk über den Orinoco im Jahre 1745 herausgab, nennt ihn den Baum des Lebens (arbol de la vida).

Bilder aus Fezzan und Sudan.

2. Murzuk.

(Schluß.)

Endlich erreichten wir ein von Palmen beschattetes Dörfchen, eine Tagereise von Murzuk, und waren alle recht froh das Ziel dieser mühseligen Reise vor uns zu sehen. Um drei Uhr Nachmittags waren wir bei den Brunnen von Murzuk, wo etwa siebzehn Tuariks sich gelagert hatten, um ein frugales Mittagessen zu verzehren und dann einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Durch das Hauptthor zogen wir in Murzuk ein, kamen über den Suk oder Sklavenmarkt, sodann durch eine ziemlich lange, zu beiden Seiten mit Kaufläden versehene Straße, die zu einem freien Platz führt, in dessen Mitte das alte Castell von Murzuk liegt; die Stadtmauern sind in gutem Zustande und hie und da erst kürzlich ausgebessert worden. In drei ältern Moscheen und zwei neuen verrichten die Moslems ihre Andacht. Den Tag nach unserer Ankunft besuchten uns alle Honoratioren von Murzuk, auch ein Häuptling der Tuariks, ein schöner schlanker Mann mit pechschwarzem Bart und ausdrucksvollen, wohlwollenden Augen. Wir konnten diese wackern Leute anständig empfangen, denn man hatte uns ein sehr geräumiges Gebäude als Wohnung angewiesen. Dem schönen Tuarikhäuptling machte ich ein Geschenk mit einem guten Säbel, worüber er ungemein erfreut war; er ergriff meine Hand und dankte mir vielmal.

Während unseres Aufenthalts in Murzuk ward die Hochzeit des Sohnes eines der reichsten Kaufleute ganz in maurischer Weise gefeiert. Am Morgen des festlichen Tages ertönt Musik, die holde Braut begrüßend. Dann zieht der stattlich gekleidete Bräutigam durch die Straßen und Junge und Alte ziehen hinter ihm her. In dem Zuge sind auch einige Mollas, die den Segen des Himmels für den neuen Bund erflehen. Die Frauen versammeln sich indessen in dem Hause der Braut, deren ganze Aussteuer zur öffentlichen Schau ausgestellt wird; oben am Dache flattern seidene Gewänder, kostbare Halstücher, feine Hemden, lauter schöne Sachen, die sie mitbekommt. Dann dürfen die jungen Männer der Stadt und die Häuptlinge der Tuariks ihre Aufwartung machen; sie erscheinen ganz nobel, im besten Putz, mit lieblicher Musik an der Spitze. Im festlich geschmückten Hofe finden sie die Gespielinnen und Freundinnen der Braut und haben dann die beste Gelegenheit, die Schönen von Murzuk zu mustern, und wenige sind so grausam, ihren Schleier nicht zu lüften. Auch wir durften der Braut und den Brautjungfern unsere Glückwünsche darbringen, und die zahlreichen schönen schwarzen Augen dieser afrikanischen Mädchen erregten unsere gerechte Bewunderung. Gegen Abend schickt sich die Braut an, das väterliche Haus zu verlassen; ein schönes junges Kamel wird ihr geschickt mit einem bequemen Sitz von Flechtwerk auf seinem Rücken, gepolstert mit weichen Fellen und Shawls aus Kairo und Tombuctu; sie setzt sich hinein und kann alles sehen, was um sie vorgeht. Dreimal macht man, von einer großen Menschenmenge begleitet, die Runde um die Stadt, vor deren Thoren die rüstigen Jünglinge von Murzuk und die benachbarten Tuariks dem jungen Paar zu Ehren eine Art Turnier oder Ritterspiel mit Lanzen und Schwertern aufführen. Zur Abwechselung nähert sich der Bräutigam bisweilen dem Kamel, das die Ehre hat seine Herzallerliebste zu tragen, aber die dienenden Negerinnen verscheuchen ihn zur großen Freude aller mit dem Geschrei: Burra, burra! d. i. fort, fort! Dann wird gesungen und getanzt. Zuletzt führt man die Braut nach dem Hause des Bräutigams; dort muß sie sich überrascht stellen und sich weigern abzusteigen; ein gewaltiger Lärm entsteht, die Weiber schreien, die Männer und Gassenjungen schreien, sie wird endlich dazu vermocht, den Kamelsattel zu verlassen und die Schwelle des Hauses zu betreten. Dann steckt ihr der entzückte Bräutigam ein Stück Zucker in den Mund, sie thut deßgleichen und nun werden sie als Mann und Frau proclamirt. Uns machte es unendliches Vergnügen, diesen Hochzeitskrawall mit anzusehen.

Unter den Kaufleuten von Murzuk gibt es einige, die ganz großartige Geschäfte machen und mit einem großen Theil des Orients in Verbindungen stehen; einer dieser Matadoren hat einige hundert schwarze Sklavinnen und Sklaven im Dienste.

Grammatik der Cree-Sprache. Ein Hr. J. Howse, wahrscheinlich ein Missionär, hat mit Unterstützung der geographischen und der Kirchenmissionsgesellschaft eine „Grammar of the Cree Language" herausgegeben, der noch eine Analyse der Tschippeway-Sprache angehänzt ist. Der Referent des Athenäums (5 Julius) thut Deutschland die Ehre an zu bemerken, daß wenn dieß merkwürdige Buch auch von denen, für welche es bestimmt sey, keine sonderliche Beachtung finde, so werde es doch in Deutschland, dem einzigen jetzt bestehenden Magazin der Philologie, nicht übersehen werden. Man läßt uns sichtlich in allen gelehrten Dingen die größte Gerechtigkeit widerfahren, nur in den praktischen ist man minder galant. Das soll uns indeß nicht abhalten dieß Buch wirklich als in philologischer und ethnographischer Beziehung um so beachtenswerther zu nennen, als die Indianerstämme Nordamerika's rasch dahinschwinden, und wenn man nicht bei Zeiten sammelt, alle Mittel verloren sind, um über die Wanderungen und Sagen dieser Völker uns Aufschluß zu verschaffen. Diese Sprache, eine Tochter der Algonquin-Sprache, herrscht in mancherlei Dialekten von Pennsylvanien im Süden bis zu dem Churchill River an der Hudsonsbai im Norden und vom atlantischen Meere und Labrador im Osten bis zum Missisippi und — im Norden wenigstens — bis zu den Felsengebirgen. Die Sprache ist, wie alle Ursprachen, sehr complicirt und formenreich, die Zeitwörter verändern sich je nach Zahl und Geschlecht, man hat verschiedene Formen für die gewöhnliche, die wiederholte, die fortlaufende, die häufig vorkommende u. s. w. Handlung, und zugleich ist die Sprache so regelmäßig in ihren Formen daß, wenn man die Veränderungen einer Wortklasse kennt, der Schlüssel auch zu den übrigen gegeben ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1845.

Eine Reise über den Kaukasus.

Vor kurzem erschien von Ol. Poulett Cameron in London ein Werk in zwei Bänden unter dem Titel: Personal Adventures and Excursions in Georgia, Circassia and Russia. Obwohl die Reise schon etwas älter ist, nämlich aus dem Jahre 1838, somit auf die neuesten Verhältnisse des Kaukasus, welche sich in den drei letzten Jahren wesentlich geändert haben, kein neues Licht wirft, so enthält sie dennoch manche interessante Züge aus den Zuständen jener Länder, daß wir die Aushebung gerade desjenigen Theils, welcher den Kaukasus betrifft, hier keineswegs unpassend halten. Der Verfasser ist den Russen weit minder ungünstig gesinnt, als es seit einigen Jahren gewöhnlich geworden, hat aber darum das freie Urtheil eines unabhängigen Engländers nicht aufgegeben.

*

Ich schickte meine Pferde und Diener unter Begleitung zweier Linienkosaken von Tiflis voraus, und machte mich, in Begleitung eines Capitäns des nishneinowgorodischen Dragonerregiments, der einzigen regelmäßigen Reiterei in den transkaukasischen Provinzen, in einer gut eingerichteten Reisebritschka nach dem Kaukasus auf den Weg. Mein Begleiter war ein geborener Candiote, besaß aber wenig von der seine Nation charakterisirenden Lebendigkeit, sondern zeigte mehr die ruhige Haltung des Osmanli; indeß fehlte ihm nicht der Scharfsinn seines Volkes und ein gewisser trockener Humor, der ihn bei seinen ausgebreiteten allgemeinen Kenntnissen — er war viel gereist — zu einem sehr angenehmen und unterhaltenden Gesellschafter machte.

Die Sonne war aufgegangen, als wir uns der mächtigen Kaukasuskette näherten, wir verließen jetzt den Wagen, um die Reise zu Pferde fortzusetzen, und ritten nun die vortrefflich gebaute aber manchmal entsetzlich steile Straße hinan. Nach sechsstündigem Ritt, während dessen wir wenig über zwei Stunden Wegs zurücklegten, erreichten wir den Militärposten von Basananur, der von einer Kosakenabtheilung besetzt war. Jetzt war aber alle Mühe vergessen über dem prachtvollen, großartigen Anblick, der sich uns von allen Seiten darbot: die reichsten Felder, da und dort Wälder mit riesig hohen Bäumen, zwischen denen die Bergwasser von Fels zu Fels schäumend herabstürzten, daneben auf jedem Höhepunkte finstere, öd aussehende massenhafte Gebäude, die dem Sturm der Jahrhunderte getrotzt und in frühern Zeiten als Wachthürme gedient hatten gegen die Einbrüche der trotzigen Gebirgsstämme, dieses Ganze mit den schneebedeckten Gipfeln im Hintergrund bildete ein Gemälde, das nur der Pinsel eines Salvator Rosa würdig ausführen konnte.

Wir blieben die Nacht hier und brachen am andern Morgen wieder auf, um den Weg aufwärts fortzusetzen, wobei der Wagen von nicht weniger als 12 Pferden gezogen werden mußte. Es war auch wirklich harte Arbeit, und da wir in die Schneeregion kamen, warf uns der Wind da und dort solche Massen ins Gesicht, daß wir halb erstickt und halb geblendet wurden. Nach einigen Stunden hatten wir die Höhe des Passes erreicht, und begannen jetzt abwärts zu reiten, so daß wir nach kurzem wieder aus der Schneeregion heraus in Bäume und Wiesen hineinkamen. Bald ritten wir auch an dem prächtigen Kasbek vorüber und erreichten Abends bei guter Zeit Wladikaukas, die erste der von der Kaiserin Katharina errichteten Kosakencolonien, welche als militärische Posten dienten, um die Einfälle der Tscherkessen abzuwehren und die Verbindung mit den südlichen Provinzen offen zu erhalten. Trotz der langen Zeit seit Errichtung dieser Posten legt man den Weg zwischen Wladikaukas und Jekaterinograd nie ohne eine Escorte zurück, welche je nach Umständen bald schwächer bald stärker ist. In Zeiten besonderer Gefahr, und immer wenn Damen dabei sind, wartet man auf die Karawane, die alle Freitage abgeht, begleitet von einem Bataillon, einer Abtheilung Reiterei und vier Kanonen, eine Truppenzahl, welche, da der Weg durch eine offene Ebene geht, die Tscherkessen in den letzten Jahren selten anzugreifen wagten.

Dieß geht freilich sehr langsam, denn man braucht, um wenig mehr als 40 Stunden Weges zurückzulegen, fünf Tage; das ist zu viel für einen ungeduldigen Reisenden, und da ich eine Ordre vom Oberbefehlshaber hatte, mich nöthigenfalls durch eine starke Reiterabtheilung begleiten zu lassen, so be-

schloß ich sogleich weiter zu gehen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn es liefen Gerüchte um von einem schweren Verlust, den die Russen an der Gränze erlitten hätten; dieß machte den Weg mehr als gewöhnlich gefahrvoll, und der Commandant erklärte mir, er habe im Augenblick nicht mehr als zehn Kosaken zu seiner Verfügung, indem die übrigen in den letzten drei Tagen westwärts gesendet worden seyen. Mein Begleiter war gleichfalls keineswegs für augenblickliche Fortsetzung der Reise gestimmt, ich aber hatte durchaus keine Lust in einer russischen Veste zu bleiben, welche sorgfältig so gebaut war, um eine Masse Soldaten, Kosaken, Pferde und anderes Vieh in möglichst engem Raume zusammen zu pressen. Ich erklärte deßhalb dem Commandanten meinen Entschluß weiter zu gehen, wenn er mir auch nur eine kleine Escorte gäbe. Der Commandant und mein Gefährte schüttelten anfangs ungläubig die Köpfe, und hielten es nur für einen jener Ausbrüche temporären Wahnsinns, denen man im ganzen Orient die Engländer ausgesetzt glaubt; als sie aber sahen daß es mir ernst sey, remonstrirten sie aufs heftigste, schlugen mir aber endlich doch vor, den Wagen durch eine Kibitka begleiten zu lassen, denn in diesen beiden könnte man, wohl zusammengepackt, füglich eine halbe Compagnie Fußsoldaten unterbringen.

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an mir, und ich war nach einigem Besinnen schon im Begriff, das Ansinnen, meinen eleganten Wagen mit russischen Grenadieren vollzustopfen, ziemlich peremptorisch abzuweisen, als mein persischer Diener, den ich eine Zeit lang zuvor in lebhaftem, tiefem Gespräch mit einem tatarischen Reitknecht bemerkt hatte, mich zu sich winkte, und meine ernstlichste Aufmerksamkeit auf das, was er mir zu sagen habe, in Anspruch nahm. „Wir sind," sagte diese höchst achtungswerthe Person, welche, aus einigen kleinen Umständen zu schließen, in früherer Zeit selbst ein erfahrener Freibeuter gewesen war, „wir sind sieben an der Zahl, starke, wohlbewaffnete Leute; werden wir von einer kleinen Schaar angegriffen, so haben wir mit unseren Vollblutpferden und unsern bessern Feuerwaffen alle Aussicht zu siegen; werden wir aber von einer größern Zahl angefallen, so können wir unser Heil in der Flucht suchen, ohne daß sie uns so leicht fangen, während, wenn wir diese schurkischen Kosaken nehmen — der Sprecher war ein strenger, orthodoxer Moslem, der gewiß, selbst wenn er eine Pilgerkarawane geplündert hatte, nie vergaß sein Abendgebet zu sprechen, — diese Kerls, die mit ihren elenden Mähren weder fliehen, noch fechten können, wir sicherlich angegriffen werden; dann ist unsere Ehre dabei betheiligt, wir müssen bei ihnen bleiben, wie es auch gehen mag. Unter diesen Umständen empfehle ich dem Starken im Kampfe und dem Weisen im Rath, — dieß war ich selbst — daß wir, wenn es vorwärts gehen soll, besser thun, wir gehen ohne alle Escorte."

Obgleich Anfangs stutzig, überzeugte mich doch ein kurzes Nachdenken von der Richtigkeit des Vorschlages, den ich auch alsbald annahm. Mein Reisegefährte dagegen war anfangs ganz verblüfft über eine Erklärung, die er nur als ein Symptom mehr als gewöhnlicher englischer Verstandesirre ansah, und erst als er sah, daß wir die Gürtel fester zogen, Pistolen und Carabiner genau untersuchten, die Säbel in den Scheiden lockerten und andere Paraphernalien einer Vorbereitung zum möglichen Kampf machten, erholte er sich hinlänglich, um mir die stärksten Vorstellungen gegen einen Entschluß zu machen, der seiner Meinung nach uns schnellstens in die andere Welt oder in die Schneehöhen des Kaukasus versetzen mußte, um dort unter den Händen tscherkessischer Wilden Gott weiß was zu befahren. Ich erwiederte, daß ich die vorgeschlagene Art, unsern Weg fortzusetzen, weitaus für die sicherste halte, daß ich jedoch Sorge tragen würde, was auch daraus erfolge, ihn alles Tadels zu entledigen, und daß es ihm übrigens völlig freistehe zurückzubleiben und mit den Truppen oder mit der Karawane nachzukommen. Diese Alternative lehnte er ab, und da er alle Vorstellungen fruchtlos sah, so rüstete er sich zur Reise mit aller Geduld und Resignation eines Märtyrers der alten Zeit.

Es wurden nun vier rasche Pferde an den Wagen gespannt, und wir setzten unsern Weg fort durch die reichen Ebenen der Kabardas, die, wenn auch undulirend und hie und da mit bedeutenden Höhen durchzogen, doch im Ganzen flach sind wie ein Wasserspiegel. Der Boden ist ausnehmend reich, und wenn je Friede in diesen Gegenden einkehrt, so werden wenige Theile des Reichs diesem an Fruchtbarkeit gleichkommen. Am Abend erreichten wir den russischen Militärposten, in welchem wir die Nacht zubringen sollten. Es war eine Veste mit Erdwällen und von drei Compagnien Infanterie, einer kleinen Abtheilung donischer Kosaken und einiger Artillerie besetzt, dazu von einem tiefen, trockenen Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke ging, die Abends beim Zapfenstreich aufgezogen und Morgens bei der Tagwacht niedergelassen wurde. Am nächsten Abend erreichten wir Jekaterinograd ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorfall, so daß mein Gefährte erklärte, es müsse eine besondere Vorsehung über die Engländer auf Reisen, und über mich insbesondere wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Nizza.

(Schluß.)

Das Klima hat trotz des Vorherrschens eines so wohlthätigen Windes, wie der Südost, auch seine Nachtheile, und dazu gehört einer, den es mit allen Theilen der Provence von den Ebenen am Var bis zu den Hochthälern der Rhone theilt. Man hat wohl schon errathen, daß ich von dem furchtbaren Wind rede, der um Marseille mit einer so außerordentlichen Heftigkeit weht, nämlich dem Nordwest oder Mistral. Er herrscht hier allerdings mit minderer Gewalt als in den niedern Rhonethälern, ist aber von dem Mistral der benachbarten Ebenen an der Rhonemündung doch nicht hinreichend verschieden, um ihm einen neuen Namen zu geben. Nizza steht diesem Winde offen, weil der Bergring nach dem rechten

Varufer hin nicht ganz geschlossen ist: die Berge sind hier nicht so steil und hoch, wie die der Kette, welche das Fürstenthum Monaco von dem Gebiet Nizza's trennt, sondern sie sind nieder und fallen sehr sanft ab. Allerdings liegen im Hintergrund höhere Berge, aber sie sind zu entfernt, um das wilde Eindringen des Mistral zu verhindern. Wenn er nur einige Stunden wehte, so würde die Atmosphäre nicht so stark afficirt werden und der Zustand der Kranken so wie die Gesundheit der Einwohner nicht darunter leiden. Aber der Wind herrscht nicht bloß einen ganzen Tag, sondern eine Woche und darüber fort, eine Art Unbehagen, eine Nervenreizbarkeit ist die nothwendige Folge, und wenn auch die Einwohner nicht gerade dadurch krank werden, so erfahren doch die Kranken aus dem Norden, welche an solche Stöße nicht gewohnt sind, manchmal eine sehr bedeutende Verschlechterung dieses Zustandes.

In dieser Beziehung sind die meisten Landwohnungen sehr schlecht gelegen. Die Vorstadt Croix de Marbre gehört fast ausschließlich den Fremden an; in Bezug auf die Schönheit der Häuser und die Breite der Straßen haben diejenigen, welche einen Winter hier zubringen wollen, wenig zu wünschen, in anderer Beziehung aber hat die Mode hier auf eine seltsame Weise fehlgegriffen. Die elegante Vorstadt Croix de Marbre liegt auf der Seite gegen Frankreich hin, also gerade auf dem Zuge des Mistral, den sie so zu sagen aus erster Hand erhält. Einige Häuser und ganze Straßen sind allerdings gegen Südost orientirt, diesen Wohlthäter des Nizzathals, aber die Kranken, welche am Fenster die Luft genießen wollen, müssen den Einfluß des Mistral wenigstens auf indirecte Weise spüren. Auch sind die meisten nicht so schwach, daß sie nicht einen Spaziergang auf der Terrasse längs dem Meere machen sollten. Die Entfernung aber zwischen der Terrasse und der Vorstadt setzt den Kranken lange Zeit und direct den Stößen dieser Art von atmosphärischen Sturm aus, ein Nachtheil dessen er enthoben wäre, wenn er auf der Seite des Schlosses, am Fuße dieser natürlichen Schutzmauer wohnte; aber die Mode hat sich einmal fast ausschließlich in der Vorstadt Croix de Marbre festgesetzt, und Gesundheitsrücksichten bleiben unmächtig vor dieser blinden Göttin.

Böten die Ufer des Meeres kein so reizendes Schauspiel dar, man hätte vielleicht nicht die lange, warme Terrasse angelegt, wo die Strahlen der südlichen Sonne sich concentriren und die Kranken sich hinsetzen. Man weiß, wie mächtig die Sonne auf Brustkrankheiten wirkt, wie manche Auszehrungen gebessert, vielleicht in ihrer Entwicklung aufgehalten wurden unter dem Einfluß dieser einfachen und doch so mächtigen Arznei. Wäre das Meer hier minder schön, der Gedanke zu diesem Bau wäre vielleicht nicht gekommen, und Nizza, diese auserwählte Stadt der Brustkranken, würde eines ihrer mächtigsten Hülfsmittel entbehren.

Die Frage über die Temperatur ist in Bezug auf Luft und Oertlichkeit sehr wichtig; die von Nizza ist nicht zu sehr gepriesen worden, wie sich auch aus der Flora des Landes ergibt, in der sich Arten finden, welche den Campagnen der südlichsten Theile Italiens angehören. Der Südostwind regelt gewissermaßen die Temperatur und bringt so zu sagen die Extreme einander näher. Es gibt allerdings nicht seltene Beispiele, wo der Winter streng genug war, um die Citronen- und Orangenbäume zu zerstören. Diese sind aber doch außer der Regel, der Thermometer fällt selten im Winter auf 2° unter Null, und wenn dieß auch eintritt, hält er sich nie lange auf dieser Gränze; eine strenge Kälte ist immer nur ein vorübergehender Zufall. Die thermometrischen Schwankungen sind ziemlich häufig in Nizza. In südlichen Gegenden führen bekanntlich eine Menge Ursachen dieß Resultat herbei. Schon der electrische Zustand der Atmosphäre, welcher die heftigen Gewitter erzeugt, von denen die nördlichen Klimate nur sehr schwache Beispiele darbieten, so wie die Nähe des Meeres, das eine fortdauernde Quelle von Dünsten, also auch von Nebel und Regen ist, würden diese Aenderungen erklären, welche ziemlich rasch sind, und sich in allen Jahreszeiten ziemlich oft wiederholen. Wenn aber auch die directe Beobachtung der Phänomene dieß nicht hinreichend bewiese, so genügt ein Blick auf die Bevölkerung, welche den charakteristischen Stempel dieses Einflusses zeigt, um sich auf eine unzweifelhafte Weise daran zu überzeugen.

Die Bevölkerung von Nizza hat die bewegliche, lebendige Physiognomie, die man in einzelnen Theilen Italiens bemerkt. Man sieht leicht, daß in diesen Naturen das Nervensystem eine Thätigkeit genießt, die unter einem nebligen Himmel und in nördlichen Ländern sich nicht wieder findet. Die Hitze bestimmt und entwickelt die Thätigkeit des Nervensystems, aber wenn dieser Eindruck vorherrscht, verbindet sich die Nerventhätigkeit auch mit einem Charakter von Indolenz und Nachlässigkeit, den man gleichfalls in einigen Gegenden der italienischen Halbinsel bemerkt. Wenn aber die Atmosphäre wechselnd ist, wenn sich eine gewisse Beweglichkeit in der Constitution findet, so wird der Organismus der Bewohner der Ausdruck dieses Mittelzustandes, dessen Einflüssen er unterliegt. Darum sind die Bevölkerungen, welche unter einem lachenden, aber auch launenvollen Himmel leben, welche plötzlich von der Empfindung eines frischen milden Athems in die von einer Art atmosphärischen Sturms übergehen, so lebendig und von so beweglicher Physiognomie, daß diese in den Augen des Beobachters der herrschende Charakter wird. Empfindliche Kranke, namentlich Brustleidende können sich bei diesen Sprüngen nicht sonderlich wohl befinden. Aber Nizza hat dennoch eins der constantesten Klimas in unserem Europa, und verdient deßhalb allerdings einen Vorzug.

Bilder aus Fezzan und Sudan.

3. Janduka.

Wir befanden uns in Sudan. Hirsche, Gazellen und ermattete Reisende stillen ihren Durst am Azarflusse und auf den riesenhaften Kalabassenbäumen am Ufer wiegen sich muthwillige Affen. In den heißen Sandhügeln brüten Strauße ihre Eier und in den sumpfigen Reisfeldern thun sich die Elephanten gütlich. Dort ziehen Handelsleute aus Fez und Murzuk, deren Kamele mit Sennesblättern, Gummi,

Elfenbein, Baumwollgeweben und andern Arbeiten geschickter Sklavinnen beladen sind.

Mit Sonnenaufgang verließen wir das Negerdörfchen, welches uns und unsere Kamele gastlich beherbergt hatte. Während der Hitze des Tages rasteten wir unter schattigen Bäumen. Hie und da besteht der Boden aus rothem Thon mit gelben Quarzstücken und in den Schluchten findet sich Glimmerschiefer. Nachdem wir eine Zeitlang über sandige Höhen gezogen waren, hielten wir bei einigen großen Syenitblöcken und der schwarzen Erde entquoll klares Wasser in Menge. Von unserem Lager auf den mit Palmen und Sellambäumen bekränzten Höhen hatten wir eine entzückende Aussicht in die vom räthselhaften Niger durchströmte und befruchtete Ebene; allenthalben erblickt man zahlreiche Weiler und Dörfer, angebaute Felder und Fruchtbäume aller Art.

Da im nächsten Städtchen Markttag war, trafen wir eine Menge Leute auf der Landstraße; viele trieben so schöne Ochsen vor sich her, wie man sie nur selten findet. Einer ging gewöhnlich voran und führte das Thier an einem Strick, der an den mit Henna gefärbten Hörnern befestigt war, zwei oder drei folgten und hatten ihre Stricke an die Beine gebunden. An dem Bett eines der kleinen Flüsse, die zwischen den Syenitfelsen sich hinschlängeln, erblickten wir wildwachsende Pisangbäume.

Bei Sonnenuntergang hielten wir bei dem großen Dorf Jandula. Als der Befehlshaber desselben vernahm, daß mich der Sultan der Fulas freundlich und ehrenvoll aufgenommen hatte, wollte er nicht zugeben, daß ich vor dem Dorfe blieb, sondern ich mußte ein für mich eingerichtetes Haus beziehen, wo er mich reichlich mit Lebensmitteln versah. Regsame Neger wohnen in dem wohlhabenden Orte, sie treiben Ackerbau und Viehzucht, sie sind reich an schönen Schaf- und Rinderheerden; ihre Weiber weben und spinnen, und was sie fertigen mit kunstgeübten Händen geht weit und breit ins Magreb, ins nördliche Afrika. Auch Araber wohnen in Jandula seit alten Zeiten, und ihre Senioren sind die Volkslehrer, die Dolmetscher der geheiligten Worte des Propheten.

Das Haupt aller Araber in Jandula und der Umgegend ist Hadschi Achmet, ein Mann, der bereits fünfmal die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat. Ungeachtet des Ramadan lief der gute Alte mit großer Behendigkeit und Munterkeit in der Sonnenhitze herum, mir Salz und Theer für die Kamele zu schaffen und sonstige Artikel, die ich gebrauchte. Seine Artigkeit war unbegränzt, er erlaubte mir sogar, sein Serail zu besuchen und ließ mir die Wahl zwischen fünfzig schwarzen Mädchen. Ich machte ihn aufmerksam, daß seine Landsleute Anstoß daran nehmen würden, wenn er einem Ungläubigen eine Mohammedanerin gäbe. „Nein, nein, du mußt eine haben!“ Gut, ich bin krank, gebrauche eine Wärterin und nehme diese, sagte ich, und zeigte auf eine ältliche Person. Gut hast du gewählt, erwiederte er, sie hat Erfahrung und kocht gut; sie hat die Welt gesehen, sie ist in Fezzan gewesen!“ Dieß war das erste Anerbieten der Art, welches mir ein Moslem machte; mit der alten Frau kamen noch zwei junge Mädchen, ihr beizustehen. Nie hatte ich vorher während meiner Unpäßlichkeit weibliche Pflege; durch die Sorgfalt und Aufmerksamkeit dieser Sklavinnen bekam ich bald meine Gesundheit und Stärke wieder.

Am folgenden Tage bald nach Sonnenaufgang kam Hadschi Achmet zu mir und sagte mit geheimnißvoller Miene, er habe mir einen Stein von großem Werth zu zeigen und wolle meine Meinung darüber hören. „Gut, Vater Pilgrim, zeigt ihn mir, ich will euch sagen, was er werth ist.“ Sein Diener brachte nun eine lederne Tasche herein, woraus der Herr einen Bündel Lappen nahm; indem er einen nach dem andern abwickelte, fing er an die seltsamsten Gesichter zu schneiden, in wahrer Entzückung. Endlich kam der Edelstein zum Vorschein, er hielt ihn mit einem Freudengeschrei empor. Seht, rief er aus, welch herrlicher Stein, was bekomme ich dafür? Es war ein Stück Bergkrystall, ungefähr zwei Zoll lang und Dreiviertelzoll dick. Indem ich eine ernste Miene annahm, stellte ich mich als ob ich eine Zeitlang in stillem Erstaunen nachsänne, dann sprach ich langsam: einen Dollar. Der gekränkte Hadschi wollte meine Neugier, den Ort zu wissen, woher der Krystall sey, nicht befriedigen; als ich aber die Muthmaßung äußerte, er habe es aus Djacoba, schien in seiner Art sich zu benehmen zu liegen, daß ich das Richtige getroffen habe. Obgleich ich den Krystall zu haben wünschte, so wollte ich doch nicht ein zweites Gebot thun, da er, in dem Glauben er sey unschätzbar, argwohnen konnte, daß ich einen unerlaubten Vortheil durch diesen Handel haben wollte, und er wickelte ihn mit gleicher Sorgfalt und Feierlichkeit wieder ein. Später stellte ich den guten Alten, der mit Edelsteinen und Sklavinnen handelte, auf andere Weise zufrieden.

Jandula liegt am Ufer eines kleinen Steppenflusses und hinter dem Orte erheben sich Wälder und Felsen. Der Kukabaum, der über alle andern Bäume hervorragt, wächst aus den Spalten der nackten Felsen hervor, zwischen denen der Fluß langsam in schönen Windungen hinströmt. An den Ufern grünen Palmen und Tamarinden.

Miscellen.

Merkwürdiger Eisenbahnplan in London. Man will die Eisenbahn von Blackwell mit dem Westende von London theils durch einen Uferdamm längs dem Flusse, theils durch eine neue Straße, fast so breit wie die Regentstraße, miteinander verbinden. Die Eisenbahn soll längs der Mitte dieser neuen Straße auf einem eisernen, achtzehn Fuß hohen Gestell unterstützt durch Säulen hinführen, so daß unten ein Weg für den gewöhnlichen Verkehr bleibt. Der Zweck ist, längs der ganzen Linie Fronten zu öffnen, die man als Läden verkaufen oder vermiethen kann. Man berechnet, daß die neue Straße 10,800 Fuß Fronte geben wird, welche nach geringer Berechnung 680,000 Pfr. St. werth sind, die somit die Auslage decken würden. Das atmosphärische System soll für die Eisenbahn oben angewendet werden, damit die Wagen weniger Geräusch machen als ein Omnibus oder sonstiger Wagen unten auf dem gewöhnlichen Wege.

Farces, Bergeries und Moralités. Hr. Asher in Berlin entdeckte eine äußerst interessante Sammlung von Farces u. s. w. und übergab sie dem brittischen Museum; es sind eine Reihe Stücke, die von 1512—48 gedruckt wurden, und die unterrichtetsten Bibliographen Frankreichs, Deutschlands und Englands kannten 58 dieser merkwürdigen Schilderungen der Sitten des 16ten Jahrhunderts gar nicht; selbst die Bibliothèque royale besitzt nur fünf oder sechs dieser Schauspiele. (Athenäum vom 5 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1845.

Die Boeren und Griquas am Cap.

Die neuern Nachrichten bringen die Kunde von dem Ausbruch eines Kampfes zwischen den Boeren und Griquas, wie dieß häufig geschieht, sehr verworren, und dießmal um so mehr, weil die Engländer gar nicht gern von den Boeren reden, weil sie in völligem Unrecht sind, und die stolze unabhängige Haltung dieser Bevölkerung, welche sich dem Drucke nicht zahm unterwirft, ihnen große Verlegenheiten bereitet. Wir müssen um verständlich zu seyn, die Ursachen, weßhalb mehr als 20,000 Boeren über die Gränze gezogen sind, kurz erwähnen. Unter der alten holländischen Herrschaft waren die Hottentotten und die Mischlingsrace von Hottentotten und Weißen, die sogenannten Bastaarden (welche jetzt aus Phantasie den alten Namen eines untergegangenen Hottentottenstammes, der Griquas angenommen haben), in einem dienstlichen Verhältnisse zu den weißen Ansiedlern, die auf den weiten Strichen bald ein rein ackerbauendes, bald ein Hirtenleben führten. In der philanthropischen Periode der Engländer stellte man diese dienstpflichtigen Personen den Sklaven gleich, was nur in sehr eingeschränktem Maaße richtig ist, und als die Emancipation der Sklaven in Westindien erfolgte, erstreckte sich diese Maaßregel auch auf das Cap. Die Boeren beklagten sich über die geringe Entschädigung, die ihnen noch durch allerlei Kniffe sehr geschmälert wurde, allein mehr noch darüber, daß es ihnen jetzt an Dienern sehr fehlte, und die freigelassenen Dienstleute zum Theil als Vagabunden durchs Land zogen und ihr Leben großentheils durch Diebstahl fristeten. Auch die Dienstboten, welche den Boeren blieben, wurden aufsässig, kurz das ganze bisherige Gesellschaftsverhältniß gestört. Schon dieß erregte große Erbitterung, nun kam aber noch das Verhältniß zu den Kaffern an der Gränze hinzu, und der schlechte Schutz, den die englische Regierung aus mißverstandener Ansicht über das Verhältniß zu den Kaffern den Gränzbewohnern gewährte. *)

So kam es zum Trekken, d. h. zum Zug über die Gränze der Colonie. Der Zug ging vorerst an die obern Zuflüsse des Oranjeflusses, wo sie von einem eingeborenen Häuptling Namens Mosolekatzi angegriffen wurden, ihn aber, wenn gleich nicht ohne Verlust, zurückschlugen. Das Land wird hier durch die parallel mit dem Meere hinstreichende Quathlamba-Kette getheilt: westwärts von dieser im innern Lande wohnen die Betschuana-Stämme in mannichfacher Zersplitterung, östlich, d. h. zwischen dem Meer und Gebirg, die Kafferstämme, im nördlichen Theil die Zulas, die damals eine große Rolle spielten. Tschaka hatte in blutigen Vertilgungskriegen seinem Stamm eine furchtbare Stellung verschafft, und Dingaan, sein Bruder und Mörder, trat in seine Fußstapfen. Von ihm hatte sich Mosolekatzi mit einer Schaar Zulas, welche in den Journalen der Colonie den Namen Mantatis führten, getrennt, war westwärts über die Gebirge gezogen und hatte hier die schwächern Betschuanastämme theils ausgetilgt, theils sich unterworfen. So standen die Sachen, als die Boeren hier ankamen. Solche Gäste konnten ihm nicht gelegen seyn, er griff sie an, ward aber wiederholt geschlagen, und wich endlich so weit gegen Norden zurück, daß er völlig verschollen ist. Somit waren die Boeren Meister des Landes und die natürlichen Beschützer der einheimischen Stämme. Dagegen machten nur die Griquas, d. h. die alten, seit etwa acht Jahren jenseits der Colonialgränze angesiedelten Bastaarden unter Adam Kock Opposition, nicht ohne Veranlassung der Engländer, welche mit ihnen einen Vertrag schlossen, ihnen Gewehre*) und Munition lieferten, und in allerlei geheimen Unterhandlungen mit ihnen standen, wie denn auch der Gouverneur auf seiner letzten Reise im December vorigen Jahrs eine geheime Unterredung mit ihrem Häuptling Adam Kock hatte. Welche specielle Veranlassung zum Ausbruch vorhanden war, wissen wir nicht, indeß geht aus frühern Verhältnissen so viel hervor, daß die Griquas, im Vertrauen auf den Schutz der Engländer, sich allerlei Unregelmäßigkeiten erlaubten. So hatten sie den

*) Wir müssen über diese Zustände theils auf frühere Jahrgänge dieser Zeitschrift, theils auf die neuesten Auszüge aus Colonialjournalen verweisen, welche in Nr. 113, 114 und 115 v. d. J. mitgetheilt wurden.

*) Diese sollten aber merkwürdig genug nach dem Wortlaut des Vertrags Eigenthum der englischen Regierung bleiben.

armen Corannas, einem sehr herunter gekommenen Stamme, einen Theil ihrer Ländereien entrissen und an die Boeren verkauft; als der Gouverneur im vorigen Jahre in die Gegend von Colesberg kam, stellte sich ihm auch Hr. Goliath Yzerbeck, der Häuptling der Corannas, vor und bat um Gerechtigkeit; der Gouverneur aber, der die ihm nothwendigen Griquas nicht vor den Kopf stoßen wollte, erwiederte bloß, er werde die Sache durch die Missionäre vermitteln lassen. Die Corannas werden also wohl auf Seite der Boeren stehen, so wie die meisten eingebornen Stämme.

Indeß sollen die ersten Gefechte ziemlich blutig ausgefallen seyn und die Boeren an dem obern Zuflusse des Oranjestromes sich um Hülfe an ihre Brüder jenseits der Quathlambakette bei Port Natal gewendet haben. Bekannt ist, daß diese von dem berüchtigten Dingaan Land ankauften, und letzterer, als der Anführer der Boeren Peter Retief mit einer Anzahl Leute in sein Lager kam, um den Vertrag abzuschließen, sie verrätherisch angegriffen und ermordet hat. Aber die Boeren nahmen furchtbare Rache, brachen die Macht der Zulas gänzlich und ließen sich am Hafen von Natal nieder. Gegen zwei Jahre ließen die Engländer sie hier in Ruhe, endlich aber sahen sie sich, wenn nicht eine fremde, mit Holland wieder in Verbindung stehende Colonie hier entstehen sollte, genöthigt Port Natal zu besetzen und den Boeren den Weg nach dem Meere abzuschneiden. Es ist unnöthig, hier auf die Gefechte zwischen Engländern und Boeren zurückzukommen, und wir bemerken bloß, daß die erstern sich in Port Natal behaupteten, aber den Boeren in dem einige Stunden entfernten Pietermauritzburg — eine neu von ihnen angelegte Stadt — nichts anhaben konnten. Die Engländer verkündigten die Unterwerfung der Boeren, machten aber über die Bedingungen derselben nichts bekannt, und die Boeren läugnen, daß sie sich unterworfen haben. So blieb die Sache unentschieden. Jetzt suchen die Engländer, denen man überhaupt offen vorwirft, daß sie die einheimischen Stämme allenthalben gegen die Boeren aufreizen, durch die Griquas den Boeren an den obern Zuflüssen des Oranjestromes beizukommen, aber die öffentliche Meinung in der ganzen Colonie ist, zum mindesten unter dem holländischen Theil der Bevölkerung, den Engländern durchaus entgegen; die etliche hundert Mann Truppen können nichts ausrichten, und wenn die Griquas unterliegen, so ist die moralische Kraft der Engländer wenigstens in diesen Strichen gebrochen, sie müssen sich sehr nachgiebig gegen die holländische Bevölkerung an der Gränze zeigen, wenn diese nicht gleichfalls trekken soll. Möglicher Weise entspinnt sich aus den bisherigen Vorfällen ein allgemeiner Kampf zwischen den Engländern und ausgewanderten Boeren mit ihren beiderseitigen Verbündeten, und in einem solchen Kampfe haben die Engländer die natürlichen Vortheile nicht auf ihrer Seite, denn sie haben keine Mittel, in diesen entlegenen Strichen einen Krieg gegen mindestens 4 bis 5000 streitbare und streitfertige Männer durchzuführen, und sind nicht einmal im Stande die Zufuhr von Waffen zu verhindern. Wahrscheinlich wird man indeß bald sich zu vertragen suchen ohne die Sache aufs Aeußerste zu treiben, immerhin ist aber dann der Streit nur vertagt, denn ein guter Theil der holländischen Bevölkerung steht einmal bewaffnet und gerüstet den Engländern gegenüber, um sich nicht mehr zu unterwerfen.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Von Jekaterinograd ist die große Straße nordwärts vergleichungsweise sicher, minder aber der Weg nach den heißen Bädern von Piätigorsk, welches etwa 120 Werste entfernt ist, denn dieser liegt dem Schauplatz des Kriegs weit näher; indeß mußten wir denselben einschlagen, und machten uns somit den andern Tag auf durch die reizende Landschaft, wo wir mehr als einmal anhielten, um uns an der Lieblichkeit der Gegend zu ergötzen. Traurig ist nur, daß auf dem ganzen Striche, der zu den schönsten in der Welt gehört, auch nicht eine einzige Wohnung, nicht eine lebende Seele zu finden ist, und die herrschende tiefe Stille nur zuweilen durch das Geräusch der Waffen unterbrochen wird. Wir durchzogen ohne allen Aufenthalt und ohne einen andern Unfall, als daß uns der Kutscher am Abend des zweiten Tages umwarf, das Land, und kamen gesund und wohlbehalten im „Kaiserlichen Hotel" zu Piätigorsk an.

Nach mehrwöchigem Aufenthalt daselbst wurde ich von dem gastfreien Fürsten von G... zu einem Piknik eingeladen, welches er mehreren Personen vom Adel an einer Stelle etwa 15 Werste von der Stadt geben wollte. Da dieß die Zeit war, wo die Feindseligkeiten mit den Bergstämmen sich in vollem Zuge befanden, und kürzlich ein blutiger Zusammenstoß zu Ardler stattgefunden hatte, so schien es rathsam sich in Einem Zuge dahin zu begeben; eine solche Vorsicht war doppelt nöthig, als kürzlich nicht nur einzelne Gefangene, sondern zahlreiche Viehheerden fast aus der unmittelbaren Nachbarschaft fortgeschleppt worden, und der commandirende Officier der Station officiell notificirt hatte, daß eine auserlesene Schaar Tscherkessen unter einem ihrer kühnsten und geschicktesten Führer den Kuban überschritten habe. Es war ein prächtiger Morgen, so wie man sie vielleicht nur im Kaukasus sehen kann. Wagen aller Art waren umschwärmt von buntgekleideten, prächtig berittenen Reitern, und die ganze Gesellschaft von einer starken Abtheilung Granzkosaken umgeben, deren malerische Uniformen und lange Lanzen in der Morgensonne schimmerten und den Glanz der Scene erhöhten.

Ich selbst, vor wenigen Wochen noch im Herzen Asiens und von Bärten, Turbanen und fließenden Gewändern umgeben, fühlte mich wie durch Zauberschlag auf einmal nach Wien oder Paris versetzt, und so groß war die Täuschung, daß selbst die Escorte keineswegs den Gedanken an Gefahr in mir rege machte, sondern nur die Belebtheit der bunten Scene umher vermehrte, obgleich die Gedanken aller in dem bunten Haufen, worunter mehrere der Reichsten und Vornehmsten des nordischen Adels, nothwendig sich zurückwenden mußten zu dem tapfern Stamme, der in diesem Augenblick mit verzwei-

seiter Anstrengung sein erstes und heiligstes Gut, die Unabhängigkeit seiner Thäler und Berge, vertheidigte. Der gewandte, geübte Soldat untersuchte jedes Buschwerk, jede Schlucht, die dem stahlbekleideten Krieger des Kaukasus als Versteck dienen und woraus sein gefürchteter Kriegsruf heraustönen konnte.*)

Wir zogen munter fort, und belustigten uns an den Scheinkämpfen unserer Escorte, deren Gewandtheit in Führung der Waffen und Pferde wirklich höchst bewunderungswerth und beinahe unübertrefflich war. In weniger als zwei Stunden kamen wir an den Schauplatz des beabsichtigten Festes, ein eigenthümlich wilder und malerischer Ort, denn neben uns erhob sich in all seiner Majestät der schneebedeckte Elbrus wie ein mächtiger Herrscher mitten unter seinen Dienern. Der Tag war ganz besonders klar und schön, und niemals vielleicht bot sich das prächtige Schauspiel vor uns in vortheilhafterem Lichte dar. An dem zum Mahl bestimmten Platze fanden wir eine starke Abtheilung Infanterie aufmarschirt, so wie die Musik eines der Regimenter, welche während der Mahlzeit die besten Stücke von Mozart, Weber und Bellini aufführte. Das Mahl war kaum geendigt, als die wilde Lust sich Luft machte und Wälder und Thäler von den Klängen des Walzers und der Mazurka widerhallten. Ich weiß nicht was mich veranlaßte, während einer Quadrille mich umzublicken und die Zuschauer genau zu beobachten. Sie bestanden wie es schien, bloß aus unsern Wachen, die mit vergnügten Gesichtern auf die Tanzenden blickten, aus einigen Weibern und Kindern, den Familien der Soldaten und etwa einem halben Dutzend Personen in grober Kleidung und dem äußern Ansehen nach mit all dem ungeschlachten Wesen russischer Leibeigenen. Spät am Abend erst — der Mond war schon aufgegangen — zogen wir ab. Da die Nacht ungewöhnlich klar war, und der Karawanenschritt, den wir hätten einhalten müssen, weder nach dem Geschmack meines Gefährten, eines Capitäns von der Grenadiergarde, noch nach dem meinigen war, so befahl ich meinem Kutscher rasch zuzufahren, als der die Escorte commandirende Officier Halt zu machen befahl. Er ritt an unsern Wagen heran und remonstrirte in den stärksten Ausdrücken gegen das Alleinvorausfahren, da Abtheilungen von Tscherkessen in der Nähe seyen. Wir dankten ihm für seine Fürsorge, erwiederten aber, daß wir zu sechs und alle wohlbewaffnet seyen, so daß wir nicht die geringste Furcht hegten. Nicht ohne Widerstreben ließ er uns ziehen, und wir kamen auch ganz wohlbehalten in die Stadt, obwohl wir bei einer Wendung des Weges nicht umhin konnten den Wagen acht oder zehn Minuten halten zu lassen, um den alten Patriarchen Elbrus im hellen Mondschein nochmals zu betrachten.

Der bedeutendste der fünf Berge, von denen Piätigorsk

*) Der Kriegsruf der Tscherkessen ist eine bis zum Schreckhaften ähnliche Nachahmung des Schakalgeschreies. Ich habe viele russische Officiere behaupten hören, daß die wüthendsten Angriffe der Tscherkessen niemals in den Reihen der Soldaten den Schrecken verbreitet hätten, wie dieser Kriegsruf, namentlich bei einem Hinterhalt.

den Namen trägt, ist der Maschuka, an welchem etwa 70 oder 80 Fuß aufwärts der Eingang in eine Höhle ist, welche bei allen Umwohnern, Russen, Tscherkessen, Kosaken und Tataren in sehr schlechtem Geruch steht und den Namen Scheitan Mensili, des Teufels Aufenthalt, führt. Seit einiger Zeit hatte ich mit einigen russischen Freunden die Möglichkeit besprochen, dieselben zu untersuchen, und am 27 Julius schritten wir endlich ans Werk. Der Eingang hat einen Umfang von etwa 50 Fuß, während die perpendiculäre Absenkung von 300 bis 320 Fuß zu wechseln scheint, bald enger, bald weiter ist, und im Absteigen nach dem Grunde, der ganz von einem See angefüllt schien, kein Hinderniß darbot. Wir stellten eine Rolle auf mit einem Strick, an dessen Ende ein Querholz befestigt war, auf das man sich bei der Hinabfahrt setzen konnte. Um die Tiefe des Wassers zu erproben, ließen wir ein schweres Felsenstück hinabrollen, ein dumpfes Plätschern erfolgte und zeigte deutlich, daß das Wasser ziemlich tief sey. Auf Graf L. fiel das Loos zuerst hinabzusteigen, und wir alle versahen uns gegen irgend einen unruhigen Inwohner der Höhle, den unsere Hinabfahrt aufstören möchte, mit Pistolen und dem furchtbaren tscherkessischen Kemmar oder kurzen Schwert.*) Als alles fertig war, wurde ein kleiner, aber starker Floß mit einigen Rudern hinabgelassen und der Graf folgte schnell; es war ein ängstlicher Augenblick, aber in kurzem hatten wir die Freude ihn sicher ankommen zu sehen. Jetzt war die Reihe an mir. Ich hatte die Hinabfahrt begonnen, als ein Vorfall mich nahezu zum Gegenstand, nicht zum Erzähler dieser Geschichte gemacht hätte: einer der drei russischen Soldaten sah über den steilen Abhang hinab und, sey es Schrecken über die Gefahr meiner Lage, oder ein Schwindel, der ihn im Augenblick befallen, er fiel rückwärts auf seine Gefährten, denen er dadurch seinen Schrecken mittheilte, worauf sie alle die Rolle losließen, von der sich nun der Strick mit furchtbarer Raschheit abhaspelte. Ich schrie so laut ich konnte, und glücklicherweise bemerkte mein Freund W. die Gefahr, sprang vorwärts, erfaßte den Strick und brachte die Leute wieder zur Besinnung. So erreichte auch ich den Boden mit Sicherheit.

Es dauerte zwei Minuten ehe wir deutlich unsere Umgebung erkennen und bemerken konnten, daß unser Abenteuer die bestandene Gefahr nicht werth war, denn als noch W. zu uns gestoßen, und wir an dem ganzen Umfang herum gerudert waren, ergab sich daß kein anderer sichtbarer Ausgang vorhanden war, indem die Seiten eine feste Felsmasse darboten, an der nichts als zahllose Fledermäuse und ein halbes Dutzend Eulen hausten. Das Wasser war glänzend und klar

*) Die Tscherkessen führen zwei Schwerter; das eine ist ein langer, gerader Säbel und wird hauptsächlich zu Pferde geführt, das andere in Länge, Bearbeitung und Breite sehr dem alten römischen ähnlich, und mag wohl, wie einige Alterthumskenner vermuthen, ganz dasselbe seyn. Das letztere hängt im Gürtel an der linken Seite hinab, und ist im nahen Kampf mit der russischen Infanterie bei weitem die gefürchtetste Waffe, wegen der Geschicklichkeit mit der es geführt wird, indem ein Streich gewöhnlich das getroffene Glied vom Körper trennt, während der Stoß eine Wunde versetzt, von der so leicht keine Genesung zu hoffen.

wie Krystall und schien mit Schwefel und Salz gleichmäßig geschwängert. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde im Grunde der Höhle geblieben waren, machten wir das Zeichen um aufgezogen zu werden, und so endete unser Abenteuer, das durch allerlei übertriebene Schilderungen von bestandenen Gefahren damals ein großes Aufsehen machte, so daß der commandirende General Grabbe das zum Hinablassen aufgebaute Gerüste abbrechen und die Erneuerung desselben verbieten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Fezzan und Sudan.

4. Sitten und Gesetze in Bornu.

Im Negerlande sind alle Geschäfte schon beendet, ehe die meisten Leute in England ausgeschlafen haben. Ich ritt eines Morgens mit Tagesanbruch aus, um die Feierlichkeit einer Hochzeit in Bornu mit anzusehen. Das Mädchen war schön gebaut und hatte sanfte Gesichtszüge; des Bräutigams Freunde, dreißig an der Zahl, ritten schön geputzt in stattlichem Zuge die holde Braut zu begrüßen. Diese saß auf einem Ochsen, dessen Rücken mit blauen und weißen Decken behängt war, und es folgten ihr vier Sklavinnen, beladen mit Körben, hölzernen Schalen und irdenen Töpfen; zwei andere Ochsen trugen den Rest der Aussteuer, Decken, Hemden, Brusttücher, Kopfputz, Korallen und andere zur Garderobe einer Negerin gehörige Sachen. Bei der Braut war ihre Mutter mit vier jungen Mädchen, welche die Brautjungfern machten. Wir galoppirten einigemale zu ihnen, was hier die gewöhnliche Art der Begrüßung ist. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht, wie die meisten Orientalinnen am Hochzeitstage. Die Männer von Bornu, die sie begrüßen wollen, sprengen zu ihnen hin, werfen dann schnell ihre Pferde herum und kehren mit niedergeschlagenen Augen zurück, denn es würde als sehr unzart gelten, wenn sie die Braut ansähen und in Verlegenheit brächten. In Gegenwart des glücklichen Paares wird alsdann musicirt und getanzt. Dann begibt sich die Braut, von ihrer Mutter begleitet, nach dem Hause des Bräutigams und bleibt dort eingeschlossen bis zum Abend, wo sie ihrem künftigen Gatten übergeben wird. Den ganzen Tag muß dieser entweder in den Straßen sich zeigen, mit einem Gefolge hinter sich oder auf einem erhöhten Platz in seinem Hause sitzen, ausstaffirt mit allem Putz, den er nur kaufen oder borgen kann; das Volk drängt sich dann zu ihm, bläst auf Hörnern, trommelt und schreit: „Mögest du ewig leben! Gott segne und beglücke dich!"

Die Bornuer haben selten mehr als zwei oder drei Frauen; sie trennen sich aber von ihnen, wenn es ihnen beliebt und geben dann die Mitgift heraus. Die Armen begnügen sich mit einem Weibe. Die Frauen sind die demüthigsten unter allen Negerinnen, sie nähern sich ihren Männern nie anders als auf den Knieen, und nur mit verhülltem Haupt und knieend sprechen sie mit einem Mann. Vor der Hochzeit scheinen die Männer eifersüchtiger zu seyn als nachher. Ehebruch kommt sehr selten vor; die Strafe ist sehr streng, wenn die Schuldigen auf der That ertappt und festgehalten werden. Ist dieß der Fall, so werden beiden Hände und Füße gebunden, man wirft sie auf den Boden und mit den Keulen des beleidigten Ehemannes werden den Verbrechern die Schädel zerschmettert. Mädchen heurathen selten vor dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, denn die Mannbarkeit tritt in Bornu nicht so früh ein als in der Berberei, wo Mädchen von zwölf Jahren Gattinnen und Mütter werden.

Die Gesetze sind überlieferte Gewohnheitsrechte und dem Verbrecher folgt schnell die Bestrafung. Mord wird mit dem Tode gebüßt; der Schuldige, sobald er überführt ist, wird den Verwandten des Erschlagenen übergeben, die ihn mit ihren Keulen zerschmettern. Wiederholter Diebstahl zieht den Verlust der rechten Hand nach sich oder der Thäter wird bis an den Kopf in die Erde gegraben, mit Butter und Honig eingerieben und so zwölf oder achtzehn Stunden der brennenden Sonnenhitze und zahllosen Fliegen und Moskitos, die ihn ungestört peinigen, ausgesetzt.

Weigert sich einer, der die Mittel dazu hat, seine Schulden zu bezahlen und verklagt ihn der Gläubiger, so nimmt der Richter Besitz von den Sachen des Schuldners, bezahlt die Schuld und nimmt starke Gebühren für seine Bemühung, gerade wie in vielen europäischen Staaten. Es ist nothwendig, daß der Schuldner seine Einwilligung dazu gibt, sie bleibt aber nicht lange aus, denn er wird so lange gebunden und auf den Rücken gelegt, bis er seinen Consens gibt; für diese seine Widersetzlichkeit muß er dem Richter eine Summe Geldes zahlen oder den Grimm desselben durch ein passendes Geschenk besänftigen. Selten soll es vorkommen, daß ein Mann sich zum zweitenmal so zur Bezahlung bringen läßt. Ist aber einer etwas schuldig und nicht im Stande seine Gläubiger zu befriedigen und beweist dieß, so ist er frei. Der Richter sagt dann: „Gott möge euch die Mittel geben!" und die Anwesenden erwiedern darauf: „So sey es!" Trifft ihn aber später der Gläubiger in stattlichem Anzuge, so führt er ihn zum Richter, auf dessen Befehl ihm alle überflüssigen Kleidungsstücke ausgezogen und zur Bezahlung des Gläubigers hingegeben werden. Ein Hemd muß ihm verbleiben, damit der Arme nicht in seiner ganzen Blöße erscheine.

Die Bornuer sind eifrige Muselmänner, fünfmal des Tages beten sie und vor jedem Gebete waschen sie die Hände, was bekanntlich auch bei den altgläubigen Juden stattfindet. Sie sind weniger tolerant als die Araber, und ich sah einen Bornuer sich weigern mit einem Araber zu essen, weil er sich in der vorhergehenden Stunde nicht gewaschen noch sein Gebet hergesagt hatte. Sie sind im ganzen Morgenlande als eifrige Moslems bekannt.

Zum Vergnügen versammeln sie sich des Abends in dem geräumigen Hofe eines vornehmen Mannes, um zu plaudern oder ein dem Schach ähnliches Spiel mit Bohnen vorzunehmen. Die Frauen und Mädchen aber sitzen auf einem freien Platz unter einem Dache von Matten und vertreiben sich und andern die Zeit mit Gesängen.

Miscellen.

Bergmannsschulen in Wales. Man geht in England damit um, Bergmannsschulen für das Volk in Wales zu gründen, da diese Provinz fünf Achttheile alles in England gewonnenen Eisens erzeugt. Man hofft dadurch dem gesammten Eisengewerke einen großen Vorschub zu thun. (Athenäum vom 5 Jul.)

Theaterbrände in Nordamerika. Diese sind ungemein häufig. Vor nicht sehr langer Zeit verloren Washington und New-York ihre Theater kurz nacheinander; am 11 Junius ist nun auch das Theater zu Philadelphia abgebrannt. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1845.

Ueber den Ankauf arabischer Pferde aus dem Nedschd.

Man hat in Frankreich seit Jahren zu sehr die Nothwendigkeit gefühlt, die nöthige Anzahl Reitpferde so viel wie möglich aus dem eigenen Gebiet zu ziehen, daß man sich nicht wundern darf, wenn seit einiger Zeit von Gestüten und deren Unterhaltung mehr wie sonst die Rede geworden und man ernstlich darauf bedacht ist dem Mangel abzuhelfen. Die Nothwendigkeit arabischer Pferde und zwar der fortdauernden Anwendung derselben, weil die bisherige Methode die Zucht mit halbblütigen fortsetzen zu lassen, schlechte Resultate gab, stellte sich bald heraus, und es handelte sich nur darum, wie man solche ächte Thiere aus dem Nedschd erhalten könne, denn was man gewöhnlich erhält, ist selten ächt. Wie es in Vorderasien damit steht, darüber gibt uns der in orientalischen Verhältnissen sehr bewanderte Fontanier (s. Revue de l'Orient Junius 1845) einen merkwürdigen Aufschluß: „wenn nicht der Pascha von Aegypten, Damaskus oder Bagdad dem Sultan ein hie und da erwischtes Nedschd-Pferd schicken, so finden sich keine in der Hauptstadt des osmanischen Reichs. Der Grund ist einfach, denn man erwäge nur, daß das von den Nedschdis bewohnte Land außer aller Berührung mit den Türken ist. Selbst die nächsten Paschas, die von Bagdad z. B. haben keinen Einfluß auf diesen Stamm. Es käme ihnen nie in den Sinn Leute dahin zu schicken, um Pferde gegen Geld zu kaufen; abgesehen davon, daß sich dieß für ihren Rang nicht schicken würde, könnte der Agent auch ganz sicher seyn, seines Geldes beraubt, wo nicht gar ermordet zu werden. Eben so wenig fällt es einem Araber aus dem Nedschd ein, die schönen Pferde aus seinem Stamme auszuwählen, und sie auf dem Markt in Bagdad zu verkaufen. Man durchwandert die Wüste nicht so leicht: sobald der Speculant das Gebiet seines Stammes überschritten hätte, müßte er das Land der Montefils durchziehen, die ihm sicherlich seine Pferde abnähmen; entwischte er diesen, so käme er ins Land der Schahabs, wo er derselben Gefahr ausgesetzt wäre, und gelangte er mit heiler Haut nach Bagdad, so würde er dem Pascha nicht entrinnen, der ihm vielleicht in einem Anfall von Edelmuth ein Ehrenkleid von 25 Fr. Werth für sein Pferd gäbe. So gibt es außerhalb des Landes keine Nedschd-Pferde, außer zu Bombay, wohin sie zur See kommen."

Der Grund, weßhalb Nedsch-Pferde vielfach dahin gelangen, liegt nicht bloß darin, daß die Araber von jeher Pferde nach Indien brachten, um sie dort zu verkaufen, sondern auch weil die Engländer früher einen eigenen Agenten zum Ankauf von Gestütpferden in Bassora unterhielten, welcher arabische und persische Pferde zu einem Mittelpreis von 450 Rupien (450 fl. C. M. oder 300 Thaler) erhandelte. Das hörte aber bald auf, und Fontanier gibt uns den Grund in folgender Weise an. „Die indische Regierung rief ihren Agenten aus dem persischen Golf zurück, und wies ihm Bombay zum Aufenthalt an. Der hauptsächliche Grund war, weil man die ewigen Streitigkeiten mit den treulosen Arabern, die keine Regierung im Zaum hielt, und die sich gegen den Agenten verbanden, abschneiden wollte, und der zweite lag in der Höhe der Preise. Wenn die Kaufleute mit ihren Pferden nach Bassora kamen, so geschah es nicht, um sie daselbst zu verkaufen und dann umzukehren, sondern sie wollten nach Indien gehen, um Waaren von dort zurückzunehmen; verkauften sie ihre Pferde, so war der Zusammenhang ihrer Operationen abgerissen, und sie mußten auf einen Vortheil verzichten, den man im Durchschnitt auf 30 Procent anschlägt, den sie aber in ihren Hoffnungen viel höher setzten; darum hielten sie auch die Preise sehr hoch. Das neue System glückte völlig; jetzt zahlt die ostindische Compagnie bloß für arabische Pferde im Durchschnitt 450 Rupien, während sie sonst diesen Preis für arabische und persische zahlte, obgleich diese letztern von geringerem Werthe sind. Auch hat sie nicht die Kosten des Transports, so wenig als das Risiko, und noch dazu den Vortheil einer größern Auswahl."

Aus diesen Gründen erklärt Fontanier, wenn man ächte Nedschd-Pferde wolle, so müsse man sie in Bombay kaufen; gute Hengste würden dadurch nicht über 1000 Rupien kosten, und der Transport nach Frankreich noch etwa 500 Fr. weiter, so daß das einzelne Pferd etwa auf 3000 bis 3500 Franken käme.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Zwölf Werste nordwestlich von Piätigorsk ist ein außerordentlich steiler, aber in Vergleich mit der durchschnittlichen Höhe des Kaukasus nicht sehr hoher Berg, der Schlangenberg genannt, weil derselbe ehemals voll von solchen Thieren gewesen seyn soll, bis ein berühmter Heiliger, ob Christ, Moslem oder Heide weiß man nicht, sie verbannte. Das umwohnende Landvolk betrachtet den Berg mit scheuer Verehrung, und man behauptete, daß selten oder nie der Fuß eines Sterblichen den Gipfel betreten habe. Graf L. und ich beschlossen den Versuch zu machen, und begaben uns nach der benachbarten deutschen Colonie, *) welche nur vier Werste von dem Fuße des Berges entfernt liegt. Mein Gefährte hatte einen sichern Führer, einen Tscherkessen vom Stamme der Abchasen, der ihn schon auf mehrern Ausflügen begleitet hatte, und zwei nogaische Tataren bei sich, mit denen wir den Ausflug allein und ohne Escorte zu machen fürs klügste hielten, denn wir hatten uns seit langer Zeit überzeugt, daß einzelne Reisende und Personen mit großen Escorten gewöhnlich sicher ihres Weges ziehen, **) während Leute mit schwachen Escorten gewöhnlich angegriffen werden.

Wir brachen am andern Morgen um 4 Uhr auf, fanden das Hinaufsteigen mühsam genug, und doch war der Anfang Kinderspiel gegen das was uns näher dem Gipfel erwartete. Endlich bald todt vor Erschöpfung erreichten wir nach vierstündiger Anstrengung eine kleine ebene Fläche, von der sich ein fast senkrechter Fels emporhob. Nachdem wir eine Zeit lang ausgeruht, recognoscirten wir den Ort, um eine Möglichkeit des Weitersteigens zu erspähen. Es gab nur Eine. Das dicke, hohe Gras, durch das wir hergewatet waren, bot einen hinreichend starken Halt, und mein Führer, so wie ich, erklärten, auf diese Weise allein und im Vertrauen auf die Kraft unserer Sehnen könne das Hinaufsteigen bewerkstelligt werden. Die nogaischen Tataren und Graf L. waren nicht wenig verblüfft, und keineswegs sonderlich geneigt dazu, indem der letztere lachend bemerkte, das möge für Bergbewohner, Hochländer, Tscherkessen und andere wilde Thiere eine ganz gewöhnliche Sache seyn, für ihn und seine zwei Diener aber, die ihr ganzes Leben in den Ebenen zu Pferde zugebracht hatten, sey dieß anders. Er überzeugte sich indeß bald, daß wir das Unternehmen entweder ganz aufgeben oder auf diese Weise fortsetzen müßten, und so willigte er ein. Wir waren indeß kaum einige hundert Schritte vorwärts geklettert, als zuerst der eine, dann auch der andere Nogaier anhielt, und endlich ganz ruhig bis auf die kleine Ebene wieder hinabglitt. Wir selbst kletterten fort, und nach unsäglicher Anstrengung, deren unsere Glieder lange gedachten, nach mancherlei Quetschungen und mit bald abgerissenen Armen, da wir wiederholt wie Mohammeds Sarg zwischen Himmel und Erde schwebten, erreichten wir eine Stelle, von der wir ganz bequem nach dem Gipfel hinaufwandern konnten, wo wir alsbald ganz erschöpft niedersanken.

Die Aussicht war im Vergleich mit andern, die ich früher gesehen, weder besonders großartig noch schön, doch übersahen wir die reichen Thäler und fruchtbaren Felder der deutschen Colonie und einige Tatarendörfer, in denen Weiber und Kinder mit Einsammeln der Ernte emsig beschäftigt waren. Wir schrieben unsere Namen in eine Felsenhöhlung ein, die, im Fall wir von den Bergnebeln überrascht worden wären, uns eine genügende Zuflucht geboten hätte, und begannen nun das Hinabsteigen, erreichten bald die kleine Ebene, und kamen um bald 4 Uhr Nachmittags am Fuße des Berges wieder an. Hier fanden wir unsere Pferde unter Obhut des Knaben, dem wir sie übergeben hatten, auf dem reichen Weidegrund sich ergehen, am Rande eines Feldes, wo drei alte Männer und zwei Knaben mit Einheimsung des Korns beschäftigt waren; einer derselben ging mit Graf L. und den beiden Nogaiern nach dem nahen Dorfe, um etwas Brod und Milch zu holen, denn da wir seit 4 Uhr Morgens nichts gegessen hatten, so kann man sich leicht vorstellen, daß wir nach der gehabten Anstrengung von Hunger und Müdigkeit völlig erschöpft waren.

Mein Gefährte hatte mich kaum verlassen und ich mich der Länge nach auf den Rasen niedergeworfen, als ich durch die unerwartete Erscheinung eines jungen Mannes überrascht wurde, bei dessen Anblick alle Anwesenden, bloß mich ausgenommen, auf die Füße sprangen mit allen Zeichen der tiefsten, mit Schrecken gemischten Verehrung. Wer es auch seyn mochte, er hatte augenscheinlich nicht erwartet mich zu treffen, denn im Augenblick fuhr er in seinen lose umhangenden, kameelhaarenen Reitrock, ein Beispiel, dem ich sogleich folgte, denn so gerathen es seyn mochte unbewaffnet zu scheinen, so wenig hätte ich gewünscht es wirklich zu seyn, und wirklich war ich mit einem tüchtigen Pallasch und Pistolen versehen. Was auch die Absichten des neuen Ankömmlings seyn mochten, er hielt plötzlich inne, richtete sein großes, volles, finsteres Auge auf mich, und redete dann meinen tscherkessischen Führer in einer Sprache an, die ich nie gehört hatte, und welche wohl einer der Dialekte der Bergstämme seyn mußte, da ich aus meiner Bekanntschaft mit dem Türkisch-Tatarischen wußte, daß es nicht nogaisch sey.

Der Tscherkesse antwortete in einer, wie mir schien, sehr achtungsvollen fast bittenden Weise, und während der einige Minuten dauernden Unterredung, von der ich nichts als die wiederholt gesprochenen Worte „Inglis, Inglis" verstand,

*) Durch die sämmtlichen kaukasischen Provinzen finden sich auch deutsche Colonien, welche durch kaiserliche Ukase bedeutende Privilegien genießen; sie sind meist Ackerbauer und im allgemeinen nüchterne, ordentliche, wohlhabende Leute.

**) Man darf sich indeß selbst unter der stärksten Begleitung nie zu sehr der Sicherheit überlassen, da im J. 1836 die Escorte, welche die Post von Jekaterinograd nach Wladikankas geleitete, und aus zwei Schwadronen Kosaken, einem Bataillon Infanterie und 4 Geschützen bestand, angegriffen wurde und einen sehr blutigen Kampf zu bestehen hatte. Die Angreifer wurden zwar am Ende zurückgeschlagen, aber mit geringem Verlust, während sie nicht nur eine gute Anzahl ihrer Gegner niedergemacht, sondern auch eine bedeutende Beute und viele Gefangene fortgeschleppt hatten.

hatte ich Gelegenheit, mit Muße den Mann zu betrachten, der unsere Gesellschaft auf so unwillkommene Weise vermehrt hatte und dessen Benehmen gegen mich der Art war, daß ich das Pistol, welches ich gefaßt hatte, nicht losließ und seine geringsten Bewegungen scharf beobachtete. Er schien, so viel ich beurtheilen konnte, sieben bis achtundzwanzig Jahre alt, ziemlich groß, und obwohl seine Gestalt mehr schmächtig und zierlich als stark war, so bedurfte es doch nur eines Blicks um mich zu überzeugen, daß er die Kraft und Behendigkeit eines Panthers habe. Sein Gesicht fiel mir auf als das schönste, das ich je gesehen in diesem Lande der Schönheit und edlen Form; es war dunkel, tief gebräunt durch gewohnte Körperbewegung und Aufenthalt in freier Luft bei Sturm und Sonnenschein, aber die Züge, in den schönsten Linien griechischer Skulptur, nahmen es an classischen Umrissen und ausdrucksvollem Charakter mit den ausgezeichnetsten Büsten des Alterthums auf; sein großes, leuchtendes, dunkles Auge, das stets den festen Blick behielt, mit dem er mich vom ersten Augenblick an betrachtete, erglänzte von einem wilden Feuer, das nur allmählich sich dämpfte, wie das Gespräch mit seinem Landsmann fortging.

Als die Conferenz zu Ende war, klärte sich sein Gesicht auf und er trat näher zu mir. „Gorkma" (fürchte dich nicht) sagte er zu mir auf Türkisch in einem zuversichtlichen, männlichen Tone, denn im Zweifel, was das Ergebniß seiner Annäherung seyn würde, hatte meine Hand instinctartig den Pistolenknopf vorgezogen, aber seine Stimme und seine Haltung verscheuchte mit einemmale alles Mißtrauen und halb beschämt steckte ich es wieder ein. „Du bist", fuhr er fort, indem er seine Hand offen ausstreckte, „der englische Officier, von dem ich so viel reden hörte, und," setzte er mit einem Blick auf den Berg hinzu, „als ob es nicht genug gewesen wäre mit dem Abenteuer im Scheitan Mensili, mußtest du noch einmal den Ruf deiner Landsleute zu behaupten suchen, die, wenn sie nicht auf die gewöhnliche Weise sich oder ihren Nachbarn die Knochen zerschlagen, jede andere passende Gelegenheit aufsuchen, ihren Hals zu brechen, und dazu jeden einladen, der geneigt ist einem so lobenswerthen Beispiel zu folgen. Ich erkannte dich anfangs nicht," fuhr er in demselben spottenden Tone fort, „in diesem Costüm — ich trug ein englisches Jagdkleid — und muß gestehen, du hast dich weit besser ausgenommen in der glänzenden Uniform beim Feste des Fürsten G. im Walde, wo du so tief im Gespräch warst mit der schönen Emmeline v. W."

Obgleich geneigt auf diese sarkastischen Bemerkungen eine herbe Antwort zu geben, stutzte ich doch nicht wenig über den Schluß, denn ich besann mich sogleich, wie genau und aufmerksam ich bei jener Gelegenheit die wenigen umherstehenden Zuschauer beobachtet hatte, als ich an der Seite der erwähnten Dame stand, und doch mußte der Mann vor mir, dessen Gesicht ich nie gesehen hatte — denn ein solches Gesicht vergißt man nicht leicht wieder — und der, wie ich überzeugt war, gegen die russischen Behörden keine sehr freundlichen Gesinnungen hegte, an Ort und Stelle gewesen seyn, mitten unter den feindlichen Soldaten. Der Mann schien meine Gedanken zu errathen und sich an meiner Verblüfftheit zu weiden, denn er fuhr in derselben sarkastischen Weise fort: „ist es nicht seltsam, daß die Moskowiten und die Engländer, welche die Welt als die bittersten, wenn auch noch nicht erklärten Feinde schildert, durch die engsten Bande der Freundschaft verbunden sind?" Ich erwiederte kalt, daß unsere Nationen nicht im Kriege seyen, und daß, wenn sie es auch wären und der Kampf so blutig würde als je einer in der Welt, daß dadurch die Gefühle der Achtung, welche die Einzelnen gegen einander hegen, nicht ausgetilgt würden. „Gut," sagte er, indem sein Ton wirklich herzlich wurde, „aber nimm beim Scheiden noch eine Warnung an; hüte dich in Zukunft über die russischen Vorposten hinauszugehen; die Nachbarschaft ist nicht sicher, und einmal könnte es zu oft gewesen seyn." Mit diesen Worten verschwand er.

Gleich darauf kam Graf L. zurück, dem unser Führer hastig in russischer Sprache das Vorgefallene mittheilte. Er schien anfangs ganz ungläubig, und stutzte nicht wenig, als ich ihm die Sache bestätigte. Vielleicht hatte er einige Gründe zur Besorgniß, denn er war ein sehr tüchtiger Officier, der sich bei mehreren Gelegenheiten in den Gebirgsfeldzügen des Kaukasus ausgezeichnet hatte. Wir erreichten Pätigorsk am Abend, und Graf L. bemerkte mir beim Scheiden in ziemlich bezeichnender Weise, unser Abenteuer sey gut und glücklich abgelaufen. Dazu durften wir uns in der That um so mehr Glück wünschen, als wir bei unserer Rückkehr hörten, der Commandant habe officielle Nachricht erhalten, daß die Schaar tscherkessischer Reiter, welche, wie früher erwähnt, unter einem ihrer unternehmendsten Häuptlinge über den Kuban gesetzt hatte, bereits mehrere vorgeschobene Posten überfallen und niedergemacht habe. Am folgenden Morgen war ich so steif in allen meinen Gliedern und namentlich in den Armen, daß ich mich kaum bewegen konnte; auch dauerte es mehrere Tage bis ich durch frische Bäder die übeln Folgen meines Bergabenteuers los wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Fezzan und Sudan.

5. Der Markt von Kuka.

Sklaven, Schafe und Stiere wurden in großer Menge feilgeboten. Wenigstens zwölftausend Menschen waren versammelt, viele kamen zwei bis drei Tagereisen weit her. Weizen, Reis, Tamarinden, Nüsse, Erbsen, Bohnen waren im Ueberflusse vorhanden, und die dickmäuligen Negerinnen mit ihren schlechtverhüllten Brüsten verkauften viel von diesen sehr gesuchten Artikeln. Sehr häufig besuchen sie Kuka, das nach ihrer Versicherung die angenehmste Stadt im Reiche Bornu ist. Auch Indigo wurde feilgeboten; man gebraucht ihn zum Färben der Hemden; man feuchtet die Blätter an, stößt sie zu einem Klumpen zusammen und bringt sie so auf den Markt. Leder brachte man in großer Menge, auch Häute von Schlangen und Krokodilen, die man zu Zierrathen an Dolchscheiden gebraucht. Zwiebeln, Limonen, Butter, saure Milch, Honig und hölzerne Schalen aus dem Sudan waren ebenfalls zu bekommen.

Die Tracht der Frauen, die meistentheils mit den Sachen handeln, ist sehr mannichfaltig, besonders der Kopfputz. Bei den Frauen aus Kanem hängen kleine Haarflechten rings um den Kopf bis auf den Nacken; eine Schnur kleiner kupferner Knöpfe fällt vom Scheitel auf jeder Seite des Gesichts herab und dieß steht gar nicht übel aus. Bisweilen haben sie eine Schnur mit silbernen Ringen statt des kupfernen Schmuckes. Die Sklavinnen aus Musgo sind ausgezeichnet häßlich, sie gelten aber als treu und arbeitsam. Ihr Haar ist in drei große Flechten zusammengefaßt, die vom Vorderkopf bis zum Nacken gehen. Die zuverlässigsten Sklaven sind mit dem Verkauf der Waaren ihres Herrn beauftragt; kommen sie aus entferntern Gegenden, so werden die Sachen auf Ochsen herbeigeschafft, die nach Landesart einen Strick oder ein Eisen in der Nase und einen Sattel von Matten haben. Die Herren selbst sind oft auf dem Markte; mit ihren Lanzen erscheinen sie und ermuntern die Sklaven, rührig, beredt und geschäftig zu seyn, damit die Waare abgesetzt werde; um den Handel selbst kümmern sie sich nicht. Gewöhnlich tauscht man eine Waare aus gegen die andere, oder man bezahlt sie mit kleinen Knöpfen, Stücken von Korallen und Bernstein, oder mit grober Leinwand, die in ganz Bornu jede Familie verfertigt. Wo ich still stand auf dem geräuschvollen Platz, drängten sich Verkäufer um mich. Unter andern Dingen, die man mir anbot, war ein junger Löwe und ein Affe, der letztere schien der gefährlichere von beiden, und da ich etwas heller von Farbe war als sein Herr, hatte er vor mir einen großen Abscheu. Der Löwe, so groß wie ein junger Hund, ging ruhig an einem Strick umher, der ihm um den Hals geschlungen war und den ein Neger in Händen hielt.

Auch Fische wurden feilgeboten, Hühner und gesottene Heuschrecken, ein Leckerbissen für viele Neger. Ganze Züge derselben verfinstern oft die Luft. Für einen Dollar bekommt man drei Duzend kleine, sehr wohlschmeckende Hühner. Eine hübsche Negerin aus Kuka versah uns täglich mit Reis, Bohnen, Fischen und Geflügel.

Orgeln, Harfenmädchen, Bänkelsänger verschönern unsere europäischen Messen und Märkte und sind in vielen Ländern wesentliche Attribute derselben; auch auf dem Negermarkt von Kuka erschienen zwei schwarze Sänger, die das Lob des Sultans von Bornu dem erstaunten Landvolke vorsangen; am Ende waren es zwei bezahlte Hofpoeten, die man dazu gebrauchte, die Unterthanen über die Vorzüge ihres Monarchen zu belehren. In ihrem Liede kamen folgende Stellen vor:

Gib Fleisch den Hyänen bei Tagesanbruch,
O die breiten Speere!
Gib Fleisch den Löwen und den Panthern,
O die breiten Speere!
Des Sultans Schwert und Lanze sind vorzüglich,
O die breiten Speere!
Er liebt sein Land und liebt sein Volk,
O die breiten Speere!
Er kämpft gegen zehn und fürchtet keinen,
O die breiten Speere!
Der Elephant des Waldes beuget sich vor ihm,
O die breiten Speere!

Wildpret hat man die Menge in ganz Bornu und Hirschfleisch ist keine Seltenheit auf dem Markt von Kuka. Antilopen, Gazellen, große Rebhühner, kleine Haselhühner, wilde Enten, Gänse und Schnepfen sind allenthalben zu bekommen, auch Strauße, deren Fleisch hier sehr geschätzt wird, während man es in vielen andern Gegenden von Asien und Afrika verschmäht. Die Wälder von Bornu sind voll von schönen Perlhühnern, und in den zahlreichen Sümpfen hausen Pelikane, Löffelgänse und Kraniche. Der Löwe kommt während der nassen Jahreszeit bis an die Mauern der Städte, und Panther und Tigerkatzen gibt es in großer Anzahl in der Nähe von Mandara. Affen trifft man in ganzen Schaaren, schwarze, graue und braune. Der Elephant ist so häufig, daß man in der Nähe des Sees Tschad Heerden von fünfzig bis zweihundert antrifft; dieses edle, gelehrige Thier jagen die Neger und tödten es seines Fleisches und Elfenbeins wegen; das letztere wird von den Kaufleuten von Murzuk und Gadames sehr häufig begehrt. Giraffen, Büffel, Schakale und Füchse werden von behenden Jägern öfters erlegt, auch Hyänen, Leoparden und Zibetkatzen. Der Büffel, dessen Fleisch ein Leckerbissen ist, hat einen starken Wildgeruch; die Giraffe treffen die Jäger in den Wäldern und Sumpfgegenden.

Auf dem Markt von Kuka war ein Gewühl und Gedränge, daß kaum durchzukommen war. Am besten nahmen sich die jungen Negerinnen der Umgegend aus mit malerischem Kopfputz und einem Ueberwurf von blauem Baumwollenzeug. Plötzlich glaubte ich mich in eine preußische Garnisonsstadt versetzt: Trommeln und Pfeifen ertönten, die bedenkliche Ankunft des Massa verkündend, des Polizeidirectors von Kuka, der auf einem Dromedar stattlich einherzog, umgeben von zwölf mit Spießen bewaffneten Negern. Der Massa wollte sich überzeugen, ob auf dem Markt alles in gehöriger Ordnung vor sich gehe.

Fossile Thiere auf der Insel Perim im Golf von Cambay. In der asiatischen Gesellschaft zu London las Hr. Bettington am 21 Jun. eine Mittheilung über diesen Gegenstand, namentlich über einen riesenhaften Wiederkäuer, der einige Verwandtschaft mit dem Sivatherium und der Giraffe hatte. Die Knochenreste sind augenscheinlich durch die in den Golf von Cambay mündenden Flüsse von dem festen Lande heruntergebracht worden, somit ganz als indischen Ursprungs anzusehen. Man hat von dem obenerwähnten Thier, das augenscheinlich ein neues Genus constituirt, bloß den Kopf gefunden. Die Zähne gleichen in Zahl und Charakter denen des Sivatheriums, und sind etwas kleiner, als man sie nach der Größe des Kopfes erwarten sollte. Auffallend ist die Verschiedenheit des neuen Thieres von dem Sivatherium namentlich darin, daß letzteres am hintern Schädel eine Breite von 22 Zoll, das Fossil aus Perim wenig über 11 Zoll hat, worin es sich mehr der Giraffe nähert. Aber der größte Unterschied ist in der Form und Stellung der Hörner: beim Sivatherium haben die Hörner so ziemlich dasselbe Verhältniß zu einander, wie bei vierhörnigen Antilopen, während in dem genannten Fossil sie aus einer in einander fließenden 25 Zoll messenden Base aufsteigen, die Hörner oder der Theilungslinie aber 18 Zoll messen; es muß ein hinteres Horn gewesen seyn, umgebogen (reflected) wie beim gewöhnlichen indischen Büffel, und einen wahrhaft monströsen Anblick dargeboten haben. Die ganze Formation deutet große Stärke an. Unter den übrigen Fossilien waren einige mit denen aus den Siwalik-Bergen identisch, andere, wenigstens bis jetzt noch, Perim eigenthümlich, darunter eine neue Krokodilart. Es fanden sich Knochen von Mastodonten, Garials und Rhinocerossen. Dr. Mantell, der sich auf besondere Einladung dießmal in der asiatischen Gesellschaft eingefunden hatte, bemerkte, daß diese fossilen Funde die schon von Capitän Cautley und Dr. Falconer gemachte Beobachtung bestätigten, daß in den Tertiärformationen Indiens die Ueberreste mehrerer Arten von Reptilien und Säugethieren sich fänden neben denen von erloschenen Gattungen und Arten, wie sie in den ältesten europäischen Ablagerungen derselben Periode vorkommen, z. B. die Zähne und Knochen des Chiropotamus und anderer Pachydermen des Pariser Bassins neben denen des noch vorhandenen Garial.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1845.

Lady Hester Stanhope.

Ueber diese viel besprochene Dame ist jetzt von ihrem letzten Arzte ein Werk herausgekommen unter dem Titel: Memoirs of Lady Hester Stanhope, as related by herself in Conversation with her Physician etc. Der Aufenthalt in einem so ziemlich barbarischen Lande, der Einfluß, den sie durch ihre Schönheit, ihren frühern Reichthum und namentlich ihre Energie auf mehrere bedeutende Personen in Syrien, besonders Abdallah Pascha und den bekannten Emir Beschir errang, die zahlreichen Berichte von Reisenden und namentlich der letzte von Lamartine haben einen Heiligenschein ihr ums Haupt geworfen, den die Wirklichkeit keineswegs rechtfertigt. So lange sie jung und schön war, mochte alles um sie her noch einen rosigen Anschein haben und die glänzende Außenseite die widerwärtigen innern Zustände verdecken, sobald aber der Reiz der Schönheit erlosch, die früher von England bezogene Pension eingezogen und sie einem neuen heranwachsenden Geschlecht im Lande fremd wurde, und jedenfalls nicht mehr neu war, traten die häßlichen Züge in aller Schroffheit hervor. Ihr Arzt selbst, ihr Lobredner, liefert Züge die ans Fabelhafte gränzen und an des alten Sirachs Spruch mahnen: „ich will lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe." Englische Blätter selbst wissen für ihr Benehmen keine gültigere Entschuldigung, als daß sie rein wahnwitzig war; excentrisch war sie von Jugend auf, aber diese Excentricität und dieser Eigenwille, der sie von jeher auszeichnete, versauerte mit den Jahren dermaßen, daß sie wirklich eine ganz unerträgliche Person wurde. Man kann dieß nicht besser zeichnen, als mit den Worten ihres Lobredners, wenn er sagt: „ihre Herrschsucht machte sie hochfahrend, aber wenn man ihre Obermacht anerkannte und sich ihr unbedingt unterwarf, so konnte man ihrer Gnade und Freigebigkeit sicher seyn; alles dieß war königlich genug in Tyrannei und in Geschenken. Unentdeckt entrinnen war für die Dienstboten des Hauses ziemlich unthunlich, bei Tag wegen der einsamen Lage des Hauses auf dem Gipfel eines conischen Berges, von wo aus man jeden der kam und ging mit Leichtigkeit sehen konnte; dennoch rissen einmal alle ihre freien weiblichen Dienstboten insgesammt aus, und ein andermal versuchten ihre Sklavinnen die Mauern zu erklettern und zu entrinnen, was auch einigen wirklich gelang. Abgesehen von dem natürlichen Hinderniß, das die geschlossene Wohnung auf einsamem Berge darbot, wußte man auch, daß sie großen Einfluß bei Abdallah Pascha besaß, dem sie durch ihre Gewandtheit und ihr Geld manche Dienste geleistet hatte, denn sie schickte für ihn sowohl als für seinen Harem fortdauernd Geschenke ab, und er als Türke war eher geneigt ihren Despotismus zu schützen, als sich ihm zu widersetzen. Den Emir Beschir, den Fürsten der Drusen, hatte sie durch die beispiellose Keckheit ihrer Zunge und Feder so eingeschüchtert, daß er durchaus keine Neigung hatte, sich der einen oder der andern durch irgend etwas auszusetzen. In welcher Richtung hätte also ein armer unbeschützter Sklave oder Bauer fliehen sollen! Ueber den andern, welche, wie ihr Arzt, ihr Secretär, ihr Dragoman, frei handeln konnten wie sie wollten, und gegen welche sie mehr Rücksichten zu beobachten, hing ein Zauber von anderer Art, wodurch diese moderne Circe die Leute fast unauflöslich in ihre Netze verflocht. Eine Reihe von Wohlthaten, eine unbeschreibliche Kunst in Privatgeheimnisse einzudringen, eine nie irrende Auffassung aller Schwächen ließ ihnen bald keine andere Wahl, als die, durch die unbedingteste Unterwerfung unter ihren Willen ihres Schutzes sich zu versichern." Wenn ihr Lobredner so schreibt, so kann man ohne Mühe entnehmen — und die gelegentlichen Mittheilungen über die Vorfälle ihres Haushaltes lassen auch gar keinen Zweifel darüber, — daß sie ein abgefeimter Hausdrache war, der mit einer überlegten Bosheit die Leute zu quälen verstand. *) Man kann ihren Geist bewundern, und muß ihre Herzlosigkeit verachten. Immer bleibt sie eine äußerst merkwürdige aber nichts weniger als eine liebenswürdige Erscheinung, und ihre hochmüthige Menschenverachtung spricht nur für ihren Mangel an allem wahren Edelsinn.

*) Auch an körperlichen Mißhandlungen fehlte es nicht, denn sie rühmte sich, daß niemand so gut Ohrfeigen austheilen könne, wie sie.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Ich begab mich jetzt von Piätigorsk nach Kislowodsk (zu deutsch: Sauerbrunnen) um mich dort gleichfalls einige Wochen aufzuhalten. Während meines Ausflugs stießen wir eines Tags auf eine Schaar Reiter, der wir nur mit Mühe auswichen, aller Wahrscheinlichkeit nach waren es feindliche Tscherkessen, aber wir konnten nicht darüber ins Reine kommen. Am Abend jedoch wo Ball angesagt war, schien mir der Commandant Oberst P..., ein Deutscher, dessen gewöhnlich ruhige Züge wie ich meinte höchstens durch einen Erdstoß sich verändern könnten, in einer gespannten Stimmung zu seyn. Bald klärte sich die Sache auf. Der Ball ging lustig fort, als ich aber während des Tanzes einmal mit meiner Dame an ein Fenster trat und hinausschaute, fühlte ich plötzlich einen Druck auf meinem Arm, und die Dame rief halblaut: „grand Dieu! qu'est ce que c'est que cela, écoutez!" — „Ce n'est rien," erwiederte ich nachlässig, um sie nicht zu erschrecken, denn ich glaubte ganz deutlich das Rumpeln von Artillerie gehört zu haben. Kurz darauf trat Oberst P... wieder in den Saal, wie mir schien, mit sehr erleichtertem Herzen. Als der Ball zu Ende war, trat ich nochmals hinaus auf den Balkon, und jetzt sah ich auf einmal wie mit einem Zauberstabe alle meine Vermuthungen verwirklicht. Die Dunkelheit war völlig verschwunden, am blauen Firmament, von dessen Schönheit nur die, welche die griechischen Inseln im Sommer besucht haben, sich eine Vorstellung machen können, erglänzten Myriaden von Sternen, und der Mond mit seinem fast Tageshelle verbreitenden Glanze fiel auf einen schimmernden Wald von Lanzen und Bajonetten, die im Kreise umherstanden um jeden Zugang zu dem Orte zu decken. Die Kosaken in die Mäntel gehüllt lagen neben ihren Pferden, die gesattelt und gezäumt an der in den Boden eingestoßenen Lanze befestigt waren; die Infanterie schlief compagnienweise in Reih und Glied, während ein Theil der Artilleristen mit brennenden Lunten Wache hielt.

Früh Morgens war Nachricht angelangt, daß die über den Kuban gegangene Tscherkessenschaar in der Nacht einen Angriff auf Kislowodsk beabsichtige. Die Zeit war kurz, die Garnison bestand nur aus einem schwachen Bataillon und einer Abtheilung Kosaken, deßhalb wurden aufs dringendste Verstärkungen von den nächsten Posten begehrt. Der Commandant hatte, um nicht die Damen zu beunruhigen und überzeugt, daß der Angriff erst gegen Morgen stattfinden würde, es fürs rathsamste gehalten die Nachricht niemand als seinem Adjutanten mitzutheilen. Alles gerieth jetzt wie natürlich in große Aufregung, obwohl man ziemlich allgemein überzeugt war, daß die Tscherkessen zu schlau seyen, einen Angriff zu wagen, da die Aussichten so ungünstig und sie früher schon blutig vor Kislowodsk zurückgeschlagt worden waren. *) Gegen 3 Uhr begaben wir uns in die Reihen der Truppen, und in kurzem hörten wir ein dumpfes Geräusch, das bald aufhörte, bald wieder deutlicher an das Ohr schlug, bis endlich ein geübtes Ohr mit Leichtigkeit den rasselnden Ton einer daher sprengenden Reiterschaar unterscheiden konnte. Alles war zum Empfang gerüstet, und die Kosaken schickten ihre Posten vor, denen wir uns anschlossen. Nach einem Ritt von drei Wersten mußten wir plötzlich Halt machen, denn vor uns hielt, kaum 400 Schritte entfernt, eine dichte Reiterschaar, vor welcher eine Gruppe von acht oder zehn Personen stand, theils zu Fuß theils zu Pferd, beide in eifrigem Gespräch, wahrscheinlich eine Zusammenkunft der Kundschafter mit den Führern der Schaar.

Der Vornehmste unter den letztern setzte mit einemmal sein Pferd in Bewegung und ritt einzeln auf uns zu, seine unmittelbaren Gefährten langsamer ihm nach, augenscheinlich um augenblicklich zu seinem Beistand bei der Hand zu seyn. In diesem Augenblick schwirrte ein halbes Dutzend Raketen begleitet von einigen blauen Lichtern auf, und erhellten die ganze Scene vollends. Der tscherkessische Führer ritt bald vor, bald hin und her, und schien die Reihen und Zahl der Russen eifrigst zu beobachten. Er war so nahe, daß leicht einer der Kosaken ihn hätte niederschießen können, ein Ereigniß, dem ich mit einer Art peinlicher Spannung jeden Augenblick entgegen sah. Plötzlich drehte er sich um gegen seine Mannschaft, die Fußgänger, die wie oben erwähnt, neben ihm gestanden hatten, warfen sich in die benachbarten Gebüsche und verschwanden, während die ganze Reiterschaar umwandte und gemüthlich forttrabte. Wir blickten ihnen nach, aber mein Blick konnte sich nicht abwenden von dem Anführer, in dessen stolzer und gebieterischer, aber doch edler und ritterlicher Haltung ich niemand anders wieder zu erkennen glaubte, als — meinen Freund vom Berge.

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich und meine Gefährten wieder Neigung fühlten unsere gewöhnlichen Streifereien vorzunehmen; der unerwartete Vorfall hatte einen heilsamen Eindruck gemacht und uns zu einer Vorsicht gezwungen, welche alle Vorstellungen und Warnungen des freundlichen Commandanten bis jetzt nicht zuwege gebracht hatten, und welche noch durch die spätere Nachricht erhöht wurde, daß die Tscherkessen nach ihrem fehlgeschlagenen Angriff auf diesen Posten plötzlich einen andern, 10 oder 12 Werste entfernten überfallen, die Besatzung niedergemacht und eine Anzahl Pferde, eine große Menge Munition und eine bedeutende Anzahl Ochsen und anderes Vieh mit fortgeschleppt hatten.

Einige Wochen nach diesem Vorfall machten wir unsern lange beabsichtigten Ausflug zu Graf S...h, dem Hetman der Gränzkosaken, einem ritterlichen, von seinen kühnen Untergebenen hochverehrten Soldaten. Der Weg führte durch ein herrliches Land, das wir uns aber wegen der Nähe der Operationslinie nicht sonderlich Zeit nehmen konnten zu bewun-

*) Im Jahre 1835 wollten sie eine große Viehheerde, die sich damals in der Nähe befand, wegtreiben, da die Schaar jedoch schwach an Zahl war und bloß aus Reitern bestand, so wurden sie durch ein Kreuzfeuer von Kartätschen aus der Veste und von Kleingewehr aus den Häusern der Stadt in großer Anzahl niedergemäht und mußten weichen.

dern. Am dritten Tage langten wir am Ort unserer Bestimmung an, einem schön gelegenen und als das Hauptquartier des Hetmans ziemlich großen, sonst aber von den andern nicht verschiedenen Dorfe, dessen Häuser meist aus Holz gebaut, geräumig und bequem waren und nach der strengsten militärischen Genauigkeit in gerader Linie sich aneinander reihten. Die Straßen waren breit, reinlich, sehr gut unterhalten und in der Mitte auf einem freien Platze stand die einfach schöne, in dem alten russisch-chinesischen Styl gebaute Kirche nebst einigen andern Gebäuden, einem Schuppen, unter dem sechs leichte Feldstücke standen, einem Pulvermagazin und andern Vorrathshäusern. Unser Wirth hieß uns herzlich willkommen und quartierte uns in verschiedene Wohnungen ein, da er in seiner eigenen, die von den andern sich nicht sehr in Größe unterschied, uns nicht hatte unterbringen können. Mein Quartier werde ich nicht so leicht vergessen: es war ein langes, niederes, durch einen von der Thüre ausgehenden Gang in zwei Abtheilungen geschiedenes Gebäude; die rechte, für mich bestimmt, bestand aus einem Wohn- und Schlafzimmer, und war ein wahres Muster von Reinlichkeit; Wände und Boden, Stühle und Tische waren so reinlich und glatt geputzt wie das Deck eines Kriegsschiffs; im Schlafzimmer stand ein Bett mit einer Matratze, die nach dem Wohlgeruch zu schließen mit Heu und wildem Thymian ausgestopft war. Eine rohe gemalte Lithographie der h. Jungfrau und eine große russische Bibel nebst irdenen Krügen mit schönen [illegible] beiden die einzige Ausschm[illegible] Küche (deren sämmtliches Geräthe Wohn[illegible] eben so genau geordnet und blank gescheuert waren) und zwei kleine Zimmer, die jetzt mein Wirth und seine Familie einnahmen. Der erstere war eine schöne, große, athletische Gestalt mit einem langen, fließenden weißen Bart, über 70 Jahre alt, aber keineswegs gebeugt; mancher junge und anscheinend kräftigere Kämpe hätte es in den wilden Spielen des Landes nicht mit ihm aufgenommen. Er war ein Mann von Vermögen, hatte mehrere Zuchtstuten, die man ihm jeden Augenblick mit 100 bis 150 Pf. St. bezahlt hätte, und anderes Vieh im Ueberfluß, kurz er war ein sehr wohlhabender Landmann. Diese Schilderung gilt indeß nicht von ihm allein, sondern von diesem tapfern Stamme überhaupt, von dem man in Europa so wenig weiß, und dessen Wohlhabenheit, *) Freiheit und kühner Unternehmungsgeist ihn zum gänzlichen Widerspiel der russischen leibeigenen Bauern machen. Die Familie meines Wirths bestand aus seiner betagten Frau, zwei Söhnen, die eben damals im Hauptquartier bei dem Obergeneral Grabbe waren, und einer jungen Enkelin, einem äußerst artigen kleinen Mädchen von 12 bis 14 Jahren.

Ueber eine Woche blieben wir an diesem freundlichen Orte, vertrieben uns die Zeit mit allen Arten von Jagd, und rüsteten uns erst zur Rückkehr nach Pätigorsk, als wir vernahmen daß der Generalgouverneur die Posten an dieser Linie in Augenschein nehmen wolle. Den Tag vor unserer Abreise wollten wir uns noch zum letztenmal mit einer Jagd belustigen, unsere Pferde, gesattelt und gezäumt, warteten unserer, während wir nach eingenommenem Kaffee noch den Wohlgeruch aus unsern persischen Pfeifen einsogen, als mit einemmal ein dumpfer Schlag an meine Ohren tönte. Ich horchte, alles war still, ich mußte mich geirrt haben, ging aber doch hinab an den Eingang des Gartens, der die Wohnung umgab; hier vernahm ich den Ton zum zweitenmal, und jetzt mit um so unverkennbarerer Deutlichkeit, da er rasch nach einander sich wiederholte. Ich eilte zurück, erzählte dieß meinen Gefährten, zwei oder drei Kosaken und ich legten uns an den Boden, einer von diesen sprang aber plötzlich wieder auf und rief dem Befehlshaber etwas auf russisch zu, was dieser nicht zu glauben schien und lächelnd den Kopf schüttelte. Aber die Schläge wiederholten sich immer stärker und in immer rascherer Folge, so daß endlich auch der Schwerhörigste nicht mehr zweifeln konnte, daß es Kanonendonner sey, und in nicht großer Entfernung ein hitziges Gefecht stattfinde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den großen Cavalleriemanövern zu Wosnesensk im J. 1836 boten die fremden anwesenden Officiere mehrern Gemeinen bis 200 Pf. St. für die Pferde an, welche sie ritten.

Briefe aus den niederländischen Ostindien.

Seit vierzehn Tagen befinde ich mich [illegible]
Niederländisch-Indien, wo ich meinen temporären Wohnsitz genommen habe. Ich schreibe jetzt erst, weil ich mir Zeit und Mühe zu meinem Brief nehmen wollte, die ich nun, nachdem ich häuslich eingerichtet bin, und die vielen Dienstvisiten, Revuen und Vorstellungen hinter mir habe, zu gewinnen anfange, und weil ich wo möglich noch die officielle Nachricht von dem Ort meiner Bestimmung erfahren und euch mittheilen wollte. Diese habe ich gestern endlich erhalten, er ist Sumatra's Westküste und vorerst die dortige Hauptstadt Padang.

Fünf Tage lang lagen wir bei beständigem kaltem Regenwetter segelfertig im Hafen Nieuwediep, bis sich endlich Montag früh den 12 Junius das Wetter aufheiterte und der Wind nach Nordost sich drehte. Sogleich wurden die Anker aufgewunden und wir wurden durch das zu diesem Zweck hier liegende Dampfschiff aus dem Hafen bugsirt. Nach uns verließen noch sechs große holländische Ostindienfahrer den Hafen. Wir segelten den Texel durch und befanden uns bald in der offenen See. Das Wetter war herrlich; wir befanden uns auf dem Deck, alle frohen Muthes. Der prächtige Anblick eines Schiffes in vollen Segeln, die unermeßlich bewegte Wasserfläche, die Schiffsmanöver waren uns ein eben so neues als interessantes Schauspiel, und ließen uns den Abschied von Europa beinahe vergessen. Unser Schiff zeigte sich bald als ein guter Segler; alle Schiffe, die wir im Gesicht hatten, ließ es schnell hinter sich, und nie während unserer ganzen Reise hat uns ein anderes Schiff überholt. In jeder Hinsicht hatten wir Ursache mit der Vorsorge des Gouvernements zufrieden zu seyn. Unser Schiff war neu gekupfert und ausgebessert, und versprach ohne Schwierigkeit einer langen Seereise, Sturm und Wetter trotzen zu können. Es war eine der größten Kauffahrteifregatten, 170 Fuß lang und 40 breit, ging

12 bis 13 Fuß im Wasser und war 30½ Fuß hoch. Provision war für 190 Tage an Bord, Wasser für jeden Mann ein Faß. Für jeden von uns vier Officieren bezahlte das Gouvernement 480 fl., dafür aber hatten wir nur Anspruch auf Schiffskost, für die Extrakost mußte jeder ex propriis 82 fl. bezahlen, dabei hatten wir den Wein noch selbst. Nicht minder war für die Soldaten gesorgt; es war Essig, Gurken, Wein, Bier in Menge mitgegeben worden. Ihr Essen war sehr reichlich, zum Zwieback bekamen sie Butter; für uns wurde alle Tage frisches Brod gebacken. Wasser konnten sie nehmen so viel sie wollten, bis ans Ende wurden Wasserrationen gegeben. Wir waschen uns sogar in Süßwasser. Auch mit den nöthigsten Handwerkern waren wir versehen, an Bord waren zwei Schiffszimmerleute, und unter unserem Detaschement ein Schneider, ein Schuhmacher und ein Hufschmied, der auch die Dienste eines Büchsenmachers, Mechanikus und Uhrenmachers versah, außerdem ein Rasirer und Haarschneider. Unsere schwarze Wäsche wurde alle Woche zweimal von unsern Bedienten gewaschen, nicht in Seewasser, wo man sie nicht schön bringt, sondern in unserem Waschwasser — mit Einem Wort, für unsere leiblichen Bedürfnisse war so gute Vorsorge getroffen, als es an Bord eines Schiffes nur immer möglich war.

Unsere gute Laune bei der Ausfahrt sollte nicht von langem Bestande seyn. Der Wind blies stark und gerade von hinten. Der Capitän hatte alle Segel beigesetzt, die See war ziemlich bewegt und das Schiff begann bald recht ordentlich zu tanzen und zu schwanken. Die heitern Gesichter wurden allmählich bittersüß, das Lachen erzwungen [illegible] Scherze der Matrosen nicht achtend, um den und nicht [illegible] herum auf den Boden des Verdecks. Ich für meinen Theil, gleich den andern eine Anwandlung von Kopfweh, Uebelkeit und Schwindel fühlend, legte mich auf dem Cajütenkopfe mit dem Rücken nieder und befand mich so recht passabel. Die drei andern Officiere saßen schweigend und mit dem jämmerlichsten Gesicht von der Welt auf dem Hinterdeck. Der Detaschementscommandant eröffnete die Reihe und ergab sich unter schrecklichem Würgen, die andern folgten ihm bald nach, mich ausgenommen. Jede neue Explosion erregte unter den Matrosen großen Jubel; dazu kam noch der taumelnde Gang der Seekranken, die von einer Seite des Schiffes auf die andere geworfen wurden und sich beinahe nicht auf den Füßen halten konnten. Einige blieben ganz verschont von der Seekrankheit; ich hatte nur einen ganz kleinen Anfall; sie äußerte sich bei mir weniger in Uebelkeit als in Kopfweh, nur ein unvorsichtigerweise Morgens zu mir genommenes halb rohes Stück Beefsteak mußte ich wieder von mir geben. Das Diner um 4 Uhr schmeckte mir sehr gut, während meine Freunde in ihrer Kostzeit ächzten und kein Essen riechen konnten. Ich begab mich mit einem brennend rothen Kopf zu Bett und erwachte den andern Morgen mit einer Blase über das halbe Gesicht; ich hielt es für einen Blasenrothlauf, der Capitän versicherte mich aber, daß es allein die Wirkung der Sonne sey, in der ich gestern einige Stunden gelegen habe. Ich glaube, wir hatten beide Recht. Nach zwei bis drei Tagen war die Sache getrocknet, die Haut schieferte sich ab und darunter erhob sich ein brauner Zigeunerteint, als ob ich schon 10 Jahre in Ostindien gewesen wäre. Den andern Tag ließ das Schwanken des Schiffes ein wenig nach und damit auch die Seekrankheit. Das Wetter wurde wieder regnerisch und kalt und der Wind etwas ungünstiger. Morgens den 15 Junius passirten wir Dover, das wir deutlich sahen, und befanden uns nun im Canal, wo wir längs der englischen Küste hinfuhren. Es war hier so kalt, daß es mich trotz zwei Ueberröcken übereinander und einem Mantel doch noch fror, es hatte hier nicht mehr als + 8°. Den Canal hatten wir schnell durchsegelt; der Wind wurde einigemal stark und damit stellte sich allemal die Seekrankheit wieder bei meinen Reisegenossen ein, während ich mich sehr wohl befand; nur das Gehen auf dem Verdeck machte mir noch viele Mühe. Man muß dieß ganz von neuem lernen, und es muß wie alles Balanciren geschehen. Den Teller in der Hand balancirend muß man essen, balancirend muß man sich an- und auskleiden, schreiben und sitzen. Tisch und Bänke in der Cajüte waren auf dem Boden festgeschraubt, der Tisch noch mit hohen Leisten in die Länge und Quere versehen. Nichtsdestoweniger fielen oder rutschten wir einigemal von den Bänken, fielen die Gläser um, liefen die Flüssigkeiten aus, rollten Schüsseln und Braten über den Tisch hin auf den Boden.

Den 19 Junius befanden wir uns auf der Höhe von Cap Finisterre; wir sahen verschiedene Schiffe näher oder entfernter; einmal zählten wir gegen 20 Schiffe am Horizont; eine russische Fregatte fuhr dicht an uns vorbei und salutirte, ebenso ein englisches, wahrscheinlich von Lissabon kommendes Dampfboot. Das Wetter wurde hier schön und warm, noch nicht heiß. Meine Reisegefährten hatten sich von der Seekrankheit erholt und ich erfreute mich des besten Wohlbefindens, hatte, wie auf der ganzen Reise, herrlichen Appetit und schlief gut. Unser [illegible] begann sich allmählich zu regeln. Um 10 Uhr war [illegible] Diner und Abends Thee mit Butter, Brod und Käse. [illegible] lasen, schrieben oder stöberten in unsern Koffern, putzten Gewehre, turnten im Tauwerk u. s. w. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ausgedehnter Regen in Amerika. Prof. Loomes gibt in einem Briefe an O.L. Sabine an, daß in Folge der ausgedehnten meteorologischen Beobachtungen, welche in den Vereinigten Staaten angestellt worden, man sich vergewissert hat, daß am Morgen des 3 Februar 1842 Regen fast in allen Theilen der Vereinigten Staaten von einer unbekannten Entfernung im atlantischen Meere bis weit über den Mississippi hinaus und vom mexicanischen Golf bis in eine unbekannte Entfernung jenseits des obern Sees gefallen ist, also auf einer Strecke, die von Norden nach Süden über 1400 Meilen betrug. (Athenäum vom 5 Jul.)

Die Stellung Canada's zu den Vereinigten Staaten. Die Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Amerika belief sich im J. 1842 auf etwas mehr als anderthalb Millionen, nämlich Untercanada 690,000, Obercanada 528,000, Neubraunschweig 158,000 und Neuschottland 180,000. Das jährliche Anwachsen der Vereinigten Staaten mit dem ihr Reichthum gleichen Schritt hält, übersteigt gegenwärtig 700,000 Seelen, so daß das Anwachsen in zwei Jahren der gesammten jetzigen Bevölkerung des brittischen Amerika's gleichkommt. Diese einfachen Zahlen müssen jeden vernünftigen Menschen überzeugen, daß Canada seine Sicherheit niemals seinen eigenen Kräften, sondern nur den Hülfsquellen des ganzen brittischen Reichs verdanken wird. (Lyells Reisen in Nordamerika.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1845.

Der Wallfischfang.

Eine der Hauptaufgaben der von den Vereinigten Staaten ausgegangenen Entdeckungsexpedition unter Lt. Wilkes ging dahin, durch genaue Erforschung derjenigen Orte, wo die Wallfische sich aufhalten, die Gefahren der Wallfischfängerei wesentlich zu vermindern. In dem Werk, das über diese Reise erschienen ist, finden wir die Resultate angegeben, und wir heben zuerst einiges aus über

1) Jagdgründe (whaling grounds),

welche in drei Gruppen zerfallen, ins stille Meer, in den indischen Ocean und den atlantischen Ocean. Was den ersten betrifft, so ist zu bemerken, daß der südliche Theil, welcher weit mehr mit großen und kleinen Inseln und Continenten besäet ist, fast an allen größern Gruppen Gelegenheit zum Wallfischfang darbietet; merkwürdig ist aber besonders die Gegend westlich von der Küste von Chili und Peru, wo theils die Küste selbst von der Insel Juan Fernandez bis zu den Galapagos-Inseln, theils der Meeresraum zwischen 5° und 10° S. B. und 90° 120° W. L. v. G. sehr guten Jagdgrund bietet. Nördlich vom Aequator ist es hauptsächlich Japan bis zu den Bonin-Inseln und die Nordwestküste Amerika's von Californien aufwärts. Auffallend muß es seyn, daß während man im atlantischen Meer und an der Ostküste Amerika's die Wallfische fast jenseits des Polarkreises aufsucht, hier die Breite nordwärts und südwärts über 50° hinaus gar nicht als Jagdgrund aufgesucht werden.

Die Jagdgründe im indischen Ocean sind hauptsächlich das Nord- und Südwestende Madagascars nach Afrika hin, an der Südküste Arabiens, an der Südwestküste Java's, an der Nordwest- und Südwestküste Neuhollands bis hinüber nach Vandiemensland; die Nordwestküste Neuhollands ostwärts bis Timor und Lombok, westwärts bis zur Küste Java's ist der beste Jagdgrund.

Im atlantischen Ocean sind es namentlich die Azoren und Cap-Verd-Inseln im Osten, der mexicanische Golf und das caraibische Meer im Westen, sodann die Nord- und Südküste von Brasilien und der sogenannte „Carrol ground," eine Strecke im Meere zwischen St. Helena und Afrika in der Richtung nach dem Cap hin.

Natürlich erhebt sich die Frage, weßhalb halten sich die Wallfische mehr an diesem als an jenem Orte auf, und darüber läßt sich bis jetzt noch sehr wenig bestimmtes sagen. Wir haben einige Notizen über die Wanderungen der Wallfische, auf welche wir demnächst zurückkommen, aber über die Ursachen der Wanderungen, warum sie sich den einen Theil des Jahres hindurch in diesem, den andern in jenem Seestrich aufhalten, darüber wissen wir noch sehr wenig, und es läßt sich auch wohl nur aus dem innern Haushalte des Meeres erklären. Zweifelsohne haben die Wanderungen ihren Grund in der an dem einen Orte mehr oder minder reichlichen Nahrung, aber aus welchen Gründen diese in den verschiedenen Jahreszeiten an dem einen Orte reichlicher oder spärlicher ist, darüber können wir bei dem jetzigen Stand unserer Kenntniß des innern Haushalts im Meere noch wenig sagen.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Fortsetzung.)

In einem Augenblick war alles in Bewegung, die Trompeten weckten die Krieger aus dem Schlummer, und in unglaublich kurzer Zeit waren die Gränzkosaken, jeder mit seinem Pferd am Zügel, auf ihren Posten, die Kanonen herausgezogen und geladen, kleine Abtheilungen von drei bis vier Mann sprengten fort, um das Land zu durchstöbern, und alle Mannschaft, die man nur entbehren konnte, eilte in der Richtung fort, wo man das Gefecht vermuthete. Ich blickte aufmerksam nach der Seite hin, von woher die Töne gekommen waren, und bemerkte plötzlich, daß der Kampf eine neue Wendung genommen haben müsse, denn auf einmal war der Horizont in dieser Richtung hin blutroth erleuchtet, die Angreifer mußten also gesiegt und ihrer Gewohnheit nach den eroberten Posten in Brand gesteckt haben. Langsam und prachtvoll stieg jetzt die Sonne empor, aber wir waren nicht gestimmt, diesem Schauspiel unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn in ängst-

licher Spannung warteten wir auf Nachricht, die auch nicht lange ausblieb, denn in kurzem kamen die Streifwachen zurück mit den wenigen, sehr wenigen und noch dazu meist schwer verwundeten Kriegern, die dem Kampfe entronnen waren und von denen wir folgende Nachricht erhielten.

In einer der neuerbauten, 18 oder 20 Werste entfernten Veste lagen drei Compagnien Infanterie, eine kleine Abtheilung donischer Kosaken und etwas Artillerie. Sie waren den Angriffen der Bergstämme weniger ausgesetzt gewesen, und darum hatte, wenn auch nicht ihre Wachsamkeit gegen einen äußern Anfall, doch gegen die für Neutrale oder Freunde sich ausgebenden Tscherkessen, denen man des Handels wegen Zutritt in der Veste gestattete, nachgelassen. Am Abend vor dem Angriff war eine kleine Anzahl solcher Leute viel länger als gewöhnlich geblieben, und während dieser Zeit mußten alle Einzelnheiten der Veste genau untersucht worden seyn. Mit dem ersten Grauen des Tages begann der Angriff, und während ein Theil der Tscherkessen beritten in dem nahen Wäldchen zurückblieb, um den allenfallsigen Rückzug ihrer Gefährten zu decken, oder eine zu Hülfe ziehende Truppe zurückzuschlagen, stürmten die übrigen mit ihrem gewohnten Ungestüm heran. Groß war ihr Verlust durch das Kreuzfeuer der Artillerie und Infanterie, doch hierauf schon vorbereitet, und wohl wissend, daß ihre einzige Aussicht auf Erfolg darin bestand, schnell möglichst mit ihrem disciplinirten Feinde handgemein zu werden, legten sie rasch den Raum zwischen dem Versteck, in welchem sie gelegen hatten, und der Veste zurück. Die Wälle wurden mit Blitzesschnelligkeit erstiegen, und nun begann ein kurzer und mörderischer, aber entscheidender Kampf, der keinen Augenblick zweifelhaft seyn konnte, da der plumpe, träge russische Soldat es mit dem flinken, leicht gegliederten Bewohner der Berge nicht aufnehmen kann. Den Lärm und das Geschrei des Kampfes übertönte die Stimme des tscherkessischen Anführers, der durch das Beispiel seines Muthes die übrigen anfeuerte und durch die mörderische Gewandtheit, mit der er seine Waffe führte, allenthalben sich bemerklich machte. Die Besatzung focht tapfer, der enge Raum der Veste war bald in einen Blutsumpf verwandelt und das Schauderhafte der Scene noch erhöht durch das Auffliegen eines Theils des Pulvermagazins, wodurch mehr als 50 Soldaten und auch einige der Angreifenden in die Luft geschleudert wurden. Eine Stunde nach dem Beginn des Angriffs war kaum noch ein Russe am Leben, denn nur wenige entkamen mit Wunden bedeckt in die Wälder. Ich that mehrere Fragen nach dem Anführer, der dem Ruf und selbst der Person nach allen wohl bekannt schien. Man schilderte ihn als einen jungen Mann von unvergleichlicher Geschicklichkeit im Partisankrieg und von einer Körperstärke und einem Muth, dem nur seine Energie und Grausamkeit gleichkamen. Kaum konnte ich zweifeln, daß es niemand anders sey, als — mein Freund vom Berge.

Zwei Tage später kehrten wir unter starker Escorte nach Piätigorsk zurück, wo am folgenden Morgen der Generalgouverneur mit seinem Gefolge ankam, so daß ich nochmals Gelegenheit hatte, mehrere meiner alten Freunde aus Tiflis zu sehen. Am Abend seiner Ankunft gab er der ganzen Gesellschaft im Bade ein glänzendes Fest, zu dem auch mehrere Anführer der benachbarten Stämme, Tataren und Tscherkessen, geladen waren. Von den letztern waren, wie man mich versicherte, viele zum erstenmal in europäischer Gesellschaft, aber ihre schönen, geraden, kriegerischen Gestalten bewegten sich dabei mit einer so ruhigen Würde und mit so anstandsvoller Haltung, daß man hätte glauben sollen, sie seyen ihr ganzes Leben hindurch an einem Hofe, statt in ihren wilden heimischen Bergen gewesen.

Eine Eigenthümlichkeit fiel mir besonders auf, wenn ich die Scene um mich her betrachtete: bei der ausnehmend zierlichen, bald nachlässigen Haltung, welche man beinahe für studirt hätte halten sollen, ruhte die Hand immer, sey es aus Gewohnheit oder Instinct, auf dem Griffe des Säbels oder des Dolches, während der lauernde Ausdruck des Auges andeutete, daß der Uebergang von geselliger Fröhlichkeit und Vergnügen zur Gewaltthat und Blutvergießen sie nicht unvorbereitet treffen würde. Während des Abends erfuhr ich zwei merkwürdige Fälle, welche die innige Anhänglichkeit der Bergbewohner an die hohen Berge und glänzenden Thäler ihres Heimathlandes, die weder Reichthum, Macht noch Ehrgeiz sie je ganz vergessen machen können, auf eine ausdrucksvolle Weise bezeichnen.

Bei der Mazurka hatte ich einen jungen Häuptling bemerkt, der die Uniform der tscherkessischen Schwadron der kaiserlichen Garde trug; er war ein Abkömmling des edlen Hauses der Ghirei, der ehemaligen Chane der Krim, dessen Familiengüter fast hart an der russischen Gränze liegen, so daß sie die Herrschaft des Autokraten, gleich bei dem ersten Einbruch ins Land anerkennen mußte. Der junge Prinz wurde mit mehreren Mitgliedern seiner Familie nach St. Petersburg geschickt, um dort erzogen zu werden, und erfuhr während er dort war, von Seite des Kaisers wie der Kaiserin die liebevollste Behandlung. Als er die Militärschule verließ, um als Subalternoffizier in die neuerrichtete Schwadron seiner Landsleute einzutreten, setzte er die ganze Welt der Hauptstadt in Erstaunen durch ein kurzes, aber äußerst schönes Gedicht, das er in der letzten Zeit seines Aufenthaltes auf der Schule entworfen hatte. Der Gegenstand würde wohl die Uebersetzung in jede Sprache der Welt ertragen: er sprach von der prächtigen Stadt, in der er seine letzten Jahre zugebracht, ihren prachtvollen Palästen, ihren glänzenden Festen und heitern Versammlungen; er verweilte bei der großen und gewaltigen Kriegsmacht, welche dem Monarchen und seinem Thron solchen Glanz und Herrlichkeit verleihe; er sprach mit großem Dankgefühl und lebhafter Anhänglichkeit von der Güte, die der Kaiser und die Kaiserin ihm bezeugt, dann aber wandte er sich zu seiner Bergheimath, zu den reichen Thälern, in denen seine Kindheit gewandelt, zu den Jagden, den herrlichen Pferden, den tapfern, treuen Anhängern seines Hauses und Namens, und immer wanderte seine Einbildungskraft von den blendenden Vergnügungen des einen zu den heitern Freuden des andern, die auf seine jugendliche Seele einen so tiefen

Eindruck gemacht hatten. Mehrere Russen versicherten mich, das ganze Gedicht trage einen eigenthümlichen, eben so seltsamen als rührenden Charakter von reichem Pathos, tiefem Gefühl und leidenschaftlicher Anhänglichkeit.

Meine zweite Bekanntschaft ist von noch außerordentlicherer Art. Während ich mit meinem Freund L... sprach, richtete plötzlich einer der Bergbewohner sich französisch an mich. Ich blickte ihn fest an, denn entweder hatten mich meine Ohren getäuscht, oder man spielte mit mir eine vortreffliche Maskerade. Es war ein großer kraftvoller Mann von etwa 40 Jahren, mit den Zügen seiner Landsleute, in einer reichen dunkelblauen, mit Silber gestickten Kleidung und mit einem dicken, kurzen, gekräuselten dunkelbraunen Bart, aber die Stimme und Betonung der Sprache war von so ächter Pariser Art, wie man sie nur durch einen lange fortgesetzten Aufenthalt in dieser Hauptstadt annimmt. Der scharfe Blick des Häuptlings erkannte schnell, wie sehr Verwunderung und Neugierde mich spannten, und nach wenigen landläufigen Redensarten stellte er sich mir als Omar Bey, einen bedeutenden Grundeigenthümer in den Kabardas, dar. Er hatte sein Vaterland mit zwölf Jahren verlassen, war nach Aegypten gegangen und in die Dienste Mohammed Ali's getreten. Dieser hatte ihn nebst mehreren anderen Jünglingen zu seiner Ausbildung nach Paris geschickt, wo er über 14 Jahre blieb, von denen er zehn in der polytechnischen Schule zubrachte. Als er den Befehl erhielt, nach Alexandrien zurückzukehren, fing er an zu überlegen, weil er so lange sein eigener Herr gewesen, so möchte es sehr gerathen seyn, dieß auch zu bleiben, und da er einen lebhaften Wunsch fühlte sein Heimathland wieder zu sehen, das er unter allen Lustbarkeiten und Vergnügungen nie vergessen hatte, so zog er seine rohe Unabhängigkeit der launenhaften Gunst eines orientalischen Hofes vor. Statt dem Befehl zu gehorchen, ging er nach Konstantinopel und von da nach Tscherkessien, zwei Jahre nach dem Beginn des jetzigen Kampfes, er fand bei seiner Ankunft seine heimathliche Provinz von den Russen besetzt, verwarf aber die lockenden Anträge Dienste bei ihnen zu nehmen, und widmete seither alle seine Zeit und seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau und ähnlichen Geschäften; zugleich vermittelte er in Verbindung mit mehrern andern in gleicher Lage sich befindenden Häuptlingen und Edeln zwischen seinen Landsleuten und deren Gegnern, und that überhaupt alles, um die Schrecken dieses blutigen Krieges so weit es in seiner Macht stand zu mildern. Ich hatte Ursache mir zu dieser Bekanntschaft Glück zu wünschen, denn ich erhielt durch diesen Mann zahlreiche und mannichfache Aufschlüsse über den Kaukasus und dessen Bewohner.

Des Generalgouverneurs Aufenthalt dauerte nur einige Tage, da seine Gegenwart im Süden nothwendig war. Eine Woche nach seiner Abreise wurde unsere Nachbarschaft besonders unruhig. Wenn man nur fünf Werste von dem Posten sich entfernen wollte, mußte es mit der größten Vorsicht und nie ohne Escorte geschehen. An einem Morgen stand die Stadt nicht weniger als dreimal an eben so vielen verschiedenen Orten im Feuer, und, obgleich man alle Ursache hatte zu glauben, daß es nicht zufällig sey, so konnte doch die größte Thätigkeit und Wachsamkeit der Polizei nicht die Anstifter entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus den niederländischen Colonien.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Den 21 befanden wir uns auf der Höhe von Oporto, circa 60 Meilen vom Lande ab. Die See war hier sehr belebt, täglich sahen wir Schiffe; auch bekamen wir hier zum erstenmal Heerden von Delphinen zu Gesicht. Sie schwammen ungemein schnell, und machten von Zeit zu Zeit hohe sehr possierliche Sprünge auf dem Wasser.

Den 25 Junius waren wir den ganzen Tag im Angesicht der Insel Madera, wir sahen Bäume, Berge, sogar Häuser mit bloßem Auge, obwohl wir acht Stunden davon entfernt waren. Die hohen Berge, die schroff gegen die See abfallen, bieten einen imposanten Anblick. Wir mußten hier wegen conträren Windes mehrere Tage laviren und legten nur kleine Strecken zurück. Die Temperatur wurde immer heißer; die Sonne stand Mittags beinahe senkrecht über uns; der Himmel war immer blau und unbewölkt; auch das Meer hatte hier, wie durchgehends unter den Tropen, eine herrliche, dick indigoblaue Farbe.

Den 27 befanden wir uns auf der Höhe der canarischen Inseln. Das Wetter war ungemein klar, wir sahen mit bloßem Auge die Berge der Insel Palma auf 30 geographische Meilen, und das Gebirge mit dem Pic von Teneriffa auf 37 geographische Meilen Abstand. Die Annäherung an die Wendekreise machte sich uns mit jedem Tag fühlbarer, doch ließ der frische Seewind die Hitze nie zu drückend werden, und mit jedem Tag wurde auch die Kleidung der Temperatur angemessener, leichter und einfacher. Der Capitän ließ uns eine Badwanne machen, die hinter einem als spanische Wand aufgespannten Segel auf dem Deck aufgestellt wurde, und wir nahmen jeden Morgen ein erfrischendes Bad in Seewasser, das unsere Soldaten herbeischaffen mußten.

Den 2 Julius befanden wir uns auf der Höhe der capverdischen Inseln, doch zu fern davon, um sie sehen zu können. Die mittlere Temperatur war hier + 26° im Schatten, auch bei Nacht sank der Thermometer nie unter 22°. Wir ergaben uns immer mehr dem dolce far niente. Den größten Theil des Tages lagen wir in der hinter dem Hintertheil außerhalb des Schiffes aufgehängten Jölle des Capitäns, wo es noch am kühlsten war, weil der Wind freien Zugang hatte, was auf dem Verdeck wegen der hohen Verschanzung nicht der Fall war. Erst nach Sonnenuntergang lebten wir auf, spielten, rauchten, schossen nach der Scheibe, kletterten. Zur geistigen Nahrung und Unterhaltung diente uns meist die Lectüre französischer Bücher, von welcher Lieutenant v. Castrelen eine große Menge bei sich hatte. Schwerer war es jene Nahrung in der mündlichen Conversation mit meinen Reisegenossen zu finden. Das Thema ihres Gesprächs drehte sich meistens um Soldatenanekdoten, Liebesabenteuer, Avancement, Exerciren. Ich stand zwar während der ganzen Reise auf einem freundschaftlichen Fuße mit ihnen, ihre Denkungsart, ihre Erziehung und Interessen waren aber zu differirend von den meinigen, als daß ein intimes Verhältniß unter uns

hätte stattfinden können. Unsere Soldaten hielten sich fortwährend gut, doch zeichneten sich besonders die Deutschen an Bord durch ruhiges, anständiges Betragen vortheilhaft vor den Holländern aus.

Unserem Commandanten Mac Lod muß ich das Lob geben, daß er sich gut auf die Behandlung der Soldaten verstand. Ohne zu streng oder roh gegen sie zu seyn, hielt er Zucht und Ordnung aufrecht. Er hatte unumschränkte Vollmacht zu strafen, wovon er aber nur einmal Gebrauch machte, indem er einem Soldaten, der gestohlen und sich sonst gemein betragen hatte, ohne viel Umstände zwanzig auf den Hintern geben ließ.

Wir machten zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem Aequator nur kleine Tagereisen. Der Nordostpassat, der ungewöhnlich lang auf sich warten ließ, war sehr schwach und bisweilen hatten wir vollkommene Windstille. Der Capitän ließ dann sein Boot aussetzen und wir machten höchst amusante Spazierfahrten. In diesen Strecken sahen wir öfters Haifische um uns herum schwimmen; es wurden allemal sogleich Angeln ausgeworfen und die Harpune in Bereitschaft gesetzt, aber nie gelang es, einen zu fangen. Fliegende Fische zeigten sich uns in ganzen Schaaren; einige flogen auf das Verdeck und wurden gespeist. Schön waren hier unter den Wendekreisen die Nächte; wir blieben oft bis Nachts 1 Uhr auf dem Verdeck und genossen dann nicht selten das herrliche Schauspiel der leuchtenden See, ein Bild, das sich, wie ich glaube, so wenig malen als beschreiben läßt. So weit der Blick reicht, erscheinen die Spitzen der Wellen brennend, das Schiff selbst schwimmt wie in einem Feuermeer, und läßt das Kielwasser als einen langen Feuerstreifen hinter sich.

Den 17 Julius um 1 Uhr passirten wir die Linie. Unser Commandant und der Capitän wollten, weil sie mit Recht Unordnung fürchteten, das herkömmliche Linienfest, wo die Matrosen die active Rolle spielen, nicht stattfinden lassen, und die Feierlichkeiten reducirten sich darauf, daß alles, was sich an Bord befand, über und über mit Seewasser begossen wurde, wobei auch wir nicht verschont blieben. Dafür mußten wir noch, dem Herkommen gemäß, den Matrosen Geld und Genever spenden, den wir zu diesem Zweck mitgenommen hatten.

Während wir fast keinen Nordostpassat gehabt hatten, bekamen wir hier schon guten Südostpassat, der sonst gewöhnlich erst 6 bis 7 Grade südlicher zu wehen beginnt. Wir legten große Strecken zurück und kamen, da unser Curs Südwest war, stark in die Nähe der Küste von Amerika. Hier sahen wir eine Bremer Kauffahrteibrigg, die wahrscheinlich nach Buenos-Ayres segelte, sie zog ihre Nummer auf und salutirte uns, was erwiedert wurde. Den 23 Julius befanden wir uns unter dem 16° S. B. Wir hatten einigemal starken Regen, der aber wenig abkühlte. Unter Verdeck, in der Cajüte und im Zwischendeck war die Hitze fast unerträglich und viel größer als auf dem Verdeck. Die Luft stagnirte und stank, trotz dem, daß beständig alle Luken offen waren. Alles von Metall rostete uns.

Ohne besondere Vorfälle und Abenteuer nahm die Reise mit abwechselnder Schnelligkeit ihren Fortgang. Donnerstag den 27 Julius passirten wir den Wendekreis des Steinbocks. Der Wind wurde hier einigemal heftig und meistens conträr. Das Schiff schwankte wieder sehr stark und zwar auf eine andere Art, nämlich von vorn nach hinten, was die Seeleute Stampfen nennen. Diese Art von Schwanken ist viel lästiger als die von einer Seite zur andern, die Schlenkern heißt. Wenn man es auf die eine Weise gewohnt ist, so ist man es noch nicht auf die andere, häufig aber schlenkert und stampft das Schiff zugleich. Einige Passagiere bekamen hier wieder die Seekrankheit. Das Schiff legte einigemal sehr starke Strecken zurück, mehreremal 65 geographische Meilen in 24 Stunden. Es ist dieß schneller als ein Dampfschiff fahren kann.

Wir hatten uns bis auf 30 Meilen der Küste von Südamerika genähert, und mußten nun, nachdem wir außer dem Bereich des Passats waren, wieder versuchen, östlich zu steuern.

Den 1 August befanden wir uns unter dem 29 und 30° S. B. zwischen Amerika und Afrika. Hier kamen zum erstenmal Seevögel zu uns, namentlich der capsche Sturmvogel. Diese entfernen sich am weitesten vom Lande und bleiben wochenlang auf dem Meere, und zwar meistens fliegend, selten schwimmend. Sie begleiteten uns bis weit in die indische See, indem sie hinter dem Schiff herflogen und allen Unrath, der über Bord ging, auffraßen. Wir schossen und fingen mehrere davon. Die Unterofficiere aßen sie auf, ungeachtet ihres abscheulich thranigen Geschmacks. — Der Wind war hier meistens conträr, und blieb es fast unausgesetzt, bis wir in der indischen See wieder den Wendekreis passirt hatten. — Wir mußten fast immer laviren. Näher bei dem Cap hatten wir unzählige Seevögel aller Art in unserem Gefolge. Die größten davon waren die Albatrosse. Sie sind so groß wie ein Schwan. Wir fingen ein Paar davon lebendig; mehrere wurden geschossen. Einer maß mit ausgestreckten Flügeln 12 Fuß. Sie wurden allemal von den Soldaten aufgegessen. — Der Frost wurde einigemal recht empfindlich. Drei bis vier Wochen lang hatte ich wieder zwei Röcke übereinander und noch dazu den Mantel, und obwohl ich Socken und Unterhosen anbehielt, fror es mich doch noch im Bett. Der Thermometer stand durchschnittlich auf 8°, manchmal auf 6°. Den 15 August passirten wir endlich das Cap. Der immer conträre Wind nöthigte den Capitän, dicht am Cap vorbei über die capsche Bank zu segeln, die südlich vom Cap liegt und immer noch 2 bis 300 Fuß tiefes Wasser über sich hat. — Wir sahen den Tafelberg, doch weil die Luft nicht hell war, nur sehr undeutlich. Unser Curs mußte von hier an ostsüdöstlich seyn, denn um außer dem Bereiche des Passats zu bleiben, segeln die nach Java fahrenden Schiffe zwischen dem 38 und 42° S. B. ostwärts bis zu den kleinen Inseln St. Paul und Amsterdam und bis gegen die Küste von Neuholland; von dort an nordnordöstlich und mit dem Südostpassat vollends in die Sundastraße.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Geologie von Canada. Lyell bemerkt in seiner Reise durch Nordamerika, er habe seine geologischen Bemerkungen hauptsächlich auf dem St. Lorenzstrom und dessen Umgebungen beschränkt, wo ihm die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Bau dieses Theils von Nordamerika mit einem großen Theil Skandinaviens aufgefallen sey; er habe sich nach Norwegen und Schweden zurückversetzt geglaubt.

Afrikanische Alterthümer. Dreihundert Kisten mit Alterthümern wurden kürzlich aus Algier nach Paris geschickt und sollen ein besonderes Museum im Louvre bilden. Bekanntlich sind, hauptsächlich in der Provinz Constantine, römische und punische Alterthümer in großer Zahl entdeckt worden. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1845.

Die Zukunft der Sklavenstaaten Nordamerika's.

(Travels in North America etc. By C. Lyell.)

Professor Tucker von Virginien hat sich zu zeigen bemüht, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Sklavenstaaten binnen 60 Jahren 30 Seelen auf die (engl.) Quadratmeile betragen werde. Lange, ehe dieß eintritt, werden die reichsten Ländereien und einige der minder guten angebaut seyn, der Preis der Arbeit im Verhältniß zu den Unterhaltsmitteln wird fallen, und die Herren werden ihre Sklaven freigeben, um zu der minder kostspieligen und bessern Arbeit von Freien ihre Zuflucht zu nehmen. Dieselben Ursachen werden in Wirksamkeit treten, welche die Freilassung der Leibeigenen im westlichen Europa hervorriefen und in Rußland mit der Zeit hervorrufen werden. Es ist indeß zu hoffen, daß die Pflanzer kein halbes Jahrhundert mehr auf das selige Ende der Sklaverei warten werden, denn die Zunahme der farbigen Bevölkerung binnen 60 Jahren würde ein furchtbares Uebel seyn, da diese nicht, gleich den Leibeigenen Europa's, von demselben Stamm wie ihre Herren sind. Sie lassen sich nicht auf einmal in eine allgemeine Masse zusammenschmelzen, denn die Farbe bleibt das Kennzeichen ihrer früheren Sklaverei, so daß sie auch später noch eine abgesonderte, untergeordnete Kaste bilden werden. Wie lange dieß dauern wird, hängt von ihren moralischen, geistigen und physischen Fähigkeiten ab; sind sie in den erstern den Weißen gleich, so werden sie in kurzem die herrschende Race werden, da das Klima des Südens ihrer Constitution besser zusagt, und ihnen ein entschiedenes Uebergewicht über die Weißen gibt.

Aus diesen Gründen sollten die Pflanzer bei Zeiten einzelne Freilassungen als Vorläufer der allgemeinen eintreten lassen, und für den Unterricht der Sklaven sorgen. Für diese Reform sind die Staaten Maryland, Virginien, Nordcarolina, Tenessee, Kentucky und Missouri am reifsten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Emancipation dem Anwachsen der farbigen Bevölkerung alsbald Einhalt thut, und die verhältnißmäßige Anzahl der Weißen schnell steigt. In dem Maaße als die nordwestlichen Staaten sich mehr anfüllen, werden die wohlfeilern und zugänglichern Ländereien südlich vom Potomac den Schwärmen von Colonisten aus Neuengland, welche nicht in Sklavenstaaten auswandern wollen, ein lockenderes Feld der Colonisation darbieten. Vor diesem Einströmen weißer Arbeiter wird die farbige Race weichen, und man wird dafür zu sorgen haben, daß sie nicht aus aller Arbeit verdrängt werde, denn wenn man auch alles thut, um die Rechte der Neger zu sichern und sie zu unterrichten, so wird es sich doch zeigen, daß sie im freien Zustande mit Weißen nicht concurriren können, aber wenn auch ihre Anzahl stehend bleibt oder sich selbst vermindert, so werden sie doch glücklicher seyn, und einen höhern moralischen Standpunkt erreichen, indem sie der Ungerechtigkeit und Grausamkeit entrinnen, welche stets die Folge einer unumschränkten Gewalt ist, namentlich wenn diese, wie es hier oft der Fall ist, Leuten roherer Art überlassen werden muß. Eine solche Emancipation würde endlich dem Sklavenzüchten in diesen Gegenden und der Ausfuhr von Sklaven nach den zuckererzeugenden Staaten ein Ende machen, wo das Leben des Negers, wenn die Berichte nicht übertrieben sind, durch die strenge Arbeit furchtbar abgekürzt wird.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die schlimmen Nachrichten aus der Umgegend dauerten fort, ein anderer Außenposten, 35 Werste von Piatigorsk gelegen und von einem jungen Polen commandirt, war nach tapferer Gegenwehr gleichfalls erstürmt worden, und nur zeitige Hülfe einer in der Nähe streifenden Kosakenabtheilung rettete die Besatzung vom gänzlichen Untergang. Es war jetzt gegen Ende Septembers, viele Badbesucher waren bereits abgezogen, mehrere Mitglieder unseres nähern Cirkels waren zu ihren Regimentern in Petersburg oder zu denen, worin sie als Volontärs am Kaukasus dienten, gestoßen. Nach wenigen Tagen mußte die Gesellschaft gänzlich zerstreut seyn, so mußte denn auch ich an den Aufbruch denken und verabredete mit einem Lieutenant der Marinegarde gemeinsam zu reisen. Schon war der Tag der Abreise festgestellt, als ein eben so

unerwartetes als unangenehmes Ereigniß ihn wieder hinausschob: ein Dorf von Gränzkosaken, das fast auf unserer Straße und nur 30 Werst von Stauropol, dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers am Kuban, lag, war von derselben Abtheilung Tscherkessen, die bereits in unserer Nähe so viel Unheil angerichtet hatte, erstürmt worden. Der Führer dieser Schaar schien fast allgegenwärtig, denn kaum hörten wir von ihm an einem Orte, wo er wie der Todesengel seinen Weg mit Flammen, Mord und Verheerung bezeichnete, als er, noch ehe die Aufregung darüber sich gelegt hatte, in einer ganz andern Gegend eben so glücklich in seinem Vernichtungswerke auftrat. In dem oben genannten Falle war der sehr schwachen Besatzung eine Stillstandsflagge zugeschickt und ihr im Fall sie sich ergebe, das Leben zugesichert worden, im Weigerungsfalle sollte alles niedergemacht werden. Die Bedingungen wurden zurückgewiesen und der tscherkessische Häuptling hielt sein Wort, denn nach der Erstürmung ward auch nicht eine männliche Seele verschont. „Mein Freund vom Berge!" dachte ich wiederum. „Der Himmel behüte mich nur vor der Ehre einer nähern Bekanntschaft!"

Ich muß hier in eine nähere Schilderung des Kriegsschauplatzes eingehen: der Kaukasus zerfällt in zwei große Abtheilungen, den östlichen und westlichen, welchen letztern man speciell unter dem Namen des Tscherkessenlandes begreift. Dieser zerfällt selbst in vier sehr verschiedene Theile. Der erste, entlegenste und wildeste ist die Provinz Abazak (Abadsechen), auf welche die russischen Waffen noch so gut wie gar keinen Eindruck gemacht haben. Der zweite besteht aus den drei großen Distrikten Abaza, Natuquoitsch und Schapsuch, welche die ganze Seeküste von Suchum-Kale bis Anapa und landeinwärts bis zum Kuban umfassen; der dritte sind die Ebenen zwischen dem Kuban und der Laba; der vierte, größte und reichste, aber auch zum Widerstand am wenigsten geeignete Theil sind die fruchtbaren Felder, die herrlichen Weiden und malerischen Thäler zwischen dem Kuban und Terek, bekannt unter dem allgemeinen Namen der großen und kleinen Kabarda. Von diesen sind die beiden ersten in fortdauerndem, unversöhnlichem Kampf mit dem eindringenden Feinde, die Lage der beiden andern aber ist höchst unglücklich: auf allen Seiten den russischen Armeen offen, mußten sie neutral bleiben in einem Kampfe, wo alle ihre Neigungen natürlicherweise auf der Seite ihrer Landsleute waren, weßhalb sie den kaiserlichen Befehlshabern Geiseln ihrer Treue geben und den moskowitischen Armeen freien Durchzug gewähren mußten. Dieß setzte sie den Angriffen ihrer Landsleute aus, welche in blinder Wuth sie als Feinde behandelten, so daß sie nothgedrungen mit den Russen gegen ihre Landsleute ziehen mußten. Diese letztern erkannten indeß bald ihren Irrthum, und die Feindseligkeit scheint auf beiden Seiten ziemlich aufgehört zu haben.

Die vierte und letzte Abtheilung, die beiden Kabardas, sind, so weit es ein solches Land seyn kann, der moskowitischen Herrschaft völlig unterworfen, denn, obwohl sie ihre Waffen behalten haben und von ihren eigenen Fürsten und Edeln regiert werden, so sind doch russische Außenposten und Besatzungen über das ganze Land zerstreut, russische und deutsche Colonien nehmen einige der fruchtbarsten Stellen ein, und alle bedeutenden Familien haben der kaiserlichen Regierung Geiseln geliefert. Aus diesen Prinzen recrutirt sich die schöne tscherkessische Garde der Kaiserin.

Was die gesammte Kriegsmacht des westlichen Kaukasus ist, möchte schwer zu sagen seyn. Nach allem, was ich erfahren konnte, vermochten beim Anfang des jetzigen Kriegs die Kabardas allein 20,000 vortrefflich gerüstete und berittene Streiter zu stellen, die wohl jeder leichten Reiterei in der Welt gewachsen seyn möchten. Die neutralen Provinzen zwischen Kuban und Laba dürften eine gleiche Zahl stellen, und die kriegführenden Provinzen etwa 60 — 70,000, welche zwar an äußerem Glanz es den ersteren nicht gleichthun, aber eben so viel, wo nicht mehr Ausdauer, Muth und Entschlossenheit haben. Das Ganze würde also 120 — 130,000 Mann bilden, abgesehen von 12 — 15,000 Tuffenktschis oder Fußsoldaten, welche durch die verschiedenen Provinzen zerstreut sind, aber selten anders als bei Hinterhalten oder Gefechten in den bergigen Gegenden verwendet werden, wenn die Russen aus dem Innern nach der Seeküste dringen. Wäre diese furchtbare Macht je unter Einem Haupte vereinigt und mit Klugheit geleitet gewesen, so würde sie dem russischen Ehrgeiz eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt haben, aber in Folge ihrer innern Fehden war Rußland im Stande sie einzeln zu unterjochen: während der Krieg in den Kabardas raste, sahen die andern ruhig zu, und als er nach den Gegenden zwischen dem Kuban und der Laba verlegt wurde, hielten sich die Berggegenden zurück. Diesen unglücklichen Irrthum haben sie seitdem tief beklagt, und ausgezeichnete russische Officiere haben mich versichert, daß die Tscherkessen jetzt in ihrem Unglück eine Einigkeit und eine Geschicklichkeit in ihrer eigenthümlichen Kriegsweise zeigen, die in Verbindung mit ihrem ausdauernden Muth im Anfang des Kampfes alle Unterjochungsversuche durchaus vereitelt hätten!

Diese theuer erkaufte Erfahrung hat die Häuptlinge veranlaßt, unter den strengsten Strafen, nämlich Confiscation des Eigenthums und Verkauf der Verbrecher und ihrer Familien in die Sklaverei, allen Verkehr mit den Russen zu verbieten. Die Russen hatten längs der Küste mit den Kriegführenden Handelsverbindungen angeknüpft, und der Handel mit Salz, Zitz und andern den Tscherkessen nothwendigen Gegenständen brachte ein Heer russischer Spione und Anhänger bis ins Herz des Landes, wovon die Folgen sich sehr schnell fühlbar machten, und obgleich die Bergvölker durch das Aufhören dieses Handels harten Entbehrungen ausgesetzt waren, so wurde doch gemeinsam beschlossen, daß derselbe unterdrückt und die Veste von Anapa, früher der Sitz dieses Handels, streng belagert gehalten werden solle, um das Verbot in Ausführung zu bringen. Da die Russen es unmöglich fanden, diese Handelsverbindungen an der Küste wieder anzuknüpfen, so suchten sie dasselbe längs dem Kuban zu thun, ohne davon jedoch dieselben Vortheile zu ernten, vielmehr zu ihrem Nachtheil, denn diese Märkte wurden nur von Leuten aus den neutralen Provinzen besucht, welche die Waaren hier ankauften, um sie ihren

Landsleuten in den Bergen wieder zu verkaufen. Die Russen hatten gerechnet, wenn sie den Verkehr mit jedem andern Volke absperren könnten, so würden die Bergstämme dadurch allmählich in vollständige Abhängigkeit von ihnen hinsichtlich der dringendsten Lebensbedürfnisse von Salz u. dgl. gerathen.

Als der Krieg begann, glaubte Rußland nach seinen bisher in den asiatischen Kämpfen gemachten Erfahrungen, daß es von den ziemlich vereinzelten Bergstämmen wenig oder keinen Widerstand zu befahren haben würde, und meinte die Kosaken vom schwarzen Meere (Tschernomorsky) nebst den Gränzkosaken und gelegentlicher Verstärkung mit einigen donischen Regimentern und etlichen Colonnen Infanterie würden zur Unterjochung völlig ausreichen. Dieß war ein unseliger Irrthum und die Hauptursache des verlängerten Kampfes in den Ebenen, weil die Bergstämme dadurch einen ungemeinen Begriff von ihrer Ueberlegenheit erhielten und ihre Gegner verachteten, da sie in Folge ihrer größern Kraft, Geschicklichkeit und Reitkunst, so wie durch ihre bessern Pferde den Tschernomorskys solche Verluste zufügten, daß dieser ganze Stamm der Vertilgung verfallen zu seyn schien. Die Infanterie war damals zu schwach, um selbst etwas auszurichten, denn der russische Soldat ist ein schlechter Tirailleur, und seine Ausdauer, seine unerschütterliche Festigkeit geben sich hauptsächlich nur in großen starken Colonnen kund, aber diese Eigenschaften sind von vergleichungsweise geringem Werth in einem Krieg, wo Leichtigkeit, Gewandtheit und Verstand des Einzelnen so wesentlich sind. Nur die Gränzkosaken waren ihren Gegnern gleich an Waffen, Ausrüstung und Gewandtheit, aber diese waren zu sehr zerstreut, als daß man sie in großer Masse hätte zusammenbringen können, denn sie mußten auch die Verbindungslinie mit den georgischen Provinzen decken, und außerdem war ihre Aufmerksamkeit auf der Ostseite des Kaukasus durch die Lesghier sehr in Anspruch genommen.

Nach wiederholten schweren Niederlagen änderten die Russen ihren Angriffsplan, und führten schwere Massen Infanterie und eine Menge Feldgeschütze in den Kampf. Jetzt wendete sich das Blatt: angefeuert durch die Zuversicht, welche sie in ihren frühern Kämpfen mit den Tschernomorskys erlangt hatten, und unbekannt mit der furchtbaren Kraft einer hochdisciplinirten Armee stürzte die tscherkessische Reiterei in dichten Massen wie früher die türkischen Spahis auf die russischen Carrés und Kanonen ein, durchbrachen in ihren wüthenden Anläufen, vor denen alle moderne Taktik zu Schanden wurde, mehr als einmal die ersten und hieben sie nieder. Aber theuer ward dieser Ruhm erkauft; Tausende russischer Soldaten waren gefallen, aber was schadete dieß? Andere Tausende traten an ihre Stelle, während die Verluste der Tscherkessen, die Opfer ihres ritterlichen aber unbesonnenen Muthes, sich nicht wieder ersetzen ließen. Die Folgen zeigten sich bald, wie schon bemerkt: nach blutigem Kampf mußten zuerst die beiden Kabardas, dann die Provinzen zwischen Kuban und Laba sich unterwerfen, Geiseln stellen und bei dem Kampf mit den Gebirgsstämmen neutral bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus den niederländischen Colonien.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Da uns der conträre Wind gezwungen hatte zu nahe ums Cap zu fahren, so mußten wir wieder südlich aus wenden. Durch die fast immer stürmische capsche See kamen wir ziemlich gut durch. Nur zwei- bis dreimal hatten wir Sturm. Oft schlugen die Wogen über das Verdeck. Das halbe Detaschement wurde einmal von einer überdeckt. Ueber mich kam eine und machte mich trotz Mantel und dicker Kleidung bis auf die Haut naß. Meine Reisegenossen, die sich vom Verdeck flüchten wollten, wurden auf der Cajütentreppe noch von einer erreicht und die Treppe hinabgeworfen. Zu allem dem wurden auch noch unsere Cajüten leck und das Wasser tropfte uns von oben ins Bett.

Bei dem fast immer conträren Wind segelten wir unter dem 38 bis 40° S. B. sehr langsam ostwärts. Durch Laviren kann ein Schiff in 24 Stunden nicht mehr als 7 Meilen geraden Curs zurücklegen. Die Temperatur war hier, wie bei uns im April, bald regnerisch und kalt, bald schön und warm. Wir sahen in der Ferne mehrere Wallfische, sie kamen aber leider nicht näher; ferner eine seltene Naturerscheinung, nämlich einen Regenbogen bei Nacht. Nachdem wir gegen sechs Wochen kein Schiff mehr gesehen hatten, zeigte sich endlich den 1 September südlich von uns eine englische Kauffahrteicorvette, die auf uns abhielt. Der Wind war schwach, endlich trat beinahe vollkommene Windstille ein. Der englische Capitän setzte seine Schaluppe aus und kam unserem Capitän einen Anstandsbesuch abzustatten. Wir warfen uns schnell in Uniform, und Mac Leod, der als geborner Schotte englisch sprach, empfing den Engländer sehr zuvorkommend und stellte uns vor. Er nahm in unserer Cajüte ein kaltes Déjeuner ein. Es war ein junger Mann von sehr feinem Aeußern und sehr artigen Manieren. Er sprach wenig, aber sehr verständig, und leider nichts als englisch. Er segelte nach Mauritius, und da er uns offerirt hatte, Briefe mitzunehmen die über Bombay und mit der englischen Post weiter expedirt würden, so eilten wir alle, ein paar Worte zu schreiben. Da immer noch kein Wind war, so machten wir einen Gegenbesuch auf dem englischen Schiff (es hieß Isabella Blyth von London, der Capitän Lang) und wurden mit Ale, Porter und delicatem Capwein tractirt. Da das Wetter herrlich und immer noch Windstille war, so begab sich der Engländer wieder mit uns an Bord, dinirte mit uns und blieb bis es Nacht wurde. Er machte uns ein Präsent von drei Dutzend Flaschen Ale und unser Capitän ihm ein Gegengeschenk mit einigen Kisten Manillacigarren. Diese Begegnung gab uns noch lange Stoff zur Unterhaltung, denn eine solche Visite ist zur See, wenn man ein paar Monate lang immer dieselben Gesichter gesehen hat, von weit größerem Interesse als eine Visite zu Land.

Gegen den 6 September endlich drehte sich der Wind, der beinahe sechs Wochen meistens conträr gewesen war, nach West und Nordwest und wir legten wieder starke Strecken zurück, indem wir öfters 5 Stunden in Einer machten. Nachdem wir den Wendekreis passirt und uns wieder im Südostpassat befanden, ging es mit schnellen Schritten der Sundastraße und dem Ziel unserer Reise entgegen. Obwohl eine kurze Reise in pecuniärer Beziehung minder vortheilhaft für uns war, so sehnten wir uns doch alle, einmal wieder das feste Land zu betreten und auf freien

Fuß zu kommen. Das Seeleben wurde uns je länger desto mehr lästig, und wir hatten die volle Ueberzeugung gewonnen, daß die Annehmlichkeiten einer Seereise durch die Widerwärtigkeiten und Beschwerlichkeiten weit überwogen werden. Das ewige Einerlei in der Gesellschaft, in der Unterhaltung, im Essen (unsere tägliche Nahrung war eben Schweinefleisch unter allen Formen), der gänzliche Mangel an ordentlicher Beschäftigung, an Bewegung, an Geist und Körper anregenden Abwechselungen hat zuletzt eine lästige Abspannung und ein Langweilgefühl zur Folge. Doch die Aussicht, bald von allen diesen Leiden erlöst zu werden, setzte uns schnell in bessere Laune.

Nachdem wir bis auf 100 Meilen nordöstlich gegen die Küste von Neuholland und dann nordnordöstlich gegen die Sundastraße gesteuert hatten, erschienen wir endlich den 28 September im Angesicht von Java. Der Horizont war mit dickrothem Nebel umlagert, wir sahen daher das Land erst deutlich als wir ihm bis auf eine halbe Meile nahe gekommen waren. Wir befanden uns an dem Eingang in die Sundastraße und das Land vor uns war Javashoek, d. h. die südwestliche Ecke von Java. Es ist dieß ein hohes, dick mit Wald bewachsenes Vorgebirge, gegen die See mit Klippen umgeben, an denen starke Brandung war. An Bord war beim Anblick des Landes allgemeine Freude; die holländische Flagge wurde aufgehißt und sieben Kanonenschüsse gethan. Die Hitze wurde hier drückender und größer als sie während der ganzen Reise gewesen war. Der Thermometer stand Abends um 6 Uhr noch auf 26°. Wir wußten gar nicht wohin; auf dem Deck brannte die Sonne, ihr Widerschein in der See und die rothe Luft machte Schmerzen in den Augen. Unter dem Deck, wo Hitze und Luft stagnirten, konnte man es noch weniger aushalten.

Die Durchfahrt durch die Sundastraße ging sehr langsam, es weht hier, wie überall unter den Tropen, nahe am Lande bei Nacht Landwind und bei Tag Seewind; doch jeder weht nur einige Stunden, den übrigen Theil ist es, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, meistens windstill. Bei Nacht gingen wir allemal vor Anker, denn die Passage ist wegen der Unzahl von Klippen sehr gefährlich. Die erste Nacht warfen wir die Anker zwischen einer kleinen Insel und dem Fort Anjer, eine halbe Stunde von letzterem entfernt. Morgens in aller Früh, vor Sonnenaufgang, waren wir auf dem Verdeck, um, bevor der Horizont durch den Nebel getrübt würde, die Aussicht auf die Landschaft genießen zu können. Der Anblick derselben war wirklich sehr schön, wir konnten uns kaum sattsehen. Es war beinahe windstill und das Meer lag flach und glatt wie ein Binnensee; hie und da sah man ein malayisches Boot mit den sonderbaren Masten und Segeln am Horizont auftauchen. Rings um uns ragten größere oder kleinere Eilande und mit malerischen Baumgruppen bewachsene Klippen aus der See. Uns gegenüber glänzten die weißen Mauern von Fort Anjer, in dessen Mitte auf einem hohen Mast die holländische Flagge wehte. Es war umgeben von einigen europäischen Wohnungen, von Plantagen und Palmbaum-Alleen, dazwischen indianische Hütten. Zu beiden Seiten und hinter Anjer erhob sich das dickbewaldete hohe Gebirge. Von Zeit zu Zeit brachte der noch fast unmerklich wehende Landwind herrliche tropische Pflanzengerüche mit. — Mit der Sonne kam auch die dickrothe Luft und die Hitze wieder und die Fernsicht wurde undeutlich. — In aller Frühe kamen von Anjer aus eine Anzahl malayischer Boote zu uns und legten an den Seiten des Schiffes an. An einem zugeworfenen Tau kletterten die Javanen an Bord, es waren dieß die ersten, die wir sahen, sie wurden daher mit viel Neugierde betrachtet. Ihre äußere Erscheinung machte aber nicht den günstigsten Eindruck. Es waren meistens kleine, hagere, dunkelgelbbraune Gestalten, mit langen, dicken, schwarzen Haaren und unfreundlichen ziemlich häßlichen Gesichtern. Sie brachten Eßwaaren aller Art mit: Kartoffeln, Melonen, Tamarinden, Ananas, Pisang, Bananen u. s. w.; ferner Hühner, Eier, Reis, Schildkröten, Affen. Es wurde von allem gekauft, eine Menge Ananas, jede so groß wie ein Kinderkopf, das Stück für 3 kr., ein paar Hundert Hühner, das Stück für circa 6 kr. Jeder Soldat bekam ein Huhn.

Da der Seewind ganz ausblieb, mußten wir vor Anjer bleiben bis zum andern Morgen. Die Zeit wurde benützt, um unsere Koffer zu packen, und alles zu richten und zu rüsten. Unser Schiff wurde außen und innen radical gereinigt und geputzt.

Freitag den 29 erhob sich endlich ein ordentlicher Seewind und wir segelten weiter zwischen den unzähligen Inseln und der Küste von Java durch und begegneten mehrern beladen nach Holland segelnden Schiffen, hielten und sprachen sie aber nicht an. Nachdem wir bei Nacht wieder vor Anker gegangen waren, segelten wir den andern Morgen bei schwachem Winde weiter, und Nachmittags sahen wir allmählich die Masten der auf der Rhede von Batavia liegenden Schiffe am Horizont auftauchen. Endlich Sonnabend den 30 September Mittags 4 Uhr fuhren wir in die Rhede von Batavia ein. Alle Schiffe hißten ihre Flaggen auf, der Capitän that unsere Ankunft durch 13 Schüsse kund, welche vom holländischen Wachtschiff erwiedert wurden, und warf hierauf die Anker zwischen einer holländischen Fregatte und einer dänischen Kauffahrteibrigg. Wir lagen beinahe eine Stunde vom Strande entfernt seeeinwärts und sahen darum nur undeutlich hinter Bäumen verborgen die weißen niedern Häuser von Batavia. Von der See aus gesehen stellt die Stadt gar nichts vor. Die schönen Vorstädte sieht man fast nicht, weil sie zu sehr hinter Bäumen versteckt sind. Wir mußten unsere Neugierde bis auf den andern Tag, wo unser Einmarsch stattfinden sollte, vertrösten. Interessanter war die Rhede, auf welcher eine Menge großer und kleiner Schiffe lagen, doch meist holländische, wenige von fremden Nationen. Wir sahen einige sonderbar gebaute chinesische und arabische Fahrzeuge, viele holländische Kriegsschiffe, auch eine französische Fregatte, welche von einer Reise um die Welt zurückkam.

(Schluß folgt.)

Marmor in Frankreich. Acht prächtige Marmorblöcke für Napoleons Grab sind kürzlich in Paris angekommen, am Quai d'Orsay abgeladen und von da nach dem Hôtel der Invaliden gebracht worden. Zu gleicher Zeit hat man indeß auch einen ungeheuern Marmorblock, der auf französischem Boden gebrochen wurde, nach Paris gebracht, nämlich aus den Brüchen zu St. Béat im Departement der Haute Garonne. Die Schwierigkeiten, welche dem Herausschaffen dieser Marmorblöcke sich entgegensetzten, sind endlich gehoben worden, und so können jetzt französische Künstler ihre Arbeiten in französischem Marmor ausführen, der eben so ist wie der italienische und um ein Drittheil wohlfeiler. Man hofft, daß sich eigene Compagnien zur Benützung dieser Marmorbrüche bilden werden. (Voleur vom 20 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 212

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1845.

Eine Reise über den Kaukasus.

(Schluß.)

Die noch unbezwungenen Stämme änderten jetzt, belehrt durch die Unfälle ihrer Landsleute, ihr Kriegssystem völlig, und begannen einen so ermüdenden Guerillakrieg, daß unter Beihülfe des Klima's, der ewigen Nachtwachen und des Mangels an Lebensmitteln die Verluste der Russen sich ins Furchtbare steigerten. Zufuhren wurden abgeschnitten, Außenposten überfallen und den größern Truppenmassen folgte ein unsichtbarer Feind, dessen tödtliches Feuer die dichten Reihen der Russen lichtete und ihre Zahl, Disciplin und militärische Geschicklichkeit nutzlos machte. Starke Reiterschaaren bemerkte man jetzt selten, und hauptsächlich nur dann, wenn die Russen in einen Hintergrund gelockt und durch ein mörderisches Feuer in Unordnung gerathen waren. Dann brach die Reiterei herein und die Schlächterei begann, denn der schwere Infanteriesoldat war dem kraftvollen, gewandten und geharnischten Reiter des Kaukasus nicht gewachsen. Diese Fälle sind indeß jetzt selten, denn meist ziehen Schaaren von 50 bis etlichen hundert Reitern unter Häuptlingen von erprobtem Rufe durchs Land, und überfallen einzelne Posten und kleine Abtheilungen, während die größern Garnisonen so eng blokirt gehalten werden, daß die Soldaten nicht, um Fourage, Holz und Wasser zu holen, über die Wälle sich hinauswagen können, ohne einen erbitterten Kampf bestehen zu müssen; nicht selten hört man den scharfen Knall der Büchse hart unter den Mauern, und die ruhig hin und herwandelnde Schildwache stürzt ins Herz getroffen zu Boden.

Diese Art Kriegführung auf Seite der Bergstämme veranlaßte die kaiserliche Regierung, so weit immer thunlich, die Stämme zur See und zu Land gänzlich zu blokiren. Darum hat man in allen Buchten der Küste, so wie auf jedem höhern Punkt im Innern kleine Vesten und Außenposten angelegt, die Jahr um Jahr in den Feldzügen genommen und wieder genommen werden, deren Besetzthaltung aber mit Ausdauer verfolgt wird, obwohl sie nur mit einem ungeheuren Aufwand von Blut und Schätzen durchzuführen ist, denn der Krieg ist hiebei nicht der schlimmste Feind der Russen, da die Küstenbefestigungen, fast nothwendig in sumpfigen Stellen angelegt, so ungesund sind, daß Gallen- und Wechselfieber die Besatzungen täglich, ja stündlich lichten. Die Verbindungslinie am Kuban, obwohl durch eine Kette von Forts gesichert, ist weder für die Vertheidigung sonderlich geeignet, noch für Mittheilung von Nachrichten über die Bewegungen des Feindes, der insgeheim und in so kleiner Zahl über den Fluß setzt, daß man seine Nähe und das spätere Zusammenstoßen zu einer größeren Schaar meist erst durch den Ueberfall des nächsten schwachen Posten erfährt.

Man darf indeß nicht verbergen, daß manche Vortheile der beiden kriegführenden Theile nicht selten durch Verrath und Ueberläuferei errungen werden. Zwei Vorfälle dieser Art will ich hier in kurzem erwähnen. Zwei tscherkessische Häuptlinge waren seit lange mit einander in Fehde. Der Bruder des einen ließ sich mit den Russen in eine Correspondenz ein, wurde vor das Volksgericht gezogen, entging aber der Strafe durch die Flucht. Der Bruder ward angeklagt, diese Flucht begünstigt, und verdächtigt, seine Schuld getheilt zu haben. Bis zu Ausgang der Untersuchung ward er seinem Feinde in Gewahrsam gegeben, und hier fast zu Tode gehungert, denn er ging wie ein Skelett aus der Gefangenschaft hervor, sein Weib aber ward während derselben mißhandelt und geschändet *) Rachglühend verließ der Häuptling nach wiedererlangter Freiheit mit seinem ganzen Stamm das Land, begab sich unter den Schutz der Russen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und führte nun mit so teuflischer Grausamkeit und so vollendeter Klugheit einen Vertilgungskrieg gegen den Clan seines Feindes, daß dieser nach zwei Jahren fast vernichtet war.

Der zweite Fall betrifft höchst wahrscheinlich den Mann, welchen ich im Laufe dieser Erzählung mehrmals „meinen Freund vom Berge" genannt habe. Er war ein geborner Nogaier-Häuptling, hatte mit Auszeichnung in dem russischen

*) Dieß erzählt auch Longworth in seinem bekannten Werk über Tscherkessien; sonst ist die Sache ganz im Widerspruch mit den Sitten und Gewohnheiten der Tscherkessen.

Heere gedient, und als Erbfeind der Tscherkessen *) den Russen als Partisankrieger sehr wesentliche Dienste geleistet. Kurze Zeit vor Ankunft des Kaisers im Kaukasus — bei welcher Gelegenheit derselbe den ganzen Schwarm von Blutsaugern und andern Canaillen jeder Art durch ein heilsames Beispiel an einigen Hauptschuldigen verscheuchte — brach ein sehr ernstes Mißverständniß zwischen ihm und einem russischen Befehlshaber von großem Rufe aus. Ich habe den wahren Grund des Streits nie recht erfahren können, und erwähne deßhalb bloß das Ergebniß desselben, nämlich die Flucht des Häuptlings über den Kuban, wo er wie natürlich freudenvoll aufgenommen wurde. Die Folgen dieses Abfalls traten bald in furchtbarer Weise hervor. Völlig bekannt mit jedem Zollbreit Landes, mit der Stärke jeder Besatzung und jedes Außenpostens setzte der Tatarenfürst an der Spitze einer auserlesenen Reiterschaar über den Strom, und was er hier anrichtete, das haben unsere Leser schon zum Theil im Laufe dieser Erzählung erfahren. Bitter beklagte man bald den Streit, welcher die Regierung nicht bloß eines thätigen, gewandten und eifrigen Kriegers beraubte, sondern ihn auch an die Spitze des Feindes und in eine Stellung brachte, wo seine Talente zur vollsten Entwicklung gelangen konnten. Ein Geist unversöhnlicher blutiger Rache bezeichnete alle Schritte des Tatarenfürsten, und man konnte über seine Beweggründe um so weniger in Zweifel seyn, da auf jede gelungene That eine höhnische Botschaft an den nächsten russischen Befehlshaber folgte, mit der Nachricht von wem der Streich geführt worden sey. Ich fragte, ob man nicht durch Gutmachung des alten Unrechts ihn wieder für seine ehemalige Fahne gewinnen könne, erhielt aber die Antwort: es ist zu spät, er hat uns zu viel Böses zugefügt, welches Vertrauen könnte nach allem was vorgefallen noch ein Theil auf den andern setzen?

Es ist gewiß zu beklagen, daß der Kampf auf beiden Seiten mit solcher Grausamkeit geführt und die Gefühle des Hasses und der Rache so gesteigert werden. Weljaminoff ist nicht mehr, aber der unparteiische Geschichtschreiber wird, wenn er auch seinen großen Eigenschaften als Soldat und Feldherr Gerechtigkeit widerfahren läßt, seinen Blutdurst brandmarken, der ihm von vielen menschlich gesinnten, einsichtsvollen Officieren den Namen: Vampire du sang zuzog. Jermoloff war während seines Generalcommando's im Kaukasus hart, streng und grausam, aber er schaffte Sicherheit, und man pflegte während seiner Verwaltung zu sagen, ein Kind könne mit einer Geldsumme in der Hand die ganze Provinz sicher durchziehen. Man vergleiche dieß mit dem Zustande des Landes zu der Zeit, wo General Golowin an die Spitze trat, und niemand anders als bis an die Zähne bewaffnet und von einer Escorte begleitet sich vor die Thore von Tiflis hinauswagen konnte, wenn er nicht von den Wanderstämmen ausgeplündert seyn wollte. Noch jetzt gedenkt man seufzend an Jermoloffs Verwaltung, und vergleicht man ihn mit andern, gleichfalls vermögenslosen russischen Befehlshabern, so spricht es außerordentlich zu Gunsten seiner Redlichkeit, daß er jetzt zu Moskau lebt, arm, ja ärmer als zur Zeit wo er seine Laufbahn begann. Wie sticht dagegen Baron Rosens Benehmen ab, der in sechs Jahren als Generalgouverneur nicht nur seine bedeutenden Schulden bezahlte, sondern als man ihn vom Commando entfernte, gegen 120,000 Pf. St., etwa das Doppelte seines sechsjährigen Gehalts, mit nach Rußland nahm.

*) Die Chane der Krim, der Beherrscher der Nogaier, führten einen ganz ähnlichen Gränzkrieg gegen die Tscherkessen, wie jetzt die Russen.

Jermoloff zeichnete sich auch durch Vorsorge und Freundlichkeit für die jungen Officiere und durch seine Sorgfalt für das Wohl und die Gesundheit des gemeinen Soldaten aus, zwei sehr seltene und ungewöhnliche Eigenschaften in jener Zeit; in den verschiedenen Gefechten mit den Bergstämmen stellte er genaue Forschungen an wie viele Soldaten wirklich durch den Feind getödtet oder verwundet wurden, und wie viele umkamen durch die Unwissenheit, Nachlässigkeit oder Unfähigkeit der Officiere, ein damals in den Reihen der russischen Armeen ganz unbekanntes Verfahren. Auch hatte er eine entschiedene Abneigung gegen den Kamaschendienst, und sah nur darauf, daß der Soldat reinlich und gehorsam war und seine Schuldigkeit vor dem Feind that; Kamaschenknöpfe verachtete und verspottete er.

Weljaminoff dagegen zeigte eine gänzliche, in manchen Fällen muthwillige Gleichgültigkeit gegen das Leben seiner Soldaten. Dieß zeigte sich namentlich auf seinem Marsche von Stauropol am Kuban nach Pschad am schwarzen Meer, *) durch Bergschluchten hindurch, und einen zweiten Marsch nach einem andern nördlicher gelegenen Punkt. In beiden Fällen wurden seine Leute unaufhörlich beunruhigt und von einem fast unsichtbaren Feind niedergeschossen, drei Forts auf diesem Wege allerdings errichtet, aber die Truppen waren darin weit mehr Gefangene, als daß sie die Verbindung zwischen diesen beiden Punkten unterhalten hätten. Ein einziger Marsch hätte ihn genügend überzeugen können, daß, wenn er mit 20,000 Mann nur unter den größten Schwierigkeiten diesen Weg zurücklegen konnte, eine geringere Truppenzahl völlig verloren sey. Mehrere russische Officiere haben mich versichert, daß Weljaminoff gleich auf dem ersten Zuge mit genauer Noth einer gänzlichen Vernichtung entging, denn seine Colonnen waren, als er den Kuban wieder erreichte, durch die unaufhörlichen Angriffe der wilden feindlichen Reiter, die ihnen keinen Augenblick Ruhe ließen, so gänzlich gebrochen und desorganisirt, daß er sich aus seiner gefährlichen Lage nur durch die Nachsicht seiner Feinde befreien konnte, denen er feierlich Eid und Ehrenwort verpflichtete, daß der Krieg zu Ende sey und er das Land auf ausdrücklichen, von seinem Herrn erhaltenen Befehl räume. Ohne diese Lüge, behauptet man, wäre kein Russe wieder lebend über den Strom zurückgekommen. Beim zweiten Ver-

*) Das Meer und der Kuban bilden hier eine Landenge, die endlich bei Anapa ausläuft; Weljaminoff wollte die äußerste Spitze derselben sicher stellen gegen Angriff, und suchte deßhalb eine dauernde Verbindung zwischen Stauropol und dem schwarzen Meer herzustellen.

suche hat er meiner Ansicht nach gar nie die Seeküste erreicht.

Man muß allerdings gestehen, daß viele Unfälle und Niederlagen der russischen Waffen, sowie die ungeheuren Opfer von Menschen und Geld, der Thorheit und dem Unverstand, sowie der Raubsucht und Käuflichkeit einiger Befehlshaber zuzuschreiben sind, und man hat mich versichert, die größten und schwierigsten Arbeiten der Generale Golowin, Grabbe, Rajewski und anderer wohlgesinnten und redlichen Männer hätten darin bestanden, das durch die Raubsucht und die Unfähigkeit ihrer Vorgänger und Untergeordneten angerichtete Unheil wieder gut zu machen. *) Aber jetzt erhebt sich die Frage: hat die ungeheure Verschwendung von Blut und Schätzen die Unterjochungspläne Rußlands gefördert? Diese Frage kann nur die Zeit beantworten. Zwei Jahre nach meinem Aufenthalt am Kaukasus erlitten die Russen neue Unfälle, und zwar solcher Art, wie ich sie selbst am Kuban gesehen hatte, indem die Bergstämme nun auch an der Seeküste dasselbe System wie am Kuban befolgten, und plötzlich die verschiedenen Forts und Besatzungen einzeln angriffen, ehe ihnen Hülfe geleistet werden konnte. So sind nicht nur die Vesten an der Seeküste, sondern auch die auf dem Marsche Weljaminoffs errichteten drei Vesten im innern Lande, Abun, Nicolajeff und Alexandrinsky gefallen, und damit die Anstrengungen dreier Jahre vernichtet worden. Zugleich ist damit den Tscherkessen eine bedeutende Menge Feldgeschütze und andere Kanonen nebst einer ungeheuren Masse Munition in die Hände gefallen. Die Gesammtzahl der Todten russischerseits soll gegen 2000 betragen haben, und etwa 1000 fielen lebendig in die Hände der Tscherkessen, welche ihrerseits 300 Mann, darunter mehrere ihrer tapfersten Krieger verloren. Der Verlust der Russen, obgleich an Zahl nicht sehr bedeutend — wenn wir absehen von der weit größeren Masse, welche durch Krankheiten umkamen — ist doch in mancher Beziehung empfindlich, da diese Truppen aus abgehärteten, erprobten, ans Klima und die Kriegführung gewöhnten Veteranen bestand, die durch rohe Truppen aus dem Innern ersetzt werden mußten, denen beides fehlte.

*) Wenige Tage vor der Ankunft des Kaisers zu Ghelendschik brannten die Magazine von Weljaminoffs Armee nieder. Obwohl man es ihm nie beweisen konnte, so herrschte doch immerhin starker Verdacht, daß die Magazine auf seinen Befehl in Brand gesteckt worden seyen, um dem Kaiser den modrigen, ungesunden Zustand der Lebensmittel der Soldaten zu verbergen.

Engländer und Franzosen in Canada.

Lyell erzählt in seiner ungemein interessanten Reise durch Nordamerika, aus der wir bereits einiges ausgehoben, einige interessante Anekdoten über die Art von Widerwillen, mit welchem die Franzosen in Canada die fieberhafte Thätigkeit der Engländer und Angloamerikaner betrachten. Die Flußfahrzeuge der canadischen Voyageurs auf dem St. Lorenz-Strom waren so primitiver Natur, daß man es ihnen wohl verzeihen kann, wenn sie die ersten Dampfboote mit Eifersucht betrachteten. Einer derselben soll, als er eines derselben den Lorenzstrom herauffahren sah, ausgerufen haben: „mais, croyez-vous que le bon Dieu permettra tout cela!“ Während meiner Reise, sagt Lyell, dachte ich oft an die alte Geschichte des Amerikaners, welcher sagte, „wenn die Vereinigten Staaten je Canada in Besitz nähmen, so würden sie bald die Franzosen von dem Angesicht der Erde weg verbessert haben“ (improved, der allgemeine Ausdruck für Anlagen von Straßen, Canälen Eisenbahnen u. s. w.). Die Franzosen sprechen von Lord Sydenham, dem zweiten Generalgouverneur, als hätte er wirklich so etwas im Sinn gehabt, auch sollen seine Maaßregeln mehr als durchgreifend gewesen seyn. Einer seiner Bewunderer soll erklärt haben, „wir werden aus diesem Canada nie etwas machen, als bis wir es englisiren und protestantisiren,“ worauf ein französischer Gutsherr mit Bitterkeit antwortete: „da würdet ihr besser zuerst mit Irland fertig zu werden suchen.“ Alles beweist die ungemein große Schwierigkeit auch der wohlgesinntesten Regierung, zwei in Abkunft und Sprache so verschiedene Völker, wie Franzosen und Engländer, deren Ansichten über gesellschaftliche, religiöse und politische Verhältnisse so sehr abweichen, miteinander zu verschmelzen.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Erster Brief.

(Schluß.)

Gleich nach unserer Ankunft fuhren, der Ordre gemäß, unser Commandant und der Schiffscapitän ans Land und begaben sich zum Commandanten von Batavia. Den andern Morgen kamen sie zurück mit der Nachricht, daß wir uns zur Abfahrt bereit halten sollten, und bald erschienen große malayische Prauen, um uns mitzunehmen. Wir hatten uns in Uniform geworfen und bestmöglich geschmückt. Erst wurde in ein besonderes Boot unsere und der Soldaten Bagage gebracht und das Boot mit militärischer Bedeckung versehen. Hierauf wurden die Soldaten eingeschifft. Sie verließen das Schiff unter vielen Hurrahs und Hochs für den Capitän und uns. Der Capitän und der Commandant hatten noch zuvor eine kleine zweckmäßige Anrede an sie gehalten und ihnen im Ueberfluß Speise und Trank gespendet. Wir fuhren mit dem Capitän in dessen Schaluppe, über die ein Sonnenzelt gespannt war, ans Land. Eine starke halbe Stunde hatten wir bis zur Mündung des Flusses und eben so weit von da an bis an unsern Landungsplatz in Batavia zu rudern.

Um 12 Uhr in der größten Sonnenhitze stiegen wir ans Land. In unsern tuchenen, bis an den Hals zugeknöpften Uniformröcken, mit Cravatte, schwerem Hut und Epauletten vergossen wir Ströme von Schweiß. Unter den Hallen eines, am Ufer gelegenen Marinemagazins wurde Halt gemacht, ausgeruht und Wein und Brod unter die Soldaten vertheilt. Von hier aus marschirten sie unter Anführung eines hiesigen Offiziers und Lieutenant v. K. nach Weltevrede, ein Weg von einer starken Stunde. Commandant M., Lieutenant D. und ich nahmen einen Wagen und fuhren bis vor Weltevrede hin, marschirten dann von hier aus an der Spitze des Detaschements unter militärischer Musik, die uns erwartete, vollends bis an die Caserne. Hier hielt ein Obrist Revue, belobte die Soldaten wegen ihres guten Benehmens an Bord und ließ sie hierauf in die Casernen einlogiren.

Von Batavia selbst kann ich nicht viel erzählen, denn wir fuhren schnell hindurch. Von Batavia geht es verloren bergaufwärts zuerst nach Molenvliet und dann noch weiter vom Seestrand entfernt nach

Noordwyk und Ryswyk. Alle diese Vorstädte sind bloß durch den Fluß von einander geschieden. Sie bilden einen recht auffallenden Contrast gegen Batavia, und der Eindruck, den ihr Anblick auf den Ankömmling macht, ist deßhalb um so günstiger und überraschender. Ihrer Bauart nach verdienen sie eigentlich den Namen einer Stadt nicht, denn sie sind nichts als eine fortlaufende, weit ausgedehnte Reihe palastartiger Landhäuser, in kleinen meist mit Palmen, Platanen, Bananen und Tamarinden bepflanzten Parken gelegen; in ihrem Bau ist holländische Zierlichkeit mit orientalischem Luxus vereinigt. Sie sind nicht höher als zwei Stockwerke, denn das Treppensteigen liebt man hier nicht und den Platz hat man nicht zu sparen. Sie haben alle große Vorplätze, Verandahs und Säulenhallen. Bei Nacht sind sie außen und innen verschwenderisch mit Laternen beleuchtet; Thüren und Fenster stehen offen und lassen die prachtvollen Einrichtungen der Zimmer sehen.

Am höchsten, gesündesten und entferntesten vom Seestrand liegt Weltevreden, mein gegenwärtiger Aufenthalt. Es besteht eigentlich nur aus dem großen Waterlooplatz mit dem Palast des Generalgouverneurs und den Wohnungen von Officieren und Militärbeamten, aus einer Menge theils steinerner, theils Bambuscasernen und dem großen Militärspital. Das Ganze ist sehr weitläufig gebaut. Weltevreden mit Ryswyk, Noordwyk und Molenvliet nimmt einen viel größern Raum ein als Batavia selbst; mit Batavia haben sie mehr als vier Stunden im Umkreis. — Da wir unser Amtslogis noch nicht sogleich beziehen konnten, so quartierten wir uns für die erste Nacht in einem Gasthof zu Ryswyk ein, und da es noch ziemlich früh am Tage war, d. h. 5 Uhr, so nahmen wir einen Wagen, ließen uns überall in Ryswyk herumführen und begaben uns nach Sonnenuntergang auf den Waterlooplatz, wo bei Musik die ganze schöne Welt der Vorstädte zu Wagen und zu Pferd versammelt war. Die hohe Welt begibt sich nur entweder Morgens früh oder Abends spät in das Freie und fürchtet die Sonne wie den Tod, daher die Gesichter der Herren und Damen von Stand hier so weiß sind als irgendwo in Europa, und nur Militärs, deren Dienst jene Vorsicht nicht erlaubt, sind von der Sonne gebräunt. Außer Soldaten, Javanen und Chinesen sieht man hier niemand zu Fuß gehen, alles fährt. Wem es sein Einkommen entfernt erlaubt, der hält Wagen und Pferde. Diese sind meistens von inländischer Race und klein, aber schön gebaut und ertragen Hitze und Anstrengung viel besser als die europäischen Pferde.

Den andern Morgen, den 22 October, bezogen wir unser Amtslogis. Es befindet sich in dem für vorübergehend sich aufhaltende Officiere bestimmten Gebäude, Miß genannt. Das meinige besteht aus zwei Parterrezimmern, die sehr hoch und gehörig groß, mit drei Lehnsesseln, zwei Tischen, einem Kasten und einer Bettlade meublirt sind. Der Boden ist von Steinplatten und die hohen Fenster haben anstatt der Glasscheiben, welche hier Luxus sind, ein feines Geflechte vom Bambus, das der Luft freien Durchzug läßt. Meine Appartements haben zwei Haus- oder Zimmerthüren, die sich auf die Arkaden öffnen, welche zu beiden Seiten des Gebäudes hinlaufen und angenehmen Schutz gegen Sonne und Regen bieten. — An der Hinterfront befindet sich ein Hof mit Ziehbrunnen, an dem man kalte Bäder nimmt, Stallungen, Bedientenwohnungen und Küchen zu unserem Gebrauch. Die Wohnung ist nun eben nicht sehr schön und luxuriös, doch ist sie immerhin bequem. Einige Uebelstände theilt sie mit den meisten ostindischen Wohnungen, namentlich die auf dem Fußboden sich aufhaltenden weißen Ameisen, die alles, was auf dem Boden liegt, auffressen, ferner die Moskitos, die Plage aller tropischen Länder. Sie richteten mich, bevor ich Gardinen um mein Bett hatte, übel zu. Bei Nacht erschienen an der Wand kleine Eidechsen und bisweilen ungeheure Spinnen; doch sind beide nicht nur unschädlich, sondern sehr nützliche Thiere, indem sie sich von Ameisen und Moskitos nähren.

Die Gesellschaft in der Miß ist natürlich sehr gemischt. Ich fand darunter mehrere deutsche Officiere, recht ordentliche Leute; sie boten mir sogleich ihre Hülfe an, die mir natürlich, besonders da ich mit der malayischen Sprache noch nicht vertraut und ohne alle Bekannte war, höchst willkommen erschien.

Den dritten Tag nach meiner Ankunft präsentirte ich mich bei meinem Vorgesetzten, dem Chef des geneskundigen Dienstes, Obrist Dr. v. Godefroi, der mir provisorisch den hiesigen Garnisonsdienst übertrug, welcher darin besteht, daß ich alle Morgen in den Casernen herum muß und die Kranken mir vorführen lasse, die ich entweder ins Hospital schicke oder, wenn die Krankheit nicht groß ist, selbst behandle. Einige Tage nachher wurde ich mit andern neuangekommenen Officieren dem Generalgouverneur vorgestellt. Er sprach mit jedem ein paar Worte. Er residirt in Buitenzorg, acht Stunden von Batavia entfernt, und kommt alle Monate mit einem königlichen Gefolge hieher, um Audienz zu ertheilen.

Theils nach meinen eigenen Erfahrungen, theils nach den Mittheilungen anderer, die länger hier sind, kann ich versichern, daß was man bei uns von den Gefahren erzählt, die hier dem Leben drohen sollen, von betrügerischer Administration, von schlechter Behandlung, von Ungesundheit u. dgl. meistentheils Fabeln sind. — Die Gefahren, die hier das Leben bedrohen, sind nicht mehr und nicht größer als bei uns. Die Civil- und Militärverwaltung ist geregelter hier als in Holland. Der Generalgouverneur Merkus, ein allgemein geachteter Mann aus dem Bürgerstand, ist einzig darauf bedacht, überall Recht und Ordnung aufrecht zu halten und den Wohlstand des Landes zu erhöhen.

Was die berüchtigte Ungesundheit betrifft, so gibt mir mein Dienst die beste Gelegenheit, hierüber zu urtheilen, und ich finde, daß bei der hiesigen Garnison nicht mehr Soldaten erkranken als bei der Harderwyker. Ein Gesundheitsofficier am Hospital hat mich versichert, daß hier relativ weniger Leute sterben als in den holländischen Spitälern. Ich bin überzeugt, daß bei der Hälfte der Leute, die hier an der Dysenterie und der Leberkrankheit starben, nicht Klima, sondern Genèvre- und Arraktrinken die Hauptursache ist — eine Untugend, welche die Holländer hieher mitgebracht haben und die unter den Soldaten zu häufig ist. Batavia selbst und der Seestrand ist allerdings ungesünder, doch wohnt daselbst kein Europäer. — Mein Wohlbefinden läßt nichts zu wünschen übrig, die Hitze belästigt mich wenig oder nicht, ich dachte sie mir viel größer als sie ist. — In meinen Zimmern steigt der Thermometer nie über + 24°, im Durchschnitt steht er gegenwärtig auf + 22 und 23°, und bleibt nach Sonnenuntergang auf + 20°. Natürlich kleidet man sich auch dem Klima angemessen. Man geht immer weiß. Zu Hause hat man nichts an als weite leichte Morgenhosen und ein Kabai, d. i. ein kurzes, sehr leichtes schlafrockartiges Gewand von Kattun, und ein Hemd, das eigentlich hier Luxus ist, ziehe ich nur an, wenn ich ausgehe. Körperliche Anstrengungen erregen allerdings immer einen großen Schweißerguß. Doch vermeidet man diese, wo man kann, thut alles langsam und gemächlich, rührt überhaupt nie unnöthigerweise die Hand, sondern läßt alles durch die Bedienten thun. Ich finde auch, daß hier die Hitze durchaus nicht am Studiren hindert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat Julius.)

№ 8.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Donnerstag 31 Julius 1845.

[69] Die Unterzeichnete macht die vorläufige Anzeige, daß in ihrem Verlag folgendes interessante Geschichtswerk erscheinen wird:

Der Ausgang des Ordens der Tempelherren,

von Dr. **Wilhelm Havemann**,
Professor an der Universität Göttingen,

dessen Hauptmomente, auf historischen Grundlagen beruhend, die Verhaftung, Anklage, Proceß und Untergang des Ordens bilden werden

Stuttgart und Tübingen, Junius 1845. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[70] In unterzeichnetem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

königlich württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Ausland über Gewerbsverhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Concurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w.

Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publicums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Hrn. Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-Geflecht und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Hrn. Obersteuerraths Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren obenbezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste, was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unsrer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrication, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot; dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in Süddeutschland aufs zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse.

Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unserer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weit ausgedehnte Gewerbszweig der Tabletterie-Waaren ist es der dem Hrn. Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaf- und Baumwollenverarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate aufs zweckmäßigste und verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrication von Wollmusselinen, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe der Producte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsre Märkte überschwemmt, ist wie der Hr. Verfasser nachweist, nur die Schuld unsrer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsre Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Classen am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen; er wird finden daß wir in unserm Süddeutschland, in unseren Händen Mittel genug haben der einreißenden Armuth zu steuern, daß in weiser geordneter Benutzung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes

gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurückbleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Classen der Bevölkerung.

Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 25. Luginsland: Preußens Stellung auf dem Karlsruher Zollcongreß. Die Börsennachrichten der Ostsee über die Beschlüsse der Industriellen in Berlin. — Confrontation der Canale mit den Eisenbahnen. — Commercielle Forderungen an den nächsten Zollcongreß. — Ueber die Erhöhung des Zolls auf Soda. — Zur sächsischen Gewerbsstatistik. Miscellen.

Inhalt. Nr. 26. Luginsland: Die Tariffrage in der württembergischen Kammer. Der neue Tarif im nordwestdeutschen Steuerverein. — Der Zollcongreß von 1845. — Die Noth in Ostpreußen. Nachtrag zu den Verhandlungen der württembergischen Kammer vom 5 Jun. — **Beilage:** Verhandlungen vor dem k. Handelsamt in Berlin.

Inhalt. Nr. 27. Luginsland: Die württembergische Eisenbahnsache. Der Handelsvertrag mit den Niederlanden. — Der Zollcongreß von 1845. — Neu entdeckte Bewegkraft. — Petition der Bürgerschaft von Düsseldorf an den König von Preußen um Schutz der Industrie. — Die Weser Zeitung über ein Wort der württembergischen Kammer. — Der hanseatisch-nordamerikanische Verkehr. — **Beilage:** Verhandlungen vor dem k. Handelsamt in Berlin.

Inhalt. Nr. 28. Luginsland: Parteiungen in Berlin. — Der Zollcongreß von 1845. — Die Reform der Salzauflage in Frankreich. — Neuester Stand des Handels zwischen China und England. — Der Sundzoll. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 29. Luginsland: Oesterreich und der Zollverein. Alberti und Schreiber über die deutsche Leinenindustriefrage. Das kleine Wölkchen am chinesischen Horizont. — Die Deutsche Monatschrift über die Fragen der Zollvereinsgesetzgebung. — Der Sundzoll.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[72] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

für

Officiere des Generalstabs,

mit besonderer Rücksicht auf die Organisation des K. Württembergischen

und des

achten deutschen Armee-Corps,

von

F. v. Baur,

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis broschirt 3 fl. rhn. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Functionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abth. **Bureaugeschäfte.** 2te Abth. **Geschäfte**

im äußern Dienste. 3te Abth. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[73]

Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bde. 8. 1823 — 1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815 — 1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. od. 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundes-Verfassung.

8. 1818. 16 gGr. od. 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822 — 1827.) 3 Rthlr. od. 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. od. 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. **Die Fürsten oder die Natur der Monarchie.** 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. od. 2 fl.
II. Band. **Aristokratie.** 2te Aufl. 1835. 2 Rthlr. od. 3 fl.
III. Band. **Demokratie.** 2te Aufl. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. od. 3 fl. 36 kr.
IV. Band. **Politie oder der Staaten Verfassungen.** 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. **Freundschaft und Liebe.** 8. 1822. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[74] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Zwei Bände. gr. 8.

Preis 6 fl. 54 kr. oder 4 Rthlr. 12 gGr.

Die Geschichte des östlichen Europa's, namentlich der verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen, sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung derselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor zweihundert Jahren war Polen nahe daran in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerlaßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustr..'ow hat das unbestrittene Verdienst die mannichfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinn ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zur

Handbuch der höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[75] Bei Julius Groos in Heidelberg ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eine Tour durch Belgien im Jahre 1844.

Aus dem Tagebuche des Grafen A. v. Gurowski.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl.

---

[76]

Le Sage's
historisch - genealogisch - geographischer
Atlas.

Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und vermehrt von **Alex. v. Dusch** und **J. Eyselein.**

Gr. Royalfolio. Cart. 8 Thlr.

(*Kann auch in acht Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.*)

Ich habe dieses anerkannt treffliche Werk mit Verlagsrecht von Hrn Franz Nöldeke in Karlsruhe übernommen und liefere dasselbe zu dem billigen Preis von 8 Thlr. (Die erste Ausgabe kostete 20 Thlr. 25 Ngr.)

Leipzig, im April 1845. **F. A. Brockhaus.**

---

[77] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Sortiments-Buchhandlungen zu haben:

Beiträge
zur
österreichischen Handels- und Zollstatistik
auf

Grundlage der officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande vom Jahre 1831 bis 1842.

Von **Siegfried Becher,**

Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, g. ö. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polytech. Institute, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Erste Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor.

gr. 8. brosch. 27 Bogen. Preis 3 fl. rhn od. 1 Rthl. 18 gGr. preuß. Cour.

Inhalt.

Erster Abschnitt. **Allgemeine Uebersicht des Verkehrs und der Zollerträgnisse.** I. 1—7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1831 bis 1840. II. 8—10 Verbote und hohe Zölle. III Hauptkategorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obst. 12. Tabak. 13. Kochsalz und andere Salze. 14. Oele zum Genusse und technischen Gebrauche. 15. Gummen, Harze u. dgl. Oele. 16—18. Farben und Farbestoffe. 19. Gemischte Producte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22. 23. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borsten, Federn. 30—34. Verschiedene andere Rohstoffe. 35—48. Fabricate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelsteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Färbe-Materialien. 53. Arznei- und Parfumerie-Waaren. IV. 54—61. Tarifsbestimmungen mit Rücksicht auf die ältere Zeit. 62. Uebersicht des Procenten-Verhältnisses der Hauptkategorien nach dem Waarenwerth und dem Zollertrag in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptübersicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptübersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehr mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Uebersicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen österreichischen Provinzen vom Jahre 1831 bis 1840. D. Uebersicht des Zollertrages vom Jahre 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1841. F. Uebersicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahre 1841. G. Uebersicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im Jahre 1841. H. Uebersicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahre 1841.

Zweiter Abschnitt. **Landwirthschaftliche und Natur-Erzeugnisse.** I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III Einheimische Gewürze. IV. Samen, Gemüse und Stroh. V. Wein. VI Fische, Schal- und sonstige Wasserthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thierische Producte zum Genusse. IX Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abschnitt. **Industrie-Gegenstände.** I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürschner-, Handschuhmacher-, Schuhmacher- und Riemer-Arbeiten. V Borsten, Haare, Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemische Producte. VIII. Farben und Farbestoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[78] Im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart sind erschienen:

Gedichte
von
Franz Dingelstedt.

8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichterische Persönlichkeit der neuesten Zeit, durch Schicksal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erscheint vor dem deutschen Publicum zum erstenmal in einer vollständigen, kritisch-geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung, welche sich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderschaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es sind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politische Gelegenheitsgedichte lose an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetisches Gesammtbild den ganzen Frühling eines deutschen Dichterlebens in seinem Fortschritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widersprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weserufer steht das Nachtstück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeschrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechseln, auf und ab fluthend, wie das stürmische Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der ersten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeisterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamisso oder Schomburg zu mahnen, um aufs neue für sie zu interessiren; „Wanderschaft“ und „Heimkehr“ erscheinen dagegen hier zum erstenmale. Durch die ganze Sammlung geht charakteristisch für deren reichen und mannichfachen Inhalt eine düstere, zur Verneinung neigende, mit sich selbst unzufriedene Weltanschauung, während die Form überall eine seltene Leichtigkeit und Glätte mit strenger Correctheit vereinigt.

---

[79] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebels (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — biblische Geschichten. Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Druckpap. 8 gGr. od. 36 kr.

— — biblische Geschichten. Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Neue Auflage. gr. 18 gGr. od. 1 fl. 12 kr.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 213

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1845.

Mittheilungen über Mexico.

1. Allgemeiner Zustand.

(Nach Duflot de Mofras.)

Keines der alten Vicekönigthümer des spanischen Amerika hat die verderblichen Folgen der neuen, mit dem Namen der Unabhängigkeit geschmückten politischen Aera härter empfunden als Mexico. Auf den Wohlstand und die Ruhe die es genoß, folgten unaufhörliche Zerrüttungen, allgemeines Elend und die deutlichsten Zeichen der Auflösung. Von 1824 an, nach der ephemeren Regierung des Kaisers Iturbide kamen zu den aus dem Kampf gegen das Mutterland entsprungenen Unfällen die einheimischen Kriege und, gleichsam um dem Flor Mexico's den letzten Stoß zu geben, decretirte der Föderalcongreß vom Jahr 1827 die Ausweisung der den früheren Ermordungen entgangenen Europäer. Mit ihnen verschwanden die Capitalionen der Industrie, die Hülfsquellen des Handels und die Wohlfahrt des Landes; die bedeutendsten Kaufleute ließen sich in der Fremde nieder. Reiche Gutsbesitzer, vornehme Beamte schickten ihr großes Vermögen nach England, Frankreich, Spanien oder den Vereinigten Staaten. Die bedeutendsten Arbeiten wurden eingestellt, der fruchtbare Boden Mexico's, seine Metallschätze, seine bewundernswerthe geographische Lage an zwei großen Meeren wurden bis zu einem gewissen Grade ganz nutzlose Vortheile, und dem verarmenden Lande blieb nichts als ein hohles Wort, ein Schattenbild von Freiheit.

Die spanische Herrschaft dagegen hatte das Land blühend gemacht; sie besaß alles dasjenige, was ein Volk groß und eine Regierung geachtet macht, eine bedeutende Marine, zahlreiche Festungen, eine wohldisciplinirte Armee, eine billige, wachsame Verwaltung, gute Municipalgesetze und eine glänzende Lage der Finanzen. Die Stürme, welche die französische Revolution in der Halbinsel aufregte, die schwache Verwaltung Karls IV und vor allem die Intriguen der Engländer und der Vereinigten Staaten lösten allmählich Neuspanien vom Mutterlande ab. Der erste Schrei der Unabhängigkeit im Jahre 1810 ward leicht erstickt, aber die Bewegung wurde stärker im J. 1814 und nahm im J. 1820 einen wirklich furchtbaren Charakter an, als spanische Generale, wie Xaver Mina, Echevarri, Arana und Negrete die königliche Fahne verließen und den Insurgenten die Hülfe ihrer militärischen Kenntnisse und ihrer Disciplin brachten, die ihnen fehlte; der Aufstand wurde siegreich, und im J. 1824 ward die Trennung vollständig. Jeder neue Zustand der Dinge muß um sich zu rechtfertigen den gefallenen Zustand herabsetzen. So entwarf man denn die Anklageacte gegen Spanien: man warf ihm vor die amerikanischen Spanier zum Vortheil der europäischen von den Aemtern entfernt gehalten zu haben — eine ganz falsche Anklage. Abgesehen von der Gerechtigkeit, gebot der Regierung ihr eigenes Interesse die Bevölkerungen möglichst zu verschmelzen; ein Beweis davon ist, daß noch jetzt in der spanischen Verwaltung ausgezeichnete Leute sich befinden, welche in Amerika geboren sind. Die angeblichen Grausamkeiten gegen die Indianer waren nicht minder lügenhaft; die spanische Herrschaft streute unter den Eingebornen nicht bloß den Samen des katholischen Glaubens aus, sondern begründete auch die Elemente des Unterrichts, indem sie in den wichtigsten Städten Mexico's die königlichen Collegien für adelige Indianer (reales colegios de Indios nobles) stiftete, wo die Söhne der vornehmsten Kazikenfamilien auf Kosten des Königs erzogen wurden. Noch jetzt, wo man auf einem Punkt Neuspaniens landet, trifft man wohlgebaute, lachende, von ihren Curas patriarchalisch regierte indianische Dörfer, und einige Schritte davon elende, von dürren Feldern umgebene Dörfer weißer Creolen, in denen die Sitten, nicht mehr durch weise Gesetze im Zaum gehalten, gänzlich erschlafft sind, und das Elend in Verbindung mit einem falschen Patriotismus alle Laster erzeugt und nährt. Nein, Spanien zeigte sich nicht grausam gegen seine Colonien, es benahm sich klug und tolerant, und während die angelsächsische Race die unglücklichen Völkerschaften Pennsylvaniens, Neuenglands und Carolina's vernichtete, unterwarfen die spanischen Missionäre die Indianer der Regierung durch das Uebergewicht des Geistes, der Religion und der Gerechtigkeit. Uebrigens kennt man in Europa die Pracht nicht, welche die spanisch-amerikanischen Städte trotz der Verheerungen des Kriegs und der Vernachlässigung in Folge

des unsichern innern Zustandes noch immer darbieten. Sie haben selbst noch einige Ordnung und Localverwaltung beibehalten, und dieß erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, daß in Spanien wie in seinen Colonien die Centralgewalt nur eine beschränkte Macht auf die Provinzen ausübt, welche ihre Einkünfte selbst verwalten und deren Interessen durch vortreffliche Municipalgesetze geschützt sind. Wenn man studiren will, was Spanien in seiner Glanzperiode war, so muß man die Spuren und die Beweise in seinen amerikanischen Colonien aufsuchen.

Wenden wir uns jetzt zur Zeit der Unabhängigkeitsepoche. Gleich nachdem Iturbide an der Spitze der insurgirten Armee in Mexico eingezogen, proclamirte der constituirende Congreß im Mai 1822 diesen General als Kaiser. Aber der Neid seiner Waffengefährten war bald bemüht, ihn vor den Augen des Volks herunterzusetzen, und schon nach einigen Monaten ward er entthront, verbannt und außer dem Gesetz erklärt. Die ausübende Gewalt bestand nun aus den Generalen Bravo, Michelena und Victoria bis zu dem Tage, wo der letztere zum ersten Präsidenten ernannt wurde. Inzwischen verließ Iturbide, den die Hoffnung, seine Macht wieder zu erlangen, ins Exil begleitet hatte, Europa, landete im Julius 1824 bei Tampico, und nahm keinen Anstand, sich der Redlichkeit des Gouverneurs dieser Stadt, des Generals Lagarza, anzuvertrauen. Dieser nimmt ihn aufs beste auf, überhäuft ihn mit Zuvorkommenheiten, ladet ihn zu Tische, und eine Stunde nachher schickt er ihm einen Priester, der ihn zum Tode vorbereiten soll. Der unglückliche Iturbide wird, ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit, erschossen.

Victoria blieb Präsident bis zum Jahr 1828, wo ihn der rechtmäßig gewählte Pedraza ersetzte, aber von Intriguen und hitzigen Nebenbuhlern umgeben, sah sich dieser bald gestürzt und genöthigt, um sein Leben zu retten, in Mönchskleidung aus Mexico zu fliehen. Ihm folgte Guerrero, den die Föderalistenpartei emporhob, aber der Vicepräsident Bustamante stürzte im Jahr 1829 Guerrero, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt wird, und dieser, an Iturbide denkend, flieht eiligst nach dem Süden, erreicht die Küste und besteigt ein sardinisches, von dem Genueser Capitän Picaluga befehligtes Fahrzeug. Dieser liefert ihn den Behörden von Acapulco aus, welche ihn alsbald erschießen lassen, und an Picaluga als Preis seines Verrathes 50,000 Piaster auszahlen; die Stadt Genua aber erklärt den letztern in einer edlen Aufwallung für ehrlos.

Unter diesen blutigen Vorfällen und ephemeren Regierungen leidet das Land, die Gesetze werden mißachtet, die Sitten gerathen in Verfall und der Handel verarmt. Einzig beschäftigt mit der Sorge für ihre Erhaltung reißen sich die verschiedenen Competenten um die Gewalt, ohne die Zeit oder den Willen zu haben etwas zu gründen. Bustamante behauptete sich indeß bis zum Jahre 1833, wo Santa Ana, der in der Revolution eine sehr kecke Rolle gespielt hatte, im Vertrauen auf seine Popularität gegen ihn auftritt, ihn stürzt, verbannt und Pedraza an seine Stelle beruft, den übrigens auch die Föderalisten begünstigen. Aber Santa Ana, müde den Interessen anderer zu dienen, arbeitet jetzt für sich selbst, stürzt im J. 1834 die Föderalisten, bemächtigt sich der Präsidentschaft und behauptet sie bis zum J. 1836. Damals bestimmten ihn die zwischen Mexico und Texas ausgebrochenen Feindseligkeiten die ausübende Gewalt dem Vicepräsidenten General Barragan zu überlassen; er übernimmt das Commando des Heeres und fällt in die Hände der Texaner. Um diese Zeit kommt Bustamante aus dem Exil zurück, seine Partei erhält wieder das Uebergewicht und er wird aufs neue zur Präsidentschaft erhoben, die er auch fünf Jahre behauptet.

Inzwischen hatte Santa Ana mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit von den Texanern die Freiheit erhalten, indem er ihre Unabhängigkeit anzuerkennen versprach, hielt sich nun vorerst bei Seite, und blieb auf seinen Gütern in der Nähe von Veracruz, wo er die Ereignisse abwartete. Während er sich fern hielt, traten andere Ehrgeizige auf, General Urrea prononcirte sich gegen Bustamante, nahm ihn im J. 1840 in seinem Palaste gefangen und rief Gomez Farias an seiner Stelle aus. Der abgesetzte Präsident entzieht sich durch die Flucht den Empörern, sammelt einige treue Truppen, und es entspinnt sich ein Kampf, der einige Wochen dauerte, aber mehr Lärm machte als mörderisch war. Gomez Farias ward wieder gestürzt, Bustamante aufs neue mit der Präsidentenwürde bekleidet, und erklärte die während seiner Gefangenschaft gemachten Gesetze für nichtig, indem die Republik während dieses Zeitraums ohne Haupt (acephale *) gewesen sey.

Ein Jahr später pronuncirt sich General Paredes, Gouverneur von Neugalicien zu Guadalajara gegen Bustamante, rafft auf dem Wege 2000 Mann zusammen, und marschirt gegen Mexico, vor welchem in Folge vorhergegangener Verabredung zugleich auch Santa Ana erscheint. Nach fünfunddreißigtägigem Scharmützel wird dieser letztere von dem Heer zum provisorischen Präsidenten ausgerufen und hält am 6 Oct. seinen feierlichen Einzug in Mexico, während Bustamante über Veracruz nach Europa abreist und seine Ersparnisse, so wie das Andenken an seine vergangene Größe mitnimmt. Seit dieser Zeit verfügt Santa Ana nach Willkür über das Schicksal des Reichs Montezuma's.**) Er ist neuerdings wieder für fünf Jahre zur Präsidentschaft berufen worden, und manche gehen so weit, ihm ähnliche ehrgeizige Absichten zuzuschreiben wie die, welche Iturbide's Sturz und Tod herbeiführten. Aber Santa Ana ist zu klug, um sich von einem eiteln Titel locken zu lassen, der ihm nur Gefahren bereiten könnte, ohne seine Macht zu vermehren, denn er strebt weniger nach Glanz als nach den soliden Vortheilen der Herrschaft. Er ist ein Glückssoldat und hat nach einander allen Parteien je nach seinem Interesse gedient; anfangs Subalternofficier unter den spanischen Truppen trat er im Jahr 1820, als er sah, daß die

*) Das Wort verstand niemand, und die Mexicaner fragten die einigermaßen gebildeten Fremden eifrigst nach der Bedeutung desselben.

**) Das Werk von Duflot de Mofras ist noch im vorigen Jahre, also vor dem neuen Sturz Santa Ana's erschienen, und nur durch die beigefügten Karten verzögert worden. A. d. U.

Insurgenten stark und durch die öffentliche Meinung gehalten seyen, auf ihre Seite über; Iturbide machte ihn zum Befehlshaber des achten Infanterieregiments und dann zum Brigadier. Sein unternehmender Charakter, einige militärische Talente, eine außerordentliche Geschmeidigkeit und vor allem andern die Gewandtheit, mit der er sich bei der unglücklichen Expedition des Generals Barradas benahm, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn, und gewannen ihm Vertrauen. Santa Ana, ein Mischling aus indianischem und spanischem Blut, hat die Schlauheit des einen und die Energie des andern; sein schwarzes Auge ist voll Feinheit und Feuer, und er hat mit fünfzig Jahren noch die ganze Kraft der Jugend. Er ist zuweilen bis zur Wildheit grausam und ließ z. B. im Jahr 1835 die texanischen Abtheilungen, welche sich gefangen gegeben hatten, gegen die abgeschlossene Uebereinkunft erschießen. Lüstern nach Popularität verschmäht er auch keine Mittel, sie zu erhalten, und man hat ihn oft bei Hahnenkämpfen mitten unter die Menge gemischt, wie der niederste Lepero, einen Piaster wetten sehen.

Man würde sich indeß irren, wenn man seine Dictatur für dauerhaft hielte; die Keime tiefer Unzufriedenheit fangen an sich um ihn zu entwickeln; die verschiedenen Anführer, welche ihm Bustamante stürzen halfen, sind bereits seine Feinde und werden demnächst seine Rivalen seyn. Der durch seine Einsichten und seinen Muth furchtbarste, der General Paredes, ist bereits in Ungnade gefallen, und sieht sich in eine kleine Stadt im Innern verbannt; im Süden gegen Acapulco hin hat sich General Bravo so gut wie unabhängig gemacht, und General Urrea, der in den reichen Provinzen Jalisco, Sonora und Sinaloa allmächtig ist, hat seine Plane auf eine Trennung dieser Provinzen von der Centralregierung und ihre Constituirung als die „Staaten des Westens" noch keineswegs aufgegeben. Auch Bustamante hat noch nicht alle Hoffnung verloren die Gewalt wieder zu erringen, und schmeichelt sich der Nationalwunsch werde ihn aus Italien, wohin er sich zurückgezogen hat, zurückberufen; eben so nähren die Generale Valencia, Gomez Farias, Tornel und Pedraza alle die Hoffnung in Zukunft Präsident zu werden.

Santa Ana selbst hat kein Vertrauen auf die Dauer seiner Herrschaft, und bemüht sich unablässig sein bereits beträchtliches Vermögen zu vermehren; so hat er theils persönlich, theils durch seine Vertrauten in den Handelsgeschäften der Regierung ungeheure Summen gewonnen: 200,000 Piaster bei dem Tabaksmonopol, 100,000 in der Regulirung der Licenzen, welche man den englischen Häusern gewährte, 200,000 an der Million, die im vorigen Jahr (1843) für Waffenankäufe in Europa von dem Congreß verwilligt worden sind. Diesem Beispiel der höchsten Staatsbeamten folgt eine große Schaar von Subalternen. In der ganzen Verwaltung herrscht eine unglaubliche Unordnung. Angriffe mit bewaffneter Hand und Mordthaten sind auf allen Straßen, in allen Provinzen an der Tagesordnung, und keine Woche vergeht, daß nicht die Diligencen zwischen Mexico und Puebla oft gleich beim Herausfahren aus diesen Städten geplündert werden. Officiere lassen Raubanfälle durch ihre Soldaten ausführen, um mit ihnen den Raub zu theilen, und man wird sich erinnern, daß der Oberst Yañez, dessen Bande im J. 1835 den Schweizerconsul, Hrn. Mairet, beraubte und tödtete, der Freund und Adjutant Santa Ana's war.

Die Zusammensetzung der mexicanischen Armee erklärt diese unerhörten Vorfälle zur Genüge; sie wird theils durch Bauern und Indianer, die man ihren Dörfern entreißt, theils durch die Verbrecher in den Gefängnissen recrutirt. Zu Guadalajara erzählte mir ein mexicanischer Oberst daß er, um seine Deserteure zu ersetzen, die 800 Mann, welche daselbst im Gefängniß lagen, abtheilungsweise aufmarschiren ließ, um die schönsten und stärksten Leute darunter auszuwählen; wenn dieß geschehen war, fragte er nach der Dauer ihrer Strafzeit, und mancher der auf zehn Jahre zu den Galeeren verdammt war, erhielt die noch übrige Strafe geschenkt unter der Bedingung, fünf Jahre im Regiment zu dienen. Die Desertion muß natürlich in einer solchen Armee, wo keine militärische Disciplin herrscht und keine Autorität geachtet wird, sehr bedeutend seyn: die Bauern reißen aus und gehen wieder auf ihre Besitzthümer, während die Verbrecher zu den Räuberschaaren stoßen oder in den Vorstädten sich verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Nordamerika.

Westpoint. — Rochester und seine Umgebungen.

(Nach Th. Glennie.)

Ich hatte mich auf dem Hudson eingeschifft und war bis Westpoint gekommen, welches etwa fünfzig Meilen von New-York entfernt ist. In Westpoint befindet sich eine Kriegsschule, die nach Art der polytechnischen in Paris eingerichtet ist und deren Kosten von der Bundesregierung bestritten werden; aus ihr ist bereits eine Anzahl tüchtiger Officiere und Ingenieurs hervorgegangen. Es ist dieß die einzige Militärschule der Union. An den Director dieser Anstalt, den Oberst Thayer, hatte ich ein Empfehlungsschreiben. Dieser tüchtige, vielseitig gebildete Mann hat einen Theil seines Lebens dem Studium der Kriegswissenschaften gewidmet. Er hatte die Gefälligkeit, mich in der Anstalt herumzuführen, die mir manches Zweckmäßige hinsichtlich der Lehre und Ausbildung der Schüler zu ihrem künftigen Berufe zu enthalten schien. Diese jungen Leute sind wie die Soldaten eingekleidet und müssen den kleinen Dienst ganz durchmachen. Man hätte glauben sollen, daß sie hier in Besatzung lägen. Gegen Abend nahmen sie Schießübungen vor; die Scheibe war jenseits des Flusses in einer Entfernung von achthundert Fuß aufgehängt. Oberst Thayer war unter jenen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, der einzige Officier in Nordamerika, der eine gute militärische Haltung hatte. Der strengste Wachtmeister der englischen Garde würde an seinem Aeußern nichts zu tadeln gefunden haben.

Nach einem in dieser Anstalt angenehm zugebrachten Tage besuchte ich einen Freund, dessen Landgut etwa fünf Meilen von hier entfernt ist. Ich hatte Hyde Park zum erstenmal in der Mitte des Winters gesehen; nunmehr stand es im Glanze der üppigsten Vegetation; Dichter

und Maler fänden hier Stoff zur Bewunderung. In der Umgegend befinden sich mehrere Landhäuser, welche von gebildeten und geselligen Familien bewohnt sind. An keinem Orte Nordamerika's hat es mir besser gefallen. Wunderschön ist die Landschaft oberhalb Hyde Park. Ungern verließ ich die Catskillberge, ihr großartiger Anblick macht einen tiefen Eindruck. Von einem Gipfel dieser Berge genießt man eine über alle Beschreibung erhabene Fernsicht.

Wir setzten unsere Reise nach Albany fort. Dieß ist der Name der Hauptstadt des Staates New-York; sie ist auf dem Abhange eines Berges gebaut, der sich vom Flusse an erhebt. Das Gemeindehaus, dem man hier den hochtrabenden Namen Capitol gegeben hat, ist das Gebäude, welches am höchsten liegt; es ist zwar weitläufig genug, hat aber sonst nichts Merkwürdiges. Uebrigens hat diese gute Stadt Albany ein alterthümliches Ansehen, was man in diesem Lande höchst selten trifft; man findet sogar einige alte Bauten, die noch von den Holländern errichtet wurden. Die reinlichen Straßen sind ziemlich belebt. In Hinsicht auf Handel und Bevölkerung folgt Albany gleich auf New-York.

Wir kamen in der größten Hitze zu Rochester an; ein gutes, sehr bequem eingerichtetes Wirthshaus, die Artigkeit des Eigenthümers und die erwünschte Gelegenheit, ein kaltes Bad nehmen zu können, bestimmten mich, hier einen Tag zu verweilen. Ich benützte die Abendkühle, um den Wasserfall des Genessee zu sehen; neunzig Fuß Höhe hat der größte Absturz; das Ganze bildet eine großartige Scene, aber die Nähe von mehreren Mühlen stört durch ihr unharmonisches Geklapper die romantischen Gefühle, welchen man sich hingeben würde, wenn nichts die tiefe Ruhe der Urwälder störte. Das alte Sprüchwort: „über den Geschmack und über Farben muß man nicht streiten,“ findet allenthalben Anwendung. Ein Sonderling, Namens Sam Patch, wurde nach und nach aller Erwerbsarten müde und nahm sich vor, über alle Wasserfälle des Landes herunterzuspringen. Bei dem des Niagara wagte er es zwar nicht, aber er sprang wirklich, ohne sich zu verletzen, von der Spitze eines hohen Felsen herab. Sein letzter Sprung fand bei dem Wasserfall statt, den ich eben besuchte. Von einer Anhöhe, die noch über fünfundzwanzig Fuß höher war als das Felsenbett, wo der Wassersturz beginnt, sprang er mit keckem Muth herab und fiel in dem heftigsten Wasserstrudel nieder. Der Unglückliche verschwand auf der Stelle; lange Zeit nachher wurde sein Leichnam an der Mündung des Flusses, sechs Meilen von dem Orte, wo er sich herabgestürzt hatte, gefunden.

Rochester verdient die Aufmerksamkeit aller Reisenden. Vor dreißig Jahren war in der ganzen Gegend noch nicht ein gutes Haus vorhanden, und heutzutage kann man hier eine freundliche, belebte, gewerbsame Stadt bewundern — eine Stadt welche Kirchen, Banken, ein Theater und eine polytechnische Schule besitzt. Die Stadt verdankt einen Theil ihres Wohlstandes dem Erie-Canal, der sich wie der Genesseefluß vermittelst einer Wasserleitung auf Schwibbogen mitten durch die Stadt zieht. Dem gedruckten Wegweiser zufolge soll dieses Werk 80,000 Dollars gekostet haben. Es gibt in Rochester mehrere Straßen, welche sich mit Vortheil neben denen englischer Städte zweiten Ranges sehen lassen können.

Nachdem ich einen Tag und eine Nacht sehr angenehm in dem Adler, einem Hause, welches ich jedem Reisenden empfehle, zugebracht hatte, bestellte ich mir einen Platz in der Landkutsche von Lockport. Wir fuhren auf einem Wege, welcher bloß aus verhärtetem Sande besteht und ehedem das Flußbett des Ontario war. Diese Landstraße ist lediglich das Werk der Natur, ich bin aber bereit und erbötig gegen jedermann zu behaupten, daß es die beste in den Vereinigten Staaten ist. Unser Wagen rollte so leicht und angenehm dahin, als wenn wir uns auf der Kunststraße zwischen London und St. Albans befunden hätten.

Zu Queenston bemerkte ich bald an der Aussprache, daß die Einwohner größtentheils aus Schotten bestehen, und niemals hatten für mich die Töne des brittischen Nachbarlandes einen angenehmern Klang. Etwa eine englische Meile von dem Ufer entfernt erblickt man die Anhöhen von Queenston, wo General J. Brock an der Spitze einer kleinen Abtheilung Engländer in einem Gefecht gegen die zehnmal stärkern Amerikaner sich auszeichnete. Wäre der Genannte nicht gefallen in diesem Kampfe, so würde er wahrscheinlich, wie so viele andere bemerkenswerthe Thaten, vergessen worden seyn. Die Regierung hat auf der Anhöhe eine Siegessäule von 120 Fuß Höhe errichten lassen, um das Andenken dieser Helden und ihres Führers zu verewigen. Ein Standbild müßte sich gut ausnehmen auf der Säule; diese ist nicht fehlerlos, der Schaft hat keine guten Verhältnisse und erinnert an eine Apothekerbüchse.

Der Niagarafluß ist hier eine englische Viertelmeile breit, die Strömung sehr heftig und die Tiefe zweihundert Fuß; die Farbe des Wassers bildet ein ungewöhnliches Gemisch von azurblau und grün. Auf einer Strecke von mehreren Meilen bestehen die Ufer des Flusses aus steilen Felswänden und sind überall noch mit Urwäldern bedeckt.

Sobald wir Queenston erreicht hatten, ließen wir einen offenen Wagen anspannen und setzten unsere Reise fort. Wir hatten nur sieben Meilen auf einem erträglichen Wege zurückzulegen. Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr wuchs unsere Neugierde. Endlich bemerkten wir einen weißen Dampf, der über den Wipfeln der Bäume sich hinzog — die erste Verkündigung des großen Wasserfalls.

Miscellen.

Celtischer Tempel in Frankreich. Das Londoner Athenäum vom 19 Julius meldet aus Nantes, daß Baron de la Pylaie das Innere des alten celtischen Tempels zu Lanleff von dem aufgehäuften Schutt habe räumen lassen, wodurch an verschiedenen Orten die Säulenfüße zum Vorschein kamen. Man entdeckt jetzt eine Menge Zierrathen, welche den Archäologen behülflich seyn werden, die Zeit dieses immer noch sehr räthselhaften Tempels näher zu bestimmen. Hr. De la Pylaie hat Zeichnungen des Tempels und aller sculpirten Zierrathen entworfen.

Hieroglyphentypen. Das Journal des savans meldet, daß es Hrn. Letronne mit Hülfe des zweiten Conservators am Museum der Alterthümer zu Paris, Hrn. Dubois, gelungen sey, zwischen 7 und 800 Typen von Hieroglyphen stechen zu lassen; etwa 1500 wären im Ganzen nöthig, aber auch die 700 reichen schon hin, ziemlich lange und verwickelte Texte zu drucken. Die Fortschritte in der ägyptischen Philologie habe dieß schon seit geraumer Zeit sehr wünschenswerth gemacht, aber bis jetzt waren alle in England und Deutschland angestellten Versuche mißlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1845.

Der Wallfischfang.

2. Wanderungen des Wallfisches.

Wir haben früher (s. Nr. 210) die Orte angegeben, an denen man hauptsächlich den Wallfisch fängt, es ist aber zu bemerken, daß er nicht zu allen Jahreszeiten an diesen Orten zu finden ist; das Meer zwischen den Tropen ausgenommen, wo Wallfische sich zu allen Jahreszeiten aufhalten, wechseln sie ihren Aufenthaltsort sehr, und diese Veränderungen richten sich größtentheils nach den Jahreszeiten, z. B. in der nördlichen Abtheilung des stillen Meeres findet man sie an den Küsten von Japan und bis zu den Bonin-Inseln im Julius, nördlich von den Sandwich-Inseln zwischen 28° und 35° N. B. u. 145 bis 165° W. L. v. G. vom Junius bis October, im August und September fangen sie an gegen die Nordwestküste Amerika's zu wandern, und vom November bis Januar findet man sie an der Küste von Californien. Im atlantischen Ocean trifft man sie in den Sommermonaten manchmal bis in den October an den Azoren, worauf sie nach den Capverdischen Inseln ziehen und daselbst bis zum December verweilen; im Januar und Februar findet man sie an der Küste von Brasilien bis hinab nach der Mündung des Laplata; im März, April und Mai findet man sie wieder an der afrikanischen Küste, in dem sogenannten Carrol ground zwischen St. Helena und Afrika, worauf sie wieder westlich ziehen nach der südamerikanischen Küste, den kleinen Antillen, nach den Bahamas und bis zum Cap Hatteras. Im indischen Ocean scheinen die Wanderungen der Wallfische wenn auch nicht von den Monsuns abzuhängen, so doch davon influencirt zu seyn.

Zu diesem Wechsel des Aufenthalts kommt noch der Umstand, daß der eigentliche Wallfisch (Balæna mysticetus), der keine Zähne sondern nur Barten hat, und der Kaschelot (bei den Engländern sperm whale, physeter macrocephalus) welcher Zähne hat und sich namentlich von den großen Medusen nährt, wegen ihrer verschiedenartigen Nahrung selten an einem und demselben Ort sich aufhalten; der ächte Wallfisch besucht die Küsten und Bayen, den Kaschelot findet man gewöhnlich nur in tiefer See, fern vom Lande. Der ächte Wallfisch ist in hohen Breiten größer und auch in stärkerer Zahl, der Kaschelot hält sich mehr zwischen den Tropen, obgleich die amerikanische Expedition ihn auch am Rande des Eises bemerkt hat.

Die Wanderungen scheinen hauptsächlich durch das Aufsuchen der Nahrung veranlaßt zu seyn. Die Lieblingsnahrung des Kaschelot ist eine gelatinöse Meduse, die von den Naturforschern noch nicht gehörig untersucht worden; sie kommt in den hohen Breiten beider Hemisphären so reichlich vor, daß man glauben muß, sie erzeuge sich hier. Ungeheure Massen aber sieht man zwischen und an den Eisbergen, ein Beweis, daß sie gern in einem stark gekühlten Wasser sich aufhalten. Ihre Fortbewegungskräfte sind schwach und scheinen sich hauptsächlich darauf zu beschränken, nach Willkür steigen und sinken zu können. Solche Geschöpfe müssen leicht durch Meeresströmungen fortgeführt werden, und namentlich müssen die Polarströmungen, welche in der einen Jahreszeit stärker sind als in der andern, sie nach den Tropen bringen, daher bemerkt man auch, daß im Sommer die Zahl der Medusen in hohen Breiten anwächst, und im Winter, wo die Strömungen stärker sind und auch keine Fortpflanzung stattfindet, sich vermindert. „Die Polarströmungen, sagt L. Wilkes, verschwinden oft von der Oberfläche, hören aber darum nicht zu fließen auf, und selbst wenn man sie an der Oberfläche und tiefer unten zugleich bemerkt, so ist die höhere Temperatur an der Oberfläche. Die Medusen werden deßhalb in größere Tiefen sich senken, und der Wallfisch muß gleichfalls tauchen, um seine Nahrung in der Tiefe zu suchen, welche er in höhern Breiten an der Oberfläche findet." Die Nahrung des Kaschelot ist am reichsten, wo die polarischen Unterströmungen, durch das Entgegenstehen von Inseln oder Bänken emporgehoben, die Medusen in eine geringere Tiefe heraufführen. Auch finden sich die Medusen in größerer Menge in niedern Breiten da, wo das Wasser innerhalb des Kreises der polarischen und äquatorialischen Strömungen ruhig ist, wo auch sie somit ruhig bleiben können. Uebereinstimmend mit diesen Ansichten weist Wilkes nach, daß die Meeresstriche, wo Wallfische am häufigsten angetroffen werden, diejenigen sind, wo es keine entschieden andauernden Strömun-

gen gibt oder die Anwesenheit von Inseln oder Untiefen die Medusen der Oberfläche näher bringt; indeß ist er vorsichtig genug, nachstehende Bemerkung beizufügen. „So gut auch diese Theorie die Ursache des Wanderns der Kaschelots erklären mag, so wissen wir doch bei weitem nicht genug von der Natur seiner Lieblingsnahrung so wie von dem Lauf und der Schnelligkeit der submarinen Polarströmungen, um mit Gewißheit die Jahreszeiten vorauszusagen, wo sie sich in besondern Theilen des Meeres vorfinden werden. Dieß läßt sich nur durch lange Beobachtung lernen, und lange Erfahrung hat die geschickten Wallfischfänger die Lieblingsaufenthalte ihrer Nahrung kennen gelehrt. Vergleicht man diese Punkte mit den Knoten (nuclei *) der Strömungen, so wird das Zusammentreffen jedem auffallen, der die Sache näher untersucht, und erst wenn alle den Gegenstand beleuchtenden Thatsachen festgestellt seyn werden, wird die Theorie vielleicht die Lehrzeit, welche jetzt zur Erlangung der nöthigen Kenntnisse erforderlich ist, abzukürzen im Stande seyn."

In wie weit der Geschlechtstrieb an den Wanderungen des Kaschelot Antheil hat, können wir bei unserer mangelhaften Kenntniß noch nicht bestimmen. Da sie fast ausschließlich die tiefe See, fern vom Lande aufsuchen, so hat man wenig Gelegenheit, ihre Gewohnheiten näher zu beobachten. Die Weibchen sind zahlreicher als die Männchen. Weibchen sieht man in großen Heerden, aber Männchen findet man immer nur in schwacher Anzahl zusammen.

Während des Sommers gehen die ächten Wallfische in beiden Hemisphären in die höhern Breiten, wo ihre Nahrung am reichlichsten ist; wenn der Winter kommt, begeben sich die Weibchen in die Bayen, um ihre Jungen zu gebären und bleiben hier bis zum Frühjahr, wo sie wiederum an den Nahrungsplätzen mit den Männchen zusammentreffen. Wohin die letztern in der Zwischenzeit gehen, ist nicht bekannt, man vermuthet aber allgemein nach den hohen Breiten.

*) So nennt er namentlich Inseln, Bänke, wo die Strömungen eine andere Richtung erhalten, Stellen von stillem Wasser u. s. w.

Mittheilungen über Mexico.

1. Allgemeiner Zustand.

(Fortsetzung.)

Die Officiere, welche unter der spanischen Regierung zu den ausgezeichnetsten Familien gehörten, werden jetzt aus den verworfensten Classen genommen, oder steigen vom Gemeinen auf, wo dann ihre Unwissenheit und ihre Verdorbenheit um den Vorrang streiten. In der soi-disant Kriegsschule, welche kürzlich nach Chapultepec verlegt wurde, besteht nur ein Scheinbild von Unterricht. Die mexicanischen Truppen zählen indeß 4 bis 5 junge, in Europa gebildete Officiere, und einige spanische Oberofficiere und Generale, welche militärische Kenntnisse besitzen, aber die erstern sind ein fortwährender Gegenstand der Eifersucht von Seite ihrer Cameraden, und die andern tragen die Schmach an sich, daß sie ihr Vaterland verrathen und die Waffen gegen dasselbe getragen haben. Trotz der Bemühungen des neuen Präsidenten, die militärischen Hülfsquellen des Landes zu vermehren, hat er es doch nicht weiter gebracht, als zu 20,000 Mann in Lumpen, meist barfuß und mit schlechten englischen Gewehren bewaffnet. Von diesen Truppen stehen 8000 Mann in der Hauptstadt, 2000 Mann zu Guadalaxara und im Departement Jalisco, im Norden gegen Texas 1000, im Süden 600, im Expeditionslager zu Jalapa und ehemals gegen Yucatan bestimmt 2400, zu Veracruz und San Juan de Ulloa 1000; der Rest ist in den Provinzen zerstreut.

Welcher Luxus in Officieren getrieben wird, kann man aus folgendem abnehmen: die Regimenter haben gewöhnlich zwei Bataillone und stehen unter einem Obersten; jedes Bataillon, unter einem Oberstlieutenant und oft unter einem zweiten Oberst, hat höchstens 300 und manchmal kaum 150 Mann. Die Compagnien zu 25 bis 30 Mann sind commandirt von einem Oberstlieutenant oder Bataillonschef, welchem ein Capitán, zwei Lieutenants und zwei Unterlieutenants beigegeben sind, also ein Officier auf vier Soldaten. Dasselbe Mißverhältniß und dieselbe Unordnung ist in der Reiterei, und die Schwadronen von 50 Pferden haben 6 oder 7 Officiere. Die Artillerie kann kaum 30 bespannte und gleiche Geschütze ins Feld stellen; Bergbatterien, Belagerungsgeschütze, Küstengeschütze, Arbeitercompagnien, Brückenequipagen und Train sind ganz unbekannte Dinge; selbst der größte Theil des Pulvers ist in den Vereinigten Staaten und in England gekauft. Das Ingenieurcorps, hinsichtlich des Materials ganz der Artillerie gleich, besteht aus einem Bataillon von 200 Mann zu Matamoros und einer Compagnie in der Caserne, welche lächerlicherweise die Citadelle von Mexico heißt. Hiezu kommt schließlich noch eine Art schlecht organisirter und schlecht unterhaltener Landmiliz, in welche die Bauern nur mit dem größten Widerstreben sich einreihen lassen.

Mexico, welches 6 Millionen Einwohner zählt, ist ein Spiel der Intrigen von 7—8000 Officieren, deren man im Ganzen gegen 24,000 zählt, während die wirkliche Truppe wohl nicht über 20,000 ist.

Die Kriegsmarine zählt zu Veracruz nur zwei neue Dampfboote, ein altes, ziemlich dienstunfähiges, nebst einer Goelette von 150 Tonnen mit vier Stücken Geschütz; auf dem stillen Meer sind drei Brickgoeletten als Küstenwachtschiffe mit vier kleinen Karonaden; alles unter Befehl von mexicanischen Officieren und bemannt mit Matrosen aus verschiedenen Ländern, mit Ausnahme der beiden Dampfboote, deren Mannschaft und Officiere ausschließlich Engländer sind oder vielmehr waren, denn sie haben seit einem Jahre den Dienst verlassen. Die von den Spaniern auf allen Punkten des Gebiets errichteten prachtvollen Befestigungen fallen in Trümmer. Die Nordgränzen sind entblößt und die nördlichen Provinzen werden von wilden Horden verheert, die bis auf 30 Leguas von der Hauptstadt streifen.

Unter der Regierung des Mutterlandes hielt eine wohl berechnete Verbindung von Missionen und Presidios die Raub-

züge der Indianer auf und verbreitete unter ihnen die Wohlthaten des Christenthums und der Civilisation. Die strategische Linie von mehr als 1200 Leguas Länge begann am Hafen von San Francisco und zu Monterey in Obercalifornien und ging von Norden nach Süden herab bis San Diego. Von da schickte sie eine doppelte Verzweigung nach den beiden Küsten von Niedercalifornien, setzte dann über den Rio Colorado, ging am Rio Gila hinauf, über die Sierra Madre, schützte Neumexico und Texas, und endete erst an der Spitze der Floridas, durchschnitt also Amerika in seiner ganzen Breite. Innerhalb dieser Linie zogen die unermüdlichen Missionäre Colonisten an sich, gründeten Pueblos oder Dörfer aus Spaniern und bekehrten Indianern, lehrten sie den Ackerbau, die Ausbeutung der Minen und die mechanischen Künste. Diese verschiedenen, durch die Compagnien der Presidios geschützten Punkte standen mit einander in Verbindung und bildeten ein vollständiges System der Colonisation und Vertheidigung. Die Jesuiten haben den Ruhm diesen bewundernswerthen Plan zuerst gefaßt und zum Theil auch ausgeführt zu haben. Von dieser ganzen Organisation sind nur noch Ruinen und Anarchie übrig, und wenn heutigen Tages ein Reisender vor den Trümmern alter Gebäude anhält und nach ihrer Bestimmung fragt, so antwortet man ihm unwandelbar: „das war ein Collegium, eine Kirche, eine Caserne zu den Zeiten des Königs."

In financieller Hinsicht ist die Lage Mexico's nicht minder kläglich; seine Einkünfte betragen nicht ganz 15, seine Ausgaben über 18 Millionen Piaster, und davon nimmt die Armee allein 13 in Anspruch. Vergebens hoffen die Gläubiger Mexico's auf Rückzahlung; sie ist unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich geworden; die innere Schuld allein beträgt 14 Mill. Piaster, die Schuld an England 10,720,000 Pf. Sterling, und die Forderungen der Vereinigten Staaten und Frankreichs ebenfalls eine sehr bedeutende Summe. So groß sind die Verlegenheiten der Regierung, daß ihre Beamten häufig ihren Sold nicht beziehen, und ihre diplomatischen Agenten in Europa meistens auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen sind. Welcher Unterschied gegen die financielle Lage Mexico's zur Zeit der spanischen Regierung: die Einkünfte betrugen damals über 20 Mill. Pf., eine Beisteuer, von 4 Mill. el situado genannt, wurde alljährlich nach der Havana und den Philippinen gesandt, und Spanien erhielt einen liquiden Ueberschuß von 6 Millionen.

(Schluß folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Zweiter Artikel.

Die langjährige Erfahrung hat es hinlänglich bewiesen, daß der erste Versammlungstag jeder einzelnen Section stets arm an Abhandlungen ist. Hr. Dent, der berühmte Chronometerverfertiger, der beiläufig gesagt als Anerkennung seiner Verdienste in diesem Fache jüngst eine goldene Medaille vom Kaiser Nikolaus erhielt, erklärte eine neue Erfindung, den Schiffscompaß nach Art der Chronometerbalancen so zu befestigen, daß die Bewegung des Schiffes nur wenig Einfluß auf ihn ausüben könne. Dr. Scoresby warf jedoch dagegen ein, daß dadurch wahrscheinlich die Friction bedeutend vermehrt werden würde, und las dann eine Abhandlung über einen magnetischen Apparat vor, dessen Zweck es sey, einer großen magnetischen Barre verhältnißmäßig eine eben so starke Kraft zu geben, als eine kleine Nadel besitzt. Die größte Schwierigkeit sey aber Stahlbarren zu erhalten, welche die erforderliche Härte besäßen, was bis jetzt noch nicht gelungen, sobald die Stangen 18 Zoll Länge, 1½ Zoll Breite und ½ Zoll Stärke überschritten. Er gebrauche daher unterdessen mehrere Schichten von Barren und bestimme dann die Kraft des Magnets dadurch, daß er in einiger Entfernung davon eine Nadel aufhänge und bei jeder Hinzufügung einer neuen Schicht den Winkel beachte, welchen die Nadel mit der Barre mache. Nach den drei ersten Schichten hätte er diesen zu 7, 12 und 16 Grad gefunden.

Dr. Lloyd sprach über die Menge des Regens und die vorherrschenden Winde in Toomavora, Grafschaft Limerick. Die Beobachtungen waren dort von dem Reverend Thomas Knox angestellt worden und umfaßten fünf aufeinander folgende Jahre, die als Thatsache herausstellten, daß das Mittel der Menge des gefallenen Regens 36 Zoll betrug. Hr. Airy von Greenwich bemerkte, daß der Unterschied des Regens in zwei Pluviometern, wovon der eine auf dem Boden, der andere auf dem höchsten Punkt der Sternwarte aufgestellt gewesen, in dem untern gerade zweimal so viel als im obern betragen habe. Dr. Powells Abhandlung über die elliptische Polarisation der Metallspiegel war unzweifelhaft ungemein gelehrt, würde aber ohne erläuternde Figuren gar nicht verstanden worden seyn.

In der Section B (Chemie und deren Anwendung) kamen nur drei Abhandlungen zur Sprache. Die erste, die des Hrn. Hunt, betraf den Actinograph und dessen Erklärung. Die Erfahrung hat bewiesen, daß das Licht des Morgens und des Abends in der Stärke seiner Wirkungen ganz verschieden sey und daraus habe er den Schluß gezogen, daß die Vegetationsphänomene, welche der Wechsel der Jahreszeiten hervorruft, eben vom Wechsel der Kraft des Sonnenstrahls abhänge. Um aber diesen Wechsel registriren zu können, habe man den Actinograph construirt. Leider war das Instrument noch so wenig in Ordnung, daß es wesentlicher Veränderung bedurfte, bevor es wirklich in Anwendung gebracht werden kann. Hr. Solly las eine Abhandlung über Guano von Malakka, welche Dr. Cantor von Prince-Wales-Island mitgetheilt hatte. Dieser Guano, der von der Hirundo esculenta kommen soll, werde auf der malayischen Halbinsel, wie überhaupt durch den ganzen indischen Archipel in großer Masse gefunden. Dr. Daubeny bemerkte dagegen, daß seiner Ansicht nach der Guano von Vögeln, die von Insecten leben, nicht so wirksam seyn könne als der von Ichabor. Der malakkische zeigte sich voller Ueberbleibsel von Käfern und Ameisen.

In Section C (Geologie und physikalische Geographie) sprach Professor Sedgwick, der zeitige Präsident dieser populären Section, seinen Dank aus, daß man derselben ein so herrliches Local, wie das Senatshaus sey, angewiesen. Daß man auch bei ihr heute, dem ersten Versammlungstag, einen gewissen Mangel an Abhandlungen finden würde, schrieb er der Bescheidenheit der Geologen zu. Er wolle den Anfang machen und eine geologische Beschreibung der Umgebungen von Cambridge vortragen. Mr. Murchison las einen Brief des Hrn. Ferd. Oswald aus Oels in der Nähe von Breslau, nach welchem dieser in

den Umgebungen seiner Residenz silurische Felsen entdeckt hätte. Obschon der Fundort nur 1500 Acker im Umfang enthielt, so zeigte er doch russische, englische und skandinavische Fossilien, die auf eine ganz eigenthümliche Art geschichtet wären. Darauf zog Mr. Murchison die Aufmerksamkeit auf das Verzeichniß der fossilen Pflanzen des Hrn. Göppert aus Breslau, welches 1792 Species enthielt. Brogniart hätte im Jahre 1820 nur 500 Species auf seinem Katalog, den er im Jahre 1836 zu 527 vermehrte, während Hrn. Göpperts Verzeichniß bereits 1792 enthalte.

Section D (Zoologie und Botanik). Dr. Richardson las über die Fische der chinesischen See. Die Materialien zu dieser Abhandlung waren in dem Zeitraume der letztverflossenen 15 Jahre gesammelt und bestanden aus der schönen Sammlung illuminirter Abbildungen, welche Hr. John Reeves besitze und die 340 Species enthielt. Außerdem habe der Reverend G. Vackell während seines fünfzehnjährigen Aufenthalts in Canton 100 Species gesammelt, die sich gegenwärtig als Weingeistpräparate auf dem Museum befänden. Aus diesen und einigen andern Quellen sey das Verzeichniß zusammengetragen. Dr. Richardson behauptete, daß sich ihm eine vollkommene Vertheilung der verschiedenen Species in Zonen herausgestellt, wonach dieselben Species fast durch die ganze südliche Hemisphäre verbreitet seyen, die sich aber auf beiden Seiten des atlantischen Oceans unterschieden, wo die eine Zone der afrikanischen, die andere der südamerikanischen Küste eigen wäre, während am Polarkreise im Umfang eines gewissen Breitengrades die Zonen ganz gleiche Species enthielten. Dr. Richardsons Verzeichniß der Fische in der chinesischen See folgten Bonomi's Ansichten hinsichtlich der Natur der riesenhaften Vögel, von denen organische Ueberreste aus Neuseeland nach London gekommen sind, wie er zugleich die Schlüsse anführte, die sich daraus ziehen ließen, daß diese Ueberreste mit jenen Abbildungen übereinstimmten, die man auf einem Grabe in Memphis gefunden hat. Als bekannt setze er voraus, daß Capitän Flinders an der Südküste von Neuholland Nester entdeckte, welche 26 Fuß im Umkreis messen und 32 Zoll hoch waren. Professor Hitchcock von Massachusetts schreibe diese Nester der Moa von Neuseeland zu. Hr. James Barton habe ähnliche riesenhafte Nester in den Jahren 1821 bis 1823 an der westlichen Küste des rothen Meeres auf der Halbinsel des Berges Sinai entdeckt. In dem einen dieser Nester fand man einen menschlichen Thorax, so wie auch eine silberne Uhr von George Prior verfertigt; in einem zweiten einige Stücke wollenes Zeug und einen alten Schuh. Hr. Barton konnte jedoch trotz aller Nachforschungen nicht erfahren, welchem Vogel diese Nester gehörten, schloß aber, daß sie von großen Störchen herrührten. Nur wollte sich jetzt jedoch der Verfasser noch nicht darüber aussprechen, ob die fossilen Knochen, welche man in Neuseeland entdeckt, die Abdrücke von Füßen, die man in dem rothen Sandstein in der Nähe von Turners Fall in Massachusetts und jene, welche die Nester bauten, zu einem Genus gehörten. Sein Bestreben sey die Thatsachen zu sammeln, um andere urtheilen und entscheiden zu lassen.

Die Unterabtheilung für Ethnologie hatte sich auch dieses Jahr wieder gebildet; ihr Präsident war der Admiral Sir Charles Malcolm, während das Committee aus Sir Robert Schomburgk, Dr. Hodgkin, Dr. Prichard, dem thätigen Dr. Ernst Dieffenbach, Dr. King, Dr. Latham, John Hogg und Capitän Grover bestand. Ein Vorlesezimmer im Trinity-College war ihr als Versammlungsort angewiesen. Der Dechant von Ely suchte der Subsection zuvörderst den Namen „ethnologische Section" streitig zu machen und ethnographische dafür zu vindiciren, wurde jedoch darin überstimmt, und die ähnlichen Gesellschaften des Continents als Beispiel für diese Bezeichnung angeführt. Wahrscheinlich wird sich schon im künftigen Jahre die Geographie von der Geologie trennen und Ethnologie und Geographie vereinigt unter dem Namen: physiologische Section statt der bisherigen medicinischen ins Leben treten.

In der Section E, eben die der medicinischen Wissenschaften, zeigte sich auch dieses Jahr so wenig Leben, daß sie ihrem vollkommenen Absterben rasch entgegeneilt, denn es gab nichts in ihr vorzutragen, und die bisher schon vielfach stockende Maschine der Mechanik litt ebenfalls dieses Jahr an gleichem Uebel, da die Versammlung wegen Mangel an Abhandlungen vertagt werden mußte.

In Section F (für Statistik) trug Hr. Heywood eine Abhandlung über deutsche Universitätsstatistik vor, wozu Hr. Dr. Perry von Göttingen die Materialien gesammelt hatte. Er bemerkte, daß Deutschland 23 Universitäten besäße, an denen 1500 Professoren lehrten und 15,000 Studirende hörten, worauf er sich über das Lächerliche der deutschen Duelle aussprach. Hr. Heywood konnte jedoch nicht schließen, bevor er nicht noch die Geschicklichkeit des Prinzen Albert gerühmt, der während seines Aufenthalts auf der Universität Bonn bei einer Gelegenheit 20 Studenten einen nach dem andern vollkommen besiegte, weßhalb die Besiegten ihm aus Achtung einen Preis zuerkannt hätten. — Ob solche Discussionen dem Zweck der Association entsprechen, muß man dahingestellt seyn lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenerzeugung in England. Es ist bemerkenswerth, daß die Eisenerzeugung in England erst seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts ihren großen Aufschwung genommen hat. Nach einer vor der Committee über die Einfuhrzölle gegebenen Erklärung betrug das im J. 1801 gelieferte Eisen erst 150,000 Tonnen, im J. 1806 258,000, im J. 1823 452,000, im J. 1828 703,000 T., im J. 1835 1 Mill. T., im J. 1836 1,200,000 T., im J. 1840 1,500,000. Die Erzeugung ist immer noch im Steigen, namentlich werden in Schottland, besonders in Ayrshire und Renfrewshire, gegenwärtig neue ausgedehnte Hüttenwerke errichtet und die alten Werke durch neue Oefen vermehrt; seit dem vorigen Jahre hat sich die Eisenerzeugung in Schottland um 37 Procent vermehrt, und man glaubt, daß die Vermehrung bis zum nächsten Jahre nicht viel geringer seyn werde. Die Menge Kohlen, welche man zum Schmelzen dieser ungeheuern Eisenmasse verwendet, muß jetzt über 6 Millionen Tonnen betragen, abgesehen von 2 bis 3 Millionen, welche die Umwandlung in geschmiedetes Eisen erfordert. Große Massen Eisen werden gegenwärtig zu eisernen Dampfbooten verwendet; seit 1830 sind mehr als 150 vom Stapel gelassen worden; die Dampfmarine der ostindischen Compagnie besteht großentheils aus eisernen Dampfbooten; es sind ihrer jetzt 25 in Indien. Interessant ist es, daß diese Dampfboote eine ungemeine Dauer besitzen und sehr wenige Ausbesserungskosten verursachen: ein Dampfboot, das im J. 1820 in den Eisenwerken von Horsley gebaut wurde, war seitdem immer im Gebrauch, und doch betrug die ganze Ausbesserung, welche seit dieser Zeit am Rumpfe nöthig war, in den 25 Jahren nicht 50 Pfd. St.; ein anderes kleines Dampfboot, das seit 1825 auf dem Shannon fährt, ist immer noch in gutem Zustande. (Athenäum vom 19 Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 215

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1845.

Die Armenierinnen zu Konstantinopel.

(Revue de l'Orient. Junius.)

Unter dem einfachen Namen von Rajas üben die Armenier zu Konstantinopel einen Einfluß aus, der sie zum bedeutendsten der christlichen Völker unter türkischer Herrschaft macht. Sie sind thätig, ehrgeizig, ausdauernd, bequemen sich allen Ländern und Klimaten an, haben aber für Stambul eine besondere Vorliebe, die ihre Rechtfertigung in den ungeheuren Hülfsquellen findet, welche diese Hauptstadt darbietet. Sie stehen hier an der Spitze des Handels und der Industrie, und bilden eine sehr mächtige Classe, deren Wachsthum mehr als einmal die Eifersucht der Pforte erweckt hat, weßhalb mehrere das Verbrechen große Reichthümer besessen zu haben, mit Confiscation, Verbannung und selbst mit einem grausamen Tode büßten. Man sieht noch heutzutage auf dem großen Gottesacker das Grab der zwei Brüder Duzoglu, Bankiers des Sultan Mahmud, denen man in einem Augenblick von financieller Verlegenheit den Kopf abschlug, um mit ihrem kolossalen Vermögen einige Ordnung in die Staatsgeschäfte zu bringen.

Das armenische Volk, eines der ersten, welche sich zum Christenthum bekehrten, ist seinem Glauben sehr ergeben, und hat im allgemeinen mehr Sittlichkeit als die Griechen; es theilt sich seit Jahrhunderten in zwei Secten, von denen die eine den Papst als Haupt anerkennt, die andere schismatisch ist. Der geringe Unterschied in der beiderseitigen Art das Evangelium zu deuten, erzeugt unter ihnen eine solche Abneigung, daß selbst die Türken daran Anstoß nehmen. Eine armenische Dame *) versicherte mich alles Ernstes, sie habe weniger Abscheu vor den Moslems, als vor diesen Hunden von Schismatikern, die zu nichts gut seyen als um ewig zu brennen. Wie alle Stämme des Orients, so haben auch die Armenier in ihren Sitten viel Patriarchalisches beibehalten, was seit langer Zeit aus Europa verschwunden ist. Das Volk ist nichts, die Familie alles; dieß erklärt die Leichtigkeit, mit der das Volk allenthalben Wurzel schlägt, wo der Zufall es hintreibt. Im Gegensatz gegen die westlichen Völker, welche für ihr Mutterland eine Art religiöser Verehrung behalten, kümmert sich der Armenier sehr wenig darum, daß es ein Land gibt, welches seinen Namen trägt, sein Vaterland ist da, wo seine Geschäfte, seine Familie sind. Andrerseits hat seine Religion, welche ihm einige Zuneigung für Europa einflößen sollte, bis jetzt in seiner Sinnesart keine merkliche Veränderung hervorgebracht. Hat der Armenier seine Geschäfte abgemacht, so kehrt er in seine Familie zurück, ohne demjenigen, mit welchem er Tag für Tag verhandelt, Platz an seinem häuslichen Herde zu gestatten.

Bei meiner Ankunft zu Konstantinopel war ich, wie jede Europäerin, äußerst begierig, das Innere des orientalischen Lebens kennen zu lernen, und suchte lange aber vergebens nach einer Gelegenheit in ein Harem einzudringen; dieß ist aber, was man auch sagen mag, keine so leichte Sache, wenn überhaupt der Harem werth ist, daß man ihn besuche. Die Präliminarien sind so lange und langweilig, daß die standhafteste Geduld erschöpft werden kann. Ich gab also jede Bemühung die unsichtbaren Odalisken zu sehen auf, und ergriff eine Gelegenheit, die sich mir unerwartet darbot, einige Tage im Schooße einer armenischen Familie zuzubringen. Dieß hatte, wenn auch nicht den mysteriösen Reiz eines Harems, doch auch seinen Werth. Ich sollte vier Meilen von Konstantinopel in ihrer Häuslichkeit die Armenierinnen sehen, welche in Konstantinopel einen Ruf von Schönheit besitzen, der die Aufmerksamkeit aller Fremden auf sie lenkt.

Um uns nach San Stefano zu begeben, in dessen Nähe die Wohnung derer, die ich besuchen wollte, lag, mußten wir über eine Stunde an den alten Mauern Konstantinopels hingehen. Man muß in Asien gereist seyn, um etwas diesen prachtvollen Ruinen ähnliches gesehen zu haben. Gegen zwei Stunden lang dehnt sich eine dreifache Mauer aus, die von 366 in Form und Aussehen verschiedenen Thürmen flankirt ist. Diese Mauer ist von dem Wege durch einen breiten Graben getrennt, in welchem die Natur eine ungemeine Pracht entfaltet. Die imposante Schönheit dieser Thürme, welche

*) Diese Mittheilung rührt gleichfalls von einer Dame, Mme. Hommaire de Hell, her. A. d. R.

an ein anderes Zeitalter und eine andere Civilisation mahnen, läßt sich nicht beschreiben. Die einen bergen ihre Narben unter einem Schleier von Blumen, die andern scheinen beim geringsten Wind einfallen zu müssen, andere aber tragen deutlich den Stempel, daß sie den Unbilden der Zeit und der Menschen noch lange Trotz bieten können. Damit der melancholischen Großartigkeit des Landes nichts fehle, dehnt sich auf der andern Seite der Straße ein ungeheurer Todtenacker aus.

Jenseits der Befestigungen wird die Landschaft trübselig und dürr. Eine ungeheure sandige Ebene, links durch das Meer, rechts durch unbedeutende Hügel begränzt, entfaltete sich vor uns ohne andere Aussicht, als die Wellen und die Prinzeninseln, deren auf hohen Felsen gelegene Klöster alten Feudalschlössern gleichen. Alle Vegetation beschränkte sich auf einige verkrüppelte Bäume und einige magere Büsche, auf denen unsere durch die Rückstrahlung vom glühenden Sand entzündeten Augen kaum ausruhen konnten. Allmählich indeß ward die Landschaft schöner, eine reiche Vegetation trat an die Stelle der Monotonie der Ebene, jeden Augenblick hielten wir unsere Pferde an, um eines unerwarteten Anblicks zu genießen, zum großen Verdruß unsers Dolmetschers, eines alten Türken im Turban und einer Scharlachweste, der ernsthaft an unserer Seite fortritt, und sich um Naturschönheiten sehr wenig kümmerte. Beim Ausgang aus einem Wäldchen sahen wir Ponte Piccolo mit seinen niedlichen, von Gärten umgebenen Häusern und seiner in maurischem Styl erbauten aber zerstörten Brücke. In einiger Entfernung von San Stefano kamen wir an einer Platane vorüber, die durch ihre ungeheure Größe — der Stamm hat 40 Fuß im Umkreis — im Lande berühmt ist; eine ganze Karawane lagerte in ihrem Schatten und bildete eine äußerst malerische Scene. Hierauf kamen wir in ein kleines, von sehr hohen mit Bäumen bedeckten Kalkfelsen eingeschlossenes Thal, und fanden hier die mächtige unterirdische Capelle, von der unser Dolmetscher uns schon lange unterhalten hatte, und zwar ohne in seiner Schilderung im mindesten zu übertreiben. Die Oeffnung ist groß genug, daß man hineinreiten kann; drinnen fanden sich Gräber, viereckige Kammern, Höhlen u. s. w. Wie viele Leben wohl damit hingingen dieß Labyrinth auszuhöhlen und im Innern eines solchen Felsen ein solches Denkmal dem Herrn zu errichten! Auch andere Grotten enthielten Gräber und Altäre, alles bewies, daß diese Höhle in den ersten Zeiten des Christenthums eine Art Thebais war, wo ein ganzes Volk von Gläubigen lebte und betete.

Als wir aus dem Walde heraus waren, fanden wir uns dem Ziel unserer Reise gegenüber; es war eine schöne Wohnung, die einem reichen Armenier, dem Director einer der Pulvermühlen des Sultan, gehörte. Einige geologische Excursionen, die mein Gemahl in der Umgegend von San Stefano früher gemacht, hatten ihn unter das gastliche Dach dieses Armeniers geführt, und diesem Umstand dankte ich auch die Einladung, welche ich mit großem Vergnügen angenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Mexico.

1. Allgemeiner Zustand.

(Schluß.)

Nachdem wir so gezeigt, was Mexico bei seinem neuen Unabhängigkeitsverhältniß verloren hat, wollen wir noch einen Blick auf die Zukunft dieses Landes werfen, so wie auf seine politischen Verhältnisse zu den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich. Die ersteren zeigten frühzeitig das Verlangen, Eingriffe in das spanische Gebiet zu machen; im Jahr 1803 kündigte der Oberst Aaron Burr, der an Jeffersons Stelle Vicepräsident der Vereinigten Staaten geworden war, öffentlich seine Absicht an, in Neuspanien einzudringen und es zu revolutioniren; auf Reclamation des Vicekönigs ward er verhaftet, vor Gericht gestellt, aber freigesprochen im October 1805. Ein vorübergehendes gutes Einverständniß folgte dieser nichtigen Genugthuung und einige Jahre später schlug das Cabinet von Washington dem von Madrid vor, die Gränze des Gebiets der Vereinigten Staaten am Rio Bravo del Norte zu bestimmen, diesen Fluß bis zum 31° N. B. hinaufgehen zu lassen, und dann eine Linie gerade ans stille Meer zu ziehen. Dadurch wäre die Union in den Besitz der Provinzen Texas, Neu-Santander, Neu-Biscaya, Neu-Mexico, Sonora und Obercalifornien gekommen. Die spanische Regierung verwarf diese Eröffnungen mit Unwillen, und nun begannen einzelne, aber mit Beharrlichkeit fortgesetzte Feindseligkeiten von neuem: officiell desavouirt und insgeheim unterstützt bemächtigten sich die amerikanischen Streifschaaren der Städte La Bahia und San Antonio de Bejar und es bedürfte eines entschiedenen Sieges des Generals Elizondo, um diese Angriffe zurückzuweisen. Im Jahr 1819 kam der Vertrag über die Abtretung von Florida zu Stande, und von dieser Zeit bis zum Aufhören der königlichen Macht in Mexico erhob sich kein Streit mehr. Die Bürger der Vereinigten Staaten erhielten bloß zahlreiche Landbewilligungen, welche auch von Iturbide und seinen Nachfolgern fortgesetzt wurden. Aber die Vereinigten Staaten haben deßhalb ihre Eroberungsgedanken nicht aufgegeben, sondern hartnäckig daran gearbeitet deren Ausführung zu erleichtern, und mit Erstaunen vernahm man, daß im Jahr 1842 mitten im Frieden und ohne vorhergegangene Kriegserklärung der amerikanische, die Station in der Südsee befehligende Commodore sich des Hafens von Monterey, der Hauptstadt Neu-Californiens, bemächtigt habe.*) Die mexicanische Regierung hat sich übrigens von der Linie der Mäßigung, welche ihr die Schwäche vorschrieb, entfernt durch ein Decret Santa Ana's vom 8 Aug. 1843, welches den Hader zwischen beiden Regierungen unterhalten muß, da es die Zollstätten an der Nordgränze gänzlich schließt, und den Amerikanern allen Handel zu Lande untersagt.

Die Frage der Einverleibung von Texas in die große amerikanische Union hat kürzlich zu einem Streit Anlaß ge-

*) Dieß geschah in einem Augenblick, wo der amerikanische Commodore glaubte, ein Krieg mit England sey schon ausgebrochen, oder wenigstens unvermeidlich. A. d. U.

geben, welcher bedeutende Folgen haben könnte. Hr. Bocanegra, der mexicanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat dem Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten angezeigt, daß das mexicanische Cabinet eine solche Einverleibung als eine Kriegserklärung ansehen würde. Das Cabinet von Washington bemerkte aber ganz ruhig, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten hätten gemeinsam die Unabhängigkeit von Texas anerkannt, diese Republik könne also frei über sich verfügen, die Einverleibung, wenn sie stattfinde, würde ganz friedlich vor sich gehen, Mexico könne nicht reclamiren, und müsse also die Verantwortlichkeit seines Widerstandes tragen. Findet die Einverleibung statt, so ist die Lage Mexico's sehr verschlimmert, da auch im Norden Neu-Mexico bedroht ist, und man aus Obercalifornien bereits ein neues Texas zu machen gesucht hat. Es ist interessant, die Verluste zu verfolgen, welche das alte spanische Vicekönigthum, seit es eine mexicanische Republik wurde, bereits erlitten hat oder in wenig Jahren erleiden wird: im Süden und Osten die Generalcapitanerien Guatimala, Yucatan, Chiapas und Tabasco, im Norden und Nordwesten Texas, Cohahuila, Chihuahua, Neu-Mexico, Sonora und die beiden Californien. Eine Colonne von 3000 Mann Infanterie und einige nach beiden Küsten geschickte Corvetten würden hinreichen, das Reich Montezums zu unterjochen, dessen Eroberung jetzt leichter wäre, als zur Zeit von Ferdinand Cortez.

Noch stehen dem Lande mehrere Mittel zu Gebot, um die traurige Zukunft, die ihm droht, zu vermeiden. Das erste wäre die Ausfüllung des Deficits, wodurch es sich der Herrschaft der fremden Mächte entzöge, die regelmäßige Bezahlung der Angestellten, wodurch den Verschleuderungen mehr Einhalt gethan würde, eine Aufstellung von hinreichend starken Truppen, um die Einfälle der Indianer zurückzuweisen und die benachbarten Staaten im Respect zu halten. Um aber dieß zu erreichen, müßte man nicht nur eine strenge Ordnung in der Verwaltung einführen und ein sparsames System befolgen, sondern auch die Ausbeutung der edlen Metalle in einem viel größern Umfang betreiben. Nichtsdestoweniger wären alle diese Verbesserungen unzureichend, wenn die Regierungsform dieselbe bliebe. Man hat schon seit einiger Zeit die Gründung einer europäischen Monarchie als das einzige Mittel angedeutet, welches den innern Unruhen ein Ende machen und die Factionen, welche dieß schöne Land verheeren, vernichten könnte. *) Hr. Zavala, Minister Mexico's in London, hat schon im J. 1834 Unterhandlungen deßhalb angeknüpft, und gegen Ende des Jahres 1840 hat einer der angesehensten Männer Yucatans, Hr. Gutierrez Estrada, dem Geschrei und vielleicht sogar den Dolchen einiger Wüthenden zum Trotz, in der Hauptstadt selbst eine Schrift herausgegeben, worin er die Wiederaufrichtung des Throns als das einzige Rettungsmittel vorschlägt.

Die republicanische Partei ist ohne eigentliche Kraft und zudem in zwei Factionen gespalten, in die Centralistas oder Freimaurer vom schottischen Ritus (Escoseses) und Federalistas oder Freimaurer vom Yorker Ritus (Yorkinos). Die Logen dieser letztern wurden in Mexico gleich in den ersten Zeiten der Unabhängigkeit von dem amerikanischen Minister, Hrn. Poinsett, eingeführt, der den Instructionen seines Cabinets getreu die föderalistischen Ideen beförderte, wohl wissend, daß nach der Vertheilung des Landes in kleine freie Staaten die Herbeiführung einer gänzlichen Zertrümmerung nicht schwer seyn würde, was auch die Ereignisse vollkommen bestätigt haben. Die meisten rechtlichen Leute Mexico's gehören der royalistisch-religiösen und europäischen Partei an, der clerikalisch-spanischen, wie man sie nennt. Die Minenbesitzer, die Landeigenthümer, die redlichen Kaufleute, der alte Adel, alle Familien, in denen noch die alten spanischen Tugenden leben, wünschen die königliche Regierung zurück. Natürlich müßte der Prinz, welcher die monarchische Regierung wieder herstellte, sich zur katholischen Religion bekennen und durch Familienbande mit den ehemaligen Herren des Landes verbunden seyn. Gewiß ist die Rückkehr der amerikanischen Republiken zu monarchischen Ideen ein wichtiger Umstand; sie haben sich erschöpft in der Erringung einer verderblichen Unabhängigkeit, aber sie konnten über den Ruinen nichts aufbauen und sind jetzt mit der theuer erkauften Freiheit in großer Verlegenheit.

Die Begründung Mexico's als Monarchie wäre für Frankreich von großem Vortheil, denn die Unstätigkeit der jetzigen Regierung hat für unsern Handel große Nachtheile. Bleibt es aber republicanisch, so wäre seine Einverleibung in die nordamerikanische Union weit vortheilhafter als der jetzige Zustand, da der französische Handel unter der geregelten Verwaltung der Vereinigten Staaten sehr bedeutend sich entwickeln würde, und weil England verlöre, was Frankreich gewänne, denn mit der Art von politischer Herrschaft, die es jetzt ausübt, würde es auch sein Handelsmonopol einbüßen. Auch würde sich England um all das geschwächt sehen, was die Vereinigten Staaten durch die Eroberung von Texas und den andern mexicanischen Staaten an Macht gewännen. Das letztere Land, welches jetzt schon 18 Mill. Menschen zählt, würde dann 25 Mill. zählen, und vielleicht den ewigen Traum seiner Präsidenten, nämlich das Vorrücken bis Panama, verwirklichen. Dann würde die Union das stille Meer beherrschen durch den Besitz des Oregongebiets, Californiens und der Westküste von Mexico und Centralamerika; im Osten wäre sie Meisterin des atlantischen Meeres von Canada bis zum Isthmus von Darien und würde somit alle im mexicanischen Golf und im Antillenmeer gelegenen Inseln bedrohen.

Schon seit geraumer Zeit hat England diese Möglichkeit

*) Man darf nicht vergessen, daß Duflot de Mofras französischer Agent ist, und im Auftrag der französischen Regierung diese Länder besuchte. Der Plan, Mexico in eine Monarchie umzuwandeln, ist allerdings nicht neu, und selbst mehrere angesehene Mexicaner sind dafür thätig. Darum ist auch die innere Lage Mexico's wohl so ganz trostlos geschildert, obgleich wir auf mehrere andere, zum Theil Privatnachrichten gestützt, sie keineswegs günstig darstellen wollen; indeß darf man jedenfalls den Zweck den der Verfasser bei der Schilderung vor Augen hat, nicht übersehen. A. d. U.

und diese Gefahr vorausgesehen, und suchte deßhalb die Vereinigung von Texas mit den Vereinigten Staaten zu vereiteln: es hat diese Republik gleich bei ihrem Entstehen beschützt, durch die Verträge von 1840 hat diese das Durchsuchungsrecht der Engländer anerkannt, eine Million Pf. St. von der mexicanischen Schuld an England übernommen, und endlich ist durch die diplomatischen Agenten Englands ein Waffenstillstand zwischen Mexico und Texas abgeschlossen worden. Könnte England eine bedeutende Anzahl Colonisten nach Texas werfen, und die Zahl der Wähler um 4 — 5000 dadurch vermehren, so würde dieß die Majorität in den Wahlen ändern, und auf die Regierung des Landes und seine äußere Politik einen mächtigen Einfluß üben. Texas, das keine Marine und keine Capitalien hat, würde von England mit allen Verbrauchsgegenständen versorgt werden, und durch eine kräftige Entwicklung der Einwanderung könnte letzteres als Austausch gegen seine Industrieerzeugnisse alle Baumwolle, die es jetzt aus den Vereinigten Staaten beziehen muß, und welche Indien ihm nicht liefern kann, aus Texas erhalten. Zudem würde der Nichtanschluß von Texas an die Union die Gränze der Vereinigten Staaten entblößt lassen und ohne der ungeheuren Contrebande englischer Waaren, welche durch Texas stattfinden würde, zu erwähnen, wäre die freie Schifffahrt an der Mündung des Missisippi und den zahlreichen Verzweigungen dieses Stromes von dem Tage an gefährdet, wo England sich am Sabine-Fluß, am Arkansas und dem östlichen Rio Colorado festsetzte.

Was Mexico betrifft, so würde es nur den Nachbar wechseln, und das Beispiel von Balize in Yucatan ist ein Beweis, daß es dabei nicht viel gewänne. England hat sich, wie man sieht, auf alle Weise bemüht, der Vergrößerung der Vereinigten Staaten Hindernisse entgegen zu setzen; es hat die Folgen einer solchen Vergrößerung übertrieben, und behauptet, es sey für Frankreich und die andern europäischen Mächte eben so wichtig, eine allzu große Ausbreitung des demokratischen Elements in Amerika zu verhindern, die es früher oder später von der neuen Welt auf die alte zurückwirken müßte. Frankreich aber würde, im Fall die monarchische Form in den spanischen Republiken nicht wieder erstehen könnte, von der Einverleibung derselben in den Vereinigten Staaten viel größere Vortheile ernten.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Versammlung des magnetischen Congresses wurde am Freitag bereits um 8 Uhr des Morgens eröffnet, jedoch konnten nur diejenigen zugelassen werden, die thatsächliches Interesse an der Sache genommen und noch nehmen. Sir John Herschel präsidirte. Obschon alle jene Fragen, die durch Sir John Herschel angeregt, auch an alle die, welche Theil an den magnetischen Beobachtungen genommen oder diese unterstützt hatten, gerichtet worden waren, kam man doch zu keinem Entschluß. Die Frage, ob man fortfahren sollte, die Beobachtungen nach Göttinger Zeit anzustellen, wurde schnell durch allgemeine Beistimmung erledigt. Anders gestaltete sich aber eine zweite: ob die Beobachtungen fernerhin stündlich, alle zwei oder alle vier Stunden vorzunehmen wären. Nach längern Debatten schlug Hr. Airy vor daß, wo es sich nicht gut thun lasse stündliche Beobachtungen vorzunehmen, man wenigstens jede zweite Stunde nach Göttinger Mittelzeit beobachten müsse, welcher Vorschlag angenommen wurde, worauf sich die Versammlung bis auf nächsten Morgen vertagte.

In Section A wurde Professor Ermans Abhandlung über den Einfluß, welchen die Friction auf thermo-elektrische Phänomene äußere, verlesen. Mehrere Beispiele erläuterten die Behauptung, namentlich aber stellte es sich als unzweifelhaft heraus, daß durch Friction auf Wismuth und Antimonium sich die Elektricität bedeutend vermehre. Professor Grove hatte die meisten Experimente wiederholt und gefunden, daß die Reibung homogener Gegenstände Hitze, aber keine Elektricität, die von heterogenen Gegenständen dagegen Hitze und Elektricität erzeugte. Sir John Herschel kündigte darauf die Vollendung des Sternenkatalogs an, wozu die Regierung durch eine Unterstützung von 1200 Pfd. St. namentlich beigetragen. Der Katalog enthält das Verzeichniß von 6371 Sternen mit ihrer jährlichen Präcession u. s. w. Die Bemerkungen über einen neuen Anemometer, so wie über die meteorologischen Beobachtungen, welche ein Geistlicher in Huggate, Wold, angestellt hatte, wurden beide nicht für wichtig genug erachtet, um die Zeit damit zu verschwenden. Ein Hr. Oliver sprach darauf über Baron v. Bode's isolirten Compaß, dessen Zweck darauf gerichtet ist, die Nadel von allen Einflüssen des Eisens, welches sich auf einem Schiffe befindet, zu befreien, indem man vermittelst metallischer Oxyde eine neutrale Atmosphäre erzeugt, in welcher dann die Nadel aufzuhängen sey.

Dr. Daubeny sprach in der chemischen Section über die Wechselwirthschaft hinsichtlich des zu bestellenden Getreides, wobei sich seine Ansichten auf zehnjährige Beobachtungen stützten, die er im botanischen Garten in Oxford angestellt. Er wählte dazu zwei Stücke Land von gleicher Größe, und bestellte auf dem einen wiederholt ein und dasselbe Getreide, ohne den Acker zu düngen, während er auf dem andern, gleichfalls ungedüngten, mehrere Getreidearten in Wechselfolge aussäete, und fand, daß im ersten Fall die Deterioration bei weitem nicht so auffallend gewesen als er erwartet, obschon sie sich viel bedeutender gezeigt als auf dem zweiten Felde, wo er mit der Frucht gewechselt habe. Professor Johnson bemerkte dazu, daß er früher geglaubt, daß man jährlich ein und dieselbe Getreideart auf jeglichem Boden mit Vortheil würde ernten können, ohne dadurch den Boden selbst zu verschlechtern, seine eigenen Erfahrungen aber hätten ihm hinlänglich das Gegentheil bewiesen.

(Schluß folgt.)

Lamartine's Werke. Das Athenäum vom 19 Julius meldet aus Paris, daß Lamartine die Aufhebung seines Contracts mit seinem Herausgeber, Hrn. Bethune, von den Journalen erlangt habe. Dieser sollte seine Geschichte der Girondisten und einen Band Dramas erhalten nebst dem Recht, die bereits erschienenen Werke neu aufzulegen; aber er verhandelte dieß Recht an die Herausgeber der Presse, und Lamartine, der sein Werk nicht zum Feuilletonfutter hergeben wollte, suchte um die Aufhebung des Vertrags nach.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1845.

Das St. Johannisfeuer in der Provence.

Das uralte, bei den meisten europäischen Völkern übliche und mit dem alten Sonnendienst zusammenhängende St. Johannisfeuer wird noch jetzt in der Provence auf eine sehr feierliche Weise angezündet. Charles Poncy liefert uns in der Illustration vom 28 Junius nachfolgende Schilderung der Feier, wie sie jetzt noch jährlich zu Toulon stattfindet.

„Nirgends in der Welt wird der Tag des blonden Vorläufers Christi würdiger gefeiert als bei uns. In jeder Stadt ist eine dem h. Johannes gewidmete Kirche, und auf dem Platz vor derselben wird am 23 Junius Abends das Feuer des h. Johannis angezündet. Bei Einbruch der Nacht sammelt sich eine bunte Schaar junger Bursche mit Pechfackeln vor der Mairie, um die städtischen Behörden zu begleiten, welche, die Stadtserganten in großem Costüm, Handtrommeln und militärische Musik voran, nach dem St. Johannesplatze ziehen. Eine Compagnie Pompiers und eine Compagnie Infanterie sind seit Sonnenuntergang auf dem Platze aufgestellt, die eine um das Feuer, die andere um die Volksmenge in Schranken zu halten. Der Holzstoß ist nichts anders als ein ungeheurer Bündel von trockenem Rebenholz, der mit einer Menge dreifarbiger Fähnchen geschmückt ist, die Volksmenge aber ist die gesammte Bevölkerung der Stadt. Im Augenblick, wo der Zug auf dem Platze anlangt, öffnen sich die Flügelthüren der Kirche, und die Priester ziehen heraus, um das Fest einzuweihen. Sobald dieß geschehen ist, ergreift der Unterpräfect oder der Maire eine Fackel, die ihm ein als heiliger Johannes mit dem weißen Lamm gekleideter Knabe bietet, und wirft sie unter die Rebenhölzer, die alsbald in Brand gerathen.

„Von diesem Augenblick an haben die Behörden nichts mehr am Feuer zu thun, ausgenommen sie wollten sich braten lassen. Sie kehren unter dem Schall der Trommeln und Trompeten zurück, und überlassen den Platz den Pompiers, welche das rasche Fortschreiten der Flamme zu mäßigen haben. Nach ihrem Abgang stürzt sich alles auf das Feuer los, um sich der kleinen dreifarbigen Fähnchen, welche, da das Feuer sie geweiht, als Reliquien betrachtet werden, zu bemächtigen, die boshaften Pompiers aber überschütten unter dem Vorwand den Gluthhaufen zu besprengen, die Menge mit Wasser. Da der Haufen indeß meist aus Seeleuten besteht, so nehmen diese den Scherz keineswegs übel, sondern mit Freudengeschrei auf.

„Wenn das Feuer mit seiner letzten Gluth das Meer geröthet hat, so springen auf allen Schiffen, in allen Straßen, aus allen Fenstern die Wasser herunter; nach dem Feuerfest kommt das Wasserfest. Der Maire selbst ist bei seiner Rückkehr nach dem Hotel de Ville vor der Besprengung nicht ganz sicher. Die jungen Mädchen, mit Karaffen und afrikanischen Doppelflaschen ausgerüstet, verfolgen sich um einander wie schöne Blumen zu begießen, und wehe dem Misanthropen, der sich an diesem Abend wegen einiger auf sein ehrwürdiges Haupt gegossener Wassertropfen beklagen wollte, volle Krüge würden ihn bis nach seiner Wohnung begleiten.

„Ehemals war die Ehre den Holzstoß anzuzünden der Geistlichkeit vorbehalten, seit 1793 aber ist sie an die bürgerlichen Behörden übergegangen."

Die Armenierinnen zu Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Wir hatten kaum Zeit die reizende Lage dieses Landhauses, seine zahlreichen Galerien und Kiosks zu bewundern, als auch schon der Herr des Hauses, begleitet von seinem Sohn und Bruder, erschien uns zu empfangen. Dieses schnelle Entgegenkommen stimmt nicht sehr zu dem, was ich anfangs über den Charakter der Armenier sagte, ich muß deßhalb bemerken, daß es eine ganz besondere Ursache hatte. Der Sohn des Herrn vom Hause, der eine Reise durch die wichtigsten Länder Europa's gemacht hatte, brachte europäische Ideen mit sich, welche natürlich viele der bisher in der Familie eingewurzelten Vorurtheile zerstreuten. Der junge Mensch, welcher sehr verständig war und ungemein gut englisch und französisch sprach, war eine bedeutende Hülfe im Gespräch, und er hatte auch eigentlich unsern Besuch im Hause seines Vaters veranlaßt; sein Einfluß war stärker, als die nationale

Abneigung gewesen, und seine weiblichen Verwandten hatten, ihm zu Gefallen, ihre Nachgiebigkeit so weit getrieben, vor den Augen meines Mannes bei dessen erstem Besuche unverschleiert zu erscheinen.

Nach den orientalischen Begrüßungen und Complimenten führte unser Gastwirth uns in einen Kiosk, wo die Damen des Hauses unser warteten. Sie umarmten mich, faßten mich an der Hand und zeigten mir mehrere reizende, auf eine äußerst malerische Weise gekleidete Kinder. Als alle diese Ceremonien zu Ende waren, setzten wir uns auf den Diwan, um Confituren und den unerläßlichen Kaffee einzunehmen. Dann kamen die Pfeifen und mitten unter den wohlriechenden Wolken, die daraus emporstiegen, fanden wir endlich Zeit uns näher zu beobachten. Ich hatte diesen Augenblick mit lebhafter Ungeduld erwartet, denn die Schönheit und der Anzug meiner liebenswürdigen Wirthinnen waren einer nähern Untersuchung wohl werth. Alle drei lagen mit einer Nachlässigkeit und einer koketten Anmuth, wie man sie nur bei orientalischen Frauen findet, auf dem breiten karmosinrothen Sopha, das um den ganzen Saal herumlief. Die Gattin des Hausherrn schien etwa 40 Jahre zu haben; ihre Züge waren sehr regelmäßig, aber ihre ganze Gestalt etwas zu voll, und es fehlte ihr der Adel im Ausdruck, welchen bei europäischen Frauen die geistige Thätigkeit erzeugt. Ihr Anzug war merkwürdig. Vorerst die unerläßlichen Mousselin-Beinkleider, gut gefältelt, mit Baumwolle ausgestopft und am Knöchel mit einer Schleife befestigt; als Tunika hatte sie zwei Stücke Zeug, die ich mit nichts besser als mit dem Chorrock eines Priesters vergleichen kann, nur statt den Hals einzuschließen, begannen sie erst am Gürtel, und waren durch einen mehrmal umgewundenen Kaschmirshawl festgehalten; das hintere Stück bildete eine mehrere Fuß lange Schleppe. Eine kleine Weste von brauner Seide, die einen Theil des Busens sehr sichtbar ließ, war durch ein anderes mit Gold brochirtes Jäckchen bedeckt, dessen anliegende Aermel mit einer Spitzengarnitur geschlossen waren. Der Kopf war mit einem Kaschmirshawl bedeckt, welcher mit den Haarflechten mehrmals nachlässig um den Kopf geschlungen war; aber trotz der anscheinenden Einfachheit dieses Kopfputzes bewiesen doch einige große, in den Falten des Gewandes halbversteckte Diamanten den Geschmack der orientalischen Frauen für kostbaren Schmuck; auch die dicken weißen Hände erglänzten von Steinen. Prächtige Pantoffeln von Sammt und Gold, wahre Sultaninenpantoffeln, lagen vor ihr auf dem Teppich. Ihre Gefährtinnen trugen mit wenigen Veränderungen dasselbe Costüm; man wird gestehen, daß die so gekleideten Frauen wohl Leute, die bisher an die ärmlichen Moden Europa's gewöhnt waren, in Verwunderung setzen konnten.

Indeß machten die Diamanten und reichen Gewebe weit weniger Eindruck auf mich, als die Schönheit der jüngsten Armenierin. Ihr Gesicht, ihr Busen, ihre Hände glichen Alabaster, eine vollkommene Regelmäßigkeit der Züge und ein unnennbarer Reiz, der über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, machten einen lebhaften Eindruck auf mich; leider verdarb eine frühzeitige Dicke, wenigstens in meinen Augen, so viele Vollkommenheiten, aber in den Augen von Orientalen war dieß ohne Zweifel die unerläßliche Vollendung ihrer Schönheit. Ungemein neugierig, wollten diese Damen durchaus den Inhalt meiner Unterredung mit dem Sohne des Hauses kennen und thaten eine unendliche Menge Fragen an mich über unsere Sitten, unsere Vergnügungen, unsere Art die Zeit hinzubringen. Das lebendige Treiben der Französinnen erregte namentlich ihr Erstaunen: sie begriffen nicht, wie man an einem Tage seine Freunde besuchen, in den Kaufläden herumgehen und die Nacht auf dem Ball zubringen könne; ihr ewiger Refrain war: das muß sehr ermüdend seyn!

Während ich die Damen so in das europäische Leben einweihte, saßen die Männer einige Schritte von uns, rauchten die Wasserpfeife, und tauschten einige Worte mit dem gewöhnlichen orientalischen Ernst aus. Der junge Reisende dagegen schlug uns vor den Garten zu besuchen, der uns sehr gut angelegt schien. Teiche mit schönen Schwanen, ein von tausend Pfaden durchschnittener Wald, Pavillons in maurischem Styl, alles zeugte von dem Geschmack und Reichthum unseres Wirths. Leider dauerte der Spaziergang nicht lange, die Schleppen der Damen, die alles abgefallene Buschwerk mitnahmen, zwangen uns in einem Kiosk Zuflucht zu suchen. Als ich sah, wie schwer und langsam die Armenierinnen gingen, wie sie sich zwingen mußten uns zu folgen, kühlte sich mein Enthusiasmus für ihr schönes Costüm merklich ab. Die orientalische Frau ist hauptsächlich nur reizend, wenn sie auf dem Divan gelagert ist. Dieser Reiz verschwindet, sobald sie ihn verläßt; ich hatte davon den Beweis: ungeschickt, außer Athem, von unzierlicher Haltung, gingen meine drei Gefährtinnen wie wahre Enten, und erschienen mir ganz anders als noch vor einer Stunde, wo sie so sehr meine Bewunderung erregt hatten.

Die Zeit des Mittagmahls war nun herangekommen, und der Herr, welcher Kazoglu hieß, schlug mehreremal in seine hohlen Hände, um uns in den Eßsaal einzuladen. Wir setzten uns um einen runden Tisch, der mit kleinen Tellern voll Gewürz und Näschereien, die als Zwischenspeisen dienten, ganz besetzt war. Ein Diener legte jedem eine prächtige mit Gold gestickte Serviette um die Schultern, deren zwei mit Franzen besetzte Enden sich über der Brust kreuzten. Mit dieser wunderlichen Zierrath angethan begannen wir die orientalischen Speisen zu kosten. Ich kann die Menge Schüsseln, die sich während einer halben Stunde folgten, nicht angeben; es war ein völliger Sturm von Saucen, Pasteten, Braten und Gemüsen, deren bloßer Dunst mir hinreichend schien, den stärksten Magen zu sättigen. Die Nothwendigkeit in der ich mich befand, einen großen Theil dieser Speisen zu kosten, legte mich während der Dauer der Mahlzeit auf die Folter. Die Mischungen waren so widersinnig, die Gewürze unserem Geschmack so entgegen, Honig und Zucker dermaßen verschwendet, daß ich mehr als einmal mir Gewalt anthun mußte, um meine Wirthinnen zu befriedigen. Das Mahl endigte mit einem Pilau und mit Sorbet in einer großen Platte, in welche jeder

ohne weiteres mit seinem schildkrotenen Löffel hineinfuhr. Beim Weggehen vom Tisch brachte uns ein Diener, wie in den schönen Zeiten Griechenlands, die antike Wasserkanne, um uns die Hände zu waschen; sie war aus ciselirtem Silber und von kostbarer Arbeit.

Nun ging es wieder auf den Divan, um den Moka zu trinken und die Wasserpfeife zu rauchen. Der junge Armenier übernahm wieder seine Dolmetscherrolle und übersetzte alle unsere Fragen mit einer unerschöpflichen Gefälligkeit. Diese Unterredung ward unterbrochen durch die Ankunft griechischer Musikanten, die sich uns gegenüber auf den Teppich mit untergeschlagenen Beinen niederließen. Wer die griechische Musik kennt, kann sich unsern Schrecken vorstellen! Die Unwissenheit dieser Völker in allem, was Harmonie heißt, ist wahrhaft entsetzlich. Ich behaupte nicht, daß sie unfähig seyen, die Stücke unserer großen Tonkünstler auszuführen, das wäre ein Irrthum, denn die Türken selbst erlernen ungemein leicht Instrumentalmusik, aber von dieser Leichtigkeit ist es noch weit bis zum Verständniß der Harmonie, und ihre einheimische Musik, zu der sie stets mit neuem Vergnügen zurückkehren, zerreißt, wie jedermänniglich weiß, jedes europäische Ohr, das sie anhören muß. Unsere Musikanten zeigten sich denn auch ihres Landes würdig, und regalirten uns mit dem abscheulichsten Charivari, das man sich denken kann. Zwei Sänger entlockten einer halbzersprungenen Guitarre einige monotone Accorde, während der dritte sie mit seiner Geige und mit seinen Grimassen begleitete; alles dieß war sehr merkwürdig zu sehen, wenn auch nicht zu hören, was mich aber weit mehr ergötzte, das war die andächtige Aufmerksamkeit der armenischen Familie.

Ein reichliches Abendessen schloß die Abendunterhaltung und verjagte aus dem Saale die Rasenden mit ihren näselnden Tönen und ihren Verzerrungen, die uns völlig betäubt hatten. Trotz der geringen Zeit, die seit dem eigentlichen Mahle verflossen war, trug man Confituren und Orangen mit Backwerk auf; was mich aber an diesem Imbiß am meisten in Erstaunen setzte, war schöner Salat, den jedermann roh aß, als den größten Leckerbissen von der Welt.

Hierauf führte man uns in ein schönes Zimmer, das ausschließlich für Se. Hoheit bestimmt war, wenn dieser die Pulverfabrik besuchte. Es ist in der Türkei gebräuchlich, daß jeder Großwürdenträger stets zum Dienste des Sultans ein Zimmer bereit hat, welches nur in seltenen Fällen dient. Unser Schlafzimmer hatte statt aller Möbel einen Diwan, auf dem eine prächtige, mit Perlmutter eingelegte Toilette lag, und ein Bett, das allein die Hälfte des Zimmers einnahm. Dieß vollkommen viereckige Bett hatte seidene Vorhänge und eine Decke von Brokat. Trotz der Einfachheit des Ameublements war das Zimmer durch seinen hohen, mit Fresken bedeckten Plafond, und den reichen Teppich auf dem Boden prachtvoll genug, um den königlichen Gast aufzunehmen, für den es bestimmt war.

(Schluß folgt.)

Die fossilen Thierüberreste im Garonne-Gebiet.

In der Sitzung der Pariser Akademie las Hr. Prevost eine interessante Abhandlung über diesen Gegenstand vor. Der ganze Raum, den die Pyrenäen, das schwarze Gebirge, das Quercy, das Centralplateau von Auvergne, das Limousin und Ober-Poitou umfassen, bildet einen mächtigen Golf, der gegen das Meer zwischen Nantes und Bayonne offen ist; dieser ganze Strich ist voll von Ueberresten von Land- und Seethieren aller Art, das Rhinoceros mit eingeschlossen. Alle diese Thiere, deren Ueberreste man selten auf der Oberfläche sieht und die in festen Lagerungen von mehreren Metres Tiefe eingeschlossen sind, unterscheiden sich nicht bloß von den jetzt vorhandenen Arten, sondern auch von den nicht minder zahlreichen und mannichfachen Thieren, welche in augenscheinlich späterer Zeit ihre Ueberreste näher der Oberfläche zurückließen, wie der Elephant, das Flußpferd, die Hyäne, der Bär u. s. w., deren Ueberreste sich auch näher der Oberfläche in vielen andern Theilen Europa's, namentlich in Rußland und in Sibirien, finden. Die letztern scheinen durch ihre geologische Lage und ihren Charakter zwischen den erstgenannten Schöpfungen und den jetzigen Thierarten zu stehen.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Dr. Carpenter, der bereits in York andeutend über die Construction des Gehäuses der Mollusken gesprochen, setzte heute seinen Bericht fort und bemerkte, daß er sich freue, daß auch der Präsident (Sedgwick) seine Ansichten theile, nach welcher die Gehäuse der Mollusken eine organische Structur besäßen, welches damals mehrere ausgezeichnete Ausländer bezweifelt hätten, da der Bruch derselben krystallinisch sey. Gegenwärtig aber könne er vollkommen die Analogie beweisen, die zwischen den Muschelschalen und der Haut der Thiere bestände, indem er in den Gehäusen eine zellenförmige Structur entdeckt habe. Seine Diagramme der Terebrateln zeigten unter andern merkwürdigen Erscheinungen auch Perfractionen, welche keinen Zweifel übrig ließen, daß animalische Säfte durch dieselben geflossen wären. Anfänglich habe er geglaubt, daß sie nur vorhanden seyen, um Wasser einzulassen, von dieser Ansicht sey er aber zurückgekommen, als er sie als Theile eines Drüsenprocesses erkannt, worauf ihn die Beobachtung an fossilen Terebrateln gebracht, und alle Versuche, die er seitdem mit mehreren Species von Pandora, selbst mit Encriniten, angestellt, hätten ihn nur in seiner Ueberzeugung bestärken müssen. In den Stämmen von Pentacrinus habe er vollständig symmetrische Articulation gefunden und die Nummuliten unterstützten ebenfalls seine Theorie. Sollte sich diese in der That bestätigen, so wäre die Entdeckung von der größten Wichtigkeit für die Geologie. Dr. Sedgwick und Dr. Buckland machten namentlich auf die Wichtigkeit dieser Abhandlung aufmerksam. Dr. Buckland trug dann seinen Bericht über: die Mitwirkung der Landschnecken, Löcher in compacten Kalkstein zu bohren, vor und gab an, daß dieses mittelst einer Säure geschehe, welche die Schnecken besäßen, vermöge welcher sie den festesten Kalkstein durchbohren könnten. Bei einer zufälligen Gelegenheit habe er eine Schnecke arbeitend gefunden, und da er keine Reagentien zur Hand gehabt, hätte er das purpurblauseidene Band einer Dame genommen und die Schnecke gedrückt, worauf etwas von

der Feuchtigkeit auf das Band gefallen und dieß augenblicklich in roth umgeändert hätte.

Diese Abhandlungen und die Discussionen, welche darauf folgten, schienen gar nicht den Werth zu haben, um damit die Zeit auszufüllen, was auch von einem großen Theil der Versammlung gefühlt wurde. Hr. Baron v. Waltershausen (früher Sartorius) las seine Bemerkungen über den Aetna vor, die sich auf des Autors neunjährige Erfahrung stützten. Eine herrliche Karte, so wie andere Zeichnungen trugen viel zum deutlichen Verständniß bei. Nach seiner Ueberzeugung haben nicht 250 Eruptionen, wie sonst angenommen, sondern wenigstens 730 stattgefunden. Die Abhandlung ist übrigens bereits in Deutschland gedruckt worden. Sie gab zu weitläufigen Discussionen Veranlassung, die der Präsident endlich hemmen mußte, da es so rein unmöglich werde, auf diese Weise durch die vorgenommenen Geschäfte zu kommen.

In der zoologischen Section las der Reverend L. Tenyns über die Natur des Torfes in der Cambridgeshire Fens, welcher der Localität gemäß von sehr verschiedener Art sey. Sir Robert Schomburgk sprach über die Mauritia-Palme, den Lebensbaum des Paters Gumille. Er bemerkte, daß sich diese über einen Flächenraum von 550,000 englischen Quadratmeilen ausbreite, und daß er noch in einer absoluten Höhe von 4000 Fuß große Gruppen gefunden, während v. Martius deren höchsten Fundort nur auf 800 Fuß beschränke, wie ihm zugleich seine zahlreichen Erfahrungen bewiesen, daß die mittlere Höhe dieser herrlichen Palme 50 Fuß betrüge. Professor Forbes' Abhandlung über die Vertheilung endemischer Pflanzen wurde zwar für äußerst sinnreich gehalten, fand aber allgemeine Opposition. Alles, was Forbes vorbringt, ist originell, wohl bedacht, und ich behalte mir daher vor, seine Theorie später noch weiter zu detailliren. Was Forbes in der Naturgeschichte ist, das ist Dr. Latham in der Ethnologie. Seine Abhandlung über die Ethnographie Amerika's verwarf die Ansicht, nach welcher die einzelnen Sprachen der nordamerikanischen Stämme unter sich ganz verschieden seyen, und bewies die grammatikalische Affinität, welche unter diesen von Norden nach Süden herrsche, wobei sich sein Beweis namentlich auf die Eskimo stützte, die er als den Grund- und Eckstein seiner Theorie betrachtete. Der amerikanische Gesandte, Hr. Everett, sprach mit derselben Eloquenz, die er bereits früher bei der Rede an den Präsident bekundet, vollkommen zu Gunsten der Theorie, wobei er sich auf die herrlichen Resultate bezog, die Hr. Albert Gallatin erlangt. Bonomi's Abhandlung: die menschliche Figur zu messen, würde vielleicht auf dem Continent viel Bewunderer gefunden haben, da die Maschine, welche er dazu vorschlägt, auf dem Paßbureau dort sehr praktisch befunden werden müßte; unserer Ansicht nach verrichtet ein Band mit Zollangaben dieselben Dienste.

Die Versammlung der Section E fiel heute aus. In der statistischen, F, las Hr. Porter eine Abhandlung über den Handel von Norwegen von Hrn. Richard Valpy. Nach dieser besteht die Hauptausfuhr aus Producten der einheimischen Wälder, der Bergwerke und Fischereien; wie er zugleich anführte, daß von der Zeit an, wo England seine Bauhölzer aus Canada eingeführt, sich auch die Abnahme des gegenseitigen Handels herschreibe, der sich seitdem in gleicher Proportion mit Englands Manufacturen verringert. Interesse erregte die Ursache der Abnahme des Lachshandels, die einzig und allein der Menge Haifische zugeschrieben werden müsse, die sich gegenwärtig der norwegischen Küste entlang fänden.

Dr. Thurnam sprach über den Wahnsinn und die Periode des menschlichen Alters, in welchem dieser am häufigsten auftrete, und gab dafür die Jahre zwischen 30 und 40 an, obschon Quetelet glaube, daß diese gefährliche Periode zwischen die Jahre 40 und 30 fiele. Merkwürdigerweise trete diese Periode in Amerika in den Jahren vom 20sten bis zum 30sten Lebensalter auf. Auf die Frage des Bischofs von Norwich, ob der Wahnsinn mehr der civilisirten oder uncivilisirten Welt eigenthümlich sey, erwiederte Hr. Thurnam, daß sich diese nach Dr. Rush bedeutend häufiger in der civilisirten Welt fände.

Zunächst las denn auch Hr. Porter eine Skizze über die englischen Sparcassen vor, deren Stifterin Mrs. Priscilla Wakefield war. Ich führe aus dieser höchst interessanten Abhandlung nur die Resultate über die in der Gegenwart deponirten Summen mit der Zahl der Deponenten und der Gesammtbevölkerung an.

	Deponenten.	Betrag in Pfd. St.	Anzahl der Einwohner nach der Zählung von 1831.
England	832,290	25,112,863	13,089,336
Wales	18,690	599,796	805,236
Irland	91,243	2,749,017	7,731,365
Schottland	69,824	10,431,183	2,365,807

Nach dem, was auf halbofficiellem Wege in der localen Zeitung „The Cambridge Chronicle“ eingerückt war und als dessen Verfasser man Dr. Whewell, Master of Trinity-College, angab, konnte man kaum erwarten, daß von Seite der Einwohner Cambridge's irgend etwas zur Erholung für die Jünger der Weisheit in ihren Mußestunden gethan werden würde. Die heute veranstaltete Blumenausstellung kam daher höchst unerwartet, und obschon sie sich keineswegs mit jener in der Metropolis und in der Nähe derselben messen konnte, so gewährte sie doch eine interessante Abwechselung, und begünstigt vom schönsten Wetter bot der Garten des Downing College mit seinen bunten Zelten und Fahnen, mit der wogenden Menge der schönen Welt, Blumen unter Blumen, einen lieblichen Aufenthalt.

Abends 8 Uhr hielt noch Hr. Airy eine interessante Vorlesung über unsere bisher gewonnenen Kenntnisse des Erdmagnetismus, welche er auf populäre Art erläuterte. Die Zuhörer hatten sich ungemein zahlreich eingefunden, unter denen man namentlich viele Damen bemerkte. Statt wirklicher Instrumente benützte Hr. Airy Modelle von Holz zur Erläuterung. Der Laie wie der Eingeweihte verließ gleich befriedigt das Senatshaus.

Miscellen.

Lieutenant Cunningham ist, wie es scheint, in die Fußstapfen Moorcrofts getreten. Er gibt in den neuesten Nummern des Journals der asiatischen Gesellschaft von Bengalen (Nr. 147 und 149) eine Schilderung von Kunawar und einigen andern Theilen von Kleintibet. Kunawar ist der Hauptort eines langen Thals im Himalaya, das der Setledsch in seinem Oberlauf durchzieht. Cunninghams sehr umständliche Mittheilungen erweitern den Kreis unserer Kenntnisse von diesem Lande, das bis jetzt nur Moorcroft und Capitän Alex. Gerard näher beschrieben haben, bedeutend.

Itinerarium von Herat nach Peischawer. Major Todd, den die angloindische Regierung während der Besetzung Afghanistans nach Herat schickte, der aber dort eine ziemlich schwache Rolle spielte und sich durch die Drohungen des Wesirs Jar Mohammed Chan hinwegschrecken ließ, hat ein Itinerar von Herat nach Candahar und von da über Cabul nach Peischawer entworfen, das die angloindische Regierung jetzt durch das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen (Nr. 149) bekannt machen ließ.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1845.

Australien und Neuguinea in geologischer und ethnologischer Hinsicht.

Die Nouvelles Annales des Voyages theilen nach Hombrons Werke eine Uebersicht des indischen Archipels und der zwei Continente Neuguinea und Australien mit, welche zu Einem System geologischer Erhebung gehören. Die Gränze dieses Gebiets beginnt mit der Insel Formosa und reicht hinab bis nach Vandiemensland, geht östlich durch die Philippinen, Molukken, Neuguinea, die Salomoninseln, die neuen Hebriden, Neuseeland und die Macquarrie-Inseln; auf der Westseite umschließen die Sunda-Inseln und die Untiefen, welche von hier gegen Neuholland laufen, diese Landerhebung, deren Mittelpunkte Borneo und Australien sind. Diese beiden Inseln, die mindest vulcanischen von allen genannten, haben Granitgebirge und können als die von Vulcanen umgebenen Mittelpunkte der Erhebung angesehen werden. Die Zahl dieser Vulcane kann einen Begriff geben von der unglaublichen Anstrengung der Kräfte, welche der Erhebung aller dieser Länder voranging, eine Anstrengung, welche von dem Augenblick an von ihrer Heftigkeit verlor, wo die Dünste, die Gase, und vielleicht die Elektricität aus dem Schooße der Erde eine Bahn sich machten durch die Spalten, die sie im Granit und den alten vulcanischen Stoffen durchgebrochen hatten. Borneo, in der Mitte eines vulcanischen Kreises gelegen, sah seine Granitgrundlage zu zahlreichen und hohen Gebirgsketten empor getrieben; Australien, nur auf der Ost- und Nordseite von einer Vulcankette umgeben, scheint einen minder gewaltigen Anstoß erhalten zu haben, da die Kraft durch die vulcanischen Spalten im Archipel entwich.

Diese große Insel kann man somit als ein Land betrachten, das nur unvollkommen mit den befruchtenden Erscheinungen der Atmosphäre in Verbindung steht; sie scheint bestimmt uns einen Begriff von dem Zeitalter unseres Erdkreises zu geben, wo die Continente, allmählich aus dem Wasser emporgestiegen, noch bloß von einer kleinen Anzahl Säugethiere bewohnt waren. Die Berge sind nicht hoch genug für das Land, welches sie beherrschen; daher die unvollkommene Vertheilung der Gewässer, die vielen Flüsse und Bäche, die sich im Sande verlieren; die blauen Berge verbreiten Fruchtbarkeit auf einem sehr beschränkten Raum und nur am Ufer der großen Flüsse, die von denselben herabkommen. Alle möglichen Winde durchfurchen diese weiten Ebenen, gewinnen eine außerordentliche Heftigkeit, stoßen sich und setzen das Land den Verheerungen der Windhosen aus. Nimmt man das Bassin aus, welches sich östlich am Fuße der blauen Berge ausbreitet, so ist der Humus allenthalben von geringer Dicke, und die Wurzeln der Pflanzen dringen in den Sand, Sandstein und Thon. Diese geologischen und meteorologischen Verhältnisse des Landes sind ohne Zweifel die Ursache der großen Einförmigkeit der Bodenerzeugnisse sowie der auf dem Boden lebenden organischen Geschöpfe.

Beim Anblick dieser Vegetation, welche allenthalben dieselbe ist, was auch die Breite seyn mag, wo man sie beobachtet, kann man einen Schluß machen auf die Gleichheit des Klimas, das nirgends durch die Unebenheit des Bodens und die Anwesenheit von Strömen und Seen modificirt ist. Australien ist weder im Winter sehr kalt, noch im Sommer sehr heiß, das Klima im Norden und im Süden ist wenig verschieden, und diese geringe Verschiedenheit in den Jahreszeiten erzeugt auch die vollkommene Aehnlichkeit in den Producten des Pflanzenreichs. Hr. Gaudichaud hat diese Aehnlichkeit der Vegetabilien Australiens auf den entlegensten Punkten, an der Seehundsbay und bei Port Jackson, nachgewiesen, und hat eine vollkommen identische Vegetation auch in den blauen Gebirgen gefunden, eine Erscheinung, die man aus ihrer geringen Höhe erklären muß.

Man hätte glauben können, die Nordküste Australiens werde eine Ausnahme machen, und die Vegetation des Arnheim-Landes und um den Golf von Carpentaria einige Analogie mit der von Neuguinea darbieten, denn die Nähe der beiden Länder und die fast gleichen Breitegrade machten eine solche Annahme ausnehmend wahrscheinlich. Dem ist indeß nicht so, und man muß also glauben, daß der Boden einen noch viel größeren Einfluß hat als die Atmosphäre; indeß ist es minder die Art des Bodens selbst, als seine Unebenheiten, welche zur

Mannichfaltigkeit der Vegetation beitragen. Wenn hohe Berge die Nordküste Australiens beherrschten, so würden die sie bedeckenden Wälder den Uebergang der eigentlichen australischen Vegetation zu der von Neuguinea darbieten. Die Gebirge vervielfältigen die Arten, indem sie die Verhältnisse zur Atmosphäre und zur Sonne vervielfältigen, und in directem Verhältniß mit den Wolkenmassen, die sie verdichten, den Boden befruchten.

Neuguinea ist das Land, wo sich die Gebirge in größter Zahl finden: alle sind bedeutend hoch, steigen schroff vom Meer an, und erheben sich immer mehr gegen das Innere des Landes. Die Vegetation ist hier prächtig und von beispielloser Thätigkeit: in den geringsten Felsenspalten, wo nur die Zeit den nackten Stein angegriffen hat, auf fast senkrechten Oberflächen erheben sich ungeheure Bäume, etwa wie in Europa auf den Mauern die Farrenkräuter wachsen. Starke Gewässer schlängeln sich mitten durch die gegen einander gepreßten Ketten, sie treten mitten in großen Bayen ans Meer vor und bilden, wie z. B. die Tritonbay, schöne, gegen den Wellenschlag vollkommen geschützte Rheden. Die Vegetation um diese Bayen her ist die der Molukken und Sunda-Inseln, aber in den innern Gebirgen findet man ohne Zweifel Producte der Pflanzenwelt, welche diesem großen Land eigenthümlich sind; diese Annahme ist nicht bloß auf Vermuthung, sondern auf Analogie gegründet, denn man weiß, daß das Innere von Borneo neue Reichthümer einschließt, obgleich die Botaniker sie sich noch nicht verschaffen konnten.

Regen fällt täglich in Neuguinea, besonders in der Nacht; seine geographische Lage macht in dieser Beziehung alle Jahreszeiten gleich günstig und die trockene Jahreszeit ist hier weit minder scharf bezeichnet als in den Sunda-Inseln. Die Ostwinde führen die Dünste des großen Oceans herbei, welche von den zahllosen Bergen festgehalten und zum Nachtheil der andern Inseln des Archipels verdichtet werden; die feuchten Westwinde lassen gleichfalls den größten Theil der ungeheuren Wolken hier, die sie vor sich her treiben. Gewitter sind außerordentlich häufig in diesem Lande, was man dem Zusammentreffen der allgemeinen Winde, welche sich vom Aequator bis zum 5° S. B. ausdehnen, mit den herrschenden Monsuns zuschreiben muß, ein Zusammentreffen, das auf einer Linie statt findet, welche ganz Neuguinea von Ost nach West in der Mitte durchschneidet.

Die Tritonbay ist bestimmt einer der schönsten Häfen der civilisirten Welt zu werden; sie ist von hohen, mit trefflichem Bauholz bewachsenen Gipfeln umgeben. Der Ort war zur Anlage einer Colonie gut gewählt, nur mußten die Holländer, die ihn jetzt aufgegeben haben, auf einem hohen, dem Luftzug ausgesetzten Plateau sich niederlassen, und an der Rhede nur einen Landungsplatz einrichten. Es wäre zu wünschen, daß andere Versuche mit umfassenderem Plan und größerer Ausdauer unternommen würden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Einwohner beider Länder. Der Nordaustralier gleicht vollkommen denen, welche Forster, Lesson, Peron, d'Urville, Quoy und Gaimard auf dem ganzen Umfang des Landes beobachtet haben: seine materielle Fühllosigkeit steht im Verhältniß zu der Unbeweglichkeit seines Verstandes; *) mitten unter allem Material zum Bau von Wohnungen oder Piroguen thut er nichts um sein Loos zu verbessern, sondern irrt in den Wäldern und am Meeresufer umher, und alles was er trifft dient ihm ohne Unterschied als Speise. Sein Haar fällt ihm in langen Ringellocken über die Schultern hinab, und macht ihm einen dicken Kopf, der mit der Magerkeit seiner Gestalt in Mißverhältniß steht. Sein Bauch ist schlapp und herabhängend, seine großen Augen mit Blut unterlaufen und von thierischem Ausdruck, seine großen Backenknochen, seine zurückweichende Stirn, das Vortreten seines ungeheuren Oberkiefers, sein wolliger Bart an Oberlippe und Kinn, seine ungeheure Mundöffnung, die breiten Falten, die das Gesicht durchfurchen, alles dieß bildet eine Mischung von Brutalität und menschlichem Ausdruck, die etwas Zurückstoßendes hat.

Die Anwohner der Tritonbay sind eine Mischlingsrace von Malaien und von Papuas; ihr Wuchs erinnert an den der Malaien, und ist demnach weit größer als der des Papuas. Ihre schwarze Haut hat einen ziemlich lebhaften Kupferteint, so daß es schwer zu sagen ist, welche von beiden Farben vorschlägt. Sie sind gut gebaut und kräftiger als ihre Eltern, ihre Züge nicht so zart wie die der Papuas, deren Gesicht sehr entwickelte und angenehme Formen hat. Ihre Verbindung mit den Malaien erkennt man an dem lebhaften Blick. Die Mestizen zu Waigiu sind verschieden, weil sie von einer Kreuzung der Papuas mit den Molukken-Malaien abstammen, welche die mindest schönen Malaien sind, denn ihre braune Haut, ihre meist groben Züge verrathen ihre häufige Mischung mit den Ureinwohnern dieses Welttheils, den Alfaguis, welche noch auf einer Kette leben, die man von den Gebirgen der Philippinen an bis hinab nach Vandiemensland für ununterbrochen ansehen kann. Die Anwohner der Tritonbay stehen ihrer geographischen Lage nach im Verkehr mit weit schöneren Malaien, nämlich mit den Eingebornen von Celebes, der Sunda-Inseln und namentlich von Bali und Timor. Diese und ähnliche Vergleichungen, welche nur an Ort und Stelle gemacht werden können, sind die einzigen Ausgangspunkte, um die Verwirrung der Arten und Racen, welche gegenwärtig die Malaienländer und Polynesien bevölkern, zu lösen.

Die Armenierinnen zu Konstantinopel.

(Schluß.)

Am folgenden Tag besuchte ich mit der schönen Armenierin und ihrem Bruder das ganze Haus und alles was dazu gehörte; ich fand allenthalben Pracht und einen Comfort, der, wenn gleich dem unsern nicht ähnlich, doch auch seinen Werth hat. Die Sitten der Orientalen erfordern nicht die Menge Kleinigkeiten, welche in unsern Wohnungen zur Nothwendig-

*) Einige Engländer, namentlich Hodgkinson, urtheilen aber gar nicht so ungünstig über die Fähigkeiten der Australier.

keit geworden sind. Ihr Luxus besteht in großen Diwans, großen Zimmern, schönen Teppichen und besonders in allen Genüssen des materiellen Lebens. Ich bemerkte, daß meine Wirthinnen kein eigentliches Schlafzimmer hatten; wenn im Orient die Ruhestunde kommt, so bringt man einen Haufen Matratzen und Kissen ins Zimmer, wo sich gewöhnlich die Familie aufhält, ein jeder macht sich dann sein Bett auf dem Diwan; gewöhnlich schlafen mehrere Personen in demselben Zimmer. Nach meinem Besuche zu schließen, muß ich das Leben der orientalischen Frauen für höchst insipid halten. Eine tiefe Unwissenheit zerstört in ihnen alle natürlichen Anlagen: indolent, sinnlich und gleichgültig gegen alles, was nicht ihrer Koketterie oder ihrem Gaumen schmeichelt, setzen sie ihr Glück in ein materielles Leben, und eine ungeheure Dicke ist fast immer die Folge. Der Körper nährt sich auf Kosten der Seele. Mit dieser Neigung zur Sinnlichkeit halte ich sie keiner tiefern Zuneigung für fähig; indeß steht die Mutterschaft im ganzen Orient in hohen Ehren, und dieß erklärt den großen Einfluß, welchen die Hebammen in diesem Lande haben. Jede türkische, armenische oder griechische Familie, deren Umstände es erlauben, hält eine Hebamme, die sich fast alle Vorrechte einer Herrin des Hauses anmaßt; bei den Kazoglu fand ich eine, gegen welche das ganze Haus eine ungemein große Achtung zeigte; die Kinder schienen ihr mehr als der Mutter zu gehören, und sie übte eine unumschränkte Gewalt über sie aus.

Der Katholicismus schien mir auf meine Armenierinnen nur sehr geringen Einfluß zu haben; einige äußere Uebungen zeigen allein an, welcher Religion sie folgen. Von dem, was die christliche Moral Reines und Göttliches hat, von den evangelischen Lehren, begreifen sie nichts. Der katholische Cultus mit seiner Pracht, seinen glänzenden Festen, seinem Glockengeläute und allen den äußern Zeichen spricht zu ihrer Einbildungskraft, aber geht nicht weiter. Der Fanatismus mit seinen engen, ausschließlichen Ideen hat allein Eingang in ihrer Seele, und macht sie intolerant gegen alles, was außer ihrer Secte ist.

Unsere Neugierde war befriedigt und wir dachten jetzt an den Rückzug: drei Tage in armenischer Weise gelebt, waren mehr als hinreichend, um uns zufrieden zu stellen, und unser Magen, so gefällig er auch war, konnte die Kraftstücke, die man ihm zumuthete, nicht länger ertragen: man muß armenisch organisirt seyn, um sein Leben mit Essen und Verdauen zuzubringen. Uebrigens fühlte ich das Bedürfniß mich zu bewegen, zu athmen, mit Einem Wort in Freiheit zu seyn, und dieß machte mich taub gegen alle Versuche mich zurückzuhalten. Den ganzen lieben langen Tag Leuten gegenüber seyn, deren Ideenkreis und Neigungen ganz fremdartig sind, das ist die ermüdendste Sache von der Welt. Wir verließen deßhalb diesen armenischen Palast mit einer Zufriedenheit, die man als Undankbarkeit auslegen könnte, aber das Leben ist hier allzu nichtig und einförmig.

Mit Vergnügen sahen wir San Stefano und Ponte Piccolo wieder, und besuchten, ehe wir nach Konstantinopel zurückkehrten, eine griechische Kirche, die ein sehr besuchter Wallfahrtsort ist; von allen Inseln Griechenlands bringt man ihr Gaben herbei. Die Kirche heißt Palueli, die Fischkirche, über welchen seltsamen Namen die Sage folgendes berichtet. Als die türkische Armee in die kaiserliche Stadt eindrang, war ein sehr frommer Grieche eben beschäftigt Fische zu braten. Beunruhigt durch das außen herrschende Geräusch verließ er Pfanne und Fische und flüchtete sich, die Sage weiß nicht wohin. Die Fische, nur auf einer Seite gebraten, sprangen aus der Pfanne und suchten ihre Rettung in einem kleinen Teich neben dem Hause. Seitdem hat durch die sieben Fische, welche das Vorrecht haben ewig zu leben, die Quelle eine wunderbare Kraft erhalten. Eine schöne, auf dem Schauplatz des Ereignisses errichtete Kirche ist stets mit Kranken und Pilgern angefüllt, welche hier ihre Andacht verrichten. Ein ganz mit Marmor ausgelegtes Gewölbe enthält die Quelle, die ein Priester Tag und Nacht bewacht. Bei jeder Gabe erscheinen die sieben halbgebratenen Fische über dem Wasser, gleichsam um dem Geber zu danken. Trotz unsers großen Verlangens sie zu sehen, wollten sie sich doch unsern Blicken nicht zeigen, obgleich der Priester, der unsere Gabe in Empfang nahm, versicherte, er sehe sie vollkommen.

Ueber das Wandern der Thiere.

(Nach Marcel de Serres' Werke: Des causes des migrations d'animaux etc.)

Diesen noch wenig bekannten Gegenstand hat die Akademie von Harlem als Preisfrage gesetzt, und Marcel de Serres hat es unternommen, die Frage, so gut es bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse geschehen konnte, zu behandeln. Das erste war natürlich, eine gute Anzahl Thatsachen zu Grunde zu legen, und diese führten ihn auf die allgemeine Angabe, daß nur Vögel und Fische zu den eigentlichen Wanderthieren (émigrans) zu zählen seyen, während er irrende (erratiques) diejenigen nennt, welche durch gebieterische Bedürfnisse, sey es der Nahrung oder der Begattung, aus ihren Wohnsitzen getrieben werden; solche finden sich unter allen Classen des Thierreichs. Unter den Vögeln scheinen ihm Wachteln und Staare, unter den Fischen die Makrelen und die Häringe ihre langen und gefährlichen Reisen in Kraft eines blinden Instincts zu unternehmen. Dieser Instinct treibt sie zu einer bestimmten Zeit des Jahres ihren Aufenthaltsort zu wechseln. Menge oder Mangel der Nahrung und die Temperatur scheinen auf ihren Abgang und ihre Ankunft keinen Einfluß auszuüben, und können nur manchmal den Zeitpunkt einigermaßen ändern. Indeß bleiben doch auch einzelne im Winter in den Klimaten zurück, welche ihre Gefährten verlassen.

Unter den Säugethieren unternehmen die Lemmings lange Reisen, wie es scheint, um anderswo die Nahrung zu finden, welche ihnen in den Ländern, die sie gewöhnlich bewohnen, fehlt; sie werden auf ihren gefährlichen und weiten Zügen manchmal die Beute der Isatis. Unter den Vögeln gehören eine Menge zu den irrenden, so die Waldtauben, die Finken, die Drosseln u. s. w., welche durch die Kälte nach Süden getrieben werden, und die plattfüßigen Vögel, welche in den eisbedeckten Teichen des Nordens ihre Beute nicht mehr erwischen können; diese treibt also der Hunger so gut wie die Kälte fort.

Werfen wir unsere Blicke auf die Reptilien, so sehen wir die Seeschildkröte ihren schweren Panzer Hunderte von Meilen weit schleppen, um ihre Eier in dem Sande niederzulegen. Die Zahl der irrenden Fische ist nicht minder bedeutend, man darf nur diejenigen erwähnen, welche das Meeresbecken verlassen, um in den Flüssen in andere Lebensverhältnisse zu treten, zu denen sie nicht geschaffen scheinen; so namentlich die Salmen, die Neunaugen und die Aale. Die Mollusken, obgleich meistens von einer Kalkkruste eingeschlossen, haben ähnliche Gewohnheiten, und man kann unter die irrenden Arten namentlich die Acephalen, die Kammmuscheln, die Herzmuscheln, die Korbmuscheln u. s. w. zählen. Die Organisation der Gliederthiere läßt schon erwarten, daß sich unter ihnen eine gute Anzahl irrender Arten finden; die Lepidopteren, Orthopteren und Gymnopteren enthalten die meisten.

Indeß sind keineswegs alle Thiere so beweglich, daß sie weite Reisen unternehmen können, namentlich die Landsäugethiere, die Reptilien, eine große Anzahl Mollusken und Zoophyten sind so organisirt, daß weite Wanderungen gar nicht möglich sind, man muß diese also zu den seßhaften rechnen; nur Fische, Vögel, Meersäugethiere und einige Insecten können solche größere Wanderungen ertragen. Hr. Marcel de Serres hat am Ende seines Werks eine Art Karte angefügt, wo die Zeiten, in denen die Wanderungen der Vögel und Fische beginnen, so wie die Gegenden, wohin sie ziehen, verzeichnet sind; bei Vögeln und Fischen ist der Gang ihrer Wanderung auf einer Weltkarte angegeben, und namentlich die langen Wanderungen der Staaren, Wachteln und Schwalben, so wie der Häringe und Makrelen sind genau verzeichnet.

Der Gegenstand hat mehrere allgemeine Bemerkungen über die Naturgeschichte hervorgerufen, so z. B. hat der Umstand, daß die Reptilien keine Wanderthiere seyn können, die Folge, daß jeder Continent seine eigenen Arten hat, die mit denen anderer Continente wohl analog, aber nicht völlig gleichartig sind.

Chronik der Reisen.

Wissenschaftliche Reise im östlichen Altai. Von P. Tschichatscheff.

Der genannte Reisende hat die Ergebnisse seiner mehrjährigen Kreuz- und Querzüge im Altai, — eine Reise, die er auf Befehl des Kaisers, also ausgerüstet mit allen möglichen zweckdienlichen Mitteln, unternommen, — in Paris französisch in einem kleinen Folioband mit einem Atlas herausgegeben. Der Altai bildet bekanntlich auf einer sehr bedeutenden Strecke die Südgränze des russischen Sibiriens, ist reich an Metallen und verdient in jeder Beziehung eine sehr genaue Untersuchung. Wir werden später einzelnes aus dem interessanten Werke nachtragen, und heben hier vorerst nur aus dem Vorwort eine Stelle aus, welche über Zweck und Inhalt des Werks den nöthigen Aufschluß gibt. „Das Werk, welches ich hier der Nachsicht des Publicums übergebe, besteht aus zwei Theilen; der erste umfaßt den historischen Bericht der Reise mit allen Beobachtungen, die sie mir an die Hand gab, sowohl hinsichtlich der physikalischen Wissenschaften, als in Bezug auf Ethnographie, Verwaltung u. s. w. Der zweite Theil ist bestimmt nicht nur die ausschließlich geologischen, von mir an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen zusammenzufassen, sondern auch das Wissenswertheste überhaupt zusammenzustellen, um eine allgemeine geologische Skizze zu geben, die wenigstens als eine Vorarbeit auf diesem ungeheuern Felde gelten kann, auf dem der naturforschende Reisende so selten ein Denkmal findet, das ihn an die flüchtige Wanderung eines frühern Reisenden erinnert. Der ganze Theil meiner Karte, welcher sich nicht auf solche Gegenden bezieht, die ich selbst besucht habe, ist nach den Angaben colorirt, welche ich während meines Aufenthalts im Altai sammelte oder theils aus den Sammlungen der kaiserlichen Minenschule in Petersburg, theils aus den Schriften von Pallas, Schangai u. s. w. geschöpft. Da ich so glücklich war, mehrere fossile Pflanzen mitzubringen, welche ich großentheils dem Major Frese, Director der Minen von Salair, verdanke, welcher sie an Orten sammeln ließ, die ich nicht selbst besuchte, so beeilte ich mich, sie meinem gelehrten Freund und Collegen Professor Göppert vorzulegen. Das Ergebniß seiner mühsamen und scharfsinnigen Forschungen ist mit eilf lithographirten Platten dem zweiten Theil meines Werks beigegeben, welches mit einer beachtenswerthen Abhandlung Professor Brandts über die Fauna Westsibiriens endigt." Der Atlas Tschichatscheffs enthält 19 Platten mit Abbildungen interessanter Landschaften, 12 Platten mit Pflanzen, die er beschrieben und zum Theil neu entdeckt hat, vier Karten Itinerarien nebst einer allgemeinen Karte des Altai mit annähernden Bezeichnungen der wichtigen Lagerungen, die er einschließt, endlich sechs Plane verschiedener Minen und geologischer Durchschnitte.

Miscellen.

Winterkartoffeln. In einer Sitzung der Centralgesellschaft für Ackerbau am 16 April legte Hr. De Chambray Knollen von einer Kartoffelpflanze vor, welche deren 25 hatte. Es war der schönste Stock von vieren, die am 24 August vor. J. gepflanzt und am 2 April 1845 ausgegraben worden waren. Die Knollen waren also den Winter hindurch gewachsen, hatten aber nicht ihre volle Reife erlangt. (Echo du Monde Savant vom 20 Julius.)

Ostindisches Finanzwesen. Man hat dem englischen Parlament neue Berichte über die financielle Lage Indiens vorgelegt, aus denen sich folgendes ergibt. Die Gesammteinnahme des engloindischen Reichs betrug im Jahre 1842/43 21,190,250 Pfd. St., im Jahre 1843/44 21,809,182 Pfd. und das gesammte reine Einkommen nach Abzug aller Lasten der Erhebung u. s. w. auf 15,307,064 Pfd. im Jahre 1842/43 und auf 14,844,222 Pfd. im Jahre 1843/44. Die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Ausgaben Indiens und seiner Nebenländer beliefen sich auf 14,844,222 und die in England auf indische Rechnung zu machenden Zahlungen auf 2,944,073 Pfd., so daß abgesehen von den Erhebungskosten eine Gesammtsumme von 17,788,295 Pfd. herauskommt, und so ein Deficit von 773,156 Pfd. erscheint. *) Das Deficit im Jahre zuvor, 1842/43, war 1,346,011 Pfd., im Jahre 1841/42 1,771,603 Pfd., im Jahre 1840/41 1,754,825 Pfd. und im Jahre 1839/40 nicht weniger als 2,138,713 Pfd. (Daraus geht mindestens so viel hervor, daß Indien in einem laufenden Deficit ist, welches in den Jahren 1839 bis 44 7,784,308 Pfd. betrug.) Die ganze registrirte Schuld betrug am 30 April 1843 31,934,096 Pfd. und der Gesammtbelauf der Schatzkammerscheine 719,372 Pfd. (Shipp. Gaz. vom 23 Jul.)

*) Die Rechnung ist, wie man sieht, nicht sehr klar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 218

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1845.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Wir haben seit einiger Zeit vermieden etwas über diese Colonie zu sagen, weil die Sachen sichtlich einer Krise sich näherten. So wie es war, konnte es nicht fortgehen: die Unsicherheit des Landeigenthums, die abgeschmackte Hätschelung der Wilden, selbst nach dem Morde von 19 Europäern und neben sehr reellen Bedrückungen durch die unklugen Anstalten der Regierung, hatten eine solche Unzufriedenheit erzeugt, daß viele alles Ernstes die Absicht äußerten fortzuziehen, und auf irgend einer Insel der Südsee ungehemmt von der launenhaften Einmischung der Regierung sich niederzulassen. Zu einem solchen Schritte konnten aber wohl einige der Ansiedler sich entschließen, nicht aber die Mehrzahl von 20,000 Menschen; diese mußten aushalten, und fanden kräftige Fürsprecher in England an der Neuseeland-Compagnie, welche ihr Geld zugesetzt hatte die Insel zu colonisiren, und durch die Unsicherheit alles Eigenthums so ziemlich bankerott war. Daher kam es denn, daß man im Monat Junius einen Generalsturm auf das Ministerium wagte, um endlich gegen die Zögerungen und Doppelzüngigkeiten der Colonialverwaltung durchzudringen. Die sehr bedeutende Minorität, welche gegen die Minister stimmte, 172 gegen 223, zeigt hinreichend, für wie wichtig die Sache angesehen wird und wie unrecht in der ganzen Angelegenheit verfahren wurde, denn wäre die Sache minder wichtig und minder schreiend gewesen, so hätten die Minister wohl ihre gewohnte Majorität von mehr als hundert Stimmen erhalten. So stand es innerhalb des Parlaments, außerhalb desselben aber war unter allen irgend Betheiligten die Stimmung allgemein gegen die Regierung und namentlich gegen das Colonialamt, so daß sich sogar der Spott dieser Angelegenheit bemächtigte, und ein Pamphlet herauskam: „Gespräch der Lebenden über unsere Colonien."

Da diese kleine Schrift den Stand der Sache unter der Ministerwelt mit ziemlicher Schärfe zeichnet, so heben wir eine Stelle aus, wo Lord Ripon, Lord Stanley und Sir R. Peel sich mit einander unterreden.

Lord Ripon zu Sir R. Peel: So beginnen Sie also wieder einen wüthendern Kampf gegen alte Freunde, als Sie selbst zu wissen scheinen. Ich sehe es klar, Sie haben Lord Stanley und mich berufen, um Ihre Entscheidung über das Colonialamt zu hören, das Sie seinen Feinden überliefern wollen, während Sie sich ganz gemächlich unter den Reformern betten, — Saul unter den Propheten.

Sir R. Peel. Nicht ganz; aber ich will aufrichtig seyn. Die Sachen sind dahin gekommen, daß wir zwischen zwei Uebeln wählen müssen: wir müssen entweder das System des Colonialamts oder Lord Stanley aufgeben. Nun kann ich aber meinen Collegen nicht sitzen lassen.

Baron Stanley *) (Wüthend). Was ist das? mich nicht sitzen lassen! Wer verlangte von Ihnen, daß Sie mir helfen sollten. Ich werde toll und brauche einen Hüter, ärger als Gouverneur Fitzroy in Neuseeland.

Sir R. Peel. Mylord Stanley, ich maße mir nicht an Ihr Protector zu seyn. Aber Ihr Repräsentant im Unterhaus, der Unterstaatssecretär Hope, ist der Aufgabe nicht wohl gewachsen, und ich habe bereits erklärt, daß die Colonien ein integrirender Theil des Reichs werden müssen. Ich bin entschlossen diesem Grundsatz zu gehöriger Zeit Folge zu geben, und der erste Schritt ist, das Colonialamt zu reformiren. Lord Glenelg, ein vortrefflicher Mann, ward durch das System desselben vernichtet; er wagte nicht gegen die zerstörende Kraft zu kämpfen, weil er persönlich in einer schwachen, falschen Stellung war. **) Falsche Freunde untergruben ihn, und säeten Unkraut während er schlief. Eure Herrlichkeit hat tiefere Wurzeln, und Ihr Fall würde mehr Erde umwühlen; darum muß er vermieden werden.

*) Er heißt hier immer Baron, eine im gewöhnlichen Leben nicht geläufige Bezeichnung, da er hier nur „Lord" betitelt wird; es geschieht wohl nur um sein hochfahrendes Wesen und den aristokratischen Stolz herauszuheben.

**) Dieß bezieht sich darauf, daß Lord Glenelg selbst ein Beamter der Church Missionary Society war, der man nicht mit Unrecht den größten Theil des Mißgeschicks Schuld gibt, was man auch jetzt aller Seiten offen heraussagt.

Baron Stanley. Ich will meine Sache selbst ausfechten; kein Wort weiter.

Dieser fingirte Dialog stellt trotz seiner spöttischen Weise die Lage der Sachen und die Stimmung der handelnden Personen deutlich genug dar. Von dem Verhältniß zwischen Lord Stanley und Sir R. Peel sagen wir nichts, als daß der letztere einen so bedeutenden Mann, wie den erstern, nicht fallen lassen konnte, weil dabei eine Auflösung des Ministeriums auf dem Spiel stand. Der Sturm der Opposition auf das Colonialamt mußte also abgeschlagen werden, und es der Regierung überlassen bleiben, die nöthigen Aenderungen im Colonialwesen selbst vorzunehmen. Das gelang auch, als Ch. Buller seinen ersten Antrag stellte (17 Junius), und der eigentliche Streitpunkt, die Stellung der Missionäre zu der Laienansiedlung wurde damals aus Schonung für die mächtige Partei der Missions- und Kirchenmänner nur sehr leicht berührt. Man griff scheinbar nur Stanley's Nachlässigkeit und Unschlüssigkeit an. Wir haben oben schon erwähnt, daß der Angriff der Opposition mit einer unter den bestehenden Verhältnissen auffallend geringen Majorität abgeschlagen wurde, und die Freunde der Laienansiedlung Neuseelands ergriffen deßhalb, als die Nachricht von dem Aufstande der Eingebornen und der Zerstörung der Stadt Kororarika eintraf, begierig die Gelegenheit, den Sturm zu wiederholen. Dießmal war es ernstlicher gemeint als das erstemal: die Stellung der Missionäre, ihre fortwährende systematische Feindseligkeit gegen die Laienansiedlung ward schonungslos ans Licht gezogen, und namentlich H. Stephen, der erste Secretär im Colonialamt und ein anerkannter Freund der Missionäre, sehr hart mitgenommen. Die Thatsachen lagen vor: was die Gegner der Missionäre längst vorausgesagt, daß das bisher eingehaltene Verfahren die Eingeborenen Neuseelands zum Aufstand treiben werde, war eingetroffen, schlimmer eingetroffen als man gefürchtet hatte, die Vertheidigungsmittel der Minister waren daher sehr beschränkt, und wenn sie nicht wirklich geschlagen werden wollten, so mußten sie bestimmte Zusicherungen geben. Dieß geschah denn nicht bloß im offenen Parlament, sondern wie es scheint, auch im Geheimen, denn nachdem die öffentliche Verhandlung vom 21 Julius sich nicht sonderlich günstig angelassen, wurde sie am 22 ausgesetzt, vermuthlich um inzwischen mit den Hauptgegnern Unterhandlungen anzuknüpfen. Da diese recht gut wissen, daß sie bei Gelegenheit einer solchen Frage das Ministerium nicht aus den Fugen treiben können, viele dieß auch selbst nicht wollen, so war eine Compromiß vermuthlich nicht schwer, und die Folge war, daß der Antrag Bullers am 23 mit einer Majorität von 155 gegen 89 durchfiel; in Wahrheit aber wird die Sache wohl gewonnen seyn, wie sich namentlich aus dem Tone Sir R. Peels schließen läßt, der, wie wir unten sehen werden, wohl Hrn. Stephen, das Mitglied des Colonialamts, aber nicht die Missionäre in Schutz nahm. Dieß führt uns auf die Hauptfrage, um die sich der ganze Streit dreht, nämlich auf das Verhältniß der Missionäre zur Laienansiedelung.

Da man unserm Blatte wiederholt den Vorwurf einer systematischen Feindseligkeit gegen die Missionäre gemacht hat, so wollen wir nicht unsere Ansicht, sondern die eigenen Worte angesehener englischer Parlamentsredner anführen, um zu beweisen, wie sich unter den einsichtsvollen und unbefangenen Staatsmännern Englands allmählich die Meinungen über das Treiben mancher Missionäre gebildet haben. Wir beginnen mit Roebucks Rede, nicht als ob wir dessen Ansichten völlig theilten, sondern weil er die Vorwürfe, welche man ziemlich allgemein den Missionären und Hr. Stephen macht, am unumwundensten aussprach und andere ihre Bemerkungen daran anknüpften. Nachdem er spöttisch bemerkt, daß die Missionäre, um die Bibel ins Neuseeländische zu übersetzen, einen neuseeländischen Salmigondis zusammengebraut hätten, den unmöglich ein Neuseeländer verstehen könne, fuhr er fort: „aber während die Missionäre sanft und fromm redeten, hatten sie stets ein Auge auf ihre eigenen Interessen. Ein Zeuge sagte vor der Committee aus, ein Missionär habe ein „Stück Land" erworben; bei näherer Nachfrage aber zeigte es sich, daß dieß etwa 90,000 Acres waren; ein anderer Missionär bemerkte, er habe ein Stück Land an sich genommen, welches ein Gegenstand des Streits zwischen zwei gegen einander erbosten Häuptlingen gewesen sey. Später ergab sich, daß dieß Stück Land 100,000 Acres im fruchtbarsten Theil von Neuseeland umfasse. Wenn man fragt, weßhalb Auckland *) zur Hauptstadt von Neuseeland gemacht worden sey, so ist die Antwort nicht schwer. Es ist der Einfluß der Missionäre, der dieß durchsetzte, ein Einfluß, der das Colonialamt gegenwärtig leitet, und der noch jeden Colonialminister geleitet hat. Der Colonialminister dem Namen nach ist nicht der Colonialminister in Wirklichkeit, sondern nur der persönlich verantwortliche Beamte, hinter ihm aber steht ein unverantwortlicher Einfluß, welcher in der That vorherrschend ist. Der Colonialminister mag versuchen unabhängig zu regieren, und wenn er ein Mann von großer Kraft, Einsicht und Willensstärke ist, so wird es ihm für eine Weile gelingen; aber es gibt wenige Leute dieser Art und Lord Stanley gehört nicht dazu. Er ist geleitet von Hrn. Stephen, Hr. Stephen ist aber geleitet von dem Interesse der Missionäre, und so lange dieß Verhältniß andauert, ist nichts anders zu erwarten. England stand auf dem Punkt mit Frankreich wegen Taheiti in Krieg verwickelt zu werden; auch dort herrschte der Missionseinfluß u. s. w."

Labouchere, ehemaliger whigischer Handelsminister, sprach für Hrn. Stephen, aber nicht eine Sylbe für die Missionäre. Sir R. Inglis beschränkte sich auf einige allgemeine Phrasen zu ihren Gunsten, aber Hr. Aglionby (wenn wir nicht irren Vorsitzer der Neuseeland-Committee) erinnerte an die offene Feindschaft, welche der Secretär der Kirchenmissionsgesellschaft, Hr. Dandeson Coates, gegen die Laienansiedlung schon im J. 1838 kundgegeben, und die er bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt hätte, eine Sache die durch zu viele urkundliche Beweise unterstützt sey, als daß sie sich bezweifeln lasse. Dann fährt er fort, und zeichnet die Missionäre in folgender Weise:

*) Welches gegen 300 Stunden von den Hauptansiedlungen der Engländer an der Cookstraße entfernt liegt.

„Die Missionäre der Kirchenmissionsgesellschaft haben ein directes Interesse die Colonisation Neuseelands durch die Compagnie oder irgend sonst jemand zu verhindern. Man kann die Missionäre in drei Classen theilen. Die ersten machen die wirklich hochgesinnten, ehrenwerthen Männer aus, welche mit den reinsten und uneigennützigsten Absichten nach Neuseeland gingen, aber der Ansicht waren, wenn europäische Civilisation und Künste in den Inseln eingeführt würden, so kämen auch eben damit europäische Laster, welche den Fortschritt des Christenthums unter den Eingebornen hemmen würden; darum widersetzten sie sich der Colonisation. Die zweite Classe sind Leute, die aus keinen so reinen Beweggründen handelten, wenn auch kein gemeines Geldinteresse sie getrieben hat. Diese Classe von Leuten hatte einen großen Einfluß auf die Eingebornen gewonnen, sie hatten die Macht von kleinen Königen, und man darf sich deßhalb nicht wundern, daß sie einer Colonisation abgeneigt waren, welche sie ihrer Macht und ihres Einflusses berauben würde. Es gibt aber noch eine dritte Classe von Missionären, welche fast ausschließlich von Selbstsucht geleitet sind, und welche die Instructionen der Kirchenmissionsgesellschaft ganz aus den Augen setzten. Diese Gesellschaft verbot ihnen Land zu kaufen, außer was zu ihrem und ihrer Familien Unterhalt nöthig sey, aber ihre Landansprüche betragen nahe an 200,000 Acres, *) welche sie gekauft zu haben behaupten. Zwischen den Missionären, als Protectoren der Eingebornen, und andern Personen ist nun die Frage, ob letztere Neuseeland colonisiren sollen oder nicht, und darüber soll nun das Parlament entscheiden."

(Schluß folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Dritter Artikel.

Sonnabend. Professor Boutigny's Experimente hatten heute die Versammelten so in Anspruch genommen, daß man alle übrigen Sectionen in der That leer fand. Das Programm des Tages machte bekannt, daß Prof. Boutigny seine Versuche über den sphäroidischen Zustand gewisser Körper und deren Anwendung auf Dampfkessel, so wie über das Gefrieren des Wassers in glühend heißen Gefäßen dem Publicum vorlegen werde. Vorher trug Prof. Schönbein seine Versuche über Ozon unter allgemeinem Beifall vor, den er nicht nur wegen des allgemein regen Interesses an der Sache selbst erntete, sondern sich auch noch durch seinen humoristischen Vortrag, durch seine ausländische Betonung der Worte desselben erwarb. Diese Versuche sind auf dem Continent schon zu wohl bekannt, als daß ich sie noch mitzutheilen nöthig hätte. Wir gehen daher zu Boutigny's Experimenten über. Leider wurden die einleitenden Erörterungen in französischer Sprache gegeben, wodurch sie nach meiner vollen Ueberzeugung gewiß zwei Dritteln der Versammelten unverständlich blieben; dagegen gelangen seine Experimente ganz vorzüglich. Hr. Boutigny zeigte zuerst, daß wenn man kaltes Wasser auf eine bis zu einem gewissen Punkt glühend gemachte metallische Fläche gieße, sich die Hitze der Fläche dem Wasser nicht mittheile, sondern dieses in sphäroidische Körper verwandle, die in minuter Entfernung von der glühenden Fläche, ohne zu kochen, umherrollten. Das Wasser, welches er nun in einen glühenden Platinbecher goß, rollte auch in diesem umher, wobei es vollkommen das Ansehen von Glaskugeln angenommen; — man hörte weder das Zischen einer verdampfenden Masse, noch sah man es überhaupt verdampfen, obschon man das Volumen der Sphäroide deutlich abnehmen sah, bis es nach Verlauf von zwei Minuten gänzlich verschwunden war. Dasselbe Resultat ergab sich, als Boutigny entzündbare Körper, Jodine und Ammonium, in den Becher schüttete, die ebenfalls kegelartige Gestalten annahmen, ohne sich früher zu entzünden, als bis der Becher von der Spiritusflamme abgenommen wurde und sich zu erkälten begann, worauf sich die Jodine sogleich in purpurne Dämpfe auflöste. So parador es auch schon an und für sich erscheinen mag, daß die entzündbaren Körper nicht in Flammen ausbrachen, als sie mit der glühenden Fläche in Berührung kamen, so bemerkte man doch selbst nicht einmal die geringste Spur eines Dampfes. Darauf erhitzte Prof. Boutigny einen cylindrischen Körper bis zu jenem Hitzegrad und leitete ihn vermittelst eines Drathes in ein Glas Wasser, ohne daß durch den Contact auch nur im geringsten jene zischende Bewegung hervorgebracht worden wäre; man bemerkte nicht mehr als da, wo ein kalter Körper mit einem kalten in Berührung gebracht wird; — so wie sich aber der Cylinder abzukühlen begann, entstanden auch alle jene bekannten Erscheinungen. Prof. Boutigny erklärte diese auffallenden Erscheinungen dadurch, daß jeden glühenden Körper Schichten von Dünsten umhüllten, die es verhinderten, daß sich die ausströmende Hitze dem ihm nahegebrachten Körper mittheile. Eine praktische Wichtigkeit erhielt diese Thatsache auch dadurch, daß sie manches bisher Unerklärliche in Bezug auf die Härtung des Stahles erkläre, wie sie auch gewiß auf die Ursache des Zerspringens der Dampfkessel hinleiten würde. Sey bei dem erstern der Stahl zu glühend gemacht, so könnte der gewünschte Zweck, für welchen man ihn in das kalte Wasser tauche, nicht erreicht werden. In Bezug auf das Zerspringen der Dampfkessel zeige sie aber, daß wenn man kaltes Wasser in den glühend gemachten Kessel gieße, sich die Hitze des Kessels dem letztern nicht unmittelbar mittheile, woher auch keine Dämpfe erzeugt werden könnten. Erkalte aber der Kessel nach und nach, so entwickelten sich mit einem Moment eine solche Masse von Dampf, daß der Kessel zerspringen müsse. Dagegen kann man allerdings einwenden, daß sich diese Erklärung nur auf den Fall anwenden läßt, wo der Kessel, ehe er Wasser enthält, glühend gemacht wird, während doch das Zerspringen eben bei Fällen vorkommt, wo der Kessel zuvor mit kaltem Wasser gefüllt und dann zugleich mit dem Wasser erhitzt wird. Das Gefrieren des Wassers in einem glühenden Gefäße gelang eben so vortrefflich und nahm das allgemeinste Staunen in Anspruch. Nachdem Prof. Boutigny abermals ein Platingefäß glühend gemacht, nahm er eine kleine Quantität Wasser und goß sie in dasselbe. Das Wasser nahm wieder jene sphäroidische Gestalt an und rollte hin und her. Jetzt goß Boutigny etwas Schwefelsäure hinzu, die eine Evaporation hervorrief, unter welcher er das Gefäß plötzlich herumdrehte und ein Stück Eis aus ihm auf den Tisch rollte. Der lebhafteste Beifall durchtönte den ganzen Saal.

In Section A theilte Colonel Sabine meteorologische Beobachtungen aus Bombay mit, die auf dem dortigen Observatorium registrirt worden

*) Das heißt diejenigen, welche von der Regierung als gültig anerkannt und in der Regierungszeitung bekannt gemacht wurden; die übrigen Ansprüche beliefen sich weit höher.

waren. Das Observatorium befindet sich auf der Insel Colabah unter 18° 54′ N. B. und 72° 50′ O. L. v. Gr. und erhebt sich ungefähr auf einer Höhe von 35 Fuß über der See. Zweimal des Jahres steht die Sonne vertical über Bombay, in der Mitte Mai's und Ende Julius. Die Regenzeit stellt sich Anfang Junius ein und hört im August auf, obschon sich von da an bis September immer noch dann und wann heftige Strichregen wiederholen. Während der Regenzeit, wie auch bereits schon im Mai, findet man den Himmel dicht mit Wolken bedeckt; vom November bis Januar zeigt er sich hell und heiter. Nach Angabe dieser allgemeinen meteorologischen Phänomene ging dann die Abhandlung auf die Variation der täglichen Temperatur über, die eine ganz einfache Progression zeigte. Am tiefsten steht die Temperatur um 6 Uhr des Morgens, am höchsten um 2 Uhr des Nachmittags, wobei sich das Mittel der Verschiedenheit während des bewölkten Himmels als 3°71, während der heitern Monate als 7°77 und das des gesammten Jahres als 5°7 zeigt. Dieselbe einfache Progression bietet auch die Ausdehnung der Dünste, indem diese vom Minimum der kältesten Stunde bis zum Maximum während der wärmsten steigt. Der Druck der gasartigen Atmosphäre besitzt dagegen eine doppelte Progression; ein Maximum findet hier um 10 Uhr und ein anderes um 22 Uhr (10 Uhr Vormittags), ein Minimum um 4 Uhr und ein anderes um 4 Uhr des Morgens statt. Mit einer ungemein geringen Veränderung zeigt sich dieß sowohl in der nassen als trockenen Jahreszeit. In der bewölkten Jahreszeit tritt das Hauptmaximum um 8 statt um 10 Uhr des Morgens und das Hauptminimum in der heitern statt um 10 Uhr um 12 Uhr ein. Während zweihundert Tagen des Jahres herrscht ein regelmäßiger Wechsel zwischen Land- und Seewind, folglich hat man während dieser Zeit eine doppelte Progression der täglichen Variation. Der Landwind erhebt sich um 10 Uhr des Abends oder zwischen 10 Uhr und 2 Uhr, weht am stärksten mit Tagesanbruch und nimmt dann bis 10 Uhr Morgens nach und nach ab. Jetzt beginnt der Seewind; der unbedeutende Wellenschlag der Seeoberfläche wird zuerst am Ufer bemerkbar und breitet sich von da seeeinwärts aus. Um 2 Uhr Nachmittags hat er seine größte Kraft erreicht, von wo an er ebenfalls nach und nach bis um 10 Uhr des Morgens abnimmt. Colonel Sabine fand diese Phänomene ganz mit denen in Toronto, Prag und Greenwich beobachteten in Uebereinstimmung; alle wiesen auf eine Correspondenz zwischen dem Maximum des Dunstdruckes und dem Minimum des gasartigen Druckes als verglichen mit dem höchsten Stand der Temperatur, und zwischen dem Minimum des Dunstdruckes und dem Maximum des gasartigen Druckes als verglichen mit dem niedrigsten Stand der Temperatur hin. Obschon aber die Epochen nicht in jedem Fall identisch wären, so zeigen sie doch eine auffallende Verbindung unter sich. Nachdem Prof. Lloyd bemerkt hatte, daß man den Druck der gasartigen Atmosphäre von jenem unterscheiden müsse, welche die mehr abwechselnden Constituenten der Atmosphäre hervorbrächten, bemerkte der scharfsinnige und hervorleuchtende Physiker Preußens, Prof. Dove, daß nach seiner Ueberzeugung die Absonderung der gasartigen Dämpfe von jenem der Wasserdämpfe nicht zu solch einfachen Resultaten leite, als er durch Berechnung der Beobachtungen erhalten, welche an andern Orten gemacht worden wären. Er bewies, daß die Elasticität der Dämpfe der Atmosphäre im Innern von Asien so unbedeutend wären, daß die Curve des gesammten Barometerdruckes ganz jener Europa's gleichkäme, sobald man die Wasserdämpfe davon abzöge. Auf diese Weise zeigten die Curven aller Orte eine ähnliche Form, indem man bei allen nur ein einziges Maximum und ein einziges Minimum hätte, was sich nicht allein auf die tägliche, sondern auch auf die jährliche Variation bezöge. Ferner gäbe dieß auch Veranlassung zur Bestimmung zwischen einem continentalen und einem oceanischen Klima; das erstere ist ein Zustand, in welchem die Verringerung des Druckes durch die Ausdehnung der Luft durch Hitze größer ist als die Vermehrung, welche durch die Ausdünstung des Wassers verursacht wird, das letztere aber ein solches, bei dem gerade das Gegentheil vorherrscht. Die separirende Linie, jene nämlich, wo beide Verhältnisse sich gleich sind, zöge sich zwischen Petersburg und Moskau hin. Die Phänomene, welche einem Continentalklima eigen sind, fände man aber in Amerika deßhalb nicht, weil dort während der heißen Monate die Menge der Dämpfe so groß sey, daß sie ein Uebergewicht über jene hervorriefen.

Baron v. Senftenberg sprach über Kreils selbstregistrirendes meteorologisches Instrument, wovon er eines in Senftenberg an der Adler unter 50° 8′ 8″ N. B. und 1 Stunde 5 Minuten 47 Secunden östlich von Greenwich benutze, welches alle 5 Minuten den Stand des Barometers, Thermometers und Hygrometers notire. Nachdem er seine Beobachtungen mit denen des Prager Instrumentes verglichen, habe er volle Uebereinstimmung zwischen beiden gefunden.

Aus den Beobachtungen, die Hr. Birt über atmosphärische Wellen angestellt, war dieser zur Ueberzeugung gelangt, daß das Barometer regelmäßig einmal des Monats sich über 30 Zoll erhebe, so wie daß sich eine symmetrische Welle, welche er im November 1842 und 1843, dann im October und November 1844 beobachtet, sich regelmäßig zu wiederholen scheine. Zugleich zog er die Aufmerksamkeit auf seine Untersuchungen, die er in Rücksicht des Systems der atmosphärischen Wellen angestellt, die Europa zwischen dem 6 und 11 November 1842 durchschnitten hätten. Der Barometer scheine sowohl in Europa wie in Amerika jeden Monat über 30 Zoll zu steigen, da er dieß sogar selbst zweimal bemerkt habe. (Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Tinghai auf Tschusan. Diese Stadt kann etwa 10 bis 12,000 Einwohner haben. Schon ziemlich bedeutend zur Zeit seiner Besetzung durch die Engländer im Jahre 1841 wegen der ungeheuern Contrebande, die von hier aus mit den Häfen im Jang-tse-Kiang und der Umgegend von Ningpo getrieben wird, zieht sie jetzt durch die ungeheuern Ausgaben für die Truppen und die Zahl der Schiffe, die hier anhalten, eine Menge Menschen an sich. Eine Mauer von 20 Fuß Höhe und ein breiter Graben bildeten zur Zeit der Einnahme durch die Engländer die einzige Vertheidigung, seitdem hat man an den vier Thoren Wachtposten errichtet, welche nach chinesischem Brauch den vier Cardinalpunkten entsprechen. Beim Eintritt in die Stadt bemerkten wir vier oder fünf schöne Straßen mit prächtigen Kaufläden, wo alle Producte der Industrie des Nordens neben einer Menge englischer Waaren ausgestellt waren: wir bemerkten hier eine große Menge eigenthümlicher chinesischer Waaren, die man in Canton wenig oder gar nicht kennt, wie Kreppkleider von verschiedenen Farben, reiche Seidenkleider mit allen Decorationen der Großwürdenträger, Porcellanfiguren, Götzenbilder jeder Art u. s. w., überhaupt eine Menge Sachen, von denen wir uns bis jetzt keinen Begriff gemacht hatten. (Fahrten an der Ostküste China's von Grivel. Revue de l'Orient. Julius)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1845.

Die Hirtenstämme am Gurganflusse.

(Nach James Sutherland.)

Zahlreiche turkomanische Hirtenstämme beleben die fetten Triften am Ufer des Gurgan, dem von allen Seiten aus pittoresken Thalschluchten frische Bäche und Bergströme in Cascaden zueilen. In den verschiedenen Thälern und Niederungen sieht man aus den schwarzen Zelten der Turkomanenlager den blauen Rauch emporwirbeln. Es war uns ein angenehmes, erquickliches Gefühl, das wüste, braune, unsichere Chorasan im Rücken und hier die wald- und wiesenreichen Ebenen des untern Gurgan erreicht zu haben. Dieser schöne Fluß vermählt sich dem blauen Spiegel des kaspischen Sees. Duftende Obsthaine voll girrender Turteltauben schmücken die Ufer des Gurgan, und zwischen weitläufigen Pflanzungen von Maulbeerbäumen breiten sich auf den schönsten Wiesenteppichen die Zeltlager der Turkomanen aus.

Ungesäuertes Gerstenbrod ist die Hauptnahrung dieser Hirten; zuweilen wird es mit Oel und Butter geknetet. Der Herr des Zeltes, der Hausvater, spricht mit Bismillah seinen Segen darüber, worauf die Mahlzeit beginnt. An Festtagen wird Reis mit Hammelfleisch aufgetragen. Kamelfleisch ist beliebt, aber zu kostbar, und wird nur, wenn das Kamel etwa ein Bein gebrochen hat, als Braten aufgetragen. Buttermilch, auch berauschende Stutenmilch sind Lieblingsgetränke.

Nur wenn sie große Plünderzüge machen, pflegen sie ihre Pferde zu beschlagen; im Herbst und im Frühjahre werden die weitesten Ausflüge gemacht: mit einem Sack voll Mehl, mit wenigen Oelkuchen und einem Wasserschlauch machen sie sich auf den Weg; ein kleiner Sack mit Gerste, aus dem sie immer nur einige Handvoll Futter vorhalten, reicht für die Pferde hin. Auf großen Parforcetouren binden sie dem Thiere ein Stück Fett um die Schnauze, um diese in der dürren Wüste auf längere Zeit feucht zu erhalten; ist die Erhitzung zu groß, so sollen sie ihnen eine Ader schlagen und selbst das Blut auftrinken, wenn es ihnen an Wasser fehlt. Seltsam ist es, daß diese Hirtenstämme bei den geringen Bedürfnissen ihrer einfachen Lebensart doch solche Gier nach Reichthum haben, mehr noch als civilisirte Völker, denen er doch zu etwas nützlich ist. Ihr tägliches Gebet ist: Mehr Stuten, mehr Kamele!

Bei ihren so gefürchteten Ausflügen, die sie auf hundert Meilen Weges wie im Fluge bald hierhin bald dahin zurücklegen, kommen sie gewöhnlich in der Nacht an und harren still vor den Thoren der Dörfer und Städte; die sorglos Herauskommenden werden weggefangen, der Ort selbst überfallen und geplündert; ehe es Allarm gibt, jagen sie schon mit ihrer Beute davon. Ebenso überfallen sie die Karawanen aus dem Hinterhalt. Die Gefangenen werden, wie bei den Baschkiren und Kalmüken, mit Stricken an die Pferde gebunden und müssen so ihrem Elend zulaufen; die Beute wird auf die Pferde gepackt und nur bei vergrößerter Gefahr auch die Menschen. Im Lager angekommen, müssen die Unglücklichen arbeiten, bis sie auf die Sklavenmärkte von Chiwa gebracht werden können. Es gibt ein eigenes Geschäft für Handelsleute, die jährlich deßhalb Reisen machen, diese Unglücklichen für namhafte Geldsummen aus ihrer Heimath von der Sklaverei zu befreien, oder auch als Gefangene sie aufzukaufen und weiter zu verhandeln. Dadurch wird mancher Elende erlöst und einem bessern Schicksale entgegengeführt; die keine Geldsummen aufbringen können, müssen als Knechte und Hirten in Chiwa dienen; haben sie Gelegenheit zum Handel, so gelingt es ihnen wohl, mit der Zeit sich loszukaufen.

Bei diesen Turkomanen werden die Töchter von den Eltern für Vieh verkauft und dienen dann wie Sklavinnen. Die jungen Wittwen gelten das Doppelte gegen die Jungfrauen; fünf Kamele sind der Preis einer Jungfrau. Die Ehen dieser kräftigen Nomaden sind ungemein fruchtbar, alle Lager und Dörfer wimmeln von Jugend, die nackt, rüstig, wild emporschießt und wie Unkraut nicht verdirbt. Die Weiber haben die ganze Last der Haushaltung über sich. Ihre Todten werden in der Steppe begraben, ein kleiner Erdhügel aufgeworfen, darauf ein Pfahl errichtet, auch wohl ein Baum gepflanzt.

Alle Turkomanen sind geborne Reiter; die Veredelung ihrer Pferde durch arabische Zucht hat vorzüglich Nadir Schah im Auge gehabt. Wenn sie ein Pferd recht loben wollen,

sagen sie: es hat Fleisch wie Marmor; auch richten sie ihre Pferde dazu ab, in der Attaque bei Gefechten und Plünderzügen durch Beißen mitzufechten. In Persien und Indien, in Candahar, Cabul und Buchara gelten die turkomanischen Rosse als die besten.

Englische Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Man glaubt in Deutschland, wo meistens wirkliche Theologen als Missionäre hinausgeschickt werden, gewöhnlich, dem sey in England eben so, dieß ist aber nur in einem sehr eingeschränkten Maße der Fall. Die Geistlichen der Staatskirche Englands — und zu dieser gehört die Kirchenmissionsgesellschaft — wissen sich gewöhnlich zu Hause besser zu pflegen, und ein großer Theil der Missionäre besteht aus halb verdorbenen Handwerkern, die das Missionsgeschäft nur als ein anderes und zwar leichteres und gewinnbringenderes Geschäft betrachten. Wir haben es mit dieser Classe, welche durch alle salbungsvollen Reden nicht weiß gewaschen wird, da zu offenkundige Thatsachen gegen sie sprechen, hier nicht zu thun, sondern mit den beiden ersten, indem wir auch die zweite wegen ihres Strebens nach Herrschaft keineswegs geradezu verwerfen, denn die Fälle haben sich vielfach ergeben, wo eine völlige Leitung roher Stämme durch Missionäre zu sehr günstigen Resultaten führte. Wir können in dieser Beziehung auf Südafrika, wo die bei den Betschuanastämmen befindlichen Missionäre ziemlich in gleicher Weise verfahren, hinweisen, mehr aber noch auf das durch Jahrhunderte erprobte System der Spanier in Mexico und Südamerika. Das letztere Beispiel ist treffender als das erste, weil hier die möglichste Abscheidung von fremdem Einfluß mit Strenge durchgeführt wurde, während bei den oasenartigen Wohnsitzen der Betschuanastämme dasselbe Ergebniß, wenn auch unbeabsichtigt, herauskommt. Die Spanier hielten, und mit Recht, streng darauf, daß nicht jedem der Zutritt zu den Missionen gestattet war, denn sie wollten die Indianer vor dem Contact mit dem verworfenen Theil der Weißen schützen, weil rohe Stämme bei diesem Contact nothwendig leiblich und geistig zu Grunde gehen müssen.

Eine solche Absperrung der Wilden von den Europäern ist in Neuseeland durchaus nicht zu erreichen, und hierin liegt der Irrthum der Missionäre, mögen sie nun aus noch so reinen Absichten oder aus Herrschsucht gehandelt haben. Die Missionäre konnten das Einströmen gerade der verworfensten Classe von Weißen, nämlich entlaufener Matrosen und Verbrecher aus Neusüdwales, nicht hindern; es befanden sich erwiesenermaßen, lange ehe man an eine systematische Laienansiedelung dachte, gegen 2000 solcher Weißen auf Neuseeland. Eben diese meist zuchtlose Masse veranlaßte die englische Regierung zuerst einen Residenten hinzuschicken, aber sie hätte diesem eine Polizeigewalt ertheilen und eine Truppenabtheilung zu seiner Verfügung stellen sollen, was beides nicht geschah, weil bereits die Missionäre ihren Plan einer geistlichen Herrschaft angelegt hatten und auszuführen begannen. Eine Ansiedelung arbeitsamer, redlicher Leute, denen es Ernst um den Anbau des Bodens war, hätte unter diesen Verhältnissen den Missionären angenehm seyn sollen, weil dadurch dem verworfenen Gesindel Einhalt gethan worden wäre; statt dessen haben sie sich, die einen aus Unverstand, die andern aus Herrschsucht und die dritten aus gemeinem Eigennutz, der regelmäßigen Laienansiedelung widersetzt, und daraus ist nun der Wirrwar entstanden, der jetzt auf ihre eigenen Häupter zurückfällt. Indem sie sich zu niedrigen Intriguen am Colonialamte hergaben, haben sie sich um die Achtung der Rechtlichdenkenden gebracht, und durch die Aufhetzung der Eingebornen gegen die Laienansiedler haben sie sich selbst die Ruthe auf den Rücken gebunden. Jetzt ist die weltliche Herrschaft unvermeidlich, denn die Regierung schickt von allen Seiten Truppen nach Neuseeland, um die Empörung der Eingebornen niederzuschlagen, und dann müssen nothwendig Anstalten getroffen werden, die Wiederkehr solcher Scenen unmöglich zu machen.

Die Missionäre, wenigstens einige derselben, haben noch etwas schlimmeres gethan, als sich in ihrer Ansicht über den wahren Stand der Sache getäuscht. Schon seit längerer Zeit hat man sie beschuldigt, daß sie die Eingebornen aufreizen, und dieß ist wenigstens in so weit erwiesen, daß sie die Ansiedler an der Cooksstraße, d. h. die von der Neuseeland-Compagnie ausgeschickten Colonisten als Eindringlinge und Räuber darstellten, welche kein Recht an den Boden hätten. Dabei scheint es indeß nicht geblieben zu seyn. Die neuesten Nachrichten nennen einen Missionär, Namens Williams, den Erzverräther und verlangen laut, daß sein Benehmen streng untersucht werde; erwiesen scheint wenigstens, daß er die Einwohner von Kororarika, welche Stadt bekanntlich verheert wurde, noch den Tag vor dem Ausbruch durch falsche Vorspiegelungen in Sicherheit zu wiegen suchte, während er zugleich seine eigene Habe sorgfältigst an Bord brachte.*) Hier ist also nicht mehr von Irrthum die Rede, sondern von einem wohlüberlegten Plan, die Eingebornen und vielleicht auch das entlaufene Gesindel von Matrosen und Verbrechern mit den ordentlichen Laienansiedlern in Conflict zu bringen, aus dem sie ohne den Rath von Weißen sich nicht mehr herausfinden können. Daß der Ausbruch nicht zufällig ist, und daß Weiße dabei betheiligt sind, welche recht gut wissen was sie wollen, geht aus dem vielgerühmten „ritterlichen" Benehmen des neuseeländischen Anführers Heki hervor; kein Unbewaffneter ward angegriffen, Kinder und Weiber säuberlich behandelt u. dgl., kurz alles ist so klug geordnet, daß man nicht über „Bar-

*) In dem Auckland Chronicle heißt es wörtlich: „es ist nicht wenig bemerkenswerth, daß dieser geistliche Betrüger öffentlich an der Bay von Kororarika noch die Nacht vor dem Angriff erklärte, es sey keine Gefahr vorhanden und die Einwohner, welche ihre Habseligkeiten verpackten und an Bord schickten, verspottete, während der schlaue Betrüger selbst all sein Besitzthum zu Schiff brachte, und solches mit dem des Protectors (und Missionärs) Kemp an einen sichern Ort schaffte; die getäuschten Einwohner dagegen, durch seinen hinterlistigen Rath verleitet, haben alles verloren."

baren" schreien kann. Es fällt in die Augen, daß ein so überlegtes Benehmen nicht in dem Kopf eines Wilden gewachsen seyn kann, der in seiner Jugend noch ein Menschenfresser war und Weiber und Kinder ermordete, wenn sie nur zu einem feindlichen Stamme gehörten. Auf welche Weiße die Schuld fällt, läßt sich bis jetzt noch mit keiner Art von Sicherheit behaupten, und wir führen es nur als einen Beweis der herrschenden Stimmung an, daß man sie den Missionären zur Last legt.

Wenn man fragt, weßhalb der Ausbruch der Neuseeländer nicht in der Cooksstraße, wo die Compagnie-Colonisten wohnen, sondern im Norden, wo die Missionäre und die Regierung ihren Sitz haben, erfolgte, so ist die Antwort einfach die: im Norden sind die zahlreichsten und kriegerischsten Stämme, während im Süden an der Cooksbay die Ansiedler und die Eingebornen sich so ziemlich selbst in der Zahl die Wage halten. Unter den jetzigen unglücklichen Umständen der Colonie wird die Thorheit der frühern Gouverneure, namentlich Hobsons, der auf Antrieb der Missionäre die Hauptstadt Neuseelands ganz im Norden gründete und Auckland benannte, sich in ihrem ganzen Umfang zeigen. Die große Masse der Colonisten ist, wie schon erwähnt, in der Cooksstraße (zwischen 41° und 42° S. B.) angesiedelt, Auckland liegt unter 36° 50′ und die Inselbay mit der Stadt Kororarika unter 35° 15′; die Verbindung dieser Punkte unter einander ist schwach, und oft bekam man in der Cooksstraße aus Europa Nachrichten von neuerem Datum, als aus dem Regierungssitze Auckland, wo der Gouverneur an willkürlich ausgewählte Leute die Aemter der Colonie vertheilte und durch sie Steuern erheben ließ, welche dann zur Verschönerung von Auckland benützt wurden. *) Dieß erbitterte allgemein, um so mehr, als mit all dem verschwendeten Geld Auckland doch nicht emporkam, und der auf eine Zeitlang in die Höhe getriebene Preis der Ländereien in kurzem einen Bankerott herbeiführte, weßhalb auch der Gouverneur Fitzroy das Papiergeld creirte, was so heftigen Widerspruch und so große Klagen erregt hat.

Nach der Verheerung Kororarika's ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß Auckland selbst sich lange gegen Angriffe der Wilden halten kann. Alles wird daselbst in die Miliz eingeschrieben, aber die Vermuthung herrscht, daß man keinen ernstlichen Angriff abwarten werde. Die Truppen aus Sydney können nicht so schnell anlangen, und die jetzt aus England abgegangene Artillerie kommt auf keinen Fall vor October an.

*) Zu solchen Stellen kamen oft wahre Abenteurer, und man kann sich denken, mit welchen Gesinnungen diese Leute von den Colonisten aufgenommen wurden, die über 2 Mill. Pf. St. mit aus England gebracht hatten, und sich jetzt von solchen unberufenen Leuten besteuern lassen sollten. Sie haben sich deßhalb von einem Rechtsgelehrten ein Gutachten ausstellen lassen, daß sie als freie Engländer nicht willkürlich ohne ihre Zustimmung besteuert werden dürften, und deßhalb die Rückgabe der erhobenen Steuern verlangten. Dieß ist natürlich nur ein Schreckmittel, denn die Summen sind nicht wieder zu bekommen, da sie nicht mehr vorhanden sind, und die Beamten nicht zahlen können. Es gibt indeß einen Fingerzeig, was die Ansiedler an der Cookesstraße zu thun gesonnen sind.

Ein gleicher Fall ist es mit dem Gouverneur. Capitän Fitzroy ist wegen einleuchtender Unfähigkeit abgesetzt, und Cap. Grey, bisher Gouverneur von Südaustralien, an seine Stelle ernannt worden. Seine Ernennung kann ihm vor September nicht zukommen, und es wird November wo nicht December, ehe er seine Stelle nur antreten kann. Inzwischen ist Fitzroy Gouverneur, hat sich aber bereits so verhaßt und verachtet gemacht, daß sich die Städte an der Cooksstraße, wie Wellington, Nelson, Neu-Plymouth, selbst helfen werden, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, und er wird sich dieser Selbsthülfe um so mehr fügen müssen, als man ihm wahrscheinlich unter den jetzigen Verhältnissen die Steuern verweigert. Man sieht, die ganze Regierungsmaschine in Neuseeland ist in der allerschönsten nur immer denkbaren Unordnung, und da es gar nicht fehlen kann, daß in der nächsten Zeit, ehe Truppen in Neuseeland versammelt sind, eine Hiobspost um die andere nach England gelangt, so wird sich die Regierung genöthigt sehen, das ganze Colonialamt gründlich umzuwandeln, um nicht im nächsten Jahre einen noch viel schlimmern Sturm als in diesem aushalten zu müssen.

Darum hat auch Sir R. Peel die schönsten Versprechungen im Parlament gegeben. Wie er über die Missionäre und ihr Verhalten denkt, das hat er deutlich genug zu verstehen gegeben, indem er dem Unterstaatssecretär Stephen eine sehr lebhafte Lobrede hielt, und bemerkte, daß er keineswegs unter dem Einfluß der Missionäre stehe, und wenn er auch Verbindungen mit der Missionsgesellschaft unterhalte, so habe dieß auf seine Handlungen als Beamter des Colonialamts nicht den mindesten Einfluß, sonst — keine Sylbe über die Missionäre, denen man doch die Schuld dessen, was seit fünf Jahren vorgegangen, wiederholt und zum Theil mit sehr herben Worten größtentheils zur Last gelegt hat, und er entschuldigt sein Schweigen damit, daß er keinen Recriminationen über die Vergangenheit Raum geben werde. Dieß ist der negative Theil seiner Rede, der positive geht dahin, daß er die bestimmte Zusage ertheilt, daß der Sitz der Regierung von Auckland hinweg verlegt werden solle — nach dem obigen eine Hauptklage der Colonisten — und daß die Neuseeland-Compagnie vollständig durch Landbewilligung entschädigt werden und als nützliches Werkzeug der Colonisation auch in Zukunft auftreten solle. Damit sind alle Hauptforderungen der Opposition verwilligt, — der Streit mit den Eingebornen ist Nebensache, — und der Plan einiger Missionäre, eine theokratische Eingebornen-Republik zu gründen, entschieden vereitelt. Die Eingebornen werden darum nicht untergehen, sie sind eine zu lebenskräftige Race, und ihre Zahl, etwa 120,000 gegen 20,000 Europäer, zu überwiegend, an Führung eines Vertilgungskriegs ist nicht zu denken, Jahrzehnte werden vergehen, ehe die Weißen auf die Gesammtmasse des Volkes einen wesentlichen Einfluß ausüben, und vielleicht über ein Jahrhundert, ehe sie mit den Weißen sich gänzlich verschmelzen. Für die Stellung der Missionäre in England und für das ganze Missionswesen ist aber der entstandene Streit ein beachtenswerther Wendepunkt: man hat bisher die Missionäre an sehr

vielen Orten als Pioniere gebraucht, um dem englischen Handel und der englischen Colonisation den Weg zu bahnen. So sind sie groß geworden und erstarkt, jetzt treten sie in eigenem Namen auf, wollen die Früchte des Errungenen ernten und als priesterliche Herrscher ihre Gewalt befestigen; so stoßen sie mit dem weltlichen Kaufmanns- und Colonisationsgeiste zusammen und werden den Kürzern ziehen.

Fortschritte der französischen Sprache und der Prostitution in Algier.

(Algérie vom 26 Jul.)

Die Fortschritte der französischen Sprache unter der israelitischen Bevölkerung sowohl als unter der maurischen gehen gleichen Schritt mit denen der Prostitution. Viele eingeborne Familien, durch die Entwerthung des Geldes und durch andere noch beklagenswerthere Ursachen zu Grunde gerichtet, sind durch das Elend genöthigt auf die Schönheit junger Mädchen zu speculiren, welche häufig von ihren Müttern gegen einen abgeredeten Preis überliefert werden. Der Handel mit Schwarzen hat abgenommen, aber der Handel mit Weißen geschieht am hellen Tage. Das junge Mädchen verläßt das elterliche Haus, um in das Harem des Christen zu treten, dann geht sie von Hand zu Hand, bis sie endlich in den Schlamm der Prostitution versinkt. Einige derselben waren vorsichtig genug den traurigen Erwerb zurückzulegen, und man nennt einige öffentliche Mädchen, die nach mehrern Jahren ihr Gewerb aufgegeben haben und große Damen geworden sind; einige andere haben in wenigen Jahren bedeutendes Vermögen erworben, aber die meisten sterben im Elend, in der Blüthe der Jahre weggerafft durch Krankheiten, die Folge der Völlerei und der Ausschweifung. Aber fast alle lernen auf diesem Wege die französische Sprache, so wie sie den Europäern, die sie besuchen, etwas von ihrem Arabischen beibringen. So lernt man gegenseitig die beiden Sprachen; die Verwaltung sollte aber wohl andere Mittel dazu an die Hand geben als die Liederlichkeit, und andere Schulen eröffnen als Bordelle.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

In der geologischen Section trug Hr. Ramsay seine sinnreiche Theorie über die Denudation des südlichen Welschlandes und der benachbarten Theile vor, und bemerkte, daß er fest glaube, dieser District müsse früher während der Periode des Londoner Thons eine Höhe von 15,000 Fuß besessen haben. Dr. Dieffenbachs, des wackern und thätigen neuseeländischen Reisenden, interessante Bemerkungen über die Geologie Neuseelands sind allerdings von ihm, ihrem Hauptinhalt nach, bereits in seinem Werke über Neuseeland niedergelegt, erhielten aber durch seinen lebendigen Vortrag und durch die Menge interessanter und wichtiger Zusätze wesentlich neue Seiten und allgemeine Aufmerksamkeit. Nach Dr. Dieffenbach bildet Neuseeland eine bergige Inselgruppe, die beinahe so groß als England und Welschland vereint ist. Das Grundgestein besteht aus Thonschiefer, hie und da von Grünsteinwällen durchschnitten. Anthracitische Kohlen treten an dem kleinen Hafen Wangarrie zu Tage, Kupfer, Pyriten, Kalkstein u. s. w. findet man ebenfalls an mehrern Orten; die erstern hauptsächlich in Great Barrier Island mit Thonschiefer. Außer einigen noch thätigen Vulcanen bemerkt man auch mehrere ausgebrannte Krater. Die höchsten der vulcanischen Berge sind Mount Egmont, welcher nach Dr. Dieffenbachs Thermometerbeobachtungen 9000 Fuß hoch ist, und Tongario, nach Bidwell 6000 Fuß. Die Temperatur einiger heißen Quellen betrug 124° und 154°, wobei sie einen alkalischen Geschmack besitzen. Dr. Dieffenbachs Ansicht über den Riesenvogel, der Moa, ging dahin, daß er in der Gegenwart nicht mehr existirt. Die Flüsse, an denen Ueberreste gefunden wurden, flossen durchgängig zwischen Ufern von 30 bis 60 Fuß Höhe, die aber beständig ihren Lauf änderten, wobei er bemerkte, daß die Strecke, in der sie gefunden, den Tertiärflußgebilden angehört.

Nachdem die Geschäfte des Tages beendet waren, folgte ich einer Einladung in Kings-College, die von einem Freunde an mich ergangen war, und zwar um so lieber, als sich mir so eine Gelegenheit darbot, mich genauer mit den Universitätsverhältnissen in Cambridge bekannt zu machen als ich es bisher war. Der Anblick des Kings-College ist, wenn man sich ihm von der Londoner Straße her nähert, wahrhaft imposant. Kings-Chapel, das Senatshaus, die Universitätsbibliothek mit der gegenüberstehenden Marienkirche bilden eine äußerst interessante Gruppe. Jedes dieser Gebäude zeichnet sich durch den ihm eigenthümlichen Styl aus, doch hoch über alle erhebt sich bildlich und wirklich Kings-Chapel. Der Gründer dieses Colleges, Heinrich IV, hatte ursprünglich den Plan gefaßt, die ganzen Gebäude im Styl der Kirche aufzuführen. — Sein Unglück und die Bürgerkriege verhinderten es. Seine Nachfolger nahmen dem Collegium die Mittel es selbst zu thun. Die gegenwärtigen Gebäude, welche das Collegium bilden, wurden theilweise während des vorigen Jahrhunderts, theilweise in dem gegenwärtigen von Wilkins ausgeführt und harmoniren keineswegs mit der reinen Architektur der herrlichen Capelle. Dem Wunsche des königlichen Gründers gemäß sollte die Schule zu Eton die Schüler für dieses Collegium liefern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Falascha oder Judennachkommen in Abyssinien wohnen namentlich in Kwara neben den Christen und sprechen dieselbe Sprache, in Dambya, Armetschoho und Tagade, in Wolygay, wo sie so zahlreich sind, daß sie die Hälfte der Armee bilden, in Semen, Wagara u. s. w., endlich in Atschafar und bei den Agau von Damot, wo sie einen verschiedenen Dialekt sprechen. Auch haben sich einzelne Stämme bis jenseits Schoa ausgedehnt. Die Falascha, oder in ihrer liturgischen Sprache Falaissian, die Verbannten, wollen aus Jerusalem stammen; ihr gewöhnlicher Name ist indeß Falascha, was weder in ihrer heiligen Sprache, noch in der jetzigen Sprache von Tigré von Falasa, verbannen, herkommen kann. Wahrscheinlich bedeutet Falascha einen geschickten Arbeiter, denn die meisten von ihnen sind Handwerker und betrachten die Eisenarbeit nicht als unrein, wodurch sie sich von den andern Aethiopiern unterscheiden. Ihr Oberhaupt hieß früher Gideon, aber im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sollen sie besiegt und die regierende Familie Christen geworden seyn. (Abbadie. Revue de l'Orient. Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1845.

Salerno.

Kein Reisender und namentlich kein Arzt, der in Italien reist, sollte an Salerno vorübergehen. Dieß Städtchen, das jetzt nur von zwei oder drei Kanonen und von einer halbschlafenden Wache geschützt ist, die vielleicht niemals einen Schuß aus denselben abfeuerte, spielte im Mittelalter, namentlich in den Zeiten der Kreuzzüge, eine der wichtigsten Rollen, welche Einfluß nicht bloß auf Italien, sondern auf ganz Europa hatte. Auf dem Wege nach dem Orient diente das Ufer seiner schönen Bay mehr wie einmal als Sammelplatz für die kriegerischen Kreuzfahrer, die nach Palästina zogen, mehr als einmal bot es eine willkommene Gastfreundschaft dem ermüdeten Wanderer oder dem verwundeten Krieger, der aus den Kreuzzügen zurückkehrte. Im eilften Jahrhundert rettete Salerno ganz Italien: die blutdürstigen Saracenen belagerten es, und gedachten Rom und Neapel der Plünderung preiszugeben, aber die tapfern Einwohner vertrieben, von 40 normannischen Pilgern unterstützt, die Räuber, und retteten dadurch ihr Vaterland vor der Verwüstung. Zwei Jahrhunderte später dankte Italien abermals dem Muth der Salernitaner seine Freiheit durch den Aufstand gegen die Franzosen unter dem Salernitaner Bürger Johann von Procida.

Aber Salerno sollte noch einen höhern Ruhm und zwar auf einem ganz andern Feld erlangen. Hier war die berühmte von Friederich II gegründete Universität, und hier blühte die medicinische Schule, welche als die Wiege der neuern medicinischen Wissenschaft in Europa gilt. Es war eine Zeit, wo die Rechtswissenschaft und Medicin Europa's italienische oder vielmehr salernitanische Rechtswissenschaft und Medicin waren. Hieher strömten die Gelehrten aus Europa, Asien und Afrika, um die Wissenschaften zu lehren, die Jünglinge, um sich darin zu vervollkommnen und ihre Diplome zu erlangen, zu deren Ertheilung Friedrich der salernitanischen Universität besondere Privilegien verwilligt hatte. Hier erklärte Irnerius öffentlich die von ihm im Jahre 1197 zu Amalfi aufgefundenen Pandekten, und bildete viele Rechtsgelehrte, welche später theils in Salerno, theils in Bologna und andern Städten Italiens die Rechtswissenschaft lehrten. Salerno soll hebräische, arabische und lateinische Lehrer gehabt haben, welche die Jugend gleichfalls öffentlich in der Arzneiwissenschaft unterrichteten. Der aus seinem Vaterland vertriebene Constantinus Africanus war Lehrer der salernitanischen Schule; er übersetzte den Hippokrates und Galen aus dem Griechischen ins Lateinische, und förderte auch die Kenntniß der arabischen Medicin. Hier entstand die ächte, alte classische Medicin, civitas hippocratica. Die Araber brachten hieher ihre alte Weisheit, die Griechen die Naturwissenschaft des Aristoteles, die von hier aus in Europa sich verbreitete.

Der Ruhm der salernitanischen Schule, die schon mit dem achten Jahrhundert begonnen hatte, stieg fort und fort bis ins dreizehnte Jahrhundert, und dann erlosch, wie Petrark sagt, das Feuer ihrer glänzenden Jugend. Die Gründung der Schule reicht in die Zeit Karls des Großen hinauf, aber den Gipfel ihres Ruhms erreichte sie im zwölften Jahrhundert. Kein Arzt, sondern der heilige Matthäus war ihr Gründer. Die wunderbare Genesung des Heiligen, dessen Gebeine noch jetzt in Salerno gezeigt werden, zog eine große Masse Kranker herbei, wozu die schöne Lage der Stadt und das herrliche Klima nicht wenig beitrugen. Die Benedictiner, von welchem Orden eine Colonie sich hier niedergelassen hatte, achteten es für nöthig, dem guten Willen des Stadtpatrons zu Hülfe zu kommen, und studirten eifrig die Geheimnisse der arabischen und griechischen Medicin; sie bestrebten sich der Wohlthaten ihres Heiligen würdig zu werden. Unter dem herrlichen Himmel überzeugten sie sich mehr und mehr von dem wohlthätigen Einfluß desselben auf die Kranken, und so entdeckten sie allmählich die Grundsätze der Hygienie und Diätetik; mit wenigen Mitteln halfen sie diesem Einfluß nach, und erlangten so den verdienten Ruf, welcher Tausende von Leidenden nach Salerno zog.

Endlich aber erblei te der glänzende Stern Salerno's, die Juristen und Aerzte verschwanden, alles verging, nur die herrliche Natur umher blieb und der reine Himmel, wie er Jahrhunderte vorher gewesen war. Der Reisende, welcher an

einer reichen Vegetation Vergnügen findet, achtet nicht den kurzen Weg von Neapel nach Salerno, die nur wenige Meilen auseinander liegen. Diese Städte sind nur durch das Vorgebirge getrennt, an welchem Sorrento und Amalfi liegen; man wendet sich zuerst gegen Süden, geht am Fuße des Vesuvs hin über Portici und Torre dell' Annunciata nach Cava, dem alten picentinischen Marcina, und steigt dann unmittelbar nach Salerno hinab durch eine enge Schlucht, zwischen Bergen, die mit Pomeranzen-, Lorbeer- und Oelbäumen, mit Mastix und Myrthen bepflanzt sind. Die Stadt ist reinlich und freundlich; sie netzt, wie Neapel, ihre Mauern mit den Fluthen des Meerbusens. Am Meeresufer im Amphitheater gebaut, genießt Salerno, so wie alle ähnlich angelegten Städte die Vortheile einer völlig gesunden Lage. Der Boden ist trocken und die Straßen sind rein; Neapel, mehr ostwärts gelegen, hat eine minder glückliche Lage, da es gegen die Nordwinde nicht geschützt ist, während Salerno, das im Norden des Meerbusens liegt, geschützt ist durch die picentinischen Berge, die es von Neapel trennen, und im Süden eine unbebaute Ebene vor sich hat, welche sich bis Pästum ausdehnt. Diese Ebene der alten Sybariten ist seit langer Zeit fast unbewohnt, denn keine einigermaßen bedeutende Bevölkerung kann hier gedeihen. Zwischen den Bergen und dem Meeresufer ist eine mit dem Meere fast gleich hoch liegende Ebene von mehreren Meilen, auf der die süßen Wasser stehen bleiben und sich mit dem Meereswasser vermischen, das der Sturm oder das Anschwellen des Meeres hereinwirft; so wird die Gegend zwei Drittheile des Jahres hindurch ein wahres Pestland. Aber die Malaria hält vor den Thoren von Salerno an. Hier hört die Ebene auf, die Berge verschlingen sich unter einander und das Wechsel- oder bösartige kalte Fieber dringt nie in die Stadt. Der Nordwind hält sie hauptsächlich gesund. Geht man die Schluchten der Berge, an deren Fuße Salerno liegt, hinauf, so wird er allmählich stärker und vertreibt schnell die Dünste, welche in den südlichen Theilen nisten.

Unter den Einwohnern von Salerno besteht über die Entwicklung der Sumpfmiasmen eine Ansicht, die wegen ihrer Originalität interessant ist. In Italien, sagen sie, würde es keine Wechselfieber geben, wenn man aufhörte Büffelheerden zu ziehen. Büffel schlagen auf der Weide mit den Hufen den durch die Einwirkung der Sonne getrockneten Koth auf, die ansteckende Kraft, welche in diesem festgewordenen Kothe steckt, wird frei und so geht dieß Tag für Tag fort durch die zahllosen Büffelheerden auf allen italienischen Sümpfen, und die Luft wird fortwährend verpestet. Diese curiose Erklärung beweist ohne Zweifel, wie wenig die jetzige Bevölkerung von Salerno ihrer berühmten Ahnen würdig, und dazu kommt noch, daß sie weder so mäßig, noch so arbeitsam ist, wie die Neapolitaner und andern Anwohner des neapolitanischen Meerbusens. Indeß hat der Salernitaner einen schlanken Wuchs, einen lebendigen Gang, einen kecken Blick, schöne Hautfarbe und die Wangen der Salernitanerinnen blühen wie die Rosen, denn das Klima ist noch so herrlich und gesund wie früher. Indeß würde man hier die Züge des lombardischen und normannischen Stammes vergeblich suchen; das gegenwärtige Geschlecht hat seinen ursprünglichen Charakter ganz verloren, und der Typus ist so sehr gemischt, daß es schwer zu sagen ist, welches Element darin vorherrscht. Nur selten trifft man bei großem Zusammenströmen des Volkes einen Mann, dessen hoher Wuchs und breiter Kopf an die nordische Ansiedelung mahnen, oder Frauen, deren verticale Nasen- und Stirnlinie an den griechischen Ursprung erinnert.

Von den Bergen herab, die Salerno umgeben, übersieht man das ganze Land von Amalfi am Norden des Meerbusens bis zu den entferntesten Linien des Ufers, das nach Calabrien hinabstreicht. Die Umgegend ist reizend, aber in der Stadt wenig interessantes zu finden. Am besten ist's, wenn man irgend einen der Universitätsprofessoren zum Cicerone gewinnen kann, aber sie wohnen größtentheils nicht in Salerno, obwohl sie zu Vorlesungen über Medicin und Jurisprudenz verpflichtet sind. Auf ihren Wochenvisiten erscheinen sie in der Stadt zu bestimmten Stunden, wo dann drei oder vier Schüler ihre Ankunft erwarten. Ist dieser Verpflichtung Genüge gethan, und haben sie ihre Pferde gefüttert, so kehren sie zu ihren Frauen nach den Dörfern zurück, wo sie Güter haben, welche den größten Theil ihrer Zeit in Anspruch nehmen und sie völlig von ihren Universitätsbeschäftigungen abziehen.

Das gegenwärtige Universitätsgebäude, wo Theologie, Jurisprudenz und Medicin friedlich neben einander wohnen, erhebt sich am Abhang des Berges, über den Salerno hingebreitet ist. Es ist ein kleines, ärmliches, weiß angestrichenes Gebäude mit schönen freien Fensterläden und gleicht auf ein Haar dem Landhaus eines bemittelten Bürgers von Paris oder Wien. Dieß unscheinbare Gebäude im neuesten Styl wird nur von einem Aufseher gehütet, der indeß gefällig genug ist es zu zeigen. Die theologischen, juridischen und medicinischen Hörsäle bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Außer dem Geräusch, das die eigenen Schritte machen, hört man hier nichts; die Stimme des Professors hallt unter dem hölzernen Plafond dieser niedern Zimmer auch nicht einen Augenblick nach. Nicht eine Spur von Alterthum ist an den Mauern dieses Hauses zu bemerken, das wahrscheinlich auch nicht die Stelle der alten Schule einnimmt. Da die Benedictiner ohne Zweifel sich so nahe als möglich ans Grab des h. Matthäus hielten, so war die Schule vermuthlich in der Abtei, wie auf dem Monte Cassino und in allen Klöstern des Mittelalters. Auch die Kathedrale hat ihren Charakter geändert, indem die neueste Wiederherstellung ihr eine wunderliche unbestimmbare Physiognomie mittheilte, in der alles durcheinander gemischt ist. Der Eingang und das Innere der Kirche selbst sind mit kostbaren Marmorbruchstücken von Statuen und Grabdenkmälern überfüllt. Allenthalben sieht man Basreliefs mit Inschriften, die aber nicht für die salernitanische Kunst sprechen. Die Inschriften gehören größtentheils lombardischen Gräbern oder Grabsteinen aus der römischen Zeit an. Nur das unterirdische Gewölbe, wo die Statue und die Ueberreste des Gründers der Schule sich finden, erweckt lebhaftes Interesse, obgleich es von roher lombardischer Architektur und die Fresken

von mehr oder minder roher Ausführung sind. Die Mönche des Klosters zeichnen sich durch nichts als durch ihren purpurfarbenen Mantel aus.

Indeß ist das Andenken an die alte Universität doch nicht ganz erloschen; wenn auch die Namen der alten berühmten Lehrer vergessen sind, so doch nicht der h. Matthäus und sein alter medicinischer Ruf. Noch immer lockt der Heilige eine Menge Pilger an, das Vertrauen des Volkes zu ihm hat noch nicht abgenommen, und kein Besucher entfernt sich aus seinem Grabe, ohne eine Kerze oder irgend ein ex voto zum Zeichen seiner Verehrung für den Heiligen zurückzulassen.

Wenn auch die salernitanische Universität dem Reisenden wenig Interessantes darbietet, weit weniger als die Umgebungen der Stadt, so finden sich desto mehr historische Ueberreste in dem Dreieinigkeitskloster, einige Meilen von Cava auf dem Wege von Neapel nach Salerno. Auch hier ist eine kleine Colonie von Benedictinern, deren Hauptreichthum eine Bibliothek ist, welche gegen fünfzigtausend Manuscripte zählt. Diese Manuscripte enthalten ohne Zweifel mehrere historische Schriften über die Herrschaft der Lombarden als über die Arbeiter und Lehrer der salernitanischen Schule; aber wer kann das sagen? Niemand, weil niemand es weiß; die Benedictiner haben die Arbeitsamkeit ihrer Vorfahrer ganz vergessen, sie leben in herkömmlicher Sorglosigkeit, ohne sich um Wissenschaft und Kunst zu kümmern. Mit Stolz zeigen sie den Reisenden ihre Handschriften, und dieß ist der einzige Genuß, den sie aus ihrem Besitzthum ziehen; sie haben nicht einmal einen Katalog, und wie groß auch die Neugier der Reisenden seyn mag, er kann nur einen Blick auf diese ungeheure Masse von Pergamenten werfen. Und doch wäre es wichtig, diese unbekannten Handschriften, vielleicht die von der Schule hinterlassenen Originalwerke zu untersuchen. Die Mönche dieses Klosters sind Benedictiner, wie die, welche die ersten Lehrer der medicinischen Wissenschaft waren; das Erbe, auf das sie stolz sind, obgleich es in ihren Händen ganz nutzlos ist, kam ihnen in gerader Linie zu. Wäre es einer Anzahl reisender Aerzte erlaubt, in diesem kostbaren Archiv nachzusuchen, so würde man hier ohne Zweifel interessante Urkunden und wichtige Werke entdecken. Diese Gegend ist ohnehin reich: in Amalfi, das nur einige Meilen von Cava entfernt liegt, wurden die Pandekten Justinians aufgefunden.

Hong-Kong.

(Nach Grivels Reise durch einige chinesische Häfen. Revue de l'Orient. Jul.)

Die Stadt Victoria, wo wir am 5 September (1844) ankamen, zählt kaum 150 Häuser, weil viele Personen, um den Fiebern zu entgehen, sich in den Umgebungen niederließen. Es gibt nur eine schöne Straße, die Queensroad, wo sich Handwerkerläden von jeder Art und jeder Nation finden. Die Kaufleute wohnen am Meeresufer selbst, wo sie Ladeplätze erbauen ließen, da eine sehr bedeutende Masse Waaren hier zusammenströmt. In der Stadt herrscht große Bewegung, eine Menge chinesischer Lastträger und Geschäftsleute gehen unter einer glühenden Sonne mit der größten Thätigkeit ihren Geschäften nach. Lange wurden die Kaufleute durch die Räubereien von Chinesen belästigt, die in Schaaren von 40 bis 60 Mann einzeln stehende Häuser bei Nacht angriffen und in ihren leichten Dschonken am Morgen mit ihrem Raube schon nach den benachbarten Inseln verschwunden waren. Posten von 10 bis 12 Mann mußten jede Nacht die Magazine der reichsten Kaufleute besetzen, was indeß nicht hinderte, daß sie manchmal mit einer unerhörten Keckheit angegriffen wurden. Seit einiger Zeit hat dieß Raubsystem theils durch die Beleuchtung der Straßen, theils durch die Errichtung eines Corps von 150 Polizeisoldaten, welche die gefährdetsten Striche unaufhörlich durchstreifen, ziemlich nachgelassen. Es gab schon lange ein chinesisches Sprüchwort, welches Canton für den Auswurf des himmlischen Reichs und Macao für den Auswurf von Canton erklärte; jetzt sagt man, Hong-Kong sey der Auswurf von Macao. Ohne die Fieber und die Räubereien würde Hong-Kong einen viel stärkern Aufschwung genommen haben; indeß ist es seit 1841, wo es gegründet wurde, sehr angewachsen, namentlich in Folge großer Opfer von Seite der reichsten Handelshäuser. Hr. Matheson, der ein kolossales Vermögen besitzt, hat auf seine Kosten eine Menge Häuser bauen lassen, die er umsonst seinen Landsleuten überließ, welche im Lande sich niederlassen wollten. Dieß Quartier führt noch seinen Namen und heißt Mathesonstown.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner von Kings-College zerfallen in den Provost oder Vorsteher, 70 Mitglieder und die Schüler nebst den nöthigen Beamten. Die Schule zu Eton besteht ebenfalls aus einem Provost, 7 Fellows, 70 Schülern, 1 Schulmeister (Schoolmaster) und einigen andern Beamten. Jedes Jahr werden fünf Schüler, welche die erforderlichen Examina bestanden, nach Kings-College gesandt, wo sie als Scholars eintreten. Innerhalb der Mauern seines Colleges besitzt der Provost unbeschränkte Gewalt; ohne seine Einwilligung kann und darf hier kein Arreſt ausgeführt werden. Die Mitglieder des Colleges sind selbst unantastbar, die Macht der Universitäts-Procuratoren hat hier keine Geltung. Die Mitglieder werden nie öffentlich examinirt, sondern erhalten ihre Würden als Baccalaurei im Collegium selbst. Die Universität, als Ganzes, besteht aus 13 Collegien und 4 Hallen mit einem Kanzler und mehrern Vorstehern (masters) an der Spitze. Die Vorsteher oder Masters (mit Ausnahme der des Kings-College, wo derselbe, wie schon bemerkt, Provost genannt wird, und der des Queens-College, wo er Präsident heißt) sind gewöhnlich Doctoren der Theologie. Die Mitglieder (Fellows) Doctoren der Theologie, der Jurisprudenz, Medicin oder Baccalaurei dieser Zweige der Wissenschaft. Ein Graduate ist ein Mitglied der Universität, dessen Namen im Register eingetragen ist und das im Laufe der folgenden 10 Jahre seine Würde nehmen kann. Baccalaurei der Künste werden als im statu pupillari betrachtet, die daher für ihren Unterricht bezahlen müssen, sie mögen nun im College wohnen oder nicht, wobei sie aber fortwährend das Anrecht auf eine eintretende Vacanz als Fellow behalten, welche alle mit freier Station und einem bestimmten Einkommen dotirt sind. Die Fellow Commoners sind gewöhnlich die jüngern Söhne des Adels oder andere junge ver-

mögende Leute, welche mit am Tische der Fellows speisen. Pensionäre und Schüler müssen für ihren Unterhalt, Logis u. s. w. bezahlen, nur beziehen die letztern gewisse Stipendien und haben dafür gewöhnlich die Gebete in der Capelle und bei Tische zu lesen. Sizars sind arme Studenten, die ihren Unterhalt meist frei bekommen. Die Pensionäre möchten noch am ersten mit den deutschen Studenten zu vergleichen seyn. Die Universität besteht gegenwärtig aus 3331 Mitgliedern des Senats, 1712 Under-graduates und das Register der Residenten und Abwesenden belief sich auf 6325.

Jedes Collegium besitzt seine eigenen Statuten, alle aber liefern Mitglieder zum Senat, welcher die geistliche und weltliche Macht in Händen hat und in zwei Kammern, das Ober- und Unterhaus, abgetheilt ist.

Zum nähern Verständniß einiger Punkte, die sich im Folgenden auf die Universität beziehen, hielt ich diese flüchtige Skizze der Universitätsverhältnisse Englands für nöthig. Eben schlug es 3 Uhr, und mein Freund Dr. L..., mit dem ich bisher auf dem schönen, grünen Platz im Eingangshofe auf- und niedergegangen war, wobei er mir jene Skizze mittheilte, führte mich in die Halle, die von Wilkins ziemlich in demselben Styl wie Crosby Hall in London erbaut ist. Vier gedeckte Tafeln zogen sich durch die Halle, die obere, welche der Provost und zwei andere Würdenträger einnahmen, stand auf einer etwas erhöhten Flur; die Tafel der Fellows nahm die Mitte ein, jene der Senior-Fellows die rechte, die der Schüler die linke Seite. Die Speisen waren kostbar, man könnte sagen ausgesucht, und, verbunden mit dem Wein, dem Ale und dem Bier, würde selbst Desiderius Erasmus jetzt keinen Tadel haben finden können. Der eigentliche Stolz jedes einzelnen Colleges besteht in der Vortrefflichkeit seines eigen gebrauten Bieres und seines Ales, die jahrelang in den mächtigen Kellern aufbewahrt werden. Nachdem die Mahlzeit beendet war, ging es nach dem Combination Room. Im alltäglichen Leben wird, sobald die Mahlzeit beendet ist, das Tischtuch von der Tafel gezogen, worauf man eben in den Combination Room geht, um dort noch Wein und eine Tasse Kaffee zu trinken. Die Unkosten, welche mit dem Extrawein und dem Dessert verbunden sind, werden von den Mitgliedern, welche zu dieser Verbindung (combination) gehören, aus eigenen Mitteln bezahlt. Als die Zeit zur Versammlung in dem Senatshaus gekommen, in dem sich am Abend die schöne und gelehrte Welt versammeln sollte, eilten auch wir dahin. Ich beschreibe diese Assemblée am besten mit den Worten des Redacteurs der Cambridge Chronicle: „Die Anzahl der Anwesenden war nicht bedeutend — keine Musik — kein Wein — kein Eis — selbst nicht einmal etwas Confect oder ein Glas Limonade für die Damen. Alles sehr wissenschaftlich, aber auch alles höchst abgeschmackt!“ Die Reunion bei Whewell war ebenfalls nicht ohne eine Menge kleiner „Bickerings,“ da man ihn allgemein mit schiefen Augen ansah, weil er als ein Haupt der Universität sich keineswegs so gefällig gegen die Association bewiesen, als man von ihm hätte erwarten müssen.

Es ist Sonntag, die Sectionen sind geschlossen, und doch verhindert die puritanische Frömmigkeit die Menge nicht, heute eine Ausnahme bei dieser besondern Gelegenheit zu machen, den heutigen Tag, wo ihre brennende Wißbegierde keine Nahrung findet, wo weder Sedgwick seinen Vortrag der trockenen Dogmen der Geologie kaustisch mit attischem Salze würzt, noch wo Murchison in fließendem Styl die Erwähnung des Kaisers von Rußland anknüpfen kann, zum Beschauen der Merkwürdigkeiten von Cambridge zu verwenden. Der häufige Widerhall eilender Fußtritte in der gewölbten Thorfahrt unter meiner zeitweiligen Wohnung, die Menge der Damen, welche durch das Gatter derselben nahen, begleitet von galanten Herren oder geführt von einer ältern Donna, bezeugten mir nur zu deutlich, daß sich an mein Domicil eine Menge historischer Erinnerungen knüpfen müßten.

Die Geschäfte der Sectionen hatten meine Zeit bisher so in Anspruch genommen, daß ich mir wirklich das Romantische meines Wohnsitzes noch gar nicht näher hatte ansehen können. Findet man in dem alten Spruche: Solamen miseris, socios habuisse malorum einen Trost, so fand ich in diesen zahlreichen Uebertretern der Sonntagsgesetze ebenfalls eine beruhigende Entschuldigung für meine eigene Vernachlässigung derselben; doch bevor ich das Entferntere aufsuchte, wandte ich mich nach den epheuumkränzten Mauern der Capelle des Jesus College, und am Arme eines Freundes, der Mitglied dieses Colleges war, lenkte dieser zugleich meine Aufmerksamkeit auf alle Punkte, die irgend welche historische oder künstlerische Bedeutung hatten; wie er mir auch den Quell jener romantischen Gefühle aufdeckte, die mich ergriffen, als ich mein Kämmerlein am Thurme des Jesus College betreten hatte. Jesus College, das von allen übrigen entfernt am nordöstlichen Theile der Stadt liegt, war früher ein Nonnenkloster, der heiligen Radegunde gewidmet, das, historischen Datas zu Folge, in dem Jahre 1133 gestiftet worden zu seyn scheint. Es war das einzige Nonnenkloster in Cambridge, aber fast möchte man an dem politischen Witze der Kirche oder ihrer Lenker zweifeln, ein Nonnenkloster in einer Universitätsstadt zu gründen! und die Folge bezeugte auch das Gegründete dieses Zweifels, da sich unter Heinrich VII mit ziemlicher Evidenz herausstellte, daß die fromme Anstalt nichts weniger als ihren Zweck im Auge behalten habe. Der Umgang mit den Jüngern der Minerva mußte ihnen lockender als das Ziel gewesen seyn, das sie als das ihres Lebens zu betrachten hatten, denn als John Alcock, Bischof von Ely, das Kloster besuchte, fand er nur zwei Nonnen innerhalb der klösterlichen Mauern, eine mit einem Kind und die andere nur erst ein Kind an Alter. Das Kloster wurde daher aufgelöst und im Jahre 1496 in das Jesus College verwandelt. Die Capelle schreibt sich noch aus der Zeit der Nonnen her und ist unstreitig eines der interessantesten Gebäude in Cambridge. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes erbaut und besitzt einen Kreuzflügel oder Transept. Der große viereckige Thurm erhebt sich über einem Bogengewölbe an der Stelle, wo sich die Kreuzflügel durchschneiden. Die Vorcapelle enthält mehrere schöne Verzierungen in anglonormännischem und dem ältern englischen Styl. Die Piscina und Sedilia sind von hohem Interesse. Unter mehreren Monumenten, welche die Capelle besitzt, scheint das einer Nonne das älteste zu seyn, und enthält folgenden leoninischen Vers: Moribus ornata jacet hic bona Berta Rosata. Auch der berühmte Reisende Dr. E. D. Clarke hat hier seine Ruhestätte gefunden. Von meinem Fenster blickte ich auf eine herrliche, riesige orientalische Platane, die er als Samen mit sich aus der Türkei brachte und im Garten pflanzte. Der Baum hat gewiß eine Höhe von mehr als 50 Fuß erreicht. Unter einer Menge berühmter Männer, die einst Mitglieder und Studenten des Collegiums waren, führe ich nur den Erzbischof Cranmer den Märtyrer, den berühmten Astronomen Flamstead und Lawrence Sterne an.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1845.

Mesched.

(Nach W. Ainslie und E. Stirling: the countries between Persia and India.)

Diese weit und breit berühmte, von persischen Dichtern „die Perle von Khorasan" genannte Stadt soll in ihrer Gestalt einem ruhenden Tiger gleichen. Sie ist in 32 Bezirke eingetheilt, von denen jeder seinen eigenen Vorsteher hat. In den nordwestlichen Theilen der Stadt findet man große Räume, die zu Gärten und Obstpflanzungen benutzt werden, ja man trifft innerhalb der Stadt Felder, die von Pächtern cultivirt werden. Die wirklich bewohnten Häuser scheinen ohne allen Plan ganz willkürlich zwischen den Ruinen einer zerstörten Stadt erbaut zu seyn, und auf meinen Wanderungen durch dieses hochselige Loretto der Schiiten stolperte ich oft in Höhlen und Gräben herum, ehe ich zu den Häusern und Hütten gelangte. Zuweilen führte der Weg selbst unter die Erde oder über einen Trümmerhaufen auf einen mit Terebinthen bepflanzten Vorhof, und wenn ich so in der Dunkelheit hinabgestiegen war, als wenn ich mich in das Innere der Erde begeben wollte, öffnete sich plötzlich eine Thüre, die, statt in ein unterirdisches Gefängniß zu führen, wie sich allenfalls vermuthen ließ, mich wieder in die freie Luft und an das Licht des Himmels brachte, wo ich mich plötzlich, staunend wie Aladdin in seinen unterirdischen Gärten, in einem zierlichen Hofe oder kleinen Garten befand, der mit niedlichen Gemächern umgeben, auch mit Bäumen, Blumen und Springbrunnen versehen war.

In Mesched leben viele angesehene Kaufleute, auch viele Detailhändler und Handwerker, um die Bedürfnisse der Einwohner und die der benachbarten Landleute zu befriedigen. Ein Quartier der Stadt gehört den Juden, die in beträchtlicher Anzahl hier wohnen und Handel treiben; Armenier und Hindus sind nur wenige da, und diese befassen sich mit Mäkeln und kleinen Krämergeschäften. Reisende, sowohl in frommen als kaufmännischen Absichten findet man hier aus allen Gegenden des Orients in großer Menge versammelt; in den zahlreichen Karawanserais von Mesched trifft man Araber, Türken, Afghanen, Beludschen, Turkomanen, Usbeken, Tataren, sodann stets eine Menge Wallfahrer aus Gilan, Farsistan, Masanderan und andern persischen Provinzen. Die Physiognomien, die Sprachen, die Sitten und Bräuche, die malerischen Trachten dieser Kinder des Morgenlandes gewähren dem aufmerksamen Beobachter ein sehr lehrreiches und unterhaltendes Schauspiel.

Von großer Bedeutung ist der Handel von Mesched, das sich zum Stapelplatz für die Erzeugnisse der ganzen Umgegend gemacht hat. Fast täglich treffen schwer beladene Karawanen von Buchara, Chiwa, Herat, Kerman, Kaschan und Isfahan ein, wodurch ein beständiger lebhafter Tauschhandel unterhalten wird. In mehreren Artikeln hat sich Mesched seinen frühern Ruf zu erhalten gewußt; der Sammt gilt für den besten in Persien, und man verfertigt hier noch immer vorzügliche Säbelklingen, von denen das Stück 15 bis 100 Realen kostet; die von berühmten Arbeitern verfertigten Klingen werden sehr theuer bezahlt, man verlangt für eine Klinge von anerkannter Güte und ausgemachtem Alter nicht selten 200 Realen und noch mehr. Daß die alten und neuen Säbelklingen von Mesched in so gutem Rufe stehen rührt daher, daß sie von einer Colonie ausgezeichneter Arbeiter verfertigt werden, welche Timur von Damaskus nach Khorasan versetzte und deren Nachkommen großentheils auch jetzt noch das einträgliche Handwerk ihrer Vorfahren mit dem besten Erfolge fortbetreiben.

Die Nähe ergiebiger Türkisgruben gibt Gelegenheit zur Beschäftigung vieler Steinschleifer und Steinschneider; allenthalben in der Stadt sieht man Ringe oder ungefaßte Türkissteine zum Verkauf ausgestellt. Mehrere Karawanserais sind fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt, die mit diesen Edelsteinen Handel treiben und die Geschicklichkeit der Steinschleifer von Mesched in Anspruch nehmen, ehe sie ihre Waare zu Markt bringen. Feinere und gröbere Schleifsteine werden angewendet, um den Türkissen die gewünschte Politur zu geben; sind sie geschliffen und polirt, so werden sie von den Kaufleuten sortirt. Die Steine aus der Grube von Abdul Rezaki, wo man die schönsten Cabinetsstücke findet, geben

meistens nach Buchara und von da nach Rußland, woselbst die Kaufleute auf bedeutenden Absatz rechnen können; auch die in Persien und der Türkei verkauft werden, sind meistens aus dieser Grube. Die schönsten Steine kommen übrigens nur sehr selten nach Mesched, weil sie gewöhnlich heimlich aus dem Lande gebracht werden und dann über Herat und Candahar nach Indien gehen; viele werden auch von den Pilgern gekauft, die zu dem heiligen Grab in Mesched wallfahrten; wer es irgend vermag, kauft sich zum Andenken an seine Pilgerfahrt einen Türkisring.

Die Steine, welche in der Kuruzgrube gefunden werden, haben zwar oft eine sehr schöne Farbe, aber doch nur einen geringen Werth, weil fast alle durch kleine, weiße Flecken entstellt sind und dieß zuweilen so sehr, daß es aussieht als wenn die blaue Oberfläche mit einem weißen Pulver bestreut wäre; man schleift und polirt übrigens eine Menge dieser Steine und verkauft sie an die Bucharen, Syrer und Araber; die letztern namentlich beachten nicht sowohl die Farbe als die Größe, weil dieser köstliche Stein ihrer Meinung nach ein wahrer Talisman ist, und große Stücke, wenn sie auch nicht schön sind, finden bei ihnen sichern Absatz; man verarbeitet sie zu Amulets und Petschaften. Gewöhnlich werden die Steine in kleine Ringe von plattirtem Zinn gefaßt und von diesen 12 bis 20 Stück auf eine Rolle von alten Lappen gesteckt; in dieser Gestalt werden sie zum Verkauf ausgestellt und aus dem persischen Meerbusen bis nach Indien gebracht.

Außer den Türkisschleifern gewinnen viele Menschen in Mesched ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie einen dunkelgrauen Stein von weichem Gefüge zu allerlei häuslichen Geräthschaften verarbeiten, zu Tassen, Schüsseln, Tellern und Wasserkrügen; alle diese Arbeiten werden sehr geschätzt und finden in den entferntesten Provinzen Absatz.

Die Gegend um Mesched ist ziemlich fruchtbar und im Ganzen sind die Lebensmittel hier reichlich und zu billigen Preisen zu haben: guter Reis, Hammelfleisch, schönes, fettes Geflügel, grüne Gemüse, gelbe und rothe Rüben, getrocknete Weintrauben, Granatäpfel, Aprikosen, Birnen und Nüsse von Herat; zur rechten Jahreszeit findet man in Mesched die besten persischen Obstsorten reichlich und in vorzüglicher Qualität, besonders die Aepfel.

Das Brennholz gehört hier wie in den meisten Gegenden Persiens zu den theuersten Lebensbedürfnissen; man brennt gewöhnlich die kleinen Dornsträuche, die auf den benachbarten Hügeln wachsen und das Reisholz nebst dem Abfall von den zu Bauholz gehauenen Bäumen. Viele benachbarte, gut bewässerte Thäler sind mit schnell wachsenden Hölzern bepflanzt, um die Stadt auf diese Weise mit Bau- und Brennholz zu versehen. In der Nähe sind auch einige Salinen, welche die Stadt und die ganze Umgegend mit dem nöthigen Salze versehen.

Man erblickt noch einige einsame Bäume in Mesched, die melancholischen Ueberreste der schönen Baumgänge, welche ehedem die Ufer des durch die Stadt sich ergießenden Canals beschatteten, der zu seiner Zeit den Einwohnern zum Vergnügen, hauptsächlich aber zur Beförderung der Reinlichkeit und Gesundheit gedient hat. An vielen Punkten des an beiden Seiten hinlaufenden Fußweges sieht man Häuserreihen, die mit schön geschmückten Kaufläden versehen sind. Wenn man von Nordosten her durch das Thor von Durwa die Stadt betritt, kommt man durch eine Masse von Ruinen, ohne ein Lebenszeichen zu bemerken, bis man die geräuschvolle, industriereiche, jederzeit belebte und interessante Hauptstraße erreicht, wo man Exemplaren aller Nationen des Orients begegnet. Um die große Moschee, welche das heilige Grab des Imam Miza enthält, sind die meisten Wohnungen angehäuft. Die öden Ruinen bei den Thoren, die tristen Ueberbleibsel der weitläufigen Paläste persischer Großen rühren von der furchtbaren Zerstörungswuth der Afghanen her. Zwischen den hohen einstürzenden Mauern ihrer Prachtgärten führt der Weg zum Palast des Prinzen Statthalters.

Als wir uns am Morgen durch ein Bad erfrischten, traf mein persischer Aufwärter und Reisegenosse seinen Bruder, einen jungen Mann, der in einem Seminar von Mesched als Candidat der Gottesgelahrtheit große Hoffnungen erweckt. Beide hatten einander seit drei Jahren nicht gesehen; feurige Küsse und Umarmungen bezeugten, daß sie sich liebten.

In den Bädern von Mesched trifft man jeden Morgen zahlreiche Gesellschaft, sogar an kühlen Tagen kommen die Leute, um sich zu erwärmen, um zu plaudern, um sich zu amüsiren. Ich ergötzte mich sehr an den hier versammelten Personen und machte die Bekanntschaft einiger höchst interessanten Menschen; einen indischen Kaufmann aus Singapur lernte ich hier ebenfalls kennen. Nach dem Bade besuchten wir die große Herberge der Usbeken.

Ich erhielt verschiedene Besuche, unter andern auch von einem zu Tobolsk gebornen Russen, der auf einer Handelsreise gefangen genommen und zu Buchara als Sklave verkauft worden war. Von hier kam er nach Mesched, wurde dem Prinzen Statthalter empfohlen und trat als Artillerist in persische Dienste. Er erzählte mir, wie er hier in Mesched zu einem Weibe gekommen, nach mehrjähriger heimlicher Liebschaft; er schilderte mir sein ganzes vielbewegtes, an Abenteuern reiches Leben. Mit meiner lieben Zuleika, sagte er, habe ich bereits fünf Kinder gezeugt und werde nun wohl für immer hier bleiben, aber dennoch habe ich manchmal Sehnsucht nach Tobolsk. Der herzgute Mann schickte mir einige Pfund Fische zum Geschenk und am folgenden Tage wollte er mich mit einer Flasche Branntwein, die er in die Tasche gesteckt hatte, angenehm überraschen. Er wunderte sich nicht wenig, als ich seine Feuergabe bestimmt ausschlug und ihn ersuchte den Schnaps, dessen treffliche Qualität er nicht genug rühmen konnte, wieder mitzunehmen.

Mein stets geschäftiger Diener brachte einen Mann in unsere Behausung, der mich nicht wenig in Erstaunen setzte, als er mich englisch anredete. Er heiße Jussuf Mirza, sagte er, habe ein kleines Amt bei der brittischen Regierung zu Bombay bekleidet, wo er ein wenig englisch und indisch gelernt habe, jetzt aber wolle er in Mesched Türkisse kaufen und

in Hindostan Geschäfte damit machen. Es war mir höchst erfreulich, in diesem fernen Lande einen Menschen zu finden, dem die Sprache Albions nicht unbekannt war.

Während ich noch mit diesem Manne sprach, trat Seyed Hussein, einer der Wächter des heiligen Grabes von Meschhed herein, und eröffnete mir nach einigen gleichgültigen Bemerkungen, daß jetzt für mich die rechte Stunde sey, das merkwürdige Heiligthum sicher und in Frieden zu besuchen, weil sich gerade jetzt weniger Andächtige dort befänden als zu den andern Stunden des Tages. Ich erkannte aus der ganzen Einleitung, daß der Mann recht gut wußte daß ich ein Christ sey, jedoch meine Neugierde durch einen Besuch der jedem Nichtmoslem streng verbotenen Moschee befriedigen wollte, wahrscheinlich in der Hoffnung, eine angemessene Belohnung für seine Gefälligkeit zu erhalten. Ohne Zeit zu verlieren kleidete ich mich sogleich an und folgte ihm.

Wir kamen durch den prächtig vergoldeten Schwibbogen und ließen an dem von Nadir Schah hieher geschenkten silbernen Gitter unsere Fußbekleidung in den Händen des Thürhüters. Wir gelangten in den hohen, mittlern Tempel, der einen so glücklichen Verein des Schönen und Großartigen darbietet. Es ließ sich schwer entscheiden, ob die außerordentliche Größe und die zierlichen Verhältnisse dieses herrlichen Gebäudes mehr Bewunderung verdienen oder der Reichthum und die überraschende Schönheit der Ornamente, die bei dem matten, ungewissen Lichte, wodurch alles Glänzende und Harte gemildert wurde, einen herrlichen Eindruck machte.

Nachdem wir uns hier umgesehen hatten, näherten wir uns der Abtheilung, welche das heilige Grab selbst enthält; hier ruhen in Frieden die Gebeine des hochverehrten Märtyrers Imam Reza. Mein Führer verweilte einige Minuten an der Schwelle, neigte sich, bis seine Stirne den Boden berührte und sprach ein langes Gebet in arabischer Sprache; von ihm vorher instruirt, ahmte ich seine Gebärden nach und wiederholte dieselben Worte, ohne auch nur eine Sylbe davon zu verstehen. Wir traten sodann in das Innere und wiederholten unter vielen Verbeugungen an jeder der vier Seiten des Grabmals ähnliche Gebete, dann sahen wir uns auch hier eine Weile um und gingen endlich weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Jongleurs, Boxer und Teufelsbanner im Sudan.

(Beaver African Memoranda.)

Eines Morgens kamen zwei Taschenspieler in meine Wohnung, um ihre Kunststücke zu zeigen. Sie ließen zwei Schlangen aus einem Korbe und einer der Leute fing an eine Trommel zu rühren. Sogleich richteten sich die Schlangen empor und begannen eine Art Tanz. Nachher machte der Mann verschiedene Kunststücke mit ihnen, wand sie um seinen Hals, steckte sie in seinen Busen oder warf sie unter die Leute. Indem er seinen Finger gegen ihren Mund hielt, erhoben sie sich sogleich, als ob sie zuspringen wollten; wenn er sie aber aufs äußerste erbittert hatte, brauchte er sie nur anzuspucken, so zogen sie sich ganz ruhig zurück. Ich maß die eine, sie war sechs Fuß drei Zoll lang, der Kopf war breit, flach und stumpf. Die Giftzähne waren ihnen ausgebrochen; um aber auf jeden Fall gesichert zu seyn, hatte der Mann, der mit ihnen zu thun hatte, den rechten Arm dick mit Tuch umwunden, denn der Biß dieser Schlangen ist tödtlich; eine derselben hatte kürzlich eine Kuh gebissen und das gute Thier mußte nach einer halben Stunde sterben.

Auch Boxer gibt es im Negerlande, und ich war sehr begierig auf ein derartiges Schauspiel. Da der Tod des einen der Kämpfer immer gewiß ist, verbot ich jeden Kampf im Ernst, denn es würde eine Schmach für mich und mein Land gewesen seyn, so etwas zu dulden und Leute sich bloß zum Vergnügen morden zu lassen. Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Weggang der Massindubu oder Taschenspieler erschienen die Boxer, von zwei Trommlern begleitet und einer ganzen Schaar Fleischer. Ein Kreis war bald gebildet, indem der Ceremonienmeister Staub auf die Zuschauer warf, damit sie weiter zurückgingen. Nun traten die schwarzen Tambours in den Kreis und begannen tüchtig zu trommeln. Einer der Boxer folgte ganz nackt, nur hatte er ein Fell um die Mitte des Leibes; er nahm eine Stellung an, als ob er sich einem Gegner widersetze, brachte seine Muskeln in Thätigkeit, auf daß jede Sehne in voller Kraft zum bevorstehenden Kampfe sey; dann kam er einigemale an die Seite des Kreises, zeigte den Umstehenden seinen rechten Arm und sagte: ich bin eine Hyäne, ich bin ein Löwe! Ich bin im Stande alle, die sich widersetzen, zu tödten! Die Zuschauer, denen er sich darstellte, legten ihre Hände auf seine Schulter und wiederholten: „Gottes Segen sey mit dir! du bist eine Hyäne! du bist ein Löwe!“ Der schwarze Eisenfresser überließ dann den Kreis einem andern, der es ebenso machte. Die rechte Hand und der rechte Arm der Fechter wurden nun mit schmalem Tuche umwunden; zuerst umband man den Mittelfinger, dann, nachdem die Faust geballt war, wickelte man das Tuch vielfach um dieselbe, das Gelenk und den Vorderarm. Nachdem zwanzig angehende Boxer dergestalt ihre Vorbereitungen getroffen hatten, brachte man sie paarweise in den Kreis. Traf es sich, daß es Freunde waren, so legten sie zweimal die linke Brust aneinander und riefen: „Wir sind Löwen! wir sind Freunde!“ Einer verließ dann den Kreis und ein anderer ward vorgeführt. Erkannten sich die beiden nicht als Freunde, so begann augenblicklich der Kampf. Zuerst standen beide Fechter in einiger Entfernung, wendeten mit der linken offenen Hand die Schläge ab und schlugen, sobald sich eine Gelegenheit zeigte, mit der rechten. Gewöhnlich zielten sie nach dem Magen und der Stelle unter den Rippen. Faßten sie einander, so hielt der eine den Kopf des andern unter dem Arm, schlug ihn mit der Faust und stieß mit den Knieen zwischen die Schenkel des Gegners. In dieser Stellung, wenn sie das Haupt ihres Feindes so gefaßt haben, sollen sie bisweilen versuchen, ihm ein Auge auszudrücken. Wenn sie sich losmachen, verfehlen sie nie einen tüchtigen Stoß mit der Ferse in die Rippen zu versetzen, welche Stöße oft den Tod bringen. Die Boxer wurden einigemale auf meinen Befehl getrennt, da sie zu hitzig wurden. So wie man von diesem Schauspiel hörte, ließen die Mädchen ihre Eimer an den Brunnen stehen, die Marktleute setzten eilig ihre Körbe nieder, alles lief herbei, die Kämpfer zu sehen, die Hyänen, die Löwen von Nigritien! Der ganze Raum vor meiner Wohnung war gedrängt voll. Nachdem sechs Paare geboxt hatten, bezahlte ich ihnen zu ihrer großen Freude die verheißene Belohnung, sie küßten mir dankend die Hände und die Menge ging ruhig auseinander.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Die reizende Halle des Collegiums ist 51 Fuß lang und mit einer reich mit Schnitzwerk verzierten Decke versehen. Die Bogen springen insgesammt aus Balkenköpfen, die einen Hahn vorstellen, hervor, welches Bischof Alcocks Devise war. Auch in der Capelle bemerkt man den Hahn, so wie an einigen andern Gebäuden. Die Gärten und Wiesen sind wahrhaft pittoresk, und ich stimme ganz der Ansicht Jakobs I bei, der einst bemerkte: daß wenn er in Cambridge residiren sollte, er dann im Kings College beten, im Trinity's College speisen und im Jesus College studiren und schlafen würde.

Nachdem wir die Räume des Colleges durchstrichen, wandten wir uns nach Jesus Lane*) und St. Johns Street, wo wir bald vor dem Eingang des St. Johns College standen, dessen Aeußeres mir aber wegen seines ungeheuren Umfangs eher ein prinzliches Schloß als einen Sitz der Musen zu bekunden schien. Das College besteht aus vier verschiedenen Höfen, die sich von Südost nach Nordwest ziehen. Der Eingang vor der St. Johns Straße wird von vier Thürmen begränzt, welche sich von den vier Seiten des Eingangs selbst erheben. Ueber der Thorfahrt befindet sich das Wappen der Gründerin, Margaret Gräfin von Richmond und Derby, und die Rose, das Fallgatter (Portcullis) zieren das Wappen des Collegs, über dem in einer Nische die Statue des St. Johannes herablächelt. Diese Thorfahrt führte uns in den ersten Hof, der 228 Fuß lang und 216 Fuß breit ist. Die Gebäude sind insgesammt aus Mauersteinen aufgeführt; über der innern Seite der Thorfahrt steht die Statue der Gräfin Margaret. Die nördliche Seite des Hofes wird von der Capelle eingenommen. Ein Durchgang führt in den zweiten Hof, welcher 270 Fuß lang und 240 Fuß breit ist, der aber nicht von Margaret, sondern von der Gräfin Shrewsbury gestiftet wurde. Dieser enthält die Bildergalerie. In den dritten Hof tritt man durch einen Thorgang, auf welchem sich ein Thurm erhebt. An der Nordseite des Hofes befindet sich die Bibliothek, die zahlreichste und werthvollste der ganzen Universität. Die Piazza ist nach Westen durchbrochen worden, von wo aus eine leichte Brücke über den Fluß Cam nach dem neuen Hof führt, welcher aus einer Masse von Gebäuden besteht, die nach Planen des Hrn. Richman und Hutchinson erbaut und zugleich die schönsten Gebäude von ganz Cambridge sind. Reich verziert, erheben sie sich im reinsten Tudorstyl. Die Capelle im ersten Hof zeigte mir nichts Interessantes, dagegen zog die 60 Fuß lange und 30 Fuß breite Halle meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Eingang befindet sich unter einem Ohrgewölbe (Ogee arch), wobei sich von dem Kragensteine zwei leichte Thürmchen erheben, die sich in den niedlichsten Zinnen endigen. Das Innere der Halle hat etwas ungemein Imposantes und Erhabenes, ist reich mit Schnitzwerk verziert und enthält mehrere Porträts der einzelnen Wohlthäter, worunter sich auch das der Stifterin Margaret befindet, die ernst in Nonnentracht herabsieht. Die Bibliothek, 150 Fuß lang, enthält eine interessante und wichtige Sammlung der ersten Versuche der Druckerkunst, unter andern die Werke Claxtons, Wynkyn de Worde's und Pynsons. Das Collegium besteht aus 53 Mitgliederschaften (Fellowships) und 114 Studenten.

Wie man den Menschen nicht nach seinem Aeußern, so darf man Trinity College (Dreieinigkeits-Collegium) nicht nach seinem Eingang beurtheilen. Obgleich Trinity College das größte ist und seine Gebäude den meisten Flächenraum einnehmen, so wird dieß doch niemand erwarten, bevor man nicht den Eingang durchschritten. Das gesammte College bestand früher aus sieben Herbergen (hostels) und zwei Collegien, welche von Heinrich VIII aufgehoben und 1546 wieder zu einem College erhoben wurden. Die Gebäude bilden drei Vierecke oder Höfe, von denen der erste der alte oder große, der zweite von seinem Gründer Nevile's und der dritte der Königs- oder neue Hof genannt wird. Der alte Hof ist 334 Fuß lang, während seine größte Breite 287 Fuß beträgt; die Mitte ziert ein herrlicher Wasserbehälter. In Neviles Hof befindet sich die schöne Bibliothek, eines der schönsten Werke Sir Christopher Wrens, im reinsten Styl der italienischen Antike erbaut. Unter der mittlern Colonnade, welche die Fronte unterstützt, befindet sich ein Basrelief, das Ptolemäus darstellt, wie er die griechische Uebersetzung der heiligen Schrift aus den Händen der 70 Uebersetzer empfängt. Auf der steinernen Balustrade, in welcher sich das Gebäude endet, erheben sich vier Statuen, die Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Mathematik. Das Hauptzimmer hat 190 Fuß Länge und 40 Fuß Breite; seine Höhe beträgt 38 Fuß. Es wird als einer der schönsten Räume ganz Europa's angesehen. Alle die Statuen und Gemälde zu erwähnen, welche die Bibliothek enthält, dazu bleibt mir nicht Zeit, doch eine der interessantesten Merkwürdigkeiten kann ich nicht unerwähnt lassen — es sind zwei Manuscriptbände. Das eine eine Sammlung verschiedener Gedichte, die Milton hier niederschrieb, das andere mathematische Abhandlungen Newtons; daneben stehen noch einige von Newtons mathematischen Instrumenten und in einem Kästchen eine Locke seines Haares. Wie sich Trinity College an äußerer Größe auszeichnet, so auch an Menge großer Namen, die es in sich erzog; ich führe von diesen nur Bacon, Newton, Barrow, Cowley, Dryden, Byron, Ray und Willoughby an.

Der dritte Hof, der Königs- oder neue Hof genannt, ist im leichtern gothischen Styl erbaut, wobei die Kosten durch Subscription gedeckt wurden. Georg IV zeichnete allein 2000 Pfd. St. Die Gesammtkosten betrugen 40,000 Pfd. St. Die Capelle ist ungemein einfach, enthält aber die herrliche Statue Newtons aus dem weißen Marmor bei Roubiliä — ein wahres Meisterwerk der Plastik!

Der Mann, bei dessen Namen die Welt erblaßte, Oliver Cromwell, dem Milton, der Königshasser, als lateinischer Secretär diente, war ebenfalls Student in Cambridge. Das Immatriculationsbuch des Sidney Sussex Colleges enthält folgende Stelle: Oliverus Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum Sociorum Aprilis vicesimo sexto, tutore mag. Richards Howlet. Darunter befindet sich in anderer Handschrift bemerkt, daß er grandis impostor und carnifex perditissimus wäre. Das College, welches diesen merkwürdigen Mann erzog, wurde von Francisca Gräfin von Sussex gegründet. Sie starb im Jahre 1588, hinterließ aber in ihrem Testament die nöthigen Befehle zur Gründung desselben. Die Bibliothek enthält die Büste Cromwells von Bernini nach einer Larve, die man nach seinem Tode von ihm nahm. In der Residenz des Vorstehers befindet sich ein Crayon-Porträt Cromwells von Cooper gezeichnet, welches allgemein für das beste gehalten wird, das man von diesem Mann besitzt.

(Schluß folgt.)

*) In einem englischen Werke, welches ganz kürzlich über Spanien erschienen, wird es bitter beklagt, daß die Straßen Madrids Namen wie Valgame Dios, Amor di Dios baja, Sabida de los Angelos u. s. w. besäßen; — die Namen Jesus Lane, Christs Lane sind doch wahrlich keine geringere Profanation?

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 222

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1845.

Quebek.

(Nach James Gladwin.)

„Schon das Aeußere von Quebek verkündet eine ansehnliche, wohlhabende Stadt; sie ist nicht mehr ein offener, jedem Anfall ausgesetzter Platz. Die Befestigung besteht in Thürmen, welche gleich stolzen Paladinen bereit sind, sie gegen jedermann zu vertheidigen. Die Stadt ist inmitten einer sehr schönen Gegend erbaut. Auf den nahen Anhöhen befinden sich gut angelegte, starke Festungswerke und die uneinnehmbare Citadelle Cap Diamant; im Hintergrunde erblickt man den majestätischen St. Lorenzstrom, der aus einem prächtigen Fichtenwalde kommt und in der Nähe der Stadt ganz mit Schiffen bedeckt ist. Inmitten des Strombettes liegt die Insel Orleans. Der Gesichtskreis wird durch eine hohe Bergkette begränzt und bildet den Rahmen zu einem wunderschönen Gemälde.

So lange ich die Stadt von dem Verdeck aus betrachtete, schien sie mir wie von einer Glorie umgeben, aber bei dem Eintritt in den untern Theil begann der Zauber zu schwinden. Die Häuser sind an dem Fuße eines steilen Felsenabhanges gebaut, die Straßen größtentheils eng und die Fußwege längs den Häusern so schmal, daß sie nicht zureichen für die Vorübergehenden. Dieser Theil der Stadt ist von den Kaufleuten und Handwerkern bewohnt:*) hier befinden sich die Börse, das Zollhaus und die Banken; in der obern Stadt entfaltet sich militärischer Glanz. Eine schmale Straße führt durch einen Hohlweg auf die Höhe des Berges. Man erreicht bald den Lagerplatz und den Hof des Schlosses St. Louis; es ist auf einen Felsen gebaut und mit furchtbaren Festungswerken umgeben. Hier ist nichts von Handel und Gewerbsthätigkeit zu sehen; auf den Schall der Hörner und Trommeln drängen sich die Soldaten in den Straßen, die Schildwachen schreiten auf den Wällen hin und her, und allenthalben bemerkt man die geräuschvolle Fröhlichkeit der jungen Officiere.

*) Hier wüthete auch der neueste Brand, der einen so bedeutenden Theil der Stadt in Asche legte.

Ein herrliches Becken, in welchem mehrere Flotten mit der größten Sicherheit vor Anker liegen können, ein tiefer, breiter Strom, zu beiden Seiten von hohen, steil abfallenden Felsen eingefaßt, auf denen hier Wälder, dort Häuser sich erheben; die beiden Vorgebirge Pointe Levi und Cap Diamant, die hübsche Insel Orleans und der majestätische Wasserfall, den der Montmorency bildet, das alles trifft hier hier zusammen und gibt der Hauptstadt von Niedercanada einen prachtvollen Anblick.

In dem Zeughause sollen Waffen für 100,000 Mann liegen; ungeheure Summen kosten die Festungswerke. Die am Cap Diamant liegende Citadelle ist mit gewaltigen, überall mit Geschützen gespickten Mauern umgeben und gilt für uneinnehmbar; die Casematten, welche durchaus bombenfest sind, werden 5000 Mann Schutz gewähren können. Quebek ist aber auch eine Handelsstadt von großer Wichtigkeit und hat unter den brittischen Städten auf dem Festlande von Amerika nur Montreal zur Nebenbuhlerin. Täglich gehen von diesen beiden Städten mehrere Dampfschiffe ab, beleben alle auf dieser Strecke liegenden Ortschaften und die mehrere Meilen in der Runde befindlichen Flecken und Dörfer; einige dieser Boote gleichen an Länge Fregatten von 40 Kanonen und sind im Innern so bequem eingerichtet, wie nur irgend ein europäischer Gasthof.

Als Großbritannien Niedercanada eroberte, wurde ein großer Fehler dadurch begangen, daß man keine Anordnung traf, nach und nach die englische Sprache einzuführen; neunzig Jahre sind verflossen seit der Besitznahme und die Canadier der untern Landestheile sind noch Franzosen. Die englischen Schriftsteller können nicht den mindesten Einfluß auf diese Menschen haben, denn die wenigen die lesen, nehmen nur französische Bücher in die Hand. In den Gerichtshöfen beruft man sich nur auf französische Rechtsgelehrte, in den Straßen hört man nur französisch sprechen, die Kleidung, die Sitten, die Vorurtheile erinnern an Frankreich. Die Einwohner empfinden selbst jetzt noch nur Sympathie und Anhänglichkeit für ihr ehemaliges Mutterland. Drei Menschen-

alter sind verflossen und diese Gegend ist noch in dem Zustande wie zur Zeit der Eroberung.

Quebek ist der Sitz eines Obergerichts, eines anglikanischen und katholischen Bischofs, welchen letztern man als Primas für diesen Theil Amerika's betrachten kann, Residenz des Generalgouverneurs. Man schätzt die Bevölkerung von Quebek mit Einschluß der Vorstädte auf 33,000 Seelen. An Elementarschulen ist kein Mangel; das Seminar und das Gymnasium sind stark besucht und haben gute Bibliotheken. Es besteht hier ein landwirthschaftlicher Verein zur Föderung des Ackerbaues und eine Gesellschaft zur Verbreitung des Unterrichts und der Industrie in Canada.

M e s c h e d.

(Fortsetzung.)

Obgleich man mir gesagt hatte, in dieser Stunde sey das Heiligthum am wenigsten besucht, so fanden wir doch eine ziemlich große Zahl Leute; viele Pilger beteten andächtig über dem Grabe und beobachteten nach der Anleitung ihrer Führer dieselben Ceremonien, denen ich mich unterworfen hatte. Viele saßen in den Ecken der Vorzimmer und lasen im Koran; seltsame Gestalten in Kaftan und Turban bewegten sich durch die hohen, geheimnißvollen Räume; ringsum herrschte tiefe Stille und man hörte nichts als das leise Murmeln der Betenden und die abgemessenen Sprüche derer, die im Koran lasen, welche Töne einen ungemein feierlichen Eindruck machten. Gerne hätte ich dieses interessante islamitische Schauspiel noch länger genossen, aber ich durfte nicht vergessen, daß ich mich an einem Orte befand, dessen Besuch jedem Nichtmoslem bei Todesstrafe verboten ist. Ich empfand sehr wohl daß ich mich hier eingeschlichen hatte, und es schien mir, als wenn die Umstehenden mißtrauische Blicke auf mich richteten. Glücklicherweise begünstigte mich das im Heiligthum herrschende Helldunkel, denn meine Bewegungen und Gebärden bei der Beobachtung der hier gebräuchlichen Ceremonien würden mich, da ich sie etwas linkisch mitmachte, ohne Zweifel verrathen haben, wenn man uns genau beobachtet hätte. Ich bemerkte übrigens, daß der mir befreundete Hüter des heiligen Grabes selbst ängstlich wurde und mich schnell von einem Ort zum andern zog, und ich will nicht läugnen, daß ich herzlich froh war, als ich nach Betrachtung aller Merkwürdigkeiten durch Nadirs Silbergitter in den Vorhof und von da wohlbehalten und unbeschrien in eine Zelle der Mädresa Dschaffir gelangte. Hier im stillen Seminar — Lehrer und Schüler hatten gerade Rasttag — empfing der Mann, der mich in das Heiligthum von Meschhed eingeführt hatte, aus meinen Händen ein angemessenes Honorar.

Auch jetzt noch, laut einstimmiger Versicherung aller Gläubigen, hat das heilige Grab des Imam Reza die Eigenschaft Wunder zu thun. Der Sage nach sollen viele Menschen hier Gesicht und Gehör wieder erlangt haben, nachdem sie dieser Wohlthaten geraume Zeit beraubt gewesen. Eine Menge anderer Geschichten von der übernatürlichen Kraft des hier verehrten Heiligen werden dem Fremden mitgetheilt. So soll eines Tages ein Kamel, das einem harten, grausamen Herrn gehörte, hieher seine Zuflucht genommen haben; lange Zeit hatte es seine Schuldigkeit treulich gethan, und da es nun alt und dienstunfähig war, von seinem gefühllosen Herrn aber noch immerfort beladen und unbarmherzig behandelt wurde, so entfloh es bei der ersten Gelegenheit in Meschhed seinem Treiber, sprang auf seinem Wege durch die Stadt über die eiserne Kette, welche das Heiligthum für Reiter versperrt, und drang bis zu dem Grabe des Imam Reza, wo es sich vor der silbernen Pforte niederwarf. Umsonst versuchten die Hüter des Heiligthums das Thier zu vertreiben; es blieb, und in Folge des Lärms erschien der erste Mullah des Gotteshauses, der sogleich befahl, das gute Thier in Ruhe zu lassen, weil es ja einleuchte, daß es hieher gekommen sey, um dem heiligen Imam sein Leid zu klagen. Als der Eigenthümer befragt wurde, konnte er nicht läugnen, daß er das Kamel zu sehr beladen und überhaupt mißhandelt habe, und daß sich deßhalb das Thier wohl beschweren könne. Der Mullah sagte hierauf dem Manne, wenn ihm sein Seelenheil lieb sey, müsse er das Thier ganz frei lassen, weil er es so sehr gequält habe. Erschrocken erklärte sich der Kameltreiber bereit, es Jedem, der sich seiner annehmen wolle, zu überlassen. So wie er sich nun zu Gunsten des Thieres ausgesprochen hatte, richtete sich das Kamel auf und erhob sich vom Boden; als wenn es jedes Wort gehört und verstanden hätte, ließ es sich nun geduldig wegführen von dem Grabe des Martyrers, und der barmherzige Mullah selbst nahm es auf und fütterte es bis zu seinem Tode.

Des heiligen Imam wunderthätige Kraft wirkt auch zuweilen, wo es die Beschützung des Eigenthums der Moschee gilt. Ein Mann aus Candahar, der als Wallfahrer nach Meschhed gekommen war, wurde hier von der sündhaften Begierde, sich etwas von den Schätzen des Heiligthums anzueignen, lebhaft ergriffen, und besonders stach ihm ein goldenes mit Edelsteinen besetztes Rauchfaß, in welchem Weihrauch brannte, gewaltig in die Augen. Er nahm sich vor, dieses kostbare Gefäß zu entwenden und, um diesen Vorsatz leichter ausführen zu können, zog er zuerst in die Stadt Meschhed, bis es ihm allmählich gelang, unter die Zahl der Diener des Heiligthums aufgenommen zu werden, und bald zeichnete er sich durch seine Thätigkeit und seinen Diensteifer vortheilhaft aus. Nachdem er durch sein musterhaftes Betragen allen Verdacht beseitigt hatte, überstieg er einst des Nachts die geweihten Ringmauern, kletterte sodann auf die Kuppel des Grabmals und ließ sich mittelst eines Seils durch eine Oeffnung in das Heiligthum hinab. Hastig ergriff er den Gegenstand seiner Wünsche und wollte sich entfernen, als ihm eine Stimme aus der Höhe herab laut zurief, er möge sich hüten, und wenn er durchaus rauben wolle, möge er sich mit irgend einem minder kostbaren Gegenstande begnügen und die Capelle nicht eines Geräthes berauben, dessen Verlust vielen unschuldigen Dienern des Heiligthums Tadel und Strafe zuziehen würde. Der Dieb hatte die Frechheit, auf diese wohlgemeinte Warnung

trotzig zu erwiedern: Was? nachdem ich länger als ein Jahr nach diesem kostbaren Rauchfaß getrachtet und viel Zeit und Mühe daran gesetzt habe, soll ich es jetzt, wo ich es schon in Händen hatte, wieder zurückgeben? Nein, ich will nun alles wagen und die Beute mit mir nehmen! Dem Frevler ward keine Antwort. Als er aber nach dem Strick griff, an welchem er sich in das Allerheiligste herabgelassen hatte, fand sich, daß dieser kürzer geworden war. Nun holte der Kirchendieb eine von den Leitern, die man zum Anzünden der Lampe braucht, verbarg das Rauchfaß unter seinem Oberkleide und stieg aufwärts; da riß urplötzlich der Strick, er stürzte herab und zerbrach das Rückgrat. In diesem elenden Zustande fand ihn am andern Morgen der Chef der Mullahs, dem er die ganze Geschichte erzählte. Auf dessen Befehl wurde der Verbrecher ins Gefängniß abgeführt. Am nächsten Tage erzählte dieser hochwürdige Mullah seinen geistlichen Mitarbeitern, der heilige Imam sey ihm in letzter Nacht im Traume erschienen und habe ihm befohlen, den Kirchendieb nicht weiter zu bestrafen, indem er schon genugsam gestraft sey. Man entließ also den Verbrecher seiner Haft, aber das gottselige Volk von Mesched war so erbittert, daß es ihn ergriff und ihm die Hände abhieb.

Der Mann, welcher mir diese Geschichte erzählte, versicherte, er habe diesen Dieb mit eigenen Augen gesehen, und die nähern Umstände der That wie der Bestrafung aus dessen Munde vernommen.

Gleich bei dem Eintritt in das Quartier der heiligen Bauwerke ist man überrascht von der Menge der Männer mit grünen Turbanen und Schärpen, welche sich, wie in Mekka die Metowafs, herzudrängen, die neu angekommenen Pilger über die zu beobachtenden Ceremonien, Gelübde und Opfer zu instruiren. Auch die Mullahs, die Doctoren des Koran, mischen sich unter die Wallfahrer wie hungrige Wölfe; sie werden fett von deren Opfern für ihre Seelsorge, Astrologie und Wahrsagerei, ohne sich besondern gelehrten Studien zu widmen, da es in Mesched sehr leicht ist, sich für Bestechung den Doctorhut oder vielmehr den grünen Turban über den Kalpak zu ziehen.

Schon aus der Ferne glänzt die hohe Goldkuppel des Heiligthums dem Wanderer entgegen, aber bei dem Eintritt in Mesched sieht man mehr Ruinen als bewohnte Häuser. Wie alle Perserstädte, hat auch Mesched dasselbe grauerdige, eintönige Ansehen, das sich nur verliert, wenn man durch die Thore der kerkerartigen Mauerwände in das Innere der Wohnungen eintritt, in die innern Hofräume mit freundlichen Gärten, Springbrunnen und leichten Pavillons, Balconen, Terrassen und luftigen Vorhallen versehen.

Sechzehn Schulen des Koran und der Wissenschaften (Mädresas) zählt die heilige Stadt Meschhed; diese mitunter reichen Stiftungen beherbergen in ihren Räumen 30, 40, 80 und 100 Mullahs; hier wird der Koran studirt, Theologie in allen Beziehungen, Metaphysik, Logik, Mathematik, Astrologie und Heilkunde. Die Docenten sind salarirt oder leben von den Honoraren ihrer Zuhörer. Viele der ärmern Studenten werden erhalten durch die Stiftungen, viele von ihnen leisten den Reichern Dienste. Diese Mädresas besitzen liegende Güter oder Karawanserais und Boutiken, die ihnen schönes Geld eintragen. Die Mädresa Fazil Khan ist mit einer bedeutenden Bibliothek ausgestattet, bleibt aber den Statuten gemäß dem Zutritt der Hindus, der Araber und der Leute aus Masanderan verschlossen; die usbekischen Tataren haben ihre eigene Mädresa. Hier erhalten die ältern Mullahs eine bestimmte Besoldung.

Die Mädresa Saaduddin ist ebenfalls in sehr gedeihlichem Stande, besitzt eine Anzahl Bäder, ein großes Karawanserai, mehrere Boutiken und beträchtliche Ländereien. An diesem Seminar sind fünfzig Lehrer angestellt. Der Sage nach begab sich der Stifter dieser Gelehrtenschule, wie die meisten persischen Abenteurer, in der Hoffnung recht reich zu werden, nach Indien, wo er aber so schlechte Geschäfte machte, daß er nach einiger Zeit als Bettler auf der Straße die Mildthätigkeit der Vorübergehenden ansprechen mußte. Eines Tages redete ihn ein alter Hindu an und sagte, wenn er sich dazu verstehen wolle, mit verbundenen Augen in sein Haus ihm zu folgen, um dort eine kleine Arbeit zu verrichten, so solle er gut dafür bezahlt werden.

Der Bettler dachte, daß sich sein Zustand nicht wohl verschlimmern, wohl aber verbessern könnte und erfüllte die Bedingung. Als ihm nach langem Hin- und Herführen die Binde abgenommen wurde, befand er sich auf einem mit hohen Mauern umgebenen Platze, wo er eine tiefe Grube graben mußte, in welche der alte Hindu eine ungeheure Menge Gold- und Silbermünzen verscharrte. Die Arbeit dauerte mehrere Tage und während dieser Zeit sann der Bettler auf irgend ein Mittel durch welches er später den Ort wieder erkennen möchte, wohin man ihn mit verbundenen Augen geführt hatte. In dieser Absicht tödtete er eine Katze, die über den Platz lief, stopfte ihr Fell mit Goldstücken aus, und warf dieses bei der ersten günstigen Gelegenheit über die Mauer, die er mit Recht für die Gränzmauer des Ortes hielt; er achtete auf den Ton bei dem Niederfallen des Fells und schloß daraus, daß es auf Lehm gefallen seyn müsse. Als seine Arbeit beendigt war, erhielt er einige Rupien Lohn, die Augen wurden ihm abermals verbunden, und er wurde an denselben Ort geführt, von wo man ihn weggeholt hatte.

Der Bettler suchte und forschte nun sogleich nach seiner kostbar ausgestopften Katze, die er auch bald in einer Lehmgrube neben einer hohen Mauer, welche das Haus des Hindu umzog, liegen fand. Das Gold in dem Katzenbalg setzte den Besitzer in den Stand, das Haus nach dem bald darauf erfolgten Tode des alten Mannes von dessen Erben zu erkaufen, und so kam er in den Besitz des ungeheuren Reichthums, den der Hindu heimlich vergraben hatte. Mit diesem Vermögen kehrte der Perser in sein Vaterland zurück und verwendete einen Theil davon auf die Erbauung und Ausstattung dieser Mädresa.

(Schluß folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Die Stadt an sich ist unregelmäßig gebaut, die Straßen sind enge und vielfach gekrümmt, die Gebäude, mit Ausnahme der Collegien, unansehnlich; nur einige von ihnen zeichnen sich vermöge ihres Alters aus. Während der Ferien soll es sehr still seyn. 1836 enthielt die Stadt 4506 Häuser mit einer Bevölkerung, in die freilich die Studenten mit eingeschlossen sind, von 20,900 Seelen.

Der allgemeine Ton der Gesellschaft hat vielfach das Mönchische der Collegien angenommen. Der Vorsteher (master) der einzelnen Collegien ist gewöhnlich verheurathet und seine Familie bewohnt mit ihm die ihm zugehörenden Räume. Außer den Familienmitgliedern des Vorstehers ist es keinem Frauenzimmer gestattet im Collegium zu wohnen. Sobald ein Mitglied der Collegien heurathet, verliert es sein Anrecht an die Fellowship und tritt damit aus dem Collegium aus. Erasmus, der einige Zeit in Queens College lebte, dort seine Baccalaureus- und Doctorwürde erhielt, scheint sich nicht allzu sehr hier gefallen zu haben. Er schreibt an seinen Freund Ammonius im Jahre 1510, wo die Pest in Cambridge herrschte: Includimur pestilentia, obsedimur latrociniis, pro vino bibimus vappam et si quid vappa deterius? Später beklagt er sich über das Bier (ale) und den Wein und bittet Ammonius ihm ein Fäßchen griechischen Wein zu senden. Sein Urtheil über die Bewohner ist noch bitterer: Nisi vulgus cantabrigiense in hospitales Britannos antecedit, qui cum summa rusticitate summam malitiam conjunxere.

Die Säulengänge des Queens College sind höchst interessant, und ein viereckiger Thurm wurde es mir durch seinen frühern Bewohner, Erasmus. Margarethe von Anjou gründete im Jahre 1448 das Collegium, und Elisabeth Wydville, Gemahlin Eduard IV, erneuerte es.

St. Peters College ist das älteste der ganzen Universität. Es wurde im Jahre 1257 von Hugh de Balsham, Bischof von Ely, gestiftet. So wie St. Peters das älteste, so ist Downing College das jüngste. Sir George Downing hinterließ seine reichen Güter seinem Bruder und verordnete, daß er, in dem Fall, daß dieser ohne nahe Erben sterben sollte, sein Vermögen der Universität vermache, womit diese ein neues Collegium gründen möchte. Ein daraus entstandener anhaltender Proceß verhinderte die Grundsteinlegung bis zum Jahre 1807. Seine Vollendung und Einweihung steht nahe bevor. Bis jetzt belaufen sich die Kosten des Baues auf 60,000 Pfd. St. Die übrigen Collegien sind: Caius, Corpus Christi, Emanuel und Magdalenen College, Pembroke, Trinity, Clare und Catharinen Hall. Die neuen Gebäude des Corpus Christi sind eine freundliche Zierde der Stadt. Die Fronte, die sich der Straße entlang zieht, ist 222 Fuß. An den zwei Enden erheben sich massive Thürme, wie in der Mitte ein herrliches Portal, zu dessen Seiten sich ebenfalls zwei Thürme aufbauen, die mit jenen der äußern Enden correspondiren.

Eben schlug es 5 Uhr und wir mußten eilen, um noch an dem Gottesdienst in der Königscapelle Theil nehmen zu können. England besitzt kein zweites Denkmal des reinsten Baustyls des Mittelalters, das sich nur irgendwie mit diesem messen könnte. Es ist die Vollendung jenes perpendiculären Spitzbogens, so daß sich in ihm der Architekt, der Alterthumsforscher, der Künstler und Dichter gleich befriedigt findet. Die Capelle besitzt nicht die Größe des Straßburger Münsters, noch viel weniger die kolossale Majestät des Doms zu Köln, aber die Reinheit der Architektur, die herrlichen Verhältnisse der einzelnen Theile zum Ganzen und umgekehrt habe ich nie so mächtig auf das ganze innere Gefühl wirkend gefunden als hier. Der Meister dieses Edelsteins soll der Vater von Nicholas Close oder Klaus, ein Flamländer von Geburt, gewesen seyn. Die Capelle wurde unter Heinrich VI im Jahre 1441 begonnen und mit den Summen, welche Heinrich VII für diesen Zweck hinterließ, 1515 beendet. Die äußere Länge beträgt 316 Fuß, die äußere Breite 84 Fuß. Das innerste Staunen und die tiefste Verwunderung ergreift den Eintretenden, wenn er die 78 Fuß hohe, prächtig verzierte steinerne Decke ohne alle Pfeiler und Stützen über sich schweben sieht. Die gewaltigen gemalten Fenster, zwölf an jeder Seite und ein dreizehntes gegen Osten, sind beinahe 50 Fuß hoch und Meisterwerke der alten Kunst. Ungefähr in der Mitte scheidet ein Schrein die Kirche von der Vorcapelle und trägt zugleich die Orgel; auch er ist reich verziert und ein Geschenk Heinrichs VIII. An ihm bemerkt man die Buchstaben H. R. und H. A. mit der Jahreszahl 1534 und einer Menge Rosenschleifen (true lover's knots), was sich zweifelsohne auf seine Vermählung mit Anna Boleyn bezieht. Die Kirche war überfüllt mit Fremden.

Da ich eben von Kirchen spreche, so darf ich auch einen zweiten Juwel alterthümlicher Baukunst, die Kirche des heiligen Grabes (St. Sepulchre's Church), nicht unerwähnt lassen. Ueber das Jahr der Gründung dieser der ältesten der vier runden Kirchen (ecclesiæ rotundæ) Englands *) besitzt man keine Gewißheit. Nach der Bauart gehört sie der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts an. Der älteste Theil bildet einen Cirkel, das Portal den halbcirkelförmigen Bogen der ältern normannischen Architektur, verziert mit Zickzack und Sparren. Das Innere wird von einer im Kreis stehenden Colonnade von acht dicken, kurzen Säulen getragen, die einen Säulenstuhl und nur sehr niedrige Knäufe besitzen. Ueber diesen erhebt sich eine zweite Reihe halbkreisförmiger Bogen von Säulen getragen, welche sich früher wahrscheinlich in eine Galerie öffneten, jetzt aber zugemauert sind. Der östliche Theil oder das Chor ist erst später, im Jahre 1313, hinzugefügt worden. Der Fußboden ist mit schwarzem Marmor belegt. Eine traurige Veranlassung, die der Kampf über den Ritus durch Dr. Pusey hervorrief, brachte die Kirche St. Sepulchre vor das Consistorialgericht. Durch öffentliche Subscription war sie renovirt worden. Der Vicar, welcher der Kirchenordnung Dr. Pusey's anhing, suchte die Renovation zu benutzen und einen steinernen Altar an die Stelle der Communiontafel einzuführen. Das Kirchspiel widersetzte sich diesem Beginnen als römischem Unwesen, es kam zum Proceß, wodurch der Vicar gezwungen wurde, den Altar zu entfernen. Die Platten davon liegen jetzt vor der Kirche.

Depression von Nordafrika. Aus einer Auseinandersetzung, welche Hr. Virlet d'Aoust dem Echo du Monde Savant (24 Julius) mittheilte, geht hervor, daß das Land etwas südlich von Biskra, namentlich die Umgegend des Sees oder vielmehr Sumpfes Melgigh ziemlich bedeutend, nämlich 53½ Metres, unter dem Meeresniveau liegt.

*) Die übrigen sind die runde Kirche in Northampton, Little Maplestead in Essex und die Temple Church in London.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1845.

Fragmente aus Samnium.

(Von Dr. Z.)

1. Gränzen und Eintheilung des ursprünglichen Samniums.

Wenn schon Strabo erklärte, daß eine genaue Bestimmung der Gränzen des alten Samniums schwierig, ja unmöglich sey, wenn schon ihm, einem der besten geographischen Führer die wir besitzen, zerstörte Städte und Haufen von Trümmern hier die Anleitung zu seinen Arbeiten gaben, um wie viel mehr muß diese Schwierigkeit nach fast 2000 Jahren gewachsen seyn! Vergebens studirt man die alten Geographen und Geschichtschreiber; des Florus (1, 16) Worte: „Ita ruinas ipsas urbium diruit Sylla ut hodie Samnium in ipso Samnio requiratur“ geben nächst Strabo den besten Aufschluß über den Zustand des samnitischen Gebiets. Man muß sich fast damit begnügen, im allgemeinen zu wissen, daß Samnium zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere gelegen, die Frentaner, Peligner, Volsker, Campaner und Hirpiner zu Nachbarn hatte und daß an einzelnen Stellen ihr Gebiet mit dem der Marsen und mit Apulien zusammengränzte. Strabo macht es sich indessen allzu bequem, wenn er die Samniter und die Lukaner aneinander gränzen läßt: er zählt auf diese Weise die Hirpiner (obschon diese allerdings samnitischen Ursprungs) mit zu den Samnitern. Ursprung, Entwicklung und Geschichte der Samniter wollen wir hier jedoch unberührt lassen, und unsere Leser auf eine ausführlichere Arbeit über Samnium vertrösten, welche gelegentlich, wenn wir einmal den literarisch todten Boden des schönen südlichen Italiens verlassen haben werden, einen deutschen Verleger suchen wird. Bei dieser Mangelhaftigkeit der Gränzbestimmung eines so hoch berühmten Landes wie Samnium, möchte es manchem nicht allzu pedantisch und ungeschickt erscheinen, sämmtliche Städte und Localitäten nach den Ueberlieferungen der alten Geographen und Historiker zu registriren und abzuhandeln; aber wahrlich! dergleichen Beschreibungen sind oft von gar zu kläglicher Beschaffenheit, des Umstandes nicht zu gedenken, daß die meisten Geschichtschreiber, als ob nicht schon genug Verwirrung vorhanden, dem Gebiete der Samniter sehr häufig Städte und Ländereien beilegen, welche diese in glücklichen Zeiten mit den Waffen in der Hand erobert und kürzere oder längere Zeit in Besitz gehalten. Plinius (vielleicht im Bewußtseyn großer Genauigkeit) spricht nur von zwei Städten, beide Bovianum genannt (das heutige Civita und Bojano), und zu den Bewohnern Samniums rechnet er einzig und allein die Ansidanaten, Aeserniner, Sepinaten und Treventaner, außer zwei andern mit wunderbaren Namen „Fagifulani und Ficolenses“ (Plin. 3, 17), von denen wir nicht die geringste Spur, aller mehrjährigen Streifereien durch samnische Wälder, Berge und Schluchten ungeachtet, auffinden konnten. Seine höchst summarische Beschreibung macht es sehr deutlich, daß er nicht einmal von einem kleinen Theile Samniums klare Begriffe hatte. Pomponius Mela schweigt aus Bescheidenheit gänzlich über die Samniter, und Ptolemäus gibt ihnen nur die drei Städte Bovianum, Aeserula und Saepinum, gewiß die drei bedeutendsten, welche nach den schrecklichen Zerstörungen und Verwüstungen der Römer übrig geblieben waren. Auch die Autoren des Periplus: Skylax und Skymnos von Chios reden nur von den Küstenstädten am tyrrhenischen Meer und lassen das Innere des Landes unberührt; dasselbe gilt vom Dionys Periegetes, insofern nur angeführt wird, daß die Samniter nach den Lukanern und Breziern die am Meer gelegenen Länderstriche in Besitz genommen. Moderne Topographen verbreiteten statt Licht noch mehr Schatten über das alte Samnium, indem auch sie das eigentliche ursprüngliche Gebiet häufig mit den spätern Eroberungen verwechselten und die Städte und Ortschaften alle durcheinander werfen; sogar viele neapolitanische Schriftsteller sprechen von campanischen Städten, als ob sie samnitische wären und geben Samnium eine ungeheure Ausdehnung nach Westen und Osten, tief ins Marsische und Apulische hinein. Dieß letztere Land theilt übrigens gleiche Schicksale, was seine ursprünglichen Gränzbestimmungen betrifft, mit unserm Samnium, und nur die genaueste Ortskenntniß, woran es leider den meisten neapolitanischen Gelehrten gänzlich fehlt, macht es möglich, hin und wieder den Schleier zu lüften. Allzu große

Büchergelehrsamkeit schadet nicht selten bei solchen Untersuchungen; hier nützt ein tüchtiger Wanderstab besser als eine mit scharfer Kritik gespitzte Feder. Um nur ein Beispiel anzuführen: der gelehrte Isaak Casaubonus verdreht eine sehr einfache Stelle des wackern und genauen Polybius, und gibt einem Heerzuge des Hannibal eine ganz falsche Richtung. Polybius 3, 92 redet von Hannibals Marsch aus Apulien nach Campanien und sagt (nach der lat. Uebersetzung des Casaub.) „tres viae patent aeque angustae et difficiles. Prima est, qua venitur ex Sannio; altera ex Eribano (ἀπὸ τοῦ Ἐριβιανοῦ, nach der Didotschen Ausgabe richtiger Ἐριβανοῦ); postrema e regione Hirpinorum, und fügt (3, 93) hinzu: Haec igitur cogitans Hannibal postquam e Sannio ejus collis quem Eribianum vocant, fauces transisset, propter amnem Athurnum qui medios fere campos illos secat, ab eo latere quod Italiam spectat, castra communivit.... Aus dem Berg Eribanus, heutzutage unter dem Namen Monte Erbano existirend, machen die Ausleger Trebulanum; *) aus dem Flusse Athurnus, der noch heutzutage unter demselben Namen bei dem Städtchen Cerreto, hart am Fuße des Erbano sich in den Titerno ergießt, welcher durch eine schauerliche Felsschlucht aus dem lieblichen Thal von Cusano (wahrscheinlich dem alten Cossa) daherbraust, machen sie Vulturnus, weil ihnen diese Namen aus Schriftstellern bekannter sind, und verdrehen so den ganzen hannibalischen Zug. Hannibal wählte geschickt den engsten, am wenigsten besuchten und wahrscheinlich unbewachten Gebirgspfad vom Flusse Tamarus nach Murgantia u. s. w. und trat bei dem heutigen Faicchio (wahrscheinlich dem alten Fulsulae) in die Ebene, welche der Calore durchströmt, und so passen auch vortrefflich des Livius Worte (22, 12): Hannibal ex Hirpinis in Samnium transit, Beneventanum depopulatur agrum, Telesiam urbem capit. Von den trebulanischen Hügeln hingegen und vom Vulturnus hätte H., um Obiges zu bewerkstelligen, einen nicht unbedeutenden Rückweg machen müssen. Doch nun zurück zu unserem eigentlichen Thema. Cluverus und Mannert, Micali und Rossi, Niebuhr und Wachsmuth hellten, so gut es ihnen möglich war, Samniums Geschichte und Geographie vor unsern Blicken auf. Wir sind ihnen um so größeren Dank schuldig, je mehr Griechen und Römer uns hier im Stiche ließen und je bequemer es sich die modernsten neapolitanischen Gelehrten machten, welche ohne alle eigene Anschauung mit wenigen Ausnahmen (z. B. N. Corcia: Storia del R. delle Due Sicilie 1ster Band Neapel 1845 **) ihre Vorgänger abschrieben und ihre geographischen Studen-Compilationen gar häufig mit lächerlichen Hypothesen, die wie Seifenblasen vor jeder gesunden und hellen Kritik zerplatzen müssen, ausstaffirten. Man erlasse uns hier ein langes Register von Büchertiteln. Zinkeisen bedauert in seiner unvollendet gebliebenen Dissertation: Samnitica (Leipzig 1831) die Schriften des Corsignani und Antinori nicht gelesen zu haben; er hätte jedoch mit solcher Lectüre nur seine kostbare Zeit verloren. Aus des alten Bischofs von Isernia: „Ciarlanti Memorie storiche dell'antico Sannio" und aus Galanti's Arbeiten schöpften die meisten, und die ewig wiederholten Citate aus dem Polybius und dem Plutarch (der, was die samnitischen Angelegenheiten betrifft, wahrscheinlich die verlorengegangenen Werke des Aristides Milesius benutzte), aus dem Livius, Varro, Plinius, Valerius Maximus, Florus, Aulus Gellius, Festus, den Triumphal-Monumenten, den Commentaren des Servius zum Virgil, ferner aus dem Aelian, Strabo, Dionys von Halicarnaß, dem Appian, Diodorus Siculus, aus dem Eutropius und Orosius, oder wohl gar aus dem verlorengegangenen Buch des Vellejus Paterculus über die Samniter — solche Citate, die nur hingeworfen werden, um Gelehrsamkeit und Belesenheit zu zeigen, erregen Widerwillen und Verdruß. So wie wir einerseits offen bekennen, daß uns, außer Abekens Mittel-Italien, alles andere, was etwa in Deutschland über Samnium geschrieben und herausgegeben, in den letzten Jahren unbekannt geblieben, so dürfen wir andrerseits ohne alle Arroganz behaupten, daß wir die hiehergehörige süd-italienische Litteratur sorgfältig gesammelt. Merkwürdigerweise ist uns jedoch unter diesen neapolitanischen Scribenten und Gelehrten nicht ein einziger bekannt, der sich die Mühe genommen, Samnium (oder andere Provinzen) gründlich zu bereisen. Deutschland schickt mit großen Kosten Gelehrte nach Afrika und Asien; Neapel besitzt noch nicht einmal — obschon lobenswerthe Anfänge gemacht wurden — ein gründliches geographisch-statistisches Lehr- und Handbuch, noch nicht einmal eine recht gute Specialkarte des Landes. Der Verfasser der besten alten Geographie des Königreichs, N. Corcia, kam niemals über die Provinz Terra di Lavoro, wie also über das alte Campanien und Samnium hinaus. Arbeiten wie die eines Ritter, Mannert und Forbiger (von dessen alter Geographie wir den dritten Theil mit großer Ungeduld erwarten) und anderer Landsleute kennt Neapel, kennt ganz Italien nicht, ja wir wagen es, die Behauptung auszusprechen, daß Geographen von Ruf in Mittel- und Nord-Italien keine andern Verdienste besitzen als die, deutschen Fleiß mit italienischer Gewandtheit benutzt zu haben.

(Schluß folgt.)

Meschhed.

(Schluß.)

Die armen Studenten in diesen jedenfalls merkwürdigen Anstalten verrichten für die reichen alle häuslichen Dienste; sie reinigen die Zimmer, holen Holz, Wasser, Lebensmittel und kochen. Auch für die angesehenen Mullahs besorgen deren Schüler diese Geschäfte und machen sich eine Ehre daraus; die jüngern Doctoren des Koran, die noch keinen bedeutenden Ruf haben, müssen sich selbst bedienen. Jeder Student, jeder Privatdocent geht auf den Markt, kauft was er bedarf auf dem Bazar ein, trägt es nach Hause und kocht für sich auf seinem Herde. Jedes dieser Seminare hat Gärten und Höfe,

*) Auch Abeken in seinem Mittel-Italien p. 99 verfällt in diesen großen Irrthum.

**) Der erste Band so eben beendigt, der zweite Band wird mit Campanien beginnen und die alte Geographie des heutigen Königreichs drei dicke Bände ausfüllen.

die zur Bequemlichkeit der Bewohner mit Brunnen versehen sind.

Gewinn aus ihren Kenntnissen ziehen vorzüglich die, welche Astrologie und Medicin mit Erfolg treiben. Die persische Arzneikunde besteht in der Ausübung der gröbsten Quacksalberei mit einiger Kenntniß von den Eigenschaften und Wirkungen einiger wenigen Arzneimittel, verbunden mit einer gehörigen Dosis Dreistigkeit; ein Paar glückliche Curen, die wohl gewöhnlich das Werk der kräftigen Natur sind, genügen, um den Ruf eines Mannes zu begründen, der unwirksame Mittel anwendet, aber Glück damit macht, wenigstens kein Unheil anrichtet. Uebrigens werden diese Pfuscher schlecht bezahlt. Theologie und Astrologie, die häufig in einer Person vereinigt sind, lohnen am besten, und wenn ein Mullah einmal im Rufe der Heiligkeit steht, erhält er bald großen Zulauf und Anhänger in Menge.

Am Moharremfeste ist das Innere des Heiligthums von Meschhed voll Kerzenschimmer, gedrängt voll Seeids und Mullahs, Turban an Turban und Pilger aus allem Volke sitzend, knieend, im Koran lesend oder in Gruppen stehend; an diesem Tage bringt man auch Gelübde und begrüßt seine Freunde. Vor den Pforten des Heiligthums knieen Büßende und schlagen sich heulend an die nackten Brüste. In allen Moscheen und Mädresas wird an diesem Tage über das Märtyrthum des heiligen Hussein gepredigt, so nachdrücklich, so ergreifend, daß aller Augen mit Thränen sich füllen. In der geheiligten Umzäunung des Grabes von Imam Reza wird Hussein's Reise nach Kufa und seine Ermordung als Tragödie gespielt. Wehe dem Nichtmoslem, der verwegen sich einschlich; wenn er erkannt wird, muß er der Steinigung bis auf den Tod gewärtig seyn. Hier vernimmt man die besten Redner, die zu Schauspielern auserkoren, den Inhalt des Stückes, das von den bewährtesten Mullahs, den tüchtigsten Doctoren des Koran componirt wird, meisterhaft in schönster persischer Rede declamiren, welche ihre Wirkung nicht verfehlt, die Leidenschaften der Zuhörer auf das heftigste zu erregen. Alle schlagen sich bei den effectvollsten Sentenzen an die Brust, heulen und schreien laut bei Husseins Ermordung, verwünschen die Gegenpartei, und bis in die tiefste Nacht hallt überall das lugubre Geschrei: „Hassan! Hussein!“ wieder.

Zu Meschhed wohnen auch etwa hundert jüdische Familien, die heiligen Orte und die Bäder der Moslims dürfen sie aber nicht betreten, müssen auch ein besonderes Abzeichen auf der Brust tragen. Die hiesigen Juden sind nicht eben reich, aber doch wohlhabend und achtungswerth im Vergleich mit ihren Glaubensbrüdern in Teheran und Isfahan, die nur den elendesten Trödelhandel treiben dürfen. In ihrer Synagoge wird ein Theil der Homilie persisch abgesungen, die Thora aber hebräisch abgelesen. Bei dem Gebete hüllen sie ihr Haupt in weißseidene Decken (Talith) und richten es gegen Jerusalem, während der Vorsänger die Rolle des Pentateuch emporhebt. In ihrer heiligen Lade bewahren sie 50 mit köstlichen Ueberzügen geschmückte Copien der heiligen Schrift, von Devoten auf Pergamentrollen geschrieben.

Die Kurden und Turkomanen versehen Meschhed mit Kameelen und Pferden. Von Kaschmir und Buchara werden Shawls, Safran und Papier, von Schiras Datteln, Tabak, Limonen, Trauben, Matten und Elfenbeinarbeiten, aus China und Rußland Lämmerfelle, Thee, Nanking, Porzellan, Glaswaaren, Spiegel, Nadeln, Metallwaaren von Eisen, Kupfer und Messing eingeführt. Herat liefert Teppiche, Pistazien, Manna und Gummi; Kerman liefert Opium und Henna. Aus der fruchtbaren Ebene von Nischapur wird viel Korn zugeführt. Für die Lämmer- und Schaffelle der Kurden, für die Filze und Teppiche der benachbarten Nomadenstämme ist Meschhed immer noch ein sehr stark besuchter Markt.

Meschhed, woselbst jetzt ein Prinz von Geblüt als Statthalter residirt, mit einer Bevölkerung von 45,000 Seelen, war vor Zeiten nichts als ein ärmliches Hirtendorf. Dennoch erzählen die allzeit fertigen phantasiereichen persischen Historiker, schon Alexander der Große habe hier sein Zelt aufgeschlagen und einen Traum gehabt, nach welchem ihm sein berühmter Wessier Aristoteles prophezeyt habe, daß hier an dieser geweihten Stätte ein heiliger Mann einst sein Grab finden werde.

Als Schah Nadir zu Meschhed residirte, belief sich die Bevölkerung der ungemein belebten, industriereichen Stadt auf 60,000 Seelen. Nadir würde für Meschhed viel noch gethan haben, wenn seine unaufhörlichen Kriege ihn nicht daran gehindert hätten. Nach seinem Tode ward Meschhed von den Usbeken von Chiwa und Buchara geplündert; es versank nach und nach in Schutthaufen und Ruinen, zwischen denen sich nur noch einige Glanzpunkte erhalten haben, umgeben von dem Gedränge fanatischer Wallfahrer, habsüchtiger Mullahs, despotischer Verwaltungsbeamten, die lediglich darauf bedacht sind, ihren Säckel zu füllen. Meschhed war von jeher der Tummelplatz politischer und religiöser Sectirer, ein fortwährend fruchtbarer Boden tragischer Begebenheiten und Verfolgungen aller Art.

Fürst Paul Dimitriewitsch Zizianoff.

In dem Augenblick, wo Rußland zur Behauptung seiner gefährdeten kaukasischen Provinzen den Grafen Woronzow mit ungewöhnlichen Vollmachten zum Generalgouverneur der transkaukasischen Lande ernannt hat, ist es nicht ohne Interesse, die Geschichte eines Mannes ins Gedächtniß zurückzurufen, den man gewissermaßen als den Schöpfer der russischen Macht jenseits des Kaukasus betrachten kann, da alle vor den letzten Regierungsjahren der Kaiserin Katharina II gemachten Eroberungen jenseits des Kaukasus theils vorübergehend, theils precär waren. Erst durch seine Anstrengungen gewann die russische Herrschaft jenseits des Kaukasus einen Halt, und obwohl er seit 40 Jahren todt ist, so lebt sein Angedenken doch noch in Georgien und den benachbarten Ländern. Wir theilen deßhalb seinen Lebensabriß nach einem in der Nordischen Biene (Nr. 56 ff. d. d. J.) eingerückten Artikel mit.

Fürst P. D. Zizianoff stammte aus einer alten georgischen Familie, welche durch Verwandtschaftsbande mit dem georgischen Königshause verbunden war. Sein Großvater, Fürst Paata, auf russisch Paul Sachariewitsch Zizianoff, ging in den letzten Regierungsjahren Peter

des Großen mit dem von den Türken vertriebenen König Wachtang nach Rußland, diente in der georgischen Husarenschwadron und fiel in dem Gefecht bei Wilmanstrand im Jahre 1740. Sein Sohn trat in den Civildienst, während der Enkel, eben der Fürst Paul Dimitriewitsch, geboren am 8 September 1754, der damaligen Sitte gemäß schon im Alter von vier Monaten als Bombardier bei der Bombardiercompagnie des Preobraschenskischen Garderegiments eingeschrieben und am 1 Januar 1777 zum Capitänlieutenant ernannt wurde. Fürst P. Zizianoff hatte sich in seiner freien Zeit viel mit Literatur beschäftigt, namentlich einige Uebersetzungen aus dem Französischen bekannt gemacht. Er wurde bald auf sein Ansuchen als Obristlieutenant in das Infanterieregiment Tobolsk versetzt, das in Wyborg lag, und übersetzte in jener Zeit das Werk Friedrichs des Großen über den Ritter Folard ins Russische. Am 12 Februar 1780 ward er Obrist des Petersburgischen Grenadierregiments, und in dieser Stellung trat er zum erstenmal auf den Kriegsschauplatz, als im August 1787 der Bruch zwischen Rußland und der Pforte erfolgte. Er hatte wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen, doch zog er einigemal die Aufmerksamkeit des Commandirenden auf sich, und bei den kurz darauf ausbrechenden Unruhen in Polen machte er sich durch Festigkeit und Entschlossenheit so sehr bemerklich, daß er mehrere Auszeichnungen, so wie auch Belohnungen an Gütern erhielt.

Im Jahre 1796 wurde er unter dem Oberbefehl des Grafen Suboff nach Transkaukasien geschickt, blieb aber, da seine Gesundheit durch das Klima litt, nicht lange dort, sondern kehrte nach Pauls Thronbesteigung nach Petersburg zurück und ging von da auf seine Güter,*) von wo er erst nach Kaiser Alexanders Thronbesteigung wieder in active Dienste trat. Er wurde für eine frühere Vernachlässigung durch schnelles Vorrücken belohnt, und zum Militärgouverneur von Astrachan und Oberbefehlshaber in Georgien ernannt. Hier eröffnete sich nun seinem Verstand, seinem Muth und seiner Thätigkeit eine wenn auch kurze, doch ruhmvolle und glänzende Laufbahn. Ehe wir jedoch Zizianoff auf seinen neuen Wirkungskreis begleiten, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die allgemeinen Verhältnisse, die seiner Ernennung vorangingen, und auf die Ursachen werfen, welche den Kaiser Alexander zu seiner Ernennung veranlaßten.

Das glaubensverwandte Georgien suchte schon seit längerer Zeit den Schutz Rußlands gegen seine Bedränger, die Perser und Türken. Im ersten türkischen Krieg unter Kaiserin Katharina II unterstützte König Heraclius II von Kartalinien und Kachetien, der seine Jugend unter den siegreichen Fahnen Schah Nadirs zugebracht hatte, die in Asien agirenden russischen Truppen mit gewaffneter Hand. Die Folge dieses Dienstes war, daß auf Andringen Rußlands die Pforte im Frieden von Kutschuk Kainardschi im Jahre 1774 allen ihren Ansprüchen auf Georgien entsagte und dessen Unabhängigkeit, so wie die der benachbarten Fürstenthümer Mingrelien und Imeretien anerkannte. Im Jahre 1783 erklärte sich Heraclius, aufgefordert von dem Fürsten Potemkin mit seinen Nachfolgern als Vasallen Rußlands. Zur Rache brach der Schah von Persien, Aga Mohammed Chan, der Georgien als ein unterworfenes Land betrachtete, im Jahre 1795 ein, schlug das Heer des Königs und bemächtigte sich der Stadt Tiflis. Die Kaiserin Katharina schickte ein Corps nach Transkaukasien unter Anführung des Grafen Suboff, der im Jahre 1796 das ganze Ufer des kaspischen Meeres von Kislär bis zum Meerbusen von Kisil-Agatsch, so wie das Land am Kur unterwarf, Truppen in die Chanate Derbent, Baku, Schirwan, Scheki und Ganscha führte, und die Regenten nöthigte sich als Rußlands Vasallen anzuerkennen. Im Jahre 1797 wurde auf Befehl Kaiser Pauls Suboffs Corps nach Rußland zurückgerufen und alle Garnisonen aus den von ihnen besetzten Festungen herausgezogen. Als Aga Mohammed sah, daß die Gränzen Georgiens offen standen, überzog er abermals das unglückliche Land, wurde aber während des Feldzugs in der Veste Schuscha von seinen eigenen Dienern ermordet und das furchtbare Heer, das seinen Anführer verloren hatte, zerstreute sich. Als Heraclius im Jahre 1798 gestorben war, erbte den georgischen Thron sein Sohn Georg XIII, da er aber theils durch seine schwache Gesundheit, theils durch die innern Unruhen und den feindseligen Geist der benachbarten Stämme, namentlich der von dem kriegerischen Omar Chan von Awarien unterstützten Lesghier von Dschar und Belokan, sich in die völlige Unmöglichkeit versetzt sah, Georgien mit seinen eigenen Kräften zu behaupten, so beschloß er sich unter den Schutz Rußlands zu begeben. In Folge dessen wurden zwei Regimenter nach Georgien geschickt, zuerst im Jahre 1799 das 17te Jäger- (jetzt eriwanische Carabiner-) Regiment unter Generalmajor Lasareff, dann im Jahre 1800 das kabardinische Musketier- (jetzt Jäger-) Regiment unter Anführung des Generalmajors Gulässoff. Der letztere zog im Mai in Tiflis ein und im November schlug er, im Verein mit dem 17ten Jägerregiment, die Truppen Omar Chans, bei denen sich auch der Bruder Georgs, Prinz Alexander, befand, derselbe, welcher 25 Jahre später, im Jahre 1826, zuerst mit den persischen Truppen in die russischen Gränzen einbrach. Dieser Sieg, welcher Omar Chan ins Grab stürzte, verbreitete Schrecken unter den kaukasischen Stämmen, und bewirkte, daß König Georg nicht lange vor seinem am 28 December 1800 erfolgten Tode Georgien auf ewige Zeiten an Rußland abtrat. Durch allerhöchstes Manifest des Kaisers Paul unter dem 15 Januar 1801 trat dieß Land in den Verband des russischen Reichs, und in Folge dessen wurde der Militärgouverneur von Astrachan, Generallieutenant Knorring, unter welchem Zizianoff in Polen gedient hatte, zum Generalgouverneur von Georgien ernannt.

Kaiser Alexander, welcher die Aufnahme Georgiens in den Verband des russischen Reichs bestätigte, verstärkte zugleich die Vertheidigungsmittel, indem er den beiden dort befindlichen Regimentern mehrere zur kaukasischen Inspection gehörige Truppen hinzufügte. Knorrings Ernennung war noch unter Kaiser Paul erfolgt, Alexander aber hielt es für unerläßlich, die Verwaltung Georgiens einem Mann anzuvertrauen, der mit den Eigenschaften eines Heerführers und Staatsmannes auch eine gründliche Kenntniß des Landes besäße, und seine Wahl fiel auf Fürst Zizianoff, der allen diesen Bedingungen zu entsprechen schien. Die Folgen zeigten auch, daß er sich in seiner Wahl nicht getäuscht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Tüp-Karagan. Fast alle Karten schreiben den Namen dieses unter 44½° N. B. gelegenen Vorgebirgs im kaspischen Meere Tük Karagan; ein russischer Officier, Namens Schitkoff, berichtigt (Nordische Biene vom 2 Mai) diesen Irrthum und erklärt, daß es Tüp-Karagan heißen müsse, indem Tüp ein Cap, einen Landvorsprung bedeutet; den Namen soll es von einem Räuber haben, den die Turkmenen Karagan, das schwarze Blut, nannten.

*) So der Text, wie es scheint aber war er mit seinem Oberbefehlshaber, dem Grafen Suboff, bei dem mißtrauischen Paul in Ungnade gefallen. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1845.

Ein Aufenthalt auf den Pamaröng-Inseln.

(Nach J. B. Hombron. Revue de l'Orient. Junius.)

Die Pamaröng-Inseln an der Ostküste von Borneo in der Straße von Macassar sind großentheils nichts als Schlammbänke, die mit bedeutend hohen Wurzelträgern besetzt sind, deren Größe von fern an bewohnbares Land glauben läßt. Man sollte freilich annehmen dürfen, daß so schöne Wälder fruchtbaren Inseln gehören müßten, aber diese Wälder wachsen im Wasser, einige Stellen des Bodens bleiben stets davon bedeckt, andere aber bieten, wenn die Ebbe eintritt, völlig das Bild von Inseln dar. Die Bäume wurzeln auf einem neuen Alluvialboden, der von Canälen durchschnitten ist, welche nur die Verzweigungen der Strömung eines großen Flusses sind. Diese überschwemmten Inseln verdanken in der That ihr Daseyn dem Schlamm des Flusses Kotty, welcher vermuthlich durch ein Delta sich ins Meer ausmündet. Die Ebbe war so nieder wie möglich, als wir einige Stunden, nachdem wir unser Schiff verlassen, in einem leichten Kahn an der einen Insel anlangten. Mehrere von uns glaubten zwischen den Bäumen Eingeborne zu sehen, welche uns betrachteten, und Rauch, der eine benachbarte Wohnung zu verkünden schien; andere meinten Kängurus zu erblicken, was uns sehr auffiel, da es auf Borneo keine Thiere dieser Art gibt. Bald erkannten wir indeß, daß diese Kängurus und diese Menschen nichts als Affen, und daß der vermeintliche Rauch nur die aus dem Sumpf aufsteigenden Dünste seyen.

Wir luden unsere Gewehre, sprangen ins Wasser um ans Land zu kommen, aber der Schlamm in den wir einsanken, hemmte bald unsern Eifer; jeder suchte schnell möglichst das Ufer zu erreichen, um sich aus dieser unerträglichen Lage zu befreien. Mit jedem Schritt sanken wir bis ans Knie ein, endlich kamen wir ans Ufer, aber oh Täuschung! Die ganze Insel war nichts als Schlamm, je weiter wir kamen, desto mehr verschwanden unsere Beine in dem von der Strömung hier aufgeworfenen Erdreich. In einer solchen Lage konnten unsere entschlossensten Jäger ihre Jagdlust nicht befriedigen. Eine unüberwindliche Ermattung folgte schnell auf den ersten ungestümen Anlauf, und zwei von uns wären beinahe in Ohnmacht gefallen, so groß war die Erschöpfung. Dabei griffen uns noch die Fliegen unbarmherzig an, und wir mußten sie mit unsern von Koth beschmutzten Händen aus dem Gesicht verjagen, wodurch wir uns auf die groteskeste Weise besudelten. Indeß bemerkten wir bald, daß um die Affen zu erreichen — denn dieß war der einzige Zweck unsrer Jagd, — es gar nicht nöthig sey solche Anstrengungen zu machen, denn diese Thiere waren hinter die dichten Zweige versteckt über unsern Köpfen. Das Feuer begann, und troß der Behendigkeit dieser Nasenaffen *) (Simia nasica) hatten wir bald vier dieser Thiere an Bord, darunter zwei schöne Männchen von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß ($1\frac{1}{2}$ Metre) Höhe. Diese Thiere halten sich meist auf den Bäumen auf und springen von Zweig zu Zweig, können aber auch, da eine starke Haut die Finger ihrer Hinterhände verbindet, recht gut auf dem Schlamme laufen. Sie sind nebst dem doppelstreifigen Krokodil die einzigen Bewohner der Insel, welche von Südost nach Nordwest etwa eine Lieue Länge, aber nur etwa hundert Schritt Breite hat; die Affenbevölkerung ist sehr merkwürdig, und muß wohl zur Ebbezeit von den benachbarten Inseln herüber gekommen seyn.

Während wir uns auf dem schlammigen Boden der Insel befanden, bemerkten wir eine äußerst eigenthümliche, wenn auch sehr erklärliche Erscheinung; wir machten schreien so laut wir wollten, so konnten wir uns doch nur auf 10 bis 15 Schritte verständlich machen, was unsern Verkehr sehr erschwerte und unsere Lage im Schlamm äußerst unangenehm machte. Auch unsere Gewehrschüsse machten sehr wenig Lärm, und selbst dieser geringe Lärm schien von den Bäumen herabzukommen. Dieser schwache Wiederhall muß eine Folge des weichen Bodens seyn, auf dem wir uns befanden.

*) Die ungemein vorstehenden und beweglichen Nasen dienen ihnen vermuthlich, um die im Schlamm und seichten Wasser befindlichen Seethiere aufzuschnuppen.

Fragmente aus Samnium.

1. Gränzen und Eintheilung des ursprünglichen Samniums.

(Schluß.)

Es scheint als ob die Eroberung Capua's *) (Vulturnum früher genannt) durch die Samniter, die nachherige Unterstützung der Kampaner abseiten der Römer, und die abermalige Besitznahme Kampaniens durch die Samniter hauptsächlich Verwirrung in die Gränzbestimmungen gebracht. Des obenerwähnten Geographen Skylax Worte, „daß die Samniter am tyrrhenischen Meere zwischen den Kampanern und Lucanern nur ein Gebiet von einer halben Tagreise inne gehabt," beziehen sich ebenso wie des Skymnos Angabe, welche Samnium auf Cumä und die Opiker folgen, und es mit Ausonien zusammengränzen läßt u. s. w., auf sehr frühe, wahrscheinlich viel früher als 400 — 438 v. Chr. G. gemachte Eroberungen, wo die Samniter den Uferstrich zwischen Neapolis und Posidonia, die Städte Pompeji, Herculanum, Marcina, ebenso die etwas vom Ufer entfernten: Nola, Atella u. s. w. (cf. Strabo im 5ten Buche) eine Zeit lang inne hatten. Andere Schriftsteller wissen nichts von Samnitern als Küstenbewohnern, und selbst Skylax weicht von Skymnos ab, indem letzterer das Stück Landes zwischen Neapolis und Posidonia den Oenotrern zutheilt. Daß vor den griechischen Niederlassungen am tyrrhenischen Meer schon Samniter aus dem Innern an die Küsten herabgestiegen und hier Wohnsitze gehabt, ist schwerlich anzunehmen, und die urgriechischen Anspielungen, die sich — freilich nur aus sehr schwachen Ueberresten — dort im Innern dem aufmerksamen Wanderer ergeben, gehören nicht hieher. So sagt Niebuhr in seiner R. G. „Das allermeiste, was wir von den vorrömischen Zeiten Italiens wissen, ist durch die Griechen überliefert, und ihren Eintheilungen und Ansichten folgt am angemessensten die Forschung, welche dieses (leider nur sehr wenige!) über die einzelnen Völker sammelt und erhellt. Aber wie die Etrusker, so waren die Sabeller, als die griechischen Niederlassungen erwuchsen, noch nicht in ihrem Bereich erschienen; jene alte Eintheilung weiß also nichts von ihnen, und hat keinen Raum für die mächtigen Staaten, welche sie als Samniter, Lucaner, Kampaner im Lande der alten Italer und Opiker stifteten. Wenn wir im Laufe unserer Erzählung hoch oben im Gebirge unter uralten Cyklopenmauern bei den Trümmern Säpinums, Aquilonia's, Bovianums ruhen, uralte Brücken überschreiten, die Grundmauern hochgethürmter Castelle (Letino) betrachten und über den Fund von roh in Stein gearbeiteten geflügelten Phallus-Bildern uns erfreuen, erst dann sey es uns vergönnt, unsere Blicke auf die überseeische, pelasgisch-thracische Heimath der Völker zu richten, welche hier einst, wohl noch früher als die Samniter, wohnten und von diesen aller Wahrscheinlichkeit nach vertrieben wurden. Wer aber wird jemals so glücklich seyn, den Schleier von solchen historischen Geheimnissen zu heben? Der sonst so genaue Polybius läßt auch einmal (1, 6) aller gelehrten Entschuldigungen des Gronovius ungeachtet die Latiner mit den Samnitern sehr fälschlich nach Ost und Nord zusammengränzen. Nur wenn man das neue Latium mit Kampanien zusammenschmelzen und letzteres den Samnitern schenken will, kann diese Gränzbestimmung des Polybius gelten. Eutropius (2, 8) erzählt uns, daß die Samniter das Land zwischen dem Picenischen, Kampanischen und Apulischen inne gehabt, und nimmt es mit der Geographie des Livius, aus welchem er wahrscheinlich seine Auszüge machte, nicht sehr genau. Des Livius geographische Gebrechen zu erörtern, ist hier jedoch nicht der Ort.

*) Vgl. Zinkeisen: Samnitica p. 20 und folgende.

Wir wollen genauer den Unterschied zwischen ursprünglich samnitischem Land und dem hiezu eroberten Gebiet festhalten und demnach folgende Gränzbestimmung entwerfen: Samnium stieß mit dem Gebiet von sieben andern Völkerschaften zusammen, dehnte sich mehr der Länge als der Breite nach aus und gränzte gegen Ost an das Land der Hirpiner und an Apulien, gegen Nord an dasjenige der Frentaner; gegen West waren Peligner, Marser und Volsker die Nachbarn, gegen Süd die Kampaner. Eine natürliche östliche Gränze bildeten die Flüsse Sabatus, ein Theil des Calore und Tamarus (auch Tmarus, Tomarus genannt) zwischen Samnium und Hirpinien. Das Gebiet von Maronea, Treventum und Tifernum schied das Land gegen das adriatische Meer hin, im Norden vom frentanischen und besonders von Larinums Besitz. Gegen Westen, Aufidena zugewendet, thürmten die Gebirge der Majella und der Meta eine Gränzmauer empor, welche der Sangro bespülte und gegen Süden trennten die tifatinischen und trebulinischen Berge, nebst dem Volturno, Kampanien von Samnium.

Dieses also von Gebirgen und Flüssen abgegränzte Land (das Herz des jetzigen Königreichs Neapel und ganz besonders die Provinz Molise in sich fassend) betrachten wir, den historischen und geographischen Hauptautoritäten gemäß, als von den Samnitern selbst in drei Hauptdistricte getheilt, welche von den Hauptstämmen ihren Namen führten, die sie hauptsächlich bewohnten; es sind die Pentri, die Caraceni und die Caudini. Die erstern bewohnten die heutigen Districte von Isernia, Piedimonte, Campobasso und namentlich das wilde und romantische Matese-Gebirge; unter ihnen hausten wahrscheinlich auch die Fagifulani und Ficolenses des Plinius. Die zweiten, der schwächste Stamm, umwohnten den obern Lauf des Sangrus, die dortigen rauhen Bergebenen und Thalschluchten, und waren durch die geographische Beschaffenheit des Bodens von ihren stammverwandten Nachbarn ziemlich getrennt. Auf den Ursprung des Namens Caraceni von dem Stamm-Worte Car, *) nach Steub gleichbedeutend mit Berg, Spitze, Haupt u. s. w., müssen wir noch einmal zurückkommen, wenn wir die physische und politische Topographie der Caracener abhandeln. Hier genüge vorläufig die Angabe,

*) Vergl. L. Steub: die Urbewohner Rhätiens und ihr Zusammenhang mit den Hetruskern p. 64.: Berg (Mons, ὄρος) heißt im Oscischen: Hurrinlez, und bergig: hurrlalez:

daß im Gebiete Samniums wie in Tirol ꝛc. sehr viele Namen vorkommen, in welchen die nach Steub rasenische Wurzel „Car" der angegebenen Bedeutung entspricht. Ohne jedoch zum Keltischen oder Rasenischen unsere Zuflucht nehmen zu müssen, leitet sich einfach und bequem der Name Caraceni und der ihrer Hauptstadt Caricium aus dem griechischen *Κάρκινοι* oder *Καράκινοι* her, womit man die Kabyren von Samothracien bezeichnete (vergl. Guthberlet, De Cabiris in Thes. Polen. Bd. 2 p. 847 und Hesych. unter dem Worte *Κάβειροι*), deren religiöser Cultus durch die Pelasger aller Wahrscheinlichkeit nach über diese Gegenden eben so wie über Aesernia (von Aesar, Deus) und das Matese-Gebirge ausgebreitet war. Herodot 2, 51. Hr. L. Steub gibt in dem angeführten Werke eine Menge der interessantesten Etymologien und sagt p. 69: „es ist nicht schwer nachzuweisen, daß dieses Car auch in der Sprache der Pelasger Berg bedeutet habe oder wenigstens metaphorisch für diesen Begriff gebraucht worden sey," und weiter: „in Eigennamen kommt dieses Car (*καρ, κερ, κορ, κρα* etc.) sehr häufig vor, z. B. *καρία, κάρπαθος (κράπαθος), καρῆτες, κορύβαντες* u. s. w." Vergl. Hesychius über den böotischen *Ζεὺς καραιὸς* der so genannt wurde *διὰ τὸ ὑψηλὸς εἶναι, ἀπὸ τῦ κάρα.* Wir hoffen die Zahl solcher Eigennamen auf samnitischem Gebiet am passenden Orte zu vermehren, z. B. Carunchio, Cerro, Cerreto, Carattano, Carno, Carpino ꝛc.

Der dritte Hauptstamm der samnitischen Völker, die Kaudiner, bewohnte einen Theil des heutigen Districts von Montefusco und Mercogliano in der Provinz Principato ulteriore und die Umgegend von Cerreto, Cajazzo, Solopaca, S. Agata dei Goti, Airola und Arienzo in der Provinz Terra di Lavoro. Niebuhr stellt in seiner Römischen Geschichte die Vermuthung auf, daß höchst wahrscheinlich, weil den Sabellern (Sabelli, Diminutiv-Wort von Sabini, dem Stammvolke der Samniter) die Zahl Vier eine heilige war, auch vier Hauptstämme der Samniter existirt haben, und führt den Marsischen Bund, worin sich Kaudiner, Hirpiner, Pentrer und Frentaner vereinigten, für sich an. Hirpiner und Frentaner jedoch, obschon nach Strabo Abkömmlinge der Samniter, gehören nicht zu diesen im engeren Sinne, und die Karakener, welche freilich nur ein kleines Gebiet inne hatten, sich dennoch aber nach ihrer Hauptstadt Caricium oder Caraecum benannten, können nicht unter die vier genannten Völkerschaften wie eine Unterabtheilung einregistrirt werden. Streng geschichtlich besteht die reine samnitische Stammvereinigung immer nur in drei Völkern, den Karakenern, den Pentrern und den Kaudinern. Erstere unterscheidet Ptolomäus mit den Worten *Καρακηνῶν δὲ εἰσὶν ὑπὸ τὺς Φρεντανοὺς, Αυφίδηνα*; auch Zonaras erwähnt ihrer. Daher irrt wohl Grimaldi in seinen Annalen (Bd. I.) wenn er sie dem frentanischen Volke einverleibt. Die Etymologie des Namens Pentri ist unbekannt. Neapolitanische Gelehrte meinen freilich, es habe eine Stadt ähnlichen Namens gegeben, jedoch fehlen davon alle Beweise und Spuren bei Historikern und Geographen. Sepino und Bojano führten gewiß niemals den Namen Pentrum oder Pentria. Der Pentrer erwähnen Dionys von Halicarnaß und Livius (9, 31 und 22, 61); sie waren ein freiheitliebendes und ihre Kräfte in langen Römerkriegen übendes Volk. In den fast unzugänglichen Schluchten und auf den Berggipfeln des Matese finden wir schwache Spuren von ihren Wohnsitzen. Durch Umstellung der Buchstaben aus Pentri Frentani (im Oscischen kommt Phrentader vor für Frentanorum, nach Guarini's Lexicon Osco-Latinum, Neapoli 1842) machen zu wollen, heißt die Etymologie mißbrauchen. Numismatiker haben aus Irrthum frentanische Münzen auf samnitisch-pentrische Städte bezogen, doch sind in neuester Zeit durch Avellino dergleichen Irrthümer (Lanzi, Millingen) beseitigt. — Die berühmte Stadt Caudium endlich (das heutige Arpaja, in dessen Nähe der Monte Costa Caudia nebst dem Dörfchen Forchia *) verlieh den kaudinischen Samnitern ihren Namen. Sie bewohnten das Taburnogebirge, die südöstlichsten Abhänge des Monte Cribano und die fruchtbare Ebene, welche vom Erbano und den südöstlichen Ausläufern der tifatinischen Kette nach Nord und Süden begränzt wird, welche vom Volturno-Strom und den trebulinischen Bergen nach West, vom Calore (und dem bei Benevent in ihn einmündenden Fiume Sabato) nach Osten eingeschlossen ist und von den genannten drei Flüssen, so wie vom Titerno durchströmt wird. Hier spielt die Geschichte eine größere und bedeutendere Rolle. Alife und den Tractus Alifanus (Cic. pro Planco) nebst Callife, Rufrium u. s. w., obschon südlich vom M. Matese und in der Volturno-Ebene gelegen, obschon von Livius stets in Verbindung mit Telese genannt, können wir nicht zum kaudinischen Samnium zählen, weil in der Nähe dieser Ortschaften fast alle südlichen Gebirgspässe der Pentrer münden und außerdem eine Hügelkette nebst dem Flüßchen Alivento bei Callife (jetzt Calvisi genannt) eine Art von natürlicher Gränze bildet. Dr. W. Abeken in seinem Werke „Mittel-Italien vor den Zeiten römischer Herrschaft" (Stuttgart 1843) liefert p. 91 eine Skizze der sabellischen Stämme und p. 97 eine Skizze über Samnium. Er theilt Samnium in fünf Gebirgsknoten: a) den Knoten am obern Sangro (das Meta-Gebirge), b) den Monte Matese, c) die trebulinische Kette, d) den Monte Taburno und e) den Monte Irpino. Die Sage vom heiligen Lenz und den leitenden **) Thieren bewog Abeken, die Hirpiner und auch die Opiker zu ursamnitischen Stämmen zu rechnen. Er sagt sogar, daß im irpinischen Gebirge in Folge der Einwanderungen sich der Kern des samnitischen oder vorzugsweise sabellisch genannten Volkes gebildet habe. Bezieht sich dieses nun auf den Monte Erbano, Irbano (*Ἐρίβανος*) und besonders auf dessen nördliche, nach Saepinum und Bovianum hin gerichtete, von Pentrern bewohnte Flächen, so sind wir ganz der Ansicht Abekens: bis zum Lacus Amsancti, Equustuticus, Eclano hingegen lassen wir unsere Samniter nicht als Sabeller, jedoch gern als samnitische Hirpiner wandern. Die Note p. 98, wo von dem Manuscripte Pacelli's über Telese die Rede, beweist Abekens Anwesenheit in San Salvadore bei Telese, weil die Familie

*) Als Reminiscenz an Furculae Caudinae (Forche Caudine) vgl. Daniele: Le Forche Caudine illustr. Nap. 1811 fol.

**) Im Oscischen heißt hirpus, s. v. a. lupus Wolf.

P. dieß Manuscript niemals aus den Händen gegeben, und es ist der Irrthum „Sarpinum an die westliche Seite des Taburnus“ zu legen (p. 99) ganz unbegreiflich.

Fürst Paul Dimitriewitsch Zizianoff.

(Fortsetzung.)

Fürst Zizianoff, der am 6 December 1802 nach Georgiefsk kam, beschäftigte sich sogleich mit der Ordnung der Angelegenheiten an der kaukasischen Linie und der Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse mit den Georgien umgebenden Völkern. Noch vor seiner Ernennung hatten mehrere Fürsten, darunter die Chane von Derbent, Baku und Talysch, für sich Gesandte nach Petersburg geschickt, wo der eine den andern verklagte und die Regierung um Schutz durch Zusendung russischer Hülfe anging. Der Kaiser Alexander hatte an Knorring den Befehl geschickt, das gute Einverständniß unter den Chanen auf alle Weise zu fördern und nur nöthigenfalls ihre Besitzungen gegen die Perser zu schützen; er wünschte ferner, daß alle diese Stämme in ein gegenseitiges Schutzbündniß treten sollten. Als Zizianoff an der Linie angekommen war, stellte er die Unmöglichkeit einer solchen Maaßregel vor, und schrieb unter anderm an einen ihm sehr befreundeten Großen: „Maaßregeln der Sanftmuth und Menschenliebe sind bei räuberischen, hinterlistigen und treulosen Völkern nicht am Platze; es ist viel nützlicher, sie in Feindschaft untereinander zu erhalten.“ In seinem Bericht bemerkte er, die Ehre und Würde Rußlands erforderten, daß die Uebersendung jährlicher Geschenke an die verschiedenen kaukasischen Fürsten aufhörten, indem die sicherste Gewähr ihrer Anhänglichkeit und Treue in den Waffen läge; unter anderm stellte er auch die Nothwendigkeit vor den Handel und die Verbindung Rußlands mit Georgien zu schützen. Der Kaiser genehmigte die Vorschläge, gewährte ihm alle Freiheit nach eigener Einsicht zu verfahren und stellte die Flottille des kaspischen Meeres zu seiner Verfügung. Nach erhaltener Vollmacht schloß Zizianoff besondere Freundschaftsbündnisse mit dem Rußland ergebenen Schamchal von Tarki, mit den Chanen von Awarien, von Derbent und Talysch, mit den Fürsten von Tabassaran und Karakaitak ab und kam endlich am 1 Februar 1803 nach Tiflis. Hier war seine erste Sorge, den aus manchen Ursachen in Georgien herrschenden Unruhen ein Ende zu machen, die Mitglieder des königlichen Hauses nach Rußland zu schicken und die noch unter Knorring aus Imeretien eingeschleppte Pest zu unterdrücken. Alles dieß gelang ihm, und er stellte in Georgien eine Ruhe her, wie das Land solche kaum je genossen, und wandte sich nun zu den äußern Ursachen, welche immer wieder neue Unruhen hervorriefen. Eine davon, und zwar eine der bedeutendsten, waren die Räubereien und Einfälle der Lesghier von Dschar und Belokan. Um dem Uebel mit Einem raschen Schlage ein Ende zu machen, befahl er dem Generalmajor Guläkoff mit drei Bataillonen Fußvolk und zwei Schwadronen Kosaken nach dem Flusse Alasan zu rücken, alle Dörfer auf dem linken Ufer zu besetzen, von den Lesghiern die Auslieferung des dem Gerücht zufolge bei ihnen versteckten Prinzen Alexander zu fordern und die Aufnahme von russischen Besatzungen in ihren Hauptdörfern Dschar und Belokan zu begehren. Der letztere Ort galt für uneinnehmbar, denn der Versuch, ihn zu besetzen, kostete einst einem Bruder Schah Nadirs und beinahe 15,000 unter seinen Befehlen stehenden Georgiern das Leben.

Der tapfere Guläkoff erhielt zur Verstärkung noch 5000 Georgier, welche sich freiwillig an ihn anschlossen, und vollzog den Auftrag Zizianoffs auf die glänzendste Weise. Belokan wurde am 9 März 1803 mit Sturm genommen; die erschreckten Einwohner von Dschar eilten sich unbedingt zu unterwerfen, leisteten den Eid als russische Unterthanen und verpflichteten sich zu einem jährlichen Tribut. Zugleich erklärte der standhafte Verbündete der Lesghier, der Sultan von Jelißui, seine Unterwerfung unter Rußland. Zizianoff schrieb zwar den ganzen Ruhm dieser That dem Generalmajor Guläkoff zu, aber der Kaiser hatte schon unter dem 7 März ihm den Alexander Newski-Orden zuerkannt, da er Zizianoffs Anordnungen völlig zweckmäßig gefunden hatte.

Die Unterwerfung von Belokan und Dschar, welche Districte ehemals zu Georgien gehört hatten, erregte zu Tiflis eine unbeschreibliche Freude, hob das Vertrauen auf die russischen Waffen und verbreitete Schrecken unter allen benachbarten Fürsten. Der Chan von Schekí war bereits ausgezogen, um den Lesghiern, seinen Verbündeten, Hülfe zu leisten, aber als er ihre Niederlage vernahm, wandte er sich zur Flucht. Die Provinz Dscharobelokan, welche erst im 16ten Jahrhundert sich von Georgien losgerissen hatte, ward wieder mit demselben vereinigt, und um die Einwohner in Unterwürfigkeit zu halten, ließ Zizianoff an der Alasan bei der Furt Ureo die sogenannte Alexanderskredoute bauen und besetzte sie mit einem Bataillon Infanterie.

Der glückliche Gang der Angelegenheiten in Georgien und die Unterwerfung der für dasselbe so furchtbaren Lesghier hatte die freiwillige Unterwerfung des Fürsten von Mingrelien, Georg Dadian, zur Folge, der mit einer Tochter des letzten Königs von Georgien, Nina, vermählt war, welche später Rußland viele Dienste leistete und noch jetzt in Petersburg lebt. Dieß Ereigniß erfolgte am 4 Dec. 1803.

Als Zizianoff zum Oberbefehlshaber in Georgien ernannt wurde, hatte man ihm zu seiner Nachweisung den von Graf Suboff zur Erweiterung der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus entworfenen Plan übergeben. Die darin vorgeschlagenen Erwerbungen waren unerläßlich, um die Gränzen gegen Persien und die Türkei sicher zu stellen, aber einen so umfassenden Plan auszuführen mit den Mitteln, welche Zizianoff zu Gebot standen, war völlig unmöglich. Nachdem er an Ort und Stelle alle Umstände genau eingesehen und erwogen hatte, bat er um Vermehrung der ihm zur Verfügung gestellten Mittel; er verlangte Truppen und Geld, aber seine Forderungen waren nicht groß, nämlich zwei Regimenter Infanterie und 100,000 R. S. für außerordentliche Ausgaben. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Abnahme der englischen Wallfischfängerei ergibt sich aus Parlamentspapieren. Im Südseewallfischfang waren beschäftigt 1830 91 Schiffe von 30,083 Tonnen und 2750 Mann, 1843 nur 28 Schiffe von 9767 Tonnen und 835 Mann. Der Wallfischfang bei Grönland und in der Davisstraße beschäftigte 1830 258 Schiffe mit 84,795 Tonnen und 11,919 Mann, 1843 62 Schiffe mit 7831 Tonnen und 2873 Mann. (Shipping Gazette vom 28 Jul.)

Die Bestimmung der Pyramiden hat abermals einen Erklärer gefunden an einem Hrn. Fialin de Persigny, welcher die Meinung durchzuführen sucht, sie seyen dazu aufgethürmt worden, um den Wüstensand abzuhalten. Merkwürdig ist allerdings, daß gerade in der Provinz Gizeh die libysche Kette von zwei Thälern durchbrochen ist, durch welche der Sand eindringt, aber dasselbe Argument kann, ganz abgesehen von Aegypten, doch wohl nicht auch von Meroe gelten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1845.

Mittheilungen über Mexico.

(Nach Duflot de Mofras.)

2. Handels- und Finanzlage von Mexico. — Minenertrag.

Wir haben früher schon bemerkt, daß in Folge der verderblichen Maaßregel der Austreibung der europäischen Spanier aus Mexico die reichsten Kaufleute in Havana, Cadiz, Bordeaux und Paris sich niederließen. Die Summen, welche damals nach Frankreich gingen, beliefen sich im Jahre 1828 auf nahe an 21 Mill. Fr., im J. 1829 auf mehr als dreizehn, im J. 1830 auf 10½; seitdem hat der Durchschnitt der jährlichen Geldeinfuhr nur 3½ Mill. Fr. betragen. Weit bedeutendere Summen als nach Frankreich gingen nach den Vereinigten Staaten, nach England und Spanien. Dieser ungeheure Abfluß der edlen Metalle, der durch die englischen Anlehen nicht ersetzt wurde, veranlaßte eine Störung im Nationalhaushalt, welche den schlechten Zustand des Handels vollkommen erklärt. Das in jetziger Zeit gewonnene Silber wird ausgeführt, es reicht kaum hin zur Bezahlung der fremden Waaren, und es bleibt im Lande so wenig Münze im Umlauf, daß zu Mexico der gesetzliche Zinsfuß ein Procent monatlich ist, und sich manchmal bis auf drei erhebt.

Zu allen Zeiten war die Metallproduction der genaue Thermometer der allgemeinen Wohlfahrt Mexico's. Von 1801 bis 1810 vor dem Unabhängigkeitskriege schlug der Münzhof von Mexico allein im Durchschnitt jährlich 22 Mill. Piaster, im J. 1805 nicht weniger als 27,165,888, während im J. 1837 nur 561,730 daraus hervorgingen. Allerdings gab es unter der spanischen Regierung lange Zeit nur Einen Münzhof, womit eine Probirstätte und eine Scheideanstalt verbunden war. Der Münzhof von Zacatecas wurde erst im J. 1810 gegründet, jetzt bestehen ihrer mehrere zu Guadalajara, San Luis de Potosi, Guanajuato, Chihuahua, Durango und Hermosillo in Sonora. Letzterer im J. 1838 errichtet, schlug nur 70,000 Piaster, welche viel Gold enthalten, da aber die Oefen Schaden litten und der Prägstock zerbrach, so wurde das Münzen mehrere Jahre eingestellt, soll aber einem Decrete vom 16 Febr. 1842 zufolge wieder aufgenommen und zwei französischen Ingenieuren anvertraut werden. Ein zweites Decret vom Sept. desselben Jahrs befiehlt die Errichtung zweier anderer Münzhöfe zu Culiacan in Sonora, und zu Guadalupe y Calvo im Departement Chihuahua. Mehrere andere Städte haben bloß Probierstätten, und ein Decret vom 1 Januar 1842 schaffte alle Privatprobierstätten ab. Erstere sind aber in schlechtem Zustand, die Beamten unwissend und die Instrumente schlecht, so daß der Werth der Barren und Silbermünzen sich nicht in ganz Mexico auf eine gleichförmige genaue Weise bestimmen läßt.

Der größte Theil der nach Europa geschickten Piaster kommt nach Paris um hier affinirt zu werden, und hiebei ist es nicht ohne Wichtigkeit die Betrügereien zu bezeichnen, welche in mehreren Anstalten Mexico's ungestraft begangen werden. So schlug man im J. 1838 zu Guadalajara 60,000 Piaster, die nach gemachter Probe sich um 4 Procent schlechter erwiesen als sie angegeben wurden. Selbst jetzt noch gießt in der Probierstätte von Rosario im Departement Sinaloa ein Probirer der Regierung die Barren mit Blei aus, und bezeichnet sie mit einem höhern Werthe. Die wiederholten Klagen der fremden Handelsleute zu Mazatlan blieben ohne allen Erfolg, und dieser Mensch treibt ruhig seine skandalöse Verfälschung fort, ohne daß man bis jetzt seine Absetzung hätte durchsetzen können.

In den Münzhöfen des Gouvernements kostet die Münzung der Gold- oder Silberbarren den Eigenthümern etwa 4½ Procent. Zu Paris sind die Piaster je nach den Münzhöfen, aus denen sie kommen, von verschiedenem Werth, meistens 5,34 bis 35, während die spanischen Colonnaten 5,40 bis 5,45 gelten und in China, wo sie die umlaufende Münze ausmachen, sechs Procent mehr werth sind, als die mexicanischen Piaster. Die Goldmünzen sind ebenfalls an Werth gesunken, und während die spanischen Quadrupel 84,69 gelten, stehen die der spanisch-amerikanischen Staaten nur 82,20 Fr. Die Durchschnittssumme der Metallproduction in Mexico während der Jahre 1840 bis 1843 betrug beinahe 13 Mill. Piaster in Münze und etwa 3 Mill. an Gold- und Silberbarren, die heimlich ausgeführt wurden; das Verhältniß von Gold

zu Silber ist 1 : 60. Daß von diesen Reichthümern fast nichts im Lande bleibt, haben wir schon erwähnt.

Wie im übrigen Amerika der Abgang der spanischen Capitalien, der Krieg und die Unabhängigkeitserklärung einen verderblichen Einfluß auf die Mineinindustrie ausübten, so geschah dieß auch in Mexico. Die bedeutendsten Minen füllten sich mit Wasser; das unentbehrliche Quecksilber fehlte entweder ganz oder war nur zu hohen Preisen zu bekommen. Die englischen Compagnien glaubten durch Anwendung von Dampfmaschinen schnell die überschwemmten Gänge wieder bauen zu können, aber dieß ließ sich nur an wenigen Orten ins Werk setzen, an den meisten Orten setzte der Mangel an Brennmaterial und die Schwierigkeit der Transporte unübersteigliche Hindernisse entgegen. Deßhalb traten auch diese Compagnien nach einander zurück, und der Antheil den die englischen Gesellschaften jetzt an der allgemeinen Minenausbeutung nehmen, ist höchstens noch ein Zehntheil. Der Mangel an Capital macht die Anlage neuer, etwas bedeutender Minen unmöglich, und es bedurfte der Entdeckung von ungewöhnlich reichen Adern, um die Bildung der englischen Compagnie von Guadelupe y Calvo zu erwirken. Diese in der Sierra Madre südlich von der Stadt Chihuahua gelegene Mine wurde erst gegen das Jahr 1837 nutzbringend gebaut, und hat bereits sechs Millionen Piaster zu zwei Drittheilen in Silber und Einem Drittheil in Gold ergeben. Der jährliche Betrag übersteigt eine Million, obgleich das Capital der englischen Compagnie nur zwei Millionen Piaster beträgt. Die deutschen Compagnien haben nur schwache Capitalien und können nicht in großem Maaßstab arbeiten, nichtsdestoweniger machen es die Verbesserungen der chemischen und mechanischen Verfahrungsarten und die Einführung des Amalgamirens nach der sparsamen, zu Freiberg in Sachsen üblichen Methode einen ziemlich bedeutenden Gewinn möglich.

Die spanische Regierung hatte abgesehen von einer prächtigen Minenschule in Mexico auch eine Casse zur Unterstützung von Bergwerksunternehmungen (fondo de avio de la mineria) angelegt, woraus den Mineneigenthümern, deren Adern sich augenblicklich verloren, oder denen die Capitalien ausgingen, bedeutende Vorschüsse, manchmal bis zu 100,000 Piastern, gemacht wurden. Außerdem verkaufte die Regierung seit dem Jahre 1776 in den königlichen Niederlagen, die an den bedeutendsten Minen Mexico's angelegt waren, das Quecksilber von Almaden zu 42 Piaster den spanischen Centner. Jetzt kostet das Quecksilber in den Häfen 120 bis 130 Piaster, zu Mexico 150, in Zacatecas 165, und in den entferntern Gegenden steigt es für die kleinen Minenbesitzer auf 200 Piaster. Deßhalb zählt man jetzt gegen 3000 Stellen, wo die Ausbeutung aufgegeben wurde, da die Kosten den Ertrag übersteigen.

Das Monopol der Minen von Almaden gehört dem Hause Rothschild. Diese Minen liefern ein Jahr ums andere 20 bis 21,000 Centner, und Spanien, das sich in unaufhörlicher Geldnoth befindet, hat den Preis des Quecksilbers fortwährend gesteigert: der Contract von 1839 mit dem Hause Rothschild setzte den Preis auf 51½ Piaster fest, später stieg er bis 59, und im letzten Vertrag vom Junius 1843 auf 82½ P. Diese Steigerung des Preises muß für Mexico sehr nachtheilige Folgen haben, entschädigt aber Spanien für die Vortheile, die es sonst aus dem Münzregal in seiner ehemaligen Colonie bezog. Das Quecksilbererzeugniß Europa's ist gegenwärtig 1,400,000 Kilogramme, wovon 1,100,000 aus Almaden kommen, den Rest liefert Idria, und einige unbedeutende Minen in der Pfalz. Der jährliche Verbrauch Amerika's ist 850,000 K., der Rest wird in Europa selbst und zu einem sehr geringen Theile in Indien verbraucht. Nach Almaden sind die Minen von Idria die bedeutendsten, indeß stieg ihr Ertrag selbst in den günstigsten Zeiten nie über 300,000 K., und man bemerkt, daß sie mit jedem Tage ärmer werden. Die Minen von Almaden sind so reich, daß eine seit 2500 Jahren fortgesetzte Ausbeutung die Arbeiter noch nicht über 300 Metres tief geführt hat. Diese Minen wurden seit dem höchsten Alterthum bearbeitet, denn nach Plinius zogen die Griechen 700 Jahre vor unsrer Zeitrechnung Zinnober daraus, und den Römern lieferten sie jährlich 12,000 Pf.

Der jährliche Verbrauch Mexico's ist etwa 20,000 Ct., wovon 12,000 bei der Manipulation verschwinden, was, zu einem Mittelpreise von 150 Piaster gerechnet, einen Verlust von 180,000 Piaster ergiebt. Mit Unrecht hat man die spanische Regierung beschuldigt, daß sie die Ausbeutung der Quecksilberminen in Neuspanien verboten habe; sie schützte sie im Gegentheil, wenn sie auch den Verkauf zum Monopol machte, aber die Bearbeitung dieser Minen war unendlich kostspieliger, als die der Minen von Almaden; das Quecksilber aus den Minen von Durazno kam auf 60 Piaster, während das spanische in den Depots um 42 abgegeben wurde. Einige Fremde suchen jetzt die Quecksilberminen von Mexico anzubauen: zu San Luis de Potosi hat man einige Zinnoberadern gefunden, in der Nähe von Guadalajara gewinnt man jährlich 4 — 500 Centner und neulich hat man in Zacatecas ein Lager entdeckt, das so reiche Hoffnungen gewährte, daß schnell eine Compagnie 200,000 Piaster zur Ausbeutung zusammenschoß. Als im J. 1836 das Mutterland die Unabhängigkeit Mexico's anerkannte, hätte dieß dem Cabinet von Madrid besondere Vortheile bieten sollen, um sich die Pachtung der Minen von Almaden zu sichern. Man darf wohl fragen, was würde aus Mexico, wenn die Minen von Almaden auf einmal kein Quecksilber mehr lieferten, oder ein Krieg die Ausfuhr desselben in Mexico hinderte? Das Quecksilber von Krain wird in Siebenbürgen und Sachsen verbraucht, und überdieß ist der Ertrag so gering, daß man unmöglich davon nach Mexico ausführen könnte. Man sieht leicht ein, welche Störung im Handel daraus entspringen müßte, wenn auf einmal gegen 80 Mill. Fr. Münze weniger nach Europa kämen. Mexico, dessen Industrie null, dessen Ackerbau vernachlässigt und dessen Productenausfuhr sehr gering ist, könnte die europäischen Waaren, die man ihm jetzt zuführt, und deren es streng genommen freilich auch entbehren könnte, nicht bezahlen, und eben so wenig seine Zinsen nach Europa abtragen.

(Schluß folgt.)

Lady Hester Stanhope und der zweite Messias.

Diese halbwahnwitzige Dame — crackbrained, sagen die Engländer, — glaubte steif und fest an einen zweiten Messias, und daß dessen Ankunft durch den Umsturz der meisten Königreiche der Christenheit würde bezeichnet werden, ein Umsturz, der ihrer Meinung nach bereits begonnen hatte. Die politischen Kenntnisse, die sie sich durch ihren Umgang mit Pitt erworben, der Hauch der Zerstörung, der in Folge der französischen Revolution über Europa hinfuhr, alles dieß diente nur zur Befestigung ihrer Ansichten, und so kam es, wie ihr Arzt in den bereits von uns erwähnten Memoiren berichtet, daß sie „alle Gerüchte von Aufständen, Empörungen und politischen Veränderungen mit einer fieberhaften Gier als Bestätigungen aufnahm." Ihre Diener waren natürlich geneigt, dieser krankhaften Einbildung Nahrung zu geben, aber das Possierlichste an der Sache ist, daß ihre Ansichten hierüber ein ganz muselmännisches Gewand angenommen hatten. „Fast alle Reisenden, — so berichtet ihr Arzt, — welche sie besuchten und in ihren Reisebeschreibungen von ihr sprechen, erwähnen zweier Lieblingsstuten, welche sie in Erwartung der Ankunft des El-mahdi unterhielt, und nie von jemand besteigen ließ. Sie heißen Leila (die Nacht) und Lulu. Leila war ausnehmend satteltief, mit dem Sattel geboren, wie Lady Hester sagte, und mit einem doppelten Rückgrat; sie war kastanienbraun und Lulu grau. Beide waren gut geschult, jedes hatte einen Stallknecht und man trug die größte Sorgfalt für sie. Der grüne Platz auf der Ostseite der Hausmauer war besonders dafür bestimmt, ihnen zweimal des Tages Bewegung zu verschaffen, und hier ließen die Stallknechte an Longen sie laufen, bis sie warm geworden waren. Diese Stelle war geheiligt, und während man die Pferde laufen ließ, durfte niemand, weder ein Diener noch ein Mann aus dem Dorfe, darüber gehen, noch stille stehen, um die Pferde zu betrachten, bei Strafe aus ihrem Dienst entlassen zu werden. Ein solcher Befehl wurde natürlicherweise oft verletzt, freilich ohne daß die Dame es wußte, denn da sie nie aus dem Hause kam, und diese Seite nicht übersehen konnte, so ergab sich das stillschweigende Einverständniß unter ihren Leuten, daß niemand das Geheimniß verrieth; nur manchmal geschah dieß aus Zufall oder Unachtsamkeit der Dienstmädchen, und dann kannte der Zorn der Dame keine Gränzen. Wenigen Reisenden wurde gestattet diese Stuten in ihrem Stalle zu sehen, und niemals wurde die Erlaubniß ertheilt, bis man sich nicht vergewissert hatte, daß der Stern des Reisenden den Stuten nicht nachtheilig seyn werde. Pferde werden in Syrien etwa sieben Monate des Jahres in freier Luft gehalten, wo man ihnen ihr Futter und ihre Streu gibt. Die beiden genannten Thiere waren unter einem mit Stroh gedeckten, auf zwei Seiten mit Gitterwerk geschlossenen Schuppen, der hinten von drei mit Blumen und Stauden besetzten Beeten umgeben war. Jeden Morgen im Sommer wuschen die Stallknechte den Pferden die Beine, den Schweif und die Mähnen mit Wasser und Seife, und goßen Wasser auf den Boden unter ihren Füßen, um diese kühl zu erhalten, aber im Winter hielt man sie sorgsam im Stall, und bedeckte ihre zarten Glieder mit Filzdecken. Lady Hester versicherte mich eines Tages, daß sie einmal in ihrer Geldnoth ihr Haus und alles an ihre Gläubiger übergeben und ihre Pension verkauft hätte, wenn diese Thiere nicht gewesen wären, so aber blieb sie in diesem Lande, um die Erfüllung der Ereignisse um dieser Thiere willen abzuwarten."

Die Medscherthain - Somali,

ein mächtiger Stamm dieses Volks, welches die äußerste Ostspitze von Afrika bewohnt, westlich und südlich von dem Dscherd Hafun, welchen Namen unsere Karten gewöhnlich Cap Guardafui schreiben, sind neulich von dem Lieutenant Cruttenden, dem politischen Agenten Englands zu Aden, besucht worden. Ueber ihren Ursprung weiß dieß Volk so gut wie nichts, und sie behaupten bloß von einer edeln arabischen Familie, von den Haschur, abzustammen, von welcher ein Mitglied, Dschabarti-ben-Ismael genannt, aus seinem Vaterland fliehen mußte, an dieser Küste Schiffbruch litt, in die Hände eines Fischers von dem Stamm der Hawia fiel und dessen Tochter heurathete, welche nebst ihrem Vater den Islam annahm. Ihre Abkömmlinge vertrieben nach und nach die alten Bewohner des Bodens, und darum nennen die Medscherthain ihr Land noch häufig Darrod, was einer der Namen Dschabarti-ben-Ismaels war. (Nach dieser Erzählung ist an der Mischung von arabischem Blut unter den Somalis nicht zu zweifeln.) Wie in Arabien theilt sich hier das Volk in zwei Classen, diejenigen, welche in den verschiedenen Häfen oder Bandars wohnen und Handel mit Indien und dem rothen Meere treiben, und die, welche gleich den Beduinen nur Pferde, Kamele, Schafe u. s. w. besitzen und höchstens noch das in ihren Bergen häufig wachsende Gummi sammeln. Ueber das Land im Süden und Westen von diesem Stamm weiß man noch nichts Gewisses, Cruttenden hält aber die Bereisung desselben keineswegs für sehr gefährlich (Annal. des Voy. Jun.)

Fürst Paul Dimitriewitsch Zizianoff.

(Fortsetzung.)

Um die Absichten des Kaisers auszuführen begann Fürst Zizianoff mit dem Georgien zunächst liegenden Chanat von Gansha; es war bereits von Subоff unterworfen und eine russische Besatzung in Gauscha gelegt worden, als aber diese abzog, hielt sich der grausame und hinterlistige, aber doch tapfere und kluge Herrscher des Landes Dschawat Chan des von ihm geleisteten Eides entbunden, erkannte die Oberherrlichkeit Persiens an, erlaubte seinen Unterthanen die georgischen Kaufleute zu plündern, versicherte zwar Zizianoff immer noch seiner Ergebenheit für Rußland, weigerte sich aber seinen Sohn als Geißel nach Tiflis zu schicken unter dem Vorwand, er scheue sich den Zorn des Schahs von Persien rege zu machen. Ueberzeugt von der Uneinnehmbarkeit Gauscha's, durch das Versprechen persischer Hülfe getäuscht und im Vertrauen auf seine eigene Kriegstüchtigkeit, glaubte er vor den Russen vollkommen sicher zu seyn. Die Zuversicht des Chans, daß diese ihn nicht beunruhigen würden, gründete sich darauf, daß die zur Unterwerfung gezwungenen Dscharen und Jelissujer auf Antrieb einiger dagestanischen Fürsten den Gehorsam verweigerten und die durch des Schwertes Schärfe ihnen vorgeschriebenen Bedingungen nicht erfüllen

wollten. Zizianoff, auf der einen Seite mit Unterhandlungen über den Anschluß Mingreliens beschäftigt, andererseits um Blutvergießen zu vermeiden, versuchte gütliche Mittel und schrieb an die widerspänstigen Lesghier. Da er sich auf den blumenreichen orientalischen Styl verstand und gern mit den Asiaten die ihnen verständliche Sprache redete, so ermahnte er die Lesghier zu ihrer Eidespflicht zurückzukehren: „Ich verachte die dagestanischen Mücken, schrieb er an sie, und ermahne euch, wohl zu bedenken, was Rußland vermag. Wie oft haben die Dagestaner vor den Russen mit den Zähnen in den Boden gebissen und ihren zur Hölle fahrenden Geist ausgehaucht. Wenn ihr mich nöthigt das Schwert zu ziehen, so versichere ich euch bei meinem Glauben, daß ihr nicht zurückkehren werdet in das Land, wo ihr geboren seyd, wo eure Väter ruhen und eure Eltern euch erzogen haben.“ Die von der persischen Regierung durch geheime Versprechungen von Schutz aufgeregten Lesghier wankten, gaben keine entschiedene Antwort und schoben die Bezahlung des Tributs hinaus. Zizianoff verlor die Geduld, verstärkte die Abtheilung Guläkoffs, der immer noch an der Alasan in der Alexanders-Redoute stand, zog in Sagenlug vier Bataillone Infanterie, einen Theil des Narwa'schen Dragonerregiments, einige Schwadronen donischer Kosaken und eine Abtheilung tatarischer Reiterei nebst zwölf Geschützen zusammen, rückte am 22 September aus und erreichte in sechs Märschen das schamschadalische Dorf Sagami. Hier zog er noch zwei weitere Bataillone an sich, rückte nach Schamchor und schickte nun an den Chan von Gandscha ein Schreiben, worin er die Beweggründe seines Zuges auseinandersetzte und ihm vorschlug sich gutwillig Rußland zu unterwerfen. Die Antwort des Chans, der von den Persern zum Widerstand aufgefordert wurde, war voll Selbstvertrauen und Stolz. „Wenn ihr entschlossen seyd den Kampf zu beginnen, so bin ich entschlossen zum Widerstand. Wenn ihr auf eure Kanonen rechnet, so will ich euch mit Gottes Hülfe mit noch größern Kanonen antworten: sind die eurigen eine Elle lang, so sind die unsrigen vier Ellen und der Sieg hängt von Gott ab. Wo steht geschrieben, daß ihr tapferer seyd als die Perser? Gewiß, euch hat ein unglückliches Schicksal aus Petersburg hieher geführt und ihr werdet seine Schläge erfahren.“ Nach dieser Antwort beschleunigte Zizianoff seinen Marsch gegen Gandscha, und da weder ein Plan der Stadt noch eine Karte der Umgebungen sich in Tiflis fand, so mußte die Recognoscirung mit gewaffneter Hand vorgenommen werden. Dieß geschah am 2 December nach einem heftigen Kampfe mit dem Feinde, der sich in den Gärten, welche die Festung umgaben, festgesetzt hatte: bei dieser Gelegenheit war der damalige Lieutenant vom Preobraschenskischen Leibgarderegiment, jetziger General der Infanterie und Oberbefehlshaber von Kaukasien, Graf Woronzow, zum erstenmal im Gefecht.

Am 3 December wurde Gandscha eingeschlossen und beschossen, aber ohne sonderliche Wirkung; dagegen kamen die Belagerten in große Noth durch Mangel an Wasser und Holz; fünfmal forderte Zizianoff sie zur Uebergabe auf bald durch Drohungen, bald durch Versprechungen, aber nichts konnte die Hartnäckigkeit Dschawat Chans besiegen, so daß endlich nichts als der Sturm übrig blieb, denn die Kranken mehrten sich, es fehlte an Fourage, und ein Rückzug von der Veste hätte dem Ruf der russischen Waffen ungemein geschadet. Der Sturm geschah am 4 Januar bei Tagesanbruch mit entscheidendem Erfolg und geringem Verlust, denn in anderthalb Stunden war alles abgemacht. Dschawat Chan und sein Sohn Hussein Kuli Agu fielen als Opfer ihrer Hartnäckigkeit, aber von den 8000 Weibern, welche der grausame Chan als Pfand der Treue für ihre Männer in die Festung geschleppt hatte, und von den hier befindlichen Kindern kam nicht Eines um. Der Sturm von Gandscha kostete die Sieger nur 38 Todte und 142 Verwundete. Unter den todten Feinden befand sich, wie schon erwähnt, der Chan selbst; er soll, als er allenthalben die Russen siegen und den unvermeidlichen Fall der Festung voraus sah, sich in einen Thurm geworfen und in Verzweiflung sich vertheidigt habe, bis er niederfiel. Um den Einwohnern die Gewißheit zu geben, daß die russischen Truppen das Chanat Gandscha nicht mehr verlassen würden, war es unerläßlich der Stadt einen russischen Namen zu geben, und so nannte sie Zizianoff der Kaiserin zu Ehren Elisabethpol.

Während noch die Blokade von Gandscha dauerte, erhielt Zizianoff unangenehme Nachrichten von den Lesghiern von Dschar, welche hartnäckig die Bezahlung des Tributs verweigerten; er befahl deßhalb dem Generalmajor Guläkoff mit sieben Bataillonen und zehn Geschützen die Widerspänstigen in ihren eigenen Dörfern zu züchtigen und sie zur Unterwerfung zu bringen. Diese Abtheilung ging am 30 December über die Alasan, brachte den Lesghiern zwei Niederlagen bei und verfolgte sie am 15 Januar durch Dschar hindurch, aber in dem Engthal der Schatala wurde sie heftig angegriffen und Guläkoff fiel durch eine Gewehrkugel. Der Tod dieses tapfern, im Kriege mit den Bergstämmen erfahrenen Generals war ein unersetzlicher Verlust für Zizianoff und die von ihm befehligten Truppen; der älteste im Commando nach Guläkoff, Generalmajor Fürst Orbelianoff, stellte die erschütterte Ordnung unter den Truppen wieder her, und führte sie um jeden Fuß breit Landes fechtend zurück aus der Gefahr. Diese Tapferkeit, die noch auf dem Rückzuge sich kund gab, machte einen großen Eindruck auf die Bergstämme, und da sie einen zweiten Einfall fürchteten, so eilten sie ihre Unterwerfung anzubieten. Zu der Zeit, wo Guläkoff fiel, griffen die Lesghier die russische Heeresabtheilung so heftig an, daß sie einen Theil abschnitten und viele in steile, tiefe Schluchten hinabgestürzt wurden; unter denen, welche hier hinabfielen und unbeschädigt blieben befand sich auch der Lieutenant des Preobraschenskischen Leibgarderegiments, Graf Woronzoff.

Zizianoff ließ eine hinreichende Besatzung in Gandscha, kehrte nach Tiflis zurück und trat in Unterhandlung mit dem König Salomo von Imeretien, welcher noch zur Zeit der Unterhandlungen mit dem Fürsten von Mingrelien seinen Wunsch erklärt hatte, russischer Vasall zu werden. Zizianoff hatte dem König vorgeschlagen nicht zu zögern, da aber Salomo schwankte und Zizianoff eben mit dem Zuge gegen Gandscha beschäftigt war, so zog sich die Angelegenheit in die Länge. Bei der Rückkehr nach Tiflis erfuhr Zizianoff, daß der König nicht nur unentschlossen, sondern auch zweideutig sich benehme, und zu gleicher Zeit den Schutz Rußlands und der Türkei nachsuche. Dieß verzögerte den Gang der Unterhandlungen, aber die Festigkeit und die entschlossenen Maaßregeln des Oberbefehlshabers, der in dem an Georgien stoßenden District Elessauri eine Zusammenkunft mit dem König hatte, besiegten alle Schwierigkeiten, und nöthigten Salomo, sich mit dem ganzen imeretischen Volk als Unterthanen Rußlands anzuerkennen. Am 25 April 1804 leistete er den Eid, und so hatte Zizianoff ohne Blutvergießen zwei neue Provinzen, Mingrelien und Imeretien, mit dem russischen Scepter vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1845.

Streifereien in und um Neuseeland.

(*Adventures in New Zealand from 1839 to 1844. By Edw. J. Wakefield.*)

Erster Abschnitt.

Am 16 August 1839 erblickten wir zuerst Neuseeland, und zwar die Westküste der mittlern Insel, nicht weit südlich vom Cap Farewell. Eine merkwürdige weiße Spalte im Gebirg bildet auf eine große Entfernung eine ausgezeichnete Landmark. Gegen Sonnenuntergang fuhren wir in die Cooksstraße, und am Morgen hatten wir Land zu beiden Seiten, das mit jedem Augenblick majestätischer wurde. Wir fuhren zwischen der langen Insel und Motuara hin, an welchen beiden Befestigungen (Pa) der Eingebornen zu sehen waren. Als wir weiter kamen, bemerkten wir vier Boote mit Eingebornen, und ehe wir für die Nacht uns vor Anker legten, kam ein fünftes mit 8 Eingebornen auf uns zugerudert. Sie kamen an unser Schiff heran, befestigten ihre Kähne an demselben, und stiegen herauf mit einer Geschwindigkeit, die neben ihrem wilden Aussehen uns ziemlich verdutzt machte. Alles, was wir bisher über die Neuseeländer gehört, hatte uns doch auf dieß erste Zusammentreffen nicht vorbereitet. Sie liefen hin und her, schüttelten jedem, dem sie begegneten die Hand, und schienen ihr Auftreten als eine sich ganz von selbst verstehende Sache zu betrachten. Einer derselben, ein schlanker, kraftvoller junger Mann, eilte zum Steuermann hin, um diesem zu helfen, und schien stolz auf seine Kenntniß nautischer Ausdrücke und der Manövers des Schiffes. Alle sprachen mehr oder minder gebrochen englisch, und schwatzten in einem so zuversichtlichen Tone über den besten Ankerplatz, als ob sie die ersten Lootsen der Welt seyen. Sie brachten einige Fische und Kartoffeln an Bord, die wir ihnen um etwas Tabak abhandelten. Mit Einbruch der Nacht ließen wir die Anker fallen und sie kehrten zurück in ihr Dorf.

Am nächsten Morgen kamen andere an Bord, die von der Admiralty Bay nach Cloudy-Bay fuhren und Schweine und Kartoffeln zum Verkauf an Bord hatten. Diese hatten ihre wilden Sitten noch gar nicht aufgegeben, denn statt wie die vom Tage zuvor dem Neuseeländer, den wir von England mitgenommen hatten, die Hand zu reichen, rieben sie mit ihm die Nasen zusammen. Sie waren mit Oel und rothem Ocker beschmiert und schienen in ihrem Benehmen viel wilder, als die früheren. Diese letzteren hatten uns berichtet, daß sie kürzlich von einem Missionsschooner besucht worden seyen, und daß sie uns die Hände geschüttelt hätten, weil sie alle „Missionäre" seyen; indeß waren sie auf die Formen der neuen Lehre noch keineswegs sehr aufmerksam, denn alle wollten Tauschhandel treiben, obgleich es Sonntag war, und schienen sehr erstaunt, als Oberst Wakefield das Anerbieten, eine ihrer Töchter bei ihm auf dem Schiffe zu lassen, ablehnte. Sie waren, wie es scheint, etwas anderes gewöhnt von Seite der Wallfischfänger, die sich häufig in der Nähe von Cloudy-Bay aufhalten.

Wir gingen nach dem Gebet abermals ans Ufer und bewunderten die üppige Vegetation. Der Wald auf beiden Seiten der Berge schien fast undurchdringlich wegen des dichten Gewebes von Schlingpflanzen. Wir fanden keinen Eingebornen, da die Bucht *tabu* war, weil eine Tochter von Te Pehi, dem verstorbenen Häuptling von Kapiti (der Entry-Insel), hier begraben lag. Die welche uns besuchten, kamen von einer etwas weiter nördlich gelegenen Bucht, von Cook Cannibal-Cove, bei den Eingebornen Anaho genannt. In dieser Gegend wohnt der Ngatihinatui-Stamm, dessen vornehmster Häuptling Ngarewa, der schlanke Baum, hieß. Dieser blieb mit seiner Frau und seinem Sohn, einem hübschen gescheuten Jungen von 13 Jahren, zum Essen bei uns; ihr Benehmen war ganz anständig: sie aßen tüchtig von allem, tranken aber wenig, und der Vater warnte den Sohn, ja nicht zu viel Wein zu trinken. Wir brachten diesen Tag damit zu, unsere Wasserfässer zu füllen, das Schiff etwas auszubessern und Kartoffeln so wie Schweine von den Eingebornen zu kaufen.

Am folgenden Tage brachten wir Ngarewa, welchem Ob. Wakefield zum Abschied ein Gewehr und andere Kleinigkeiten geschenkt hatte, nach seinem Dorfe Anaho, das in einer Ebene hinter der Cannibalenbucht liegt, und waren nicht wenig verdutzt über die Ware *puni* oder Schlafhäuser der Ein-

gebornen. Diese sind ausnehmend niedrig und mit Erde bedeckt, auf der nicht selten Gras wächst; sie gleichen in Gestalt und Größe einem Treibhausbeet, wovon die Gläser abgehoben sind. Ein kleines viereckiges Loch am einen Ende ist der einzige Eingang für Luft und Licht. Ich versuchte in eines derselben hineinzukriechen, hatte aber kaum den Kopf hineingesteckt und überlegt, mit welcher Schlangenwindung ich am besten den Körper nachziehen könne, als die entsetzliche Hitze und der Gestank mich zurücktrieben. Ein großes Haus im Dorfe, mit Wänden von Geflecht und Lehm, hatte einem Engländer gehört und diente jetzt den Eingebornen als gemeinsame Tageswohnung, in der sie sich auch jeden Morgen und Abend zum Gebet versammelten. Alle kamen heraus, uns mit einem Händedruck zu grüßen.

Einer der Eingebornen, der zum Kapitistamme gehörte, aber hier geheurathet hatte, versuchte uns durch Drohungen Geld abzupressen für das Holz und Wasser, weil der Ort tabu gewesen sey. Da aber seine Forderungen übermäßig waren und nach einem kleinen Geschenk wieder erneuert wurden, schlug man sie ihm ohne weiteres ab, und erinnerte ihn, daß die Eingebornen selbst das Tabu gebrochen hätten, indem eine große Anzahl von ihnen sich ganz in die Nähe des Begräbnißorts begeben hatte, um uns näher zu seyn. Er bestand nichtsdestoweniger auf seinen Forderungen, kam eines Morgens in einem Kahn an unser Schiff, stieß den im Boot befindlichen Schiffsjungen über Bord und nahm das Fischnetz mit fort. Capitän Chaffers ging mit einem wohlbewaffneten Boot ans Ufer, um die Rückgabe des Netzes zu fordern, aber unser Quälgeist hatte die andern Eingebornen für sich gewonnen, diese waren finster und zurückhaltend, und ihr Aussehen sowohl als der Umstand, daß viele andere Eingeborne am Ufer waren, bewog Cap. Chaffers an Bord zurüzukehren und das Schiff für einen möglichen Fall in Bereitschaft zu setzen. Während die Kanonen geladen, die Mannschaft bebewaffnet und Schildwachen aufgestellt wurden, sah man einige große Kriegskähne eilfertig gegen das Ufer rudern, wobei die Ruderer im Tact der Ruderschläge sangen. Ein einziger mit Eingebornen angefüllter Kahn kam jetzt in die Nähe des Schiffs, und als es schweigend um das Hintertheil herumruderte, bemerkten wir, daß einige Tomahawks und Steinkeulen führten. Unser Verfolger suchte zuerst die Leiter mit der Streitart in der Hand zu besteigen, aber die Schildwache oben hielt ihm die Muskete mit dem Bajonnet vor, und Ob. Wakefield erklärte ihm, daß niemand bewaffnet an Bord kommen dürfe. „Hundsfell" — so hatten wir ihn genannt, weil er einen Mantel von Hundsfellen trug — wollte dennoch aufs Verdeck kommen, aber der Anblick eines Pistols, das Wakefield ihm vorhielt, veranlaßte ihn, wieder hinabzusteigen und ans Ufer zu rudern. Kurz darauf kam ein kleiner Kahn, in welchem nur ein einziger Junge ruderte und ein alter Häuptling saß, den wir bisher noch nicht gesehen hatten; dieser zeigte, daß er unbewaffnet sey, und bat deßhalb um Zutritt auf dem Schiffe. Dieß ward zugestanden und der alte Herr stellte sich dar als Te Wetu (der Stern) aus Rangitoto in D'Urville's Insel, der hieher gekommen war, um einem großen Trauerfest, Tangi, beizuwohnen, das zu Ehren der Schwester Rauparahas, des großen Häuptlings an diesem Orte, werde gehalten werden. Er erklärte uns, daß jeder dabei sehr viel schreien und daß dann ein langes Kai kai oder Festmahl stattfinden werde. Er hatte ein großes Gefolge bei sich, von denen einige diesen Morgen gekommen waren, um die Ngatihinatui zu besuchen; die Kriegskähne gehörten ihm. Er zeigte große Lust, an Bord zu bleiben und sprach von dem Zank mit vieler Gleichgültigkeit; zwar behauptete er, wir müßten für das Tabu zahlen, aber die Utu oder Zahlung müsse ihm und nicht dem Hundsfell übergeben werden. Wir schlossen daraus, daß die Forderung ungerecht und eine bloße Drohung sey, um etwas zu erpressen.

Te Wetu schien etwa 60 Jahre alt, war aber noch sehr gewandt und kräftig; er zeigte sich äußerst unterhaltend und sprach gern, erzählte uns von seinem Wohnort Rangitoto, welches „blutgefärbter Himmel" bedeutet, und drückte die Hoffnung aus, daß wir ihm einen Besuch machen würden; er sey „kein Missionär," sagte er, und habe vier Weiber, eine fünfte sey ihm kürzlich gestorben; als man ihm auf Befragen gesagt, daß die Könige von England nur Eine Frau hätten, lachte er herzlich darüber, daß sie nicht so wohl versorgt seyen wie er, und zählte mehrmals seine „vier Wahine" (Weiber) an den Fingern her. Wir gaben den Eingebornen ein kleines Geschenk an Tabak, erhielten das Netz wieder, und bald war die Freundschaft hergestellt, da sie es müde waren, den guten Markt an Bord des Schiffes zu missen. Te Wetu setzte sich ganz munter an den Cajütentisch, wo man für ihn und Ngarewa's Familie, die an dem Zank keinen Antheil genommen, gedeckt hatte. Die Eingebornen waren über die Streitfertigkeit, die wir zeigten, nicht wenig verwundert, Oberst Wakefields Entschlossenheit machte sichtlich einen sehr guten Eindruck und erweckte allgemeine Achtung. Sie hatten uns mehr als ein Missionärschiff geschildert, weil wir den Sonntag beobachtet und Gottesdienst an diesem Tag gehalten hatten; jetzt sagten sie wir seyen halb Missionäre, halb Krieger. Ein eingeborner Missionslehrer versammelte die an Bord befindlichen Eingebornen an mehreren Abenden zum Gebet, bei welchen Gelegenheiten sich Te Wetu stets bei Seite setzte. Keine ferneren Erpressungsversuche wurden gemacht, und Te Wetu sagte eines Morgens einem Kahn voll seiner Leute, die an Bord zu kommen suchten, er brauche sie nicht und befinde sich hier ganz wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Mexico.

2. Handels- und Finanzlage von Mexico. — Minenertrag.

(Schluß.)

Die Ausfuhr der gemünzten Metalle ist ungeheuren Abgaben unterworfen; in Folge eines Befehls des Finanzmi-

nisters vom 29 Aug. 1843 dürfen die Geldconductas nach den Häfen des mexicanischen Golfs, Tampico und Veracruz, nur alle vier Monate, 1 Jan., 1 Mai und 1 September abgehen. Alles Geld, was aus dem Innern nach einem Hafen geschickt wird, gilt als zur Ausfuhr bestimmt, und muß vorläufig die Ausfuhrzölle bezahlen, es mag ausgeführt werden oder nicht. Diese Zölle belaufen sich auf 11 Procent, nämlich 4 Procent Circulationsabgabe, 6 Procent Ausfuhrabgabe und 1 Procent Ausbeutungsabgabe. Dieß Gesetz ist in offenkundigem Widerspruch mit einem nur wenige Monate früher erlassenen, wonach zwischen Circulations- und Ausfuhrabgaben streng unterschieden wurde. Die Ausfuhr von Gold- und Silberbarren, in den atlantischen Häfen bei Strafe der Confiscation verboten, ist jetzt über die drei dem Handel geöffneten Haupthäfen des stillen Meeres, San Blas, Mazatlan und Guaymas erlaubt, soll jedoch von dem Tage an aufhören, wo die Münzhöfe von Culiacan und Hermosillo in Thätigkeit seyn werden; dann will man auch aus diesen Häfen nur noch gemünztes Gold ausführen. Aber die Ausführung dieser Maaßregel ist vollkommen unthunlich, denn die meisten Minen liegen 2 bis 300 Leguas von den Städten Culiacan und Hermosillo entfernt, und bei dem schlechten Zustand der Straßen und den Räuberbanden, die das Land durchziehen, werden die Minenbesitzer ihre kostbaren Metalle nicht auf solche Entfernungen versenden wollen, da sie solche meist leicht am nächsten Hafen heimlich einschiffen können.

Die Regierung hat vollkommen eingesehen, daß es ihr Interesse sey, die Ausfuhr von Gold- und Silberbarren gegen eine mäßige Abgabe zu gestatten, um die Contrebande eines Theils der Vortheile, die sie sonst bietet, zu berauben. Obwohl nun der eigentliche Zoll 7 Procent beträgt, so erhebt man doch nur 4, und die vor San Blas, Mazatlan und Guaymas stationirten englischen Kriegsschiffe, welche alle sechs Monate nach England abgehen, erheben 2 Proc. Fracht, wovon 1 Proc. dem das Schiff commandirenden Capitän, ein halb Procent dem Commodore der Station und ein halb Procent dem Marinehospital von Greenwich zukommt; in den letzten vier Jahren wurden durchschnittlich von den Kriegsschiffen 4 Mill. und von Handelsschiffen 1 Mill. Piaster aus diesen Häfen ausgeführt. Der Gewinn bei diesem Handel ist ungemein groß: der mexicanische Zoll beträgt 4 Procent, die Fracht auf dem englischen Schiffe 2, die Handelshäuser sollten also 6 Proc. zahlen, aber die englischen Capitäne schiffen häufig ihre Waare heimlich zu 3$^{1}/_{4}$ Proc. ein, und die 2$^{1}/_{2}$ Procent werden unter ihnen und den Kaufleuten getheilt. Der Gewinn ist also für die Officiere sehr bedeutend und nicht minder bedeutend für die Handelshäuser, welche jährlich mit Millionen Piaster operiren.

Im mexicanischen Golf wird das Geld meist an Bord der englischen Packetboote eingeschifft, welche alle Monate von Tampico und Veracruz abgehen, und bei jeder Reise 4–500,000 P. mitnehmen; der Rest des Geldes, also noch etwa 5–6 Mill., wird von amerikanischen, französischen, hamburgischen und spanischen Fahrzeugen mitgenommen.

Es ist nicht uninteressant zu bemerken, daß die Golderzeugung in den östlichen und südlichen Provinzen Neuspaniens sehr beschränkt ist, — wenn gleich das Silber meist Gold enthält, — während in Chihuahua und namentlich in Obersonora sich Goldlager von dem größten Reichthum finden. Nördlich von den Städten Hermosillo und Arispe, in den Nebenflüssen des Rio Gila, welcher mit dem Colorado in den Meerbusen von Californien fällt, findet man nach der Regenzeit, und fast an der Oberfläche des Bodens Goldkörner, die mehrere Kilogramme wiegen und denen, die man neulich im Ural entdeckte, nichts nachgeben. Ich habe zu Hermosillo eine dieser Pepitas gesehen, welche einen Werth von mehr als 10,000 Piastern hatte.

Bei so reichen Metallschätzen sollte man glauben, Mexico müsse ungemein wohlhabend seyn, aber die Finanzen sind im kläglichsten Zustande: die Ausgaben betragen 17,255,000, die Einnahmen 14,270,000 P. Von den Einnahmen ist die bedeutendste die der Zölle mit 9 Mill., von den Ausgaben die der Armee mit etwa 12 Mill. Bei dieser Lage der Dinge sind willkürliche Maaßregeln, unter denen auch die Fremden leiden, und Reclamationen der fremden Mächte sehr natürlich, aber die Auseinandersetzung derselben würde uns hier zu weit führen.

Die Eingebornen von Fernando Po.

(Colon. Magazin. April 1845.)

sind bekannt unter dem Namen Adiahs, gewöhnlicher aber noch unter dem Namen Bubies, weil man dieß Wort, wenn sie einem Freund oder Fremden begegnen, unaufhörlich aus ihrem Munde hört; andere behaupten aber sie hätten den Namen erhalten wegen ihres beschränkten, furchtsamen Naturells und der Leichtigkeit, mit welcher sie sich von den Krus und andern eingewanderten Schwarzen beherrschen lassen. Die Adiahs, welche etwa 18 bis 20,000 Seelen betragen mögen, leben in Hütten, die selbst für Afrikaner erbärmlich sind, in verschiedenen Theilen der Insel zerstreut, und obgleich viele von ihnen mit Europäern in Verbindung standen, so haben sie doch gar kein Verlangen gezeigt civilisirte Gewohnheiten anzunehmen, und bleiben in demselben Zustande seliger Unwissenheit und Demoralisation, in der sie immer gelebt haben. Diese Adiahs sind untersetzt und stärker gebaut als viele Bewohner des entgegengesetzten Continents, unterscheiden sich ferner wesentlich von ihnen durch ihre Züge, durch die Länge der Haare und durch den gänzlichen Mangel an allen Begriffen von Schicklichkeit; auch sind sie, wo möglich, noch mehr dem dolce far niente ergeben. Kleider zu tragen ist noch nicht in die Liste des Comforts eines Adiah übergegangen; ein kleiner Sack, den sie vorn tragen, gerade groß genug, um den mäßigsten Ansprüchen auf Schicklichkeit zu entsprechen, das ist alles, was sie von Kleidung an sich haben. Gegen alles Waschen haben sie einen Widerwillen als hätten sie die Wasserscheu, dagegen reiben sie sich sehr reichlich mit Palmöl ein.

Fürst Paul Dimitriewitsch Bizianoff.

(Fortsetzung.)

Eine der Hauptursachen, welche Salomo nöthigten, in die Unterthanenschaft Rußlands zu treten, war der Fall von Gantscha, der ihm

eine hohe Meinung von der Stärke der russischen Waffen und der Macht des russischen Schutzes einflößte. Die Einnahme dieser im Orient für unbezwinglich gehaltenen Veste mit Sturm verbreitete Schrecken in ganz Transkaukasien. Im ersten Eindruck schickten die meisten dortigen Fürsten Schreiben voll Freundschafts- und Unterwürfigkeitsversicherungen an Zizianoff, der, die asiatische Denkart schnell erkennend, in seinen Antworten einen sehr gebieterischen Ton annahm. Ibrahim, Chan von Karabag, hatte vor dem Zug der Russen gegen Ganscha alles Vieh der Einwohner zur Aufbewahrung erhalten, und gab es nicht nur auf Zizianoffs Forderung heraus, sondern suchte in den lebhaftesten, höflichsten Ausdrücken um den Schutz Rußlands nach. Zizianoff schickte ihm seinen Brief zurück und schrieb an ihn: „für eure persische Politik werdet ihr, wie Dschawat Chan, mit eurem Blut bezahlen. Ich will eure Unterwerfung nicht und verlangte sie nicht, denn auf eure Treue kann ich so wenig bauen wie auf den Wind, und fordere von euch bloß die Rückgabe des Viehs von Ganscha. Hat man auch in der Welt gehört, daß die Mücke mit dem Adler unterhandelt. Dem Starken gebührts zu herrschen, der Schwache ist geboren, um dem Starken zu gehorchen."

Zizianoff schonte in seinen Briefen die Perser nicht, weil er einen baldigen Bruch mit ihnen erwartete und die feindselige Gesinnung ihrer Regierung gegen Rußland kannte. Wir haben bereits gesehen, daß sie dem Chan von Ganscha Hülfe versprochen. Schon früher hatten sie den aus Georgien geflüchteten Prinzen Alexander aufgenommen und schickten ihn insgeheim als Aufwiegler an die Georgier, Lesghier und andere den Russen unterworfene Völker. Mit dem Fall von Ganscha wurde aber dieß Verfahren der persischen Politik offenkundig. Der Sohn Baba Chans — d. h. des Schahs, der damals in dieser Würde von Rußland noch nicht anerkannt war — der in der Geschichte wohlbekannte Abbas Mirza, erklärte laut, daß er bald in die von den Russen besetzten Länder einbrechen werde. Bald nach ihm brach der Schah auf, und der erste Wesir desselben schrieb an Zizianoff einen Brief, worin er ihm in hochtrabenden Ausdrücken den Rath gab, Georgien und die benachbarten Provinzen zu räumen, indem er im Weigerungsfall ihn mit gewaffneter Hand dazu nöthigen werde. Zizianoff antwortete dem Wesir, daß sein Schreiben keine Antwort als eine mit Schwert und Flammen geschriebene verdiene, er forderte ihn und das ganze Heer Baba Chans zum Kampf mit den russischen Bajonnetten auf. Dieß geschah zur Zeit, wo die Unterhandlungen mit dem König Imeretiens zu Ende gingen, aber schon früher im Monat März sammelten sich unterhalb Tiflis bei Saganlug eine Abtheilung von 3000 Mann Infanterie, reguläre und irreguläre Reiterei und zwölf Geschütze. Er entschloß sich Eriwan zu Hülfe zu kommen, dessen Chan von Zizianoff Hülfe gegen die Truppen des Schah verlangte, und im Fall des Glücks der russischen Waffen sich Rußland zu unterwerfen versprach.

Zizianoff übertrug dem Generallieutenant Fürsten Wolkonsky in seiner Abwesenheit die Verwaltung Georgiens, befahl dem Generalmajor Fürst Orbelianoff das Land gegen die Einfälle der Lesghier zu schützen, welche um Sold bei dem Pascha von Achalzych dienten, und rüstete sich zum Abmarsch. Bei seinem Zug auf Eriwan hatte er zwei Zwecke, nämlich diese Provinz für Rußland zu erwerben, und zweitens wo möglich den Schauplatz des unvermeidlich gewordenen Kriegs mit Persien von den georgischen Gränzen zu entfernen. Im Anfang Junius schickte er einen Theil seiner Truppen unter dem Befehl des Generalmajors Tutschkoff auf der Straße nach Eriwan voraus und er selbst folgte zwei Tage später. Am 10 Junius stieß Tutschkoff in der Gegend von Gumry auf eine starke Abtheilung Perser, bei der sich Prinz Alexander befand, griff sie an und schlug sie in die Flucht. Nach einigen Tagen aber erschien derselbe, nachdem er seine Truppen wieder gesammelt und Verstärkung von Abbas Mirza erhalten hatte, aufs neue im Angesicht Tutschkoffs. Zizianoff, der keinen Feind im Rücken lassen und sich den Weg nach Georgien offen behalten wollte, suchte ihn auf die Hauptmacht der Perser unter Abbas Mirza zurückzuwerfen, der bereits über den Araxes gegangen und ins Chanat Eriwan eingerückt war. Am 19 Junius kam Zizianoff in die Nähe des Klosters Etschmiadzin, und wurde am 21 hier von 18,000 Persern unter Anführung des Prinzen Alexander umringt; dieser wurde aber mit solchem Verlust zurückgeschlagen, daß er drei Tage lang sich nicht auf Kanonenschußweite in die Nähe der Russen wagte. Am 25 Junius griff Abbas Mirza mit 12,000 Mann Infanterie und 8000 Pferden Zizianoff an, wurde aber gleichfalls zurückgeworfen. Ein Theil dieses Heeres besetzte die Befestigungen am Ufer der Sanga, aber ein Bataillon vom 9ten Jägerregiment griff mit dem Bajonnet an und nahm zwei Kanonen. Dieser Schlag verbreitete einen solchen Schrecken, daß Abbas Mirza, der zwölf Werste davon im Lager stand, eilig aufbrach und sich über den Araxes zurückzog. Dieß waren die ersten Gefechte unserer Truppen mit den Persern, wobei sich Graf Woronzoff auszeichnete und dafür zum Capitän befördert wurde.

Mit dem Rückzug der Perser über den Araxes war Eriwan gerettet, und Zizianoff forderte nun von dem Chan, dem er hievon Nachricht gab, daß er seinem Versprechen gemäß die Festung übergeben und den Unterthaneneid leisten solle. Aber der hinterlistige Chan, der jetzt die Russen entfernen und sich die Gnade des Schahs erwerben wollte, bat den letztern um Hülfe gegen Zizianoff und verlangte, daß er wieder über den Araxes setze. Der Schah erfüllte bereitwillig dieß Verlangen und lagerte sich mit 27,000 Mann bei dem Dorfe Kalagiri. Während der Vorbereitungen zu entscheidenden Operationen fielen die Perser wiederholt die russischen Fouragiere an, und darum beschloß der Oberbefehlshaber ihnen am 30 eine tüchtige Lection zu geben. Mit Tagesanbruch ging ein 3000 Mann starkes Corps Zizianoffs über die Sanga schlug den aus Eriwan gemachten Ausfall zurück und griff in vier Carrés den Feind an, der eine feste Stellung auf den Höhen eingenommen hatte. Die Perser standen anfangs fest, aber endlich wichen sie der zerstörenden Kraft des russischen Bajonnets, wandten den Rücken und flohen gegen das Lager, das sich drei Werste von dem Kampfplatz befand. Zizianoff konnte wegen seiner schwachen Reiterei sie nicht lebhaft verfolgen, aber dieß hatte auf den Gang der Sache keinen Einfluß. Als der Feind die Russen in voller Ordnung heranziehen sah, verließ er sein Lager und floh durch Eriwan hindurch, wo die Garnison ihre geschlagenen Glaubensbrüder rein ausplünderte. An diesem Tage verloren die Perser mehr als 7000 Mann an Todten und Verwundeten, ihr ganzes Lager, vier Fahnen, sieben Falconets, alle auf dem Wege geraubten Schätze und einen großen Vorrath von Lebensmitteln, an denen es den Russen fehlte. Die Belohnung Zizianoffs für diesen entscheidenden Sieg war der Wladimirorden erster Classe.

(Fortsetzung folgt.)

Hr. Plichon ist nach einer langen Reise durch den Orient, welche, wie es scheint, hauptsächlich die politische Lage der Länder Vorderasiens und Aegyptens zum Gegenstand hatte, wieder nach Paris zurückgekehrt. (Algérie vom 2 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1845.

Die Zitterer von Niscayuma. *)

(Nach Th. Glennie.)

Ich hatte viel von einem Dorfe sprechen hören, welches von einer christlichen Secte bewohnt wird, die man die Zitterer nennt. Um einen Begriff von ihren Gebräuchen zu bekommen, ließ ich mich eines Sonntags dahin führen. Dieser friedliche Ort heißt Niscayuma; die Einwohner besitzen eine Gemarkung von 2000 Morgen, welche sie vorzüglich gut anbauen. Sie besitzen alles gemeinschaftlich, und ihre religiösen Gebräuche haben sehr vieles Sonderbare. Vor einer längst verstorbenen Frau, Namens Anna Lee, die sich ehedem in Amerika niederließ, haben diese Menschen eine besondere Verehrung. Sie verstand mehrere Sprachen und hatte, eine zweite Welleda oder Debora, die Gabe der Prophezeyung; mehr brauchte sie nicht um eine Secte zu stiften. Diese Frau, obwohl sie an einen ehrbaren Schlosser verheurathet war, überredete doch ihre Anhänger, daß man unverheurathet bleiben müsse, wenn man die ewige Seligkeit erwerben wolle. Alle sinnlichen Genüsse und Vergnügen wurden streng ausgeschlossen. Da solche Glaubensartikel nicht sehr geeignet waren, junge Männer und schöne Mädchen anzuziehen, bestanden Anna's Anhänger anfangs nur aus alten abgeblühten Jungfern und solchen Männern, die den Leidenschaften aus keinem andern Grunde entsagt hatten, als weil sie nichts mehr von denselben verspürten und empfanden. Minder strenge Eiferer haben in der Folge die Zahl ihrer Schüler vermehrt. Zur Zeit meines Aufenthalts in dieser Gegend sprach man von einer geheimnißvollen Niederkunft, welche den Ungeweihten vielen Stoff zu Spöttereien gab. Mutter Anna ist längst heimgegangen, aber sie lebt fort in dem Gedächtnisse ihrer Jünger, die nichts gegen sie aufkommen lassen und sie für einen Engel von Reinheit halten.

Bei meiner Ankunft in dem Dorfe hatte der Gottesdienst schon begonnen, die Gemeinde sang ein Lied, dessen Worte auf eine sehr einförmige Weise abgeleiert wurden. In dem Betsaale befanden sich die Männer auf der einen und die Frauen auf der entgegengesetzten Seite aufgestellt. Es war eine wahre Sammlung von häßlichen Menschen, die Weiber widerlich und alt, bis auf eine, deren glänzende Augen gar wenig Lust verriethen, die Hauptvorschriften ihrer Secte zu befolgen; die Männer, obwohl unscheinbare Gestalten, gewährten doch einen minder widrigen Anblick als die Weiber. Alle zeichneten sich übrigens durch die größte Sauberkeit im Anzuge aus; die Männer trugen keine Röcke, sondern bloß Aermelwesten und lange Beinkleider von Tabaksfarbe nebst einem weißen Tuche um den Hals, die Weiber waren mit langen, grauen Kleidern behängt, Halstuch und Haube bestanden aus weißen Baumwollenzeugen.

Auf den Gesang folgte eine Art Predigt; einer der Brüder trat in der Versammlung vor und begann auf folgende Weise: „Wir vermögen nichts durch uns selbst, die guten Gaben kommen nur von oben; seit dem Anbeginn der Welt haben aber die hochmüthigen Menschen die Sünde begangen, sich auf ihre eigenen Kräfte etwas einzubilden. Es ist jedoch, meine Brüder, eine unläugbare Wahrheit, daß die Gnade des Herrn uns unentbehrlich ist, und daß wir, ohne eine große Sünde zu begehen, uns nicht das Verdienst zurechnen dürfen, daß wir die Welt verlassen haben und ihren Versuchungen ausgewichen sind. Diese Sünde würde für uns unverzeihlicher seyn, als für alle andern Menschen, da wir das Glück haben im Lichte zu wandeln. Ich will euch daher bitten, nicht stolz zu seyn auf die Gnade, die euch Gott der Allgütige erzeigt hat, sondern den Weg des Heils in Ruhe, Demuth und mit dankerfülltem Gemüthe fortzusetzen. Ihr dürft weder rechts noch links schauen und sollt unaufhörlich die Wahrheit vor Augen behalten, daß unser Reich nicht von dieser Welt sey. Meine Brüder, laßt uns Gott danken für die Wohlthaten, die er uns erzeugt hat, aber fern bleibe die Sünde von uns, darauf uns etwas einzubilden!"

Der frühere eintönige Gesang wurde hierauf fortgesetzt. Nach Beendigung desselben trat ein anderer Redner auf; die ausgefüllte Gestalt dieses zweiten war gegen die abgemagerte des ersten sehr abstechend. Der Schluß seiner Rede mußte

*) In der Nähe von Utica in den Vereinigten Staaten.

mir besonders auffallen, denn er war an diejenigen gerichtet, die wie ich nur aus Neugierde gekommen waren.

„Fremdlinge! ich kenne die Beweggründe nicht, die euch in unsere Versammlung geführt haben! Einige von euch haben vielleicht die gottselige Absicht, ihre Gebete mit den unsrigen zu vermischen; der größere Theil aber ist wahrscheinlich nur gekommen, unsere heiligen Gebräuche mit anzusehen, wir haben nichts dagegen einzuwenden, denn wir brauchen nichts zu verbergen. Wir können aber verlangen, daß unsere christlichen Feierlichkeiten durch euch nicht gestört werden. Ich bitte euch nicht zu vergessen, daß wir Christen sind wie ihr, und daß wir den Gott verehren, der uns alle geschaffen hat. Wenn ihr keine Achtung vor uns haben wollt, so achtet euch wenigstens selbst und stört nicht unsere Andacht durch Zeichen von Verachtung!"

Nach einer solchen Sprache war es unmöglich diese harmlosen Schwärmer durch irgend etwas zu kränken. Ihre Tänze begannen und ich mußte mir wirklich viele Mühe geben, bei diesem höchst seltsamen und ergötzlichen Auftritt das Lachen zu verbeißen. Auf ein gegebenes Zeichen kam die ganze Gemeinde in Bewegung. Ich bemerkte, daß die Jüngern und Leichtern gleich einem Tanzknopf sich herumdrehten, die Aeltern jedoch machten dieses Kunststück nicht nach. Ein junger Mensch zeichnete sich durch Sprünge aus, die auf einer Opernbühne Aufsehen gemacht haben würden; die zwei Prediger aber nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, ungeachtet ihres vorgerückten Alters machten sie ihre Sprünge mit solcher Anmuth und Leichtigkeit, daß man hätte glauben können, man sehe vor sich zwei große, toll gewordene, englische Karrengäule.

Diese Springerei dauerte eine gute Viertelstunde; ich bedauerte diese wahnsinnigen Menschen herzlich. Da es ungewöhnlich heiß war, wurde die Luft in dem Betsaale sehr schwül und die Tänzer vor dem Herrn waren bald in ihrem Schweiße gebadet. Ich verließ den Tempel der Zitterer und Tänzer von Niscayuma, ehe der seltsame Gottesdienst ganz beendigt war.

Streifereien in und um Neuseeland.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Oberst Wakefield schickte einige Leute aus, um die Umgegend in Augenschein zu nehmen, und diese kamen am folgenden Tag in einem Wallfischboot mit zwei Engländern zurück, welche ihre einheimischen Weiber bei sich hatten. Die Bemannung ihres Boots bestand aus jungen Eingebornen, welche die Kleidung europäischer Matrosen trugen, und wir hörten, daß eine große Anzahl derselben im Dienste der Wallfischfänger stand, denn in einem benachbarten Dorfe lebten etwa 60 Weiße, theils Engländer, theils Amerikaner, vom Wallfischfang. Die Ankunft unserer Landsleute erregte eine große Veränderung im Benehmen der Eingebornen, sie zeigten sich sehr unterwürfig gegen unsere neuen Gäste, welche wenig Notiz von ihnen nahmen, und namentlich „Hundsfell" verschwand ganz. Die Neuangekommenen bestätigten, daß die Forderung des Uru eine bloße Erpressung gewesen sey, und lachten sehr über unsere Unruhe und unsere kriegerische Demonstration; die Eingebornen, sagten sie, seyen stets bereit, unerfahrene Fremde auf diese Weise zu pressen.

Wir konnten hier nichts für unsern Zweck thun, welcher darin bestand, eine Stelle für die Auswanderer, die uns im Januar folgen sollten, auszuwählen und anzukaufen. Weder Ngarewa, noch Te Wetu konnten uns deutliche Auskunft geben über den eigentlichen Besitzer des benachbarten Landes; sie sprachen von Rauperaha*) als einem großen Häuptling, dem sie in gewisser Beziehung tributpflichtig seyen, schienen aber zu glauben, daß Hiko, der Sohn Te Pehi's, das beste Recht auf das umliegende Land habe; kurz sie vermochten nichts bestimmtes angeben, wer wohl das Recht habe das Land zu verkaufen. Unsere weißen Freunde vermochten gleichfalls uns keine Auskunft zu ertheilen, und da übrigens die unmittelbare Nachbarschaft dieser Bucht, (Ship Cove), obgleich sie vortreffliche Häfen und eine schöne Landschaft zeigte, für eine große europäische Colonie nicht geeignet war, so beschloß Ob. Wakefield, sich der beiden Engländer als Lootsen zu bedienen, und tiefer in die Cooksstraße hineinzufahren.

Wir lichteten deßhalb am 31 August die Anker, setzten Ngarewa und Te Wetu an geeigneter Stelle ans Land, ein anderer von den Eingebornen aber, Namens E Ware blieb auf dem Schiff, zu dem er eine wahre Vorliebe gefaßt hatte, installirte sich selbst unter den Leuten, und that alle Arbeiten gleich einem Matrosen, ohne alle Belohnung, als das Essen und etwas Tabak. Seine Lebendigkeit und sein lustiger Sinn, der Humor den er bei Ausführung der einheimischen Tänze entfaltete und seine Kunst fast jeden an Bord nachzuäffen, verschaffte ihm den Spitznamen Jim Crow (Krähe), den er die ganze Zeit seines Aufenthalts auf dem Schiffe behielt. Er hatte seine nautischen Kenntnisse auf einem Wallfischfänger gelernt, auf dem er gedient hatte, und ich sah ihn oft bei den heftigsten Windstößen am äußersten Ende der Raaen beim Einreffen gleich dem besten Matrosen Hand anlegen, und die andern aufmuntern durch irgend einen groben Spaß oder eine unwiderstehlich zum Lachen reizende Gebärde.

Während wir die Cooksstraße hinabfuhren, sahen wir rechts und links eine Menge Bayen, die schon an und für sich selbst Häfen bildeten, manche darunter so groß, wie der Hafen von Plymouth und völlig sicher bei allen Winden. Mit Ausnahme weniger hohen Uferstriche erheben sich die bewaldeten Berge vom Wasserrande zu einer ziemlich bedeutenden Höhe. Die Landschaft ist in der That prachtvoll, aber zum Anbau nicht geeignet; der Eindruck, den sie auf uns machte, war noch erhöht durch die merkwürdige Klarheit der Atmosphäre, denn das ferne Land zeigte sich in klaren Umrissen und glänzender Färbung. Als wir zwischen dem festen Land und der

*) Rauperaha hatte einen Hauptantheil an der späteren, in dieser Gegend vorgefallenen Ermordung von 19 Engländern.
A. d. U.

sogenannten Nordinsel hinfuhren, betrachteten uns die Eingebornen aufmerksam vom Ufer her, und einige Kähne näherten sich dem Schiff, aber dem nähern Verkehr schienen sie auszuweichen, was unsere Piloten uns bald erklärten. Im J. 1838 besuchte die englische Kriegsbrigg Pelorus verschiedene Theile der Cooksstraße, und leistete hier große Dienste, indem sie in mehrern Fällen, wo dem Capitän Klagen vorgebracht wurden, dem leidenden Theile Beistand leistete. Auch verlangte und erhielt sie Rückgabe von mehrern seit langer Zeit aus Wallfischfängern gestohlenen Gegenständen. Der Häuptling Huriwenua und seine Leute hatten sich durch Mord und beleidigendes Verfahren gegen die Weißen ausgezeichnet, und einige Kanonen wurden deßhalb gegen einen Verhau gerichtet, der in Trümmer geschossen wurde. Dieser harmlose Beweis von Stärke that vortreffliche Wirkung, und der Besuch war noch so neu im Andenken, daß man großen Respect vor unsrer Flagge zeigte. Diese befestigte Insel heißt bei den Eingebornen Mohio. Gegen Sonnenuntergang ankerten wir vor dem Dorfe Te-awa-iti, oder der kleine Fluß, ein Name, den die Wallfischfänger in das englisch klingende Tarwhite verkauderwälscht haben.

Sobald wir angelangt waren, kam Richard Barrett, der an der Spitze einer Wallfischfängergesellschaft stand, in einem Boote zu uns. Hatte uns schon die ansehnliche Dicke unsers Freundes weidlich belustigt, so staunten wir nicht wenig als wir Dicky Barrett, wie er gewöhnlich heißt, erblickten: er war vollkommen so dick als lang, und sein lustiges rothes Gesicht, seine blinzelnden Augen und gutmüthiges Lächeln erregten Heiterkeit bei allen, die ihn sahen. Barrett war seit zehn oder zwölf Jahren in Neuseeland, zuerst als Flachshändler auf der Zuckerhut-Insel bei Taranaki (Mount Egmont), wo er mit zehn andern Weißen den Eingebornen in ihrem verzweifelten Widerstand gegen die einbrechenden Waikatostämme*) sich anschloß, und während der letzten fünf Jahre hatte er den Wallfischfang getrieben. Als der Waikatostamm, dem die Ngatiawa, die frühern Bewohner der Gegend, nur mit schwerem Verlust sich widersetzt hatten, abgezogen war, beschlossen sie eine vor Angriffen mehr gesicherte Gegend aufzusuchen, und Barrett, der die Tochter eines der vornehmsten Häuptlinge geheurathet hatte, begleitete sie nebst seinen Cameraden auf dem Zug nach den Ufern der Cooksstraße, welche von Rauperaha und Te Pehi auf ihrem Eroberungszuge verheert worden waren. Die Ngattawa an den Ufern von Königin Charlotte's Sund, in der sogenannten Blinden-Bay, bei Port Nicholson und längs der Küste der Nordinsel zwischen dieser und Kapiti angesiedelt hatten aber mit Rauperaha und seinen Stämmen ewigen Hader.

Die Bekanntschaft mit Dicky Barrett schien sehr vortheilhaft für uns zu werden, da er durch seine Frau mit allen einflußreichen Häuptlingen bei Port Nicholson verwandt war. Auf Port Nicholson war unsere Aufmerksamkeit schon in England als auf den besten Platz zu einer Ansiedlung gerichtet worden, und Barretts Nachrichten bestätigten dieß; nachdem er mit unsern Absichten und Planen bekannt gemacht worden war, erklärte er sich bereit sie mit seinem ganzen Einfluß zu unterstützen. Er war vollständig mit der Sinnesart und den Sitten der Eingebornen, so wie mit ihrer Sprache vertraut, und durch seinen fortdauernden Verkehr mit ihnen hatte er die guten Seiten ihres Charakters schätzen gelernt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese kamen früher als andere Stämme in Besitz von Feuerwaffen, was sie in Stand setzte einen Eroberungs- und Verheerungszug durch die ganze Insel zu machen.

Celtische Ueberreste in Frankreich.

Die französischen Blätter melden von einer interessanten Entdeckung in der Nähe von Meudon. Als man die Straße, die nach dem Schloß führte, wieder herstellte, kamen drei mächtige Druidensteine zum Vorschein, welche von einer Menge Menschenknochen, zwei sehr scharfen Kieselsteinärten und einigen Zähnen von wilden Ebern umgeben waren. Nach Hrn. E. Robert war dieß ein alter Dolmen, ähnlich denen, welche man zahlreich in Skandinavien findet; wahrscheinlich sind sie, wie man aus den umherliegenden Bruchstücken von Töpfergeschirren schließen kann, von den Römern besucht, umgestürzt und nachher von den Celten wieder vergraben worden. Die Lage dieses Denkmals am Abhang eines Berges, von dem man eine ungeheure mit Wald und Sümpfen bedeckte Ebene übersieht, ist so, wie die Druiden sie liebten. Der mittlere Stein, der früher horizontal auf den beiden andern ruhte, hat auf der Seite, welche vor dem Niederwerfen nach Außen gerichtet seyn mußte, eine Aushöhlung in Form eines Hufeisens; diese Aushöhlung scheint, wie bei ähnlichen Steinen in der Bretagne und anderswo, zu Menschenopfern gedient zu haben. Die Knochen deuten auf eine Zahl von 40 bis 50 Opfern, meistentheils Erwachsene. Man will weiter graben, da man noch andere Alterthümer zu finden hofft.

Fürst Paul Dimitriewitsch Bizianoff.

(Fortsetzung.)

Als solchergestalt die Perser zurückgeschlagen waren, wandte der Oberbefehlshaber seine Waffen gegen Eriwan, das er am 2 Julius im Angesicht eines persischen Corps belagerte. Anfangs suchte der Chan seine Zuflucht zu Unterhandlungen zu nehmen, da dieß aber fehlschlug, so griff er zur Gewalt: am 15 Julius griff ein Theil der Garnison und einige tausend Perser die Russen an, sie wurden aber nach zehnstündigem hitzigem Kampf zurückgeschlagen, verloren zwei Fahnen und zwei Kanonen und ließen über tausend Mann auf dem Platz. Der Schah und sein Sohn Abbas Mirza erholten sich bald von diesem Schlage und rüsteten sich zum zweiten Angriff auf die Belagerer, aber Zizianoff, der sichere Kundschafter hatte, kam ihnen zuvor und schickte in der Nacht des 25 Julius einen Theil seiner Truppen unter Anführung eines Mannes von erprobter Tapferkeit, des Generalmajors Portnägin, ab, um Abbas Mirza in seinem eigenen Lager anzugreifen. Durch unvorhergesehene Umstände, die der Oberbefehlshaber unmöglich berechnen konnte, namentlich durch die unvorsichtige Hitze der bei Portnägin befindlichen Asiaten, wurde der Schlag nicht mit gehöriger Kraft geführt und der Erfolg entsprach der Erwartung nicht. Portnägin sah sich zum Rückzug genöthigt, aber dieser Rückzug, wobei 1000 Mann sich mit dem Bajonnet einen Weg durch 30,000 bahnten, setzte die

Perser ungemein in Erstaunen und flößte ihnen eine so hohe Meinung von der Tapferkeit der Russen ein, daß sie sich nicht mehr an größere Massen heranwagten.

Zizianoff fuhr fort Eriwan zu bedrängen, aber er hatte zum Unglück kein Belagerungsgeschütz bei sich. Die heftige Hitze, welche selbst in diesem Lande seit langer Zeit unerhört war, erschöpfte die Truppen und erzeugte eine Menge Krankheiten, die Proviantzufuhren kamen nicht an; die georgische Reiterei, welche Fürst Zizianoff nach Tiflis zurückgeschickt hatte, wurde auf dem Wege von dem Feinde gefangen genommen und nach Teheran geführt, ein Posten in Bambak unter Major Montresor wurde nach tapferer Gegenwehr von den Persern aufgerieben; die Lesghier empörten sich, die Karabager brachen in den Kreis von Jelisabetpol ein, die Osseten erhoben die Fahne des Aufstandes, der Aufruhr der sogenannten tatarischen Distanzen schnitt die Verbindung Zizianoffs mit Georgien ab, und in Tiflis betrachtete man Zizianoffs Abtheilung als dem unvermeidlichen Untergang geweiht und rüstete sich zur Vertheidigung. Die Befürchtungen für Zizianoff drangen sogar nach Petersburg, nur er selbst verzagte nicht in der allgemeinen Entmuthigung. Da er hoffte, daß das Heer des Schah bei Annäherung des Herbstes sich bald entfernen müsse und die Besatzung der Veste dann zur Uebergabe genöthigt seyn würde, setzte er die Belagerung fort mit der frühern Thätigkeit, als aber die persische Reiterei alles Korn in der Umgegend von Etschmiadsin und Eriwan auf dem Halm niedergebrannt hatte, als der Hunger den Belagerern zu drohen begann und die unvermeidliche Consumtion der Früchte mit jedem Tage die Zahl der Kranken vermehrte, da mußte man sich zu einer äußersten Maaßregel entschließen, entweder die Belagerung aufzuheben oder die Veste mit Sturm zu nehmen. Indem der Obergeneral das letztere wählte, urtheilte er ganz richtig, daß ein Angriff mit offener Gewalt nicht mehr Leute kosten werde, als ein durch seine Folgen in jedem Fall nachtheiliger Rückzug. Aber von allen, welche Zizianoff in den Kriegsrath berief, theilte nur Portnägin ganz die Ansichten des Obergenerals, alle übrigen waren gegen den Sturm. Zizianoff wich der Mehrzahl und gab mit zerknirschtem Herzen den Befehl zum Rückzug.

Am 3 September Abends begannen die Vorbereitungen zu demselben und am 4 mit Tagesanbruch setzten die Truppen sich in Bewegung. Die Perser beunruhigten sie fast bis Karaklis (in der bambakischen Distanz), aber einen entscheidenden Anfall wagten sie nicht. Im Laufe des zehntägigen Rückzugs erkrankten aufs neue gegen 30 Officiere, über 400 Mann und es starben gegen 150. Am 22 traf Zizianoff wieder in Tiflis ein, und schon seine bloße Ankunft hob den gesunkenen Muth des Volks. Durch kluge Anordnungen stellte er in kurzer Zeit allenthalben die gestörte Ordnung wieder her, und beschäftigte sich namentlich damit die benachbarten Chane zu freiwilliger Unterwerfung zu vermögen. Die unblutige Vereinigung der Chanate von Scheki und Karabag und des Sultanats Schuragel mit Rußland, welche trotz der Intriguen Persiens bewerkstelligt wurde, waren die ersten bemerkenswerthen Ereignisse des Jahres 1805, und der Kaiser belohnte ihn dafür mit einer jährlichen Pension von 8000 S. R.

Rußland war nicht mehr in offenem Kriege mit Persien, aber letzteres suchte hartnäckig allen Schritten Rußlands entgegenzuarbeiten und bereitete Zizianoff alle möglichen Verlegenheiten. Kaum war die Abtheilung, welche Eriwan belagert hatte, nach Tiflis gekommen, so schickte der Schah nach allen Seiten Aufforderungen zum Aufstande aus und rief die Georgien umgebenden Völker im Namen des verletzten Glaubens zur Empörung. Der Sardar Spector (d. h. der Oberbefehlshaber, der Inspector des kaukasischen Landes) — so nannten die Perser Zizianoff — war in den Aufrufen geschildert als ein unbedeutender Anführer eines Haufens voll Leute, die nur mit Fischen zu handeln verständen. So sprachen sie von den Russen, die sie aus dem Fischfang im kaspischen Meere kannten. Zum Glück für die schwache Zahl der russischen Truppen hatten alle diese Aufrufe keinen sonderlichen Erfolg. Inzwischen benachrichtigte Zizianoff den Schah schriftlich von dem festen Entschluß des Kaisers, Georgien in seinen alten Gränzen wieder herzustellen und verlangte die Auslieferung der im Jahre 1804 von Eriwan nach Tiflis gesendeten und auf dem Wege gefangen genommenen Georgier, Bezahlung einer Million Rubel als Ersatz für die Rußland durch den eriwanischen Feldzug zugefügten Verluste und Rückgabe von zwölf Kanonen, welche schon Aga Mohammed Chan im Jahre 1795 aus Tiflis weggeführt hatte.

Die politischen Verhältnisse Rußlands zu Frankreich überzeugten Zizianoff, daß er keine Verstärkungen aus Rußland zu erwarten habe, und daß er in dem bevorstehenden Kampfe mit Persien auf seine eigenen Kräfte angewiesen sey. Alle Streitkräfte, worüber er zu Lande verfügen konnte, bestanden aus neun Regimentern von drei Bataillonen, einem Dragonerregiment von fünf Schwadronen, zehn Regimentern Kosaken und einem Garnisonsbataillon. Diese Truppen betrugen auf dem Papier etwa 25,000 Mann, in Wirklichkeit aber, unter dem Gewehr, wenn man die Fehlenden und Kranken abrechnete, kaum 10,000. Hierin und in etwa 30 Stücken Geschütz bestanden alle Vertheidigungs- und Angriffsmittel Zizianoffs, die kaukasische Linie und Astrachan freilich nicht darunter einbegriffen. Um diese kleinen Hülfsmittel zu verstärken und die Aufmerksamkeit der Perser zu theilen, hielt es der Oberbefehlshaber für nöthig, die kaspische Flottille in Thätigkeit zu ziehen. Er ließ die zwölf besten Schiffe auswählen, besetzte sie mit 1400 Mann und vier Geschützen, stellte sie unter den Befehl des Generalmajors Sawalischin, Chef des astrachanischen Garnisonregiments, und befahl ihm nach dem Ufer von Ensili zu fahren, sich Peribasars zu bemächtigen, Rescht in Güte oder Gewalt zu nehmen, dort einen russischen Consul und ein Kriegsschiff zum Schutz des russischen Handels zu lassen und endlich die Veste Baku zu nehmen, deren Chan, Zizianoff vom Subow'schen Feldzug her bekannt, durch sein treuloses Benehmen, vollkommen verdiente, daß man ihn ohne Schonung behandle. Im Fall des Erfolgs sollte Sawalischin in Baku eine Besatzung und eines der Kriegsschiffe davor lassen und mit den übrigen zehn nach Astrachan zurückkehren. So sollte im Jahre 1805 operirt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Winter auf Island. Wir haben schon früher (s. Nr. 118) nach einem dänischen Blatte berichtet, daß der Winter, welcher in Mitteleuropa sich mit einer so ungewöhnlichen Strenge eingestellt hat, auf den Faröern ungewöhnlich mild war, jetzt erfährt man durch ein Schreiben aus Reikiawick auf Island, welches Hr. Gaymard der französischen Akademie (Sitzung vom 21 Julius) mittheilte, daß man in Island kaum einen Winter hatte. Der Sommer von 1844 war ausgezeichnet schön, und eben so schön hat sich der Frühling angelassen, nach dem mildesten Winter, dessen man sich seit langer Zeit in Island erinnert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1845.

Die finnische Literatur.

In Finnland begnügt man sich nicht mehr damit alte finnische Gedichte aus dem Staub der Bibliotheken oder aus dem Munde des Volkes aufzulesen, man schreibt jetzt auch selbstständige finnische Werke und Zeitschriften. Die Sache ist neu, originell, einzig in seiner Art, denn wer sind diejenigen, welche an der Wiege dieser neuen, wie aus dem Nichts hervorgerufenen Literatur stehen? Sind es etwa Finnen, die der schwedischen Herrschaft entledigt und der russischen noch nicht ganz unterworfen die Fahne ihres eigenen Landes und ihrer eigenen Literatur aufpflanzen? Keineswegs, es sind vielmehr die schwedischen Finnen, die Abkömmlinge der alten schwedischen Colonien in Finnland, welche in ganz eigenthümlicher Weise sich nicht etwa bloß für die alte Poesie des Landes, sondern wirklich für ein neues Finnland begeistern, und mit einem merkwürdigen Eifer die Sprache der Finnen zur Schrift- und Literatursprache erheben. Die merkwürdigste Erscheinung in dieser Beziehung ist eine in Helsingfors herauskommende Zeitschrift „Joukahainen," so genannt nach einem in dem berühmten altfinnischen Gedicht Kelewala auftretenden Jüngling, der mit dem alten „Wäinamönien," einer Art Urvater oder Heldengott der Finnen, sich in Wettkämpfe einläßt. Diese Zeitschrift, in welcher eine Anzahl wirklich vortrefflicher Gedichte vorkommt, wovon wir außer mehreren von dem bekannten Franzen ein Lied von Stenbäck, „mein finnisches Vaterland," das durch Sprache und dichterisches Gefühl gleich ausgezeichnet ist, hervorheben, enthält im zweiten Hefte auch eine Anzahl Artikel in finnischer Sprache, wenn gleich nicht zu läugnen, daß das Schwedische alsbald wieder die Oberhand erhält. Ein schwedisch geschriebener Aufsatz von Topelius über die Frage: hat das finnische Volk eine Geschichte? fängt in ganz historischer Weise und mit sehr merkwürdigen Ansichten an, schließt aber mit einem politischen Paradoxon, daß Finnland erst seit dem J. 1809, wo es von Schweden abgerissen wurde, eine Geschichte habe. Finnlands Geschichte als russische Provinz möchte allerdings ziemlich einförmig und die paradoxe Beantwortung freilich nur ein Ausweg und eine Hindeutung seyn, daß eine neue Zeit für Finnland beginne, indem jetzt sämmtliche Finnenstämme wenigstens unter Einem Herrscher vereinigt sind, während früher die Bewohner von Alt-Finnland (um Wiborg), von Olonetz u. s. w. den unter schwedischer Herrschaft stehenden Finnen feindlich gegenüber standen. Das Bestreben der Finnenfreunde geht sichtlich dahin, das Nationalgefühl in den eigentlichen Finnen zu wecken, und dieß Nationalgefühl über den ganzen Norden Rußlands, so weit er von Finnenstämmen bewohnt ist, auszubreiten. Wird dieß gelingen? Der Versuch ist, wie wir oben sagten, einzig in seiner Art: die Nachkommen des erobernden Stammes bemühen sich den unterworfenen mit aller Macht aus geistiger Verdumpfung zum Selbstbewußtseyn emporzuheben; wir mögen diesem Bestreben einen Beweggrund unterlegen welchen wir wollen, das Bestreben selbst ist ein Beweis wahrhaft großartiger menschlicher Bildung, und die Selbstaufopferung, die unablässige Anstrengung, mit der das Ziel verfolgt wird, ist aller Anerkennung alles Lobes werth.

Streiferreien in und um Neuseeland.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Seit im J. 1825 die Waikatostämme ihren Verheerungszug durch die Nordinsel gemacht, und mehrere der früher an der Cooksstraße wohnenden Stämme zum Uebergang über diese nach der mittlern Insel genöthigt hatten, waren hier alle alten Eigenthumsrechte der Stämme an den Boden, den sie bewohnten, verwirrt, und es galt im Grunde nur das Recht des Stärkern; die alten eingebornen Stämme, die Muopoko, Rangitana und Ngatiapa waren fast vernichtet worden, und der Streit herrschte nun hauptsächlich unter den neuen Eroberern. Viele Weiße hatten einzelne Strecken Land umgebrochen und angebaut, ohne sie anzukaufen oder dabei gestört zu werden; die umwohnenden Stämme wußten noch nicht, wie die an der Inselbay, daß die Weißen geneigt seyen einen hohen Preis für ödes Land zu geben, und kein geschriebener Landverkauf

scheint vor unserer Ankunft abgeschlossen worden zu seyn. Barrett sagte uns geradezu, daß unsere Absicht, einen großen District wüsten Landes zu kaufen, bei den Eingebornen als eine ganz neue Sache angesehen werden würde. Aus dem, was er und andere uns sagten, muß ich schließen, daß eine große Anzahl Einwanderer sich hier in der Nachbarschaft hätte niederlassen können, ohne von den Eingebornen als Verletzer ihrer Rechte angesehen zu werden. Da wir indeß nicht ohne eine bestimmte Einwilligung der Eingebornen von einem Theil ihres Gebiets Besitz nehmen wollten, so wurde beschlossen, daß Barrett ihnen unsere Ansichten auseinander setzen solle. Er bemerkte, daß sie gewiß eine Zahlung annehmen würden und auch dazu berechtigt seyen, da in einem so großen District als wir kaufen wollten, gewiß auch Dörfer und angebaute Felder sich befinden würden.

Ein sehr wichtiger Theil unseres Plans bestand darin, den zehnten Theil des angekauften Landes für die Eingebornen aufzubewahren und ihnen dadurch für die Zukunft ein werthvolles Eigenthum zu sichern, was ihre Häuptlinge in den Stand setzen würde mit den höhern Classen der Ansiedler auf gleichem Fuße zu leben. Darum sollten auch diese Ländereien tabu für die Eingebornen seyn, d. h. sie sollten sie nicht verkaufen dürfen, damit sie nicht solche für einen nominellen Werth losschlügen, sobald sie in den Augen von europäischen Speculanten einen wirklichen Werth erhalten hätten. Indem man diesen zehnten Theil der Ländereien nicht in einem zusammenhängenden Stück ließ, sondern unter den übrigen vertheilte, hob sich der Werth durch den Anbau der übrigen neun, den Europäern zufallenden Theile so sehr, daß bald dieser zehnte Theil mehr werth seyn mußte, als früher das ganze von den Eingebornen gekaufte Land.

Dieß System bot die glänzendsten Aussichten für die Zukunft, der Werth der Ländereien war gesichert, die Eingebornen vertheilten sich unter den Einwanderern, und die erstern mußten dadurch um so leichter aus ihrer Rohheit herausgerissen werden. Es gibt nichts Elenderes als den Anblick der ausschließlich indischen Dörfer in Canada, die Fehler und schlimmen Neigungen des Wilden werden dadurch erhalten, und sein Zustand als untergeordnetes Wesen verewigt; die weißen Ansiedler und Reisenden besuchen sie als Curiositäten, und so werden sie wie wilde Thiere zur Schau aufgespart. Der Anblick der kleinen, schmutzigen, ungesunden Hütten in Neuseeland bestärkte uns in unserm Vorsatze. Damit sie besser und anständiger gekleidet würden, mußte ein verbesserter Ackerbau sie in den Stand setzen mehr zu erzeugen, ohne gerade ihre Thätigkeit den ganzen Tag in Anspruch zu nehmen. Dicky Barrett, ein vortrefflicher Wallfischfänger, aber kein Philosoph, erkannte nicht die ganze Tragweite dieses Systems vorbehaltener Ländereien, aber er war damit einverstanden, daß dieß eine billige und gerechte Vorsorge sey, damit nicht später, wenn die ursprüngliche Kaufsumme ausgegeben wäre, der Mangel ihr Loos werde.

Am 1 September landeten wir in dem Wallfischfängerorte Te-awa-iti; Dicky Barretts Haus stand auf einer Erhöhung am Ende desselben, so daß man von hier aus die ganze Niederlassung und den Ankerplatz übersehen konnte. Sein Haus oder Ware, wie es in der Sprache der Maori, d. h. der Eingebornen heißt, war nicht wie die andern von Weidengeflecht aufgeführt und innen mit Erde ausgestampft, sondern aus gesägtem Zimmerholz, mit ordentlichem Boden und außen mit einer großen Veranda versehen. Ein langes Zimmer war halb angefüllt mit Eingebornen und Wallfischfängern. Seine Frau, E Rangi, ein schönes stattliches Weib, empfing uns würdevoll und seine halbblütigen Kinder lachten und scherzten mit einigen Verwandten ihrer Mutter in der Maorisprache über unser Aussehen. Er hatte drei Mädchen von seiner Frau und einen Adoptivsohn, den einer seiner Freunde hinterlassen hatte, welcher von den Eingebornen als einer der ihrigen betrachtet und bedauert wurde. Derselbe hatte die Tochter eines Häuptlings von hohem Rang geheurathet, und sein Sohn Dan wurde mit der allgemeinen Achtung und Freundlichkeit behandelt, zu der ihn der Charakter seines Vaters und der Rang seiner Mutter berechtigte. Einige wenige unter den Wallfischfängern waren in Sonntagskleidern, die meisten waren an den Thransiedereien beschäftigt, welche ohne großen Schaden nicht wohl einen Tag hindurch ausgesetzt werden können, weßhalb sie auf mein Befragen antworteten: „Der Sonntag kommt nie in diese Bay!“ Ein Eingeborner aus Australien war Mitglied dieser schmierigen Schaar. Der ganze Boden um die Bucht her war getränkt mit Oel, und der Gestank der verstümmelten Leichen und der umherliegenden Stücke Wallfischfleisch war unerträglich.

An mehreren Orten hatten sich die Wallfischfänger theils in kleineren Gesellschaften, theils einzeln niedergelassen. Ein gewisser John Guard war zuerst in einem kleinen Robbenschiff im J. 1827 hieher verschlagen worden. Er baute ein kleines Haus, trieb den Robbenschlag und Wallfischfang unter großer Gefahr und Belästigung von Seite der Eingebornen, und längere Zeit ohne sonderlichen Vortheil. Die Eingebornen in ewigem Krieg mit einander, — denn dieß war die Zeit von Rauperaha's Einfall, — waren so schlecht mit Kartoffeln und anderen Lebensmitteln versehen, daß er und seine Gefährten oft längere Zeit von Wallfischfleisch und wilden Rüben lebten; oft konnten sie aus Mangel an Arbeitern und Werkzeugen den Thran nicht bereiten, da sie keine Fässer hatten, und behielten bloß das Fischbein, das sie bei seltenen Gelegenheiten, wenn sie etwa auf Schiffen von Sydney einen Markt fanden, verkauften. Der Ngahitau-Stamm zerstörte in seinen räuberischen Einfällen häufig ihre Häuser und all ihr Besitzthum zugleich mit dem der Eingebornen. Einem alten, jetzt in Te-awa-iti wohnenden Matrosen war sein Haus nicht weniger als viermal niedergebrannt worden. Seit 1831 aber, als Wallfischfänger nach der Cloudy-Bay kamen, schickten die Sydney-Kaufleute Agenten dahin, welche den Wallfischthran zu 10 Pfund, das Fischbein zu 60 Pf. die Tonne ankauften, aber mit Waaren bezahlten, an denen sie ungeheuren Gewinn machten. Die Weißen hier, weggelaufene Matrosen und entsprungene Verbrecher, mußten am Anfang der Fangzeit, welche vom

1 Mai bis in den Anfang Octobers dauert, eine Schrift unterzeichnen, in welcher sie sich verbindlich machten, Thran und Fischbein zu dem bestimmten Preis abzugeben, und die Waaren, die Kleider, Branntwein, Tabak u. s. w. ebenso zu den festgesetzten Preisen zu nehmen. In diesen fünf Monaten konnte ein Wallfischfänger, wenn der Fang glücklich war, 35 Pf. St. erwerben, fiel aber der Fang schlecht aus, so kamen sie in Schulden, die auf die Agenten zurückfielen. Am besten standen sich die Handwerker: Zimmerleute und Schmiede verdienten 10 Schill. des Tages und bestanden auf baarer Zahlung. So hatte der obenerwähnte Williams viel Geld gewonnen und dieß in Waaren aller Art angelegt, die er von Wallfischschiffen kaufte, um damit einen vortheilhaften Handel zu treiben, da er wußte, wem er hinsichtlich der Bezahlung trauen konnte. Man erzählte uns, daß die verschiedenen Wallfischfängergesellschaften auf beiden Seiten der Cooksstraße und noch etwas südlich hinab nach Bank's Halbinsel etwa 1200 Tonnen Thran jährlich gewännen, und daß etwa 500 Weiße mit dieser Arbeit beschäftigt wären.

Die fleißigern unter diesen Leuten kaufen im Sommer Schweine und Kartoffeln von den Eingebornen, und setzen sie mit großem Vortheil an Wallfischfänger ab, welche, ehe sie selbst auf die Jagdplätze sich begeben oder ehe sie nach Hause zurückkehren, an den verschiedenen Häfen landen. Die minder fleißigen bringen den Sommer in den Dörfern ihrer eingebornen Weiber zu, und bauen entweder ein Stück Land, das die Eingebornen ihnen stillschweigend überlassen haben, oder leben von Fischen und Kartoffeln der Eingebornen und trinken die stärksten und giftigsten Branntweine, so weit ihr Credit bei den Agenten reicht. Schon die Beschäftigung des Wallfischfanges erzeugt unter den verschiedenen Gesellschaften Feindseligkeiten, und wir bemerkten, daß die Eifersucht der eingebornen Stämme untereinander, genährt durch die Weiber der Weißen, oft unter den Gesellschaften die heftigste Stimmung erzeugte. Die Weißen, welche in Cloudy-Bay bei den Kawia, und die, welche im Sund mit den Ngatiawa lebten, setzten einander fortwährend herunter, und schienen die wilde Feindschaft der Stämme zum guten Theil eingesogen zu haben. Selbst an einem und demselben Orte waren die Leute in unaufhörlicher Fehde mit einander, obgleich die gemeinsame Gefahr oder wenigstens die Gewinnsucht sie hätte vereinigen sollen. Hitzige Kämpfe und wilde Orgien konnte man bei Tag und Nacht treffen, und nicht leicht war je eine Gesellschaft aus gefährlichern Elementen zusammen gesetzt. Das Recht des an Geist und Körper Stärkern war in Kraft; einige Leute von eisernem Willen und starkem Körper beherrschten bis zu einem bedeutenden Grade die wilde Genossenschaft, und behaupteten durch anerkannten Muth und Tüchtigkeit im Wallfischfang, wie in Raufhändeln auf dem Lande, einen mächtigen Einfluß. Nur sehr wenige waren, wie Dicky Barrett, durch ihre Gefälligkeit gegen alle allgemein geachtet, und diese, von besserem Stoff als die übrige Masse, waren ungemein darauf bedacht, zur Erreichung unsrer Zwecke beizutragen.

Eine gute Eigenschaft Aller war eine unbegränzte Gastfreundschaft, ein Fremder war stets willkommen bei ihrem Mahl, und ein Stuhl, aus Wallfischrückenwirbeln gefertigt, stand schnell am weiten Kamin zu ihren Diensten. Zu Te-awa-iti befanden sich etwa 15 halbblütige Kinder, alle auffallend hübsch, viele ganz weiß mit hellem Haar und rosigen Wangen, keck und behend wie die Ziegen, von denen die Ansiedlung wimmelte. Die Weiber der Wallfischfänger zeichneten sich durch Reinlichkeit und Ordnung in ihrem Hause aus; sie waren meist in weite Röcke von Zitz gekleidet, und ihr gewöhnlich sehr schönes Haar stets rein und gekämmt. Die reinlichen Gewohnheiten der Matrosen waren augenscheinlich geblieben, und hatten diese Veränderung wenigstens an den Frauen bewirkt, welche stolz darauf schienen einem weißen Manne anzugehören, und, wie man uns erzählte, oft ihre Männer gegen Angriffe und Beraubung schützten.

(Schluß folgt.)

Rusalkas.

Rusalken, Mauken, in Galizien auch Maiken genannt, sind die besten Perlen der ukrainischen Volkspoesie und Mythologie. Ihre Eigenschaften erinnern zum Theil an die griechischen Sirenen. Die Einbildungskraft der Kleinrussen malt sie als reizende, ewig junge, ewig lachende, mit ihren schönen hellrothen seidenartigen Locken in den krystallklaren Quellen des Dniepers spielende Mädchen. Ertrunkene, todt geborene Kinder und ungetauft Gestorbene werden nach der Volksmeinung Rusalken und wohnen in Flüssen, Seen, Bächen u. s. w. Die ungetauften Kinder führen hauptsächlich den Namen Mauken. Das Leben der Rusalken ist heiter und sorglos. Ihre ganze Beschäftigung besteht darin, ihre Locken zu baden und zu flechten, zu tanzen und zu singen; übrigens spinnen sie auch gern. Bei stillem heiterem Wetter verlassen die Rusalken ihre Wohnungen unter dem Wasser und geben sich auf dem weichen Rasen des Ufers allerlei Belustigungen hin; hier laufen, tanzen und singen sie, wiegen sich auf den Zweigen der Bäume, spielen mit dem Mondlicht. Da wo sie tanzen, wächst schöner das Gras und heller erglänzt das Grüne. Manchmal sollen sie auch die Hirten von ihren Heerden wegholen, um ihnen Streiche zu spielen. Der Pfingsttag trägt bei den Kleinrussen auch den Namen Rusalkentag; an diesem badet niemand und niemand geht in den Wald, aus Furcht die Mauken möchten ihn kitzeln. Auch am Himmelfahrtstag ist dieß der Fall, und die Weiber arbeiten dann nicht, um die Rusalken nicht zu erzürnen. In der Nacht des Johannistags (24 Jun.) werden die Rusalken, gleich den Hexen, sehr gefährlich, und wer ihnen unter die Hände fällt, der wird unfehlbar zu Tode gekitzelt.

Fürst Paul Dimitriewitsch Bizianoff.

(Fortsetzung.)

Die langsame Ausrüstung der Flottille hinderte die Erreichung des ersten Zwecks, den der Oberbefehlshaber im Auge hatte, die Theilung der persischen Streitkräfte, und störte dadurch gleich im Beginn des Feldzugs seine Plane. Ehe Sawalischin sich vor Sinsili zeigen konnte, zog ein starkes Corps unter Anführung des Schah nach Tebris und ein

anderes unter Anführung Abbas Mirzas stellte sich am Karadag dem Chanat Karabag *) gegenüber auf, und schickte eine starke Abtheilung nach Karabag und zur Besetzung Eriwans ab. 300 Mann russische Infanterie und 200 tatarische Reiter, welche unter dem Commando des Majors Lisanewitsch den Uebergang über den Araxes bei Chudopire im Chanat Karabag bewachten; ein Lisanewitsch zu Hülfe geschicktes schwaches Bataillon Infanterie unter Obrist Karägin, zwei unvollständige Regimenter Fußvolk unter Generalmajor Netweleieff in Bambak und zwei schwache Bataillone beim Oberbefehlshaber, das war alles, was Zizianoff den persischen Schaaren, die sich auf 70,000 Mann beliefen, entgegensetzen konnte. Man wird die leztere Zahl vielleicht für übertrieben halten, aber alle Gefangenen stimmten in ihrer Aussage überein, und man darf nicht vergessen, daß der Schah so viel möglich Truppen sammelte und sie selbst anführte mit dem festen Entschluß, die Russen über den Kaukasus zurückzuwerfen.

Der erste Angriff des Feindes geschah gegen Karägin, welcher eilte sich mit Lisanewitsch zu vereinigen. Leider ist unser Raum zu beschränkt, und wir können die Thaten dieses von Karägin geführten Bataillons, die wohl selten ihres gleichen haben mögen, nicht näher schildern: es bestand nur aus 400 Mann und zwei Kanonen, schlug sich aber mit den sämmtlichen Streitkräften Abbas Mirzas, welche aus 30,000 Mann bestanden, drei Wochen lang vom 21 Junius bis 9 Julius herum, bahnte sich seinen Weg mitten durch den Feind hindurch mit dem Bajonnet, nahm noch im Rückzug die von den Persern aufgeworfenen Befestigungen mit Sturm, und vereinigte sich endlich, auf 200 Mann zusammengeschmolzen, mit Zizianoff bei Muchrat; die Hälfte dieser Handvoll Leute war schwer verwundet, darunter der Obrist Karägin und Major Kotläreweki, der sich in der Folge so großen Ruhm theils im Kaukasus, theils in ganz Rußland erworben hat. Einen gleichen Widerstand fanden die Perser auch von den andern kleinen Abtheilungen. In den lezten Tagen des Julius ging der Schah selbst mit 40,000 Mann über den Araxes, da er aber erfuhr, daß der russische Oberbefehlshaber ihm entgegenmarschire, ging er eilig zurück, so sehr schreckte die Perser schon der bloße Name Zizianoffs.

Während Zizianoff dem Schah entgegenzog, belagerte Abbas Mirza Iellsabetpol, ward aber bald durch eine von Zizianoff geschickte Verstärkung verjagt, floh und ließ sein ganzes Lager mit einem großen Vorrath von Getreide und reicher Beute zurück. Damit endeten sich die russischen Operationen gegen die Perser im Jahre 1805; sie waren merkwürdig durch Thaten des Muths und der Aufopferung, welche dem Feinde Staunen und Schrecken einflößten und in Rußland selbst fast für fabelhaft angesehen wurden.

Wenden wir uns jezt zu den Operationen der kaspischen Flottille und den darauf befindlichen Landungstruppen; sie entsprachen den Erwartungen keineswegs, namentlich darum, weil die Truppen erst in der Mitte Junius eingeschifft wurden, und der Feind also volle Zeit hatte sich zur Vertheidigung zu rüsten. Demnach konnte derselbe die Einnahme des Hafens von Sinsili nicht hindern, worauf Sawalischin Peribasar mit gewaffneter Hand in Besiz nahm. Von da ging es nach Rescht, aber dieß leistete Widerstand, Peribasar mußte nun geräumt werden und die Truppen kehrten nach Sinsili zurück. Von hier begab sich Sawalischin, der durch die große Hize viele Leute verloren hatte, auf der Flottille vor Baku und belagerte die Veste, deren Uebergabe der Chan verweigert hatte. Sawalischin that alles, was von ihm abhing, um sich Baku's zu bemächtigen, aber die Einwohner vertheidigten sich mit verzweifelter Hartnäckigkeit. Die Ursache hievon war die Erwartung baldiger Hülfe, und wirklich kam auch nach einigen Tagen die Nachricht, daß der gegen die Russen feindlich gesinnte Chan von Derbent und Kuba, Scheich Ali, und der Sohn Surchais, des Chans der Kaspkumyken, mit einem starken Heere heranzögen. Sawalischin verlor die Hoffnung, den Chan zur Unterwerfung zu bewegen, und da er zu wenig Leute hatte, um einen Sturm zu wagen, so schiffte er in den ersten Tagen Septembers die Truppen wieder ein. Dieß ermuthigte die Perser, so wie die uns feindlich gesinnten Fürsten Transkaukasiens, und hatte auch den Nachtheil den Chan von Schirwan wieder wankend zu machen, der schon Bereitwilligkeit gezeigt hatte, sich Rußland unbedingt zu unterwerfen, aber zuvor abwarten wollte, wie die Sache bei Baku ablaufe.

Zizianoff, unzufrieden, oder richtiger gesagt erbittert über den schlechten Erfolg Sawalischins, befahl diesem unverzüglich nach Baku zurückzukehren, und verlangte zugleich von dem Chan unbedingte Unterwerfung, widrigenfalls er ihn mit seiner eigenen Ankunft bedrohte. Es erfolgte keine Antwort. Der Obergeneral litt heftig am Fieber, so daß er fast das Bett nicht verlassen konnte, troz dessen wollte er den Zug nicht aufschieben und begab sich bei kaltem unfreundlichem Wetter nach Jelisabetpol, wo er die Truppen sammelte, und marschirte gegen Ende Novembers mit 1600 Mann Infanterie und Reiterei nebst zehn Geschützen ab. Auf dem Wege dauerte die Krankheit Zizianoffs fort, so daß man ihn mehrmals des Tages unter freiem Himmel bei Regen und Schnee vom Pferd heben und auf die Erde legen mußte. Die Truppen marschirten durch das Chanat Schirwan und Zizianoff vereinigte dieß bei dieser Gelegenheit, gleichsam im Vorbeigehen, mit dem russischen Reich, indem er den Chan zur Leistung des Unterthaneneides bewog. Diese neue Erwerbung erfolgte gerade am Tage der Geburt des Herrn am 25 December 1805.

Da Zizianoff den Chan von Baku, Hussein Kuli Chan, von seiner Annäherung in Kenntniß sezen wollte, so schrieb er ihm, daß er nach Baku ziehe mit dem festen Entschluß, Baku zu nehmen, wie er Ganscha genommen habe, oder unter den Mauern desselben zu sterben. Nach einem mühseligen Marsche durch die schamachischen Berge langte er am 30 Januar vor der Veste an, wo Sawalischin noch stand, und bezog bei Nachar Bulag ein Lager. Um das Leben seiner Leute zu schonen und zugleich unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, ermahnte er nochmals schriftlich den Chan zur Unterwerfung. Nach einigen Unterhandlungen erwiederte der Chan, er sey bereit, die Veste der Verfügung des Oberbefehlshabers zu übergeben und sich für immer als Unterthanen des russischen Monarchen anzuerkennen. In Erwägung dieser Unterwürfigkeit versprach Zizianoff dem Chan ihn im Besiz des Chanats von Baku unter gewissen Bedingnissen zu lassen. Der Chan nahm alles mit Dankbezeugungen an, und bat Zizianoff, den Tag zur Uebernahme der Schlüssel der Festung zu bestimmen.

(Schluß folgt.)

*) Karadag heißt das „schwarze Gebirge," Karabag, der Name einer Provinz, bedeutet „schwarzer Garten," welche Benennung der Landstrich von seiner fruchtbaren schwarzen Erde erhalten haben soll. A. d. U.

Eine atmosphärische Locomotive, welche gleich der jezigen Dampflocomotive ihre Triebkraft in sich selbst hat, wird gegenwärtig in Hull gebaut, und der Erfinder will für seine Entdeckung, die, wenn sie sich bewährt, eine völlige Revolution bewirken muß, ein Patent nehmen. (Shipping Gazette vom 4 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1845.

Bilder aus Khorasan.

Zaffarun, die Safranherberge. — Gespenster und Räuber. — Der Vogt von Husseinabad.

(E. Stirling, Travels thr. Persia.)

Bei den Ortschaften Mahir und Sudkur erregten schöne ausgedehnte Maulbeerpflanzungen unsere Aufmerksamkeit. In diesen Orten verfertigen die Leute verschiedene Zeuge zu Hemden und Beinkleidern; aus der Baumwolle weben sie Khirboz, Kattune und gestreifte Zeuge, womit sie die Märkte von Meschhed und Teheran versorgen. Zu Sudkur residirt ein Statthalter, der uns so artig aufnahm, daß mein persischer Diener sich veranlaßt sah, ein von Hyperbeln und diversen Complimenten strotzendes Lobgedicht auf ihn zu machen, welches ihm kurz vor unserer Abreise mit höflichem Gruße übersandt wurde.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht verließen wir die gastlichen Räume von Sudkur, und der Chan war so gefällig uns die Thore öffnen zu lassen, was er nicht jedem bewilligt; die Thore werden jeder Zeit nach Sonnenuntergang geschlossen. Nach einem zehnstündigen Marsch erreichten wir am nächsten Tage Zaffarun. Dieses alte Karawanserai ist das größte, das Persien aufzuweisen hat, und als Aufenthalt verschmitzter Strauchdiebe und Wegelagerer noch bekannter als wegen seines Umfangs. Es liegt auf einem Abhang am Fuße eines felsigen Hügels, und bildet auf der ganzen Fläche den einzigen hervorragenden Punkt, so daß es in weiter Ferne von allen Seiten gesehen wird. Ist man ihm endlich nahe gekommen, so erscheint es wie eine verfallene Ruine aus einem fabelhaften Zeitalter, eher zum Sitz böser Geister geeignet, als zur wirklichen Aufnahme müder Wanderer. Angebautes Land sieht man in der ganzen Umgegend nicht, doch erhält die persische Regierung ein Dörfchen mit etwa hundertundvierzig Bewohnern, welche die Reisenden mit den nöthigen Bedürfnissen versorgen.

Zaffarun enthielt, als es noch in gutem Stande war, tausend siebenhundert Zimmer und Gemächer, eine große Badeanstalt und eine ganze Reihe Boutiken, wo persische und indische Waaren zum Verkauf ausgelegt waren; es konnte einige tausend Menschen und Thiere aufnehmen; was an diesen Angaben wahr ist, läßt sich nicht wohl ermitteln, denn das Karawanserai ist so ruinirt, so übel zugerichtet, daß sich nicht einmal bestimmen läßt, wozu die einzelnen Theile gedient haben mögen. Das ganze Gebäude bildet ein längliches Viereck, und hat an jeder Seite zwei Thürme, die ihm auch jetzt noch, ungeachtet seines Verfalles, ein imposantes Ansehen geben. An der Vorderseite ist ein großer Thorflügel und durch eine lange Reihe von Zimmern und Stallungen für Pferde und Kamele, die im Innern wieder eine Fronte bilden, wird dieses große Oblongum in zwei Abtheilungen gesondert. Wir hatten hier jedenfalls ein merkwürdiges Muster morgenländischer Architektur vor Augen. Die Gemächer waren inwendig sorgfältig übertüncht, und in einigen erblickt man noch Spuren von Malereien. An einigen Stellen der Mauern sieht man Ornamente, Arabesken und andere seltsame Verzierungen, auch Schriftzüge von ganz eigenthümlicher Art, die jedoch der Zahn der Zeit so sehr mitgenommen hat, daß mein schriftkundiger persischer Diener nicht im Stande war, ein Wort oder eine Zahl herauszubringen.

Fast von allen alten Gebäuden der Art erzählt man Sagen, die auf die Erbauer Bezug haben und auch dieses weit und breit berühmte Karawanserai hat eine solche Sage aufzuweisen; große Berge und große Burgen, sagt ein persisches Sprüchwort, sind reich an Sagen. Ein grundreicher Kaufmann aus Khorasan, der seinen Namen durch eine wohlthätige Handlung und durch Gründung einer öffentlichen Anstalt verewigen wollte, soll das Karawanserai erbaut haben. Während des Baues wurde der nöthige Lehm in dem vorbeiführenden Wege angemacht; da zog eine Karawane vorbei, die aus hundert, mit Safran beladenen Kamelen bestand; eines der Thiere glitt aus in dem nassen Lehm, stürzte mit der Last und wurde so beschädigt, daß es nicht weiter konnte; der Besitzer der Waare, der sich in der Nähe befand und den Unfall mit ansah, schalt und klagte bitter über seinen Verlust und über die Unvorsichtigkeit der Leute, die hier im Wege ihren Lehm zurichteten. Der Lärm und Wortwechsel drang bis zu den Ohren des reichen Kaufmanns aus Khorasan, der selbst die Oberaufsicht

über den Bau führte. Er kam herbei und fragte den Besitzer des Safrans nicht etwa um den Preis der verschütteten Last und des gestürzten Kamels, sondern er kaufte auf der Stelle die ganze Quantität Safran, ließ ihn unter den Lehm kneten und befahl den Bauleuten, nun rüstig weiter zu bauen. Von dieser Begebenheit soll das Karawanserai seinen Namen erhalten haben; man nannte es Zaffarun, die Safranherberge.

Die Sage berichtet weiter, besagter Kaufmann sey später in sehr mißliche und bedrängte Umstände gerathen, was sich bei einer so tollen Verschwendung wohl erwarten ließ, und sey endlich ein Bettler geworden. Als er nun, um sein Leben zu fristen, in der Welt umherzog und die Mildthätigkeit der Menschen in Anspruch nahm, kam er auch an den Ort, wo der Safranhändler, der in Folge des sehr vortheilhaften Geschäftes bei dem Karawanserai reich geworden war, in großem Glanz und Ansehen lebte.

Zufällig erfuhr dieser Mann, daß sich ein Fremder in höchst kläglichen Umständen in der Stadt aufhalte und häufig von seinem ehemaligen Reichthum, insbesondere von den milden Stiftungen spreche, die ihm Khorasan verdanke; mehrere Umstände erweckten den Gedanken bei ihm, es möchte vielleicht sein früherer Wohlthäter seyn; er ließ ihn also zu sich rufen, setzte ihm ein treffliches Essen vor und bat ihn, seine Schicksale zu erzählen. Als nun der verarmte Kaufmann am Ende seiner Biographie seine jetzige traurige Lage schilderte, unterbrach er ihn mit den Worten: wie könnt ihr euch arm nennen, da ihr doch wirklich große Reichthümer besitzet? Ja früher, entgegnete jener, hatte ich ein großes Vermögen, aber alles ist fort, ich bin dermalen ein Bettler! der Wirth führte hierauf seinen Gast in ein geheimes Cabinet, welches ganz mit Geld gefüllt war und sagte: das alles gehört euch, es ist die Summe, die ihr mir bei dem Bau des Karawanserai so freigebig für meinen Safran bezahlt habt; ich habe mit diesem Geld Geschäfte gemacht und bin dadurch reich geworden; das ursprüngliche Kaufgeld für den Safran habe ich als euer Eigenthum angesehen und aufbewahrt, nehmt es mit und lebt davon in Frieden und in Freuden!

Man wird es ganz natürlich finden, daß von einem so öden, verfallenen Gebäude eine Menge fürchterlicher Gespenster- und Räubergeschichten erzählt werden. Ein solches Mährchen, das ein alter Mann, der es erlebt haben wollte, mir und meinem persischen Reisegenossen erzählte, mag als Probestück hier einen Platz finden. Er erzählte also mit vieler Salbung, als er kaum ein Bursche von 18 Jahren gewesen, sey er mit einem türkischen Reiter, einem gewaltigen Kampfhelden, auf dieser Straße nach Mesched gezogen. Sie wählten die Safranherberge als Nachtquartier, da in der ganzen Gegend kein anderes Unterkommen war. Als sie nun in einem halbverfallenen Gemach ihr Abendessen verzehrten, fiel eine Menschenhand, die eben erst von dem Arm abgehauen zu seyn schien, durch eine Oeffnung in der Decke auf ihr Tischtuch. Der junge Mensch wurde bei diesem Anblick fast ohnmächtig, aber der Türke rief laut aus: welcher Schurke wagt es, mir mein Abendessen zu verderben? Unmittelbar nach diesen Worten fiel, gleichsam als Erwiederung, ein blutiger Kopf herab. Der Türke wurde noch ärgerlicher über diese Spiegelfechterei der Hölle und rief: der Teufel hole diese Schufte! Könnt ihr mich nicht in Ruhe essen lassen? Was verlangt ihr von mir? Jetzt fiel ein Fuß herab, worauf der Türke wüthend aufsprang und schwur, er werde blutige Rache nehmen ob dieses Spaßes. Als er seine Mahlzeit beendigt hatte, befahl er seinem Burschen, die abgehauenen Membra aufzulesen und in seinen Reisesack zu packen. Als sie nun aus dem Karawanserai auszogen, fanden sie nicht weniger als 40 bewaffnete Räuber zu Pferde, die ihrer harrten. Aber der Türke war ein Held erster Qualität; er tödtete und verwundete so viele von dieser Räuberschaar, daß sie die Flucht ergriffen und ihn seinen Weg in Ruhe fortsetzen ließen.

(Schluß folgt.)

Streifereien in und um Neuseeland.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Wir rüsteten uns zu einer Fahrt nach dem Wairaufluß, den wir näher untersuchen wollten, ob nicht etwa das Thal zu einer Ansiedlung sich eigne. Unser Führer war ein gewisser Guard, dessen Leben in Neuseeland gleichfalls reich an Abenteuern war. Im Jahre 1834 litt er Schiffbruch in der Otao-Bay bei Cap Egmont; die Eingebornen dieses Theils der Küste sammelten sich in großen Schaaren um das Wrak zu plündern, und ein Kampf entspann sich mit der Mannschaft des Schiffs, der mit der Niederlage der Weißen endete. Mehrere wurden getödtet, die übrigen, darunter Guards Frau und zwei Kinder gefangen genommen, er selbst entkam mit Hülfe einiger Eingebornen, gelangte nach Te-awa-iti und von da nach Sydney. Auf seinen Bericht wurden einige Schiffe abgesendet, um die Gefangenen zurückzufordern. Die gefangenen Matrosen wurden zuerst herausgegeben, jedoch wie es scheint gegen das Versprechen, daß ein Utu (oder Lösegeld) bezahlt werden solle, was Guard und zwei bei ihm befindliche Dolmetscher den Eingebornen gegeben hatten, vermuthlich um ihr bedrohtes Leben zu retten, aber gegen den ausdrücklichen Befehl des Capitäns die unbedingte Rückgabe aller Gefangenen zu fordern. Endlich ward auch Guards Frau aufgefunden mit ihrem Kinde; sie war gezwungen gewesen mit einem einheimischen Häuptling zu leben, und wiederholt mißhandelt, selbst verwundet worden, unter anderm zeigte man ihr unaufhörlich den Kopf ihres erschlagenen Bruders, dessen Leiche man verzehrt und wovon man ihr Stücke zum Essen angeboten hatte. Diese Umstände hatten Guard erbittert und viele von der Schiffsmannschaft theilten seine Gesinnungen. Als der Häuptling ans Ufer kam, ward er von Guard erkannt, und auf Befehl des am Ufer commandirenden Officiers ergriffen und an Bord gebracht. Guard befehligte das Wallfischboot, welches allein durch die heftige Brandung kommen konnte, der Häuptling sprang während der Fahrt nach dem Schiffe über Bord, und nun wurde nach ihm geschossen;

als man ihn wieder eingefangen, behandelte man ihn mit großer Grausamkeit und verwundete ihn so schwer, daß sein Leben in großer Gefahr stand; durch die Bemühungen des Schiffschirurg ward er wieder hergestellt, und da er von hohem Rang war, so tauschten die Eingebornen die Frau Guards und ihr Kind gegen ihn aus. Nun fehlte noch ein Knabe, dessen Wiedergewinnung zu einem Gefecht führte, worin gegen 30 Maoris getödtet und verwundet wurden. Hr. Busby, der brittische Resident und mehrere Missionäre erklärten später, daß die ertheilte Lection die besten Folgen haben werde, und allein es möglich mache, daß sie sich mit Sicherheit auf der Insel niederlassen könnten. Selbst ein Maorihäuptling bemerkte, dieser Stamm sey der schlechteste in ganz Neuseeland, und recrutire sich aus allen den Verbrechern, welche aus den andern Stämmen fliehen müßten.

Unsere Fahrt, den Wairaufluß hinauf, hatte nicht den gewünschten Erfolg, indem wir keine zu einer Niederlassung taugliche Stelle fanden. Bei unserer Rückkehr nach Te-awaiti bemerkten wir, daß die Bevölkerung dieses Orts sehr aufmerksam auf alle unsere Schritte sey, augenscheinlich in der Absicht, um selbst Land in der Nähe des Orts anzukaufen, den Ob. Wakefield zur Anlage einer Colonie wählen würde. Auch war Nachricht eingegangen, daß ein Schooner der Missionäre Port Nicholson besucht habe mit einer Anmahnung an die dortigen Eingebornen, ihre Ländereien nicht zu verkaufen, und mit der Nachricht, daß Hr. Williams, der Vorstand der Kirchenmissionsgesellschaft, bald von der Inselbay her dort eintreffen würde. Ob. Wakefield, welcher nach der Cloudy-Bay hatte gehen wollen, beschloß in Folge dieser Nachricht, jetzt sogleich nach Port Nicholson abzureisen.

Wir hatten während unsers Ausflugs gefunden, daß alle Angaben über die Gesundheit des Klima's vollkommen wahr seyen: wir hatten zehn Nächte in der freien Luft, dem schweren Thau ausgesetzt, bivouakirt, und zwar am Ende des Winters, ohne einen üblen Eindruck auf die Gesundheit zu verspüren, und mit Ausnahme einiger Tage, wo wir Sturmwetter hatten, war die ganze Zeit hindurch die günstigste, heiterste Witterung, und weit wärmer als in England im Sommer.

Wir hatten Barrett, seine Frau und Kinder nebst mehrern eingebornen Dienern beiderlei Geschlechts mit an Bord genommen, und diese bildeten nun eine Art Colonie in unserm weiten Zwischendeck. Dicky war schon lange zu fett und schwer, um selbst die Wallfischboote zu begleiten, und die andern Geschäfte konnte er während seiner Abwesenheit wohl jemand übertragen. Auch nahmen wir einen zuverlässigen Handelsmann Namens Smith aufs Schiff, welcher die Eingebornen gut kannte, und zu Port Nicholson bleiben sollte, im Fall es uns gelänge den Platz zu kaufen. Er war Steuermann von zwei oder drei Schiffen in der Südsee gewesen, und war so etwas von einem Wallfischfänger, einem Zimmermann und einem Händler, alles mit einander. Solche Leute gab es nicht wenige zu Te-awa-iti, aber wenige so zuverlässig wie derjenige, welchen wir mit uns nahmen.

In wenigen Tagen durchfuhren wir vollends die Cooksstraße, an deren Ostende der Hafen Nicholson liegt. Cap. Cook hatte einst am Eingang desselben Anker geworfen, und obwohl er nicht Zeit hatte denselben näher zu untersuchen, so hatte er doch die Schönheit und Vorzüge desselben schon damals erkannt. Seinen Namen erhielt derselbe von dem Capitän eines Handelsfahrzeugs aus Sydney. Als wir den Canal, der hier zwei bis drei Meilen breit ist, hinauffuhren, kamen uns zwei Kähne entgegen mit den zwei vornehmsten Häuptlingen des am Ufer wohnenden Stammes. Einer derselben, ein Mann von reifern Jahren, Namens Epuni (der Gierige), schritt sehr würdevoll an Barrett heran, um diesen als alten und geachteten Freund zu grüßen, was auch der andere, sein Neffe, Namens Ware port (das dunkle Haus) that. Sie waren beide nahe verwandt mit Barretts Frau, und in den gefährlichen Kriegen in der Gegend von Taranaki Dicky's Gefährten gewesen. Der alte Mann war, wie letzterer uns sagte, eben so berühmt durch seine Weisheit im Rath, als durch seine frühern Kriegsthaten. Wareport dagegen führt die unmittelbarste Oberleitung des Stammes, da er durch neuerliche Kriegsthaten, durch seine Beredsamkeit und durch seine Gewandtheit in den Künsten der Eingebornen, im Schiff- und Häuserbau, sich einen großen Ruf erworben hatte. Epuni fragte eifrigst nach dem Zweck unseres Besuchs, und drückte seine Freude aus, als er hörte, daß wir den Ort zu kaufen und weiße Leute herzubringen beabsichtigten.

Beide Häuptlinge blieben die Nacht an Bord, und berichteten uns, daß der Schooner, von dem wir gehört hatten, vier Missionslehrer hergebracht, und daß diese nach Hrn. Williams Auftrag Häuser und Capellen zu bauen angefangen hätten. Dann sprachen sie über die Verdienste der Missionsarbeiten, erkannten an, daß sie herzlich gern dem Krieg und der Menschenfresserei entsagen würden, sprachen aber gegen das ewige Beten und Singen, das die Leute von ihren Arbeiten abziehe. „Wir wollen," sagte er, „in Frieden leben, und wünschen, daß weiße Leute unter uns kommen. Wir werden alt und unsere Kinder brauchen Schutz von den Weißen. Wir wollen die Missionäre aus der Inselbay nicht; sie sind Paketa maori, d. h. Weiße, die Eingeborne geworden sind. Wir haben lange von Schiffen aus Europa gehört, hier ist endlich eins: wir wollen unsern Hafen und unser Land verkaufen, und mit den Weißen leben, wenn sie zu uns kommen."

Fürst Paul Dimitriewitsch Zizianoff.

(Schluß.)

Der Gedanke, daß der Chan oder einer seiner Anhänger den Entschluß gefaßt habe, im Angesicht zweier russischer Heeresabtheilungen sein Wort zu brechen, kam Zizianoff gar nicht in den Sinn: er setzte den 8 Februar als Tag der Uebernahme der Festung an, und brach am Morgen desselben mit 200 Mann auf, welche die Besatzung derselben bilden sollten. Eine halbe Werst von dem Stadtthor standen die Aeltesten mit den Schlüsseln, mit Brod und Salz, übergaben diese Zizianoff und sagten, daß der Chan, der seiner Verzeihung sich noch nicht ganz gewiß fühle, den Fürsten um eine persönliche Versicherung derselben bitte.

Zizianoff willigte ein, gab ihnen die Schlüssel zurück, damit der Chan sie selbst übergebe, und ritt voran, bloß von dem Obristlieutenant Fürst Eristoff und einem Kosaken gefolgt. Der erstere diente als Dolmetscher und soll, wie man erzählt, lange, aber ohne Erfolg dem Oberbefehlshaber abgerathen haben, persönlich mit Hussein zusammenzutreffen. Dem übrigen Gefolge und den zur Besatzung bestimmten Truppen ward befohlen zurückzubleiben, um bei dem Chan keinen Verdacht zu erwecken.

Hundert Schritte von der Veste erschien Hussein Kuli Chan, begleitet von vier Beamten, und während er in kriechender Weise die Schlüssel darreichte, fielen hinter ihm zwei Schüsse: der eine traf Zizianoff, welcher sogleich fiel, der andere war auf Eristoff gemünzt. Im Augenblick, wo Zizianoff stürzte, drang das Gefolge des Chans herbei, um ihn mit Säbeln niederzuhauen; von den Stadtmauern erschallte ein furchtbares Geschrei, ein Kanonenfeuer ward auf die eine halbe Werst entfernte russische Abtheilung eröffnet, und fast zu gleicher Zeit brach eine Menge Reiter aus den Thoren und eilte nach der Stelle des Mordes. So erzählte Generalmajor Sawalischin, der fast Augenzeuge gewesen war, diese traurige Begebenheit. Die russischen Truppen, welche so plötzlich und unerwartet ihren Anführer verloren hatten, wichen zurück. Es ist bis jetzt noch nicht entschieden, ob der tödtliche Schuß mit Wissen des Chans von Baku erfolgte und von wessen Hand er geschehen ist. Einige schreiben den Mord dem Neffen des ehemaligen Chans von Derbent, Ibrahim Bek, zu, der sich dadurch die Gnade des Schah habe erwerben wollen; andere behaupten, daß der Sohn eben dieses Chans, Ali Bek, der Mörder sey; so viel aber bekannt, befand sich dieser nicht im Gefolge Hussein Kuli Chans.

So fiel im 52sten Jahre seines Alters einer der außerordentlichen Menschen, der mit Verstand und Tapferkeit eine unbedingte Hingebung für den Thron und den Ruhm des Vaterlandes verband. Sein Andenken lebt noch jetzt in den kaukasischen Ländern und wird gesegnet; in drei Jahren hatte er mit sehr geringen Mitteln das von Empörungen beunruhigte Georgien beschwichtigt, Imeretien, Mingrelien, Gansha, Karabag, Schekí, Schirwan und Schuragel dem Reiche einverleibt, und seinen Truppen einen unbezwinglichen Muth und Selbstvertrauen eingepflanzt. Unter seiner Anführung reifte die Kriegserfahrung der spätern Kaukasushelden, Kotlärewski, Lisanewitsch, Simonowitsch u. a., und derjenige, welchem jetzt das Schicksal des ganzen Landes von der Donau bis zum kaspischen Meere anvertraut ist, begann gleichfalls unter ihm seine Laufbahn.

Wir haben bis jetzt bloß von seinen Bemühungen auf dem Felde der Politik und des Kriegs gesprochen. In der innern Verwaltung bemühte er sich vor allem aus Rußland gute uneigennützige Beamte herbeizurufen, wodurch er eine Menge Mißbräuche abschnitt. Er gestaltete das Rechtswesen in Georgien um, sicherte dem georgischen Adel das Recht seine Söhne in russische Militärunterrichtsanstalten zu schicken, verbesserte und erweiterte die schon von Knorring errichtete nationale Unterrichtsanstalt in Tiflis, stellte die von König Heraclius gestiftete, aber von Aga Mohammed Chan zerstörte Buchdruckerei wieder her, versorgte das Land mit nützlichen in der Volkssprache herausgegebenen Büchern, verschaffte Georgien die Mittel kundige Aerzte zu erhalten, errichtete in Tiflis eine Apotheke und einen botanischen Garten, ergriff nachhaltige Maaßregeln zum Schutze des russischen Handels auf dem schwarzen Meere, sicherte die Verbindung Georgiens mit Rußland, beabsichtigte die Anlegung mehrerer Fabriken und Manufacturen, kurz er entwarf eine Menge nützlicher Plane, deren Ausführung nur sein unerwarteter Tod hinderte. Kurz von den wichtigsten bis zu den kleinsten, aber unentbehrlichen Dingen herab gab es nichts, woran der Geist dieses großen Mannes nicht gearbeitet hätte, den man noch jetzt in Rußland selbst nicht gehörig kennt und schätzt. Die Kriegsthaten Zizianoffs sind groß, seine Verluste als Staatsmann außerordentlich, und es wäre zu wünschen, daß eine erfahrene Hand sie in ihrem vollen Umfang zusammenstellte.

Indem wir diesen kurzen Umriß der Thätigkeit Zizianoffs geben, müssen wir bedauern, daß wir nicht noch einiges über die Besonderheiten seines Privatlebens mittheilen können, das, wie wir hören, viel Merkwürdiges dargeboten habe. Aus Erzählungen seiner Zeitgenossen, so wie aus seinen Briefen ersieht man, daß er ein Mann von hohem Geist und ein eifriger Christ war, daß er parteilos die Verdienste und den Werth anderer anerkannte, zu jeder guten That stets bereit und für die Bedürfnisse seiner Untergebenen äußerst sorgsam war. Namentlich sorgte er, so viel es in seiner Macht stand, für die Familien der im Kampfe Gefallenen; wie in einigen oben angezogenen Briefen in Staatssachen, so war er auch in Privatverhältnissen scharf und originell.

Fürst Zizianoffs Leiche wurde anfangs in eine Grube verscharrt hart am Thore, wo er als Opfer asiatischer Hinterlist und vielleicht seiner eigenen zu großen Zuversicht fiel. General Bulgakoff, der im Jahre 1806 Baku einnahm, setzte seine Ueberreste in der dortigen armenischen Kirche bei, der Marquis Paulucci aber, der im Jahre 1811 und Anfang 1812 Georgien unter seinem Befehl hatte, versetzte sie unter den gebührenden Ehrenbezeugungen nach Tiflis in die Sionskirche, deren Erneuerung und Verschönerung gleichfalls von Zizianoff herstammt. An der Stelle, wo er ruht, ließ ihm die Regierung ein Denkmal errichten.

Miscellen.

Ein Fluß in Feuer. Am Flusse Wear in England hat man seit einiger Zeit bemerkt, daß Blasen aufsteigen und über einen Theil des Flusses sich ausbreiten; bei näherer Untersuchung fand sich, daß diese Blasen Kohlenwasserstoffgas enthalten und sich, wenn man ein Licht in die Nähe bringt, entzünden. Man hat eine Röhre in die Spalte gebracht, aus der dieß Gas drang, und dann letzteres angezündet, was eine große schöne Flamme verbreitete, welche Hunderte von Zuschauern herbeizog, die den Fluß in Feuer sehen wollten. (Athenäum vom 2 August.)

•

Wissenschaftliche Expedition in Frankreich. Die Brigg Boulonnaise ist nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit zu Brest angekommen; sie hatte die Aufgabe eine ausgedehnte hydrographische Aufnahme innerhalb der Tropen zu bewerkstelligen; was aber die Geographen besonders interessiren wird, ist die Aufnahme von mehr als 260 Leguas am Amazonenfluß und seinen wichtigsten Zuflüssen (Franz. Bl.)

•

Seevulcan. Am 18 Julius wurden einem englischen Schiff, Victory, Capitän Caithneß, unter 36° 40' 58'' N. B. und 13° 14' 36'' O. L. v. Gr. durch einen plötzlichen Windstoß zwei Maste fortgerissen, und die Mannschaft durch Schwefelausdünstung und Staub, begleitet von heftiger Hitze und Auswerfen von Feuerballen aus der See, fast erstickt. (Lit. Gaz. vom 2 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1845.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

Am 2 November 1844 Abends um 5 Uhr verließ der Dampfer Charlemagne den Hafen von Marseille. Die bunte Gesellschaft von etwa 100 Passagieren, welche auf dem Verdecke auf und abwogte, bestand zur Hälfte aus einer Abtheilung kriegsgefangener Beduinen, welche man jetzt in ihre Heimath zurücksandte, aus Geschäftsleuten verschiedener Art und verschiedener Heimath, einigen Damen, einigen Kranken, welche den europäischen Winter flohen und einigen Touristen, unter denen der Schreiber dieser Zeilen. Bald entschwanden die Felsenufer der Provence unsern Blicken, nur Notre Dame de la Garde, eine Capelle auf hoher Bergesspitze, ragte noch empor. An sie richtet der fromme Matrose sein stilles Gebet; wir sandten ihr den Scheidegruß zu, der dem schönen Frankreich und dem mütterlichen Welttheil galt. Anders wohl waren die Gefühle, welche unsere Beduinen beseelten, die aus jahrelanger Gefangenschaft in die Freiheit zurückkehrten. Daß ihre Zuneigung für die Europäer trotz der guten Behandlung, welche sie in Frankreich während ihrer Gefangenschaft genossen, nicht sehr groß seyn konnte, mußte sich ein jeder sagen, eben so mußte man bei ihnen den Wunsch voraussetzen, nachdem sie lange Knechte gewesen, nun einmal die Herren zu spielen; sie waren uns an Zahl gleich und ohne Ausnahme kräftige Männer, deren finstere Blicke nicht viel Gutes weissagten, es war also erklärlich, daß manchem von uns eine solche Gesellschaft nicht sonderlich behagte. So thöricht auch im Grunde jene Befürchtung war, da selbst wenn sie uns überwältigt, sie unmöglich hoffen konnten, die 150 Pferdekraft, welche der Capitän mit einem Wink lenkte, sich dienstbar zu machen, so wollte doch das Vertrauen in unsere Seelen nicht so schnell zurückkehren, was wir vorzüglich dem Rednertalent einer nicht ganz jungen Dame verdankten, die uns die schönsten Geschichten von der Blutgier dieser Race aus Romanen und Reisebeschreibungen zum Besten gab. Selbst die Versicherung des Capitäns, daß die Mannschaft gut bewaffnet, die beiden Kanonen an der Lunette geladen und die Nachtwache zuverlässigen Leuten übertragen sey, befriedigte uns nur halb. Wir verfügten uns zuletzt in unsere Cajüten und schliefen, insofern nicht die Seekrankheit es bei Einzelnen anders bestimmte, gesund. Den nächsten Morgen begrüßten wir uns heiter, da wir alle unsere Luftröhren im normalen Zustande fanden, und gingen aufs Verdeck, um unsere afrikanischen Freunde aufzusuchen, die als Deckpassagiere auf die Annehmlichkeit des Bettes hatten verzichten müssen. Wir fanden sie in der traurigsten Verfassung. Ihre einfache Bekleidung besteht aus nur drei Stücken von weißem Stoffe, nämlich einem Paar bauschigen, baumwollenen Beinkleidern, welche von der Hüfte bis fast an das Knie reichen, einem leinenen oder baumwollenen Tuche, mit welchem sie Kopf und Hals umwinden, und das sie mit einem Kamelhaarstrick befestigen, welcher sich dreimal um den Kopf schlingt und dem Ganzen ein turbanähnliches Ansehen gibt, endlich dem wollenen Burnus, einem oben engen und unten weiten Mantel ohne Aermel, an dessen oberm Ende eine Kapuze über den Kopf gezogen wird, sonst aber auf den Rücken herabhängt. Diese Tracht war freilich wenig geeignet, der Temperatur einer Novembernacht auf offenem Meere zu trotzen; deßhalb hatten sie sich, um die animalische Wärme möglichst zusammenzuhalten, dicht an einander gekauert und gemeinschaftlich ihr Leiden ertragen, welches durch die bei vielen sich kundgebende Seekrankheit noch gesteigert wurde. Die vor Frost zitternden Gestalten und die schwarzbärtigen Gesichter, welche so bleich waren als ihre natürliche Bräune es gestattete, flößten uns jetzt statt Furcht Bedauern ein. Wir theilten ihnen mit, was wir an erwärmenden Getränken bei uns führten, und fügten, als wir die Sehnsucht sahen, mit welcher die gesundern auf unsere dampfenden Cigarren blickten, auch noch von diesen hinzu, was wir entbehren konnten. Jetzt war die Freundschaft zwischen den Repräsentanten Europa's und Afrika's geschlossen, und letztere bemühten sich im allgemeinen, durch kleine Aufmerksamkeiten ihre Erkenntlichkeit zu beweisen; so weit ging indessen ihr Eifer nicht, daß sie wie wohlgesittete Europäer sich zu gehorsamen und aufmerksamen Dienern der Damen erniedrigt hätten.

Später hatte ich öfter Gelegenheit, mich von dem Un-

grund unserer Befürchtungen zu überzeugen, indem ich hörte und sah, daß der Beduine nur dann Muth hat, wenn ein tapferer Anführer ihn anregt, und daß er unter allen Umständen ein Feind des Handgemenges, vor der geballten Faust oder dem erhobenen Stock scheu zurücktritt.

Im Ganzen fühlten wir uns heute schon alle heimisch in unsern Verhältnissen. Bekanntschaften wurden gemacht, man conversirte, rauchte, las, schrieb oder schaute in das ewig wechselnde, den Beschauer nie ermüdende Meer hinaus. Ich benutze den ruhigen Augenblick, um einige postalische Notizen mitzutheilen.

Von Algier gehen monatlich in gleichen Zeitabschnitten und kehren dahin zurück: drei Regierungsdampfer nach Oran, drei andere nach Bona, drei nach Toulon; ferner 6 Privatdampfer nach Marseille. Nach andern Ländern gehen nur ausnahmsweise Dampfer, doch findet sich häufig Gelegenheit nach Spanien, Italien und dem Orient mit Segelschiffen.

Die Reisenden ziehen zur Ueberfahrt nach Algier die Marseillerschiffe den Toulonern vor: sie sind bequemer eingerichtet, gehen schneller und sind billiger. In Folge einer Concurrenz der beiden Marseiller Gesellschaften waren die Preise auf 50 Franken für die erste Cajüte, 40 Fr. für die zweite und 25 Fr. für das Verdeck herabgedrückt. Für Beköstigung wird außerdem auf dem ersten Platz täglich 6 Fr., auf dem zweiten Platz 4 Fr. von jedem Passagier bezahlt, er mag speisen oder nicht, was weniger ungerecht ist als es scheint, da die gesund bleibenden Passagiere in der Regel in Folge der Seeluft sich eines sehr gesegneten Appetits erfreuen und auch der Weinflasche zum Zeitvertreib weidlich zusprechen, der Küchen- und Kellermeister an diesen also nur wenig verdient.

Es ist Nachmittag (nicht nach Tisch, denn wir speisen nach französischer Sitte erst um 5 Uhr) und die Balearen tauchen aus den Fluthen hervor. Minorca bleibt links liegen, dagegen segeln wir so nahe bei Majorca vorbei, daß wir die einzelnen Häuser der Dörfer, ja die Arbeiter auf den Feldern deutlich unterscheiden. See- und Landvögel umfliegen uns von allen Seiten, und um unser Schiff spielen Schaaren von Delphinen, in muntern Sprüngen aus dem Meere hervortauchend, und radschlagend in dasselbe zurücksinkend. Der Abend naht heran und in dunkler Ferne erhebt sich aus dem Meere das unwirthbare Felseneiland Cabrera, ein grausiges Denkmal religiösen und politischen Fanatismus, der Grabstein von 700 napoleonischen Kriegern, welche während des spanischen Befreiungskrieges in die Hände der Feinde fielen, und ohne Erbarmen hier ausgesetzt den Hungertod starben oder in den Wellen ihr Grab suchten.

Die Sonne taucht in die Fluthen und der funkelnde Sternenmantel breitet sich über uns aus. Schön ist die dunkle Bläue des südlichen Tageshimmels, aber unendlich schöner ist das Firmament der Nacht in jenen Zonen, wo neue, dem Norden unsichtbare Sternbilder in einem uns unbekannten Glanze strahlen. So weit das Meer sich ausdehnt, erglänzt der Wiederschein der Gestirne, auf dem Schaume der an den Dampfer schlagenden Wogen erzeugen sich phosphorescirende Ringe und Scheiben, welche in gelblichem Lichte glänzen; eine Feuerlinie bezeichnet die Straße, die wir durchlaufen. Spät erst suchen wir, vom magischen Schauspiel gefesselt, die Lagerstätte. Die sechste Stunde des nächsten Morgens findet uns noch in Morpheu's Armen, als vom Mastkorb herab das Wort Land! Land! ertönt, und schnell zu uns herabgetragen die Schläfer erweckte. Im leichten Gewande aus dem Bette springend eilt die Mehrzahl der Reisenden hinauf, das ersehnte Gestade zu erspähen, einen kleinen, schwarzen Punkt, der allmählich wächst und endlich als eine der Spitzen des Atlas sich kundgibt; andere Spitzen folgen und bald dehnt sich eine massige Gebirgskette vor uns aus. Aber noch sind wir fern von unserm Ziele; um Mittag erst tritt die Küste hervor, um 3 Uhr endlich liegt Algier klar vor unsern Augen. Das Panorama, welches wir überschauen ist, folgendes. Ein Meerbusen, und hinter diesem eine Bergkette, der Sahel oder le Massif genannt, begränzen eine halbmondförmige Ebene, deren Sehne etwa drei deutsche Meilen lang ist. In der Mitte des Mondstücks treten sich das Massif und das weiter hineintretende Meer näher; terrassenförmig zieht sich hier die Stadt vom Strande den Berg hinauf und endet oben mit der Casbah, ehemals dem Palaste des Dey's. Die Häuser mit den flachen Dächern sind von blendender Weiße, hohe Minarets ragen hervor. Prächtig ist der Anblick auf das, namentlich in seinem westlichen Theile mit dichtem Baumwuchs bekleidete Massif, aus dessen dunkelm Grün maurische Landhäuser uns entgegenglänzten. Dörfer und Weiler schmücken die Ebene; als Endpunkte bietet sich im Osten die Maison Carrée, ein arabisches Fort (natürlich jetzt in den Händen der Franzosen), das vor erst drei Jahren Abdel-Kader vergeblich berannte; westlich das Dorf Staoueli, der Landungsplatz Bourmonts im Jahre 1830. Hinter Algier auf einer hohen Bergspitze erhebt sich das Fort l'Empereur, das einem deutschen Kaiser seine Entstehung und seinen Namen dankt. Karl V wollte sich von hier aus zum Herrn der Stadt machen, was bekanntlich mißlang. Der damalige Beherrscher von Algier, ein Mann der seiner Zeit um mehrere Jahrhunderte voraus geeilt, erkannte die Zweckmäßigkeit eines die Hauptstadt im Zaum haltenden Fort detaché. Statt also das Werk Karls des Fünften zu zerstören, ließ er dasselbe in den Stand setzen, in welchem die Franzosen es im Jahre 1830 vorfanden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Khorasan.

Zaffaran, die Safranherberge. — Gespenster und Räuber. — Der Vogt von Husseinabad.

(Schluß.)

In der That war dieses verrufene Karawanserai immer ein gefährlicher Punkt, besonders während der Unruhen unmittelbar nach dem Tode des Nadir Schah. Viele Karawanen sind hier angefallen und geplündert worden, und die düstern

Gemäuer dieser unheimlichen Herberge sind die stummen Zeugen vieler Mordthaten gewesen. Man kann sich auch keine günstigere Localität zu Verbrechen denken; die Berge mit ihren wilden Schluchten liegen nahe genug, um den Räubern als Schlupfwinkel zu dienen, und von dem Karawanserai aus, dessen düstere Gänge und Gemächer zahlreiche Banditen bergen können, läßt sich die Annäherung jedes Reisenden und jeder Beute von allen Seiten aus weiter Ferne beobachten.

Auch wir hielten uns während unsers Aufenthalts in dieser berüchtigten Räuberherberge nicht für sicher; man erzählte uns mancherlei von den Dieben und Wegelagerern, die sich in den benachbarten Felshöhlen und in den verfallenden Räumen des Karawanserai aufhielten; auch erfuhren wir, daß eine Anzahl räuberischer Nomaden auf den nahen Hügeln lagerten, um vorüberziehenden Reisenden aufzulauern. Wir bemerkten auch, daß die meisten Reisenden, die gegen Abend anlangten, nicht in dem Karawanserai einkehrten, sondern lieber in das benachbarte Dörfchen zogen. Von daher erhielten wir auf unser Verlangen eine Wache von vier Mann, die uns und unsere Habe beschützen sollte, damit wir ruhig schlafen könnten.

Bis gegen Mitternacht blieb alles still; plötzlich wurden wir durch einen Flintenschuß aus dem ersten Schlafe geweckt. Da ich Diebe, Diebe rufen hörte, sprang ich auf und ergriff mein Gewehr. Einer unsrer Wächter erschien und berichtete, er habe einige Männer im Schatten der Schwibbogen an der gegenüberliegenden Mauer hinschleichen sehen, als wenn sie unsere Schlafgemächer hätten umzingeln wollen; auf sein gegebenes Signal habe ein Camerad auf die Diebe Feuer gegeben. Nun eilten alle Insassen herbei, alle die Herberge gesucht hatten in Zaffarun, und es wurde Lärm genug gemacht. Es war aber glücklicherweise viel Lärm um nichts, denn es war kein Schnapphahn zu sehen noch zu hören. Wir konnten nicht ergründen, ob wirklich Diebe in dem Karawanserai gewesen waren oder ob unsere verschmitzten Wächter mit Fleiß den Lärm gemacht hatten, um ihre Wachsamkeit und ihren Diensteifer zu beweisen.

Der übrige Theil der Nacht verging ohne Störung. Nach 4 Uhr wurden die Kamele beladen, und wir traten an einem frischen Morgen den Marsch nach Nischapur an.

Auf den Hügeln und Triften fanden wir mehr Vegetation als wir erwartet hatten; die Heerden der hier herumziehenden Nomadenstämme haben Weide die Fülle. Auch an Wildpret ist kein Mangel: ich und noch einige von unserer Karawane schossen im Vorüberziehen einige Rehböcke. Als wir von den Hügeln herabstiegen, öffnete sich vor unsern Blicken die schöne Ebene von Nischapur, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und wegen ihres Reichthums einst so berühmt war. Wir hatten eine höchst interessante Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen. In der Ebene, die auch jetzt noch ziemlich gut angebaut ist, liegen viele kleine Dörfer, von denen manche befestigt sind, denn die Statthalter von Khorasan hatten von jeher mit Rebellen zu kämpfen, auch mit Gutsbesitzern, die keine Steuer zahlen wollen.

Gegen Abend erreichten wir das Dorf Husseinabad, wo wir nur mit Mühe ein Unterkommen fanden. Da in diesem Dorfe nur selten Reisende einkehren, so hat es weder ein Karawanserei noch sonst eine Fremdenherberge, und wir sahen keinen geschützten Ort außerhalb der Mauern, als einige elende Lehmhütten, in denen wir aber nicht übernachten wollten, weil es nach aller Aussage in der ganzen Gegend von Räubern wimmelte. Die Bauern geben dieß auch einstimmig zu, und dennoch weigerten sie sich hartnäckig, uns in dem Dorf aufzunehmen, so daß wir in großer Verlegenheit waren, bis es meinem gewandten Diener gelang, den Herrn Vogt oder Schultheiß von Husseinabad zu überzeugen, daß ich nicht nur kein gefährlicher Mensch sey, sondern daß es ihm Gewinn bringen würde, wenn er mich für diese Nacht in sein Haus aufnehme. Der Vogt nöthigte mich nun eben so eifrig bei ihm zu übernachten, als er und sämmtliche Dorfleute mir vorher hartnäckig die Aufnahme verweigert hatten. Als er von meinem Diener erfahren hatte, daß ich kein Landstreicher, sondern mit Geld versehen sey und alle meine Bedürfnisse baar bezahle, überhäufte er mich mit Artigkeiten und Complimenten im orientalischen Geschmack, hieß mich, wie Laban den Jakob, vielmal willkommen und betheuerte, daß seinem Hause durch meine Einkehr viel Ehre widerfahre. Bald sah ich mich im Besitze eines kleinen traulichen Gemachs, und erhielt auch ein gutes Abendessen, das mir sehr behagte nach dem starken Ritt in der scharfen Luft der Berge und Thäler von Khorasan.

Ich fand an meinem Wirth einen schlauen unterrichteten Mann, der mir über die ganze Gegend und ihre Bewohner viele Notizen mittheilte. Er sagte mir, daß die meisten Ländereien in dem Gebiete von Nischapur von den Grundbesitzern auf folgende Art bewirthschaftet würden. Sie liefern den Bauern, die ihre Knechte sind, den Samen und diese stellen die zur Arbeit nöthigen Menschen und Thiere. Nach der Ernte wird der Ertrag in drei Theile getheilt, von denen zwei dem Grundbesitzer zufallen, der dafür aber auch alle Abgaben an den Staat entrichtet, der dritte Theil gehört dem Bauer. Die Abgaben an die Krone sind zufolge des meist unruhigen und bedenklichen Zustandes der Provinz nicht genau festgestellt.

Was ich erwerbe und verdiene, sagte mir der Vogt, brauche ich für die Haushaltung. Die Milch meiner Kühe und Ziegen, die Wolle meiner Schafe, die Früchte meiner Felder, haben mir schon manchen Toman eingetragen, aber reich bin ich nicht geworden. Die fünfzehn Wochenbetten meiner beiden Frauen haben mich viel gekostet, ja mein sehr werthgeschätzter Gast und Gönner! rief er aus, die Vaterfreuden kosten auch hier zu Lande viel Geld! Und kommt der Geburtstag des Propheten, so wollen Weiber und Kinder im schönsten Putz erscheinen und man muß ihnen, will man Ruhe haben vor ihren Quälereien, neue Kleider auf den Leib schaffen.

Ich muß gestehen, daß der Abend bei dem Vogte von Husseinabad nicht ohne Belehrung und Unterhaltung für mich vorüberging.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

Montag. Der Ruhetag, welcher den in der vorigen Woche angestrengten Geistern im Sonntag gegönnt worden war, schien in der That neues Leben hervorgerufen zu haben. Die Anzahl der Besucher hatte sich vermehrt und daher waren auch bereits am Morgen die Straßen viel lebhafter, als ich sie noch bisher gesehen.

Prof. Lloyd sprach über die Störungen oder Stürme der Magnetnadel. Nach seinen Bemerkungen schien es, als ob diese Störungen am häufigsten während des Sommers einträten, indem sie sich im Frühling wie 2.66, im Sommer wie 3.02, im Herbst wie 2.52 und im Winter wie 1.80 zu 10 verhielten, wodurch sie folglich eine Connection mit der Temperatur oder dem Laufe der Sonne herausstellten. Sir David Brewster sprach über die Eigenschaft des Lichts und machte dann auf den merkwürdigen Eindruck aufmerksam, welchen starkes Licht auf die Retina ausübe, wenn das Auge diesem schnell ausgesetzt wird; so z. B. des Morgens beim plötzlichen Erwachen, wo man jedesmal einen schwarzen Punkt bemerken würde, der sich erst nach einiger Zeit verwische. Ebenso wies er auch auf die merkwürdige optische Täuschung hin, wenn man fest auf weiße Gegenstände blicke, an welchen der Dampfwagenzug schnell vorübereile, z. B. auf weiße Mauersteine u. s. w., die dann dem Auge als weiße Parallellinien in horizontaler Richtung erscheinen; — schließt man jetzt das Auge schnell, so erscheinen im geschlossenen Auge ähnliche Linien, allein in verticaler Richtung. Lord Roße machte einige seiner Entdeckungen mit dem Riesenteleskop bekannt. Sie bezogen sich auf die Nebulä 51 Messier und 25 des Sir John Herschel. Zwei dieser Nebulä wären durch Ringe oder Strahlen kleiner Sterne miteinander verbunden. Sir John Herschel schien höchst erstaunt über diese Verbindung, die bisher niemand vermuthet hatte.

Hr. Solly zeigte eine neue Art Kautschuk, Gutta Percha genannt, welches von einem Baume in Singapur kommt und von großem Nutzen zu werden verspricht, da man es sowohl als Holz als auch als Horn gebrauchen kann und es sich außerdem viel leichter verarbeiten läßt. Ein Spazierstock und eine Reitpeitsche, die Hr. Solly vorzeigte, wurden gleich bewundert, worauf freilich eine höchst unangenehme Discussion folgte, zu welcher die Bemerkung eines Mitgliedes Veranlassung gab, daß diese Entdeckung bereits im Jahre 1843 der Gesellschaft für Künste durch Dr. Montgomery mitgetheilt, weßhalb diesem damals auch die goldene Medaille zuerkannt worden sey; folglich habe nur diese Gesellschaft das Recht, diese Entdeckung dem Publicum mitzutheilen.

In der chemischen Section theilte Dr. E. Dieffenbach mit, daß er mehrere Mittheilungen vom Prof. Liebig erhalten, welche sich auf mineralischen Dünger bezögen, die ihn jedoch aus Versehen in einem sehr unvollkommenen Zustande erreicht hätten. Die Versuche Liebigs, die er in Verbindung mit Prof. Knapp anstellte, waren darauf gerichtet, eine Composition zu finden, die alle jene chemischen Bestandtheile in sich vereinigte, welche die Pflanzen dem Erdboden entziehen, und außerdem dadurch, daß sie nicht so schnell löslich wie der Guano, dem Boden die Alkalien ersetze. Die vorgenommenen Experimente hatten im Ganzen ein glückliches Resultat geliefert, wie es ihnen zugleich gelungen ein Material zu finden, welches den Pflanzen Silica in auflösbarer Substanz zuführe, die namentlich dem Boden in so reichem Maaße von den Pflanzen entzogen werde.

Die Sitzung der geologischen und geographischen Section wurde heute von Sir Robert Schomburgk mit einer Abhandlung über die Geographie Guiana's eröffnet. Sir George Back als Vicepräsident dieser vernachlässigten Section nahm den Vorsitz ein. Welchen Werth aber auch die Verdienste des Vortrags haben mochten, so zeigte die Abhandlung doch das Auffallende, daß England, welches seine Colonien über die ganze bewohnbare Erde ausgebreitet, bei einer Versammlung wie die brittische Association nur Einen Mann aufweisen konnte, der über Geographie sprach, und dieser eine war dazu eigentlich noch ein — Ausländer! Sir Robert machte im Eingang seiner Abhandlung zunächst auf das historische Interesse aufmerksam, welches sich mit Guiana verknüpfe, da es jenes geträumte Paradies sey, in das einst Sir Walter Raleigh mit solcher Beharrlichkeit sein El Dorado versetzte, und ging dann auf jenen großen Binnensee über, welcher unter dem Namen der Laguna del Parime die frühern Karten von Guiana so verunstaltet hätte, und der nur erst durch Humboldts Untersuchungen von den Landkarten verschwunden wäre. Da er, der Sprecher, den heimathlichen Platz dieses fabelhaften Sees sowohl der Länge als der Breite nach durchwandert, ohne auch nur eine Spur davon zu finden, so habe er sich in der kürzlichen Vergangenheit nicht wenig wundern müssen, daß ein Hr. van Heuvel ein Werk in New-York unter dem Titel: El Dorado herausgegeben, in welchem dieser Herr, ungeachtet des übereinstimmenden Zeugnisses Alexander v. Humboldts und des seinigen, den weißen See oder die Laguna Parime wieder herstelle, und ihm eine Länge von 200 bis 250 Meilen und eine Breite von einem Grade vindicire, ja, damit noch nicht zufrieden, lasse er sogar aus diesem See, nach der Karte, die dem Werkchen beigefügt, die Hauptzuflüsse des Amazon, Orinoco und Essequibo entspringen. Der Vortrag der Abhandlung wurde durch eine große Karte von der brittischen Colonie Guiana, durch Profile der Gebirgszüge, Durchschnitte der Höhenzüge und durch eine große Abbildung des merkwürdigen Roraima-Gebirges, wie auch des Kukenama erläutert. Diese letztere nahm einen Flächenraum von 96 Quadratfuß ein; die Karte der Colonie hatte dieselbe Größe. Nach den Beobachtungen des Verfassers nahm er die Gesammtlänge des Orinoco, dessen Quellen man früher an einen ganz verschiedenen Ort gesetzt, als wo sie sich wirklich befinden, zu 1120 englischen Meilen (60 auf einen Grad) an, die des Essequibo beträgt 640 Meilen. Dieser letztere Fluß erhält seine Zuströme von einem Areal von 42,800 englischen Quadratmeilen. Die Länge des Corentyne und Marowini nimmt er zu 480, jene des Oyapok zu 360 Meilen an. Als einen Beweis der riesigen Wassermassen, die dem Ocean durch die Flüsse zuströmen, bemerkt er, daß der Fluß Curnaul, der Hauptarm des Caroni, zehn englische Meilen von seinen Quellen, bereits ein Bett von 4 bis 500 Fuß Breite besitze.

In Section D sprach Hr. Henfrey über vegetabilische Physiologie, die zwar die Zellengewebe durch Diagramme recht wohl erläuterte, aber dennoch ungemein viel zu wünschen übrig ließ, bevor jene Wissenschaft den Punkt erreicht, auf welcher sie ein Schleiden und andere bereits auf dem Continent gestellt haben. Prof. Forbes machte sodann auf die Schwierigkeit aufmerksam, einem der Systeme des Continents zu folgen, da die Ansichten der Autoren selbst nicht festgegründet zu stehen schienen und daher beständigen Veränderungen unterworfen wären. Er hoffe deßwegen auch mit Bestimmtheit, daß Hrn. Henfrey's Arbeiten es in der Zukunft unnöthig machen würden, bei den Deutschen Hülfe zu suchen. (Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1845.

Die Engländer auf Borneo.

Wäre die Ausdauer der Engländer in Verfolgung ihrer Plane nicht eine so bekannte Sache, so hätte man aufs neue Grund dieser ausgezeichneten Eigenschaft, der sie so manche Erfolge verdanken, alle Bewunderung zu zollen. Leider ist diese schöne Eigenschaft verbunden mit einer gänzlichen Nichtachtung der Rechte anderer schwächerer Staaten, und auf eine Verletzung der Verträge kommt es ihnen dabei eben nicht an. Wir sind schon seit einiger Zeit den Bestrebungen der Engländer gefolgt, sich auf Borneo oder in der Nachbarschaft festzusetzen, und verweisen zu dem Ende hauptsächlich auf eine frühere Nummer unsers Journals (Jahrgang 1842 Nr. 65), wo der Plan etwas genauer angegeben ist. Bekanntlich haben sich die Engländer seit mehr als zehn Jahren bemüht eine Niederlassung in Nordaustralien, in Port Essington, zu gründen; dieß ist ihnen nach wiederholten Unfällen gelungen, und wie sie von diesem Punkte aus gegen Norden den Handel des malayischen Archipels an sich zu reißen suchten, so waren sie auch darauf bedacht, im Norden desselben einen Punkt zu finden, der ihnen einerseits als Stapelplatz auf dem Wege nach China dienen, andrerseits südwärts ihren Handel mit dem Archipel befördern sollte. Seit Jahren fährt ein Hr. Brooke, anfangs nur in der Eigenschaft als Privatmann, zwischen Borneo und Singapur hin und her, und scheint auch im J. 1841 auf der Nordwestküste eine kleine Ansiedlung begründet zu haben. Welchen Fortgang es damit hatte, wissen wir nicht, aus den neuesten Nachrichten aber muß man schließen, daß sie als unhaltbar aufgegeben wurde. Im vorigen Jahr machte man einen Versuch Verbindungen anzuknüpfen auf der Ostküste den Kotifluß hinauf, aber die Eingebornen lockten sie hinterlistig heran, und machten dann einen Angriff, in welchem der englische Anführer, der den Plan zur Unternehmung entworfen hatte, Hr. J. Erskine Murray, mit mehrern seiner Gefährten umkam.

Dieß schreckte indeß nicht ab; die Holländer schickten, theils um den Sultan von Koti, der wegen seiner Seeräubereien berüchtigt war, zu strafen, theils um den Engländern entgegenzuwirken, eine Expedition an die Ostküste, mit welcher zugleich ein Inspecteur-Commissär abging, wie es scheint um die Engländer zu beaufsichtigen. Diese rüsteten jetzt von Regierungs wegen eine neue Expedition aus unter Cap. Bethune, welche vorerst die Nordwestküste Borneo's und die an derselben liegenden Inseln im Auftrag der Regierung besuchte, und endlich die Insel Laboan, etwa 5½° N. B. als Sitz einer englischen Niederlassung wählte. *) Welche Absichten dabei obwalteten, kann man am deutlichsten aus nachstehender Stelle ersehen, die wir dem Atlas (vom 2 Aug.) entnehmen: „Eine Niederlassung zu Laboan wird nahezu die Kette der Außenposten vervollständigen, welche durch die Dampfschifffahrt Southampton mit Victoria auf Hongkong verbinden, nämlich Malta, Alexandria, Suez, Aden, Galle, Singapur und Laboan. Es bedarf jetzt nur noch einer ähnlichen Acquisition auf den Andaman- oder noch besser auf den Nicobar-Inseln, wo die dänische Untersuchungs-Expedition Kohlen gefunden hat, um die Wasser- und Kohlenstationen, welche England an China binden, zu vervollständigen. Wir haben bereits brittisch Nordamerika, Westindien, Ceylon und Indien durch die Dampfschifffahrt an das herrschende Land gebunden, wir schmieden jetzt China in dieselben Bande, und stehen im Begriff den indischen Archipel dem Handel, der Civilisation und dem Christenthum **) zu öffnen. Auch wird es nicht mehr lange dauern, bis unsere australischen Besitzungen von Laboan aus die Vortheile dieser größten aller neuern Entdeckungen mitgenießen. So können wir in wenigen Jahren die ganze Welt von der Dampfmarine Englands umgürtet sehen."

Die Besetzung Laboans hat noch eine einzige Schwierigkeit, sie ist gegen den bestimmten Wortlaut des Vertrags mit Holland, aber dieß ist von keinem sonderlichen Belang,

*) Hr. Brooke ist zur Belohnung seiner Verdienste um diese Sache zum „confidential agent" auf der Insel ernannt worden.

**) Das arme Christenthum muß, wie zur Zeit der Entdeckung und Eroberung Amerika's durch die Spanier, seinen Namen zu allem herleihen. Daß die Holländer ihr möglichstes thun, um Handel, Civilisation und Christenthum in jenem Archipel auszubreiten, kommt natürlich nicht in Betracht.

under all the circumstances not a very formidable one, wie der Atlas sagt. Freilich Holland ist schwach und England ist stark, die Rechtsverletzung aber kauft man mit einigen leeren Complimenten ab, die sehr wenig kosten. Es ist in Deutschland Sitte, weil wir mit Holland über einige Handelspunkte im Streit liegen, ohne weiteres die holländische Sache als die fremde den Engländern aufzuopfern, allerdings eine Gesinnung, über welche niemand mehr erfreut seyn kann als England, dessen Gewaltschritte in der kleinlichen Anfeindung Hollands eine Rechtfertigung finden; die Strafe bleibt nicht aus, wird aber fortgehen, so lange wir nicht in allen allgemeinen Weltverhältnissen Hollands Sache als die unsrige ansehen.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wir segeln in den Hafen, welcher auf der einen Seite vom vorspringenden Ufer, auf der andern durch einen kolossalen Steindamm geschützt wird, der seit einigen Jahren angefangen, seiner Vollendung rasch entgegenschreitet. Der Lieutenant-Commissär verläßt das Schiff mit den Pässen und Gesundheitsattesten, nach einer halben Stunde kehrt er mit dem Sanitätsbeamten zurück, und wir erhalten die Erlaubniß zum Ausschiffen, nachdem wir fast zwei Tage zur See gewesen, was im Sommer die gewöhnliche Ueberfahrtszeit ist. Die Zeit seiner Abwesenheit haben wir nicht müßig verbracht; von allen Seiten schwimmen Barken herbei, deren Ruderer vom Laster des Kleiderluxus noch nicht inficirt zu seyn scheinen; außer dem schwarzen oder braunen Fell, mit welchem Mutter Natur sie bekleidet, haben sie meistens nur ein Paar Schwimmhosen an, irgend ein bunter Fetzen ist als Schärpe um den Leib oder die eine Schulter geschlungen, dagegen fehlt keinem eine rothe Kopfbedeckung, sey es die phrygische Mütze, sey es der Fez oder die eng anliegende Calotte. Mit Geschrei bieten sie ihre Dienste an, wie aus den einzigen verständlichen Worten: Signor und bateau zu entnehmen; man macht seinen Preis, das Gepäck wird aus dem untern Schiffsraume heraufgewunden, recognoscirt und in die Barke hinabgelassen; schließlich steigen wir unserm Gepäck nach und in einigen Minuten treten wir ans Land. Hier sind einige unbehagliche Augenblicke zu überstehen; die Douaniers bemächtigen sich unseres Gepäcks, reißen es auseinander, und stopfen es hernach mit Gewalt in die Behälter zurück, den Fachinis (Lastträgern) ein Zeichen gebend, dasselbe weiter zu befördern. Die autorisirten Fachinis (nur diese dürfen sich hier einfinden) sind theils Europäer, theils Afrikaner; jede der beiden Nationen hat abwechselnd ihren Tag, wir haben, wie der erste Blick uns lehrt, den afrikanischen Tag getroffen, denn um den für die Douanen reservirten Platz steht eine Schaar dunkler Gaunergesichter, welche von einem Profoß in Ordnung gehalten werden. Dieser, ein graubärtiger Türke, schritt wie ein Löwe in dem engen Douanenraume auf und ab, einen Ochsenziemer in der Rechten schwingend, mit welchem er unbefugte Ueberschreiter der Gränzlinie auf demjenigen Körpertheile, welcher bei der Mehrzahl mit Hosen bedeckt ist, an die Gesetze der hochweisen Polizei erinnert. Ein Schrei, ein rascher Sprung und ein schallendes Hohngelächter der übrigen sind die regelmäßigen Folgen der Operation. Auf den Wink der Douaniers fällt eine Schaar dieser saubern Gesellen wie die Raben über unser Gepäck her; nach dem national-ökonomischen System vor der möglichst großen Theilung der Arbeit, nimmt jeder nur ein Stück, und wir drei Passagiere, welche nach demselben Gasthofe wollen, stehen wie Feldherren in der Mitte eines bedeutenden Corps dienstfertiger Söldlinge, die mit unserer Habe bepackt den Marsch beginnen. Rücksichten auf die Kriegscasse veranlassen uns indessen eine Reduction der Leibgarde vorzunehmen, was aber, da wir mit der Landessprache nicht sehr vertraut sind, erst nach einigen Rippenstößen und ähnlichen Manipulationen gelingt. Endlich geht es vorwärts zum Thore hinein nach dem Hotel du Nord, welches für einen der ersten Gasthöfe gilt und mit einem guten deutschen Wirthshause zweiter Classe in selbigem Range steht. Durch das wirre, mit wildem Geschrei gepaarte Treiben, von welchem man nur in einer südlichen Hafenstadt ein klares Bild gewinnen kann, arbeiten wir uns mit Mühe unsern drei Lastträgern nach. Das Hotel du Nord ist gefüllt, wir müssen unser Glück wo anders suchen. Unsere Fachini führen uns in das bei weitem schlechtere Hotel de la Marine, wo man uns aufnimmt. Die Trennung von unsern Führern ist schwer, da dieselben nach erhaltener guter Bezahlung mit Geschrei eine Zulage begehrten, und erst nach unserem ernsten und feierlichen Versprechen, sie die Treppe hinabzuwerfen, das Feld räumen. Wir mustern in Eile das höchst einfache Ameublement der uns angewiesenen Räume, speisen, durchlaufen einige Straßen und beschließen zuletzt uns zur Ruhe zu begeben. Bei derartigen Reisen thut man wohl seine sonstigen Ansprüche auf Reinlichkeit sehr zu ermäßigen; wir besteigen daher unser Bett, welches auf italienische Weise aus einem Strohsack, einer mit Wolle gestopften Matratze, zwei ditto Kopfkissen und einer wollenen Decke besteht, ohne die nicht blendend weißen Betttücher allzu ängstlich zu analysiren. Die zweitägige schaukelnde Bewegung hat sich unserem Körper so imprimirt, daß wir, obgleich auf festem Boden, noch immerfort schwanken; dennoch stellt sich der Schlaf nicht ein, denn Nicolays blutgierige Freunde machen ihre Antrittsvisite. Noch andere Geschöpfe scheinen gegen unsere Ruhe zu conspiriren. Der Lärm auf der Straße, welcher dem Geschäftstreiben seine Entstehung verdankt, ist zwar verhallt, dagegen tönt ein anderer intensiverer aus der gegenüberliegenden stark frequentirten Matrosenkneipe zu uns herauf. Wäre dieses Getöse eine simple Folge des gespendeten Weins und Branntweins, so würde man es ertragen können, es ist aber in unerträglich regelmäßige Formen gebracht durch das beliebte Moraspiel. Bekanntlich besteht dasselbe darin, daß die beiden Spieler a tempo ihre Fäuste und einige ausgespreizte Finger gegen einander ausstrecken, und gleichzeitig die Summe der beider-

seitigen Finger errathen. Dieß Spiel wird mit einer solchen Wuth gespielt, daß oft die blanken Dolche gezückt und die ausgesprochenen Zahlen mit einer solchen Heftigkeit gebrüllt werden, daß die Gläser erzittern. Vierzig bis fünfzig so beschäftigte Matrosenlungen sind weithin vernehmlich, in unmittelbarer Nähe sind sie unerträglich. Die mitternächtliche Patrouille schafft uns endlich Ruhe, den bouchon (dieß ist der Kunstausdruck für derartige Etablissements) räumend.

Durch den Schlaf erquickt, suchen wir uns am nächsten Morgen in der Stadt zu orientiren. Der untere, am Meere gelegene Theil ist französischen, der obere afrikanischen Ursprungs. Hart am Meer liegt der schöne Börsenplatz, der, mit Bäumen bepflanzt, die Hauptpromenade bildet; von diesem aus zieht sich nach Osten die Straße Babazoun, nach Westen die Straße Babaloued, nach dem Hafen zu die rue de la marine, alle drei schnurgerad und breit. Schöne, meist dreistöckige europäische Häuser mit flachen Dächern bilden in ihrer untersten Etage zwei parallele Reihen von Arcaden, unter welchen sich eine ununterbrochene Folge von zum Theil sehr eleganten Läden hinzieht; mehrere andere Straßen und Plätze sind nach demselben Plane angelegt, aber noch nicht vollendet. Alles, was europäischer Luxus bedingt und hervorbringt, liegt in den Magazinen aufgestapelt; Kaffeehäuser, welche den Parisern an Glanz wenig nachgeben, fehlen nicht. An die europäischen Straßen reiht sich die nach Pariser Art gebaute Passage Orleans, eine mit Glas überdeckte, mit breiten behauenen Steinen belegte Fußgänger-Straße, auf deren beiden Seiten sich Läden und Bazars befinden. Anders sieht der dem Flächeninhalt nach größere arabische Theil aus; die Straßen sind über die Maßen eng (an vielen Stellen nicht über 5 Fuß breit), sehr uneben, da sie meistens den Berg hinangehen, und schlecht gepflastert. Die Häuser sind hoch, alle nach vorn übergebaut, so daß die meisten oben mit ihrem vis à vis zusammentreffen, und das Tageslicht daher nur in Zwischenräumen auf die Straßen gelangt. Der Zweck dieser Bauart ist die Ausschließung der Sonnenhitze, und da, wo zufällig mehrere benachbarte Häuser mit ihrem obern Stockwerk einander nicht erreichen, hilft man im Sommer durch Ueberdeckung mit Binsenmatten nach. Daß die bezweckte Kühlung viel besser im Schatten der französischen Arcaden als in den engen dumpfen Straßen zu finden ist, liegt auf der Hand. Viele arabische Häuser sind gegenwärtig von Christen bewohnt; so findet man z. B. in der langen Rue des Consuls zwar kein einziges europäisches Haus, aber durchgängig christliche Bevölkerung, namentlich fast sämmtliche Consuln. Ein Besuch beim Repräsentanten unserer Nation verschafft uns sogleich Gelegenheit, die innere Einrichtung eines solchen Hauses kennen zu lernen. Durch eine oben runde Hausthüre, welche fast so solide ist wie ein Festungsthor, und an der weder der Klopfer noch das kleine, vergitterte Schauloch fehlen dürfen, gelangten wir in die Vorhalle; der Fußboden ist mit bunten Porcellanfließen belegt, auch die oben weißen Wände sind bis zur Höhe von 5 Fuß mit solchen Fließen geziert. Auf beiden Seiten sind breite Nischen, deren Ueberwölbung von gewundenen, mit glänzendem Mosaik ausgelegten Säulen getragen wird; in jeder Nische steht eine breite Bank von weißem Marmor, die ehemals mit schönen Decken belegt war, auf welchen niedergekauert der arabische Besitzer seine Besucher empfing, denn weiter in das Innere einzudringen, gestattete er nur ausnahmsweise den genauesten Freunden. Dieß Gemach ist, da alle Fenster fehlen, so finster, daß es selbst bei Tage durch eine Ampel erhellt werden muß. Zu beiden Seiten desselben sind kleinere dunkle Gemächer für die Sklaven. Aus der Vorhalle treten wir durch die, der Eingangsthür gegenüberliegende Pforte in den regelmäßig viereckigen, oben offenen Hof. Dieser ist mit Quadersteinen von verschiedenen Farben, welche regelmäßige Figuren bilden, ausgelegt; in der Mitte plätschert eine mit Moos tapezierte Fontaine, und um dieselbe und in den Ecken des Hofes stehen Topfgewächse. Die sehr flachen Zimmer der drei Etagen gehen alle nach dem Hofe hinaus, empfangen von diesem ihr Licht, da nach der Straße zu keine Fenster sind, und haben zum größten Theil eine Thür nach den sich um den Hof herumziehenden Galerien. Diese bilden den hauptsächlichen architektonischen Schmuck des Hofes. Sie werden alle von gewundenen steinernen Säulen getragen, über welche sich Bögen spannen. Die Geländer sind geschmackvoll verziert, die den Galerien zugekehrten Außenwände der Zimmer sind weiß, bis zur Höhe von 5 Fuß aber gleichfalls mit bunten Porcellanfließen ausgelegt. Die obere Etage, Talmona genannt, wird von den Frauen bewohnt, die bekanntlich selten das Haus verlassen dürfen, und nach Sonnenuntergang auf dem flachen Dache Kühlung suchen. Das Innere der Zimmer ist bei den reichen Mauren mit Fußdecken und Wandtapeten geziert; die Schränke werden von letzteren verdeckt. Das Hauptmöbel ist die Ottomane. Die Spiegel, Kronleuchter und andere ähnliche Luxusartikel können im allgemeinen den Vergleich mit europäischen Salonzierrathen nicht aushalten. Die gegebene Beschreibung paßt so ziemlich auf alle maurischen Häuser in Algier, deren Bewohner der wohlhabendern und reicheren Classe angehören; natürlich sind je nach dem Reichthum der Besitzer die Häuser größer oder kleiner, die Säulen, Bogen, Treppen bald von Holz, bald von Stein, bald von Marmor; die Wände weiß getüncht, mit Porcellan oder mit Marmor bekleidet. Je höher man die Stadt hinaufsteigt, desto niedriger und unansehnlicher werden die Häuser; in der Nähe der Kasbah gelangt, findet man nur jämmerliche, einstöckige Hütten, welche von Negern bewohnt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung.)

Dr. Lankester, welcher über Phytelephas macrocarpa sprach und der Anwendung des Perisperm der Früchte zu Drechslerarbeiten, das wegen seiner Härte und Weiße den Namen Pflanzenelfenbein erhalten, Erwähnung that, machte zugleich die Bemerkung, daß die junge Pflanze während des Keimens das Albumen nicht verzehre. Der Same,

aus welchem die junge Palme entsprossen, liege beinahe noch vollkommen auf der Erde, während jene bereits eine gewisse Höhe erlangt habe. Aus dieser Beobachtung zog Dr. Lankester den Schluß, daß das Albumen keine so wichtige Rolle in dem Vegetationsproceß spiele, als man bisher geglaubt.

Das Vorkommen des Mutterkorns (Folge eines kleinen Pilzes: Sclerotium Clavus. Dr. C.), bemerkte Dr. Latham, sey jetzt viel häufiger, und folglich den Behauptungen des Prof. Liebig entgegen. Er habe es auf achtzehn verschiedenen Grasarten bemerkt. Am wenigsten trete es auf Hordeum maritimum, am häufigsten auf Lolium perenne auf. Seinen Erfahrungen nach sey es einem wohl gedüngten Boden besonders zugethan, was auch mit den Beobachtungen des Hrn. Solly übereinstimme, der es besonders auf den Begräbnißplätzen wuchernd gefunden.

Hr. Strickland, dem es bereits seit längerer Zeit aufgegeben war, der Section einen Bericht über die Keimfähigkeit vorzulegen, bemerkte, daß ihm seine Versuche bisher noch nicht zu einem Endresultat ermächtigten, und er deßhalb damit noch zurückhalten müsse.

Den darauf folgenden Tag (Dienstag) sprach Hr. Solly über den Einfluß der Voltaischen Elektricität auf die Keimkraft der Samen. Leider waren aber auch seine Experimente nicht befriedigend ausgefallen, da diese Elektricität allerdings im Anfang das Wachsthum der Pflanzen befördert, später aber sogar eine Verzözerung des weitern Wachsthums herbeizuführen schienen.

Mr. Westwood las eine ganz interessante Abhandlung über die Honigbiene, und bemerkte dabei unter andern, daß bei dem Schwärmen derselben die alte Königin mit ausziehe.

Den darauf folgenden Tag theilte Capitän Ibbetson in der Section die Beschreibung seines Verfahrens mit, die Pflanzen durch einen elektrotypischen Proceß so aufzubewahren, daß selbst die zartesten Blüthentheile ihre natürliche Gestalt beibehalten. Seine herrliche Sammlung Orchideen, die er auf diese Weise sich angeschafft, war ungemein interessant, und bewies, daß er in der That ein gewaltiger Adept in seiner Kunst sey. Die Pflanze wird in eine Auflösung von Theer und Phosphor, in dem auch Kupfer, so wie noch einige andere Gegenstände aufgelöst sind, gethan und dann der galvanischen Batterie unterworfen.

Daß die Unterabtheilung dieser Section, die Ethnologie, eine ungemein populäre zu werden verspricht, zeigte die heutige Versammlung ziemlich deutlich. Dr. King las eine Abhandlung des Dr. Martin über die moralischen und geistigen Eigenschaften der Neuseeländer, die diese allerdings nicht in dem besten Lichte darstellte. Dr. Dieffenbach fand sich dadurch veranlaßt, für die Angegriffenen als Ritter aufzutreten. Er bemerkte, daß er während seines Aufenthalts in Neuseeland eine Menge Beispiele gesehen, die hinlänglich beweisen, daß die Neuseeländer eben so viel moralischen Muth besäßen, als sie auch wüßten, was recht und was unrecht sey. Dr. Twining sprach über Kretinismus und über die Anstalt in Interlachen, wie auch über den Einfluß örtlicher Verhältnisse. Hauptsächlich wünschte er aber die Aufmerksamkeit auf den Umstand zu lenken, daß man namentlich bei den Kretins Kröpfe fände. Die geistige Stockung hielt er keineswegs für unheilbar, was er durch mehrere Beispiele bewies. Dr. Daniel hatte eine Mittheilung über die Eingebornen am Old Calabar eingesandt, die er als der Eboe-Nation angehörend betrachtete. Dr. Latham zählte sie einer Gruppe zu, die er die Eboe-Ashantee nannte, welche die Nationen in sich begriff, die zwischen Cap Palmas und dem Gaboon-Fluß wohnten, diese seyen: die Ashantees, Fantees, Acras, Aquambaos, die Völker von Dahomei, Benin, Warr und dem Binnenlande Yaruba.

Die medicinische Section konnte nur für die Interesse haben, welche dieser Facultät angehörten. Dr. Fowlers Abhandlung über die geistigen Fähigkeiten der Thiere im Vergleich zu denen der Menschen mochte vielleicht eine Ausnahme machen; Dr. Fowler sprach dabei aber so leise, daß ihn nur wenige verstehen konnten, obschon er meist nur längst Bekanntes mittheilte.

Heute wurde auch die Discussion auf die gänzliche Umänderung der Section geleitet. Dr. Haviland, ihr Präsident, erklärte, daß man nach reiflicher Ueberlegung ihren bisherigen Namen in den der physiologischen Section umzuwandeln gedenke, der nun fortan alle Abhandlungen einverleibt werden sollten, die „Leben“ in jeglicher Erscheinung, unter jeglicher Bedingung erläuterten; möge dieses nun ein im normalen Zustande in die Erscheinung tretendes seyn, oder möge es sich als ein abnormales bethätigen, möge dieses oder jenes durch Hülfe der Chemie, Anatomie, Pathologie oder statistischer Forschungen zu erklären seyn. Daher wende er sich auch namentlich an die Glieder der Facultät, so viel Materien für das nächste Versammlungsjahr zu sammeln, damit die Würde der Section aufrecht erhalten werden könnte.

Die Statistik schien mir ebenfalls nicht mehr jenes Interesse auf sich ziehen zu können, das sie vor einigen Jahren zu erregen gewußt hatte. Dr. Laycock sprach über die sanitätlichen Verhältnisse von York, Dr. Watt über die Eisenproduction Schottlands, die in der letzten Zeit stark zugenommen, wobei er bemerkte, daß man in Schottland eine Million Tonnen (2240 Pfund per Tonne) Kohlen gebrauche, um 400,000 Tonnen Eisen zu gewinnen, folglich 10 Tonnen Kohlen für 4 Tonnen Eisen. Hr. Porter führte an, daß man in England im Laufe eines Jahres 4,877,000 Tonnen Kohlen consumirt, um 1,396,400 Tonnen Eisen zu produciren. Dieß gab Veranlassung auf die Menge von Eisen aufmerksam zu machen, die man bedürfen würde, wenn man alle projectirte Eisenbahnen wirklich ausführte. Ein einziger District verlangte 851,000 Tonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Winterwetter im Sommer. Eines der außerordentlichsten Phänomene hat vor kurzem die Bevölkerung von Erzerum ins höchste Erstaunen versetzt, nämlich vier Wintertage mitten im Sommersolstitium. Am 21 Junius begann mit Sonnenaufgang sich der Himmel mit dichten Wolken zu bedecken, und der Réaumur'sche Thermometer, der sich in den letzten Tagen auf 19 — 20° gehalten hatte, fiel plötzlich auf 5°. Um Mittag fiel ein kalter und sehr feiner Regen, in den sich gegen 2 Uhr eine bedeutende Menge Schnee mischte. Um 7 Uhr Abends fiel der Thermometer bis auf 3° und es schneite reichlich. Der Schneefall dauerte die ganze Nacht und den ganzen Tag, so wie die Nacht des 22 Junius fort, begleitet von kalten, sehr wechselnden Winden, und hörte erst am 23 um 10 Uhr Morgens auf. Aber der Thermometer stieg erst am 24 um 3 Uhr Nachmittags auf merkliche Weise und erreichte bald 12°. Seitdem ist das Wetter beständig schön. (Constit. vom 4 Aug.)

Ungeheure Häringe. Die Shipping Gazette vom 5 August meldet nach schottischen Journalen, daß man Proben von mehreren ungewöhnlich großen Häringen eingeliefert habe, einer derselben, ein wahrer König unter den Häringen, war 17½ Zoll lang, 9 Zoll breit und wog ein Pfund.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1845.

Herat.

(A. Conolly's Journey overland to North India Vol. II.)

Man zählt zwölfhundert Kaufläden, siebenzehn Karawanserais, zwanzig Bäder, viele öffentliche schöne Wasserbehälter, viele Moscheen. Demungeachtet ist Herat, gleich Kandahar, eine der schmutzigsten Städte der Welt, voll kleiner Gassen, die oft nur dunkle Gänge bilden, voll stehender Sümpfe, die mit lauter Hunden und Katzen angefüllt sind. Wenn man sich dennoch wundert über die Heilsamkeit des Klimas von Herat, antwortet der Herarwi, d. h. der ächte Einwohner von Herat: wenn Schmutz tödtete, wo sollten wir dann weilen? Dagegen sind die Umgebungen der Stadt ungemein schön; im Norden und Süden sind Berge und der Zwischenraum ist voll der schönsten Gärten, Weinberge, Kornfelder, Dorfschaften, reich bewässert, schöne Bäche und Wasserbecken nach allen Richtungen. Der Herirud, der Fluß von Herat, entspringt in den Bergen der Hazareh und tritt dann in die Hochebene, wo er sich in mehrere Arme und Canäle verzweigt, die zur Bewässerung des Landes dienen. Ein durch den Herirud gebautes Wehr erhöht dessen Wasser, das nun in vielen Canälen durch das ganze Thal von Herat zur Befruchtung sich verbreitet. Das Wasser des Herirud ist klar wie Perlen; Wasser und Brod von Herat sind einem alten Sprüchwort zufolge vortrefflich; nur das Wasser von Kaschmir wird ihm gleich gehalten; beide sollen den Trinker in gleicher Weise schön machen. Eben so trefflich sind die Früchte, das Obst von delicatestem Geschmack und in weit größerer Fülle als im benachbarten Meschhed. Herat hat das Beiwort Stadt der hunderttausend Gärten; man geht dort in den Obstgarten, um Aprikosen und Birnen zu essen, so viel es beliebt; bei dem Ein- und Ausgehen wird man gewogen, und nach der Differenz die sich ergiebt, bezahlt der Gast.

Die Winzer zählen hier 17 verschiedene Traubensorten, unter denen die Marmortraube, die Goldtraube von Casbin, die kleine rothe Traube von Badakschan und mehrere andere sehr köstliche sind. Die Reben werden in Gräben gepflanzt und über Erdböschungen gezogen, so daß die Trauben dem Boden ganz nahe liegen, was nur bei so trockenem Erdreich möglich ist.

Manna, Mastix, Safran, Pistazien, Gummi, köstliches Backobst werden von Herat nach Persien und Indien ausgeführt. Als Fabricate sind die seidenen und wollenen Teppiche berühmt, die in Herat zu den verschiedensten Preisen zu dem Werth von zehn bis hundert Rupien das Stück in allen Größen und den prachtvollsten Farben gefertigt werden; die kostbarsten werden nur selten bestellt und der Landtransport ist noch immer zu unsicher für solche Waare. Seide wird zwar in der Nachbarschaft von Herat sehr viel gewonnen, doch nicht hinreichend zur Ausfuhr. Sehr viele Lämmerfelle und Schafpelze, zur Stadt gebracht, werden zu Kappen, Mänteln und Pelzen für die Einheimischen verarbeitet; mehr als 150 Schuhmacherladen zählt man in Herat, doch versehen sie nicht hinreichend mit ihrer Waare, und jährlich werden viele Kamelladungen mit Pantoffeln und Schuhwerk aller Art von Kandahar eingeführt, wo man das in Indien bereitete Leder in großer Menge verarbeitet. Schwertklingen sollen hier so gut gearbeitet werden wie in Meschhed, weil auch hieher Timur eine Colonie Schwertfeger aus Damaskus gepflanzt haben soll. Aus seinen Gruben, die aber schlecht bewirthschaftet sind, liefert Herat Eisen und Blei zur Ausfuhr.

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der Bag Schahi, der von Timur angelegte Königsgarten, der einst als ein Wunder der Welt galt; gegenwärtig liegt er ganz im Verfall und zeichnet sich nur noch durch eine herrliche Allee aus, die von der Stadt über eine halbe Stunde zu ihm hinführt. In der Nähe sind die prachtvollen Ruinen der alten Stadt Heri; das weit umherliegende Gartenland gemahnt an Italiens paradiesische Gefilde. Nordöstlich von Herat, jenseits des Dorfes Gazargat, besucht man das auf einer Berghöhe gelegene Grabmal des heiligen Abdallah Ansari; die reizenden Anlagen mit Wasserbecken, Bauten und Gärten rühren noch aus den Zeiten der baulustigen Timuriden her. Dreißig Derwische haben den Dienst bei diesem Heiligthum. Ansari war ein passionirter Katzenfreund; ihm zu Ehren werden hier

hundert Katzen erhalten, die von den Derwischen gepflegt werden. Das Grab des seltsamen Heiligen wird stark bewallfahrtet.

Die Stadt wird von einem lebenslustigen Volke bewohnt, das täglich lustwandelt in den schönen Gärten, und sich mit Singen, Tanzen, Spielen, Pferderennen und Bogenschießen die Zeit vertreibt. Sie tragen rothe weite Beinkleider unter einem weiten Obergewand; im Gürtel steckt ein Dolch zum Schmuck und zur Gegenwehr.

Nördlich von Herat, am Fuße der Berge steht ein schönes Gebäude, von Sultan Hassan Mirza, dem vierten Nachkommen Timurs aufgeführt, der zu seiner Zeit alle Verbrecher zu Maurern degradirte, um an diesem Werke Zwangsarbeit zu verrichten. Im Frühling sind die Felder und Berge umher mit den prächtigsten Blumen geschmückt; auch wachsen hier schlank emporstrebende, herrliche Cypressen in derselben Gegend, wohin nach der ältesten Sage Zoroaster sie als dem Paradiese entsprossen gepflanzt haben soll. Dieser für Iran und den vorderasiatischen Orient so charakteristische Baum hat hier seine wahre Heimath. Wahrscheinlich ist ihre Verpflanzung von hier ausgegangen westwärts bis zum muselmännischen Europa, denn die Cypresse ist auch bei den Türken der geweihte Baum der Grabstätten.

Ein persischer Mystiker nennt Khorasan die Muschel der Welt und Herat sey darin die Perle.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Kasbah selbst ist ein ansehnlicher Complex von Bauwerken, welche nach außen hin ziemlich fest sind, ohne indessen irgend etwas Imponirendes zu haben. Mehrere Höfe und Gärten befinden sich innerhalb der Ringmauer; die Aussicht ist an vielen Punkten entzückend, das Innere aber, seitdem man den Palast in eine Caserne verwandelt, aller seiner ehemaligen Pracht und Herrlichkeiten beraubt. Wir durchlaufen die Zimmer, die zum Theil zwar durch Größe, doch nicht durch Schönheit des Baues an die Paläste Europa's erinnern; in der Talmona (dem Gynaeceum) strecken sich statt reizender Odalisken bärtige, sonnverbrannte Krieger auf ihren Feldbetten. Die Wände sind ihrer goldgewirkten Hülle beraubt, nur hie und da erblickten wir auf denselben Zeichnungen mit Kohle, welche einem Raphael des Regiments durch die Erinnerung an des Orts frühere Bestimmung eingegeben scheinen. Historisch merkwürdig erscheint uns der Empfangssaal, in welchem der letzte Dey dem französischen Consul den berühmten coup d'éventail (zu Deutsch: ein paar derbe Ohrfeigen) versetzte. Konnte der Barbar die Folgen seiner That übersehen, so war dieser Streich vielleicht der klügste seines Lebens; es kostete ihm einen Thron und gab ihm die Freiheit, denn seit der Emeute im Jahre 1820 war er ein jämmerlicher Sklave in seinem eigenen Hause, und wagte während 10 Jahren nicht die Casbah zu verlassen. Sanft ruht seine Asche im Vaterlande des Brutus.

Wenden wir jetzt den Blick auf die Umgebung der Stadt. Nach allen Seiten hin, namentlich aber am Abhange und auf Felsvorsprüngen des Massifs erblicken wir weiße Landhäuser in maurischem und italienischem Geschmack. Um die Verandah schlingt sich der Weinstock von Muskatellertrauben schwer, im dunkeln Laube glüht die Goldorange, der Feigen- und Granatenbaum sind mit Früchten bedeckt, und hoch erhebt die Palme ihre majestätische Krone. Wild wuchernde Aloën bilden undurchdringliche Stachelhecken um das Gehöft. Nach allen Seiten hin ist die Aussicht prächtig, sey es daß sich der Blick dem Meere zuwende, oder daß er sich auf das Massif richte, welches Oliven- und Johannisbrodbäume, Cypressen, Cedern und Lorbeeren mit verschieden abgeschattetem Grün bekleiden. Prächtig gelegen sind die Dörfer Birkadem und Birmandreïs, die der Spaziergänger in einer Stunde erreicht; hoch erhebt sich auf dem Massif das Dorf Grand Mustafa, welches mit der Stadt durch eine fast ununterbrochene Doppelreihe von Häusern verbunden ist. Im Westen der Stadt am Abhange des Massifs liegt der Jardin Louis Philippe, der von Soldaten angelegt, kürzlich vollendet und dem Publicum geöffnet ist. Er umschließt Berg- und Felspartien mit reizenden Aussichtspunkten, Kiosks, Statuen und Denksäulen. Interessanter für uns ist der östlich in der Entfernung einer guten halben Stunde gelegene Jardin des Plantes oder Jardin d'Essai. Der Zweck desselben ist vorzüglich ein praktischer, er soll dazu dienen die Pflanzen zu prüfen, welche dem Landesklima angemessen sind, und deßhalb den Colonisten empfohlen und verabreicht werden sollen. Vom üppigen Gedeihen der meisten europäischen Pflanzen kann man sich kaum eine Vorstellung machen. In vier Jahren gelangen Bäume zu einer Höhe und Dicke, welche sie bei uns kaum in der dreifachen Zeit erreichen; ihr Laub ist saftiger als bei uns, die Rinde ist weniger rauh und nähert sich dem Ansehen nach der der Orangenbäume. Eben so interessant sind die von den Franzosen eingeführten Fremdlinge der heißern Zone, welche hier Fortgang finden. Als dem Landesklima entsprechend hat sich bewährt die Baumwollenpflanze, das Zuckerrohr und der Indigo, auch die Cochenille kommt vortrefflich fort. Fügt man hinzu, daß der Boden der Metidscha zum Anbau des Getreides ausgezeichnet geeignet scheint, so wird man sich eine Vorstellung machen können, welche Schätze dieses Land in sich trägt. Welche Resultate durch eine verbesserte Viehzucht und durch Ausbeutung der im Schooße des Atlas versteckten Mineralien zu erreichen sind, wird die Zukunft lehren. Ich erwähne beiläufig noch zweier Producte, die an und für sich von untergeordnetem Werthe sind: die Korallen, an denen die Küsten reich sind, und den Bernstein. Was den letztern anbetrifft, so ist meine Kunde darüber ziemlich mangelhaft. Ich fand nämlich zu meiner Verwunderung ziemlich viel Bernsteinarbeiten, namentlich Pfeifenspitzen zu billigen Preisen. Meiner Erklärung, daß diese Masse aus meinem Vaterlande käme, wurde vom maurischen Verkäufer mit der Behauptung widersprochen, der-

selbe finde sich an den Küsten von Tunis. Wäre dieß wahr, so wäre schwer einzusehen, warum die Phönicier aus dem fernen Norden geholt hätten, was die ihnen wohlbekannte Nordküste Afrika's gewähren konnte. Ich stelle also die Richtigkeit der gemachten Angabe noch dahin.

Wenden wir uns jetzt nach dieser Skizze von der äußern Form der Stadt und ihrer Umgebung zu den Bewohnern. Die Stadt Algier hat laut Zeitungsnachrichten gegenwärtig fast 100,000 (!) Bewohner, von denen drei Viertel Europäer und nur ein Viertel Eingeborene. Ich kann zwar nicht behaupten, daß diese Angabe unrichtig sey, doch hätte ich nach dem Treiben auf den Straßen wohl gemeint, daß die Eingebornen etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmachten.

Beschäftigen wir uns zuerst mit den Europäern und gestatten wir hier den Kriegern den Vortritt.

Das 80000 Mann starke Heer, welches gegenwärtig die Regentschaft Algier besetzt hält, besteht theils aus französischen Linienregimentern, theils aus solchen Truppen, welche speciell für den Kriegsdienst in Algier angeworben sind. Die Linienregimenter, welche in ihrer europäischen Bewaffnung von der Regierung nach dem vorhandenen Bedürfniß auf längere oder kürzere Zeit nach Algier geschickt werden, sind durch das Loos bestimmt. Der kleine Krieg hört hier nie ganz auf, im Sengen, Morden und Rauben erlangen sie daher eine gewisse Fertigkeit, die, wenn sie in ihr Vaterland mit Lorbeern bekränzt und der Zahl nach einigermaßen zusammengeschmolzen zurückkehren, einen etwas zweideutigen Nimbus um sie verbreitet, und die Regierung zwingt, ihnen einige weniger kriegerisch gesinnte Regimenter zu Gefährten zu geben, damit sie die erworbenen Talente nicht auf Kosten friedliebender französischer Bürger bewähren. Der eigentliche Kern des Heeres aber sind die ausschließlich für den algierischen Kriegsdienst angeworbenen Truppen; diese zerfallen in Suaven und Chasseurs Indigènes, Spahis und Chasseurs d'Afrique; die beiden ersten Gattungen gehören zur Infanterie, die letztern zur Cavallerie. Durchschnittlich bestehen diese Legionen zur Hälfte aus Europäern (fast ohne Ausnahme Franzosen), zur Häfte aus Eingebornen. Der französische Recrut hat bei seiner Aushebung die Wahl zwischen den französischen Regimentern und den afrikanischen Legionen; für letztere spricht ein höherer Sold und die Hoffnung auf rasches Avancement — Gründe, welche bei vielen den Ausschlag geben, und sie endlosen Gefahren und Mühseligkeiten entgegenführen. Die Uniform der Truppen ist dem Klima angemessen. Die Suaven tragen eine Weste und Jacke von orientalischem Schnitt, ohne Kragen, beide blau, letztere mit Roth ausgeschlagen; weite rothe Hosen, welche bis an das Knie reichen, Schuhe, Kamaschen, und über dieselben hohe Beinschienen von starkem Leder, welche bis zum Knie hinaufgehen. Den Leib umwinden sie mit einem himmelblauen Shawl, der Kopf ist mit dem Fez bekleidet, welcher durch Umwindung mit einem zweifarbigen Shawl sich in einen Turban verwandelt. Bei schlechtem Wetter wird eine blaue Kapuze, welche sich an der Jacke befestigen läßt, über den Kopf, den bloßen Hals und die Schultern gezogen. Als Waffe haben sie das Gewehr, dessen Bajonnet zugleich als Dolch dient und am Bandelier getragen wird, an der Seite hängt das kurze, römische Schwert, zu kriegerischen und ökonomischen Zwecken gleichmäßig brauchbar. Die Patrontasche hängt vorn unter der Brust, der Tornister ist klein, das Riemzeug gelb; im Ganzen ist die zu tragende Last auf das Minimum reducirt. — Aehnlich den Suaven sind die Chasseurs Indigènes uniformirt, nur haben dieselben grüne Jacken und sind statt der Gewehre mit Büchsen bewaffnet.

Bei der Cavallerie sind Europäer und Afrikaner mehr gesondert als bei der Infanterie. Die Spahis bestehen der überwiegenden Mehrzahl nach aus Eingebornen, hauptsächlich aus den Ueberresten der regulären Truppen des Dey's; die Tracht derselben hat im Schnitt große Aehnlichkeit mit der der Suaven. Ihre Jacken sind roth, die Hosen blau, auch tragen sie französische Cavalleriestiefel; ihre Waffe ist die Büchse und der Yatagan (kurze, breite, etwas gekrümmte Säbel). Im Gegensatz zu den Spahis sind die Chasseurs d'Afrique alle Europäer, und haben auch in der Tracht nichts Afrikanisches, indem sie mit einer runden rothen Feldmütze, einem hellblauen Waffenrock und langen rothen Cavalleriehosen bekleidet sind; ihre Waffen sind die Büchse und der Cavalleriesäbel. Die Cavallerie ist durchgängig schön beritten.

Die Vermischung der Europäer mit den Afrikanern im Heere war eine Maßregel, durch welche man sich der Ergebenheit der neuen Bundesgenossen versicherte, zu gleicher Zeit aber eine Annäherung beider Nationen bezweckte. Will man darin, daß Mohammeds Anhänger unter den Truppen sich mit Wein und Schweinefleisch ausgesöhnt haben, eine Annäherung derselben an das Christenthum sehen, was wenigstens der Troupier bei Aufzählung seiner vielen Verdienste nie unterläßt, so darf man andrerseits nicht unerwähnt lassen, daß gewisse Lehren des Koran bei besagtem Troupier ein geneigtes Ohr finden; dadurch wird Gleichgewicht hergestellt. Daß die afrikanischen Truppen sich in der That einigermaßen civilisirt haben, dafür zeugt ihre strenge Disciplin, welche selbst bei den Gegnern Eingang gefunden hat, und das Abschaffen der barbarischen Sitte, dem gefallenen Feinde das Haupt abzuschneiden und diese blutigen Trophäen am Sattel heimzubringen, überhaupt mit der Leiche des Feindes ekelerregenden Spott zu treiben. Einen Beweis von natürlichem Verstande geben die eingebornen Soldaten dadurch, daß die Sitte oder Unsitte des Duells, welches bei dem französischen Troupier an der Tagesordnung ist, bei ihnen als eine Lächerlichkeit keinen Eingang findet.

(Fortsetzung folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag des Montags fand die zweite Versammlung des Generalausschusses statt. Das erste Geschäft betraf die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Southampton und Cheltenham traten als Rivalen

auf, und Norwich hatte ebenfalls einen Deputirten in Sir John Boileau gesandt. Nachdem die Deputirten der beiden erstern Städte, denn Norwich wurde gleich im Anfang aus dem Felde geschlagen, ihr Möglichstes gethan, um die Vorzüge ihrer Stadt recht deutlich ins Licht zu stellen, fiel der Sieg Southampton zu, da dieses, wie Hr. Murchison bemerkte, wegen der Nachbarschaft Frankreichs ungemein günstig liege, wodurch sich hoffen ließ, daß recht viele Gelehrte dieses Landes sich zur Theilnahme würden bewegen lassen, ja vielleicht erschiene sogar der ganze geologische Congreß, der dann, indem er sich mit der geologischen Section der Association vereinige, wenigstens die „entente cordiale" der Philosophen der beiden Sectionen verwirkliche. Hr. Murchison wurde wieder durch Acclamation zum Präsident ernannt und der Anfang Septembers zur Versammlungszeit festgesetzt. Prof. Stevelly machte freilich auf das stürmische Wetter aufmerksam, welches zur Zeit der Aequinoctien eintrete, wodurch die Besucher einer gleich stürmischen Passage ausgesetzt seyn würden; seine Motion blieb aber unberücksichtigt, und ein anderes Mitglied trug daher darauf an, daß man, da man die Versammlung nicht aufschieben wolle, wenigstens die Aequinoctien aufschieben möge.

Ein sehr bitterer und scharfer Artikel der Times über die Ketzereien der Geologen, an deren Spitze die HH. Canonici Buckland und Sedgwick ungeachtet ihrer geistlichen Würden ständen, sprach gerade aus, daß diese durch ihre Lehren die Bibel umzustürzen beabsichtigten. Der Artikel war mit dem Namen Anti-Megatherium bezeichnet.

Hr. Murchison hielt am Abend einen ganz interessanten und ausführlichen Vortrag über die Geologie des europäischen Rußlands und über den Ural. Er leitete diesen mit der Bitte um milde Beurtheilung ein, da er seine Jugend als Soldat unter dem großen Wellington und nicht unter dem Katheder durchlebt. Sein Hauptzweck sey jetzt seine Zeitgenossen auf eine verständliche Weise mit einem Theil der Welt bekannt zu machen, der zweimal so groß sey als alle Königreiche des westlichen Europa's vereinigt, wobei er auf die Karte, die Frucht des vereinten Fleißes seiner beiden Reisegesellschafter, des Hrn. de Verneuil, des Grafen Keyserling und seines eigenen, hinwies, die er der Gesellschaft hiemit vorlege. Seine gediegenen und höchst interessanten Bemerkungen bezogen sich hauptsächlich auf die Länderfläche, die gegen Norden von den skandinavischen Bergen, gegen Osten von dem Ural und dem Kaukasus nach Süden eingeschlossen würde, die aber durchgängig, mit Ausschluß einer einzigen Strecke, nach Süden keine krystallinischen und Eruptionsfelsen besäße und in ihren Formationen von den ältesten oder protozoischen Gruppen an bis zu den Tertiäranhäufungen hinauf nichts als eine unzusammenhängende und unsolidificirte Bildung zeige. Der Dechant von Westminster, Archidiaconus Wilberforce, erhob sich nach dem Schluß des Vortrags, um mit hinreißender Beredsamkeit Hrn. Murchison seinen und der Versammlung Dank auszusprechen. Zuerst berührte er darin die großen Verdienste von Murchison, ging dann auf den Verein über, welcher in diesem Augenblick die Gelehrten Englands und so vieler anderer Länder Europa's hier versammelt hätte, bewies, daß selbst in dem migratorischen Charakter der Association etwas ungemein Verdienstliches läge, da so von den Jüngern der Wissenschaften die Wissenschaften selbst vor die Hausthüren vieler getragen würden, weßhalb er auch bestimmt hoffe, daß er jene bald in seiner Heimath bewillkommen würde können. Würde ich dieß aber können, fuhr er fort, ich, der ich mit einer hohen geistlichen Würde betraut bin, wenn ich nur irgend wie die Meinung hegte, daß den Vorwürfen, die der Association eben gemacht worden sind, auch nur der geringste Grad von Wahrheit zu Grunde läge? Er und alle, die ihn jetzt umgäben, würden sich gewiß lieber in der tiefsten Unwissenheit gefallen, als nur irgend ihren Glauben durch ihr Streben wankend machen zu lassen, in Sachen wankend machen lassen, die unendlich höher ständen als das Leben selbst. Nur der schamlos freche Mann könne hier von einem Streite zwischen Glauben und Wissen sprechen, hier, wo einst der mächtige Newton wandelte, dachte und entdeckte, wo er, qui ingenio genus humanum superavit, sich dennoch als ein demüthiger Gläubiger vor seinem Gott gebeugt. Um so weniger hätte man aber auch erwarten können, daß solche Vorwürfe würden laut werden, als es in der That geschehen sey. Das Argument jener aber, welche da behaupteten, diese wissenschaftlichen Untersuchungen widersprächen der Offenbarung Gottes, sey verächtlich und ohne alles Gewicht. Er behaupte, Wissenschaft und Religion könnten nicht in Widerspruch miteinander stehen, denn die Wissenschaft sey die Tochter der Religion, da die letztere erst die Kräfte im Menschen so weit entwickle, um der Wissenschaft folgen zu können. Nur das Christenthum allein verleihe dem Menschen die Geduld und Kräfte, um ihn zum wirklichen Philosophen zu machen. Nur der Christ könne ruhig der Natur ins Angesicht schauen, nur er könne sie mit Ehrfurcht, zugleich aber auch mit Kühnheit vermögen, ihre geheimen Gesetze ihm zu erschließen, ohne daß er diese mit dem Hohn eines Cynikers für ein gesetzloses Ungefähr erkläre. Nur der, welcher den hohen Schöpfer erkannt, könne auch seinen Spuren folgen, nur wem durch die christliche Offenbarung die Kraft mitgetheilt sey, könne in dem zerrissenen, veränderlichen und unscheinbaren Wirken, welches ihn umgäbe, die wahren und allgemeinen — die durchgehenden Gesetze der höchsten universellen Ursache entdecken. Nein, wiederholte der Redner, die wahre Wissenschaft kann nie mit der Religion im Widerstreit stehen. Diese Furcht gleiche jenem nichtigen Phantom, welches die Menschen in einer verdüsterten Vergangenheit veranlaßt, alle wahre Kenntniß der Natur zu unterdrücken, aus Furcht, es möge ihren eigenen, menschlichen Ueberlieferungen gefährlich werden, die sie, der Offenbarung zuwider, als Glaubensnormen aufgestellt. Diese Furcht war es, welche das Leben des Copernicus und Galilei trübte und verbitterte u. s. w. Der Dechant schloß seine treffliche Rede mit dem Aufruf: daß der Allmächtige, welcher das Licht geschaffen und das Auge ermächtigt, dieses in sich aufzunehmen, es auch wünsche, daß er dasselbe in sich aufnehmen möchte, und daß er auf gleiche Weise in dem menschlichen Geist die Kraft zur Beobachtung verliehen, in dieser das Sehnen gepflanzt, alles um sich herum unter gewisse Kategorien zu bringen, um sich dasselbe verständlich zu machen, damit er die Erde unter und den Himmel über sich durchwandere, um in den dabei erhaltenen Offenbarungen und ihren ewigen Gesetzen Beweise für die regierende Hand dessen finden möchte, der sie so erschuf und erhalte. Diese Vertheidigungsrede wurde von dem vortrefflichen Dechant mit einer Würde und Kraft vorgetragen, die den allgemeinsten Beifall ernten mußte. (Fortsetzung folgt.)

Verkauf von Schildkröten in England. Seit Sir Rob. Peel die Abgaben auf alle die kleinen Einfuhrartikel abgeschafft hat und die Dampfboote so gut im Gange sind, bringt man eine Menge Schildkröten aus Westindien nach London, und kürzlich wurden 160 in Einer Woche verkauft. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1845.

Ueber die ossetische Sprache.

Von Hrn. Sjögren ist eine Grammatik und ein Wörterbuch der ossetischen Sprache erschienen, und da dieß seit Klaproths ziemlich oberflächlichen Mittheilungen das erste bedeutende Werk über diese Sprache ist, so halten wir es nicht für unangemessen, hier einiges darüber zu sagen, da Klaproth die Stellung, welche das Ossetische im Sprachengebiet einnimmt, zwar in so weit festgestellt hat, daß er sie zu den indogermanischen rechnet, aber diesen Ausspruch so dürftig mit Zeugnissen aus der Sprache selbst unterstützte, daß man wiederholt daran irre geworden ist. Sjögren verweilte mehrere Jahre unter den beiden Hauptstämmen der Osseten, den Tagauren und Digoren, lernte die Sprache gründlich kennen, und ist jetzt mit einer möglichst umfassenden Grammatik und einem kleinen Wörterbuch hervorgetreten. Die Verbindung, in welcher die Osseten mit den Russen stehen, hat ihn veranlaßt, die Grammatik vorzugsweise zum Erlernen der Sprache für russische Civil- und Militärbeamte einzurichten, und darum ist nicht bloß die Grammatik russisch geschrieben, sondern Hr. Sjögren hat auch, weil die Osseten bisher keine Schriftsprache hatten — mit Ausnahme einiger theils mit georgischer, theils mit russischer Schrift gedruckten Religionsbücher — das russische Alphabet angenommen, und da dieß nicht ausreichte, lateinische, griechische, serbische und verdrehte russische Buchstaben hinzugethan, wodurch er ein Alphabet von 43 Zeichen erhielt, wogegen die Philologen vielleicht manches einzuwenden haben werden. Zu wünschen ist, daß entweder Hr. Sjögren selbst oder ein anderer Philologe das Werk dem europäischen Westen zugänglicher mache, denn so viel geht aus einer flüchtigen Ansicht hervor, daß die Sprache der Osseten zwischen den iranischen und germanischen eine sehr bedeutende Stellung einnimmt. Was derselben noch ein besonderes historisches Interesse gibt, in sprachlicher Hinsicht aber eher Bedauern erwecken muß, ist der Umstand, daß ihre Formlosigkeit darauf hindeutet, daß das Volk mit allerlei andern, auch fremdartigen Stämmen in vielfache Berührung trat, und dadurch ihren ehemaligen Formenreichthum, wovon sich Spuren erhalten haben, verloren hat.

Wir kennen das Werk nur aus einer Uebersicht, welche ein Recensent in dem russischen Journal für Volksaufklärung (Mai 1845) gegeben hat, und können daraus nicht immer entnehmen, welche Ansichten Hrn. Sjögren und welche dem Recensenten angehören. Dieß bezieht sich namentlich auf die ethnographische Ausführung, in welcher behauptet wird, das Volk, zu welchem die Osseten als einzelner Stamm gehören, sey im 7ten Jahrhundert vor Chr. von den Scythen aus Medien in die Steppen zwischen Don und Wolga verpflanzt worden, und zwar unter dem Namen Sarmaten, deren einzelne Stämme die Namen Jaxamaten, Roxolanen, Jazygen, Alanen, Jasen und Ossen geführt hätten. Wir erwähnen dieß nur, um die ethnographische Richtung zu bezeichnen, welche der Verfasser oder sein Recensent bei diesem Anlaß genommen haben; der letztere geht sogar so weit, von einer *sarmatisch*-ossetischen Sprache zu reden, wozu die Berechtigung um so mehr anzustreiten seyn möchte, als bei der Ungewißheit, in welcher die alte Völkerkunde hinsichtlich der Sarmaten noch immer verkehrt, solche Namen nur zu Begriffsverwirrungen Anlaß geben können.

So unzweifelhaft es ist, daß die Sprache der Osseten dem indogermanischen Stamm sehr nahe angehört, so ist es doch wie oben schon erwähnt sehr zu bedauern, daß die Formen so sehr verloren gegangen sind, obgleich dieß im tagaurischen Dialekt weniger als im digorischen der Fall ist. Die ossetische Sprache unterscheidet nicht zwischen den Geschlechtern; *) das Beiwort wird, wie im Persischen, nur dann verändert, wenn es als Hauptwort gebraucht wird. Eben so ist das Zeitwort, dessen indogermanischer Charakter indeß augenfällig ist, großentheils formlos, und wird meist durch Hülfszeitworte gebildet. Von den Fürwörtern und Zahlen, welche in allen Sprachen eine so wichtige Rolle spielen, können wir anführen, daß as oder äs „ich" bedeutet, während das persische *man* oder *men* nur in der Bedeutung „mir" und „mich" vorkommt. Die

*) Doch wird, wie im Persischen, wenn es nöthig ist, das Wort *nal*, Männchen, oder *syle*, Weibchen, zur Unterscheidung angehängt; *nal* möchte wohl dem persischen zu demselben Gebrauch dienenden Worte *nar* verwandt seyn.

Zahlen bieten eine ganz besondere Eigenthümlichkeit dar; die zehn Grundzahlen sind die indogermanischen mit Ausnahme von farast, neun, wobei jedoch zu bemerken, daß bei der Zahl 19 das indogermanische Wort nou für „neun" wieder eintritt, so daß man also die Ausnahme des Wortes „farast," für eine Zufälligkeit erklären muß. Auffallend dagegen sind die Zahlen von 10 bis 100, welche nicht wie im Deutschen und Persischen ganz regelmäßig nach den Zehnern, sondern nach Schock oder Zwanzigen gezählt werden, beinahe wie im Dänischen, wo auch sichtlich zweierlei Zahlsysteme zusammengestoßen sind, und sich auf eine sehr unregelmäßige Art verbunden haben. Im Dänischen sind die zehn ersten Zahlen ganz den germanischen entsprechend, aber die Zahl „tyve" für 20 hat schon etwas fremdartiges; dann kommt „tredive" 30, „fyrretyve" 40, wo man annehmen sollte, dieß bedeute 4 mal 20, also 80, dem ist aber nicht also, sondern 80 lautet „firesindstyve" viermal zwanzig. Diesem Zählen nach Schock oder Zwanzigen entsprechen nun Zahlen wie 50 oder Halftredie sindstyve, d. h. halb dreimal zwanzig, 60 tresindstyve, d. h. dreimal 20; 70 halfierdesindstyve, halb viermal 20, 90 halvfemtesindstyve oder halb fünfmal 20. Im Ossetischen geht es ganz regelmäßig: 30 ist 10 und 20, 40 ist 2 mal 20, 50 ist 10 und 2 mal 20, selbst 100 wird noch durch 5 mal zwanzig ausgedrückt, doch findet sich dafür auch Säde (pers. Sad). Reste des Zählens nach Schock oder Zwanzigen finden sich noch in dem Nordfranzösischen soixante-dix, quatre-vingt und quatre-vingt dix, auch in dem englischen four-score, 80, was im gewöhnlichen Leben noch häufig vorkommt und namentlich im prägnanten Sinne gebraucht wird.

Eine solche Sprache, in der sich so manche Anknüpfungspunkte an die persischen und germanischen Sprachformen finden, ist gewiß interessant genug, um ein näheres Studium hervorzurufen. Seit dem letzten Jahrtausend sind die Osseten wohl sicher in ihren Bergen gesessen, und ob sie überhaupt, wie dem Obigen nach vermuthet wird, längere Zeit in dem Lande zwischen Don und Wolga gehaust, möchte noch manchem Zweifel unterliegen. Jedenfalls aber ist es außer Zweifel, daß diese Sprache dem Persischen und Germanischen näher steht, als das Armenische und Georgische, der Sprachen im Norden des Kaukasus gar nicht zu gedenken.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Daß der französische Soldat durch den Gedanken, wie Großes die Armee nicht nur im Felde geleistet, sondern auch durch anderweitige Dienste, durch Urbarmachung des Landes und durch ausgeführte Bauten zur Herbeiführung eines bessern Zustandes gethan hat, zu einem gewissen Selbstgefühl gelangt, ist wohl begreiflich; bei unedlen Naturen führt dieses freilich zur Ueberschätzung des eigenen Verdienstes und zur Verachtung anderer Stände; doch kann dieses keineswegs als der allgemeine, in der Armee herrschende Ton angesehen werden Der Trieb der Geselligkeit und gewisse Formen der Artigkeit wurzeln zu fest im Franzosen, um ein strenges Abschließen des Soldaten von andern Ständen möglich zu machen, und ich habe mehrmals einen Beweis freundlicher Zuvorkommenheit von ihnen empfangen.

In einem Lande, dessen Verhältnisse noch wenig geregelt sind, hat man häufig Gelegenheit praktisch zu lernen, daß wir einer ohne Hülfe des andern wenig vermögen, und wenn ich mehr als einmal Gefälligkeiten von Fremden in Anspruch nahm und empfing, so habe ich auch mehr als einmal den Eseltreiber, Packträger und Laufburschen gespielt, um fremden Leuten beizustehen.

Durch die grausame Art, mit welcher der Krieg lange Zeit geführt wurde, hatten die Soldaten den Eingebornen gegenüber jedes menschliche Gefühl abgelegt, und so wie der Kabyle keinen Pardon gab, sondern die Verwundeten und Gefangenen grausam hinmetzelte, oder hinterlistig den vereinzelten Krieger bis am Eingange des Lagers überfiel und ermordete, so wüthete auch der französische Soldat gegen den Feind, er machte Jagd auf friedliche Nomaden wie auf wilde Raubthiere, er schändete ihre Weiber und Töchter, wo er ihrer habhaft wurde. Den feindlichen Tribus gegenüber mag es wohl jetzt noch beim Alten geblieben seyn, dagegen schützen innerhalb der unterworfenen Provinzen die strengsten Kriegsgesetze das Leben und Eigenthum der Besiegten gegen die Willkür und Rohheit der Sieger.

Vom gemeinen Soldaten avanciren wir zum Officier. Daß ehemalige Zöglinge der polytechnischen Schule und anderer eigentlichen Kriegsschulen den gelehrten Officieren anderer Nationen an Kenntnissen keineswegs nachstehen, und auch in Beziehung auf gesellige Bildung den Vergleich wohl aushalten können, ist bekannt. Das algierische Officiercorps besteht zum Theil aus Leuten dieser Gattung; die Mehrzahl der Officiere sind aber Männer, welche mit dem Degen in der Faust die Epaulettes auf dem Schlachtfelde erkämpfen. Einen solchen Mann darf man nicht mit demselben Maße messen, welches für den Friedenssoldaten gilt; von einem geschniegelten Aeußern ist bei ihm nicht die Rede; vielen steht die niedrige Herkunft, fast allen aber die Bravour auf der Stirne geschrieben; an der Brust der meisten glänzt das Kreuz der Ehrenlegion. Da der französische Officier weder den Glanz eines adeligen Namens noch die Ehre seines Standes durch äußeren Prunk aufrecht zu erhalten nöthig hat, so ist ein Lieutenant nicht gezwungen, bei seinen bescheidenen Einkünften den Herrn zu spielen, und hält sich nicht für entehrt, wenn er seine Mahlzeit in einem möglichst billigen Speisehaus einnimmt, oder auf Diligencen und Dampfbooten die theuern Plätze reicheren Leuten als er ist überläßt.

Daß es nicht allen denen, welche die Kriegsfortuna begünstigt und zu Titeln und Würden verhilft, gelingt, in geselligen Verhältnissen ihren neuen Stand ganz würdig zu repräsentiren, ist begreiflich, eben so bekannt sind aber auch die Beispiele vom Gegentheile, denn der Anfang dieses Jahrhun-

derts hat ja mehr als einen Helden gezeigt, der in den bescheidensten Verhältnissen geboren, die erkämpfte Königskrone königlich zu tragen wußte. Im allgemeinen denkt der französische, namentlich der algierische Officier nicht an Verachtung des Bürgerstandes, alle, die ich kennen gelernt habe, waren zuvorkommend und artig gegen mich.

Schließlich sey es mir erlaubt, noch mit wenigen Worten einiger Krieger zu erwähnen, deren Namen allgemein bekannt sind. Zuerst der Marschall Bugeaud, ein kräftiger Mann, den das herannahende Greisenalter noch ungeschwächt findet, ein tapferer und umsichtiger Soldat und, was auch die Opposition sagen möge, ein ausgezeichneter Verwalter. Hiefür zeugen die Festigkeit, mit welcher er das einmal für gut befundene System verfolgt, die schwierigen Bauten und anderweitigen Anlagen, welche er begonnen und vollendet, die Ordnung, welche in den verschiedenen Verwaltungszweigen an die Stelle des früheren Wirrwarrs getreten, die persönliche Sicherheit nicht nur der Stadt, sondern ganzer Provinzen, welche selbst der vereinzelte Reisende jetzt gefahrlos durchzieht, und das Vertrauen, welches allmählich in dem Herzen der Bewohner Wurzel schlägt.

Der zweite Mann im Staat ist der General Lamoricière, während des abgelaufenen Winters Vicegouverneur von Algier, der tapferste Soldat und umsichtigste Feldherr. Bei der Einnahme von Algier Unter-Lieutenant, zeichnete er sich bald durch kriegerische Thaten und die Gewandtheit, welche er den Eingebornen gegenüber entwickelte, aus. Er eignete sich in kurzem ihre Sprache so vollkommen an, daß er, von seiner südlichen Physiognomie begünstigt, sich dreist für einen Beduinen ausgeben konnte, und man erzählt mehr als einen ans Fabelhafte gränzenden Zug seiner Kühnheit und Gewandtheit. So brachte er einmal wochenlang als Beduine verkleidet unter einem feindlichen Stamm zu, um die Plane desselben zu erkunden, und entging als dieß gelungen, er aber durch eine Zufälligkeit erkannt war, fast durch ein Wunder ihren Verfolgungen. Ein andermal begab er sich, nur von einigen Reitern begleitet, in eine große Versammlung von erst halb unterworfenen Beduinen, welche mehrere Meilen vom französischen Lager zusammengekommen waren, um Maaßregeln gegen die Europäer zu verabreden. Er ergreift trotz den von allen Seiten laut werdenden Ausbrüchen feindseliger Gesinnung das Wort, und es gelingt ihm durch Vorstellungen und Drohungen den Sturm zu beschwören, und die Rathschläge der Gegner Frankreichs zu vereiteln. Ein schnelles Avancement war die natürliche Folge solcher Thaten, schon im Jahre 1839 war Lamoricière General.

Zu bewundern ist, wie viele Franzosen, welchen es im allgemeinen so schwer zu werden scheint andere europäische Sprachen zu lernen, sich in das arabische Wesen und die dortige Landessprache eingelebt haben. Wenn man ihre höhern Officiere, die durch ihre Stellung in mannichfache Beziehungen zu den Arabern gebracht werden, von letzteren umgeben sieht, wie sie in arabischem Costüm in ihren Functionen als Aga Recht sprechen, Rath ertheilen u. s. w. und dabei in ihrer äußern Erscheinung und ihrem Benehmen vollkommen den Eingebornen gleichen, so muß man wenigstens Eins einräumen, sie spielen Komödie à merveille.

Seit dem Heldentode des Generals Mustapha bekleidet Yussuf von allen Eingebornen den höchsten Platz im französischen Heere; deßhalb und wegen seiner großen Popularität auch einige Worte von ihm. Seine Herkunft ist zweifelhaft, die Fama gibt ihm einen neapolitanischen Principe zum Vater, eine französische Tänzerin zur Mutter. Er wurde als Knabe nach Tunis gebracht und im Palaste des Bey erzogen. Die Schönheit des Jünglings machte Eindruck auf eine der Töchter seines Herrn, und es entspann sich ein zartes Verhältniß, bei dessen endlicher Entdeckung der Bey in die höchste Wuth gerieth und den Sünder zum Tode verurtheilte. Unter dem Palaste des Bey befinden sich weit verzweigte Katakomben, in denen die geheimen Executionen vor sich zu gehen pflegen. Der gefesselte Yussuf wird zu dieser Richtstätte geführt, einige Bewaffnete bilden die Escorte. Man breitet einen Teppich aus, auf welchem der Verbrecher niederkniet, nachdem man ihm die Fesseln abgenommen, um sein letztes Gebet zu verrichten; der ganze Raum ist nur von einem Feuerbecken, welches am entgegengesetzten Ende des Teppichs steht, matt erleuchtet. Da erwacht plötzlich die Lust zum Leben im Todescandidaten, mit einem Sprunge erhebt er sich, stößt das Becken um, durchbricht die Schaar der Schergen und stürzt sich aufs Gerathewohl in das düstere Todeslabyrinth. Bald weicht der Boden unter seinen Füßen, und er versinkt bis an den Hals in eine mit Schlingpflanzen überwachsene Lache. Hier bleibt er unentdeckt, während die Verfolger nach allen Richtungen hin die Katakomben durchschweifen. Endlich wagt er sich heraus, tappt viele Stunden lang vergeblich umher, und gelangt erst am Ende des dritten Tages wieder ins Freie. Jetzt gilt es die Verzeihung des beleidigten Herrschers zu erzwingen. Wenige Tagreisen von Tunis in einer wilden Gebirgsgegend hat ein Rebellenanführer sein Lager aufgeschlagen und trotzt dort den Befehlen seines Herrschers. Mehrere Truppenabtheilungen sind gegen ihn abgesandt, vermögen aber nichts gegen ihn auszurichten und beschränken sich darauf die Gebirgspässe zu besetzen. Der Anführer eines dieser Corps ist ein Freund Yussufs. Er begibt sich zu diesem und theilt ihm seine Plane mit. In einer Nacht dringt er allein in das Lager der Rebellen, findet das Zelt des Anführers, schleicht in dieses und streckt ihn todt nieder; er schleicht zurück, erreicht sein Roß, wird von den Feinden umzingelt, schlägt sich durch und erreicht das zum Angriff herannahende Corps seines Freundes, welches mit leichter Mühe die ihres Oberhauptes beraubten Rebellen vernichtet. Nach dieser That kehrt Yussuf nach Tunis zurück, wirft sich zu den Füßen des Beys und erhält vollständige Vergebung. Unglücklicherweise wird Yussuf von den Damen des Palastes abermals liebenswürdig gefunden, unterliegt aufs neue der Versuchung, wird wieder entdeckt und zum Giftbecher verurtheilt. Er verschmäht indessen auch diese Gelegenheit seine Sünden zu büßen, flieht noch bei Zeiten und erreicht wohlbehalten Algier. Hier trat er unter die Janitscharen und nahm am Kampfe

gegen die Franzosen unter dem General Bourmont Theil. Der Dey unterlag, seine Truppen waren ihres Dienstes quitt, und Yussuf trat mit vielen seiner Cameraden in die Legionen seiner frühern Feinde über. In diesem neuen Verhältnisse gab er die glänzendsten Beweise von Tapferkeit und Umsicht, namentlich bei der Besetzung der Citadelle von Bona, wo er von nur wenigen Tapfern begleitet, in die Veste der Feinde eindringt, welche schon früher durch Verrath eine französische Truppenabtheilung niedergemetzelt. Hier gelingt es ihm durch geschickte Benutzung der Umstände, sie so vollkommen umzustimmen, daß sie sich für Frankreich erklären, sich unter seine Befehle stellen, die Verräther ausliefern und ihm blindlings Folge leisten, bis die französische Regierung die gehörige Anzahl Truppen sendet, welche ihn von seinem gefahrvollen Posten ablösen. So erkämpfte er in wenigen Jahren unter den Christen sich einen glänzenden Namen und eine hohe Stelle im Heere, als das Schicksal den jungen Rinaldo in die Zaubergärten der Armida führte, welche sich an den Ufern der Seine vom Pont d'Austerlitz bis zum Pont de Jena ausbreiten. Der Löwe der Wüste wurde hier der Lion der Salons, und sein Name strahlte glänzender als der des weiland Duc de Richelieu und Maréchal de Bassompierre (der den geneigten Lesern aus Goethe bekannt seyn wird). Zum Heere zurückgekehrt, empfingen die solche Verdienste anerkennenden Franzosen mit Bewunderung den Mann, der, wie sie sagen, gleich ausgezeichnet im Felde wie im Cabinette, verdiente ein Franzose zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das schöne Modell des Mondes, welches Madame Witte den Dienstag aufgestellt, zog die Aufmerksamkeit der physischen Section in einem hohen Grade auf sich. Es war aus Wachs verfertigt und zeigte die sichtbare Hemisphäre des Trabanten. Die Gebirgsketten, einzelnen Berge, Thäler, Ebenen u. s. w. waren im mikrometrischen Maaßstabe ausgeführt. Sir John Herschel knüpfte daran mehrere interessante Bemerkungen über den Mond mit seinen Erscheinungen. Sir David Brewster sprach dann über die Höhlungen, welche man im Topas findet, die zugleich mit einer Flüssigkeit gefüllt sind, welche leichter als Wasser ist; Hr. Ronalds und Dr. Ure über magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Kew und Christiania. Diese letztern waren von dem norwegischen Consul gemacht worden. Prof. Stevelly's Vortrag bezog sich auf die Projection eines Sternes am Rande der Mondesscheibe.

Hr. Prof. Boguslawski aus Breslau las eine Abhandlung über den herrlichen Kometen von 1843. Leider war die Abhandlung französisch niedergeschrieben und blieb daher dem größten Theil unverständlich. Namentlich lenkte Hr. Boguslawski die Aufmerksamkeit auf das brillante Licht des Nucleus, was dieser angenommen, nachdem der Komet das Perihelium passirt hätte. Hr. Boguslawski hält diesen Kometen für den des Aristoteles, was jedoch die Annahme bedingt, daß er zu ungleichen Perioden zurückkehrt.

In Section B fand man es heute für nöthig, den Damen auf eine kurze Zeit den Eintritt zu versagen, um ihre Gefühle während der Vorlesung einer medicinischen Abhandlung nicht zu verletzen, worauf Hr. Charlesworth dann über einen Kiesel sprach, den man in der Höhlung eines fossilen Reptils gefunden hatte. Hr. Joule zeigte, um seine Abhandlung über mechanische Aequivalente der Hitze zu erläutern, einen Apparat, mittelst welchem er eine Hitze von 453° F. hervorgebracht habe, welche der mechanischen Kraft entspreche, die 490 Pfund einen Fuß über den Boden erheben könne. Prof. Playfair theilte das Resultat einiger Untersuchungen mit, welche Hr. Splittgerber über die Bereitung von farbigem Glas angestellt habe, von dem er einige Muster vorlegte. Prof. Schönbein fuhr darauf fort seine Untersuchungen über Ozone mitzutheilen, die in einer frühern Sitzung unterbrochen worden waren. Während seines Vortrags vermehrte sich die der schönen Welt angehörenden Zuhörer immer mehr und mehr. Seine Bemerkungen bezogen sich hauptsächlich auf die Gegenwart von Ozon in der Atmosphäre. Prof. Cumming bemerkte dagegen, daß er sich kaum von dieser Gegenwart überzeugt halten könnte, während Hr. Harris bemerkte, daß ein Geruch, welcher jenem des Ozons gleiche, dann und wann auf der See vorherrschend sey, den die Matrosen gewöhnlich mit jenem des brennenden Schwefels verglichen. Prof. Faraday hielt jenen Geruch nicht für die Folge, daß elektrische Funken die Atmosphäre durchkreuzt hätten, und meinte, daß eine solche Annahme mehr der „poetischen Einbildung" angehöre, welche Prof. Schönbein so schön mit seiner Theorie verschmolzen habe. Prof. Schönbein vertheidigte jedoch seine Theorie mit ungeschwächtem Muthe, und bemerkte, daß seine poetische Einbildung dann merkwürdigerweise von längerer Dauer gewesen sey, als man bisher von solchen poetischen Extasen glaubwürdige Beispiele besäße, da ihm eine sechsjährige Untersuchung bewiesen, daß Ozon eine Verbindung von Oxygen und Hydrogen sey, die er als ein Trioxyd des Hydrogens betrachte. An diesem heutigen Vortrag knüpfte am folgenden Tag Prof. Schönbein einige Bemerkungen über die Zusammensetzung und die Wirkung des Hydrats der Salpetersäure. Am Ende dieser Bemerkung wurde ihm allgemeiner Beifall zu Theil, und ihm zugleich der lebhafte Wunsch ausgedrückt, daß er auch bei der nächsten Versammlung wieder in England erscheinen möchte. Er dankte mit den herzlichsten Worten und versprach bei seiner nächsten Anwesenheit gewiß eine ganze Flasche seines Ozons vorzuzeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sterblichkeit der Sipahis in Hong-Kong ist noch immer furchtbar. Die Shipping Gazette vom 8 August meldet nach dem Friend of China, daß das vierte Sipahiregiment aus Madras sich daselbst im April 1843 1200 Mann stark einschiffte und am 30 April 1844 durch Tod und Krankheiten in Folge des Dienstes in der Malaccastraße auf 848 Mann herabgebracht auf Hong-Kong landete. Jetzt zählt das Regiment noch 442 Mann, von denen 70 im Spital liegen. Trotz dieses beispiellosen Verlustes fürchtet man doch, daß das Regiment zu neuem Dienst nach Tschusan werde eingeschifft werden. Wenn dieß der Fall ist, so werden von den 1200 nur wenige Indien je wieder sehen. Sie erwarten sehnlichst die Rückberufung in ihr Heimathland, und wenn diese nicht erfolgen sollte, so wird wohl der Tod in den Reihen der entmuthigten und durch Krankheiten bereits geschwächten Soldaten furchtbar aufräumen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1845.

Calderons Schauspiel „Liebe nach dem Tode und die Belagerung von Alpuxarra."

Dieses Schauspiel, eines der lebendigsten Calderons, hat eine historische Bedeutung, welche für das Land und den Geist der damaligen Zeit äußerst merkwürdig ist. Ch. Didier gibt darüber in seinem Bericht über einen Ausflug in diesem Landstrich (Revue des deux mondes, 1 August) eine Aufklärung, die wir hier in Kürze mittheilen wollen.

Die spanischen Geographen bezeichnen gewöhnlich mit dem Namen Alpuxarras den ganzen Theil des Königreichs Grenada, welcher zwischen dem Mittelmeer und der Sierra Nevada liegt, und fügen hinzu, daß man hier auf einem Raum von wenigen Leguas die prachtvolle Vegetation der Tropen und die magern Moose von Grönland finde. Dieß ist aber nicht ganz richtig, denn die Alpuxarra, nicht Alpuxarras, stößt nicht ans Meer, sondern umfaßt nur das Bergland, welches ein sehr gesundes Klima, herrliche Weiden, reichliches Wasser und zahllose Minen hat, namentlich in der Sierra de Gador, wo man nach dem Sprüchwort mehr Blei als Steine findet. Die Bevölkerung ist in zwölf Tahas oder Districte getheilt, welche 48 Flecken oder Dörfer mit dem Hauptort Urixar enthalten. Alpuxarra oder arabisch Abucharra bedeutet Land des Kampfes, ein Name, der sich von dem erbitterten Widerstand der hier wohnenden Christen gegen die einbrechenden Araber herschreibt, denn hier hielten sie sich noch, nachdem bereits fast das ganze übrige Spanien den Arabern unterworfen war. Geschützt durch den gebirgigen Boden wurden sie nie ganz unterworfen, und legten das Schwert nur unter der Bedingung nieder, ihre Religion frei ausüben zu können. Sieben oder acht Jahrhunderte später bot die Alpuxarra das Widerspiel dar: der Landstrich, wo die letzten Christen eine Zuflucht gefunden hatten, diente jetzt den letzten Moslems als Veste, die sie lange mit Tapferkeit vertheidigten. Die Härte, mit der man die arabisch redenden, freilich ziemlich verdächtigen Christen verfolgte, empörte zu wiederholtenmalen das Land, und scheint endlich selbst bei den Spaniern troß der Inquisition eine Art Reaction gegen dieses Verfahren hervorgerufen zu haben, zum mindesten trägt Calderons Schauspiel „Amar despues la muerte y el sitio de la Alpuxarra" davon die deutlichsten Spuren. Alles Interesse gilt hier den Mauren, ihr Aufstand wird gerechtfertigt und ihre Beschwerden aufgezählt, ja übertrieben in Versen, die einem Moslem zur Ehre gereichen würden.

Das Schauspiel ist historisch: ein maurischer Ritter aus der Umgegend von Almeria, Don Alvar Tuzani hat seine Geliebte, die schöne Maleha bei der Erstürmung von Galera verloren; er findet ihre Leiche mitten unter andern Todten von zwei tödtlichen Stößen in die Brust durchbohrt, er schwört um jeden Preis sie an dem unwürdigen Christen zu rächen, welcher der Welt so viel Schönheit rauben konnte. Um den Mörder aufzusuchen, läßt er sich unter das christliche Heer anwerben und entdeckt ihn auch in dem Soldaten Garcès. Hier folgt eine pathetische, furchtbare Scene: durch Zufall mit Tuzani in dem Gefängniß von Andarax eingesperrt, bekennt Garcès seinen Mord, und in der Schilderung, die er von seinem Opfer macht, erkennt Tuzani seine Maleha; er tödtet den Mörder mit einem Dolchstoß und entflieht, wird aber wieder aufgefangen und vor Don Juan de Austria geführt, der ihm auf die Bitte seiner Schwester das Leben schenkt. Obgleich aber dieser junge Held auftritt und den Knoten wie ein ächter deus ex machina löst, so spielt er doch eine ziemlich traurige Figur, und wird völlig in Schatten gestellt, nicht bloß von dem Helden des Stücks, sondern auch — keck genug! — von Ferdinand de Valor, einem maurischen Christen, dessen arabischer Name Muley Mohammed Ibn Humeya war, und welcher aus Grenada, wo er ein richterliches Amt bekleidete, entfloh und sich an die Spitze seiner ehemaligen Glaubensgenossen stellte, von denen er, als Abkömmling der ommajadischen Chalifen zum König ausgerufen wurde. Allerdings bringt Calderon dem öffentlichen Vorurtheil hie und da ein Opfer, dieß hindert aber nicht, daß der Grundgedanke hervortritt: der Held des Stücks ist ein Maure, und die hassenswerthe Person ein Christ. Das Stück mußte in Madrid ungeheuren Eindruck machen, denn das Lob der Empörer, der Moslems dem katholischen Könige und den Inquisitoren gegen-

über, war ein eigentlicher Skandal, zeugt aber für die in Spanien damals herrschende Gesinnung und setzt Calderons Charakter in ein neues Licht.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach abgehaltener Musterung des Kriegsheeres wenden wir uns zu dem Theile der bürgerlichen Gesellschaft der Stadt Algier, welcher aus Europa stammt. Fast alle Nationen unsers Welttheils finden hier ihre Vertreter; am stärksten repräsentirt sind Frankreich und Spanien, dagegen vermissen wir Alt-England gänzlich, eine Erscheinung, die um so auffallender ist, als die Küsten des Mittelmeeres im allgemeinen von Engländern sehr stark besucht werden, und die ohne Zweifel in der Mißgunst, mit welcher ihr Vaterland diese Eroberung Frankreichs ansieht, ihren Grund hat. Die vornehme europäische Gesellschaft besteht aus den Familien der Officiere und denen der französischen Civilbeamten, aus den Consuln der verschiedenen Staaten, aus Personen, welche aus Gesundheitsrücksichten das schöne Klima von Algier aufgesucht haben und von denen viele selbst nach ihrer Genesung sich von dem reizenden Südlande und dem ungezwungenen, wenig kostspieligen Leben nicht trennen wollen, endlich aus reichen oder reich scheinenden Geschäftsleuten. Zur letzten Classe müssen wir zum Theil die zahlreichen Speculanten rechnen, welche durch Aussicht auf reichen Gewinn ins Land gezogen, große Plane theils ausführen, theils im Munde führen und in kurzer Zeit große Summen erwerben und erschwindeln oder auch beträchtliche Verluste machen, welche zuweilen der eigene, viel häufiger der fremde Beutel decken muß. Die zahlreichen Unternehmungen, namentlich die vielen Bauten, welche seit einigen Jahren nothwendig geworden sind, verlangten pecuniäre Kräfte, welche bei der anfänglich precären Lage schwer zu beschaffen waren; das Geld bekam also auch einen ungeheuren Werth, und selbst bei soliden Unternehmen mußten und konnten 50 Procent Zinsen bezahlt werden. Im Maaße als die Stellung der Eroberer ein günstigeres Ansehen gewann, flossen die Geldmittel reichlicher zu, doch wird auch jetzt noch auf Grundstücke in der Stadt das Dreifache von dem in Europa üblichen Zinsfuße bewilligt, was um so bedeutender ist, da selbst in dem höchst unwahrscheinlichen Falle, daß Frankreich diese Colonie aufzugeben gezwungen würde, doch die jetzt erfolgte europäische Regulirung der Hypotheken-Verhältnisse unmöglich über den Haufen geworfen werden kann, und die Möglichkeit der Entwerthung der Grundstücke durch Krieg für die Städte Europa's ziemlich dieselbe ist als für Algier. Das Speculationsfieber ist überall ansteckend, namentlich aber zeigt sich dieß in Algier, wo fast jeder, der nur einige Geschäftskenntniß oder Geldmittel hat, sich wenn auch nicht in kühne Colonisationsunternehmungen, doch wenigstens in Handelsgeschäfte von und nach Europa einläßt. Die Zahl der Kaufleute untergeordneten Ranges und der Handwerker mehrt sich täglich, und alle einigermaßen thätigen und ordentlichen Leute finden ein gutes Auskommen. Freilich ist auch die Zahl der ruinirten Leute erstaunlich groß, die ohne eine sichere Erwerbsquelle zur Hefe des Volks herabgesunken, mit neapolitanischen Lazzaroni auf derselben Stufe stehen, und durch Noth gezwungen alle niedrigen und unwürdigen Erwerbsquellen ausbeuten.

Die Umgangssprache der Europäer ist das Französische, vielfach auch das Spanische, und für die niedrigen Classen das zwischen beiden stehende Provençalische. Zur Verständigung mit den Eingebornen aus den niedrigen Ständen dient die lingua franca, eine Mischsprache, die sich bekanntlich zur Zeit der Kreuzzüge gebildet hat, und noch jetzt in allen Hafenplätzen des Mittelmeers im Munde des Volkes fortbesteht. Die Worte derselben sind theils den romanischen Sprachen, theils der arabischen und griechischen entnommen; mit Grammatik braucht sich der Lernende nicht zu quälen, denn die Casusverhältnisse werden durch die italienischen Präpositionen ausgedrückt und eine Conjugation durch Veränderung der Endsylben existirt nicht, indem man die Verhältnisse der Person und des Numerus durch die Pronomina, die Verhältnisse des Tempus und des Modus durch hinzugefügte Adverbia bezeichnet. Die Sprache ist, so viel mir bekannt, nicht zur Schriftsprache erhoben worden, und kann bei ihrer geringen Ausbildung natürlich nur zur Besprechung der einfachsten praktischen Verhältnisse angewendet werden. Beiläufig bemerke ich noch, daß im Arabischen sowohl wie in der lingua franca zur Anrede einer Person stets die zweite Person der einfachen Zahl gebraucht wird.

Die Lebensweise der dortigen Europäer hat im Ganzen den französischen Zuschnitt, doch verleitet das südliche Klima und die Leichtigkeit die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, zum dolce far niente, für welches die große Zahl der Spaziergänger und Herumtreiber auf den Straßen, Plätzen und in den Kaffeehäusern Zeugniß ablegt, und geben dem Ganzen einen spanischen oder afrikanischen Anstrich, welcher sich auch in einzelnen Modificationen der europäischen Kleidung geltend macht. Auf den Spaziergängen finden wir leider die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts nur schwach vertreten. Die eingebornen Frauen zeigen sich, der orientalischen Sitte zufolge, wenig an öffentlichen Orten, und sind meistens verschleiert, die Zahl der hiesigen europäischen Frauen dagegen ist sehr klein im Vergleich zu der der Männer. Es bleibt also (mit Goethe zu reden) einigen trippelnden Französinnen und hochbusigen Spanierinnen überlassen, durch ihre Gegenwart dem bunten Treiben einen höhern Reiz zu verleihen. Die erstere ist in Afrika dieselbe wie im Jardin des Tuileries, daher als bekannt anzunehmen; fassen wir dafür die letztere etwas schärfer ins Auge. Der stolze Gang, die feinen Formen, welche der vom Haupt herabwallende schwarze Schleier und die eng anschließende faltenlose Baskina weniger verhüllen als hervorheben, der zierliche Fuß und die von der Mitana halb bekleidete Hand, in welcher der Albaniso (Fächer) ruht, oder durch unscheinbare Bewegung eine nur dem Eingeweihten

verständliche Sprache spricht, die leicht gebräunte Hautfarbe, die bei Kerzenlicht durchsichtig ist wie Alabaster, das schwache Incarnat der Wangen, das üppige, rabenschwarze Haupthaar, welches von der silbernen Nadel mit Mühe zusammen gehalten wird, die scharf gezeichneten Braunen, und vor allem das dunkle Auge, aus dem sie unter langen Wimpern hervor ihre zündenden Blitze schleudert, dürften uns bestimmen unter den Weibern Südeuropa's den Paris-Apfel sinnlicher Schönheit ihr zuzuertheilen. Schwerlich werden wir diese Meinung ändern, wenn wir ferne vom Getümmel der Stadt in ihrer Villa sie wiederfinden, unter ihrer Verandah auf weichem Teppich hingegossen, auf dem Schooß die Laute, die Gefährtin ihrer Stimme; oder wenn sie im Tanze ihre Grazie entfaltend mit wilder Leidenschaft in jeder Bewegung zum Bolero die Baskentrommel über dem Haupt wirbelt, oder im üppigen Fandango beim Rauschen der Castagnetten das Suchen und Sehnen, das spröde Abstoßen, das Wiederheranziehen und das endliche Gewähren sinnbildlich darstellt.

Gehen wir jetzt zur eingebornen Bevölkerung Algiers über. Diese besteht keineswegs aus einer Masse gleichartiger Bestandtheile, sondern ist aus sehr verschiedenen Racen zusammengesetzt, die im Laufe der Jahrhunderte theils als Eroberer, theils als Einwanderer oder als eingeführte Sklaven hier ihre Wohnsitze fanden, und sich mit den Ureinwohnern mischten. Den ersten Rang unter den Völkerstämmen in Beziehung auf Civilisation nehmen offenbar die Mauren ein, ein von der Natur günstig begabtes Geschlecht. Die Blüthezeit ihrer Kunst, welche einst in Granada die Alhambra schuf, ist freilich längst vorüber; doch zeichnen sich noch jetzt ihre Bauwerke durch gefällige Formen, durch anmuthige Verzierungen und durch eine schöne Uebereinstimmung der Theile aus. Malerei und Skulptur haben, da ihnen als Mohammedanern die Nachbildung der Formen lebender Wesen von ihrer Religion untersagt ist, nie unter ihnen geblüht. In der Industrie sind sie ziemlich weit vorgeschritten, namentlich liefern sie viele Gewebe, geschmackvolle Stickereien und anderweitige Posamentierarbeiten. Auch in der wissenschaftlichen Bildung hat, eben so wie in den Künsten, ein großer Rückschritt stattgefunden. Die realen Wissenschaften, in welchen die Araber einst so bedeutendes geleistet, liegen jetzt brach, dagegen haben sich die Gelehrten mit großem Eifer der Theologie zugewendet, welche bei den Arabern auch die Jurisprudenz umfaßt, ohne sich jedoch mit den Forschungen der Europäer auf verwandtem Gebiete zu befassen. Die Knaben der Stadtbewohner lernen in den maurischen Elementarschulen, welche jetzt unter europäischer Controle stehen, lesen, schreiben und rechnen, und werden mit den Grundsätzen der Religion bekannt gemacht. Zu den neuerdings begründeten französischen Elementarschulen, welche von Geistlichen geleitet werden, haben die Eingebornen bis jetzt kein rechtes Vertrauen gewinnen wollen, weil sie sich, und wohl nicht ganz mit Unrecht, vor Proselytenmacherei fürchten. Auch an höhern maurischen Bildungsanstalten fehlt es nicht, in denen die Schüler sowohl mit dem Urquell alles mohammedanischen Wassers, dem Koran, als mit der reichen arabischen Poesie gründlich vertraut gemacht werden. Die geistigen Anlagen der Mauren zeigen sich namentlich durch die Leichtigkeit mit der es ihnen gelingt fremde Sprachen zu erlernen; man findet besonders unter den jungen Leuten, selbst der niederen Stände, viele, welche außer dem Arabischen das Französische, Spanische und die lingua franca geläufig sprechen. Die Mauren sind, im Gegensatz zu den ernsten schweigsamen Türken, im Ganzen heiter und gesellig. Ihre äußere Erscheinung ist eine höchst angenehme, fast durchgängig bemerkt man an ihnen ein etwas langes Gesicht, eine leicht gebräunte Hautfarbe, ein durchdringendes Auge, eine Adlernase, einen feingeformten Mund, schwarzen Bart, zierlichen Gliederbau und Grazie der Bewegung. Die jungen Leute sind schlank, die älteren fast durchgängig beleibt. Ihr Anzug hat große Aehnlichkeit mit der obenbeschriebenen Kleidung der Suaven. Das geschorne Haupt wird vom Fez bedeckt, eine eng anschließende Weste und darüber eine Jacke mit kurzen aufgeschlitzten Aermeln sind von greller Farbe und bei den Reichen mit Stickereien von Gold und Silber geziert, weite kurze Pluderhosen sind am Gürtel mit einem Shawl umwunden, die Beine sind meist nackt, die Füße mit farbigen marokkanischen Pantoffeln bekleidet.

Der Anzug der Weiber besteht aus einem seidenen Mieder mit aufgeschlitzten Aermeln, welches unter dem Busen schließt. Dieser wird von einem Musselinhemdchen nicht eben hermetisch umfangen. Die weiten, bis auf die bunten Pantoffeln herabfallenden Hosen sind bei verheuratheten Frauen von glattem, weißem Mousselin, bei Jungfrauen von Seide und mit Stickereien geziert. Mit Bändern, Ketten, Perlen, Korallen und anderweitigen Zierrathen sind sie meistens reichlich behängt. Bekanntlich sind die maurischen Weiber schon im zwölften Jahre mannbar, dafür sind aber nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre schon alle ihre Reize fast vollkommen abgeblüht. Unserer Phantasie blieb es vorläufig überlassen, uns von ihrer Schönheit ein reizendes Bild zu entwerfen, denn in der Realität bekamen wir nicht gar viel zu sehen. Wenn die Maurin ihr Haus verläßt, so verhüllt sie sich in einen langen weißen Burnus, dessen Kapuze bis auf die Augenbraunen hinabfällt, während ein weißer Schleier die untere Hälfte des Gesichts verdeckt. Es bleibt also nur die Gränzlinie zwischen diesen beiden Verhüllungen offen, und aus dieser blicken ein Paar schwarze Augen hervor; allenfalls bekommen wir auch, wenn es uns glückt ihre Neugier zu erregen, und sie durch Zupfen am Schleier diesen etwas hinunterziehen, einen Theil der Nase und die schwarz bemalten untern Augenränder zu sehen. Bekanntlich spricht Mohammed den Weibern die Seele ab, deßhalb fällt es auch niemand ein, auf die Ausbildung derselben Zeit zu verwenden. Ihre ganze Erziehung besteht daher in der Erlernung solcher Künste, welche der Sinnlichkeit ihrer künftigen Gebieter schmeicheln können.

(Schluß folgt.)

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Geologie, welche während der ganzen Sitzung die Lieblingswissenschaft der schönen Welt blieb, der nur durch Boutigny und Schönbein einiger Abbruch gethan worden war, erfreute sich auch während der beiden letzten Tage des ungeschmälertsten Zuspruchs. Prof. Henslow sprach über die Nodules, die sich in dem Londoner Thon, im Red crag und im Green sand befänden, die er für caprolitischer Natur hielt. Er hegte die Ansicht, daß diese Nodules eine solche Menge von phosphorsaurem Kalk enthielten, daß man sie in der Agricultur als Substitut für den phosphorsauren Kalk benutzen könne. Seine Ansicht, daß sie caprolitischer Natur seyen, gründe sich auf die Thatsache, daß er in ihnen beim Aufbrechen eine Menge Vertebrae u.s.w. gefunden hätte. Dr. Buckland verwarf diese Ansicht und hielt sie vielmehr für eine chemische Verbindung. Hr. Solly trat auf die Seite des Hrn. Henslow. Dr. Buckland trug darauf seine Ansichten über die Merkmale vor, welche Thiere während der Stratification gewisser Formationen auf dieser zurückgelassen und die, welche durch Regentropfen oder Blasen hervorgerufen wären worden. Die interessanteste Abhandlung war ohne Zweifel Prof. Ansteds Vortrag über die Ventilation in den Steinkohlenbergwerken, dem er zugleich einzelne Winke beifügte, auf welche Art man die Wiederholung der jetzt so häufigen Unglücksfälle vermeiden könnte. Diese Explosion schrieb er hauptsächlich dem Umstande zu, daß sehr ausgebreitete Kohlenwerke nur einen einzigen Schacht besäßen, wodurch jedenfalls der freie Zug der Luft verhindert werden müßte. Freilich wäre es nicht zu läugnen, daß die Kosten zur Abteufung eines zweiten Schachtes mit den erforderlichen Maschinenwerken meist 50,000 Pfd. St. betrügen, ja sich sogar bei einzelnen auf 100,000 Pfd. St. steigern würden, dieß könne jedoch die Vernachlässigung seiner Winke nicht entschuldigen, wenn bei dem Bestreben, die größte Menge von Kohlen zu Tage zu fördern, man nicht zugleich auch dahin strebe, den Arbeitern die größtmögliche Sicherheit bei der Arbeit zu garantiren. Die Anwendung von langen Luftzügen verwarf er durchaus, da sich ihm durch die Erfahrung herausgestellt, daß die kurzen die sichersten wären, wobei er namentlich auf die Vorfälle in Haswell und Killingworth hinwies, bei denen nicht weniger als 60 Menschen ihr Leben verloren. Da bloße Anheimstellung an die Privatbesitzer keineswegs das erreichen würde, was verlangt werden müßte, so erachtete er es auch für durchaus nothwendig, daß die Regierung gewisse Anordnungen treffen müsse, wodurch die Eigenthümer gezwungen würden, daß jede Kohlengrube wenigstens zwei Schachte besitzen müsse, daß ferner das Areal, wo man arbeite, nicht zu beträchtlich sey, und daß der Raum, welcher die Luft durchzöge, in keinem Fall sich über zwei oder drei Meilen erstrecke; ferner daß Davy's Sicherheitslampe mehr angewendet würde, als dieß bisher geschehen. Dieser Vortrag war ohne Zweifel einer der interessantesten und wichtigsten, der überhaupt der Association mitgetheilt worden ist.

In der statistischen Section erregte ein Vortrag des Hrn. Kenwick über die Stadt Merthyr Tydvil in Wallis allgemeines Aufsehen. Nach diesem besitzt Merthyr Tydvil 32,968 Einwohner, die fast durchgängig nur im Eisen- und Kohlenhandel beschäftigt sind. 10,000 dieser Bewohner können das Englische nur höchst unvollständig sprechen: 11,000 können weder lesen noch schreiben, etwa 12,000 betreten nie eine Kirche und 2587 sind vollkommene Trunkenbolde. Den Schluß auf die Stufe der Moralität, welche diese Bevölkerung einnehme, überlasse er der Gesellschaft! Wohl möchte es für ein anderes Land schwer fallen, ein gleiches Beispiel aufzuweisen.

In der ethnologischen Section sprach Hr. Kemble (Sohn des Schauspielers) über die ethnologische Karte des Hrn. Kombst, in der er auf mehrere Fehler aufmerksam machte, die daher entsprungen seyn müßten, daß jener bei seiner Zusammenstellung der Geschichte nicht treu geblieben sey. Reverend Rowland Williams theilte seine Bemerkungen über locale und erbliche Verschiedenheit der Gesichtsfarbe in Großbritannien mit, die er meistentheils dem Klima zuschrieb. Er bemerkte, daß dieselben Gesichtszüge, welche Tacitus bereits erwähnt, noch immer im untern Schottland und Südwelschland die vorherrschenden wären. Die Einwohner des erstern seyen der größern Zahl nach rothhaarig, jene des letztern dunkel, gleich den Franzosen, wie er auch darauf aufmerksam machte, daß sich eine verwandte Sprache von dem kaspischen Meere westlich bis nach Irland und östlich bis nach Indien erstrecke, daß die Gothen und Celten miteinander verwandt seyen, und die Cimbrier ohne Zweifel das verbindende Mittelglied oder die Zwischenwelle in der großen Strömung der Völkerwanderung gebildet hätten. Diese Cimbrier hatten sich in der historischen Periode von Dänemark und der Mündung der Elbe über Belgien, Gallien, England und Welschland erstreckt. Sir Rob. Schomburgk sprach über einige Gebräuche der Indianer Guiana's, hauptsächlich aber über ihren Aberglauben hinsichtlich des Kanaimas, der vollkommen dem Obeah der Afrikaner gleiche. Die Einwirkungen dieses Aberglaubens auf die Gemüther seyen so stark, daß meist gefährliche Krankheiten, oft auch der Tod die Folge desselben würden.

(Schluß folgt.)

Charles Lyell über das Zurückweichen der Niagarafälle.

In Lyells „Travels in North America" findet sich eine Zeichnung dieser Fälle, und man kann sich denken, daß ein solcher Geologe die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wird, um an Ort und Stelle die Frage zu untersuchen, ob die Fälle wirklich einst früher weiter nördlich gelegen seyen; er bejaht die Frage und bemerkt, daß der Rückgang der Fälle etwa einen Fuß im Jahre betrage, in welchem Fall 35,000 Jahre erforderlich gewesen wären für den Rückgang der Fälle von der Böschung bei Queenston bis an ihre jetzige Stelle. Da sich indeß natürlich nicht bestimmen läßt, ob die rückgängige Bewegung gleichförmig gewesen, so ist die Zahl freilich nur als eine wahrscheinliche anzunehmen. Als die erzeugende Ursache der Fälle betrachtet er das wiederholte Unter- und Wiederemportauchen des canadischen Seedistricts und des Lorenzthals aus dem Meere, und fügt Bemerkungen über die ungeheure Zeitperiode hinzu, welche während der Entwicklung dieser Phänomene verlaufen seyn muß. Diese ganze Periode gehörte der jetzigen geologischen Epoche an, und man könne daraus ersehen, daß die Perioden, in welchen die Flora und Fauna der Erde fast gänzlich wechselten, nur mit einem astronomischen Maaßstabe gemessen werden können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1845.

Ausflug nach Algier.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Die Beduinen, deren äußere Erscheinung schon oben beschrieben worden ist, führen ein bald nomadisches Leben, doch sind ihnen der Ackerbau und die Industrie keineswegs fremd. Bald schlagen sie ihre Zelte von Kamelhaaren an einem Orte auf, und weilen daselbst so lang, als es dem Scheikh (Anführer der Tribus) gefällt, bald durchschweifen sie das Land mit ihren Heerden und verüben gelegentlich Räubereien gegen die Mauren. Ihre Gewandtheit in ritterlichen und ähnlichen Künsten ist in Europa hinlänglich bekannt. Ihre Lebensverhältnisse machen ein strenges Ausschließen der Weiber von der Oeffentlichkeit unmöglich, deßhalb sieht man dieselben häufig ohne Schleier, obgleich im übrigen in einen Burnus verhüllt. Als Nachkommen der Araber, welche den Islam über die Nordküste Afrika's verbreitet, sind sie alle gute Mohammedaner.

Die Kabylen hausen in den Gebirgen, von denen sie auf ihren schnellen Pferden häufig hervorbrechen und die maurischen Städte und Dörfer plündern. Sie zeichnen sich durch Wildheit und Grausamkeit vor den Beduinen aus, und sind bekanntlich bis jetzt erst zum kleinsten Theil von den Franzosen zur Unterwerfung gezwungen. Ihre Gesichtszüge sind wild, ihre Hautfarbe sehr dunkelbraun, ihr Haar und Bart schwarz, doch sind auch rothe Bärte nicht selten, und deuten auf eine Vermischung mit den nordischen Barbaren hin. Sie sind von mittlerer Größe, außerordentlich kräftig und ausdauernd. Die Weiber gehen unverschleiert. In ihren Gebirgen wohnen sie in Hütten von Baumzweigen oder Schilf, doch verzichten sie, wenn es Noth thut, auch auf diese; wenigstens sieht man in der nächsten Umgebung von Algier zahlreiche Schwärme derselben, welche durch Aussicht auf Gewinn hingezogen, theils in Löchern unter der Erde, theils aber auch ganz im Freien die Nacht zubringen. Sie haben eine von der arabischen ganz verschiedene Sprache und sind nur theilweise Mohammedaner. Das größte Ansehen haben unter ihnen die Marabuts, Priester oder Propheten, deren Aussprüchen sie, selbst in den wichtigsten Dingen, ihre Entschlüsse unterordnen.

Der Volksstamm, welcher unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt, sind die letzten Herrscher des Landes, die Türken. Von denen, welche die Franzosen bei der Eroberung Algiers in der Regentschaft vorfanden, stand der eine Theil in Kriegsdiensten, diese traten in ziemlicher Anzahl in dem folgenden Jahre in das Heer der Eroberer über, andere meistens ausgediente Soldaten lebten als reiche Privatleute. Viele derselben verließen die Regentschaft bald nach der christlichen Besetzung und kehrten in ihr Vaterland zurück, so daß die Zahl der jetzt noch in Algier in bürgerlichen Verhältnissen befindlichen Türken nicht sehr groß zu seyn scheint. Ihr ernstes, stolzes und schweigsames Wesen contrastirt mit dem geselligen und gewandten Benehmen der Mauren, mit denen sie anderweitig in Sitten, Gebräuchen und Tracht viel Aehnlichkeit haben.

Die Bekehrungswuth der spanischen Könige, welche die Mauren aus Europa vertrieb, wandte sich gleichzeitig gegen ein anderes Volk, das sich zahlreich in Spanien niedergelassen hatte, nämlich das der Juden. Die Schätze, welche die Kinder Israels besaßen, dienten natürlich noch dazu, den Eifer ihrer Verfolger zu steigern, so daß der Druck zuletzt unerträglich ward und sie sich, um der Wuth ihrer christlichen Verfolger zu entgehen, in Massen nach Afrika übersiedelten, wo ihnen unter maurischer Herrschaft Menschenrechte eingeräumt wurden. Angeblich wurde diese Uebersiedelung durch ein Wunder Jehovas bewerkstelligt, indem ein von einem frommen Priester mit Kohle an die Wand der Synagoge gezeichnetes Schiff die ganze Versammlung über das Meer führte. Mit dem Erscheinen der Türken in Algier trat aufs neue eine harte Bedrückung der Juden ein, welche unausgesetzt bis zum Jahre 1830 fortgewährt hat. Die aus Europa bekannten Folgen zeigten sich auch hier. Der betriebsame Jude sammelte Schätze durch Schacher und Wucher, und wurde durch dieselben seinen Unterdrückern überlegen. Dagegen mußte er sich die brutalste Behandlung einzelner und die schreiendsten Ungerechtigkeiten

der Machthaber gefallen lassen. Durch die französische Besitznahme haben die Juden dieselben Rechte erhalten wie die andern Staatsbürger, aber die Vorurtheile gegen sie und die Verachtung mit welcher sie von den andern Volksstämmen behandelt werden, können nicht durch ein Machtwort der Regierung getilgt werden. Täglich kann man in den Straßen von Algier Zeuge seyn von der Rohheit, mit welcher Juden von Christen und Mohammedanern jeder Farbe und jedes Stammes verhöhnt und gemißhandelt werden, und des Mangels an Muth, der sie gegen solche Ungebühr besser als alle Gesetze schützen würde. Der Feigling spielt bei einem Handgemenge stets eine lächerliche Rolle, bei allen derartigen Prügelscenen, welche ich mit angesehen, waren daher die Lacher auf Seiten der Judenverfolger, für dieselben erhoben sich nur wenige aber desto gellendere Stimmen, die aus dem Munde alter Judenweiber hervordringend für diese Partei ergriffen, und oft in Worten, die mit orientalischer Lebhaftigkeit ausgesprochen, eine elegische Paraphrase des Shylock'schen: „das Leiden ist das Erbtheil unseres Stammes," und einen energischen Protest gegen die erduldete Ungebühr enthielten.

Der Jude ist selbst hier, in Mitte so vieler Tausenden von Orientalen, am eigenthümlichen Schnitt seiner Gesichtszüge und an der listigen Freundlichkeit, welche dieselben bewegt, erkennbar; außerdem unterscheidet er sich freilich auch in der Tracht. Dieselbe ist durchaus orientalisch und gleicht der der Mauren, nur war den Juden unter der Türkenherrschaft verboten, goldene Verzierungen zu tragen. Ihre Westen und Jacken sind daher statt mit goldener Stickerei mit schwarzen Streifen besetzt; statt des rothen Feß tragen sie eine schwarze Kappe oder einen kleinen schwarzen Turban. Die Weiber tragen im allgemeinen ein weites schwarzes Untergewand, darüber eine weiße Tunica mit gepufften Aermeln, und vom Halse über die Brust herabhängend ein buntseidenes Busentuch, welches unter der Brust mit einem Gürtel befestigt wird. Als Kopfputz tragen sie meistens einen silbernen Kamm von kolossalen Dimensionen.

Der letzte und niedrigste der in Algier hausenden Volksstämme sind die Neger. Die meisten derselben sind als Sklaven eingeführt worden, und bildeten eine Mittelstufe zwischen Menschen und Hausthieren. Seit der europäischen Besitznahme hat sich das Verhältniß derselben insofern geändert, als jeder Verkauf von Sklaven untersagt ist und ihre Kinder frei sind. Die zeitigen Besitzer von Negersklaven sind dagegen in ihrem Besitz bestätigt worden, können aber für unmenschliche Behandlung derselben gerichtlich belangt werden; auch ist es den Negern erlaubt, sich loszukaufen. Die freien Neger, welche mit den Arabern vermischt leben, stehen durchgängig auf einer sehr niedrigen Culturstufe und rechtfertigen dadurch im Ganzen das Vorurtheil derjenigen, welche sie für Wesen niederer Art als die kaukasische Race ansehen. Von Schmutz starrend und in der ärmlichsten Bekleidung verrichten sie in Algier die niedrigsten Dienste, oder treiben einen Kleinhandel mit Früchten, warmen Conscoussen (Negerkuchen) und andern Lebensmitteln. Vergebens habe ich mich unter den jüngern Negermädchen nach einem Wesen umgesehen, welches einigermaßen unserem Ideale von Schönheit entspräche; der hervortretende Kiefer, die aufgeworfenen Lippen, die zerquetschte Nase zerstörten sogleich den angenehmen Eindruck, welchen die jugendfrischen Formen und die schwarze Sammethaut hätten hervorbringen können. Wahrhaft widerwärtig aber ist der Anblick der älteren Negerweiber, die in ihrem polizeiwidrigen Negligé den traurigen Rest ihrer delabrirten Reize zur Schau tragen. Unwillkürlich ist man versucht, das arme schwarze Volk mit den Thieren des Feldes in eine Kategorie zu setzen, wenn man solch ein Weib in einem schattigen Winkel zusammengekauert sitzen sieht, auf ihrem Rücken zwei kleine schwarze Teufelchen, welche die langherunterhängenden Brüste begierig fassen, und Nahrung aus denselben saugen.

Steigen wir jetzt noch eine Stufe abwärts auf der Wesenleiter, und wir langen bei der vierfüßigen Bevölkerung Algiers an, wovon wir nur der Hunde erwähnen, die in allen mohammedanischen Städten eine so große Rolle spielen. Schaaren von großen, magern, langhaarigen Kötern durchschweifen herrenlos sämmtliche Straßen und Plätze. Gierig stürzen sie sich auf jeden Abfall der ihnen zur Nahrung gereichen kann, und kämpfen wüthend um jeden Knochen, den einer von ihnen gefunden oder gestohlen. Religiöse Vorurtheile der Mohammedaner begünstigen in allen Städten des Orients das Fortbestehen dieser halbwilden Geschöpfe, die gewissermaßen einen Staat im Staate, eine Föderativrepublik in einer Monarchie bilden. Das Stadtviertel, in welchem der junge Republicaner das Licht der Welt erblickt, ist sein bleibender Aufenthalt für sein ganzes übriges Leben, denn wagt er aus Unverstand einen Nachbarstaat zu betreten, so wird er wüthend von den Bewohnern desselben angefallen und mit Wunden bedeckt in seine Heimath zurückgeschickt. Der Mohammedaner erkennt den Hund als Freund an, die Feinde derselben, die Franken, sind seine Feinde, und mancher Christ ist in Konstantinopel, Smyrna rc. als Opfer dieser Feindschaft gefallen. In Algier haben die Franzosen diesen Staatenbund auseinander gesprengt und viele dieser Thiere vertilgt; dennoch ist die Zahl derselben sehr groß. Sie haben aber aus den gemachten bittern Erfahrungen die Lehre gezogen, daß es besser ist mit den Franken Friede zu halten, und lassen deßhalb die Menschen jetzt ungeschoren. Sonderbarerweise soll nie die Hundswuth unter diesen Thieren ausbrechen, die dann freilich fürchterliche Folgen nach sich ziehen würde.

Wichtig wäre es jetzt, von der Stimmung der verschiedenen Völkerstämme den Franzosen gegenüber etwas Zuverlässiges zu wissen; dazu reichen indessen die Erfahrungen eines flüchtigen Besuches natürlich nicht hin; doch scheint mir folgendes festzustehen. Die französische Regierung hat, wenigstens in der letzten Zeit, durch entschiedenes Auftreten die Hoffnung auf Austreibung der Europäer so ziemlich vernichtet, und durch weise Schonung der Eigenthümlichkeiten der Bewohner, so weit dieß möglich war, neue Gründe zur Unzufriedenheit aus dem Wege geräumt. Sämmtliche Gerichts-

personen haben die strengste Weisung erhalten, solche Vergehen der Eingebornen, welche auf Umsturz der bestehenden Regierung gerichtet sind, aufs strengste zu ahnden, und es sind mehrfach Fälle vorgekommen, in denen die verhängten Strafen nicht den Charakter europäischer Milde, sondern der türkischen Despotie an sich trugen; andrerseits aber werden bei Uneinigkeit zwischen Europäern und Eingebornen die letzteren so schonend behandelt, und das geringste ihnen zugefügte Unrecht so streng bestraft, daß die Europäer sich wohl in Acht nehmen, die Rechte der Eingebornen zu kränken. Außerdem haben die letzteren von ihren Siegern so viele neue Bedürfnisse kennen gelernt, so viele ihrer einflußreichsten Leute sind in das französische Interesse gezogen worden, daß für alle einigermaßen denkenden Köpfe die Unmöglichkeit klar daliegt, in die alten Verhältnisse zurückzugehen. Am schwersten wird es freilich immer seyn, die wilden und räuberischen Horden der Beduinen und Kabylen in Respect zu halten und eine imponirende Truppenmacht wird zu diesem Zwecke noch lange nöthig bleiben; andrerseits aber scheint es, als ob die Mauren (mit denen die vielen europäischen Ansiedler sich nach und nach amalgamiren) sich als natürliche Bundesgenossen gegen die auch ihnen gefährlichen Räuberbanden ansehen müssen, und der jüngere Theil dieser Bevölkerung hat sich wohl ziemlich allgemein dieser Ansicht zugewandt. Unter den alten Mauren findet man dagegen noch viele, denen Chateaubriands poetische Worte:

Un chrétien maudit
d'Abencerrage
tient l'héritage,
c'était écrit.

in melancholischen Zügen auf der Stirne geschrieben stehen. Am meisten klagen über die Veränderung der Verhältnisse diejenigen, die den meisten Grund hätten sich zu freuen, nämlich die Juden. Sie räumen ein, daß sie jetzt vor der Willkür geschützt sind, der sie früher erlagen, aber sie beklagen den Verlust der glänzenden Geschäfte, die sie zur Zeit der Türken machten, wenn diese mit Beute beladen von ihren Seezügen zurückkehrten und den reichen Gewinn verschleuderten und verpraßten, den der schlaue Jude für ein Spottgeld an sich zu bringen wußte. Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte sind für sie, so wie für manche andere, hohle Worte, Geld ihre Losung.

Hinschwinden der Indianer im Oregongebiet.

Das unerklärliche Hinschwinden roher Völker, die in den Contact mit civilisirten Völkern kommen, erhält eine neue Bestätigung auch da, wo man alles aufbietet, um ihr Verderben zu hindern. Die Hudsonsbaycompagnie hat nicht nur den Handel mit Branntwein streng verboten, sondern hält auch den Frieden zwischen Indianern und Weißen, wie zwischen Indianern untereinander, durch ihre klugen Maaßregeln aufrecht, dennoch übt die Nähe der Weißen, und wie es scheint mit unverminderter Stärke, ihren verderblichen Einfluß auf die rothen Menschen aus; sie werden von neuen Krankheiten ergriffen und ihre alten verschlimmern sich. Wilkes, der Befehlshaber der wissenschaftlichen von den Vereinigten Staaten ausgesandten Expedition erzählt hierüber folgendes Beispiel: „Während meines Aufenthalts zu Vancouver sah ich häufig Casenove, den Häuptling des Klakatackstammes, der einst diese ganze Umgegend im Besitz hatte und 4 bis 500 Krieger stellte. Krankheiten haben diesen ganzen Stamm, wie man sagt, innerhalb drei Wochen hinweggerafft. Er steht jetzt allein, sein Land, sein Stamm, sein Besitzthum ist verloren und er lebt von dem Almosen der Compagnie. Er ist ein edler Indianer von anständigem Aussehen, den ich nie ohne das tiefste Mitleiden betrachten konnte. Casenove's Stamm ist nicht der einzige, der so gelitten hat, viele andere wurden so hinweggerafft, ohne daß eine Seele übrig geblieben wäre." Es ist wahrscheinlich, daß in wenigen Jahren die ganze Indianerbevölkerung hinweggerafft seyn und eine dünne weiße und halbblütige Bevölkerung, die mehr von Viehzucht als Jagd lebt, an deren Stelle treten und vielleicht bald in Rohheit versinken wird.

Versammlung der British Association in Cambridge.

Vierter Artikel.

(Schluß.)

Nachdem der magnetische Congreß unterdessen mehrere Versammlungen gehabt, kam man endlich dahin überein, daß nur monatliche, absolute Determinationen vorgenommen werden sollten. Prof. Airy, Obrist Sabine und andere empfahlen mit allem Eifer, daß man die Terminbeobachtungen wie früher fortsetzen möchte, da man von der beständigen Aufmerksamkeit, die man an diesen Tagen den Magneten zu schenken habe, insofern an ihnen die Magnete alle fünf Minuten beobachtet werden müssen, ohne Zweifel die merkwürdigsten Störungen genauer würde vergleichen können, die außerdem jedenfalls dem größten Theil nach verloren gehen müßten, wenn man jene nur alle zwei Stunden beobachtete. Ebenso wurde in einer andern Sitzung vorgeschlagen, sich bei den Beobachtungen kleiner Magnete zu bedienen, da diese wesentliche Vortheile vor den größern voraus hätten, indem sie die Variationen bei den Disturbationen viel schärfer anzeigten. Ferner wurde beschlossen, weder von Seite der Natur noch der Berechnung neue Beobachtungen hinzuzufügen oder andere wegzunehmen.

In der Sitzung von heute (Dienstag) drehte sich die Discussion um die selbstregistrirenden Instrumente, von denen der Vorwurf der Friction immer noch nicht hatte entfernt werden können, die eine genaue Beobachtung nicht zulasse. Der Regierung sollte ferner vorgeschlagen werden, eine Prämie für den auszusetzen, der das beste Instrument lieferte. Diese sollten auf dem Observatorium in Greenwich beobachtet und die Bestimmung des Preises einer Commission überlassen werden. Hinsichtlich der Thermometerbeobachtungen in verschiedenen Tiefen konnte man zu keinem Entschlusse kommen, welche Beobachtungsmethode man dabei anzuwenden habe, weßhalb auch für jetzt die alte beibehalten wurde, nämlich in Tiefen von 3, 6, 12 und 24 Pariser Fuß zu beobachten. Die Entscheidung der großen Frage über das „be or not to be," ob die magnetischen Beobachtungen fortgesetzt werden oder eingehen sollten, wurde dann dahin modificirt, daß man jene von Greenwich, Toronto, Vandiemensland und zwei der ostindischen Compagnie, zu Bombay und Madras, fortsetzen, die übrigen aber Ende dieses Jahres aufheben wollte; wobei zugleich noch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß sich das Observatorium zu St. Helena noch gelegentlich mit magne-

tischen Beobachtungen beschäftigen möchte. Damit schloß der magnetische Congreß, der höchst voreilig vorher zu dem Entschluß gekommen, die ungeheure Masse von Beobachtungen, welche das Committee bereits besitzt, zuvor zu ordnen und zu berechnen, um dann aus den erlangten Resultaten den Schluß zu ziehen, ob es zweckdienlich sey, der Regierung und der ostindischen Compagnie die Wiederherstellung jener Etablissements zu empfehlen.

Den Mittwoch fand noch eine Versammlung statt, um die Geldbewilligungen für wissenschaftliche Untersuchungen zu sanctioniren. Diese Bewilligungen waren jedoch für das folgende Jahr nur höchst unbedeutend und beliefen sich nicht auf volle 500 Pfd. St. Die bedeutendsten Summen waren 150 Pfd. St. für die Unterhaltung des meteorologischen Observatoriums in Kew, 50 Pfd. St. für Prof. Adolph Erman zur Berechnung der gaussischen Constanten und 100 Pfd. St. zur Fortsetzung der Untersuchungen, welche Prof. Agassiz angestellt hat, um die fossilen Fische des London clay mit jenem des Calcaire grossier von Paris zu vergleichen. Hrn. Hodgkinson wurden 60 Pfd. St. bewilligt; außerdem erbat sich die Association von Prof. Dove die Reduction der meteorologischen Beobachtungen von Vandiemensland, von Hrn. Airy eine gleiche Reduction jener in Greenwich, von Hrn. Phillips über anemometrische Instrumente, von Hrn. T. Stevenson über die Kraft der Wellen in verschiedenen Tiefen, von Hrn. Hunt über den Einfluß des Lichts auf das Wachsthum der Pflanzen, von Dr. Hodgkin die über die Varietäten des Menschengeschlechts, von Dr. Latham über ethnographische Philologie u. s. w. aus. Ferner wurde festgesetzt, Hrn. Prof. Boguslawski's Bemerkungen über den Kometen von 1843 ihrem ganzen Wortlaute nach in den Verhandlungen aufzunehmen. Dasselbe geschah auch bei Prof. Ermans Bemerkungen über die Einwirkung der Friction auf Thermoelektricität, Baron Senftenbergs Abhandlung über selbstregistrirende Instrumente, Baron v. Waltershausens Abhandlung über den Aetna, Colonel Sabine's Meteorologie von Bombay, Hrn. Porters Bemerkungen über Sparcassen, wie endlich auch noch dem Rath der Association empfohlen wurde, es ernstlich in Betracht zu ziehen, ob das Observatorium in Kew aufgelöst werden sollte.

Nachdem diese Seite der Verhandlungen beendet, gab noch die Umänderung des Namens der medicinischen Section in die physiologische Veranlassung zu heftigen Debatten, in denen jedoch die Motion, die letztere Benennung anzunehmen, mit 16 gegen 12 Stimmen siegte.

In der Generalversammlung, welcher am Abend viele Damen beiwohnten, stellte sich heraus, daß 1087 Personen Zulaßkarten erhalten, unter denen sich 59 für neue Mitglieder befanden. Außerdem waren 35 fremde Gäste gegenwärtig gewesen und 173 Damen war der Zutritt gewährt worden. Die Gesammtzahl der Anwesenden übertraf jene in York um 250.

Gern unterlasse ich es, mich über die jetzt folgenden Reden auszusprechen, da dieselben doch nichts anderes als eine Wiederholung der jährlichen Lobeserhebungen der Redner waren. Es wäre der Association wirklich nichts mehr zu wünschen, als daß ihre Mitglieder endlich einsehen lernten, wie wenig sich solche fade Schmeicheleien mit der innern Würde und dem innern Bewußtseyn vertrügen. Zählt man die kriechenden Schmeicheleien, die an einem solchen Abend aufgetischt werden, zusammen, so erhält man eine Summe, an der sich ein ganzes Jahrhundert noch den Magen verderben kann; denn jedes Partikelchen, welches der einzelne erhält, wird durchgehends mit mehr als wucherhaften Zinsen zurückgegeben. Eine rühmliche Ausnahme von diesem Unwesen macht Sir John Herschel, aber auch nur er, der sogar den ihm so verdienterweise gestreuten Weihrauch nicht gerade mit der zufriedensten und schmeichelhaftesten Miene aufnahm.

Die Feindseligkeiten der Times waren noch nicht eingestellt, ja sie zogen sich sogar noch nach der Versammlung fort, indem sie die meisten der Verhandlungen ins Lächerliche zogen, die Geldbewilligungen tadelten und Hrn. Murchison vorwarfen, daß er sich 100 Pfd. St. ausbedungen, um Untersuchungen im London clay vorzunehmen. Hr. Murchison wies diese Insinuationen mit gerechtem Unwillen in einer Gegenerklärung ab. Die anstößigen und selbst ungezogenen Ausdrücke, welche sich die Times erlaubt, wurden allgemein mit der ihnen gebührenden Verachtung aufgenommen, denn welches auch oder wie groß auch die Mängel dieser Versammlung seyn mögen, so waren doch diese Vorwürfe von einem mehr als hämischen Gemüthe ausgegangen. Ein berühmter englischer Astronom wurde allgemein als der Verfasser bezeichnet, der schon früher seine bittere Galle über die Association ausgeschüttet hatte. Was mich aber auf der andern Seite nicht weniger unangenehm berührte, war, daß man diesen offenbar schmähsüchtigen Angriffen eine solche Wichtigkeit in der Association beilegte.

Von geselligen Vergnügungen gab es nur äußerst wenig. Das Gastmahl, welches das Cajus Collegium der Association gab, war das einzige, zu welchem nicht allein die ausgezeichnetsten Männer der Association selbst, sondern auch alle fremden Gäste eingeladen waren. Der Toast eines Hrn. Jullien, Redacteur der Zeitschrift „des deux Mondes,“ führte ein allgemein belächeltes Intermezzo herbei, da dieser durch denselben nicht allein gegen die Etiquette anstieß, sondern er ihn auch in Versen unaufgefordert ausbrachte. Seine Ode begann mit den Worten:

Au Congrès scientifique Anglais réuni
O! que j'aime la Femme au bien veillant sourire
Qui m' adresse un regard etc.

Nach ihm erhob sich der Vorsteher des Collegiums und brachte die Gesundheit der anwesenden Fremden, hauptsächlich aber jene des Hrn. v. Buch aus, und um zu verhindern, daß nicht wie bei einer andern Gelegenheit sich ein anderer jüngerer Herr vordrängte, während doch die Anwesenheit des Hrn. v. Buch, dem es als Nestor der deutschen Naturwissenschaften dieß einzig und allein gebührte, den Dank für diese Anerkennung auszusprechen, nicht aber dem jungen, redelustigen Geologen Baron v. Waltershausen, erschallte der allgemeine Ruf nach Hrn. v. Buch durch den Saal, dessen Gesundheit nun mit lautem Hurrah getrunken wurde.

So endete die Association, und ich eilte in der Begleitung mehrerer Freunde nach London zurück, um das zu verarbeiten, was ich gehört und gesehen!

Meridianmessung in Rußland und Schweden. Prof. Selander ist am 20 Julius von Stockholm abgereist, um an den von der schwedischen und norwegischen Regierung angeordneten Untersuchungen Theil zu nehmen über die Art und Weise, wie in den norwegischen und schwedischen Lappmarken Triangulirungen sich ausführen lassen könnten, um im Zusammenhang mit den auf russische Veranstaltung ausgeführten ähnlichen Arbeiten von Podolien bis Torneå einen Meridianbogen zu bestimmen. (Aftonbladet. 23 Jul.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1845.

Guayana.*)

Dreizehn Provinzen umfaßt der Freistaat Venezuela, welcher gegenwärtig jedenfalls der interessanteste ist von allen Schwesterrepubliken, sowohl in Bezug auf die Fortschritte, welche dieser Staat in neuester Zeit machte, als auch wegen der Wichtigkeit, welche er für Europa in mehr als einer Hinsicht hat. Der größte Strom der Republik ist der Orinoco, dessen Gebiet nach Codazzi's Berechnung 31,000 Quadratmeilen umfaßt. In den ungeheuren Ebenen zwischen dem Rio Meta und dem Orinoco schweifen die kriegerischen Guahibos herum; sie leben von der Fischerei, Jagd und den Früchten der Palmen. Bis jetzt mißlangen alle Versuche, sie an ein civilisirtes Leben und an feste Wohnsitze zu gewöhnen. Die Guaraunos, größtentheils auf dem Delta des Orinoco lebend, sind ein Schiffervolk, welches vom Fischfang und den Früchten der Mauritiapalme lebt; ihre Anzahl schätzt man auf etwa 9000 Köpfe. Für die Mündungen des Orinoco geben die Guaraunos gute Lootsen ab; etwa 2000 hausen an den Ufern des Barima, Amacuro und Aguirre. Die Freigebigkeit, mit welcher die Natur diesen Völkerschaften alle Bedürfnisse darbietet, wird sie noch geraume Zeit für die Wohlthat der Civilisation unzugänglich machen. Der Indier jener Länder hat fast gar nichts vom Europäer zu begehren, da er alles dessen er bedarf, reichlich unter seinen Händen findet. Was den Charakter dieser Völkerschaften betrifft, so sind sie fast alle sanft und dabei höchst indolent, ausgenommen etwa die Guahibos. Mit Landbau, Viehzucht und Handel befassen sich die gewandten Goajiros. Früher zählte diese Nation 60,000 Individuen, dermalen ist sie auf 18,000 gesunken, von welchen die Hälfte zum Gebiet von Venezuela gehört. Sie sind treffliche Reiter und Schützen, sowohl mit vergifteten Pfeilen wie mit dem Feuergewehr, leben untereinander fast in beständigen Fehden, und gestatten keinem Fremden den Eintritt in ihr Gebiet. Sie treiben einigen Handel mit den Engländern, Holländern und auch mit den ihnen benachbarten venezuelischen Ortschaften, besonders mit Sinamayca. Die Regierung sucht sehr diesen Verkehr zu befördern, um dadurch diese Völkerschaft für die Civilisation zu gewinnen. Uebrigens zeugt dieser Handelsverkehr von der fortschreitenden Cultur der Goajiros.

Die Provinz Guayana ist größer als alle übrigen Gebiete der Republik Venezuela zusammengenommen; ihre Oberfläche umfaßt über 20,000 Quadratmeilen. So sehr diese Provinz aber die andern an Größe übertrifft, eben so sehr steht sie denselben in ihrer Bevölkerung nach; die ganze Zahl ihrer Bewohner übersteigt nicht die Summe von 57,000 Seelen. Der größte Theil derselben besteht aus unabhängigen Völkerschaften, die von der Jagd und vom Fischfang leben. Hie und da sind kleine Gesellschaften angesiedelt, die an den Ufern der Flüsse die Yuca und die Banane cultiviren; viele durchstreifen als Wilde die Savannen und nähren sich von den Früchten der Palmen und von der Jagd verschiedener Thierarten.

Die Provinz Guayana ist noch jetzt zum großen Theil unbekanntes Land. Wie manche Bergthäler der Anden, wie manches Flußgebiet, wie viele Llanos und Urwälder sind noch unerforscht! Jahrhunderte lang ist dieses Guayana das Land der geographischen Mythen gewesen, das Land des großen Sees von Parima und der prächtigen Stadt des Dorado, deren Entdeckung so viele abenteuerliche und kühne Unternehmungen, wie die eines Nicolaus Federmann, Philipp von Hutten, Sir Walter Raleigh veranlaßte, und erst in neuester Zeit haben wir durch Schomburgks Reisen über die Gegend, wohin jene Mythen zuletzt versetzt worden waren, einigen Aufschluß erhalten. Die Hoffnung, das reiche Land doch endlich aufzufinden, hatte unter andern auch die berühmten Züge des Gonzalo Pizarro und Quesada veranlaßt. Die merkwürdigste Expedition ward von dem deutschen Ritter Philipp von Hutten angeführt, der in den Jahren 1541 bis 1545 eine Schaar Spanier von Caracas an bis an den Parima-See führte, wo er eine Stadt der Omaguas fand, deren Wichtigkeit er übertrieb. Andere Expeditionen zur Entdeckung des vielverheißenden, lockenden Goldlandes unternahmen Pedro de Silva und Antonio von Oruna; nach großen Anstrengungen sahen auch sie sich getäuscht.

*) A. Codazzi Resumen de la Geographia de Venezuela. Dr. Wappäus. Die Republiken von Süd-Amerika.

Angostura, die Hauptstadt der Provinz Guayana, liegt amphitheatralisch an dem Abhange eines kahlen Hügels, der von aller Vegetation entblößt ist. In den Hafen, welcher der bedeutendste ist am Orinoco, laufen Schiffe aus allen Weltgegenden ein. Angostura's Straßen sind schnurgerade und laufen meist dem Strome parallel. Wenn der Republik der Friede erhalten wird, dürfte die Bevölkerung dieser Stadt rasch zunehmen; gegenwärtig zählt man etwa 4500 Einwohner. Angostura ist der Sitz des Bischofs von Guayana, ein Collegium und verschiedene öffentliche Schulen befinden sich hier; zur Vollendung der Kathedrale hat die Regierung von Venezuela 4000 Pesos bewilligt. Das Klima von Angostura ist gesund und nicht so heiß, als man nach seiner Lage an einem kahlen, dunkelgefärbten Felsen von Hornblendschiefer erwarten sollte, da die Hitze durch den regelmäßigen Passatwind, der vom Meere her weht und durch die Nähe des Stromes etwas gemildert wird. Die Häuser, zum großen Theil auf dem kahlen Felsengrund erbaut, sind hoch, bequem und meist aus Steinen aufgeführt, welche Bauart beweist, daß die Bewohner vor Erdbeben sich nicht fürchten — eine Sicherheit, die nicht sehr wohl gegründet ist — denn obwohl das Küstenland von Venezuela zuweilen sehr starke Erschütterungen erlitten hat, die sich nicht durch die Llanos fortpflanzten, so ist doch bei dem großen Erdbeben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welches Cumana zerstörte, der Granitboden auf beiden Ufern des Orinoco erschüttert worden.

Es ist der Mühe werth, die mannichfachen commerciellen Verhältnisse eines Platzes zu beachten, der als Seehafen eines unermeßlichen, reichen, erst jetzt aufgeschlossenen Binnenlandes und wegen der Vortheile, welche die Mündung des Orinoco für die Verbindung mit Europa und den kleinen Antillen darbietet, täglich an Bedeutung zunehmen muß, und nach welchem sich seit einigen Jahren namentlich auch der deutsche Handel und die deutsche Flagge mit entschiedenem Erfolg gewendet haben. Denn über ein Viertheil sämmtlicher im Jahre 1841 in Angostura importirten fremden Waaren wurde von Bremen, Hamburg und Altona meist unter deutscher Flagge eingeführt. Da Angostura auch als ein Haupthafen für einen großen Theil der Republik Neugranada anzusehen ist und alle Waaren, welche über diesen Hafen nach jenem verbündeten Freistaate geführt werden, gesetzlich von allen Abgaben in Venezuela befreit sind, so wird auch der jetzt endlich in Neugranada wieder hergestellte Friede zur größern Entfaltung des Verkehrs von Angostura beitragen, zumal gegenwärtig zwischen beiden Republiken alle Zölle auf die beiderseitigen Producte aufgehoben sind.

(Schluß folgt.)

Der Kreis Mariupol in Südrußland.

Die Geschichte Südrußlands zeichnet sich seit den ältesten Zeiten durch große Beweglichkeit und durch Wechsel der Bevölkerung aus, und dieser Wechsel hat selbst noch in den neuern Zeiten stattgefunden. Die in der Krim ansässigen Armenier und Griechen baten wegen der zahlreichen Bedrückungen, die sie von ihren tatarischen Herrschern erlitten, noch ehe die Krim mit dem westlichen Reich vereinigt wurde, um Land zur Ansiedlung. Dieß ward ihnen im Jahre 1778 gewährt, Griechen*) sowohl wie Armenier ließen sich etwa 18,000 S. stark an den Flüssen Kalmius und Kalka nieder, und die erstern erbauten noch in demselben Jahre die Stadt Mariupol, von der dieser ganze Kreis den Namen hat. Anfangs enthielt derselbe nicht weniger als 1,237,000 Deßjätinen Land, da aber dieß bei weitem nicht ganz angebaut wurde, so erschien im J. 1808 eine Verordnung, der gemäß jeder einzelne Kopf 30 Deß., die Stadt aber für ihre allgemeinen Bedürfnisse noch 12000 erhalten sollte. Alles andere Land ward zu dem alexandrowischen Kreise geschlagen, und im J. 1821 erhielten 500 Familien aus Preußen, im J. 1824 eine Anzahl badischer Familien und im J. 1830 eine Anzahl asowischer Kosaken hier Land angewiesen. Dadurch schmolz der eigentliche Kreis Mariupol sehr zusammen und enthält im Ganzen nur 375,913 Deß., seine Länge von Westen nach Osten mag 150, seine Breite von Nordosten nach Süden 100 Werste betragen. An die griechischen Ansiedlungen fielen bei dieser Vertheilung wie natürlich die besten Ländereien.

Die Oberfläche des Bodens bietet eine Abwechslung von Hügeln und Thälern dar, aber Wald ist wenig vorhanden, da schlimm darin gehaust worden. Wie alle benachbarten Steppen, so ist auch dieß Gebiet mit Erhöhungen übersäet, die man hier Mogile (Gräber) oder Kurgane nennt, und welche sich durch ihre Bestandtheile, Form und unbedeutende Größe als künstlich herausstellen. Von diesen gehen im Lande viele wunderliche Sagen, manche schreiben die Kurgane den tatarischen Zeiten, andere einer neuern Periode zu, mit Gewißheit läßt sich aber bloß sagen, daß man beim Aufgraben einzelner Hügel allerhand Eisengeräthe, Ketten, Pferdegeschirr und selbst Waffen und Münzen fand. Unter allen diesen Kurganen ist einer vorzugsweise merkwürdig, der Gemi-Oba oder „Schiffhügel“ von den Tataren genannt, weil er in seiner Form einige Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat. Zu den Ueberresten des Aufenthalts anderer Völker gehören auch sehr bemerkenswerthe Steinbilder, welche bei dem Volke wegen ihrer Aehnlichkeit mit Weibern den Namen „Baba“ haben; sie sind aus rohem Stein in menschlicher Größe ausgehauen und in Menge über den ganzen Kreis Mariupol zerstreut.

Der Boden des Kreises besteht aus einem guten, festen Humus, der selten mit Thon, Sand und Steinen gemischt und darum auch sehr fruchtbar ist. Auch die Viehzucht ist in blühendem Zustand und man zählte im J. 1843 gegen 90,000 Stück Rindvieh, über 27,000 Pferde und mehr als 200,000 Schafe; diese gehören zu der kalmückischen Race, führen den Namen Tschuntuk, und haben einen Fettschwanz, der manchmal gegen 80 Pfund wiegt. Auch an Fischen ist sowohl das benachbarte Meer als die Flüsse sehr reich.

*) Ihre Sprache ist ein verdorbenes in der Krim erlerntes Tatarisch und ein nicht minder verdorbenes Griechisch.

Das Klima ist gemäßigt, angenehm und ziemlich gesund, obwohl die Jahreszeiten nicht sehr beständig sind, und häufig heftige Nordost- und Südwestwinde wehen. Schnelle Uebergänge der Temperatur finden namentlich im October, November, Februar und März statt, in andern Jahreszeiten sind sie minder bemerklich, aber darum für die Gesundheit nicht minder schädlich. Den fühlbarsten Unterschied zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht bietet der August, denn dieser Unterschied beträgt manchmal 15° und darüber. Die höchste Temperatur im Sommer ist + 27°, die niedrigste im Winter — 26° R. Der Frühling beginnt erst im April, weil im März wenig warme, trockene und angenehme Tage sind. Das Frühjahr ist die schönste Jahreszeit, aber kurz, denn der heiße und lange Sommer beginnt im Junius und dauert bis zu Ende Septembers. Im Junius und Julius fügt die heftige Hitze bei fortdauerndem trockenem Wetter und Südwind den Feldern und Gärten großen Schaden zu. Dem rauhen, stürmischen und unbeständigen Herbst gehören nur zwei Monate, October und November an, aber manchmal gleichen die drei Wintermonate December, Januar und Februar völlig den Herbstmonaten, wie dieß in den Jahren 1841, 1842 und 1843 der Fall war, weßhalb man diese auch unter dem Volk die „faulen" Jahre nannte. Während dieser drei Winterjahre fiel das Thermometer selten auf — 6 oder — 8° R., meist strömten reichliche Regen bei starken, durchdringenden, kalten Winden herab, und Schnee fehlte gänzlich. Manchmal ist jedoch der Winter sehr anhaltend, so daß die Flüsse und das Meer sich am Ufer mit dickem Eise bedecken, welches erst mit Anfang des März aufgeht; während dieser ganzen Zeit steigt das Thermometer selten auf — 6°, meist hält es sich auf — 12° oder — 15°, und fällt manchmal bis auf — 24°, ja — 26° R. In diesen Fällen treten, da die Frühlingshitze den Schnee sehr schnell schmilzt, oft Ueberschwemmungen ein, welche Sümpfe zurücklassen, und so theils Krankheiten erzeugen, theils die gewöhnlichen verschlimmern.

Meist herrschen hier nur zweierlei Winde: der Nordost und der Südwest, oder der obere und der untere, wie sie bei den Fischern und Ackerbauern heißen. Die ersteren halten den Nordostwind, weil er die Fische ins Meer treibe, die letzteren den Südwestwind wegen der großen Hitze, die er im Gefolge hat, für nachtheilig. Die Flachheit des Bodens, die Nähe des Meeres, der Mangel an Bergen und Wäldern sind Ursachen, daß diese Winde, die durch kein Hinderniß aufgehalten sind, fast das ganze Jahr hindurch wehen, wenn sie aber auf der einen Seite den Fischern und Ackerbauern schaden, so reinigen sie auf der andern die Atmosphäre von schädlichen Dünsten, und tragen wesentlich dazu bei, keine ansteckenden Krankheiten aufkommen zu lassen; in den sieben letzten Jahren herrschte nur einmal in einigen Dörfern drei Monate lang der Scorbut, in Folge eines langen feuchten Winters und des Mangels an Feuerungsmitteln, so wie der Gewohnheit der Griechen, sich den ganzen Winter hindurch in eingesperrter Luft zu halten, und zu wenig Säure in ihre Lebensmittel zu mengen. Die dem Klima und dem Lande eigenen Krankheiten sind namentlich katarrhalischer und gastrischer Art, und entspringen hauptsächlich aus den raschen Temperaturwechseln; bei Eintritt des Sommers führen die geringsten Diätfehler gastrische Anfälle herbei.

Die Bevölkerung in den 24 Dörfern des Mariupolschen Kreises beträgt jetzt 38,978 Seelen, die Geburten verhalten sich zu der Volkszahl wie 1 : 22,72, die Sterbefälle wie 1 : 27,33, was aber nicht für ein sehr günstiges Klima zeugt. Eben so ist es mit dem Vieh. Die Rinderpest, die Räude bei den Pferden, die Drehkrankheit bei den Schafen sind ziemlich häufig, namentlich die erste, obgleich man behauptet, alte Leute erinnerten sich noch, daß sie zum erstenmal aufgetreten und somit nicht sehr alt sey. Die Bewohner des Kreises Mariupol behaupten, diese Rinderpest komme ihnen aus den donischen Districten zu, es scheint aber, daß in Südrußland, wo jedenfalls ein Hauptsitz der Rinderpest ist, immer ein Landstrich die Schuld auf den andern schiebt. In neuerer Zeit sollen diese Krankheiten durch die strengen Maaßregeln der Regierung seltener geworden seyn.

Reisebriefe aus Spanien.

XI.

Alhambra, den 4 Julius 1843.

Nach einem kurzen Besuche in der interessanten Sierra de Mijas verließ ich am 7 Junius meinen bisherigen Standort Malaga und ritt, begünstigt von der herrlichsten Witterung, aber bei schmachvoller Hitze nach Velez-Malaga, einer Stadt, die etwa fünf Leguas von dem eigentlichen Malaga entfernt ist. Meine botanischen Utensilien hatte ich mit einem Arriero vorausgeschickt, um unterwegs nicht von vielem Gepäck behindert zu seyn. Der fortwährend längs der Küste sich hinziehende Weg erheitert den Wanderer durch den ununterbrochenen Anblick des azurblauen Mittelmeeres. Schon hinter dem Fischerdorfe el Palo verliert man Malaga aus dem Gesicht und wendet sich einem Zuge theils steiler, theils mit Wein bedeckter Hügel zu, die gegen das innere Land zu sich zu immer höhern Bergen emporthürmen. Bei Castillo de Marques verläßt man die Küste und gelangt nach Durchwanderung einer prächtigen fruchtreichen Ebene an den Rio Velez, auf dessen jenseitigem Ufer eine Legua vom Meere entfernt die freundliche und modern gebaute Stadt Velez-Malaga am Abhang eines Hügels liegt, auf dessen Gipfel die Thürme eines alten maurischen Castells prangen. Das Dorf Canillas de Aceytuno, am Fuße der ungefähr 7000' hohen Sierra Tejada gelegen, war der Zielpunkt meiner nächsten Tagfahrt. Die Sierra Tejada ist ein Gebirge von bedeutender Ausdehnung, denn sie erstreckt sich vom Puerto de Zafarraga, einer tiefen Schlucht, welche der Weg von Velez nach Granada durchschneidet und durch die sie von der Sierra de Alhama getrennt wird, südöstlich bis an die See, wo sie noch die ganze Küste zwischen Nerja und Almuñecar umschließt. Gegen Mittag erreichte ich das erwähnte Dorf, das etwa in einer Höhe von 2000' am Abhang des höchsten Theils der Sierra sehr malerisch gelegen ist; besonders zeichnet sich ein ehemaliges Mönchskloster durch seine überaus herrliche Lage auf einem schroffen Felsen im höchsten Theil des Dorfes aus und bietet bereits eine weite Aussicht über Meer und Umgegend.

Ich fand hier eine jämmerliche Posada ohne Zimmer, doch gute gefällige Leute, und machte noch des Nachmittags einen Ausflug in den untern Theil des Gebirgs, dessen Besteigung ich mir für den nächstfolgenden Tag vorbehielt. Dieses Gebirge besteht aus einem eigenthümlichen feinen krystallinischen Kalk, den ich erst für Sandstein hielt und welcher große Aehnlichkeit im Ansehen mit dem sogenannten krystallisirten Sandstein aus dem Becken von Paris hat, nur daß er nicht in wirklichen Krystallen vorkommt. Er ist von blendend weißer Farbe und seine Schichten verlaufen, wie die aller Kalkgebirge, die ich bisher in Andalusien beobachtet habe, von Norden nach Süden (zum Unterschiede von der Sandsteinformation der Provinzen von Cadiz und Sevilla, deren Schichten stets von Westen nach Osten gehen. Auch die Gebirge im Norden von San Roque sind so geschichtet, während bereits an dem Kalkfelsen von Gibraltar die Schichtung von Norden nach Süden auftritt) und sind zum Theil unter einem Winkel von 50° geneigt, daher diese Sierra zu den steilsten gehört, welche ich kenne.

Früh 6 Uhr brach ich nach dem Gebirge auf und gelangte nach einigen Stunden auf einen von tiefen Gründen umgebenen Felsvorsprung, Cerro la Mantaza genannt, von dem aus der Saumpfad in weitem Zickzack an dem steilen felsigen Abhang zum Kamm aufwärts führt, dessen Joch ich gegen Mittag erreichte. Von hier begab ich mich nach den Ventis-queros, einer nach Norden zu sanft abfallenden, breiten, von Gruben und Vertiefungen erfüllten Ebene, wo sich noch bedeutende Schneefelder vorfanden, die jedoch das Aufschießen einer reichen Vegetation nicht hinderten. Ich bestieg nun von der Nordseite aus den etwa noch 500' höhern höchsten Gipfel, wo wir auf einen Wolf stießen, den ersten, der mir zu Gesicht gekommen ist. Er floh sogleich, als er uns erblickte, und obwohl wir ihm eine gute Strecke nachsetzten, um ihn zu schießen, konnten wir ihn doch nicht einholen.

Von dem höchsten eine breite abgerundete Kuppe darstellenden Punkte der Sierra Tejada eröffnet sich eine weite Aussicht namentlich nach dem Innern des Landes. Man erblickt die ganze Vega von Granada nebst den sie umschließenden Gebirgsketten, Granada selbst, die Gebirge der Provinz Malaga und im Osten die bereits ziemlich nahe Sierra Nevada im Profil, die noch völlig den Schmuck des Winters trug. Nach der See zu verhinderte eine gewaltige Wolkenschichte, welche auch den untern Theil des Gebirgs selbst bedeckte, die Aussicht. Auch dauerte es beim Herabsteigen nicht lange, so traten wir in sie ein und kamen Abends sieben Uhr völlig durchnäßt zurück ins Dorf.

Am nächsten Tage, wo es ununterbrochen regnete, machte ich einen Rasttag, um die gesammelte Ausbeute zu sichern. Den 11 Junius ging ich sechs Leguas weiter nach dem am Meere liegenden Städtchen Nerja, das ich gegen Abend erreichte. Der Weg war sehr schlecht, aber malerisch, da er längs der Basis der Sierra Tejada hinführt und zum Theil einzelne Partien derselben berührt. Gleich hinter Canillas steigt man in ein tiefes, enges, von einem wilden Gebirgsbach durchbraustes Thal hinab und gelangt nach Uebersteigung eines Bergkammes in ein zweites, welches die beiden Dörfer Sedella und Salares, letzteres eng zwischen Felsen eingeklemmt, birgt. Von hier aus kommt man durch Weinberge (denn das ganze zwischen der Sierra Tejada und der Küste liegende breite und sehr coupirte Hügelland ist gänzlich mit Wein bedeckt) nach dem hoch gelegenen Dorfe Canillas de Albayda und weiter nach Competa, wo man abermals in die Sierra eintritt und nach zwei Stunden das am Ausgange derselben liegende große und freundliche Dorf Frigilliana erreicht. In der Nähe dieses Ortes liegt der niedrigste 3 bis 4000' hohe Theil der Sierra, welcher aber unbedingt der romantischste ist. Während sich das Hochgebirge von Canilla de Aceytuno in sanft ansteigenden Linien erhebt, erscheint dieser niedrigere Theil aus den seltsamsten und groteskesten Kegeln und schroffen malerischen Felsbergen gebildet. Von Frigiliana an senkt sich das Land nieder in einer sanft geneigten, aber felsigen Ebene zur See hinab, an deren Rande sich Nerja erhebt mit einer Promenade, die auf einem schroff ins Meer abstürzenden Felsen liegt.

Am 12 Junius brachen wir zeitig wieder auf, da wir eine lange Tagereise vor uns hatten, und kamen, fortwährend die Ramificationen der Sierra Tejada überschreitend, aber ununterbrochen der Küste folgend, um 2 Uhr in das Städtchen Almuñecar. Dieser Ort ist seiner Fischerei wegen berühmt und durch einen felsigen Hügel vom Meere getrennt, auf dem sich die Ueberreste einer maurischen Burg befinden. Er besitzt eine schöne Kirche mit hohem Kuppelthurm. Hinter Almuñecar tritt man wiederum in Gebirge ein, welche Ausläufer der Sierra de las Almijarras sind, die sich an die Tejada anschließt und bis an den Rio Guadalfeo erstrecken, der sie von der Sierra de Lujar scheidet. Auch hier folgt der Weg der Küste, ist aber wegen des fortwährenden Bergauf- und Bergabsteigens, wobei man zahllose Barrancos zu übersteigen hat, sehr beschwerlich, zumal bei großer Hitze, wie wir sie an jenem Tage hatten.

Nach 5 Uhr Abends kamen wir auf den letzten Bergkamm und erblickten vor uns, durch ein Thal getrennt, die wohl erhaltene maurische Burg von Salobreña auf steilem Felsen in einiger Entfernung vom Meere liegen, an dessen östlichem Abhang das Dorf gleiches Namens sich ausbreitet. Ein entzückendes Panorama eröffnete sich vor unsern Augen. Dicht vor uns lag die reizende grüne Vega von Motril, das Ziel dieses Tages, begränzt im Osten von der schroffen Wand der Sierra de Lujar. Gegen Westen erhebt sich die dem Meere zugekehrte in zackigen Formen emporsteigende Kette der Almijarras, zwischen beiden das tiefe dunkle Flußthal und darüber im Hintergrunde die zwischen den Wolken hervorblickenden Schneefelder der Nevada.

In Motril blieb ich drei Tage und besuchte dann den zwei Leguas östlich von der Stadt gelegenen Hafenort Calahonda, welcher sehenswerth ist, weil die Natur selbst ganz allein diesen Hafen gebildet hat. Zwischen schroffen senkrechten Felsen befindet sich eine tiefe Bucht, welche leicht erweitert werden könnte, so daß dieser Hafen 3 bis 400 Schiffe zu fassen fähig seyn würde. Man hat die Absicht gehabt, Calahonda zum Hafen von Granada zu machen, von wo er nur 13 Leguas entfernt ist, allein wie so vieles in Spanien ist auch dieses Project aufgegeben worden.

(Schluß folgt.)

Schwedische Literatur in Dänemark. Wie in Norwegen, so breitet sich jetzt die schwedische Literatur auch in Dänemark aus, wo sie früher vergleichsweise sehr unbekannt war. Stürzenbecher gibt Vorlesungen über die schwedische schöne Literatur heraus, nebst „Gewählten Auszügen aus Schwedens neuerer prosaischer Literatur.“ Ein Hr. Ströhm gibt „Gewählte Auszüge aus der ältern und neuern schwedischen Lyrik.“ Ein Heft ist erschienen und zwei andere sollen, wie Berlingske Tidende vom 12 August meldet, demnächst erscheinen. Diese Sammlung könnte auch in Deutschland die interessante schwedische Literatur mehr verbreiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1845.

Der Zauberer von Turbut.

Eine Legende aus Khorasan. *)

An sonderbaren Heiligen ist kein Land reicher als Persien. Zu Turbut, einer fast in der Mitte zwischen Herat und Mesched liegenden Stadt lebte einst ein frommer und weiser Mann, der sich durch seine Heiligkeit, seine Sittenstrenge, sein Fasten und Beten außerordentlich berühmt gemacht hatte. Er soll ganze Tage, ja Wochen in fromme Betrachtungen versunken ohne Nahrung in der Wüste zugebracht haben, denn Turbut ist, wie so manche andere persische Stadt, von Einöden umgeben, wo des Nachts der Wölfe und der Schakale Geheul ertönt. Als einer der Freunde des Heiligen diesem einen langen Brief geschrieben und in die Wüste gesandt hatte, welchen er wegen seiner gottseligen Betrachtungen nicht beantworten konnte, bat er Abdallah Tasfin, der sich bei ihm eingefunden hatte, dem Briefschreiber an seiner Stelle zu antworten und ihn zugleich in Gottes und Ali's Namen zu bitten, fürder keine eiteln und unnützen Briefe zu schreiben, sondern sich mit heiligen Betrachtungen zu beschäftigen. Solchen wohlgemeinten Rath beherzigte auch der Mann und wurde ein Andächtiger, ein Sufi.

Dem Auserkornen von Turbut war die Kraft verliehen Wunder zu thun und er hatte Macht und Gewalt über die meisten belebten und unbelebten Wesen. Als eines Tages einer seiner bevorzugten Schüler, der aus der Mädresa von Turbut kam, ihn besuchen wollte, hörte er, wie die Frau des heiligen Mannes, die, gleich Sokrates Gattin, ein böses altes Weib war, ihren Eheherrn arg ausschimpfte und verunglimpfte bei den Nachbarn. Als der Schüler eingetreten war, schimpfte sie auch den und rief, er möge seines Weges gehen, ihr lüderlicher Mann, den er besuchen wollte, sey in die Wüste gelaufen. Der besorgte Schüler suchte ihn dort auf und traf den Heiligen, der mit einer großen Schlange in der Hand, die ihm als Peitsche diente, einen mit einer Last Holz beladenen Löwen vor sich hertrieb. Er sagte seinem Schüler sogleich, wo er gewesen und was sein Weib von ihm geredet. Gegen die, rief er aus, muß ich mich mit Geduld waffnen; die hat mir Gott zur Seite gegeben, um meine Demuth, meine Geduld zu prüfen.

Dieser heilige Mann von Turbut erlebte den Einfall der Araber in Khorasan in der ersten Periode des moslemitischen Glaubens. Hudsascha, einer der Häuptlinge der Araber, konnte wegen eines körperlichen Fehlers kein Pferd besteigen und bediente sich deßhalb auf seinen Zügen eines Elephanten. Als aber in einer Schlacht der Elephant umgekommen war, gerieth Hudsascha in große Betrübniß und Verlegenheit. Alsbald sandte er zu dem Zauberer von Turbut und ließ ihn bitten, er möge doch seinen Lieblingselephanten wieder beleben, denn er habe Wunderbares vernommen von den wirksamen Beschwörungen des großen Sufi von Turbut. Dieser widersetzte sich lange der Bitte des Arabers, endlich aber gewährte er sie mit folgenden Worten: Ich sehe wohl, daß meine Zeit gekommen ist, ich weiß es, daß dieser Fall meinen Tod herbeiführen wird, deßhalb weigerte ich mich, aber es ist vergeblich, ich werde sterben und du selbst, Hudsascha, wirst den Befehl zu meiner Hinrichtung geben. Dieß ist nicht möglich, rief der Araber aus, ich achte und bewundere dich, du bist im Begriff mir einen großen Dienst zu erweisen, wie sollte ich Befehl zu deinem Tode geben?

Der Heilige erwiederte, es sey vergeblich gegen den Willen des Schicksals zu kämpfen; was einmal geschrieben stehe, werde eintreffen trotz aller Vorsicht der Sterblichen. Nach diesen Worten näherte er sich dem Leichnam des Elephanten und rief mit lauter Stimme: im Namen Gottes stehe auf! aber das Thier blieb leblos liegen. Jetzt rief er: im Namen des Propheten erhebe dich zum Leben! der Elephant regte sich nicht. Da verlor der große Zauberer von Turbut die Geduld, gab dem Elephanten einen Fußtritt und rief: stehe auf und erhebe dich zu neuem Leben; ich befehle es dir in meinem eigenen Namen! Diese Beschwörung wirkte: zur großen Freude seines Herrn erhob sich der Elephant aus dem Todesschlafe frisch und kräftig. Aber die Mulla's und Imams, die Schriftgelehrten tobten und schrieen: er ist ein Ungläubiger, er hat

*) J. B. Fraser Travels and Adventures in the Pers. Prov.

Gott gelästert, gegen den wahren Glauben gesündigt, er muß sterben!

Der Zauberer, der sich vertheidigen sollte, konnte gegen diese Beschuldigung nichts anführen; der arabische Häuptling, der ein strenger Moslem war, wagte nicht ihn zu beschützen, und er wurde als Gotteslä̈ugner hingerichtet. Die Derwische aber ehrten ihn als einen der ihrigen, ehrten ihn ungeachtet seiner Blasphemie, als einen großen Heiligen und Auserkornen Allahs; sie liefen in ganz Khorasan herum und sammelten Geld und schmückten das Grab des Zauberers von Turbut mit einer großen Marmorplatte, worauf sein Märtyrthum mit goldenen Buchstaben eingegraben steht. Alljährlich feiern sie mit mystischen Gebeten und Tänzen seinen Todestag.

Guayana.

(Schluß.)

Das Klima der Provinz Guayana ist überall heiß und zum großen Theil ungesund durch die Ausdünstungen der nach den Ueberschwemmungen der großen Flüsse zurückbleibenden Lagunen und der niedrigen, sumpfigen Gegenden in den Flußthälern der Urwälder und an den Meeresufern. Die Savanen am Orinoco, welche nicht im Bereiche dieser Ausdünstungen und des schädlichen Einflusses der Urwaldungen liegen, wie die von Upata, Angostura und Caicara, sind sehr heiß, jedoch nicht ungesund.

Die ungeheure Provinz Guayana liefert bis jetzt noch sehr wenig Producte zur Ausfuhr. Von den Savanen am Caroni geht einiges Vieh nach den westindischen Inseln. Von den reichen Producten des Pflanzenreiches im Innern der Provinz wird gegenwärtig noch fast gar nichts in den Handel geliefert. In dem fast 3000 Quadratmeilen großen Canton von Rio Negro gibt es nur zwei Punkte, von denen aus einige Artikel verführt werden, nämlich San Fernando de Atabapo und San Carlos. Ersteres sendet, wenn der Orinoco zu wachsen beginnt, Piroguen, Tauwerk und Fischernetze, gefertigt aus den Blattstielen der Chiquipalme, Harz, Sarsaparilla und Mandeln nach San Fernando de Apure und Angostura, und dieselben Artikel, so wie etwas Tabak und Cacao liefert San Carlos nach dem brasilischen Gränzort Marabitanos am Rio Negro. Aehnliche Producte führten früher die Indier von Esmeralda den Orinoco hinab, gegenwärtig jedoch, wo diese Mission so gut wie untergegangen ist, werden von dort schwerlich noch regelmäßige Verbindungen mit den Gegenden am untern Orinoco unterhalten.

Mit löblichem Eifer hat die Regierung von Venezuela der durch die Revolution gänzlich zu Grunde gerichteten Missionen sich angenommen. Ein Gesetz des Congresses vom 1 Mai 1841 beauftragte die vollziehende Gewalt mit allen in ihrer Macht stehenden Mitteln die Bekehrung und Civilisirung der Indier zu fördern, zu dem Ende sie in Ansiedlungen (Poblaciones) unter der Direction von Beamten, wie die Regierung sie ihnen zuträglich glaube, zu vereinigen, diese Poblaciones unter eigene Gesetze zu stellen, für dieselben die nöthigen Missionäre zu ernennen, und wenn erforderlich, dieselben auf Staatskosten aus fremden Ländern kommen zu lassen. Zu gleicher Zeit erließ die Regierung ein Decret zur Organisirung der Missionen in der Provinz Guayana, welche bei weitem die größte Anzahl unabhängiger Indier hat. Das in diesem Decret aufgestellte, sehr genau dargelegte System, nach welchem die Missionen eingerichtet werden sollen, ist eine Combination der beiden von Alters her in Amerika angewendeten Civilisationssysteme.

Das Delta des Orinoco ist ein niedriges, sumpfiges, von unzähligen Canälen durchschnittenes und den periodischen Ueberschwemmungen ausgesetztes Land, welches noch von unabhängigen Indianern bewohnt und schwerlich vor dem Verlaufe von Jahrhunderten cultivirt werden wird, da es dazu vieler künstlichen Eindeichungen und Entwässerungen bedarf.

In einer schönen und gesunden Savane liegt Upata, der Hauptort eines Cantons, der die schönen Landschaften am Caroni umfaßt, welche sich eben so trefflich zum Ackerbau wie zur Viehzucht eignen. Hier lagen die dreißig Missionen der catalonischen Capuciner, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts an 16,000 mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigte Indianer zählten. Gegenwärtig beträgt die ganze Bevölkerung dieses fast 6000 Quadratm. großen Cantons nur ungefähr zwölftausend Seelen.

San Fernando de Atabapo, eine Mission der Franciscaner, liegt unfern vom Zusammenflusse dreier großen Ströme, des Orinoco, des Guaviare und des Atabapo, der von den Höhen im Westen von Esmeralda herabströmt. Der Guaviare entspringt in der Cordillera von Santa Fé und berührt San Juan de los Llanos; vorläufig kann man ihn als den größten Nebenfluß des Orinoco betrachten. Mehrere Zuflüsse des Orinoco sind so beträchtlich wie die größten Ströme Europa's mit alleiniger Ausnahme der Donau und der Wolga. Wenn in diesen, von mächtigen Strömen durchzogenen Landschaften von Guayana der Handelsverkehr lebhafter sich entfalten wird, dürfte San Fernando da Atabapo ein bedeutendes Emporium und zugleich Mittelpunkt der Civilisation am oberen Orinoco werden.

Die Ebenen der Provinz von Guayana, die sogenannten Savanen am Caroni zeichnen sich vor den auf der Nordseite des Orinoco liegenden Llanos durch reichere Bewässerung, größere Frische der Vegetation und größere Mannichfaltigkeit der Boden- und der Oberflächenbeschaffenheit aus. Sie haben zugleich die schönsten Weiden und einen reichen Ackerboden, der dem der fruchtbaren Thäler von Aragua gleichkommt. Ihre Oberfläche bietet einen pittoresken Wechsel von inselartigen Höhenzügen und Hügeln, von Wäldchen, Flüssen, Palmengruppen und reichlich bewässerten Ebenen dar, welche nicht überschwemmt werden, obgleich es dort mehr regnet, als in andern der Meeresküste und den Urwäldern entfernter gelegenen Theilen des Landes. Dieser Landstrich, der sich eben so wohl zur Viehzucht wie zum Anbau der gesuchtesten Colonialerzeugnisse trefflich eignet, verspricht bei fernerer Zunahme der jetzt im

Wachsen begriffenen Bevölkerung in nicht ferner Zukunft einer der blühendsten Districte Süd-Amerika's zu werden.

Die Granitfelsen bei dem kleinen Flecken Caicara am Orinoco sind mit kolossalen symbolischen Figuren bedeckt; Sonne und Mond sieht man hier abgebildet, auch Hausgeräthschaften, Jaguars und Caimans. Aehnliche Denkmäler trifft man bei Urbana am Orinoco, ferner in der großen Ebene, welche vom Atabapo und Cassiquiare umschlossen ist. Diese letzteren Sculpturen sind von um so höherer Wichtigkeit, da sie in einer ganz unbewohnten Gegend, in der Nähe von Völkerschaften liegen, die auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehen und zur Ausführung von dergleichen Werken ganz unfähig sind.

Die Cultur der einheimischen Baumwollenstaude ist über ganz Venezuela verbreitet und selbst mehrere der unabhängigen Völkerschaften bauen Baumwolle. In den Thälern von Aragua und am Golf von Cariaco werden sehr gute Sorten gewonnen. Der Anbau dieser Pflanze richtet sich nach der Nachfrage und nach den Preisen.

Der Tabaksbau in Venezuela ist, obgleich er gegenwärtig schon große Bedeutung erlangt hat, doch noch großer Ausdehnung und Verbesserung fähig, denn die Republik, deren Tabak weit besser als der virginische ist, und nur dem von Cuba und vom Rio Negro an Güte nachsteht, könnte den ganzen Tabaksbedarf Europa's befriedigen. Bei Upata in der Provinz von Guayana befinden sich ausgedehnte Pflanzungen, die ein vorzügliches Product liefern.

Nächst den Erzeugnissen des Ackerbaues sind für Venezuela die der Viehzucht am wichtigsten, ja man kann sagen daß, obgleich die Viehzucht Venezuela's gegenwärtig nicht so productiv ist als der Ackerbau, dennoch die Heerden des Landes den reellsten Theil des Nationalreichthums der Republik ausmachen. Deßhalb ist es sehr erfreulich, daß die hierauf gerichtete Thätigkeit der Einwohner in neuerer Zeit wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Die weite Entfernung Augostura's von der Mündung des Hauptarms des Orinoco ist für den Handel deßhalb nachtheilig, weil das Fahrwasser bis zur Mündung keineswegs überall der Art ist, wie man es von dem untern Laufe eines so großen Stroms erwarten sollte. Dessenungeachtet sieht man jetzt Schiffe der Hanseaten, der Engländer, Franzosen und Nordamerikaner in den Hafen von Augostura einlaufen. Noch vor zwölf Jahren war die Ankunft eines fremden Schiffes eine Seltenheit. Venezuela's Weltverkehr wird jetzt immer bedeutender; so ist sein Cacao der beste, der in den europäischen Handel kommt.

Candahar.

(A. Conolly: Journey overland to North India.)

In weiter Ebene liegt die Stadt; hie und da erblickt man nackte niedere Felswände, auf denen feste Burgen erbaut sind. In Ermangelung von Holz nur aus Backsteinen erbaut, ist Candahar mit weitläufigen Festungswerken umgeben und der blühendste Marktort auf der großen Handelsstraße. Rasputen und Hindus haben sich hier niedergelassen; Turkomanen und Bucharen besuchen die hiesigen Märkte; die Bazars zumal sind reich versehen mit köstlichen persischen und indischen Waaren. Die Stadt ist fest auch ohne Festungswerke, die benachbarten Wüsten und Steppen gegen Chorasan sind ihre besten Wälle.

Das Wasser ist trefflich, alle Lebensmittel sehr billig; in den zahlreichen Gärten gedeihen die besten Weintrauben, Birnen und Melonen, in der Ebene baut man viel Weizen und Tabak. Aus drei Canälen erhält die Stadt ihr Wasser, doch hat sie auch Brunnen. In den heißen Sommermonaten begeben sich die wohlhabenden Kaufleute in die zwei Tagereisen entfernten Berge von Toba, deren kühle Lüfte als höchst reizend geschildert werden.

Candahar hat einige schöne Moscheen und Paläste. Im Süden der Stadt liegt die Citadelle; von größern und kleinern Plattformen herunter beherrschen Castelle und Burgen die Karawanenstraßen. Ahmed Schah, der berühmte Häuptling der Afghanen, hatte Candahar zu seiner glanzvollen Residenz erhoben; damals ward die Stadt durch manche Prachtbauten verschönert. Wo in den Umgebungen Candahars Wasser sich findet, da ist auch Ueberfluß an Getreide, Obst, an Pappeln, Platanen und aromatischen Gräsern.

Die Afghanen von Candahar sind schöngewachsene, kräftige Leute mit langem Gesicht, erhabener Nase, lebendigen Blicken. Sie sind männlich, einfach, offen in ihrem Benehmen, freimüthig, tapfer, kühn. Der schöne Bart gibt ihnen ein würdiges Ansehen; Gewandtheit und Artigkeit zeichnet sie aus, selbst wenn sie als Weglagerer zum Vorschein kommen. Bei außerordentlicher Lebhaftigkeit, Empfänglichkeit und Lernbegierde ist ihnen eine dem Orientalen sonst unbekannte Bescheidenheit eigen. Die Perser nennen sie Barbaren, weil ihnen persische Verfeinerung fremd ist, aber sie sind wahrhaftiger, minder lasterhaft, wenn auch weniger cultivirt, und gleich stolz wie jene auf ihr Vaterland und ihre Herkunft.

Reisebriefe aus Spanien.

XI.

(Schluß.)

Am folgenden Tage brach ich nach der Sierra de Lujar auf, die sich 3 Leguas von Motril erhebt. Ich ritt zuerst durch ein unbebautes Hügelland nach Lagua, einem aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchen. Ehe wir noch dahin kamen, bedeckte sich das ganze Gebirge mit Wolken, so daß wir in dichtestem Nebel eine große Strecke an dem steilen Südabhang emporsteigen mußten. In einer großen Felsenhöhle ließ ich das Pferd unter Obhut des Dieners zurück und erkletterte allein das höhere Gebirge, dessen höchster Gipfel, welcher nach den Messungen des spanischen Naturforschers Don Simon de Rores Clemente 6801 Fuß über dem Mittelmeere liegt, ich nach drei Stunden erreichte. Die Sierra de Lujar ist ein ungeheuer breites Gebirge, denn sie nimmt den ganzen Raum zwischen dem Thal des Rio de Orgiva, dessen südliche Thalwand sie bildet, bis an die Küste ein. Die Aussicht von dem breiten Kamm der höchsten Kuppe ist ebenfalls sehr schön, vorzüglich nach dem Innern. Ich übersah von ihm aus meine ganze vorjährige Reisetour durch die Alpujarras, für welche die Sierra de Lujar der beste Punkt ist, um sich zu orientiren. Außer den Städten Orgiva und Lanjaron und einer Unzahl von kleinern Ortschaften der Alpujarras übersieht man die Thäler von Trevelez und Poqueira. Gegen Westen und durch das Thal

des Guadalfeo von der Sierra de Lujar getrennt, breitete sich das wildromantische, aber bedeutend niedrigere Gebirgsland der Almijarras aus. Diese Sierra erstreckt sich über das ganze Land zwischen der Küste westlich von Motril und dem Thal des von Padul herabkommenden und bei Lanjaron vorbeifließenden Rio grande, der sich später mit dem Rio de Orgiva vereinigt, welche so den Guadalfeo bilden. Das Gebirge beschreibt einen großen Halbkreis, dessen Concavität östlich nach dem Flußthal des Guadalfeo gerichtet ist. Auf diese Weise besteht diese Sierra aus zwei Ketten, von denen die eine sich längs der Küste hin erstreckt, die andere aber die rechte Thalwand des weiten Flußthales des Rio grande bildet. Beide Ketten vereinigen sich im Westen, wo sie sich an die Sierra Tejada anschließen. Zwischen beiden Schenkeln des Gebirgs liegt ein weites mit niedrigen Bergen ausgefülltes Thal, das ein in den Guadalfeo mündender Fluß durchbricht, in dessen engem Thal die drei kleinen Ortschaften Guajar fondo, Guajar Faraguit und Guajar alto liegen.

Spät kehrte ich nach Motril zurück, das ich den 16 Junius gegen Mittag verließ mit der Absicht, den Weg nach Granada durch die Almijarras einzuschlagen. Da dieser Weg zu schlecht ist, um den Lastthieren viel aufbürden zu können und mein Gepäck sehr angeschwollen war, so schickte ich letzteres mit einem Arriero auf dem gewöhnlichen Wege nach Granada voraus und behielt bloß das Unentbehrlichste bei mir. In dem Städtchen Velez de Benaudalla, das ich bereits im vorigen Jahre berührt hatte, überschritten wir den Rio Guadalfeo, um die Cuesta de la Cebada hinauf nach dem weiten Thal zwischen den beiden Ketten der Almijarras emporzusteigen. Der Fluß war hier, wo die großen Wassergräben, welche die Ebene von Motril bewässern, noch nicht abgegangen sind, so bedeutend angeschwollen und strömte dabei mit solcher Heftigkeit, daß zwei Männer nöthig waren, um mein Pferd hinüberzubringen und vier, um den Esel zu transportiren, der das Gepäck trug, denn eine Brücke gab es wieder nicht. Jenseits des Flusses trennte sich der Arriero von uns und wandte sich rechts, während ich mit Vicente links in das Gebirge eindrang.

Nach einer Stunde kamen wir in das Thal, wo die schon erwähnten drei Dörfer liegen, welches einen überaus romantischen Grund bildet, der an einigen Stellen einen wilden Charakter annimmt und namentlich in der Nähe von Guajar alto zu einer engen Felsenschlucht zusammentritt. Gegen Abend erreichte ich dieses hoch gelegene Dorf. Ein Wirthshaus gab es nicht, weßhalb ich genöthigt war zum Alcalden zu gehen. Wir fanden einen schlichten Bauer, der uns bei einem andern Bauer ein Nachtquartier verschaffte. Die Ankunft eines Ausländers in diesem ganz von der Welt abgeschnittenen Gebirgsdorfe und noch mehr meine Beschäftigung brachte den ganzen Ort in Allarm, der Alcalde selbst sah mir mit großer Verwunderung zu, als ich die gesammelten Pflanzen einzupacken begann.

Am folgenden Tage brachen wir zeitig auf und schlugen den Weg nach Cafular ein, einem Dorfe am Südabhange der Seelette gelegen, welcher durch den höchsten Theil der Sierra führt. Auf dem Kamm angelangt, erklomm ich einen der höchsten Gipfel, worauf wir uns wieder nordwärts wandten nach dem Wege, welcher über das Gebirge nach Granada führt. Dieser Pfad läuft durch einen großen Theil des Centralgebirgs und bietet daher eine gute Gelegenheit dar, dieses kennen zu lernen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten wir in der Gegend des Dorfes Albuñuelas das Ende des Gebirgs und traten nun in die hügelige, felsige und öde breite Hochebene ein, welche zwischen dem fruchtbaren weiten Thal des Rio grande und der Vega von Granada liegt. Hinter dem Dorfe Padul überfiel uns ein furchtbares Gewitter, begleitet von dem heftigsten Regenguß und Hagelwetter. Bis auf die Haut durchnäßt erreichten wir eine erbärmliche Venta, die uns wenigstens Schutz gegen das Ungewitter bot. Nicht weit hinter dieser führt ein Hohlweg zu dem höchsten Punkt dieser Hochebene, aus dem heraustretend man auf einmal die Vega von Granada mit der Hauptstadt selbst und der zauberischen Alhambra erblickt. Dieser Punkt heißt il ultimo Sospiro del Moro (der letzte Seufzer des Mauren), weil der Sage nach hier der König Boabdil nach der Uebergabe von Granada auf seiner Flucht nach Afrika sich zum letztenmal weinend nach dem verlorenen Paradies umwandte und von Granada Abschied nahm. Zwei Stunden später befand ich mich bereits auf der Alhambra in meiner alten traulichen Wohnung.

XII.

Alhambra, den 7 Julius.

Schon am 24 Junius war ich wieder gerüstet zu einer Reise in die Sierra Nevada, von der mich einzelne Partien, die ich noch nicht genau untersucht hatte, bedeutend anzogen. Ich brachte die erste Nacht am Abhange des Dornajo unter freiem Himmel zu, um am nächsten Tage bei Zeiten in die höhern Regionen hinaufzuklimmen. Allein der noch sehr tief liegende Schnee, der bereits in einer Höhe von kaum 7000' begann, nöthigte mich zu baldiger Umkehr. Der ganze obere Theil des Gebirgs ist noch jetzt blendend weiß und wohl mit drei bis vier Ellen hohem Schnee bedeckt, denn so viel Schnee, wie im vergangenen Winter, ist, wie man hier sagt, seit Menschengedenken nicht in der Sierra Nevada gefallen. Von dieser Excursion abgehalten ging ich nunmehr nach Guejar hinab. Hier fand ich wieder die freundlichste Aufnahme. Kaum war die Nachricht von meiner Ankunft erschollen, als sich eine Menge Landleute in meine Wohnung drängten, um mich zu sehen und mich mit Lebensmitteln aller Art zu versorgen. Selbst Pfarrer und Alcalde besuchten mich in Person. Namentlich aber bemühte sich der Mayoral der Hirten von Guejar, jener Jose Ramos, der mich schon im vorigen Sommer so ausnehmend begünstigt hatte, sehr um mich, und stellte mir nicht allein sein Haus, sondern sämmtliche Sennhütten im Gebirge, seine Leute, ja selbst Geld, wenn mir's fehlen sollte, zur Disposition. Da ich Ende dieses Monats nochmals auf einige Tage in die Sierra zu gehen gedenke, so werde ich wieder mit diesen gutmüthigen Leuten zusammentreffen. Jose Ramos hat mich daher auch schon zum Jakobstage eingeladen und an alle seine Hirten im Gebirge Befehle ergehen lassen, mich, so lange ich es wünschte, zu beherbergen, zu bewirthen und mir Schutz und Führung zu leisten. Mehr kann man wahrlich von einem andalusischen Bauer und von spanischer Gastfreundschaft nicht verlangen!

Postveränderung in Belgien. Die Postreform, die von Sir Rowland Hill begonnen wurde und sicherlich noch ihren Weg durch die ganze civilisirte Welt machen wird, soll demnächst in Belgien eingeführt werden, wenigstens hat eine zu dem Ende niedergesetzt Commission den Vorschlag gemacht, alle einfachen Briefe ohne Unterschied auf 10 Centimes (2 Sous) herunterzusetzen. (Voleur vom 15 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1845.

Das Oregongebiet.

(Mit einer Karte.)

Die Karte, welche wir hier beilegen, ist nicht die des Oregongebiets, sondern des nördlichen Theils des stillen Meeres mit der Westküste Amerika's und der Ostküste China's und südlich hinab bis zu den Marquesas-Inseln. Der Grund, weßhalb wir diese leztere Karte beilegten, ist einfach der, daß der wirkliche Streit zwischen Amerika und England, nebst französischem Zwischenspiel, nicht das Oregongebiet selbst, sondern diesen Seestrich betrifft, die politischen und Handesvortheile, welche demjenigen erwachsen, welcher im Besiz der Westküste Amerika's sich befindet. Hiezu kommt, daß amerikanischerseits, um dieser Vortheile theilhaftig zu werden, nicht sowohl das Oregongebiet, welches mehr eine Eitelkeitsfrage, als der Hafen von Francisco erstrebt wird, der schönste Hafen der Welt, dessen Besiz in den Händen einer seemächtigen Nation dieser ein entscheidendes Uebergewicht im Handel des stillen Meeres geben muß. Darum haben wir ein reducirtes Kärtchen dieses Hafens als Carton dem Ganzen beigefügt, da dieser Name in den nächsten Jahren häufig in den Zeitungsberichten widerklingen wird.

Der Streit um das Oregongebiet ist nur ein Theil und nach dem obigen ein untergeordneter Theil des großen Haders zwischen England und Amerika um die Meeresherrschaft, aber der Besiz eines weit ausgedehnten Landes hat für die Einbildungskraft des Volkes eine größere Anziehungskraft, als der eines bloßen Hafens, und darum sind Bücher, Staatsschriften, Reisen, alles Mögliche in Amerika erschienen, um die Aufmerksamkeit des Volks auf das greifbarere Gut, auf das Oregongebiet zu richten, ein Manöver, das den doppelten Vortheil hatte, die öffentliche Aufmerksamkeit in England mehr auf das Oregongebiet als auf Texas, d. h. den Weg nach dem Hafen von Francisco, zu richten, und in Amerika das Volk aufzumuntern, die Frage über das Oregongebiet factisch zu entscheiden durch zahlreiche Ansiedlungen amerikanischer Bürger in den Thälern des Columbia und Wallamet.

Wenn man die wahren Verhältnisse des Streits zwischen Nordamerika und England auffassen will, so darf man sich ja nicht durch das Geschrei der englischen Journale „über demokratische Eroberungslust und Habsucht" bethören lassen: Nordamerika selbst handelt jezt im Wesentlichen durchaus nicht anders, als England im vorigen Jahrhunderte im gleichen Fall, als die Vereinigten Staaten noch englisch und Canada französisch war, gehandelt hat. Nordamerika's Verfahren ist ein Act der Selbsterhaltung, der dritte Unabhängigkeitskrieg, auf den es sich vorbereitet, und den es durch die Einverleibung von Texas schon halb gewonnen hat: denn indem England Texas aufgab, hat es factisch auf den Hafen von San Francisco verzichtet, wohin den Amerikanern jezt der Weg offen steht, und sobald die Amerikaner diesen besezt haben, dann ist die Behauptung des Oregongebiets von Seiten Englands nicht mehr lange durchzuführen. Als im vorigen Jahrhundert die jezigen Vereinigten Staaten noch auf das Land zwischen den Alleghannies, und dem atlantischen Meere beschränkt waren, hegten die Franzosen, damals im Besiz von Canada und Louisiana, den Plan, diese beiden Länder durch eine Postenkette längs dem Missisippi zu verbinden, und dann die Vereinigten Staaten von Süden, Norden und Westen her zugleich anzugreifen. Der Plan mißlang und Frankreich verlor bei dieser Gelegenheit Canada. In dem Kriege von 1812 hegte England denselben Plan gegen die Vereinigten Staaten: daher die Beförderung des Indianerbundes unter Tekumseh von den canadischen Seen hinab bis Florida, und der Versuch gegen Neuorleans, welchen Jacksons Energie vereitelte. Eine neue Gelegenheit diesen Plan auszuführen bot sich in der Unabhängigkeit von Texas, das im Norden dem Oregongebiet die Hand reichen und die Nordamerikaner von dem Handel mit dem westlichen Amerika, von Mexico und dem stillen Meere abschließen konnte; aber auch hier erhob der alte Jackson seine warnende Stimme, und trug wesentlich dazu bei, den Anschluß von Texas zu beschleunigen und dadurch den Amerikanern den Weg in die halbverwilderten Provinzen Nordmexico's und an die Küste des stillen Meeres zu öffnen. Der Plan Englands, die Nordamerikaner von diesem auszuschließen, ist also durch den Anschluß von Texas schon vereitelt.

Der Streit um das Oregongebiet ist dadurch vergleichungsweise eine Nebensache geworden, und darum wächst auch in England troß der ministeriellen Erklärung die Ansicht, daß es um des Oregongebiets willen nicht mehr zum Kampf kommen werde.

Indeß dreht sich der Streit, der journalistische und diplomatische, immer noch wesentlich um dieß Oregongebiet, und wir können deßhalb nicht umhin, einiges Nähere darüber zu bemerken, ohne genauer auf die Geschichte der Entdeckungen, — deren Einzelnheiten des Breiteren in Greenhows History of Oregon and California und Duflot de Mofras Exploration du Territoire de l'Oregon etc., der englischen Journale nicht zu gedenken, sich aufgezeichnet finden — und in die Rechtsfrage einzugehen. Letztere namentlich ist ein sehr kitzlicher Punkt, und wir nehmen keinen Anstand, wenn man die gewöhnlichen Grundlagen von Entdeckung und Besitzergreifung annimmt, ohne weiteres den Engländern Recht zu geben. Allerdings sind die Spanier den Engländern in der Entdeckung vorangegangen, aber sie haben in denjenigen Breiten, um welche es sich hier handelt, nicht einen Fußbreit Landes besetzt. Unter den Engländern war Cook der erste, welcher die Küste genauer aufnahm, und in den 80ger Jahren ließ sich am Nootka-Sund ein unternehmender Kaufmann Namens Meares nieder, um Pelzhandel zu treiben. Die Spanier nahmen seine Schiffe weg und behaupteten das Oberhoheitsrecht auf das Land zu haben in Kraft der ersten Entdeckung und der Contiguität des Landes mit Obercalifornien; England nahm sich aber seiner Unterthanen an, drohte mit Krieg, und so erfolgte der Vertrag vom Escurial, in Amerika unter dem Namen des Nootka-Vertrags bekannt, weil er das Recht der Engländer auf die Umgegend des Nootka-Sunds ausdrücklich anerkannte; übrigens war in demselben doch beiden Völkern das Recht zugesprochen sich hier anzusiedeln. In Folge dieses Vertrags rüstete England die Expedition unter Vancouver aus (1792), um von den weggenommenen Niederlassungen Besitz zu nehmen und zu ermitteln, welche Theile der Küste noch unbesetzt seyen. Er nahm die Küste von 39° 20′ N. B. bis zur Straße Juan de Fuca auf, und da dieß alles noch von keiner fremden Macht besetzt war, so nahm er davon im Namen der englischen Krone Besitz. Es ist augenfällig, daß wenn jemand, außer den Eingebornen des Landes, ein Anrecht auf dieß Land hatte, so konnte es nur Spanien oder England seyn. Die Vereinigten Staaten aber, welche kaum zehn Jahre vor der Expedition Vancouvers ihre Unabhängigkeit errungen hatten, konnten noch gar nicht in Betracht kommen.

Die Amerikaner wollen zwar ein Recht darauf begründen, daß im J. 1792 ein amerikanischer Capitän, Gray, in den Columbia einlief, allein Vancouver ließ zwei Jahre später den Strom viel weiter hinauf befahren, und die Behauptung der Amerikaner, selbst mehrerer amerikanischen Unterhändler, daß die Entdeckung der Mündung eines Stromes ein Anrecht auf das ganze von diesem Strome bespülte Land gebe, läßt sich im Ernste gar nicht machen, ganz abgesehen davon, daß Gray als Privatmann gar kein Recht zur Besitzergreifung hatte, wenn er auch eine solche vorgenommen hätte. Indeß sieht es mit dem Recht der Engländer auch nicht viel besser aus: man betrachtet in England selbst Vancouvers Besitzergreifung für ziemlich lächerlich und unautorisirt; das Edinburg Review (Jul. 1845) erkennt geradezu an, „daß die Besitzergreifung das gewöhnliche Maaß von Abgeschmacktheit überschritten habe." Wenn man also von einem Recht auf dieß Gebiet sprechen will, so muß man auf die spätere Zeit eingehen, wo allerdings die Vereinigten Staaten ein Wort mitzusprechen haben. Im Jahre 1793 überschritt Sir W. Mackenzie, ein Beamter der dortigen (später mit der Hudsonsbay verschmolzenen) Nordwestcompagnie, die Felsengebirge, und gelangte unter 52° 20′ ans stille Meer. Im August 1805 überschritten die von ihrer Regierung abgesandten Amerikaner Lewis und Clarke die Felsengebirge und erreichten im November desselben Jahres die Mündung des Columbia. Im J. 1806 überschritt ein Hr. Fraser, gleichfalls unter den Befehlen der Nordwest-Compagnie, die Felsengebirge, errichtete unter 54° N. B. einen Handelsposten am Frasers River, und im J. 1811 entdeckte ein Herr Thompson, gleichfalls ein Agent dieser Compagnie, die Quelle des nördlichen Columbia-Armes und errichtete einige Hütten an seinen Ufern. Auf diese vier Reisen, von denen jedoch nur die amerikanische von einer Regierung ausging, gründet sich das Entdeckungsrecht zu Land. Was die Besetzung des Landes anbetrifft, so ist die von Hrn. Meares im J. 1789 am Nootka-Sund die erste; wir haben oben erwähnt, wie sie endete, und so viel ist gewiß, daß als Vancouver an der Küste erschien, um sich die entrissenen Ländereien zurückstellen zu lassen, diese sich gar nicht ausmitteln ließen, und überdieß Spanier und Engländer im J. 1795 den Nootka-Sund völlig verlassen hatten.

Die wichtigste Niederlassung im Oregongebiet, nicht wegen ihres Umfangs, sondern wegen ihrer diplomatischen Folgen ist Astoria, bekanntlich im J. 1811 von J. Astor aus Newyork gegründet. Im Laufe des Kriegs wurde diese Handelsniederlassung von englischen Truppen genommen, die brittische Fahne aufgepflanzt und der Name Astoria in den von Fort George umgewandelt. Nach dem Genter Vertrage (1814) sollten alle Besitzungen, welche Engländer und Amerikaner einander im Kriege abgenommen hatten, zurückgegeben werden, und demzufolge wurde am 6 Oct. 1818 in Anwesenheit brittischer und amerikanischer Behörden die englische Flagge abgenommen und die amerikanische aufgepflanzt. So bedeutend diese zwei diplomatischen Schritte waren, so unbedeutend war die Sache an sich selbst. Astor hatte seine Astoria nicht allein behaupten können, sondern Mitglieder der Nordwestcompagnie waren Theilhaber daran, und als die letztere sich mit der Hudsonsbay-Compagnie verschmolzen hatte, ging Astoria, wie einige behaupten, durch Auskauf vollends an die letztere über. Jetzt ist es ein bloßes Blockhaus, wo ein Beamter der Hudsonsbay-Compagnie wohnt, um die Verbindung zwischen dem Fort Vancouver und der Mündung des Columbia offen zu halten. Was die Compagnie betrifft, so hat sie selbst ihrem Freibrief zufolge kein Anrecht irgend einer Art an das Land, sondern nur auf den Handel, aber in diesem ist sie sehr ausschließlich und verdrängt alle

Mitbewerber, die Engländer vermöge ihres Freibriefs, die andern durch das Uebergewicht ihres Einflusses und Capitals. Indeß muß man gestehen, daß sie ihre Competenten aufs artigste behandelt: sie schützt sie, gibt ihnen Nahrung und Kleidung, welche diese Handelsleute nur durch sie erhalten können, richtet letztere aber methodisch zu Grunde: wird von Amerikanern ein Handelsposten errichtet, so erhebt sich alsbald ein Posten der Hudsonsbay-Compagnie in der Nähe, treibt ein amerikanisches Schiff Handel an der Küste, so folgt ihm ein Compagnieschiff auf dem Fuße, bietet ein Amerikaner Waaren zum Tausch an, so verkauft die Compagnie noch wohlfeiler, wie groß auch ihr Verlust dabei seyn mag. Fügt man nun noch hinzu, daß sie auch die Trappers besser bezahlt, als die amerikanischen, zu wiederholtenmalen entstandenen Pelzcompagnien gethan haben und thun konnten, so ist es ganz natürlich, daß sie ein unmäßiges Uebergewicht auf die ganze in diesen Strichen wohnende weiße und Indianerbevölkerung üben muß.

Was endlich den Gang der verschiedenen Unterhandlungen und Verträge über den Besitz der Nordwestküste Amerika's betrifft, so ist die Geschichte derselben kurz folgende. Zwischen England und den Vereinigten Staaten war ein Streit über die Nordgränze der letztern: im Vertrag vom J. 1818 wurde festgesetzt, daß vom Wäldersee bis an die Felsengebirge oder 49° N. B. die Gränze seyn solle. Die amerikanischen Unterhandler, Rush und Gallatin, schlugen vor, diese Gränzlinie bis ans stille Meer fortzusetzen. Dieß verweigerten die englischen Unterhändler Robinson und Goulburn und schlugen dagegen den Columbia als Gränze vor. Die ungebührliche Wichtigkeit, die man damals noch dem Columbiastrom beilegte, verhinderte wahrscheinlich den Abschluß einer Uebereinkunft, und man beschloß deßhalb die Souveränetätsfrage unberührt zu lassen und das Land auf 10 Jahre für beide Theile offen zu erklären. Am 22 Febr. 1818 schlossen die Ver. Staaten mit Spanien den Vertrag über die Abtretung Florida's ab, und in diesem wurde unter andern festgesetzt, daß von den Felsengebirgen bis ans stille Meer der 42° N. B. die Gränze zwischen beiden Theilen seyn sollte. Im J. 1824 schlossen die Vereinigten Staaten mit Rußland einen Vertrag, wonach die Gränze der russischen Besitzungen von Norden herab 54° 40′ N. B. seyn sollte; in einem Vertrag Englands mit Rußland vom J. 1825 wurde dieselbe Gränzlinie der russischen Besitzungen festgesetzt, es blieb also nur der Raum von 42° bis 54° 40′ übrig, über welchen sich die Vereinigten Staaten mit England zu vertragen hatten. Im J. 1826 wurde dieß neuerdings versucht, da aber beide Theile mit sehr geringen Modificationen auf ihren Forderungen beharrten, so kam keine Ausgleichung zu Stande, und man verlängerte die Uebereinkunft vom J. 1818 auf unbestimmte Zeit, wobei es jedem Theile frei blieb, solche aufzukünden, worauf sie nach Jahresfrist ihre Kraft verlor. So hat sich die Frage seither fortgeschleppt, und ist, weil sich der Streit namentlich von nordamerikanischer Seite her erhitzte, eine Art Ehrenpunkt geworden, um den man aber zuverlässig keinen Krieg anfangen wird, denn man hat die Werthlosigkeit des Streitgegenstandes seitdem von beiden Theilen deutlich genug erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Schiras. *)

Mitte Mai fanden wir alle Rosen in den Gärten in voller Blüthe, und Persiens Nachtigall, die Bülbül, verherrlichte die köstlichen Frühlingstage durch ihren entzückenden Gesang. In den dichtbelaubten Platanen und Cypressen nisten sanglustige Amseln. Hier im berühmten, vielbesungenen Rosengarten von Farsistan gedeihen die köstlichsten Trauben und Orangen; der heitere blaue Himmel ist höchst selten bewölkt. Das Klima ist gemäßigt, die Mittagshitze nicht sehr drückend, die Morgen und Abende im Sommer sind überaus erfrischend und reizend; der Herbst mit einer Fülle trefflicher Früchte ist entzückend, die Lüfte duften balsamisch und erquicken heilsam Leib und Seele; Blumen, Obst, Melonen, Pfirsiche, Birnen, Nectarinen, Kirschen, Granaten sind hier in vorzüglicher Fülle; auch trifft man hier die schönsten Perserinnen mit Augen schöner als Gazellenaugen, wie Hafiz sagt, mit dunkeln Haarlocken und mit Gesichtszügen schöner und süßer als Rosenknospen. Im ganzen Orient ist das Rosenwasser von Schiras berühmt.

Seinen größten Glanz erlangte Schiras nach Dschingiskhans Tode, unter Hulaku bis auf Timur. Zu der Zeit war in Farsistan die größte Cultur in Asien. Aus Schiras mußten damals viele Gelehrte und Künstler nach Samarkand wandern, um dieses zum neuen Glanzsitz der Künste und Wissenschaften zu erheben. Am berühmtesten aber wurde Schiras im ganzen Orient durch seine Dichter; Sadi und Hafiz, beide hier geboren und begraben, sind der Stolz und die Freude aller Perser geworden. Noch heute wird Schiras auf Münzen Sitz der Wissenschaft genannt, noch heute ist Schiras wichtig für Handel, Industrie und Landbau, besonders für Gartencultur.

In den Rosenhecken girren Turteltauben,
Auf den Hügeln springt das muntre Reh,
Wo man schlürft das Blut der besten Trauben
Vergißt man leicht des Lebens Ach und Weh!

So sang vor mehr als vierhundert Jahren der herrliche Hafiz und sein Sang paßt jetzt noch auf Schiras, dessen Bewohner auch heutzutage noch lustige Weintrinker sind. Abbas der Große residirte am liebsten in Schiras und auch er war, wie die Bürger der persischen Musenstadt in alter und neuer Zeit, den Weingelagen ergeben; noch zeigt man in einem der schönsten Gärten drei herrliche Cypressen, die dieser Herrscher gepflanzt hat; noch jetzt, wie zu Hafiz Zeiten, ist Schiras geziert mit lieblichen Frauen, mit Blumen und Früchten aller Art.

Man zählt hier fünfzehn große Moscheen, sehr viele kleinere, zwölf Bildungsanstalten (Mädresas), vierzehn Bazare, dreizehn Karawanserais, sechsundzwanzig Bäder; der gewölbte große Bazar besteht aus 1500 Boutiken. Zu Sadi's Zeiten hatte die Stadt sechzig Moscheen, vierzig Seminare, siebzig Bäder, sechzig Imamzades oder Heiligengräber, von frommen Derwischen bewacht Tag und Nacht; noch verkünden die Grabsteine auf den Gottesäckern eine Menge gefeierter Namen, die in einem eigenen Buche aufgezählt sind. Seitdem die Könige ihre Residenz von hier nach Teheran verlegt haben, ist Schiras nicht mehr so belebt und geräuschvoll wie früher.

*) S. Waring Tour to Sheeraz. W. Ouseley Trav. Vol. II.

Auf einer Anhöhe vor der Stadt erblickt man Tachti Kadschar, ein kleines Lustschloß des Fürsten Statthalters. Die Aussicht über Schiras von einer Anhöhe auf der Straße nach Jsfahan ist die vortheilhafteste für die Stadt; auch ist es diejenige, von welcher Sadi entzückt war, als er hier nach langer Abwesenheit die geliebte Vaterstadt zuerst wieder erblickte. Jhn, der die öde Wüste durchzogen, entzückten die prächtigen Cypressen bei der Vorstadt Musalla und der von Gefühlen überwältigte Dichter dankte Gott dem Allgütigen, der ihm eine so herrliche Heimath beschieden.

Dem Tachti Kadschar ganz nahe erblickt man unter einer Cypresse, die Persiens Anakreon selbst gepflanzt haben soll, das Grabmal des Hafiz. Früher standen hier prachtvolle Bäume, deren Schatten, verbunden mit lieblich plätschernden Bächen, dieses geweihte Plätzchen zu einem Lieblingsort der Perser machte, die hier in Ruhe ihre Pfeifen rauchten und ihren Hafiz feierten. Ein Sarkophag von hellgrünem Marmor mit rothen und blauen Adern ist zierlich gearbeitet und hat zur Jnschrift eine von Hafiz Oden. Derwische hüten das Grab und in dem nahen Gemache bewahrt man seine Gedichte. Hier sah Pietro della Valle das prachtvolle Manuscript, welches Abbas der Große hieher geschenkt hatte.

Nordöstlich von der Stadt, in ganz öder Gegend, ist Sadi's Grab; im verfallenen Gemäuer haust ein einsamer Derwisch, der den Fremden das verwitterte Mausoleum zeigt. Auch hier war einst Wasser vorübergeleitet in Canälen, auch hier standen ehedem prächtige Cypressen. Jn einem benachbarten stets kühlen Quell, nach ihm Saadia genannt, befinden sich Fische, die, als geheiligt betrachtet, ein Rest alter Fischverehrung des Orients seyn mögen. Stufen führten hinab zu bequemen kühlen Sitzen an dem klaren, krystallhellen Wasser der nun versiegten Brunnen. Jn der Nähe am Fuße eines Berges lag der herzerheiternde, von Rosen und Nachtigallen erfüllte Garten Dilkuscha. Die große Menge der Grabstätten von Heiligen und Doctoren des Koran, die in Schiras auch bewallfahrtet werden, haben der Stadt den Ehrentitel „Burg der Heiligen" verschafft. Selbst ihre berühmtesten Dichter werden als solche, wenigstens als Derwische, verehrt und abgebildet.

Viele der großen Gärten um Schiras sind verpachtet zur Cultur von Obst und Rosen, welche letztere zur Bereitung der berühmten Essenzen dienen. Schiras ist ferner bekannt durch seine Pferde und Waffen, durch die Kunst seiner Arbeiten in Schmelz, durch seine Siegelstecher, Töpfer und Steinmetze. Man schätzt dermalen die Bevölkerung auf vierzigtausend Seelen, worunter vierhundert jüdische und dreißig armenische Familien; die meisten Juden und Armenier sind Goldarbeiter oder Krämer; auch Baumwollenweber und Kattundrucker sind hier; ganz Persien wird versehen mit den eleganten Arbeiten der sechs Glashütten von Schiras. Ferner zählt man siebzehn Gewehrfabriken, die gute Feuerwaffen, vorzüglich aber treffliche Säbel liefern, gearbeitet aus indischem Stahl, der von Lahore kommt; doch erreichen ihre Arbeiten die Vortrefflichkeit der Klingenschmiede von Khorosan und Kerman nicht.

Den berühmten Schiraswein bereiten hier die Armenier; in Ermangelung von Tonnen wird er in großen Töpfen aufbewahrt und in umflochtenen großen Flaschen nach Bassora und Jndien versandt; er ist eben so trefflich als der arabische Wein von Sana, den dort die Juden bereiten. Schöne Seidenzeuge werden in Schiras seit alter Zeit gefertigt; in Glas- und Töpferwaaren macht man bedeutende Geschäfte. Auch ist Schiras für den Literator und Antiquar als Marktplatz immer noch ein höchst interessanter Ort; die hiesigen Delalim (Antiquare) handeln mit Gemmen, Münzen und Manuscripten, worunter solche, die in Europa zu den größten Seltenheiten gehören; die Werke der persischen Dichter sind hier am meisten gesucht; geographische, historische und philologische Manuscripte kauft man in größerer Auswahl auf dem Büchermarkte von Jsfahan. Der alten Münzen kärgliches Vorkommen ist nicht auffallend, weil alle gefundenen Metallschätze Eigenthum der Krone sind, daher nie bekannt werden, denn sogleich wird zum Umschmelzen und Umprägen geschritten, weßhalb alle Dariken aus Persien verschwinden. Die häufig von Landleuten aufgefundenen Silbermünzen werden durchbohrt und von Frauen und Kindern als Schmuck getragen.

Witterung im Osten und Norden. Während man im westlichen Europa über Regen klagt und in England wegen Kälte und Nässe eine schlechte Ernte vor der Thüre ist, klagt man im Norden und Osten über trockene Hitze. Die schwedischen Blätter (Aftonbl. 6 Aug.) berichten jeden Regenfall als ein glückliches Ereigniß, und im Süden Rußlands klagt man über Hitze und gänzlichen Mangel an Regen. So berichtet der Odessaer Bote (Odesskii Wjestnik) aus Sympheropol vom 5 (17) Julius folgendes: „Der Sommer ist unerträglich heiß; Regen haben wir gar keinen und alles ist ausgetrocknet. Jn den letzten Tagen fiel zwar über Sympheropol ein reichlicher Regen, aber nur auf einem schmalen Strich, und gewährte also keinen Nutzen. Die Bäche sind ausgetrocknet und darum in den Canälen kein Wasser. Die Ernte fällt schlecht aus, mit Ausnahme der Kartoffeln, welche dieß Jahr sehr gut gerathen. Die Heuernte ist auf den besten Wiesen nur der vierte Theil der vorjährigen, an andern Orten ist sie nur der zehnte oder zwanzigste Theil und an vielen Stellen ist sie durchaus Null. Nicht nur die Christen bitten in den Kirchen um Regen, sondern auch die Moslems ziehen in die Moscheen, was ihnen nach dem Koran nur in der äußersten Noth gestattet ist, namentlich wenn im ganzen Lande kein Regen fällt." Diese Verschiedenheit der Witterung im Osten und Norden Europa's gegenüber dem Westen beschränkt sich indeß nicht hierauf, sondern sie ist schon von älterem Datum; während in Spanien, Frankreich und Deutschland die Flüsse im Frühjahr ungewöhnlich stark austraten, namentlich in Frankreich und Deutschland stärker als seit Menschengedenken, waren sie in Rußland mit wenigen Ausnahmen sehr unbedeutend. Das Journal des Ministeriums des Innern berichtet darüber in den Monaten Mai, Junius und Julius: Jm ersten Heft werden einige Ueberschwemmungen gemeldet, namentlich die im Gouvernement Pskow und Wilna als sehr heftig geschildert, aber im Juniusheft schon wird gesagt: „Nach den ungeheuern Schneemassen, die den Winter hindurch in fast ganz Rußland fielen, hätte man erwarten sollen, daß das Aufgehen der Flüsse im mittlern und selbst im nördlichen Rußland nicht ohne ungewöhnliche Ueberschwemmungen vorübergehen werde, aber schon ist der Frühling vorüber, die Flüsse haben allenthalben ihre Eisdecke abgeworfen und außer den schon im vorigen Monat berichteten Ueberschwemmungen hat man nichts mehr gehört, als im Gouvernement Saratow. Fast das ganze eigentliche Großrußland ist durch die Frühlingssonne langsam von der drohenden Gefahr befreit worden." Diese Nachricht wurde auch noch im Juliusheft bestätigt. Diese auffallende Verschiedenheit der diesjährigen Witterung im östlichen und nördlichen Europa gegenüber der westlichen Hälfte verdient die Aufmerksamkeit der Meteorologen in hohem Grade.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte des nördlichen stillen Meeres.)

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1845.

Der Großmufti aus Bayreuth.

Man geräth in starke Versuchung unsern guten alten Bekannten, den Missionär Wolff, also zu taufen. Sein Buch über die vielbesprochene Reise nach Buchara ist herausgekommen, und man ist in der That in Verlegenheit, wie man sein theatralisches Auftreten im Orient beurtheilen, ob man es der Eitelkeit, der Furcht oder der Klugheit zuschreiben muß. Von Merw nach Buchara zog er in vollen Pontificalibus, die offene Bibel in der Hand. Er hatte allenthalben bekannt gemacht, daß er als christlicher Molla komme, und wenn das Volk, das sich bei seinem Einzug in Buchara um ihn drängte, nach dem Buch und seinem Inhalt fragte, so antwortete er feierlich: „das ist die Taurat-i-Musa (das Gesetz Moses), die Sabur-i Dawud (die Psalmen Davids) und das Intschil-i-Isa (Evangelium Jesu) nebst den Prophezeyungen von Daniel, Jesaias, Ezechiel, Jeremias u. s. w." Und das Volk berührte ehrfurchtsvoll das Buch, gleich einem segenspendenden Talisman, und fast möchte man glauben, Wolff habe es selbst dafür gehalten, zum mindesten scheint er seine Rolle mit einer ins Unglaubliche gehenden Natürlichkeit gespielt zu haben. Klug war das Benehmen Wolffs auf jeden Fall, daß er sich mit einem gewissen geistlichen Pomp umgab, und seine Absicht im ganzen Lande verkündete, *) denn einen bald heimlich hereinkommenden, unbeliebten Reisenden und Frager hätte man vielleicht ohne viel Skrupel bei Seite geschafft, während der „christliche Derwisch," der von mohammedanischen und christlichen Potentaten empfohlen war und so laut auftrat, Rücksichten nöthig machte, die man wahrscheinlich sonst nicht genommen hätte. Ueber den wirklichen Grad von Gefahr, den Wolff bei seiner Unternehmung lief, können wir natürlich nicht urtheilen; in England scheint man seine Schilderungen für etwas übertrieben zu halten und ihn beiläufig für einen Charlatan anzusehen; indessen kamen ihm allerdings mehrfache Warnungen zu, die Reise nicht zu unternehmen. Das richtige Maaß der Gefahr scheint der Spectator in seinem Artikel über Wolffs Buch zu treffen, worin er sagt: „ohne im mindesten den Muth und die Menschenliebe des ausgezeichneten Missionärs zu unterschätzen, und überzeugt, daß er wirklich sich in der größten Gefahr glaubte, vermuthen wir doch, daß seine wirkliche Gefahr, außer in einem Anfall augenblicklicher Wuth, nicht sehr groß war. Der Emir scheint wegen der Hinrichtung Stoddarts und Conolly's in einer unbestimmten, abergläubischen Furcht geschwebt zu haben. Zum erstenmal war er in den Kriegszügen gegen seine Nachbarn unglücklich gewesen, und betrachtete dieß als eine Art Gottesgericht; es scheint ihm die Idee eines unversöhnlichen Kampfes mit England vorgeschwebt zu haben, ohne daß er einen Begriff hatte, woher ihm der Rächer erstehen sollte, und in dieser Beziehung mochte das gänzliche Stillschweigen der englischen Regierung, während von dem Sultan, dem Schah und dem russischen Gesandten nach einander die Schreiben eintrafen, seine Wirkung nicht verfehlt haben." So läßt es sich auch erklären, wie das pomphafte, theatralische Auftreten Wolffs den Emir verblüffen mochte, der, wenn gleich ein rücksichtsloser, schlauer und kraftvoller Despot, doch nicht zu den starken Geistern zu gehören scheint.

Die Ursache der Reise Wolffs, nämlich Erforschung der Ursache, weßhalb Stoddart und Conolly hingerichtet wurden, kam bald hinreichend an den Tag, und wurde ihm von dem mehrfach erwähnten Abenteurer Abdul Samet Chan *) folgendermaßen erzählt: Als Oberst Stoddart zu Buchara ankam, schickte ihm Se. Majestät eine ganze Schaar Soldaten zum Empfang entgegen; er ritt nach der Ark (dem Palaste) und nun kam der Scheichaul (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) und andere Serkerdeha (Große) ihm entgegen und sagten: „hier ist Se. Majestät, du mußt nun vom Pferde steigen." Stoddart aber antwortete: ich habe keinen Befehl dazu. Der Emir lächelte und sagte: er ist ein Mihman (Gast). Als du, Joseph Wolff, deinen Salaam vor dem Emir machtest, faßte der Scheichaul leicht deine Schultern an, um dich zum

*) Das Volk glaubte er sey 200 Jahre alt; ob er selbst dieß Gerücht verbreitete, oder ob sein pomphafter Aufzug bei einem abergläubischen Volk das Gerücht hervorgerufen, wissen wir nicht.

*) S. Nasrullah Chan Bahadur 1845. N. 61. f.

Bücken zu bringen; du unterwarfst dich mit dem Buch in der Hand, als aber der Scheichaul Stoddart nur berührte, legte dieser die Hand an den Säbel und zog ihn. Man sagte ihm nichts dagegen. Das Haus von Tura, dasselbe, in welchem du jetzt wohnst, wurde ihm als Quartier angewiesen. Als einige Tage nachher der Rais (einer der Mollahs, welche über das Volk wachen und Macht haben jeden zu schlagen, der nicht streng die Gebräuche des Islam beobachtet einen seiner Freunde zu Stoddart schickte, um ihn zu fragen, ob er ein Eltschi (Gesandter) oder ein Sodager (Kaufmann) sey, antwortete Stoddart: eße Koth.*) Jetzt wurde Stoddart eingekerkert, und sagte endlich aus Furcht, er wolle Moslem werden; nach den Geboten des Islam muß aber einer der gesagt hat, er wolle Moslem werden, es wirklich werden oder sterben. Er wurde Moslem und bekannte sich kurz darauf offen wieder zur christlichen Religion. Endlich kam man überein, daß er nach England schreiben solle, damit er als beglaubigter Unterhändler Großbritanniens am Hofe von Buchara, und der König von Buchara als Beherrscher von ganz Turkestan anerkannt werde. Oberst Stoddart versprach, daß in vier Monaten eine Antwort aus England da seyn werde. Obgleich aber auf sein Verlangen Tschaparchanes (Posthäuser) von Buchara nach Serachs angelegt wurden, was im Lande Turkestan seit den Zeiten Afrasiabs nicht geschehen war, so verstrichen doch vierzehn Monate und keine Antwort erfolgte. Während Oberst Stoddart zu Buchara war, ging Capitän Conolly von Urgendsch (Chiwa oder dessen alte Hauptstadt) nach Chokand, wo er eine geraume Zeit blieb und beide Länder zum Krieg gegen den Emir aufreizte. Endlich kam er nach Buchara, gab sich selbst als brittischen Unterhändler aus, ohne jedoch Briefe von der brittischen Regierung zu haben; was Oberst Stoddart zugegeben hatte, warf er wieder um, und erklärte dem Emir, die englische Regierung werde sich nie in die Angelegenheiten von Turkestan mischen. Alles was Stoddart bewilligt hatte, war also umsonst, und er selbst ein Lügner. Während Stoddart und Conolly sich zu Buchara aufhielten, ergriffen sie jede Gelegenheit, um auf die heimlichste Weise Briefe nach Cabul zu senden, was Sr. Majestät sehr mißfiel, und beide wurden mit gebundenen Händen hinter die Ark geführt in Gegenwart des Machram Saadet, worauf Stoddart und Conolly einander küßten und ersterer zu dem Saadet gewandt erklärte: „Sage dem Emir, daß ich im Unglauben an Mohammed und im Glauben an Jesus sterbe, daß ich ein Christ bin, und als Christ sterbe." Und Conolly sagte: „Stoddart, wir werden uns beide im Paradiese bei Jesus sehen." Hierauf gab Saadet Befehl, zuerst Stoddart, dann Conolly den Kopf abzuschlagen.

Daraus wird die Ursache der Hinrichtung beider ziemlich klar; der Emir hatte sogar längere Zeit Nachsicht bewiesen, augenscheinlich in dem Glauben, Englands Hand reiche viel weiter, denn er wollte, daß England seinen Plan, ganz Turkestan seiner Herrschaft zu unterwerfen, billige und bestätige. Wolff hatte nach dieser Unterredung nichts mehr zu thun, als den Kopf, den er so unvorsichtig in des Raubthiers Rachen gesteckt, wieder zurückzuziehen. Es war ihm gar nicht wohl in demselben Hause wie Stoddart zu wohnen, und er machte deßhalb dem Najib Abdul Samet Chan, der nur auf des Emirs Befehl die lange entschuldigende Unterredung mit ihm gehabt hatte, den Vorschlag, der Emir möchte einen Gesandten mit ihm nach England schicken, um sich wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen. Der Einfall Wolffs war nicht übel, mit dem Gesandten konnte auch er selbst abziehen, und dieser Gesandte konnte ihm noch überdieß als Sauvegarde durch die Wüste dienen, wo mehr als eine Gefahr ihm drohte. Darauf ging endlich der Emir ein, und Wolff schleppte, wohl eigentlich boshafter Weise, den armen Teufel von Gesandten mit bis nach Konstantinopel, obgleich er wohl wußte, daß derselbe in England nicht angenommen werden würde, und also gleich in Mesched oder wenigstens in Teheran hätte umkehren können.

*) D. h. zu deutsch: Packe dich fort, das geht dich nichts an.

Das Oregongebiet.

(Fortsetzung.)

Das westliche Amerika ist keineswegs durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet: mehrfach von Parallel- und Querketten durchschnitten, bietet es vergleichungsweise nur wenige zum Ackerbau taugliche Striche dar, und selbst der Raum zur Viehzucht ist ziemlich beschränkt, denn die Flüsse auf dem Westufer vom Colorado bis zum Columbia haben das eigene, daß sie auf sehr weiten Strecken in tiefen, zum Theil ganz unzugänglichen Schluchten *) laufen und das benachbarte Land nicht befruchten, so daß man oft über weite, öde Striche, welche weder Menschen noch Vieh Nahrung gewähren, daher wandert und auf einmal am Rande einer mächtigen Schlucht steht, in deren Tiefe ein gewaltiger Strom dahinbraust. **) Eben dieß hindert auch die Beschiffung der Ströme, denn da man von denselben aus kein Ufer erreichen kann, so wird jedes Hinderniß der Schiffahrt verderblich, und viele, die in älterer und neuerer Zeit das Wagstück unternahmen, haben ihren Tod dabei gefunden. Fügt man noch hinzu, daß einige der Bergketten sehr hoch sind, ja wie man vermuthet, die Höhe der höchsten Anden erreichen, so kann man leicht entnehmen, daß die von denselben eingeschlossenen Ebenen häufig gar keines Anbaues fähig sind, und Greenhow, wie oben erwähnt gleichfalls ein Amerikaner, schätzt den wirklich anbaufähigen Theil des Landes höchstens auf ein Achtel oder Zehntel. Indeß bieten manche Striche, namentlich im Südosten guten Weidegrund dar, und andere sind reich an Bauholz; die Ströme sind reich an Fischen und der nördlichere Strich auch an Pelzthieren, obgleich diese in Folge der starken Jagd sichtlich abgenommen haben. Was die Küste betrifft, so ist der nördliche Theil, nordwärts vom 48° N. B. durch zahlreiche Inseln geschützt,

*) Diese Schluchten führen bei den Spaniern den Namen cañon, was eine Falte im Kleid bedeutet; die amerikanischen Trapper haben daraus das unverständliche Wort „kenyon" gemacht.

**) Diese Schilderung ist wörtlich aus Wilkes (IV. p. 429) entnommen.

von denen Vancouvers-Insel die größte ist. Längs der Straßen, welche die Inseln vom festen Lande trennen, sind viele vortreffliche Häfen, aber weiter hinab an der ganzen Küste von 48° N. B. bis San Francisco im mexicanischen Gebiet, ist kein einziger Ort, wo ein Schiff Zuflucht finden könnte, den Bulfinch-Hafen und die Mündung des Columbia ausgenommen, *) aber der erstere ist nur für kleine Fahrzeuge zugänglich, und der letztere während acht Monaten des Jahres sehr, und nur in den vier Sommermonaten, Mai bis August, minder gefährlich.

Eine ungeheure Sandbarre zieht sich in einem fast vier Stunden langen Bogen vom Cap Desappointment bis zum Point Adams, und umschließt auf diese Weise die Mündung des Stromes. Zur Zeit der Ebbe, und namentlich wenn Nordwestwinde wehen, bildet sich hier durch das Zusammenstoßen der Gewässer eine ungeheure Brandung, deren Wellen oft eine Höhe von 60 Fuß erreichen und deren Gebrüll man auf Stunden weit hört. Das eigentliche Fahrwasser ist nur eine Viertelseemeile breit, und nie unter 4½ Faden tief, so daß Schiffe von 3 — 400 Tonnen hier einlaufen können. Aber im Winter ist auch der Aufenthalt innerhalb der Barre äußerst gefährlich, und oft kann man eben so wenig auslaufen, als den Strom hinaufgehen. Im Sommer aber können Schiffe von 400 Tonnen den mächtigen Strom bis zu den ersten Fällen hinauffahren. Es ist einleuchtend, daß eine solche Mündung nie ein brauchbarer und bequemer Hafen werden wird. Wenn die Schiffe durch das Fahrwasser eingelaufen sind, ankern sie gewöhnlich in der Bakers-Bay, wo Holz, Wasser und Wild im Ueberfluß sich findet, aber um mit dem Land in nähern Verkehr zu kommen, muß man 14 Seemeilen weit den Strom hinaufkommen nach Fort George, eine sehr schwierige Fahrt, die sich ohne Lootsen nicht bewerkstelligen läßt. Dieses Fort George, welches jetzt aus einer einzigen Blockhütte besteht, und natürlich keine Kanonen hat, ist vortrefflich gelegen, denn man kann von hier aus die Schiffe in den Strom einlaufen sehen. Wenn dieser Punkt befestigt wäre, würde er die Flußschifffahrt beherrschen, weil das beste Fahrwasser an demselben vorüberführt. Man ersieht hieraus, wie wohlgewählt die Lage des alten Astoria war, das unmittelbar hinter dem jetzigen Haus lag, und wovon keine Spur mehr übrig ist. Außerdem ist dieser Punkt nicht bloß für die Stromschifffahrt, sondern auch für den Besitz des Wallametthals wichtig, in welchem die bedeutendsten Ansiedelungen, sowohl der französischen Canadier als der Amerikaner liegen, weil hier der ausgedehnteste Strich anbaufähigen Landes ist, und die mit Wagen befahrbare Straße der Amerikaner vom Fort Hall in den Felsengebirgen her unmittelbar einmündet.

Wenn aber die Mündung des Columbiastroms keinen sichern, brauchbaren Hafen bietet, so findet sich dagegen in geringer Entfernung ein anderer, von dem Hafen von San Francisco an der erste gute Hafen an der Küste. Dieß ist der Pugets-Sund, welcher sich von Norden nach Süden einen vollen Grad lang in das Land hineinerstreckt und den Schiffen völlige Sicherheit bietet. Er dehnt sich zwischen 47° und 48° N. B. aus, und daraus erklärt sich, weßhalb die amerikanischen Unterhändler im J. 1826 die Ausdehnung ihrer nördlichen Gränze unter 49° von den Felsengebirgen nach dem stillen Meere verlangten, und weßhalb die Engländer an dessen Stelle den Thalweg des Columbia vorschlugen. Es handelte sich um den Pugets-Sund. Zwei Grade nördlich von der Columbiamündung erstreckt sich die Meerenge Juan de Fuca's (zwischen der Quadra-Vancouver-Insel und dem festen Lande) zwei Längengrade tief ins Land hinein, und in der Tiefe dieser Meerenge geht der Pugets-Sund südwärts einen vollen Breitengrad lang und nähert sich dem Columbia bis auf etwa einen Breitengrad. Im Hintergrund dieses Pugets-Sunds mündet sich der Fluß Nesqually ein, und an diesem erhebt sich das Fort gleichen Namens. Auf die Erhaltung dieses Hafens sind alle Bemühungen der Hudsonsbaycompagnie und der englischen Regierung bei ihren Unterhandlungen gerichtet, denn würde 49° N. B. als Gränze angenommen, und ginge dadurch der Pugets-Sund verloren, so wäre auch das ganze Gebiet des großen Frasers-River, welches nicht viel kleiner ist als das des Columbia, verloren, und die Hudsonsbay wäre factisch vom Westufer Nordamerika's verdrängt, denn der schmale Strich der ihr noch verbliebe, würde die Kosten nicht verlohnen. Die Hudsonsbaycompagnie besitzt aber jenseits der Felsengebirge 28 Forts und 8 Stationen mit 3000 Weißen, die in ihrem Dienste sind, *) eine große Zahl, aber so zerstreut, daß im Falle eines Angriffs sie ziemlich unnütz seyn würden.

Wir haben im Eingang schon bemerkt, daß die Amerikaner die Frage über den Besitz des Oregongebiets factisch zu entscheiden suchen durch Einwanderung; noch vor wenigen Jahren waren kaum einige hundert Amerikaner dort, jetzt müssen sich Tausende daselbst befinden, wenn wir den Nachrichten über Einwanderungen nur irgend trauen dürfen; sie werden sich wohl meist im Wallamettthale angesiedelt haben, wo auch einige Tausend französische Canadier wohnen, die ehemals im Dienste der Compagnie waren, und nach ihrem Austritt sich hier niederließen. In den nur von starken Palissaden umgebenen viereckigen Forts, die mit einigen kleinen eisernen Kanonen besetzt sind, wohnen bloß der Agent und einige angeworbene französische Canadier, sogenannte Voyageurs, welche die großen Transporte besorgen, Jäger, Schiffer, einige Indianer und Bois Brulés oder Mestizen. Im Columbiagebiet ist das bedeutendste Fort Vancouver im J. 1824 von Dr. John Mac Longhlin,

*) Duflot de Mofras führt zwar einige auf, (s. Vol. II. p. 102 ff.) allein sie sind nur für Fahrzeuge zugänglich, die weniger als 8 Fuß tief gehen, und im Sommer selbst für diese nicht immer; er schließt seine Beschreibung mit den Worten: „es ist unerläßlich, gleich jetzt eine für die Zukunft sehr wichtige Bemerkung zu machen, daß vom Hafen von San Francisco bis zur Mündung des Columbia die Küste nicht einen einzigen Punkt darbietet, wo Schiffe zu allen Jahreszeiten eine Zuflucht finden können und daß die verschiedenen Landungsplätze nur während des Sommers und bei sehr schönem Wetter haltbar sind.“

*) Diesseits der Felsengebirge sind 58 Forts und 97 Stationen mit 9000 Weißen.

ehemals einem der thätigsten Mitglieder der Nordwestcompagnie, jetzt Hauptagent der Hudsonsbaycompagnie im ganzen Gebiet jenseits der Felsengebirge, gegründet worden. Er ist der Sohn eines schottischen Vaters und einer französischen Mutter, spricht deßhalb das Französische mit völliger Geläufigkeit, und ist ein eifriger Katholik, zwei fast unerläßliche Eigenschaften in seiner Stellung in dem Fort Vancouver, wo nur etwa 25 Engländer, aber über 100 französische Canadier mit ihren Familien sich finden, die 2 bis 3000 Franzosen außerhalb des Forts, namentlich im Wallamettthale, ungerechnet. Diese französischen Canadier sollen eine sehr merkliche Abneigung gegen die Engländer verrathen, und sehr eifrige Katholiken seyn, wie denn auch neulich mehrere Jesuitenmissionäre unter ihnen sich niederließen.

Noch vor drei Jahren konnte die Zahl der Amerikaner mit der der Franzosen sich bei weitem nicht messen, und wenn sie auch jetzt einander mehr gleichstehen, so können sie doch noch nicht so solide Niederlassungen begründet haben, wie die französischen Canadier, die von starkem englischen Capital unterstützt sind. Dieß gilt hauptsächlich von dem Pugets-Sund, wo eine von der Hudsonsbaycompagnie unabhängige Ackerbauassociation sich niederließ, hauptsächlich unter Mac Loughlins Beistand. Schon die Hudsonsbaycompagnie sah sich theils durch die jährliche Abnahme der Pelzthiere, theils durch ihre Verpflichtungen gegen die russische Compagnie genöthigt, den Ackerbau besonders zu befördern,*) aber im J. 1842, als das Privilegium der Hudsonsbaycompagnie zu Ende lief und von der englischen Regierung erneuert, ja ausgedehnt wurde, ohne das Resultat der Unterhandlungen mit der amerikanischen Regierung abzuwarten, bildete sich aus Agenten der Hudsonsbaycompagnie, die bekanntlich nicht selbst Actionäre seyn dürfen, eine neue Gesellschaft unter dem Namen „Agriculturgesellschaft von Pugets-Sund", und diese wählte sich das fruchtbarste Land um den Pugets-Sund her aus, und vertraute freien Colonisten 5000 Stück Hornvieh und Pferde und 8000 Schafe an. Diese Association ist von der Hudsonsbaycompagnie ganz unabhängig, und ihr Capital beträgt 100,000 Pf. St. Der Zweck geht augenscheinlich dahin, so weit möglich das Land mit Colonisten anzufüllen, welche nicht den Amerikanern, sondern eher den Engländern geneigt sind, und jedenfalls, wie auch die spätern Ereignisse sich gestalten mögen, Meister des reichsten Gebiets und des besten Hafens zu bleiben. Sie haben mehr Land zu ihrer Verfügung, als sie bis jetzt noch bebauen können, und somit steht es in ihrer Macht, solches an Leute ihrer Wahl zu verkaufen. Darum sagt ein Beamter der Hudsonsbaycompagnie, Thoms Simpson, in seinem Werk über die Entdeckungen an der Nordküste Amerika's nicht unrichtig: „Die englische Niederlassung an den Ufern des Puget-Sunds ist der Kern eines künftigen Staates im Westen."

Die Amerikaner werden also gegen den Einfluß, den die Hudsonsbaycompagnie und die Ackerbauassociation besitzen, einen schweren Stand haben, um so mehr, als die Einwanderer hinsichtlich des Absatzes ihrer Erzeugnisse gänzlich an die Compagnie und ihre Forts gewiesen sind, welche ihnen den Preis nach Gefallen macht und noch übrigens mit englischen Waaren bezahlt, deren Preis sie wiederum so ziemlich nach Gefallen ansetzen kann. Ob sich dieß Unterordnungsverhältniß halten kann,*) wenn einmal, wie es jetzt der Fall scheint, die Zahl der Amerikaner auf die Tausende gestiegen, ist freilich eine andere Frage, denn mit der Zahl der Amerikaner muß sich auch ihr Wohlstand heben, und ihre Verbindungen werden sich um so leichter ausbreiten, als sie bereits aus dem Wallamettthale jährlich im Sommer südwärts ziehen nach Obercalifornien in die Umgegend von San Francisco, um dort von den Spaniern Vieh zu kaufen. Setzt man vollends hinzu, daß man in Obercalifornien um den Hafen von San Francisco her die Zahl der waffenfähigen Amerikaner auf etwa 700 rechnet, und daß diese Zahl in fortdauernder Zunahme ist, so läßt sich nicht verkennen, daß durch die Thätigkeit und Energie der Yankees das Machtverhältniß einer schnellen Aenderung sich nähert, besonders wenn alles wahr ist, was Duflot de Mofras von der Abneigung der französischen Canadier gegen die Engländer berichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Adelphopoietoi in Griechenland. Unter der türkischen Herrschaft erhielt sich das System der Armatolen oder bewaffneten Milizen, welche bald durch offenen Widerstand, bald durch Räubereien die Paschas nöthigten, sie in ihren Sold zu nehmen, durch eine geheime Verbindung aufrecht, welche alle diese Schaaren untereinander verband. Dieß war die Gesellschaft der Adelphopoietoi oder Adoptivbrüder, welche vor dem Altar auf dem Evangelium schwuren, einander treu zu bleiben bis in den Tod und sich in allen Fällen zu unterstützen. Diese Verbindung hatte sich den Türken stets furchtbar gemacht und den Primaten und Capitanis eine gewisse Unabhängigkeit gesichert. Etwas vor 1821 hatte sie Fortschritte im Peloponnes gemacht und erhielt sich während des Unabhängigkeitskriegs. Capo d'Istria suchte sie zu unterdrücken und seitdem hielt sie sich nur unter den irregulären Truppen, war aber im Jahre 1834 noch kräftig genug, daß die Navisten mit ihrer Hülfe die Unruhen Messeniens organisirten. Die Regierung unterdrückte den Aufstand und suchte die Association niederzuhalten, so daß sie bald nur noch unter den Räubern sich erhielt. Jetzt hat man aber in der Garnison von Nauplia und unter den Seeleuten von Hydra diese Verbindung abermals entdeckt und zwar unter der Leitung von Officieren. Es scheint, daß die Plane der Adelphopoietoi mit denen der Philorthodoxen auf ein Ziel hinarbeiten. (Journal des Débats vom 17 August.)

*) Sie hat mit der russischen Compagnie im J. 1839 einen Vertrag geschlossen, demgemäß sie den Pelzhandel in den russischen Besitzungen auf dem festen Land gepachtet hat. Eine der Bedingungen des Vertrags ist auch, daß sie den Russen 5000 Fanegas Getreide jährlich liefern muß.

*) Bis jetzt sind wenigstens sechs oder acht Pelzcompagnien, die sich in den Vereinigten Staaten gebildet haben, allmählich immer wieder eingegangen und sie mußten ihre Forts der Hudsonsbay-Compagnie überlassen, mit der sie keine Concurrenz halten konnten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 240

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1845.

Der Indigo.

(Bruchstück aus „The Englisch in Hindostan.“)

Besonderes Interesse hatten nicht allein die Indigofelder für uns mit ihren dunkelgrünen Farben, sondern auch das Aussehen der Leute, die in denselben beschäftigt waren und gewöhnlich „die blauen Burschen“ genannt werden, da ihre Hemde wie ihre Kleider gleichmäßig von dem Material, in dem sie arbeiten, gefärbt sind.

Die Indigo-Pflanzer führen fast stets ein, mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren verknüpftes Leben, denen sie schon durch das Klima an und für sich ausgesetzt sind; ihr Reichthum ist daher auch wohl verdient. Sehr häufig bewohnen sie ganz einsame und abgelegene Gegenden, wo sie, wenn sie sich nicht mit Musik und Lectüre beschäftigen können, alle Genüsse des civilisirten Lebens entbehren müssen. Viele von ihnen sind aber sehr gebildete Männer und eben so bereit, Fremde mit ihrer Gastfreundschaft, wie Nachbarn mit ihren Bibliotheken rc. zu unterstützen.

Der Indigo will einen fetten, lockern Boden, der gut bearbeitet und von Unkraut rein gehalten seyn muß. Nach zwei Monaten schon, von der Zeit der Aussaat gerechnet, kann er geschnitten werden, verlangt aber beim Einsammeln große Sorgfalt, da die Blätter mit einem zarten Flaum oder Staub bedeckt sind, den man nicht abschütteln darf. Die Zeit des Schnittes und des Einhausens ist ebenfalls mit vielen Gefahren verbunden. Dürre kann die ganze Ernte verderben, und in sehr trockenen Jahren verwüstet eine gewisse Raupenart oft große Landstrecken, so daß ein reicher Pflanzer gar manchmal in wenigen Tagen ruinirt ist.

Die gesammelten Blätter werden in Netzkessel geworfen, wo sie sehr bald gähren; hierin besteht denn gerade die besondere Kunst der Indigobereiter, diese Gährung zur rechten Zeit zu unterdrücken; dann unterzieht man die Masse einem Reinigungsproceß und läßt das Wasser langsam ab, wonach sich der Indigo setzt, in Tuchsäcken gesammelt und endlich in flachen, hölzernen Kasten vollkommen getrocknet wird.

Wenn noch etwas feucht, schneidet man ihn in kleine Kuchen von circa einem Zoll Dicke und packt ihn dann in Fässer oder Felle. Die Flüssigkeit wechselt während der Bearbeitung zweimal die Farbe und ist im Anfang grün, dann violett und zuletzt dunkelblau.

Das Oregongebiet.

(Fortsetzung.)

Frankreich hat seit der Abtretung Canada's, also seit 80 Jahren allen directen Einfluß in Nordamerika verloren, denn der vorübergehende Besitz von Louisiana konnte von keiner großen Bedeutung werden; wenn aber der politische Einfluß nur ein sehr indirecter war, so kann doch der nationale nicht gering angeschlagen werden, besonders im Norden. In Louisiana waren die Franzosen nur Pflanzer, die nicht selbst den Boden bebauten, und konnten darum von den thätigen Yankees leicht überflügelt werden, anders aber war es im Norden, wo französische Sitte und Sprache tiefere Wurzel gefaßt hatten und die „Coureurs de Bois,“ die „Voyageurs“ u. s. w. bis an und über die Felsengebirge hinaus sich den Weg gebahnt und als dienende Glieder den Engländern unentbehrlich gemacht haben. Die französische Regierung, stets eifrig, ihren Einfluß und ihre Verbindungen auszudehnen, that dieß jetzt auf dem einzigen Wege, der ihr offen stand, dem religiösen; wie weit der nationale Einfluß reicht, läßt sich ohne Mühe errathen, wenn man sich erinnert, mit welchem gründlichen Haß die französischen Canadier ihre englischen Herren betrachteten und noch betrachten, und wie diese, um sie nur bei möglichst guter Laune zu erhalten und nöthigenfalls gegen die Amerikaner gebrauchen zu können, nicht nur wenige Jahre nach der Unterdrückung des Aufstandes die deportirten Canadier zurückrufen, sondern selbst Leuten, wie Papineau, Pensionen bezahlen mußten.

Was nun speciell die Canadier im Oregongebiet betrifft, so entheben wir dem Werke von Duflot de Mofras eine Stelle, welche das Verhältniß der Canadier zu den Engländern bezeichnet und zugleich die Gesinnungen heraushebt, in denen

das genannte Werk abgefaßt ist. „Obwohl die große Mehrzahl der Colonisten indianische Frauen geheurathet hat, so ist doch die französische Sprache allein in der Colonie gebräuchlich: die Schnellen, die Fälle, die Schifffahrtshindernisse u. s. w. tragen sämmtlich französische Namen: la Porte de l'enfer, la course de Satan, le Passage du Diable, les Cornes du Démon und andere zierliche Benennungen aus dem Wörtervorrath der canadischen Jäger. Während des Besuchs, den wir mit dem Gouverneur Simpson im Wallamettdale machten, konnten wir den widerwärtigen Eindruck nicht verkennen, welchen auf die Canadier der Umstand machte, daß sie von einem Manne fremden Stammes und fremder Religion regiert waren, der nicht einmal ihre Sprache redete. Mehrere Landbesitzer antworteten dem Gouverneur, der auf englisch zu ihnen sagte: guten Morgen, meine Freunde, wie geht es euch? ganz trocken: wir sprechen nicht englisch, wir sind hier alle Franzosen. Uebrigens sind auch die Canadier gewohnt, nur das was aus Frankreich kommt, für wirklich vorzüglich zu halten, und diese Vorliebe gibt sich selbst bei den geringsten Dingen kund. — Alle Häuser der Colonisten sind aus Holz erbaut, und das angebaute Land von leichten Pallisaden und Hecken umgeben. Jeder von den Weißen bewohnte Ort hat eine Mission in der Nähe, welche den französischen Canadiern gleichsam als Vereinigungspunkt dient. Bis zum J. 1838 hinderten die protestantischen Agenten der Hudsonsbaycompagnie unsere Priester über die Felsengebirge zu gehen, aber in dem genannten Jahre willigte die Compagnie auf Andringen des Bischofs von Juliopolis, Hrn. Provencher, ein, daß Hr. Blanchet, Generalvicar des Erzbisthums Quebec und der Abbé Demers mit der gewöhnlichen Jahreskarawane herüberkamen. Die nöthigen Fonds zur Niederlassung dieser Missionäre wurden von der französischen Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens hergeschossen, welche Hrn. Provencher jährlich für die Missionen an der Hudsonsbay 20,000 Fr. liefert. Davon gibt dieser Prälat den Missionären am Columbia 8000 Fr. Es ist nicht uninteressant, zu vernehmen, daß jährlich aus Frankreich bedeutende Summen für die Missionäre im englischen Amerika und namentlich für unsere alten Provinzen Acadie und Neufrankreich abgeschickt werden. Die bloß für die brittischen Besitzungen Nordamerika's in den letzten Jahren gesammelten Summen beliefen sich auf nahe an 200,000 Fr. jährlich.

„Die Herren Blanchet und Demers, welche im Mai 1838 von Montreal abreisten, kamen Ende November dieses Jahres im Fort Vancouver an, und machten sich sogleich thätig an die Arbeit, um Missionen unter den Eingebornen zu gründen, und die Ordnung unter den sich selbst überlassenen französischen Canadiern herzustellen. Diese beiden Geistlichen haben jetzt fünf Missionen: eine an der Pugets-Bay nahe am Fort Nesqually, die Mission St. François Xavier am Fluß Kaulis, Ste. Marie für die Tschinuk-Indianer am Fort Vancouver, St. Louis Roi de France an den Fällen des Wallamet, und St. Paul am linken Ufer dieses Flusses, mitten unter den Wohnungen der französischen Canadier. In den drei Missionen, am Nesqually, St. François Xavier und St. Paul hat man speciell für Erweiterung der Missionen Land vorbehalten: in den beiden ersten 300 Hectaren, zu St. Paul ein prächtiges Thal von etwa 1000 Hectaren; diese Landstriche werden verpachtet und der Ertrag für Wittwen und Waisen, für Schulen und andere Unterrichtsanstalten verwendet. Die Beisteuern, welche die HH. Blanchet und Demers aus Frankreich erhielten, reichten zur Gründung dieser Niederlassungen nicht hin, weßhalb die Diöcese Quebek in den letzten Jahren jährlich 100 Louisdor beisteuerte und Dr. Mac Loughlin aus seinem eigenen Vermögen eine gleiche Summe. Zur Unterstützung dieser Missionäre kamen im J. 1843 zwei französische Priester, Langlois und Bolduc, zur See nach dem Columbiagebiet. Diese Geistlichen stehen in Verbindung mit den spanischen Franciscanern Californiens, mit den französischen Jesuiten am obern Missouri, so wie mit unserer Mission auf den Sandwich-Inseln. Nicht selten kommen Eingeborene 150 bis 200 Lieues weit her, um die „schwarzen Röcke, die großen Häuptlinge der Franzosen," wie sie unsere Missionäre nennen, kennen zu lernen. Was die freien Canadier in der Nähe der Missionen betrifft, so muß man zu ihrem Lobe sagen, daß sie in Abwesenheit von bürgerlichen Behörden gern die väterliche Gewalt der französischen Priester anerkennen, welche ihre Kinder unterichten, ihre Streitigkeiten schlichten und die Theilung der Ländereien vornehmen.

„Die Hudsonsbaycompagnie sieht nicht ohne lebhafte Besorgniß die Ansiedelung neuer unabhängiger französischer Familien am Wallamet; sie möchte gern, daß die Colonisation auf dem rechten Ufer des Columbia Fortschritte machte, denn sie fürchtet, die freie Bevölkerung am Wallamet möchte ihr eines Tages entgehen, namentlich seit im Jahre 1838 auf Antrieb Hrn. Lees, des Oberhaupts der amerikanischen Methodisten, eine von siebenundzwanzig Amerikanern und neun der vornehmsten französischen Colonisten unterzeichnete Petition nach Washington abging, um den Schutz der Regierung der Vereinigten Staaten in Anspruch zu nehmen und sie einzuladen von dem Gebiete Besitz zu ergreifen. Die neun französischen Colonisten, welche die Petition unterzeichneten, sind die ältesten und reichsten, und wahrscheinlich wird ihr Beispiel die andern antreiben, sich der englischen Obergewalt und dem Monopol der Compagnie zu entziehen. Auch muß man bemerken, daß die meisten Colonisten am Wallamet längere Zeit in Californien, an den Ufern des Sacramento und an der Bay von San Francisco den Biberfang getrieben haben; sie wissen alle, daß dieß Land fruchtbarer ist, als das am Wallamet, daß dort das kalte Fieber nicht die Bevölkerung hinrafft, und der größte Theil von ihnen wäre nicht abgeneigt sich dahin zu begeben, wenn sie sicher wäre Schutz daselbst zu finden."

Aus diesen Mittheilungen lassen sich die Plane und Hoffnungen der Franzosen mehr als errathen, und es ist jedenfalls merkwürdig, daß sie auch hier, wie in Mexico und in andern Theilen Südamerika's eine auffallende Zwischenrolle zwischen den Amerikanern und Engländern spielen. Den letztern sind sie politisch entgegengesetzt, den erstern hauptsächlich

religiös, und der Widerspruch, in welchem ihre Missionsanstrengungen mit denen der Amerikaner sowohl als Engländer stehen, ist so schneidend, daß sie die Gelegenheit ergreifen können, sich gegen die einen wie gegen die andern zu wenden. Es ist ein Grundzug, der aus dem Werke Duflots hervorleuchtet, daß sich Frankreich auch hier, wie anderswo, auf das katholische Princip zu stützen sucht und den kirchlichen Einfluß aufbietet, um in Mexico und den dazu gehörigen Ländern wenn immer möglich festen Fuß zu fassen. Ob ein solcher Plan gelingt, steht freilich sehr dahin, denn Engländer und Amerikaner könnten im gegebenen Falle auf eine Zeitlang gemeinsame Sache machen um den ganzen fremdartigen Einfluß Frankreichs vorher zu beseitigen, ehe sie ihre Sache unter einander ausfechten.

Das scheint romanhaft, ist es aber weit weniger als es scheint, denn die Bemühungen Frankreichs liegen, namentlich in dem Werke seines Agenten Duflot de Mofras, klar vor Augen: es will den früher oder später ziemlich unvermeidlichen Kampf zwischen Nordamerika und England benützen, um einen seit Jahren gehegten Plan zur Ausführung zu bringen, nämlich die ohnehin durch innere Schwäche und Nichtigkeit zusammensinkende Republik Mexico wieder in eine Monarchie unter einem bourbonischen Prinzen umzuwandeln. Die Mittel dazu sind eben sowohl kirchlicher als politischer Art: man will den festgewurzelten Katholicismus der ehemals spanischen Lande dem um sich greifenden Protestantismus der Nordamerikaner so wie der Engländer entgegensetzen. Es ist nicht uninteressant zu hören, wie auch andere französische Schriftsteller hierüber sich äußern; so sagt M. Chevalier: *) „Diese schönen Länder sind ausschließlich katholisch und die darin wohnenden Völker, bis aufs Mark von katholischem Leben durchdrungen, haben keine andere Rettung als durch und mit dem Katholicismus. Wer diese Völker genauer kennen zu lernen suchte, fragt sich jetzt, ob Mexico in Barbarei versinken oder eine neue Eroberung befahren wird, die es unter das harte Joch eines protestantischen Geschlechts beugen würde, welches sich schmeichelt, daß die Herrschaft der Welt ihm verheißen sey, und das in Bezug auf Mexico von dem Erfolg in Texas berauscht ist; oder ob endlich die Bevölkerung dieses prächtigen Landes unabhängig bleiben und wieder Fortschritte machen werde auf der Bahn der Wohlfahrt und der Civilisation. Wegen des Ranges, den Mexico in der neuen Welt einnimmt, ist zu vermuthen, daß alle ehemaligen Colonien Spaniens demselben Schicksal folgen werden. Die Frage, welche in wenigen Jahren sich für Mexico entscheiden muß, ist näher als man glaubt mit der zweiten verwandt, ob der Geist des Katholicismus, dem Protestantismus gegenüber gestellt, dessen Nebenbuhlerschaft ertragen kann, ob in unserer Zeit der Katholicismus noch Lebenskraft einem Volk zu verleihen vermag, das dem Siechthum verfallen und dem Erliegen nahe scheint. Bemerken wir noch, daß unser Vaterland mehr als irgend jemand ein ungeheures Interesse an dieser Frage hat, denn Frankreich ist noch immer das Haupt der katholischen Völker, und daraus hat es seine Größe geschöpft." Wir führen diese Stelle an, um die Gesinnung in Frankreich, nicht die wirklich vorhandene, sondern die, womit man sich breit macht, zu bezeichnen. Wenn Mexico vor den Nordamerikanern erliegt, was selbst im Interesse dieser letztern nicht zu wünschen ist, so unterliegt nicht der Katholicismus, sondern die schwächere Race vor der stärkern. Die Republik ist in Mexico ein todt gebornes Kind, das nur die Auflösung des Staats befördern kann, den Verfall aber wird der Katholicismus so wenig verschuldet haben, als er ihn, wenn das Unglück hereinbricht, verhindern kann.

*) In seiner Darstellung der Eroberung Mexico's durch Cortez, nach der Schrift des Amerikaners Prescott in der Revue des deux Mondes, 15 Julius.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ein Besuch an China's Ostküste. *)

Am 6 Mai verließen wir die Rhede von Napa-Kiang (große Liu-Tschu), und hatten während unserer ganzen Fahrt so günstigen Nordostwind, daß wir schon am 10 Mai, und zwar noch am Tage, die vorderste, an der chinesischen Küste sich hinziehende Inselreihe erreichten. Gegen fünf Uhr Abends entdeckten wir sie, obwohl nur höchst unbestimmt, am Horizont, und warfen, da wir unserer Sache doch nicht ganz gewiß waren, aus Vorsicht bei einer Tiefe von fünfzehn Faden Anker. Die Entfernung von den Inseln — am folgenden Morgen von uns als die Gruppe Che-Schan erkannt, welche man beim Befahren dieses Archipels vorzugsweise aufsucht — mochte etwa sieben Lieues betragen. Von hier bis zum Hafen Ting-Hai, dem Ankerplatz der großen Insel Tschusan und Sammelort aller Fahrzeuge, welche die englische Regierung nach diesen Gewässern sendet, hatten wir noch eine höchst schwierige und mühselige Fahrt, da wir uns mitten unter einer Menge kleiner Felseneilande befanden, die wir am hellen Tage kaum auf der Karte finden konnten, also noch viel weniger bei Nacht zu durchschiffen wagen durften.

Am 13 Mai um 6 Uhr Morgens umschifften wir die Spitze Ketow, eines der am weitesten vorspringenden Caps an der chinesischen Küste, und fuhren dann zwischen den Inseln Elephant und Tower-Hill hin. Die hier überall trefflich angebaute Landschaft gewährt einen höchst reizenden Anblick. Ein ausgedehnter, auf allen Seiten von Land umschlossener Meeresarm, nicht unähnlich einem ungeheuern, zwischen hohen Pics eingekeilten See, wo Menschenhände auch den kleinsten Fleck anbaufähigen Bodens dem Felsen streitig gemacht, und eine Menge im eigentlichen Sinn des Worts sich kreuzender Dschonken vermehrten noch das Malerische dieser Scene, welcher die hellen Strahlen der Frühlingssonne einen eigenthümlich freundlichen Ausdruck verliehen. Doch mußten wir oft unsere Augen von diesem lieblichen Gemälde abwenden, um schweren, mit Holz beladenen Dschonken auszuweichen, die, wenig bekümmert um einen Zusammenstoß, der bei der schweren Ladung der Fahrzeuge für sie keine besonders gefährliche Folgen gehabt

*) Dieser Reisebericht rührt von einem Offizier der französischen Corvette Alcmene her, welche mit einer nähern Erforschung der Ostküste dieses Reichs beauftragt war.

haben würde, keck auf unser Vordertheil zutrieben und so unser Bugspriet bedrohten. Endlich hatten wir unsere schwierige Fahrt beendigt und legten uns noch an demselben Tage Nachmittags zwei Uhr im äußern Hafen von Ting-Hai vor Anker, wo sich in diesem Augenblick die englische Kriegsbrigg „der Pelikan," eine amerikanische Goelette und fünf englische Kauffahrer befanden, von denen vier mit Opium beladen waren.

Ting-Hai, die Hauptstadt der Insel Tschusan, kann zehn- bis zwölftausend Einwohner zählen und war schon vor der Besetzung durch die Engländer im Jahre 1841, in Folge des ausgedehnten Schleichhandels, der von hier aus nach den Häfen im Yang-tse-Kiang und nach Ning-Po getrieben wurde, von ziemlich großer Bedeutung, ist aber jetzt noch weit mehr ein Anziehungspunkt für Speculanten aller Art, wie sich denn auch ihre Bevölkerung bereits um ein Drittheil vermehrte, wozu das viele durch die Besatzung und die Mannschaft der zahlreichen hier ankernden Schiffe in Umlauf gesetzte Geld hauptsächlich beigetragen hat. Eine zwanzig Fuß hohe Mauer und ein breiter, die Stadt von allen Seiten umgürtender Graben machten bei der Wegnahme durch die englische Expedition ihre ganze Befestigung aus. Seither legte man an den vier Thoren, die dem chinesischen Brauch gemäß nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, noch kleine Blockhäuser an.

Bei unserem Eintritt in die Stadt bemerkten wir vier oder fünf schöne Straßen mit prachtvollen Buden, wo neben englischen Waaren alle Industrieerzeugnisse der nördlichen Provinzen ausgestellt waren. Hier sahen wir chinesische Waaren in großer Menge, die in Canton fast ganz unbekannt oder doch wenigstens sehr selten sind, als Kleider von Crepon in mannichfaltigen Farben, ebenso welche von reichem Seidenstoff mit allen Zierrathen der hohen Reichswürdenträger versehen, Porcellanfiguren und Götzenbilder der verschiedensten Art und von dem sonderbarsten Geschmack, kurz eine Masse solcher schönen Sachen, von denen wir vorher auch nicht einmal einen Begriff gehabt hatten.

In kurzer Zeit befanden wir uns in dem Hofe einer frühern Pagode, welche jetzt in eine Caserne für das Regiment von Nagpur (zur Armee von Madras gehörig) umgewandelt war; die Hindus waren gerade damit beschäftigt die verschiedenen Theile ihrer Ausrüstung zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Die Leute hatten alle die seltsamsten Aufzüge, denn um die an Bequemlichkeit und ein gewisses Sichgehenlassen gewöhnten Bengalesen nicht zu sehr einzuschränken, dürfen sie sich außer Dienst nach Belieben kleiden, sind jedoch im Dienst einer gleichen strengen Ordonnanz wie die königlichen Regimenter unterworfen.

Obwohl die Engländer dem Orte eine völlig andere Bestimmung gegeben, waren sie doch sorgfältigst darauf bedacht, die Verzierungen der Pagode an ihrer ursprünglichen Stelle zu lassen. So sah man längs den Mauern mehrere Reihen Götter von jeder Größe und in den natürlichsten Stellungen, während am Eingange vier kolossale Götzenbilder von einer Höhe von achtzehn Fuß und einer entsprechenden Dicke standen. Das merkwürdigste derselben stellte einen Neger dar, welcher ein flammendes Schwert in der Hand hielt und mit dem Fuße einen Haufen Chinesen zertrat, die erschrocken flohen. Auch hier waren wieder eine Menge solcher Sehenswürdigkeiten, die man im Süden nicht kennt. Allein der merkwürdigen chinesischen Götter ungeachtet konnten wir uns nicht enthalten die schönen Waffen bei den Truppen der ostindischen Compagnie und hauptsächlich deren Zweckmäßigkeit in Beziehung auf die Mannschaft und das Klima zu bemerken (es waren leichte Percussionsflinten mit kurzem Lauf und Messingbeschlag, so ziemlich den europäischen Jagdgewehren gleichend und in einem Zustande der Reinlichkeit, wie wir ihn bei den Hindus nie vermuthet hätten). In diesem Augenblick trafen die Töne einer wilden und unharmonischen Musik unser Ohr, und wir verließen die Caserne, um in den großen Hof einer andern Pagode einzutreten, wo eben eine jener burlesken Komödien aufgeführt wurde, denen die Engländer hier den Namen Sing-Song beilegen. Auf einem mitten im Hofe aufgeschlagenen Brettergerüste paradirten etwa zehn Schauspieler in den reichen Gewändern von Kriegern oder Mandarinen, und gaben das ergötzliche Schauspiel von Waffenspielen und den blutigsten Kämpfen, indem sie ihre Vorstellung mit einem eben so ausdrucksvollen als unharmonischen Geschrei würzten. Indessen nahm die Ceremonie zum größten Vergnügen der zahlreich anwesenden Chinesen seinen weitern Fortgang. Ein Krieger hatte so eben alle seine Feinde bis auf den letzten Mann zu Boden gestreckt, als ein launig gestimmter Matrose schnell auf das Theater sprang und Miene machte mit dem siegreichen Tataren, der eben im lebhaftesten Gebärdenspiel begriffen war, zu boxen. Doch dieser, durch den nicht im Programm stehenden Schauspieler in der That in Schrecken gesetzt, warf seine Waffen und prunkenden Gewänder von sich und entfloh eiligst, zum großen Verdruß der zahlreich versammelten Zuschauer, welche indeß ihrer Unzufriedenheit auf keine Weise Luft zu machen wagten, sondern sich ruhig entfernten, ohne sich das geringste Zeichen der Mißbilligung zu erlauben. Hier konnten wir auf einer Reihe besonders gestellter Bänke einen Schwarm junger chinesischen Schönen sehen, die sich auf die drolligste Weise mit rother Farbe, mit Mehl oder andern bei ihnen gebräuchlichen Schminken das Gesicht überschmiert hatten. Uebrigens schienen sie von den galanten Soldaten schon ziemlich zahm gemacht worden zu seyn, denn sie bewillkommten uns mit sehr freundlicher Ziererei. Auf unserem Rückwege nach dem Hafen fanden wir mehrere Buden in voller Thätigkeit, um mit dem den Chinesen so eigenthümlichen Nachahmungsgeist die für die Schiffe auf ihrer Rückfahrt nothwendigen Kleinigkeiten anzufertigen. Mit diesen Leuten und einigen geschickten Meistern könnte man auf dieser Insel ohne große Mühe ein Hauptdepot für Schiffsbedürfnisse aller Art errichten. Links von der Hafen-Esplanade sahen wir auf einem sehr steilen Hügel eine Art Fort, das der Besatzung der Insel vor ihrer Eroberung als Waffenplatz gedient hatte. Die neuen Herren ließen ihm seine ursprüngliche Bestimmung und legten eine Batterie von zwei oder drei dreißigpfündigen (?) Feldgeschützen und zwei Gebirgshaubitzen an, die man auch gegen die Stadt und die Rhede kehren kann. Artilleristen von dem Heere der Königin und der ostindischen Compagnie hielten damals diesen Punkt besetzt. Man arbeitete gerade an der Herstellung der schon erwähnten Esplanade und der Abtragung einiger Erdwälle, welche die Chinesen zum Schutze der ihre hier errichteten Batterien bedienenden Mannschaft, die sich nach jeder Decharge hinter denselben verbarg, aufgeworfen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dampfbootverbindung in der Südsee von Valparaiso nach Neuseeland, von da nach Sydney und dann nach Singapur ist von Seite der englischen Regierung im Werke. (Shipping Gazette vom 15 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.


BAIE
DE SAN PABLO
BAIE
DE
LOS CARQUINEZ

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1845.

Geologische Structur des Altai.

(Nach Tschichatscheff. Revue des deux mondes, 15 Julius.)

Wir haben bereits (s. Nr. 217) das von Tschichatscheff in Paris herausgegebene Werk erwähnt, und heben nun einzelne Mittheilungen aus demselben aus. Ein deutscher Maler, Namens Mayer, hat Tschichatscheff begleitet, und unter seiner geologischen Aufsicht die das Werk begleitenden Platten gezeichnet, welche dadurch eine ganz andere Wichtigkeit erhalten, als die sonst gewöhnlichen Skizzen, welche die Natur eines Landes darstellen sollen. Ein geübtes Auge erkennt alsbald darin die Beschaffenheit des Bodens, und dieß hat einen um so höhern Werth, je weniger bekannt namentlich dieser Theil des Altai ist, den Hr. Tschichatscheff bereist hat (49° bis 56° N. B. und 75° bis 89° O. L. v. P.). Wenn man diese Gebirgsanhäufungen betrachtet, welche sich am Jenisei hinziehen, oder den schwarzen (Kara-kol) und den Kokorgo-See umgeben, wenn man den Blick über die Massen des Uluchan und des großen Alasch streifen läßt, so erstaunt man über die Einförmigkeit der Umrisse, über die horizontalen, leblosen Linien, welche das Auge des Reisenden ermüden müssen. Diese Weichheit der Umrisse und die daraus entspringende Monotonie der Landschaft haben ihren unmittelbaren Grund in der Beschaffenheit der Felsen, aus denen diese Gebirge bestehen. Schieferarten, von nicht sehr fester Beschaffenheit, finden sich hier in großer Menge und geben dem Boden seinen vorherrschenden Charakter. Der Altai besteht fast allenthalben aus großen flachen oder eingesenkten Hochflächen, die meist mit ungeheuren Sümpfen bedeckt sind, und in ungeheurem Maaßstab die Sumpfflächen der Ardennen und der Eifel darstellen. Tiefe, fast senkrecht eingeschnittene Thäler trennen diese flachen Höhen. Alle die Berge des Saldschargebirgs geben den Anblick einer von vielen Spalten durchrissenen Ebene, als wäre sie durch eine mächtige aus großer Tiefe herauswirkende Kraft über ihre ursprüngliche Höhe gehoben worden, ohne daß eine andere Veränderung eingetreten wäre, als die, sie in verschiedenen Richtungen zu spalten.

Das ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Ursprung des Altaigebirgs. Man erkennt hier, wie auch in den Alpen, daß die Hebung zu zwei verschiedenenmalen und in verschiedener Richtung geschehen ist. Im westlichen Altai ist die allgemeine Richtung der Ketten von Nordwest gegen Südost, im östlichen Altai laufen die Kämme entweder von Norden nach Süden oder von Nordost nach Südwest. Diese beiden Richtungen berühren sich in den Alpen der Katunja, und hier findet sich, wie auch in den europäischen Alpen der höchste Gipfel der Kette. Die beinahe 9000 Metres hohe Bjelucha repräsentirt unsern Montblanc, und ist wie dieser von ungeheuren Seen, deren senkrechte Ufer in tiefes Wasser hinabgehen, und von kraterartigen Thälern umgeben, deren verdrehte Gipfel unwiderleglich die Spuren der entgegengesetzten Kräfte an sich tragen, durch die sie aus den Eingeweiden der Erde herausgerissen wurden.

Diese furchtbaren Umwälzungen, welche die Oberfläche der Erde so wesentlich umgestaltet, Berge emporgehoben und Thäler ausgehöhlt haben, finden ihre einzige Ursache wahrscheinlich in dem Ausbruch vulkanischer, dem Granit ähnlicher Massen. In den Alpen, wie in mehreren andern Ketten, zeigen sich diese Felsen fast allenthalben bloß, sie überragen mit ihren scharfen Spitzen die ursprünglichen Niederschlagsschichten, die sie durchbrochen und umgestürzt haben. Im Altai ist es nicht so. Von unberechenbarer Tiefe aus wirkend, haben sie das ganze Land in Masse gehoben und bei dieser Bewegung entstanden die steilen Spalten, aus denen jetzt die Thäler geworden sind, diese trichterförmigen Vertiefungen, deren Boden ungeheure Seen einnehmen. Die Granite, Syenite, Diorite, Porphyre, alle diese jetzt festen Felsen und damals flüssigen Massen haben sich nur an einzelnen Punkten nackt gezeigt, aber in diesem Fall erkennt man ohne Mühe, daß sie sich durch mehrere vorhandene Schichten einen Weg bahnten. So findet man an vielen Orten, namentlich an den Ufern der Tschultscha, Fragmente von Niederschlagsfelsen in dem Granit eingeschlossen. Als dieser flüssig aus den geöffneten Abgründen heraustrat, umfloß er die Bruchstücke des zerschmetterten Gesteins und bewahrte sie auf in seiner eigenen Masse als ein unzerstörbares Zeugniß dieser ehemaligen Umwälzungen. Anderswo,

in der Nähe des Dorfes Sogra, sieht man denselben Granit in Felsen ganz verschiedener Art, deren Spalten er ausfüllte, regelmäßige Adern bilden, wie das geschmolzene Kupfer oder Blei die Gußform ausfüllt. Humboldt sah am Irtysch senkrecht aufgestellte Niederschlagsfelsen mit einer dicken Granitmütze bedeckt; dieser hatte augenscheinlich die feste Kruste, die ihn eingeschlossen hielt, gehoben, dann durchbrochen und perpendiculär aufgestellt, worauf die flüssige Masse darüber hinfloß und bald in horizontalen Schichten fest wurde, — jetzt noch ein Zeugniß über die Art ihrer Verbreitung.

Aber die Wirkung der feurigen Masse beschränkte sich nicht darauf, den ganzen Altai emporzuheben und manchmal zu durchbrechen, sondern sie veränderte auch vielfältig die ganze Art der vorher bestandenen Felsen, welche mit diesem furchtbaren Feuerherd nicht ungestraft in Berührung kommen konnten. Wenige Länder zeigen die Erscheinungen dieser Umgestaltung (metamorphisme) in einem so großen Maßstabe. Man bezeichnet mit diesem Namen die gesammte Umwandlung, welche gewisse Felsarten erfahren, und welche ihren Grund fast allein in der Nähe großer Ausbrüche geschmolzener Stoffe haben. Dann nehmen die erdigen oder festen Kalke den Charakter von krystallinischem Marmor an, wovon die Pyrenäen zahlreiche Beispiele liefern. Andere, welche hart und fest waren, werden zerreiblich und spalten sich nach allen Richtungen, indem sie durch einen Zusatz von Magnesia in den Zustand von Dolomit übergehen. Sandsteine verwandeln sich in feste Quarzbänke, Thonschiefer, sandartige Stoffe verhärten sich und erhalten das Aussehen von Jaspis, von Glimmer- oder von Talkschiefer. Diese Umgestaltungen verwischen den ursprünglichen Charakter des Bodens, verschmelzen die einen Stoffe in die andern in unmerklicher Schattirung und setzen oft den Geologen in große Verlegenheit; im Altai namentlich war Hr. Tschichatscheff genöthigt, eine große Anzahl derselben unter der allgemeinen Benennung „alte unbestimmte Terrains" gänzlich bei Seite zu lassen.

Das Oregongebiet.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung über französische Ansichten und Gelüste kommen wir auf die Thätigkeit zurück, welche die Amerikaner in Bezug auf das Oregongebiet entwickelt haben, und zwar seit dem Genter Friedensschluß. Astor gründete im Jahre 1822 eine neue Pelzcompagnie, welche sich vorerst auf das Gebiet diesseits der Felsengebirge beschränkte, und erst, als sie sich mit der Columbia-Pelzcompagnie vereinigt hatte, auch die Felsengebirge überstieg, und alsbald mit der Hudsonsbaycompagnie in Collision kam. Im J. 1829 geschah ein wichtiger Schritt: ein Hr. Ashley von St. Louis schickte eine Abtheilung von 60 Bewaffneten über die Felsengebirge, und diese entdeckten den Südpaß (unter 42° N. B.), den bequemsten Weg über das mächtige Gebirge, denn von dieser Zeit an ward der nördliche Weg, wie ihn Lewis und Clarke eingeschlagen hatten, ganz verlassen. Ashley's Leute errichteten einen Posten am See Timpanogos, im mexicanischen Gebiet, und dieser Posten ist noch jetzt von der an Ashley's Stelle getretenen „Pelzcompagnie der Felsengebirge" besetzt. Diese beiden Punkte, der Südpaß und dieser Posten am Timpanogos-See sind namentlich darum merkwürdig, weil von ihnen aus der Weg einerseits nach dem Oregongebiet, andrerseits nach Obercalifornien sich spaltet. Von jetzt an geht also der Zug der amerikanischen Trapper nordwestlich nach dem Oregongebiet, südwestlich nach Obercalifornien.

Von nun an mehren sich die Expeditionen: im Februar 1829 ging Hr. Green, im Auftrag der protestantischen Committee zu Boston nach der Westküste ab, um diese von Sitka bis Californien näher zu untersuchen, und er schlug eine Niederlassung methodistischer Prediger am Rio Columbia vor. Vom J. 1831 bis 1834 machte Capitän Bonneville seinen bekannten Zug über die Felsengebirge; im J. 1834 gründeten mehrere Einwohner von Boston und New-York die „Columbia-Fisch- und Handelscompagnie." Capitän Wyeth übernahm den Befehl der Landexpedition und nahm fünf Methodistenprediger, darunter den oben erwähnten Hrn. Lee, nebst ihren Frauen mit sich; Wyeth zog über das von der nordamerikanischen Pelz-Compagnie angelegte Fort Hall am obern Schlangenfluß, ließ sich zwischen den beiden Armen des Wallamet auf der Insel Multnomah nieder und legte hier eine Factorei an, die er Fort William nannte; bald aber sah er sich genöthigt diesen Punkt wieder aufzugeben, da er die Concurrenz der Hudsonsbaycompagnie nicht bestehen konnte, und auch das Fort Hall ist jetzt durch Kauf an letztere übergegangen. Die Methodisten ließen sich auf verschiedenen Punkten im Wallamet- und Columbiathale nieder. Im J. 1835 kamen zwei Wiedertäufer-Geistliche, die HH. Parker und Whitman, zu gleichem Zweck über die Felsengebirge, und gegen Ende desselben Jahrs schickte die Regierung selbst einen Hrn. Slacum ab, um über das ganze Oregongebiet, namentlich über die Gesinnungen der Einwohner gegen die Vereinigten Staaten, Rußland und England genaue Erkundigungen einzuziehen. Im J. 1838 schickte die Compagnie von St. Louis mehrere erfahrene Männer aus, um zu untersuchen, welche Handelsunternehmungen im Oregongebiet sich machen ließen, und zu Boston bildete sich eine provisorische Committee zur Auswanderung nach Oregon, welche auch eine periodische Schrift unter dem Titel „Oregonian" herausgab. Im J. 1839 unternahm ein Hr. Kelley im Auftrag der methodistischen Committee in Boston eine Reise dahin, eben so sehr zu Handels- als religiösen Zwecken, und noch in demselben Jahre ging die Regierung ernstlich damit um ein Bataillon regulärer Truppen nach dem Wallamet zu senden, und dadurch allen amerikanischen Ansiedlungen einen Halt zu geben. Im J. 1840 wurde die amerikanische Escadre im stillen Meere verstärkt und Cap. Wilkes erhielt den Auftrag, die Küste, namentlich aber den Hafen von San Francisco, aufzunehmen. Zugleich begab sich ein Advocat, Namens Farnham, wie Duflot wissen will, in halb officieller Stellung an den Rio Columbia, um die amerikanischen und französischen Ansiedler aufzufordern, sich an den Congreß um Schutz

von Seiten der amerikanischen Regierung zu wenden. Seit dieser Zeit ist der Zug der Amerikaner nach dem Oregongebiet eine wahre Manie geworden, und wenn früher namentlich nur Trappers und sogenannte „back settlers“ sich im Wallamettthale niederließen, so sind sich in den letzten Jahren eine Menge eigentlicher Ackerbauer gefolgt, und die amerikanische Bevölkerung selbst kann nicht unter einigen Tausend betragen.

Nicht geringe Aufmerksamkeit widmete man auch Obercalifornien, wenn gleich, da das Gebiet unbestreitbar zu Mexico gehört, keine solchen Expeditionen unternommen werden konnten. Die mexicanische Revolution bereitete indeß den Amerikanern den Weg durch die Zerstörung der Missionen, in welchen nicht weniger als 30,000 Indianer untergebracht waren, und der Presidios, welche in Verbindung mit den Missionen wirksam zur Beschützung des Landes gegen die wilden Indianer, die einzigen Feinde, die man damals zu fürchten hatte, beitrugen. Bis zum J. 1830 vermochten die Mönche der Säcularisation der Missionen zu widerstehen, da aber nahm man ihnen alles mit Gewalt, und bald waren diese wohlthätigen Anstalten so heruntergekommen, daß man jetzt kaum noch 4000 Indianer darin zählt; die andern hatten sich entfernt zu den wilden Indianern, welche nun hereinbrachen und die Heerden, namentlich die Pferdeheerden raubten; diese Pferde verkauften die Indianer an die amerikanischen Trappers, und dadurch ward diesen die Ankunft in Californien erleichtert. In diesem Lande herrschte nicht wenig Unordnung: das Landvolk, die Rancheros, war der Säcularisation der geistlichen Güter aus Habsucht günstig, aber sie wollten keinen ihnen von Mexico zugeschickten Gouverneur, eine Abneigung, die sehr natürlich ist, denn in Mexico wurden die Gouverneurstellen die Belohnung der Parteigünstlinge, die eine Anzahl hungriger Anhänger als Beamte mit sich schleppten, und die Einkünfte der Provinz für sich in Anspruch nahmen. So wechselten auch in Obercalifornien die Gouverneure, indem bald die Partei der Hauptstadt, die Centralistas, bald die Partei der Provinzen, die Federalistas, das Uebergewicht hatten. In diese Streitigkeiten mischten sich die amerikanischen Trappers und englischen Matrosen, die seit dem Jahre 1830 allmählich in immer größerer Zahl nach Obercalifornien kamen, und gaben durch ihren Muth und ihre Gewandtheit in Führung der Waffen, namentlich der furchtbaren Büchse, häufig den Ausschlag.

Schon im Jahr 1836 tauchte, durch die Amerikaner und Engländer angeregt, die Idee einer Trennung von Mexico auf, und im November erfolgte eine Umwälzung, welche den Californier Don Juan B. Alvarado statt des Mexicaners Gutierrez zum Gouverneur machte, unter offenem Beistand der Trapper und geheimem Vorschub amerikanischer Schiffe, welche die Insurgenten mit Munition versorgten. Doch ward die Unabhängigkeitserklärung verhindert und versprochen, daß man sich an Mexico anschließen würde, sobald die Föderalconstitution von allen Staaten anerkannt wäre. Die amerikanischen und englischen Trapper wurden reichlich belohnt und Alvarado von der schwachen Regierung zu Mexico anerkannt. Bald sah er sich aber den Angriffen der Amerikaner ausgesetzt, welche sich nicht genügend belohnt glaubten, und die Unabhängigkeit Obercaliforniens wollten, um das Land später bei guter Gelegenheit mit der Union vereinigen zu können. Merkwürdig ist es, daß eine Anzahl Engländer an dem Plan Theil nahm, der jedoch mißglückte, indem Alvarado durch Verrath hinter ihr Geheimniß kam und sie gefangen nach Mexico schickte, von wo sie aber, da ihr Vergehen nicht bewiesen war, durch das Einschreiten des amerikanischen und englischen Consuls nicht bloß befreit, sondern auch entschädigt wurden.

Alvarado behauptete sich bis zum Jahr 1842, wo Santa Ana, der sich inzwischen der Gewalt bemächtigt hatte, einen Gouverneur aus Mexico, Namens Michel Torena, nach Obercalifornien schickte, der auch wirklich sich der Gewalt bemächtigte, und wie es scheint bis zum Ende vorigen Jahrs behauptet hat. Damals brach der Streit mit den Föderalisten wieder aus, und wir besitzen eine ziemlich confuse Nachricht von einem Kampf zwischen den beiden Prätendenten der Gouverneurschaft, bei welchem die Fremden, d. h. die Amerikaner sich neutral hielten, wahrscheinlich weil sie zur Genüge erfahren hatten, daß keiner sie dauernd begünstigen werde. Da sie indeß gegen 700 waffenfähige Männer sind, so können sie sich sobald sie wollen des Landes bemächtigen, und solches bei der geringsten Unterstützung von der See her behaupten; dann ist der Hafen von San Francisco in den Händen der Amerikaner. (Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ein Besuch an China's Ostküste.

(Fortsetzung.)

Eine Besatzung von achtzehnhundert Mann war mehr als hinreichend zur Vertheidigung von zwei oder drei verschanzten Posten, die auf der Insel angelegt waren, ja machte nöthigenfalls noch eine kleine Expedition auswärts möglich. Indem wir so nach und nach Ting-Hai und seine Umgebung durchstreiften, erkannten wir, daß die Engländer, weit entfernt die Chinesen so zu behandeln, wie sie gewöhnlich die unter ihrer temporären Herrschaft stehenden Völker regieren, sich in Beziehung auf diese tausendfache Bedrückungen erlaubten, die kein anderes Volk der Erde hätte ertragen können. So sahen wir, daß Leute, welche nicht schnell genug Platz machten, mit dem Stock geschlagen wurden, und daß man von den in Buden zum Kauf ausgestellten Gegenständen ein beliebiges Stück wegnahm, ohne daß der solchermaßen beraubte Eigenthümer es hätte wagen dürfen durch das geringste Zeichen oder Wort seine Unzufriedenheit zu äußern. Diese Plackereien rührten vornehmlich davon her, daß sie sich in einer so vereinzelten Garnison gleichsam fortwährend als Eroberer betrachteten, wozu auch noch die tiefe Verachtung, welche die Engländer, mehr noch als jede andere europäische Nation, gewöhnlich gegen eine von der ihrigen verschiedene Race beweisen, viel beitragen mochte. Am 19 Mai erhielten wir einen Besuch von dem auf der Insel Tschusan befehligenden Brigadier Campbell. Dieser Oberofficier, welcher sich sehr geläufig in unserer Sprache auszudrücken wußte und durchaus nichts von jener brittischen Steifheit an sich hatte, die uns Franzosen so oft unangenehm auffällt, überhäufte

uns mit zuvorkommender Gefälligkeit und lud uns zu einem fröhlichen Mahl ein, das die Officiere, am 18, uns zu Ehren veranstalten wollten. Am 21 Mai langte die Fregatte Cambrian von sechsunddreißig Kanonen, welche die Flagge des Gegenadmirals Cochrane aufgehißt hatte, durch das Dampfboot Viren bugsirt, auf der Rhede an.

Wir fanden den Preis der Lebensmittel in Tschusan sehr wohlfeil; troß des ungeheuern Verbrauchs der englischen Besatzung an Ochsen und Schafen konnten wir uns die erstern zu zehn bis zwölf Piaster und die letztern zu vier Piaster verschaffen. Geflügel ist sehr selten, ebenso gibt es außer Bohnen, die auch in dürrem Boden gedeihen, und vielen Mohrrüben wenig Gemüse.

Am 23 Mai Morgens lichteten wir die Anker und segelten nach Schang-Hai, einer großen Stadt, an einem Zuflusse des großen Flusses Yang-Tse-Kiang gelegen. Letzteres Wort bedeutet im Chinesischen Vater der Flüsse oder Sohn des Oceans. Am 27, wo wir frühzeitig unter Segel gegangen waren, fuhren wir an der Stadt Wusung vorüber, unfern welcher wir in den nach Schang-Hai führenden Flußarm einlaufen mußten. Eine Meile unterhalb der Stadt trafen wir vier englische Fahrzeuge mit dem Verkauf von Opium beschäftigt, denn das Schamgefühl der englischen Behörden erlaubt ihnen nicht, diesen Handel näher bei Schang-Hai treiben zu lassen, wo ein brittischer Consul residirt. Kurze Zeit darauf gelangten wir in den Wusung-Ka und schifften nun, von einem günstigen Nordwind getrieben, mit Beisetzung aller Segel, die untern ausgenommen, denn diese ließen wir gerefft, um uns nicht die Aussicht zu benehmen, denselben hinan. Troß zwei- oder dreimaligen Auffahrens auf weichem Schlammboden, den wir übrigens bei dem scharf wehenden Winde leicht durchfurchten, setzten wir diese seltsame Fahrt, welche vermöge ihrer Neuheit viel Reiz für uns hatte, rasch fort. Das zu beiden Seiten des Flusses sich ausbreitende Flachland bot unsern, durch die Eintönigkeit eines unbegränzten Horizonts ermüdeten Augen einen äußerst lieblichen Anblick dar. Wir bemerkten, wie die Landleute ihre Arbeit für einen Augenblick ruhen ließen, um neugierig die ungeheure Dschonke der Barbaren zu betrachten, die so rasch dahin segelte, während an beiden Ufern Kinder unser Schiff verfolgten, die ihre Verwunderung durch lautes Geschrei kundgaben. Von den Mastkörben aus sahen wir eine weite Landschaft sich vor unsern Augen entfalten, in der sich kleine Bäche hinschlängelten und deren eigentlicher Schmuck einzelne Baumgruppen, Gehöfte und fette Triften waren, auf denen zahlreiche Heerden von Büffeln und Schafen in voller Freiheit weideten. Eine Menge niedlicher Vögel mit buntscheckigem Gefieder flogen von den nahen Bäumen in unser Mastwerk und erfreuten uns durch ihren melodischen Gesang. Dieß alles hätte unsere Fahrt äußerst angenehm gemacht, wären wir nicht durch die Unregelmäßigkeit des Canals und die zahlreichen, so ganz zur Unzeit uns in den Weg kommenden Dschonken zu unserem größten Bedauern genöthigt worden, unsere Augen oft von diesem reizenden Bilde abzuwenden.

Am 29 Mai 1844 gegen Mittag warfen wir vor der Stadt Schang-Hai Anker und zwar in der Entfernung einer Taulänge. Kaum waren wir angelangt, als ein Chinese, den wir an seiner, mit einer rothen Feder gezierten Mütze sogleich als einen Beamten erkannten, an Bord kam und dem Commandanten eine rothe, mit seltsamen Hieroglyphen bedeckte Besuchskarte des Großmandarinen überbrachte. Eine Menge Dschonken, die für alle nur möglichen Lebensverhältnisse und Gewohnheiten eingerichtet waren, umkreuzten uns beständig, indem die Darinsitzenden mit unermüdlicher Neugierde diese schöne Kriegsdschonke betrachteten, die größer war als alle übrigen bis jetzt nach dieser Stadt gekommenen. Wir wurden sofort von dem englischen Consul, welchem man einen Besuch gemacht hatte, darauf aufmerksam gemacht, nie unbewaffnet an das Land zu gehen; indem vor wenigen Tagen ein englischer Matrose ermordet worden sey und die Erbitterung der beiden Nationen leicht zu Reibungen führen könne. Da die Bewohner des nördlichen China noch nicht viele Europäer gesehen haben, so machen sie auch keine bestimmte Unterscheidung zwischen denselben und hätten uns folglich recht leicht mit jenen verwechseln können, die sie Hong-mao-zu (rothhaarige Barbaren) nennen, was denn doch vielleicht mit einiger Gefahr für uns verknüpft gewesen wäre, obwohl sie durchaus nicht bösartig sind. Allein bald erkannten wir, was wir von dieser Warnung zu halten hatten, als wir das nichts weniger als beleidigende, sondern im Gegentheil furchtsame Benehmen der Bevölkerung bemerkten und zu gleicher Zeit erfuhren, daß der obenerwähnte Bursche nur deßhalb ermordet worden war, weil er in seiner Trunkenheit sich den muthwilligen Spaß erlaubte, alle ihm begegnende Chinesen zu schlagen, wofür er von einigen Einwohnern, die sich diese Brutalität nicht gefallen ließen, in eine Seitenstraße gebracht und dort mit langen Bambusstöcken gezüchtigt wurde.

Den Tag nach unserer Ankunft besuchte uns der auf der Erigone angekommene Jesuiten-Missionär Pater Gondran, als Chinese verkleidet, und bot uns mit der größten Herzlichkeit seine Dienste an. Er theilte uns mit, daß der Bischof von Nanking, Graf von Béfis, welcher sich bei unserer Landung gerade auf einer Rundreise in der nächsten Umgebung der Stadt befand, alsbald einen seiner Katecheten mit der Aufforderung an ihn abgeschickt habe, diese seltene Gelegenheit, Landsleute und Freunde begrüßen zu können, nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Ungeachtet Pater Gondran der Landessprache vollkommen mächtig und an das Tragen der chinesischen Kleidung, so wie an die Nachahmung der Landessitten ganz gewöhnt war, wunderten wir uns doch, daß ihn nicht gleich im ersten Augenblick seine schöne Gestalt, sein stolzer Gang und seine charakteristischen Züge mitten unter der entarteten Race der Kinder des himmlischen Reichs verriethen. Allein der Kriegszug der Engländer hat ungemein viel dazu beigetragen, daß man die Missionäre mehr in Ruhe läßt, da sie es in ihren politischen Planen manchmal für gut fanden, dieselben für sich zu gewinnen. Diese Diener der Religion stehen wirklich nur noch unter sehr geringer Aufsicht, allein nichtsdestoweniger sind sie in ihren Verbindungen mit den Chinesen äußerst vorsichtig, da sie wohl wissen, daß die Verhaftung eines einzigen Schafes die ganze Heerde gefährden würde. Am 31 Mai stattete uns der hochwürdige Bischof von Nanking einen Besuch ab; er kam gegen Abend in Begleitung einiger eingebornen Priester auf einem mit lauter Christen besetzten Boote; von ihm erfuhren wir, welche Fortschritte das Christenthum nicht nur in der Provinz, sondern auch in der Stadt Schang-Hai gemacht, denn man zählt bei einer Bevölkerung, die auf etwa 300,000 Seelen geschätzt wird, bereits 50,000 Christen. Dank dieser bedeutenden, mit dem übrigen Volke eng verbündeten Menge, hatte man die Verfolgungen der Mandarinen nicht gerade sehr zu fürchten und das Oberhaupt dieser kleinen Kirche konnte sogar in einem seiner Würde entsprechenden Hause wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1845.

Amerikanische Skizzen.

Flatbootmen.

(Fr. Gerstäcker.)

Die Seeleute theilen das Menschengeschlecht in zwei bestimmte Abtheilungen ein, und zwar nicht in männliche und weibliche Geschöpfe Gottes, sondern in Wasser- und Landratten, unter welchen ersteren sie sich selbst, wie unter den letzteren vorzüglich d i e unglückseligen Staubgeborenen verstehen, denen es nicht vergönnt ist, ihr Leben auf der offenen freien See verbringen zu dürfen, und die dadurch bei heftigen Stürmen und Unwettern all den tausend Gefahren des festen Landes, als umstürzenden Bäumen, niedertaumelnden Schornsteinen oder wandernden Dachziegeln ausgesetzt sind. Die letzteren scheiden sich aber wiederum in zwei verschiedene Sorten, in River- und Shore-boys, oder Fluß- und Uferburschen, und die Riverboys sehen fast mit demselben Stolz und Gefühl ihres Werthes auf die Shoreboys hinab, als sie selbst von den alten Theerjacken, den wirklichen „Seehunden", wie sie sich so gern nennen hören, betrachtet werden. Unter River-boys verstehe ich aber hier nicht die Bemannung der Dampfboote, denn diese führen eine so eigenthümlich gemischte Bemannung, daß sie sich keineswegs unter eine bestimmte Classe reihen lassen, und wohl ein eigenes Capitel verdienen; sondern die Flatboot- und Kielbootmen des Ohio und Mississippi, die in den ganzen Vereinigten Staaten von Amerika, wenn nicht berühmt, doch sicher berüchtigt sind. Zuerst von den Schiffen selbst.

Die Kielboote werden, wie auch schon ihr Name andeutet, auf einem Kiel von 40 bis 80 Fuß Länge, fast wie die alten holländischen Schiffe gebaut, gehen von 4 bis 7 Fuß im Wasser, und sind, wie die Flatboote, nur darauf angewiesen, durch die Strömung des Flusses, auf dem sie sich gerade befinden, weiter zu schwimmen. Die vier großen, langarmigen, auf dem Deck befestigten Ruder werden selten und zwar nur dann benutzt, wenn das Boot durch den Wind etwas zu sehr aus dem Fahrwasser getrieben, eine Sandbank oder Untiefe vermeiden will, oder auch Abends, bei zu stürmischem, dunkelm oder nebligem Wetter zu landen gedenkt. Ueber den Rumpf des Bootes erhebt sich noch ein langer, etwa 5 bis 6 Fuß hoher Verschlag, der wohlverwahrt die sich im Innern befindende Fracht vor jeder Nässe schützt und an dessen Seiten ein etwa Fuß breites „Gehbrett" gerade dort hinläuft, wo dieser Verschlag auf dem wirklichen Rumpf dieses Bootes aufgesetzt ward. Das Steuerruder befindet sich oben auf dem Verdeck und besteht aus nichts als einer, den Seitenrudern ähnlichen langen Stange, an deren unterem Ende ein Stück Planke befestigt ist. Haben diese Fahrzeuge ihre Fracht ausgeladen, so lassen sie sich gewöhnlich durch ein Dampfboot bis zur Mündung irgend eines kleinen Flusses, den diese nicht befahren können, wieder hinaufziehen, und arbeiten nun selbst stromauf bis sie zu einem Platz kommen, an dem sie aufs neue Fracht einnehmen können.

Die Flatboote sind dagegen viel einfacher und gleichen mehr kolossalen viereckigen Kästen, die ein Riesenkind zum Spaß auf den Strom gesetzt hat. Aus schweren Planken mit flachem Boden, von dem sie den Namen haben, nur roh zusammengezimmert, sind sie einzig und allein dazu bestimmt, Waaren den Fluß stromab zu nehmen, wo dann der Eigenthümer das ganze Boot oder die einzelnen Bretter, aus dem es besteht, verkauft und sich oben im Lande mit der neuen Fracht auch wieder ein neues Boot anschafft. Gewöhnlich gehen sie vier bis fünf Fuß im Wasser, sind etwa 6 bis 7 Fuß über dasselbe erhöht, und so lang wie die Kielboote. Die Decke besteht aus quer darüber hingelegten Brettern, die in der Mitte befestigt, an beiden Seiten hinabgebogen und fest genagelt werden, daß sie eine Art runden Daches bilden. Der Bequemlichkeiten enthält ein Flatboot aber noch weniger als jenes, ein rauher Brettverschlag mit einer wollenen Decke und vielleicht auch einer Moosmatratze darin, dient zur Lagerstatt, und gekocht wird bei gutem Wetter auf dem Deck, wo aufgehäufte Steine und Erde eine Art Herd bilden; bei schlechtem Wetter aber in der sogenannten Cajüte, die freilich gerade nicht dem Bilde entspricht, das sich die Menschen im Allgemeinen von einer Cajüte machen.

Die gewöhnliche Fracht der Flatboote besteht in den Producten des Nordens, Mehl, Whiskey, gesalzenes Schweine-

fleisch, Aepfel, feines Salz, Cider &c., und die Ladung wird, wenn nicht im Ganzen an einen Großhändler des Südens, einzeln an den Werften der Städte verkauft. Ein Flatboot-Eigenthümer miethet in Pittsburg, Cincinnati, Vincennes, S. Louis oder wo er sich sonst einschiffen mag, seine „hands" oder Arbeiter gewöhnlich für den „trip" d. h. für die ganze Reise, die dann so lange oder so kurz dauern mag, als sie will; seltener bezahlt er monatweise, da er gar manchmal auf irgend eine Sandbank läuft und Wochen, ja Monate lang sitzen bleibt. Bei dieser Bausch und Bogenzahlung wird dann noch besonders die Rückpassage auf einem Dampfboot nach dem Platze der Abfahrt ausbedungen, da der „Flatbootman" nur den Strom hinab Arbeit bekommen kann, wenn er nicht „Feuermann" oder „Deckhand" auf einem Dampfboot werden will.

Kein roheres Volk lebt aber, nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen civilisirten Welt als eben diese Flatbootmen, die ihre halbe Lebenszeit auf dem Verdeck der Fahrzeuge zubringen und wenn sie nicht gezwungen sind zu arbeiten, mit Spielen und Trinken die Zeit tödten. Gotteslästerliches Fluchen, daß es oft dem daran Gewöhnten graust, macht den Hauptbestandtheil ihrer Rede aus, und so innig wird es mit ihrer ganzen Sprachweise verwebt, daß sie selbst denen, die sie am liebsten haben, die gröbsten Flüche entgegenschleudern. Ein junger Bursche, der seine Mutter in langen Jahren nicht gesehen hatte, und sich wirklich nach ihrem Anblick sehnte, eilte das Bootwesen einmal auf mehrere Wochen verlassend nach Hause, und fiel dort der alten Frau um den Hals, indem er ausrief: „Verdamme eure Augen, Mutter, ich will in die Hölle fahren, wenn ich mich nicht ganz teuflisch freue, euch so wohl und munter wieder zu finden!"

Wenig in der Kindheit zur Schule geschickt, besteht ihre ganze Kenntniß gewöhnlich in etwas Lesen, Schreiben und Rechnen. In der Geographie sind sie schlecht bewandert, den Wassercours ausgenommen, auf dem sie steuern, dort wissen sie aber, und wenn er sich Tausend Meilen ins Land hineinzweigt, jede Biegung, jede Untiefe, jede Rückströmung, und nach Jahren kennen sie den Baum wieder, an dem sie früher einmal ihr Boot eine Nacht befestigt hatten. Kentucky, Indiana und Ohio liefert die meisten Flatbootmen und ein kräftigerer Menschenschlag möchte nicht leicht auf irgend einem Theil der Erde gefunden werden; roh und wüst benutzen sie eben nur ihre Stärke dazu in Box- und Ringkämpfen einander zu überwinden und prahlen am Ufer auf eine wahrhaft ekelerregende Art. Ihre Kämpfe sind dabei mehr wie das Rasen wilder Thiere gegen einander als der Zornausbruch menschlicher Wesen, besonders zeichnen sich hierin die so oft gerühmten Bewohner von Kentucky aus. Hat der Mann nämlich seinen Gegner zu Boden geschlagen, so wartet er nicht, bis sich dieser wieder erhebt, um den Kampf ehrenvoll fortzusetzen, sondern er wirft sich entweder auf ihn, schlingt seine beiden Zeigefinger in die Haare des Unglücklichen und versucht ihm mit den Daumen die Augäpfel herauszugraben, oder er begnügt sich, mit schwer besohlten Hacken auf dem Körper des gefällten Feindes herumzutreten, was nicht selten den Tod desselben zur Folge hat. Wird der Thäter dann nicht augenblicklich erfaßt, so begibt er sich wieder auf sein Boot, seine Cameraden stoßen vom Lande und bald ist er den Blicken wie der Rache der Nachschauenden entrückt.

Oft fallen auch höchst komische Scenen bei diesen Kämpfen vor, und ich war einst selbst in Memphis, am Mississippi, Zeuge einer solchen. Ein Flatboot hatte eben gelandet, die Leute sprangen ans Ufer und befestigten die Taue, und schlenderten dann langsam den Berg auf dem die Stadt liegt, hinauf, um dort in irgend einem der zahlreichen Wirthshäuser die paar sauer verdienten Dollars zu vertrinken oder zu verspielen. Einer aber, ein stämmiger, rothhaariger Bursche schien schon eine ganze Ladung von Spirituosen eingenommen zu haben, denn er bramarbasirte den Berg hinauf auf eine entsetzliche Art, und vermaß sich oben angelangt hoch und theuer, er könne einen jeden der Anwesenden, es möchten etwa 20 oder 30 Arbeiter und Bootsleute dort herum stehen, zusammenhauen. Da er betrunken war, nahm man nicht viel Notiz von ihm, endlich aber bot er dem einen Dollar, der sich mit ihm prügeln oder boxen wolle.

„Her mit dem Dollar!" sagte jetzt ein baumlanger Hoosier, *) indem er ruhig auf ihn zuging und die Hand ausstreckte. „Hier — damn you!" lallte der eben Gekommene und reichte ihm das versprochene Geldstück. Der Lange nahm es ruhig an, besah es sehr genau, ob es auch gut sey, holte eine andere Silbermünze aus der Tasche und ließ es klingen, steckte beide dann wieder in höchster Gemüthsruhe ein, und fing jetzt auf einmal an mit so gewaltigen Fäusten den keineswegs freudig Ueberraschten zu bearbeiten, daß dieser die hageldicht aufeinander folgenden Schläge gar nicht mehr abwehren konnte und endlich schrie: „Halt! halt! ins drei Teufels Namen halt! Ich gebe euch noch einen Dollar, wenn ihr aufhört."

Wieder streckte der Lange höchst ruhig die Hand aus und sagt: „Her mit dem Dollar!" besah und prüfte den zweiten eben so genau als den ersten und wollte sich dann langsam entfernen, als ein ebenfalls mit dem Boot gekommener alter Mann auf ihn zusprang, seinen Arm faßte und ausrief: „Kommt! wir müssen eines mit einander trinken!"

„Und wer zum Henker seyd ihr?" frug der Hoosier.

„Ich bin der Vater von dem Narren da, den ihr eben bis an die Knie in den Schlamm hineingehämmert habt," lachte der Alte, „und möchte eure nähere Bekanntschaft machen." Von den übrigen begleitet traten beide in den nächsten Schenkstand, und als sich der nüchtern Geklopfte etwas erholt hatte, folgte er ihrem Beispiel und schloß sich vollkommen gut gelaunt der Gesellschaft an.

(Schluß folgt.)

*) Indianaer.

Das Oregongebiet.

(Schluß.)

Obercalifornien ist ein ausnehmend fruchtbares Land; die 22 Missionen und die 6 Pueblos, welche darüber hin zerstreut sind, könnten der Keim von eben so viel bedeutenden Städten werden, um so mehr, als die Familien sehr zahlreich und 12 bis 15 Kinder nichts eben seltenes sind. So wie eine thätige Bevölkerung dahin gelangt und die Reichthümer des Landes entwickelt, so wird dieses für den Verkehr der ganzen Südsee von Bedeutung werden, denn es könnte mit seinem Korn die ganze Westküste Amerika's, die Nordostküste Asiens und mehrere Gruppen der Südsee, wie die Sandwich-, die Marquesas-Inseln und Otaheiti versorgen. Der Hafen von San Francisco kann nach Beechey die ganze englische Marine fassen, und die Amerikaner haben die Vortheile desselben so wohl eingesehen, daß sie schon vor 10 Jahren der mexicanischen Regierung fünf Millionen Dollars boten, wenn sie eine Gränzlinie gewähren wollte, welche den Hafen von San Francisco dem amerikanischen Gebiet zuspräche. *) Man kann sich leicht vorstellen, daß durch alles, was in den letzten Jahren geschehen, durch das Verhältniß welches sich zwischen England und Amerika immer feindseliger gestaltet, der Wunsch, sich diesen Hafen zuzueignen, sich ungemein gesteigert hat, und daß die Wahrscheinlichkeit, Nordamerika werde in den Besitz desselben gelangen, durch die Vereinigung von Texas sehr gestiegen ist. Mit jedem Jahre mehren sich die amerikanischen Trapper und Ansiedler im Lande, mit jedem Jahre steigt die Schwäche der mexicanischen Regierung, und ein nicht unbedeutender Umstand ist, daß die Weiber großentheils die Fremden, welche bereits ein Fünftheil bis ein Viertheil der männlichen Bevölkerung ausmachen, den Eingebornen vorziehen, weil erstere sie viel besser behandeln und mehr für ihre Kinder sorgen. Zerwürfnisse zwischen Fremden und Einheimischen können dabei um so weniger ausbleiben, als, selbst abgesehen von den Fremden, die Zahl der Männer die der Weiber übersteigt.

Das Uebergewicht der Amerikaner auf dem festen Lande macht den Plan der Engländer, sich Obercaliforniens zu bemächtigen, so ziemlich hoffnungslos; daß die letztern, trotz der Ablängnung im Parlament, Schritte gethan haben, um Obercalifornien von Mexico abgetreten zu erhalten, leidet kaum einen Zweifel, und das nächste Mittel dazu bietet freilich die Schuld Mexico's an England, welche über 10 Mill. Pf. St. beträgt, und bei dem jetzigen stets sich verschlimmernden Zustand des Landes unmöglich bezahlt werden kann. Welche Rolle Frankreich zwischen den Absichten der Engländer und Amerikaner spielt, kann man aus nachfolgender Stelle im Werke Duflots ersehen. „Neuspanien neigt sich zu einer vollständigen Auflösung hin, unvermeidliche Folge seiner Trennung vom Mutterland. Die Aussicht dieses Landes ist, erobert zu werden, wenn es sich nicht unter den Schutz einer europäischen Monarchie stellt, das einzige Rettungsmittel, das ihm noch übrig bleibt. Die Geschichte der innern Unruhen Californiens kann einen Begriff von der Verachtung und dem Haß geben, den die Masse der Bevölkerung gegen die Mexicaner und ihre Regierung hegt. Die einzige, wirklich starke Partei ist die royalistische, um welche sich fast alle Europäer, die rechtlich gebliebenen Californier, selbst diejenigen, welche die Missionen geplündert haben, mit Einem Wort alle diejenigen schaaren, die durch ihre Religion, ihre Sitten, ihre Sprache und ihre Abkunft den Engländern und Amerikanern abgeneigt sind.“ Ob aber die spanische Bevölkerung nicht unter der Ueberzahl der amerikanischen in kurzer Zeit erliegt, ist eine andere Frage, welch wohl schwerlich verneinend beantwortet werden dürfte. In Californien selbst scheint die Ueberzeugung herrschend, daß die mexicanische Regierung, eben so unfähig sie zu regieren, als machtlos um sie zu schützen, sich ihrer zu entledigen wünscht durch einen Verkauf an England oder die Vereinigten Staaten. Vielleicht ist die halbe, kürzlich erlassene Kriegserklärung Mexico's nur der Vorwand, den man den Vereinigten Staaten gibt, daß diese sich mit einem Schein des Rechts des Landes bemächtigen können, worauf es bei dem unvermeidlich baldigen Friedensschluß dann abgetreten werden würde. Was England zu dem Handel sagen wird, steht freilich dahin; hat aber dieß die Einverleibung von Texas geschehen lassen, so wird es auch die von Californien hinnehmen: „der Handelsgeist hat über den Militärgeist den Sieg davon getragen,“ ein starker Schritt zum Fall.

Ohne uns jedoch auf Vermuthungen einlassen zu wollen, können wir ziemlich zuversichtlich behaupten, daß die Entscheidung über das Oregongebiet und Obercalifornien nicht mehr fern seyn kann, denn das Vordringen der Amerikaner ist zu offenkundig *) und mit den Bestrebungen der Engländer, wie sie sich namentlich in der Hudsonsbay-Compagnie ausdrücken, nur allzu unverträglich. Dabei handelt es sich aber keineswegs bloß um den Landbesitz, sondern um den Handel in dem stillen Meere und mit China, wohin die Sandwich-Inseln das Absteigequartier bilden. Die letztern können ohne Californien und Oregon, woher sie Holz und Lebensmittel erhalten, kaum bestehen, und schon im vorigen Jahrhundert hat Spanien die Wichtigkeit der Sandwich-Inseln durch eine daselbst angelegte Colonie, die aber bald wieder einging, anerkannt. Als die Franzosen die Marquesas-Inseln und Otaheiti genommen hatten, setzte ein englischer Capitän auf seine Verantwortlichkeit den König der Sandwichinseln ab und pflanzte die englische Flagge auf, aber die englische Regierung billigte auf das energische Einschreiten der amerikanischen Regierung diese Besitzergreifung nicht, und die Unabhängigkeit der Sandwichinseln ist jetzt von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten anerkannt; diese Unab-

*) Die betreffende Depesche des nordamerikanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Forsyth, an den nordamerikanischen Geschäftsträger in Mexico ist vom 5 August 1835 datirt.

*) Sir G. Simpson, Gouverneur der Hudsonsbaycompagnie, der in diesem Jahre wieder seine Reise nach dem Columbiagebiet machte, soll der Hudsonsbaycompagnie angezeigt haben, daß in den letzten anderthalb Jahren 3000 Amerikaner nach dem Oregongebiet kamen, und daß tausend derselben, die dort ihre Erwartung nicht befriedigt fanden, nach Obercalifornien weiter zogen.

hängigkeit wird jedoch bald nur noch ein Schein seyn, denn die Bevölkerung dieser Inseln geht mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen. Bei dem neuen Leben, das sich in dem Handel zwischen der Westküste Amerika's und der Ostküste Asiens, so wie in dem indischen Archipel immer mehr ent-faltet, ist aber der Besitz dieser Inselgruppe, nach der auch schon im J. 1812 die Russen gestrebt haben, von sehr wesent-licher Bedeutung, und man ersieht daraus auch die Wichtigkeit des Schrittes, welchen die französische Regierung in Besetzung der Marquesas-Inseln und Tahiti's gethan hat. Ihre Missionäre sind nicht nur an diesen beiden Orten, sondern auch auf den Sandwichinseln ungemein thätig, und stehen, wie wir oben gesehen, mit den katholischen Missionären im Oregongebiet, wie mit denen in Californien in lebhafter Verbindung. An-dererseits kann England in seinem jetzigen Verhältniß zu China kaum verbleiben, und bricht der Krieg wieder aus, so stehen Frankreich oder Nordamerika auf chinesischer Seite, während Rußland das chinesische Reich von Norden her be-droht, zum mindesten den Lauf des Amurstroms in Anspruch nimmt, und, wie manche behaupten wollen, nach Japan be-gehrlich die Hände ausstreckt. Was sich aus allen diesen sich durchkreuzenden Bestrebungen entwickeln kann, das muß eine nicht sehr ferne Zukunft lehren. Zu verwundern ist es aber unter diesen Umständen nicht, wenn alle Seemächte Haltpunkte an oder in der Südsee suchen.

Chronik der Reisen.

Ein Besuch an China's Ostküste.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Schang-Hai zieht sich mit ihren Kais und Schiffs-werften in einer Länge von fünf Meilen auf dem linken Ufer des Wusung-Ka hin. Tausende von Dschonken, die bunt durcheinander unter sich und am Ufer festgebunden sind, versperren den Fluß so sehr, daß zwischen ihnen und dem rechten Ufer eine nur schmale Straße für die vorüberfahrenden Fahrzeuge offen bleibt. Zwischen den Kais und der rings um die Stadt gehenden Mauer befinden sich die Vorstädte, in denen die meisten Europäer wohnen, und zwar um bei einer allen-falls ausbrechenden Feuersbrunst oder einem andern, in den Städten China's nicht selten vorkommenden gefahrdrohenden Ereignisse sich schnell auf die vor Anker liegenden Schiffe retten zu können. Als wir ans Land stiegen, fielen uns sogleich die schönen Buden, denen in Canton gleichend, die meist noch regelmäßigern Straßen, so wie die vielen öffentlichen Gebäude, Kaffee- und Wirthshäuser auf, die man außer-halb der Stadtmauern den Kais entlang findet. Die Einwohner be-schauten uns neugierig, allein ohne das geringste Zeichen von Furcht oder Böswilligkeit; in mehreren Buden empfing man uns sogar sehr freundlich, da man an unsern Uniformen sah, daß wir Mandarinen waren und nicht zu der niedern Classe gehörten. Da unser Schiff das erste war, welches die Ehre hatte die dreifarbige Flagge in den Ge-wässern des Wusung-Ka zu entfalten, so wußte man anfangs nicht wer wir waren, und die am Strande versammelten Müßiggänger fragten häufig, indem sie die Corvette musterten, was denn das für eine Nation sey, die eine so ganz andere Sprache wie die Engländer rede und zum erstenmal vor ihren Mauern erscheine. Denn diese Leute waren seit langer Zeit daran gewöhnt, alle Europäer, mit denen sie gewöhnlich nur durch die Vermittlung der Engländer in Berührung kamen, als mit diesen eine und dieselbe Nation bildend zu betrachten, in welchem Irrthum sie von ihren Unterdrückern, welche sagten, daß sie sie im Namen des Occidents bekriegen, absichtlich bestärkt wurden. Unser Besuch in verschiedenen chinesischen Häfen hat gewiß viel dazu beigetragen ihnen diese irrige Ansicht zu benehmen, und sie haben später recht wohl erfahren, daß wir noch jeder Zeit die Nebenbuhler der Eng-länder gewesen und durchaus nicht abgeneigt wären uns mit ihnen gegen die räuberischerweise in ihr Land eingedrungenen Fremdlinge zu verbinden, wenn sich einmal Gelegenheit dazu bieten sollte.

Am 30 Mai machte unser Commandant dem Gouverneur der Stadt, einem Mandarinen erster Classe, den Besuch. Bei seinem Eintritt in das Haus sowohl als beim Weggehen wurde er mit drei Salven begrüßt, die ziemlich viele Aehnlichkeit mit Kanonenschüssen hatten, und die Sachen gingen so gut von Statten, daß Swa-Tschu-Tu am andern Mittag um ein Uhr die ihm am Tag zuvor erwiesene Höflichkeit erwiederte.

Der Mandarin stieß um halb zwei Uhr in einem reich geflaggten Boote und mit einem zahlreichen Gefolge, gerade der Corvette gegen-über, vom Ufer ab und wir sahen ihn, nachdem er sich endlich bis an unser Schiff durchgewunden, um zwei Uhr am obern Ende der Schiffs-leiter erscheinen. Er trug seine Staatskleider; auf dem Kopf einen kegelförmigen Hut mit einem blauen Knopf, das Zeichen seiner hohen Würde, und auf Brust und Rücken den mit seltsamen Verzierungen umgebenen gelben kaiserlichen Drachen auf weißseidenem Grunde gestickt. Nach drei tiefen chinesischen Verbeugungen schritt er furchtsam auf dem Hintercastell vor, sich unruhig nach allen Seiten hin umschauend, und nachdem die ersten Complimente ausgetauscht waren, was bei allen chinesischen Würdenträgern eine höchst lange, aber nicht wohl zu um-gehende Ceremonie ist, stieg er in die Geschützkammer hinab, wo als-bald, und ehe er Zeit gehabt hätte die dräuende Reihe Kanonen, in deren Mitte er sich befand, zu überblicken, die Begrüßungsschüsse ohne Unterbrechung losgebrannt wurden. Bei dem ersten Knall verstopfte er sich die Ohren und fing auf höchst spaßhafte Weise an zu zittern; als jedoch beim achten Schuß Feuer und Rauch ihm näher kamen, da war es für ihn eine Unmöglichkeit den Anstand ferner zu beobachten und er zog sich eiligst zurück. Nachdem er sich auf den Kissen in der großen Cajüte niedergelassen hatte, nahm er seine Mütze ab (was ein Zeichen von großer Vertraulichkeit ist) und versicherte uns wiederholt der guten Aufnahme für diejenigen unserer Landsleute, welche unter den Mauern dieser Stadt Handel treiben wollten.

Auf dem Lande fängt die Bevölkerung, Dank der Art, wie wir uns immer mehr ausbreiten, an, uns nach und nach von den Engländern zu unterscheiden; man nennt uns Fonlausigen, französische Männer, Foulansi Mandali, französische Mandarinen, und scheint uns geneigter zu seyn als jenen.

(Schluß folgt.)

Theestaude in Ceylon. Nach dem Vorgang der Holländer auf Java haben die Engländer jetzt auch die Theestaude auf Ceylon eingeführt. (Shipping Gazette vom 15 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1845.

Messungen der menschlichen Gestalt.

Hr. Schulz, Conservator des anatomischen Museums in Petersburg, stellte mit Leuten aus allerhand Völkerschaften Rußlands, die sich als Soldaten u. s. w. in Petersburg fanden, nämlich Russen, Juden, Tscherkessen, Letten, Russen aus Tobolsk, Negern und Tschuwaschen Messungen an, worüber wir aus seinen Mittheilungen der k. Akademie nachstehendes ausheben.

Der Endzweck dieser Messungen war hauptsächlich das Bild zu ergänzen, das wir von den menschlichen Typen durch die frühern Untersuchungen am Schädel und Becken bereits gewonnen haben. Es war dann ferner zu ermitteln, ob bei Völkern die Einer Race angehören, die aber durch Physiognomie und Lebensweise, so wie in geistiger Hinsicht sich unterscheiden, nicht auch eine merkbare körperliche Verschiedenheit obwalte.

Zu diesem Zwecke bot unsere Residenz die erwünschte Gelegenheit, und ich übergebe hiemit einige vorläufige Resultate, um über die Nützlichkeit einer Fortsetzung und Erweiterung solcher Untersuchungen mich zu vergewissern.

Das Verfahren dabei war folgendes: es wurden nur vollkommen ausgewachsene Individuen von mittlerer Höhe gewählt und auf bloßem Leibe wurden dann die wichtigsten anstehenden Vorsprünge des Knochensystems und einige andere deutliche Punkte bestimmt. Der Maaßstab hatte einen horizontalen Fuß und einen beweglichen Arm, wodurch die Entfernung aller Punkte vom Fußboden aufs genaueste bestimmt und daraus nachher die einzelnen Maaße gefunden wurden.

Die Stellung des Halswirbels zeigt, daß die Neger den kürzesten Hals und Kopf haben, woraus sich manche ihrer Gewohnheiten erklären ließen; die Juden scheinen den längsten zu haben, dann die Russen. Hier ist aber zu bemerken, daß aus diesen Messungen das eigentliche Verhältniß zwischen Hals und Kopf nicht ersichtlich ist, sondern nur das relative Maaß beider zusammen. Das Perindum ist am niedrigsten bei den Juden. Ihre untern Extremitäten sind also die kürzesten. Die Neger haben die längsten. Das Knie ist auffallend niedrig bei den Russen. Das Becken zeigt bei durchgängig ziemlich gleicher Höhe die auffallendsten Verschiedenheiten in den einzelnen Dimensionen. Ich wage nicht zu bestimmen, wie viel Antheil hieran die Beckenneigung und die Stellung der Pfanne — mehr nach hinten oder vorn — haben mag. Die breiteste Brust zeigten die Esthen. Auffallend ist, daß bei ihnen sämmtliche Breitendurchmesser am stärksten sind. Alle Individuen zeigten eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung im Bau. Ich habe indeß nur wenige gemessen, weil diejenigen, die in der Garde dienen, mir viel germanisches und schwedisches Blut zu haben schienen, und sich von dem finnischen Typus entfernen. Die längsten Arme hatten wiederum die Neger, die kürzesten die Juden. Wenn im Ganzen beim Europäer der Klafter die Körperhöhe um 2 bis 3 englische Zoll übertrifft, so fand sich dagegen ein Neger, der hier am kaiserlichen Hofe dient, dessen Klafter 10 Zoll mehr zeigt als seine Höhe. Vergleicht man die einzelnen Elemente seines Klafters mit dem eines Juden von fast gleicher Höhe:

	Höhe.	Hand.	Vorderarm.	Schulterbreite.	Klafter.
Neger	$67\frac{3}{4}$	$8\frac{3}{8}$	$11\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{2}$	77
Jude	$67\frac{1}{4}$	8	10	$16\frac{1}{4}$	$68\frac{1}{4}$

so ergibt sich von dem Unterschiede von $8\frac{3}{4}$ Zoll im Klafter

für jede Hand $\frac{3}{8}$ macht für 2 Hände	$\frac{6}{8}$
für jeden Vorderarm $1\frac{1}{2}$ macht	3
die Brust	$\frac{1}{4}$
der Oberarm folglich $2\frac{3}{8}$	$4\frac{3}{4}$
	$8\frac{3}{4}$

Von den übrigen Negern zeigten die zwei jüngsten von 19 und 21 Jahren 3 Zoll, die andern 4 und 6 Zoll mehr im Klafter als in der Höhe. Die Juden waren die einzigen, bei denen sich Individuen fanden, deren Klafter um einen Zoll kürzer war als ihre Körperhöhe. Die kleinsten Hände zeigten die Russen, die größten die Letten. Den größten Fuß zeigten die Russen, den kleinsten die Tschuwaschen."

Amerikanische Skizzen

Flatbootmen.

(Schluß.)

Nicht immer enden aber diese Raufereien und Prahlereien so friedlich, und der alte Flatbootman Meik, der lange Jahre mit seinem Bruder den Ohio und Mississippi befuhr, hat wohl ein trauriges Beispiel hievon geliefert. Meik war nämlich ein ausgezeichneter Schütze, und pflegte, wenn Fremde auf sein Boot kamen, seinem Bruder einen Blechbecher mit der Kugel vom Kopf herunter zu schießen, wie weiland Tell den Apfel mit der Armbrust. Zu Meiks Zeiten liefen noch nicht so viele Dampfboote auf den großen Strömen, und oft zogen Reisende für kurze Strecken und bei schönem Wetter die ruhigere Fahrt auf einem solchen Flatboot vor; mancher wettete dann wohl seinen Dollar, um nur den gefährlichen Meisterschuß mit ansehen zu können, und Meik rühmte sich oft, vom Steuerruder aus bis zu dem etwa 40 Schritt entfernten Vordertheil des Bootes, über 200 Becher vom Kopfe des etwas blödsinnigen Bruders heruntergeschossen und eben so viele Dollar damit verdient zu haben. So fuhr er auch eines Abends an dem damals erst angelegten Städtchen Maysville vorüber, wo zwei Jäger an Bord seines Bootes kamen, um bis hinunter nach Paduka in Kentucky mitzufahren.

Wie Meik die Büchsen sah, fing er an zu prahlen, und suchte die Jäger zu der gewöhnlichen Wette zu bewegen, diese aber weigerten sich einen solchen Frevel zu unterstützen und äußerten sich sogar in harten Redensarten über das Schändliche eines solchen Benehmens, den eigenen Bruder eines lumpigen Dollars wegen der Gefahr auszusetzen erschossen zu werden.

„Damn you!“ schrie Meik endlich wüthend, „glaubt ihr, ich könne auf meinem eigenen Boote nicht machen was ich will? — geh John — hol meine Büchse und drei Becher und verdammt will ich seyn, wenn ich sie nicht alle drei nach einander herunterschieße!“

John gehorchte, stellte sich auf und der erste Becher fiel gleich darauf durchbohrt aufs Verdeck nieder. Mit einem hämischen Blick nach den Fremden lud Meik wieder, nachdem er den Lauf vorher sorgfältig ausgewischt hatte, zielte schnell und klappernd kam der zweite herunter.

„Meik, das ist genug!“ sagte einer seiner Leute, an ihn hinantretend, „Ihr habt heute Nachmittags viel getrunken und zittert mit der Hand — ich sah wie der Lauf vorne hin und herschwankte.

„Geht zum Teufel!“ rief Meik ärgerlich, „aber tretet mir nicht vors Rohr — denkt daran, wie es Jim ging, der mir auch das Schießen verwehren wollte.“

„Den habt ihr umgebracht!“ flüsterte der Bootsmann leise — „ich weiß es wohl, wenn ihrs auch läugnet, aber — verdamme euch — ihr werdet eurer Strafe nicht entgehen!“

„Fort! sag ich“ — rief Meik jetzt, wüthend mit dem Fuß stampfend, — „fort — der arme Junge steht da, mit dem Becher auf dem Kopf und wartet — hier ist der dritte — und so viel für Euer Geschwätz.“

Noch während er sprach hob er die Büchse, zielte, drückte ab und beim Krach stürzte auch der unglückliche Bruder des Buben todt zu Boden. Meik ließ erschrocken die Büchse fallen und wollte vorspringen, es war aber seine letzte Bewegung; der eine Jäger hatte kaum den Fall des Armen gesehen, als er die eigene Waffe an den Backen riß, und durchs Herz getroffen taumelte Meik noch ein paar Schritte seitwärts über den Rand des Bootes und verschwand gleich darauf in der über ihm zusammenschlagenden Fluth.

Die Bootsleute, theils mit der Strafe des Brudermörders einverstanden, theils durch das ernste unerschrockene Wesen der Pioniere eingeschüchtert, landeten und ließen den eigenmächtigen Richter mit seinem Gefährten ungehindert ans Ufer treten, begruben dann den armen John und setzten ihre Reise allein fort.

Im Jahre 1840 hatte sich unter diesen Flatbootmen eine der schändlichsten Raubbanden gebildet, die wohl je existirte; auf zweien von den Inseln nämlich, die im Mississippi liegen und mit dichtem Gebüsch und gewaltigem Baumwollen-Holzwuchs bedeckt sind, hausten diese Buben und überfielen von hier aus in der Nähe landende Kiel- und Flatboote, auf denen sie die Bootsleute ermordeten und über Bord warfen, die Ladung aber für gute Prise erklärten und hinunter nach New-Orleans zum Verkauf schafften. Das war aber noch ihr kleinster Geschäftszweig; bei dieser Art Raub wurden ihnen nur die Boote zu Theil, die zufällig in ihrer Nähe anlegten und vielleicht nicht einmal eine werthvolle Ladung führten; um sicherer zu gehen, mußten sie eine andere Bahn einschlagen. Von ihrer weit verzweigten Bande schickten sie des Flusses kundige Männer nach allen großen Städten hinauf, um dort die abgehenden Boote auszukundschaften und sich als Lootse oder Steuermann darauf zu verdingen. Mit den Strömungen des Mississippi genau bekannt, wußten diese dann das Boot so zu führen, daß es eine der Inseln in der Nacht erreichte, und dort rannten sie es auf den Sand. Keiner der unglücklichen Bootsleute entging hier dem Verderben; sie durften nicht geschont werden, da die Verbrecher sonst verrathen und vernichtet worden wären; die besten Güter schafften sie nachher auf ein Dampfschiff und senkten das Boot oder nahmen dieß auch selbst, wenn sie keine Entdeckung durch besondere Kennzeichen desselben fürchteten, nach New-Orleans hinunter.

Lange Jahre hatten die Verbrecher jene Räubereien ungestraft verübt, und nicht Hunderte, nein Tausende von Menschen gemordet, ohne entdeckt zu werden. Wer konnte ihnen auch nachspüren, da man nie Jemanden vermißte, und wen man vermißte, in irgend einem andern Theile der Union glaubte. In einem Lande, wo sich der vierte Theil der Bevölkerung stets auf Reisen befindet und über keine Seele Controle geführt wird, ist es sehr schwer, ja fast unmöglich, einen Mord zu entdecken, wo man weiter keine Beweise hat, als daß der Gemordete fehlt; die Seinigen beweinen ihn nicht einmal, denn daß er todt seyn könne, ist ihr letzter Gedanke, sie ver-

muthen ihn auf irgend einer Speculation nach Texas oder dem fernen Westen begriffen, und hoffen ihn mit der Zeit zurückkehren zu sehen.

Jedes Verbrechen hat aber sein Ziel; die Buben wurden durch die ungestrafte Ausübung ihrer Schandthaten nach und nach kühn, und überfielen auch einst am hellen Tage ein Flatboot, das dicht an der oberen Insel hinfuhr. Es kam von Missouri, und die wenigen Franzosen, die sich darauf befanden, konnte man leicht überwältigen. Einem aber, der sich wüthend zur Wehr setzte und zwei der Räuber erschoß, hieb ein mächtiger Kentuckier mit einer Art den rechten Arm ab, mit dem sie dann noch hohnlachend den Unglücklichen schlugen. Kaum hatten sie ihn aber über Bord geworfen, als ein „low pressure“ Dampfboot, das geräuschlos und während dem Gefecht fast unbemerkt herangekommen war, herbeibrauste. Vergebens suchten sie jetzt den Verstümmelten wieder zu fangen, daß er nicht vom Dampfschiff aufgefischt werden konnte; mit der Kraft der Verzweiflung schwamm dieser, die eine Hand zum Ruder gebrauchend, in dem Strom, schrie um Hülfe und ward glücklich an Bord genommen. Zwar beschlossen die Räuber nun, da sie sich verrathen sahen, ihre alten Schlupfwinkel zu verlassen, vertrauten jedoch zu sehr auf ihre Stärke, um wegen eines augenblicklichen Ueberfalls besorgt zu seyn und wollten auch ihre aufgehäuften Schätze nicht im Stich lassen. Zu lange hatten sie aber gezögert, schon am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, sahen sie sich von allen Seiten angegriffen und einige sechzig fielen nach verzweifelter Gegenwehr in die Hände der Landleute, die, obgleich der Sheriff sie dem Gesetz verfallen erklärte und abführen wollte, zu gut nur wußten, wie viele im wilden Lande den Buben freundlich gesinnt waren und leicht wieder ihrer Flucht behülflich seyn konnten.

Schnell entschlossen traten sie zusammen, und schrecklicher ist das Lynchlaw noch nie in Anwendung gebracht, als damals. Die Hände band man den Verbrechern auf den Rücken, ihre Leiber wurden aufgeschnitten und sie selbst dem gierigen Strom übergeben, der ihnen so manches Opfer verdankte, und jetzt meilenweit den blutigen Schaum mit sich hinunter auf der trüben Oberfläche führte. Die noch übrigen Verbrecher flohen, da sie sich von den ihrigen verrathen glaubten, erschreckt nach Texas, und seit jener Zeit sind die Inseln des Stromes von jener Rotte rein gehalten.

In New-Orleans nehmen die Flatboote einen besondern Theil des Flusses ein und liegen dicht neben einander, die Vordertheile dem Werfte zugekehrt. In diesen bekommt man alles nur Erdenkbare zu kaufen, denn leicht ist das Innere eines solchen Fahrzeugs zum Laden hergerichtet, und nicht nur Lebensmittel und Producte des Nordens, sondern auch Ausschnitt- und kurze Waarenhandlungen, Blechläden und Apotheken, Theater- und wilde Thierbuden finden sich auf ihnen, die dann nicht selten ausgezeichnet gute Geschäfte machen, da sie, auf dem Wasser liegend, nicht jene enormen Taxen und Hausrenten zu bezahlen haben, denen die Kauf- und Handelsleute am festen Lande unterworfen sind.

Der Boothandel ist auf jeden Fall ein sehr einträgliches Geschäft, und da das wilde, ungebundene Leben, das so ganz der Wanderlust der westlichen Jugend entspricht, sie gar so lockend und verführerisch anlacht, so wird es auch nie an kräftigen jungen Burschen fehlen, um das Geschlecht der „Riverboys“ noch lange in seinem vollen Glanze zu erhalten.

Die Schweine-Aristokratie in Cincinnati.

Ch. Lyell erzählt in seinen mehrerwähnten: Travels in North-America folgendes: „Die Schweine-Aristokratie in Cincinnati bedeutet nicht jene zahllosen Schweine, welche in den Straßen herumlaufen, als ob ihnen die Stadt gehöre, sondern eine Classe reicher Kaufleute, die sich ein großes Vermögen dadurch erworben haben, daß sie jährlich etwa 200,000 Schweine tödten, salzen und ausführen. Außerdem gibt es eine Anzahl reicher Grundbesitzer, deren Landbesitz in Folge der steigenden Bevölkerung schnell im Werth gestiegen ist. Was die obenerwähnten, hier in den schönen Straßen herumlaufenden Schweine betrifft, so gehören sie niemand eigenthümlich, sondern jeder kann sie nach Gefallen aufnehmen, füttern und schlachten. Wenn sie sich zu schnell vermehren, so schreitet der Stadtrath ein und verkauft eine Anzahl davon. Es ist eine Lieblingsbelustigung der Knaben auf den Schweinen zu reiten, und man zeigte uns eine kluge alte Sau, die sich immer sogleich niederlegte, wenn sie einen Knaben kommen sah.“

Chronik der Reisen.

Ein Besuch an China's Ostküste.

(Schluß.)

Der Ausfuhrhandel von Schang-Hai, in Seidestoffen, prachtvollen Crepons, die hier wohlfeiler sind als irgend sonstwo, ferner in Nanking, chinesischen Originalwaaren, als seidene Gewänder, Opiumpfeifen und einer Menge anderer Artikel bestehend, ist ziemlich beträchtlich. Doch findet man auf diesem Theil der Küste auch nicht das kleinste Stückchen Lack, und es scheint sich diese Industrie auf die Provinz Kuang-Tong zu beschränken. Die Straßen, welche eine größere Breite haben als die in den südlichen Städten (ungefähr 9 bis 10 Fuß), sind fast alle äußerst reinlich, was man dem guten Pflaster zu verdanken hat, das aus 6 Schuh langen und 2 Schuh breiten Steinplatten besteht. In den Straßen der Vorstädte findet man ausschließlich nur solche Kaufleute und Handwerker, welche in den auf das Seewesen Bezug habenden Gegenständen Geschäfte machen; Zimmerleute, Seiler und Schmiede arbeiten hier mit einer weit größern Geschicklichkeit als ihre Genossen zu Macao. Im Mittelpunkt von Schang-Hai angelangt, kamen wir plötzlich auf einen kleinen Platz von phantastischem Aussehen. In einem kleinen See mit grünlichem Wasser befanden sich nämlich mehrere Felseninseln, auf denen Kaffee- und Spielhäuser in seltsamen Gruppen beisammenstanden. Diese waren durch chinesische Brücken und in den Felsen gehauene Galerien mit dem Ufer in Verbindung gesetzt, das, mit den sehr schönen Buden einiger Kupferstich- und Curiositätenhändler bedeckt, mit jenen gleichsam ein Ganzes bildete. Bei den erstern sahen wir einige Carricaturen auf die Engländer und ihre Dampfschiffe, die vermöge der richtigen Auffassung und Darstellung der karrikirten Gesichter und das wirklich Komische der Scenen unser höchstes Staunen erregten. Diese Bilder machten sehr viel Aufsehen, namentlich bei den

im Inneren wohnenden Chinesen, welche noch keine Barbaren gesehen hatten, und deßhalb äußerst begierig waren einen Begriff von ihnen zu bekommen, daher es uns auch schwer und nur durch Bezahlung eines unmäßigen Preises gelang einige Exemplare zu bekommen.

Tschusan ist der Mittelpunkt des Opiumhandels für das nördliche China. Dieser einträgliche und löbliche Handel wird trotz der scheinbaren Beschränkungen, welche der Oberaufseher des englischen Handels in China, Sir Henry Pottinger, demselben vermittelst zweier schönen Proclamationen auflegte, nach wie vor frei und ungehindert getrieben, und zwar an allen Punkten der Küste, von Canton bis zum Meeresufer von Pe-tschi-li. Dabei verfährt man nun folgendermaßen: alljährlich kommen aus Indien 70 bis 80 mit der fraglichen Waare befrachtete Dreimaster oder Briggs von 230 bis 400 Tonnen nach Canton oder Tschusan. In diesen Hauptstapelplätzen des Handels angelangt, wird die Ladung, welche man unter den Augen der chinesischen und englischen Behörden nicht in Masse versenden könnte, in kleine Portionen getheilt, welche sodann von einer Menge, den Kaufleuten zu Hong-Kong oder Macao gehörigen Goeletten oder kleinen Briggs abgeholt und nach allen Punkten der Küste gebracht werden. Hier legen sie in schon eigens dazu ausersehenen und wohl bekannten Buchten bei und erwarten die Dschonken der Schmuggler, welche von ihnen das Opium kaufen und es sodann, ohne Verdacht zu erregen, ans Land bringen. An vielen Orten sind jedoch diese Vorsichtsmaaßregeln ganz unnöthig, denn häufig werden die Mandarinen von den Schmugglern bestochen, so daß diese ganz freies Spiel haben und zu jeder Zeit in aller Ruhe ihr Geschäft abmachen können. Eben so wenig braucht man die Hauptfrachten immer zu vertheilen; die Opiumschiffe segeln bloß nach der Insel Lintin, die zehn Lieues oberhalb Macao liegt, und legen sich hier oder an etwas abgelegenen Punkten der nach Macao führenden Canäle ganz ruhig vor Anker; hieher kommen dann die chinesischen Schmuggler mit ihren leichten und wohlbewaffneten Dschonken, die gleich den chinesischen Kriegsfahrzeugen nicht wohl angreifbar sind, und holen jede Nacht einen Theil von der Ladung, die so in sechs oder acht Tagen erschöpft ist. An der nördlichen Küste halten sie sich in Wulong auf, welcher Ort durch seine centrale und einsame Lage ganz besonders gut paßt, und machen hier ihre Geschäfte mit der wünschenswerthesten Gemächlichkeit ab. Einige von ihnen treiben die Verwegenheit sogar so weit, daß sie Nachts selbst in den Hafen von Ting-Hai kommen, und dieß unter den Augen der englischen Behörden, die sich übrigens wohl hüten, diesen Handel, welcher drei Viertheile aller Geschäfte der englischen Kaufleute in den nördlichen Provinzen ausmacht, anders als durch Proclamationen zu stören; ebenso entfernen sie ihre Kriegsschiffe mit der größten Sorgfalt vor den Vereinigungspunkten der Schmuggler, und benachrichtigen die Eigenthümer solcher Schiffe, um sie ja in keine Verlegenheit zu bringen, gewöhnlich auch noch von dem Weg, welchen die Kreuzer nehmen. Will der Zufall einmal, daß irgend ein rechtschaffener, den Befehlen seines Gebieters, Tao-Kwang, getreuer chinesischer Mandarin den englischen Consuln Vorstellungen darüber macht, wie höchst unrecht es sey, daß sich diese so leicht erkenntlichen Schiffe vor ihren Städten aufhalten, so entschuldigen diese sich damit, daß sie durchaus keine Mittel in Händen haben es zu verhindern und sagen mit der größten Treuherzigkeit: „Wir können in diesem Augenblick jene frevelhaften Uebertreter der Verträge nicht strafen, denn es gebrechen uns die Mittel dazu; eure Sache ist es übrigens zu verhindern, daß sie diesen verdammungswürdigen Handel treiben!“ Man kann sich aber leicht vorstellen, daß die chinesischen Behörden sich nicht sehr beeifern solche mit vier bis sechs Feuerschlünden bewaffnete und durch fünfzig bis sechzig Matrosen vertheidigte Fahrzeuge in ihre Gewalt zu bekommen, und daß folglich dieser philantropische Handel durch nichts mehr verhindert werden kann, da er durch den Nutzen, welchen er abwirft, für die englischen Kaufleute eben so nothwendig wird, als für die braven Chinesen das Opium, dieses gefährliche Gift, wenn sie sich einmal einige Zeit daran gewöhnt haben. Man schätzt den Werth der auf diese Weise nach der chinesischen Küste geschafften Ladungen auf 60 bis 70 Millionen Franken und den reinen Gewinn, nach Abzug aller Kosten, auf 5 bis 600 Procent.

Ehe wir uns zur Abfahrt rüsteten, gaben wir noch zuvor den braven Officieren der Besatzung ein Abschiedsmahl, auf welches die Vorstellung zweier sehr hübschen Vaudevilles folgte, die das zahlreiche Auditorium, das sich an diesem Tage bei uns versammelt hatte, sehr ergötzten. Es waren Officiere von allen Waffen, Soldaten, Matrosen, ja sogar einige Chinesen, die neugierig waren ein französisches Sing-Song zu sehen, anwesend.

B. Grivel.

Miscellen.

Huldreeventyr og Folkesagn. Unter diesem Titel ist in Christiania eine Schrift von P. L. Asbjörnsen herausgekommen, über welche sich eine Recension im Constitutionnel vom 3 August also äußert: „Dieß Buch bringt uns einen Gruß von unserer wilden, frischen, allzeit jungen Natur, und die Nixe (Huldre) hat alle Neckerei in diesen Gruß gelegt, denn wir werden unwillkürlich von einer tiefen heimlichen Sehnsucht nach ihr und ihrem Reich, d. h. der großartigen Natur unseres Vaterlandes, ergriffen. Es ist uns als sögen wir die Luft der Nadelwälder und der Waldblumen in uns, wenn wir sie lesen, und in der Brust erklingt es wie die Heerdenglocken: denn die Nixen, die Waldjungfern, die Jutulen u. s. w. sind nichts als Personificationen unserer Landesnatur, dieser Natur, die einen so großen Beitrag zu unserem Nationalcharakter geliefert hat, und darum erlangt das Volksleben eine Freiheit und ein höheres Bewußtseyn, während die innere Seele in dieser Natur beschaulich ihm vor Augen tritt. Fremde werden diese Schilderungen und Erzählung lesen und das Originelle und Charakteristische darin fassen, aber nicht das verwandte Element darin fühlen wie wir Normänner. Damit habe ich das größte Verdienst dieses Buchs berührt, nämlich das schöne und poetische Wiedergeben der Volksdichtung und die wahre und geläuterte Auffassung des Nationalen im Volkscharakter und im Volksleben.“

Gerichtlicher Nutzen des Pantoffelregiments. Das Aftenbladet vom 12 August berichtet nach einer Provincialzeitung aus Eskilstuna folgendes. Aus den zwischen Eskilstuna und Strengnäs gelegenen Kirchspielen verschwanden mehrere Stücke Rindvieh auf eine eigenthümliche Art, so daß man anfing zu glauben, es hausten Wölfe in dem benachbarten Wald, und doch bekam niemand eines der Unthiere zu Gesicht. Am Anfang dieses Monats wurde eine Frau vor Gericht und zum Geständniß gebracht, daß sie im Sommer und Frühjahr vier Stück Vieh gestohlen, geschlachtet und das Fleisch in Eskilstuna verkauft habe. Da auch einige andere Gravamina auf der Frau hafteten, so wurde sie an das Häradsgericht verwiesen, ihr Mann aber, obgleich er bei dem Verkauf des Fleisches behülflich gewesen war, freigesprochen, da man ihn nicht als der Diebstähle seiner Frau theilhaftig betrachten könne, „indem derselbe ganz und gar unter seiner kräftigen Frau Pantoffel stehe.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 9 und Umschlag zum Monat August.)

№ 9.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag 31 August 1845.

[80] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 28. Luginsland: Parteiungen in Berlin. — Der Zollcongreß von 1845. — Die Reform der Salzauflage in Frankreich. — Neuester Stand des Handels zwischen China und England. — Der Sundzoll. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 29. Luginsland: Oesterreich und der Zollverein. Alberti und Schreiber über die deutsche Leinenindustriefrage. Das kleine Wölkchen am chinesischen Horizont. — Die Deutsche Monatschrift über die Fragen der Zollvereinsgesetzgebung. — Der Sundzoll.

Inhalt. Nr. 30. Luginsland: Das Differentialzollsystem in Brasilien. Die Kölnische Zeitung über die Twistzoll-Erhöhung. — Der Zollcongreß von 1845. — Ein Correspondent der Allgemeinen Preußischen Zeitung über Oesterreich und den Zollverein. — Die Zollfrage in der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen. — Der Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen Hannover und Mecklenburg-Schwerin. — Den Antrag auf Reduction des Kaffeezolls betreffend. — Zunahme des englischen Handels i. J. 1844. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 31. Luginsland: Frankreich und der Zollverein. — John Prince-Smith über die Nachtheile für die Industrie durch Erhöhung der Einfuhrzölle. — Canäle und Eisenbahnen. — Die westphalische Leinenindustrie. — Der französische Handel im Jahr 1844. — Vergleichende Uebersicht des französischen Handels in den Jahren 1842, 1843 und 1844. — Die süddeutschen Forderungen und die preußischen Opfer.

Inhalt. Nr. 32. Luginsland: Die Schweiz und der Zollverein. — John Prince-Smith über die Nachtheile für die Industrie durch Erhöhung der Einfuhrzölle. — Zur Eisen-Schutzzollfrage. — Die Schienenfabrication mittelst Torffeuerung. — Anzeige.

Inhalt. Nr. 33. Die neue Ernte. — John Prince-Smith uber die Nachtheile für die Industrie durch Erhöhung der Einfuhrzölle. — Die württembergischen Eisenbahnen. — Das Journal des Débats über den deutschen Zollverein. — Eine Hypotheken-Anstalt für städtische Grundstücke. — Eindruck der Instruction des königl. preußischen Bevollmächtigten bei der Zollconferenz auf die sächsischen Industriellen. — Die Anträge der badischen Industriellen in Bezug der Veränderungen im Zolltarif. — Die Eisenbahnen von Paris nach dem Rhein. — **Beilage:** Verhandlungen vor dem königl. Handelsamt in Berlin.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[81] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder der Sehnsucht

nach den Alpen,

von

J. L. Pyrker.

8. Pracht-Velinpapier. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Freunde und Verehrer der Muse des Sängers der **Tunisias** und **Rudolphias** erhalten in dieser aufs schönste ausgestatteten kleinen Liedersammlung eine gewiß höchst willkommene Spende. Sie enthält in zwanzig Gedichten, welche größtentheils wahre Lieder und zur Composition trefflich geeignet sind, die Erinnerungen des Hrn. Verfassers an die schönen Stunden, die er in den Alpen verlebte, namentlich geben sie ein so treues Bild der Gebirgswelt, daß jeder, der die friedliche Erhabenheit der Berge kennt, die Sehnsucht nach ihnen mit dem Dichter theilen muß. Die heiligen Freuden des Alpengängers, der sehnsüchtige Eindruck der Alpenauffahrt, das Liebeleben der Aelpler, das eigenthümliche Fest der Alpenheimfahrt, die lockende Gefahr der Alpenjagd, die großartigen Naturschauspiele des Sonnen-Auf- und Untergangs im Gebirge, der Mondbeleuchtung u. s. w. sind mit inniger Wärme und prunkloser, volksthümlicher Wahrheit geschildert.

Stuttgat und Tübingen, April 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 244.

Ausland.

Tagblatt

für

...lichen Lebens der Völker.

Hrn. Cyprien Robert, keine Unmöglichkeit ... seine Lucubrationen von diesem Gesichts... ...sie einen gewissen Zusammenhang, und ... Grotesken.

...eine Demokratie gekannt, deren ...gen von einem ganz aristokrati... ...deren Religiosität und Na... ...sich dem Andrange des ...stemmen; die Ungarn, ... eingebornen Slaven... ...okratisch, in Reli... ...und nur seine ...lavenstämmen ...nvolk, das ...Herren er... ...e neue ...han...

[86] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Phrenologie

von

Gustav von Struve.

Mit sechs lithographirten Tafeln und Text-Abbildungen.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

---

[87] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In Scandinavien.

Nordlichter

von **Eduard Boas.**

8. 21 Bogen. Eleg. geh. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Reisewerk erfreute sich der günstigsten Recensionen in den geachtetsten Zeitschriften als: Allg. Zeitung, Grenzboten, Deutsche Londoner Zeitung, Hamburger Telegraph, Jahreszeiten ꝛc.

---

[88] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mythologische Forschungen und Sammlungen

Wolfgang Menzel.

Erstes Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Die Schöpfung des Menschen. Vergleichende Uebersicht der darauf bezüglichen Mythen und Dichtungen. — II. Eros. — III. Monographie der Bienen. — IV. Die Mythen des Regenbogens. — Nachträge.

Die erste Abhandlung entfaltet in einem sehr weiten Panorama solche Mythen, die das classische Alterthum nur wenig berühren, aber desto tiefer in die Ideenwelt des Orients und des christlichen Mittelalters eingreifen, und die dem Herrn Verfasser zugleich eine mythologische Recognoscirung in allen Welttheilen verstatteten. Die zweite verweilt vorzugsweise unter den lieblichsten Phantasien des alten Hellas. Die dritte und vierte legen Proben von der Art und Weise ab, wie Gegenstände der Natur im Reflex der Symbolik, Mythologie und Poesie aufzufassen sind. — Zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt habe, ist ein Bedürfniß, das sich den Forschern in mehr als Einer Wissenschaft aufdrängt, zunächst aber von denen empfunden wird, die sich mit ästhetischen Ideen beschäftigen und im weiten Gebiete der Phantasie zu orientiren haben. Die unbefangene, wenn wir so sagen dürfen, naturgeschichtliche Behandlung der Mythologie, die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller Symbole, Mythen und Dichtungen, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, ist ohne Zweifel die zweckmäßigste und günstigste für das ästhetische Bedürfniß, und wir hoffen daher, daß diese allen Freunden der Poesie und Kunst gewidmete Forschungen und Sammlungen den strengen Forderungen der Gründlichkeit und Vollständigkeit nachkommen und allgemeinen Anklang finden werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[89] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der weiche Hinterkopf.

Ein Beitrag

zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit.

Mit Untersuchungen

über die Entwickelung des Säuglingsschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum.

Von Dr. **C. L. Elsässer.**

Mit Abbildungen.

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Hr. Verfasser, bekannt durch seine Beobachtungen über die asiatische Cholera, gibt uns aus dem Schatz einer reichen Erfahrung und umfassender Studien Aufklärung über eine Reihe physiologischer und pathologischer Zustände des Säuglingsalters. Den eigenthümlichen Bau und Lebenszustand des menschlichen Kopfs in der ersten Kindheit bringt er in genetischen Zusammenhang mit einer gar nicht seltenen, aber bis jetzt nicht beschriebenen Krankheit dieses Alters, welche in zahlreichen Krankheitsfällen und Sectionen verfolgt und durch werthvolle Abbildungen versinnlicht wird. Der Entwicklungsgang der Rhachitis und namentlich ihre bis jetzt nicht gewürdigte Form im Säuglingsalter werden beschrieben und auf physiologischer Basis erläutert. Ueber eine noch vielfach unrichtig aufgefaßte Krankheit, den Tetanus apnoicus periodicus infantum (das sogenannte Asthma thymicum), seine Natur und Ursachen werden wichtige Aufschlüsse ertheilt. Die Wissenschaft erhält mit dieser Monographie einen Zuwachs, durch welchen eine wesentliche und zum Theil ungeahnte Lücke ausgefüllt wird.

Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[90] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Anleitung zum Waldwegbau

von **H. Karl,**

Fürstlich Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonal eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen sey und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstlitteratur ausfüllen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[91] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Symbolik der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung des Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. brosch. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Hrn. Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Hr. Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1845.

Cyprien Robert über Ungarn und Westslawen.

Hr. Cyprien Robert ist unermüdlich: kaum hat er im ersten Februarheft der Revue des deux Mondes seine Ansichten über „das constitutionelle System und die despotische Regierungsweise im östlichen Europa" niedergelegt, so tritt er im zweiten Augustheft auf mit einer „kritischen Untersuchung der Umgestaltung, welche seit 1840 die liberalen Nationen der gräcoslawischen Welt, die Polen, die Böhmen, die Ungarn und die Hellenen in jeder Beziehung in Bewegung setzt." Zwar wehrt sich Polenthum und Katholicismus mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Einwirkung des griechischen Wesens, das ihm von Rußland zugebracht wird; zwar ist Ungarn ein „radical aristokratischer Staat," während die griechisch-slawische Welt, was auch aus der Geschichte Polens sich ergibt, „wesentlich demokratisch" ist, aber nichtsdestoweniger findet „ein gründliches Studium der vier vorzüglichsten gräcoslawischen Constitutionen, der griechischen, serbischen, ungarischen und polnischen so tiefe Analogien heraus, daß man sich nicht enthalten kann, sie alle als den Ausdruck eines gemeinsamen socialen Princips zu betrachten." Es ist nicht sehr zu verwundern, wenn der Beweis nicht gerade sehr streng ausfällt, das ist aber nicht Hrn. Cyprien Roberts Schuld, denn „in denjenigen Theilen, wo der Gräcoslawe den directen Einfluß des türkischen, russischen und deutschen Joches erfahren hat, konnte er die Unverfälschtheit (loyauté) seiner Sitten bei weitem nicht vollständig bewahren." Diese Stelle ist sehr bezeichnend, denn wenn wir sie etwas genauer analysiren, so versteht Hr. Cyprien Robert unter seinen änigmatischen Gräcoslawen — zu denen er wider alles Recht und Gesetz sprachkundiger Ethnologie auch die Magyaren rechnet, für deren Comitatsverfassung er das Vorbild schon im Homer findet, *) — sämmtliche Völker im östlichen Europa, deren Regierungen ihm so schwach oder so verhaßt scheinen, daß eine Losreißung derselben von ihrem jetzigen lästigen Abhängigkeitverhältniß ihm, Hrn. Cyprien Robert, keine Unmöglichkeit däucht. Faßt man seine Lucubrationen von diesem Gesichtspunkt auf, so erhalten sie einen gewissen Zusammenhang, und das Burleske wird zum Grotesken.

*) Revue des deux Mondes 1 Febr. p. 414: „c'est dans Homère qu'il faut chercher l'idée primitive qui a présidé à la formation de ce système."

Die Polen, welche nie eine Demokratie gekannt, deren Einrichtungen seit Jahrhunderten von einem ganz aristokratischen Geiste durchdrungen sind, deren Religiosität und Nationalität aufs innigste verbunden sich dem Andrange des gewaltigen Östreichs mühsam entgegenstemmen; die Ungarn, ein Volk, das die Herrschgewalt über die eingebornen Slavenstämme an sich riß, durch und durch aristokratisch, in Religionssachen aber ausnehmend duldsam ist und nur seine Stellung unter den ehemals unterworfenen Slavenstämmen zu behaupten sucht; die Serben, ein armes Hirtenvolk, das in der Verzweiflung seine harten muselmännischen Herren erschlug oder aus dem Lande jagte und noch jetzt in seine neue Lage sich nicht recht zu finden weiß; die Griechen, mehr handeltreibend als ackerbauend, zum Theil mit europäischen, unverdauten Ideen gesäugt, und mehr durch Europa's Dazwischenkunft als durch eigene Kraft der Knechtsrolle enthoben, der Sultanin Walide *) als Leibgeding zu dienen, — diese vier Völker als gleichartig neben einander zu stellen, dazu gehört eine seiltänzerische Unverschämtheit, welche man bei einem Manne, der die meisten dieser Länder die Kreuz und die Quere durchzogen hat, nicht finden sollte. Wer indeß so disparate Dinge zu vereinigen, wer Schillers Satz, „eng ist die Welt, doch das Gehirn ist weit," so praktisch durchzuführen weiß, bei dem darf man nicht erstaunen, die staunenswerthesten Dinge zu finden. So sagt er unter anderm (1 Febr. p. 421) „viele Journale glaubten in der neuen hellenischen Karte nur einen Widerschein der Karten von Belgien und Frankreich zu sehen." Wir müssen demüthig gestehen, daß wir so ziemlich selbst zur Zahl dieser Halbblinden gehörten, der hellsehende Hr. Cyprien Robert aber weiß das besser. „Dem ist nicht also: die aus dem 3 Sept. entsprungene Karte ist

*) Die Einkünfte des größten Theils von Livadien waren der Sultanin Walide zugewiesen.

in ihren Grundelementen so alt, wie der griechische Geist; sie steigt bis ins Alterthum hinauf und man könnte beinahe sagen, sie komme von Lykurg und Solon her. Die lacedämonische Constitution, welche Lykurg den Eingebungen des nationalen Orakels zu Delphi verdankte, war schon, wie die der neuern Griechen zugleich monarchisch und republikanisch." Nach diesem Pröbchen können wir uns der weitern Auseinandersetzung seiner gräcoslawischen Ideen völlig entschlagen, und fügen hier nur einiges über seine slawisch-ungarischen Ansichten bei.

Wir könnten die Zahl seiner Thorheiten auch hier durch Anführungen sehr vermehren, und welcher Deutsche möchte nicht laut auflachen, wenn ihm Hr. C. R. sagt, „daß Preußen sich durch seine Provincialstände, ohne es selbst zu wissen, zu den gräcoslawischen Institutionen hinneige." Hr. C. R. ist, gerade herausgesagt, mit seinem Gräcoslawismus ein Narr, und diese Narrheit beruht auf einem sichtlichen Mangel historischer und philosophischer Kenntnisse. Sie ist also mehr eine wunderliche Grille, die er todthetzt, und derlei Grillen dürfen wir Deutschen billiger Weise nicht allzu streng richten. Was Hr. C. R. mit dieser Grille eigentlich durchführen will, ist der Gedanke, daß in den griechischen und slawischen Völkern der Türkei, und eben so noch in Ungarn und Polen eine starke Grundlage von Gemeinde- und Provincialfreiheit sey, die in Polen zwar unterdrückt, aber in Ungarn in der Comitatsverfassung reichlich entfaltet den Keim zu einer bessern Zukunft und zu einer ächteren Freiheit in sich trage, als die in der französischen Revolution und ihrer Schule durchgeführte Idee der Centralisation. Hätte freilich Hr. C. R. mehr historische und publicistische Kenntnisse, so würde er wissen, daß die germanische Idee der Gemeindefreiheit uralt, in England und in den Niederlanden nie unterdrückt, die kräftige Mutter einer starken volksgemäßen Entwicklung war, daß das römische und byzantinische System in ihrer Entartung die Beamtenhierarchie erzeugten, die so weit ging, daß man glaubte, den Grad der Gelehrsamkeit nach der Stufenleiter der Amtswürden bestimmen zu können; er würde den Kampf dieser imperatorischen Ideen mit dem Recht der Volksfreiheit in der westeuropäischen Geschichte so gut als in der osteuropäischen erkannt und endlich gefunden haben, daß bei den Griechen des Festlandes die Gemeindefreiheit erst in neuerer Zeit nach ihrer Unterjochung durch die Türken allmählich wieder kam. Aber dieser Mangel historischer Kenntnisse, welcher seine Arbeiten mit einem fast unzerstörbaren Schein des Lächerlichen bedeckt, sollte denselben ihren sonstigen Werth nicht benehmen, denn sobald er auf einzelne Staaten und Länder kommt, ist Hr. C. R. ein ganz vernünftiger Mensch, mit dem sich reden läßt, und wenn er in Rußland den Feind aller gräcoslawischen Institutionen, mit andern Worten den Tod aller Gemeindefreiheit sieht, so wird er für seine Meinung auch in Deutschland Anhänger genug finden.

Sein Gedankengang ist kurz folgender. In der Zeit des Kampfes gegen Mongolen und Polen gelangten die Großfürsten Rußlands, die ersten Czaare, zu militärischer Dictatur, und dieß führte sie auch zur bürgerlichen, namentlich unter Peter; indem sich die Herrscher so von der Nationalmasse trennten, fühlten sie das Bedürfniß einer vom Lande unabhängigen Verwaltung und einer gänzlich vom Throne abhängigen Adelshierarchie. Das große Princip der Gräcoslawen dagegen ist die innere Unabhängigkeit der Familien, der Gemeinden, der Städte, der Provinzen, der Stämme. „Dieß System ist wesentlich einem hierarchisch geordneten Civil- und Militäradel entgegen, und darum ist das jetzige Rußland durchaus unfähig, in der gräcoslawischen Welt die regenerirende Rolle zu spielen, auf die es Anspruch macht. Die Geschichte der socialen Fortschritte in Griechenland, in Serbien und in Ungarn seit 40 Jahren zeigt eine dem gräcoslawischen Geist entsprechendes Streben nach Wiedergeburt. Hier entwickelt sich jedes provinciale Element, jede einheimische Kraft ohne Furcht erstickt zu werden; das alte römische Princip, der kaiserliche Grundsatz der allgemeinen Centralisation zum Nachtheil der besondern Eigenthümlichkeiten und bloß zum Vortheil des Staats erhebt zwischen diesen Ländern und Rußland eine unübersteigliche Schranke. Die slawischen Patrioten in ihrer Emancipationsarbeit innerhalb der drei orientalischen Reiche, Rußland, Türkei und Oesterreich, können sich keinen andern Zweck vorsetzen, als das alte griechische System der Amphiktyonen wieder herzustellen, überall eingeborene Verwaltungen an die Stelle einer fremden Bureaucratie zu setzen." — „Diese Tendenzen," fährt C. R. fort, „sind augenscheinlich der Entwicklung einer unbeschränkten Herrschaft nicht günstig, und daher kommt es, daß das russische Cabinet sie mit Erbitterung bekämpft. Die Municipalitäten, die Grundlagen des Daseyns orientalischer Völker, sind namentlich der Gegenstand seines Hasses und es verfolgt sie im Namen der öffentlichen Ordnung in seinem ganzen Reiche und bis in die Türkei und Griechenland hinein." So schroff man auch diese Darstellung finden mag, so ist es doch außer allem Zweifel, daß das uniformirende Streben der russischen Regierung dem Geist der Gemeindefreiheit, wie er sich mitten unter türkischem Druck ausgebildet hat, entschieden entgegen und eines der wesentlichsten Hindernisse ist, auf welche Rußland in den ehemaligen Provinzen der Türkei stößt. Indeß haben wir es dießmal nicht mit der Türkei und den eigentlichen Gräcoslawen zu thun, sondern werfen hier nach C. Roberts Ansichten einen Blick auf Ungarn und die westlichen Slawen.

Wir wenden uns zuerst zu den Magyaren, denen Hr. C. R. für ihre liberalen Ansichten und Bestrebungen eine warme Lobrede hält; wir sind keineswegs gesonnen, das Verdienst der mittlern Aristokratie in Erhebung des Bauernstandes und in Ertheilung ihrer eigenen Rechte an Nichtadelige zu mißkennen. Ihre Anstrengung, die Ungleichheit der Besteuerung aufzuheben, ist, wenn gleich auf dem letzten Reichstag nicht mit Erfolg gekrönt, aller Anerkennung werth, um so mehr, als viele Magyaren nach dem Reichstag sich freiwillig selbst besteuerten, um auch ihren Antheil an den öffentlichen Lasten beizutragen. Dagegen behandelt Hr. C. R. die Regierung sehr streng, und würde mit seinen gräcoslawischen Ansichten von Communalfreiheit sie wahrscheinlich noch strenger behan-

deln, wenn er Kunde von der Ernennung der Commitatsadministratoren hätte, deren Einführung der Freiheit der Comitate starke Schranken zu setzen droht; so weit aber scheinen seine Nachrichten nicht zu reichen. In Einem Punkte jedoch ist Hr. C. R. sehr schlecht berichtet, und dieß ist der Racenkampf, der in vollem Zuge ist. Der Sprachenstreit, um mit diesem zu beginnen, ist nicht geendet, wie Hr. C. R. meint, der freilich die Clausel anhängt, „wenn die Magyaren den erfochtenen Sieg mit Großmuth benützen." Was aber in Agram geschehen, und der Geist der Feindseligkeit, der dort zwischen Illyriern und Magyaren obwaltet, lassen es höchstunwahrscheinlich erscheinen, daß die „Häupter der Slawen und Magyaren" sich hierüber verständigen werden. Das ganze bisherige Verhalten der letzteren gegen die Slawen widerspricht dieser Annahme; ist diese aber richtig, dann folgt die Nothwendigkeit eines obersten Schiedsrichters ganz von selbst. Diese Nothwendigkeit will freilich Hr. C. R. keineswegs anerkennen, und wie er überhaupt mit den Deutschen zu fahren gedenkt, erkennt man aus nachfolgender Stelle: „was die Deutschen betrifft, welche sich viel mit der magyarischen Frage beschäftigen, und welche sich gleichfalls für unterdrückt von den Magyaren ausgeben, so gestehen wir, daß wir von dieser Unterdrückung der Herren durch die Unterthanen nichts begreifen. Uns scheint, daß die Deutschen als Volk keine Rolle in Ungarn zu spielen haben; sie müssen, wenn sie daselbst Bürger werden wollen, sich zu Magyaren oder Slawen machen." Damit ist ihre Berechtigung als vierte Nation in Ungarn, — von den Walachen scheint S. C. R. ebenfalls nichts wissen zu wollen, — freilich kurz abgeschnitten.

So lange die Magyaren in ihrer Verfassung mehr ein einziges Reich, als einen Bundesstaat erstreben, in welchem alle Nationalitäten gleich berechtigt sind, so lange werden ihre Bemühungen, einen bessern Zustand in Ungarn herbeizuführen, nahezu eitel seyn. Wenn sie den Städten nicht augenblicklich, d. h. ehe diese eine innere Reform erfahren haben, eine größere Repräsentation auf dem Reichstag gewährten, so ist das zu entschuldigen, aber dennoch liegt hier der Knoten. Man hat den freien Gemeinden eine Vertretung auf den Comitatsversammlungen gegeben, aber gegen die Städte war man minder freigebig. „Woher kommt diese seltsame sociale Anomalie?" fragt C. R.; „daher, weil in Ungarn ein unversöhnlicher, erbitterter Racenkampf besteht, ein Kampf, wie er seit Jahrhunderten zwischen dem Orient und Occident, zwischen der gräcoslawischen und germanischen Welt statt findet, welche an der Donau durch die eingebornen Stämme und die deutschen Colonien repräsentirt sind. Die 49 freien und königlichen Städte Ungarns, größtentheils von Deutschen bevölkert, welche hartnäckig an ihren fremden Sitten hängen, genießen so ausgedehnte Privilegien, daß sie wie kleine Republiken sind. Diese Städte bilden im ungarischen Staat ein antinationales Element, sie sind der rechte Arm des Herrn, des deutschen Eroberers; man begreift also, daß der ungarische Patriotismus diese 49 Städte von der Repräsentation des Königreichs so viel möglich zu entfernen strebt." Was ist aber die natürliche Folge? Hr. C. R. sagt es uns selbst: „die ungarische Nationalität macht rasche Fortschritte, nur gibt es eine Klippe, an der die wiedererstehende Staatsgesellschaft scheitern kann. Diese Klippe ist der Racenkampf, die innere Uneinigkeit. Woher kommt es, daß ein bedeutender Theil der Bevölkerung die moralischen Eroberungen des Reichstags mit Gleichgültigkeit betrachtet? Woher kommt es, daß ein langer höhnischer Schrei von den slawischen Comitaten gegen die magyarischen ausgeht? Der Magyar, sagt man, „will allein ernten, was er nur mit Hülfe der andern Völker gesäet hat." Wenn man sich aber der Deutschen entledigt, wie Hr. C. R. oben gethan, werden sich dann die andern Racen ruhig vertragen? Wer soll dann der Schiedsrichter seyn? Man kann gegen die Führung des Schiedsrichteramts remonstriren, aber die Nothwendigkeit desselben wird man nicht hinwegläugnen wollen. Vielleicht aber weiß Hr. C. R. einen andern, als Oesterreich.

(Schluß folgt.)

Buschir.

(Nach dem Englischen des W. Gogan.) *)

Abuschähr, verstümmelt in Buschir, früher ein Fischerdorf, ist erst seit einem Jahrhundert durch den Handel zu einer Stadt geworden.

Graue kalkartige Klippen, die an manchen Stellen eine imposante Höhe erreichen, ziehen sich an der Küste hin. Die verticalen Theile dieser Klippen halten die Sonnenstrahlen ab und werfen ihren Schatten auf die Hügel, so daß sie beständig den ganzen Tag über mit dem Stand der Sonne Formen und Umrisse verändern. Buschir hat von der See aus das Ansehen eines schmalen weißlichen Streifens; brauner und gelber Sand, grauer Lehm, horizontale Felsschichten von dunkelm Colorit bieten sich nach jeder Richtung dem Auge dar und werden nicht im geringsten durch Bäume oder irgend eine andere Vegetation belebt. Buschir nimmt einen beträchtlichen Umfang ein; eine Mauer von der Landseite schützt die Stadt vor den Einfällen der zügellosen Räuberstämme, welche beständig in furchtbaren Banden in der Nachbarschaft umherstreifen. Diesen wilden Nomaden wird viel Schlimmes nachgesagt. Von der Seeseite hat Buschir außer einigen Geschützstücken, welche so alt und löcherig sind, daß es gefährlich seyn würde, aus ihnen zu feuern, weder befestigte Werke noch irgend einen andern Schutz. Größere Schiffe sind genöthigt, in einiger Entfernung von der Stadt anzulegen, und da die Fluth sehr stark ist, wenn heftige Winde wehen, so kann die Verbindung mit ihnen nur sehr schwer unterhalten werden. Nur kleinere Schiffe können durch einen engen und gewundenen Canal in eine kleine Bucht einlaufen und landen oder ihre Ladung dicht an den Häusern einnehmen. Wenige Tage vor meinem Besuche war ein herrliches Boot von 250 Tonnen, dessen Vordertheil mit dem schönsten Schnitzwerk geziert war, bei der Einfahrt gestrandet und ging auch, da kein Versuch zu seiner Rettung gemacht wurde, sehr bald in Stücke.

Die Einwohner von Buschir sind hauptsächlich Araber von der gegenüberliegenden Küste, welche ursprünglich von Abu Hor und Abu Toba kamen; durch ihre Vermischung mit den Persern haben sie viele von den charakteristischen Merkzeichen ihres Stammes verloren; alle, selbst den Statthalter nicht ausgenommen, der aus Achtung für seine

*) Vgl. mit W. Ouseley Travels Vol. I. p. 192.

arabische Abstammung Scheik genannt wird, beschäftigen sich mit kaufmännischem Verkehr.

Die Einfuhr besteht aus Stückgütern, aus Baumwollenzeugen und Shawls, so wie andern Artikeln brittischer Manufacturen und beläuft sich jährlich auf eine Million Pfund Sterling. Ausgeführt werden edle Metalle, Seide, Teppiche, Flinten, Pferde; der Handel ist besonders für Persien sehr günstig und vortheilhaft, und die Quantität der Gold- und Silberbarren, welche jährlich dorthin gebracht werden, schätzt man auf eine halbe Million. Buschir ist eine moderne Stadt und verdankt ihre politische und commercielle Bedeutung einzig und allein der Verlegung der brittischen Flagge von Gambrun hieher; indessen selbst für diese kurze Periode war es den persischen Herrschern unmöglich, den ausschließlichen Besitz dieser Stadt zu behaupten. Die Perser haben eine beinahe sprüchwörtlich gewordene Abneigung gegen das Seeleben; nicht so ihre abenteuerlichen und kräftigern Nachbarn, die Araber, welche schon sehr früh Besitz von den persischen Seehäfen nahmen und den ganzen Seehandel allein an sich rissen. Bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Persien wurde die Regierung und Verwaltung der Stadt wiederum einer arabischen Scheiksfamilie zurückgegeben, weil man fand, daß diese besser dazu taugte, die Steuern zu erheben als die Perser.

Die Karawanserais oder Khans sind auf öffentliche Kosten für die Bequemlichkeit der Reisenden erbaut; sie bilden einen hohen viereckigen Raum, dessen Seiten aus vielen Gemächern mit gewölbten Fronten bestehen. Innerhalb dieser breiten Colonnaden schlägt der Kaufmann mit seinen Gütern sein Quartier auf. Der mittlere Raum ist offen und bietet gewöhnlich eine gemischte Versammlung von Leuten dar, die durch ihren Beruf außerordentlich beschäftigt sind. Frachtgüter aller Art, Kamelsättel, Waarenballen sind überall herum zerstreut und alles deutet ein außerordentliches Vertrauen an. Gruppen von Kaufleuten aus jedem Himmelsstrich sieht man hier ihren Kaffee schlürfen, ihre Pfeifen schmauchen und lebhaft beschäftigt, ihren Handel abzuschließen. Hier werden Kleider und Sandalen, dort Feigen, Datteln und eingemachte Früchte zum Verkauf ausgeboten; es ist eine belebte, interessante Scene, und ein Zuschauer kann ohne Ermüdung einige Zeit auf ihre Mannichfaltigkeit hinblicken.

Der Vorgänger des jetzigen Scheik von Buschir soll ein in jeder Hinsicht trefflicher Mann gewesen seyn. Nachdem er lange den Tücken und Ränken des persischen Hofes entgangen war, wurde er unter dem feierlichen Versprechen seiner Sicherheit zu einem Besuch nach Schiras eingeladen. Als er die Mauern der Stadt betreten hatte, wurde er ergriffen und nach dem ächten Geist persischer Politik beschloß man ihn zu tödten, um sich ungestört seiner Reichthümer zu bemächtigen. Da man jedoch einsah, daß ein solches Verfahren die Einwohner von Buschir erbittern und der Schatz am Ende doch in andere Hände kommen könnte, so verlangte und empfing man ein außerordentliches Lösegeld, und entließ dann den Scheik in der Hoffnung, recht bald ihm wieder etwas abzuzapfen. Allein sie täuschten sich. Auf der Rückreise wurde der Scheik einige Meilen von Buschir von Räubern angegriffen, die von einem Mann commandirt wurden, der einige Jahre früher von ihm eine wirkliche oder nur eingebildete Beleidigung erfahren hatte. Der Scheik machte seinem arabischen Blut keine Schande und focht wie ein Löwe. Von unzähligen Wunden durchbohrt, ließ er endlich, als seine Feinde, durch seinen bewundernswerthen Muth erschreckt, den Angriff einen Augenblick einstellten, plötzlich seine blutbefleckte Waffe sinken, schlug seinen Mantel um das Haupt und fiel todt nieder, nachdem er sieben Räuber erschlagen hatte. Die Araber sprechen von ihm mit Begeisterung.

Der heilende Stein. Die Nordische Biene vom 1 August entnimmt aus dem „transkaukasischen Boten" folgende Mittheilung eines russischen Beamten über die Heilung eines Scorpionenstichs durch einen Stein: „Im Januar dieses Jahres wurde ich von einem mehr als zwei Zoll großen Scorpion fast zwischen Auge und Nase gestochen. Die ganze Stelle, über welche sich eine heftige Hitze verbreitete, war wie in heftiger Bewegung. Ich rieb den brennenden Theil des Gesichts mehrmals mit Lampenöl, fand aber nur geringe Erleichterung; nach zwei Stunden erhielt ich Olivenöl, womit ich die Wange zweimal einrieb. Gegen zehn Uhr kam Hr. B . . . zu mir, dem ich auf sein Befragen meinen Unfall erzählte, und der mir erwiederte: „das Gift kann alsbald ausgezogen werden; ich will Ihnen einen heilenden Stein holen, der an Größe und Form einem Mandelkern gleicht." Ueber seine Anwendung sagte er mir folgendes: er haftet nur an der Stelle, wohin das Gift gedrungen ist, an andern klebt er nicht an, auf der angegriffenen Stelle aber bleibt er so lange, bis er das Gift ausgezogen hat, und dann, wenn er abgefallen ist, muß man ihn sogleich sorgfältig in ein Glas mit kalter Milch legen. Die Sache schien mir seltsam, aber die Erfahrung überzeugte mich von der Richtigkeit. Er brachte mir mehrere Steine, von denen der eine, welcher mir der beste scheint, noch in meinem Besitz ist. Ein gelehrter Mineraloge, der gegenwärtig in Georgien reist, erklärte ihn für einen Chalcedon. Er hat eine runde Form, aber die eine Seite scheint abgeschliffen; sein Gewicht beträgt 15 Solotniks, er ist gelblich roth, völlig durchsichtig, und muß zu einer Art Spinell gehören, dessen Farbe von dem Chrom abhängt. Auf den ersten Anblick könnte man ihn für einen brasilischen Topas halten, dessen charakteristische Farbe bräunlich gelb ist, und den die Mineralogen gleichfalls zu den Spinellen zählen. Mein Freund hieß mich auf den Rücken niederlegen, und fand bald die Stelle auf, wo das Gift eingedrungen war, denn an andern hielt der Stein nicht. Ich bemerkte, daß der Stein ungefähr eben so lange an dem Gift aussaugte, als dieß im Körper geblieben war; eine Minute lang zitterte die verwundete Stelle heftig, und während der ganzen Zeit der Wirkung hindurch war der Stein kalt. Die Milch, in welchen man den mit dem Gift getränkten Stein gelegt hat, soll verderben, legt man den Stein aber nicht in Milch, so spaltet er sich. Als man ihn von meinem Gesicht abnahm, war von dem Gift fast nicht die mindeste Spur mehr zu bemerken. Hr. B. sagte, solche Steine, welche auch das Schlangengift aussaugten, fänden sich nur in Indien und wären dort sehr theuer verkauft. Als ich die Geschichte von dem Scorpionenstich einigen Leuten erzählte, erfuhr ich, daß viele Personen in Tiflis solche Steine hätten, aber sie bewahren dieselben wie ein Heiligthum und lassen deßhalb keine Probe damit machen. Diese Steine sind von verschiedener Form und Farbe; zwei davon, die ich sah, haben schwarze Ränder und in der Mitte eine andere Farbe; in Vergleich mit andern Steinen von gleicher Größe und Form sind sie leichter und nicht fest, indem die Spitze einer Stecknadel etwas eindringen kann; die Oberfläche endlich hat kleine Löcher, ähnlich den Poren eines durchgeschnittenen Nußholzes."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1845.

Ausflug nach Algier
Zweiter Abschnitt.

Einigermaßen orientirt in Algier, unternehmen wir jetzt eine Wanderung nach denjenigen Orten, in welchen wir das öffentliche Leben der Eingebornen näher betrachten können.

Die Moscheen sind ziemlich zahlreich, dienen aber nicht dazu, uns von der maurischen Baukunst einen hohen Begriff zu geben; die Façaden haben nichts hervorstechendes, die Thürme sind viereckig und nicht sehr hoch. Auf der obern Terrasse derselben, die mit einer hervortretenden Friese versehen ist, erscheint zur Geberstunde der Muezzin und ruft die Gläubigen zur Andacht. Im Vorhofe befindet sich eine Fontaine, an welcher die Gläubigen vor dem Eintritt in die Moschee die Waschung ihrer Extremitäten verrichten. Wir Franken verzichten auf diese Ceremonie, und beschränken uns darauf, wie die Mohammedaner unsere Fußbekleidung abzulegen, und an der Schwelle stehen zu lassen. Das Innere der Moschee besteht aus drei hohen Schiffen, von denen zwei neben einander herlaufen, das dritte aber dieselben am untern Ende senkrecht durchschneidet. Die gewölbte Decke wird von Säulen und Bogen getragen. Der Fußboden ist mit Binsenmatten und wollenen Teppichen bekleidet, auch die Säulen sind in Manneshöhe mit Binsenmatten umwunden. Hie und da brennt eine Ampel, und die Wände sind vielfach mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Die religiöse Ceremonie während des Ramadans soll einen für die Europäer fast komischen Charakter haben, indem sich die Gläubigen von einem Ende der Moschee zum andern herumkugeln und Experimente vornehmen, die mit dem Burzelbaume eine frappante Aehnlichkeit haben. Beim Hinaustreten bieten wir dem Küster ein Trinkgeld an, welches dieser entschieden ablehnt, — ein Mangel an Bildung, dessen wenige seiner christlichen Confratres sich schuldig machen würden.

Von der Moschee gehen wir zum Kadigericht, welches seine Sitzungen öffentlich hält. Ueber einen Hof weg gelangen wir zu einer Flur, auf welche ein mittelgroßes Zimmer mit weitgeöffneten Thüren mündet. Hier thront dem Eingange gegenüber der Mann des Gesetzes mit langem, weißem Barte, hohem Turban und wallendem Talar hinter einem großen Tische, auf welchem viele Acten und Bücher, unter diesen der Koran und der Code Napoléon, in brüderlicher Eintracht liegen. An den Seitenwänden sitzen Schreiber. Vor dieses Gericht gehören Polizeivergehen und Bagatellprocesse, außerdem verrichtet der Kadi solche Notariatsgeschäfte, bei denen nur Mohammedaner betheiligt sind. Geschäfte zwischen Europäern und Eingebornen werden von französischen Notarien erledigt; doch ist es Sitte, bei einigermaßen bedeutenden Contracten dieser Gattung auch eine Urkunde von dem Kadi ausfertigen zu lassen, damit nicht der schlaue Araber den im Koran nicht ganz sattelfesten französischen Notar hinter das Licht führe. Mit entblößten Füßen treten beide Parteien, nachdem die übliche Waschung auf dem Hofe ohne alle Gene verrichtet ist, auf die Schwelle des Zimmers, tragen ihre Sache vor, was natürlich nicht ohne lebhaftes Schreien und Gesticuliren abgeht, und harren dann schweigend der Entscheidung, gegen die bei Bagatellsachen kein Recours möglich ist. Nach erfolgtem Ausspruch küssen die Parteien schweigend und ehrfurchtsvoll die Hand des Kadi und entfernen sich. Ein Individuum, dessen Rede wir auf der Flur stehenden Europäer nicht verstanden, schien wie aus seinen Mienen und ein Paar Worten hervorging, gegen die Entscheidung zu remonstriren. Der Kadi sprach darauf einige Worte, der anwesende Büttel nahte sich dem Raisonneur, und versetzte ihm brevi manu einen so wohl applicirten Streich hinter die Ohren, daß sein Fez mitten in das Zimmer flog. In Folge dieser väterlichen Züchtigung war der Kerl wie neugeboren. Hurtig sprang er ins Zimmer, ergriff im Fluge seine Mütze, küßte mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt die Hand des Richters, und entschwand ohne die zweite Dosis abzuwarten. Nicht alle kommen natürlich so billigen Kaufs davon. Gröbere Vergehen, namentlich das jetzt sehr häufige Laster des Trunks werden mit einer Bastonnade bestraft. Zu dem Ende steht auf dem Hofe eine steinerne Bank, auf welche der Patient deponirt, mit eisernen Krammen befestigt und dann nach Gebühr auf den Fußsohlen gezüchtigt wird. Langsam schleichen, nach über-

standener Strafe, die Unglücklichen davon, die Trinker in der Regel nach dem nächsten Weinladen, um hier ihre Qualen zu vergessen. Auch Frauen erscheinen vor Gericht, werden aber den Blicken der Zuschauer entzogen, indem sie in eine Art von Beichtstuhl treten, dessen Gitterfenster in das Kadizimmer hineingeht.

In den belebten, arabischen Straßen besteht das ganze untere Geschoß aus Butiken, die sich freilich mit den europäischen nicht vergleichen lassen. Sie sind alle sehr klein, vorn ganz offen und in der Mitte derselben sitzt auf einem Tische der Verkäufer mit gekreuzten Beinen, selten ohne Pfeife. So wie in Europa sich die Ladenjünglinge durch Eleganz auszeichnen, so sind auch hier viele Verkäufer vollkommene Gentlemen, namentlich zeichnet sie die Weiße ihrer Hand, die schöne Form ihrer reinlichen Nägel vor der manches deutschen Elegants vortheilhaft aus, obgleich letzterer trotz der breiten schwarzen Ränder an besagtem Körpertheil gewohnt ist, auf die Unreinlichkeit des Südens zu schmähen. Pantoffeln, Pfeifenutensilien, vortrefflicher türkischer Tabak, Rosenöl und andere Essenzen fehlen fast in keiner dieser Butiken.

Den heitersten Anblick gewähren die Barbierläden, welche immer von rauchenden, Kaffee trinkenden und schwatzenden Besuchern so voll sind, daß man nicht begreift, wie so viele Menschen in dem engen Raume Platz haben. Der zu Rasierende legt sich auf einen Teppich, der am Kopfende etwas erhöht ist; der Barbier kauert sich hinter demselben nieder, so daß das Haupt seines Kunden zwischen seinen Knien ruht, und scheert ihm den Kopf so glatt ab, daß es eine Lust ist. Natürlich berührt er weder den Bart noch den Haarzopf am Wirbel, von welchem der Jüngling seiner Geliebten eine schöne Haarlocke abschneidet, den Rest für Mohammed aufhebend, welcher ihn an demselben ohne Mühe ins Paradies zieht, wenn nicht etwa ein Kabyle diese Operation dadurch erschwert, daß er den vom Rumpf getrennten Kopf mit jenem Büschel an seinen Sattel befestigt. Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß bei einem schön geformten Kopf diese Nacktheit keineswegs widerwärtig erscheint. An anderen Haarkünstlerbutiken welche von Eunuchen gehalten werden, stehen mit arabischer Schrift die Worte: pour les dames; über diese kann ich leider nichts Näheres berichten, da der Zutritt zu denselben mir verweigert worden ist.

Durch den „Verstorbenen“ ist es Sitte geworden, den Reiseberichten Anekdoten einzuflechten, deren Zusammenhang mit der übrigen Erzählung oft nur der Verfasser übersieht. Ich mache von dieser Methode Gebrauch, um zwei solche anzubringen, obgleich schwerlich alle Leser den rothen Faden erkennen werden, welcher dieselben mit der Reisebeschreibung verknüpft. Bei meinem Aufenthalt in England machte ich die Bekanntschaft einer Dame, welche sich für die französische Literatur interessirte, und der ich deßhalb einige aus Paris mitgebrachte Novitäten mittheilte. Unter diesen befand sich eine illustrirte Physiologie de la Parisienne, welche wir zusammen durchblätterten. Auf der einen Seite war eine Zeichnung zweier eleganten Damenschuhe, in welchen ein Paar Beine steckten. For Shame! rief die schöne Brittin aus, als sie dieselben gesehen, und schob das Buch erröthend von sich. Prüderie ist mir verhaßt, ich fragte also die Schöne mit etwas maliziösem Ton, ob die englischen Damen etwa keine Beine hätten. On leur en suppose war ihre Antwort. — In einer weiblichen Erziehungsanstalt in London ist der untere Theil der Tische und Pianos mit einer Gardine umkleidet, damit das Zartgefühl der jungen Fräulein nicht durch den Anblick „nackter Beine“ beleidigt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Cyprien Robert über Ungarn und Westslawen.

(Schluß.)

Was die übrigen sogenannten „gräcoslawischen“ Völker betrifft, die Polen und Böhmen, so ist dieser Theil, wo deutsche Verhältnisse mit in Berührung kommen, so ziemlich der schwächste seiner Ausführung. Allerdings hat er einen Punkt sehr richtig aufgefaßt, die Annäherung, welche sich zwischen dem Adel und den Bauern kundgibt, wobei die Geistlichen das Mittelglied bilden und dadurch einen ungewöhnlichen, namentlich für die russischen Bestrebungen sehr gefährlichen Einfluß erlangen. Darum sehen wir auch eine erneuerte Anstrengung, die griechische Kirche in Polen auszubreiten. Wie in den Ostseeprovinzen die russische Regierung sehr frühzeitig die Aufhebung der Leibeigenschaft aussprach, um dadurch die Masse des Volks für sich einzunehmen, und dann die griechischen Missionäre schickte, um das Volk für die griechisch-russische Kirche zu gewinnen, so wird auch in Polen verfahren, wo die Processe der Bauern gegen die Edelleute den gewöhnlichen Gerichten entzogen und ganz den russischen Gouverneuren anheimgegeben sind, welche das Recht haben summarisch ein Urtheil zu fällen und meist zu Gunsten des Bauern entscheiden. Um diesem Bestreben entgegenzuarbeiten, tritt der polnische Adel mit der Geistlichkeit im Bunde gleichfalls zu Gunsten des Bauern auf, und sucht ihn zu emancipiren. So wenden sich also der Unterdrücker und der Unterdrückte gleichmäßig an das Volk, den Urquell aller Gewalt, und daraus kann nur für die große Masse der Vortheil entspringen, auf eine höhere Stufe von Wohlstand und Gesittung gehoben zu werden. Dahin wirken auch die zahlreichen Volksschriften, welche in neuerer Zeit in Polen erscheinen, und auf die Förderung des physischen und geistigen Wohls der Masse berechnet sind. Eine Nationalität, wie die polnische, welche Jahrhunderte lang lebenskräftig bestand, sich selbst eine Literatur schuf, und deren geistige Entwicklung einen eigenthümlichen Gang ging, *) hat eine Zähigkeit, an der ein roheres Volk, wie die Russen, wohl erlahmen möchte.

---

*) Es ist ein auffallender Zug, wenn man polnische und böhmische Schriften mit russischen vergleicht, daß der geistige Gehalt der Sprache ein ganz anderer ist. Im Russischen findet man alle Begriffe schon fertig aus dem Deutschen und Französischen entlehnt und bloß übersetzt; im Polnischen und Böhmischen ist dieß anders, diese Völker haben ihren eigenen Weg angeschlagen, und die

Ganz anders stellt sich das Verhältniß zu den Deutschen; so viel Abneigung auch noch von Seite der Böhmen und Polen da seyn mag, und auch geflissentlich genährt wird, so ist doch die geistige Verwandtschaft desto größer, und der gute E. R. findet selbst, „daß von allen nichtdeutschen Königreichen des Hauses Habsburg Böhmen dasjenige ist, wo der deutsche Geist die tiefsten Wurzeln schlug.“ Darum ist er auch mit dem Königreich Böhmen sehr verlegen und findet es „schwierig, in der künftigen Organisation der gräcoslawischen Welt den Böhmen eine bestimmte politische Rolle anzuweisen.“ Ebendarum meint er auch, „die Slowaken stünden auf dem Punkte, ihre Nationalität aufzugeben,“ und zwar deßhalb, weil „von politischer Agitation unter den Slowaken keine Spur vorhanden und es dem magyarischen Volke vorbehalten ist, in Ungarn das imposante Schauspiel einer wahrhaft nationalen Agitation zu geben.“ Weil die Slowaken und ihre Nationalität den Magyaren unbequem sind, so werden sie bei Seite geworfen und aufgegeben, gerade wie die Deutschen in Ungarn. Sie haben wohl so viel Recht den Gebrauch ihrer Sprache und damit ihre nationale, den Böhmen befreundete Eigenthümlichkeit in Anspruch zu nehmen, als die Magyaren und Illyrier, wobei wir noch bemerken, daß Hr. E. R. die Rusniaken in Ungarn und Galizien ganz übersieht, und obwohl sie durch ihre Abneigung gegen ihre polnischen Herren und ihre Vorneigung zu Rußland eine nicht unbedeutende Rolle spielen, in seinem Eifer für Magyaren und Polen ganz außer Acht läßt, eben so wie die Walachen in Ungarn.

Wenn diese Unterlassungssünden eine große politische Gewissenlosigkeit verrathen, so fehlt es auch nicht an baaren Lächerlichkeiten. So heißt es von den posenschen Provincialständen dieses Jahrs: „die polnischen Abgeordneten gaben neue Beweise ihres aufgeklärten Patriotismus. Die Antwortsadresse an den Souverän verlangte für das Land eine vollständige constitutionelle Verfassung mit Oeffentlichkeit der Debatten und Abschaffung der Censur. Gegen dieses fast einstimmige Verlangen der polnischen Abgeordneten protestirten nur die deutschen Deputirten der Städte, und fügten so den vielen alten Beweisen der geringen Vorliebe der deutschen Race für liberale Institutionen noch einen neuen hinzu.“ Nun haben sich aber die Polen gerade gegen eine Reichsverfassung ausgesprochen, und in ihrem Sinne ganz richtig, denn bei einer Reichsverfassung wären sie in solcher Minorität, daß sie unter der Masse verschwänden. Dagegen haben sie die Errichtung einer polnischen Universität verlangt, die ihnen die Regierung abschlug, weil diese sich nicht in offene Opposition gegen Rußland setzen will. Das ist ein Unglück, wie das ganze Verhältniß der Deutschen zu den Polen, da man noch immer an den Folgen der sechzig Jahre alten polnischen Theilung leidet, die man eben so wenig ungeschehen als besser machen kann, wenn man nicht den ganzen politischen Zustand des östlichen Europa's rathlos verwirren will.

---

philosophischen Begriffe lassen sich nicht so ohne weiters übersetzen; sie haben Nebenbedeutungen und Nuancen; die dem Deutschen oder Französischen fremd und nicht bloß ganz fertig übernommen sind.

Das ist trübselig genug, aber wahrhaft spaßhaft muß es erscheinen, daß Hr. E. Robert der Ansicht ist, die Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung Schlesiens sey in Sprache und Sitten slawisch, auf dem schlesischen Landtage hätten sich slawische Bewegungen (turbulences slaves) kundgegeben, und man habe, wie in Posen, Einführung der polnischen Sprache auf dem Landtag verlangt; überall mache sich die „slawische Reaction“ bemerklich, weil „diese Bevölkerung sich auf Polen stütze.“ Gegen **solche** Thatsachen läßt sich freilich nicht streiten, und es ergibt sich schließlich nur die Frage, was diesem Gemisch von Wahrheit und Lüge, von Verstand und Narrheit zu Grunde liegt. Hr. E. R. hat zu den zahllosen unverdauten Planen, was mit der Türkei anzufangen, noch einen neuen hinzugefügt, der just eben so wenig taugt, wie die vorhergehenden, und er hat, um seinem Plan ein größeres Gewicht zu geben, alle die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer mit hineingezogen, da er fühlt, daß mit der Entscheidung über das türkische Reich auch das Schicksal dieser Völker einer Krise sich nähert. Wie er nun früher über die fünf Völker des türkischen Reiches entschieden, und die Ansicht hingeworfen, daß diese in einem Panhellenium, — wozu beiläufig bemerkt, auch die Türken ihre Abgeordneten hätten schicken sollen — ihre Angelegenheiten ordnen sollten, so hat er jetzt seinen Gesichtskreis erweitert, Griechen und Polen, Walachen und Böhmen, Ungarn und Illyrier alle mit einander in den Hexenkessel seiner gräcoslawischen Welt hineingezogen. Dadurch ist er aber mit der Türkei, mit Rußland und Oesterreich in Conflict gekommen, er hat diese insgesammt als drei verschiedene Personificationen des bösen Princips angesehen, welche die natürliche Entwicklung seiner gräcoslawischen Welt hemmen — freilich, denn sie sind zufälligerweise einmal da und wollen auch leben. Diese drei Mächte müssen also beseitigt werden, dann laufen aber die des Gängelbandes bedürftigen jungen politischen Kinder in der Irre umher, und Hr. E. Robert hat die Gouvernante schon in Petto, hält aber wie billig aus Bescheidenheit noch damit zurück, weil die nächsten Verwandten Einsprache dagegen erheben könnten. Bei einer der nächsten Gelegenheiten wird indeß der Vorschlag nicht auf sich warten lassen.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

Tobing, den 10 September 1844.

Wenn ich nicht irre, schrieb ich Euch in meinem letzten Brief aus Batavia von meiner Bestimmung nach Sumatra. Dieser bin ich sehr schnell gefolgt. Noch im Monat October ging ich dahin ab und befinde mich jetzt zehn Monate in diesem Lande, wovon ich bereits einen großen Theil durchreist habe, so daß ich im Stande bin Euch eine kleine Fortsetzung meiner Reisebeschreibung zu geben.

Den 29 October vorigen Jahres erhielt ich zu Batavia die Ordre binnen 24 Stunden mit Sack und Pack an Bord zu seyn, was hier der gewöhnliche Termin ist, um sich marschfertig zu machen. So unerwartet mir diese Weisung kam (ich hatte gedacht, noch einige

Monate in Batavia bleiben zu können), so war sie mir dessen ungeachtet nicht unerwünscht, da ich wußte, daß mein Aufenthalt in Batavia nur temporär sey, und es mir anlag, je eher desto lieber an den Platz meiner Bestimmung zu kommen.

Den 30 October 1843 verließ ich nun mit gutem Winde die Rhede von Batavia und fuhr die Sundastraße, welche ich gerade vor einem Monat hereingekommen war, wieder hinaus. Mit Schiff und Reisegesellschaft hatte ich es gleich gut getroffen. Ersteres war ein dritthalb Master und Küstenfahrer — ein Barkschiff, wie die hier gebauten und nur für den Handel in Indien bestimmten Fahrzeuge genannt werden. Capitän und Steuermänner waren Holländer, die übrige Mannschaft — 36 Personen — Malayen. Meine Reisegenossen waren Lieutenant v. Ka......, derselbe, mit dem ich die Reise von Europa gemacht hatte, und ein Hr. Av......, Officier von Gezondheid, ein Deutscher aus Münster gebürtig, mit dem ich später Gelegenheit fand specielle Bekanntschaft zu machen. Wir waren alle vor der Hand nach Padang beordert, wo wir sofort unser ferneres Schicksal zu vernehmen hatten. Wiewohl die Entfernung von Batavia nach Padang nicht mehr als ungefähr 6 Grade ist, so kommt es doch nicht selten vor, namentlich zur Zeit des Westmussons, der mit dem November zu beginnen pflegt, daß Schiffe 70 bis 80 Tage unterwegs sind. — Da immer guter Wind war, so hatten wir von der Hitze viel weniger zu leiden als auf der Herreise. Sie stieg, glaube ich, nie über 27°. Mehr Last hatten wir von einer in Ostindien einheimischen Landplage, den sogenannten Kakerlaken, schwarzbraunen, geflügelten, ein bis zwei Zoll langen Käfern, die, sobald es Abend wird, zum Vorschein kommen, und höchst unverschämt und gefräßig alles benagen, vor allem Leder, Kleider, Bücher u. s. w., ja selbst den Menschen im Schlaf fallen sie an. Um diesen Quälgeistern zu entgehen, schlief ich während der ganzen Reise unter bloßem Himmel auf Verdeck.

Westlich von der Sundastraße begegneten wir einer belgischen Kauffahrteibrigg, von der eine Schaluppe mit dem Capitän und Supercargo zu uns an Bord kam. Der erstere war belgischer Marineofficier, der einstweilen, bis Belgien eine Marine hat, zu seiner Uebung und Ausbildung einen Kauffahrer befehligte. Er war ein junger gebildeter Mann von vornehmer Familie und sprach gut Deutsch. Sie waren gekommen unsern Capitän um frische Lebensmittel zu bitten, da sie, wie sie sagten, nichts mehr hatten als Salzfleisch; sie bekamen Hühner, Reis u. s. w.; die Brigg hieß Charles, war bereits 138 Tage auf der Reise und nach Singapur und Manilla bestimmt, wo sie auf Speculation handeln und Ladung holen sollte. Im Monat Mai stand im Java-Courant, daß diese Brigg in der Nähe von Borneo von Seeräubern genommen worden, der Capitän jedoch mit der Equipage sich gerettet habe und in Macassar angekommen sey. Außerdem begegneten wir noch einem englischen Linienschiff mit Truppen für China bestimmt.

Den 7 November erschienen wir im Angesicht von Padang und ließen, nachdem wir einen Tag lang zwischen den unzähligen Inseln, welche die Fahrt hier gefährlich machen, durchlavirt hatten, den 8 Nachmittags auf der Rhede von Padang die Anker fallen. Die hier mit zahllosen, kleinen, von palmenbedeckten Eilanden besäete See, die zum Theil hohe, felsige Küste mit heftiger Brandung und die in der Ferne sichtbare, ganz Sumatra durchziehende Bergkette, von der einzelne hohe Kuppen beständig von Wolken umhüllt sind, geben zusammen ein herrliches Panorama, und machen die Küste und Rhede von Padang unvergleichlich schöner als die von Batavia. Von Schiffen ist sie minder frequentirt. Ein Paar auf Station liegende holländische Kriegsschiffe, ein paar Küstenfahrer, ein Nordamerikaner, ein Franzose, ein paar Araber und Chinesen war alles, was sich auf der Rhede befand. Wir begaben uns sogleich auf den Weg nach Padang, was aber, da man eine Strecke den Fluß hinauffahren muß, noch mehr als eine halbe Stunde Ruderns erforderte.

Von Padang, der Hauptstadt von Holländisch-Sumatra, hatte ich mir eine ganz andere Vorstellung gemacht. Die Stadt liegt zwischen dem rechten Ufer des breiten Stromes, der sich hier in die See ergießt und dem Meeresstrande auf einer eine halbe Stunde breiten, aber sehr ausgedehnten Fläche, welche größtentheils von einem dichten Pisang- und Palmenwalde bedeckt und von unzähligen Bächen durchflossen ist. In diesem Walde nun liegen die Wohnungen der Europäer, die Casernen u. s. w. theils zerstreut und vereinzelt, theils in größern oder kleinern Gruppen. Des Wassers wegen, das nach starken Regengüssen die Fläche schuhtief bedeckt, stehen die Häuser auf hohen Pfählen; sie sind meistens von Holz, d. h. von Brettern oder auch nur von Bambus und meistens mit Gras (Allang-Allang) bedeckt; nur wenige sind von Stein. Mehr als eine Stunde weit dehnt sich diese europäische Waldstadt zwischen dem Fluß- und Seestrande aus und hat mit dem alten indischen Padang zusammen über drei Stunden im Umfang.

Dieses letztere, das eigentlich allein den Namen einer Stadt verdient, besteht aus einer Anzahl Straßen von unansehnlichen, kleinen, einstöckigen, jedoch meist steinernen Häusern. Sie liegen dicht am rechten Ufer des Flusses, werden von handeltreibenden Chinesen, Arabern und Hindus bewohnt und bilden verschiedene Marktplätze mit Bazars. Die Hauptstraße ist der Fluß, der immer mit zahllosen Booten und kleinen Schiffen aller Art und Form bedeckt ist. Da seine Mündung versandet ist, so ist er für größere Seefahrzeuge nicht zugänglich. Von seinem linken Ufer erheben sich unmittelbar schön bewachsene Berge, die sich bis in die See ausstrecken. Alles in und um Padang überzeugt einen, daß hier die holländische Herrschaft und die europäische Civilisation noch im Werden sind. Während Batavia mehr den Eindruck einer europäischen Stadt macht, ist dieß mit Padang durchaus nicht der Fall, und hier fühlte ich erst recht eigentlich, daß ich mich außer Europa befinde. Selten begegnet man einem weißen Gesicht, desto mehr gelben, braunen und schwarzen. Die Eingebornen, welche vorzugsweise Malayen heißen, haben ein finsteres Aeußere und sind ein ganz anderer Menschenschlag als die kriechenden gehorsamen Javanen, denen sie übrigens an Civilisation nachstehen.

Ich stieg mit meinen Reisegenossen in dem einzigen hier befindlichen Gasthause ab, das eben so schlecht als theuer war, und wo wir eine Gesellschaft von Seeleuten aus verschiedenen Nationen und eine wahre babylonische Sprachverwirrung antrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Ossetische Sprachlehre. Wir haben in Nr. 233 des Werks von Sjögren über die ossetische Sprache erwähnt, und bemerkt, daß solches russisch geschrieben und zur Bezeichnung der ossetischen Laute das russische Alphabet mit mehreren eigenthümlichen Zusätzen angewendet worden sey; aus dem Bulletin de l'Académie impér. des Sciences Tom. II. Nro. 23 ersehen wir aber, daß Hr. Sjögren selbst die Nothwendigkeit gefühlt habe, seine Arbeit auch den deutschen Philologen zugänglich zu machen.

Nr. 246

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1845.

Die Cumanches.

(Nach Farnham.)

Der Stamm der Cumanche-Indianer besteht aus einem tapferen, wild umherstreifenden Volk, etwa 20.000 Köpfe stark, das selten länger als einige Tage auf ein und demselben Platze verweilt, sondern im Frühjahr mit den Büffeln gen Norden wandert, und mit diesen, wenn der Winter naht, nach den Flächen im westlichen Texas zurückkehrt. Auf diese Art durchstreifen sie fortwährend jene ungeheure Länderstrecke, die zwischen den Vereinigten Staaten und dem stillen Meere liegt, so unstät wie der Büffel, der sie ernährt, so wild und unzähmbar wie dieser.

Auf ihren Zügen führen sie kegelförmige Zelte aus sauber gegerbten Fellen gefertigt mit sich, die, wenn sie irgendwo ihr Lager aufschlagen, so gesteckt werden, daß sie Straßen und gleichmäßige Vierecke bilden, was in Erstaunen erregend kurzer Zeit geschieht. Zu jedem Zelt gehören zwei Packpferde; eines trägt das Zelt selbst, das andere die glatten Cederstangen, die dazu dienen es aufzuspannen. Auch diese werden von den Frauen in wunderbar kurzer Zeit aufgeladen, so daß fast wie durch die Wirkung einer Zauberruthe 20,000 Männer, Frauen und Kinder nach einem einzigen Signalschrei, aus der tiefsten Ruhe aufgeschreckt, in wenigen Minuten reisefertig sind, den ganzen Tag marschiren und am Abend wieder in derselben kurzen Zeit Wohnplätze haben, die aussehen, als ob sie schon Wochen lang auf demselben Platz gestanden hätten.

Auf solche Art leben die Cumanches. Ihre Prairien sind mit Büffeln, Elken (Riesenhirschen), wilden Pferden und Antilopen bedeckt, man erzählt auch von ihnen, daß sie das Blut der Büffel warm aus den Adern der Erlegten trinken; eben so essen sie die Leber roh, wozu sie sich der Galle als Sauce bedienen.

Der Anzug der Weiber besteht aus einem weiten langen Gewand, das ihnen vom Hals bis auf die Knöchel hinunter geht, und aus zartgegerbten Fellen bereitet ist, die dann mit verschiedenfarbigen Figuren bemalt und ausgeschmückt werden. Die Männer tragen enganschließende Kamaschen oder Leggins, und ein Jagdhemd von demselben Stoff, wobei sie noch ein Tuch oder Stück Leder um die Lenden schlagen.

Die Cumanches sind ein kriegerisches, tapferes Volk und werden von den südlichen Stämmen gefürchtet; auch kennen die Spanier von Neu-Mexico gut genug die Stärke dieses ihres Feindes, und wissen, daß er die Macht hat den zu strafen, den er haßt. Manchen Scalp haben die wilden Söhne der Steppen in ihren Hütten aufgehangen, manchen Todtentanz getanzt, der Zeugniß ablegte von den mit dieser ausgearteten europäischen Race geführten Kriegen.

Sehr gern stehlen sie dabei das, was ihren Feinden am theuersten ist; daher sind sie mit einer wahren Gierde hinter weiblichen Kindern her und adoptiren solche oder heirathen sie, wenn sie alt genug sind. Vor ungefähr sechzig Jahren wurde die Tochter des General-Gouverneurs von Chihuahua durch sie geraubt. Der Jungfrau Vater setzte ihnen sogleich nach, und erkaufte einige Wochen später durch einen indianischen Agenten ihre Freiheit wieder, sie weigerte sich aber zurückzukehren, und ließ ihren Eltern sagen, daß die Wilden ihr Gesicht, ihren eigenen Ansichten von Schönheit entsprechend, tättowirt hätten und sie die Frau eines jungen Häuptlings geworden wäre, mit dem sie glaubte vollkommen glücklich leben zu können; ihr Mann behandle sie gut und söhne sie mit ihrer neuen Lebensweise vollkommen aus, so daß sie fürchten müsse viel unglücklicher zu werden, wenn sie jetzt zurückkehre, als wenn sie ruhig dort bleibe, wo sie nun einmal sey.

Sie verließ ihren Gatten und den Stamm nicht wieder, und erzog eine zahlreiche Familie.

Ausflug nach Algier.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die algierischen Goldstickereien sind an der ganzen Nordküste von Afrika berühmt, eine offene Stickerbutike verdient daher wohl einige Aufmerksamkeit. In Reihen neben einander, wie die Gesellen in einer Schneiderwerkstatt, sitzen hier die

Künstler, unter deren Hand goldene Rosen und bunte Phantasieblumen auf Leder, Seide oder Wolle erblühen; wunderbar erscheint es, daß sie sich diese Arbeiten nicht durch Muster oder Vorzeichnungen erleichtern, sondern dieselben ganz aus freier Hand ausführen; indessen beweist das wohl nur, daß sie auf einzelne Zeichnungen sehr gut eingeübt sind.

Einen interessanten Anblick gewährt der allmorgentlich auf dem großen Marktplatz abzuhaltende Victualienmarkt. Rings um denselben befinden sich in den Arcaden viele Fleischerläden, in denen das Fleisch appetitlich zugebauen fast mit neapolitanischer Eleganz ausgelegt ist. Die herrlichsten Früchte, namentlich Trauben, Orangen, Limonen, indische und europäische Feigen, Datteln, Johannisbrod, Bananen, große Straucherdbeeren, Melonen u. s. w., sind in großen Massen aufgehäuft; an allerlei grünem Gemüse ist Ueberfluß, Federwildpret ist in Menge vorhanden. Kuchen, Couscousse und Brod sehen höchst appetitlich aus; dazwischen wird gekocht, gebraten und gesotten, was das Herz begehrt. Noch überraschender ist aber der Anblick, welchen der Fischmarkt am Meeresstrande bietet, wo wunderbar gestaltete, kleine und große, nackte, schuppige und beschalte Meerungeheuer in Kübeln schwimmen oder in Haufen aufgeschichtet liegen. Leider erhält der, nach dem Namen der ihn am meisten frappirenden Thiere Fragende immer ein arabisches oder provençalisches Substantiv zur Antwort, mit dem er eben nicht viel anzufangen weiß.

Von maurischen Kaffeehäusern habe ich innerhalb der Stadt keines gesehen, welches auch nur mäßigen Ansprüchen genügte; sie waren im Gegentheil alle eng, dunstig und schmutzig; doch mag es wohl bessere geben, in die ich nicht gekommen bin. Vor den Thoren dagegen sind einige außerordentlich reizend gelegene; namentlich das eine, welches dem Eingange zum Jardin des plantes gegenüber von prächtigen Bäumen umgeben ist; der Kaffeeraum besteht in einer Säulenhalle, von der aus man einen Ueberblick über den Garten, die Ebene und die Stadt Algier hat; in der Mitte plätschert eine Fontäne. Hier läßt man sich auf Binsenmatten nieder, und sogleich erscheint ein maurischer Bube mit der Tasse und der blechernen Kaffeekanne voll frisch bereiteten Mokkatranks, die Tasse hat weder Henkel noch Unterschale; der Kaffee ist mit dem Grund gekocht und wird mit diesem in die Tasse gegossen, man läßt ihn sich setzen und schlürft dann den aromatischen Trank, den man nicht leicht irgendwo in Europa von gleicher Güte finden wird. Ungeachtet er sehr stark ist und heiß getrunken wird, erhitzt er das Blut gar nicht und erzeugt selbst in größern Quantitäten genossen keine Unbequemlichkeit. Der Preis der Tasse ist 1 Sous. Rings umher sitzen bärtige Mohammedaner, welche sprechen, Schach oder Dame spielen, und dabei alle mit großer Emsigkeit rauchen und der Kaffeetasse häufig zusprechen. Der Rückzug zur Stadt führt bei einem Marabut vorüber, wo ein reizendes Schauspiel sich dem Blicke darbietet. Mit dem Namen Marabut bezeichnet man einen Priester, ferner die Capelle, in welcher derselbe fungirt, endlich auch den diese Capelle umgebenden Kirchhof. Die Ruhestätte der Todten ist im Orient im allgemeinen auch ein anmuthiger Aufenthaltsort für Lebende; in einen schönen Garten umgewandelt, erfreut sich derselbe der Gunst der maurischen Damen, welche in Begleitung eines Negersklaven hieher wallfahrten, auf einer Rasenbank sich niederlassen, und aus ihrer langen Tabakspfeife mit aller Gemüthlichkeit eines deutschen Philosophen den Rauch einsaugen, ihn zum Theil verschlucken, zum Theil in bläulichen Ringeln gen Himmel blasen. Jeder Raucher weiß, wie herrlich zu einem Pfeifchen im Freien ein Schälchen Kaffee schmeckt, was Wunder also, wenn die Damen der Blechkanne ihres schwarzen Sklaven fleißig zusprechen und Tasse auf Tasse leeren. Die Luft ist warm, trotz des schattigen Dachs der Bäume, unsere Schönen thun also den Mantel von sich, der neidische Schleier fällt, und der Beobachter hat endlich die lang ersehnte Gelegenheit, das oben beschriebene Costüm einer Maurin mit eigenen Augen zu sehen. Als angenehme Zugabe wird dabei auch ein nicht unerheblicher Theil ihrer Person sichtbar, und der Blick mustert mit Wohlgefallen Afrika's reizende Töchter. Ein ordentlicher Reisender bleibt nie auf halbem Wege stehen, deßhalb nähert er sich mit artiger Verbeugung der Schönen, und sagt ihr in verbindlichem Tone einige Galanterien, die einem Hofmanne aus der Zeit Louis XIV Ehre machen würden; aber ach! es ist vergebens. Die Holde versteht kein Wort französisch, sie erwiedert in ihrer Gutturalsprache einige Worte, von denen nur das eine makasch (zu deutsch: ich will nicht!) verständlich ist, und zu beweisen scheint, daß sie der französischen Artigkeit einen egoistischen Zweck unterlegt. Die Versuche, mit einer andern der hier anwesenden Schönen ins Gespräch zu kommen, sind nicht von glücklicherem Erfolge gekrönt, es bleibt also bei der Augenweide. Besondere Aufmerksamkeit erregt ein schönes Kind, dessen weiße, undurchsichtige Haut weder einen maurischen, noch einen europäischen Ursprung bekundet. Die schwarzen Flecke an dem Theile der Nägel, welcher bei uns weiß ist, verrathen dem Kundigen ihren Stamm; wir haben es mit einer jener Quarterons (Viertel-Negerblut) zu thun, deren sich die Leser der transatlantischen Reiseskizzen und der Mystères de Paris wohl erinnern werden. In Konstantinopel dürfte es einem Franken schlecht bekommen, den geweihten Boden eines mohammedanischen Kirchhofes zu betreten, hier aber sind **wir** die Herren, und der eroberungslustige Troupier sucht und findet hier Gelegenheit zu Heldenthaten, welche selten zu dem Kreuze der Ehrenlegion, desto häufiger aber zu 14tägigem Casernenarrest führen. Daß die unter gegenwärtigen Verhältnissen sich hier versammelnden Damen sich sämmtlich durch Strenge der Sitten auszeichnen, ist mehr als zweifelhaft; bei der sonstigen Eifersucht der mohammedanischen Ehemänner dürften dieselben nicht sehr geneigt seyn ihren Frauen diese Spaziergänge zu gestatten, doch soll es im Orient Weiber geben, welche den wahrscheinlich auch im Koran stehenden Spruch, „er soll dein Herr seyn,“ nicht anerkennen, und diese dürften ungern auf den durch den Gebrauch geheiligten Besuch der Kirchhöfe verzichten.

Die maurischen Bäder haben viel Aehnlichkeit mit den russischen Dampfbädern, und werden von den Einwohnern

Algiers mit eben so großem Eifer besucht, als jene von unsern nordischen Nachbarn. Bei Tage haben nur Frauen zu denselben Zutritt und die Männer sind ausgeschlossen, mit hereinbrechendem Abend dagegen sind dieselben ausschließlich für die letztern geöffnet, und werden die ganze Nacht hindurch besucht. Ich ging daher eines Abends um 10 Uhr nach dem „bain du duc de Nemours," um auch dieses orientalischen Genusses theilhaftig zu werden, und wurde in eine geräumige, ziemliche warme Halle eingelassen, in welcher man mir eine der an den Wänden ausgebreiteten Matten anwies, auf welcher ich mich entkleidete. Ein Aufwärter umschlingt darauf meine Hüften mit einer blauen Schürze, ich trete mit den nackten Füßen in ein Paar Holzpantoffeln und folge meinem Führer in das Badegemach. Dieses ist ein großer, runder, oben gewölbter Saal von Stein, dessen Decke von Säulen und Bögen getragen wird. Zwischen je zwei Säulen ist eine Nische, welche als Badekammer dient, und in welcher ein auf den Boden ausgestreckter Mensch bequem Platz hat. Der steinerne Fußboden ist heiß erwarmt, und ein großes Bassin in demselben erfüllt die Luft mit warmen Wasserdünsten. In der Mitte der Halle ist ein großer Würfel von Stein, auf welchem mehrere ausgestreckte Menschen Raum haben; dieser ist weniger heiß als der Fußboden. Ich nehme auf dem Würfel Platz und lasse mich von der Hitze durchdringen; ist dieß geschehen, so führt man mich in eine der beschriebenen Badekammern, man bindet mir die blaue Schürze ab, legt mich auf den Boden, und zwei junge Männer beginnen das Geschäft des Massirens. Dieses besteht in einem Kneten des Körpers mit ihren Händen, und ist eine der sonderbarsten Operationen, die mir noch vorgekommen. Bald liege ich auf dem Rücken, bald auf dem Bauch, jetzt auf der linken, jetzt auf der rechten Seite; der Druck der Badediener ist kräftig aber schmerzlos, und wechselt mit leisem Streicheln und Klatschen ab. Meine Lage erschien mir das erstemal wirklich unheimlich. Die weite Halle ist nur von einer Lampe schwach erleuchtet, deren Strahlen durch die Wasserdämpfe getrübt und in zitternde Schwingungen versetzt werden. In der Halle wanken nackte, schwarze, braune und weiße Gestalten herum. Aus den Kehlen der Anwesenden erschallt der melancholische Nationalgesang, den die Araber wenn sie nichts anderes zu thun haben, zu singen pflegen. Zwei nackte Kerle mit grinsenden Gesichtern bearbeiteten mich ad libitum in einem engen Raume, wo wir wie durch ein Wunder zu drei Platz fanden; die Sprache in der sie zu mir redeten, erinnerte sehr an die Erziehung der Hunde, wenigstens spielte das Wort couche darin eine Hauptrolle. Niemand wird sich wundern, daß ich unter diesen Verhältnissen in wahrhafte Ströme von Schweiß ausbreche; diesen Moment benutzen meine Peiniger, um mich einzuseifen. Nacht umhüllte alsbald meine Augen, denn ich schließe sie wohlweislich, damit kein Seifenschaum hineinkomme, und sie schleppen mich wie einen entseelten Leichnam unter eine Fontäne, wo sie mich mit wollenen Lappen frottiren. Jetzt ist das Schlimmste überstanden. Man umhüllt mir das Haupt turbanähnlich mit einem Tuche, umkleidet mich mit Decken, so daß ich mich kaum rühren kann, und führt mich zu meiner Matte zurück, auf deren rechter und linker Seite mehrere gleichfalls mumificirte Schnarcher liegen. Ihrem Beispiele folgend verfalle ich bald in einen süßen Schlaf, unbekümmert um die Musik einer gellenden Sackpfeife, welche ein munterer Bursche anscheinend mehr zu seiner eigenen Belustigung als zum Genusse der Badegäste erschallen läßt. Beim ersten Zeichen des Erwachens ist ein dienender Knabe mit einer langen gestopften Pfeife und einer Schale Kaffee bei der Hand. Er macht meine Arme frei von der Umhüllung, und ich schlürfe halb sitzend halb liegend die gereichten Genüsse. Mein Nachbar zur Rechten thut ein Gleiches; er redet mich arabisch an, ich antworte ihm französisch, er erwiedert mir in der lingua franca, daß das Französische seine schwache Seite sey; ich drücke ihm auf Italienisch darüber mein Bedauern aus. In seiner Hoffnung auf einen Dialog getäuscht, beginnt er einen leisen Monolog, in welchen er, als seine Pfeife nicht ordentlich brennen will, ein „heiliges Donnerwetter" einmischt. „Kreuz Element, Landsmann, fluchen Sie nicht," unterbreche ich den ehrlichen Schwaben, der die Augen groß aufreißt und nun mit erneuertem Muthe das vorhin gescheiterte Gespräch wieder aufnimmt. Eine halbe Stunde wird verplaudert, dann bekleiden wir uns und gehen, da Mitternacht schon vorüber ist, ruhig nach Hause. Die engen, krummen Gassen des arabischen Viertels, durch welche der Weg führt, sind zwar mit Laternen erleuchtet, nichtsdestoweniger bleiben sie der vielen Biegungen wegen ziemlich dunkel; doch wird die Polizei hier so gut gehandhabt, daß man ohne Furcht auch bei Nacht durch dieselben seinen Weg nehmen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Des andern Tages machte ich die nöthigen Visiten bei den militärischen Autoritäten und dem Chef des gesundheitlichen Dienstes auf Sumatra's Westküste, dem Chirurgienmajor Hagen, von welchem ich hörte, daß ich mit Dr. Ro..... nach Solok, einem Militärposten in den sogenannten Bovenlanden, d. h. Oberlanden, gelegen, werde abgehen müssen, um die dortigen zwei Gesundheitsofficiere abzulösen. Es stand noch zehn Tage an, bis wir definitiv unsere Marschordre nach diesem Platz bekamen. Ich benützte die Zeit meines Aufenthalts in Padang zu besserer Erlernung der malayischen Sprache, deren Kenntniß hier nothwendiger ist als die der holländischen, denn nicht allein mit allen Nichteuropäern wird in derselben gesprochen, sondern sie ist auch die gewöhnliche Conversationssprache unter Europäern verschiedener Nationen.

Ich lernte mehrere deutsche Officiere kennen, die es hier zu diesem Range gebracht hatten und die sehr zufrieden mit ihrem Loose waren; auch einen Collegen Dr. Stampf, der nicht lange vor mir angekommen war, den Sohn eines preußischen Medicinalrathes. Er war, nachdem er das preußische Examen mit Erfolg gemacht hatte, mit Willen seiner Eltern in holländische Dienste getreten, und galt allgemein als sehr solid und geschickt. — Natürlich besuchte ich auch das Militärspital,

das sehr gut eingerichtet ist. — Hier traf ich einen Soldaten Namens Bäuerle von Kirchheim an der Teck, der, kurz aus Europa angekommen, noch den unverdorbensten schwäbischen Dialekt sprach, weßhalb ich seinen Dolmetscher machen mußte, was zu allerlei Witzen auf meine Kosten Anlaß gab. Was das Padang'sche Klima betrifft, so kommt es mit dem von Batavia überein; es ist heißer als zu Weltevreden, übrigens viel gesünder als in Batavia.

Der Antritt unserer Reise war auf den 17 November bestimmt. Wir hatten nach dem Platz unserer Bestimmung auf dem Post- oder Militärweg sieben Etappen, wovon jede für eine Tagreise gerechnet wird und durchschnittlich eine Entfernung von 5 bis 6 Stunden befaßt. Meine Bagage schickte ich durch Kulis, d. h. Lastträger, voraus. Sie sind das einzige Transportmittel hier zu Land, wo man außerhalb Padang keine Fuhrwerke kennt und wo die Landwege meist nur für Reiter und Fußgänger gangbar sind. Diese Lastträger, deren jeder gegen 60 Pfund trägt, werden aus der Bevölkerung requirirt, sie sind sehr sicher und werden auf jeder Station gewechselt; sie bekommen für die Station ⅕ fl. Ein reisender Officier hat Ansprüche auf 18 Kuli; die Reisediäten, die man bekommt, betragen für die Etappe 16 fl., was mehr als hinreichend ist und mir besonders gut kam, da der Ankauf eines Pferdes für 120 fl. und der theure Aufenthalt im Gasthofe mir bedeutende Auslagen gemacht hatte.

Gleich den ersten Tag meiner Reise hätte ich Abenteuer erleben können, was jedoch glücklicherweise der Fall nicht war. Verschiedener Abhaltungen wegen konnte ich erst Nachmittags in Begleitung meines Bedienten meinen Weg antreten. Mein College Av..... war schon Morgens früh von Padang abgereist und hatte am ersten Tage zwei Etappen zurückgelegt. Da es mir sehr daran gelegen war, die Reise nicht allein machen zu müssen, so entschloß ich mich, ihn noch wo möglich am ersten Tage einzuholen. So schnell ich aber auch ritt, so wurde ich doch 2 bis 3 Stunden von meinem Ziel von der Nacht überfallen, was eine mißliche Sache war, da mein Weg über Flüsse und durch dichte Wälder führte, die wegen der Menge von Tigern, die sie beherbergen, berüchtigt sind. Nach vielen Mühseligkeiten und ein wenig ausgestandener Angst langte ich endlich Nachts 9 Uhr glücklich in dem Stationsorte an, wo ich meinen Collegen antraf, der sich nicht genug wundern konnte, mich mit heiler Haut vor sich zu sehen. Das Nachtquartier hielten wir im sogenannten Passantenhaus. Da, wie man sich denken kann, Gasthäuser oder andere Privatunternehmungen im Innern von Sumatra nicht existiren, so befindet sich längs des Militärwegs durch die holländischen Provinzen zur Beherbergung durchreisender Officiere oder Beamten auf jedem Etappenplatz ein sogenanntes leeres Passantenhaus oder Karawanserai von Gouvernementswegen gebaut und unterhalten. Diese Häuser sind aus Bambus auf die einfachste Weise construirt, und ihr Ameublement besteht in ein paar Stühlen, einem Tisch und ein Paar leeren Bettladen. Wer in einem Bett zu schlafen Lust hat, der muß es selbst mitbringen. Auf den frequentern Wegen befindet sich auf jeder Station ein sogenannter Posthalter, meistens ein Unterofficier, der für Essen und Trinken der Reisenden und die Herbeischaffung von Kulis zu sorgen hat. Wo sich kein solcher Posthalter findet, müssen die Reisenden selbst sehen, wie sie zurecht kommen.

In Gesellschaft meines Collegen, respective zukünftigen Chefs, setzte ich die Reise, ohne fernere Gefahren zu bestehen, fort. Die Sicherheit der Wege im Innern von Sumatra ist größer als in manchen civilisirten Ländern Europa's. Ein Straßenraub oder feindlicher Anfall in Zeiten der Ruhe an Europäern verübt ist fast unerhört, und wiewohl man hier nie unbewaffnet reist, so geschieht dieß mehr als Landesbrauch und zum Schutz gegen wilde Thiere, von denen man übrigens bei Tag auch nicht viel zu besorgen hat. — Unser Weg ging zwischen dem Hochgebirge und der See gegen Osten, dem Gebirge sich immer mehr nähernd, meistens durch schöne abwechselnde Landschaften, durch dichte Urwälder, durch lange Reisfelder und über viele Flüsse. Von den Morästen, welche, wie ich mich erinnere gelesen zu haben, die sumatraische Westküste zwischen See und Gebirge bedecken sollen, sah ich nichts. — Am dritten Tage erreichten wir die Gebirgskette, die ganz Sumatra von Südost nach Nordwest durchzieht und sich an der Westküste dem Seestrande auf 10 bis 20 Stunden nähert. Ihre mittlere Höhe ist 3 bis 4000'; doch erheben sich daraus sehr ansehnliche Bergzüge und Bergspitzen, welche über 10,000' hoch sind. — Die ausgedehnten Besitzungen, welche das holländische Gouvernement in diesem Hochlande hat, heißen die Bovenlande (Oberlande); sie unterscheiden sich in die padang'sche und tappanulische.

Die Erklimmung des Gebirges war die mühseligste, aber schönste Partie unserer Reise. Der Paß, durch den der Weg führt, die Kloof (Kluft) genannt, ist gegen 3 Stunden lang und bildet eine Reihe der schönsten Gebirgslandschaften. Auf schwankenden Bambusbrücken zogen wir über tiefe Bergströme und Abgründe hin; wir kamen dicht an Wasserfällen vorüber, deren einer sich über eine gegen 200' hohe Felsenwand herabstürzt; überhaupt könnte man denken hier in der Schweiz sich zu befinden, wenn nicht das unangenehme Geschrei der Affen an Sumatra erinnert hätte. Auf der Hochebene am Ausgang des Passes liegt ein holländisches Fort, das den Besitz des Passes sichern muß. Es heißt Padang-Panjang. Hier war es, wo sich im Jahre 1841 bei dem letzten Aufstande der Sumatranen ein Württemberger Namens Schelling aus Brackenheim verewigt hat. Das Fort, damals etwa von 30 Mann besetzt, wurde von einer großen Uebermacht Malayen überfallen, und nach einer dreitägigen wüthenden Vertheidigung sah sich die Besatzung genöthigt bei Nacht das Fort zu verlassen. Sergant Schelling, der verwundet war, blieb, um den Rückzug seiner Cameraden zu verbergen, zurück, retirirte sich ins Pulvermagazin und sprengte sich mit einer bedeutenden Anzahl Malayen, die schon eingedrungen waren, in die Luft.

Auf der Hochebene, die übrigens nichts weniger als eben ist, sondern wo wie im Niederlande Berg und Thal abwechseln, hatten wir noch drei Etappen nach Solok. Die vorletzte Etappe machten wir zu Wasser über den See von Singkara, welcher sechs Stunden lang und zwei breit ist. Seine Umgebungen, die wegen ihrer Schönheit auf Sumatra mit Recht berühmt sind, erinnerten mich viel an unsern Bodensee. — Den 24 November kamen wir an unserem Reiseziel zu Solok an. Es liegt dicht an dem Flusse Tinausie, über welchen eine Brücke führt, die auf den Resten eines riesenhaften Waringibaumes ruht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Buche blitzfrei. Die englischen Blätter erwähnen nach einem amerikanischen die Bemerkung, daß der Buchenbaum nicht vom Blitz getroffen werde. Bei den Indianern soll es etwas ganz gewöhnliches seyn, daß sie im Fall des Ausbruchs eines Gewitters unter einem Buchenbaum Schutz suchen. Auch in Tennessee soll man die Buche als völlig schützend betrachten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1845.

Die Entvölkerung der Sandwich-Inseln.

Dieses viel besprochene Thema ist ein Punkt großer Anklage gegen die Missionäre geworden, und nicht mit Unrecht, denn sie haben durch ihre verkehrten Maaßregeln wesentlich dazu beigetragen; allein auf der andern Seite hat auch der unvermeidliche Conflict mit den Weißen überhaupt seine verderblichen Wirkungen geäußert, ohne daß den Missionären irgend eine Schuld beizumessen wäre. Duflot de Mofras theilt in seinem Werk über Californien und Oregon folgendes über diesen Gegenstand mit: „Als Capitän Cook im J. 1779 diese Inseln besuchte, schätzte er die Bevölkerung auf 400,000 Seelen, Vancouver im J. 1792 auf 300,000, und diese letztere Schätzung wird durch die ältesten und verständigsten Eingebornen, so wie durch die deutlichen Spuren einer vor kurzem noch weit ausgebreiteteren Cultur bestätigt. Seit dieser Zeit ist die Entvölkerung in furchtbarem Maaße vor sich gegangen: im J. 1832 waren es noch 132,000, im J. 1836 110,000 nach den Zählungen der auf den verschiedenen Inseln zerstreuten amerikanischen Methodisten, welche alle Mittel haben, eine solche Arbeit möglichst genau vorzunehmen. Im J. 1837 war nach Dr. Chapin die Zahl der Geburten 3335, die Zahl der Sterbefälle 6838. Dieß Mißverhältniß war im Zunehmen; im J. 1838 ergab der Census 105,000 Einwohner, darunter war die Zahl der Kinder nur wenig mehr als ein Drittheil, denn fast alle starben vor dem zweiten Jahre, und kaum der vierte Theil der Familien hatte lebendige Kinder; viele haben gar keine Nachkommenschaft.

„Die Hauptursachen dieser Entvölkerung liegen in den Gesetzen, welche die bei dem König und den Häuptligen allmächtigen Methodisten erlassen haben. Sie unterwarfen die Insulaner einer Lebensordnung, welche für Weiße unerträglich gewesen wäre, und wollten sie auf einmal dem wilden Leben entreißen. Einer ziemlich ausschweifenden Bevölkerung, Leute, die gewohnt waren nackt zu gehen und sich mit Spielen, Tänzen, Schwimmen und unaufhörlichen Seebädern zu vergnügen, legten sie das Gebot auf sich zu kleiden, und untersagten ihnen alle Belustigungen. Sie haben dem König eingeredet, unter dem leichtesten Vorwand körperliche Züchtigungen und Geldstrafen zu seinem Vortheil aufzulegen, und während sie Kirchen und Schulen bauten (die indeß nicht unentgeltlich waren) und die Kanakas zu deren Besuch zwangen, vernachlässigten sie völlig ihre physische Erziehung: sie wollten um jeden Preis Schüler haben, und beachteten nicht, daß ihre Zwangsmaaßregeln die Sterblichkeit unter den Kindern vermehrten; sie haben vergessen, daß das Entbehren der Bäder und der Gebrauch der Kleider, welche von den Eingebornen getragen werden, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen, mit der Unreinlichkeit furchtbare Hautkrankheiten herbeiführen würden; daß ihre Vorschriften nicht die Ausschweifung verhindern, sondern sie nur heimlich und darum gefährlich machen würden, und daß dieser Zustand von Zwang die Sittlichkeit tief erschüttern würde.

„Unter den traurigsten Folgen dieser puritanischen Gesetzgebung muß man die zahlreichen Fehlgeburten aufzählen, welche die jungen Mädchen herbeiführen, aus Furcht vor den Geld- und Körperstrafen, welche diejenigen treffen, die uneheliche Kinder haben; wenn sie sich dann später verheurathen, sind sie selten fruchtbar, oft völlig unfruchtbar. Der Mißbrauch starker Getränke, die durch die Schiffsmannschaften eingeführte Lustseuche, welche unter der Bevölkerung allgemein geworden ist, haben die schon angedeuteten Uebel noch vermehrt; die körperliche Unthätigkeit auf der einen und die übermäßige Arbeit auf der andern Seite trugen nur dazu bei, die Constitution der Eingebornen zu schwächen. Die Ländereien des Königs und der methodistischen Häuptlinge werden unentgeltlich angebaut. Die Eingebornen thun den Dienst von Lastthieren; die Lebensmittel für die Märkte, die Steine und das Holz zum Bauen und zum Einheizen werden auf dem Rücken herbeigeschafft, und die Eingebornen müssen oft mehrere Tage lang Lasten von 100 bis 150 Pfund tragen. Alle Eingebornen müssen eine Anzahl Tage im Monat für die Regierung und für die amerikanischen Geistlichen arbeiten, wofür diese letztern den armen Kanakas wöchentlich ein Blatt aus der englischen Bibel geben sollen, um sie dadurch anzufeuern, das ganze Buch durch Arbeit zu gewinnen — allerdings eine sinnreiche und ökonomische Zahlungsart.

„Mit Einem Wort: der Contact mit den Weißen war der Insulaner-Race verderblich; sie trägt den Todeskeim in sich und wird, wie die Indianerrace Amerika's bald hinschwinden. Im Jahre 1842 war nach den sichersten Nachrichten die Bevölkerung unter 100,000 Seelen gesunken, und wenn man nach dem Obigen eine Wahrscheinlichkeitsberechnung anstellt, so wird in 15 bis 20 Jahren die eingeborene Bevölkerung ziemlich verschwunden seyn."

Ausflug nach Algier.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als Lieblingsvergnügen der Eingebornen sind die Tänze der Almés zu erwähnen. In der Mitte eines ziemlich schlecht decorirten Saales, der rings von zusammengekauerten Zuschauern eingenommen ist, sitzen vier Mädchen von 12 bis 16 Jahren, deren Anzug sich etwa mit dem der Sylphiden unseres europäischen Ballets vergleichen läßt, mit dem einzigen Unterschiede, daß ihnen die Tricots fehlen. Eine derselben erhebt sich bei dem Schall einer rauschenden, herzlich schlechten Musik und beginnt ihren Tanz, der theils in trippelndem Vorwärtsschreiten, theils in Pirouettiren, hauptsächlich aber in solchen Bewegungen besteht, welche den Pariser Cancan charakterisiren; die Haltung dabei ist vollkommen ungraciös, der Kopf hinten übergebogen, die Augen bald geschlossen, die Arme schlenkern ausdruckslos am Körper hin, die Heftigkeit der Bewegung nimmt unausgesetzt zu, bis endlich die Tänzerin erschöpft und schwindelnd zu Boden sinkt, sich aber von neuem erhebt und, so lange die Kräfte ausreichen, ihre früheren Leistungen noch zu übertreffen sucht. Die ermattete Bacchantin wird durch eine andere ersetzt, die dasselbe Beispiel wiederholt. Eigenthümlich ist die Art, wie die Zuschauer ihren Beifall beweisen, der zufriedengestellte Besucher erhebt sich auf seinem Platze und winkt die Tänzerin herbei; diese taumelt zu ihm hin, macht vor ihm einige unanständige Bewegungen, welche mit dem Knix der Europäerinnen große Aehnlichkeit haben, und beugt alsdann Kopf und Brust nach vorn, der Zuschauer langt aus seinem Munde eine mit Speichel angefeuchtete Münze und klebt diese mit wohlgefälligem Schmunzeln auf einen der entgegengestreckten Theile. Die Tänzerin kehrt in die Mitte des Saales zurück und schüttelt sich so lange, bis die Münze zu Boden fällt.

Ein würdiges Pendant zu diesem Schauspiele bilden die durch Marionetten oder durch ein Schattenspiel dargestellten Thaten des Riesen Caragus, des arabischen Punch. Bekanntlich ist letzterer der Lieblingsheld Alt-Englands, und seine Marionettenthaten charakterisiren die Sitten seines Vaterlandes. Mit einem Knüttel bewaffnet, beweist Punch seine Mannheit gegen jeden, der es wagt, sich mit ihm einzulassen; unter seinen Streichen fällt Frau und Kind, Nachbar und Bekannter, schließlich ein Hund und ein Constable. Aehnlich verfährt Caragus der Beduine. Er bändigt alles, was ihm in den Weg kommt und bringt seine Gegner dem antiken Eros zum Opfer, dessen Dienste einst Hellas entvölkerten. Weder Weib noch Mann wird geschont, ein Paar Franzosen sind die letzten Opfer seiner Wuth. Die Zuschauer, unter denen sich die Weiber der niedrigen Stände und Kinder durch Beifallgejauchze auszeichnen, können sich nicht satt sehen, und die französische Polizei hat bis jetzt vergebens versucht, diese Unsitte zu unterdrücken.

Eine Woche reicht aus, um die Stadt Algier so ziemlich kennen zu lernen, nach Ablauf derselben wird es daher Zeit, sich auf den Weg ins Innere des Landes zu machen. Von Algier führt eine von den Franzosen angelegte schöne Chaussee nach dem 10 Lieues südlicher gelegenen Blidah, quer durch die Ebene Metidja. Täglich gehen zwei Diligencen von jedem der beiden genannten Endpunkte der Chaussee ab, Algier mit Blidah und den dazwischen liegenden Orten verbindend. Die Frequenz auf dieser Straße ist jetzt so groß, daß außer diesen beiden Diligencen täglich auch noch circa 10 Omnibus, die stets besetzt sind, denselben Weg machen. Im allgemeinen kann man nicht sagen, daß Algier sich durch Eleganz der Equipagen auszeichne; herrschaftliche Wagen habe ich gar nicht gesehen, und die Miethscaleschen, welche am Börsenplatz in großer Anzahl halten, scheinen sämmtlich schon vor der Zeit der großen französischen Revolution gebaut worden zu seyn, und haben den Glanz, der ihre Jugend umstrahlte, längst völlig verloren. Neueren Ursprungs, aber nicht weniger anspruchslos sind die Omnibus, die einigermaßen einem dahinrollenden Zelte gleichen, indem ihr Verdeck und ihre Gardinen statt aus Leder, aus buntem baumwollenem Zeuge gefertigt sind. Englische Stahlfedern und schwellende Roßhaarkissen werden an denselben schmerzlich vermißt. Die Diligencen endlich sind in demselben Style gebaut, wie ihre Schwestern jenseits des Meeres, und bieten dem billig Reisenden auf ihrem Verdeck ein luftiges, etwas schwankendes und die Verdauung durch Stoßen beförderndes Plätzchen. Mit den Handgriffen, durch welche geschickte Turner ohne zu große Anstrengung auf den Gipfel des Gebäudes gelangen, von früheren Zeiten her vertraut, gelingt es mir, mich hinaufzuarbeiten, ohne eine Blöße zu geben. Vier muthige Pferde werden vorgelegt, die eine schon früher angesponnene Zwistigkeit durch Beißen und Schlagen auszukämpfen suchen. Der Postillon und der Conducteur gehen auf denselben Ton ein, es regnet Hiebe, durch welche unsere Hengste aber keineswegs ruhiger werden, und den an dergleichen Proceduren weniger gewöhnten Reisenden in eine etwas elegische Stimmung versetzen, namentlich wenn er die Augen auf den Sahel richtet, dessen bald steigende bald fallende Straßen das Umwerfen eines Wagens erheblich begünstigen. Die Befürchtung ist indessen ungegründet; die arabischen Pferde haben, wenn sie nicht sehr gut erzogen sind, dergleichen Untugenden viele an sich, namentlich zeichnen sie sich durch Kampflust aus, brausen aber dafür, einmal in Gang gesetzt, desto unaufhaltsamer dahin. Durch ihren feinen Bau sind sie im Ganzen mehr zu Reitpferden als zu Zugpferden geeignet, doch verläugnet sich ihr Feuer weder im einen noch im andern Falle. Den Trab kennt man in Algier kaum, Schritt oder

Galopp ist die gewöhnliche Gangart. Die Berge fahren wir im vollsten Trabe hinauf und im Carriere hinunter, schneller als selbst vier normännische Hengste mit der Messagerie générale auf den von Paris ausgehenden Kunststraßen dahin fliegen; und bald dehnt sich vor unsern Blicken die in der frühen Morgenstunde mit dickem grauem Nebel bedeckte Metidja aus. Diese ist 20 Lieues lang, 8 Lieues breit und wird im Norden von dem Sahel und dem Meere, im Süden vom kleinen Atlas begränzt. Mehrere Flüsse durchschneiden dieselbe, treten aber, da ihr Lauf nicht regulirt wird, zum Theil aus und bilden dadurch die Moräste, welche die der Gesundheit nachtheiligen Dünste erzeugen. Diesem Uebelstande könnte und muß durch Canäle Abhülfe geschehen, wenn die Colonisation der Ebene gelingen soll, zu welcher die Ergiebigkeit des Bodens schon Tausende von Europäern angelockt hat. Die auf der Straße von Algier nach Blidah befindlichen Ortschaften sind: Deli Ibrahim, Dueira und Buffarik, alle drei fast ausschließlich von Europäern bewohnt, und zwar hauptsächlich von Deutschen und Spaniern. Die ersteren haben den Vortheil größerer Thätigkeit und Ausdauer für sich, dagegen kommt den letzteren eine bessere Kenntniß des Landes und des Klima's, welche von denen ihres Vaterlandes nicht sehr verschieden sind, zu statten. Die früheren Colonisationsversuche der Metidja sind mehr oder weniger gescheitert, theils weil die Anbauer die Natur des zu bebauenden Landes verkannt, theils weil die französische Herrschaft noch nicht fest genug begründet war, um die Ansiedler gegen die räuberischen Ueberfälle der Eingebornen zu schützen. Seit einigen Jahren sind indeß die Verhältnisse günstiger geworden. Die persönliche Sicherheit ist in der Metidja vollkommen hergestellt, die Verbindung mit der Hauptstadt ist leicht und regelmäßig, und die Regierung verfolgt feste Principien bei der Colonisation dieses Landstriches, für den sie bedeutende Opfer zu bringen bereit ist. Die Bedingungen, unter denen man Colonistenfamilien herbeizuziehen sucht, sind folgende. Die Regierung gibt den Ansiedlern an einem von ihnen selbst gewählten Orte unentgeltlich ein Stück Land, welches die Ausdehnung eines mittelgroßen deutschen Bauerngutes hat, außerdem schießt sie ihm eine unverzinsliche Summe von etwa 1000 Francs, aber nicht in baarem Gelde, sondern in Baumaterial, Arbeiterkräften, Vieh, Ackergeräthschaften 2c. vor. Während der ersten fünf Jahre ist der Ansiedler abgabenfrei; dagegen muß er von der vorgeschossenen Summe jährlich eine bestimmte Summe zurückzahlen. Ferner verpflichtet er sich, jährlich einen gewissen Theil seines Besitzthums urbar zu machen und eine bestimmte Anzahl Bäume auf demselben zu pflanzen. Diese gewährten Vortheile, welche nach der Verschiedenheit der Localität von einander verschieden sind, und von denen die obige Angabe dem arithmetischen Mittel entsprechen, scheinen vollkommen ausreichend, um im Laufe einiger Jahre diese schöne Ebene mit Anbauern zu füllen; die Ungesundheit des Klima's wird zwar noch manches Opfer hinraffen, doch auch diesen Uebelstand wird die Ausdauer besiegen; reich ist der Lohn an Cerealien, welche die Ueppigkeit des Bodens verspricht, der selbst bei der schlechten Bearbeitung der Beduinen und Kabylen die meisten europäischen Länder an Ergiebigkeit übertreffen soll. Freilich bleibt die Bestätigung dieser Erwartungen erst der Zukunft vorbehalten, denn alles bis jetzt Vorhandene ist zu neu, um zu einem sichern Schlusse zu berechtigen. (Schluß folgt.)

Eine natürliche Mumie auf Possession Island.

Auf Possession Island in der Saldanha-Bay an der Südküste Afrika's nahe bei der Guano-Insel Itschaboe wurde eine natürliche Mumie entdeckt und nach England geschafft. Es ist ein Neger, etwa 25 Jahre alt und 5' 10'' groß. Der Körper, welcher in einem Sarg lag, ist vollkommen erhalten, und die Haut zeigt, unähnlich den ägyptischen Mumien, nicht den mindesten Einschnitt; die Zähne sind vollkommen und sitzen so fest, wie nur immer im Leben; auch das Haar am Kopf ist erhalten. Die Leiche ist regelmäßig beerdigt worden, da die Kinnlade hinaufgebunden und die Zehen zusammengeknüpft sind. Die Hände sind über dem Körper gerade auf der Brust gekreuzt, das Hemd, was sehr auffallend ist, vollkommen erhalten und klebt nicht an der Mumie an, welche in einem viel vollkommenern Zustande ist als die zusammengeschrumpften und ausgetrockneten Mumien. Das Holz des Sarges, gewöhnliches Fichtenholz, ist vollkommen kyanisirt, um diesen nicht sehr richtigen, aber jetzt gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen. Jede Faser ist vollkommen und verhärtet, aber während das Holz im Gewicht vierfach zugenommen, hat die Mumie selbst in gleichem Verhältniß abgenommen. Das Tuch hat noch seine ganze Biegsamkeit und wahrscheinlich auch sein ursprüngliches Gewicht. Der Sarg war völlig in Guano eingegraben, vier Fuß unter der Oberfläche, und einer Inschrift zufolge war der Todte vor etwa 100 Jahren gestorben. Der Erhaltungsproceß scheint dadurch fortgeführt worden zu seyn, daß die Sonnenstrahlen die im Guano befindlichen Gase, namentlich Ammoniak, entwickelten, welche dann in Form von Dünsten das Holz durchdrangen, auf dessen innerer Seite eine Menge sich krystallisirte und noch daselbst sich befindet. (Examiner vom 9 Aug.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Die niedern einstöckigen Casernen und Officierswohnungen von Bambus und mit hohen Grasdächern, die man anderswo Hütten nennen würde, geben für ein nicht daran gewöhntes Auge gerade keinen großartigen Anblick, und lassen vermuthen, daß Luxus und Kunst hier noch fremde Dinge sind. Solok gehört übrigens unter die größern Militärposten des Binnenlandes; die Garnison bestand zu meiner Zeit aus einem halben Bataillon, d. h. drei Compagnien, jede von 120 Mann; eine bestand aus Europäern und zwei aus Javanen und Macassaren (Eingebornen von Celebes); ferner etwas Artillerie mit zwei Feldstücken; dazu kamen zehn Officiere außer uns, nebst dem Commandanten des Bataillons, einem Major. Das Campement (so heißt die Gesammtheit der offen gelegenen Militärwohnungen im Gegensatz zu einem Fort) hat seinen Namen von dem dicht dabei gelegenen malayischen Campong (Dorf) Solok, welches der Hauptort der Landschaft Tigablas-Kotta (dreizehn feste Plätze) des südlichen Districts der Residenzschaft „padang'sche Bovenlande" ist. Es liegt ziemlich in der Mitte eines

länglichen, gegen acht Stunden langen und zwei bis drei Stunden breiten Gebirgsthales, dessen eines Ende der 10,000' hohe Vulcan Talang und das andere der See von Singkara bildet. Das Thal ist von mehreren Flüssen durchzogen, die sich alle auf der Ostküste von Sumatra in die See ergießen und liegt gegen 1200' über der Meeresfläche. Es ist verhältnißmäßig gut bevölkert und sehr fruchtbar, erzeugt namentlich viel Kaffee, Reis, Zimmt, Zucker und andere tropische Früchte aller Art, daneben auch Kartoffeln; es gehört zu den wichtigsten Districten der Residenzschaft. Gegen Ost und Südost gränzt es an unnnterworfene Länder, welche durch hohe Bergketten davon getrennt werden; von Padang liegt es ostsüdöstlich.

Mit großer Freude wurden wir von unsern Collegen empfangen, beide waren Deutsche. Der eine, Namens M......, ein preußischer Jude, ein Mann von etwa 36 Jahren, dessen Stelle ich zu übernehmen hatte, hatte eine Frau bei sich, eine Berlinerin, nebst einer Tochter, wie ich glaube die einzige europäische Dame in den Binnenlanden. Diese hatte ihr Mann nach einer siebenjährigen Trennung mit der Tochter zu sich kommen lassen, und sie hatte die Reise so zu sagen direct von Berlin über Amsterdam, Batavia und Padang in das sumatraische Hochland gemacht, ohne Kenntniß der holländischen oder malayischen Sprache und ohne allen männlichen Schutz. Den Rücksichten für seine Frau hatte M..... seine Versetzung nach Java zu danken. — Wir nahmen unser Absteigquartier bei dem Eerstaanwezenden-Officier van Gezondheid, d. h. bei dem Chef des ärztlichen Dienstes an Ort und Stelle, dem Dr. Pabst, dessen Stelle Av..... übernehmen mußte. Ein sehr freundlicher Empfang wurde uns von ihm, so wie von dem sämmtlichen Officiercorps und dem Militärcommandanten zu Theil. Auf einem Buitenposten, wo man alle Tage dieselben Gesichter sieht, ist eine Personalveränderung immer ein großes Ereigniß. — Da man wußte, daß wir noch nicht lange Europa verlassen hatten, so war alles um so begieriger, Neuigkeiten von da zu vernehmen, und es war nicht möglich alle Fragen und Erkundigungen, die man uns vorlegte, zu befriedigen. Was die Gesundheit der Officiere übrigens betrifft, so sind wir hier allzu nöthige Artikel, als daß wir nicht das verdiente Ansehen genießen sollten; jeder Officier, auch von höherem Range, sucht mit dem Arzt auf gutem Fuß zu bleiben; denn sie wissen wohl, daß sie im Fall von Krankheit sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Auch gegenüber von dem Militärcommandanten ist unsere Stellung eine ganz andere als die der übrigen Officiere und in gewissem Grade unabhängig, denn in allem, was den eigentlichen geneeskundigen Dienst betrifft, stehen wir allein unter der Ordre unseres Chefs in Padang, so daß die Lage eines Gesundheitsofficiers in dieser Hinsicht sehr frei und angenehm ist. — Jeder Officier bewohnt sein eigenes Haus und führt seine eigene Haushaltung. Auch mir blieb nichts übrig als dem allgemeinen Beispiel so gut als möglich zu folgen. — Häuser sind hier ein wohlfeiler Artikel. Ich kaufte das von M..... um 36 fl., und will versuchen, von diesem Hause, dem die meisten Wohnungen der Europäer auf Sumatra gleichen, auch eine Idee zu geben. Es ist ganz von Bambus, einstöckig, mit rings umlaufender Veranda. Das Dach ist von Gras und bildet für alle Zimmer, die keine Decke haben, den gemeinschaftlichen Plafond; die Zimmerabscheidungen sind ebenfalls von Bambus und eigentlich nichts als spanische Wände, welche die Gelasse, deren meine Wohnung vier hatte, bilden. Von dem gleichen Material sind Fußboden, Laden und Thüren (Fensterscheiben, wie sich denken läßt, existiren hier nicht). Beide letztere werden durch eine höchst einfache Vorrichtung von Bambus geschlossen. Um der Durchsichtigkeit der Hauswandungen, die zum Theil aus Bambusbrettern, zum Theil nur aus Flechtwerk bestehen, zu steuern, tapezirt man die Zimmer mit Bastmatten, was ihnen ein ziemlich freundliches Ansehen verleiht. Am ganzen Hause ist kein Nagel oder Eisen zu finden, alles ist durch Bande von spanischem Rohr befestigt. Hinter dem Hause befand sich ein großer Hof mit Küche, Pferd- und Hühnerstall, Bedientenlogis, Badhaus und ein Ziehbrunnen. Obgleich hier Holz im Ueberfluß ist, so ist doch Bambus wegen der Wohlfeilheit und Leichtigkeit, womit er bearbeitet werden kann, das Hauptbaumaterial der Europäer so gut wie der Eingebornen. Nur Civil- und Militärautoritäten von hohem Rang wohnen in Häusern von Brettern. Ich sah Offiziere mit 6000 fl. jährlicher Besoldung in derselbigen Behausung wohnen, wie die meinige war. Mein Ameublement, das ich größtentheils von meinem Vorgänger käuflich übernommen hatte, war nicht minder einfach; es bestand aus ein paar Tischen, ein paar Lehnstühlen und einer geflochtenen Bank von Bambus, die Bettlade ebenfalls von Bambus. Kasten oder Commode hatte ich nicht; sie sind hier eine große Rarität. Weißzeug und Kleider bewahrt man in Koffern, was den Vortheil hat, daß man dann immer reisefertig ist. Viel schneller war ich an die Gebrechlichkeiten meiner Behausung gewöhnt als an das Selbsthaushalten, was mir im Beginn viele Last und Anfechtung machte. An Bedienten fehlte es mir zwar nicht; ich hatte deren drei: der eine war Stallknecht, der andere Koch, der dritte Maître d'hôtel, jedoch hatte ich noch Sorgen genug, die Trägheit und Unzuverlässigkeit des erstern machte eine beständige Aufsicht über alles nöthig, so namentlich über den Ankauf der Lebensmittel, über die Wäsche und Weißzeug, mein Pferd u. s. w. Um diesem Uebelstand der Selbsthaushaltung zu entgehen haben die meisten Officiere hier javanische Haushälterinnen, die gewöhnlich gut kochen, nähen, bügeln u. s. w. können, die Aufsicht über das Weißzeug führen und die Haushaltungskunst bisweilen besser verstehen als manche europäische Dame. Sie haben immer mehr Interesse für das Eigenthum ihrer Herren als dieß bei malayischen Bedienten der Fall ist, welchen besonders Neulinge, die mit der malayischen Sprache und Leben noch wenig bekannt sind, oft Tribut bezahlen müssen. Auch ich wurde ihre Beute. Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde mir bei Nacht alle meine Baarschaft entwendet und sehr wahrscheinlich durch meine eigenen Bedienten. Zum Glück betrug sie nicht sehr viel, und da der Monat beinahe zu Ende war, so bekam ich nach ein paar Tagen meinen monatlichen Gehalt. Im übrigen konnte ich mich schnell in alle Besonderheiten der Sitten und Lebensweise auf einem Buitenposten schicken, und es wurden mir allerseits Lobsprüche gemacht über meine schnelle Akklimatisirung. Namentlich konnte ich mich mit der indischen Kost und ihrem Hauptbestandtheil, dem Reis, sehr gut befreunden, was in Beziehung für die Gesundheit für ein sehr gutes Zeichen gehalten wird. Letzterer wird nicht wie bei uns in einer Brühe als Suppe gegessen, sondern, nachdem er in Wasser gekocht ist, ausgepreßt und kommt dick, ohne alle Brühe, auf die Tafel. Er wird dann mit Brühen aus verschiedenen starken Gewürzen, namentlich spanischem Pfeffer, Curcuma, Ingwer u. s. w., gespeist — eine Nahrung, die hier im heißen Klima nicht unzweckmäßig ist. Außerdem ißt man viel Geflügel, das sehr wohlfeil ist, auch Kartoffeln und europäische Gemüse, wo man sie bekommen kann, dagegen wenig Fleisch. (Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1845.

Der Ackerbauarbeiter in England.

Es wird in den Zeitungen und im Parlament so viel über diesen Gegenstand gesprochen und die Vertheidiger der Korngesetze breiten sich so sehr aus über die harte Lage des Arbeiters, die durch Aufhebung der Korngesetze noch viel schlimmer werden würde, daß einige Worte über die bereits vorhandenen Ursachen der Noth unter den Ackerbauarbeitern um so mehr am Platze ist, als sie auf die Frage über die Korngesetze zugleich ein Licht wirft. Die Arbeiternoth hat namentlich vier Gründe, erstens die seit 30 bis 40 Jahren fortschreitende Verminderung der kleinen Pachtgüter und ihr Zusammenwerfen in große, die Theilung der Gemeinweiden, welche dem unbemittelten Landmann eine bleibende Unterstützung entriß, wenn gleich diese Gemeingründe jetzt einen reichern Ertrag gewähren, drittens die Einführung von Dreschmaschinen, welche abgesehen von manchen landwirthschaftlichen Nachtheilen auch die Zahl der Arbeiter verringerte, und viertens die Zufuhr von Gemüsen, Eiern, Hühnern u. s. w. von dem festen Lande her durch die Dampfschiffe. Alles das schlug zum Nachtheil des Unbemittelten aus, der Hauptnachtheil aber, welcher zum Theil die andern herbeiführte, bleibt eben die Zusammenwerfung kleiner Pachthöfe in große. Gehen wir auf den Grund dieses Uebelstandes ein, welcher das Land mehr und mehr eines kräftigen Bauernstandes beraubt, so finden wir die Ursache in der aristokratischen Geschlossenheit des Familienbesitzes; das Land wird dadurch nicht mehr und nicht weniger als ein Capital, das möglichst wohlfeil verwaltet seyn will, um den größtmöglichen Ertrag dem Einzelnen zu geben, und da diese Bewirthschaftung eines großen Gutes sich mit geringerem Aufwand an Geld und Menschenkräften bewerkstelligen läßt, als die mehrerer kleinen, so folgte die Zusammenwerfung der letztern von selbst.

Gegenwärtig sprechen die Vertheidiger der Korngesetze gegen deren Gegner namentlich auch den Vorwurf aus, daß sie das Capital, das im Landbesitz stecke, bloß wie jedes andere Capital behandeln, ohne zu erwägen, daß mit dem fixen Capital des Landbesitzers noch ganz andere Vortheile verbunden seyen, als mit dem flüchtigen Capital der Industrie. Der Vorwurf ist ganz richtig, und es scheint auch, daß die Antikorngesetzligue im Sinken ist, daß ihre Beweise nicht mehr den Anklang finden wie früher, kurz daß man die Wichtigkeit einer starken Landbaubevölkerung fühlt, denn die Ligue hat in neuerer Zeit mehrfache Niederlagen erlitten. Allein, ob die Vertheidiger der Korngesetze aus dieser Schwäche der Ligue einen besondern Vortheil ziehen werden, ist eine Frage: sie können den Vorwurf, daß man das im Grundbesitz steckende Capital eben so, wie das flüchtige Industriecapital behandeln wolle, nicht mit Recht machen, denn die Grundbesitzer sind mit diesem Fehler vorangegangen, sie haben ohne Rücksicht auf das kleine Capital des kleinern Pächters diesen ausgewiesen, ihn in die Classe der besitzlosen Landarbeiter hinabgestoßen, und beklagen sich jetzt, daß man denselben Grundsatz, nach welchem sie gehandelt, auch auf sie anwende. Die Aufhebung der Korngesetze wird die Folge haben, daß vielleicht einige Millionen Acres bei dem jetzigen theuren Anbau des Bodens unbebaut bleiben, aber darum kümmert sich der Arbeiter nicht, wenn er durch fremde Einfuhr wohlfeileres Brod bekommt.

Der Erfolg des bisherigen Streits war, daß beide Theile über den wahren Grund desselben sich besser aufklärten: man kommt mehr und mehr zu der Einsicht, daß eine Aufhebung der Korngesetze einer Umgestaltung der bisherigen Gesellschaftsverfassung in England gleichkommt. Diese Einsicht schreckt viele bisher eifrige Gegner der Korngesetze zurück, aber die heftigern werden bleiben, und wenn durch schlechte Ernten die Noth gesteigert wird, kann der volle Bruch nicht ausbleiben. Dann wird man erst eine Ermäßigung, dann eine Abschaffung der jetzigen Erbfolgegesetze über das Grundeigenthum verlangen, und die Noth vieler bisher reichen Familien wird diese dann von selbst herbeiführen. Bei der gegenwärtigen Auflösung der alten Parteien haben das Parlament und seine Verhandlungen weit weniger moralische Bedeutung als die Meetings, namentlich der Grundbesitzer in den Grafschaften. Dort werden die nächsten großen gesetzlichen Veränderungen vorbereitet, und das Parlament wird sie nur registriren.

Ausflug nach Algier.

(Schluß.)

Ich verlasse die Diligence in Buffarik, wo der wöchentliche Viehmarkt mehrere Tausend Eingeborne zusammengeführt hat, unter denen auch einige europäische Colonisten sich als Käufer eingefunden. Die verschiedenen Gattungen vierfüßiger Hausthiere stehen getrennt von einander, und geben im Ganzen keine günstige Vorstellung von der Viehzucht bei den Arabern; namentlich ist das Rindvieh auffallend klein und unansehnlich, was von dem vollkommenen Mangel an Pflege herrühren mag. Dieselbe Bemerkung gilt von den Kamelen, von welchen gleichfalls hier nur eine kleine unansehnliche Race zu finden ist. Die Regierung hat neuerdings gute europäische Hausthiere einführen lassen, namentlich prächtige Rinder, welche dem Ansehen nach mit den herrlichen Thieren aus der Campagna Romana verwandt sind, die selten auch hier vollkommen gedeihen. Von wilden Thieren, welche in den ersten Jahren der Occupation theils lebendig, theils todt auf den Markt gebracht wurden, ist jetzt außer einigen todten wilden Schweinen und lebendigen Gazellen nichts zu sehen. Die Löwen und Panther, welche ehemals jenseits des Atlas in der Provinz Titery ziemlich zahlreich waren, haben der Jagdlust der französischen Officiere weichen müssen, und sind in die Wüste zurückgedrängt worden. Nur ausnahmsweise findet man ein Fell von diesen Thieren in einer algierischen Butike. Einige reiche Leute in Algier halten zu ihrem Vergnügen in ihrem Hofe eine kleine Menagerie, in welcher ein großer Löwe die Hauptrolle spielt. An der einen Seite des Marktes ist eine Zeltreihe aufgeschlagen, in welcher Mauren und Juden Industrieproducte, meistens europäischen Ursprungs, feil halten. Hinter diesen Zelten steht auf einer Anhöhe das Zelt eines Aga, in welchem dieser erforderlichen Falls Recht spricht; im Ganzen geht alles sehr friedlich von statten, ruhiger als auf deutschem Viehmarkt, wo Spirituosa eine bedeutende Rolle spielen. Hier gibt es nur Ein Labsal, den Kaffee, welcher von mehrern Kaffeesiedern, die im Freien ihren Platz haben und stets von einer Schaar von Epikuräern umringt sind, unablässig ausgeschenkt wird. In Buffarik befindet sich ein gutes Wirths- und Kaffeehaus, dessen Besitzerin, eine widerwärtig freundliche, verschmitzte Normande mit strengem Scepter Knechte und Mägde, Beduinen und Europäer, vor allen aber ihren Ehemann in Ordnung hält. In einem gut eingerichteten Zimmer findet man ein Nachtquartier, welches durch das Geheul der Schakale, die in Schaaren die Metidscha durchziehen, und das widerliche Geschrei der Hyäne, welche vereinzelt auf Raub ausgeht, einen eigenthümlichen Reiz erhält.

Von Buffarik gelangt man in einer Stunde nach Blidah, einer am Fuße des Atlas reizend gelegenen Stadt von 7000 Einwohnern. Die Stadt selbst bietet wenig Interessantes dar, indem dieselbe zum großen Theil in einen Schutthaufen verwandelt ist, theils durch ein Erdbeben, welches schon vor der französischen Besitznahme stattgefunden, theils durch die Verheerungen, welche die Franzosen vor einigen Jahren angerichtet, als die Stadt sich durch verrätherischen Abfall eine derbe Züchtigung zugezogen hatte. Die Straßen sind abweichend vom arabischen Theile Algiers durchgängig ziemlich breit, die Häuser meistens einstöckig, mehrere europäische Straßen sind noch im Bau begriffen, und werden in Zukunft den Glanztheil der Stadt bilden. Die Ruinen sind, so jämmerlich sie auch meistens zerfallen, doch keineswegs verlassen, sondern werden von zahlreichen Familien bewohnt, denen die wenigen noch stehenden Mauern einen hinreichenden Schutz gewähren. Prächtig ist dagegen die nächste Umgebung der Stadt, die von einem weiten Gürtel von Orangengärten eingeschlossen ist. Die Vorsprünge des Atlas erstrecken sich bis unmittelbar an die Thore, und sind gleichfalls in Gärten verwandelt, aus denen uns Granaten und Orangen entgegenlachen. Angenehm überrascht hier ein kleines Kneipchen, welches von einer Schwäbin gehalten wird, in dessen auf einem Bergvorsprung gelegenen Garten hölzerne Tische und Bänke stehen, von denen aus man den prächtigsten Ueberblick über die Stadt hat. Dringt man von hier aus, den Lauf eines Flüßchens stromaufwärts verfolgend, in die Schluchten des Atlas ein, so wird man von der Ueppigkeit und Wildheit der ächt afrikanischen Vegetation überrascht, und würde im Hinblick auf das dicht verschlungene Buschwerk, durch welches man vergebens zu dringen versucht, sich in einen Urwald versetzt glauben, wenn nicht der Steg längs des Flusses, der oft quer durch das ziemlich ausgetrocknete Bett desselben führt, das Gegentheil bewiese. Das herrlichste Schauspiel aber ist der Sonnenuntergang. Die Gluth der Farben, von welcher die scharf gezeichneten Spitzen des Atlas erglänzen, die Tinten, in welche die weit ausgestreckte Metidscha erglüht, lassen jede Beschreibung weit hinter sich.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Blidah beschloß ich in Gesellschaft eines andern Deutschen den kleinen Atlas zu übersteigen, und nach Medeah, der Hauptstadt der Provinz Titery, vorzurücken. Früh am Morgen machten wir uns auf den Weg, dießmal nicht zu Wagen, sondern zu Maulthier. Statt des Sattels hatten unsere Thiere ein dickes Reitkissen, und über diesem eine Binsendecke, die auf beiden Seiten in einem Sack ausging, in welchem unsere kleinen Reise-Effecten (die großen hatten wir in Blidah zurückgelassen) gesteckt wurden. Ein Strick diente als Gurt, ein anderer als Zügel; bei der Dicke des Reitkissens ist es fast unmöglich dasselbe mit ausgespreizten Beinen zu umspannen, man sieht sich daher genöthigt, mit gekreuzten Beinen wie ein Türke zu sitzen — eine Positur, in welcher man freilich nichts weniger als einen festen Schluß hat. Zur Begleitung und zur Pflege der Thiere war uns ein Treiber mitgegeben, ein junger Bursche, der nur einige Worte französisch verstand, und überhaupt wenig geneigt schien sich mit uns abzugeben und es vorzog, uns unserem Schicksal überlassend, mit Arabern, die desselben Wegs reisten, Gemeinschaft zu schließen. Im Anfang ging alles ganz gut, wir ritten in der Ebene am Fuße des Berges dahin, bald aber fing die Sache an beschwerlich zu werden: als wir die Ebene verlassend in das Gebirge hineinzogen. Von einer gebahnten Straße ist hier keine Spur, sondern

man zieht durch Hohlwege, durch welche die Chiffa sich einen Weg geöffnet hat. Oft wird dieser Paß so eng, daß der Strom denselben in seiner ganzen Breite bedeckt, dann ist man genöthigt im Bette der Chiffa selbst seinen Weg zu nehmen; wo aber das im allgemeinen niedrige Wasser zu tief wird, muß man mit gewaltigen Anstrengungen an der Seite des Stroms die Felsen erklimmen, und das Maulthier am Halfter nach sich ziehend die Höhe zu gewinnen suchen. Das lose Gestein, über welches man unausgesetzt seinen Weg zu nehmen genöthigt ist, rollt unter dem Fußtritte der Menschen und Thiere in die Tiefe, und das sonst so zuverlässige Maulthier büßt hier seinen europäischen Ruf unbedingter Sicherheit vollkommen ein, denn mehr als einmal stürzten sowohl unsere Thiere als die der uns begleitenden Reiter zusammen, und wir fielen zu Boden, glücklicherweise ohne uns an den scharfen Felskanten, die überall vorspringen, zu verletzen. Schlimm wurde die Sache, wenn uns eine andere Karawane begegnete. War es in der Höhe, wo kaum für ein beladenes Thier ausreichender Platz war, so kostete es die unerhörteste Anstrengung, neben dieser zu Fuß vorbeizukommen und das Maulthier nachzuziehen; war es im eng zusammengedrängten Strom, so blieben die Thiere stehen und waren nur mit der größten Mühe zum Weitergehen zu bewegen, machten auch zuweilen „kehrt" und es war fast unmöglich sie in die frühere Richtung zurückzuwenden. Ein anderer erheblicher Uebelstand war auch der, daß an mehrern Stellen französische Truppen als Vorarbeit für eine künftige Straße mit Sprengen von Felsstücken beschäftigt waren, und nun von oben her bald das Commando zum Stillstehen, bald der Befehl zum schnellen Vorwärts- oder Rückmarsch erfolgte, dabei aber schwer verständlich war, nach welcher Seite hin man zu eilen hatte. Die durch das Halten an einem Orte zahlreich gewordene Karawane setzte sich dann plötzlich in Bewegung, ohne recht zu wissen wohin, alles schrie, tobte und rannte durch einander; Reiter und Thiere stürzten und sperrten den Weg, ein jeder war nur für sich besorgt, und suchte den andern bei Seite zu drängen, kurzum es war ein Wirrwarr, wie er in Kriegszeit bei einer eiligen Flucht nicht ärger seyn kann. Drei Stunden waren wir in diesem gräulichen Defilé, in welchem Unglücksfälle nicht selten sind, endlich gelangten wir außer dem Bereich der Sprengarbeiter, und die Straße wurde etwas besser, ohne darum für uns angenehmer zu werden. Unser Eseltreiber hatte die Bekanntschaft mehrerer verdächtig aussehender Kerle gemacht, von denen wir nicht loskommen konnten, und die uns mehrfach Beweise von feindseliger Gesinnung gaben, auf die wir bei unserer Unkenntniß der Sprache, bei der Ferne alles europäischen Schutzes und bei der entschiedenen Minorität, in welcher wir uns befanden, gerade nicht viel erwiedern konnten. Der Weg war noch immer der Art, daß im Fall einer beabsichtigten Beraubung nicht an Flucht zu denken war, eben so war es auch im Fall einer gegen uns verübten Missethat für unsere Gegner ein Leichtes, uns für immer bei Seite zu bringen; uns war daher im Ganzen nicht wohl zu Muthe. Zu unserm Trost hörten wir bald darauf hinter uns das Getöse einer andern Karawane, wir machten daher Halt, und fühlten uns erheblich erleichtert, als wir uns dieser neuen Gesellschaft, bei welcher sich ein europäischer Kaufmann befand, anschließen konnten. Es war Nachmittag, und noch hatten wir, außer einem Schluck Branntwein und einem Bissen Brod, den uns eine Marketenderin gereicht, nichts genossen als der Weg wieder gangbar wurde. Nach und nach zeigten sich auch Spuren von Feldbau und einzelner Colonistenhäuser. Gegen Abend langten wir endlich im höchsten Grade ermattet und abgespannt in Medeah an.

Association der Kohlenminenbesitzer im Loire-Departement.

Man hat bis jetzt nur Arbeitervereine und Verbindungen, weil sie meist einen etwas gewaltsamen Charakter an sich tragen, verpönt und verfolgt, jetzt bekommt es aber die Gesetzgebung mit ganz andern Contravenienten zu thun, und es fragt sich was geschehen soll, wenn man sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, daß man die kleinen Diebe hänge und die großen laufen lasse. Die Association der Eisenbahncompagnien schreitet in England und in Frankreich auf eine schreckenerregende Weise vorwärts, und man weiß nicht, wie man sich derselben entledigen soll, da bis jetzt gar kein legales Mittel dagegen vorhanden ist. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen, der den Regierungen in England und Frankreich schon manchen Stoßseufzer entlockt hat und noch mehr entlocken wird, dagegen heben wir nach dem Moniteur industriel vom 24 August eine andere Association heraus, die kaum minder bedeutend ist. „Das Kohlenbassin der Loire liefert jährlich 16 Millionen metrische Centner Kohlen, oder etwa ein Drittheil des Erzeugnisses von ganz Frankreich. Sämmtliche Minencompagnien haben sich jetzt verbunden und fangen an den Preis zu steigern, der bereits um fast einen halben Franken gestiegen ist; steigt er vollends gegen den frühern Preis um einen ganzen Franken, so legen die Gesellschaften zusammengenommen dem Lande eine Steuer von 16 Millionen Franken jährlich auf. Schon jetzt steht die französische Industrie gegen die englische namentlich wegen des theurern Brennmaterials zurück; steigt dieß noch mehr im Preise, so wird die Concurrenz immer schwieriger, weil Eisen, chemische Erzeugnisse, Maschinen, kurz alles theurer zu stehen kommt. Die Coalition ist erwiesen. Der Stadtrath von St. Etienne hat sich in einer von Rechtskundigen verfaßten Schrift an die Regierung gewendet und um Abhülfe gebeten, die ihm rechtlicherweise nicht verweigert werden kann." So weit der Moniteur industriel. Es fragt sich aber, ob die Regierung einschreiten kann, da ihr kein anderes Mittel zu Gebot steht als die Concurrenz. Aber man wird dann auf der andern Seite fragen: mit welchem Recht man die armen Arbeiter wegen Coalition verfolgt, wenn sie sich um ihres Lebensunterhalts willen verbinden?

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Was meinen Dienst betrifft, so war es hier erst, wo mein voller eigentlicher Wirkungskreis begann, und da ich weder in Holland noch

hier nähere Instructionen über meine Dienstpflicht erhalten hatte, so war es mir im Anfang vor Verstößen und Fehlern ziemlich bange; doch fand sich alles schnell und ging sehr gut, wozu die Collegialität meines Chefs in loco, des Dr. Av......, der einen Militärrang höher stand als ich, viel beitrug. In den Hospitaldienst hatten wir uns getheilt; jeder versah einen Krankensaal und bereitete seine Arzneien selbst. Die Zahl der Kranken war zusammen durchschnittlich 30 bis 36, worunter selten gefährliche waren (denn Solok gehört unter die gesündern Plätze von Sumatra), so daß unsere Geschäfte nicht groß waren; auch mit der Behandlung der indischen Krankheiten, die ich viel einfacher fand als ich mir gedacht hatte, wurde ich bald bekannt. Ich überzeugte mich bald, wie viel angenehmer und erfolgreicher die Ausübung der Kunst als Militärarzt und in einem Militärhospital ist als in der Privatpraxis. Von meinem Collegen profitirte ich noch vieles, er war ein Mann von sehr guten theoretischen und praktischen Kenntnissen, hatte in Berlin und Halle studirt und doctorirt; er war sehr gutherzig und höchst gewissenhaft im Dienst, um so bedauerlicher war es aber auch, daß er von einem eigentlichen krankhaften Hange zum Trunke sich beherrschen ließ — eine Leidenschaft, die hier in Indien auch bei Europäern von Stande nicht sehr selten ist und die Av..... ohne die Rücksichten, die man für seine Geschicklichkeit hegte, wahrscheinlich schon seine Entlassung gekostet hätte. Sein Urlaub wegen Krankheit nach Europa, von dem er erst kurz zurückgekommen, war selbst ein Beweis der Nachsicht unseres Chefs für ihn. Man dachte, der zweijährige Aufenthalt in Europa werde ihn von seiner Leidenschaft heilen, doch dem war nicht so. Nachdem er sich ungefähr einen Monat gut gehalten hatte, begann das alte Uebel sich wieder zu regen, und Av..... befand sich bald den größten Theil des Tages in einem Zustande, daß er unfähig war das Haus zu verlassen. Nicht lange dauerte es, so trat ein delirium tremens ein — eine Krankheit, die hier viel schneller den Trunkexcessen zu folgen pflegt als in Europa — und diese Scene wiederholte sich in den vier Monaten unseres Aufenthalts hier viermal, so daß ich bald den Dienst allein zu besorgen hatte, was mir einerseits mehr Geschäfte machte, andrerseits übrigens das Gute hatte, daß ich schneller mit allen Amtsverrichtungen, namentlich dem schriftlichen Theil derselben bekannt wurde. Im Ganzen beschäftigte mich mein Dienst täglich 3 bis 4 Stunden.

Meine Tageseintheilung war kurz diese: mit Tagesanbruch, d. h. halb 6 Uhr, stand ich auf und nahm ein kaltes Sturzbad, was hier allgemeine Sitte ist, hierauf das Frühstück, bestehend aus Kaffee nebst Pfannenkuchen aus Reismehl oder gebackenem Pisang u. s. w.; um 7 Uhr in die Caserne und das Hospital, wovon ich um 9 oder 10 Uhr wieder nach Hause kam, woselbst dann häusliche Geschäfte besorgt wurden; von 11 bis 12 Uhr wurde der Gesellschaft gewidmet, um 12 Uhr gegessen, bis 3 und 4 Uhr Siesta gehalten, hierauf wieder gebadet, das Hospital besucht; Abends sodann in Gesellschaft ein Spaziergang oder Ritt gemacht, nach diesem versammelte man sich abwechselungsweise bei dem einen oder dem andern, wo ein Glas Wein oder Bier getrunken wurde; um 8 Uhr ging man nach Hause, speiste und verfügte sich meistens um 9 Uhr zu Bette. So geregelt und einfach diese Lebensweise war, so blieb doch zu wenig Zeit übrig für Studiren und Privatarbeit. Auf einem Buitenposten, wo man ohne anzustoßen der Gesellschaft sich nicht entziehen darf, ist man viel minder Meister seiner Zeit als auf einem größern Platze.

Das Officierpersonal, das hier ziemlich groß war, bestand größtentheils aus ordentlichen, ziemlich gebildeten jungen Leuten, lauter Holländern von guter Familie, einen einzigen Deutschen ausgenommen. Die meisten hatten es hier erst zum Officier gebracht, und sie suchten, was ihnen an Studien oder Bildung etwa gebrach, wenigstens durch äußere Geschliffenheit zu ersetzen. Man muß überhaupt hier in Indien ein- für allemal darauf verzichten, von allen Leuten von Stand eine gründliche Bildung, wie man sie bei uns findet, zu verlangen. Personen, die nichts können als Lesen und Schreiben, haben es hier schon zu den höchsten Ehren gebracht. Wenn daher im Soloker Officierskreise die Conversation nicht immer genial war, so war doch der herrschende Ton immer anständig, selbst steif, aber nie gemein. Freundschaftliche Vertraulichkeit im Umgange und engeres gegenseitiges Anschließen vermißt man im indischen Gesellschaftsleben mehr oder weniger, ja auf kleinen Posten, wo man bei der Isolirtheit und Beschränkung auf sich gerade das Gegentheil erwarten sollte, mehr noch als auf größern Plätzen. Die Schuld daran liegt wohl zum Theil an dem mehr unabhängigen Leben der Europäer und ihrer eigenthümlichen Stellung, sofern sie ihren Aufenthalt in Indien überall nur als temporär betrachten, auch an dem ewigen Personenwechsel auf den Militärposten und der größern Gemischtheit der Gesellschaft, die mehr Vorsicht im Umgange nöthig macht; am meisten aber trägt, glaube ich, die angeborne Abgemessenheit und Steifheit der Holländer dazu bei. Ich stand mit allen Officieren auf gutem Fuß; den meisten Umgang hatte ich mit dem einzigen Deutschen darunter, dem Lieutenant Sauer, einem gebornen Mainzer und sehr ordentlichen Mann. — Im allgemeinen fand ich die trübseligen Vorstellungen, die ich mir vom Leben auf einem Buitenposten gemacht hatte, keineswegs verwirklicht. Die leiblichen Bedürfnisse konnte man hier noch ziemlich gut bekommen; ein chinesischer Bäcker und ein chinesischer Metzger versah uns mit Fleisch und Brod; einige coromandel'sche Kaufleute mit den nöthigsten häuslichen Bedürfnissen. Alle acht Tage war großer Bazar, d. h. Wochenmarkt, wo die Malayen die verschiedenen Landesproducte zum Kauf brachten. Früchte aller Art waren sehr wohlfeil; der Reis kostete das Pfund 3 kr. (gegen 180 Pfund hatte ich monatlich für meine Haushaltung nöthig); Wein und Bier konnte man von Padang bekommen, freilich ziemlich kostspielig, eine Flasche englisches Bier kam auf 1 fl., eben so hoch eine Flasche rother Wein. Die Jagd oder ein Ausflug in die Umgegend brachte zuweilen Abwechselung in die Einförmigkeit unserer Lebensweise, obgleich die Regenzeit, welche während meines Aufenthalts zu Solok herrschte, letztere nicht viel erlaubte und namentlich eine Excursion, die ich auf den drei Stunden entfernten 10,000' hohen und beständig rauchenden Vulcan Talong vorhatte, nicht zu Stande kommen ließ. Der größte Uebelstand, wie auf den meisten Buitenposten, so auch hier, war der, daß man so selten und unregelmäßig Nachrichten von der übrigen Welt erhält. Hier wurde nur der Java Courant gehalten, welcher bisweilen einen ganzen Monat ausblieb. Dieß war es, was mir anfangs am unangenehmsten fiel; jetzt habe ich mich auch daran gewöhnt. Wenn ich einst nach Jahren nach Batavia zurückkomme, so will ich mich durch gründliches Studium der Allgemeinen Zeitung, wovon ein Exemplar von einer Gesellschaft Deutscher daselbst gehalten wird, wieder aufs Laufende mit der Politik setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1845.

Amerikanische Skizzen.

Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.

(Fr. Gerstäcker.)

So viel, so verschiedenes hört man über die Backwoodsmen des Westens, so wenig und unbestimmtes dagegen über die Frauen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härtern Beschwerden, größern Entbehrungen ausgesetzt als die Männer, denen die Natur schon zum angebornen Eigenthum Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß, und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und seine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleinern Kindern widmen muß, sie, die bis jetzt im warmen, sichern Haus, von Freunden und Verwandten umgeben gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegenzugehen, das ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Sorgen und Entbehrungen, nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlag, nur an drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein Monate, ja nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie, der nächste wohnt vielleicht eine halbe Tagreise entfernt; kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie aufs Lager wirft; in jener wilden, unbebauten Gegend hat keiner von diesen seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht gezogen, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter und versucht ein Stück Wild zu schießen, um den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Wald, sieht er selbst die Fährten des scheuen Bären Morgens in kaum hundert Schritten von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und tagelang folgt er dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager, und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, die Beute witternd die Hütte umschleichen, zu furchtsam aber sind, sich dem Lagerplatz menschlicher Wesen zu nahen. Doch eben so wie der Mann, von andern stets geleitet, nie selbstständig und unabhängig wird, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bis zu diesem Augenblick einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines andern, stärkern gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selbst Trost bedürftig, die Zaghaften, und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke, diese wird an die Thür gestellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßen sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen erquickendem Licht die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen und geschickten Hieben der Axt, und jeder Tag vervollkommt die stille Waldesheimath und macht sie sicherer, wohnlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie zuerst für die Ihrigen das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt, daß es einen

festen Teig bildet, und dann auf einen eisernen Deckel flach geschlagen und schräg gegen die glühenden Kohlen gestellt. Eine Kaffeemühle fehlt, die Frau weiß sich aber zu helfen, die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel seines Tomahawks zerstoßen, in die große Blechkanne gethan und auf Kohlen gesetzt, bis das Wasser kocht und dadurch zu Kaffee wird. Bräunt sich das Brod, so schneidet sie dünne Scheiben Speck in die eiserne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirschfleisch folgen, gießt, um den Kaffee klar zu machen, etwas kaltes Wasser in den hoch aufkochenden, und rückt ihn schnell vom Feuer und ruft jetzt die Ihrigen zum einfachen, schnell bereiteten Mahl.

Das „Geschirr," wenn das wenige Hausgeräth mit solchem Namen belegt werden kann, ist bald wieder aufgewaschen, und sie holt jetzt ihr großes Baumwollen-Spinnrad hervor und dreht mit fleißiger Hand den Faden. Hat der Farmer seine Pflüge in Ordnung, ist das Feld bestellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet er wohl auch an einem Webestuhl, und wenn die Tage wieder warm werden, so webt die thätige Hausfrau den Faden, den sie im vorigen Jahre gesponnen, für sich und die Ihrigen zum Kleide, das sie für alle Mitglieder des kleinen Familienkreises anfertigt. Dabei sind aber auch noch viele andere Geschäfte zu besorgen, ein kleiner Garten will bestellt, Hühner und Ferkel gezogen seyn; sie muß Seife kochen, um die Wäsche besorgen zu können, und die jungen Kälber, die der Mann erst kürzlich zum Hause getrieben hat, nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn jetzt gibt es Milch, und auch Butter macht sie, wenn freilich noch sehr wenig, denn das Schütteln der Milch in einer Flasche bis sie zu Butter wird, da sich kein anderes Gefäß zu diesem Zwecke vorfindet, ist sehr beschwerlich.

Die Töchter und Söhne wachsen nun aber heran, die Heerde vermehrt sich, das urbare Land wird erweitert und alle zum Leben nöthigen Bedürfnisse im Ueberfluß gezogen; in wenigen Meilen Entfernung steigt der freundliche Rauch von Nachbarhütten empor, gebahnte Wege durchkreuzen den Wald nach allen Richtungen, und der Pionier wird zum ehrbaren Farmer. Hiedurch erleichtern sich auch die Arbeiten, da die Nachbarn einander freundlich an die Hand gehen; sollen in den Feldern gewaltige Klötze zusammengerollt werden, damit sie leichter verbrennen; will der Landmann den Mais aus den Hülsen brechen, daß er weniger schnell fault, was dem Einzelnen wochenlang Zeit rauben würde; ist ein Haus zu errichten, wo starke Arme nöthig sind, so ruft eine freundliche Einladung sämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zusammen, und während die ersteren im Felde arbeiten, reihen sich die Frauen und Mädchen um eine gewaltige, im Haus aufgehangene Steppdecke und nähen nach Herzenslust. Nur beim Maisausschälen helfen sie mit. Ist aber das Werk beendet, dann wird die Decke schnell in die Höhe gezogen, daß sie unter die Querbalken des Daches zu hängen kommt und einige der Frauen gehen ans Kochen, während andere einen tüchtigen Stew *) bereiten, und jetzt vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanz. Von unseren deutschen Walzern und Rutschern wissen sie freilich dabei nichts, doch gebrauchen sie ihre Zehen und Hacken bei den englischen und irischen Tänzen, als Jigs, Hornpipes, Reels ꝛc. ꝛc. auf eine merkwürdig behende Weise, daß es oft fast wie Castagnetten klingt. Nicht zu ermüden sind sie dabei, und gar häufig geht die Sonne auf und neigt sich wieder ihrem Untergange, ehe die Fröhlichen auseinandergehen. Häufig wechseln Pfänderspiele mit den Tänzen, doch sind diese immer beliebter.

*) Stew, ein amerikanisches Getränk aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter.

So selten wird aber den amerikanischen Jungfrauen im Walde die Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen Leuten bewundern zu lassen, daß sie eine jede auf das sorgfältigste benutzen, um wenigstens das zu zeigen, was sie an Staat und bessern Kleidern besitzen. Es müßte ein recht armes Mädchen seyn, das sich nicht bei einem solchen Ball zweimal umziehen könnte, und die wohlhabenderen thun dieß fünf-, ja sechsmal, ohne jedoch an ihrem Haarschmuck, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe, und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt ihrer Kleider muß geschmackvoll seyn, und sie weichen in dieser Hinsicht keineswegs den „Stadtdamen", von denen sie sich auch in ihrem Benehmen sehr wenig unterscheiden.

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der alten Welt so gewaltig ist, fast ganz weg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmann" eine Spur jenes plumpen unbehülflichen Wesens suchen, welches nur zu oft unseren braven Nährstand auszeichnet, und wohl nur daher kommt, daß dieser mit den über ihm stehenden Classen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikanische Bauer kennt keine über ihm stehende Classe und das Gefühl seiner Unabhängigkeit, seiner Freiheit gibt ihm jenes ungezwungene, ich möchte fast sagen gentile Wesen, das in unseren Kreisen den Mann von Welt verräth. Ebenso verhält es sich mit den Frauen. Ein eigenes Interesse gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher sich diese „Töchter des Waldes", die ihre wilde Heimath vielleicht nie verlassen haben, in allen Lebensverhältnissen benehmen. Ursache dieses Selbstbewußtseyns ist aber auch wohl großentheils die Achtung, in der „weiße" Frauen in Amerika stehen, und schwer würde es der Mann büßen müssen, der die ärmste, niedrigste unter ihnen beleidigte. Oft sieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reisen ohne Begleitung, ohne Schutz unternehmen, denn sie finden in jedem Reisegefährten einen Beschützer und einen Freund. Die jungen Leute heurathen in den Vereinigten Staaten sehr früh, und ich habe nicht selten Mütter von vierzehn bis fünfzehn Jahren gefunden; hiezu tragen aber auch nicht wenig die so leicht zu erlangenden Mittel der Existenz, wie die wenigen Bedürfnisse bei, die besonders der Landmann des Westens kennt. Die Leute sind genügsam und mit ihren Kindern mehren sich auch ihre Heerden und Ernten. Man darf aber ja nicht glauben, daß bei diesen einfachen Waldbewohnern das Herz allein Ver-

bindungen stifte, ach leider ist gerade hier das Gegentheil nur zu oft der Fall, und viele, sehr viele Beweise sind mir davon bekannt. Freilich lernen sich bei den obenerwähnten Zusammenkünften, als „husking - quilting - logrolling und houseraising - frolics" häufig junge Leute kennen und lieben, wobei der strenge Verstand nicht um seine Meinung gefragt wird, im Ganzen geben aber ein paar Kühe und Schweine, einige Acker Land, oder gar ein Paar Sklaven nicht selten den Ausschlag. Interessant war immer dabei stets die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutsch-englischen Ausdruck „courteten" oder den Hof machten, und unvergeßlich wird mir in dieser Hinsicht ein junger Mann bleiben, der nach ächt amerikanischer Art eine Frau nahm.

Heinze — er war deutscher Abkunft — hatte sich mit unermüdlichem Fleiß ein Stückchen Land urbar gemacht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tausend Fencestangen gespalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirsichgarten gepflanzt und eine so allerliebste Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeschafft, wie man nur irgend in Arkansas finden konnte. Die natürliche Folge hievon war, daß alle Nachbarn fest behaupteten, Heinze sey der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heurathen. Trotz allen Sticheleien der Freunde läugnete er dieß aber auf das bestimmteste und meinte, „er habe noch Zeit ans Heurathen zu denken." Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außergewöhnlichem Eifer seine Sonntagsstiefeln zu wichsen und seinen blauwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürsten.

„Sonny" sagte der alte Vater, der mit ihm gemeinschaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny, was hast du denn vor, daß du deine Geh = zur = Kirche = Kleider am Donnerstag anziehst? Du gehst doch nicht „courten"?"

„Unsinn" sagte Heinze, bürstete aber nur desto eifriger an dem sehr bestaubten Rockkragen, „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler und mir ein Paar Kühe besehen, die ich kaufen möchte."

„Ahem!" sagte der Alte, schüttelte aber gleich darauf sehr bedeutend mit dem Kopf, als sein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfell darüber hinbreitete, das sonst nur bei festlichen Gelegenheiten benützt wurde; seine Vermuthung ward aber zur Gewißheit, als sein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er sonst nicht einmal zum Rasiren benutzte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er mit äußerster Sorgfalt seine Toilette vollendet hatte, pfeifend forttrabte.

(Fortsetzung folgt.)

Die hängende Wasserleitung in Pennsylvanien.

Ueber den Allegbany-Fluß in Pittsburg ist eine hängende Wasserleitung geführt, welche von der Stadt Allegbany bis Pittsburg als Canal dient und vor kurzem vollendet wurde, eine in ihrer Art einzige Arbeit. Der Plan wurde von J. A. Röbling entworfen. Die Wasserleitung besteht aus sieben Bogen von etwa 160 Fuß jeder, von dem Mittelpunkt des einen Bogens bis zu dem des andern gerechnet; er ruht auf sechs gemauerten Pfeilern und zwei Strebepfeilern. Die Wasserleitung selbst ist aus Holz, unten 14, oben 16½ Fuß breit und 8½ Fuß tief. Sie hat nur zwei Scheiben aus Eisendrath von 7" Durchmesser, welche an beiden Seiten der Holzmasse aufgehängt sind; jedes der Taue besteht aus 1900 Eisendrathlängen von einem Achtelzoll Durchmesser; die beiden Taue können ein Gewicht von 2000 Tonnen tragen. Man hat die Oxydation der Taue vermittelst eines sehr dauerhaften Firnisses gehindert, der an jedem Eisendrath besonders angebracht wurde. Außerdem sind sie durch eine Umwicklung mit ausgeglühten und wohl angestrichenen Dräthen geschützt. Die Enden der Taue stehen in Verbindung mit Ketten, die unter der Erde laufen und an große Metallplatten befestigt sind, welche mit schweren gemauerten Massen bedeckt wurden, deren Gewicht jedem Druck der Ketten widersteht. Die Ketten sind aus dem besten Kesseleisen; jedes Glied ist aus einem Stück ohne Anschweißung geschmiedet. Die Gesammtlänge dieses Theils der Wasserleitung ist 1140 Fuß, die der mit den Ketten vereinigten Taue 1883; das Gesammtgewicht eines Bogens ist 880 Tonnen. (Moniteur industriel vom 24 August.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Was nun einen Hauptpunkt, den financiellen, betrifft, so ist mein Gehalt hinlänglich genug, um ohne Sorgen und mit Anstand leben zu können; er beträgt mit allem 193 fl. monatlich, wovon aber einige Abzüge für Wittwen, Waisen und Pensionsfonds abgehen; ein Drittel davon wird in Silber, zwei Drittel in Kupfer ausbezahlt, wobei man jedoch keinen Nachtheil leidet, da das Kupfergeld die allgemein gültige Scheidemünze ist. Das Silber ist rar und gibt gegen Kupfer 50 Proc. Agio. Sehr gut kam für meine Finanzen ein Fall von Privatpraxis. Der hier zu Solok residirende bürgerliche Machthaber (auf holländisch civile gezaghebber), ein Herr van der Veen, brach durch einen Sturz vom Pferde das Schlüsselbein, und da Av..... außer Dienst war, so wurde ich zu Hülfe gerufen, und war so glücklich ihn in ungefähr fünf Wochen vollkommen herzustellen. Die ärztliche Behandlung wird hier im allgemeinen sehr gut bezahlt, nur ist die Gelegenheit dazu auf Sumatra, wo nicht viel Civilpersonen sind, selten; besser ist es auf den größern Posten in Java. Meine Besuche bei Hrn. van der Veen, einem jungen gebildeten Mann, gaben mir Gelegenheit, sowohl mit den Sitten der Malayen als auch mit der Regierungsweise des niederländischen Gouvernements bekannt zu werden, dessen feine und schlaue Politik gegenüber von den Landeseingebornen anerkannt werden muß. Die Samatranen in den Bovenlanden, erst seit etwa 15 bis 20 Jahren nach vielen blutigen Kämpfen dem niederländischen Scepter unterworfen, müssen mit viel mehr Vorsicht behandelt werden als die längst an das fremde Joch gewöhnten Javanen, indem sich erstere durch mehr Freiheitsgeist, Streitlust, Fanatismus und mehr Abneigung vor schwerer Arbeit unterscheiden, in Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit übrigens gleichen. Sie bezahlen keine Art von Abgaben; Unterhaltung der Landstraßen, Leistung von Frohndiensten gegen billige Bezahlung, Anbau von Kaffee, den sie gegen einen festgesetzten, freilich geringen Preis an die Depotplätze am Strande abliefern müssen, sind ihre einzigen Lasten.

Die Residenzschaft „padang'sche Bovenlande," welche einen langen, ziemlich schmalen Landstrich zwischen dem 2° S. und 1° N. B. mit einem Flächeninhalt von etwa 300 Quadratmeilen einnimmt, ist in verschiedene Districte eingetheilt, über deren jeden ein sogenannter Civil-Gezaghebber gesetzt ist. Dieser hat seinen Sitz meistens in solchen Plätzen, wo Militär sich befindet. Ihm liegt die Gesammtverwaltung des Districts ob; er hat die Polizei, die Administration der Staatseinkünfte, die Sorge für den Anbau von Kaffee, Indigo, Reis u. s. w.; er spricht Recht in allen Sachen der Eingebornen, und zwar nach dem malayischen Hadat, dem Herkommensrecht; er hat daher einen großen Wirkungskreis und eine bedeutende Macht, ist auch gut besoldet. Um dieses Amt verwalten zu können, müssen die Candidaten weder studirt noch ein Examen prästirt haben, dagegen verlangt man von ihnen vor allem gesunden natürlichen Verstand, einige Kanzleikenntnisse, besonders aber genaue Bekanntschaft mit malayischer Sprache und malayischen Sitten. Sie sind verantwortlich dem Residenten, der in Sachen der Eingebornen die letzte Instanz bildet und Recht über Leben und Tod spricht; er genießt bei der Bevölkerung daher auch ein königliches Ansehen. Der gegenwärtige Resident Steinmetz ist ein sehr verständiger, seinem Amt durchaus gewachsener Mann, der einen großen Einfluß auf die Malayen besitzt, sie halten ihn für kugelfest und für einen Zauberer; ihm hat das Gouvernement mehr zu verdanken als der nicht unbedeutenden Militärmacht auf Sumatra. Er kam ein paarmal nach Solok, was immer großen Aufruhr in unser sociales Leben brachte. Mir wurde einigemal die Ehre von ihm zum Souper eingeladen zu werden.

Den 23 März erhielt ich von Padang die Ordre mich unverweilt nach Fort van der Capellen zu begeben, um dort einen erkrankten Collegen abzulösen. Ein Tag nachher wurde auch Av......, dessen Aufführung nach Padang berichtet worden war, abgelöst und nach Padang citirt, um dort unter specielle Aufsicht genommen zu werden. Bereits den folgenden Tag befand ich mich mit Sack und Pack auf dem Marsch nach Fort van der Capellen, wo ich, da es von Solok nur zwei Etappen waren, des andern Abends glücklich anlangte. Wiewohl ich nicht ungern in Solok gewesen bin, so war mir doch diese Versetzung sehr angenehm, da ich sie als einen Beweis von Zutrauen von Seite meines Chefs ansehen mußte, denn während ich zu Solok untergeordnet stand, so war ich zu Fort van der Capellen allein, d. h. Eerstaanwezender-Officier van Gezondheid, indem ich nur unter den Befehlen meines Chefs zu Padang stand. Zudem gilt Fort van der Capellen für einen der angenehmsten und gesundesten Plätze in den Bovenlanden, die Temperatur daselbst sehr angenehm und niederer als in Solok. Morgens ist es durchschnittlich 16 bis 17°, Mittags 22 bis 23°, während es zu Solok durchgehends 2 Grade heißer ist. Fort van der Capellen liegt 13 bis 1400' über der See, rings umgeben von Bergen, von denen mehrere 10,000' hoch sind; zwei bis drei Stunden davon erhebt sich 9800' hoch der Vulcan Merapi, der beständig raucht und nicht selten heftige Ausbrüche hat. Ueberhaupt was Lage und Umgebung betrifft, so ist Fort von der Capellen der schönste Militärposten auf Sumatra, den ich bis jetzt gesehen habe. Es liegt in dem Reich Menangkabu, eine halbe Stunde von dem malayischen Campong Baggar Rujjong, der ehemaligen Residenz der Radscha von Menangkabu, welche vor Zeiten über den größten Theil von Sumatra herrschten und denen zum Aerger die Holländer dieses Fort vor die Nase bauten. Der letzte dieser Radscha lebt in Gefangenschaft zu Batavia. Die Besatzung von Fort van der Capellen bildet eine Compagnie Javanen und eine Compagnie Neger. Während die Holländer ihren javanischen Soldaten nur den halben Sold der Europäer geben, so bekommen die Negersoldaten, ungeachtet die Art, wie sie an der Goldküste angeworben werden, sehr stark einem Sklavenhandel gleicht, merkwürdigerweise vollen europäischen Sold. Sie sind schlechte Liniensoldaten, widerspänstig, wild und undisciplinirt, von den Malayen übrigens sehr gefürchtet, welche sie schwarze Europäer heißen. Das Fort, das man unter die stärksten von Sumatra rechnet, liegt auf einem freistehenden Hügel, an dessen Fuß die Officierswohnungen und Casernen des außerhalb dem Fort liegenden Theils der Soldaten sich befinden. Ich bewohnte ein geräumiges hübsches Haus, das Eigenthum des hiesigen Assistent-Residenten, der es unentgeltlich dem jeweiligen Arzt einräumt, und das am Fuß des Forts mitten in einem etwa einen halben Morgen großen Stück Gras- und Blumengarten gelegen war. Er war auf englische Art angelegt und mit Pisang, Ananas, Kaffee, Gewürznelken, Zimmt, Pomeranzen und verschiedenen andern Fruchtbäumen, mit Rosen, Lilien, Cactus, Balsaminen u. s. w. bepflanzt war. Haus und Garten zusammen bildeten ein sehr hübsches Ganzes, das viel einem holländischen Buitenplatz gleich sah; ich bekam bald viel Geschmack am Gärteln, das hier viel minder mühsam und viel lohnender ist als in Europa; denn alles, was man pflanzt, das kommt auf und Bäume und Blumen blühen das ganze Jahr durch. Diese idyllische Wohnung, die viel zur Verangenehmung meines Aufenthalts zu Fort van der Capellen beitrug, hatte aber auch wieder ihre Schattenseiten. Der Garten und der denselben umgebende Wassergraben diente allerhand kriechenden Thieren zum Aufenthalt, die von Zeit zu Zeit in meinem Hause Besuche ablegten. Einmal kam eine 5 bis 6' große Schlange des Morgens zu mir in mein Studirzimmer; ein andermal erlegte ich einen Leguan von derselben Größe in meinem Hühnerstall, wo er wieder auf Diebstahl ausgegangen war, nachdem er mir alle Nächte Hühner und Enten geholt hatte. Doch sind dergleichen Thiere nicht alle so gefährlich als man sich denkt, und man gewöhnt sich hier bald daran, sie nicht mehr zu fürchten. Minder angenehm waren Besuche von Dieben, welche die einsame Lage meines Hauses anlockte. Dreimal in vier Monaten wurden Einbruchsversuche bei mir gemacht, aber glücklich alle vereitelt, zuletzt sah es bei Nacht in meinem Hause aus wie in einer belagerten Festung. Die Diebe sind hier gewöhnlich javanische Soldaten, welche bei Nacht in den Casernen nicht gut bewacht werden können; sehr selten nur geschehen Diebstähle von Sumatranen. Das Officiercorps, das nur sieben Mann stark war, bestand aus jungen gebildeten Leuten, und es herrschte eine Harmonie unter uns, wie sie auf andern Posten selten ist. Mein Hospital enthielt durchschnittlich zwanzig Kranke, die Arzneien mußte ich selbst bereiten, was jedoch nicht viel Mühe machte; für die niedern Dienste hatte ich zwei Krankenaufwärter. Ich war hier auch Civilarzt, d. h. ich mußte, so viel es ohne Vernachlässigung meines Hospitaldienstes geschehen konnte, auf Ansuchen des Assistent-Residenten kranken Malayen zu Hülfe kommen, und war mit der Kuhpockenimpfung unter der malayischen Bevölkerung beauftragt, was mit ziemlich viel Mühe machte. Ich war deßhalb eine Zeitlang alle Tage auf Reisen in nahe und ferne malayische Dörfer; überhaupt hatte ich hier Geschäfte genug.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1845.

Die Goldwäscherei in Siebenbürgen.

(Aus A. de Gerando: Siebenbürgen und seine Bewohner. Deutsch von Karl V. Lorck.)

Der größte Theil der Siebenbürgen bewässernden Flüsse, die beiden Szamos, die beiden Körös, der Ompoly, der Gyogy, der Sztrigy, die Maros, die Bisztricz, die Lapos, die Dumbravitza führen Gold mit sich. Man kann dieß eigentlich von allen Flüssen des Landes sagen, aber in den nichtgenannten ist das Gold so selten, daß es sich nicht der Mühe lohnt sie zu nennen. Der Fluß, welcher am meisten mit sich führt, entspringt in den östlichen Gebirgen Siebenbürgens, durchfließt die Umgegend von Toroczko, berührt Thorda, und ergießt sich in die Maros. Die Ungarn nennen ihn Aranyos, d. h. der Goldene. Die Goldwäsche in diesen Flüssen wird durch die Zigeuner besorgt. Die Blättchen des kostbaren Metalles lassen sich schon gewinnen, wenn man das Wasser und den Flußsand auf ein Wollenzeug ausgießt, an dem das Gold hängen bleibt; gewöhnlich aber wäscht man den Sand in einem ausgehöhlten Brette, Tekenyö genannt. Die Zigeuner verrichten dieß Geschäft mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Sie fassen den Tekenyö an den beiden Enden an, lassen das Wasser fallen, schöpfen neues ein, und gießen es aus, bis sie das reine Gold glänzen sehen. Einige Augenblicke genügen, um eine Handvoll Sand auszuwaschen. Dieß ist eine der tausend überraschenden Scenen, die Siebenbürgen dem Reisenden unaufhörlich darbietet, und die fremdartige Tracht der Zigeuner, ihre dunkle Haut und ihre krausen Haare erhöhen noch den Effect dieses außerordentlichen Schauspiels, das uns an die Ströme Afrika's versetzt.

Die goldwaschenden Zigeuner sind in zwölf Parteien von 80, 100 und 120 Personen getheilt. Jede dieser Abtheilungen steht unter einem Aufseher, welcher einem in Zalathna wohnenden Generaldirector Rechnung abzulegen hat. Sie sind frei von den öffentlichen Lasten, aber nicht von den herrschaftlichen Frohndiensten. Diese Abtheilungen haben keinen bestimmten Ort, wo sie ihr Geschäft fortwährend verrichten müßten; jeder Zigeuner wäscht den Sand, wo es ihm gefällt, heute in einem Fluß, morgen in einem andern, am häufigsten im Aranyos. Er erhält einen Erlaubnißschein, kraft dessen er bald hier bald dort sein Gewerbe ausübt. Dagegen muß er jährlich mindestens einen Pizete (5 Grammes, 2 Decigrammes) Goldstaub liefern, der ihm zu 3 fl. 40 kr. abgekauft wird. Wenn er fleißig ist, so kann er drei Pizeten die Woche gewinnen, und jeder Pizete wird ihm zu demselben Preis bezahlt. Die Ernte ist am reichlichsten, wenn starke Regen fallen, wo dann die Gießbäche das Gold aus dem Gebirg herabführen. Alles Gold, welches die Zigeuner gewinnen, soll an den Aufseher abgeliefert werden; es ist ihnen verboten es an andere zu verkaufen. Bis jetzt ist das Maximum des in einem Jahre in den Wäschen gewonnenen Goldes 12 Kilogrammes gewesen.

Es ist außer allem Zweifel, daß die Ausbeute viel reicher seyn würde, wenn man die Gewinnung fleißigern Arbeitern anvertraute. Aber es gibt in der Welt keine größern Faullenzer, als die Zigeuner. Obgleich sie ein Mittel haben, in kurzer Zeit viel zu verdienen, benutzen sie es doch nicht. Oft nehmen sie sich nicht einmal die Mühe, im ganzen Jahre die geringe Quantität Gold auszuwaschen, die sie an den Fiscus abzuliefern haben, und die sie in wenigen Tagen gewinnen könnten.

Amerikanische Skizzen.

Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.

(Fortsetzung.)

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet; Heinze begab sich keineswegs zu dem neuen Ansiedler hinüber, sondern schlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreistündigen Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei sehr hübsche Töchter und sonst auch recht anständiges Eigenthum sein eigen nannte. Wenn er aber auch noch nicht recht fest entschlossen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten sollte, überließ er dieß doch gänzlich dem Zufall.

stieg vom Pferd, das ruhig zu grasen anfing und trat ins Haus.

Es war noch früh am Tage und er fand beide Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt; die älteste butterte und die jüngste spann, während die Mutter am Webestuhl saß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze also, der freundlichen Einladung folgend, rückte sich einen Stuhl zum Kamin und fing an seinen Hut zwischen den Knieen herumzudrehen.

„Haben Sie schon Ihr Korn dieses Jahr gepflanzt, Mr. Heinze?“ frug die Matrone.

„Will gerade anfangen, Ma'm!“ sagte Heinze.

„Trockenes Frühjahr heuer!“

„Sehr!“

„Wie geht's Ihrem Vater?“

„O, danke schön — he is kicking about.“ *)

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?“

„Nein!“

Hier stockte die Unterhaltung wieder und Heinze wirbelte seinen Filz auf eine wahrhaft unmenschliche Weise zwischen den Fingern herum. Die älteste Tochter versuchte zwar noch einigemal ein Gespräch anzuknüpfen, es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete alles so bündig wie möglich, und verfiel dann wieder in sein voriges Nachsinnen. Endlich nahte sich die Mittagstunde, der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen und der Besuch stand jetzt auf, strich seinen Hut glatt und sagte „Good bye to you all!“ **)

„Wollen Sie nicht mit uns essen, Mr. Heinze?“

„Habe nichts dagegen,“ erwiederte dieser, ruhig umkehrend, setzte den Hut unter seinen eigenen Stuhl, und vertiefte sich gar bald in etwas gebratenen Speck und eine Schüssel mit Kartoffeln.

Das Essen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beschäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach schon herein, der wahrscheinliche Freier blieb aber immer noch auf seinem Stuhle stocksteif sitzen und sah bald die jüngste, bald die älteste forschend von der Seite an, daß die Mädchen, die lange die Absicht seines Besuchs gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein paar Kühe heim, trat dann in die Stube, begrüßte den Gast und setzte sich neben diesem nieder. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde gesprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus und ließ sich erst wieder zum Abendbrod einladen, ehe er zugab daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse augenblicklich zu Hause reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten überdieß jedes fernere Nöthigen unnütz, ohne weitere Einladung holte er jetzt selbst den Sattel ins Haus und band den Poney an einem Trog fest.

Sobald das Wetter vorüber war, suchten alle ihr Lager, und auch der Freiersmann fand sich bald darauf unter zwei wollenen Decken ausgestreckt. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen (denn es schlief die ganze Familie, den Gast eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühstück, Speck mit Maisbrod, auf. Jetzt wurde aber auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge, oder steckte ihm wenigstens in der Kehle. Das merkte der Alte, dem die Mutter schon ihre Vermuthungen mitgetheilt hatte; dem armen Teufel also eine Verlegenheit zu ersparen, nahm er ihn bei einem Knopf, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier daß — seine beiden Töchter schon Bräute wären und am nächsten Sonntag zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze sagte bloß das eine Wort „singular“ *), drückte sich dann den Hut fester in die Stirn, schüttelte dem Alten die Hand, bat ihn seinen Sattel aus dem Hause zu holen und war zehn Minuten später auf dem Heimweg.

Er hatte aber einen ganzen Tag versäumt, und noch dazu in der Pflanzzeit, durfte also auf keinen Fall, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, zu Hause kommen; als er daher an einer andern kleinen Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich sehr armes Mädchen wohnte, so stieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geschäft, indem er schnell von Eltern und Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burschen kannten, die Zustimmung erhielt. Vier Stunden später ging er schon wieder in Hemdärmeln auf seinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maissaat, und acht Tage darauf ritt er mit seiner Braut zum Friedensrichter und verließ diesen nur wieder als ein verheurathelter Mann.

So arm ein Backwoodsman aber auch seyn mag, so wird er doch nie zugeben, daß seine Frau eine sehr harte Arbeit thue, und auf Kochen, Waschen, Spinnen und Weben beschränken sich größtentheils deren Beschäftigungen. Von Vergnügungen, einen gelegentlichen Tanz ausgenommen, weiß solch arme Frau freilich gar nichts — Städte kennt sie oft nur dem Namen nach; sie verlangt aber auch nichts weiter als ihre eigene Familie gedeihen, ihre eigenen Heerden mit jedem Jahre wachsen und sich vermehren zu sehen; Sonntags reitet sie dann an der Seite ihres Mannes auf einem sehr hübschen Damensattel (den sie sich anschafft, und wenn sie eine Kuh verkaufen müßte) zur Betversammlung, und benützt vielleicht zugleich die Zeit, eine nicht sehr entfernt wohnende Freundin aufzusuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur hellen Flamme emporzulodern, mag das folgende Beispiel beweisen.

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzug, den er mit mehreren Cameraden unternommen, zufällig eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 Meilen von seiner eigenen und 40 Meilen von jeder andern bewohnten Farm gelegen seyn

*) Er schlägt sich so herum.
**) Lebt wohl, alle zusammen.

*) eigenthümlich.

mochte. Da er gerade allein war, so beschloß er, keinem der Gefährten ein Wort von seinem Fund zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an jener Stelle ein „Improvement" anzulegen, d. h. sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er sich vor allen Dingen das Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht gethan, schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht augenblicklich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein, seine Frau und zwei kleinen Kinder auf ein anderes Pferd, schulterte die Büchse, und trat leichten Herzens und mit frohen Hoffnungen seinen Marsch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte gegen Abend, da sich noch überdieß der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war auch kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinter ihm drein schmetterte.

Bald hatte sich jetzt die kleine Familie für die Nacht häuslich eingerichtet: das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt und der Mann zündete vor allen Dingen mit von den Wänden gerissenen trockenen Brettern ein gutes Feuer an, auf das er später, als der Sturm etwas nachließ, Brennholz von außen häufte.

Das Blockhaus war eines jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt, und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine wo möglich noch einfachere, aber weiter westlicher liegende zu vertauschen. Das Dach mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen auf ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hie und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faule Stellen des Holzes ins Innere. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboot angehört hatten, und wahrscheinlich von dem nicht sehr weit entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen; doch entsprach er wenigstens noch theilweise seinem Zweck, und blieb auch etwas mehr Rauch im Zimmer als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Inwohnenden vertrug, so diente dieser wiederum als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskitos, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden lang herrschte eine fast durch nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlummernden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte Du holtest mir einen Becher voll Wasser!" sagte die Frau endlich zu ihrem Manne, „das Kind will trinken und mir selber klebt die Zunge am Gaumen."

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein paar Späne entzündet habe — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden."

Damit stand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen — was ist Dir?" rief die Frau erschrocken — „was hast Du?"

„Nichts!" stöhnte der Mann, tief Athem holend — „Nichts — ich — ich trat nur auf etwas!"

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen!" sagte die Frau und richtete sich vom Lager empor.

„Halt — um Deiner Seligkeit willen — halt!" schrie schnell und heftig der Missourier — „rühre Dich nicht von der Stelle wo Du liegst, bis es hell wird!"

„Was ist Dir geschehen? William — rede — ich beschwöre Dich," bat die arme Frau in Todesangst.

„Es sind Schlangen im Zimmer und ich habe auf eine getreten."

„Bist Du gebissen?" frug entsetzt sein Weib.

„Ich glaube nicht, es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt, bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte auch die Kinder still!"

„O mein Gott!" jammerte das arme Weib — „wenn es doch erst Tag wäre, mich wird die Angst verzehren, bleib nur ja wo Du bist, daß Dir kein Unglück geschieht."

„Ja, ja!" sagte der Mann, „ich rühre mich nicht, gib mir auf die Kinder acht."

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Die trockene Jahreszeit, die im Mai begann, und die in den Bovenlanden um so angenehmer ist, als die Hitze nie zu groß wird und immer von Zeit zu Zeit ein kühlender Regen fällt, bot uns manche Unterhaltung. Wenn es der Dienst erlaubte, gingen wir auf die Jagd, aber nicht auf Tiger, deren es hier wenig hatte, sondern auf wilde Schweine, Schnepfen und wilde Tauben, von denen es wimmelte. — Ich glaubte in Fort van der Capellen geraume Zeit bleiben zu können, und hatte darum begonnen mich gut häuslich einzurichten, als ich in der Mitte des Monats Julius höchst unerwartet die Ordre erhielt meinen Bündel wieder zu packen, um mich nach Tobing zu begeben, wohin es vom Fort van der Capellen ein Abstecher von mehr als 100 Stunden ist. Ungeachtet ich in meinem bisherigen Aufenthalt höchst

angenehm und zufrieden gelebt hatte, blieb mir jedoch nichts übrig, mich als mit Geduld in meine neue Platzveränderung zu schicken; ich wußte ja zum voraus, daß ewige Unstätigkeit mein Loos in diesem Lande sey, überdieß war mir dadurch Gelegenheit geboten, wiederum eine hübsche Reise zu machen, wozu ich die Liebhaberei noch nicht verloren habe.

Den 2 August, nachdem mein Nachfolger angekommen war, verließ ich Fort van der Capellen, gefolgt von fünfzehn Lastträgern, die meine Habseligkeiten trugen. Sämmtliche Officiere nebst dem Assistent-Residenten gaben mir ein paar Stunden weit zu Pferd das Geleite. Durch die Sorge des letztern, der mir in Verbindlichkeit war, war ich in den Besitz eines sehr guten Pferdes gekommen (das von Padang hatte ich längst verkauft), welches mir auf meiner langen Reise vorzüglich zu Statten kam. Tobing, mein jetziger Aufenthalt, liegt in der Residenzschaft Tappanuli, in den sogenannten tappanulischen Bovenlanden, und ist der nördlichste binnenländische Militärposten auf Sumatra. Vom Fort van der Capellen rechnet man bis dahin 21½ Tagreisen (Etappen) oder gegen 120 Reisestunden. Mein Weg, der sich mitten durch die holländischen binnenländischen Besitzungen auf Sumatra und durch das sumatraische Centralgebirge hindurchzog, führte über unzählige Thäler, Berge und Flüsse. Im Anfang, als ich mich noch in der Residenzschaft padang'sche Bovenlande befand, war das Land cultivirt und ziemlich gut bevölkert; je nördlicher ich kam, desto wilder, unbebauter und unbevölkerter waren die Landstriche. Tagelang sah ich bisweilen kein weißes Gesicht, und es ging fast immer durch unabsehbare Urwälder, Dschungelfelder oder Einöden. Wenn es mir möglich war, machte ich des Tages zwei Etappen, so daß ich nicht selten 8 Stunden unausgesetzt zu Pferde saß; dafür machte ich dagegen auch auf den Militärposten, deren ich im Ganzen fünf passirte, ein bis zwei Tage Rasttag. Ueberall wurde ich mit der größten Hospitalität empfangen.

Diese Posten sind folgende: 1) Fort de Kock, der Wohnsitz des Residenten der padang'schen Bovenlande, zwei Etappen vom Fort van der Capellen; 2) Bonjol unter dem Aequator, vier Etappen vom Fort de Kock; dieser Platz wurde im Jahre 1838 nach einer vierjährigen blutigen Belagerung endlich von den Holländern eingenommen; 3) Lunder, drei Etappen von Bonjol; 4) Padang Nunang, anderthalb Etappen von Lunder; 5) Fort Elut, sechs Etappen von Padang Nunang; 6) Tobing, fünf Etappen vom Fort Elut. — Wo keine Militärposten waren, dienten meistens leere Passantenhäuser zum Nachtaufenthalt, wo ich aber für Nachtlager, Essen und Requisition der Lastträger selbst Sorge tragen mußte. Das Essen bestand gewöhnlich aus trocken gekochtem Reis und einem oder zwei über dem Feuer an einem spitzigen Bambus gebratenen Hühnern, was mir immer sehr gut schmeckte und hinreichte zur Stillung des Hungers. Einigemal mußte gebranntes Welschkorn die Stelle des Reises vertreten. Die rohen Bestandtheile für diese Mahlzeit mußte ich in Person aus den benachbarten Dörfern requiriren. Auf mehreren Posten mußte die ganze Nacht hindurch um Haus und Stall Feuer unterhalten werden, um die Tiger zu verjagen. Obgleich es in vielen Strichen von diesen Bestien wimmelt, so hat man doch am hellen Tage wenig zu befürchten, desto mehr aber bei Nacht, wo sie in die Wohnorte kommen, in die Häuser schleichen und kein lebendes Wesen vor ihnen sicher ist. In Bonjol und Lunder ist der Unfug dieser Thiere so arg, daß man ohne Begleitung mehrerer Fackeln das Haus nicht zu verlassen wagt. Ich war so glücklich, auf meiner langen Reise keiner dieser Bestien zu begegnen. Mehr Gelegenheit hat man auf einer Reise gegen Norden wilde Elephanten anzutreffen, deren Begegnung nicht immer gefahrlos ist. Ich sah einmal, aber glücklicherweise auf hinreichende Entfernung, einen großen Trupp derselben, die sich in einem Flusse badeten. — Am zwölften Tage meiner Reise, nachdem ich bei Bonjol die Linie passirt hatte, verließ ich zwischen Padang Nunang und Fort Elut das Land der Malayen und kam in die Landstriche, welche von Mandselingen und Battas bewohnt werden. Diese haben eine ganz andere Sprache und ganz andere Sitten als die Malayen, machen überhaupt einen andern Volksstamm aus; sie sind noch uncivilisirter als diese, Heiden und Menschenfresser, dabei aber feig und unterwürfig, sie sind viel bessere Unterthanen des holländischen Gouvernements als erstere. — Da ich der Sprache ganz unkundig war, so hatte ich viel Noth und mußte daher noch unterwegs einen des Malayischen kundigen Batta in die Dienste nehmen.

Den 20 August, am neunzehnten Tage nach meiner Abreise, langte ich verbartet, von der Sonne verbrannt und abgemagert wie mein Pferd, jedoch wohlbehalten in Tobing an, wo ich mich bei meinem Collegen, einem gebornen Würzburger, einquartierte. Diesem machte meine Ankunft große Freude; denn nach vierjährigem Aufenthalt in den Wildnissen von Nord-Sumatra war er endlich nach Padang versetzt worden. Auch ich war über die glückliche Beendigung der langen Reise so erfreut, daß ich die trübselige Lage meines neuen Wohnplatzes wenig beachtete.

Tobing gehört unter die abgelegensten Posten der Westküste von Sumatra; es liegt am Fuß eines hohen Waldgebirgs 2200' über der See, ist rings umgeben von Wald und Wildniß und läßt daher in Rücksicht auf Lage und Umgebung keine Vergleichung mit Fort van der Capellen zu. Nach Tappanuly, welches der nächste Seeplatz ist und westlich von Tobing liegt, sind es fünf große Tagreisen oder 30 Stunden. Das gesunde und kühle Klima hier muß für die Abgelegenheit und Einsamkeit, die überhaupt, wie ich hoffe, auch Sache der Gewohnheit ist, entschädigen. Die mittlere Temperatur ist Morgens 14 bis 16°, Mittags 18 bis 20, selten 21, Abends 16 bis 17. Die hiesige Garnison besteht aus einer Compagnie von 150 Mann mit einem Capitän und zwei Lieutenants; außerdem residirt hier noch ein Civil-Gezaghebber. Wie zu Fort van der Capellen bin ich hier der einzige Gesundheits-Officier; mein Hospital, wohin auch die Kranken von dem fünf Etappen entfernten Fort Elut, wo kein Arzt ist, gebracht werden, hat durchschnittlich 25 bis 30 Patienten. Unsere Wohnungen befinden sich dicht beisammen und wir leben hier sehr solid und im besten Frieden, indem jeder begreift, daß hier alles darauf ankommt sich in einander zu schicken und sich nicht durch Uneinigkeit das Leben gegenseitig zu verbittern. Der Capitän-Commandant ist ein einfacher, aber sehr rechtschaffener Mann, der alles thut, um seinen Officieren das Leben angenehm zu machen, so daß ich, alles zusammengenommen, keine Ursache haben werde, mich über meine Versetzung hieher zu beklagen. Ich vermuthe hier ein bis zwei Jahre von meinen Wanderungen ausruhen zu können, und spare daher für meine andern Briefe auf, Euch noch mehr über mein Leben in Sumatra zu erzählen.

(Schluß folgt.)

Die Entfernung des Wassers durch atmosphärischen Druck aus den Minen soll gegenwärtig in den Minen von Douchy bei Valenciennes versucht werden. (Moniteur industriel vom 17 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1845.

Tunis und Tripoli.

Die Besetzung der afrikanischen Küste durch die Franzosen ist mehrern europäischen Staaten, und noch mehr der Türkei, von Anfang her ein Dorn in den Augen gewesen, und man hat kein Mittel unversucht gelassen, um die Herrschaft der Franzosen zu untergraben und wo möglich zu stürzen. Inzwischen hat es der Gang der Dinge gefügt, daß zwei Fürsten Nordafrika's die nothgedrungenen Freunde der Franzosen geworden sind, der Kaiser von Marocco und der Bey von Tunis. Der erstere blickt mit größerer Furcht auf den Helden des Islam, den Vertheidiger des Glaubens, auf Abdel-Kader als auf die Franzosen, denn die letztern haben noch auf lange Zeit hinaus kein Interesse sich Marocco's zu bemächtigen, da sie an der Besetzung von Algier mehr als genug haben, aber Abdel-Kader, der im französischen Gebiet erlegen ist, will jetzt den Kampf gegen die Feinde des Islam mit maroccanischen Kräften fortsetzen, und somit muß entweder der Kaiser Abdel-Kadern aus seinem Lande entfernen oder sich von diesem in einen Krieg mit den Franzosen hineinziehen lassen. Dieß ist ihm schon schlecht genug bekommen, aber das erstere, die Entfernung Abdel-Kaders, steht nicht in seiner Macht, weil er die Kräfte seiner moslemitischen Völker nicht gegen den Vertheidiger des Islam aufbieten kann. So ist er selbst der Feind Abdel-Kaders und der Verbündete der Franzosen gegen denselben geworden, so wenig ihn auch seine Neigung zu den Franzosen hintreiben mag, und so wenig er seine Feindseligkeit gegen Abdel-Kader offen vor seinem Volk gestehen darf.

In ähnliche Abhängigkeit ist auch der Bey von Tunis gerathen: bekanntlich hat die Pforte von jeher das Souveränitätsrecht über die Barbareskenstaaten, Algier, Tunis und Tripoli angesprochen, und dieß ist auch stets durch Geschenke und andere Huldigungen anerkannt worden. Damit begnügte sich die Pforte, bis Frankreich Algier eroberte; jetzt aber traten die europäischen Interessen gegen Frankreich mit auf den Schauplatz, und wenn sie gleich nur hinter dem Vorhang spielten, so ist dieser doch durchsichtig genug. Im Anfang war der englische Einfluß in Tunis und Tripoli vorherrschend, weil der Schrecken vor den Franzosen und die Furcht, daß sie auch diese Länder angreifen möchten, zu Gunsten desselben wirkte. Bald aber wandte sich der Wind. In Tripoli standen sich der französische Consul Schwebel und der englische Warrington schroff gegenüber. Bei einem ausgebrochenen Zwiste in der Familie des Pascha ergriff Warrington die Partei des Neffen Ali Pascha's, Emhammed, der mit den Arabern des Landes verbunden seinen Oheim bekämpfte, welcher mit dem französischen Consul Schwebel im besten Vernehmen stand. Da erscheint mit einemmal der Kapudan Pascha mit einer Flotte vor Tripoli, um diesen lange dauernden Zwist beizulegen: Ali Pascha wird auf das Admiralschiff gelockt, hier gefangen genommen und nach Konstantinopel geführt, während türkische Truppen und ein türkischer Pascha die Stadt besetzen. Die vor der Stadt lagernden Araber, zum Theil unter sich selbst uneins, werden sogleich überfallen und geschlagen, Emhammed kommt auf der Flucht um, und der türkische Pascha sitzt fest auf seinem Posten in Tripoli. Indeß hatte der arabische Aufstand doch schon sehr bedeutendes Gewicht errungen, und die Türken wären auf die Stadt beschränkt geblieben, wenn nicht der verschmitzte Pascha durch Anwendung der gewöhnlichen türkischen Staatskünste die Araber zu trennen gewußt und so den Sieg überall davon getragen hätte. Wie dieß ergangen, haben wir im vorigen Jahre in dem Lebensabriß Abdel-Dschelils (s. Nr. 292 ff.) erzählt.

Seit nun Tripoli wieder eine türkisches Paschalik geworden, richtet die Pforte, angetrieben von England, ihre Blicke auch auf Tunis, und sucht auch hier die herrschende Familie zu stürzen und einen türkischen Pascha an ihre Stelle zu setzen. Dieser sehr klar hervortretende Entschluß trieb den Bey zu einem Bündniß mit den Franzosen, förderte die Errichtung eines theilweise europäisch-exercierten Heeres unter französischen Officieren, und rief, so oft eine türkische Flotte im Anzug gegen Tunis war um neue Geschenke zu erpressen und die Gelegenheit eines Ueberfalls zu erlauschen, eine französische Schiffsabtheilung vor den Hafen von Tunis, um einem solchen Beginnen sich nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Der Ausgang eines Gefechtes zwischen französischen

und türkischen Kriegsschiffen war zu unzweifelhaft, als daß man es darauf hätte ankommen lassen können, und so zog sich die türkische Escadre jedesmal bei der Annäherung der französischen zurück. Darum wurde aber der Plan, sich zum Meister von Tunis zu machen, noch nicht aufgegeben und jetzt soll, wie es scheint, versucht werden, ob man es nicht von der Landseite ausführen kann. Seit kurzem haben sich 5000 Mann regelmäßige türkische Truppen nebst 3000 Albanesen in Tripoli gesammelt, und da kein Araberhäuptling im Feld steht, somit, wenn man keinen Plan gegen Tunis verfolgt, das Zusammenziehen einer solchen Truppenmacht eine Wirkung ohne Ursache ist, so hat der Bey seine Gegenanstalten getroffen und rüstet sich aufs eifrigste, einen Angriff abzuwehren. Französische Kriegsschiffe finden sich seit einiger Zeit vor Tripoli und Tunis ein, türkische Kriegsschiffe mit hohen Befehlshabern an Bord sind in Tripoli eingelaufen, neue Truppen aus Constantinopel werden erwartet, ein bedeutendes Material und eine Menge Kriegsbedürfnisse aller Art sind zusammengebracht, kurz alles deutet darauf hin, daß man sich auf beiden Seiten zum Kriege rüstet. Was der Zweck von türkischer Seite ist, unterliegt wohl kaum einem Zweifel: Tunis soll den türkischen Großen und Arabern, auch dem türkischen Schatze eine Beisteuer zahlen und der Punkt werden, von welchem aus die französischen Besitzungen in Afrika mit Vortheil in Aufregung erhalten werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Skizzen.

Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.

(Schluß.)

Lange noch wachte die Frau und lauschte ängstlich der geringsten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kleine beruhigt hatte, schlief sie wieder ein. Aber lange Träume quälten sie und mit einem Angstruf fuhr sie plötzlich empor.

Es war heller Tag, die Sonne schien durch die breiten Spalten ins Innere der Hütte, die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos und keines der gefährlichen Thiere war mehr im Zimmer zu sehen, der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu ermuntern; kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem Schrei zurücksprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem leeren Gebäude wiederhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten, gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte alles was in ihren Kräften stand, ihn ins Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich und schluchzend warf sie sich endlich wieder aufs Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Das gab dieser die ganze Kraft, die ganze Seelenstärke wieder, und erweckte einen Muth in ihr, dessen sie sich früher selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen dann ihr Frühstück und bereitete sich jetzt, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren auch mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bach, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug sie dann den schweren Körper an den Ort seiner Bestimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, stemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in stillem Gebet ihre Hände über dem Grab und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat, „keine Erde auf den Vater zu werfen!" Da verließ sie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte sie lautschluchzend das Kind an sich und gab sich ganz ihrem Schmerze hin, aber auch jetzt bezwang sie ihn bald wieder, trug das Kleine liebkosend von der Stelle fort, und beendete schnell ihre traurige Arbeit.

Nun galt es aber, ihre ganze Energie zu zeigen. Dort konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten, auf dem Platze selbst erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen, und schnell ordnete sie alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, die sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thür, das übrige trug sie heraus ins Freie, packte Lebensmittel für mehrere Tage zusammen, ließ das jüngste Kind auf einige Minuten in der Obhut des ältern, um die nur wenige hundert Schritt entfernt von dort grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Messer herbei, um nicht unbewaffnet einen Marsch durch die einsame Wildniß anzutreten.

Mit unsäglicher Mühe gelang es ihr endlich alles in Stand zu setzen, und mit Hülfe eines umgestürzten Baumes stieg sie selbst in den Sattel und hob die Kinder zu sich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie diese auf dem Herweg fast gar nicht beachtet und nur von ihrem Mann gehört hatte, ihr neuer Ansiedlungsort liege nordwestlich. Doch hier half kein Zögern und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Heimweg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel der Weiden vollkommen zufrieden zu seyn, und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimath so schnell wieder aufzusuchen, begann daher jedesmal, sobald es den Zügel locker fühlte zu grasen, und beachtete weder Drohungen noch Zurufe. Die junge, hülflose Frau sah sich also auch hier auf ihre eigene Kraft angewiesen und lenkte nun das ungern folgende Thier einen südöstlichen Curs, so weit sie selbst im Stande war diesen genau einzuschlagen. Aber nur sehr lang-

sam konnte sie ihren Weg fortsetzen, denn die beiden Kinder wie die schwere, lange Büchse nöthigten sie alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, um nicht durch irgend einen vorstehenden Ast oder überhängenden Stamm abgestreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis jetzt klare Himmel, und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiser, denn nach der Rinde der Bäume vermochte sie ihre Bahn nicht zu bestimmen; nach besten Kräften verfolgte sie aber dessen ungeachtet die wie sie glaubte richtige Bahn, und lagerte als der Abend kam, am Fuße eines kleinen Hügels und am Rand einer klaren Quelle. Wohl ängstigten sich die Kinder Nachts über das Heulen der Wölfe und die schaurigen Töne der Eule, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erschallen ließ, die Mutter beruhigte aber, selbst mit bangklopfendem Herzen, die Weinenden, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringste Geräusch, das sich im dürren, raschelnden Laub vernehmen ließ.

Der nächste Morgen fand sie wieder marschfertig, aber noch war der Himmel trüb, und immer ängstlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn sie an die vor ihr liegende bahnlose Wildniß dachte, in der sie sich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abend verzehrte sie, nachdem sie die Kinder zuerst ordentlich gesättigt hatte, die letzten Brodkrumen, und nagender Hunger gesellte sich am dritten Tag noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte sie unterwegs mehrere Hirsche gesehen, die auch wohl in Schußnähe gewesen wären, Furcht aber, das Pferd scheu zu machen, und ihre Kinder der Gefahr auszusetzen abgeworfen zu werden, verhinderte sie jedesmal die Büchse zu gebrauchen; jetzt aber, am Abend des dritten Tages, sah sie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufsteigen, machte schnell Halt, und es gelang ihr, einen der nicht im mindesten furchtsamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht stand ihr jedoch bevor, der Säugling schrie fortwährend und die Wölfe, durch die scharfen, dem Rufe des Hirschkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umschwärmten winselnd das Feuer, so daß sich das geängstigte Weib endlich nicht anders zu helfen mußte, als daß sie die Büchse mit Pulver lud und abschoß, die Bestien zu schrecken. Wer aber beschreibt das Gefühl, das ihre Brust bestürmte, als in gar nicht so großer Entfernung ein lautes „Halloh!" ihrem Schusse antwortete; o wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr heran kam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache blasse Weib allein mit den zwei hülflosen Kindern in der Wildniß fand, ohne lange Fragen aber schaffte er schnell alle zur nicht sehr fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebender Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und aufnahm. Der Mann hatte schon am Abend den Schuß, ja später sogar in einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes gehört, dieß aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuschend ähnlich lautet, und den ersten Schuß weiter nicht beachtet, das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerksam, und gerade als er vor die Thür seiner Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß sich ein Verirrter im Walde befinden müsse, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieß eine arme verlassene Frau sey.

Das Haus des Farmers befand sich wohl zwanzig englische Meilen südlich von dem beabsichtigten Cours und dem elterlichen Haus der Unglücklichen, am nächsten Tage aber schaffte der Amerikaner sie und ihre Kinder auf einem kleinen Wagen in die Heimath zu den Ihrigen zurück.

Bis hieher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der starke Geist den Körper bezwungen, jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte und ein Nervenfieber warf sie monatelang aufs Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die einer von ihnen kannte, um von dort die zurückgelassenen Sachen zu holen. Hier beschlossen sie aber die Nacht das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenen Kienflammen hatten sie auch kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang geharrt, als zwei ungeheure Klapperschlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und sich der knisternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Daseyn zu gleicher Zeit ein Ende und als Siegestrophäen wurden sie über dem Grab des armen Pioniers aufgehangen.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Recht leid ist es mir, daß ihr Euch so viele Sorge und Anfechtung um meine Gesundheit macht; ich hoffe, daß ihr diese Aengstlichkeit verlieren werdet, wenn ihr noch mehr Briefe von mir in Händen habt, und es mir gelungen seyn wird, von dem Lande und von dem Klima Euch günstigere Vorstellungen einzuflößen. So lange ich nun in Indien bin, hätte mein Befinden nie besser seyn können. Mein Appetit ist vortrefflich; die inländische Kost schlägt mir sehr gut zu; ich wollte, ihr könntet die Teller voll Reis sehen, die ich alle Tage zu mir nehme. Auch von der Hitze und ihren erschlaffenden Einflüssen macht man sich in Europa eine viel zu arge Vorstellung. An die Hitze kann man sich viel besser gewöhnen als an die Kälte, welche ein dem menschlichen Organismus feindseligeres Element ist. Das Klima ist das angenehmste in Indien, und ich habe noch keinen Europäer gehört, der ihm nicht den Vorzug vor dem europäischen gegeben hätte; namentlich hier in Tobing ist es so gemäßigt, daß ich nicht weiß, ob ich von dem Anerbieten, mir etwas Würtemberger Winterkälte zu senden, Gebrauch machen würde. Während ich dieses schreibe, Mittags halb 3 Uhr, ist es + 17°, was doch wahrlich keine erschlaffende Hitze ist. Hier im sumatraischen Oberlande trage ich alle Tage Tuchröcke, so daß es mich nicht reut, alle mitgenommen zu haben. Tuchkleider dienen hier zum Staat, sie sind entsetzlich theuer; ein Tuchrock kostet in Bataria 80 fl.

Meine Ansichten über meine Lage und Verhältnisse sind noch ganz dieselben, wie ich sie in meinem letzten Briefe ausgesprochen habe und sind durch meine seitherigen Erfahrungen nur noch mehr bewahrheitet worden. Ein unparteilicher Vergleich zwischen meinem Loose und der Lage der meisten jungen Aerzte in Württemberg kann nur zu meinen

Gunsten ausfallen, und ich würde wahrhaftig mit den wenigsten derselben tauschen. Wer sollte in meinem Alter es nicht vorziehen in zufriedener Behaglichkeit, fast gänzlicher Unabhängigkeit und relativem Ueberfluß, wenn auch zum Theil unter Barbaren zu leben, als ohne sichern Geschäftskreis, abhängig von dem guten Willen anderer, überall gehemmt und beschränkt, in unbehaglicher Lage im Schooße der sogenannten Civilisation.

Der . . . . . fragt mich auch über das Missionswesen in Indien. Ich habe, so lange ich hier bin, noch sehr wenig davon gehört, viel weniger namentlich als früher in Europa. Niederländisch-Indien scheint allerdings der Platz nicht zu seyn für Missionäre. Nur auf Amboina, wo sie ein offenes, leichtes, bereits bebautes Feld haben, sollen sie sich aufhalten, anderswo nirgends, wiewohl es noch Heiden genug hier gibt. Vor den Battaländern namentlich scheinen sie einen gewissen Abscheu bekommen zu haben, seit zwei von ihnen, welche noch im Andenken der Europäer als verrückte Menschen leben (sie waren nicht einmal der Landessprache kundig), von den Battas aufgefressen wurden. Das Batta-Dorf, wo dieses im Jahre 1832 geschah, ist nicht weit von hier und war damals noch nicht unterworfen. Ueberdieß zweifle ich daran, ob das niederländische Gouvernement, dessen nüchterne Politik Anerkennung verdient, hier oder anderswo als auf Amboina Missionäre dulden würde, indem es einsieht, daß sie anstatt Heil Schaden und Unzufriedenheit unter den unterworfenen Völkern stiften würden. Wahrhaftig, wer den unüberwindlichen Indifferentismus der indischen Völker kennt, welche für abstrakte Begriffe keine Ideen, noch viel weniger Worte haben, kann den Unverstand solcher Bekehrungssucht erst recht begreifen. So viel ich aus Erkundigungen und eigenen Erfahrungen weiß, erschlafft das tropische Klima gar bald den Bekehrungseifer, und nicht wenige der Missionäre machen gleich vielen andern Europäern mehr Jagd auf irdische als auf himmlische Güter, und das Ansehen, das sie über die Eingebornen als Europäer und unter dem Schutz der Behörden gewinnen, verleitet sie gewöhnlich zu einer Herrschsucht, die weit nicht mehr das Seelenheil allein im Auge hat, sondern sich begnügt, getaufte Heiden und leere Namensschriften unter ihre Gewalt zu bekommen, so daß man allen Grund hat, die prunkenden Rapporte über ihren Erfolg mit Argwohn zu betrachten.

Vor ein paar Tagen bekam ich das geneeskundige Archiv für Niederländisch-Indien, worin ein Gesundheitsofficier auf Amboina über die dortigen Christen sich also ausdrückt: „Zwar legen mehrere Schriftsteller den Amboinesen gute Eigenschaften in reichlichem Maaße bei, der Wahrheit aber nach sind sie trotzig und anmaßend, träg, furchtsam, abergläubisch; dem Namen nach bekennen sie sich zur evangelischen Kirche und haben darauf keine geringe Einbildung, indem sie glauben, schon der Christenname mache sie den Europäern gleich, vor allem aber haben sie nicht mehr nöthig zu arbeiten. Fragt der Menschenfreund nach den Resultaten der Bekehrung zum Christenthum, so wird er sich bitter getäuscht finden, wenn er bemerkt, daß dieser so viel Lärm machende Unterricht die Bekehrten keineswegs zu bessern Menschen gemacht hat, trotz der Lehre des Evangeliums und des Christennamens sind sie noch voll von heidnischem Aberglauben und heidnischer Laster. Darum wird auch der mohammedanische Theil der Bevölkerung von den Europäern weit vorgezogen. Diese sind arbeitsam, zuverlässig und haben ein würdigeres Verhalten."

Für die Seelsorge auf Sumatra's Westküste sind von Staatswegen zwei Geistliche angestellt, ein reformirter und ein katholischer. Diese machen alle Jahre eine Rundreise durch alle größern Binnenposten, wo sie eine Predigt halten, taufen u. s. w., was sie immer kurz und einfach abmachen, indem sie sich vor Zelotismus wohl hüten. Ich hörte beide zu Fort van der Capellen, wo, weil das europäische Personal zu klein war, um der Sache mehr Ansehen zu geben, auch die Negercompagnie zur Predigt commandirt wurde. Sie haben immer große Eile, wieder nach Padang zurückzukommen, wo sie für die gehabte Mühe durch ein großes Reisegeld entschädigt werden. Beide leben in der nachahmungswürdigsten Harmonie miteinander, und die böse Welt sagt, daß sie gar keine Verächter irdischer Genüsse seyen. Der reformirte Pfarrer bekommt eine monatliche Besoldung von 500 fl., der katholische Caplan von 400 fl. Hier in Tobing waren sie noch nie, da sie ebenfalls einen Abscheu vor den Menschenfressern haben sollen.

Es ist eine unverständige Verleumdung von England, Holland zu beschuldigen, daß es die Seeräuber unterstütze, im Gegentheil, Holland hat beständig eine beträchtliche Anzahl von Kriegsschiffen in den indischen Gewässern zur Steuerung dieses Unfugs, dessen Vernichtung übrigens unmöglich ist.

Berghaus ist falsch berichtet, wenn er sagt: die Krokodile seyen im Flusse und der Rhede von Batavia vertilgt; es hat deren noch im Ueberfluß; ich selbst sah welche, auch ist mir nicht bekannt, daß Jagd darauf gemacht wird.

Die hiesigen Früchte zu beschreiben ist mir nicht wohl möglich; sie haben zu wenig Aehnlichkeit mit den europäischen, als daß sich so leicht eine deutliche Vorstellung davon machen ließe; ich will einstweilen die Namen der gesuchtesten nennen: Pisang oder Bananen, Ananas, Mangostan, Manka, Smanka, Nauka, Jakuba, Pampelmus, Papaija, Durion, Langsa u. s. w.

Noch fällt mir etwas bei: kürzlich hatte ich Besuch von einem Battahäuptling, einem Hauptmenschenfresser, welcher sich rühmte, so viel Menschen gefressen zu haben, daß die Augen davon ein Eimer füllen würden.

Der Reisende Dr. Robert übersandte nach Paris eine Schilderung des westlichen Plateau's der hohen Tatarei, wohin er von Firozpur aus im vorigen Jahre hingedrungen; er scheint indeß nicht sehr weit gekommen zu seyn, denn unbegreiflicherweise machte er sich (s. Annales des Voyages. Juill. 1845) erst im October dahin auf den Weg, wo ihn dann Schnee und Kälte zeitig verjagte. Glücklicher war er im Sommer mit seinem Vordringen gegen Badakschan, von wo er nur umkehrte, weil er von dem untergeordneten Befehlshaber des Emir von Buchara eine schlechte Aufnahme fürchtete, da er als Franke erkannt worden war trotz seiner Verhüllung. In den Gebirgen von Latham (?) an den Gränzen von Kafiristan erhielt er eine Anzahl Münzen, die er als hinduische, griechisch-barbarische u. s. w. bezeichnet, wahrscheinlich ähnliche wie die, welche man seit einiger Zeit mit dem etwas zu allgemeinen, aber bequemen Namen „baktrische" bezeichnet. Dr. Robert blieb die Regenzeit hindurch in Badakschan, um Sprache und Sitten der Einwohner zu studiren. Die erstere bezeichnet er als ein corruptes Sanskrit und Hindu, und behauptet, mit dem Hindustani sey er bei Hohen und Niedern durchgekommen; wer Hindustani und etwas Persisch verstehe, könne mit den Leuten von Kanaur, mit den Tataren von Schipki, mit den Bewohnern von Lhassa, Iskardo, Sowat Bomr u. s. w. ohne Dolmetscher verkehren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1845.

Die verlassene Prachtstadt in Brasilien.

Es ist schon wiederholt in diesen Blättern davon die Rede gewesen, daß im Innern Brasiliens eine große, verlassene Stadt sich befinden soll, auf welche ein Reisender des vorigen Jahrhunderts gestoßen sey, die man aber seitdem nicht wieder aufgefunden habe. Es fand sich endlich in einem Manuscript der Bibliothek zu Rio Janeiro der Bericht jener Reise mit Specialangaben, welche über die Wirklichkeit der Sache wohl keinem Zweifel Raum lassen, und die Regierung schickte deßhalb einen unterrichteten Mann, Benigno Jose de Carvalho e Cunha aus, um die lange für fabelhaft gehaltene Stadt aufzusuchen. Dieser hat nun, nachdem er längere Zeit ziemlich in der Irre herumgewandert, aus Carapato in der Provinz Bahia unter dem 23 Januar d. J. ein Schreiben an das brasilianische Institut erlassen, worin er sich dahin äußert, daß er zwar noch nicht die verlassene Stadt betreten habe, daß er aber über ihre Lage nicht mehr im Zweifel seyn könne, und sie somit als aufgefunden zu betrachten sey; das Gebiet derselben sey aber im Besitz meuterischer Neger, und ohne bessere Unterstützung von Seite der Regierung, als er sie bis jetzt empfangen habe, könne er sich unmöglich in jenen District wagen. Diese Nachricht steht in der Revue Indépendante vom 25 August, wo ein gewisser Emil Adet eine Uebersetzung des oben erwähnten Manuscripts, worin von dieser fabelhaften Stadt zuerst Erwähnung geschieht, mittheilt. Die Veranlassung dieser merkwürdigen Entdeckung ist folgende. Nach der Historia da America Portugueza von dem Brasilianer Rocha Pitta kam im Jahre 1591 Franz von Souza als Gouverneur aus Lissabon nach Bahia mit der Erlaubniß in der Tasche, den Titel Marquis das Minas anzunehmen, wenn er die Minen entdecke, von denen Roberio Dias dem Hof von Castilien gesprochen hatte. Roberio Dias, welcher im Innern der Provinz Bahia wohnte, hatte sich ein ganzes Tafelservice und die Zierrathen einer Capelle aus Silber machen lassen und versprochen mehr Silber aus Brasilien zu schicken, als Biscaya Eisen erzeuge, wenn man ihm den Marquistitel gebe, welcher aber an Franz von Souza ertheilt wurde. Unzufrieden darüber, daß er nur Verwalter der Minen seyn sollte, die er angezeigt hatte, begab er sich auf seine Güter, zerstörte hier die Pfade, die er ausgehauen hatte, und welche leicht zu den Minen führen konnten, und dann erwartete er den Gouverneur, der lange aber vergebliche Forschungen anstellen ließ. Roberio Dias starb im Gefängniß, ohne auch nur seinen Erben den Ort anzuvertrauen, wo er seine unermeßlichen Schätze verborgen hatte.

Diese Erzählung gab Veranlassung zu zahlreichen Reisen ins Innere, die nur mit Hülfe von Indianern unternommen werden konnten, denn diese allein konnten mitten in den menschenleeren, durch die üppige Vegetation ungangbaren Einöden einen Weg finden. Auf einer dieser Reisen im Jahr 1753 entdeckte man diese Stadt, welche gleich den Ruinen von Palenque und Copan völlig verlassen ist, und wie es scheint in Folge eines Erdbebens verlassen werden mußte. Leider ist der Verfasser des Berichts, wenn auch ein verständiger, doch keineswegs ein gebildeter Mann gewesen, so daß sich aus seinem Bericht nicht sehr viel entnehmen läßt. Merkwürdig ist indeß, daß sich zahlreiche Inschriften fanden, von denen der Bericht einige mittheilt, und welche, wenn auch nicht auf eine Buchstaben-, doch auf eine sehr vereinfachte Bilderschrift deuten, die jedoch mit den Hieroglyphen in Mittelamerika, welche sichtlich eine Familienähnlichkeit zeigen, durchaus in keiner Weise sich vergleichen lassen; die zweite Merkwürdigkeit ist, daß sich eine Goldmünze gefunden haben soll, welche auf der Vorderseite einen knienden Jüngling, auf der Rückseite einen Bogen, eine Krone und einen Pfeil zeigte; der Verfasser meint, wenn wirklich die Stadt in Folge eines Erdbebens verlassen worden sey, so müßten sich wohl dergleichen Dinge noch in Menge finden. Hr. Emil Adet läßt sich in Folge dieser Mittheilung alsbald auf Discussionen über die Bevölkerung Amerika's von Osten oder Westen her ein, Discussionen, die wir vorerst gänzlich übergehen wollen, denn wenn Hr. Carvalho e Cunha seinem Ziele, der verlassenen Stadt, so nahe ist, wie er sagt, so sind umständlichere Nachrichten, welche alle Vermuthungen leicht Lügen strafen könnten, in Bälde zu erwarten. Einen Umstand aber können wir, vorausgesetzt daß der oben erwähnte Bericht wahr

ist, nicht unerwähnt lassen: in Copan, Palenque und in den yukatekischen Trümmerstädten haben wir allem Anschein nach nur Tempel oder Paläste vor uns, in der alten Stadt Brasiliens aber finden sich regelmäßige Straßen mit Privatgebäuden. Stellen wir diese drei Dinge, nämlich fast buchstabenartige Inschriften, das Auffinden von Münzen und das Vorhandenseyn von Privatwohnungen zusammen, so stoßen wir auf eine Civilisation, wie sie sich bis jetzt noch nirgends in Amerika, auch nicht in Peru ergab. Um ein Urtheil zu fällen, müssen wir indeß das Nähere abwarten.

Tunis und Tripoli.

(Fortsetzung.)

Der Vorwand, dessen man sich vorerst bedient, so speciös er den Augen eines Türken erscheinen mag, ist doch so durchsichtig, daß Frankreich in keiner Weise sich dadurch abhalten lassen wird, Maßregeln gegen den Plan zu ergreifen. Hierbei müssen wir vor allem bemerken, daß wir es durchaus unentschieden lassen, ob die Plane der Pforte und ihrer Freunde erst die Maßregeln der Franzosen hervorgerufen, oder ob die sichtlichen Bestrebungen der Franzosen sich von dem Innern Afrika's aus nach und nach der Zugänge zu den Küstenstädten Tunis und Tripoli, und somit dem Wesen, wenn auch noch nicht der That nach dieser selbst zu bemächtigen, die türkischen Maßregeln hervorgerufen. Diese Rechtsfrage lassen wir als völlig unfruchtbar gänzlich bei Seite und heben nur heraus, daß in Nordafrika Frankreich und die Pforte, oder vielmehr unter dem Deckmantel der Pforte die Engländer, in ein ganz feindseliges Verhältniß gerathen sind. Der Zankapfel ist Tunis, und da ein offener Angriff auf dasselbe zur See eine zu schroffe Maßregel ist und bereits von Seite der Franzosen den entschiedensten Widerspruch erfahren hat, so fängt man es auf einer andern Seite an, wo man vorerst keine Einmischung der Franzosen befürchten zu müssen glaubt. Die Insel Dscherba, an der Gränze des Beyliks Tunis gegen Tripoli hin gelegen, und in früheren Jahrhunderten ein Gegenstand heftiger Kämpfe unter den mohammedanischen Fürsten, gehört jetzt zu dem Gebiet des Beys von Tunis, aber dieser ist mehr Pächter derselben als Besitzer; denn die Insel gehört der Pforte oder vielmehr der Ertrag derselben gehört zum Witthum der Sultanin Walide. In Kraft dieses Rechtstitels soll die Pforte gesonnen seyn sich der Insel zu bemächtigen, wenigstens ist nach den neuesten Nachrichten von derselben, die bis zum 1 August laufen, eine Anzahl irregulärer Truppen und Artilleristen des Beys von Tunis daselbst angekommen, und alle Juden und Mauren werden genöthigt, an der Wiederherstellung der Befestigungen, so wie an dem Transport der Kriegsbedürfnisse Theil zu nehmen. Die Insel Dscherba erhält ihre besondere Bedeutung dadurch, daß sie der tunisischen Provinz Cabes gegenüber liegt, welche durch die inneren Fehden der Stämme in steter Unruhe ist, und den Intriguen der Türken einen leichten Eingang gewährt. Wie dem indeß seyn mag, so lassen die Nachrichten keinen Zweifel übrig, daß der Bey von Tunis sich rüstet, Gewalt mit Gewalt abzuwehren.

Um den ganzen Gang dieser Ereignisse zu übersehen, müssen wir bemerken, daß von dem Augenblick an, wo auf Antrieb der Engländer ein türkischer Pascha sich in Tripoli festsetzte, die natürliche Stellung der Franzosen darin bestand, die Coalition der Araber gegen die türkische Macht zu unterstützen. Diese Coalition hatte drei Häupter: Abdel-Dschelil, den Sultan von Fezzan, Merpet, den Scheich von Tarhuna (östlich von Tripoli) und Guma, den Scheich der Garian-Gebirge, welche sich im Westen von Tripoli hinauf erstrecken bis zum Golf von Cabes. Wir haben in Abdel-Dschelils Lebensbeschreibung erzählt, wie der Pascha von Tripoli, Askar Ali, diesen Bund der arabischen Häuptlinge troß der Gegenbemühungen des französischen Agenten Subtil trennte. Abdel-Dschelil fiel durch den Verrath seiner beiden Bundesgenossen, aber die Verräther sollten ihrer Strafe nicht entgehen: Merpet, Scheich von Tarhuna, wurde von dem Pascha nach Tripoli gelockt, und — nur wenige Wochen nach Abdel-Dschelils Tode — enthauptet. So war von dem arabischen Bunde nur Guma noch übrig, aber ihn aus seinen Bergen zu entfernen war das Nothwendigste, wenn man den Zweck, nämlich einen Kriegszug zu Lande gegen Tunis möglich zu machen, erreichen wollte. Zudem hatte die Bezwingung des Gariangebirgs noch einen nähern Zweck. Abdel-Dschelils Anhänger behaupteten sich noch in der Oasenstadt Gadames, schickten von Fezzan und Gadames aus die Karawanen nach Tunis und Algier, und schnitten dadurch Tripoli selbst fast gänzlich vom Handel mit dem Süden ab; sollte also nicht Tripoli ein ganz nutzloser Küstenort seyn, so mußte durch die Besetzung von Gadames der Karawanenhandel, in so weit er von dieser Stadt abhing, nach Tripoli geleitet werden.

Die Mittel, deren sich die Türken bedienten, um das Gariangebirge zu unterwerfen, sind charakteristisch für die türkische Herrschaft, und wir geben sie in Kürze nach der Erzählung des französischen Agenten Subtil (Revue de l'Orient, Oct. 1844). Askar Ali konnte mit List nichts mehr gegen Guma ausrichten, denn dieser hatte über die türkische Treulosigkeit Erfahrungen zur Genüge gesammelt; er griff also zur Gewalt, und diese scheiterte an dem Muth der Bergbewohner und an der Unzugänglichkeit des Gebirgs. Um diese Zeit (Frühjahr 1842) ward Askar Ali zurückgerufen, und an seiner Stelle erschien Mehemed Pascha mit den dringendsten Instructionen, dem Kampf mit den Bewohnern des Garian ein Ende zu machen. Zu diesem Ende hatte er für Guma die große Decoration des Nischan und einen Ferman bei sich, welcher denselben mit dem Befehl über das hohe und niedere Garian belehnte. Aber Guma, hinreichend belehrt, daß unter den Gunstbezeugungen der hohen Pforte stets eine Falle versteckt sey, war allen Lockungen unzugänglich. Da legte sich der englische Consul, Oberst Warrington, ins Mittel und bewog Guma nach Tripoli zu kommen, wo ihm mit Pomp der Nischan umgehängt und der Ferman übergeben wurde; aber unter allerlei Vorwänden hielt man ihn Monate lang in Tripoli zurück, und auf einmal langte ein Befehl aus Konstantinopel an, ihn gefangen nach dieser Hauptstadt zu schicken. Troß der

Vorstellungen des englischen Consuls wurde dieß in Ausführung gebracht, und Guma lebt jetzt von einer kleinen Pension des Großherrn in Trapezunt. Die Bergbewohner unterwarfen sich zwar nicht sogleich, aber zertheilt und entmuthigt nahmen sie die Vermittlung der Türken an, welche das Gariangebirg, um nicht wieder eine so große Macht in Einer Hand zu vereinigen, in 72 Districte unter 72 verschiedenen Scheichs theilten. Diese geriethen bald unter einander in Hader, den Mehemed Pascha auf alle Weise nährte, und als sie des Blutvergießens müde waren, kamen die Türken und machten auf ihre Weise die Vermittler, d. h. sie luden die 72 Scheichs unter dem Vorwand einer allgemeinen Ausgleichung ein, und kaum waren sie beisammen, so wurden alle 72 enthauptet. Diese furchtbare Hinrichtung verbreitete Schrecken im ganzen Gebirg, die Stämme baten zitternd um Gnade und beugten sich unter das Joch des Siegers. Dieß geschah im Anfang des Jahres 1843, und seit dieser Zeit ist die Gewalt des Pascha's unbeschränkt im ganzen Gebirgslande, denn die Türken haben nichts versäumt, um sich darin festzusetzen, und beherrschen von hier aus die Wüste und den Süden der Regentschaft Tunis. Subtil schließt diese Erzählung mit den Worten: „Diese von kriegerischen, freien, unabhängigen, den Türken feindseligen Stämmen bewohnten Gebirge bildeten eine Art unzugängliches Bollwerk, welches den Süden der Regentschaft Tunis schützte; dieß war eine Schranke, welche die Türken weder zu überschreiten vermochten, noch sich getrauten. Jetzt besteht diese Schranke nicht mehr, und wenn es eines Tages dem Großherrn einfällt, seine Ansprüche auf diese Regentschaft zu erneuern, so ist keine Landung im Hafen von Tunis mehr nöthig: eine türkische Armee kann von dem Garian herabsteigen in die Ebenen von Tunis und sich dieser Hauptstadt bemächtigen, ehe die Nachricht davon nach Constantine gelangen könnte."

Sobald die Türken im Besitz von Garian waren, richteten sie ihre Blicke auf Gadames, das bald eine türkische Garnison von 300 Mann unter einem höhern Officier aufnahm, der aber keine richterliche Gewalt hat, sondern nur die Polizei über die Karawanen übt und die Zölle von diesen erhebt. Indeß war Mehemed Pascha klug genug sich nicht auf diese 300 Mann allein zu verlassen, sondern er errichtete auch eine Stunde von der Stadt ein Lager von 3 bis 4000 Mann arabischer Truppen unter türkischen Officieren. Zudem wird die Herrschaft den Türken durch den Umstand erleichtert, daß die Stadt Gadames von zwei feindlichen Stämmen, den Beni Ulid und den Beni-Sid bewohnt ist, die zwar nur durch die große Straße getrennt sind, aber nie mit einander verkehren, und wenn einer es wagen sollte in das Gebiet des andern zu gehen, so würde er unfehlbar ermordet werden. Das Einkommen, das die Türken von den Karawanen erheben, ist sehr beträchtlich: sobald diese ankommen, begibt sich der türkische Befehlshaber mit einer starken Escorte nach dem Platz wo sie lagern, zählt ihre Kamele, macht eine Schätzung des Werthes ihrer Ladungen und erhebt nun den Zoll, der gewöhnlich fünf Procent ist und in Waaren bezahlt wird. Um Tripoli zu begünstigen und dessen ehemalige Verbindungen mit dem Innern, die durch Abdel-Dschelils verrätherischen Mord unterbrochen wurden, wieder herzustellen, wird denjenigen Karawanen, welche nach Tripoli gehen, ein Theil des Zolls erlassen, während diejenigen, welche Abdel-Dschelils Sohn aus Rache für den Mord seines Vaters nach andern Orten instradirt, oft weit mehr zahlen müssen. Seit der Unterwerfung des Garian ist die Straße von Tripoli nach Gadames sehr sicher, die Karawanen legen sie in 20 Tagen zurück, und es ist den Türken nicht schwer geworden, einen großen Einfluß auf die Araber dieser Gegenden zu gewinnen; auch haben sie namentlich nach dem tunisischen Dscherrid eine Anzahl fanatischer Emissäre geschickt, um die Bevölkerung gegen den Bey von Tunis aufzuregen, der durch mehrere fränkische Einrichtungen und Steuerdruck sich den Haß seiner Unterthanen zugezogen hat.

(Schluß folgt.)

Gesellschaftlicher Zustand der Abyssinier.

(Auszug aus dem Werke des Hrn. Lefebvre: Introduction à la relation d'un voyage en Abyssinie. Annales des voyages. 1845.)

In der Provinz Tigre verheirathen sich Leute aus der Mittelclasse ungefähr in demselben Alter wie in Europa, in Amhara und bei den Gallas sehr frühzeitig, die Frau im zwölften, der Mann im zwanzigsten Jahre. Die Töchter der Vornehmen treten in beiden Ländern mit neun Jahren in die Ehe.

Es sind stets die Verwandten, welche den Ehevertrag abschließen und die Mitgift bestimmen. In Tigre muß das Vermögen auf beiden Seiten gleich seyn, daß im Fall einer Scheidung auch die Theilung gleichmäßig sey. In Amhara bringt die Frau das Doppelte dessen, was der Mann besitzt und nimmt bei der Scheidung ihre ganze Mitgift zurück. Man nennt diese Gemeinschaft bal-okoul, was so viel sagen will, als zur Hälfte getheiltes Vermögen; eine solche Verbindung ist stets gesetzlich.

Die illegitimen Ehen, welche die häufigsten sind, stehen nicht unter dem Gesetz, aber die Kinder haben eben sowohl ein Recht an das väterliche Erbe wie jene, die aus einer gesetzlichen Verbindung entsprossen sind. In Tigre sind die Frauen sehr geachtet und gebieten im Hause; auch sind sie sehr empfindlich gegen Untreue und stets bereit ihren Gatten bei der kleinsten Uebertretung dieser Art zu verlassen, den Fall ausgenommen, wenn gewisse umherschweifende Improvisatricen unter vielen andern Männern sie auf dem Platze als die ihres Grußes würdigsten aufsuchen.

In Amhara wird hingegen die Frau von ihrem Gatten wie eine Sklavin betrachtet. Die Gallas mißhandeln ihre Frauen niemals, haben aber den seltsamen Gebrauch, daß sie den Besuch eines Fremden dulden, wenn er zum Zeichen seiner Gegenwart Schild und Lanze vor die Thüre stellt, und damit andeutet, daß der Gatte nicht hineingehen darf.

In allen abyssinischen Ländern, sie seyen christlich oder mohammedanisch, gibt es zweierlei Ehen, die bürgerliche und die kirchliche: die bürgerliche wird in Gegenwart der Eltern und des Dorfvorgesetzten abgeschlossen, die kirchliche vor dem Priester in dem Tempel, wo er den Neuvermählten das Abendmahl reicht; wenn es eine muselmännische Verbindung ist, findet sie vor dem Kadi statt.

In der gesetzlichen Ehe beerbt der Ueberlebende den andern, während in der ungesetzlichen der nächste Verwandte in das Erbrecht eintritt.

Bei gesetzlichen Heurathen ist Scheidung nicht erlaubt, und kann nur da eintreten, wo das Bündniß nicht durch die Kirche geweiht ist. Getrennte Ehegatten haben keinerlei Recht an das Vermögen des andern; die männlichen Kinder fallen dem Vater, die weiblichen der Mutter zu. Das Erbe der Kinder wird ungefähr nach denselben Gesetzen bestimmt wie bei uns, aber im allgemeinen tritt in verwickelten Fällen, wo die bürgerliche Gesetzgebung mangelhaft ist, rohe Gewalt entscheidend auf.

In Beziehung auf Kinder verschiedener Ehen ist es ganz dasselbe.

Alle Kinder treten zu gleichen Theilen als Erben ein; nur kann der Vater seinen Liebling um ein Viertheil mehr bedenken, und wenn es sich um ein Erbtheil handelt, das in einem Amt oder einer Statthalterei besteht, erwählen die Eltern ihren Erben.

Dem Mann steht im Ehebündniß zu, seine Frau zu schützen, zu ernähren und zu kleiden; auch verwaltet er das Vermögen, während die Frau ihm Gehorsam, und Treue schuldig ist, und im Fall der Untreue von ihm getödtet werden kann.

Es besteht bei den Abyssiniern eine große Verschiedenheit in der Gesichtsbildung, was die Bestimmung des allgemeinen Charakters sehr erschwert. Ich will indeß versuchen, die vorzüglichsten Grundzüge anzugeben, welche denjenigen Gegenden eigenthümlich sind, die zu verschiedenen Zeiten der Mittelpunkt der Gesittung geworden sind. Ich glaube, daß drei solcher Mittelpunkte, von wo die civilisirende Bewegung ausging, bestehen, und nach den Denkmälern zu schließen, wäre Axum der älteste, denn die Obelisken, welche man daselbst findet, sind aus einer frühern Epoche als die griechischen Niederlassungen aus der Zeit des Ptolemäus Evergetes. Nur beim Beginnen des Christenthums scheinen sich Künste und Gewerbe vereint mit der regierenden Gewalt nach Süden in die Provinz Lasta verbreitet zu haben; die bewundernswerthen in den Felsen gehauenen Kirchen, welche der Missionär Alvarez den schönsten Denkmalen vergleicht, die wir in dieser Art in Europa besitzen, setzen schon einen hohen Grad von Civilisation voraus. Zur Zeit des Verfalls wurde Gondar die Hauptstadt des Königreichs, als der schreckliche Kampf gegen die erobernden Gallas begann. In diesen letzten Zeitraum fällt die Ankunft der Portugiesen in Abyssinien. Die Völkerschaften, welche durch die Verwandtschaft ihrer Sprache mit den ältesten Inschriften in Axum aus der ersten Phase der Gesittung hervorgegangen zu seyn scheinen, bewohnen die Provinzen von Amaren; sie zeichnen sich als schwarze Race durch eine sehr hohe und schmale Kopfbildung aus; die Nase ist lang und gebogen, die Lippen nicht dick; ihre Augen sind lebhaft und geschnitten wie die der Araber und oft tiefliegend; die Stirne ist hervortretend und breit; die Wangen sind gerundet, der Hals schmal und alle Körpertheile ebenmäßig.

Die Bewohner des Lasta, aus der zweiten Gesittungsperiode hervorgegangen, haben kleine wohlgestaltete Köpfe, gerade Nasen, griechische Stirnen, indische Augen und offene Gesichter. Ihre Hautfarbe ist lichter als die anderer Christen, ohne die von Amhara auszunehmen; der Körper ist schlank, Hände und Füße klein. Sie gelten heutigen Tages für die tapfersten Krieger und besten Reiter in Abyssinien, wenn schon ihr Land gebirgig ist. Sie sprechen sowohl die Tigre-Sprache als auch die von Agow und Amhara. Sie sind verständig und lebhaft, und üben oft die Feinheit ihres Geistes, um gewandt zu lügen.

Die Einwohner aus der Umgebung von Gondar, welche die Bevölkerung von Amhara ausmachen, haben sehr breite Schädel, prächtige schön geschnittene Augen, die Stirne wenig entwickelt, vortretende Backenknochen, offene Gesichter und einen wohlgestalteten Körper, nur in den Hüften etwas zu breit. Ihr Haar ist wollig, mit zahlreichen Ausnahmen, und die Hautfärbung sehr verschieden, aber meistens dunkel-olivenbraun. Die Amharas sind die muntersten und geistreichsten Einwohner Abyssiniens, aber es fehlt ihnen an Ausdauer. Sie sind stets tapfer vor andern, aber feig, wenn man sie nicht sieht, und kämpfen nie gegen eine große Gefahr an. Ihre Frauen sind fleißig und unterziehen sich allen Arbeiten, während der Mann außer dem Kriege sich dem Müßiggange hingibt, oder ein so vornehmer Herr ist, daß er sein Feld nicht selbst bauen muß.

Die Bevölkerung des Meeresufers trägt ein eigenthümlicheres Gepräge, das man auch auf den Inseln findet; im allgemeinen ist dieses ganze Volk bemerkenswerth durch die Schönheit seiner Gestalten und die Regelmäßigkeit der Züge, obgleich die Hautfarbe viel dunkler ist als bei den Aethiopiern, jene Punkte ausgenommen, wo viel mit Arabern und Negern verkehrt wird. Man sieht auch sehr häufig glattes Haar, und dieß ist allgemein an den Orten, wo sie sich nicht mit den Negerraçen vermischen. Von Kosseir an findet man diese Schwarzen mit starkem Haar, wie auch in Hababde, bei einigen Schohostämmen, die nicht nach Mekka ziehen, bei den Taltals in der Nähe des Sees Alalbad, und bei den Danakils, welche Nachbarn von Aussolo sind.

Nach dem Obengesagten kann man beurtheilen, wie schwer es ist mit allgemeinen Zügen den Charakter und die Sitten dieser verschiedenen Volksstämme zu schildern: die Abyssinier zeigen viele Uebereinstimmung, ohne daß diese gerade deutlich bestimmt wäre. Sie haben augenscheinlich vieles von andern Völkern entlehnt, was im Laufe der Zeit ihnen eigenthümlich geworden. Ich will indeß versuchen einige Hauptzüge hervorzuheben.

Ein besonderes Kennzeichen des Abyssiniers ist Leichtfertigkeit, oder jener Unbestand des Gedankens, der ihm nicht gestattet, lange denselben Gegenstand mit Vergnügen zu verfolgen: er spricht gern und viel, schweift aber von einem zum andern; sein Gespräch ist fröhlich und lebhaft, aber ohne Gehalt. Indeß ist er von Natur beredt, und obgleich er nicht weiß, daß die Kunst gut zu reden ein eigenes Studium ist, macht er im Laufe des Wechselgesprächs oft bedeutende Wirkung.

Die Abyssinier haben Freude an Geschenken; es ist das beste Mittel, ihre Freundschaft zu unterhalten. Wenn man in der Türkei, Aegypten oder anderwärts zum erstenmal in ein Haus tritt, will es der Gebrauch, daß man zum Willkomm die Dienerschaft beschenkt; in Abyssinien hingegen bekümmert man sich nicht um die Diener, sondern macht alsbald dem Herrn des Hauses ein Geschenk. Wenn er es annimmt, nachdem er sich mit den Seinen berathen, verpflichtet er sich aus allen seinen Kräften dem Geber beizustehen oder ihm eine Gabe vom dreifachen Werth des Empfangenen zu reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Freia, Nordisk Album for Poesi og Kunst, eine auf den October angekündigte Zeitschrift, die ein neues Erzeugniß des oder vielleicht auch eine Speculation auf den skandinavischen Geist im Norden ist, denn es soll ohne Unterschied Mittheilungen von Verfassern aus allen drei nordischen Ländern aufnehmen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1845.

Ein Besuch bei den Eutaws in den Felsengebirgen.

(Nach Farnham.)

Ein alter im Fort Bent angestellter Biberfänger wurde von dort aus mit einem wohl assortirten Lager von indianischen Tauschwaaren und der dazu nöthigen Bedeckung weißer Jäger zu den Eutaws gesandt, und erreichte nach einem langen, mühseligen Marsch durch Schnee und über angeschwollene Ströme und tiefe Abgründe hinweg das Lager des wilden Stammes. Es war in einem eingesunkenen Thal, inmitten der schrecklich düstern Eutawklippen errichtet, und so klein und tief lag es zwischen den es weit überragenden schroffen Höhen, daß nicht allein die Winterstürme machtlos darüber hinbrausten, sondern auch dem stillen Platz die Gräser und Blumen ließen, die gar wunderbar gegen die mit Schnee und Eis bedeckten Höhen abstachen.

Die Kaufleute schlugen ihr Lager auf einer Anhöhe auf, von der aus sie die rauchenden Wigwams übersehen konnten, und schickten eine Deputation an die Häuptlinge, um von diesen vor allen Dingen die Erlaubniß zu erhalten, den Handel mit dem Stamme zu eröffnen. Die Abgesandten wurden mit kaltem Stolz empfangen und gefragt, wie sie es hätten wagen können, die Eutaw-Gebirge ohne die besondere Erlaubniß der eingebornen Herren zu betreten. Hierauf entgegneten die Boten, daß dieß gerade der Zweck ihres Herkommens gewesen sey; der Häuptling antwortete aber, „ihnen sey weder erlaubt zu kommen, noch zu bleiben."

Die Zusammenkunft endete auf diese Art, und die Botschafter des Friedens kehrten mit keineswegs freudigen Hoffnungen zum Lager der Ihrigen zurück. Die mitgebrachten Güter und Waarenballen wurden jetzt als Brustwehr rund um sie her aufgestapelt, die Thiere näher hereingenommen und fest an Pfähle gebunden und bei einbrechendem Abend überall Wachen ausgestellt. Nachdem auf diese Art jede Sicherheitsmaaßregel getroffen war, um dem wohl nicht mit Unrecht erwarteten Angriff der feindlich gesinnten Indianer zu begegnen, harrten die Handler des ersten Tageslichts (das Signal fast aller Stämme zu Mord und Blutvergießen) mit jener peinigenden Angst, die den Arm stärkt, das Gesicht und Ohr schärft und der Stirn jene düstern, harten Falten einprägt.

Reges Leben herrschte die erste Hälfte der Nacht im Lager der Wilden; sie eilten hin und her, hielten Kriegsreden und Kriegstänze, und bemalten sich mit drohenden, blutverkündenden Farben; dann und wann aber schlich sich vorsichtig ein Kundschafter dem Lager der Weißen zu. Diesen aber ward es gar nicht wohl bei den trotzigen Vorbereitungen; 800 Wilde gegen 50 Weiße war fast eine zu große Mehrzahl.

Endlich ließ sich im Osten der erste matte Schein des nahenden Tages erkennen; die Kaufleute lagen mit ihren Büchsen im Anschlag, die Ruhe dem Tode Geweihter herrschte unter ihnen; heller und breiter wurde der anfangs matte, schmale Streifen, die Sterne begannen zu erbleichen — die Stunde — der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Hinter vorstehenden Felsenschichten lagen die dunkeln Gestalten von 4 bis 500 Wilden, fest an den Boden geschmiegt; wie Heerden wilder Thiere erwarteten sie ungeduldig den Augenblick, in dem es ihnen vergönnt seyn würde, sich auf ihre schon sicher geglaubte Beute zu stürzen. Näher und näher rückten sie dabei dem Rande der Felsen und blieben dann eine Zeitlang fast bewegungslos liegen. Endlich hoben zwei oder drei von ihnen vorsichtig ihre Köpfe, um in das Lager der Weißen zu schauen.

Der Tag war indessen weit genug vorgerückt, die Visire der Büchsen erkennen zu lassen, und ein heller Strahl schoß aus einem der matt leuchtenden Rohre hervor — ein Krach und Schrei folgte. Der Scalp des ersten Neugierigen war von dem Blei des Weißen durchbohrt. Der erste Häuptling war gefallen und die Indianer zogen sich in das Lager zurück, während die Weißen das ihrige behaupteten, jede Partei aber dabei der andern Bewegungen aufmerksam und mißtrauisch beobachtete.

Die Kaufleute hatten sich so postirt, daß sie in langer Büchsenschußweite den Platz rings um ihr Lager beschießen konnten, die Indianer scheuten sich daher sie anzugreifen; als

die Sonne aber mehrere Stunden hoch war, machten die kriegerischen Vorbereitungen mehr friedlichen Anstalten Platz; 30 oder 40 unbewaffnete Cutaws, fast nackt und nicht bemalt, kamen auf die Verschanzungen der Weißen tanzend und singend zu und brachten den geheiligten Calumet, die große Friedenspfeife herbei. Ein Häuptling, der zweite nach dem erschossenen, trug sie, und der rothe Thonkopf, das breite lange Rohr mit hineingeschnittenen Hieroglyphen von verschiedenen, bedeutungsvollen Farben und mit bunten Federn geschmückt, wurde sogleich von den Weißen erkannt und sicherte dem Träger und seinen Begleitern Eintritt in das Lager, wie Schutz und Frieden zu.

Beide Parteien ließen sich jetzt in einem großen Kreise nieder, die Pfeife wurde mit Tabak und Kräutern aus dem geheiligten Medicinsack gefüllt und eine glühende Kohle ehrfurchtsvoll darauf gelegt. Der Häuptling hielt dann das geheiligte Rohr gegen den Himmel, um den großen Geist zu der feierlichen Versammlung einzuladen und seine Hülfe zu erbitten, kehrte es darauf gegen die Erde, den Einfluß der bösen Geister abzuwenden, und bewegte es nun in horizontaler Richtung, bis es einen Cirkel beschrieben hatte, umher, damit im Rauche desselben die wohlthätigen unsichtbaren Wesen, welche die Erde, Luft und das Wasser bewohnen, zu ihrem Schutz herbeigerufen würden. Sobald dieß mit höchstem Ernst beobachtet war, that er zwei Züge und blies den Rauch erst gen Himmel und dann um sich herum gegen die Erde, und so thaten die andern, bis alle den heiligen Rauch, den Athem indianischer Treue, eingezogen und ihn mit jenen heiligen Gelübden wieder ausgeblasen hatten, die sich ihrem Glauben nach ihm vermengen, wenn er sich nahe der Lunge und dem Herzen kräuselt.

Der Häuptling erhob sich jetzt und redete in der spanischen Sprache, in welcher sich die Cutaws östlich von den Gebirgen vollkommen gut auszudrücken wissen, die Weißen an. Er sagte: sein Volk sowohl als er selbst wünsche die weißen Kaufleute bei sich zu sehen und mit dem größten Vergnügen würde er den Frieden zwischen beiden, jetzt wohl noch feindlich gesinnten Parteien wieder herstellen; in diesem Fall müßten ihm aber die Handelsleute Geschenke zu dem kleinen Betrag von siebenhundert Dollars einhändigen, damit wäre dann jedes Hinderniß, das sich ihrem Verkehr in jedem anderen Falle entgegenstellen würde, vollkommen gehoben — ohne Tribut dürfe aber kein Weißer das Gebiet der Cutaws betreten. „Das Land der Cutaws habt ihr betreten!" fuhr er jetzt, sich aufrichtend fort, — „der Tribut ist fällig! Ihr habt einen Häuptling erschlagen, sein Blut ist fällig! genügt aber dem Willen des Stammes, und die Geschenke mögen das Blut bedecken, daß es nicht um Rache zum großen Geist emporschreit."

Der alte Biberfänger war in seiner Antwort kurz und bündig; er erwiederte dem Häuptling: „sie seyen zu dem Stamm gekommen, um Güter und Waaren zu verkaufen, nicht sie wegzuschenken, kein Tribut könne, weder ihm noch einem andern Cutaw bezahlt werden, und im Fall die Indianer noch immer feindliche Absichten hegten und sie überfallen wollten, so würden sie, die Weißen, alles in ihren Kräften stehende thun, das Gefecht so interessant als möglich zu machen."

Die Rathsversammlung brach lärmend auf; die Indianer trugen ihre Wampumgürtel und Pfeife zum Lager zurück, hielten Kriegsrath, sprangen um rothbemalte Pfähle, schwangen die Messer und Tomahawks, erzählten ihre ausgeführten Heldenthaten, zeigten wild umherspringend die genommenen Scalpe und waren allem Anschein nach fest entschlossen, die Weißen zu vernichten.

Da sie mit solch gewaltiger Uebermacht auch wohl im Stande gewesen wären, die schlimmsten Drohungen auszuführen, hielten es die Weißen für das Vernünftigste, sich mit aller möglichen Eile aus der gefährlichen Nähe der Feinde zu entfernen. Um Mitternacht daher, als die Lagerfeuer niedergebrannt waren, sattelten sie eilig und schweigend, befestigten die Waarenpacken auf ihren Lastthieren und verließen den Platz während die Wölfe die Stunde abheulten. Mit Tagesanbruch erreichten sie eine tiefe Schlucht, die sie durchschneiden mußten, und in der sie die Indianer zu treffen fürchteten, im Fall nämlich diese ihre Flucht bemerkt hätten; zu ihrer größten Beruhigung fanden sie aber alles von Feinden leer, und erreichten wenige Tage darauf das Fort der Freunde wieder, nicht wenig zufrieden, ihre Scalpe und Güter aus solch gefährlichen Händen gerettet zu haben.

Tunis und Tripoli.

(Schluß.)

Streng genommen lassen sich alle Schritte der Pforte in Tripoli bis zum Anfang dieses Jahrs aus dem Wunsche erklären, sich in dieser Stadt festzusetzen und den Handel und die Verbindungen mit dem innern Afrika wieder derselben zuzuwenden, allein die immer stärkern Truppensendungen, die sich jetzt, abgesehen von der gewöhnlichen Besatzung von 6000 Mann, auf nicht weniger als 8000 belaufen, und welche zudem noch vermehrt werden sollen, können nur gegen Tunis gerichtet seyn, und zwar um sich dieser Regentschaft nicht mehr von der See, sondern vom Lande her zu bemächtigen. Dazu steht jetzt schon dem Pascha Mehemed von Tripoli, welchem im Falle der Eroberung von Tunis das Paschalik dieses Landes versprochen seyn soll, eine türkische Armee von 8–12,000 Mann zu Gebot, denen sich leicht 20,000 Araber anschließen könnten. Uebersteigt diese Armee das Garian-Gebirge, als ob sie den Weg nach Gadames einschlagen wollte, so kann sie, ohne daß von ihren Bewegungen irgend wohin eine Kunde dringt, längs dem Südwestabhang des Gariangebirgs ziehen, und innerhalb zehn Tagen die erste Stadt des tunisischen Dscherrid, Nessa, erreichen. Nun erhebt sich natürlich die Frage: welche Aufnahme würde das türkische Heer von den Eingebornen zu erwarten haben? Hierüber wollen wir wiederum Hrn. Subtil reden lassen, der sich darüber, obgleich als Franzose dem Bey geneigt, also vernehmen läßt: „Wie alle moslemitischen Fürsten, welche eine Reform bewirkt und europäische Institutionen in ihren Ländern eingeführt haben, hat auch der Bey die moslemitische

Geistlichkeit und alle Fanatiker gegen sich aufgebracht. Später haben die Vermehrung seiner regulären Armee und sein Geschmack für Luxus und Bauten seinen Schatz belästigt; um das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, mußte er die unter seinen Vorgängern bestandenen Steuern verdreifachen und neue erschaffen. Fast alle Boden- und Industrie-Erzeugnisse sind in Monopole verwandelt. Das Volk, in seinen Gewohnheiten verletzt und durch die neuen Steuern ins Elend hinabgestoßen, ließ seine Klagen laut werden, die man aber durch Gewalt und Furcht erstickte; immer aber besteht noch in den Massen ein Gefühl der Abneigung und des Hasses gegen den Herrscher, und dieß Gefühl wartet nur auf eine günstige Gelegenheit um sich zu äußern. Es ist zu fürchten, daß die Nachricht eines türkischen Einfalls in der ganzen Regentschaft und selbst in der Hauptstadt Tunis das Signal zu einem allgemeinen Aufstand gegen den Bey seyn wird."

So lange freilich der Bey das Feld behauptet, wird der Aufstand kaum zum Ausbruch kommen, und es fragt sich daher, welche militärische Mittel kann er dem Anmarsch einer türkischen Armee entgegenstellen. Zöge diese längs dem Meeresufer, wo sich mehrere befestigte Städte, wie Cabes, Sfax, Monastier, Sus, Hammamet u. s. w. finden, so würden diese, wenn auch nur mäßig gut vertheidigt, das türkische Heer lange genug aufhalten, aber es scheint keineswegs, daß die türkische Armee diesen Weg einschlagen werde, sondern von Nessa aus wird sie statt an die Küste nach Cabes, vielmehr gerade nordwärts nach Cassa (das alte Capsa) rücken, wohin man vier Tagemärsche zählt, und welcher Ort so wenig einen Widerstand leisten kann noch wird, wie Nessa. Von Cassa geht der Weg in einem ungeheuren Thale völlig eben sechs Tagemärsche weit fort nach Kairuan, und die türkische Armee könnte die benachbarten Gebirgsstämme an sich ziehen, welche wegen der jährlich unter zahlreichen Gewaltthätigkeiten mit gewaffneter Hand erhobenen Abgaben äußerst erbittert und wie immer nach Beute lüstern sind. Kairuan selbst, eine Stadt von 60,000 Einwohnern, von den Arabern die „heilige" genannt und darum früher ganz von Steuern befreit, würde wahrscheinlich die Türken mit offenen Armen aufnehmen, denn der Bey hat ihr während seiner Regierungszeit alle ihre Vorrechte entrissen und sie denselben Steuern unterworfen, wie die übrigen Städte. Von Kairuan nach Tunis ist es noch drei kleine Tagemärsche, von denen die zwei letzten allerdings durch gebirgiges, leicht zu vertheidigendes Land führen, und es würde sich nur darum handeln, ob die durch den Rückzug entmuthigten Truppen des Bey noch Stand hielten. Auch der Rückzug nach Tunis wäre leicht, und diese Stadt gegen eine türkisch-arabische Armee leicht auf geraume Zeit zu vertheidigen, vorausgesetzt freilich, daß nicht Aufstände im Innern ausbrechen.

Aus dieser Darstellung wird man so viel entnehmen, daß eine Eroberung der Regentschaft Tunis vom Lande her keine sehr schwierige Sache seyn würde, besonders da Mehemed, Pascha von Tripoli, für einen sehr unternehmenden und fähigen Mann gilt. Wird der Zug unternommen, so ist höchst wahrscheinlich, daß sich der Bey ohne französische Hülfe nicht halten kann, aber eine Unterstützung zu Lande ist viel kostspieliger, weitaussehender als eine einfache Demonstration zur See; sie würde Frankreich ohne Vergleich mehr Verlegenheiten bereiten und den Kreis seiner Operationen bedeutend ausdehnen. Die drei Provinzen Oran, Algier und Constantine nehmen ohnehin schon 10 Längengrade ein, eine Ausdehnung seiner Operation über die nördlichen Theile von Tunis und Marocco würde diese Länge auf 18° vermehren, und statt 100,000 Mann wohl 200,000 erfordern. Das ist mehr als Frankreich leisten kann; um zu diesem Ziel zu gelangen, müßte es Italien und Spanien so in seinen Kreis ziehen, daß sie mit ihm auf der afrikanischen Küste nach gemeinsamem Plane handelten. Davon ist es aber noch weit entfernt, und weder Spanien noch Neapel würden sich dem Einschreiten der Engländer bloßstellen wollen. Auf die Besetzung wichtiger Küstenpunkte, wie Tunis und Cabes, würde England ein Veto legen, wie auf die von Tanger, einer Ausbreitung im innern Lande wird aber England kaum entgegentreten, denn hier wird Frankreich nur auf lange Zeit hinaus Schätze und Menschen vergeuden, ohne einen entsprechenden Vortheil zu ernten.

Gesellschaftlicher Zustand der Abyssinier.

(Fortsetzung.)

Wir Europäer gelangten freilich unter dem Vorwande solchen freundlichen Tausches bald dahin, einen Thaler für ein Brod oder einen Korb Früchte zu bezahlen. Wenn solche Wechselgaben unter Leuten desselben Standes stattfinden, ist es ein Freundschaftsbündniß unter dem Namen Käle-Kirane, das die Verpflichtung gegenseitiger Hülfe und Vertheidigung auferlegt. Dieß gibt Anlaß zu ganz lächerlichen Vorkommenheiten; so bei der Begegnung zweier Freunde, welche sich gegenseitig alle Geschenke vorzählen und all die Dienste, die sie sich geleistet, wahrscheinlich damit der Dank dafür nicht erlösche. Bei jedem Fest hält sich der Soldat eine Lobrede vor seinen Vorgesetzten, indem er jede Gelegenheit nennt, wo er sich ausgezeichnet; er endet damit, die Freigebigkeit zu preisen, welche Tugend einen großen Feldherrn gar wohl kleide. Dieser läßt ihn reden, wenn seine Worte einigen Glauben verdienen, und dann wiederholen seine anwesenden Waffengefährten bei jedem Satze: „Es ist wahr!" Aber wenn der Redner für einen Schuft gilt, befiehlt der Herr ihm Stillschweigen, und wenn dieser Befehl nicht beachtet wird, gibt er dem Thürsteher ein Zeichen, der die Rede mit Stockschlägen beendigt. Der verständige Theil des Volkes sagt, daß Gott uns die Sprache zum Bitten gegeben. Bei den Schohos, die am Meeresufer wohnen, ist diese Gewohnheit des unablässigen Bettelns so eingewurzelt, daß mehrere ihren Anführer sich mit über der Erde ausgestreckter Hand begraben ließen, nur um selbst nach dem Tode nicht dieser süßen Gewohnheit entsagen zu müssen.

Was beim ersten Zusammentreffen als Widerspruch in dem abyssinischen Volkscharakter auffallen könnte, ist ihre Geduld in Widerwärtigkeiten; aber bei näherer Betrachtung entspringt sie eher aus einem Gefühl der Gleichgültigkeit als der Ergebung. Der Abyssinier wird niemals von der ganzen Schwere eines Unglücks getroffen; seine Unwissenheit, sein Frohsinn und starkes Hoffen lassen es ihn mit allem Anschein des Gleichmuths ertragen.

Die Abyssinier sind tapfer in Gefahren, mit denen sie sich vertraut gemacht, aber sie fürchten alles, was die Einbildungskraft betrifft, wie Feuerwaffen, Zauberei u. s. w. Sie sind voll Eigenliebe, und diese einmal gestachelt, kann sie zu großen Dingen führen.

Obgleich träge, was aus dem gegenwärtigen Zustand seiner Regierung entspringt, vermag der abyssinische Handwerker, durch sichern Gewinn angezogen, von sechs Uhr Morgens bis Abends zu selber Zeit zu arbeiten, aber geistige Beschäftigung wird ihm, wie leicht zu begreifen, sehr sauer.

Wie alle Mulattenvölker sind die Abyssinier lügnerisch, oft ohne nur einen Vortheil dabei zu haben. Sie sind den Freuden der Liebe sehr ergeben, ohne jedoch wie andere gesittetere Völker zu schändlichen Lastern auszuschweifen.

Im allgemeinen hat das Volk große Achtung vor Sitte und Tugend, und solche Beispiele werden gerühmt und geehrt so viel und mehr noch als anderswo. Aber der Unbestand der Empfindungen, die Beweglichkeit der Gedanken gestattet ihm nicht immer das zu thun, was nach seiner Meinung eigentlich gut ist.

Aus allem diesem gehen die auffallendsten Widersprüche hervor; so wird derselbe Abyssinier, der ohne Murren während mehreren Tagen Hunger und Durst gelitten, bei Gelegenheit sich der gröbsten Schlemmerei hingeben.

Im Ganzen ist das Volk nicht sehr fromm, weiht aber der heiligen Jungfrau eine besondere Verehrung. Es wendet sich auch zu einigen Heiligen und Engeln. Der heilige Abuna-Tekla-Emanut wird sehr verehrt, und ist der einzige, der gegenwärtig noch Wunder wirkt. Nach ihm nehmen St. Georg und St. Michael die zweite Stelle in der öffentlichen Achtung ein; unter ihrer Obhut stehen meistens die Klöster, welche nicht von einheimischen Heiligen gegründet worden.

Die Abyssinier sind nicht sehr eifrig in der Ausübung der Kirchengebräuche, ausgenommen der Fasten. Nach ihrer Meinung befreit sie die Lossprechung auf freiem Felde von aller Sünde.

Aber der Aberglaube tritt an die Stelle der Gottesverehrung. Es gibt in Abyssinien mehrere Wasser, die wunderbar alle Krankheiten heilen; so das von Tekla-Emanut zu Debra Libanos, wo jedes Jahr Tausende von Aussätzigen, Tauben und Blinden Heilung suchen. Dieses Wasser heilt wohl nur jene, die es tödtet, denn der Weg dahin ist weit und gefährlich, und eine große Menge Kranker unterliegt.

Der allgemeinste Aberglaube ist der an Wehrwölfe oder Buda. Wie in der Bretagne sind es Schmiede und Gerber, welche die bösen Geister beherbergen, und auf ihnen ruht daher die Verantwortlichkeit für ihre Uebelthaten. Sie allein können den bösen Blick auf die Heerden werfen, Menschen in Thiere verwandeln, sie krank machen u. s. w.

Bei epileptischen oder hysterischen Zufällen ist der Kranke vom Teufel besessen, und zu seiner Heilung steckt man ihm gewisse Kräuter in die Nase, die er festhalten muß, bis er auf die Fragen, die man an ihn richtet, geantwortet hat. Dann wird ein Kuchen mit Asche bestreut und auf einen Teller gelegt, den man sorgfältig verbirgt; der Besessene sucht ihn auf allen Vieren und ißt gierig den Kuchen, wonach er geheilt ist. So oft ein vornehmer Abyssinier trinkt, hält ihm sein Diener ein Tuch vor, um ihn vor dem bösen Blick zu schützen; auch trägt man Säckchen, welche Verse aus dem Evangelium und der Bibel enthalten und vor Krankheit und Verwundung bewahren. Gewissen Pflanzen werden besondere Kräfte zugeschrieben, als verlorene Gegenstände wieder herbeizuschaffen, vor dem Schlangenbiß zu bewahren, Frauen fruchtbar zu machen u. s. w.

Die Abyssinier besuchen sich häufig untereinander, aber man schickt stets einen Diener voraus, um sich anfragen zu lassen, ob der Besuch willkommen sey; so verabschiedet man sich erst dann, wenn der Herr des Hauses das Zeichen dazu gibt. Nichts Mannichfaltigeres und Verwickelteres kann es geben als die Höflichkeitsformeln, die in ihren geselligen Beziehungen vorkommen; ihre Anzahl ist so groß, daß wir sie nicht alle benennen können. Es gibt Vereinigungsorte, wo die Christen Honigwasser und die Muselmänner Kaffee trinken. Zur Zeit gewisser Feste versammelt man sich auf dem Marktplatze, die Männer zu kriegerischen Uebungen, die jungen Mädchen, um beim Tamburin zu tanzen. Häufig empfangen reiche Leute ihre Freunde und bewirthen sie; bei solcher Gelegenheit ist es gebräuchlich, mehrere Kühe zu schlachten, und nach dem Mahl, woran die ganze Dienerschaft Theil nimmt, so zahlreich sie auch sey, geben sich Personen niedern Standes dem Tanze hin, der nach Umständen wechselt. Die Galanterie nimmt bei solcher Gelegenheit eine wichtige Stelle ein: Ausgezeichnete Frauen genießen großer Achtung, und die Abstufungen der Gefühle, die sie einflößen, werden eben so zart und fein ausgedrückt wie in Europa.

Den Frauen steht die Sorge für den Haushalt zu, und die Männer mischen sich durchaus nicht darein. Außer diesen Beschäftigungen besteht der Zeitvertreib einer vornehmen Dame darin, Musselinüberwürfe zu spinnen, welche nur von den höchsten Classen getragen werden; einige verschmähen sogar dieses Geschäft und bringen ihr Leben damit hin, zu klatschen und die Psalmen Davids zu lesen. Es gibt andere, welche ihren Gatten in der Verwaltung von Provinzen und Ländereien folgen, und sie stehen meist im Ruf besser und kräftiger zu regieren als die Männer. Die Frauen niedern Standes besorgen das ganze Hauswesen, Nätherei und Waschen ausgenommen, was den Männern zufällt. Unterwegs tragen die Frauen alle Lasten, aber eine verheurathete Frau kann nicht mehr selbst Holz oder Wasser herbeischaffen, dieß steht den jungen Mädchen zu. Ein Mann, selbst aus der niedersten Classe, dürfte keine Last tragen, ohne sich zu entehren, und ein Krieger von einiger Bedeutung hat für Schild und Lanze auf dem Marsche stets einen Waffenträger.

Bei den Frauen, welche mit Kindern gesegnet sind, findet man große Anhänglichkeit an ihre Gatten. Die Frauen der Soldaten besonders zeigen eine unerschütterliche Ergebenheit. Alle Reisenden, welche bisher über die Abyssinier geschrieben haben, läugneten, daß dieses Volk wahrer Liebe fähig sey, und behaupteten selbst, daß ihre Sprache des Ausdrucks dafür entbehre. Meine Meinung ist gänzlich verschieden; nicht allein daß sie eine eben so wahre und zarte Leidenschaft zu empfinden vermögen, wie nur irgend ein gebildeter Mensch in der Welt, auch ihre Sprache ist reich zu Schilderung dieses Gefühls, denn die äthiopische wie die arabische Sprache hat einen Ueberfluß an geeigneten Wörtern, alle Zustände der Seele wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ventilomètre. Ein Marinelieutenant soll ein Instrument erfunden haben, dem er den eben mitgetheilten Namen gab. Vermittelst desselben soll man 12 Stunden voraus nicht bloß den Wechsel, sondern auch die Stärke des Windes wissen können. Der Erfinder verlangt eine Untersuchung von Seite des Seeministers. (Voleur vom 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1845.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

Das Juliusheft des Journal Asiatique enthält die gewöhnliche Uebersicht der Fortschritte, welche die orientalischen Studien im Laufe des letzten Jahres gemacht haben; sie scheinen sich mit jedem Jahre mehr und kräftiger zu entfalten, wovon auch das Journal Asiatique selbst demnächst Kunde geben wird, denn man fühlt das Bedürfniß, solches zu erweitern. Auch andere Gesellschaften zeigen sich thätig, von den englischen aber, die doch am meisten Veranlassung hätten sich mit orientalischen Studien zu beschäftigen, findet der Verfasser wenig zu berichten; namentlich die Gesellschaft zu Madras scheint die Herausgabe ihres Journals vorerst ganz eingestellt zu haben, was um so mehr zu bedauern ist, als die Provinzen, welche zu dieser Präsidentschaft gehören, zahlreiche Materialien zur Lösung schwieriger Fragen über die alte Geschichte Indiens bieten, denn den Braminen ist es nie gelungen, im Dekkan die Sprachen und einen Rest der Institutionen der Ureinwohner auszutilgen, und nur hier kann man noch die Spuren des Zustandes der Halbinsel vor der Ankunft der Sanskritrace auffinden. In dieser Beziehung hat die Gesellschaft von Bombay manches geleistet, und gelehrte Missionäre haben ihr einige sehr merkwürdige Denkschriften darüber geliefert. Auch die geographische Gesellschaft von Bombay, welche vor 1836 ihre Arbeiten zum Abdruck an die geographische Gesellschaft von London sandte, seit dieser Zeit aber ihr eigenes Journal herausgibt, hat eine Reihe wichtiger Arbeiten über die Geschichte und Geographie der malabarischen Küste, über das Industhal, Afghanistan, Persien und Arabien geliefert. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia hat zwei neue Bände, „Verhandelingen" geliefert, von denen der eine ein Wörterbuch des Dialekts von Formosa, der andere den Text und die Uebersetzung eines malayischen Gedichts von Hrn. Van Hoevell, und eine Abhandlung über die sehr merkwürdigen Ruinen eines alten Siwatempels zu Soko auf der Insel Java enthält; die Beschreibung dieses Tempels, welche man Hrn. Van der Vlies verdankt, ist von Abbildungen begleitet, welche die Reste des Gebäudes, die Sculpturen, mit denen er geschmückt war, und die Inschriften enthalten nebst einem Alphabet und einer Uebersetzung. Die literarische Gesellschaft Aegyptens hat zu Alexandrien den ersten Theil ihrer Abhandlungen, namentlich geographische Arbeiten über Aegypten, Nubien und Abyssinien enthaltend, herausgegeben, ferner eine Sammlung unter dem Titel „Miscellanea hieroglyphica" veranstaltet und ein lithographisches Atelier begründet, aber die zahlreichen materiellen Schwierigkeiten auf welche sie stößt, und der Mangel an Hülfsquellen im Lande selbst haben sie troß aller Bemühungen immer noch gehindert, dieselbe herauszugeben. Die amerikanisch-asiatische Gesellschaft hat bis jetzt nichts weiteres von sich hören lassen, die deutsche ist erst in der Entstehung begriffen, aber die österreichische Regierung scheint den orientalischen Studien einen neuen Anstoß geben zu wollen, denn die kaiserliche Druckerei macht Anstalten, die auf umfassende literarische Plane deuten; die Angestellten dieses Etablissements hören Vorlesungen über die asiatischen Sprachen vom Arabischen bis zum Japanischen, und man gravirt Lettern von allen orientalischen Schriftarten, aber es ist noch ungewiß, wie alle diese Hülfsmittel angewendet werden sollen.

Wir gehen nun zur Aufzählung der orientalischen Werke über, welche seit dem vorigen Jahre erschienen sind, und beginnen wie gewöhnlich mit der arabischen Literatur.

Hr. Gottwaldt in Petersburg hat den Text der Chronik Hamzahs von Isfahan herausgegeben. Dieser Schriftsteller des 10ten Jahrhunderts ist einer der ersten Araber, welcher eine allgemeine Geschichte, so wie die Kenntnisse seiner Zeit es zuließen, zu schreiben suchte, und sie auf ein System vergleichender Chronologie gründete. Sein Werk wurde bald berühmt und erlangte einen hohen Ruf unter den Arabern; als man sich seiner in Europa zu bedienen anfing, warf man ihm allerdings einen großen Mangel an Kritik vor, aber der damalige Zustand der historischen Kenntnisse gewährte dem Verfasser nur wenige Mittel, die Quellen, deren er sich bediente, zu controliren, und wir dürfen uns deßhalb selbst über bedeutende Irrthümer in einem so schwierigen Werke nicht wundern. Uebrigens suchte Gottwaldt zu beweisen, daß die Fehler,

welche man dem Verfasser vorwirft, zum Theil dem Abschreiber des einzigen Manuscripts, dessen man sich vor ihm bedient, zur Last fallen. Jedenfalls sind die Quellen, aus denen Hamzah schöpfte, großentheils verloren, so daß man froh seyn darf, in seinem Werke die historischen und chronologischen Arbeiten seiner Vorgänger zu finden; europäische Kritik muß sie jetzt erst ordnen und sichten. Hamzah hatte frühzeitig die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf sich gezogen, und einzelne Capitel waren herausgegeben worden, allein eine vollständige und correcte Ausgabe des Textes war sehr zu wünschen.

Hr. Reinaud hat seine früher im asiatischen Journal erschienenen Auszüge aus arabischen und persischen Schriftstellern über die indische Geschichte in Einem Band zusammengestellt. Jedermann weiß, daß der große Mangel der indischen Literatur in der fast gänzlichen Abwesenheit chronologischer Angaben über die etwas entferntern Zeiten besteht: man kann für bramanische Werke eine relative Chronologie aufstellen, bestimmen, daß eine Thatsache vor einer andern eingetreten ist, aber man kann ihr kein allgemeines Datum anweisen. Allerdings hilft die Literatur der Buddhisten diesem Mangel bis zu einem gewissen Grade ab, und gibt eine gewisse Anzahl Zeitbestimmungen, aber bei einem so umfassenden Gegenstand ist jede neue Hülfe von Werth. Fremde Völker haben meistens Indien schlecht begriffen, und gewöhnlich geben sie nicht das, was uns in der Geschichte dieses Landes am meisten interessirt, aber eine einzige bestimmte, von einem Fremden mitgetheilte Thatsache gewährt eine Zeitangabe, um welche sich eine Menge auf die einheimische Geschichte bezüglicher Thatsachen gruppiren. Wie viel hat nicht die historische Kritik aus den Griechen gewonnen, und mehr noch aus dem, was die chinesischen Reisenden uns über Indien sagten. Es war also natürlich, daß man sich auch an die Araber wandte, obwohl sie zuletzt kamen. In dieser Absicht hat Gildemeister vor einigen Jahren eine Sammlung der wichtigsten Stellen aus arabischen Schriften über Indien herausgegeben und jetzt theilt Reinaud das Resultat seiner historischen und geographischen Forschung mit; in seiner Vorrede kündigt er eine ausgedehnte Abhandlung über den Zustand Indiens vor dem 11ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an.

Die historischen Werke der Araber, deren Beginn schon in den frühern Jahren angezeigt wurden, schreiten vorwärts, namentlich soll die erste Hälfte des dritten Bandes des Wörterbuchs von Ibn Challikan, übersetzt von Mac Guckin de Slane, demnächst erscheinen. Der letztere Gelehrte wurde von der französischen Regierung nach Konstantinopel geschickt, um in den Moscheebibliotheken die arabischen Manuscripte copiren zu lassen, welche auf der k. französischen Bibliothek fehlen. Ein wichtiges Werk, welches demnächst herauskommen soll, sind die Prolegomenen Ibn Chalduns von Quatremère. Ibn Chaldun ist von allen arabischen Schriftstellern der umfassendste Kopf, sein Geist überragt bei weitem seine Zeit und seine Nation, und man ist ganz erstaunt unter den Chronikschreibern und Schöngeistern, welche die beiden Hauptclassen der arabischen Historiker bilden, einen Mann zu finden, der die Gesetze erforscht, welche die Entwicklung der Menschengeschlechter leiten und ihr Schicksal bestimmen. Seit 20 Jahren hatte man zahlreiche Auszüge aus Ibn Chalduns großem Werk gegeben, und Schulz hatte vor seiner Reise nach Persien auch die Prolegomenen zum Druck vorbereitet; jetzt soll Text und Uebersetzung in der Sammlung der Notices et Extraits erscheinen. In diesen Prolegomenen hat Ibn Chaldun seine kritischen Grundsätze und seine allgemeinen Ansichten niedergelegt, und es gibt vielleicht kein Werk des Orients, welches europäische Leser so ansprechen wird und so sehr die Schöpfung eines so zu sagen europäischen Geistes ist.

Das Studium des Koran hat einen wichtigen Fortschritt gemacht durch die Herausgabe des Commentars von Beidhawi, den Fleischer in Leipzig begonnen hat. Beidhawi, ein Schriftsteller aus dem 13ten Jahrhundert, ist einer der größten arabischen Grammatiker und seine „Lichter des Koran und Geheimnisse seiner Erklärung" sind eine unerschöpfliche Fundgrube grammatikalischer Forschungen und moslemitischer Traditionen. In Bezug auf die letztern hat Hr. Weil der Wissenschaft einen Dienst geleistet, indem er die „biblischen Legenden der Moslems" nach arabischen Quellen in Vergleich mit der jüdischen Tradition herausgab. Wer auch nur eine Seite im Koran gelesen hat, weiß, daß dieß Buch mit Anspielungen auf die jüdischen Legenden über alttestamentliche Personen angefüllt ist. Diese Legenden haben durchaus keinen historischen Werth, aber ihre Kenntniß ist unerläßlich für das Verständniß des Korans, und Hr. Weil hat den Lesern desselben einen Dienst erzeigt, da diese nicht auf die verschiedenen Sammlungen arabischer Traditionen recurriren können.

Die Wissenschaften der Araber sind Gegenstand mehrfacher Untersuchungen gewesen; so hat Sedillot die Geschichte der Mathematik beschrieben und namentlich zu ermitteln versucht, auf welche griechische und chinesische Grundlagen die Araber fortzubauen gesucht haben. Sontheimer aus Stuttgart hat das fünfte Buch des Canon von Avicenna über die zusammengesetzten Arzneimittel der Araber übersetzt und eine große Abhandlung Ibn Beithars über die einfachen Mittel hinzugefügt. Der Artilleriecapitän Favé, der seit langer Zeit an einer Geschichte der Artillerie arbeitet, hat mit Hülfe Hrn. Reinauds auch die Kriegsmaschinen der Araber behandelt; es geht aus dieser Arbeit hervor, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Pulver von den Chinesen erfunden und zu Kriegsfeuerwerken angewendet wurde, daß Araber und Griechen es von ihnen entlehnten und die Anwendung vervollkommneten, daß aber die Artillerie, d. h. die Anwendung der explodirenden Kraft des Pulvers erst in Europa gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts entdeckt wurde. Es ist dieß ein sehr interessantes Buch, worin man mehrere neue Angaben über die Geschichte der Chemie bei den Arabern findet.

Wir übergehen die Werke, welche bloß die Kenntniß der arabischen Sprache erleichtern sollen, und führen von diesen nur zwei an, den Wiederabdruck des Kamus *) in Cairo und

*) Dieß berühmte Werk von Firuzabadi ist am verbreitetsten in der Calcuttaer Ausgabe, kostet aber, wenn wir nicht irren, 10 Pfd.

die Unternehmung eines großen lexikographischen Werkes von Lane, ebenfalls in Cairo; sie sind besonders darum merkwürdig, weil hier ein Zusammenwirken europäischer und orientalischer Sprachkunde stattfindet.

Hr. Kämpf in Halle hat den Text und die deutsche Uebersetzung der ersten „Makamen aus dem Taschkemuni des Charisi“ herausgegeben, ein in mehreren Beziehungen merkwürdiges Buch. Jehuda-ben-Salomo-el-Charisi war ein spanischer Jude des 13ten Jahrhunderts und, wie alle Gelehrte seiner Zeit und seiner Nation, in den arabischen Schulen erzogen; völlig genährt mit dem Geschmack und der Gelehrsamkeit der Araber, und doch zugleich eifersüchtig auf ihren literarischen Vorrang, wollte er beweisen, daß das Hebräische eine eben so reiche Sprache und eben so fähig sey, allen Bedürfnissen der Literatur zu genügen, wie das Arabische. So verfaßte er unter dem Titel Taschkemuni ein Werk, durch das er den Patriotismus der Juden wieder zu erwecken hoffte; aber er selbst stand so sehr unter der Herrschaft des arabischen Geistes, daß er nur eine Nachahmung der Makamen des Hariri hervorzubringen vermochte; er ahmte sie mit viel Glück nach, benutzte alle Feinheiten der Sprache, um seinem Musterbild in Wortspielen und witzigen Einfällen gleich zu kommen, und schuf ein wirklich merkwürdiges Werk, das aber nicht sehr geeignet war, die Juden von der gelehrten Herrschaft der Araber zu befreien. Der hebräische Text dieses Werkes ist mehrmals, jedoch ohne Kritik und ohne Commentar, herausgegeben worden. Kämpf aber reinigte denselben, begleitete ihn mit Noten und einer deutschen gereimten Uebersetzung, und schrieb eine Vorrede dazu, worin er das Leben des Verfassers, die Art von Poesie die er ausbildete, und die hebräische Metrik behandelte.

Ehe wir von der Literatur der semitischen Völker uns trennen, habe ich noch einige Worte über die Herausgabe der von Arnaud gesammelten himjaritischen Inschriften zu sagen. Wir haben es für nöthig gefunden himjaritische Lettern stechen zu lassen, und diese dienen jetzt zum Druck des Werkes. Arnauds Reise nach Mareb zeigt, wie reich Jemen noch an Inschriften ist, welche die europäische Kritik in Stand setzen könnten, die alte Geschichte des Landes wieder herzustellen. Die Schwierigkeit zu den Inschriften zu gelangen ist sehr groß, aber wenn irgend jemand sie besitzen kann, so ist es Hr. Arnaud, dem seine Gewohnheiten gestatten wie ein Araber zu reisen, und der durch seine alten Verbindungen zu Sanna so viel Schutz genießt, als man in dem fast wilden Lande irgend erhalten kann, und wir können nur wünschen, daß ihn die französische Regierung in den Stand setze, seine Erforschung Jemens wieder zu beginnen. Es handelt sich darum, die alte Geschichte um ein ganzes und zwar sehr wichtiges Capitel zu vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

St. Diese neue Ausgabe soll im Subscriptionspreise nur 75 Fr. oder 3 Pfd. St. kosten. A. d. U.

Eine Höhle in Afrika mit christlichen Denkmälern.

Man hat acht Lieues von Guelma an den Seiten der Mina eine sowohl in archäologischer Hinsicht als durch ihre ungeheure Ausdehnung merkwürdige Höhle entdeckt. Sie befindet sich in einem ungeheuren Kalkfelsen, hat gegen Norden eine runde Oeffnung von 7 bis 8 Metres im Durchmesser und senkt sich in einer Länge von 1000 bis 1200 Metres zu einer Tiefe von 400 Metres hinab. Man muß 35 Minuten abwärts steigen, bis man den Boden erreicht; sie ist mit sehr mannichfaltigen Stalaktiten geschmückt, und der Boden übersäet mit einer ungeheuren Menge Blöcke, die sich von dem Gewölbe losgelöst haben. Was aber ein besonderes Interesse einflößt, sind die lateinischen Inschriften am Eingange, welche den ersten Zeiten des Christenthums angehören. Die meisten sind unlesbar, auf einer aber findet man den Namen Donatus, auf andern die Namen unbekannter Märtyrer. Die ersten Christen Afrika's flüchteten sich ohne Zweifel während der Zeit der Verfolgung in diese Höhle, über welche die Araber alle möglichen phantastischen Sagen zu erzählen wissen, wie sie nur eine glühende Einbildungskraft erzeugt. Alle fürchten sich in die Höhle einzudringen, aus Furcht der Schutzgeist derselben möchte sie erfassen, indeß war es doch ein Araber, der Scheich Deradschi ben Kerad, der einige Franzosen in die Tiefe hinabführte, wohin seit Jahrhunderten niemand, am wenigsten Christen, gedrungen sind. (Algérie vom 22 Aug.)

Gesellschaftlicher Zustand der Abyssinier.

(Fortsetzung.)

Der erste Stand in Abyssinien ist der der Adeligen, welche Gults oder Erbgüter besitzen, die von Abgaben befreit sind; sie müssen dem Regenten mit einer gewissen Anzahl ihrer Untergebenen in den Krieg folgen. Die Monarchie hat diesen Stand seinem Untergange zugeführt, indem er das Erbrecht verloren und dadurch seinen Einfluß eingebüßt hat. Persönliches Verdienst oder Geschicklichkeit sind jetzt bessere Hülfsmittel zur Macht zu gelangen als adelige Geburt. Ueberdieß wird der Familienname niemals übertragen, und da die Ehen meist ungültig sind, so verliert ein Mann alle Vortheile seines Ranges, sobald ihm die Mittel fehlen, ihn gehörig zu unterstützen. Ich sah selbst wie Tekla-Guiorguis, ein Mitglied von Salomons Familie und zu gleicher Zeit der gelehrteste Mann in Abyssinien, ärmlich von Ubie's Almosen lebte, während dieser ihn in seinem Feldlager zurückhielt, um ihn später zum Kaiser oder vielmehr zum Werkzeug seines Despotismus zu erheben. Mancher Sohn eines großen Herrn ist gezwungen als Stallknecht zu dienen, um sein Leben zu fristen.

Der Einfluß, dessen sonst der Adel genoß, ist jetzt auf die Parteiführer übergegangen, welche das Land verwüsten; ein solcher, wenn er dem Fürsten genehm ist, gelangt leicht zu einer Statthalterschaft oder einem Erblehen, das ihm bleibt, so lange sein Beschützer selbst mächtig ist. Aber auf seine Untergebenen darf er keineswegs zählen; diese, stets ausgebeutet, kümmern sich wenig darum, ob sie diesem oder jenem Herrn angehören. Der Anführer einer Bande ergänzt diese aus allen den zahlreichen Abenteurern, welche von der sichern Hoffnung auf Beute angelockt werden; sobald er eine Schaar gesammelt hat, welche zu irgend einem Unternehmen fähig ist, sieht er seinen Heerzug sich vergrößern.

Den Beraubten selbst bleibt kein anderes Mittel zum Leben als seiner Fahne zu folgen. So haben mehrere Anführer ihr Glück gemacht, die aus dem Nichts hervorgegangen endlich eine ganze Provinz beherrschten, aber auf diesem Wege muß man stets fortschreiten, denn die Ruhe ist solchem Einflusse tödtlich. Wenn der Häuptling keine Mittel besitzt seine Schaaren zu ernähren, zerstreuen sie sich und werden einem Mächtigern zum Raube.

Auf diese Weise sah Balgade-Area, der Tigre in zwei Monaten erobert hatte, seine Macht wie durch ein Wunder dahinschwinden, von dem Tage an, wo er gezwungen war sein Winterquartier in einem Lande zu nehmen, das ihn so zu sagen mit offenen Armen empfangen hatte, aber gerade das verhinderte ihn seine Gastfreunde der Plünderung hinzugeben, und raubte ihm allen Einfluß auf ein ausgehungertes Heer.

Auf den Adel, der, wie wir sehen, jetzt nur durch Parteiführer und Abenteurer repräsentirt wird, folgt unmittelbar die Classe der Gutsbesitzer oder Bauern. Sie genießen große Achtung und haben den unmittelbarsten Einfluß auf die Bevölkerung. In gewissen Fällen geht die Empörung von ihnen aus, und sie schreiben selbst den Herren des Landes Bedingungen vor, aber dieß geschieht nur, wenn es diesen an Thatkraft fehlt, denn der Mangel an Einigkeit zwischen den verbündeten Völkern gibt der bewaffneten Macht im Fall von Zerwürfnissen ein ungeheures Uebergewicht.

Nun folgt die Classe der Depteras, die bei den Großen die Stelle von Sacristanen (Beichtvätern) versehen. Sie werden nicht sehr geachtet; das Volk haßt sie wegen ihrer Geschicklichkeit im Gelderpressen, und bezeichnet durch den Namen „Mann von der Feder“ alle jene, deren Hände nicht rein sind. Aber wenn die Depteras nicht geachtet sind, so fürchtet man sie doch wegen ihres sehr großen Einflusses. Die sittliche Führung des Landes gehört ihnen an, was eine Folge ihrer höhern Erziehung ist; bei ihrer Geschicklichkeit, sich in die geheimsten Angelegenheiten eines jeden zu mischen, wie auch in die des Staates, kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß der größte Theil des öffentlichen Einkommens durch ihre Hände geht.

Die Classe der Negades oder Kaufleute steht etwas tiefer; man erwähnt ihrer wenig; es sind die Unterhändler Abyssiniens. Ihr Gewissen ist sehr weit, aber wenn sie den Nachtheil des Handels tragen, haben sie auch allen Vortheil davon; ihre Reichthümer gewähren ihnen wenigstens äußerlich gute Aufnahme und Freundlichkeit. Die vornehmsten Herren verkehren mit ihnen und verschmähen nicht, sich an ihren Tisch zu setzen, wie sie selbe auch an den ihrigen aufnehmen, wenn sie ihrer bedürfen. Es gibt einen Wechselverkehr von Gefälligkeiten zwischen diesen beiden Classen. Der Adel bedarf des Geldes, die Kaufleute seines Schutzes in ihrem Handel. Da im Lande keinerlei Gewerbfleiß einheimisch ist, so bringen die Handelsleute alle Luxusgegenstände herbei, die von den Vornehmen gesucht werden, was sie in ihrer Gunst erhält und ihnen manchen Vortheil gewährt. Diese Classe ist am besten gekleidet, die reinlichste und thätigste des Landes. Die großen Karawanen, welche zu verschiedenen Zeiten des Jahres regelmäßig sich bilden, werden durch die besten und tapfersten Diener begleitet, die guten Sold erhalten, was die Soldaten sonst nicht gewöhnt sind.

Die Classe der Lule oder Bedienten ist in Abyssinien sehr wichtig. Der Herr nennt seine Diener seine Kinder, behandelt sie väterlich und nimmt sie an seinen Tisch. Man unterscheidet die für den innern und äußern Dienst. Erstere leisten in ihrer Jugend Pagendienste und folgen dem Schicksal ihres Herrn in allen seinen Abstufungen. Sie hungern mit ihm, sterben, wenn es seyn muß, mit ihm und verzehren den größten Theil seines Vermögens, wenn er reich ist. Ihre Anforderungen übersteigen oftmals seine Glücksgüter, aber sie folgen ihm auch ins Unglück und wissen es standhaft zu ertragen. Die für den äußern Dienst werden zu den schwerern Arbeiten benützt; sie sind wahre Lastthiere, und werden manchmal auch so behandelt. Es gibt mehrere Classen weiblicher Dienstboten; vor allem die Köchin, die sehr geachtet wird, dann die Kammermagd, die eben so vertraut ist mit ihren Gebieterinnen. Diese gehen nicht zu Fuß, sondern reiten auf Mauleseln. Dann gibt es Lastträgerinnen, welche Holz aufladen und Bier und Meth herbeischleppen, aber diese sind verachtet und werden Guriks genannt.

Die letzte Classe endlich sind die Sklaven; auch sie sind Lastträger und bauen den Boden an. Sie werden gelinde behandelt, niemals verkauft, und gewöhnlich nach einigen Jahren voll Arbeit freigegeben. Ja noch mehr, mit ihrer Freiheit schenkt ihnen ihr Herr auch ihren Unterhalt, ein paar Ochsen und einen Pflug, wenn es ein Ackerbauer ist; der Kaufmann eine gewisse Summe, und ist es ein Krieger, so erhalten sie die Ausrüstung. So üben sie eine kluge Politik, indem ihr Ansehen sich um all das vergrößert, was ihr Schützling durch seine Stellung gewinnt.

Die Abyssinier halten viel auf ihre Kleidung, welche bei den Männern jeden Ranges aus drei Stücken besteht; die der Frau aus zweien. Doch ist ein Unterschied zwischen Frauen und Jungfrauen. Die Gewänder der Priester, der Mönche und Depteras weichen auch von der übrigen Tracht ab.

Die Schemma oder Toga ist ihr wichtigster Theil. Es ist ein breites Stück Zeug, das auch als Münze dient, besteht aus drei Streifen, welche der Länge nach durch zwei Nähte vereinigt sind, und wird doppelt umgelegt. Es gleicht einer Art von Ueberwurf, den die Eingebornen zierlich und auf verschiedene Weise tragen, nach bestimmten Regeln, wie beim Besuch eines Vornehmen, bei Tisch aufzuwarten, zur Arbeit, zum Kampf u. s. w. Der zweite Theil ist das Souré, eine Art von Beinkleid, das bis unters Knie reicht und mit einer Schnur über den Hüften festgebunden wird. Den dritten Theil nennt man D.ugne; es ist ein 18 Zoll breiter Gürtel von vielleicht 45' Länge. Er wird um die Brust und den Leib gerollt und bildet eine Art von Harnisch, der im Kampfe besser schützt als der Schild. Die Krieger tragen über der Toga das Fell eines Löwen, Panthers, eines Fuchses oder Hammels, das nach Art der Palikaren zugeschnitten ist. Die Fußbekleidung ist für die Laien die Sandale und für die Geistlichkeit ein schwarzer Schuh von der Gestalt der Babuschen.

(Fortsetzung folgt.)

Kartoffelkrankheit. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die vielbesprochene Kartoffelkrankheit in diesem Jahre einen besondern Strich einhält. Zuerst erfuhr man das Unglück in Belgien und in Holland, dann kamen ähnliche Nachrichten aus dem südlichen England, und jetzt hört man nach französischen Blättern (Voleur vom 31 Aug.) dasselbe aus den französischen Norddepartements; die Krankheit folgt also auf beiden Seiten dem Canal.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1845.

Eine merkwürdige Lufterscheinung zu Comrie in Schottland.

Dieß Dorf ist ein merkwürdiger Ort, denn er wird sehr häufig von Erdbeben heimgesucht, die in großer Tiefe ihren rollenden Donner vernehmen lassen, aber der Oberfläche der Erde näher zu kommen scheinen. Indeß wurde kürzlich (21 August) Abends um 8 Uhr von mehreren Herren, davon ein Hr. M. im Athenäum vom 30 Aug. Bericht erstattete, nachfolgende Lufterscheinung beobachtet. „Unmittelbar nördlich von dem Dorfe ist ein steiler Berg, Dunmore genannt, mit einem 70 oder 80 Fuß hohen Pfeiler, der zum Andenken des verstorbenen Lord Melville hier errichtet wurde. Das vollständige Bild dieses wohlbekannten Berges und Obelisken wurde so genau als der Schatten nur immer einen Körper darstellt, deutlich am nördlichen Himmel wenigstens zwei Meilen von dem Original beobachtet, welches wegen einer zwischenliegenden Anhöhe von dem Standpunkte des Betrachtenden selbst nicht gesehen werden konnte. Das Bild war so, wie Berg und Denkmal vom Dorfe, d. h. von Süden, her gesehen sich darstellen: statt ein Schatten auf einer Wolke zu seyn, schien vielmehr das Bild *aus der Wolke selbst geformt* und so an den nördlichen Himmel angeheftet. Die Umrisse des Pfeilers, obgleich wie natürlich von minder substantiellem Aussehen als ihr granitenes Original, schienen so aufrecht und scharfbestimmt, als das Mauerwerk selbst, und eben so bildeten die stärkeren Umrisse des Berges einen Theil des Profils, während die im Original mit Wald bedeckten Theile in dem Abbild eine sägenartige Franze zeigten, gerade so wie diese Theile selbst von der Ferne betrachtet aussehen würden. Das Bild blieb, nachdem wir es bemerkt, — wie lange es vorher da war, können wir freilich nicht sagen, — etwa 10 Minuten oder eine Viertelstunde sichtbar und wurde während dieser Zeit von drei Personen gesehen und genau betrachtet, so daß also von einer Täuschung nicht die Rede seyn kann. Einer der Anwesenden schien zu glauben, in dem Wolkenbilde sey eine vorstehende Masse, die sich im Original nicht finde; als wir aber am andern Morgen das letztere besuchten, mußte er zugeben, daß das Bild treuer sey als sein Gedächtniß, indem sich an der bestrittenen Stelle allerdings eine vorstehende Masse, nämlich eine Baumgruppe fand. Wir haben oft von dem Brockengespenst und von verkehrten Bildern gehört, die man zu Land und zur See in der Luft erblickt. Aber das gegenwärtige Bild scheint einer andern Classe von Phänomenen anzugehören, wie man sie meines Wissens noch nie erwähnt hat. Das Gespenst ist von Haue und Gmelin erklärt worden, als der vergrößerte Sonnenschatten der dargestellten Gegenstände auf einer entfernten Wolke, und die andere Erscheinung ist durch irgend eine reflective Eigenschaft in der Atmosphäre erzeugt, während das vorliegende Phänomen aus dem Stoff der Wolke selbst gebildet schien, da von letzterer außerhalb der Gränzen des Bildes nichts zu sehen war, und dieser Stoff noch geraume Zeit sichtbar blieb, nachdem die Aehnlichkeit verschwunden war. Konnte dieß eine der unzähligen zufälligen Wolkenbildungen seyn? Die genaue Aehnlichkeit würde diese Erklärung höchst unwahrscheinlich machen, wenn auch nicht das Original in so großer Nähe gewesen wäre: der Berg mit dem Monument und das Wolkenbild müssen irgend wie als Ursache und Wirkung zusammenhängen. Beachtenswerth ist, daß die Sonne bereits seit einiger Zeit untergegangen, der Mond kaum aufgegangen war und seine Strahlen nur hie und da durch eine Oeffnung in dem dichten Wolkenschleier am östlichen Horizont warf, so daß also weder Sonne noch Mond einen directen Antheil an dem Bilde haben konnten.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns gegen den Orient, so stoßen wir auf alle Fragen, welche an die großen Reiche Mesopotamiens und Persiens sich knüpfen, und durch reichlichen Stoff genährt aufs neue sich erhoben haben. Ich habe kaum nöthig, von den Fortschritten und der Vollendung der Nachgrabungen Hrn. Botta's, welche einen ganzen assyrischen Palast ans Tageslicht brachten, Nachricht zu geben. Seit dem vorigen Jahre sind die Arbeiten mit großer Raschheit fortgeschritten; wirksame

Geldhülfe und die Anwesenheit Hrn. Flandins gestatteten gegen 200 Arbeiter anzuwenden, worunter die Mehrzahl des unabhängigen nestorianischen Stammes, den die Kurden zum Theil niedergemetzelt haben. Zweitausend Metres mit Inschriften und Sculpturen bedeckte Mauern wurden frei gemacht, 130 Basreliefs von Hr. Flandin gezeichnet, 200 Inschriften von Hr. Botta copirt, und die besterhaltenen Sculpturen von ihm auf Flößen eingeschifft, um den Tigris hinab nach Bassora zu gehen, wo sie von einer Gabarre der königl. Marine an Bord genommen und nach Paris gebracht werden sollen. Nach den letzten Briefen Hrn. Botta's waren alle Flöße glücklich in Bagdad angekommen, und es blieben nur noch zwei Steine und zwei Menschenstatuen, welche Löwen in ihren Armen ersticken, zu versenden übrig. Es ist zu fürchten, daß der Tigris im Sommer zu seicht sey, als daß man diese ungeheuren Monolithen vor dem Frühjahr verschiffen könnte. Hr. Botta wird demnächst zu Paris ankommen, wo er die Schilderung seiner Entdeckungen redigiren wird; die Zeichnungen der Sculpturen und die Copien der Inschriften werden gestochen werden und dem Studium der Gelehrten eben so reiche als unverhoffte Materialien liefern. Man kann die assyrischen Inschriften noch nicht lesen, aber es ist zu hoffen, daß man mit Hülfe der zweisprachigen und dreisprachigen Inschriften von Persepolis dahin gelangen wird. Wahrscheinlich wurde die Keilinschrift zu Babylon erfunden, nach Ninive übergetragen und dort auf die assyrische Sprache, dann in Ecbatana auf die medische Sprache angewendet und endlich zu Persepolis dem Persischen angepaßt. In jeder dieser Anwendungen scheint diese ursprünglich syllabische und sehr complicirte Schrift allmählich vereinfacht worden zu seyn, bis sie zu Persepolis alphabetisch wurde.

Die Natur der Dinge erfordert demnach, daß wir, um zur Entzifferung zu gelangen, den umgekehrten Gang einschlagen und vom einfachen Charakter zum complicirten aufsteigen. Seit Burnouf die alte persische Sprache zugänglich machte, haben er und Lassen sie auf die Lesung der persepolitanischen Schrift angewendet, und dieser Zweig der Studien, welche eine große Entwicklung gewonnen haben, steht auf dem Punkte, eine noch weit größere zu erlangen. Lassen hat die persepolitanischen Inschriften, welche Hr. Westergaard von seiner Reise zurückbrachte, herausgegeben und mit seiner gewöhnlichen Gelehrsamkeit und scharfen Kritik commentirt. Seine Schrift wurde von einem Hrn. Holtzmann aus Carlsruhe einer strengen, nur etwas zu bittern Kritik unterworfen.

Bis jetzt hat man nur etwa zwanzig persepolitanische Keilinschriften, und diese sind theils verstümmelt, theils sehr kurz, und bieten zu wenig, um alle Schwierigkeiten, welche ihre Entzifferung bietet, zu lösen, aber wir werden demnächst die ungeheure Inschrift von Bisitun erhalten, welche allein in 450 Zeilen so viel enthält, als alle andern zusammen genommen. Hr. Rawlinson konnte vor einigen Jahren, durch günstige Umstände unterstützt, die Inschrift, welche äußerst schwer zugänglich ist, copiren. Er hat eine Copie mit seiner Uebersetzung nach London geschickt, wo die asiatische Gesellschaft sie herausgeben will. Sie rührt von Darius Hystaspes her, der sie vor seinem Zug gegen die Scythen einhauen ließ, und hier die Genealogie der Achämeniden, die Aufzählung der Provinzen und Meere seines Reichs, die Liste und die Namen der besiegten Könige, deren Gestalten man auf dem über der Inschrift befindlichen Basrelief sieht, verzeichnete. Wie groß auch die Wichtigkeit dieses Denkmals für die Geschichte und die Sprache des alten Persiens ist, so konnte man doch hoffen, daß es uns noch einen weitern großen Dienst leisten würde durch Darbietung einer großen Grundlage für die Entzifferung der andern Systeme von Keilschrift, denn es besteht aus drei Columnen, welche denselben Text in persischer, medischer und babylonischer Sprache enthalten. Unglücklicherweise haben diese beiden letzten sehr gelitten, und Hr. Rawlinson konnte nur ein Dritttheil der medischen und ein Zehntheil der babylonischen Columne copiren. Nichtsdestoweniger bieten die 150 Linien der zweiten Columne noch ein bedeutendes Material zur Entzifferung des medischen Charakters, und Hr. Rawlinson hat daraus ein Alphabet abgeleitet, das er noch nicht herausgibt, weil er seiner Sache nicht ganz gewiß ist, welches aber gewiß bedeutende Elemente für das Lesen dieses Systems von Keilschrift liefern wird. Hr. Westergaard läßt in diesem Augenblick zu Bonn eine Abhandlung über denselben Gegenstand drucken, welche auf die von seinen Reisen zurückgebrachten medischen Inschriften gegründet ist. Jeder Schritt, den man auf dieser Bahn vorwärts thut, wird den Augenblick näher bringen, wo man die Lesung der assyrischen Schrift beginnen kann; es ist dieß eine der schwierigsten Aufgaben, welche vielleicht lange noch dem Scharfsinn der Gelehrten Trotz bieten wird, die aber ein ungemein großes Interesse darbietet wegen des hohen Alterthums und der Menge der assyrischen Inschriften, die wir Schulz und Botta verdanken.

Das Studium des Zend hat einige Fortschritte gemacht: die asiatische Gesellschaft von Bombay hat ihre Herausgabe des Zendavesta in Guzuratischrift fortgesetzt und uns drei neue Bände zugesandt, welche das Izeschne und Vispered enthalten. Hr. Windischmann in München hat eine Arbeit über den Homa herausgegeben, und Hr. Burnouf hat mit umfassenderem Material denselben Gegenstand in einer Reihe von Artikeln im Journal Asiatique behandelt, welche zusammengenommen die Fortsetzung seines Commentars über die Yaçna bilden. Der Homa ist wirklich einer der merkwürdigsten Theile der Lehre Zoroasters, weil er zu denen gehört, die uns am klarsten die Verbindung zwischen den Vedas und dem Zendavesta zeigen, den Punkt bestimmen, wo die persische Lehre sich von der der Vedas trennt, und die Phasen der Umwandlung verfolgen läßt, welche die Vorgänger Zoroasters und Zoroaster selbst damit vorgenommen haben.

Das Pehlwi war der Gegenstand nur einer einzigen Dissertation Hrn. Müllers in München, aber sie hat ein sehr großes Interesse. Der Verfasser untersucht darin nach den Pehlwischriften den Hauptpunkt der zoroastrischen Theologie, nämlich das Verhältniß zwischen Ormuzd und der unendlichen Zeit. Anquetil hatte geglaubt, die Zeit werde von den

Persern als absolute Einheit betrachtet, aus der einerseits Ormuzd, andrerseits Ahriman hervorgingen, aber Hr. Müller beweist, daß nach der officiellen Lehre der Sassanidenepoche Ormuzd als der oberste Herr galt, und die Zeit nur als ein Element der Wesenschöpfung betrachtet wurde. Es ist zu bedauern, daß der Mangel an Pehlwi-Charakteren bis jetzt Hrn. Müller hinderte, den bereits zum Drucke fertigen Bundehesch herauszugeben, was niemand so gut wie er auszuführen im Stande wäre, und wodurch das Studium des Pehlwi ungemein gehoben würde. Es ist höchst wahrscheinlich, daß man diese Sprache für das Studium der Keilinschriften nöthig haben wird, denn es läßt sich kaum glauben, daß nicht eines von den drei oder vier Idiomen, die noch unter dem Schleier der verschiedenen Schriftsysteme verborgen liegen, dieser alten Mischung semitischer und arischer Sprache angehöre.

Die eigentlich persische Literatur hat sich durch mehrere Arbeiten bereichert. Hr. Defrémery hat den Text und die Uebersetzung der Geschichte der Samanidendynastie von Mirchond herausgegeben. Wilken hatte zwar schon im J. 1808 diesen Text bekannt gemacht, aber nach einem einzigen mittelmäßigen Manuscript, so daß die neue, viel correctere und von einer genauern Uebersetzung begleitete Ausgabe eine gute Aufnahme bei allen denen finden wird, welche sich mit dieser merkwürdigen Epoche des Chalifats beschäftigen, um so mehr, als Defrémery den sehr ungleichen Bericht Mirchonds durch zahlreiche Auszüge aus noch unedirten persischen und arabischen Geschichtschreibern zu vervollständigen suchte. Ein anderes Capitel Mirchonds, die Geschichte der Sassaniden, wurde zu Paris herausgegeben, um einen Theil der Chrestomathien zum Gebrauch der Schule lebender orientalischer Sprachen zu bilden. Dieß Capitel Mirchonds ist schon lange durch die Uebersetzung S. de Sacy's bekannt, der Text war aber nie gedruckt worden. Alle diese partiellen Ausgaben sind nur so viele Schritte zu einer vollständigen Ausgabe des großen Werkes dieses mittelmäßigen, aber fast unentbehrlichen Geschichtschreibers.

Hr. Bland hat zu London das erste Heft einer Geschichte der persischen Dichter von Lutf Ali Chan, einem persischen Dichter des 17ten Jahrhunderts, unter dem Titel der „Feuertempel" (Atesch Kedah) herausgegeben. Bland hatte schon im Journal der asiatischen Gesellschaft von London einen umständlichen Bericht über dieß Werk mitgetheilt, *) seitdem alle bekannten Manuscripte des Werkes gesammelt und eine Herausgabe begonnen. Lutf Ali Chan behandelte zuerst die frühern Dichter nach geographischer Ordnung, dann die gleichzeitigen und endlich seine eigenen poetischen Werke. Er hat so die Lebensbeschreibungen von mehr als 800 Dichtern zusammengehäuft, und gibt aus den Werken eines jeden einige Auszüge. Die Herausgabe dieses Buches ist ein nützliches Unternehmen, weniger wegen der Auszüge aus einer Menge vergessener Dichter, als weil eine so bedeutende Sammlung von Biographien nothwendig eine Menge Data und Nachrichten enthalten muß, wodurch zweifelhafte Punkte in der Geschichte aufgeklärt werden können.

*) Siehe Ausland Jahrg. 1844 Nr. 25.

Oberst Miles hat auf Kosten der englischen Uebersetzungscommittee das Leben Tippu Sahebs von Mir Hussein Ali Chan aus Kerman herausgegeben, welches die Fortsetzung des Lebens Heider Ali Chans von demselben Verfasser bildet, das Miles schon früher übersetzt hatte. Beide Werke scheinen auf Veranlassung der Söhne Tippus verfaßt, und sind in dem aufgeblasenen Styl orientalischer Panegyristen geschrieben. Man sieht nicht ohne Interesse die Ereignisse, welche uns durch die Berichte der Engländer so wohl bekannt sind, durch einen Anhänger der feindlichen Seite geschildert, und die Geschichte jener Zeit wird gewiß hier einige neue Thatsachen entdecken, so wie die Erklärung einiger Ereignisse, zu denen bis jetzt der Schlüssel fehlte. Indeß hätte es doch eines verständigern Mannes bedurft, als Mir Ali, um uns ein treues Gemälde der politischen Plane und der Verwaltung Tippus, so wie der wahren Ursache seines Sturzes zu geben.

Hr. Wetzstein in Leipzig hat den zweiten Theil seiner lithographirten Ausgabe des arabisch-persischen Wörterbuchs von Zamachschari herausgegeben, der dritte soll in kurzem gleichfalls erscheinen und das Werk mit einem alphabetischen Glossar beendigt werden, wie es für ein nach der Ordnung des Stoffes geordnetes Dictionnaire unerläßlich ist. Hr. Duncan Forbes hat eine zweite Ausgabe seiner persischen Grammatik mit einer Sammlung von Fabeln und einem Wörterbuch begleitet; das Buch hat das Verdienst, in einem kleinen Raum alles für den Anfänger Nothwendige zu enthalten.

Endlich hat Hr. Chodzko, der während seines langen Aufenthalts in Persien sich viel mit der Volksliteratur dieses Landes abgab, und dem wir auch die merkwürdige Sammlung der Gesänge Karroglus *) verdanken, die Herausgabe seiner Studien über das persische Theater begonnen. **) Jedermann wußte, daß die Perser allein unter allen Moslems eine Art Theater hätten, oder vielmehr, daß sie zum Andenken der Ermordung der Kinder Ali's Darstellungen, Taziés genannt, aufführten. Aber Chodzko hat zuerst sich die Mühe genommen, diese Stücke zu sammeln, und sich mit der Organisation des persischen Theaters, so wie mit den verschiedenen Arten, aus denen das Repertorium besteht, bekannt zu machen. Er hat außer den Volkspossen eine reiche Sammlung Teaziés aus der Bibliothek Feth Ali Schahs, welche der Hoftheaterdirector ihm abtrat, zurückgebracht, einige Stücke daraus übersetzt, und versprochen in der Folge noch mehreres zu liefern, um diesen eigenthümlichen Zweig der persischen Literatur genauer kennen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftlicher Zustand der Abyssinier.

(Fortsetzung.)

Das Stück Tuch, welches als Mantel dient, ist nach dem Range verschieden: Leute aus den Mittelclassen tragen es mit einem rothen

*) S. Ausland Jahrg. 1842 Nr. 275.

**) S. Ausland Jahrg. 1844 Nr. 228 ff.

Rande verziert, der 4'' breit ist; die höhern Classen mit seidenem Besatz. Vornehme Frauen bekleiden sich mit einem Baumwollhemde, das am Kragen und den Aermeln, die um das Gelenke schließen, mit Seide gestickt ist. Ueber dieses Hemd, das auf die Füße herabreicht, drapiren sie ein feines Baumwolltuch mit seidenem Rande, das sie mit vieler Anmuth um die Schultern schlagen. Dann werfen sie noch einen Burnus von Seide oder Wolle über, der stets blau, gelb oder roth eingefaßt ist. Sie tragen Schuhe, aber niemals Strümpfe. Hals, Arme und Beine schmücken sie mit Ketten und Ringen. Ungeachtet der Anmuth ihrer Kleidung wissen sich die Abyssinier nicht gehörig reinlich zu halten, und so nimmt das Ungeziefer sehr über Hand; doch lassen sie es nicht an Abwaschungen fehlen. In vielen äußern Gewohnheiten haben sie jüdische Gebräuche angenommen. Sie reiben sich die Haare mit Butter ein, und flechten und binden sie auf, wie es gerade die Mode verlangt. Sie wenden große Sorgfalt darauf, und scheuen sich nicht öffentlich dieses Geschäft zu vollbringen; auch ist es nicht selten, einen Fürsten und Herrn zu Gericht sitzen oder Besuche empfangen zu sehen, während sein Page seinen Haarputz ordnet. Die Frauen pflegen sich mit dem Rauche stark riechender Pflanzen zu parfumiren. Bei gewissen Gelegenheiten verweilen sie so, den Kopf ausgenommen, in einem Dunstkreis voll Rauch, der die Haut zerstört und sie gleichsam erneut. Die Frauen allein haben auch die Gewohnheit der Kopten angenommen, sich Arme und Brust zu tättowiren. Es geschieht mit einem Dorn und die Färbung durch Spießglanz. Sie schwärzen sich auch das Zahnfleisch, indem sie es durchstechen, was ein treffliches Mittel ist die Zähne zu erhalten.

Künste und Wissenschaften sind in Abyssinien noch im Zustande des Keimens und werden von keiner Classe besonders geübt, obgleich es dem Volke nicht an natürlichen Anlagen dazu fehlt. Es gibt indeß gewisse Leute, die man Agmari nennt und deren Gewerbe viele Aehnlichkeit mit unsern alten Minnesängern darbietet; dieß sind ihre einzigen Künstler. Sie haben einen eigenthümlichen Tanz, bei dem sie sich um sich selbst drehen und mit der Clarinette eintönig begleiten; ihr ganzes Verdienst dabei ist, tausend verschiedene Stellungen bei diesem Drehen anzunehmen. Dieser Tanz ließe sich dem der Faunen vergleichen. Der gewöhnliche Tanz des gemeinen Volks ist ganz anderer Art; ohne die Füße zu bewegen, hebt man abwechselnd die Schultern, beugt Kopf und Körper zurück und macht so Rücken an Rücken mit seinem Partner. Das Eigenthümlichste bei diesem Tanze ist die Begleitung, welche darin besteht, daß man mit der Hand unter der Achselhöhle klatscht und mit dem Munde den Ton einer Leyer nachahmt. Uebrigens bleiben die Tänzerinnen vollkommen im Tact, was bei diesem Volk einen musikalischen Instinct anzeigt, der nur gepflegt zu werden braucht. Die Abyssinier, welche mir nach Frankreich folgten, zeigten die größte Bewegung, als sie zum erstenmal Kirchenmusik hörten. Die Singweisen der Abyssinier sind eintönig wie bei den Indiern, von denen sie ihnen zugekommen zu seyn scheinen, aber wenn man ihre Sprache genugsam versteht, um den Worten zu folgen, welche die Töne begleiten, findet man bald einen eigenen Reiz darin. Sie besitzen etwa zehn verschiedene Instrumente, wie Cymbeln, Tamburinen, die Violine mit einer Saite, die Clarinette, eine Trompete mit ausgeweitetem Rand, wie jene der Engel beim letzten Gericht, die Schilfpfeifen, die Davidsharfe, eine Art von Triangel und die Glocke. Wie oben bemerkt, findet man nur bei den Agmari, diesen bettelnden Nomaden, künstlerische Elemente; die ausgezeichnetsten kommen aus dem Walkait. Ein Agmari langt des Abends vor der Thüre einer Hütte an und bittet um Gastfreundschaft, indem er Lieder zur Ehre des Hausherrn improvisirt; er wird aufgenommen und bewirthet, denn es wäre schmählich es nicht zu thun. Es gibt zwei Arten von Agmari, jene welche die kriegerische Musik ausüben und dem Dienste des Dedschasmatsche beigegeben sind, dessen Würde sie anzeigen; die andern haben keine bestimmte Anstellung und schweifen umher. Den Agmari, welche im Gefolge der Fürsten sind, gesellen sich Frauen bei, die ebenfalls singen und improvisiren. Es sind Buhlerinnen, welche das Schlachtfeld beleben und ihre Gunst den Tapfersten zusagen. Oft führen sie auch die Flüchtlinge zum Kampf zurück, aber sehr oft auch wird nach dem Siege der Preis die Ursache zu neuem Kampf zwischen den Nebenbuhlern. Die Abyssinier pflegen der Dichtkunst, obgleich man mit Unrecht von ihnen sagt, daß sie den Reim nicht kennen. Ihre Sprache eignet sich im Gegentheil wunderbar dazu, denn ihre Wörter haben viele gleichlautende Endungen. Ihre Reime sind gewöhnlich gekreuzt und die Versart frei, obgleich sie das Maaß von zehn Füßen nicht überschreiten; gewöhnlich haben sie nur sechs. Diese Verse sind zu Strophen vereinigt, deren Länge wechselt. Die Poesie ist meist beschreibend. Die Satyre ist sehr beliebt, aber auch die Elegie findet vielen Beifall. So sah man den Bruder des Ubie, dem die Augen ausgestochen worden, Klaglieder über sein trauriges Schicksal abfassen, und die Soldaten, von denen ich sie singen hörte, vergossen stets Thränen darüber. Der Tod des Guebar Kafari, der während vier Jahren gegen Ubie gekämpft hatte, rief bei dem Volke, das ihn während seines Lebens verabscheute, mehrere Gesänge hervor, die seine großen Thaten feierten. Uebrigens ist diese rhythmische Poesie gewöhnlich improvisirt. In ihren Versuchen von Malerei zeigen sich die Abyssinier mehr als Coloristen, denn als Zeichner aus. Sie malen auf Leinwand mit Eiweiß. Der Ausdruck dieser Compositionen ist naiv. Er steht zwischen dem ägyptischen Basrelief und der Art der ersten italienischen Meister mitten inne. Diese Malerei kam ihnen augenscheinlich durch die Griechen zu; von diesen rührten wohl die ersten Gemälde her, welche einheimische Künstler nachahmten. Die Gegenstände dieser Bilder sind aus der heiligen Schrift genommen und die Erklärung findet sich stets darunter. Sie sind nur für die Kirchen bestimmt, doch findet man auch einige in dem königlichen Palast. Sie sind so gut auf die Mauern gepaßt, daß mehrere Reisende sie für Fresken hielten. Auch in der dramatischen Kunst sind die Agmari diejenigen, welche sich trefflich zur Nachahmung eignen. Viele wissen ihre Gesichtszüge, ja ihre ganze Gestalt so zu verändern, daß sie vollkommen der Person gleichen, die sie nachahmen wollen. Alle diese Scenen sind improvisirt und heben die lächerliche Seite eines jeden heraus. Es geht stets eine Sittenlehre daraus hervor, welche das Talent des Autors recht einleuchtend machen soll. Dieß ist die einzige Spur dramatischer Kunst, die man in Abyssinien findet.

(Schluß folgt.)

Unzahl von Controversschriften in England. Die Lit. Gaz. vom 23 Aug. beklagt sich, daß die Zahl der Controversschriften für und gegen Puseyismus, über apostolische Nachfolge, über die Maynoothbewilligung, über die Erziehung in Irland, über die doctrinellen Streitpunkte zwischen der römischen und anglicanischen Kirche, über Wunder u. dgl. sich auf ihrem Tische so sehr häufen, daß sie sie gleich unmöglich mehr einzeln abmachen können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1845.

Buenos Ayres und Montevideo.

Der lange andauernde Kampf zwischen diesen beiden Städten scheint sich endlich seinem Ende zu nähern, da Frankreich und England ein gleiches commercielles Interesse haben, diesem unseligen Zustand ein Ende zu machen. Der Streit zwischen den beiden Städten, in den letzten Jahren in den beiden Präsidenten Rosas und Ribera verkörpert, hat seinen wesentlichen Grund im Handelsneid, und betrachtet man die Stellung der Verhältnisse, so findet man den langen Wirrwarr höchst einfach erklärt. Wenn beide Städte, d. h. die Staaten diesseits und jenseits des La-Plata Einen Staat bildeten, so beherrschte dieser die weite Landschaft bis hinauf zu den Quellen des Parana und Paraguay, wodurch zugleich die Südprovinzen Brasiliens in seine Macht gegeben wären. Daher strebte Brasilien in den Jahren 1824 bis 1828 nach dem Besitz der sogenannten Banda Oriental, weil dadurch seine Besitzungen im Süden sich abrundeten, und seine südwestlichen Provinzen eine freie Verbindung mit dem Meere erlangten. Brasilien konnte sich nicht im Besitz Montevideo's behaupten, und darum mußte ihm wenigstens daran liegen, daß Buenos Ayres nicht in den Besitz desselben gelange; eben so mußten die fremden Handelsvölker, namentlich England wünschen, daß sie es mit zwei Uferstaaten, wovon der eine auf den andern eifersüchtig war, statt mit Einem zu thun hatten, der ihnen den Zugang wehren konnte. Daher im Jahre 1828 der Friedensschluß, welcher Montevideo, d. h. die Banda Oriental für unabhängig erklärte. Dieß Ereigniß gab den Unitariern in Buenos Ayres, d. h. denjenigen, welche eine strenge Unterordnung der Provinzen unter die Centralgewalt in Buenos Ayres wollten, den Todesstoß, und nun wurde das Haupt der Federalistas, der Gaucho Rosas, Herr, trat aber, in Buenos Ayres zur Macht gelangt, alsbald in die Fußstapfen der Unitarier, d. h. er suchte seine Herrschaft über beide Ufer des Laplata auszudehnen. Ihm trat zuerst Frankreich entgegen, das mit der jahrelang dauernden Blokade von Buenos Ayres die Absicht gehabt zu haben scheint, die französische Auswanderung nach Montevideo zu fördern. Dieß ist auch gelungen, und Frankreich kann dort auf eine sehr starke Macht zählen. Zugleich mußte Corrientes, Paraguay und Brasilien den Planen von Rosas entgegen seyn, weil dieser nur darauf dachte Herr ihres Handels durch die Sperrung des Parana zu werden. So bildete sich eine Coalition gegen Rosas, der aber nichtsdestoweniger der stärkere blieb, seinen Gegner Ribera aus dem Felde schlug, und Montevideo wohl zur Uebergabe gezwungen hätte, wenn nicht die Franzosen sowohl als die Engländer diesen Ausgang zu verhindern gesucht hätten. Man bezweifelt jetzt noch die Nachricht von dem Ausgang des Kampfes, es ist aber wohl als sicher anzunehmen, daß die fremden Handelsmächte keine Eroberung Montevideo's durch Buenos Ayres dulden werden, weil dadurch ihr Handel den Parana, Uruguay und Paraguay hinauf leiden würde; wenn also auch der Abschluß sich noch eine Zeitlang hinziehen sollte, das wirkliche Resultat, die Trennung der Banda Oriental von den Laplatastaaten, unterliegt wohl keinem Zweifel. Sobald aber Rosas die Unmöglichkeit erkennt, gegen dieß Resultat anzukämpfen, wird er auch dem Lande den Frieden geben, daß es sich allmählich von den Verwüstungen des Kriegs erholen kann.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

Von Persien aus wenden wir uns nach Afghanistan, welches mehrere Jahre lang der Schauplatz so großer Entdeckungen war. Die unzählige Menge Münzen und Inschriften, die man auf einmal auffand, hat Dank der Gelehrsamkeit und dem wunderbaren Scharfsinn des Hr. J. Prinsep ein Meer von Licht über die unbekanntesten Theile der Geschichte ergossen, über das Ende des baktrischen Reichs und die theils barbarischen, theils indischen Dynastien, die darauf folgten. Der Tod hat Hrn. Prinsep nicht gestattet, den reichen Gegenstand zu erschöpfen, aber sein Bruder, Hr. Th. Prinsep, fand unter seinen nachgelassenen Papieren allerhand noch unedirte Materialien, deren ersten Theil er herausgab; dieser bildet zugleich eine Uebersicht und eine Ergänzung seiner Abhandlungen über baktrische Alterthümer und ist von Platten, die er noch selbst gestochen hat, begleitet. Hr. Prinsep läßt uns

noch einen zweiten Band hoffen, welcher die nachgelassenen Ergänzungen zu den Abhandlungen seines Bruders über indische Alterthümer enthalten soll. Gegenwärtig haben die politischen Umstände den Lauf der archäologischen Forschungen im Afghanenlande für einige Zeit unterbrochen, aber die erste Ernte war so reichlich, daß sie noch lange nicht erschöpft ist, und die Sammlungen Hrn. Massons namentlich enthalten viele noch unbekannte Inschriften, von denen die Londoner asiatische Gesellschaft einige herauszugeben im Begriff steht.

In der eigentlichen indischen Literatur herrscht eine von Jahr zu Jahr steigende Thätigkeit, welche in einer vergleichungsweise kurzen Zeit auch die dunkelsten Theile dieser Studien zu erhellen verspricht. Das große Interesse, das sich an die Sanskritliteratur knüpft, besteht in den Mitteln, die sie uns liefert, zu dem Ursprung der Sprache und Begriffe hinaufzusteigen, welche die indische Race und die davon stammenden Völker von allen andern Racen unterscheiden. Durch die Arbeiten Bopps und der in seine Fußstapfen tretenden Gelehrten kann man jetzt die Geschichte der indogermanischen Sprachen und fast die Geschichte jedes Worts verfolgen; aber die Geschichte der Ideen ist noch wenig vorgeschritten. Die indische Race ist die einzige, welche einen eigentlich philosophischen Geist gezeigt hat, und dieß erklärt ihre Ueberlegenheit über alle andern; aber wie begabt sie auch seyn mochte, sie konnte die Ideen, auf welchen unsere Civilisation ruht, nur durch eine lange und mühsame Arbeit erschaffen, und die Form, welche sie ihnen endlich gegeben hat, zeigt die Anstrengungen, durch welche sie dazu gelangt ist. Nichts ist schwieriger, aber auch nichts interessanter, als zu ihrem Ursprung hinaufzusteigen, und glücklicherweise liefert die indische Literatur uns die Mittel dazu. Man findet in den Vedas die, um mich so auszudrücken, beinahe primitiven Schichten des Gedankens dieser Race, und von da können wir ihn verfolgen, wie er wächst, sich aufklärt, und in philosophischen und religiösen Systemen sich ausspricht, wie er in Indien selbst eine civilisirte Gesellschaft bildet, und auf die übrige Welt einen unermeßlichen Einfluß ausübt durch die Völker, die sich in verschiedenen Zeiten von dem Mutterstamm abgelöst, und ihrerseits und nach ihren Richtungen die ererbten Tendenzen entwickelt haben.

Man kann sich deßhalb nur freuen über die Anstrengungen, die man von allen Seiten macht, um die Vedas und die daran sich knüpfenden Werke zugänglich zu machen. Hr. Wilson verspricht die Fortsetzung des von Rosen begonnenen und durch dessen frühzeitigen Tod unterbrochenen Rigveda; Hr. Langlois beschäftigt sich mit einer Uebersetzung desselben Vedas, des ältesten und bei weitem wichtigsten von allen. Hr. Benfey kündigt eine neue Ausgabe des Samaveda an, und hofft, daß sie zur Kritik des Rigveda werde beitragen können, denn er hat die Bemerkung gemacht, daß die zahlreichen Hymnen dieser letztern eine andere, und wie es scheint ältere Form zeigen, als die Rigveda in ihrer jetzigen Gestalt.

Hr. Poley hat zu Bonn den Text der fünf Upanischads herausgegeben, wovon vier schon in der lithographirten Ausgabe zu Paris erschienen waren. Der fünfte, noch nicht herausgegebene ist der Vriharanyaka, einer der bedeutendsten und wichtigsten aller Upanischads. Hr. Poley hat seine Ausgabe nur mit wenigen Worten begleitet, verspricht aber eine allerdings sehr nothwendige Uebersetzung. Hr. Windischmann kündigt eine Arbeit über den Tschandogya an, einen der mit der Samaveda zusammenhängenden Upanischads. Colebrooke hat einige Fragmente davon bekannt gemacht, welche die ganze philosophische Bedeutung dieses Werkes zeigen, das, wie alle Upanischads, zu dem Zweck unternommen ist, aus den Hymnen der Vedas eine vollständige und systematische Glaubenslehre zu ziehen. Eine andere Veda-Arbeit von großem Interesse ist die von Hr. Roth in Tübingen angekündigte Herausgabe des Nirukta. Selbst im Alterthum hat man in Indien die Nothwendigkeit gefühlt, die Vedas zu commentiren, was eine Reihe interpretirender Werke hervorrief, deren älteste ohne allen Zweifel auf den Sinn begründet sind, welchen die Tradition den dunkelgewordenen Stellen beilegte, obgleich der Grammatiker sich stets das Ansehen gab als entwickele sich alles aus etymologischen Gründen. Eines der ältesten dieser Werke ist der Nirukta von Jaska. Die Form dieses Buchs ist bizarr, denn es ist nicht ein Commentar über die Vedas, sondern über eine nach der Ordnung der Materien entworfenes Lexikon von Vedawörtern; es liefert somit indirect einen Commentar über die Vedas selbst und eine, wenn auch mit grammatikalischen Discussionen gemischte, doch fast dogmatische Auseinandersetzung ihres Inhalts. Es scheint älter als die jetzt gebräuchlichen Commentare der Vedas und ist zum Verständniß der Hymnen fast unentbehrlich. Hr. Goldstücker kündigt ein Werk an, welches sich dem Studium der Vedas anschließt, obgleich es nicht streng zur Vedaliteratur gehört, nämlich eine Darstellung der Philosophie Mimansa. Bei den Hindus, wie bei allen Völkern, deren Civilisation auf einer einzigen Grundlage ruht, stehen sich Philosophie und Theologie weit näher, als bei Völkern mit gemischter Civilisation, aber kein philosophisches System der Bramanen schließt sich so eng an die Vedas an, als der Mimansa. Es ist eine Art auf die Ausdrücke der Hymnen sich gründender Scholastik, worin die philosophische Theologie sich zu formuliren und durch die Abstraction den allzu strengen Kreis der heiligen Schriften zu durchbrechen beginnt. Hr. Goldstücker wird die Grundsätze Dschaiminis, des Gründers des Mimansa, und den Commentar Madhawas herausgeben, so daß wir die erste und die letzte der Phasen, welche diese Philosophie durchlaufen hat, kennen lernen.

Unter den auf die indische Poesie bezüglichen Arbeiten habe ich vor allem den dritten Band des Textes der Ramayana von Gorresio anzukündigen, welcher fertig ist und in wenigen Tagen erscheinen wird. Gorresio tritt mit diesem Bande in den noch nicht herausgegebenen Theil seines Werkes. Die ganze Ausgabe seines Textes wird fünf Bände füllen, aber Gorresio will jetzt die Herausgabe seiner italienischen Uebersetzung beginnen, und abwechselnd einen Band Text und einen Band Uebersetzung folgen lassen. Auch das Mahabharat scheint jetzt seinen Uebersetzer gefunden zu haben; Hr. Goldstücker kündigt den ersten Band einer vollständigen deutschen

Uebersetzung dieses ungeheuren Gedichtes an, begleitet von Noten, Inhaltsanzeigen und einer allgemeinen Einleitung. Dieß ist ein kolossales Unternehmen, aber die Kenntniß weniger orientalischen Werke ist von solcher Wichtigkeit, als die dieser großen Sammlung von Traditionen aller Art. Wenn Hr. Wilkins vor 40 Jahren seine fast vollendete Uebersetzung des Mahabharat herausgegeben hätte, so wären wir jetzt in der Kenntniß des alten Indiens viel weiter. Da aber die Gleichgültigkeit des Verfassers und seiner Landsleute diese Arbeit im Staube einer Bibliothek liegen ließ, so ist es Zeit, daß ein anderer, eifrigerer Mann dem gelehrten Europa diesen Dienst leiste.

Hr. Stenzler ließ zu Bonn eine kritische Ausgabe und einen Commentar des Mritschakata drucken. Jedermann kennt aus der Uebersetzung Wilsons das Drama vom thönernen Wagen, nicht nur eines der schönsten Stücke des Hindutheaters, sondern auch eines der reizendsten Werke, welche je die Literatur eines Landes hervorgebracht hat. — Hr. Brockhaus, welcher bereits den Text des Tschandrodaya, eines metaphysischen und allegorischen Drama's, und eines der seltsamsten Gedichte, welche nur ein an Einbildungskraft reiches und mit Metaphysik genährtes Volk erzeugen konnte, bekannt gemacht hat, gibt jetzt einen doppelten Sanskritcommentar dieses merkwürdigen Werkes heraus. Man kannte bisher dieß Drama nur aus der Uebersetzung des Hrn. Taylor; Hr. Brockhaus hat den Text in Dewanagari und die Scholien in lateinischer Umschrift drucken lassen. Dieß ist ein sehr zu empfehlendes Verfahren, denn obgleich die Umschreibung der Sanskrittexte in lateinischen Lettern bedeutende Nachtheile hat, so ist dieß doch nicht mit den Scholien der Fall, welche natürlich nur für schon Geübtere bestimmt sind.

Hr. Yates hat zu Calcutta eine neue Ausgabe des Nalodaya drucken lassen, eines modernen Gedichts, dessen Gegenstand derselbe ist, wie der der Episode „Nala" im Mahabharat, welche Bopp bekannt gemacht hat. Hr. Benary hatte bereits zu Berlin den Text mit einem Commentar herausgegeben. Hr. Yates schickte seiner Ausgabe eine Dissertation über die Metrik voran, was um so mehr am Platze ist, als die Verskünstelei eine große Rolle in diesem Buche spielt, das voll von Alliterationen, Wortspielen, Witzen und all den Verfeinerungen der Form und Sprache ist, wodurch Literaturen im Zeitpunkt ihres Verfalls dem drohenden Tode zu entgehen suchen.

Endlich steht Hr. Kosegarten zu Greifswalde auf dem Punkte, den Sanskrittext der Pantschatantra herauszugeben. Diese alte Fabelsammlung ist das einzige eigentlich populäre Werk der Sanskritliteratur; es wurde in alle Dialekte Indiens, ins Pehlwi, ins Arabische, Persische und Türkische übersetzt, und ist gewiß eins der Bücher, deren Einfluß sich am weitesten erstreckt hat. Man kannte in Europa fast alle diese Uebersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen in anderen Sprachen, aber von dem Original wußte man nur, was Wilson in einer sehr interessanten Abhandlung in den Transactions of the R. asiatic Society zu London mitgetheilt hatte, und was auf die große Bedeutung des Textes dieses berühmten Werkes hinweist.

Die Wissenschaften der Hindus waren der Gegenstand mehrerer Werke, die ich leider nicht näher bezeichnen kann, da ich sie mir nicht verschaffen konnte; so sollen zu Calcutta mehrere Schriften über indische Astronomie erschienen seyn. Das einzige Werk, das eine indische Wissenschaft behandelt und zu meiner Kenntniß kam, ist eine lateinische Uebersetzung des Susruta, wovon Hr. Heßler zu Erlangen den ersten Theil herausgegeben hat. Die asiatische Gesellschaft zu Calcutta machte den Text dieses merkwürdigen medicinischen Systems bekannt, das in ein hohes Alterthum hinaufreicht. Dieß Buch hat in Indien dieselbe Rolle gespielt, wie die Werke des Hippokrates in Europa: es ist das Ergebniß traditioneller Beobachtungen über Krankheiten und Arzneimittel, von einem philosophischen Geist in ein System gebracht; es füllt nicht bloß eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Wissenschaften aus, sondern verdient auch ein aufmerksames Studium des Geschichtforschers, weil es nothwendig eine Menge wichtiger Andeutungen für die Geschichte der indischen Civilisation enthält.

Diese Thätigkeit in den auf die Sanskritliteratur bezüglichen Studien setzt natürlich auch eine entsprechende Thätigkeit in dem Studium der Sprache voraus. Darum sehen wir auch zahlreiche lexikographische und grammatikalische Werke erscheinen oder anzeigen. Langlois hat den zweiten Band des Amarakoscha, das schon der verstorbene Loiseleur Deslongchamps begann, herausgegeben, und fügt jetzt alphabetische Register in Sanskrit und im Französischen hinzu, ohne welche man sich des Originals nur mit großer Schwierigkeit bedienen könnte. Es ist dieß bis jetzt das einzige sanskritisch-französische Wörterbuch. — Hr. Rieu kündigt die Herausgabe eines zweiten originalen Sanskritwörterbuchs, des Hematschandra Koscha, an, dessen Text schon vor 30 Jahren, aber ohne Commentar und Uebersetzung zu Calcutta erschien, jedoch so selten ist, daß dieser Umstand allein genügt, um eine neue Uebersetzung dieses Buchs wünschenswerth zu machen, das von Bedeutung ist, nicht bloß weil er das Amarakoscha vervollständigt und berichtigt, sondern auch weil der Verfasser ein Buddhist ist, und uns den besondern Sinn gewisser Worte angibt, wann dieselben von Schriftstellern dieser Secte gebraucht werden.

Hr. Bopp hat ein neues Heft der zweiten Ausgabe seines Sanskritglossars herausgegeben. Sein Zweck dabei war vor allem den Anfängern das Lesen der bis jetzt in Europa gedruckten Sanskrittexte zu erleichtern; Hr. Bopp hat aber dieser zweiten Ausgabe weit mehr Wichtigkeit gegeben, als ihr Titel verspricht, indem er die Hauptresultate seiner Arbeit über die Vergleichung der Sprache einfügte. Es ist der große Ruhm Hrn. Bopps die Wissenschaft der Etymologie geschaffen, sie aus dem Willkürzustand herausgezogen, in Regeln gebracht und auf die Vergleichung aller indogermanischen Sprachen angewandt zu haben. Man kann die Fortschritte, die man ihm in dieser Wissenschaft dankt, nicht genug bewundern, wenn man die Sicherheit und vorzüglich die Feinheit des jetzigen etymologischen Verfahrens mit der frühern phantastischen Vergleichung der Töne, die noch vor 30 Jahren als Etymologie galt, zusammenstellt.

Hr. Desgranges hat so eben zu Paris den Druck des ersten Bandes seiner Sanskritgrammatik, der ersten französisch geschriebenen, beendigt. Der Verfasser, einer der ältesten Schüler des Herrn Chezy, hat lange Jahre auf diese Arbeit gewendet, in der er alles, was die Grammatiken von Carey und Wilkins enthalten, vereinigt hat. Die bedeutende Ausdehnung des Werkes läßt vermuthen, daß es ein sehr vollständiges grammatikalisches System enthalten wird. — Hr. Böthlingk hat in den Verhandlungen der Akademien von St. Petersburg drei sehr umständliche Abhandlungen über eben so viele wichtige Punkte der Sanskritgrammatik *) herausgegeben. Das System dieses Gelehrten besteht darin, die Regeln ausschließlich aus den Werken indischer Grammatiker zu schöpfen, aber sich nicht an ihre Methode zu binden; sein Zweck ist, zu einer vollkommenen authentischen Sanskritgrammatik zu gelangen, und bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse ist ein solcher Versuch von unbestreitbarem Nutzen. Diese Abhandlungen zeichnen sich durch ein gediegenes Wissen und strenge Genauigkeit aus, nur ist es vielleicht zu bedauern, daß Hr. Böthlingk nicht genug daran denkt, den Anfängern durch umständlichere Erklärungen den Zugang zu den Urkunden zu erleichten, die er zusammenbringt und deren Studium unerläßlich ist zur Erwerbung einer gründlichen Kenntniß der Sanskritsprache.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftlicher Zustand der Abyssinier.

(Schluß.)

Man muß nicht erwarten, die geringste wissenschaftliche Entwicklung zu gewahren. Einige Spuren davon werden durch Ueberlieferung verbreitet. Die Arzneikunde ist noch die ausgebildetste Wissenschaft; mehrere Krankheiten werden durch verschiedene Heilkräuter vertrieben und die Abyssinier sind nicht ungeschickt als Wundärzte; sie schließen Wunden durch Suturen und heilen ein gebrochenes Glied mit genugsamer Geschicklichkeit. Ihr Verband gleicht in letzterem Fall dem unsern sehr. Die Moxa spielt eine große Rolle in ihrem Heilverfahren; sie lassen zur Ader nach Art der Araber mit Schröpfköpfen. Dabei haben sie aber weder anatomische noch physiologische Kenntnisse. Es besteht übrigens eine seltsame Thatsache, deren wir hier erwähnen müssen. Die Abyssinier haben eine eigene Benennung für die Syphilis, und zwar aus einer viel frühern Zeit, als man gewöhnlich glaubt, daß diese Krankheit aus Amerika nach Europa verschleppt worden.

Sie haben so zu sagen nicht die mindesten mathematischen Kenntnisse. Ihre ganze Rechenkunst besteht aus einem sowohl geschriebenen als gesprochenen Zahlensystem; sie rechnen im Kopf, was sie bedürfen. In der Astronomie haben sie schwankende Kenntniß von den Finsternissen, und die Ueberlieferung hat ihnen gelehrt, nicht darüber zu erschrecken. Sie denken sich die Erde viereckig, feststehend und die Gestirne um sie drehend. Die vornehmsten sind von ihnen benannt worden. Ihr Tag ist in zwölf Theile geschieden, die sie nach dem Schatten der Sonne zählen. Sie theilen auch das Jahr in vier Zeiten und in zwölf Monate von dreißig Tagen und dann noch einen Mond für die fünf oder sechs übrigen Tage ein. Ihre ganze Physik besteht in der Eintheilung der Welt in die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde. Sie kennen übrigens ihr eigenes Land vollkommen, dehnen aber ihre Geographie nicht über die benachbarten Länder aus. Was historische Kenntnisse betrifft, Ueberlieferungen und Geschichtsüberreste, die sich unter ihnen erhalten haben, so werden wir später davon sprechen und die Folgerungen beleuchten, welche einige europäische Schriftsteller daraus gezogen haben.

Wir fügen diesem Auszuge noch bei, was Hr. Lefebvre über die gegenwärtige politische Eintheilung Abyssiniens sagt: „Der Takaze bildet von seinem Ursprunge unter dem 12° bis zum 17° die Gränze zwischen Amhara und Tigre; im Süden liegt Schoa, welches sich bis zum 8° ausdehnt. Ubie, der Eroberer von Tigre, besitzt noch Semiena, Welkait und Woguera; die Gränzen erstrecken sich bis auf zwei Stunden von Gondar. Er hält die Hirtenvölker im Zaume, welche die Gegend zwischen dem rothen Meere und dem Gebirge bewohnen, und die an der Gränze die Namen Taltals, Schoho und Habab tragen. Die Nachbarschaft der Meeresküste gibt den größten Theil des abyssinischen Handels in seine Hände; seine vornehmsten Absichten auf Vergrößerung sind auf Amhara gerichtet, das durch Ras-Ali beherrscht wird. Dieser junge Häuptling von sanfter umgänglicher Gemüthsart läßt sich dagegen von seiner Mutter Oisoro-Menan beherrschen und widersteht nur schwach den Anforderungen seiner Höflinge. Er regiert indeß das zahlreichste und tapferste Volk, und hat die größte Anzahl Reiterei, was ihm einen Vortheil über Ubie geben sollte, dessen gebirgiges Land ihre Anwendung verbietet. Die Provinzen von Beguemedun, Dembra, Godscham, Wollo, Lasta, Agomedun erkennen die Oberherrschaft Ras-Ali's an. Sahala-Sellasa, welchem Schoa und Ifat angehört, breitet sich immer mehr gegen Süden gegen die Gallas aus, die er zur Dieberei und auch zum Christenthum bekehrt."

Transactions of the american ethnological society. Diese Gesellschaft hat ein anerkennenswerthes Lebenszeichen in dem ersten Band ihrer Verhandlungen herausgegeben; dieser Band hat nur 500 Seiten, enthält aber manches Interessante, und hat namentlich das Verdienst sich großentheils an amerikanische Gegenstände zu halten. Die erste und wichtigste Arbeit ist von A. Gallatin „Bemerkungen über die halbcivilisirten Nationen von Mexico, Yucatan und Centralamerika." Diese Abhandlung nimmt allein 350 Seiten ein und ist mit Abbildungen, Tabellen u. s. w. bereichert. Noch zwei andere Abhandlungen betreffen gleichfalls amerikanische Alterthümer, nämlich ein „Bericht über die alten Ueberreste in Tennessee" und „Beobachtungen über den Grave Creek Mound im westlichen Virginien." Beide Abhandlungen bestätigen die Ansicht, die bis jetzt durch jede neue Entdeckung verstärkt wurde, daß der Continent Amerika's einst von einer viel höher civilisirten Race, als den jetzigen rothen Menschen bewohnt gewesen seyn muß. Ehe wir aber durch Grammatiken und Wörterbücher nicht die amerikanischen Sprachen viel besser kennen als jetzt, müssen wir über die Verwandtschaft der Stämme untereinander und noch mehr mit den Völkern der alten Welt immer im Dunkeln bleiben. — Zwei andere Abhandlungen über die himjaritischen Inschriften in Südarabien und über das punisch-libysche Denkmal zu Dugga beweisen nur, daß man in Amerika auch an solchen Studien der alten Welt Antheil zu nehmen beginnt.

*) Ueber den Accent, die Declination und über die Wortbildung mit Hülfe gewisser, nicht sehr gebräuchlicher Suffixe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1845.

Fernando Po.

(Aus den Bemerkungen des Commandanten Fishbourne.)

Fernando Po ist gegenwärtig eine englische Colonie, gegründet unter den Auspicien der westafrikanischen Compagnie. Unser Schiff ankerte daselbst am 2 Dec. 1841 bei der Stadt Clarence Town. Sie liegt auf einem etwa 100 Fuß hohen Plateau, wohin eine Straße führt. Ihre hohe und steile Lage erschwert das Ein- und Ausclariren der Güter nicht unbedeutend, aber diesem Uebelstande ließe sich ohne große Kosten abhelfen, denn am Fuße dieser Hochebene und an der andern Seite des Landungsplatzes ist eine Strecke ebenen Landes, gegenwärtig nur für Kohlenlager benützt, worauf sich sehr leicht Waarenmagazine anlegen ließen. Hier herrschen Südwestwinde vor, deren heilsame Wirkung leider dadurch verringert wird, daß sie über ein Land mit nie ganz reiner Atmosphäre hinströmen, und so mit Dünsten geschwängert sind. Die Häuser sind von Holz, selten höher als ein Stockwerk, regelmäßig und nett gebaut; selbst Geschmack ist in ihrer kleinen Einrichtung wahrzunehmen, und ein gewisses Maaß von Comfort zeigt, daß alles weit von Mangel entfernt ist. Dieses ist um so mehr zu bewundern, als die Compagnie auf alle Güter, selbst auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse so hohe Preise, gestützt auf ihr Monopol, gesetzt hat, daß sie das ganze Vermögen der armen Eingebornen, Bubies, zu verschlingen im Stande wären und ihnen wenig mehr als Rum, Tabak und Pulver, als Lohn für ihre Arbeit, zu Theil wird. Unglücklicherweise sind diese ersten Bedürfnisse nur temporäre Gratificationen, wodurch sie nur mit Mühe bewogen werden das zu thun, was ihnen beschwerlich ist, nämlich zu arbeiten. Der Preis, den sie für ihre Früchte oder ihr Geflügel erhalten, ist gleichfalls so gering, daß sie auch nicht einmal die kleinste Unterstützung haben, sich irgend eine Bequemlichkeit des civilisirten Lebens zu verschaffen; im Gegentheile sind sie durch gebrannte Getränke, womit man ihnen ihre Arbeit bezahlt, nur noch tiefer gesunken. Selbst ihre Waaren, ja sogar ihre Weiber, bezahlt man mit Branntwein. Einige Weiber scheinen sich selbst preisgegeben zu haben, denn man bestraft das Verbrechen der Untreue mit dem Verluste einer oder beiden Hände. Diese Grausamkeit scheint dem Laster einigen Abbruch gethan zu haben, denn unsere Reisenden sahen nur ein Weib ohne Hände. Da aber das Weib untauglich zu allen Geschäften durch diese Verstümmelung wird und der Mann an seiner Frau nur eine Last hat, so scheint es, daß erwähntes Gesetz mehr von der Gemeinde ausgeübt wird, als daß es die Folge der gekränkten Gefühle des beleidigten Theiles ist.

Die Bubies sind kaum von mittlerer Statur, aber wohl proportionirt und athletisch, jedoch tölpelhaft in ihren Bewegungen. Sie scheinen gutmüthig und intelligent, aber träge zu seyn. Ihr Profil ist nicht weniger dem europäischen, als dem der Neger zu vergleichen, die Stirne gerade, doch weder breit noch vorstehend, die Augen scharf, oft stechend; das Haar wollig, die Haut fast wie die der Mulatten, aber so eingeölt, daß sie dunkler erscheint. Ihr Haar bestreichen sie mit einer Pommade aus Ziegelerde und Oel, wodurch es gleich einer geflochtenen Pferdemähne herabhängt. Sie zeigen gern ihren Erfindungsgeist und Geschmack im Haarputze und der Toilette, und die Häuptlinge haben Hüte und Federn, und selbst ein Paar Hörner an der Stirne.

Die Weiber tragen selten mehr als eine Schürze um die Lenden und einige Glasperlen oder Muscheln. Anhaltende Arbeit scheint ganz unbekannt bei ihnen zu seyn, und nur mit Mühe kann man sie dazu bewegen. Arbeitet einer, so versammeln sich alle Einwohner an diesem Platze und bleiben die ganze Zeit hindurch anwesend, wobei die Weiber anhaltend singen. Ist es gethan, so kehren sie in ihr Dorf zurück und thun sich in den Früchten ihrer Arbeit gütlich, die aber meistens leider bald durchgebracht ist. Dieses Volk verehrt einen Geist, der in einem ihm geweihten Haine wohnen soll; dieser wird heilig gehalten, und es ist niemanden erlaubt, ihn zu betreten oder dessen Bäume umzuhauen oder zu verstümmeln. Bei den Anlagen dieses Volkes wäre es möglich, ihr zeitliches Glück zu verbessern; aber noch ist es zu bedauern, daß bisher noch kein Missionär bei ihnen war, zumal ihnen der Umgang mit den Weißen bis jetzt noch wenig oder gar keinen Segen gebracht hat.

Die Colonie wird von einem Agenten der Westafrika-Compagnie verwaltet; der letzte dieser Agenten soll nicht sehr glücklich in seinen Versuchen gewesen seyn, die aufgeregten Einwohner von Clarence Town zu beruhigen; es soll, nicht ganz ohne triftigen Grund, große Unzufriedenheit geherrscht haben. Zwei Männer kamen zum Commandanten des Alban und nahmen dessen Schutz in Anspruch; sie verlangten, daß ihre Weiber als brittische Unterthanen betrachtet werden sollen; der Agent wollte sie sonst einem Häuptlinge auf dem festen Lande ausliefern, dessen Sklavinnen sie gewesen waren.

Die von der Sierra Leone hieher gebrachten Menschen waren zum Theil sehr respectabel, fleißig, gesittet und religiös. Jetzt bilden sie eine besondere Gemeinde; daß man unter zehn Paaren neun Concubinate findet, mag daher kommen, daß bis auf die neueste Zeit keine Missionäre daselbst waren. Einige sind geheurathet und eine große Anzahl ist getauft von einem Caplan, Hrn. Müller.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist der Art, daß es alle tropischen Früchte hervorbringt.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Fortsetzung.)

Der buddhistische Theil der indischen Literatur hat sich im Laufe dieses Jahres nur durch Ein Werk, aber ein Hauptwerk bereichert. Dieß ist der erste Band der Einleitung in die Geschichte des indischen Buddhismus von Burnouf. Ich kann ein so wichtiges, an neuen Thatsachen so reiches Werk auch nicht einmal summarisch analysiren, und muß mich darauf beschränken, einige Worte über den Zweck des Verfassers und die gewonnenen Resultate zu sagen. Als vor etwa 20 Jahren der Buddhismus die Aufmerksamkeit der Gelehrten rege zu machen anfing, stieß man allenthalben, von Japan bis zum Aralsee, von Sibirien bis Ceylon auf buddhistische Nationen, deren Glaubenslehren jeder in den Büchern derjenigen Nation, die den speciellen Gegenstand seiner Studien ausmachte, kennen zu lernen suchte, Remusat bei den Chinesen, Schmidt bei den Mongolen, Turnour in Ceylon, Csoma de Körös in Tibet und Hodgson in Nepal. Das Resultat war, daß der Buddhismus, den man so zu sagen als homogen betrachtet hatte, gar keine Einheit mehr zu haben und die ganze Stufenleiter von Lehren, welche den raffinirtesten Spiritualismus von dem gröbsten Materialismus trennen, zu durchlaufen schien. Man fand sich augenscheinlich einer complicirtern Aufgabe gegenüber, als man gedacht hatte, aber wo die Lösung zu suchen? Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Materialien selbst schien es unmöglich zu machen, daß ein einzelner Mensch eine so mannichfache Literatur, die in so vielen Sprachen geschrieben ist, über die Hälfte Asiens sich ausbreitet und eine Periode von dritthalbtausend Jahren umfaßt, studiren könne. Man konnte gar wohl vermuthen, daß die wahren Quellen der buddhistischen Lehren nur in den Sanskritbüchern von Nepal oder in den Palischriften von Ceylon sich finden würden; es war augenscheinlich, daß die heiligen Bücher einer aus Indien entsprossenen Religion nur in einer indischen Sprache geschrieben seyn konnten, aber selbst wenn man die Frage auf diesen Punkt zurückführte, so hatte man zwei Reihen von Werken in zwei heiligen Sprachen Indiens vor sich, die bedeutend von einander abwichen und augenscheinlich nicht von einander abstammten. Hr. Burnouf fühlte, daß die Wahrheit nur aus einer kritischen Vergleichung dieser beiden Quellen hervorgehen könne, und niemand war günstiger gestellt als er, um diese Vergleichung anzustellen: er hatte seine literarische Laufbahn mit einer Paligrammatik begonnen, und da er dieß Studium nie aufgegeben hatte, sich nach und nach eine große Menge buddhistischer, in dieser Sprache verfaßter Werke verschafft; auf der andern Seite hatte Hr. Hodgson die Freigebigkeit, der asiatischen Gesellschaft einen Theil der von ihm in Nepal entdeckten buddhistischen Sanskritwerke zu schenken, und auf Verlangen den übrigen Theil copiren zu lassen, so daß Burnouf sich im Besitz aller Elemente dieser Frage befand. Er begann damit, die Werke aus denen die beiden Sammlungen bestehen, zu classificiren, die heiligen Bücher von denen, welche den Namen der Verfasser tragen, zu trennen, eines nach dem andern zu analysiren und den besondern theologischen Standpunkt einer jeden Classe und eines jeden Werks zu bestimmen. So gelang es ihm, das Chaos zu entwirren, die Phasen, welche die buddhistische Lehre durchgemacht hatte, zu entdecken und die Verhältnisse unter den Sanskrit- und Pali-Schriften festzustellen, welche zwar gleichmäßig authentisch sind, aber aus den auf verschiedenen Concilien angenommenen Bestimmungen hervorgingen. Er erhielt die Gewißheit, daß die buddhistischen Literaturen von China, Tibet und der Tatarei an die Sanskritschriften sich knüpften, die der südlichen Länder aber an die Palischriften, und so gelang es ihm den buddhistischen Werken, in welcher Sprache sie geschrieben seyn mochten, ihre richtige Stelle anzuweisen. Der eben erschienene Band enthält die Analyse und Kritik der in Nepal gefundenen Sanskritschriften, der zweite wird die in Pali geschriebenen Bücher, die Vergleichung beider Sammlungen und die Geschichte der Anfänge des Buddhismus enthalten.

Ueber die Literaturen, die sich ans Sanskrit knüpfen, habe ich nur wenig zu sagen. Das Hindustani, die gewöhnliche Umgangssprache in Nordindien und selbst in einem Theile des Dekkan, hat für den Engländer große Wichtigkeit, daher erscheint immer eines oder das andere über diese Sprache. Dießmal hat Hr. Duncan Forbes zu London eine neue Ausgabe des Baga-o-Bahar veranstaltet, welches die zierlichste Hindustani-Uebersetzung der Erzählungen ist, welche den Namen „die vier Derwische" führen und ursprünglich von Khosru aus Delhi persisch verfaßt wurden. Hr. Shakespear hat gleichfalls zu London eine neue Ausgabe seines Handbuchs der Hindustani-Sprache veranstaltet, welche eine Grammatik und ein Wörterbuch, Dialoge und Anekdoten in persischer und Hinduschrift, Anweisungen zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Hindustani und eine Liste der militärisch-technischen Ausdrücke enthält, kurz alles, was für den gewöhnlichen Gebrauch die-

ses Dialekts dient, so weit ein Buch ihn lehren kann. Hr. Pavie kündigt eine französische Uebersetzung der Chronik von Assam an, die ursprünglich persisch geschrieben, dann ins Hindustani übersetzt, aber eigentlich keine Chronik ist, sondern eine Geschichte des Feldzugs, welchen Aurengsib im J. 1661 in Assam durch Mir Dschumla unternehmen ließ. Dieß Werk scheint für die Geschichte einer so wenig bekannten Provinz wie Assam von Interesse zu seyn.

Endlich hat Hr. Pott zu Leipzig eine Arbeit über die Sprache der Zigeuner herausgegeben, welche, wie man seit Grellmann weiß, aus dem Sanskrit abgeleitet ist, die man aber niemals mit der Genauigkeit wie Pott studirt hat. Er hat alle Hülfsmittel der vergleichenden Grammatik und die Reichthümer der Dictionnäre aller indogermanischen Sprachen angewendet, und man muß gestehen, daß er seinen Satz auf eine Art bewiesen hat, daß niemand mehr geneigt ist ihn in Zweifel zu ziehen; man kann sich aber doch des Gedankens nicht enthalten, daß es die Gelehrsamkeit etwas mißbrauchen heißt, wenn man zwei dicke Bände über die Sprache der Zigeuner schreibt.

Die malayische Literatur hat, so viel ich erfahren konnte, nur zwei Werke geliefert. Das erste ist ein Gedicht, Bidasari genannt, wovon Hr. Van Hoevell den Text und eine mit Noten begleitete Uebersetzung herausgab. Es ist dieß eine romanhafte Erzählung, deren gegenwärtige Abfassung gewiß noch in die Zeit nach der Bekehrung der Javaner zum Islam fällt, deren Grundlage aber vielleicht indisch ist oder wenigstens aus der Zeit datirt, wo der Einfluß und der Glaube Indiens noch auf Java vorherrschten. Das Gedicht hat nahe an 7000 Verse und scheint sehr gut geschrieben, was ihm für alle diejenigen, welche sich mit der malayischen Sprache befassen, einen Werth gibt. — Das zweite Werk ist eine Sammlung der Seegesetze der Malayen von Dulaurier. Man konnte wohl erwarten, daß eine Bevölkerung von Seeleuten, wie die der verschiedenen malayischen Stämme, zeitig Regeln angenommen haben werden, um den jeden Augenblick entstehenden Streitigkeiten vorzubeugen, oder sie zu schlichten. So hat man denn eine ziemlich große Anzahl von Seegesetzen in den verschiedenen Staaten des malayischen Archipels gefunden. Hr. Raffles hat mehr eine Compilation als eine Uebersetzung herausgegeben, und die Engländer zu Singapur haben den Text des Codex der Bugis gedruckt. Hr. Dulaurier hat die Seegesetze von Malacca, Macassar und die der Bugis gesammelt und mit einer Uebersetzung und einem Commentar herausgegeben. Diese Gesetze, deren jetzige Abfassung zum Theil ins 12te Jahrhundert hinaufreicht, deren Grundlage aber viel älter scheint, enthalten nebenbei eine Menge Angaben, welche für die Geschichte von Interesse sind. Der Codex der Bugis ist mit Bugi-Charakteren gedruckt, welche die königliche Druckerei für dieß Werk erst stechen ließ, und die die einzigen in Europa sind.

(Schluß folgt.)

Aqualonga und die Pastucier.

(Nach J. P. Hamiltons Erinnerungen aus Columbien.)

Während unseres Aufenthalts in Popayan erhielten wir die Nachricht, daß ein junger Kaufmann, der vor acht Tagen mit einem Transport Waaren, die auf Maulthiere geladen waren, von hier nach Quito abgereist war, in einem Hause, wo er übernachtete, überfallen und ermordet worden sey. Der Kaufmann hatte einige Pastucier und eine Bedeckung von sieben Soldaten und einem außer Dienst stehenden Officier mit sich genommen und führte eine Casse mit siebentausend Dollars bei sich. Dieser letzte Umstand, den die Pastucier erfahren haben mochten, war vermuthlich die Hauptveranlassung zu seiner Ermordung. Als der Zug das ganz einsam gelegene Haus erreicht hatte, sagten die Pastucier, ihre Maulthiere seyen zu ermüdet, um heute weiter gehen zu können, und zwangen den unglücklichen Kaufmann, der gern die Reise fortgesetzt hätte, daselbst zu übernachten. Als es dunkel geworden war, verließen einige Pastucier das Haus und benachrichtigten eine Räuberbande, die sich in der Nähe aufhielt, von der guten Gelegenheit zur Beute, die sich ihnen hier darböte. Ihr unerwarteter Angriff setzte die Soldaten in Verwirrung, die ohne Gegenwehr in den Wald flohen und den unglücklichen Kaufmann ungerächt von den Bösewichtern ermorden ließen.

Die Pastucier sind zwar ein sehr kühnes und tapferes Volk, aber dabei beständig zu Verräthereien geneigt. Die Regierung von Neugranada, die eingesehen hat daß es vergeblich seyn würde auf Verträge mit einem Volke zu bauen, das bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit bereit ist, sie mit gewaffneter Hand zu verletzen, hält beständig in Pasto eine starke Besatzung unter einem ihrer besten Officiere und kann nur durch Gewalt ihre Herrschaft über die Provinz behaupten. Wie die Tyroler für Oesterreich Gut und Blut wagten, ebenso hielt das Bergvolk von Pasto zu dem König von Spanien, und Bolivar selbst mußte, um in seinem Rücken nicht länger beunruhigt zu werden, einen Feldzug gegen die Pastucier unternehmen. Sie wurden in einigen blutigen Gefechten gezüchtigt, verharrten aber bei ihren royalistischen Gesinnungen. Erst als Bolivar den Bischof von Popayan für die Sache der Columbier gewonnen hatte, gelang es ihm vermittelst dieses einflußreichen Prälaten die erbitterten Pastucier zu besänftigen. Der Bischof selbst, in dem etwas von dem Geist eines Ximenez war, hatte zwei Jahre pastucische Freischaaren gegen die Truppen der neuen Republik in den Kampf geführt. Auf den Bannern dieser Freicorps standen die Worte: Für Spanien und seinen König gehen wir freudig in den Tod!

Reisende aus der Provinz Pasto haben mir erzählt, daß jetzt nach den langen verheerenden Bürgerkriegen dieses einst wohlhabende und gut angebaute Land den Anblick einer traurigen Einöde darbiete, in der man überall nur Ruinen von Dörfern und Häusern sehe und Maierhöfe, die von ihren arbeitsamen Bewohnern verlassen seyen; fast die ganze Bevölkerung war durch die beständigen hartnäckigen Kämpfe vertilgt worden. Eine Menge dieser durch Fanatismus verblendeten Menschen wurde gefangen nach Cartagena und Panama geschickt, wo sie bald ein Opfer des ungewohnten heißen Klima's wurden; denn das Klima der Provinz Pasto ist gemäßigt und sogar noch um einige Grade kälter als in Popayan. Vormals wurde in dieser Provinz sehr viel Weizen gebaut, den man in beträchtlicher Menge nach Popayan und dem Thal Cauca verschickte, und die Einwohner des Landes waren wohlhabend.

Mehrere Jahre lang hatte der tapfere Indianer Aqualonga, den der König von Spanien zum Obrist ernannt hatte, die Guerillas in Pasto angeführt. Dieser Aqualonga hatte einen kühnen Versuch gemacht, Barbacoas in der Provinz Buenaventura einzunehmen, wo sich vieles Gold aus den benachbarten Minen und beträchtliche Summen Geldes für die Armee Bolivars befanden, welche er zu erbeuten gedachte. Auch Negersklaven, die aus den Bergwerken entlaufen waren, fochten unter Aqualonga, der keinem Republicaner Pardon gab, sondern alle Gefangene, die ihm in die Hände fielen, sogleich erschießen ließ. Nachdem er den Columbiern viel zu schaffen gemacht hatte, wurde endlich Aqualonga von einer Abtheilung caucaischer Soldaten gefangen genommen und nachmals in Popayan erschossen. Bei dem Angriff auf Barbacoas hatte er eine Wunde in den Schenkel bekommen, von der er zur Zeit seiner Hinrichtung noch nicht wieder hergestellt war. Obrist Aqualonga hatte sich allein durch seine Tapferkeit, seinen Unternehmungsgeist und die Gewandtheit, mit der er den Guerillakrieg von den Gebirgen aus gegen die Columbier zu führen wußte, zum Führer der Pastucier emporgeschwungen. Zur Belohnung für seine Dienste hatte ihn der Hof von Madrid zum Obristen erhoben und Aqualonga trug bei besondern Gelegenheiten seine Militäruniform. Wenn er auszog zum Kampf pflegte er seine Soldaten anzureden und aufzufordern ihre Schuldigkeit zu thun. Aus einigen hundert pastucischen Landleuten hatte er sich ein Bataillon Scharfschützen gebildet, welches den Columbiern hart zusetzte und ihnen viele Leute tödtete. Damals war Pasto Südamerika's Vendée. Wenige haben mit so viel Eifer und Beharrlichkeit als Aqualonga für die Sache des Königs von Spanien gefochten, der er nur in der Ueberzeugung, seinem rechtmäßigen Oberherrn und der wahren Religion zu dienen, zugethan war. In der ersten Zeit seines Auftretens soll sich Aqualonga oft sehr edel und großmüthig gegen seine Gefangenen bewiesen und häufig der wilden Grausamkeit seiner Soldaten sich widersetzt haben. Als er gefangen nach Popayan gebracht wurde, strömte eine Menge von Neugierigen herzu, um den Indianer zu sehen, der mehrere Jahre lang der Schrecken des Landes gewesen war. Einer von ihnen rief, nachdem er sein Aeußeres (er war nur klein von Statur und hatte ein dickes häßliches Gesicht) betrachtet hatte, verwundert aus: Ist's möglich, daß dieser kleine häßliche Kerl uns so lange hat beunruhigen können? Ja, erwiederte Aqualonga, indem er ihn mit seinen großen schwarzen Augen wild anblickte, denn in diesem kleinen Leibe schlägt ein Riesenherz! Als er verurtheilt worden war, bat er sich vom Gouverneur die Erlaubniß aus, bei der Hinrichtung seine Uniform anzuziehen, was ihm dieser gern gestattete. Kurz vor seinem Tode betheuerte er noch: und wenn ich zwanzig Leben hätte, so würde ich jederzeit bereit seyn, sie für meine Religion und den König von Spanien aufzuopfern! Einen Mann von solcher Entschlossenheit, Geistesgröße und Anhänglichkeit an eine Sache, für die er zuletzt sein Leben aufopferte, muß jeder bewundern; sein Beispiel beweist, daß es auch unter den Abkömmlingen der Urbewohner Amerika's große Männer gibt.

Miscellen.

Verbindung der Engländer mit Siam. Vor einiger Zeit ist eine Herabsetzung der englischen Zölle auf die Producte Siams erfolgt, und man hat sich einigermaßen über diesen Schritt, von dem man keinen Grund einsah, gewundert. Jetzt klärt sich die Sache auf, indem die Independance aus Brüssel (vom 3 September) nach einem Briefe aus Batavia folgendes mittheilt: „Die Engländer haben so eben mit dem König von Siam einen Handelsvertrag abgeschlossen, der ihnen große Vortheile und das Recht, in diesem weiten Lande gewisse Waaren mit Ausschluß aller übrigen Nationen einzuführen, gewährt. Es ist dieß ein Markt von nahe an 3 Millionen Seelen. Wir finden in einem Briefe aus Batavia merkwürdige Details über diesen Vertrag, der im Monat April dieses Jahres abgeschlossen wurde, und den die englische Regierung sich wohl hütete auf andere Weise als durch Modificationen im Zoll auf Zucker, Reis, Baumwolle und andere Erzeugnisse dieses Landes bei der Einfuhr in England und seinen Colonien bekannt zu machen. Das Königreich Siam ist reich und fruchtbar, aber seine Industrie ist in der Kindheit und sein wenig ausgedehnter Handel befindet sich fast ganz in den Händen der Chinesen; Holländer und Amerikaner machen einige Sendungen dahin, aber die Engländer haben das Uebergewicht über sie. Seit einigen Jahren haben sie sich in der Gunst des jetzigen Königs Kroma-mon-Tschit festgesetzt, indem sie ihm von Zeit zu Zeit prächtige Geschenke zusandten. Jetzt haben sie zu Bankok einen ständigen Residenten und dieser hat den fraglichen Vertrag unterhandelt."

•

Safran in Transkaukasien. Der transkaukasische Bote vom 19 Julius (Nordische Biene vom 17 August) enthält folgendes: in der Umgegend von Baku und Derbend wird eine bedeutende Menge Safran erzeugt, welcher vorzugsweise jenseits des Kaukasus und in Persien abgesetzt wird. Die Regierung, welche den Werth des einheimischen Safrans zu heben sucht, schickte im November vorigen Jahres ein Muster nach St. Petersburg, um es mit dem aus fremden Ländern nach Rußland gebrachten zu vergleichen. In Petersburg übergab man denselben einigen mit Safran handelnden Kaufleuten, und diese erklärten, wenn der Safran mit Sorgfalt und Sachkenntniß gesammelt werde, so werde er den fremden Sorten, die man aus Frankreich, Spanien und Italien beziehe, nicht nachstehen, vielleicht sogar sie übertreffen.

▪

Fabriken in der Türkei. Nach der Correspondenz der Times (30 August) aus Konstantinopel ist man seit einem Jahr in der Türkei sehr beschäftigt, eine einheimische Concurrenz gegen die fremden Manufacturwaaren ins Werk zu setzen und hat bereits gegen 300,000 Pfd. St. darauf verwendet, und noch mehr soll fort und fort darauf verwendet werden (ob auch noch jetzt nach Riza Pascha's Sturz ist freilich eine Frage). In dem Golf von Nikomedien und in den Umgebungen von Konstantinopel befinden sich gegenwärtig eine Manufactur für Tücher und Strümpfe zu Ismid, eine zweite zu Heraklea für Calico und Mousseline-de-Laine, eine dritte wird zu Herakleа errichtet für Drucken und Bleichen, eine vierte besteht zu Ejub für Tücher und Feze. Als die Fabrik zu Ismid begann, wollte man anfangs nur Tücher von feiner Qualität machen. Dieß ging aber nicht, weil die Arbeitsleute dazu nicht taugten, so macht man fürs erste nur grobe Tücher für die Armee. Jetzt macht man etwa 1000 Ellen solcher Tücher wöchentlich, und gedenkt bald auch noch 500 Ellen gute Qualität zu machen. Die Wolle, die man gebraucht, ist theils gewöhnliche türkische, theils für die bessern Tücher Merino- und Bastardwolle, denn man hat im Jahre 1842 2500 reine Merinos aus Spanien eingeführt und auf den Ebenen von Mohallitsch am Marmora-Meer auf die Weide gegeben. Viele sind im ersten Jahre gestorben, aber die übrigen gedeihen gut, und die Heerde besteht jetzt aus 4000 Merinos und 3500 Bastardschafen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1845.

Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

(Schluß.)

Ich komme nun zur chinesischen Literatur. Hr. C. Biot arbeitet seit langer Zeit an einer Uebersetzung des Tscheu-li oder Buch der Gebräuche der Dynastie Tscheu, welches im 12ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von Tscheu-kong oder auf seinen Befehl verfaßt worden seyn soll. Es ist dieß ein Werk von großem historischem Werth, denn man weiß, daß bei den Chinesen die Gebräuche eine viel wichtigere Rolle spielen als irgend sonst wo, und ein Buch der Gebräuche umfaßt bei ihnen nothwendig die ganze Organisation der Regierung. Hr. Biot gibt seine Uebersetzung noch nicht heraus, sondern hat eine Reihe von historischen Arbeiten mitzutheilen angefangen, wozu ihm das Tscheu-li die Grundlagen gegeben hat. So hat er in die „Memoiren der fremden Gelehrten," welche die Akademie der Inschriften herausgibt, eine Darstellung der politischen Constitution China's im 12ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, so wie die Tscheu sie gegründet, einrücken lassen. Diese Dynastie selbst behauptete nur das alte Herkommen des Reichs wieder in Uebung zu setzen, wie dieß in China Sitte ist, wo jede Revolution nur eine Restauration seyn will; unter dieser Achtung für das Alterthum barg sich aber ohne Zweifel eine große Menge Neuerungen, denn von Restauration zu Restauration hat das chinesische Reich das Schicksal aller Staaten gehabt und im Laufe der Jahrhunderte sich gänzlich geändert. Wie dem nun auch seyn mag, das Auftreten der ersten Kaiser der Dynastie Tscheu bietet einen vortrefflichen Ausgangspunkt, um eine Geschichte der innern Einrichtungen China's zu schreiben, denn von dieser Zeit an besitzt man sichere Materialien, um der Entwicklung der bürgerlichen und politischen Organisation des Reichs zu folgen. Hr. Biot kündigt die nahe Herausgabe eines neuen Theils seiner Forschungen an, welche die Geschichte des öffentlichen Unterrichts in China vom 12ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an enthalten soll.

Hr. Pauthier hat eine skizzirte Geschichte der chinesischen Philosophie herausgegeben, und theilt seinen Gegenstand in drei Epochen ab: den Ursprung der Philosophie, den er auf Fohi hinauf leitet, die Epoche Lao-tse's und Con-fu-tse's und endlich die neuere Epoche von Tschuhi und seinen Nachfolgern. Es ist dieß ein umfassender, noch wenig studirter Gegenstand, denn unter demjenigen, was man bis jetzt von Werken der chinesischen Philosophie kennt, verdient nur das Tao-te-king als philosophisches Werk angeführt zu werden, und es ist noch keineswegs gewiß, ob nicht die Ideen, welche den Grund dieses Werkes bilden, Indien entlehnt sind. Die chinesische Nation hat allerdings keinen sehr tiefen philosophischen Sinn, denn wenn dieß anders wäre, würde sie sich nicht mit der politischen Moral Con-fu-tse's begnügt haben; dennoch ist es zu wünschen, daß die Werke der neun classischen Philosophen, welche uns noch unbekannt sind, so wie die von Tschu-hi, übersetzt werden, damit man mit Zuverlässigkeit beurtheilen könne, wie die ausgezeichnetsten Geister dieses Landes die großen philosophischen Fragen zu lösen suchten.

Hr. Endlicher in Wien hat den ersten Band einer chinesischen Grammatik drucken lassen, die erste, die in Deutschland erscheint. Der Verfasser hat einen sehr gewissenhaften Gebrauch von allen frühern Arbeiten über diesen Gegenstand gemacht, und namentlich die Theorie der Präpositionen, welche für die chinesische Syntax so wichtig ist, mit großer Sorgfalt behandelt. Wenn wir an diesem Werke etwas auszusetzen haben, so ist es vielleicht das zu umständliche Eingehen in die Auseinandersetzung der Töne und der Schrift, welche in eine Grammatik nicht passen. — Hr. Schott in Berlin hat ein chinesisches Wörterbuch herausgegeben oder vielmehr einen Katalog der Charaktere, welche Gützlaff der Akademie von Berlin schenkte, die jedoch nicht in der Art ausgewählt sind, um auch nur einen Anfänger von Benutzung eines größeren Dictionnairs zu befreien. Es wird indeß der Berliner Akademie leicht seyn, diesen ersten Fonds von chinesischen Charakteren nach Maaßgabe des Bedürfnisses zu vermehren und ihn so zu vervollständigen, daß er zum Druck von Texten dienen kann. — Endlich ist zu Paris ohne Namen des Verfassers unter dem Titel: „Fortschreitende Uebungen über die Schlüssel und phonetischen Zeichen der chinesischen Sprache" ein kleines

Handbuch erschienen, welches einen Theil der für die Schule der lebenden orientalischen Sprache bestimmten Chrestomathien ausmacht. Den Uebungen folgt eine Auswahl von gewöhnlichen Ausdrücken und Dialogen. Dieß kleine, für die Anfänger gut berechnete Buch ist mit vieler Eleganz lithographirt.

Das Studium der modernen Literatur der Chinesen hat dieses Jahr bedeutendere Arbeiten geliefert, als das über die alte Literatur. Hr. Julien hat einen als classisch betrachteten Roman: Ping-tschan-ling-yen oder die beiden chinesischen Literatorinnen übersetzt. Es ist dieß ein Buch von außerordentlicher literarischer Feinheit, indem fast keine Handlung dabei ist, da der Verfasser die gewöhnlichen Mittel den Leser zu überraschen verschmäht und das ganze Interesse des Romans auf dem literarischen Verdienst einiger Sonnette ruhen läßt, welche eine Staatsangelegenheit werden. Man findet hier nur literarische Ausforderungen, wobei die zwei Kinder, die Heldinnen des Romans, durch ihr Wissen alle großen Männer des Reichs in Erstaunen setzen. Der Kaiser und sein Hof sind hier ganz damit beschäftigt leichte Poesien zu verfassen und zu beurtheilen, und man sieht hier die mächtigsten Personen aus literarischem Aerger alle Arten von Niederträchtigkeiten und Verbrechen begehen. Die Anmuth und Feinheit des Styls, in welchem das Werk geschrieben ist, machen es seit zwei Jahrhunderten zum Gegenstand der Bewunderung eines jeden, der auf einige Bildung Anspruch macht; aber diese Eigenschaften gehen natürlicherweise für uns verloren, denn so vollkommen auch die Uebersetzung ist, so können wir doch unmöglich alle die zarten Anspielungen fühlen, welche den Reiz dieses Werkes ausmachen. Es ist indeß nichtsdestoweniger ein ausnehmend merkwürdiges Buch wegen der seltsamen Sittenschilderung, die es uns darbietet, und weil wir dadurch einsehen lernen, wie der übermäßige und ausschließliche Betrieb der Literatur das chinesische Reich zu dem Grade von Schwäche führen konnte, in welchem wir es jetzt sehen. Hätte ein Europäer diesen Roman geschrieben, so würde man glauben, er habe eine Satyre auf die Chinesen machen und das Läppische des Wissens zeigen wollen, dem man systematisch alle Lebenskräfte der Nation opfert; man kann sich aber unmöglich täuschen, es ist ganz ernsthaft gemeint, und das Ideal von Civilisation, wie der chinesische Verfasser in diesem seltsamen Gemälde es darstellt, ist von dem ganzen Reiche angenommen worden.

Endlich hat Hr. Pavie angefangen, die Uebersetzung eines andern nicht minder berühmten, aber ganz verschiedenen Romanes herauszugeben. Dieß ist das San-kue-tschi, oder die Geschichte der drei Reiche. Dieß ist kein epischer Roman, wie Antar oder die Romane des Mittelalters, denn er beruht nicht auf der Tradition; es ist ein historischer Roman oder eine malerische Geschichte, gerade wie man sie jetzt in Europa schreibt. Der Verfasser hat in den Annalen seines Landes eine sehr bewegte Epoche herausgewählt, sie mit romanhaften Vorfällen und erfundenen Einzelheiten ausgeschmückt, jedoch den ganzen Rahmen der Geschichte und den Charakter der Personen, die darin eine Rolle spielten, beibehalten. Dieser Roman datirt aus dem 14ten Jahrhundert, hatte einen unermeßlichen Erfolg, der noch fortdauert, und nach dem chinesischen Sprüchwort soll jeder Mensch ihn wenigstens einmal gelesen haben. Für die Chinesen ist dieß ein belebtes und oft ganz dramatisches Gemälde eines wichtigen Theils ihrer Geschichte, voll politischer Lehren und ein wenig übertrieben in der Zeichnung der Laster und Tugenden, wie es für ein Buch paßt, das zu einer großen Popularität bestimmt ist; für uns ist es ein lebensvoller Commentar der ein wenig trockenen Annalen des Reichs, ein Mittel den Nationalgeist und die öffentliche Moral der Chinesen zu studiren. Das San-kue-tschi ist ein sehr ausgedehntes Werk, und darum ist es zu wünschen, daß Hr. Pavie durch einen verdienten Erfolg sich hinreichend ermuntert fühle, sein Unternehmen bis zum Ende zu führen.

Was die Literaturen betrifft, die durch irgend ein Band sich an die der Chinesen knüpfen, so findet sich unter diesen nur die mongolische, die ein nennenswerthes Werk geliefert hat: es ist dieß der erste Band des mongolisch-russisch-französischen Wörterbuchs von Kowalewski, Professor zu Kasan. Das Interesse, welches die mongolische Sprache bietet, ist im Allgemeinen mehr ethnographisch als literarisch, denn der größte Theil der mongolischen Werke besteht aus Uebersetzungen literarischer Bücher, die meistentheils selbst aus dem Sanskrit übersetzt sind. Indeß haben die Mongolen doch eine zu bedeutende Rolle in der Welt gespielt, als daß nicht alles, was zu ihrer bessern Kenntniß beitragen kann, von größtem Werth seyn sollte, und in Folge der Aufmunterung der russischen Regierung, welche aus politischen Gründen die mongolische Sprache zugänglich zu machen wünscht, macht dieß Studium gegenwärtig bedeutende Fortschritte. Kowalewski wohnte lange Zeit unter verschiedenen mongolischen Stämmen und hat sich bereits durch mehrere wichtige Werke über die Literatur dieses Landes ausgezeichnet. Eine erste Ausgabe seines Wörterbuchs war bei dem Brande von Kasan vor einigen Jahren zu Grunde gegangen, aber die russische Regierung hat ihn in den Stand gesetzt, diesen Verlust wieder zu ersetzen. Hr. Kowalewski gibt im Eingang die sehr zahlreiche Liste von Werken aus denen er schöpfte, und gibt im Verlauf des Werkes meist die Stellen an, aus denen die erklärten Worte gezogen sind; er bezeichnet den Ursprung, wenn sie aus fremden Sprachen, und gibt die Umschrift derer, welche aus dem Türkischen oder Tibetanischen stammen.

Zum Schlusse habe ich noch ein Werk zu erwähnen, das ich nirgends anders einreihen kann, nämlich die Grammatik und das Wörterbuch der ossetischen Sprache von Sjögren. Nach den sehr magern und nicht sehr kritischen Angaben Hrn. Klaproths hatte man gewöhnlich die Osseten unter die indogermanischen Völker eingereiht, Hr. Sjögren aber enthält sich über den Ursprung der ossetischen Race seine Ansicht mitzutheilen, obwohl sein Werk Material genug enthält, diesen wichtigen Punkt der Ethnographie zu entscheiden.

Ich schließe hier die Aufzählung der Arbeiten des vergangenen Jahres, die, so unvollständig sie ist, doch beweist, daß die orientalischen Studien in lebensvoller Bewegung sind. Es vergeht kein Jahr, wo nicht der Forschungsgeist der Rei-

senden oder der Scharfsinn der Gelehrten eine neue Ecke des orientalischen Alterthums aufdeckt, und uns mit Documenten vom höchsten Interesse bekannt macht. So bereitet sich unter unseren Augen eine unendlich ausgedehntere und reichere Weltgeschichte vor, von der unsere Väter keinen Begriff hatten, und man gelangt allmählich dazu, ihre Vermuthungen durch bestimmte Thatsachen zu ersetzen und die Lücken, an denen sie verzweifelt hatten, auszufüllen. Wir stehen noch am Eingang dieser neuen Welt, aber die Methoden sind gefunden, die Materialien sind reichlich vorhanden, und der Eifer der Orientalisten wird die Anforderungen der Wissenschaften nicht unerfüllt lassen.

Die russische Manufacturindustrie.

Die russische Zeitschrift: der Moskauer (Moskwitanin Nr. 2 v. d. J.) faßt die Richtung und den Erfolg des russischen Tarifs folgendermaßen zusammen: „Als im Jahre 1819 nach 50jährigem Schwanken in unserm Tarif Rußland sich noch einmal den Theorien des freien Handels zuwandte, glaubte es, das westliche Europa werde die für sich selbst so wohlthätige Gelegenheit benützen, um seine Völker wohlfeiler mit Korn und andern Lebensbedürfnissen zu versehen, und dagegen uns mit seinen Manufacturerzeugnissen zu versorgen. Hätte Rußland einen reichlichen Absatz für sein Korn und sein Vieh gefunden, so wäre es nicht so rasch zur Gründung eigener Fabriken übergegangen. Drei Jahre warteten wir vergebens. Europa hielt es für besser uns mit seinen Manufacturerzeugnissen zu versorgen, und — seine Häfen unserm Getreide und unserm Vieh zu verschließen. Dieß unbillige Handelssystem nöthigte uns, zur eigenen Kraft unsere Zuflucht zu nehmen, unsere Bedürfnisse durch eigene Erzeugnisse zu befriedigen, und für das Korn, welches die fremden Gesetze ausschlossen, einen Markt in unserm eigenen Gebiet zu suchen. Vom J. 1824 an arbeiteten die russischen Industriellen für Rußland, und ihre Erfolge haben die Erwartungen nicht nur gerechtfertigt, sondern übertroffen, sowohl hinsichtlich der Ausdehnung als der bessern Stellung des Handels. Im J. 1822 wurde an Twist eingeführt 156,000 Pud, im J. 1830 449,000 Pud, im J. 1844 566,000 Pud; damit stieg natürlich auch die Einfuhr von Krapp und Indigo. Noch im J. 1822 waren alle Tücher, die in Kiachta vertauscht wurden, fremde, jetzt werden bloß an russischem Tuch gegen 10 Millionen R. A. ausgetauscht. Rußland erzeugt jetzt $^{5}/_{6}$ seiner Bedürfnisse selbst, und nur $^{1}/_{6}$ entlehnt es von fremden Industriellen. Die Manufacturindustrie hat sich fast ausschließlich im mittlern Striche des Reichs concentrirt, der nur den fünften Theil des europäischen Rußlands ausmacht und nicht weniger als den dritten Theil seiner Bevölkerung einschließt. Aber der Einfluß der Industrie auf diesen Landstrich belebt alle Gegenden des Reichs. Hier concentriren sich die rohen Stoffe von allen Seiten her und gehen von da in verarbeitetem Zustand nach allen Seiten hinaus. In dieser Beziehung ist Moskau mit den umliegenden Gouvernements das wahre Herz Rußlands: von 6 Mill. Fellen, welche die Weideländer Rußlands liefern, werden etwa 2,400,000 in dem industriellen Striche Rußlands verarbeitet; im J. 1820 erhielt Moskau nicht über 100,000 Pud Wolle, im J. 1842 wurden aus den ackerbauenden Gegenden und den Weideländereien über 450,000 Pud veredelter Wolle zugeführt. In gleichem, ja noch stärkerem Verhältniß mehrt sich die Zufuhr von Getreide, um die industrielle Bevölkerung zu nähren. An den Hafen von Cholui (Gouv. Wladimir) wurden im J. 1820 200,000, im J. 1830 800,000 und im J. 1835 1,300,000 Pud Getreide zugeführt, größtentheils für die industrielle Bevölkerung von Schuja und der Umgegend."

Chronik der Reisen.

Besuch an der Nordwestküste von Sumatra. Beschreibung des Landes, Pfefferhandel, Zusammenkunft mit dem Sultan von Adschem.

Im Laufe des Monats December 1842 erhielt F. Leconte, Commandant der Corvette la Fortuna, von dem Gegenadmiral von Hell den Befehl, sich nach der nordwestlichen Küste von Sumatra zu begeben, und nacheinander alle diejenigen Punkte zu untersuchen, an welchen vornehmlich der Pfefferhandel betrieben wird. Gegen das Ende des Januars 1843 landete er bei Sinkel und segelte von da längs der Küste hin bis Adschem. Aus dem Tagebuch dieses Officiers schöpfen wir die nützlichsten Nachrichten über die Lage und das Klima dieser Insel, einer der beträchtlichsten des ausgedehnten asiatischen Archipels, über die Sitten der eingebornen Bevölkerung, die Herrschaft der Niederländer, den Pfefferhandel und die Hafenorte, in deren Umgebung dieses Gewürz hauptsächlich gepflanzt wird.

Sumatra gehört zu jener Kette großer Inseln, die, Neuholland mit einbegriffen, den indischen Ocean von dem stillen Weltmeere und dem chinesischen Meere trennen, und dehnt sich, durch den Aequator in zwei fast gleiche Theile geschieden, gegen Norden bis zu 5° 40' und gegen Süden bis zu 5° 50' der Breite aus. Ihre größte Breite beträgt siebzig Lieues, ihre größte Länge hingegen, welche sie in der Richtung von Nordwest nach Südost hat, mehr denn dreihundert Lieues.

Die Insel befindet sich vermöge ihrer Lage ganz in der Region der veränderlichen Winde, die in der Nähe des Aequators zu Hause sind; Stürme kommen hier häufig vor und das Klima ist, die höhern Berggegenden ausgenommen, im allgemeinen regnerisch und heiß: aus dieser geographischen Lage folgt auch noch, daß in der Nähe des Aequators kein bedeutender Wechsel der Jahreszeiten stattfindet, was von den übrigen, mehr nördlich oder südlich gelegenen Strichen nicht gilt; wenn die Sonne in der einen Hemisphäre ist, so hat die andere gutes Wetter, und so umgekehrt. Die Vegetation ist durchaus reich und glänzend; die Producte sind im allgemeinen gut und besonders die Früchte ganz köstlich. Von den Bergen kommen zahlreiche, aber kleine und manchmal reißende Flüsse herab, die häufig schöne Ebenen bewässern und fruchtbar machen. Die Berge sind mit dichten Waldungen bedeckt, in denen man fast alle auf Ceylon und in Indien vorkommenden Thiere antrifft.

Die Völkerschaften dieser großen Insel gehören zur malayischen Race. Der nördliche Theil derselben, welcher von den Europäern unabhängig geblieben ist, steht unter einer Menge kleiner Häuptlinge, Radschas genannt, welche wiederum von einem gemeinschaftlichen Oberhaupt oder Sultan abhängig sind, der zu Adschem seinen Sitz hat und

dem sie Tribut zahlen müssen. Sie sind eifrige Mohammedaner. Die Bewohner der Nordwestküste beschäftigen sich zumeist mit dem Bau des Pfeffers, der wegen seiner besondern Güte im Handel sehr gesucht ist: hier nehmen die europäischen und amerikanischen Schiffe meist ihre Ladungen ein, um diese sodann nach allen Punkten des Erdballs zu bringen. Fast jedes Jahr entfalten hier französische und nordamerikanische, manchmal sogar auch englische Kriegsschiffe zum Schutz des Handels ihre Flaggen und bestrafen zuweilen die Völkerschaften, welche sich gegen Angehörige ihrer Nationen Vergehungen haben zu Schulden kommen lassen, sehr streng.

Die Streitkräfte der Niederländer auf Sumatra bestehen aus drei starken Bataillons mit einem Gesammteffectivstand von fünf- bis sechstausend Mann, unter denen es jedoch nur sehr wenige Europäer, eine Anzahl schwarzer Afrikaner, aus der Küstenlandschaft Goni, und Javanesen gibt, während der größere Theil dieser Mannschaft aus Leuten von der Insel Amboina besteht, die Christen sind, und von deren Tüchtigkeit zum Militärdienst die Holländer viel Aufhebens machen. Diese Bataillone sind jetzt fast aus allen Posten, die sie an der Ostküste besetzt hatten, weg und auf die Westküste gezogen worden. Nach verschiedenen Unterhandlungen mit den in der Nähe wohnenden Malayen haben sich die Holländer erst in neuerer Zeit wieder Sinkels, des südlichsten Punkts an der Küste, wo der Pfefferhandel getrieben wird, bemächtigt und gründen gegenwärtig dort eine wichtige Niederlassung. Sinkel und Barus, welch letzteres neun Meilen östlicher liegt, sind die beiden bedeutendsten Punkte im holländischen District; ersteres ist der Hauptort. Da die Einwohner von Sinkel vor den Holländern die Flucht ergriffen haben, so ist ihre Garnison arm und von allem entblößt. Offiziere und Soldaten essen nichts wie Reis und besitzen nur sehr wenig Schlachtvieh und Geflügel. Nach dem, was ich in Erfahrung brachte, könnte ein französisches Kauffahrteischiff, das auf seiner Fahrt nach der Nordwestküste Padang, Natal Barus und Sinkel besuchen würde, troß der hohen Zölle, Weine, Liqueurs, Lebensmittel aller Art, Seidenwaaren und vornehmlich gedruckte Baumwollzeuge sehr vortheilhaft verkaufen. Gegenwärtig würde man jedoch als Austausch nur Benzoe und Kampher finden.

Bulu-Samah liegt vierundzwanzig Meilen von Sinkel entfernt: diese Ortschaft ist vom Meere aus nur sehr schwer zu sehen, da sie durch hohe und dichtstehende Baumgruppen verdeckt ist. Man muß genau aufmerken, wenn man sie finden und Anker werfen will, denn die Küste ist höchst einförmig und völlig unbewohnt. Die Verbindung mit dem Innern ist durchaus nicht bequem, da nur ein kleiner, langsam fließender Fluß, der durch den heftigen Wellenschlag an seiner Mündung stark versandet ist, aus demselben kommt. Die Kähne können hier nicht anlanden, sondern man muß außerhalb der Brandung Anker werfen; von da werden die Personen, welche ans Land wollen, von den Malayen in ihren Piroguen abgeholt, die letztern sodann wieder ans Land gezogen und auf diesem eine Strecke weit bis zu der Stelle fortgeschafft, wo man, um in das Dorf zu gelangen, über den Fluß setzen muß.

Trumon ist, nach dem was ich gesehen, der wichtigste Platz an der nordwestlichen Küste Sumatra's und eine ziemlich beträchtliche Stadt; ihre Bevölkerung mag sich mit Inbegriff des Weichbildes auf acht- bis zehntausend Seelen belaufen. Der Boden ist reich, fruchtbar und ziemlich ordentlich angebaut; die Reisfelder sind schön, zahlreich und eben so bewässert wie die indischen, die Pfefferpflanzungen wohl gepflegt und können alljährlich fünf- bis sechshundert Tonnen in den Handel liefern.

Das Haus des Radscha ist von einer zwölf Fuß hohen Backsteinmauer eingeschlossen und enthält zugleich das Harem, in dem sich gewöhnlich zwanzig bis dreißig Frauen befinden. Kurz alles gibt, wenn man nur einigermaßen beobachtet, Zeugniß dafür, daß dieses Land früher sich eines ziemlichen Wohlstandes zu erfreuen gehabt haben müsse.

Während ich dieser Küste entlang hinsegelte, warf ich gewöhnlich jeden Abend Anker, da das Tageslicht nöthig war, um die zahlreichen Brandungen zu vermeiden. Nachdem ich Trumon verlassen, ging ich Abends vor Qualah-Tuah vor Anker und ließ dabei die Nationalflagge wehen. Am folgenden Tag folgte ich in kurzer Entfernung der Küste; der indische Dreimaster, welcher zu gleicher Zeit mit mir von Trumon abgefahren war, hat bei Qualah-Bahu Anker geworfen und sich mit dem Lande in Verbindung gesetzt. In kurzer Entfernung von Qualah-Affehaban lag eine englische Brigg vor Anker. Diese drei Plätze sind von keiner großen Bedeutung. Die an dieser Küste Handel treibenden Fahrzeuge nehmen hier zum Theil ihre Ladungen ein. Zu Tampatuan, wo ich gleichfalls Anker warf, verkündete alles eine reiche Pfefferernte. Zwei Tage später kam ich am südlichen Tallapu vorüber; dieser Platz, an welchem man viel Pfeffer baut, vergrößert sich fortwährend und verspricht von Bedeutung zu werden. Dieses Fahrzeug ging unter Segel und begab sich, wie die Fortuna, nach Muckie, das sich seit seiner Verbrennung durch die französische Corvette la Dordogne im Jahre 1839 wieder etwas erholt hat; es scheint, daß es gegenwärtig zwölfhundert Tonnen Pfeffer jährlich in den Handel liefert. Die Reispflanzungen befinden sich hier in sehr blühendem Zustande.

Während ich so meine Fahrt längs der Küste fortsetzte, ließ ich unsere Flagge vor Mundschie und dem nördlichen Talapu, zwei Plätzen, wo man einen Theil seiner Ladung einnehmen kann, wehen. Von da steuerte ich nach Susu. Hier wurde ich wie überall sonst und auf dieselbe Weise empfangen. Susu, das aus fünf ziemlich nahe beisammen liegenden Ortschaften besteht, ist arm und macht nur wenig Geschäfte; es wird viel seyn, wenn es jährlich fünfzig Tonnen Pfeffer liefert. Das nur drei Meilen davon entfernte Qualah-Batu dagegen ist viel bedeutender. Ich mußte Senaghan besuchen, welcher Flecken im Jahre 1840 durch die französische Kriegsbrigg le Laurier verbrannt worden war. In kleiner Entfernung davon, der Sandbank gegenüber, warf ich Anker. Diese schien mir gefährlich zu seyn, und so hielt ich es für unklug, mit dem Lande Verbindung anzuknüpfen und dabei Gefahr zu laufen, Mannschaft und Fahrzeug aufs Spiel zu setzen. Es stieß auch kein Boot vom Ufer ab. Am folgenden Morgen, etwas vor Tagesanbruch, kam ein Fischer Namens Tubeh Mahe, der in der Nähe von Analabu wohnte, an Bord. Dieser Malaye, welcher sich einige Zeit in Mauritius aufgehalten hatte, sprach ein wenig englisch und konnte sich auch in schlechtem Französisch etwas verständlich machen. Er sagte mir, daß es eine reine Unmöglichkeit sey sich mit Senaghen in Verbindung zu setzen, da man nur äußerst selten die Sandbank passiren könne, was mir sehr unangenehm war. Ich entschloß mich deßhalb, sogleich unter Segel zu gehen, da ich wegen eines Auftrags, den ich in andern Gewässern zu vollziehen hatte, keine Zeit verlieren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1845.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Vaterländische Memoiren Julius 1845.)

Stauropol, 7 März 1845.

Am 21 Februar Abends sagte ich meinen Verwandten und Freunden in Moskau Lebewohl, und machte mich mit meinen Gefährten auf die Reise. Rudig fuhren wir durch die öden, von trüben Laternen beleuchteten Straßen, und eine unerklärliche Trauer, wie das Vorgefühl eines Unglücks lag mir bleischwer auf dem Herzen. In solcher Stimmung legte ich die beiden ersten Stationen zurück. Ich will mich über die Unbequemlichkeiten und Beschwerden des Weges nicht weiter ausbreiten: wer je eine Zeit lang in den entlegenen Gouvernements gereist ist, kann sich leicht vorstellen, was wir auf dem Wege, namentlich in dieser Frühjahrszeit, erduldeten. Das Aufgeben der Flüsse, der Schmutz, die schlechten Posthäuser, das Zerbrechen des Wagens, die Habgier unserer Dorfcyklopen, der Mangel an allem, selbst an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, das ist's, was jeden Reisenden auf den endlosen Flächen Rußlands erwartet. Und diese Unbequemlichkeiten und Entbehrungen werden beinahe durch kein erfreuendes Gefühl aufgewogen, Natur und Kunst sind gleich ärmlich, keine Nahrung, weder für die Augen, noch für die Einbildungskraft, noch für den Magen. Nach Woronesh kamen wir bei Nacht, wechselten bloß die Pferde und fuhren dann weiter, deßhalb kann ich über diese Stadt durchaus nichts sagen. Von Woronesh nach Stauropol dehnen sich endlose Steppen aus: anfangs interessirte mich dieß so zu sagen fest gewordene Meer, rund umher ist alles still, nichts unterbricht die großartige Ruhe der Natur, auf der endlosen unermeßlichen Fläche rollt unser friedlicher Wagen dahin bei dem monotonen Klang der Postpferdglocke. Darin liegt etwas poetisches, aber diese Poesie verliert bald den Reiz der Neuheit, sie ermüdet, langweilt, und endlich faßte mich eine wahre Beklemmung. Und in der That, hier ist auf einer Strecke von 800 Werst fast kein einziges Bäumchen, kein Hügel, auf dem der Blick ausruhen könnte. Hier ist das Holz eine solche Seltenheit, daß man es fast mit Gold aufwiegt, und alle Gebäude sind deßhalb aus einem lockern Stein aufgeführt, während die Hütten der Armen aus gestampfter Erde bestehen; zur Feuerung dient getrockneter Mist. Nowotscherkask, die Hauptstadt des donischen Landes, stellt sich dem Blick als eine blühende Oase mitten in den weiten, öden Steppen dar. Diese ziemlich reinliche hübsche Stadt ist regelmäßig angelegt, auch sieht man viele neue gutgebaute Häuser, und Schade ist nur, daß man einigermaßen Mangel an Wasser leidet. Der prächtige Don läuft 22 Werste entfernt an der Station Aksai vorbei. Hier fanden wir ein ordentliches Wirthshaus, eine auf diesem Wege sehr wichtige Sache, und ich gestehe auch daß sie mir großes Vergnügen machte: sie wird von einem Franzosen, Namens Auger, gehalten und lieferte ein sehr ordentliches Mittagsmahl. Da ich den Don mit seinem eigenen Erzeugniß begrüßen wollte, so ließ ich mir vom besten donischen Wein reichen; dieser war aber so unrein, daß man ihn unmöglich trinken konnte, und ich überzeugte mich, daß die Weinbauer die besseren Sorten für sich behalten und nur die schlechteren verkaufen.

In Stauropol langten wir gestern Abend an, und ich war erfreut, nach sieben Jahren die Stadt wieder zu sehen. Wie sehr hatte sich doch alles verändert! Stauropol war zwar nie eine asiatische Stadt gewesen, da die Asiaten nur einen sehr geringen Theil ihrer Bevölkerung bilden, und hatte den Charakter der bessern russischen Kreisstädte bewahrt, aber es war viel reinlicher geworden: der undurchwatbare Koth in der Regenzeit war durch ein Pflaster möglichst entfernt, viele neue Gebäude waren errichtet, und auf einem früher öden, durch seinen Schmutz berüchtigten Platze ein Boulevard angelegt. Alles hatte sich zum Bessern gewendet, und doch durch einen seltsamen aber nicht ungewöhnlichen Widerspruch der Gefühle that es mir leid die gewohnte Umgebung nicht mehr zu finden.

Tiflis, 20 März.

Endlich bin ich, Gott sey Dank! in Tiflis. Der Weg ist zurückgelegt, und das ist keine kleine Sache: Stauropol verließen wir am 8 März und erst am 18 kamen wir in Tiflis an, also zehn Tage um 538 Werste zurückzulegen. Rund um Stauropol am Rande des Horizonts ziehen sich in ununter-

brochener Kette die kaukasischen Berge hin mit ihren schneebedeckten, zahnartig emporstarrenden Höhen, die am klaren blauen Himmel wie Wolken erscheinen. Unter ihnen erhebt sich stolz wie der König unter seinen Höflingen der zweiköpfige Elborus. Von Stauropol bis Jekaterinograd sind es 256 Werste: von hier beginnt die georgische Militärstraße, welche durch die kabardinische Ebene hindurch bis Wladikaukas hin für gefährlich gilt. Anfangs waren auf dieser Straße keine Postpferde; die Reisenden warteten auf eine Okkasia (Gelegenheit), um den Weg in Sicherheit zurückzulegen. Okkasias nannte man hier eine Abtheilung Soldaten mit einer Kanone, die die Posten begleitete, welche die 105 Werste im Schritt zurücklegten. Seit der Reise des Kaisers ist hier eine beständige Post eingerichtet, und man gibt den angesehenen Reisenden eine Bedeckung; Kaufleute und andere Personen miethen gewöhnlich einige bewaffnete Landeseinwohner und machen sich unter ihrem Schutze oft zu Pferde auf den Weg und führen ihre Waaren auf Lastthieren mit sich; es vergeht indeß keine Woche wo nicht irgend ein Streich (schalost) vorfällt, denn so nennt man die Räubereien der Bergbewohner. Der gefährlichste Punkt auf diesem Wege ist die Stelle, wo ein einsames Minaret steht, ein trauriger Ueberrest eines ehemals hier gestandenen Dorfs. Ich wollte auf der innern, gewundenen Treppe die Höhe desselben ersteigen, aber alle meine Versuche waren vergeblich, denn die Stufen und das Minaret selbst waren in halb zerstörtem Zustande.

Von Stauropol bis Wladikaukas kommt man durch Stanitzen von Linienkosaken, die in geringer Entfernung von einander angelegt sind. Diese Kosaken, seit längerer Zeit hier angesiedelt, gelten für die besten und tapfersten Truppen am Kaukasus; auch bilden sie in der That eine Gränzkette, schützen dadurch ihre Familien und ihr Vermögen, und da sie in unaufhörlichem Kampf mit den Bergstämmen sind, so bewahren sie ihren kriegerischen Geist. Sie sind jetzt das, was ehemals die donischen Kosaken waren. Auf der linken Flanke vom kaspischen Meere angefangen, sind die kaspischen, semeinischen, grebenischen, mosdokischen und Wolgakosaken angesiedelt, etwa 25,000 S. stark, welche 3300 Combattanten stellen. Auf der rechten Flanke und am rechten Ufer der Kuban bis Ustlabinsk sind die kubanischen, kaukasischen und choperischen Kosaken vertheilt, etwa 23,000 S., welche 2600 Combattanten stellen. Diese ganze angesiedelte Kosakenbevölkerung beträgt also etwa 48,000 S., von denen 6000 stets im Dienst und eine eben so große Anzahl gut bewaffneter Leute auf das erste Aufgebot stets zum Dienste bereit ist. Diese Kosaken können es in Tapferkeit, Gewandtheit und Kühnheit mit den Bergstämmen aufnehmen, und sind ihnen durch ihre Disciplin, ihre Ordnung und ihre schöne Artillerie überlegen. Unaufhörlichen Gefahren ausgesetzt, haben sie mit der Bekleidung der Bergstämme auch ihre Kampfesart angenommen, bedienen sich zu Fuß und zu Pferd ihrer Waffen mit gleicher Gewandtheit, und ihre Stanitzen sind, wie die Auls der Bergstämme, mit Wall und Graben umgeben. Trotz der steten Gefahr baut der Linienkosake doch mit Eifer sein Feld und treibt Viehzucht, und mit der ihm eigenen Industrie bereitet er sich alles selbst, Leinwand, Tuch, goldene und silberne Borten, mit denen er sein Kleid verziert u. s. w. Die Bewachung des rechten Endes der Linie von Ustlabinsk bis zur Mündung des Kuban ist den Kosaken vom schwarzen Meere übertragen, welche um das asowische Meer her angesiedelt sind.

In Jekaterinograd blieben wir bei einer Kosakenfrau über Nacht, welche unter dem Namen der „Lehrerin“ bekannt ist, denn ihr Mann ist Regimentsschulmeister. Bei ihr halten gewöhnlich alle Reisenden vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Fähnrich an, und dadurch ist sie auch allgemein bekannt worden. Von Natur gesprächig und neugierig, weiß sie alles was vorgeht, nicht nur von den Bewegungen der Russen, sondern auch bei den Bergstämmen, denn sie ist eine geborene Kabardinerin und wurde vor 12 Jahren gefangen genommen von einem Kosaken, der gleichfalls eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Er wurde im Seminar erzogen und zum geistlichen Stande bestimmt, aber bald lockte ihn der Geist des Kriegs und — er vertauschte das friedliche Kreuz mit dem Degen; lange zog er mit den Linienkosaken aus, erduldete vieles in den Kämpfen mit den Bergstämmen, und wurde endlich von der Schönheit der jungen Gefangenen hingerissen; er bekehrte sie zur russischen Kirche, heurathete sie und erhielt in der Folge die Stelle als Lehrer. Wjera Iwanowna — dieß ist der Name, den die Frau in der Taufe empfing — ist jetzt 25 Jahre alt, spricht russisch wie eine Russin, ist von Natur verständig und ihre schönen, schwarzen Augen funkeln von Geist. Wjera Iwanowna kennt eine Menge russischer Officiere persönlich, und der unglückliche Lermontoff hielt sich oft wochenlang in ihrem Hause auf; da sie seinen satyrischen Charakter bemerkte, prophezeite sie ihm ein tragisches Ende.

Am folgenden Tage verabschiedeten wir uns von der freundlichen Wirthin und zogen weiter in Begleitung von fünf Kosaken, welche bis Wladikaukas von Stanitza zu Stanitza wechselten. Wladikaukas ist eine kleine aber hübsche Stadt in einer malerischen Lage; sie wird bespült von den wilden Wellen des kleinen aber reißenden Terek, der uns aus Marlinsky's (Bestuschefs) Schilderungen längst bekannt ist; darum begrüßte ich ihn auch als alten Freund mit lebhaftem Vergnügen. Vor mir erhob sich prachtvoll der Kamm der kaukasischen Berge, durch die mein Weg mich hindurchführte. Wladikaukas ist einer der gefährlichsten und wichtigsten Punkte. Die Keckheit der Bergstämme ist so groß, daß sie oft bis in die Stadt dringen, dort Lärm und Unruhe erregen, ein Gewehrfeuer in den Straßen anfangen, und wenn die Leute sich sammeln um sie zu züchtigen, augenblicklich sich in den nächsten finstern Schluchten verstecken, als ob nichts gewesen wäre. Die Eingebornen sind schon daran gewöhnt, und man sieht deßhalb auf den Straßen keinen Unbewaffneten. Besucht jemand einen Bekannten, um ein Geschäft mit ihm abzumachen, so hat er stets das Gewehr auf der Schulter, den Säbel an der Seite und den Dolch im Gürtel. Abends nach 8 Uhr sind fast alle Straßen von Wladikaukas öde und man trifft beinahe keinen Menschen an. Ein artiges Leben in

diesem Lande, und doch lebt man, und viele recht lustig — woran gewöhnt sich nicht der Mensch!

Von Wladikaukas an ändert sich plötzlich die Physiognomie des Weges; die Natur, die Menschen und ihr Leben nehmen einen neuen originellen Charakter an. Man betritt die Schluchten und vor den Augen eröffnen sich die malerischen, poetischen Schrecken der kaukasischen Berge. Hier trifft man nur asiatische Gesichter, ausdrucksvoll, von der Sonne verbrannt, von heftigen wilden Leidenschaften zerrissen. Größtentheils arm und abgerissen, schleppen sie sich auf ihren zweirädrigen, knarrenden, mit Ochsen oder Büffeln bespannten Arben über die Berge fort, oder man sieht in langer Kette Karawanen, beladene Pferde, Esel (eschaks), Maulthiere (kascher) und Kamele. Dieß gilt für die beste Art des Transports von Waaren und andern schweren Dingen auf diesen Bergen. Hier ist alles asiatisch, und nur das russische Dreigespann mit der waldaischen Glocke mahnt noch daran, daß man in Rußland ist. Dieser Weg führt durch die schmalen, dunkeln Schluchten des Kaukasus am Laufe des Terek aufwärts und geleitet den Wandrer durch das Kewthal in der Nähe von Dariel. Diese Schlucht ist wahrscheinlich das kaukasische Thor, durch welches schon so viele Völker gezogen sind. Viele leiten das Wort Darial ab von dem tatarischen D e r, eng, und i e l, der Durchgang; die Georgier nennen den Paß Kewis-kari, das Thor von Kew. Dieser Weg ist eng und gefährlich. Die Georgier hatten hier einst eine ziemlich gute und bedeutende Festung angelegt, welche Georgien schützte und deren Trümmer noch jetzt das linke Ufer des Terek zieren; jetzt ist der Weg durch eine unbedeute Redoute geschützt, in welcher nur 100 russische Soldaten liegen.

Von Dariel angefangen geht der Weg am steilen Ufer des Terek fort, und läuft zum Theil über einen schmalen Rand von Felsabhängen, der so eng ist, daß oft von dem geringsten unsichern Tritt des Pferdes das Leben des Reisenden abhängt. An dieser Schlucht findet sich der Berg Kasbek, bekannt durch seine Lawinen: die Schneemassen, die seinen Gipfel bedecken, häufen sich im Laufe von 6 bis 7 Jahren so an, daß sie durch ihre eigene Schwere unter furchtbarem Krachen ins Thal herabstürzen, den Terek aufstauen und gegen eine Werst weit zwischen der Brücke von Dariel und dem Dorfe Gulet den Boden bedecken. Jetzt ist das dritte Jahr, daß man den gewöhnlichen Sturz erwartet; die Landesbewohner haben Kennzeichen, an denen sie denselben vorausverkünden; er findet gewöhnlich im Sommer beim ersten Schmelzen des Schnees statt. Auf dem Gipfel des kleinen Kasbek steht eine einsame georgische Kirche, man weiß nicht wann und von wem erbaut; einmal des Jahres wird Gottesdienst darin gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Werth von Reliquien.

Prinz Albert bezahlte kürzlich den Rock, welchen Nelson in der Schlacht von Trafalgar trug, als er den tödtlichen Schuß erhielt, mit 150 Pfd. St. Diese Reliquie soll im Hospital von Greenwich niedergelegt werden, wo sie allerdings am Platze ist. Der Preis wird keineswegs übertrieben erscheinen, wenn man weiß, welche unmäßige Summen manchmal für Liebhabereien und Seltenheiten bezahlt werden. Ein Exemplar einer sehr seltenen Ausgabe des Decameron von Bocaccio, zu Venedig im Jahre 1471 gedruckt, wurde in öffentlicher Versteigerung mit 2260 Pfd. St. bezahlt. Ein Band, in welchem Shakspeare eigenhändig seinen Namen eingeschrieben, fand einen Käufer zu 120 Pfd. Der elfenbeinerne Stuhl, den Gustav Wasa von der Stadt Lübeck zum Geschenk erhielt, wurde im Jahre 1825 um 58,000 fl. erstanden. Das Kleid, welches Karl XII in der Schlacht bei Pultawa trug und welches von Obrist Rosen, der dem abenteuerlichen König nach Bender folgte, aufbewahrt wurde, fand im Jahre 1825 zu Edinburg einen Käufer um 22,000 Pfd. St. Im Jahre 1816 bezahlte Lord Shaftesbury einen Zahn Newtons mit 730 Pfd. St., und ließ ihn in einen Ring einfügen, den er gewöhnlich trägt. Hr. Alex. Lenoir, der Gründer des französischen Museums, erzählt, daß bei der Uebertragung der Reste von Abélard und Heloise in die Petits Augustins ein Engländer 100,000 Fr. um einen der Zähne Heloisens bot. Als im Jahre 1820 zu Stockholm das Cabinet des Dr. Sourmon verkauft wurde, war vermuthlich kein Engländer da; damals wurde der Schädel von Descartes um 99 Fr. weggegeben. Ein Stock Voltaire's wurde mit 500 Fr., eine Weste Rousseau's mit 959, eine Perrücke Sterne's im Jahre 1822 mit 200 Guineen bezahlt. Sir Fr. Burdett bezahlte die zwei Federn, mit denen der Friede von Amiens unterzeichnet worden war, mit 500 Pfd. St., und am 1 December 1835 wurde der Hut, den Napoleon in der Schlacht bei Eylau trug, nach einem hitzigen Kampf, an dem 32 Concurrenten Theil nahmen, dem Dr. Lacroix um 1920 Fr. zugeschlagen. (Voleur vom 5 September.)

Chronik der Reisen.

Besuch an der Nordwestküste von Sumatra, Beschreibung des Landes, Pfefferhandel, Zusammenkunft mit dem Sultan von Adschem.

(Fortsetzung.)

Um acht Uhr Morgens lag ich vor Analabu vor Anker. Hier blieb ich einige Tage, welche ich dazu benützte frischen Wasservorrath einzunehmen und die von der sehr mühseligen Küstenfahrt ermüdete Mannschaft ausruhen zu lassen. Die Bevölkerung der Stadt mag fünf bis sechstausend Seelen betragen. Im allgemeinen sind diese Leute, welche sich zumeist mit dem Fischfang abgeben, in sehr elenden Umständen. Nachdem ich Analabu verlassen hatte, das die beste Rhede an diesem Theil der Küste besitzt, steuerte ich fortwährend gegen Norden bis nach Pulu Rhiah, das man mir als den nördlichsten Punkt bezeichnete, wo der Pfefferhandel betrieben werde. Doch traf ich kein Schiff hier an. Während ich längs der Küste hinsteuerte, kamen zwei malayische Fahrzeuge an mich heran und boten mir Pfeffer an. Unter andern Kaufleuten war auch ein Imam Namens Mohammed-Tehen aus Pulu-Goalompong, das einige Meilen nördlich von Rhiah liegt; dieser Malaye, welcher englisch und etwas französisch sprach, sagte mir, daß zu Goalompong jedes Jahr bei fünfhundert Tonnen Pfeffer verkauft werden.

Hiemit hörte meine Verbindung mit demjenigen Theil der Insel, wo der Pfefferhandel getrieben wird, auf. Ich sah an dieser Küste

nur vier große Schiffe, drei englische und ein amerikanisches; die Einheimsung war noch nicht vorüber, weßwegen unsere Schiffe auch erst später eintreffen. Die meisten malayischen Kaufleute sprechen englisch und nur sehr wenige verstehen einige Worte französisch. Die Holländer machen derzeit hier gar keine Geschäfte, denn sie sind aufs tiefste verhaßt; über was sich die Eingebornen hauptsächlich beklagen, ist, daß sie immer nur Waaren zum Austausch und nie Piaster bringen. Nördlich von Tampatuan macht man sich sehr wenig aus der Wegnahme von Sinkel; die Radschas begreifen wohl, daß die Holländer nach dem völligen Besitz der Insel lüstern sind, allein die Sache steht ihnen in zu weiter Ferne, und sie denken nur an den gegenwärtigen Augenblick.

Die Franzosen sind im allgemeinen beliebt in Sumatra. Der Capitän eines Kauffahrers aus Marseille, ein gewisser Hr. Martin, der mehrere Jahre lang mit verschiedenen Schiffen den Pfefferhandel trieb und sich dabei ein ziemliches Vermögen erwarb, ist überall gekannt und steht in hoher Achtung.

Nachdem ich die an Sumatra's nördlichster Spitze liegende Gruppe kleiner Eilande umschifft hatte, warf ich am 24 Februar unfern der Küste, dem Flusse Adschem gegenüber, Anker und grüßte augenblicklich mit fünfzehn Kanonenschüssen, welche von einer kleinen Batterie gebührend beantwortet wurden, die nahe bei einer Stange mit rother Flagge, am rechten Ufer des Flusses, unweit seiner Mündung aufgestellt war.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch schickte ich einen Officier ab, um dem Souverän meine ehrerbietigen Grüße darbringen und anfragen zu lassen, wann es ihm gefällig seyn würde mich zu empfangen. Dieser Officier begegnete unterwegs dem Capitän oder Hafenmeister, der sich auf die Corvette begeben wollte. Da dieser Malaye ziemlich fertig englisch sprach, so nahm er ihn mit in sein Boot, um einen Dolmetscher, hauptsächlich aber einen Piloten zu haben, denn die Residenz des Sultans ist fünf bis sechs Meilen von der Mündung des Flusses entfernt, der in der Nähe der Stadt Adschem ganze Bänke von Wasserpflanzen hat.

H. E. Johanne wurde am Lande von einigen Häuptlingen empfangen. Man ließ ihn in eine Art Zollbureau treten, bis die Antwort des Sultans zurückkomme, der kurz nachher sagen ließ, daß er mich um ein Uhr des Nachmittags empfangen werde. Man theilte diesem Officier auch mit, daß es nicht möglich sey mit der Stadt in Verkehr zu treten, bis ich Audienz erhalten hätte. Den Hafencapitän Abdallah brachte er mit an Bord, um mir als Pilot und Führer zu dienen.

Zur besagten Stunde begab ich mich denn nach Adschem, wo ich von dem ersten Secretär des Sultans und seinem vornehmsten Kaufmann oder Mäkler, beide Malayen von schönem Aeußern und vielem Anstand, empfangen wurde. Mich sowohl als den Schiffsfähndrich Fizeaux, der mir durch seine genaue Kenntniß der englischen Sprache sehr nützlich war, führte man in eine große Hütte, eine Art von Versammlungsort, den Börsen in unsern Seehäfen vergleichbar. Es waren hier zu unserem Empfang Lehnstühle bereit gestellt worden und man bot uns Erfrischungen an. In unserer Anwesenheit verwandelte man sodann einen im Hintergrunde des Zimmers stehenden Sessel zu einer Art Thron, den man mit Teppichen und goldgestickten Tüchern bedeckte. Es schien mir, als ob der König wünsche mich so pomphaft wie möglich zu empfangen. Einige Zeit später langte er mit einem zahlreichen Gefolge an. Die Häuptlinge, welche uns seither Gesellschaft geleistet hatten, empfingen ihn unten an der Treppe, die in den großen Saal führte, in welchem ich mich befand. Er kam zu Fuß an, über seinem Kopf statt eines Sonnenschirms einen eleganten europäischen Regenschirm aufgespannt haltend. Er ist ein Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren, wenigstens sechs Fuß groß und verhältnißmäßig beleibt. Ohne daß seine Züge gerade etwas besonders Ausdrucksvolles hätten, ist seine Gesichtsbildung dennoch ausgezeichnet, sein Gang ernst und voll Würde. (Ich habe die Gewohnheit mir die Namen aller derer zu merken, mit welchen ich in Berührung komme; dieß that ich auch in Beziehung auf ihn; allein sein malayischer Name ist sehr schwer zu behalten, und zu meinem großen Verdruß fand ich das Papier nimmer, auf welches ich denselben geschrieben hatte.) Er war nach arabischem Geschmack reich gekleidet, ohne Turban und unbewaffnet. Wie er in den Saal trat, erhob ich mich und grüßte ihn, worauf er mich bei der Hand nahm, sich auf seinen Thron niederließ und mir sodann ein Zeichen machte, meinen Sitz wieder einzunehmen. Sofort bedeutete er dem Hafencapitän uns als Dolmetscher zu dienen, worauf unsere Unterhaltung begann, die länger als eine Stunde dauerte. So oft ich durch die Vermittlung des Hrn. Fizeaux und Abdallahs das Wort an ihn richtete, näherte sich ihm der letztere mit gekreuzten Armen und in der unterwürfigsten Haltung, und übersetzte das, was ich gesagt hatte, so leise wie möglich, um von den Umstehenden nicht verstanden zu werden. Die lakonische und wohl überlegte Antwort ließ immer eine oder zwei Minuten auf sich warten. Gegen das Ende dieser Unterhaltung, die natürlich sehr ernst war, berührte ich die commerciellen Verhältnisse Frankreichs an den Küsten von Sumatra und den Vorzug, welchen man den spanischen schweren Piastern, mit Ausschluß jeder andern Münze, gibt; ich drückte meine feste Ueberzeugung aus, daß die Radschas unsere Fünffrankenstücke annehmen würden, wenn sich nur der Sultan den Tribut in diesem Gelde bezahlen lassen wollte. Ich sagte ihm, wie gern man unser Geld in allen Ländern nehme, und daß, wenn er es auch in seinen Staaten zulasse, er es leicht in Umlauf bringen könne, und zu gleicher Zeit ein sicheres Mittel zur Vermehrung seiner Einkünfte an der Hand habe, weil dann unser Handel weit lebhafter werden würde. Er wollte nun solches Geld sehen, worauf ich ihm einige neu geprägte Stücke zeigte. Er besah sie genau, fragte nach ihrem Werth dem spanischen Piaster gegenüber und schien mit meiner Antwort sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Geldstücke ließ ich in den Händen eines seiner Secretäre. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens sagte er, er sehe kein Hinderniß das dem Versuche im Wege stünde, und er wolle deßhalb ein Rundschreiben an die Radschas der Küste ergehen lassen; sobald dieß geschehen, seyen die Fünffrankenstücke zugelassen und haben sodann im Handel einen Werth dem schweren Piaster gegenüber wie zwanzig zu zweiundzwanzig. Hierauf beurlaubte ich mich, nachdem ich noch zuvor um die Erlaubniß des freien Verkehrs mit Adschem nachgesucht hatte. Er erwiederte mir sehr verbindlich, daß dieß sich von selbst verstehe und wir unsere Geschäfte so ruhig abmachen könnten wie in unserem eigenen Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Organisirter Hutdiebstahl. Eine neue Art von Spitzbüberei kommt seit einiger Zeit in Paris auf; man hat mechanische Hüte, die sich zusammenschlagen lassen; die Diebe versehen sich mit solchen, gehen in die Kaffeehäuser, schlagen die Hüte unvermerkt zusammen, verstecken sie und setzen dann ganz ungenirt irgend einen fremden Hut auf. (Constit. 6 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1845.

Englische Colonien.

Vandiemensland.

Man scheint in England dem stolzen Lord Stanley, der die Colonien und ihre Einrichtungen etwas cavalierement behandelt, keine Ruhe mehr lassen zu wollen, und wenn es so fortgeht, wird man ihm sein Ministerkissen so mit Nadeln vollstecken, bis er endlich den Platz verläßt. Die Bewegung ist unter den gegenwärtigen Umständen ganz natürlich: England ist genöthigt, seine Colonien immer mehr zu fördern und sie in den Stand zu setzen, seine Manufacturerzeugnisse in immer größerem Maaße zu kaufen; man macht sich in wohlunterrichteten Kreisen Englands keine Illusion darüber, daß das Zeitalter der Concurrenz für die englische Industrie begonnen hat, und daß diese nicht in allen Zweigen das Uebergewicht behaupten wird. Je mehr dieß einleuchtet, desto größer wird die Zahl derjenigen werden, welche eine gänzliche Umwandlung des bisherigen Colonialregiments an Haupt und Gliedern erstreben, und wenn die Engländer einmal einen solchen Plan sich in den Kopf gesetzt haben, so wird er durchgeführt, was auch die Schwierigkeiten seyn mögen. Gegenwärtig ist nun die Colonie Vandiemensland an der Reihe und verlangt Abhülfe, die nicht sehr leicht zu geben ist; aber das Uebel ist ziemlich unerträglich geworden, und das hochfahrende Benehmen Stanley's hat Oel ins Feuer gegossen. Die Sache ist kurz diese: nach langem Hin- und Herreden hat man vor vier oder fünf Jahren die Colonie Neusüdwales von der Hinsendung der Verbrecher befreit; es war ein langer Streit über die Sache, indem die einen behaupteten, die Colonie könne nicht gedeihen, und es werde sich keine ordentliche Classe Colonisten finden, so lange man Verbrecher hinsende; die andern dagegen erklärten, wenn man die Verbrecher nicht mehr hinsende, so werde es der Colonie an Arbeitern fehlen. Beide Parteien hatten in ihrem Sinne recht, aber in England entschied man sich kurzweg für das Aufhören der Verbrechersendung, wahrscheinlich weil man fürchtete, wenn die Zahl dieses Gesindels sich mehre, möchten sie sich tiefer ins Innere flüchten, mit den Eingebornen gemeinsame Sache machen und Raubzüge gegen die Colonisten unternehmen; für diese Befürchtung sprachen die zahlreicher werdenden „Busbrangers," und so hob man das Deportationssystem nach Neusüdwales auf; der Zweck aber scheint nur in sehr unvollkommenem Maaße erreicht worden zu seyn, denn erstens enthält Neusüdwales selbst noch böse Säfte genug, und zweitens sind die Verbrecher in Norfolk und Vandiemensland, deren Strafzeit zu Ende ist, die sogenannten Expirees, auf Neusüdwales fortwährend die Landplage.

Während man Neusüdwales von dem Fluch der Deportation befreite, lud man denselben dem armen Vandiemensland doppelt auf; das Deportationssystem hörte nicht auf, sondern man gab nur dem Strom von Verbrechern eine andere Richtung, und schickte sie jetzt sämmtlich nach Vandiemensland, statt daß man sie vorher zwischen Vandiemensland und Neusüdwales theilte. Der Aufwand von politischer Klugheit war also nicht sehr groß gewesen, und die Folgen zeigten sich für das arme Vandiemensland sehr bald. Die Klagen vervielfältigten sich und Lord Stanley gab die unkluge Antwort, „man solle nicht vergessen, daß Vandiemensland eine Verbrecheranstalt war, ehe es eine Colonie wurde. Die Einwanderung freier Ansiedler sey in manchen Beziehungen von großem Werth gewesen und habe die Ausführung des Deportationssystems wesentlich erleichtert; immerhin sey aber der ursprüngliche und große Zweck der Besetzung Vandiemenslands die Errichtung einer Strafanstalt gewesen, die freien Colonisten hätten also kein Recht die Verbrecher als Eindringlinge anzusehen oder eine Entschädigung für die Nachtheile zu verlangen, welche deren Anwesenheit herbeiführe." Abgesehen von dem Unsinn, daß also gleichsam die freien, unbescholtenen Einwanderer als die Eindringlinge den Verbrechern gegenüber angesehen werden sollen, so hat Lord Stanley durchaus nicht bedacht, daß sich dasselbe Argument auch auf Neusüdwales anwenden ließ, und wenn dort die Klagen über die Verbrecherbevölkerung so hoch stiegen, daß man ihnen endlich Gehör geben mußte, so gilt dieß eben so gut für Vandiemensland. Stanley's Antwort hat sehr erbittert, und an äußerst herben Vorstellungen und Bittschriften wird es in der nächsten Parlamentssession nicht fehlen.

Das Deportationssystem wird aufrecht erhalten, nicht als ob man noch glaubte, daß es die Verbrecher bessere oder andere von Verbrechen abschrecke — denn es hat in den Augen der eigentlichen Spitzbuben sehr wenig abschreckendes — sondern nur um die Verbrecher, wenn ihre Anzahl zu groß wird, aus dem Lande hinauszuschaffen. *) Vandiemensland und Norfolk-Insel leiden wie natürlich unter dem Deportationssystem am meisten, aber alle benachbarten Colonien verspüren die Folge dieser pestilenzialischen Nachbarschaft; namentlich die „Expirees" von Norfolk-Insel sind die Pest und der Schrecken von Neusüdwales, da die Regierung alles aufbietet, um die Verbrecher nach überstandener Strafzeit zur Ansiedlung in irgend einer der australischen Colonien zu bewegen. Der Fluch dieses Deportationssystems besteht darin, daß die Verbrecher sich zusammenschaaren, und immer noch schlechter und verwilderter werden; wäre ihre Anzahl klein im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung, so möchte das Uebel bald sich ändern, aber die Verbrecher und die Expirees bilden die Mehrzahl, namentlich in Vandiemensland, und dadurch wird der Aufenthalt hier mit jedem Jahr unerträglicher. Man wird jetzt wohl Maaßregeln in Betreff des Deportationssystems ergreifen müssen: nach Neusüdwales kann man, da dort das System einmal aufgegeben ist, keine mehr senden; diejenigen australischen Colonien, welche nie Verbrecher aufnahmen, wie Südaustralien und Port Philip, werden sich für die Ehre bedanken, jetzt einen solchen Bevölkerungszuwachs zu erhalten. Neuseeland hat ohnehin schon zu viele, denn manche flüchtige Verbrecher sind dorthin entflohen und haben anfangs, mit Einschluß der entlaufenen Matrosen, fast die einzige weiße Bevölkerung gebildet und sich auf 2000 Seelen belaufen.

Es ist also dort kein Ort, wohin man den Auswurf der Bevölkerung Englands senden kann, und das Deportationssystem selbst muß geändert werden. Das ist eine starke Aufgabe, und man wird das beliebte Auskunftsmittel zu ergreifen suchen, die Sache auf die lange Bank zu schieben; allein Lord Stanley hat schon zu viele Sünden auf seinem Register, Vandiemensland ist in zu schlimmer Lage, als daß man sich sehr nachsichtig gegen ihn zeigen sollte, und ehe Sir Robert Peel eine ministerielle Niederlage riskirt, welcher er ohnehin bei Gelegenheit von Neuseeland nur mit Mühe entging, wird er sich seines Collegen zu entledigen suchen, so ungern er sich auch hiezu entschließen mag; aber Sir Robert ist jetzt der Atlas des Staats, und vor seinem Willen muß sich vorerst alles beugen.

*) Darum soll auch jetzt in der Halifax-Bay eine solche Verbrechercolonie gegründet werden.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Wenn man drei Werste von Dariel auf der rechten Seite das von Kisten oder Tschetschenzen bewohnte Dorf Gulet verläßt, so steigt man das Kemthal hinauf, welches je höher desto breiter und allmählich wild und unfruchtbar wird. Eine halbe Werst vom Kasbek durchschneidet ein Erdspalt „die wüthende Balka" (die Schlucht) genannt, den Weg. Von hier gelangt man in das Dorf Altas, wo die Poststation Kobi ist, am Fuße des Kreuzberges, — so genannt von einem marmornen Kreuz, das Jermoloff auf seinem Gipfel aufrichten ließ. In dieser Station mußten wir etwa vier Tage liegen bleiben, denn ein heftiger Sturm, der während dieser ganzen Zeit wüthete, verschüttete nicht nur den Weg mit Schnee, sondern veranlaßte auch sechs Lawinen, welche für sich wieder neue Berge bildeten. Einige Familien Duchoborzen, *) welche wieder zur rechtgläubigen Kirche zurückgetreten waren, und deßhalb aus der Verbannung zurückkehren durften, wurden auf dem Wege von dem furchtbaren Orkan überrascht. Die Lawinen versperrten ihnen völlig den Weg. Die Unglücklichen mit ihren Kindern und Säuglingen, welche in die tiefen Schneehaufen bei dem heftigen Sturm sich eingraben mußten, ohne Schutz und ohne Hülfe, hielten sich bereits für verloren. Volle 24 Stunden brachten sie in dieser furchtbaren Lage zu; endlich entschloß sich einer von ihnen, ein kräftiger Bauer, sich durch die Lawinen durchzuarbeiten bis nach der Poststation, um dort Hülfe zu suchen. Der Kosakenofficier Greganowski, der sich eben zu der Zeit auf der Station befand, nahm acht Kosaken und den Stationsaufseher mit sich, und brach sogleich auf, um die Unglücklichen zu retten. Unter großen Beschwerden und nur mit unglaublichen Anstrengungen gelang es ihnen bei dem fortdauernden Schneesturm sich an Ort und Stelle hinzuarbeiten. Wer beschreibt die Freude der Harrenden, die bereits alle Hoffnung aufgegeben und den sichern Tod vor Augen sahen. Die Kinder weinten nicht mehr, sondern waren bereits in einem fühllosen Zustande. Die Kosaken nahmen sie auf die Pferde, hüllten sie in ihre Kleider und brachten sie so auf demselben Wege und mit denselben Beschwerden glücklich auf die Station zurück; die unglücklichen Glücklichen weinten heiße Thränen des Dankes und küßten ihren Rettern die Hände. Indeß waren hundert Osseten unablässig beschäftigt den Weg aufzuräumen; kaum hatten sie aber die eine Stelle rein gemacht, als der mit jeder Minute dichter werdende Schneesturm sie wieder mit Schnee bedeckte. Endlich nach vier Tagen hörte das Unwetter auf. Wunderbar war der Anblick der riesenhaften, mannichfach geformten, mit einer starken Schichte frischen Schnees bedeckten Berge, auf denen die Sonnenstrahlen in hellen, bunten Farben schillerten, während unten in der tiefen Schlucht der rasende Terek brüllte. Endlich sagte man uns, daß der Aufbruch möglich sey. Unsere Equipage wurde nun auseinander genommen und auf Wagen geladen: acht Paar Ochsen zogen sie mühsam durch den Schnee. Wir selbst fuhren auf leichten Schlitten, an welchen drei Pferde wegen des schmalen Pfades hinter einander gespannt waren. Uns voran bahnten 60 Osseten den Weg und trugen manchmal die Equipage auf den Händen fort. Der Zug bewegte sich langsam in tiefem Schweigen, denn der frische Schnee liegt so leicht auf den Bergen, daß er nicht nur durch

*) Eine russische Secte, welche die Gottheit des heiligen Geistes läugnet; das Wort bedeutet „Geistesstreiter."

den Wind, sondern auch durch das kleinste Geräusch, oft selbst durch die menschliche Stimme zum Herunterrutschen gebracht wird und in großer Menge den Weg versperrt. Von Kobi an wird der Weg sehr steil, und ist wegen des schmalen, mit Schnee bedeckten Bergkamms schreckhaft. Links steigt der hohe Berg in schroffer Wand aufwärts, rechts ist eine furchtbare Tiefe, in die man nicht ohne Schauder hinabsieht. Sechs Werste davon ist das von Osseten bewohnte Dorf Beidary; sie, wie ihre in der Nähe wohnenden Stammgenossen, die zwischen wilden unfruchtbaren Schluchten hausen, beschäftigen sich mit der Reinhaltung des Wegs und mit der Hülfleistung für Reisende. Dafür sind sie von der Regierung aller Abgaben entledigt. Von Beidary ist es nur noch zwei Werste bis auf die Höhe des Kreuzberges, des höchsten auf diesem Wege. Nachstehendes sind die barometrischen Höhenmessungen auf der georgischen Militärstraße: Wladikaukas 458 russ. Klafter, Dariel 717, Kreuzberg 1329, Gut-Berg 1238, Poststation Kaischaur 963, Duschet 401, Tiflis 231.

Vom Kreuzberg geht der Weg abwärts ins Dschawartan-Thal, um wieder nach dem Gutberg aufzusteigen; hier ist er ausnehmend beschwerlich, von hohen Felsen und tiefen Abgründen umgeben, aber wenn man das Kwischet-Thal betreten hat, und dem Ufer der Aragwa folgt, so wird er immer breiter und bequemer, so daß er, wenn man nach Duschet, einem kleinen georgischen, von Tiflis nur 50 Werste entfernten Städtchen gekommen, völlig eben und schön ist. Mit dem Wege verändert sich auch die Natur und Luft selbst. Während wir einige Stunden früher auf den Höhen des Kreuz- und Gutberges fast erfroren, wurden wir hier von einem ganz entgegengesetzten Bilde überrascht: junges Grün bedeckte die Fluren, Aepfel-, Birnen-, Kirschen- und andere Fruchtbäume standen in voller Blüthe. Nur zwanzig Werste Entfernung und welcher Wechsel!

Wir kamen, nachdem wir alle Schrecken der wilden Ungebundenheit und der wilden Natur hinter uns gelassen, rasch vorwärts. Je mehr wir uns Tiflis näherten, desto mehr wuchs unsere Ungeduld. Endlich waren wir auf der letzten Station; 25 Werste vor Tiflis liegt das Dorf Mzchet, einst die Hauptstadt des georgischen Reichs, jetzt nur noch bemerkenswerth durch eine alte georgische Kathedrale aus derselben Zeit, wie das berühmte Etschmiadsin. Diese Kathedrale wurde im J. 318 von Mirian, dem ersten georgischen König aus dem Stamme der Chosroen, erbaut. Der Bau hat 30 Klafter Höhe, 18 Kl. Breite und 28 Kl. Länge und ist aus behauenen Steinen aufgeführt. Hr. Josselian stellt in seiner Beschreibung dieser Kirche die Vermuthung auf, daß die Malerei im Innern größtentheils dem Ende des 16ten Jahrhunderts angehöre und das Werk von Malern sey, welche Czaar Boris Godunoff nach Georgien schickte. Das beweisen auch die russischen alterthümlichen Inschriften. Der Charakter der Architektur ist byzantinisch. Die kegelförmige Kuppel der Kirche ist wie eine Nachbildung der Schneeberge des Kaukasus, die sich in der Ferne am Himmel abmalen und stolz ihre spitzigen Gipfel erheben. Bei dieser Kirche findet sich auch eine noch ununtersuchte Bibliothek von Manuscripten.

Bei Mzchet verbindet sich der Kur mit der Aragwa, und über den vereinten Strom führt eine durch Schönheit und Festigkeit ausgezeichnete Brücke. Auf einem kleinen Denkmal steht in russischer Sprache die Inschrift: Zum Ruhme Gottes und zum allgemeinen Nutzen unter der glücklichen Regierung Nicolaus I und der Verwaltung des Landes unter General Golowin im J. 1841", dann folgt dasselbe in griechischer Sprache. Achtzehn Werste von Tiflis erblickt man bereits die Stadt. Ich begriff hier ganz die Freude der Seeleute, wenn sie nach langer stürmischer Fahrt zum erstenmal den magischen Ruf hören: Land! Land! So ging es mir mit Tiflis.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Besuch an der Nordwestküste von Sumatra, Beschreibung des Landes, Pfefferhandel, Zusammenkunft mit dem Sultan von Adschem.

(Fortsetzung.)

Einige Officiere der Fortuna warteten in den Booten das Ende der Audienz ab, um gleich ans Land zu steigen; sie waren alle in Uniform und schlossen sich an mich an, um einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Einer der ersten Plätze, über welche wir kamen, war der Bazar oder vielmehr der Eßwaarenmarkt. Eine Masse von wohl vier- bis fünftausend Menschen wogte hier auf und ab, um ihre Geschäfte zu besorgen. Sobald die Leute unsere Uniformen ansichtig wurden, die ihnen höchst seltsam vorkamen, erhob sich ein außerordentliches Getöse, das völlig dem Durcheinander eines streitenden Haufens glich, und zwar um so mehr, als all dieses Volk Dolche trug. Man sagte uns, daß unsere Ankunft diese Unordnung verursache, so große Angst jagten wir diesen Menschen, hauptsächlich den Weibern, ein, welche erschrocken nach allen Richtungen hin flüchteten. Ich schritt nun vorwärts und nahm einige gut aussehende Greise bei der Hand, in mein Gesicht so gut es ging den Ausdruck der Gutmüthigkeit legend, was bewirkte, daß die Ruhe sich nach und nach wieder herstellte und jeder seinen Geschäften nachging; bloß betrachtete man uns noch mit Staunen.

Ich besah mir während dieses Ganges, auf dem ich von Abdallah und, was mir noch weit mehr zusagte, von einem Malayen begleitet wurde, den ich begegnet hatte und der ziemlich gut französisch sprach, alles, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Mehrere Kranke kamen zu mir und baten mich, ich möchte sie doch heilen. Ich versprach ihnen einen Arzt mit Heilmitteln zu schicken, was ich auch nicht zu thun vergaß.

Am folgenden Tag legte eine große, aus dem Flusse kommende Barke bei uns an; sie brachte den ersten Secretär und Kaufmann des Sultans, die mir nun ihrerseits einen Besuch abstatteten und ein so beträchtliches Geschenk an Ochsenfleisch und Früchten aller Art überbrachten, daß auf jeden einzelnen der Mannschaft ein ziemlich bedeutender Antheil kam. Ich behandelte diese Abgesandten so, daß sie zufrieden seyn konnten. Alles war ihnen neu auf einem Kriegsschiffe und sie drückten mir ihre Bewunderung aus. Seit der Zeit, als der Bailli von Suffren nach der Schlacht von Trinquemaleh sich hier einige Zeit mit seinem Geschwader aufgehalten hatte, war kein französisches

Kriegsschiff mehr vor Adschem erschienen. An dem gleichen Tage unterhielt man auch Verkehr mit der Stadt, um sich mit Mundvorrath zu versehen; auf dem Markt wurden die Fünffrankenstücke schon ohne Schwierigkeit angenommen und zwar zum gleichen Werth wie die spanischen Piaster, manchmal sogar noch höher. Ich habe also vollen Grund zu glauben, daß diese Sache, auf welche die Handelskammer zu Bourbon großen Werth legte, in Ordnung gebracht ist.

Bevor ich unter Segel ging, besah ich die an der Flußmündung aufgestellte Batterie. Ich fand eine Kanone auf dem Sand und ein anderes bronzenes Geschütz auf einem Caronadengestell liegen, das bei jedem Schusse umfallen muß. Das letztere ist sorgfältigst durch eine Umhüllung verwahrt.

Adschem ist keine Stadt, sondern besteht aus mehrern Dörfern, die auf einem Raume von drei bis vier Quadratmeilen nordöstlich von der äußersten Hügelreihe, welche die ganze Insel der Länge nach durchzieht, zerstreut herumliegen. Nach dem, was man mir an der Küste sagte und was ich in Adschem erfuhr, wäre die Bevölkerung etwa hunderttausend Seelen stark. Ich halte diese Zahl für übertrieben, glaube aber, daß sie siebzig- bis fünfundsiebzigtausend betragen kann. Alle diese Flecken oder Dörfer liegen sehr flach, weßhalb sie häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt seyn müssen, und sind durch natürliche Canäle von einander geschieden; als Verbindungsmittel dienen dicke Bretter oder über eingerammte Pfähle gelegte Baumstämme, die an den Seiten ein Geländer von Bambusstäben haben und die so schmal sind, daß nur für einen Mann in der Breite Raum ist. Durch die Zerstörung dieser Brücken können sich die Dörfer leicht isoliren, obwohl die Canäle fast alle durchwatbar sind. Nichts beweist mehr die alte Civilisation; es gibt keine Straßen, sondern nur noch einfache Fußsteige, und selbst nicht einmal mehr Trümmer von gemauerten Gebäuden. In dem größten Dorfe, da wo der Sultan wohnt und wo ich ans Land stieg, beträgt die Zahl der Einwohner nicht mehr als fünftausend; das größte Gebäude ist dasjenige, in welchem ich empfangen wurde; das des Fürsten ist eines der unansehnlichsten, obgleich sehr groß. Ich bemerkte auf diesem Inselchen eine große, hölzerne, mit Laub bedeckte Moschee und eine Art Fort von ziemlich mäßigem Umfange, das mit einer hölzernen Mauer umgeben ist, in welcher sich eine große verschlossene Thüre mit einem offenen Pförtchen befindet, unter welchem man die Mündung einer kleinen Kanone sah.

Der große Bazar oder Marktplatz, wohin die Leute von allen Richtungen her ihre Waaren bringen, ist mit kleinen Laubdächern bedeckt, die bei Nacht weggeschafft werden. Dieser Platz ist fortwährend von einer Menge Menschen bedeckt, die aus den benachbarten Dörfern kommen, entweder um etwas zu kaufen oder zu verkaufen. Auf einem andern Inselchen befindet sich die Straße der Waarenlager, welche sehr groß und ziemlich gerade ist; hier gibt es Buden in derselben Art wie auf den Bazars zu Analabu, Truman u. s. w., allein sie sind mit Waaren, Stoffen, Geschirr, überhaupt mit allen für den Gebrauch der Bevölkerung nur irgend nothwendigen Gegenständen besser versehen. In allen Flecken und Dörfern an der Küste findet man eine Hauptstraße, die den Bazar bildet, denn es gibt hier niemanden, der nicht irgend einen kleinen Handel triebe, hauptsächlich mit Lebensmitteln, d. h. mit Reis, Mais, Pisang, Bataten, Zwiebeln, Knoblauch, Gewürzen, Betelblättern, Arekanüssen, Fleisch, Geflügel und vornehmlich mit gesalzenen Fischen; fast alle diese Sachen kauft man da sehr wohlfeil.

Die Häuser oder vielmehr Hütten haben kein Erdgeschoß, sondern bestehen aus einem Stockwerk mit mehrern verschiedenen Gemächern, die für den Hausherrn, die Frau und die Kinder bestimmt sind. Dasselbe ist fünf bis sechs Fuß hoch über der Erde gelegen; nur der Fußboden ruht auf Balken, während die andern Partien fast alle von Bambus sind. Hinauf steigt man auf einer Stiege, die auf die Straße geht und häufig mit einem Geländer versehen ist. Oft befinden sich auch die Buden in solcher Höhe; meistens sind sie jedoch zur ebenen Erde, unter den Häusern, folglich gegen die Sonne geschützt.

Adschems Handel ist nicht sehr ausgedehnt; sein Boden liefert Reis und Früchte im Ueberfluß, und die Ochsen- und Büffelheerden sind hier sehr zahlreich. Es wird viel ein-, aber wenig ausgeführt. Beim Handel mit Fremden bedient man sich der Piaster oder des einheimischen Goldes in Barren, welches hauptsächlich von den Chinesen sehr gesucht wird; gegenwärtig kann man dasselbe jedoch nur noch schwer bekommen. Die Bevölkerung ist im allgemeinen arm und treibt, wie zu Analabu, viel Fischfang. Die Adschemer fangen mit Netzen am Meeresufer eine ungeheure Menge sehr kleiner Seekrebse, die sie mit Reis und Gewürz abkochen. Dieses Gericht finden sie äußerst lecker.

Diese große malayische Residenz mußte, bevor sich die Europäer in Indien niedergelassen hatten, ein großer Handelsstapelplatz für die benachbarten Gegenden und selbst für China gewesen seyn. Der berühmte Hydrograph der englisch-ostindischen Compagnie, Horsburg, sagt, daß die Abnahme des Handels von Adschem dem Umstande zugeschrieben werden müsse, daß der Sultan nicht mehr dort wohne. Dieß ist irrig: erstens hat sich derselbe noch nie weiter als auf einige Lieues in der umliegenden Ebene entfernt, und sodann ist die wahre und eigentliche Ursache, die Ansiedlung der Engländer im Canal von Malacca, zu Pulu-Pinang und Singapur, welche Colonien den Kaufleuten mehr Sicherheit gewährten und nun alles an sich gezogen haben. Als einen weitern Grund kann man auch noch die Vertreibung der Chinesen, als Andersglaubender, aus den malayischen Besitzungen auf Sumatra anführen, eine Vertreibung, die sogar von den eingebornen Kaufleuten bedauert wird, denn diese sind keine so eifrigen Muselmänner wie die Mitglieder der regierenden Familie. Wohl oder übel, die Verbindung mit den englischen Niederlassungen ist nun einmal unbedingte Nothwendigkeit, und es läßt sich selbst zu Adschem der englische Einfluß, wenn auch nur indirect, nicht verkennen. Ich fand vor dieser Stadt nur fünf Fahrzeuge, nämlich vier englische Briggs und eine chinesische Dschonke unter derselben Flagge. Ich glaube, daß wenn von Zeit zu Zeit ein französisches Kauffahrteischiff mit ganz fertigen orientalischen Anzügen hieher käme, es dieselben schnell und mit großem Nutzen absetzen könnte. Marseille z. B., das in so vielfacher Berührung mit der Levante steht, wäre ganz in der Lage diesen Versuch zu machen; man könnte auch noch Wollstoffe mitnehmen, die mir sehr gesucht zu seyn schienen.

(Schluß folgt.)

Abnahme der Postpferdtaxe in England. Seit dem Jahre 1839 hat die Taxe auf Postpferde beinahe mit jedem Jahre abgenommen: sie betrug im Jahre 1839 noch 224,374 Pfd. St., im Jahre 1844 nur 163,160 Pfd. Es ist kein Zweifel, daß dieß eine Folge der zunehmenden Benützung der Eisenbahnen ist. Die genaue Angabe nach Districten (s. Shipp. Gaz. 5 Sept.) bietet mehrere interessante Nachweise über die Fortschritte der Dampfbeförderung zu Wasser und zu Lande.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1845.

Das alte Auvergne.

Unter dem Titel „L'ancienne Auvergne et le Velay" erscheint gegenwärtig von einem Hrn. Ad. Michel und einer Gesellschaft Künstler ein Werk über diese alten Provinzen, welches nicht weniger als drei Foliobände Text und einen Band Abbildungen enthalten soll. Bis jetzt sind 18 Hefte oder etwa ein Band nebst etlichen und achtzig Abbildungen erschienen, und der Moniteur (vom 5 Sept. d. J.) beeilt sich einen lobenden Bericht zu erstatten. Ein so umfangreiches Werk in einer so entlegenen Provinz erscheinen zu sehen, ist allerdings ein Phänomen in Frankreich, und der Berichterstatter richtet die Aufmerksamkeit in folgender Weise auf diesen Punkt. „Seit einigen Jahren hat sich eine merkliche literarische und artistische Bewegung in den Provinzen kundgegeben; vor nicht langer Zeit erschien in den bedeutendsten Städten Frankreichs nicht Ein ernstes Buch, und die Pressen waren nur in Bewegung, um ein halb wöchentliches Blatt nicht sehr luxuriös oder ein Erbauungsbuch ganz abscheulich zu drucken. Wissenschaften, Künste, Belletristik hatten nur in Paris Curs; einige privilegirte Punkte abgerechnet, fehlte sonst das höhere intellectuelle Leben gänzlich. Dieser Stand der Dinge änderte sich von dem Tage an, wo eine Art moralische Aufregung auf die politische der letzten Jahre der Restauration folgte. Wer erinnert sich nicht der literarischen Exaltation vor zehn oder zwölf Jahren, jenes artistischen Fiebers, welches sich damals der ganzen Jugend bemächtigte? Diesem muß man größtentheils das Wiedererstehen der Literatur und Kunst in den Provinzen zuschreiben. Dieß Wiedererstehen ist namentlich im Bourbonnais und in Auvergne bemerklich, wo sie das Werk eines für seinen Ruhm zu früh verstorbenen Mannes, Hr. Ach. Allier, ist, um den sich eine Anzahl wohlunterrichteter, eifriger junger Leute sammelte. Vor zehn Jahren unternahmen sie ein von Erfolg gekröntes Werk „das alte Bourbonnais," welches nicht nur eine höchst interessante historische Arbeit, sondern auch eines der schönsten Erzeugnisse der Provincialpresse ist. In Alliers Fußstapfen trat Hr. Ad. Michel, welcher jetzt die Provinzen Auvergne und Velay bearbeitet u. s. w."

Der Berichterstatter ergießt sich nach einigen für Deutsche ziemlich überflüssigen Bemerkungen über den Werth und die Behandlung von Provincialgeschichte in solche Lobeserhebungen des vorliegenden Werkes, daß wir eigentlich über den Inhalt desselben gar nichts erfahren, als die Eintheilung: „Hr. Michel glaubte seine Arbeit in zwei große Abtheilungen theilen zu müssen; die erstere enthält das Studium der historischen Ereignisse der Auvergne, in so weit sie Theil eines weit größern Gebiets ist, somit in ihren Beziehungen zur allgemeinen Geschichte und der der benachbarten Provinzen; die zweite hat die Localgeschichte zum Gegenstand, die Ereignisse und Einrichtungen, welche der Provinz eigenthümlich sind und ihre Individualität ausmachen. Die erste Abtheilung zerfiel, der allgemeinen Geschichte Schritt vor Schritt folgend, in fünf große Zeiträume, den celtischen, den gallorömischen, den barbarischen, den feudalen und die neue Zeit. In dem celtischen Zeitraum hat Hr. Michel gleichsam das poetische Zeitalter der Auvergne dargestellt. Die jetzt nicht mehr sehr deutlichen Formen dieser ursprünglichen Civilisation, welche sich unter dem Einfluß des Druidismus entwickelt hat, und durch die römische Civilisation fast ausgelöscht wurde, sind von ihm mit aller wünschenswerthen Sorgfalt und Klarheit erforscht und dargestellt worden. Mit scharfer Kritik, viel Verstand und Zurückhaltung hat er den religiösen, politischen, gesellschaftlichen und geographischen Zustand des arvernen Landes mit Hülfe zahlreicher, bisjetzt unbekannter Urkunden geschildert, welche in Privatbibliotheken versteckt nur einer geschickten Hand zur Ausbeutung dieser Reichthümer bedurften. Die Geschichte der Eroberung Cäsars führt ihn zur gallorömischen Epoche, über welche er sich vielleicht etwas zu weitschweifig verbreitet, was sich jedoch bis zu einem gewissen Punkt durch das Interesse rechtfertigt, welches sich an diese Periode der Geschichte von Auvergne knüpft. Es ist dieß der Zeitpunkt, wo diese Provinz von den Römern ihre Gebräuche, Sitten, Kenntnisse, ihre Civilisation entlehnt, und man darf vielleicht nicht allzustreng die Ausdehnung der Forschungen über eine Periode tadeln, welche so wichtig ist und nicht weniger als 400 Jahre dauerte. Er theilt diese Periode in zwei

Capitel, von denen das eine mit der Einführung des Christenthums in Arvernien durch die Predigten des heil. Austromonachus (Austremoine) endigt, die andere aber den Bericht über die ersten Einfälle der Barbaren unter Crocus enthält, und den Verfasser zur dritten Abtheilung, dem barbarischen Zeitraum, führt, welcher das Schauspiel verheerender Kriege und furchtbarer, durch einen moralischen Antagonismus, nämlich den Kampf des Arianismus gegen das Christenthum,*) erbitterter Gewaltthaten darbietet. Wir haben in diesem Theile des Buchs, wo die berühmte Schlacht von Vouglé, der blutige Zug Dieterichs nach Auvergne, mit Einem Wort alle diese schrecklichen Kämpfe geschildert sind, deren Ursache und Werkzeug die Barbaren waren, dieselben Eigenschaften, wie in den andern, vielleicht noch verstärkt durch gewonnene Uebung, gefunden."

Wir verlassen hier den Berichterstatter, um zum Schlusse noch einmal auf die neue decentralisirende Richtung aufmerksam zu machen, die sich in Frankreich so mannichfach kundgibt; alle historischen Studien, die neuerwachte Sorge für Erhaltung der Alterthümer u. s. w. zeigen, daß die centripetale Richtung, so sehr sie durch die politischen Einrichtungen begünstigt wird, doch einigermaßen im Umkehren ist.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Tiflis 28 März.

Tiflis, das über eine unebene Fläche hin gebreitet und auf allen Seiten von nackten, steinigen Bergen umgeben ist, liegt wie in einer Grube. Im Sommer erhitzen sich diese Berge, verdicken die Luft und erzeugen die unerträgliche Hitze, wegen deren die Hauptstadt Georgiens berüchtigt ist, und welche die in diesem Lande so gewöhnlichen hitzigen und kalten Fieber erzeugt. Die Geschichtsforscher glauben, Tiflis sey im J. 469 von Wachtang Gorg Aslan, dem man fabelhafte Thaten zuschreibt, gegründet worden, und sein eigentlicher Name komme von dem georgischen Worte Tpilisi (warm) her, somit von den Schwefelquellen, die innerhalb der Stadt hervorsprudeln. Die Armenier nennen die Stadt Kaak (Abkürzung von Kaqak, Stadt) und die Einwohner Kaakzi, die Städter. Sich selbst nennen die Georgier Kartwel und ihr Land Sakartwelo. Vor Alters war Georgien bei den Armeniern unter dem Namen I werio, so viel als „auf der Höhe" oder „gegen Norden" bekannt, und noch jetzt heißen die Georgier bei den Armeniern Wrazi, von Wraz oder Weraz, „das gegen Norden wohnende Volk." In Tiflis rechnet man jetzt über 5000 Häuser und gegen 24,000 Einwohner, darunter 10,000 Armenier. Man kann sie eintheilen in die Alt- und Neustadt. In der letztern finden sich die Krongebäude und die nicht über 15 oder 20 Jahre alten Privatgebäude; deßhalb sind die Straßen hier regelmäßig, die Häuser mehr oder minder hübsch, aber sie verläugnen darum den Charakter der einheimischen Architektur nicht, denn sie sind außen von einer Galerie umgeben und haben fast sämmtlich flache Dächer. Die Altstadt hat fast ganz ihre asiatische Physiognomie behalten: krumme, enge, schmutzige Straßen, welche unerwartet zusammen und auseinander laufen, und sich dergestalt durchkreuzen, daß man weder Anfang noch Ende findet: es ist ein wahres Labyrinth. Der größte Theil dieser Straßen ist von Karawanserais und Bazars mit einer unendlichen Budenreihe besetzt, deren Zahl fast so groß ist, als die der Einwohner. Alle Buden bestehen aus drei Mauern und sind für die Vorübergehenden völlig offen dargelegt. Das ist — eine theatralische Scene. Auf dieser Scene sitzen Schneider mit untergeschlagenen Beinen und nähen die Nationalkleider, und der Koch bereitet seine Gerichte; hier werden Barte geschoren, dort Dolche mit reichem Griff fabricirt, weiterhin verkauft man Obst und andere Waaren, hier bäckt der Bäcker seine Kuchen, und daneben treibt ein Pantoffelmacher sein Gewerbe. Alles das klopft und lärmt und raucht, und dazwischen hinein knarren auf derselben Straße die zweirädrigen Arben, zerrissene Jungen treiben beladene Esel vor sich her, dort kommt eine Karawane von Kameelen mit frischen persischen Waaren, oder es schleppt sich ein Pferd daher mit einem auf beiden Seiten überhängenden Schlauche voll Wasser aus dem Kur, das in den Straßen verkauft wird. Es ist ein lebendiges, buntes, originelles Bild.

Wir hielten auf dem eriwanischen Platze in einem Gasthof bei dem Juden Salomo. Der Platz und der Gasthof gelten für die besten in der Stadt, die sich übrigens nicht der Wohlfeilheit rühmen kann, denn es ist fast so theuer wie in Petersburg. Für zwei sehr unansehnliche Zimmer zahlten wir dritthalb Rubel Silber (etwa 4 fl. 36 kr.) des Tages, und für ein schlechtes Mittagessen mit einer halben Flasche kachetiner Weins einen Rubel. Dieser Wein, der ein ausschließliches Zubehör dieses Landes bildet, wird gewöhnlich von allen Reisenden gerühmt. Man verkauft ihn in Fellen und in Bouteillen; die ersten, die mit Naphta ausgeschmiert sind, haben einen höchst unangenehmen Geruch und Geschmack, obgleich die hitzigen Verehrer dieses Weins auch darin eine besondere Eigenschaft finden; der Wein in Bouteillen dagegen verdient wirklich alles Lob, denn er hat eine große Aehnlichkeit mit dem Burgunder. Leider kann man nur sehr schwer einen guten Kachetiner Wein erhalten; der von Tschewtschewadse gilt für den besten. Man trinkt ihn hier wie Wasser, und er schadet nicht nur nicht, sondern muß auch sehr gesund seyn nach der eisernen Gesundheit der Georgier zu schließen, für welche er so unentbehrlich geworden ist, wie die Luft.

In Tiflis findet man Modenmagazine mit neuen Pariser Waaren und Luxusgegenständen aller Art, Salons zum Schneiden und Frisiren der Haare mit allem Zubehör, Conditoreien u. s. w. Aller dieser Gegenstände haben sich, wie gewöhnlich, die Franzosen bemächtigt. Die Tifliser Adelsgesellschaft gibt jährlich einige Bälle, hält täglich Tafel, erhält die besten russischen Journale, und von fremden Blättern die Allgemeine Zeitung, die Revue de Paris, das Journal de Francfort und

*) Dieser Ausdruck ist im Munde eines modernen Franzosen charakteristisch, und deutet auf etwas schlimmeres, als Unkenntniß der Kirchengeschichte. A. d. U.

die Revue Etrangère. Darauf beschränkt sich denn aber auch die Lust sich zu unterrichten, denn in ganz Tiflis findet man nicht einen einzigen Buchladen. Zu den besondern Merkwürdigkeiten von Tiflis, die ihm ausschließlich angehören, muß man die Tiflisser Bäder zählen. Dieß ist ein den Europäern unbekannter Luxus.

Bei Zeiten erhielt ich eine Einladung auf den Abend, wo ich die höhere hiesige Gesellschaft sah: sie bestand größtentheils aus russischen Generalen, aus georgischen und armenischen Fürsten; Damen waren wenig da. Wegen der großen Fasten mußten sich die Vergnügungen des Abends auf Kartenspiel der ältern Gäste und auf petits jeux für die jüngern beschränken. Ich bedauerte sehr, daß dießmal nicht getanzt wurde und daß keine einzige Georgierin da war. Alle, selbst die aus den besten Familien, gehen hier in ihrer Nationaltracht, und kein Ball geht vorüber ohne Lesginka. Die Georgierinnen sind seit alter Zeit durch ihre Schönheit berühmt, so viel ich aber bemerken konnte, zeichnen sie sich mehr durch Schönheit der Formen und des Wuchses als durch ein schönes Gesicht aus, und dabei noch erhalten sich ihre Reize nicht lange; ob das Klima Schuld ist, oder ihre Schönheitsmittel, oder der häufige Gebrauch der Schwefelbäder, weiß ich nicht. Ihre Tracht ist sehr malerisch. Das Kleid, welches die feine, schlanke Hüfte umgibt, ist vorn an der Brust offen, welche eine Art Camisol, meist aus sehr hellen Farben, in zierlichen Umrissen hervortreten läßt; die rothseidenen, unten mit Gold durchnähten Beinkleider geben den gewöhnlich in Saffian steckenden Füßchen in persischen Halbpantoffeln mit hohen Absätzen einen besondern Reiz. Den Kopf binden sie ein mit einem leichten, in Form eines Kranzes gewundenen Tuche, das einen Theil der Stirn bedeckt und einen Gazeschleier hält, der hinten hinabreicht und die feinen Zöpfe der langen, reizenden Haare halb bedeckt. Dagegen gibt es nichts widerlicheres, als die hiesigen alten Weiber. Das sind wahre Hexen, wie sie schon Puschkin genannt hat. Und darauf scheinen sie es auch wie angelegt zu haben: während die junge Schönheit sich unter der Tschadra*) versteckt, entblößt das häßliche Alter die Brust in ihrer ganzen widerlichen Nacktheit. Die Georgierinnen sind weit freier und ungebundener als die Armenierinnen, welche von Männern und Vätern in die Häuser eingesperrt und nicht in Gesellschaft geführt werden. Dafür halten sich auch die erstern für weit gebildeter, obwohl ihre Begriffe von dieser Bildung seltsam genug sind. Gewöhnliche Artigkeit des Mannes halten sie für Liebeswerbung, und diese gilt für die unerläßliche Zubehör der Aufklärung. Ich lachte nicht wenig über die Naivetät einer Georgierin: sie war eine Zeitlang der Gegenstand einer gewöhnlichen Artigkeit von Seite eines jungen Mannes, bat aber diesen, sie in Ruhe zu lassen. „Was wollen Sie von mir," sagte sie, „ich habe einen noch jungen Mann!" Es versteht sich von selbst, daß dieß nicht von allen Georgierinnen gilt, unter denen sich viele nicht bloß durch Schönheit, sondern durch wirkliche Bildung, Verstand und Liebenswürdigkeit auszeichnen.

*) Die Tschadra ist ein weißer Schleier von Mousselin, in welchen sich die Frauen vom Kopf bis zu den Füßen so einhüllen, daß die Taille sich zierlich abzeichnet. Sie wissen damit so kunstvoll zu kokettiren, als die Französinnen mit ihren Cachemirs.

Die Armenier, welche einen so bedeutenden Theil der Bevölkerung der Stadt ausmachen, haben den ganzen hiesigen Handel in Händen. Merkwürdigerweise gibt es in Tiflis auch nicht Einen georgischen Kaufmann. Die unterste Classe arbeitet halb und halb mit unsäglicher Faulheit, und von den georgischen Edelleuten und Fürsten sind einige im Dienste, der größte Theil derselben aber genießt das Leben auf seine Weise, und lebt, wie die Franzosen sagen, au jour le jour. Die Güter von beinahe allen sind verpfändet und meistens an Armenier verpachtet. Dieß Verhältniß erklärt die gegenseitige Feindschaft beider Stämme, die sich in allem kundgibt und nur allzu sehr bemerklich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Besuch an der Nordwestküste von Sumatra, Beschreibung des Landes, Pfefferhandel, Zusammenkunft mit dem Sultan von Adschem.

(Schluß.)

Die bewaffnete Macht des Sultans beschränkt sich auf etwa hundert Polizeisoldaten; seine Flotte besteht aus einem Fahrzeug mit lateinischem Segel, das mit vier großen eisernen auf schlecht befestigten Gestellen ruhenden Steinstücken bewaffnet ist, und aus einer zweiten Barke oder kleinem Kutter, die ich zu Analahn sah und zwei Steinstücke hatte; auch in Beziehung auf die Mannschaft sind sie so schlecht bestellt, als man sich nur immer denken kann. Manchmal, wiewohl selten, bedient sich der Sultan dieser Fahrzeuge, um die Radschas zu besuchen; viel regelmäßiger jedoch werden sie von seinen Secretären benützt, die er nie verfehlt zur Eintreibung des jährlichen Tributs abzuschicken. Ueber diese Abgabe konnte ich nachstehendes in Erfahrung bringen: sie gründet sich auf das Einkommen der Radschas, welche von allem, was gekauft oder verkauft wird, eine Steuer erheben, so wie auch ohne ihre Vermittlung kein Geschäft abgemacht werden kann. Beim Pfeffer bekommen sie für jeden Pikul einen Piaster, der folgendermaßen vertheilt wird: ein Viertel bekommt der Sultan, das andere der Radscha, während die beiden übrigen Viertel von dem letztern ganz nach seinem Belieben an die Häuptlinge der unter seiner Botmäßigkeit stehenden Dörfer und Flecken ausgetheilt werden.

Ich habe noch nie ein so furchtsames, ja ich möchte sagen feiges Volk gesehen, als mir das von Sumatra schien. Während der ganzen Zeit, die ich unter diesen Malayen zubrachte, fand ich sie auf allen Punkten der Küste die nämlichen. Man hält sie für Duckmäuser und Schelme; dieß ist möglich, allein sie wurden auch von den Europäern, und hauptsächlich von den nordamerikanischen Kaufleuten, schon so oft in den abgeschlossenen Verträgen betrogen, daß ihr Mißtrauen in gewisser Beziehung als gerechtfertigt erscheint. Nur sehr wenige von ihnen tragen Feuerwaffen, allein die meisten haben Dolche, deren sie sich mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen wissen. Diese Waffe gebrauchen sie zu verschiedenen Verrichtungen; so schneiden sie z. B. Kokosnüsse,

deren Milch sie sehr gern trinken, auf einmal ganz durch. Die Dolche sind dreißig bis sechzig Centimetres lang und werden am Gürtel getragen; bei den Reichern ist der Griff mit Silber eingelegt. Dieses Volk steht in einem weit schlimmern Rufe als es verdient; sehr selten haben sie Streit untereinander, und ebenso kommen Handlungen der Gewaltthätigkeit nicht häufig vor. Ich glaube nicht, daß es mäßigere Leute auf der Erde gibt; nie berauschen sie sich und alle, ohne Ausnahme, vermeiden den Genuß gährender Getränke; nur bisweilen bedienen sie sich derselben als Arzneimittel. Gibt es eine civilisirte Nation in Europa, welcher man das Tragen einer Waffe so ungestraft erlauben dürfte? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die europäischen Kaufleute an diesen Küsten, wo es keine öffentliche Gewalt und gesetzliche Obrigkeit gibt, um die an Fremden verübten Frevel und Vergehen zu ahnden, manchen Gefahren ausgesetzt wären, wenn die Kriegsschiffe hier nicht jenen materiellen Schutz verschaffen würden, der Furcht einflößte; allein ich sage auch eben so unverhohlen, daß es mir geschienen hat, als ob die Kaufleute zu sehr auf diesen Schutz pochen und ihn mißbrauchen. So oft noch ein Verbrechen an ihnen begangen wurde, nahm man Rache; dieses Mittel ist durchgreifend und von guter Wirkung; aber wurde es immer auch nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit angewendet? Kann wohl ein mit einem Dolche bewaffneter Mensch so geduldig seyn und sich eine schlechte Behandlung und Gewaltthätigkeiten aller Art gefallen lassen, ohne seine Waffe zu gebrauchen?

Die Malayen haben keine sehr regelmäßige Tracht; im allgemeinen kleiden sie sich wie die Araber im südlichen Afrika, tragen die Beine bloß und keine Schuhe; letztere sah ich nur bei dem Sultan und einigen der vornehmsten Häuptlinge. Einige tragen den Turban, die meisten aber eine Art griechischer Mütze. Die Radschas und die Reichern des Volks tragen Westen von allen Formen, die mit Stickereien von Goldschnürchen verziert sind. Die wohlhabenden Frauen tragen Schleier und lange Röcke; sie werden nicht eingesperrt gehalten, und dieß vielleicht in Adschem noch weniger als an andern Orten.

Während meines Aufenthalts in Analabu wohnte ich den Hochzeitsfeierlichkeiten der Tochter eines Geschwisterkindes des Ratscha bei. Vor dem Hause hatte man eine große, mit Laubwerk bedeckte Hütte errichtet, unter welcher sich das Volk in Masse versammelt hatte, nicht um allenfalls zu tanzen, sondern um den Uebungen der zu diesem Zweck bezahlten Gaukler zuzusehen; es überließ sich bei den verschiedenen Stellungen dieser Künstler, welche Tänze aufführten und mit ihren Dolchen Kämpfe darstellten, wobei sie von den Tönen des Tam-tam und einiger Blasinstrumente begleitet wurden, die viele Aehnlichkeit mit unsern Dudelsäcken hatten, lärmendem Jubel, Stampfen und Händeklatschen. Die bei der Hochzeit anwesenden Weiber standen alle unter der Hausthüre des Vaters der Braut und sahen von da aus dem Schauspiel zu. Die Matrosen der Fortune unterhielten sich dabei vorzüglich; denn alles wetteiferte ihnen Früchte und andere Speisen zu reichen, ihnen Kokosmilch zu trinken zu geben u. s. w.

Die malayischen Bewohner von Sumatra üben Gastfreundschaft untereinander und haben auch einige Höflichkeitsbezeugungen. Eine der merkwürdigsten will ich hier anführen. Sie verbrauchen ungemein viel Betelblätter, die sie, mit Kalk, Tabak und Arekanüssen vermischt, kauen; alle Wohlhabendern tragen gewöhnlich ein Tuch in der Hand, in dessen vier Zipfeln die zu diesem ihrem Lieblingsvergnügen nöthigen Ingredienzien eingewickelt sind. Stehen nun zwei Malayen zusammen, sey es um zu plaudern oder ein Geschäft abzumachen, so ist das erste, was sie thun, daß sie ihre Tücher gegenseitig wechseln und sich aus denselben das zu der Mischung Nöthige nehmen; ist diese in den Mund gebracht, so werden die Tücher wieder ausgetauscht.

Die Regierung der verschiedenen Städte, Flecken und Dörfer ist nicht nach denselben Grundsätzen geregelt. Ich fand Radschas nach dem Recht der Erbfolge und wieder andere, die vom Sultan von Adschem ernannt waren, despotische Häuptlinge und welche, die einen Rath zur Seite hatten; in Muckei waren zwei Radschas und in Susu fünf. Ich sah nicht die Hälfte der Häuptlinge dieser Küste, und aller Wahrscheinlichkeit nach könnte man bei diesen wieder andere Bemerkungen machen, die mit den hier angedeuteten in geradem Widerspruch stünden. Die einzige allgemein gültige Thatsache ist, daß sie alle dem Sultan Tribut zahlen müssen, und daß dieß wie ein Artikel des Koran angesehen wird. Dem muß wohl so seyn, weil er sich nie in die zwischen ihnen vorkommenden Streitigkeiten mischt, weil er keine Truppen hat, um seiner Autorität Geltung zu verschaffen, ja sich nicht einmal gegen die Uebergriffe seiner Nachbarn vertheidigt u. s. w. Wenn dieser Fürst gut berathen wäre, so würde er seine Residenz mitten unter den Völkerschaften nehmen, welche Pfeffer bauen und von denen er seine bedeutendste Einnahme bezieht, oder doch wenigstens zu der Zeit bei ihnen aufhalten, wo der Handel hauptsächlich stark getrieben wird. Auf diese Weise könnte er einen directern Einfluß auf das Land ausüben und so eine Einheit wieder herstellen, die zur Bewahrung seiner Nationalität nothwendig ist. Außerdem könnte er sich auch über die zwischen den Radschas und den europäischen Kaufleuten allenfalls vorkommenden Mißhelligkeiten Bericht machen lassen, über die Interessen aller wachen, und würde dann nicht seine Dörfer einäschern sehen, ohne daß man sich zuvor an seine Gerechtigkeit gewendet hätte. F. Leconte.

Kulis und Negros auf Mauritius. Der Friend of India (s. Shipping Gazette vom 4 Sept.) enthält einen Artikel über die Arbeit der Kulis und der Neger auf Mauritius, welcher merkwürdige Geständnisse enthält. Man findet die Kulis ziemlich theuer: schon die Ueberfahrt kostet 7 Pfd. 5 Sch. 10 D., deßhalb kann der Pflanzer im ersten Jahre dem Kuli außer der Kost nur 5 Rupien (6 fl. rh.) monatlich geben; auch findet man ihn viel lässiger und widerwilliger gegen eine andauernde, regelmäßige Arbeit als den Neger, und deßwegen will man Arbeiter aus Afrika herüberführen. Deßhalb schließt der Artikel folgendermaßen: „Fast jeder Kuli auf der Insel spart Geld, viele, welche mehr zu essen bekommen als sie verzehren können, verkaufen auch davon noch. Man beklagt sich allenthalben, daß die Kulis so wenig Geld auf der Insel ausgeben, und dieß ist ein Grund, weßhalb man sich Arbeiter von der Ostküste Afrika's zu verschaffen sucht. Man sagt, der Neger habe nicht die Zuneigung zu seinem eigenen Lande wie der Hindu, und man glaubt, daß er sein Geld ausgeben, nicht zusammenhalten werde wie diese. Uebrigens arbeitet der Neger weit mehr als der Hindu, und sein Unterhalt ist nicht so kostspielig. Wo ein Hindu 80 Löcher auf den Zuckerfeldern in einem Tag gräbt, gräbt der Neger 120. Man glaubt, es werde weniger Schwierigkeiten haben, Weiber mit herüber zu bekommen, und befürchtet nicht dadurch einen neuen Sklavenhandel in Afrika zu nähren. Die Schiffe sollen Arbeiter nur von denjenigen Theilen Afrika's holen, wo, wie in Quiloa, Zanzibar und im Gebiet des Imam von Maskat keine Sklaverei besteht."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1845.

Neuschweiz in Oberkalifornien.

(Duflot de Mofras: Exploration de l'Oregon etc.)

Capitän Sutter, ein Schweizer, der 12 Jahre in der königlich französischen Garde gedient, begab sich 1830 in die Vereinigten Staaten, wo er einige Jahre lang in Missouri ein Gut bewirthschaftete; im Jahre 1836 schloß er sich einer Karawane an, die nach dem Columbia ging, nahm drei Deutsche mit sich, kam glücklich im Fort Vancouver an, begab sich von da einiger Handelsgeschäfte wegen nach den Sandwichinseln und nach Neuarchangel, und kam im Jahre 1839 nach Californien. Der Gouverneur Alvarado gab ihm nach spanischem Gesetz unentgeltlich 11 Sitios, d. h. 11 Quadratleguas zur Viehzucht, welche er nach Gefallen aussuchen konnte. Sutter begab sich, um keine Nachbarn zu haben, nach dem linken Ufer des Rio del Sacramento, und gründete hier eine Colonie, der er den Namen „Neuschweiz“ (Nova Helvezia) gab. Sie liegt eine Stunde östlich von dem Strom und eine halbe Stunde südlich von dem sogenannten American Fork, denn wegen der Ueberschwemmungen konnte man nicht am Strome selbst bauen. Das Fort Neuschweiz stößt nördlich an einen kleinen Bach, dessen steile Ufer die Vertheidigung erleichtern, die Umwallung besteht aus einer 5 Fuß dicken Backsteinmauer und jede Seite des Vierecks ist 100 Metres lang; an den Ecken sind viereckige Thürme von zwei Stockwerken, die vier Courtinen haben Schießscharten und eine äußere Gallerie läuft um die ganze Mauer herum. Die Ausrüstung besteht aus 16 bis 18 kurzen Kanonen und eisernen Karonaden von verschiedenem Kaliber, die er aus Schiffen gekauft hat, und zwei vortrefflichen Feldstücken aus Bronze mit Munitionskarren, welche die Russen ihm abgetreten haben. Außerdem hat er Gewehre und lange Büchsen in hinreichender Menge, um 60 bis 80 Leute zu bewaffnen, ohne die Pistolen und die blanken Waffen zu rechnen. Seine Munitionen sind gut und in hinreichender Menge vorhanden, die Aufsicht thätig und die Wachen bei Tag und Nacht militärisch organisirt. Alle diese Vorsichtsmaaßregeln sind nöthig, denn in den ersten Zeiten der Niederlassung versuchten die Indianer mehrmals Hrn. Sutter zu ermorden; er ist jedoch in den Gefechten, die er mit ihnen zu bestehen hatte, stets Sieger geblieben. Gegenwärtig lebt er in Frieden mit ihnen, und etwa hundert derselben arbeiten bei ihm; sie erhalten Kost und täglich zwei Realen, die ihnen in Waaren, als Glasperlen, Tüchern, Stoffen u. s. w. ausbezahlt werden.

Im Fort Neuschweiz finden sich dreißig Weiße, Deutsche, Schweizer, Canadier, Amerikaner, Engländer und Franzosen; fast alle sind beim Holzfällen, in den Schmiedewerkstätten und auf den Zimmerplätzen beschäftigt, andere durchziehen in kleinen Trupps das Thal und die benachbarten Flüsse, um Biber zu fangen. In den nördlichen Strichen Nordamerika's, wo Seen und Flüsse gefrieren, müssen die Biber sich vereinigen, um ihre Winterwohnungen zu bauen und die Dämme anzulegen, durch die sie vor Ueberschwemmungen geschützt werden, und die ihnen das Mittel liefern, um Fische zu fangen. In den wärmern Ländern aber gegen Süden und Westen der Felsengebirge haben diese Amphibien nicht nöthig, die merkwürdigen Wasserbauten auszuführen, die man in den Seen von Canada bewundert. Die Flüsse gefrieren nicht und das Land ist nie mit Schnee bedeckt, darum leben sie auch einzeln, nähren sich hauptsächlich von Wurzeln und Rinde, wohnen in Löchern, die sie längs der Flüsse ausgraben, oder in den Lagunen, und zur Zeit der Ueberschwemmung ziehen sie sich in trockene Orte zurück, wo sie andere Wohnungen bauen. Diese nomadischen Gewohnheiten haben die Jagd dieser Thiere schwieriger gemacht, dagegen erfordert aber dieselbe weniger Menschen, weil der einzelne eine größere Zahl Fallen legen kann.

Indeß ist der Biberfang nur eine Nebensache für Hrn. Sutter, der von vornherein dem Ankauf und der Zucht von Vieh die größte Sorgfalt widmete und jetzt 4000 Ochsen, 1500 Pferde und Maulthiere und 2000 Schafe besitzt. Er hat 1200 Milchkühe und hofft, aus dem Verkauf von Butter und Käse großen Vortheil zu ziehen. Der Anbau von Korn- und Hülsenfrüchten wird ihm großen Nutzen verschaffen, und er verspricht sich auch Vortheile von einigen Baumwollenpflanzungen;

die Niederungen wird er leicht in Reis- und Indigofelder umwandeln, und auf den gegen Ueberschwemmungen geschützten Ländereien hofft er Reben, Oliven- und andere Fruchtbäume Europa's zu pflanzen, die hier vollkommen gedeihen. Im Rio del Sacramento und allen darein sich mündenden Flüssen wimmelt es von ungeheuren Salmen der besten Art, welche vom Meere hereinkommen, um hier zu laichen. Dieser Fisch wird eingesalzen und geht stark nach den Sandwichinseln, wohin die Rio-Columbia-Compagnie eine Menge ausführt; es sind selbst ausdrücklich um Salmen zu laden Schiffe aus New-York gekommen. Sutter hat alle Hoffnung, daß dieser Ausfuhrzweig ihm großen Vortheil bringen werde. Er ist genöthigt, keinen dieser Industriezweige aus der Acht zu lassen, um seine Schuld an die Russen, denen er ihr Vieh und ihre Grundstücke abkaufte, möglichst bald zu tilgen. Die europäischen Waaren, deren er bedarf, sind in Californien sehr theuer, deßhalb sucht er einen directen Verkehr mit den großen Niederlagen auf den Sandwich-Inseln anzuknüpfen, und schickte zu diesem Ende im August 1841 einen seiner englischen Colonisten nach Honolulu, um mit englischen und amerikanischen Häusern Verbindungen einzugehen, daß sie ihm Waaren, Geld und wo möglich Colonisten zusenden möchten.

In der Mitte seines Forts hat Hr. Sutter mehrere Häuser gebaut, und das größte derselben für seine Familie bestimmt, die er, nebst einigen neuen Schweizer Colonisten, aus Basel kommen lassen will. Eine Stunde vom Fort, am Ufer des American Fork, hat er einen Theil seines Gebiets an zwei Engländer abgetreten, die daselbst Wohnungen gebaut und den Boden urbar zu machen angefangen haben. Hrn. Sutters Absicht ist, einige Theile seines Landes anfangs unentgeltlich den Colonisten zu überlassen, die sich in seiner Nähe niederlassen wollen. Inzwischen erhalten seine weißen Arbeiter, außer der Kost, täglich zwei bis drei Piaster, die ihnen halb in Geld, halb in Waaren ausgezahlt werden. Alle diese Leute leben mit ihren indianischen oder californischen Frauen, und die Colonie beläuft sich auf nicht weniger als 200 Seelen. Der Gouverneur Alvarado hat Hrn. Sutter zum Alcalden und Gerichtshalter des Gebiets östlich vom Rio del Sacramento ernannt. Der Commandant Vallejo, welcher über das Land auf dem rechten Ufer des Flusses eine unbeschränkte Gewalt ausüben zu können meint, hat das Wachsthum des Forts Neuschweiz mit großer Unzufriedenheit gesehen, und machte Hrn. Sutter allerhand Schwierigkeiten. Dieser schrieb ihm aber im November 1841, wenn er fortfahre ihn zu beunruhigen, so würde er, Sutter, die französische Fahne aufpflanzen, und gegen Pueblo de Sanoma ziehen, um ihn zur Vernunft zu bringen. Während des Septembers 1840 wurde ein Bordelese, Namens Dubosc, von einem Indianer auf einem benachbarten Pachthof getödtet. Vallejo drückte die Augen zu, und ließ den ihm wohl bekannten Mörder entwischen. Sutter und ein mit ihm verbundener Franzose, Namens Custot, setzten sich sogleich an die Spitze einiger Leute, durchsuchten das Thal und bemächtigten sich in einem Stamme eines Indianers, den sie für den Mörder hielten, ließen ihn aber, als sie seine Unschuld erkannten, los, ohne jedoch die Verfolgung des wirklichen Mörders deßhalb aufzugeben.

Man begreift leicht die Wichtigkeit, welche Sutters Colonie seit dem Ankauf von Vieh und einigen russischen Pachthöfen in der Nähe des Hafens von Bodega erlangt hat, wenn man erwägt, daß man auf dem Rio del Sacramento oder hinter der Mission von San Francisco Solano vorbei ans Meer gelangen und Handel treiben kann, unabhängig von mexicanischen Zöllen und Behörden. Hr. Sutter hat in der französischen Armee gedient, und betrachtet sich in Californien als Franzose; er wohnt auf einem Gebiet, das kaum dem Namen nach zu Mexico gehört, hat Canadier und Franzosen bei sich, und sucht noch mehrere derselben an sich zu ziehen. In wenigen Jahren wird Neuschweiz eine bedeutende Niederlassung seyn, denn die Karawanen, welche zu Lande aus Canada, vom Rio Columbia und den Vereinigten Staaten kommen, werden den Weg über diesen Ort nehmen. Es würde Hrn. Sutters Plan ungemein fördern, wenn man ihm französische Missionäre schickte, um die ihn umgebenden indischen Stämme zu civilisiren.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Etschmiadsin, 8 April.

Ich bin in Etschmiadsin! Vor mir erhebt der heilige Ararat sein geweihtes, mit ewigem Schnee bedecktes Haupt in die Wolken. Ich bin nahe an den Orten, wo nach den alten Sagen das irdische Paradies stand, wo der erste Mensch erschaffen wurde, an derselben Stelle, wo Noa aus der Arche ging und die erste Stadt gründete. Hier bildete sich, blühte und sank das einst berühmte armenische Reich, hier war 200 Jahre v. Ch. die Hauptstadt desselben, wo später Tiridat herrschte, unter welchem Gregor der Erleuchter nach schweren Leiden das Christenthum einführte, und endlich die Freude hatte den Triumph des wahren Glaubens zu sehen. Fünfzehn Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und nur das Kloster Etschmiadsin ist als stummer aber lebendiger Zeuge der Vergangenheit geblieben.

Ehe ich an die Beschreibung dieser Kirche gehe, will ich etwas über unsere Reise von Tiflis nach diesem berühmten Kloster sagen. Der Weg von Tiflis nach Eriwan, obgleich wie die georgische Militärstraße gebirgig, ist wundersam und prachtvoll, aber die Natur ist hier — wenn ich mich so ausdrücken darf — zarter und freundlicher, und selbst die Straße ist besser angelegt. Auf den ersten drei Stationen zogen mich die tatarischen und georgischen Dörfer an, welche in geringer Entfernung von einander am Wege zerstreut liegen; Thäler und Schluchten sind mit Grün, mit blühenden Bäumen und Blumen bedeckt, und in der Ferne sind die Schneegipfel; alles dieß zusammen bildete bei dem schönen Frühlingswetter ein reizendes Gemälde. Ebenso war der Weg bis zur Schlucht von Daloschak, welche die Gränze zwischen dem jetzigen Georgien und der Provinz Armenien bildet; von da an aber wird er

mühsamer und die Berge höher, so daß wir am Ufer des Goktschai oder Sewank-Sees tiefen Schnee fanden. Dieser See ist von Bergen eingeschlossen und so groß, daß ihn ein Fußgänger nur in vier Tagen umkreisen kann; 24 Bäche fallen in denselben. Auf der Westseite des Sees liegt die Insel Sewank in geringer Entfernung vom Ufer; sie, so wie die benachbarten Berge sind im Sommer mit Grün und Blumen bedeckt. Im Jahre 305 baute hier Gregor der Erleuchter eine Kirche zur Auferstehung Christi, und gründete bei derselben das erste armenische Kloster, weßhalb er den Ort Sa-e-wank (dieß ist ein Kloster) nannte. Daraus entstand der jetzige Name der Insel Sewank. Die Kirche ist jetzt zerstört und nur wenige Ueberreste zeugen noch von ihrem alten Daseyn. Außer dieser Kirche finden sich hier noch drei andere, wovon zwei durch die Königin Maria, die Tochter Aschots, eines armenischen Königs, im J. 874 erbaut worden seyn soll. Eine derselben ist den zwölf Aposteln, die andere der h. Jungfrau geweiht; beide wurden im J. 1654 wieder hergestellt. Die dritte Kirche, zum h. Johannis dem Täufer, von der man weder den Erbauer noch die Zeit der Erbauung kennt, wurde im J. 1714 wieder hergestellt. Jetzt sind 13, dem Kloster Etschmiadsin untergebene Mönche in Sewank. Das Klima ist hier ziemlich rauh, der Winter dauert sechs Monate, und die Kälte ist streng, aber der See friert dennoch nicht. Das Kloster gilt als ein Verbannungsort, wohin die Mönche geschickt werden, die sich etwas haben zu Schulden kommen lassen. Im Winter ist die Wanderung an dem schmalen, steilen Ufer des Sees mit großen Gefahren verknüpft. Man erzählte uns, daß schon manchmal eine Karawane von Kamelen, welche auf dem mit Schnee bedeckten Wege hinzog, ausglitt und mit den Waaren in den See stürzte. Auf dem halben Weg von Tiflis nach Eriwan ist dem Oberbefehlshaber Transkaukasiens, Baron Rosen, unter dem die Anlage dieses Weges vollendet wurde, ein hübsches Denkmal errichtet. Es besteht aus einem Brunnen mit einer Inschrift, und hat um so mehr Werth, als es hier an gutem, gesundem Wasser fehlt, welches man von dem Berg herableiten mußte.

Auf der Station von Nishne-ochta mußten wir 24 Stunden liegen bleiben, weil es an Pferden fehlte. Ich konnte somit nach Gefallen im Dorfe umher schweifen, das unten am Berge hingebreitet und von Armeniern bewohnt ist, welche nach Beendigung des letzten türkischen Kriegs mit der Türkei hieher übergesiedelt wurden. Sie sind außerordentlich arm, leben in Erdhütten, oder richtiger gesagt in Löchern mit flachem, dem Boden gleichen Erddach, so daß man von der Ferne her die Häuschen mehr für einzelne auf der Ebene hin zerstreute Erhöhungen, als für ein Dorf nimmt. Das Innere dieser Erdhütten ist durch Mauern aus kleinen rohen Steinen in mehrere Abtheilungen getheilt, von denen die mittlere von oben herab durch eine kleine Oeffnung erleuchtet, als Hauptwohnung dient. Hier ist in der Mitte eine mit Backsteinen ausgelegte Grube gegraben, welche bei ihnen Tondur heißt, und wo die Mehlkuchen gebacken werden. Rund um dieß Gemach her liegen die Abtheilungen für Wirthschaftsgeräthe und Lebensmittel, und hier ist endlich auch ein großer Schuppen für das Hausvieh. Im Winter, welcher hier sehr lang und rauh ist, nimmt die Familie ihre Wohnung da, wo die thierische Wärme des Hausthiers den Ofen ersetzt, denn aus Mangel an Wald im ganzen Lande ist hier das Holz sehr theuer. Von hier ging ich in die Kirche: dieß ist ein aus kleinen rohen Steinen erbauter, mit Erde gedeckter Schuppen, mit zwei kaum bemerklichen Oeffnungen oben statt der Fenster, so daß ich beim Hineintreten durchaus nichts sehen konnte, obgleich Kerzen angezündet waren. Der Fußboden ist von Erde, eben so die Erhöhung, auf der der Altar steht; auf demselben ist ein altes hölzernes Bild, ein einfaches Kreuz, ein vom Gebrauch schmutziges Evangelium, ein kupferner, mit Flor bedeckter Kelch, an den Seiten stehen kupferne Leuchter, und dieß nebst einem alten, geflickten Zitzvorhang bildet die ganze Verzierung dieses Gotteshauses. Der Geistliche zeigte mir als Merkwürdigkeit eine Bibel, für welche er troß seiner Armuth 100 Rubel hatte bezahlen müssen. Es war ein Festtag, darum wurde die einzige friedlich vor der Thüre hängende Glocke gezogen und allmählich füllte sich die Kirche. Ich blieb die ganze Messe hindurch und muß bekennen, daß ich nie mit solcher Andacht betete. Alles, was mich umgab, stimmte mich unwillkürlich zu stillem, frommem Nachdenken.

Wegen dieses Aufenthalts kam ich erst am dritten Tage nach dem 240 Werste von Tiflis entfernten Eriwan, wo ich mich einen halben Tag aufhielt, um mich mit der Stadt bekannt zu machen, welche in der Geschichte unserer letzten Kriege mit Persien eine so wichtige Rolle spielte. Wenn man gegen Eriwan hin die Höhe ersteigt, so hat man einen reizenden Ueberblick über die von schmalen Canälen fast ganz durchschnittene und mit Gärten übersäete Stadt; aber wenn man einige Straßen durchschritten hat, sieht man nichts als hohe Mauern vor sich, hinter welchen Häuser und Gärten sich bergen. Dieß ist die endlose Festung, einförmig, langweilig und todt, nur in den Karawanserais bemerkt man einiges Leben. Mich interessirte die Veste der Stadt, deren Einnahme dem Grafen Paskewitsch den Titel Eriwanski gab, und ich machte mich alsbald auf sie in Augenschein zu nehmen. Sie ist von einem Graben und dreifachen dicken Mauern umgeben, die aus Erde aufgeworfen sind. Innerhalb der Veste verdient unter andern die Moschee Aufmerksamkeit, ein schönes, jetzt in ein Arsenal umgewandeltes Gebäude mit einer prächtigen Kuppel, und der ehemalige Palast des letzten Sardars von Eriwan, Hussein Chan. In diesem Palast ist der Spiegelsaal bemerkenswerth, welcher ganz in seinem vorigen Zustand geblieben ist, mit einer runden Kuppel, die statt mit einem Bilderkarnieß mit kleinen Spiegeln verziert ist. Statt der auf den Hof hinausgehenden Wand ist ein ungeheurer Rahmen da mit kleinen, verzierten, vielfarbigen Spiegeln; hebt man den Rahmen weg, so hat der Saal vollständig das Ansehen einer Bühne. Die Mauern sind mit häßlichen Gemälden von persischer Kunst und mit Portraits von Abbas Mirza, des letzten Sardars und anderer Personen verziert. Von den Gemälden belustigte mich eines sehr: auf demselben sind Mönche in

schwarzen Kutten mit langen, grauen Bärten abgebildet. Sie blicken mit wollüstigem Lächeln auf persische Tänzerinnen, die ihnen Wein darbringen, in der That ein arger Hohn orientalischen Witzes. In der Vertiefung des Saales ist ein kleiner Marmorbrunnen, und im Kreis läuft ein Diwan mit reichen persischen Polstern umher — zum Keif; hier ist auch ein großes Fenster, gleichfalls mit verschiedenfarbigen Gläsern; hebt man es auf, so hat man die furchtbare Schlucht vor sich und unten schäumt die reißende Sanga. Unter den verschiedenen Abtheilungen des Palastes nahm ein viereckiges, steinernes Gebäude, das ehemalige Harem, meine Aufmerksamkeit in Anspruch. In der Mitte ist ein langes Bassin mit Brunnen, wo die reizenden Gefangenen des Sardars sich badeten. Ich betrachtete mit lebhaftem Interesse diesen Bau, und die Gemälde, eines lockender als das andere, reizten meine entzündete Einbildungskraft. Jetzt ist dieses Harem in ein Spital verwandelt, und statt der orientalischen Schönen spazieren um die Brunnen bleiche, kränkliche Gesichter von nichts weniger als reizenden Soldaten.

Gegen Abend reisten wir nach Etschmiadsin ab, das noch 16 Werste entfernt ist. Ich vermag meine Gefühle nicht zu schildern, als ich mich diesem berühmten Kloster näherte. Mich verdroß die Dunkelheit des Abends, welche mich hinderte die Gegenstände am Wege zu unterscheiden, so sehr ich mich auch anstrengte; dagegen malte mir meine unruhige Einbildungskraft allerhand wunderbare, undeutliche Bilder vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krus.

Der Amerikaner Hawthorne gibt in seiner kürzlich erschienenen Schrift: Journal of an African Cruiser nachfolgende Schilderung dieses Negerstammes, der sich durch Thätigkeit und Kraft vor allen andern Negerstämmen auszuzeichnen scheint: „Die Krus sind ganz unentbehrlich zur Führung des Handels und anderer Seegeschäfte an der afrikanischen Küste. Wenn ein Kru-Boot ans Schiff herankommt, so kann man ohne weiteres jeden Augenblick das Boot kaufen, die Männer anwerben und sie Monate lang im Dienste behalten, denn sie brauchen weder Zeit noch Mühe, um für ihre Ausrüstung zu sorgen, die bloß aus einem Strohhut und einem Stück weißen oder farbigen Baumwollenzeugs besteht, das sie um die Lenden gürten. In ihren Kähnen bewahren sie diesen Gürtel in ihrem Hute auf, und wenn ein Regenschauer sie am Ufer überrascht, so sieht man sie nicht selten dieß einzige Kleidungsstück in den Hut stecken und ganz nackt davon laufen, um ein Unterkommen zu suchen.*) Wenn sie in einem Boote rudern, pflegen sie zu singen, und mit der Musik scheinen ihre Kräfte zu wachsen und ihre Arme so wenig zu ermüden als ihre Stimmen. Einer von ihnen beginnt ein Recitativ und die ganze Gesellschaft antwortet im Chor. Der Gegenstand ihres Gesanges ist ein Bericht über ihre Thaten, ihre Beschäftigungen, ihre Plane, über die Neuigkeiten von der Küste und den Charakter ihrer jeweiligen Herren. In diesen extemporirten Versen verspotten, wiewohl in gutmüthiger Weise, häufig die, welche auf einem Kriegsschiffe dienen, ihre Freunde auf einem Kauffahrer, wo sie mehr Arbeit und weniger Zahlung und Nahrung haben. Ihr Zweck, weßhalb sie die Heimath verlassen und in die Dienste der Seefahrer gehen, ist der, sich die Mittel zum Ankauf von Weibern zu verschaffen, deren Anzahl die Wichtigkeit eines Mannes ausmacht. Die Söhne von Herren, — denn sie haben eine solche Rangunterscheidung unter sich, — arbeiten nie daheim, nehmen aber keinen Anstand, auf ein oder zwei Jahre fortzugehen, um etwas für ihre Familien zu verdienen. Wenn sie zurückkehren, nicht wie der verlorene Sohn, sondern um ihren Verwandten Geld zu bringen, werden große Freudenfeste angestellt; ein Ochse wird von dem Haupt der Familie geschlachtet, Gewehre abgefeuert und zwei oder drei Tage mit Spielen und Tanzen zugebracht. Der „Junge" gibt all seinen Erwerb seinem Vater und stellt sich wieder unter die väterliche Gewalt. Ein Kru reifen Alters kauft bei der Rückkehr von einem solchen Zuge eine Frau, vielleicht noch mehr als eine, und theilt seinen übrigen Gewinn unter seine Verwandten aus; nach einer Woche hat er nichts mehr als seine Weiber und sein Haus. Das Alter wird bei ihnen mehr geachtet als bei irgend einem andern Volk: selbst wenn der Sohn 40 Jahre alt ist, sucht er sich von der väterlichen Gewalt nicht zu befreien; verliebt sich ein junger Mann, so fragt er vorerst seinen Vater um Rath, der dem Vater des Mädchens Vorschläge macht. Der Preis wechselt nach verschiedenen Orten und Umständen, nach dem Ansehen und der Macht der Familie, nach der Schönheit und der Aufführung des Mädchens. Diese Uebereinkunft wird oft getroffen, wenn das Mädchen erst fünf oder sechs Jahre alt ist, in welchem Fall sie bis zur Mannbarkeit im älterlichen Hause bleibt; inzwischen erhält die Familie den bestimmten Preis und ist für ihr Betragen verantwortlich: wird sie treulos und läuft sie davon, so muß die Familie den Kaufpreis herausgeben, und diese hat wiederum einen Anspruch an den Verführer. Wenn nach der Hochzeit der Ehemann mit seiner Frau unzufrieden ist, so beklagt er sich bei ihrem Vater, der sie entweder zurücknimmt und den Kaufpreis herauszahlt, oder noch häufiger den Rath gibt sie zu peitschen, welche eheliche Züchtigung dann gewöhnlich den erwünschten Erfolg hat. Macht sie sich des Ehebruchs verdächtig, so kann der Mann verlangen, daß sie den giftigen Absud von Sassy-Holz trinke, eine Probe von Schuld oder Unschuld in allen Fällen, in welchen menschliches Urtheil für zu unsicher gilt. Befreit sich ihr Magen durch Erbrechen von dem Unglückstrank, so ist sie unschuldig und ihre Familie nimmt sie zurück, ohne den Kaufpreis herauszuzahlen, beginnt aber das Gift zu wirken, so gilt sie für schuldig, man gibt ihr gewöhnliche Seife als Brechmittel, und ihr Ehemann kann sie nun nach Gefallen heimschicken oder ihr Nase und Ohren abschneiden."

*) Der Regen auf die nackte Haut schadet dem Neger nicht, da die Haut fett ist und das Wasser ganz unschädlich darüber abrollt; deßhalb sieht man auch in Westindien die bekleideten Neger ihren leichten Ueberwurf ausziehen und den nackten Rücken dem Regen darbieten; das Kleben nasser Kleidung auf der Haut soll ihnen aber sehr nachtheilig seyn, und sie scheuen es mehr als die Europäer. A. d. U.

Quecksilberminen in Toscana. Nach dem Journal du Commerce (vom 2 Sept.) hat man jetzt in Toscana zu Riva in der Nähe von Pietra Santa ein Quecksilberlager entdeckt, das, obwohl das Quecksilber mit Schwefel gemengt ist, sehr reich seyn soll. Wenn man aber täglich nur 100 bis 120 Pfund gewinnt, also in 300 Arbeitstagen etwa 300 Centner jährlich, so ist an eine Concurrenz mit Almaden und Idria noch nicht zu denken. Drei Stollen sollen bereits eingeschlagen und nächstens 200 Arbeitsleute mit der Ausbeutung beschäftigt seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1845.

Westerbotten.

(Eric Tuneld Beskrifning om Svea Rike. S. Holmquist Geographie öfver Konungariket Sverige. Stockholm 1843. 4.)

Dieses durchaus bergige, wildromantische Land, welches den nördlichsten Theil von Schweden begreift, wird von mehreren Armen des großen Gränzgebirges, welche bis an den bottnischen Meerbusen reichen, durchzogen. Die höchsten Gipfel sind auf der norwegischen Seite; sie sind meistens mit ewigem Schnee bedeckt und von aller Vegetation entblößt, da die Schneelinie hier schon mit 3600 Fuß beginnt. Nach der Ostseite senken sich die Alpen allmählich herab und laufen gegen das Seegestade hin zuletzt in kleinen Anhöhen aus. Allein auch dieser ebenere Theil des Landes trägt den Stempel der wilden Natur, die dem Norden eigen ist: man findet unabsehbare Haiden, grundlose Moräste, ungeheure Seen, wildrollende Flüsse und Bäche, große, undurchdringliche Wälder, wo das Rennthier sein Lieblingsmoos aufsucht, wo aber auch der schreckliche Wolf des Nordens auf Beute lauert. Selten findet sich eine Gegend, welche in einem wilderen Charakter erschiene.

Die Umeoelf, die Piteoelf, die Luteoelf, der Fluß von Kalix, der von Skelesteo und die Torneoelf, letztere der Gränzfluß gegen Rußland, kommen alle aus dem Schooße des westlichen und nordwestlichen Hochgebirges und drängen sich mit wildem Ungestüm nach dem bottnischen Busen. Keiner dieser Flüsse ist schiffbar, alle erstarren, wie das ganze Land umher, acht Monate lang unter harter Eisdecke. Viele und ziemlich große Seen gibt es, wovon wir nur den Stor Uman, den Horn Alvan, den Siggevara und den Ave Waltnet anführen wollen. Manche Seen sind von schauerlichen Einöden umgeben, und nur hie und da spiegelt sich eine einsame Birke in den stillen Gewässern.

Das Klima von Westerbotten ist völliges Polarklima. Fast neun Monate lang währt der Winter, fast sechs Monate lang ist die ganze Landschaft in Nacht gehüllt. Eben so lange dauert aber auch beinahe der Tag, und zu Rannula verläßt die Sonne im hohen Sommer sieben Wochen lang den Horizont nicht. Wenn im Winter die Kälte einen äußerst hohen Grad erreicht, so daß in Flaschen und Krügen der Branntwein gefriert, so ist dagegen die Hitze im Sommer unmäßig, und die Vegetation in den ewig langen Tagen schnell, so daß Roggen und Gerste in sechzig Tagen reifen. Eine große Plage für diese Gegend sind die zahllosen Mückenschwärme, welche im Sommer die Luft verfinstern, und sich auf alles Lebende und Vegetabilische werfen.

Die Volksmenge von Westerbotten und den benachbarten Lappmarken mag sich dermalen auf 86,000 Einwohner belaufen. Man zählt über tausend Höfe, aber nur drei ganz kleine Städte. Der Mann aus Westerbotten ist in der Regel ein schlanker, schöngebauter Mensch von edler Bildung; des blauen Auges fester Blick verräth Stolz und männliche Energie. Unter ihnen finden sich aber auch sanfte, wohlwollende, gemüthliche Leute, die den Fremdling aufnehmen wie einen Bruder. Es sind rechtliche, nüchterne, mäßige Menschen, voll Muth und Verwegenheit, wie ihre glorreichen Ahnen. Dem Bären, dem Wolfe gehen sie ohne alle Furcht entgegen, wie sie die furchtbarsten Katarakte ihrer wilden Ströme überspringen. Unter den Frauen finden sich ausgezeichnete Schönheiten. Das Schwedische ist die herrschende Sprache, und nur im Pastorate von Torneo wird finnisch geredet und gepredigt.

Die Lappen, die zweite eingeborne Nation, welche die Marken bewohnt, bekennen sich zur lutherischen Kirche, und theilen sich in Rennthier- und Fischerlappen. Jene wohnen in den hohen Gegenden des Landes unter Zelten und nähren sich von ihren Rennthierheerden, mit welchen sie, unermeßliche Weiden durchirrend, im Lande umherziehen. Ein Berglappe von mittelmäßigem Vermögen besitzt etwa zweihundert, ein reicher gegen tausend Rennthiere, und nur Einzelne besitzen noch mehr. An ihr mit so vielen Gefahren und Beschwerden verknüpftes Nomadenleben haben sie sich so sehr gewöhnt, daß man nie erlebte, daß selbst der reichste Lappe seinem Volke untreu geworden wäre oder seine Lebensweise verändert hätte. Die Strand- oder Fischerlappen haben wohl einige Rennthiere und eine Kuh, nähren sich aber sonst ganz vom Fischfang und von der Jagd. Die Armen unter

diesen Uferlappen führen ein kümmerliches, freudloses Leben; viele sind zu Bettlern herabgesunken und allem Elend preisgegeben. In unsern Tagen haben sich einige würdige geistliche und weltliche Beamte bemüht, die Noth dieser armen Menschen zu lindern.

Die zur Krone Schweden gehörigen Lappen sind sämmtlich in gewisse Dorfschaften, Distrikte und Bezirke (Byalag) vertheilt, die, so weit die einzelnen Familien auch von einander entfernt wohnen, doch ihre gemeinschaftlichen Vorsteher und Aufseher aus ihrer Mitte haben. Der Lapplandsman mit seinen beiden Beisitzern schlichtet alle Streitigkeiten, die zwischen ihnen entstehen, entscheidet über kleine Schuldforderungen und macht den Polizeirichter. Sind jedoch die Parteien mit seinem Ausspruche nicht zufrieden, so wird die Sache an das ordentliche Häradshöfding gebracht, zu dessen Hegung bestimmte Plätze auserwählt sind, wohin sich die Richter begeben und ihre Beisitzer aus den Lappen wählen. Bei diesen Gerichtstagen werden auch die Abgaben der Lappen an die Krone berichtigt, die in allem noch nicht 600 Reichsthaler betragen.

Der Ackerbau ist in Westerbotten äußerst prekär, indem das im Herbste ausgesäete Korn nur zu häufig durch den Frost leidet, und nur an geschützten Orten kommen Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Hanf und Hopfen fort; alles wird nur in so geringen Quantitäten gebaut, daß die Einwohner nie daran genug haben; sie sind auch in guten Jahren nicht gewohnt Brod aus reinem Korne zu genießen, sondern vermischen es mit allerlei vegetabilischen Substanzen, besonders den Wurzeln der Sumpfkalle und der Fichtenrinde. Der Lappe genießt höchst selten Brod. Die Gerste wird am häufigsten gebaut, dann Rüben; Obst hat man gar nicht, wohl aber mancherlei Waldbeeren. Sodann gibt es viele Antiscorbutica, im Ganzen ist jedoch das Pflanzenreich äußerst arm; man kennt höchstens 800 Gewächse, worunter die Familie der Moose und Kryptogamen wohl die stärkste. Ganz oben in Westerbotten wird der Baumwuchs sehr sparsam, die Tanne hört zuerst auf, die Birke trotzt am längsten der Kälte. Die Wälder haben indeß überall durch das Abborken der Kiefern zur Fütterung äußerst gelitten.

Die Wälder sind mit Geflügel angefüllt, besonders mit Hühnern aller Art und mit Wasservögeln. Die Flüsse wimmeln von Fischen, besonders von Lachsen, die eine Hauptnahrung der Fischerlappen ausmachen, von Weißfischen und Hechten; an der Küste findet man den Strömling, wovon etwa 2000 Tonnen aufgebracht werden. In den Wäldern findet sich kein Elenn, kein Hirsch mehr, dagegen Füchse, Luchse, Marder, Hermeline, wilde Rennthiere, Bären und Wölfe, auch unzählige Lemminge. Sodann hat Westerbotten herrliche Exemplare von Eichhörnchen und Fischottern aufzuweisen. Von Metallen hat man Eisen, silberhaltiges Bleierz, Kupfererze, auch eine Menge anderer Mineralien. Fabriken sind außer einigen Eisenwerken nicht vorhanden, denn sowohl der Westbotte und der Colonist als der Lappe verfertigen sich alle Nothwendigkeiten des Lebens selbst, und die hölzernen Geschirre, die die kunstlose Hand des Lappen hervorbringt, können mit den besten Kunstfertigkeiten gelernter Künstler sich messen.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Das Kloster Etschmiadsin steht auf einer weiten Ebene zwischen dem Ararat und Alagös, da wo sechs Jahrhunderte vor Christus die armenische Stadt Ardomet Kagak, d. h. Dianenstadt lag. Am Ende des zweiten Jahrhunderts umgab König Wagarschak die Stadt mit einer Mauer, und nannte sie nach sich Wagarschakat. Sie war die Residenz der armenischen Könige bis 344 nach Chr. und wurde im J. 380 von den Persern zerstört. Jetzt ist nur noch das Kloster Etschmiadsin übrig und der Name Wagarschakat, unter welchem das zum Kloster gehörige Dorf bekannt ist.

Etschmiadsin wurde im Jahre 303 von Gregor dem Erleuchter erbaut. Nachstehendes ist in kurzem die Geschichte dieses Gründers der armenischen Kirche: er stammte aus dem berühmten Geschlecht der Arsaciden und wurde geboren im J. 240 n. Chr. Als er aus Cäsarea in Cappadocien, wohin er als Knabe geführt und in den Lehren des Christenthums unterrichtet worden war, in sein Vaterland zurückkehrte, trat er als Lehrer des Christenthums in Armenien auf, wo der Hof und der größte Theil des Volkes noch dem Heidenthum anhing. König Tiridat, der dieß wußte, ergrimmte um so mehr gegen ihn, weil er in ihm den Sohn Akaki's, des Mörders seines Vaters sah, und befahl deßhalb ihn zu peinigen, und in eine tiefe Grube zu werfen, wo er 14 Jahre blieb. Als er endlich durch ein Wunder den König von einer Krankheit geheilt hatte, bekehrte er diesen im J. 301 und mit ihm ganz Armenien zum Christenthum und vollendete innerhalb zwei Jahre den Bau der ersten christlichen Kirche zur allerheiligsten Jungfrau Maria, in der Folge aber Etschmiadsin oder „zum Herabsteigen des Eingebornen" genannt in Folge eines wunderbaren Gesichts, welches Gregor in einem Augenblick der Verzückung hatte. So gilt Etschmiadsin als die Wiege des Glaubens der Armenier, gleichsam als ihr zweites Jerusalem und flößt ihnen eine tiefe Verehrung ein als der Ort, wo Gregor den ersten Patriarchensitz gründete und eine Reihe von Patriarchen begann, welche ununterbrochen bis auf diese Zeit heruntergeht. Darum hat auch der Katholikos von Etschmiadsin, welchen die allgemeine Meinung als das oberste Haupt der Kirche und selbst des Volks ansieht, das ausschließliche Recht das heilige Oel zu bereiten und zu den höchsten Würden zu weihen.

Dieses Kloster hat trotz aller politischen Umwälzungen, in denen es mehrmals von den Feinden des Glaubens und des Vaterlandes zerstört, und nur durch den Eifer der gläubigen Söhne der Kirche wieder aufgebaut wurde, seine ursprüngliche Gestalt unverändert bis jetzt noch erhalten. Die Länge der Kirche ist 16²/₃ Klafter, die Breite 15¹/₃ und die Höhe 10⁵/₆ Klafter; sie ist ganz aus großen behauenen Stei-

nen gebaut, welche durch die Länge der Zeit einigermaßen gelitten haben. Der im Jahre 1633 von dem Katholikos Philipp hinzugefügte Glockenthurm ist durch seine originelle Bauart in indischem Geschmack bemerkenswerth. Das Innere der Kirche, welches durch hohe, schmale Fenster aus farbigem Glase erhellt und mit einer kunstlosen alten Malerei bedeckt ist, welche Heiligenbilder darstellt, ist dunkel und ohne Pracht, aber eben diese Dunkelheit und diese kunstlose Malerei erfüllt den Geist mit einer unaussprechlichen Andacht. Ursprünglich hatte diese Kirche nur Einen Altartisch zur heil. Jungfrau Maria, welcher von dem Großmärtyrer Gregor selbst eingeweiht war; im Jahre 1682 aber baute der Katholikos Eliasar noch drei Capellen, eine an der Südseite zu Ehren des h. Johannes des Täufers, wo der neuerwählte Patriarch sich ankleidet, die andere an der Nordseite, zu Ehren des h. Stephan, des ersten Märtyrers, wo seine Salbung erfolgt, und die dritte mitten in der Kirche auf vier Marmorsäulen, welche die Kuppel halten, an demselben Orte, wo der Sage nach dem h. Gregorius das obenerwähnte Gesicht erschien; darum wurde dieser Altartisch Etsch-miadsin, d. h. „der Eingeborne ist herabgestiegen," genannt. Er wurde mit einem kupfernen Gitter mit zwei kleinen Thüren umgeben, und zwar im Jahre 1732 von dem Katholikos Abraham, welcher zugleich auch noch zwei Altartische errichtete, den einen rechts vom Hauptaltare, zu Ehren des h. Apostel Jakob, den andern links, zu Ehren Gregors des Erleuchters. Die siebente Capelle wurde auf dem Glockenthurm zu Ehren der Erzengel Gabriel und Michael gebaut; darin wird aber nur dreimal im Jahre Gottesdienst gehalten, einmal am Feste der Himmelfahrt Christi, und die andern Male am Feste dieser Erzengel.

Das ganze von einer hohen steinernen Mauer mit acht Thürmen umgebene Kloster theilt sich in vier Hauptheile oder Höfe und hat zwei Thore, eines gegen Norden, welchem das Dorf Wagarschakat gegenüber liegt, und eines gegen Süden. Durch das nördliche Thor treten wir in den ersten Hof, in welchem zwei Reihen gedeckter Buden stehen, worin Schneider, Schuster und Kaufleute mit seidenen, baumwollenen und anderen Waaren sitzen, deren theils die Mönchsbruderschaft, theils das Dorf Wagarschakat bedarf. Aus diesem Hofe tritt man durch ein zweites, aus behauenen Steinen aufgeführtes großes Thor in einen weiten viereckigen Hof, in dessen Mitte die berühmte Kirche von Etschmiadsin steht, welche nicht so sehr durch ihre äußere Schönheit, als durch die Heiligkeit der Erinnerungen und den alterthümlichen Charakter, der im Ganzen liegt und eine seiner größten Zierden ist, den Beschauer anregt. Der ganze Hof ist mit großen Steinplatten gepflastert, rings umher laufen die Zellen der Mönche, der Speisesaal, die Magazine, die Druckerei und die geistliche Unterrichtsanstalt; alle Gebäude sind aus großen behauenen Steinen. Durch das nördliche Thor dieses Hofes tritt man in das Gasarakat, den Aufnahmsort für die Pilger, ein großes zweistöckiges Gebäude, welches einen weiten, viereckigen Raum einschließt, in dessen Mitte ein Brunnen errichtet ist. Das westliche Thor führt in den weiten Hof, wo der Patriarchenpalast, die armenisch gregorianische Synode von Etschmiadsin und die Bibliothek sich befinden.

I. Der Patriarchenpalast besteht aus zwei Abtheilungen: in der einen befinden sich die bei dem Patriarchen dienenden geistlichen Personen, in der andern der Patriarch selbst. Diese Abtheilung besteht aus drei Zimmern, von denen das erste ein artiger, ziemlich geräumiger Saal ist, wo statt der äußern Mauer zwei ungeheure Rahmen mit verschiedenfarbigen Gläsern eingesetzt sind; hebt man diese auf, so hat man einen kleinen Hof vor sich, der zum Theil mit großen Fließen von behauenen Steinen gepflastert, zum Theil mit Bäumen bepflanzt ist, zwischen denen durch grünen Rasen ein frischer Bach sich wie ein schmales Band hinwindet; mitten im Hofe steht ein Marmorbrunnen. In diesem Zimmer befindet sich auch ein großes Portrait des jetzt regierenden Kaisers mit der Unterschrift „Kaiser aller Reussen und König von Armenien," und an den Wänden hängen die Portraits der Oberbefehlshaber Transkaukasiens, seit nämlich die armenische Provinz Rußland unterworfen wurde, als: des Fürsten von Warschau, Grafen Paskewitsch Eriwanski, des Baron Rosen und des General Golowin. Das zweite Zimmer links ist das Besuchszimmer des Patriarchen mit Fenstern nach dem Klosterhofe, die gleichfalls aus farbigen Gläsern bestehen. Die Decke ist mit feiner persischer Malerei in eigenthümlicher Buntheit bedeckt, und hie und da mit kupfernen kleinen Ringen verziert, an den Wänden sind die an dem h. Gregorius verübten Quälereien abgebildet. Dieß Zimmer ist ganz mit kostbaren Teppichen bedeckt; in einer Vertiefung ist ein kleiner Diwan, an dessen beiden Seiten Lehnstühle stehen, und das ganze Zimmer zeichnet sich aus durch eine besondere orientalische Zierlichkeit. Weiterhin ist das Schlafgemach des Patriarchen mit einer kleinen Bibliothek, welche nichts besonderes enthält.

II. Die Synode von Etschmiadsin, welche in Folge einer allerhöchsten Verordnung über die Leitung der Geschäfte der armenisch-gregorianischen Kirche im Februar 1837 eröffnet wurde, ist in einem besondern einstöckigen Gebäude eingerichtet. Ein großer Saal, der mit dem lebensgroßen Bildniß des Kaisers geschmückt ist, dient als Versammlungsort der Synode. In der Mitte ist ein langer, mit rothem Tuch bedeckter Tisch, auf dem der Gerichtsspiegel, das Kreuz und das Evangelium stehen. An dem Vorsitzerplatze, den gewöhnlich der Patriarch selbst einnimmt, steht ein prächtiger, kürzlich aus Indien geschickter, mit Sammt überzogener Lehnstuhl aus geschnitztem Nußbaumholz, auf dessen Rücklehne der Berg Ararat und das Kloster Etschmiadsin abgebildet sind. Die vier andern Zimmer sind von dem Procurator und von dem Kanzler der Synode eingenommen.

III. Endlich befindet sich in dem an den Patriarchenpalast stoßenden Gebäude die Bibliothek in zwei Zimmern; sie wurde im J. 1836 in Ordnung gebracht durch den Bischof von Etschmiadsin Joannes Schachatunoff. Der von ihm entworfene Katalog wurde nach Petersburg geschickt, und von dem Akademiker Brosset ins Russische und Französische über-

setzt. Die Bibliothek enthält gegen 500 armenische Werke, worunter viele alte Handschriften. Unter diesen sind 260 geistlichen und gegen 90 historischen Inhalts. Die armenische Literatur beginnt eigentlich erst mit der Einführung des Christenthums unter König Tiridat, denn ob vor dieser Zeit schriftliche Denkmäler bei den Armeniern bestanden, ist unbekannt; zum mindesten sind sie nicht auf uns gekommen. Der unterscheidende Charakter dieser Literatur ist der rein geistliche: Philosophie, Geschichte, Poesie, alles trägt einen ausschließlich religiösen Stempel, was auch gar nicht zu verwundern ist, da der größte Theil der Geschichtschreiber, um nicht zu sagen alle, dem geistlichen Stande angehörten. Vor 406 hatten die Armenier keine eigene Schrift und bedienten sich der griechischen oder syrischen, damals aber erfand der gelehrte Mesrop die Buchstaben, die noch jetzt bei den Armeniern gebräuchlich sind. Der Bücherdruck wurde im J. 1563 in Armenien eingeführt.

Das erste und beste Denkmal der armenischen Literatur ist die Bibel, welche unter der Leitung des Patriarchen Isaak und des gelehrten Mesrop von 40 Schriftkundigen, die man zuvor nach Konstantinopel, Athen, Odessa und Alexandria geschickt hatte, übersetzt wurde. Unter diesen Schriftkundigen verdienen besondere Aufmerksamkeit Moses von Chorene, Eglischi (Elysias), David der Philosoph, Lasar Parnezi und Korium. Die Uebersetzung geschah nach der ältesten und treuesten Abschrift der sogenannten 70 Dolmetscher, welche der oben erwähnte Patriarch Isaak von dem konstantinopolitanischen Patriarchen Maximian im J. 431 erhielt. Seit dieser Zeit blieb die Uebersetzung ungeändert, keine sterbliche Hand wagte etwas zu bessern, abzukürzen oder hinzuzusetzen. In der Bibliothek von Etschmiadsin wird die älteste Handschrift dieser Bibel auf Pergament mit roh gemalten Bildern aufbewahrt.

Das Kloster Etschmiadsin besitzt fünf Dörfer mit 3459 Seelen, außerdem zählt man an verschiedenen Orten Georgiens Bauernfamilien, die ihm gehören, und sich auf 907 S. belaufen. In dem Kloster finden sich fünf Erzbischöfe, sieben Bischöfe, sieben Archimandriten und 15 Mönche, in der geistlichen Unterrichtsanstalt 37 Zöglinge.

Um das Kloster Etschmiadsin her, auf derselben Ebene, liegen noch zwei Kirchen, welche gleichfalls durch ihr Alter bemerkenswerth sind, die eine rechts, 700 Schritte vom Kloster, zu Ehren der heiligen Kajane, die andere links, eine Viertelstunde vom Kloster, zu Ehren der heiligen Rhipsali, beide römische Jungfrauen, welche nach der Sage von Kaiser Diocletian verfolgt sich nach Armenien flüchteten und dort den Märtyrertod erlitten. An der Stelle wo sie starben, errichtete der h. Gregor, der Erleuchter, im Jahre 301 zwei Capellen, welche im Jahre 628 von dem Patriarchen Komidas in Kirchen umgewandelt und im Jahre 1652 von dem Katholikos Philipp wieder hergestellt wurden. Die Altäre in diesen Kirchen sind über den Grabmälern der heiligen Jungfrauen errichtet, wohin noch jetzt ein schmaler, dunkler Gang führt, auf welchem die frommen Pilger zur Anbetung der Gebeine in ein unterirdisches Gewölbe hinabsteigen. Im Jahre 1611 eröffneten katholische Missionäre, welche nach Etschmiadsin gekommen und daselbst mit Liebe und Achtung aufgenommen worden waren, heimlich das Grabmal der h. Rhipsali, und wollten ihre Gebeine stehlen, aber die Geistlichkeit von Etschmiadsin erfuhr es bei Zeiten, entriß ihnen nicht ohne Mühe die Ueberreste der Märtyrerin, worauf man sie bat, sich alsbald aus dem Kloster zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest Saban bei den kasanischen Tataren.

Das Wort Saban bedeutet in der tatarischen Sprache einen Pflug, und darum wird das Fest gewöhnlich zur Zeit des Beginnens der Feldarbeiten gefeiert, manchmal etwas früher, manchmal etwas später, je nachdem die Witterung günstig ist. In diesem Jahre begann es am 8 Junius und endete am 15. Wenn die Zeit des Saban herankommt, laufen auf den Straßen von Kasan, namentlich in denjenigen Theilen, die den Tataren gehören, Leute herum, welche an Stöcke gebundene meist rothe Tücher schwenken und Saban! Saban! schreien. Der Ort, wo die Festlichkeit gewöhnlich vor sich geht, liegt etwa eine starke Stunde von der Stadt in einer ziemlich hübschen, von kleinen Hügeln durchzogenen Gegend. Hieher strömen, so lange der Saban dauert, zur Abendzeit die Tataren von Kasan, andere kommen aus den umliegenden Dörfern, obwohl auch dort das Fest gefeiert wird. Die Vergnügungen bestehen im Ringen und Wettrennen. Der Ringkampf geht in folgender Weise vor sich: zwei Ringer binden ihre Leibbinden um, fassen sich daran und einer sucht den andern niederzuwerfen. Der Kreis der Neugierigen, welche zu gleicher Zeit unparteiische Richter sind, umringt sie von allen Seiten und muntert sie durch Zuruf auf. Ein lautes Gelächter der zahlreich versammelten Zuschauermenge beschämt den Besiegten, Geld, ein Stück Nanking, ein Tuch u. s. w. wird dem Sieger zu Theil. Diese Preise werden zum voraus gesammelt und sind manchmal sehr bedeutend. — Die Schlußunterhaltung ist das Rennen: einige junge Tataren, welche den Wettstreit mitmachen wollen, stellen sich in Reihen auf und reiten dann von dem Orte des Spiels zwei Werste oder noch weiter weg, während dessen auf einer langen Stange die Preisgegenstände befestigt sind: ein weißes Hemd von feinem Kattun, ein Stück Nanking, Halstücher u. s. w. Diese Dinge werden, wie man versichert, von denen geliefert, welche in diesem Jahre in die Ehe treten. Unter Geschrei stürmen die rückkehrenden Reiter heran, es regnet Peitschenhiebe auf die Pferde und das Geschrei der Umstehenden treibt diese Thiere noch mehr an. Da sprengt der Vorderste ans Ziel heran, hält rasch und gewandt das erhitzte Roß und wartet nun selbstzufrieden auf die zurückgebliebenen Gefährten. Ihm fällt der reichste Preis zu — das Hemd, dem zweiten — das Stück Nanking u. s. w.

Trotz all des Lärmes bei diesen Vergnügungen kommt doch kein Zank und Streit vor, obwohl die Anhänger des Korans jetzt öfter das Gebet des Propheten übertreten. Die Weiber nehmen keinen nähern Antheil an diesen Vergnügungen, sondern halten sich etwas in der Ferne und blicken scheu aus den Zelten heraus, in denen man nicht selten den Theekessel kochen sieht, das unerläßliche Geräthe fast jeden tatarischen Hauses. — Außer dem Ringen und Rennen wurde sonst noch ein anderes Spiel gespielt, das jetzt fast völlig aufgegeben ist: vier oder fünf Tataren legen sich hart nebeneinander gedrängt mit dem Bauch auf den Boden, worauf man sie mit einem Fell zudeckt. Ein anderer, der Anführer im Spiel, muß die auf dem Boden Liegenden gegen den Angriff der übrigen schützen, welche von allen Seiten herankommen und die Daliegenden mit dem Plumpsack zu schlagen suchen. Der Anführer seinerseits sucht irgend einen der Angreifenden mit dem Fuße zu stoßen, was nicht sehr leicht ist, weil er durch einen Strick, den die liegenden Tataren halten, gebunden ist, und somit die Angreifenden nicht sehr weit verfolgen kann. So wie ein glücklicher Schlag erfolgt ist, wechselt die Partie, und die, welche am Boden lagen, übernehmen nun die Rolle der Angreifer. (Nordische Biene vom 20 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1845.

Der Sklavenhandel und die freien Colonialarbeiter.

Sonst führte man Neger aus Afrika nach den Colonien, und gestand ganz aufrichtig, daß man Sklavenhandel treibe; jetzt ist die Heuchelei gekommen, man will keinen Sklavenhandel mehr treiben, sondern holt nur freie Arbeiter, die um nichts besser daran sind. Naturam expellas furca tamen usque recurrit; man hat noch nicht das Mittel gefunden, die Plantagen in den tropischen Ländern ohne Sklaven anzubauen, und da diese Plantagen angebaut werden müssen, weil sonst ein allzu großes Capital verloren geht, so holt man Arbeiter, die nicht besser als Sklaven daran sind. Es sind, seit die Anwerbung von Berg-Kulis begonnen hat, wohl 70,000 nach Mauritius gezogen; jetzt hat man auch Tausende nach Jamaica und Trinidad eingeschifft, und einige sind bereits dort in Thätigkeit gesetzt, aber wie viele sind von diesen Tausenden zurückgekehrt? Man zählt die eifrig auf, welche sich einige hundert Rupien verdient haben und in ihr Vaterland zurückkehren, aber man geht gewiß über die richtige Zahl hinaus, wenn man annimmt, daß der zehnte Theil zurückgekehrt sey; die andern sind entweder der ungewohnten strengen Arbeit erlegen, oder sie dienen fort als freiwillig-gezwungene Arbeiter bis an ihr Ende. Man hat genau ausgerechnet, daß die Ueberführung eines Kuli aus Bengalen nach Mauritius 7 Pf. 5 S. 10 D. kostet, wobei keine Extraausgabe vorgekommen seyn darf. Diese Summe muß der Pflanzer, welcher den Kuli in Dienst nimmt, bezahlen, weil der arme Hindu sie nicht bezahlen kann; sie wird ihm aber zur Last geschrieben, und da er eine Menge Dinge, deren er bedarf, namentlich Kleidung und dergl., nur von dem arbeitgebenden Pflanzer erhalten kann, so sorgt dieser schon dafür, daß der arme Kuli nie aus der Schuld herauskommt, und also immer dienstpflichtig bleibt, oder wenigstens lange genug, bis seine Arbeitskräfte ziemlich erschöpft sind. Wir haben keinen Maaßstab für den Grad der Sterblichkeit unter den Kulis auf Mauritius, wo sie bis jetzt noch allein in größerer Zahl sich finden, aber wenn wir erwägen, welche Zahl man für nöthig hält, um den laufenden Bedarf zu befriedigen, so können wir schon einen Schluß machen: es befinden sich durchschnittlich 30 bis 40,000 Kulis auf Mauritius, zu deren Ergänzung man bisher 6000 jährlich einzuführen gestattete; die Pflanzer haben aber diese Anzahl nicht genügend gefunden und verlangt, daß die Erlaubniß zur Einführung von 12,000 gegeben werde; der Abgang, nicht durch Rückkehr nach Indien, sondern durch den Tod, muß also sehr groß seyn. Soll dieser Menschenhandel — denn er ist durchaus nichts anders — noch fortgehen, bis ungezählte Hunderttausende auf Mauritius modern, und dadurch endlich Mauritius ein indisches Land wird, wie Westindien ein Negerland geworden ist?

Schwerlich, denn der körperlich schwache Kuli genügt nicht mehr, man will wieder kräftige Schwarze haben, die Race ist besser, ausdauernder, die Fibern stärker, als bei dem schmächtigen Kuli, der noch dazu nicht mit der geringen Nahrung wie der Neger vorlieb nimmt. Also holt man wieder Schwarze, aber aus dem Gebiet des Imam von Maskat, aus Zanzibar und Quiloa, wo — keine Sklaverei herrscht, und man also nur freie Arbeiter herbekömmt, mit denen man einen nach allen englischen Rechtsformen gültigen Contract abschließt, wonach der Neger gegen die und die Bezahlung und Verköstigung zu der und der Arbeit sich anheischig macht. Aber die Kosten des Aufenthalts an der Küste, das Kopfgeld oder der Ausfuhrzoll, den man an die afrikanischen Häuptlinge bezahlen muß, die Ueberfahrt nach der Colonie, alles das kostet Geld, was der Neger nicht hat, und der Pflanzer auf Abverdienung für ihn erlegt. Zum Glück für den Pflanzer machen alle diese Kosten zusammengerechnet noch nicht so viel aus, als sonst ein Sklave kostete; die Philanthropie, freie Arbeiter statt Sklaven von der afrikanischen Küste einzuführen, ist also nicht ohne Nutzen. Man geht sogar in der Philanthropie so weit, daß man in den spanischen und andern Sklavencolonien den Neger loszukaufen und dann Verträge mit ihm zu schließen sucht; eben so werden diejenigen, welche man aus weggenommenen Sklavenschiffen fortführt, engagirt, versteht sich als freie Arbeiter, die aber lange genug bleiben, bis ihre Kräfte erschöpft sind, wo man sie dann entläßt und philanthropisch genug ist, die noch auf ihnen lastende Schuld zu tilgen. In den Sklaven-

colonien freilich muß der Pflanzer den Sklaven, welcher nicht mehr arbeiten kann, ernähren, und darf ihn nicht wegjagen. Es ist kein Wunder, wenn dieß notorische Verfahren, neben all dem Geschwätz von Philanthropie, die andern Völker, welche ihre Sklaven noch nicht emancipirt haben, reizt und bittere Ausfälle hervorruft; es wäre wirklich an der Zeit, die heuchlerische Larve der Philanthropie abzulegen, aber zu solchem Selbstbekenntniß fühlen sich doch die Engländer nicht stark genug, wenn es gleich an einzelnen nicht fehlt, welche es ziemlich ohne Umschweife thun. Aber in demselben Maaße, wie die Regierung die bis jetzt noch befolgte Politik gegen den Sklavenhandel aufgeben muß — und sie ist in gutem Zuge — wird auch dieser Flecken immer mehr verschwinden.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Tiflis, 20 Mai.

Nachdem wir drei Wochen in Etschmiadsin uns aufgehalten, mußten wir wieder nach Tiflis zurückkehren. Hier bietet das Leben für den Fremden, wenn er einmal die erste Neugierde gestillt hat, nichts besonderes, denn man findet keine öffentlichen Vergnügungen, keine Anstalten, wo die Gesellschaft sich treffen könnte. Die Adelsgesellschaft erfüllt ihre Bestimmung bei weitem nicht. Hier finden sich täglich 5 bis 10 Menschen, größtentheils junge Angestellte, zusammen, um hier zu speisen und nach dem Essen Préférence zu spielen. Einmal im Monat gibt der, welcher den Tisch hält, für eine bestimmte, sehr mäßige Summe Table d'Hote, wozu er alle Mitglieder der Gesellschaft einladet. Ein langer, im großen Saale gedeckter Tisch ist gewöhnlich an diesen Tagen fast ganz besetzt. Ein munteres, lärmendes Gespräch, Walzer von Lanner, Strauß, und die besten Stellen aus bekannten Opern, von der Regimentsmusik ganz artig ausgeführt, beleben auf eine Zeit lang die fast immer schlummernde Gesellschaft und verdoppeln das Vergnügen durch ihre Seltenheit. Offene Häuser, wo gewisse Tage zum Empfang bestimmt sind, gibt es in Tiflis nicht, wenigstens nicht zur Zeit meines Aufenthalts; hier lebt jeder auf den Kreis von einigen Freunden beschränkt für sich. Auch die Eingebornen zeichnen sich nicht durch besondere Gastfreundschaft aus, und da sie nach alter Sitte selten ihre Weiber und Töchter zeigen, so findet man sich bei Mittagsmahlen oder auch bei uneingeladenen Abendbesuchen stets nur in Männergesellschaft. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die hiesige Jugend sich größtentheils langweilt, und da sie auch keine Bücher noch sonstige Unterhaltung hat, stets sich dem Kartenspiel oder dem kachetinischen Wein hingibt. Als die beste Unterhaltung gilt noch im Sommer das Spazierengehen in Gärten außerhalb der Stadt.

Um einen Begriff von diesen Spaziergängen zu geben, will ich ein außerhalb der Stadt eingenommenes Mittagsmahl, zu dem ich eingeladen war, beschreiben. Der Garten, welcher 5 bis 6 Werst von der Stadt sich befand, war auf einer nicht unbedeutenden Höhe angelegt, so daß der Weg, wenn auch unmerklich, immer aufwärts führte; die unregelmäßige, so zu sagen, freie Anlage des Gartens, die nach allen Richtungen sich hinziehenden von Rebenlaub gedeckten Gänge, die Pfirsich-, Kirschen- und Pflaumenbäume mit reichen Früchten, das üppige, mit mannichfachen Blumen überdeckte und mit unzähligen Rosen, der Lieblingsblume des Orients, besäete Grün, die zahlreichen ausgetretenen Pfade, die mit breiten, sandbestreuten Wegen, ähnlich denen in unsern aristokratischen Gärten abwechselten, das freundliche Gemurmel des über Steine hinrollenden Baches und die Kühle des sonnenlosen Tages, alles dieß machte mir ungemeines Vergnügen. Die Gesellschaft bestand aus zwei oder drei russischen Beamten und einigen georgischen und armenischen Fürsten und Stadtbewohnern. Das Mahl war halb europäisch, halb asiatisch: die Saucen der französischen Küche wechselten mit Pillau und Schischlyk, *) kachetinischer Wein von bester Qualität mit Champagner, das lärmende, lustige Gespräch ward übertäubt von einer Musik, welche aus Trommeln, einer Surna (eine Art Flöte) und einheimischen, lang gezogenen, trübseligen Liedern bestand, die ein blinder Musikant, ein orientalischer Minstrel, unter Begleitung eines Tschungur **) durch die Nase sang; seine Stimme erstarb allmählich in langgezogenen Tönen, dann stieß sie, plötzlich aufgeregt, in rasenden Rouladen wilde, betäubende Töne hervor. Nach dem Essen spaltete sich die Gesellschaft: die einen legten sich schlafen, die andern rauchten Pfeifen und setzten, auf Teppiche hingestreckt, das Gespräch fort, wir aber spazierten in den nächsten Gärten herum, die sich auf einige Werst weit hinstrecken.

Ferne Klänge einer Nationalmusik lockten unsere Aufmerksamkeit, und wir richteten unsern Weg dahin. Einige junge Georgier saßen unter einem aufgeschlagenen Zelt mit untergeschlagenen Beinen auf einem mit Blumen bestreuten Teppich. Einige Krüge kachetiner Weines, ossetischer Käse, verschiedene Arten Gemüse und die Reste eines Schischlyk bildeten ihr Mahl, das von zwei Surnas und einer Trommel belebt wurde. Das Mahl war zu Ende, wie man aus den leeren, umgeworfenen Krügen und den belebten rothen Gesichtern dieser Dardimanen ***) abnehmen konnte. Sie brachten uns Wein zu, und auf unsere Aufforderung rüsteten sie sich zu einem lesghischen Tanz. Das Loos fiel auf einen hübschen jungen Mann, der in seinen weiten Beinkleidern, die Mütze schief auf die Seite geschoben, in den Kreis der Fröhlichen trat. Inzwischen begann die Musik lauter mit beschleunigtem Tact, zu dem sie alle in die Hände klatschten. Der Tänzer fing an einige verteufelte Pas mit den Füßen auszuführen, wobei er aber nicht von der Stelle kam, sondern sich im Kreise herumdrehte, und die langen Aermel seines georgischen Mantels unter den ungraziösesten Körperbewegungen herumschwenkte. Er wurde immer lebhafter, und arbeitete sich so zu sagen immer mehr in die Raserei hinein,

*) Am Spieße gebratenes Hammelfleisch.

**) Ein Mittelding zwischen einer Balalaika und einer Guitarre, mit Metallsaiten.

***) So viel als lustige Brüder, oder eigentlich Bruder Liederlich.

je rascher der Tact und das Händeklatschen wurde. So roh und ungraziös der Tanz auch war, so wild und einförmig-sinnlos die Musik der durchdringenden Surna, so gefiel mir doch beides ungemein. Dieser Garten, diese Gesellschaft lustiger Brüder nebst den andern Localattributen, alles stand in vollständiger Harmonie zu diesem Tanz und dieser Musik; mir schien, daß das eine ohne das andere gar nicht bestehen könne.

Als wir unsern Weg fortsetzten, stießen wir noch auf einige solcher Kreise, in denen stets kachetiner Wein und Surnas die Hauptrolle spielten. Ich erfuhr, daß manche Gesellschaften sich in einem solchen Garten zusammenfanden, um einige Tage so zuzubringen, zu welchem Ende sie ihr Bett und andere Nothwendigkeiten mit sich nehmen, obgleich der größte Theil davon Handwerker oder Handelsleute waren. Kein Volk macht sich so gern lustig im Freien als die Georgier; oft bringen sie an Einem Tage alles durch was sie in einer ganzen Woche erworben haben. Kaum haben die Bäume angefangen auszuschlagen, so daß man sich unter ihrem Schatten vor der Sonnengluth bergen kann, so beeilt er sich auch schon hinaus aus der dumpfen Stadt in die reine Luft zu kommen. Ein Rasen, ein dreiästiger Baum neben einem murmelnden Bache, dazu Kachetiner Wein und eine Surna, das ist das irdische Paradies eines Georgiers. Man muß es sehen, wie sorglos sie sich dem Vergnügen hingeben, sie vergessen alles und für sie gibt es kein Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

(Nach J. P. Hamiltons Erinnerungen aus Columbien.)

La Mesa. — Tocayman.

Mit einer großen Gesellschaft, in der sich auch Hr. Anderson, der nordamerikanische Gesandte, befand, ritt ich nach dem zwei Meilen von Bogota entfernten See, um daselbst das Vergnügen einer Entenjagd zu genießen. Obrist Desmanard, der sich als Agent eines englischen Hauses zu Bogota aufhielt, bewirthete uns in dem Dorfe Fontabon mit einem trefflichen Gabelfrühstück, das er hatte hieher bringen lassen. Da gab es Fische, Geflügel, altspanische Weine; an muntern Gesprächen fehlte es ebenfalls nicht. Hierauf begannen wir unser Waidmannswerk, unsere Unternehmungen gegen die verschiedenen auf dem See sich aufhaltenden wilden Entenarten; in wenigen Stunden erlegten wir vierzig Pfeifenten und fünfzehn Kriechenten; viele angeschossene entgingen uns, weil es uns an guten Hunden fehlte. Mein junger Secretär und ich ließen uns, ungeachtet der Gegenvorstellungen einiger Herren aus Bogota, die uns prophezeyten, wir würden uns ein Fieber zuziehen, nicht abhalten, unsere Beute selbst mitten aus dem Wasser zu holen; die Jagdbegier überwand alle Bedenklichkeiten; auch hatten wir den andern Tag nicht Ursache, unser Wagestück zu bereuen; wir empfanden außer einiger Müdigkeit von der gestrigen Anstrengung keine übeln Folgen von unserer Partie.

Die wilden Enten halten sich auf den Seen in der Ebene von Bogota in großer Menge auf; man kann ihnen aber, weil kein Schilf oder Rohr einen Hinterhalt gewährt, nicht leicht beikommen. Ich sah auch mehrere Schnepfen, die aber sehr scheu waren; sie gleichen vollkommen denen, die jeden Winter nach England kommen; nur auf dem Rücken sind sie etwas dunkler; die Indianer fangen sie mit Schlingen.

Von den Bäumen, welche hie und da in malerischen Gruppen die Gestade des Sees beschatten, tönte uns das Geschwätz der kleinen hellbraunen Meerkatzen entgegen; ihre Possen und Grimassen ergötzten uns sehr. Auf dem See schwammen zwei wilde Königenten mit ihrer Brut an uns vorüber; sie sind um die Hälfte größer als unsere zahmen Enten.

Die Dörfer in der Gegend von Bogota sind wie die an den Ufern des Magdalenenflusses größtentheils reinlich und verdienen in dieser Hinsicht vor vielen südeuropäischen den Vorzug. Die Einwohner zeigten sich allenthalben gütig und gegen Fremde gefällig. An Sonntagabenden herrscht großes Leben in diesen Dörfern; überall sieht man Männer und Frauen in ihren Festkleidern, die sich theils mit Tanzen, theils am Spieltische vergnügen. In dem Dorfe Tirza sahen wir mit Ergötzen dem Tanze einiger Neger zu, zu welchem ein alter Mann aus dem Dorfe eine kleine Handpauke schlug und sechs Mädchen sangen dazu, wobei sie, dem Tacte nach, bald schnell, bald langsam in die Hände klatschten.

Um die wilden Enten zu bekommen, bedecken die Indianer den Kopf mit einer Mütze von Binsen und schleichen sich dann ruhig, bis über die Schultern im Wasser versteckt, in den See. Haben sie sich einer Ente hinlänglich genähert, so ziehen sie dieselbe schnell bei den Füßen unter das Wasser und stecken sie in einen großen Sack, der vorn am Leibe befestigt ist. Um die Enten an den Anblick der Mützen zu gewöhnen, lassen sie beständig viele, ganz auf dieselbe Art gemachte auf dem Wasser umherschwimmen.

Ich traf die nöthigen Anstalten zu einer Reise in einige südliche Gebiete des columbischen Freistaates, der zur Zeit, von der hier die Rede ist, im Werden und Wachsen begriffen war. Bolivar ward dazumal mit Recht als der größte Mann, als der gefeierte Volksheld America's gepriesen. Don Pedro Gual, columbischer Minister, hatte die Güte gehabt, mir ein an die Magistrate aller Städte und Dörfer, durch die ich kommen würde, gerichtetes Schreiben mitzugeben, in welchem er ihnen anempfahl, mir jede mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Gleiche Aufträge hatten, wie ich später erfuhr, die Gouverneurs der Provinzen von der Regierung erhalten, und ich muß rühmen, daß sie auch überall gewissenhaft vollzogen wurden. Sieben starke Maulthiere trugen unser Gepäck; mit Vorräthen von Chocolade, Zwieback und gesalzenem Rindfleisch, das in lange Stücke geschnitten und getrocknet war, hatten wir uns auf einen Monat versehen. Es war mir gesagt worden, daß wir, bis wir uns dem sogenannten Paramo Guanacos, der höchsten Spitze der Anden, welche wir auf unserem Wege nach Popayan zu übersteigen hatten, bis auf etwa sieben Tagereisen genähert, Eier und Geflügel zu kaufen bekommen könnten.

Begleitet von lieben Freunden, deren ich stets mit innigem Vergnügen gedenken werde, verließen wir an einem schönen Herbstmorgen Bogota. Gewürzt ward unser Scheiden durch die erfreuliche, auf amtlichem Wege angelangte Nachricht von einem neuen Siege Bolivars über die spanischen Truppen in Peru. Unsere Freunde begleiteten uns bis zu dem indianischen Dorfe Bogota, der ehemaligen Kazikenresidenz. In südwestlicher Richtung ist das Land von einigen wenig steilen, baumlosen Bergketten durchzogen; jedoch die Thäler zwischen denselben sind

herrliche Weideplätze, auf denen Pferde und Rindvieh in Menge grasen. In einer kleinen Posada, Boca del Monte genannt, nahmen wir unser Frühstück ein und plauderten eine Weile mit Indianern und andern Landleuten. An den Bäumen erblickten wir die schwebenden Nester der Oropendulums, und tropische Vögel und Schmetterlinge umflatterten uns.

Die Aussicht, die wir hatten, als wir vom Plateau herabstiegen, war in der That herrlich und großartig. Die Spitzen der östlichen Bergkette waren mit Wolkenschleiern verhüllt. In einiger Entfernung vor uns lag, von ländlichen Hütten umgeben, die kleine Stadt La Mesa. Diesen Namen hat sie von ihrer Lage auf einer plattenförmig emporragenden Ebene. Im Hintergrunde sind große Wälder, aus denen dazumal Flammen und Rauchwolken emporstiegen; man hatte sie angezündet, um den Boden zu urbarem Lande zu gewinnen. Zu unsern Füßen eröffnete sich eine wildromantische Gegend, hie und da von tosenden Waldbächen durchströmt. Das Ganze bildete eine Landschaft, die es verdient hätte, von einem Salvator Rosa aufgenommen zu werden.

In einem düstern Walde, durch den wir kamen, zeigte uns unser Führer auf der linken Seite des Weges eine große Höhle, in der sich einst mehrere Jahre ein frommer Eremit aufhielt, der sich durch die Wundercuren, die er unter dem Volke verrichtete, großen Ruhm erwarb. Er hatte nur wenige Bedürfnisse, lebte meistens von Früchten, Wurzeln und Wasser und nahm für seine Hülfleistungen nie die geringste Bezahlung.

Um vier Uhr des Mittags erreichten wir La Mesa. Auf unserem Wege waren wir durch das schöne Dorf Tenja gekommen, woselbst General Briceno Mendez, damals columbischer Kriegsminister, und sein Bruder, Obrist bei den Gardehusaren, ein schönes Landhaus und in der Umgegend weitläufige Grundstücke besaßen. Auch die Wälder, die wir unterwegs im Brande sahen, gehörten mit zu ihren Besitzungen; das gewonnene Land sollte zum Anbau von Mais benutzt werden, der auf solchem urbar gemachten Boden mehrere Jahre hindurch vortrefflich gedeiht, so wie auch der Pisang und Kaffee. Man schafft die Wurzeln der größern Bäume allmählich fort, viele der kleinern aber läßt man in der Erde.

Auf unserem Wege begegneten wir zahlreichen Maulthieren, die mit Früchten und mancherlei Producten der heißen Zone beladen waren. Sie gingen alle nach Bogota zum Markt, zu dem, wie man mir sagte, die Indianer und viele Landleute, die ihn mit den Erzeugnissen ihrer kleinen Maiereien versehen, sechs Tagereisen weit herkommen.

Bei unserer Ankunft in La Mesa trafen wir den Vicepräsidenten, der eben im Begriff war, nach dem Landhause des Kriegsministers abzureisen, nachdem er den Tag zuvor dem Obristen der dortigen Miliz, Olaya, bei dem wir unser Nachtquartier nahmen, einen Besuch abgestattet hatte. Willthew, der Adjutant des Vicepräsidenten, ein junger Engländer, erbat sich von Sr. Excellenz die Erlaubniß, uns bis zu der Stadt Tocayman zu begleiten, welche dieser ihm freundlich verwilligte. Obrist Olaya erzählte mir, daß er sich zur Zeit, da die Spanier diese Gegenden besetzt hatten, drei Jahre lang in den benachbarten Gebirgen verborgen gehalten habe. Da leichte Truppen, um Flüchtlinge aufzusuchen, beständig die Wälder durchstreiften, war er fortwährend sehr großer Gefahr ausgesetzt, mußte häufig seinen Zufluchtsort verändern und war oft nahe daran zu verhungern. Sein ältester Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mann von einundzwanzig Jahren, wurde gefangen und auf dem Markte von La Mesa, wenige Schritte von seinem Hause, erschossen. Alle Cacao-, Kaffee- und Zuckerplanzungen, die der Obrist in der Umgegend besaß, wurden zerstört. Er versicherte aber, daß er alle diese Opfer gern verschmerzen wolle, da die Columbier doch den Zweck ihres Kampfes erreicht und von dem schädlichen Joch der Spanier sich frei gemacht hätten.

Der Markt von La Mesa ist sehr beträchtlich; er wird von den Bewohnern der Städte Tocayman, La Purificacion, ja sogar von dem volle zehn Tagereisen weit entfernten Neyva aus besucht und mit mannichfachen Artikeln versehen. Neyva ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, welche Goldstaub, getrocknete Fische aus dem Magdalenenstrom, allerlei Früchte, Felle von Tigerkatzen und andern Thieren gegen die Producte der Ebene Bogota's vertauscht. Der Obrist sagte mir, er könne in seinem Bezirke zweitausend Mann Miliz aufstellen, die alle mit Piken und Feuergewehren bewaffnet seyen.

Wir verließen unsern freundlichen Wirth und erreichten in drei Stunden das kleine Dorf Arapoyma, wo wir bei dem Pfarrer einkehrten, mit welchem Willthew in einiger Bekanntschaft stand. Der gute alte Mann empfing uns mit herzlichem Wohlwollen und veranstaltete ein reichliches Frühstück für uns. Wir bewunderten alle die Schönheit eines jungen Mädchens von acht bis neun Jahren, das mit in seinem Hause wohnte. Sie war die Tochter der Haushälterin, die eine gleichfalls schöne Brunette war. Der gutgelaunte Alte nahm es nicht übel, daß wir ihn mit der großen Aehnlichkeit aufzogen, die wir zwischen ihm und dem Kinde wahrzunehmen vorgaben. In der That machten wir ihm damit ein Compliment, da er ungeachtet seines gutmüthigen Gesichts und seiner großen blauen Augen, die in diesen Gegenden selten sind, doch nicht mit irgend etwas Schönem verglichen werden konnte. Er war aus den Ebenen von Apure gebürtig, und nachdem er bei allen Gelegenheiten großen Eifer für die Sache der Freiheit gezeigt hatte, von der Regierung mit der Pfarrstelle in Arapoyma belohnt worden, woselbst er sich durch sein liebevolles Wesen das Zutrauen und die Achtung seiner Pfarrkinder und aller Bewohner der Nachbarschaft erworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Interessanter Münzfund. Das norwegische Blatt „der Constitutionelle" vom 2 Sept. meldet nach dem Wisby Ugeblad, daß man auf der Insel Gotland einen Silberschatz von etwa 7½ Mark Gewicht fand; außer einer Spange und einigen abgehauenen Silberstangen fand man 1500 Silbermünzen aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, wovon zwei Drittheile deutsche, namentlich kölnische, bayerische, sächsische, böhmische und ungarische, und ein Drittheil russische, angelsächsische und dänische; die angelsächsischen Münzen sind namentlich werthvoll. Außerdem waren dabei eine persische, einige konstantinopolitanische und drei schwedische aus den Zeiten Olaf Skotkonungs. Der ganze Fund wurde der Regierung zugestellt.

Polygamie und Polyandrie im Himalaya. Dr. Robert, der vom Pendschab aus in den Himalaya bis gegen die chinesische Tatarei hin vordrang, meldet: „Die seltsamste Sitte hier ist die Polyandrie, oder man möchte sie fast eher die Polyadelphie nennen, denn daß eine Frau mehrere Männer heurathet, kommt nur unter Brüdern vor. Dieß haben sie mit den Todas in den Neilgherries gemein. Wenn man nach dem Grunde dieser seltsamen Sitte fragt, so wird gewöhnlich die Armuth angeführt, und dieß ist auch das Wahrscheinlichste, denn alle Vornehmen und Reichen haben sowohl in den Bergen als in den Ebenen mehrere Weiber. Die Mädchen werden verkauft, und der gewöhnliche Preis ist 60, 80 bis 100 Rupien, was die Armen nicht erschwingen können."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1845.

Die Faröer.

(F. Thaarup Danske statistik. Kiöbenh. 1844.)

Die Volksmenge nimmt unter diesem Klima nur sehr unmerklich zu und gewinnt von außen nichts, die Inseln müßten sonst weit stärker bevölkert seyn und könnten auch wirklich eine ungleich größere Volksmenge ernähren. Die etwa siebentausend Einwohner sind in siebzehn Kirchspielen vertheilt; kein einziges geschlossenes Dorf findet sich, da die Insulaner in einzelnen Höfen zerstreut leben. Die Wohnhäuser sind äußerst niedrig, theils von Stein, theils von Balken erbaut, und mit Steinwänden oder Erdwällen umgeben, innerhalb deren die Gärten und Aecker belegen sind. Diese Höfe heißen Indengaards, dagegen die außerhalb der Einfriedigung belegenen Grundstücke Udengaards.

Die Insulaner stammen von den Normännern ab und reden auch Norsisch, doch nach dänischer Mundart; ein wenig gebildeter, kunstloser Menschenschlag, der jedoch viele Tugenden seiner Väter bewahrt und sehr arbeitsam ist. Die Landleute sind theils erbliche Eigenthümer ihrer Güter oder Odelsbauern, theils Pächter von Gütern, die der Krone gehören und wofür sie einen bestimmten Pachtzins bezahlen. Einige Inseln sind lediglich von Fischern bewohnt, die keinen Landbau treiben. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Gerstenmehl oder Grütze, Milch und Fische; Rindfleisch mit Brod gehören schon zu den Luxusspeisen. Statt der Butter genießen sie das eigenthümliche Rutalle. Die Kleidung besteht aus selbstgewebtem Wadmal, selbst das Hemd der geringern Volksclasse ist aus Wolle.

Die Gruppe der Faröer besteht aus 25 größern und kleinern Eilanden, wovon siebzehn bewohnt, die übrigen bloße Klippen und Holme oder Grasplätze sind. Der Name Faröer kommt von den wilden Schafen (Faar), welche die ersten Ansiedler vorfanden. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts sind diese Eilande von geflüchteten Normännern aufgefunden und bevölkert worden.

Die Oberfläche ist voll Berge und Klippen, welche zum Theil sehr hoch aus dem Meere hervorstehen, und mit Felsenriffen umgürtet sind; steil und hoch erhebt sich das Gestade, zum Theil so schroff, daß die Insulaner sich, um zur See zu gelangen, an Stricken in ihre Boote hinablassen müssen. Doch bildet das Meer auch hier, besonders an den größern Inseln, Buchten und Busen, die in Häfen und Ankerplätze eingetheilt werden, wovon die besten der Westmannhaven auf Stromöe und der Kongshaven auf Osteröe sind. Das Meer umströmt diese Felseninseln mit großer Gewalt, in den engen Canälen, welche die verschiedenen Inseln von einander trennen, entstehen heftige Strömungen oder Wirbel, auch haben alle Inseln mehr oder weniger gefährliche Brandungen.

Die Berge bestehen meistens aus Basaltpfeilern; auf der Insel Oesteröe zeigt sich eine fast meilenlange Reihe von Basaltpfeilern, fast so regelmäßig gestaltet, als die in der berühmten Höhle von Staffa. Unter diesen Basaltbergen erheben sich mehrere 300 Toisen hoch über den Spiegel des Meeres; der Skalingsfield auf Stromöe 2040 Fuß. Auf der felsigen Oberfläche steht eine höchstens zwei Ellen, an mehreren Stellen aber auch weit minder mächtige Schicht von Erde, theils sandig, theils mulmig, meistens aber moosig, tief genug, um mehrere Vegetabilien zu produciren, vorzüglich aber zur Weide geeignet. Es gibt keine Flüsse, wohl aber Bäche und Quellen, die das Land hinreichend bewässern.

Das **Klima** ist rauh, doch bei weitem nicht in dem Maaße, als man unter einer solchen Breite vermuthen sollte; der Winter ist fast milder als in Dänemark, selten hält der Frost einen Monat lang an, und nur in sehr kalten Jahren bedecken sich die Buchten mit Eis. Der Sommer ist indeß sehr kurz, nur die Monate Julius und August kann man Sommermonate nennen, und doch erreicht die Hitze nie einen hohen Grad. Gewitter gibt es im Sommer nicht, wohl aber im Winter, und Orcane, Stürme und Wirbelwinde sind Winter und Sommer an der Tagesordnung; besonders furchtbar sind die Stoßwinde, welche von den Gebirgen plötzlich herunterstürzen und Aufruhr über die ganze Schöpfung hervorbringen, vor allen aber den Schiffen in den Canälen Unglück drohen. So gefährlich aber auch diese beständigen Winde und so nachtheilig sie der Vegetation sind, indem sie keinen Baum aufkommen lassen, keine menschliche Wohnung auf

Höhen dulden, so sind sie dafür auch von großem Nutzen, indem sie die Luft von den aus dem Meere aufsteigenden Dünsten reinigen. Die Inseln sind daher gesund und die Einwohner wenigen Krankheiten unterworfen.

(Schluß folgt.)

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Fortsetzung.)

Tiflis, 30 Mai.

Oft geben Festlichkeiten, welche von den Voreltern auf die Enkel vererbt und von diesen heilig gehalten werden, eine richtigere Einsicht in die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes, als manche speculative Untersuchungen eines schreibfertigen Gelehrten. Darum will ich ohne alle Bemerkungen über zwei Tiflisser Hauptfeste berichten, an denen ich Antheil nahm.

Am 26 Mai feiern die Armenier das St. Georgenfest. Zehn Werste von Tiflis auf einem Berge liegt ein armenisches, nach diesem Heiligen benanntes Kloster, das nicht nur von allen transkaukasischen Christen, sondern auch von den Mohammedanern verehrt wird. Darum strömt an diesem Tage eine ungewöhnliche Menge Menschen an diesem Ort zusammen. Am Abend zuvor verabredeten wir uns mit einigen jungen Leuten, am nächsten Morgen dahin zu reiten, und brachen auch wirklich um fünf Uhr auf. Außerhalb der Stadt geht es einen steilen, steinigen Berg hinan, der je weiter hinauf immer steiler, unfruchtbarer und wilder wird. Unsere armen Pferde kletterten mit Mühe hinauf und stolperten bei jedem Schritte. So kamen wir etwa sechs Werste weit, ruhten als wir den Gipfel erreicht hatten, einige Augenblicke von unsern Anstrengungen aus, und ritten nun, wenn auch nicht auf ganz ebenem Wege, doch auf einem mit Feldblumen bedeckten Grasboden fort. Auf gleichem Boden geht es hinab nach dem Kloster, das in einer Schlucht liegt. Auf diesem ganzen Weg zog sich ein bunter, mannichfaltiger Volkshaufen hin, theils zu Pferd, theils zu Wagen, meistens aber zu Fuß, unter den letztern viele Weiber, einem gethanen Gelübde zufolge barfuß. In frühern Zeiten war, nach der Aussage der Eingebornen, das Fest ohne Vergleich glänzender, und man rüstete sich Wochen vorher auf diesen Tag. Fast die ganze Tiflisser Jugend nahm an dem Feste Theil, und theilte sich gewöhnlich in einzelne Schaaren, von denen jede gleichartige Pferde ritt und gleichmäßig gekleidet war; jede hatte ihren Anführer, ihre Musik und ihre Fahne. Diese Schaaren zogen in der Morgendämmerung unter großer Begleitung des Volks fort, und führten nach der Messe kriegerische Spiele aus, als Wettrennen, Dscherridwerfen, Gewehrfeuer u. s. w. Jetzt lebt diese Sitte nur noch in der Erinnerung, und man spricht davon mit Seufzen. In der Kirche war ein unerträgliches Gedränge. Obwohl wir uns so sehr geeilt und so früh aufgebrochen waren, so kamen wir doch nicht mehr recht zur Messe, und der Volkshaufen küßte bereits das wunderthätige Bild des h. Georg. Unter der Menge befanden sich einige Schwerkranke, welche von ihren Verwandten herbeigebracht worden waren, und in ihren Betten in freier Luft dalagen, voll warmen Glaubens und sicherer Hoffnung auf die wunderthätige Kraft des allverehrten Heiligen. Rund um das Kloster, eine Viertelstunde weit, war das Volk in zahlreichen Gruppen gelagert, da und dort waren Zelte aufgeschlagen, und Familien waren beim Frühstück, das aus Käse, Schischlok und Kachetiner Wein bestand. Um die Kirche her schlachtete man Hämmel, briet sie am Spieße und vertheilte das Fleisch an die Armen, welche das Fest benutzend in Schaaren unter dem Volke herumliefen. Auf dem Wege spielten blinde Derwische, die hiesigen Minstrels, auf dem Tschungur, und sangen ihre improvisirten Lieder. Junge, artige Frauen verbargen sich, wie gewöhnlich, vor den neugierigen Blicken der Jugend unter dem Schleier, während die mißgestalteten alten Weiber mit entblößter Brust schamlos unter dem Volke sich herumtrieben.

Da ich meine Wohnung nüchtern verlassen und den beschwerlichen Weg zehn Werste weit zu Pferde zurückgelegt hatte, so hungerte mich nicht wenig; wir gingen deßhalb in den nächsten Garten, um zu frühstücken, worauf wir noch einige Zeit herumschlenderten und dann uns auf den Rückweg machten. Kaum war ich sehr abgeschlagen nach Hause gekommen und hatte mich zum Ausruhen niedergelegt, als man mich weckte, daß ich zu einem Mittagsmahl vor der Stadt, zu dem ich eingeladen war und wo Abends ein Wettrennen abgehalten werden sollte, mich auf den Weg machen möchte. Trotz Müdigkeit und Kopfschmerz konnte ich die Einladung nicht ablehnen. Das Mahl war reichlich und mit vortrefflichen Weinen genetzt. Abends gingen wir zu dem Wettrennen. Auf einem flachen, breiten Wege befanden sich einige junge Leute, welche ihre Gewandtheit und Keckheit zeigen wollten, mit ihren Hengsten herumrannten, in vollem Rennen mit Stöcken nach einander warfen, mit Gewehren schossen und einander an Gewandtheit zu übertreffen suchten. Das Schauspiel war nichts besonderes; es gab keine reichen Anzüge, keine ausgezeichneten Reiter, keine besonders guten Pferde, wie dieß nach Aussagen der Eingebornen in früherer Zeit der Fall gewesen war. Man konnte es mehr nur als Kinderspiel ansehen, aber das Zusammenströmen von Neugierigen war außerordentlich: am ganzen Bergabhang war das Volk in dichten Haufen gelagert, so daß man von unten auf Tausende von Köpfen sehen konnte, welche theils mit ermunterndem Geschrei, theils mit lautem Gelächter lebendigen Antheil an dem Rennen nahmen. Auf der Seite in einer besondern Gruppe standen die Frauen in ihren unerträglichen Tschadras. Die flachen, mit Teppichen bedeckten Dächer der Häuser waren mit denen der höhern Gesellschaft besetzt, um welche sich Officiere herumtrieben. Das Schauspiel, das die Zuschauenden darboten, war ohne Vergleich reizender und interessanter, als das, um dessentwillen sie gekommen waren.

Nach der Beendigung des Rennens ritt ich nach Hause. Das Wetter hatte sich plötzlich geändert; Wolken bedeckten den Himmel, Donner und Blitz folgten sich rasch, und bald strömte der Regen in Hülle und Fülle herab; da ich im bloßen Ueber-

reck war und bis auf die Haut durchnäßt wurde, kam ich unglaublich ermüdet nach Hause zurück und warf mich aufs Bett, vollständig überzeugt am nächsten Morgen das Tiflisser Fieber zu haben. Aber ein wohlthätiges Schwefelbad, das ich gleich am Morgen nahm, erfrischte mich so sehr, daß ich die Müdigkeit und die überstandenen Beschwerden bald vergaß.

Am 27 Mai feiern die Georgier das Fest des h. David. Auf dem Berge, welcher die Westgränze von Tiflis bildet, und Mta-zminda, der heilige Berg heißt, steht eine kleine und nicht sehr schöne Kirche zum heiligen David; sie wurde gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts von dem h. David gebaut, einem der dreizehn syrischen Väter, die im J. 566 nach Georgien kamen. In neuern Zeiten, namentlich im J. 1808 wurde die Kirche völlig umgebaut, und bei derselben ein kleines Frauenkloster gegründet. Hier erging sich der unvergeßliche Gribojedoff besonders gerne, und in der That ist dieß auch wohl der schönste Punkt in ganz Tiflis. Von dem Berge hat man eine reizende Aussicht: unten breitet sich die von Weingärten umgebene Stadt auf einem unebenen Boden aus, und wird so zu sagen von dem reißenden, von grünen Ufern eingeschlossenen Kur durchrissen; am fernen Horizont erglänzen in ewiger Schönheit die gezackten altergrauen Gipfel der kaukasischen Berge; rund herum herrscht fromme Stille, und allein die Kirche hebt sich hoch empor, als sey sie dem ganzen eiteln Geräusche fremd. Wer es liebt zu Zeiten ein einsames Gespräch mit sich selbst zu führen, kann dazu keinen bessern Platz finden. In diesem Berge ist unterhalb der Kirche ein Grab ausgehauen, wo über den Gebeinen Gribojedoffs von seiner Gemahlin ein schönes Denkmal errichtet wurde. Auf einem marmornen Piedestal steht ein Kreuz, zu dessen Füßen eine knieende Frau das von Kummer gebeugte Haupt senkt, und neben diesen beiden Symbolen liegt ein Buch mit der Aufschrift: Gore ot uma. *) Das Crucifix, die weibliche Figur und das Buch sind von Bronze.

Der ganze Berg war von Leuten in ihren Festkleidern übersäet, Georgierinnen aus den besten Familien trugen ihr Nationalcostüm und waren ohne Schleier. Um die Kirche her gelagert in Erwartung des hochehrwürdigen Exarchen Georgiens, der an diesem Tage selbst die Messe halten wollte, sprachen sie ohne Ziererei und provincielle Geschämigkeit, wobei sie mit ihren Sonnenschirmen spielten, und so, gleichsam unwillkürlich, ihre niedlichen in französischen Handschuhen steckenden Händchen zeigten. Einige von ihnen gingen zur Kirche, und drückten kleine Steinchen an die Mauer; blieben diese hängen, so strahlte einen Augenblick vergnügtes Lächeln über ihr Gesicht, weil dieß ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche weissagte; im entgegengesetzten Falle kehrten sie traurig an ihren Ort zurück und erröthheten über die Scherze ihrer Freundinnen. Am Abend fand ein Spaziergang am Fuße des Berges statt, wobei die einen zu Pferd, die andern zu Wagen erschienen, das Volk aber durchaus zu Fuße ging. Da und dort erschallten Klänge der nationalen Musik und es bildeten sich Gruppen. Angeregt durch die Musik trat da und dort ein junger Mann aus der Schaar hervor und begann unter dem tactmäßigen Geklatsche der Hände die Lesginka; am andern Orte sahen wir einen Kreis von Frauen, dießmal ohne Schleier, und in ihrer Mitte mit Trommeln in den Händen ein Paar junge Georgierinnen, die gleichfalls die Lesginka tanzten; weiterhin drängte sich eine dichte Schaar um zwei junge Leute, die im Ringkampf ihre Gewandtheit und Stärke zeigten. Erst der späte Abend machte diesen Belustigungen ein Ende. (Schluß folgt.)

*) „Kummer durch Verstandesbildung," der Titel eines berühmten Lustspiels Gribojedoffs, der bekanntlich in Teheran bei der Erstürmung des Gesandtschaftshotels von dem wüthenden Pöbel erschlagen wurde.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

La Mesa. — Tocayman.

(Schluß.)

Der übrige Theil unseres Weges ging durch eine gebirgige, unebene, großentheils mit Wald bedeckte Gegend. Je weiter wir abwärts stiegen und uns dem Städtchen Tocayman näherten, desto mehr nahm die Hitze zu. Unterwegs begegneten wir mehrern Familien aus Bogota, die zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit die in Tocayman befindlichen Mineralbäder gebraucht hatten und jetzt wieder in die Hauptstadt zurückkehrten. Nach einem sehr heißen Marsch kamen wir an eine angenehme kühle Stelle am Ufer des Bogotaflusses, woselbst eine indianische Hütte stand, die von der Königspalme und immergrünen Waldbäumen schön umschattet war. Hier war ein großer Zusammenfluß von Maulthieren und deren Treibern, die zum Theil auf dem Wege nach der Hauptstadt begriffen waren, zum Theil von derselben zurückkehrten. Einige von den Treibern wuschen ihre Thiere, andere lagen auf der Erde oder in ihren zwischen zwei Bäumen befestigten Hängematten und schliefen, andere verzehrten im Schatten der dichten Zweige ihre einfache Mahlzeit. Diese verschiedenen Gruppen von Männern, unter denen sich auch einige Frauen zerstreut befanden, gewährten von einer nicht weit gelegenen Anhöhe aus betrachtet einen sehr unterhaltenden Anblick und hätten den Gegenstand eines interessanten Gemäldes abgeben können.

Um vier Uhr des Nachmittags erreichten wir Tocayman. Die Ruhr hatte mich indessen so angegriffen, daß ich ernstlich zu besorgen anfing, ich würde meine Reise nicht fortsetzen können. Feste Gesundheit ist bei einer Reise durch diese dünnbevölkerten Gebirge und Ebenen, wo man sich nur selten Arznei und ärztliche Hülfe verschaffen kann, durchaus nothwendig. Fast die Hälfte der Einwohner, die sterben, mögen wohl ein Opfer des Mangels an ärztlicher Verpflegung seyn. Ich beschloß indessen einige Tage in Tocayman zu bleiben und daselbst abzuwarten, ob mir meine Gesundheit verstatten würde weiter zu reisen.

Der Alcalde von Tocayman hatte uns unser Quartier bei einem alten Pfarrer angewiesen, der ganz das Gegentheil von unserem freundlichen Wirthe in Arapoyma war. Niedriger Geiz war der Hauptzug seines Charakters, und das einzige Vergnügen, welches er kannte, war seine Gold- und Silbersäcke zu hüten. Neben diesen hielt der alte Geizhals fast die ganze Nacht hindurch Wache und stand dann den folgenden Tag selten vor eilf oder zwölf Uhr auf. Wir trafen diesen Filz, dessen einzige Sorge für seinen Mammon war, mit einer affectirten, scheinheiligen Miene hinter einer alten lateinischen Bibel sitzend, in der er sich das Ansehen gab zu studiren. Sein Gesicht war das deutliche Abbild seiner häßlichen Seele, und seiner magern Gestalt sah

man es an, daß er sich bei allen Reichthümern dennoch die nöthigsten Nahrungsmittel versagte. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts in seinem Hause bot er uns auch nicht ein Glas Wasser an. Da wir indessen mit allen zur Reise nöthigen Bedürfnissen versehen waren und in der Stadt Fische und Geflügel haben konnten, so kümmerte uns dieß wenig. Dr. Cheyne, der sich in Bogota niedergelassen und daselbst bei vielen der ersten Familien in große Gunst gesetzt hatte, war so gütig gewesen, uns mit Medicin gegen Wechselfieber, Ruhr und andere Uebel zu versehen und uns genaue Anweisung zu geben, wie wir sie in nöthigen Fällen zu gebrauchen hätten. Auch fanden wir ganz unerwartet unter seinen Arzneien einen kleinen Vorrath von Emdener Grütze, die ich auf Willthews Anrathen, zu dickem Schleim gekocht, zu mir nahm. Dieses Mittel hatte auch eine so gute Wirkung auf meine Gesundheit, daß ich mich in zwei Tagen stark genug fühlte, meine Reise weiter fortzusetzen.

Am Tage meiner Ankunft besuchte mich der Commandant der Stadt und bezeigte mir seine Bereitwilligkeit, mir mit allem, was in seinen Kräften stände, zu dienen. Unter andern erzählte er mir auch, daß man bei Tocayman das Gerippe eines großen Thieres entdeckt habe, und als er mir den andern Tag einige Knochen desselben zeigte, erkannte ich sie sogleich für die eines antediluvianischen Mammuths. Der Commandant schenkte mir ein Stück von einem Schenkelknochen, welches ich ihn bis zu meiner Rückkehr aufzuheben ersuchte und nachmals mit nach England brachte

Tocayman ist ein Badeort, der zur Zeit unseres Aufenthalts voll von Kranken und Gebrechlichen aus Bogota war. Das Wasser enthält Vitriol-, Eisen- und Schwefeltheile. Personen, die mit rheumatischen Uebeln, dem Scorbut oder der Lustseuche, welche leztere in Bogota besonders häufig ist, behaftet sind, besuchen das hiesige Bad, um daselbst ihre Krankheit auszuschwitzen, wie man sich auszudrücken pflegt. Alle Krankheiten, die durch Beförderung der Ausdünstung curirt werden müssen, sind, nach dem Urtheil der Aerzte, in Bogota wegen der dünnen kühlen Atmosphäre, welche die Poren zusammenzieht, schwer zu heilen. Alle bemittelten Einwohner Bogota's gehen, des Wechsels der Luft wegen oder um ihre Krankheiten in dem wärmern Klima zu curiren, jährlich auf einige Monate nach Guadias, La Mesa oder Tocayman. Die Zahl der Einwohner in leztgenanntem Städtchen belief sich damals auf etwa tausend vierhundert; es hatte zwei kleine Kirchen und eine vor kurzem eingerichtete Lancasterschule.

Musik und Tanz sind die vorzüglichsten Belustigungen der Leute in Tocayman; jeden Abend vernimmt man, wie in Altspaniens Städten und Flecken, die Guitarre und leichte Füße, die sich nach ihren Tönen bewegen. Der Hausherr oder die Hausfrau nehmen den Fremden freundlich auf, der Lust bezeigt einzutreten, um zuzusehen oder mitzutanzen. Die Frauen haben schöne Augen und meistens eine gefällige Gesichtsbildung. Viele der hiesigen Einwohner haben in ihren Häusern ein Altarstück mit einem Jesuskind, welches sie des Abends mit Wachskerzen erleuchten und mit Blumen und Muscheln verzieren. Jedermann ist es gestattet, während dieser religiösen Schaustellung ein- und auszugehen. Früher war ein Franciscanerkloster in Tocayman und die Mönche hatten inmitten guter Katholiken sehr gute Tage.

Maulthiere, welche aus den kühlern Ebenen Bogota's kommen, werden hier oft in der starken Hitze von einem Uebel befallen, welches man Sollan (Sonnenstich) nennt und von den Maulthiertreibern durch Aderlassen und geistige Flüssigkeiten, die sie in des Thieres Ohren gießen, curirt wird.

Wir verließen Tocayman, begleitet von dem Commandanten, von Willthew und einigen columbischen Officieren, die sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit hier aufhielten. Unsern alten filzigen Wirth ließen wir ungestört im Bette liegen. Als wir an dem Gefängnisse vorüberkamen, wunderte ich mich dasselbe mit jungen Leuten angefüllt zu sehen. Als ich mein Befremden gegen den Commandanten äußerte und sagte, es müßten hier wohl viele Räubereien vorfallen, erwiederte er: „O nein, die Leute in dieser Gegend sind ruhig und ehrlich; die Gefangenen, welche Sie hier sehen, sind Freiwillige aus der Provinz Neyva, die zu dem in Bogota neu errichteten Regiment abgehen sollen und deßwegen hier eingesperrt sind, damit sie nicht davon laufen." Diese Art Freiwillige zu transportiren war uns eben so neu als belustigend.

Ueber den Bogotafluß, den wir passiren mußten, fuhren wir in einer Pirogue, während die Maulthiere mit unserem Gepäck den durch die anhaltende Dürre sehr seicht gewordenen Fluß durchwateten. Hier schieden wir von unsern Begleitern und sezten mit einem Führer, der zu Fuße ging, unsere Reise weiter fort.

Unser Weg ging den ganzen Tag durch eine große Savanna, in der es außerordentlich heiß war. Wir begegneten noch mehrern Freiwilligen, die mit den Händen aneinander gebunden waren, so daß es im columbischen Dienste nur dem Namen nach Freiwillige zu geben schien. Einmal an das Soldatenleben gewöhnt und vom Heimweh befreit, fochten diese Leute mit eminenter Tapferkeit, insbesondere diejenigen Truppencorps, welche Bolivar und Paez commandirten.

Nicht weit von dem Wege sahen wir öfters hölzerne Kreuze auf Grabhügeln stehen, die man mit großen Steinen bedeckt hatte, um die wilden Thiere zu verhindern, die Leichname auszuscharren. Die Einwohner, welche in der Nähe ihrer Wohnungen keine Kirche haben, ersehen sich einen Ort an der Landstraße zu Grabstätten für ihre Todten aus, um jeden Vorübergehenden zu veranlassen, ein kleines Gebet für die Seele des Verstorbenen zu verrichten.

Der König von Apollonia an der afrikanischen Westküste in der Nähe des Gebiets von Axim soll ausnehmend reich und mächtig seyn. Wenn man dem Bericht seines nächsten civilisirten Nachbars, des Gouverneurs von Axim, glauben darf, so ist sein Haus aufs prächtigste im europäischen Styl ausgerüstet. Goldene Becher und Teller finden sich auf seiner Tafel, und alles andere ist im Verhältniß. Auch soll er große Schätze in Goldstangen und Goldstaub haben. Der Gouverneur von Dixcove sagte mir, er habe vor etwa vier Jahren eine englische Expedition nach Apollonia begleitet, das immer noch von den Engländern in Anspruch genommen wird, obgleich sie ihr Fort in jenem Lande aufgegeben haben. Der König floh, einige englische Soldaten öffneten das Grab seines Vorgängers und nahmen eine unbekannte Menge Gold mit sich. Später ward auf Befehl des Gouverneurs der Rest aus dem Grabe geholt und belief sich noch auf mehrere hundert Dollars. Außer den Schätzen waren auch alle Geräthe, deren er sich im Leben bedient hatte, mit ihm begraben worden, und man fand auch vier Skelette, zwei weibliche und zwei männliche, unter dem Sarg des Königs begraben. Sechzig Menschen sollen bei seinem Leichenbegängniß geschlachtet worden seyn, von denen nur den Vornehmsten auch im Tode noch gestattet war, sich ihrem Herrn so weit zu nähern, um ihm im Lande der Geister zu dienen. (Journal of a African Cruiser.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1845.

Ausflug von Moskau nach Transkaukasien.

(Schluß.)

Achalzich, 5 Julius.

Ich trennte mich auf eine Zeitlang von meinem bisherigen Reisegefährten, verließ Tiflis am 2, und gelangte am 4 über Gori, Suram, die Schlucht von Borschom und die Veste von Azchur nach Achalzich, eine Entfernung von etwa 206 Wersten. Bis Suram geht der Weg ganz eben fort, und würde der Reise gar kein Hinderniß entgegensetzen, wenn man nicht über zwei Flüsse setzen müßte, 50 Werste von Tiflis über den Oksan, und 90 Werste davon über die Ljachwa. Diese Flüsse sind im Winter und Sommer ganz unbedeutend, ja sie trocknen an manchen Stellen gar aus, im Frühjahr aber zur Zeit der Schneeschmelze überströmen sie die Ufer, und werden, namentlich die Ljachwa, so reißend, daß es keine Möglichkeit ist eine Brücke zu erbauen, und der Uebergang sehr gefährlich wird — eine Eigenschaft fast aller Flüsse Transkaukasiens. Dießmal waren sie so reißend, daß man besondere Vorsichtsmaaßregeln ergreifen mußte: man setzte mich mit meinem Gepäck auf eine von zwei Büffeln gezogene Arbe, und die von dem furchtbaren Geschrei meines Automedon angespornte Kraft dieser Thiere brachte mich glücklich hinüber; die Ljachwa ist indeß manchmal so reißend, daß das Uebersetzen, außer auf Kamelen, durchaus unmöglich ist. Der Fluß fließt im Nordosten an der schon im 6ten Jahrhundert in der Geschichte bekannten georgischen Stadt Gori vorbei, welche eine reizende Lage hat, deren Häuser aber weder durch schöne Architektur, noch durch Reinlichkeit sich auszeichnen. Eine kleine katholische Kirche ist das bedeutendste Gebäude in der ganzen Stadt, welche vorzugsweise von Georgiern — darunter natürlich eine Menge Fürsten — bewohnt ist. Man bemerkt in ihr ziemlich viel Leben, denn es liegt das georgische Grenadierregiment hier.

Von Gori, dieser Hauptstadt Kartaliniens, angefangen wird der Weg durch zahlreiche, wenig von einander entfernte georgische, armenische und tatarische Dörfer belebt, welche meist mit einem Graben umgeben sind und einen runden Thurm in der Mitte haben, der ihnen in früherer Zeit als Festung diente. Ueberhaupt ist dieser ganze Weg mit Festungen übersäet, deren Trümmer auf unzugänglichen Gipfeln traurig emporstarren. Von Suram nach Borschom ist der Weg noch flach und schön, von letzterem Orte aus aber ändert er sich: man betritt die Schlucht auf einem schmalen, aber gut angelegten Weg, der auf dem rechten Ufer des Kur zwischen waldbedeckten Bergen hinführt. Der Fluß ist hier schöner als irgendwo, zuweilen tobt er gleich einem wilden Thier dahin und erfüllt die Bergschluchten mit seinem Gebrüll, bald fließt er ruhiger zwischen den wie durch Kunst mit Wald bedeckten Ufern. Da und dort erblickt man von den reizenden Thälern aus die malerischen Ruinen alter Vesten; acht Werste von der Station auf dem linken Ufer des Flusses liegen in einem kleinen engen Thal die Sodaquellen von Borschom; einige hübsche auf dem Berge angelegte Häuser sieht man vom Wege aus, und am Ufer hält ein Kahn zum Uebersetzen; ich hätte gern die Quellen gesehen, aber es war zu spät, und ich wollte noch bei Tage in die nächste Station kommen, wo ich übernachten wollte. Am folgenden Tage Morgens war ich bereits in Achalzich.

Achalzich, 28 Julius.

Der jetzige Kreis von Achalzich machte ursprünglich eine Provinz Armeniens aus, und war unter dem Namen Dain bekannt. Nach der Zertrümmerung des armenischen Reiches kam diese Provinz unter die Herrschaft der byzantinischen Kaiser, welche sie aber nicht behaupten konnten, da anfangs die armenischen Fürsten, welche ihre Güter darin hatten, dann die Georgier sie so beunruhigten, daß die Provinz an die letztern abgetreten werden mußte, welche sie auch bis zum 16ten Jahrhundert behaupteten. In dieser Zeit wechselte sie zweimal den Namen. Unter der Herrschaft der armenischen Fürsten hieß sie Ischchanaz Ergir, das Land der Fürsten, und die Stadt Ischchanaz Küg, das Dorf der Fürsten; als sie aber in die Gewalt der Georgier überging, erhielt die Stadt den Namen Achal-ziche, die neue Veste. Im Jahre 1580 wurde Menudscheher, der damals in Georgien herrschte, von den Türken geschlagen, und die Folge davon war, daß Achalzich

mit dem ottomanischen Reich vereinigt wurde; Menudschehr selbst nahm den Islam an und wurde Pascha der neuen türkischen Provinz, deren Einwohner nach und nach genöthigt wurden den Glauben der Sieger anzunehmen, mit Ausnahme jedoch der Armenier, welche trotz aller Bedrückungen der Kirche ihrer Väter treublieben. So hat der größte Theil der jetzigen Mohammedaner von Achalzich als direkte Nachkommen der alten Georgier nicht nur seine Sprache, sondern auch einen Theil seiner christlichen Gebräuche beibehalten. Die ganze Provinz ist, wie schon bemerkt, mit Trümmern alter Vesten, wahrscheinlich aus der Zeit der Herrschaft armenischer Fürsten übersäet, darum heißt auch ein Theil derselben Pertaz-Zor, was im Armenischen das Thal der Festungen bedeutet. Dieß Land ist nach allen Richtungen mit Bergen bedeckt und von zahlreichen Flüssen bewässert, von denen die einen durch den Tschoroch ins schwarze Meer, die andern durch den Kur ins kaspische fallen. Auch ist das Land reich an Wäldern und fruchtbaren Gärten: die Aepfel und Birnen von Achalzich sind in ganz Transkaukasien berühmt.

Die jetzige Stadt Achalzich besteht aus zwei, durch den Fluß Pazchowka getrennten Städten, aus der Alt- und Neustadt. Die erstere, am Bergabhang angelegt, und ganz von den ursprünglichen Einwohnern, katholischen Armeniern und Juden bewohnt, bietet mit ihren schmutzigen, engen Straßen ein klägliches Bild dar. Die auf einem steilen Fels erbaute Festung und die katholische Kirche sind die einzigen bemerkenswerthen Gebäude in der Stadt. Die Behörden wollten gleich nach der Unterwerfung Achalzichs die in der Festung befindliche Moschee, welche wegen ihres festen und schönen Baues Aufmerksamkeit verdient, in eine rechtgläubige Kirche umwandeln, und die Arbeiten dazu waren schon begonnen, sie sind aber jetzt eingestellt, wahrscheinlich weil man die Absicht hat, die ganze Altstadt in die neue zu verlegen. Zu diesem Zweck hat die Regierung denjenigen Einwohnern, welche ihre Häuser verlassen und freiwillig in die seit dem J. 1829 in der Ebene erbaute Neustadt übersiedeln wollen, Geld zugestellt. Die neue Stadt ist vorzugsweise von Armeniern des gregorianischen Glaubensbekenntnisses, welche aus Erzerum, der Hauptstadt Hocharmeniens, übersiedelten und sich auf 1500 Familien belaufen, bevölkert. Ihre Kirche und die erzbischöfliche Wohnung gelten bis jetzt für die besten Gebäude in der neuen Stadt, wo die Straßen breit und gerade sind; fast alle Häuser sind einstöckig, mit flachen Dächern, nach dem Hof oder Garten gewendeten Fenstern, und festungsartig mit einer Mauer umgeben.

Die Armenier, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung des transkaukasischen Landes ausmachen — man zählt gegen 250,000 Seelen — und fast den ganzen Handel des Landes in ihren Händen haben, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Das armenische Volk, welches jetzt auf der ganzen Welt zerstreut ist, und seit langer Zeit seine Unabhängigkeit verloren hat, bewahrt doch noch mit Stolz die Ueberlieferungen seines hohen Alters, seiner einst berühmten Herrscher; sechzig Könige hatten nach einander den Stuhl Haiks, welcher als der erste König Armeniens gilt und dem ganzen Volke seinen Namen gab, eingenommen, als Alexander der Große das Land seinem weiten Reich einverleibte. Auf die Macedonier folgten nach einer kurzen Periode unabhängiger Könige die Arsaciden, welche von den Römern geraume Zeit niedergehalten wurden, bis sie endlich das Joch abwarfen; dann zerfiel Armenien in zwei gleiche Theile, von denen der eine durch die persischen Marzpane oder Satrapen, der andere durch konstantinopolitanische Kuropalaten beherrscht wurde. Als aber die Araber ihre Herrschaft in Asien ausdehnten, setzten diese Regenten ein, welche den Namen Ostigaken führten und von dem Chalifen zu Bagdad abhingen. Um die Mitte des achten Jahrhunderts errichteten die Bagratiden das Königreich Armenien aufs neue, und behaupteten sich 225 Jahre lang, doch nur mit einem Schatten ihrer alten Selbstständigkeit, weil über ihnen abwechselnd bald die arabischen Merwaniden, bald die Dynastien der turkmanischen Ortoniden herrschten. Die Rupenianer, die letzte Dynastie armenischer Könige, behaupteten die schwankende Selbstständigkeit noch 200 Jahre lang, im Jahre 1375 aber brachten die ägyptischen Mameluken dem unglücklichen Reich den letzten Schlag bei, und Leo VI, der letzte König Armeniens, starb zu Paris im Jahre 1393. Seit dieser Zeit ist das armenische Volk stets das Opfer der Sieger gewesen: Mongolen, Osmanen und Perser verheerten abwechselnd das Land, unterdrückten den christlichen Glauben und brachten das Volk durch ihre Grausamkeit so weit, daß es genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen und in fremden Ländern eine Zuflucht zu suchen. Diese Auswanderungen waren Ursache, daß sich Armenier jetzt an den Ufern des Bosporus und Ganges, des Araxes und des Don finden. Dennoch verschmolzen sie niemals ganz mit den Völkern, unter denen sie sich niederließen.

Die Armenier in Achalzich zeichnen sich durch Ehrlichkeit, Sitteneinfalt, Arbeitsamkeit und Frömmigkeit aus. Bei ihnen kann man den ursprünglichen Charakter der Armenier finden, weil sie so sehr an den Meinungen und Gewohnheiten des Alterthums hängen, daß sie noch auf der ersten Stufe allgemeiner Bildung zu stehen scheinen. Beispielsweise beschreibe ich ein Gastmahl, zu welchem ich von einem der Reichsten und Angesehensten unter den Armeniern Achalzichs eingeladen wurde. Das Haus dieses Mannes zerfällt wie alle andern in einen männlichen und einen weiblichen Theil, welcher letztere den Fremden unzugänglich ist. Die männliche Abtheilung besteht aus zwei oder drei Zimmern, von denen das bedeutendste mit einem Teppich bedeckt und rund herum an den Mauern mit einer Erhöhung versehen ist, auf welche man Kissen legt. Im vordern Zimmer ist ein großer Kamin, am Eingang in dasselbe ist eine Art Schrank oder Nische, in welcher der Musikant Platz nimmt. In der Ehrenecke des Saals, gewöhnlich der, welche dem Fenster nach dem Garten gegenüber liegt, — um ins Grüne schauen zu können — stellt man ein niederes Tabouret, und darauf eine ungeheure runde kupferne Schüssel Sini genannt. Auf diese legt man statt der Teller die kleinen flachen Kuchen und darauf die Speisen. Vor dem Mahle

geht ein kleiner Junge mit einer Waschschüßel in der Hand und einem Handtuche über der Schulter bei allen Gästen herum, damit jeder sich die Hände wasche. Bei solchen geladenen Gastmahlen ist stets der Geistliche des Hausherrn anwesend, und man setzt sich nur an den Tisch, wenn er den Segen gesprochen hat. Man erkennt hieraus alsbald, daß der geistliche Stand bei den Armeniern eine besondere Bedeutung hat. Von Jugend auf in strengen Religionsgrundsätzen erzogen, und ohne überflüssiges Philosophiren, hegen sie große Ehrerbietung gegen den geistlichen Stand. Der Geistliche schlichtet aber auch die Streitigkeiten, ertheilt in allen wichtigen Fällen Rath, schützt den Armen und Schwachen gegen den Reichen und Mächtigen, kurz er mahnt an die alte patriarchalische Regierungsart. Messer und Gabel gibt es bei dem Essen keine, auch Löffel finden sich nicht, weil man sie nicht braucht, da keine flüssigen Speisen vorkommen. Das Essen beginnt mit einer süßen Schüssel, dann folgen Eier, Hühnerfleisch, Grünes, Schischlyk aus Hammelfleisch, verschiedene Arten Pillau, Süßigkeiten und endlich Käse. Der Wein ist Kachetiner; hinter den Tisch dienen die Söhne des Hausherrn, deren Ehrerbietung und Gehorsam gegen den Vater unbedingt sind. Die ganze Zeit hindurch singen zwei oder drei Knaben geistliche Lieder. Nach Beendigung des Mahls wascht man wieder die Hände, und dann reicht man in kleinen Tassen ohne Henkel, die auf silbernen oder goldenen Schalen stehen, dicken Kaffee ohne Sahne und Zucker nebst langen, türkischen Pfeifen herum. Inzwischen beginnt der in der Nähe sitzende Musikant, der schon vor dem Mahle die Gäste in Erstaunen gesetzt oder vielmehr betäubt hat, aufs neue auf einem der Geige ähnlichen Instrument seine improvisirten Gesänge zu accompagniren, wobei er oft mit witzigen Worten und Gleichnißreden in orientalischem Geschmack die faul dasitzende Gesellschaft belustigt.

Achalzich, 15 August.

Von den Umgebungen Achalzichs verdienen namentlich zwei tatarische Dörfer Aufmerksamkeit, Abbas-Tuman, welches 20 Werste gegen Norden, und Urawel, welches 15 Werste südlich von Achalzich liegt. Das erste ist durch seine heißen Mineralquellen bekannt, das zweite erinnert durch seine kalten säuerlichen Quellen an die kaukasische Nardsan. Nach Abbas Tuman führt ein malerischer Weg durch Berg und Wald nach einer engen Schlucht zwischen hohen, waldbedeckten Bergen, hie und da an einer verfallenen Kirche vorbei, die von den christlichen Zeiten dieses Landes Zeugniß geben. Endlich erblickt man einige geweißte Häuschen; das sind die Bäder von Abbas Tuman. Vor vier oder fünf Jahren ließ General Golowin hier ein Militärspital bauen nebst acht kleinen Häuschen, von denen jedes zwei kleine Zimmer, ein Vorzimmer und eine Küche hat. Bis jetzt sind nur zwei Quellen benützt, da die andern noch nicht untersucht sind; die eine derselben heißt die Schlangenquelle, da hier manchmal Schlangen vorkommen, die jedoch ganz unschädlich sind. Diese Quelle enthält viel Schwefel und hat eine Temperatur von 32° R., die andere aber hat bis 38°. Ihre Heilkraft ist erstaunlich und durch viele Erfahrungen erprobt; alle Eingebornen hegen einen blinden Glauben an ihre Wunderkraft, und sie waren es bis jetzt auch beinahe allein, die sie benutzten; erst seit die Regierung sich der Sache angenommen, kommen namentlich Militärs hieher, die nun nicht mehr genöthigt sind über den Kaukasus nach Pätigorsk zu gehen. Die Lage von Abbas-Tuman ist sehr romantisch.

Der Weg nach Urawel hat einen ganz andern Charakter; zwar sind hier auch Berge, Schluchten und Flüsse, aber die Berge sind kahl und steinig, die Schluchten wild und finster, die Ufer der Flüsse nackt. Oft führt der Weg durch so enge Felsenspalten, daß wir genöthigt waren von den Pferden zu steigen und diese langsam am Zügel zu führen. Urawel selbst liegt in Bergen, auf deren Höhen man oft tiefe Oeffnungen trifft, die zuweilen von Rauch geschwärzt sind. Ich stieg einmal mit Mühe in eine solche Oeffnung hinab: sie war ziemlich geräumig, innen durch künstliche Mauern in drei Abtheilungen getheilt, und am Eingang war eine Art Befestigung aufgeführt. Halb verbranntes Holz, ein Hammelsfell und die Klinge eines zerbrochenen Dolches bewiesen deutlich, daß sie einmal Menschen als Zufluchtsort gedient hatte. In Urawel ist nur eine eisenhaltige säuerliche Quelle, kälter als die kaukasische Nardsan, denn sie hat nur 8° R. Bequemlichkeiten für die Badenden finden sich hier noch weniger als in Abbas-Tuman.

Zur Heilkraft der Quellen von Achalzich trägt auch das Klima viel bei. Es ist gemäßigt und wohlthätig: der Winter dauert drei bis vier Monate und ist kalt, aber trocken und gesund. Im Sommer ist die Hitze nur von 11 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags sehr fühlbar, und auch dann nur, wenn der Thermometer auf 30° in der Sonne steht. Die Abende sind warm, aber angenehm. Während ich die Natur und die angenehme Luft in Achalzich genoß, schrieb mir mein Freund aus Tiflis vom 24 Julius: „in diesem Backofen kann selbst der Eingeborne die drückende Hitze nicht mehr ertragen, im Schatten steigt die Hitze auf 36°, Nachts im Zimmer auf 23 bis 25°, und so dauert es seit einigen Tagen fort; Wind herrscht nicht der mindeste. Im Anfang glaubte ich die Hitze ertragen zu können, aber nach drei Tagen verlor ich den Appetit, die Bitterkeit im Munde ist abscheulich, die Zunge trocknet aus und der Kopf schmerzt mich; die unerträgliche Schwüle macht es unmöglich zu schlafen. Dazu kommen Millionen von kaum bemerklichen, aber sehr qualvollen Fliegen. Hitze und Fliegen erregen mir ein unerträgliches Jucken am ganzen Körper."

Die Faröer.

(Schluß.)

Einem ausgebreiteten Ackerbau setzt hier die Natur mächtige Hindernisse in den Weg. Die dünne Schicht von vegetabilischer Erde, welche über dem Felsengrunde liegt, gestattet den Gebrauch des Pfluges nicht, sondern nur das Grabscheit bearbeitet das Feld. Bei dem kurzen Sommer wird das Korn nie reif und muß dann zu Hause über Feuer getrocknet

werden; oft zerstört ein Orcan die Hoffnung der besten Ernte. Am meisten werden Roggen und Gerste gebaut, sodann Kartoffeln, Rüben, Karotten, Kohl und Salat, die recht gut gedeihen. Ueberhaupt gewinnen die Einwohner ihren Gerste- und Gemüsebedarf so ziemlich, obgleich sie nichts übrig haben. Der Tang und die übrigen Seegräser, welche am Gestade wachsen, dienen als Dünger. Hochstämmige Bäume gibt es wegen der heftigen Sturmwinde und der scharfen, salzigen Meeresdünste nicht, daher auch kein Obst, wohl aber vielerlei Beeren, Zwergweiden und Staudengewächse.

Die Viehzucht wird stärker getrieben als der Ackerbau, da der Boden mit den schönsten Grasarten überall bewachsen ist, auch verschiedene Futterkräuter hervorbringt. Wenn man nur während des Winters für das Vieh besser sorgen könnte. Das Pferd ist zwar klein, aber rasch, stark und sicher auf den Füßen; es wird in beträchtlicher Menge gehalten. Auch das Hornvieh ist klein, aber so fett, daß ein geschlachteter Ochse wohl einen Centner Talg gibt. Die Kühe allein kommen den Winter über in den Stall. Das Schaf ist von einer eigenen Race, weiß auf den nördlichen, braun oder schwarz auf den südlichen Inseln und von ziemlich feiner Wolle; es ist theils ganz, theils halb wild, bleibt in beiden Fällen Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel und wird nur zweimal im Jahre mit Hunden oder von Reitern auf abgerichteten Pferden in dazu eingerichtete Gehege getrieben, im Frühling zur Schur, im Herbste, um diejenigen auszulesen, die man schlachten will. Uebrigens gibt es sehr ansehnliche Heerden auf den Inseln, und mancher Bauer hat seine 500 Stück Schafe. Sehr geschätzt sind auch die Hunde der Faröer, so daß ein guter Hund in gleichem Preise mit einer Kuh steht.

Ein Hauptnahrungszweig der Insulaner ist die Fischerei; die meisten Vortheile gewährt der Häringsfang; Schollen, Dorsche, Schellfische werden ebenfalls in Menge gefangen, großentheils zum eigenen Verbrauch benutzt, Häringe und Kabliau aber eingesalzen und ausgeführt. Den Wallfischen jagen die Insulaner nicht in ferne Gegenden nach, sondern erlegen sie nur, wenn sie sich in ihren Meeren blicken lassen, welches jetzt nicht mehr so häufig wie sonst der Fall ist. Der Robbenschlag wird im September vorgenommen, und ist oft sehr ergiebig.

Der Vogelfang ist die einzige Art von Jagd auf den Inseln; der Strandvögel ist eine unbeschreibliche Zahl, die in so großen Zügen herankommen, daß sie manchmal die Luft verfinstern, und von manchen Arten fängt man den Sommer über gegen 10,000 Stück. In den zahlreichen Klippen und Holmen nisten auch grönländische Tauben, Taucher, Lummer und Alken; außerdem fängt man theils zur Speise, theils wegen ihrer Federn wilde Gänse und Enten, Schwäne, Möwen und Eidergänse. Indeß ist der Vogelfang unter allen Erwerbsarten der Einwohner der beschwerlichste, erfordert die meiste Geschicklichkeit und ist mit vielen Gefahren verbunden.

Es gibt auf diesen in mancher Hinsicht merkwürdigen Eilanden verschiedene Mineralien, als Kupfer auf Nolsöe, Jaspisse und gute Thonerde, besonders aber Steinkohlen und Torf, welcher letztere den Einwohnern den Mangel an Brennholz ersetzt, wovon nur zuweilen kleine Partien an ihre Ufer antreiben. Auf Süderöe findet sich ein Steinkohlenvorrath für Tausend Familien auf mehr als hundert Jahre, dessen Werth auf 20 Mill. Reichsthaler angeschlagen wird; erst kürzlich hat man sich zur Benützung desselben entschlossen.

Fabriken und Manufacturen gibt es zwar auf den Faröern nicht, aber an ihre Stelle tritt ein Zweig des Hausfleißes, der von der äußersten Wichtigkeit ist. Dieß ist die Strumpfweberei, die in einem solchen Umfange getrieben wird, daß jährlich über 120,000 Paar wollene Strümpfe für Matrosen und den gemeinen Mann nach Dänemark gehen. Uebrigens verfertigt sich der Insulaner alles was er braucht, selbst, nicht nur sein wollenes Hemd und seine Kleidung, sondern auch sein Haus, sein Boot, seinen Topf, und es gibt deßhalb auch nur wenige Handwerker unter ihnen.

Der Handel ist nicht unbedeutend, und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo er allen dänischen Unterthanen frei steht, und die Einwohner auch anfangen, mit eigenen Schiffen das Meer zu befahren, mehr in Aufnahme gekommen. Die vornehmsten Ausfuhrartikel sind rohe Wolle, gestrickte wollene Strümpfe, Felle, Talg, Butter, Federn, Eiderdunen, Stockfische, Thran; die meisten Einfuhrartikel werden den Inseln auf dänischen Schiffen zugeführt, doch nehmen sie auch einige Waaren aus Schottland, wohin sie selbst fahren. Maaße und Gewichte sind die alten norwegischen, jedoch mit einigen localen Abweichungen; man rechnet auf den Faröern nach Gulden oder Schaffellen.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Amtmann, der zugleich Commandant zu Thorshavn ist. Präsident des Landgerichtes, das zugleich Regierungs- und Justizcollegium ist, von dem die Appellation an das höchste Gericht zu Kopenhagen geht, ist der Landvogt; die übrigen Mitglieder dieses Gerichtes sind der Lavmann als Oberrichter und die sechs Sysselmänner, welche zugleich in ihren Bezirken oder Sysseln Polizeiaufseher sind. Der Landvogt ist auch Präsident des Consistoriums oder der geistlichen Synode, die aus den sieben Pfarrern besteht, die 42 kleine Kirchen zu besorgen haben.

Stromöe, die größte Insel der ganzen Gruppe, liegt inmitten der nördlichen Striche. In der Hauptstadt Thorshavn residiren der Amtmann, der Landvogt und der Amtsprobst. In den 107 kleinen hölzernen Häusern wohnen etwa 600 Einwohner. Eine Schanze vertheidigt den recht guten Hafen, wo ziemlich viel Verkehr stattfindet. Der kleine Seehafen und Handelsplatz Frederikswaag in der Nähe von Thorshavn ist für den Handel mit Schottland eingerichtet.

Auf der Insel Suderöe liegt auf einem hohen Berge ein See, der Ebbe und Fluth haben soll.

Kostbare Beerdigung an der afrikanischen Küste. Der Glanz eines afrikanischen Begräbnisses an der Goldküste ist ohne Gleichen. Reiche Leute schmieren die Leichen ihrer Freunde mit Oel ein und bestreuen sie dann vom Kopf bis zu den Füßen mit Goldstaub, so daß sie wie bronzirte oder goldene Statuen aussehen. (Journal of an African Cruiser.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1845.

Wissenschaftliche Erforschung von Algier.

In den Jahren 1840 bis 1842 wurde das ganze Gebiet von Algier in Auftrag der Regierung in geographischer Beziehung erforscht, und aus dieser Unternehmung ist ein Werk hervorgegangen, das in der Erdkunde, wie in der Geschichte Epoche machen wird. Bis jetzt sind uns nur drei Bände, der erste, zweite und sechste zugekommen, und wir können deßhalb auch jetzt noch nicht auf den Hauptgegenstand, den Handel, eingehen, da wir die Vervollständigung des Werks und den Stich einer Karte, welche alle Straßen bis zur Oase Waregla und bis Tombuctu enthält, abwarten müssen. Wir nennen den Handel den Hauptgegenstand, weil er uns nicht bloß über die physische Geographie des Landes, sondern eben sowohl über die Völker und ihre Verhältnisse aufklärt, worüber namentlich der Ingenieurcapitän E. Carrette alle irgend erreichbaren Urkunden gesammelt hat. Wir theilen deßhalb vorerst über die geographische Geschichte Nordafrika's einiges aus der Einleitung Carrette's mit, und lassen dann eine Abhandlung von Fr. Lacroix im National vom 1 und 4 September folgen, welche die Ergebnisse von Carrette's Werk mit Bezugnahme auf die jetzigen politischen Verhältnisse Frankreichs in Algier zusammenfaßt.

„Wenn man, sagt Carrette, die Karten von Algier und Tunis betrachtet, so erkennt man, daß die Elemente, aus denen sie bestehen, von doppelter Art sind und wohl unterschieden werden müssen. Die einen gründen sich auf mathematische Aufnahmen, die andern sind von Reisenden geliefert, welche meist keiner genauen Instrumente sich bedienen konnten, oder von Geographen, deren Zeugniß nicht über allem Zweifel steht. Die mathematische Geographie in Algier datirt erst vom Jahre 1830: die Küste war kaum dem Handel und der Schifffahrt Europa's zurückgegeben, als ein Officier der k. Marine, Hr. Berard, mit der Aufnahme derselben beauftragt wurde. Diese Aufnahme, welche von den Dschaferin-Inseln bis Tabarka geht und ein Meisterstück von Genauigkeit ist, diente allen geodätischen und topographischen Aufnahmen, welche der Generalstab im Innern vornahm, als Grundlage. Die im Kriegsdepot unter Leitung des General Pelet entworfenen Karten zeigen die verschiedenen Phasen und Fortschritte der französischen Herrschaft, und welches Loos unserer Erwerbung auch noch bestimmt seyn mag, so bleibt dieser Atlas das solideste Denkmal und das sicherste Resultat des Aufenthalts der europäischen Civilisation auf diesem Boden. — Die Küsten der Regentschaft Tunis, welche von dem englischen Capitän Smith mit großer Genauigkeit aufgenommen wurden, sind auf der vom hydrographischen Bureau in London 1821 herausgegebenen Generalkarte Siciliens wiedergegeben, und die Seefahrer benützen auch diese Karte; sie ist aber zu klein, als daß sie vieles Detail enthalten könnte. Es wäre zu wünschen, daß die französische Regierung die Küstenaufnahme von Tabarca bis an die Gränze zwischen Tunis und Tripoli fortsetzen ließe. Das Innere der Regentschaft Tunis war lange der positiven Geographie verschlossen, man kannte nur wenige Punkte genau, indeß ließ General Pelet im Jahre 1841 im Kriegsdepot eine Karte der Regentschaft im Maaßstab von $^1/_{100.000}$ entwerfen; sie ist ausgezeichnet durch den Reichthum von Detail auf mehrern Punkten, gibt eine Menge Nivellirungen, die auf der Anwendung genauer Instrumente zu beruhen scheinen, leider aber ist kein Text dabei, und bei allen Angaben, die sie enthält, muß man sich fragen: woher stammen sie und was haben sie für eine Glaubwürdigkeit?

„Im Süden der Zone, welche die französischen Truppen seit 1830 durchzogen, und über welche die positive Geographie ihre Arbeiten ausdehnen konnte, gibt es ein ungeheures Gebiet, welches einen Theil der alten Regentschaft ausmacht, aber noch immer sehr unvollkommen untersucht ist. Der treueste Ausdruck unserer Kenntnisse von diesem Lande ist die im Jahre 1838 vom Oberst Lapie herausgegebene Karte, wo alle die vorhandenen unzusammenhängenden Materialien aufs einsichtsvollste benützt sind. Geht man aber auf den Ursprung der in dieser Karte gegebenen Andeutungen zurück, so sieht man, daß die meisten Schriftsteller, von denen sie geliefert wurden, vor dem Jahre 1830 fallen. Es sind 1) der arabische Geograph Abu Obaid el Bekri von Cordova, 2) der arabische Geograph el Edrisi von Ceuta, 3) Johannes Leo, mit dem

Beinamen der Afrikaner, von Grenada, 4) der Spanier Marmol Caravajal von Grenada und 5) der Engländer Dr. Shaw."

Die Vorrede geht nun auf eine Charakteristik dieser verschiedenen Werke naher ein, hebt namentlich die Bedeutung von Leo Africanus und Dr. Shaw hervor, und geht dann auf „die seit 1830 erworbenen Kenntnisse über den südlichen Theil der Regentschaften Algier und Tunis" ein, wo es heißt: „die Einnahme von Algier zog plötzlich die Aufmerksamkeit Frankreichs und man kann sagen der ganzen Welt auf ein seit langer Zeit vernachlässigtes Land. Ein natürliches Gefühl von Neugier führte aus allen Gegenden Europa's Reisende herbei, welche die jetzt unschädliche und gastfreie Veste des Seeraubs sehen wollten; leider aber erstarb ihre Neugier an der Küste und erstreckte sich nicht ins Innere. Seit dieser Zeit wurden über Afrika eine Menge Werke herausgegeben, aber wenn man diese bändereiche Sammlung durchläuft, stößt man auf die traurige Wahrheit, daß hier nur Gedanken und wenig Thatsachen sich finden, daß alle beurtheilen, sehr wenige Kenntnisse sammeln wollten. Es sind immer nur die alten Hauptwerke, welche unter allen Formen wieder erscheinen. Die von Leo Africanus, von Shaw u. s. w. genannten Orte treten allenthalben hervor, alle übrigen gelten für unbedeutend. Die Gelehrsamkeit hat die Wissenschaft erdrückt, und die Zeit, welche man nützlich für das Studium dessen was ist hätte verwenden sollen, wurde damit verloren, eine Erklärung über das, was nicht mehr ist, zu geben. Indeß ist doch die Wissenschaft durch manche neue Thatsache bereichert worden; die „Studien geographischer Kritik" von Hrn. d'Avezac, die „Forschungen und Bemerkungen über den Theil Algeriens südlich von Guelma" vom General Duvivier, die „Tableaux de la situation des Etablissements français en Algérie," welche das Kriegsministerium herausgab, haben unaussprechlich den Kreis unserer Kenntnisse über das Innere der Regentschaften von Algier und Tunis erweitert. Das Werk des Hrn. d'Avezac beruht auf einem Reisebericht, den Hr. Hodgson, Generalconsul der Vereinigten Staaten zu Algier, von einem Einwohner von El Aruat erhielt; er umfaßt zwei Straßen, die von El Aruat nach Insalah und die von El Golead nach Gadames. Man findet darin zum erstenmal eine ziemlich große Menge Orte erwähnt, deren wichtigster Metlili am Westende des Wad Mzab ist. Hr. d'Avezac verfolgte die gegebenen Itinerarien auf der Karte, und kam darauf hinaus, daß die ganze Grundlage der afrikanischen Kartographie umgestaltet werden müsse; er benutzte noch mehrere andere Itinerarien, die ihm Oberst Lapie zustellte, und machte zuerst auf die große Wichtigkeit der Itinerarien für diesen Welttheil aufmerksam. Dasselbe Verfahren schlug auch General Duvivier ein, dessen Karte noch lange von den Geographen zu Rathe gezogen wird; schade nur, daß Duvivier den Text nicht genauer ausarbeitete. Die „Tableaux u. s. w." endlich, welche von dem Kriegsministerium für die Jahre 1839 und 1840 herausgegeben wurden, enthalten unter dem allgemeinen Titel „Anhänge" beachtenswerthe Notizen über verschiedene Theile der alten Regentschaft, namentlich folgende: De l'administration arabe dans la province d'Oran (Tableau pour 1819) und: Province de Constantine: Organisation et situation à l'époque de l'occupation. (Tableau pour 1840.) Diese Arbeiten, obgleich speciell statistisch, liefern doch für die Geographie werthvolle Angaben, und beruhen großentheils auf dem Zeugniß der Eingebornen.

„Letzteres ist in Wahrheit das einzige Hülfsmittel für praktische Männer; vergebens stöbert man die alten, wenn auch guten Werke durch; man findet darin nicht mehr, als sie sagen, oder man findet etwas heraus, was sie nicht sagen. Die Bearbeitung der Texte führt zu sinnreichen Vergleichungen, manchmal zu unerwarteten Aufschlüssen. Aber diese Eroberungen der Gelehrsamkeit genügen nicht, wenn ernsthafte Interessen im Spiele sind. Man hat dann minder nöthig zu wissen, was war, als was ist, und man zieht dem Zeugniß der Todten das der Lebenden vor. Die Gelehrsamkeit selbst, aber die wahre, klarsehende, fühlt das Bedürfniß sich zu verweltlichen, und schreitet nicht nur selbst auf dem praktischen Wege fort, sondern ermahnt auch die andern durch ihr Beispiel und ihre Rathschläge dazu."

Dieß gibt einen hinreichenden Begriff von der Art, wie Carrette und seine Mitarbeiter bei den Forschungen über das Innere verfahren sind. Der Ertrag war, außer einem reichen und sehr genauen Text eine Karte, ohne alles Terrain, bloß mit den Straßenangaben im Innern, die Quintessenz der großentheils mündlich gesammelten Itinerarien. Ein Vorzug des Buchs ist auch die Rechtschreibung der Namen: man kann nach demselben augenblicklich die Namen arabisch fehlerfrei niederschreiben, was in Bezug auf die Abstammung und Bedeutung oft von Wichtigkeit ist; dabei können wir indeß nicht umhin zu bemerken, daß diese Schreibart in minder wissenschaftlich gehaltenen Büchern nicht immer anwendbar ist, nicht bloß wegen der Schwierigkeit der Bezeichnung, da einige Buchstaben durch Striche ähnlich den Accenten unterschieden werden, sondern auch weil manche sehr geläufige Worte wie Gadames eine ganz andere, für den Unkundigen unverständliche Form annehmen.*) Schade ist es, daß die Verfasser, namentlich Carrette selbst, ihre Forschungen nicht eben so gut über

*) Gadames ist geschrieben R'dâmes; dieß kommt daher, weil der arabische Buchstabe غ im Maurisch-Arabischen mehr wie R lautet. Gewöhnlich bezeichnet man denselben mit ghr. Im fernen Osten, wie in Persien und Indien, wird der Buchstabe zu einem eigentlichen g, im Westen zum r. Wir führen dieß Beispiel an wegen eines vielfach vorkommenden arabischen Wortes ghrazi und ghrazia. Ghraza bedeutet im Arabischen „in den Krieg ziehen," namentlich in den heiligen, zur Verbreitung des Islam; daher heißt ghrazi, ein für den Islam begeisterter Kämpfer, und wir finden das Wort in den englischen Berichten, z. B. aus dem afghanischen Krieg ganz einfach Gazee oder Ghajee geschrieben. In Afrika hat das Wort Ghrazzia hauptsächlich die Bedeutung „Raubzug" besonders gegen die Neger, und die Franzosen selbst machen jetzt gegen die Araber „Razzias." Das Arabische hat in der Berberei durch die Berührung mit Völkern andern Stammes wesentlich in seiner Reinheit gelitten, man muß aber zur Erklärung namentlich religiöser Begriffe, und dazu gehören alle allgemeineren Kriegsausdrücke, immer wieder auf das Reinarabische zurückkommen.

Tunis ausgedehnt haben; die ersten Karten begreifen nur das Gebiet von Algier, freilich so weit es die Franzosen jetzt ausdehnen, nämlich bis zur Oase Waregla zwischen 31° und 32° N. B., aber ohne die Verbindungslinie westlich bis Gadames und Fezzan, südlich mindestens bis zur Oase Tunt. Manchem ist die Karte so zu sagen unverständlich, denn die Karawanenzüge werden nur im Zusammenhang mit den Oasenreihen im Innern, so wie mit den Ausgangspunkten Tombuctu und Bornu verständlich. Vielleicht sollte diese Karte ein sichtbares Zeichen seyn, daß sich Frankreich auf die Regentschaft Algier beschränken wolle, aber was sie auch sagen mögen, Frankreich muß direct oder indirect das ganze Nordafrika von der großen Syrte bis Mogador in seinen Kreis ziehen, wenn nicht seine Besitzung bald werthlos seyn soll. Darum hat Carrette im zweiten Bande eine andere Karte angehängt, welche noch weniger Terrain enthält und auf möglichst beschränktem Raume die sämmtlichen bekannten Karawanenstraßen der Westhälfte Afrika's bis Tombuktu und Bornu bezeichnet.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir Hrn. Fr. Lacroix über das Werk Carrette's sprechen. „Frankreich hat in Algier eine höchst schwierige Aufgabe übernommen; es befand sich einem organisirten, zahlreichen, an strenge Sitten und Mäßigkeit gewöhnten Volke gegenüber, das so viel Civilisation besitzt, als der Islam verträgt, an einen langen Widerstand gegen die Türken gewöhnt war, und in seinem religiösen Fanatismus eine ungeheure Kraft fand. Nie hatte die Thätigkeit und Kraft Frankreichs ein schwierigeres Colonisationsproject vor sich, die Aufgabe war gewiß gefahrvoll und um so furchtbarer, als man sich in fast gänzlicher Unwissenheit über den neuen Schauplatz befand, auf dem es durch sein Recht und seine Pflichten als Eroberer berufen wurde. England selbst, das wagdalsige England, hatte nie eine ähnliche Aufgabe vor sich: es fand in Indien eine friedliche, weibische, durch Kasteneintheilung geschwächte Bevölkerung, die übrigens an fremdes Joch gewöhnt und ganz bereit war, ein neues, welches es auch seyn mochte, auf sich zu nehmen. Die Stellung der Franzosen in Algier war ganz ohne Beispiel. In dieser Verlegenheit war, um nicht eine falsche Bahn einzuschlagen, das sicherste Mittel, das Land und die Menschen, welche die Vorsehung unter unsere Obhut gestellt hatte, gründlich kennen zu lernen. Eine vorläufige Untersuchung war nöthig, um sich viele Mißgriffe und Unannehmlichkeiten zu ersparen. Was geschah indeß? Man verpanzerte sich in eine hochmüthige Gleichgültigkeit, und vertraute blind auf die Kraft der rohen Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Briefe eines deutschen Naturforschers in Südaustralien.

Glen Osmond bei Adelaide, 10 Januar 1843.

Dein Brief traf mich am Lightflusse an, wo ich zwei Jahre lang ganz allein als Einsiedler oder Trappist lebte, und nur dann und wann von einem Haufen eingeborner schwarzer Wilden besucht wurde. Es war dein Brief, der mich losriß und aus der Wildniß wieder unter Menschen trieb, in der Absicht, ihnen nützlich zu seyn; denn wiewohl ich mit Melonen, mit Gummi, das mir als Manna in der Wüste diente, mit etwas Zucker, Mehl und Fett sehr gut und zufrieden leben konnte und auch für meine Person weiter nichts bedurfte, so wurde doch meine frühere Gewohnheit des Daseyns und Wirkens sowohl, als die weit und breit umhergeschleppte Sehnsucht nach einem Wirkungskreise, wo man tüchtig in Anspruch genommen wird, durch die Nachricht von deinem Wirken aufs neue in mir belebt, und ich durfte nicht länger still sitzen. Ich nahm daher alles, was mir an Habseligkeiten übrig geblieben war, packte es auf einen Ochsenkarren und ließ es auf die Station des Hrn. Dutton fahren, dem ich es zur Verwahrung übergab. Hierauf nahm ich mir etwas Kleidungsstücke in einen alten Sack und ging buchstäblich als Landstreicher, in der That aber als Geologe durch die Berge hinab bis an den See bei der Encounter-Bay, und blieb daselbst zwei Monate bei dem Missionär M. und seiner Frau, wo sich viele Schwarze rund um die Wallfischfängerei und Thransiederei aufhalten, unter denen Hr. M. seinen Wirkungskreis hat, und wenigstens so viel bezweckt, daß eine gewisse Ordnung und ein friedliches Benehmen aufrecht erhalten wird. Meine Absicht war, von hier in einer nördlichen Richtung die Gebirgsketten zu verfolgen, in denen schon theils von mir selbst, theils von andern Leuten Metalle entdeckt worden waren, da nun der Bergbau einmal in Anregung gebracht ist. Nachdem ich Rapid-Bay besucht und mich mit den Felsarten der Berge, die sich am Cap Jervis endigen, bekannt gemacht hatte, folgte ich den metallführenden Bergketten auf 220 englische Meilen nach Norden bis zur Spitze von Spencers-Golf, und überzeugte mich, daß dergleichen Berge sich über den ganzen Continent von Australien erstrecken. Durch diesen Umstand wird nun wohl Australien zu einer der besten englischen Colonien, theils wegen seines gesunden Klima's, theils wegen seines vortrefflichen Bodens, theils wegen der allenthalben zugänglichen Berge, und der in Lagern sowohl als auf Gängen an der Oberfläche erscheinenden Metalle. Da aber nun die metallführenden Bergketten sich nicht nur nahe am Spencers-Golf 200 englische Meilen weit in mehrern Linien hinaufziehen, sondern auch die Spitze des Golfs durchschneiden, so werden sich wohl die Erze an diesem Golf concentriren, und der schöne Hafen von Port Lincoln wird diesen Ort zu einer bedeutendern Stadt erheben, als der Hafen von Adelaide zu thun im Stande ist. Auf meiner Tour vorwärts und rückwärts bin ich von meinen Mitcolonisten stets mit viel Gastfreiheit empfangen worden und habe allenthalben Ueberfluß an Lebensmitteln gefunden.

Auf meinem Rückwege besuchte ich das deutsche Hahndorf, und versprach den Deutschen, eine Bergschule anzulegen und sie in der Naturgeschichte überhaupt zu unterrichten. Mit vieler Mühe überließ man mir mehrere Kinder zum Unterricht in der englischen Sprache, wozu sich auch einige Erwachsene gesellten. Meinem Versprechen zufolge besuchte ich indessen Glen Osmond, wo eine Berggrube auf Blei angefangen ist, die sich, wie es scheint, in eine Silbergrube verwandeln wird. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich auch die Stadt Adelaide wieder, die ich seit fünf Jahren nicht gesehen, und entschloß mich, bei Missionär K. zu übernachten, von wo ich durch Hrn. M. zu dem Gouverneur gezogen wurde, der mit seiner Gemahlin die chinesische Sprache zu erlernen wünscht. Andere Freunde wünschen, daß ich eine Bergschule in Adelaide etabliren möchte, und so wird es denn am Ende

so kommen, daß ich mich in den Sommermonaten im deutschen Hahndorf oder sonst in den Bergen und im Winter in Adelaide, als Mittelpunkten eines beweglichen Kreises, niederlasse, der sich leicht nach China ausdehnen könnte, besonders wenn ein guter Impuls dazu kommt.

Aber du wünschest ausgestopfte Vögel, Thiere, Insecten u. dgl. zu bekommen, so viel ich aus deinem Briefe, den ich nicht bei mir habe, mich erinnere. Da muß ich dir vorher alle Fliegen senden, die hier ganz besonderer Art sind. Das Eigenthümliche der australischen Fliegen besteht nämlich darin, daß sie keine Eier zu Würmern legen, sondern ihre Eier in sich ausbrüten und dieselben sogleich so hungrig ins Fleisch oder in die Haut setzen, daß sie die Haut oder das Fleisch oder beide zusammen in derselben Zeit auffressen, da beide von einander getrennt werden.

Der Hohenstaufen steht gerade über Bethanien, da wo ein Deutscher, Namens Schlinke, eine Wassermühle gebaut hat. Er ist nicht weit vom Kaiserstuhl, der aus Gneuß besteht, während er selber eine Granitmasse darstellt. Sobald ich einer Karte von dem belebten Theil unserer Provinz habhaft werden kann, sollst du sie bekommen. Ich hätte jetzt große Lust, auch einmal etwas von dem Inlande Australiens zu sehen und die Seeküste ein wenig zu verlassen. Daß in dem Innern eines solchen Continents schöne Gegenden zu finden seyn werden, läßt sich leicht denken. Es ist bereits seit dem vorigen August eine Expedition unter der Leitung des Capitän Sturt längs des Darlingflusses in das Innere gegangen, von welcher man täglich Nachrichten erwartet. Nur ist zu fürchten, die Leute werden ihres Lebens nicht sicher seyn unter den Schwarzen, die von allen Seiten nach dem Innern getrieben worden sind, nachdem man sie durch häufiges Erschießen und Mißhandlungen aller Art, namentlich durch Unzucht mit ihren Weibern, zur Rache gereizt hat. Ich selbst fand die Schwarzen allenthalben freundlich, wenn man freundlich mit ihnen umgeht, und ich habe sie meistens alle kennen gelernt, ehe jemand vor mir sich unter sie wagte. Natürlich verlangen sie gewöhnlich etwas zu essen anstatt etwas anzubieten, allein ich habe doch auch gefunden, daß sie mittheilen, wenn man von ihrer Speise essen will. Man kann es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie Brod und Hammelfleisch ihren Eidechsen, Schlangen und Holzwürmern vorziehen, denn ich ziehe es selbst vor und bin kein Schwarzer.

Die Fähigkeit und Fruchtbarkeit des australischen Bodens läßt sich nur an einigen wenigen Obst- und Weingärten erkennen, die gut bearbeitet sind. Daran wird man gewahr, daß sich nicht, wie in andern Ländern, ein Jahr vor dem andern auszeichnet, sondern alle Jahre gleich fruchtbar sind, wenigstens seitdem diese Colonie besteht. Vorgestern war ich in einem Wein- und Obstgarten, und ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben noch keine solche Fülle von Trauben an den Weinstöcken gesehen habe, so oft ich auch den Rhein von Schaffhausen bis nach Köln hinunter besuchte. Unter einem Bogengang von Weinstöcken habe ich mich überzeugt, wie man in Kanaan unter seinem Weinstock leben konnte; die vielen üppig wachsenden jungen Feigenbäume ließen mich errathen, wie man unter ihnen auch leben kann, und die Blätter sowohl als auch die Früchte, die ich ad libitum genoß, erinnerten mich lebhaft an den Garten Eden im Paradies. Wer daher in Australien ein Paradies haben will, der kann sich's schaffen dadurch, daß er den Boden recht aufgräbt, gehörig düngt und im Winter so viel Regenwasser zuläßt, als nöthig ist, um im Sommer die Bäume im Saft zu erhalten. Ich wundere mich nur, wie die erstaunliche Menge von Trauben, Pflaumen, Aprikosen, Nektarinen, Pfirsiche u. s. w., die ich bloß in dem einen Garten des Hrn. Stevenson gesehen habe, alle gegessen werden sollen. Hiebei fällt mir ein, daß Hr. Stevenson die ganze Geschichte dieser Colonie beschrieben hat, die in London bei Murray im Druck erscheinen wird, wovon du Notiz nehmen kannst. Jedes Jahr hier erinnert an das Jahr 1811 in den Rheingegenden, und wann einmal der Weinbau gehörig im Gang seyn wird, so kann man Eilfer trinken sein ganzes Leben lang, wenn es die Temperance Society nicht verbietet. Am Cap der guten Hoffnung trinkt man die Flasche Wein für 2 Groschen, und hier wird sie seiner Zeit auch nicht höher zu stehen kommen.

Wir haben hier häufig Besuche von Kometen; vor zwei Jahren besuchte uns ein großer Hans der Art, nahm einen allgemeinen Ueberblick über Australien und ging weiter, schickte uns aber dieses Jahr seine Frau, die uns schon seit vier Wochen jeden Abend besuchte, und sich fest vorgenommen hat, das Innere von Australien in Augenschein zu nehmen. Diese Frau Kometin scheint Wohlgefallen an unserer Colonie zu finden, und während die Sonne unsere Tage erwärmt, sich entschlossen zu haben, unsere Nächte warm zu halten. Damit es an der Wärme ja nicht fehle, scheinen auch die Australier mit den Himmelskörpern zu wetteifern, denn seit dem Anfang des Jahres 1845 haben sie die ganze große Insel in Brand gesteckt, so daß es eben, während ich hier schreibe, rundumher brennt. Man ist übrigens hier sehr an das Feuer gewöhnt, da fast kein Jahr vergeht, wo nicht ganz Australien einmal abbrennt, im Gegentheil genießt man einen schönen Anblick, wenn man alle Berge auf einmal, besonders in der Nacht, in Flammen stehen sieht. Nach dem Brand kommen gewöhnlich Gewitterregen, welche aus den Wurzeln des abgebrannten alten frisches Gras hervortreiben, wodurch auch das Vieh und die Schafe mit dem Feuer versöhnt werden; doch wehe ihnen, wenn die Regen einmal ausbleiben sollten! Uebrigens habe ich mich oft wundern müssen über die Leute, die sich oft wundern, daß man hier keine wilden Thiere, große Schlangen u. dgl. antrifft, wie in andern heißen Ländern, und daß nirgends dichte Waldungen den Wanderer hindern, überall durchzukommen. Man brenne andere Länder jedes Jahr so ab wie Australien und die Wildheit und Waldheit wird allenthalben aufhören. — Die Korn- oder Weizenernte ist gewöhnlich vorüber, wann das Waldbrennen angeht; doch wer nicht vorsichtig ist, dem brennt seine Ernte auch weg, und das kommt häufig vor.

Australien bietet ein weites Feld für den menschlichen Fleiß: es können sich noch ganze Nationen hier erheben und sich ihre Lebensbedürfnisse schaffen; und nicht allein das, sie können auch bestehende Nationen unterstützen, wenn sie die verborgenen Schätze und Fähigkeiten ans Licht bringen wollen. Alles, was zur Zeit und zu zeitlichen Mitteln und Wegen des zeitlichen Lebens gehört, läßt sich auffinden; wer jedoch ewiges Leben und ewige Nahrung sucht, braucht nicht nach Australien aus- und einzuwandern.

Der große Kämpfer für England, d. h. einer der tapfersten Boxer, Namens Caunt, schlug sich vor einigen Wochen mit einem gewissen Bendigo aus Nottingham für 200 Pfd. und die Ehre, der Kämpfer Englands zu heißen. Caunt unterlag nach 93 Gängen. Die Polizei hatte sich eingemischt und man hatte zweimal den Ort der „Fancy“ ändern müssen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1845.

Die Kamenschtschiks im Altai.

(Sanct Petersburger Nachrichten Nr. 20—22.)

In dem südöstlichen Theile des Gouvernements Tomsk an der chinesischen Gränze finden sich in den unzugänglichen altaischen Bergen einige russische Ansiedlungen, deren Bewohner sich Kamenschtschiks von Kamen (Felsberg) nennen. Obgleich sie der Abkunft, der Sprache, dem Glauben und den Gewohnheiten nach Russen sind, so zählt man sie doch zu den ansässigen Fremden, und sie zahlten anfangs wie diese einen Tribut an Fellen, jetzt einen kleinen Obrok. Gegenwärtig bildet fast der ganze südliche Theil des Gouvernements Tomsk außer einem schmalen Steppenstrich am Ufer des Irtysch den weiten Kreis der Kolywano-woßkresenskischen Hüttenwerke. Früher aber hieß dieser Landstrich Bjelowodie (Weißwasserland), was ein freies, an allen Lebensbedürfnissen reiches Land bedeutet. Darum zogen schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts, als außer Kusnezk hier noch keine Stadt sich fand, viele Bewohner der nordöstlichen Provinzen Rußlands den Spuren der Jäger folgend in ganzen Genossenschaften hieher, theils um sich von Steuern oder Strafen zu befreien, theils und noch mehr, um frei zu leben und ungehemmt von Zöllen mit den Fremden Handel zu treiben. Die ersten Ansiedlungen waren aus Furcht vor den Einfällen der Kalmücken und Tataren in den unzugänglichen finstern Wäldern des Kreises Kusnezk angelegt, wo die hartnäckigen Sectirer — denn solche waren meist die Auswanderer — sich Einsiedeleien bauten, und oft namentlich in den Jahren 1719 bis 1723 angereizt von ihren stumpfsinnigen fanatischen Aeltesten sich selbst verbrannten.

Als an der Irtysch-Linie von Omsk bis Ustkamenogorsk im Jahre 1719 Festungen und Vorposten angelegt, und im Jahre 1725 die Kolywano-woßkresenskischen Hüttenwerke errichtet wurden, drangen allmählich russische Ansiedlungen in dieß Land ein, und diese Ansiedlungen mehrten sich, seit nach 1761 die Kolywanische und Kusnezkische Linie angelegt und dadurch dieß Land und seine Einwohner vor feindlichen Einfällen geschützt wurden. Zugleich verlor auch der Kreis in der Volksmeinung die Bedeutung eines freien Landes, denn alle oder fast alle aus andern Orten hier angesiedelten Bauern und Bürger wurden in den Census von 1764 aufgenommen, und den Hüttenwerken als Arbeiter zugewiesen. Darum rückte jetzt der Name Bjelowodie weiter hinaus gegen Osten nach den chinesischen Gränzen hin.

Die Jäger, welche viel früher als andere hieher kamen, lernten zuerst die Straßen durch die unbekannten Schluchten kennen; sie blieben oft mehrere Jahre hier, machten sich mit den Oertlichkeiten genau bekannt, und kehrten dann in die Dörfer zurück mit der Nachricht von einem, an allen Lebensbedürfnissen reichen Lande, und lockten dadurch Leute, welche aller Regierungsaufsicht sich zu entziehen wünschten. Bauern und andere Stände, die zu den verschiedenen Secten gehörten, namentlich zur pomorischen, wiedertäuferischen und bilderstürmerischen, zogen zuerst nach dem Weißwasserland, in den Kamen (Steingebirge). Ihnen folgten Bauern, Hüttenwerksarbeiter und Leute anderer Stände, welche sich von Frohnen und Leistungen befreien wollten. Außer der Jagd und dem Fischfang begann bald auch der Landbau; mit ihrer reichen Jagdbeute trieben sie einen Tauschhandel mit den Chinesen, bekamen dafür Silber, Seiden- und Baumwollenstoffe, rohe Baumwolle, gefärbte Wolle u. dgl. Einen gleichen Handel trieben sie mit den Kirgiskaisaken und den bei ihnen sich aufhaltenden Taschkenter Kaufleuten.

Alle Kamenschtschiks, deren größter Theil ehemals der rechtgläubigen (russisch-griechischen) Kirche angehörte, versammelten sich an Sonn- und andern Feiertagen zum gemeinsamen Gebet, das ganze Dorf in Einem Hause. Diese Gebete dauerten mehrere Stunden, waren aber nicht gemeinsame, sondern jeder, welcher Gebete wußte, sagte sie für sich her. Fern von Kirche und Geistlichen konnten sie keine religiösen Ceremonien und Sacramente vornehmen. Durch gemeinsames Schicksal verbunden und von aller übrigen Gemeinschaft abgeschlossen, bildeten die Kamenschtschiks gleichsam eine Brüderschaft für sich, bewahrten viele gute alt-russische Sitten, waren treue Freunde und leisteten sich gegenseitig Hülfe, namentlich versorgten sie die Bedürftigen mit Lebensmitteln, Saatkorn

und Ackerwerkzeugen. Was die innere Ordnung und Verwaltung betrifft, so hatten die Kamenschtschiks keine bestimmten Vorsteher, hatten keine festgesetzten Verpflichtungen, sondern folgten der Leitung einiger angesehenen Leute. Im Fall von Verbrechen, Diebstahl oder dergl. versammelte man sich im Hause des Angeklagten, und wenn die Sache richtig befunden wurde, peitschte man ihn mit Ruthen oder gab ihm Stockstreiche, je nach dem Maaße des Verbrechens. Einmal im Jahre 1788 erschöpfte ein Verbrecher die Geduld seiner Gemeinde, und nachdem er schon mehreremal auf die gewöhnliche Weise bestraft worden war, band man ihn auf einem Floße fest, und ließ ihn den Strom hinabschwimmen. In der Zeitschrift „der sibirische Bote" vom Jahre 1818, wo dieser Vorfall etwas anders erzählt ist, wird hinzugesetzt, die Kamenschtschiks hätten die Schlimmsten ihrer Genossen verurtheilt, aber die Ruhe nicht herzustellen vermocht, dazu sey noch die Noth einer dreijährigen Mißernte gekommen, so daß die Kamenschtschiks ihre Wohnungen verlassen hätten, über die Gränze gegangen seyen und den chinesischen Bogdochan gebeten hätten, sie in seine Unterthanenschaft aufzunehmen; als sie aber eine abschlägliche Antwort erhielten, hätten sie mit schuldigem Haupt wieder zu der russischen Regierung zurückkehren müssen.

Diese Erzählung ist nicht sehr wahrscheinlich, sondern vermuthlich hat die Furcht vor den Verfolgungen der Gränzbehörden, die Unsicherheit ihrer Lage, die Entfernung der zur rechtgläubigen Kirche Gehörigen von allem geistlichen Beistand, die Ansiedelungen von Minenarbeitern in den altaischen Bergen und endlich der beabsichtigte Bau von Festungen und Vorposten im Land an der Buchtarma die Kamenschtschiks schon im J. 1788 veranlaßt, einen klugen Mann nach Barnaul zu schicken, um über ihre Unterwerfung zu unterhandeln, unter dem Beding, daß man sie nicht aus ihren jetzigen Wohnsitzen vertreibe und ihnen bloß einen Tribut auflege. Die ältern und angesehenern Leute wollten aber hierein nicht willigen, und erst im Herbst 1790, zu der Zeit als die Bergbehörde eine Abtheilung Arbeiter zum Anbau von Minen in jene Gegend schickte, erschien vor dem Steiger Prijenschoff eine Gesandtschaft mit der bezeichneten Bitte, worauf im J. 1791 eine kaiserliche Entscheidung erfolgte. Damals wurde die Zahl der Kamenschtschiks auf 274 angegeben, war aber ohne Zweifel viel größer, denn sie bildeten 30 Ansiedelungen. Jetzt bewohnen die Kamenschtschiks 23 Dörfer, die an den rechts in die Buchtarma fallenden Bächen vertheilt sind, und in einigen Dörfern zählt man gegen 30 Häuser. Bald nach der Unterwerfung der Kamenschtschiks legte man ihnen einen Tribut an Fellen zum Werth von 3½ R. A. auf, vom J. 1824 an aber wurden sie den angesiedelten Fremden gleichgestellt und auf 8 R. A. gestellt. Der Strich, den sie bewohnen, soll besonders reich an Silber- und Bleiminen seyn, deren Bearbeitung den Fleiß des Menschen reichlich lohnen würde.

Wissenschaftliche Erforschung von Algier.

(Fortsetzung.)

„Erst im Jahre 1840, zehn Jahre nach der Eroberung, gab die Regierung dem Andringen mehrerer klar sehender Männer nach, und dachte daran den Schleier, der das wahre Algerien noch verbarg, zu zerreißen. Spät genug beauftragte sie eine besondere Commission, um unser Königreich in Afrika zu erforschen, und diese Commission, welche aus Alterthumskundigen, Naturforschern, Geologen und Geographen bestand, sollte alle Materialien zu einem großen Werke sammeln, ähnlich dem, wie wir es über Morea besitzen. Glücklicherweise fanden sich in dieser Commission junge Leute, welche begriffen, daß man bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge durch die Wissenschaft die Politik unterstützen, und der mangelhaften Kenntniß der Regierenden durch gründliche Studien über das Land und die Racen, die es bewohnen, aufhelfen müsse. Hr. Carrette gehörte zu diesen positiven Köpfen, und obwohl zuerst bei der archäologischen Abtheilung verwendet, zog er es bald vor, eine nützlichere Arbeit zu unternehmen, und die Geographie des Landes und ihre Verhältnisse zur Ethnographie und zum Handel zu studiren. Nach mehrjährigen angestrengten, an Ort und Stelle verfolgten Arbeiten hat er ein Buch herausgegeben, das man als eine wahre Offenbarung über Algerien ansehen kann.

„Um seinen Zweck zu erreichen, hat der kenntnißreiche Officier weder Mühe noch Arbeit gespart: vier Jahre lang hat er Algier bis in seinen entlegensten Winkeln durchzogen, die gefürchtetsten Stämme besucht, allenthalben den Boden und die Racen die ihn bevölkern studirt, wo er selbst nicht hin konnte, den Mangel durch Nachfragen ersetzt, die er mit eben so viel Klugheit als Ausdauer fortführte; er hat sich in alle Classen der arabischen Gesellschaft gemischt, sich mit dem gemeinen Volke vertraut gemacht, um seine Sitten und Bedürfnisse kennen zu lernen; er hat die Artigkeiten der Aristokratie angenommen, um ihr das Geheimniß ihrer Macht zu entlocken, er hat tausenderlei Gefahren getrotzt, um eine Thatsache oder eine praktische Erfahrung kennen zu lernen, und mehr als einmal eine wissenschaftliche Eroberung mit seinem Blute bezahlt. Der erste Band von Carrette's Werk genügt, um einen Begriff von den Arbeiten dieses unermüdeten Forschers zu geben. Man staunt bei dem Anblick dieser fünf- oder sechstausend Itinerarien, die der junge Officier sammelte und verglich, um darnach eine genaue Karte von Algier zu entwerfen und die Orte kennen zu lernen, wo er sich nicht selbst hinbegeben konnte. Diese Nachforschungen haben zur Entdeckung einer Menge Städte und Dörfer geführt, die man bisher nicht kannte, und Carrette vermochte die Zahl der algierischen Bevölkerung festzustellen, die man bisher immer zu niedrig angegeben hatte. Der erste Band wird vermuthlich den Lesern am wenigsten behagen, und doch macht er Hrn. Carrette am meisten Ehre. Geographen und Reisende werden ihm die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ersten weil sie wissen, wie mühsam und langweilig Forschungen

dieser Art sind, die andern, weil diese unendliche Reihe von Itinerarien die beste Reisekarte ist, die man finden kann, und eben darum der beste Führer in der alten Regentschaft.

„Der erste Dienst, welchen der Verfasser Frankreich und der geographischen Wissenschaft leistete, war die Bestimmung der natürlichen Gränzen Algiers gegen Süden, von denen man bisher gar keinen rechten Begriff hatte. Dieser Theil der Arbeit Hrn. Carrette's hatte große Schwierigkeiten, nicht nur was den Strich in der Nähe der Wüste betrifft, sondern auch hinsichtlich der Gränzen gegen Marocco und Tunis. In der Nähe der letztern gibt es Gebiete, die weder algierisch noch tunisisch sind, und deren Einwohner periodisch aus einem Land ins andere ziehen, ohne den Herrn des einen oder des andern als den ihrigen anzuerkennen. Wenn man unter der Regierung Achmed Bey's die Bevölkerungen der Ostgränze fragte: „wem gehört ihr an?“ so antworteten sie: „niemanden.“ Die Gewalt des kleinen Despoten von Constantine bestand nicht für diese auf ihre Unabhängigkeit stolzen Leute. In einiger Entfernung westlich vom Wad Serrat ist ein einsamer Gipfel, auf dem das Dorf Kalat-es-snan, das Schloß der Zähne, erbaut ist. Dieser Gipfel ist nur von der westlichen Seite her zugänglich, und auch da führt nur ein sehr schmaler Pfad hinauf. Wenn der Bey von Constantine auf seinen gewöhnlichen Rundreisen am Fuße dieses Geiernestes vorüber zog, warfen die Einwohner, ohne sich im mindesten um seine furchtbare militärische Begleitung zu kümmern, ihm einen gebundenen Hund hin mit den Worten: „zu deiner Mahlzeit!“ Dieß war die einzige Steuer, die sie dem Stellvertreter des Deys von Algier zahlten.

„Trotz dieser Hindernisse und anderer, die wir hier nicht erwähnen können, gelang es Hrn. Carrette, den ganzen Umkreis von Algerien zu bestimmen. Das ganze Gebiet umfaßt einen Halbkreis, der in zwei sehr geschiedene Zonen zerfällt, in deren einer noch Cerealien gebaut werden, während in der andern die Palme ohne Nebenbuhler herrscht. Die erste Zone ist das algierische Tell, die zweite die Sahara. Ersteres umfaßt 1540 Quadrat-Myriameter, letztere 2730, ganz Algerien hat also 4270 Quadrat-Myriameter, wovon nahezu ein Drittheil Cerealien erzeugt. Man kann auf der Karte Carrette's die natürliche Gränze dieser beiden Zonen verfolgen, und hat sie auch, wenn gleich nur in den allgemeinen Zügen schon vorher gekannt, aber man kannte nicht ihre politische Wichtigkeit. Hr. Carrette belehrt uns, daß die Bevölkerungen der Sahara periodisch ihre Erzeugnisse gegen die des Tell austauschen, denn es fehlt ihnen an Korn, so wie überhaupt an manchen Erzeugnissen erster Nothwendigkeit. Das Tell ist ihr Kornmagazin, ihre einzige Hülfsquelle, ohne welche sie Hungers sterben. Das ist noch nicht alles: die Bewohner der Sahara bringen ihre Erzeugnisse, welche in Früchten und Luxuskleidern bestehen, selbst nach dem Tell, und diese Reise nach dem Norden ist für sie eine gebieterische Nothwendigkeit, denn sie suchen im Tell nicht nur ihr Brod, sondern auch Gras für ihre Heerden während der Zeit, wo es in der Sahara keines gibt. Es ist also für die Mehrzahl dieser Stämme eine Nothwendigkeit, jedes Jahr sich mit Korn zu versorgen und ihr Vieh in der nördlichen Zone weiden zu lassen. Mit andern Worten, die Stämme der Sahara sind in absoluter Abhängigkeit von denen des Tell.

„Ist man hierüber im Reinen, so ist es klar, daß man durch eine Besetzung des Tell die Stämme der Sahara „am langem Zügel laufen lassen kann,“ wie der Verfasser sagt. Um uns die Unterwerfung der letztern zu sichern, braucht man die Eroberungen gar nicht bis in ihr Gebiet auszudehnen, sondern sich nur an der Gränze des Tells festzusetzen. Die Stämme der Wüste kommen hieher von selbst, und ihre mercantilen Bedürfnisse sichern den Gehorsam. Diese Wahrheit hat sich oft genug auf die glänzendste Weise kund gegeben: wir haben nie einen Schritt gegen den Süden gethan, ohne daß die Völker dieser Gegenden uns die Hand gereicht und eifrig unsern Schutz nachgesucht hätten. Noch vor wenigen Monaten sah man eine Colonne unter den Befehlen des General Marey bis an die äußerste Gränze unserer Besitzungen gegen Süden vordringen und die Steuern erheben, ohne daß er auch nur einen Schuß zu thun nöthig gehabt hätte. Die Erklärung dieser Erscheinung ist jetzt gefunden. Hätten wir die Gewohnheiten und Bedürfnisse der Einwohner der Sahara früher erkannt, so wären unsere militärischen Operationen und unsere Colonisationsversuche im Norden nach einem richtiger berechneten Plane geleitet worden.

„Die Gränzen unserer Eroberung sind somit vollkommen festgestellt; unsere Herculessäulen sind an der Linie, welche den Tell gegen den Süden begränzt. Es ist ganz unnütz weiter zu gehen. Wir wissen jetzt, bis wohin die französischen Fahnen dringen, welche Gränze wir der militärischen Besetzung anweisen müssen. Im vorigen Jahre fragte die Kammer den Kriegsminister, bis wohin er unsere Soldaten zu führen gedenke, und ein witziger Deputirter gab zu verstehen, man könne von Etape zu Etape bis nach Tombuctu kommen. Jetzt ist die Gränze unserer Kriegszüge mathematisch bestimmt und ein solcher Spott ist nur noch lächerlich. Carrette hat diese Fundamentalfragen gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken. I. *)

An einem klaren sonnenwarmen Morgen, wie sie dieser regnerische Sommer so selten darbot, verließen wir Kongsberg, um über Bolkesjöe unsere Gebirgsreise anzutreten. Es war Sonntag und Kongsberg folglich noch stiller als gewöhnlich. Die Juliussonne lag hell und brennend über den öden Straßen, über den schwarzen, meist nur halb eingerichteten Balkenhäusern. Nur einzelne geputzte Kirchgängerinnen bewegten sich langsam durch die engen Straßen nach der Kirche, von der gerade die Glocken zum Hochamt riefen. Wir begingen gewiß keine Entweihung des Heiligthums, daß wir an den offenen Thüren der Kirche vorbeifuhren und durch das Rasseln unseres Wagens die allgemeine Sabbathsstille störten, denn wir begannen ja heute unsere Wallfahrt zu einem höher und kühner gewölbten und mehr andachterweckenden Tempel als

*) Dem Constitutionelle vom 31 August d. J.

Kongsbergs berühmtes Rococo-Gotteshaus, so sehr dieß auch in reicher Vergoldung und geschnörkelter Verzierung prangte. Unser Weg führte uns nun zuerst neben dem breiten, reißenden Langen-Elv, demselben, der etwas weiter unten durch einen kleinen abgeleiteten Theil seines mächtigen Wasserfalls den Menschen hilft das kostbare Silber zu schmelzen, zu münzen und zu prägen. Schon wehte uns die erquickende Luft von dem Fichtenwald und dem strömenden Wasser entgegen, und vertrieb unsere Mattigkeit nach der drückenden Sonnenhitze innerhalb der Stadt. Die Nadelbäume traten dichter und dichter, näher und näher an den Weg, auf der einen Seite gleitete der Strom hindurch und über der Bäume Wipfel hob sich ein Bergabsatz nach dem andern, bis das Thal sich schloß. Doch noch immer rollte unser bescheidenes Fuhrwerk leichthin über den ziemlich breiten und ebenen Weg, noch immer konnte man bemerken, daß er oft befahren war und zu gut bebauten Orten führte, als plötzlich unser Führer anhielt mit dem Ausruf: „hier müssen wir hinein!“ und auf einen kleinen Nebenweg zeigte, der links ab in den dicken Wald hineinführte. Ich wandte den Kopf des Pferdes in diese Richtung und bald befanden wir uns auf dem eigentlichen Bolkesjö-Weg, der den Krümmungen des Jondalselv folgt, so lange es geht. Es war kaum so viel Raum, daß die Wagenräder Platz hatten auf dem schmalen, steinigen, oft von Steilabstürzen begränzten Weg oder vielmehr Fußsteig. Da unser Führer die Zweifel hörte, ob es auch wohl angehe, diesen Weg zu befahren, lachte er und sagte: „ach! hier ist der Weg noch ziemlich gut, aber wenn wir an Moe vorbeikommen, wird er schlimmer.“ Indeß hatte die langsame, vorsichtige Fahrt aus- und einwärts, um Fichtenstämme und über Baumwurzeln und Steintrümmer an Abgründen und in der Tiefe brausenden Bächen für uns etwas ungemein Frisches und Anziehendes, das wir in diesem Augenblick wenigstens nicht um die beste Chaussée gegeben hätten. Wir merkten, daß wir uns bereits im Vorhof zu dem hohen Gebirge befanden, obwohl wir dessen Höhen noch nicht sehen konnten. Auf beiden Seiten wurden die Bergwälder höher und steiler, das Thal enger, die Bäche reißender, Laub, Gras und Moos saftiger und die Luft reiner. Wir fühlten uns als kämen wir dem Herzen der Natur, des Waldes innerster Heimlichkeit, näher. Fichten und Birken schlossen sich oft über unsern Häuptern und schlugen uns mit ihren langen Wedeln ins Gesicht. Die Sonnenstrahlen gaben wunderliche Reflexe in den grünen Tiefen, eine gleichsam athmende Stille war über alles ausgebreitet, nur unterbrochen von dem Surren großer uns unbekannter Insecten, von dem Rieseln des Wassers und den seltsamen, unbestimmbaren Tönen, welche oft aus des Waldes verborgensten Winkeln gehört werden. Inzwischen klärte sich der Wald plötzlich auf und auf einer kleinen grünen Lichtung mit einem Acker und einer Hütte, an welcher vorbei der Weg nur durch eine Wagenspur im frischen Gras kenntlich waren. Hier glitt der Fluß still dahin, wie ein freundlicher Bach, während Birkengebüsch über seine Ufer hineinhing und seine feinen Blätter in das spiegelklare Wasser tauchte. Schnell aber stieg der Weg wieder hinauf in den Wald und über Gebirgsabhänge, und von diesen aus sahen wir jetzt denselben Elv tobend sich durch scharfe Klippen hindurch stürzen.

Es ging nun beständig aufwärts durch eine Schlucht nach der andern, der Weg verschwand mehr und mehr, so daß wir absteigen und unser Fortkommen zu Fuße suchen mußten, bereuend, daß wir einen Wagen auf einem so entschiedenen Steilweg genommen hatten. Als wir mehr auf die Höhe gekommen waren wurde der Wald dünner und schwächer. Die Umgebungen wurden einförmiger und unfruchtbarer. Große lose Steine lagen über die Felder hin zwischen Heidelbeersträuchern und Buschwerk, einige finstere Gebirgsfelsen starrten uns entgegen und wir mußten oft lange, dunkle, unwegsame Moorstrecken passiren, so daß die dritthalb Meilen Wegs bis Bolkesjöe unter unsern Füßen sich doppelt so lang auszudehnen schienen. Endlich gegen Nachmittag erstiegen wir die Höhe des letzten Abhangs. Das Schauspiel, das sich hier vor unsern gierigen Blicken entfaltete, wird der, welcher es einmal gesehen hat, nie vergessen. Da wir den letzten Abhang zurückgelegt und auf der flachen Höhe etwas fortgegangen waren, verhinderten wohl noch Bäume und Hohlwege das freie Niederblicken nach der entgegengesetzten Seite, aber hoch in der Ferne erblickten wir alle einige lichtblaue Streifen, zu fest, zu bestimmt abgegränzt, als daß es Wolken hätten seyn können, und doch noch zu leicht, zu klar, zu himmelsnah, als daß sie uns wie Gebirgshöhen erschienen wären. Mit klopfendem Herzen eilten wir vorwärts, jetzt bogen wir um den letzten Abhang herum und da lag er plötzlich vor uns in voller Sonnenbeleuchtung — der prachtvolle Eingang in die Gebirgsschichten, der ganze Horizont ein Halbkreis von Thellemarkens höchsten Gebirgen. Gerade unter uns tief, tief unten lagen Bolkesjöe's zerstreute bizarre Häuser auf dem grünen schräg ablaufenden Wall, umgränzt von einer doppelten Reihe von schimmernden Gewässern und Binnenseen; außerhalb um diese wiederum eine hintereinander aufsteigende Reihe terrassenförmiger Wiesenstriche und Berghöhen, alle mit ihren eigenthümlichen Schattirungen von Purpurviolett zum Dunkelblau und von diesen wiederum ins klarste Azur. Und endlich in fernster Ferne gleichsam oben schwebend über allen die weißblauen Gipfel von Linfjeld, Mälesjeld und der schneestreifige, scharfkantige Gausta, Blasjeld und wie sie alle heißen diese himmelstürmenden Riesen. Ein klarer goldfarbiger Abendhimmel lag ausgespannt über diesem unvergleichlichen Panorama. Wir standen lange stumm, versunken in Betrachtung, zugleich erhoben und überwältigt fühlten wir wie eine Fluth neuer und doch verwandter Eindrücke über uns eindringen. Endlich stiegen wir still nieder am grünen Bergesabhang und über blumenreiche Wiesen und Aecker nach Bolkesjö Gaard, dessen Bewohner wir in ihrem Sonntagsstaat auf der Treppe zu dem seltsam gebauten und ausgeschnitzten Stabur,*) wie man ihn so oft in Abbildungen sieht, sitzen sahen. Wir wurden mit offener Herzlichkeit empfangen, als wären wir lang erwartete Gäste, und die Frau vom Hause, eine schmucke alte Bäuerin, credenzte uns mit natürlicher Würde eine silberne Kanne voll schäumenden Bieres und hieß uns in Thellemarken willkommen.

Der Chorhemdekrieg, the war of the surplice. Unsere Leser erinnern sich wohl des Streits am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahres in England, wo einige Geistliche der englischen Hochkirche den Chorrock wieder einführen wollten. Ein Hr. Antiempiricus hat den Stoff in einer Art Pasquinade behandelt. Eine zweite Schrift „St. Oldooman“ ist ähnlichen Inhalts; es ist eine Epistel aus dem Jahre 1950, wo Irland protestantisch und England päpstlich geworden seyn wird. Beide Schriften besprechen die kirchlichen Streitigkeiten mit scharfem Spott.

*) Eine Art Speiseboden, wo die Luft durchdringen kann, daß die aufbewahrten Gegenstände trocken erhalten werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1845.

Die Antisklaverei-Gesellschaft und die amerikanische Baumwolle.

Diese Gesellschaft, welche so ziemlich den irrenden Ritter der Sklavenemancipation spielt, aber trotz mancher Thorheiten doch vielfach günstig gewirkt hat, namentlich seit sie auch gegen die heimliche Wiedereinführung des Sklavenwesens in den englischen Colonien unter der Form freier afrikanischer oder indischer Arbeiter eifert, hat in Anbetracht der jetzigen Zeitverhältnisse eine umständliche Abhandlung ausarbeiten lassen, welche den Beweis führen soll, daß England sich aus Indien hinreichend mit Baumwolle versorgen könne und Nordamerika dazu nicht nöthig habe; wenn England die Entwicklung des Baumwollenbaues in Indien fördere, so werde es nicht nur von einer lästigen, ja gefährlichen Abhängigkeit von Amerika sich befreien, sondern auch indirect zur Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika wesentlich mitwirken. Wer den Gang dieser Angelegenheit kennt und weiß, daß England schon seit längerer Zeit, wiewohl bis jetzt vergeblich, sich bemüht hat, der Abhängigkeit von Nordamerika loszuwerden, dem sagt die lange Abhandlung — sie nimmt in der Shipp. and Merc. Gaz. vom 5 Sept. brittehalb enggedruckte Spalten ein — eben nichts Neues, aber „in Anbetracht der Zeitverhältnisse" ist sie von besonderem Interesse, denn in der letzten Zeit sind in Liverpool mehrfache Ankäufe von Baumwolle in der Voraussetzung eines möglichen Krieges mit Nordamerika geschlossen worden, und man sieht den weitern Nachrichten aus Amerika mit nicht geringer Spannung entgegen. Erklärt nämlich Mexico an die Vereinigten Staaten den Krieg, so ergreift dieß die Gelegenheit, sich Californiens zu bemächtigen, wo einige Tausend Amerikaner sich befinden und der Sache schnell ein Ende machen können. Dadurch gewinnen die Vereinigten Staaten eine Stellung in der Südsee, welche England kaum dulden kann, auch wenn nicht der Besitz von Mexico auf dem Spiele stände. So lange aber England von Amerika so abhängig ist, wie jetzt, so wäre eine Kriegserklärung an dasselbe fast eine Art Selbstmord.

Was dabei auf dem Spiele steht, wollen wir in einigen Zahlen angeben, und diese dem obenerwähnten Memoire der Antisklaverei-Gesellschaft entlehnen. Im Jahre 1825 führte Amerika 356,618 Ballen Baumwolle in England ein, im Jahre 1844 1,158,323. Die Masse hat sich also mehr als verdreifacht. Der Verbrauch Englands an Baumwolle kann in runder Summe gar wohl zu 1,500,000 Ballen angeschlagen werden, und die Zahl der bei der Baumwollenindustrie beschäftigten Personen ebenso auf anderthalb Millionen Menschen, welche gegen 25 Mill. Pfd. St. Taglohn verdienen. Für diese riesenhafte Industrie liefert Nordamerika drei Viertheile wo nicht vier Fünftheile des Rohstoffs, und die übrige Welt nur den schwachen Rest. Bräche ein Krieg zwischen England und Nordamerika aus, so wäre diese Industrie in der größten Gefahr, den Rohstoff entbehren zu müssen. Wenden wir uns jetzt nach Indien, um zu sehen, ob dieß die Lücke ausfüllen könnte: in den fünf Jahren 1836/37 bis 1841/42 führte Indien nicht völlig 800 Mill. Pfd. Baumwolle aus, also nicht ganz 2 Mill. Ballen oder nahezu 400,000 Ballen des Jahres. Davon ging die größere Hälfte nach China. Im Jahre 1835 führte Indien nur 39,567 Ballen nach England aus, und diese Zahl ist allerdings bis zum Jahr 1844 auf 239,718 Ballen gestiegen. Diese reichen aber, nach dem gegenwärtigen Maaßstab des Verbrauchs, nicht völlig auf acht Wochen hin. Würde alle ausgeführte indische Baumwolle nach England gebracht, so wären dieß höchstens 500,000 Ballen oder ein Drittheil des Verbrauchs, und wenn von andern Ländern, wie Aegypten, Westindien, Brasilien etwa noch 250,000 Ballen hinzukämen, so wäre es erst die Hälfte des englischen Bedarfs. Es müssen also nach diesen Angaben, deren Richtigkeit nicht wohl zu bestreiten ist, jedenfalls Jahre hingehen, ehe England Nordamerika's entbehren kann, und ein Krieg, der zwischen Nordamerika und England ausbräche, müßte eine heftige, ökonomische Erschütterung, wo nicht eine politische, zur Folge haben.

Wenn hierin eine bedeutende Gewähr des Friedens liegt, so tragen diese Verhältnisse dennoch auch den Keim zu großen Veränderungen in sich. England wird jedenfalls den Anbau der Baumwolle in Indien mit Macht fördern, und indem dieß geschieht, muß der Preis derselben auf den europäischen

Märkten sinken, und die Erhaltung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Nordamerika's immer unmöglicher machen, denn das sicherste Mittel, diese zu unterdrücken, liegt darin, wenn sie keinen Vortheil mehr gewährt. Dieser Standpunkt dürfte sehr bald für mehrere Staaten der Union eintreten. Auf der andern Seite wird Indien von England künftig minder stiefmütterlich behandelt werden müssen, und man wird ihm einen bedeutenden Theil der entrissenen Schätze wieder als Anleihecapital zurückgeben, um den jetzt sinkenden Anbau Indiens wieder zu heben. Früher zahlten indische Baumwollfabricate in England 10 Proc. vom Werth, die englischen in Indien $2\frac{1}{2}$ Proc., jetzt hat man sich endlich durch die Unmöglichkeit einer Erhöhung der Steuern genöthigt gesehen, diese Ungerechtigkeit doch wenigstens auf die Hälfte herabzusetzen, und englische Waaren sollen künftig 5 Proc. in Indien zahlen, mit Ausnahme des Twistes, dem man einen Vorzug gewährt. Aber England wird von Schritt zu Schritt dahin geführt werden, ein Schutzzollsystem in Indien gegen sich selbst einzuführen, denn eine Ausfüllung des angloindischen Deficits läßt sich nur noch durch Hebung der indischen Industrie erwarten. England hat alles, die Straßen, die Canäle ꝛc. verfallen lassen, es hat das Land seiner Industrie und seines Reichthums beraubt, und jetzt muß es einen andern Weg einschlagen, weil sonst Indien bald nur noch eine lästige Besitzung ist. Diese Stimmung in den höhern Kreisen Englands ist der Antisklaverei-Gesellschaft nicht unbekannt, und darum tritt sie jetzt mit einem ganz praktischen Vorschlag auf, um sich in der öffentlichen Meinung, in der sie durch mancherlei unkluge Schritte verloren hatte, wieder zu rehabilitiren, was ihr aber kaum gelingen dürfte, denn die Vorschläge, welche in dem angezogenen Memoire gemacht werden, sind längst von sachkundigern Leuten gemacht worden.*) Der Schritt dieser Gesellschaft ist aber ein Beweis, daß man das hier angeregte Bedürfniß allgemeiner fühlt, und daß die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als bisher darauf gerichtet ist.

Wissenschaftliche Erforschung von Algier.

(Fortsetzung.)

„Was die Frage der Pacification und Colonisation betrifft, so bespricht sie der Verfasser nicht direct, theils wegen des speciell wissenschaftlichen Zwecks seines Buchs, theils auch weil er sie wohl für die nächsten Bände aufspart. Indeß finden sich die ersten Elemente dieser Frage doch schon indirect in einer Menge von anscheinend unbedeutenden Stellen, und man erkennt leicht, daß nach der Ansicht des Verfassers der Handel mit den Eingebornen und die Verbesserung der Verbindungsstraßen die vorläufigen Mittel sind, welche man anwenden muß. Wir theilen deßhalb einiges über das Capitel von den Straßen mit, welches die interessantesten und merkwürdigsten Entwicklungen darbietet. Die Straßen in Algier müssen, wie alles andere, einen eigenthümlichen Charakter haben, der im Einklang steht mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Eingebornen. Ein vom nackten Fuß des Menschen oder vom Hufe des Pferdes bezeichneter Pfad auf dem Rasen, so schmal, daß zwei Personen nicht neben einander gehen können, das ist die arabische Straße. Links und rechts bemerkt man in einigen Zwischenräumen Seitenpfade, welche längere Zeit neben dem Hauptweg hinlaufen und sich endlich mit ihm vereinigen. Solche Verästelungen bezeichnen den gewöhnlichen Ort des Zusammentreffens zweier Karawanen. Diese marschiren fast immer in Einer Reihe, aber wenn sie allzu zahlreich sind, theilen sie sich in zwei oder drei Abtheilungen, welche zwischen sich eine stets gleiche Entfernung beibehalten; die Spur, welche sie auf dem Boden zurücklassen, bildet vollkommen parallele Pfade. In den sandigen Theilen der Sahara, wo der Fuß des Menschen oder des Kamels nur eine vom Winde bald verwehte Spur zurückläßt, dienen bloß einige Merkzeichen zum Wiedererkennen der gewohnten Straße. Die Spitze eines fernen Berges, die wechselnden Formen eines Sandhügels, nöthigenfalls der grüne Stamm eines Pistazienbusches oder der kleinste Cactusstrauch leiten den Reisenden durch die glühende Ebene der Wüste. Die Araber haben, gleich den Eingebornen Nordamerika's, den wunderbaren Instinct, der oft die wissenschaftliche Kenntniß trefflich ersetzt, und das wunderbare Beobachtungstalent, welches dem Reisenden als Boussole und Führer dient. Fehlen andere Erkennungszeichen, so begnügt sich der Araber mit einem Nza oder Grabdenkmal, das er an dem Wege errichtet, auf dem ihn Pilger- oder Handelsfahrten führen. Als ich eines Abends, erzählt Carrette, in Gesellschaft mehrerer Araber reiste, sah ich zu meinem Erstaunen, wie einer derselben nach dem andern einen Stein aufnahm, und erstaunte noch mehr, als endlich auch mir jemand einen Stein bot. Ich fragte nach der Ursache. — Wir kommen jetzt, antwortete der Araber, an dem Nza des Bel Gasem vorüber. — Damit wußte ich nicht mehr wie vorher, nahm indeß den Stein, und einige Augenblicke nachher kamen wir an einen unförmlichen Haufen Kieselsteine, der 4 bis 5 Fuß Höhe hatte. Jeder meiner Gefährten warf mit den Worten „für den Nza des Bel Gasem" seinen Stein darauf, und ich that als die Reihe an mich kam dasselbe. — Der Nza ist also nichts anderes als ein Haufen Steine, der sich langsam bildet durch die Reisenden, welche des Wegs ziehen. So unförmlich der Haufe ist, so hat er doch eine rührende und achtungswerthe Bedeutung. Es ist ein Denkmal, um die Stelle eines noch ungerächten Mords zu bezeichnen, ein symbolischer Ausdruck, ein redendes Bild der Wahrheit, daß die Blutschuld nicht verjährt.

Die Sitte, stets hinter einander zu marschieren, macht natürlich den Araber sehr gleichgültig gegen den Bau breiter und bequemer Straßen; sie ziehen den holprigen Pfad, den sie mühsam in den Ebenen oder an der Seite eines Berges ausgetreten haben, einer breiten, gleichförmigen, mit Abzugs-

*) Man sehe hierüber nur die Indian News in vielen ihrer Nummern; das Blatt ist eines der besten über Indien, leider aber gar zu sehr bloß für den praktischen augenblicklichen Nutzen berechnet.

gräben versehenen Chaussee vor. Carrette sah Kabylen auf einer 16 Meters breiten Straße in einer Reihe hinter einander marschiren. Die königliche Straße von Philippeville nach Constantine bietet merkwürdige Beispiele dieses hartnäckigen Verharrens in uralten Gewohnheiten: rechts und links von der Chaussee sieht man Pfade der Kamel- und Maulthiertreiber; bald laufen sie längs der großen Straße fort, bald entfernen sie sich von ihr, um sich einer Quelle zu nähern oder einen Umweg zu vermeiden. Es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß diese Abneigung gegen unsere Art zu reisen allmählich vor der Leichtigkeit dieser Verbindung, welche früh oder spät die französischen Straßen in Algier darbieten müssen, weichen wird. Nur unterliegt dieß unerläßlichen Bedingungen: was in den Augen der Araber das Verdienst einer Straße ausmacht, besteht darin, daß man weder den Durst noch die Räuber zu fürchten hat: man muß also von Strecke zu Strecke auf den schon angelegten oder noch anzulegenden Straßen Brunnen und Karawanserais, so wie Blockhäuser zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit errichten. Dann werden sich die Araber an unser Straßenwesen gewöhnen und ihm endlich den Vorzug geben. Bis dahin werden die Straßen für unsere Landbauer, unsere Handelsleute und unsere Militärcolonisten von unberechenbarem Nutzen seyn. Straßen sind allenthalben das erste Hülfsmittel der Civilisation, in Algier sind sie aber die unerläßliche Vorbedingung von allem, was man thun und versuchen will. Unglücklicher Weise hat sich aber die Verwaltung in diesem wichtigen Punkte bisher auf eine beklagenswerthe Weise gleichgültig und sorglos gezeigt. Einige für die Kriegsbedürfnisse erbaute Straßen abgerechnet, kann man sagen, daß es in Algier noch völlig daran fehlt, und wenn man einmal ernstlich daran denken wird, so werden die Angaben Hrn. Carrette's über ein mächtiges Netz von Handels- und Militärstraßen ungemeinen Nutzen gewähren, und können den Generalgouverneuren so wie den Ingenieuren unter ihren Befehlen als Leitfaden dienen. Man hat viel von dem Handel als Mittel der Beruhigung und Verschmelzung der Besiegten mit der französischen Bevölkerung zu hoffen. Die Mehrzahl der Stämme des Tell ist ackerbauend und hat also das Bedürfniß seine Erzeugnisse zu verkaufen und zu vertauschen. Selbst die Kabylen, diese Bergbewohner, welche Bugeaud mit aller Gewalt verfolgen und vertilgen will, würden es nicht besser verlangen, als ihr vortreffliches Oel und die Erzeugnisse ihrer Hammerwerke gegen Korn und andere Producte, an denen es ihnen fehlt, auszutauschen, und es ist mehr als seltsam, daß man bei solchen Hülfsmitteln gegenseitiger Annäherung ein allgemeines Straßensystem noch immer vermißt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen. *)

Die Walachen sind in Siebenbürgen die ältesten Bewohner des Landes. Sie besaßen es und hatten ein Fürstenthum gebildet, als die Ungarn ihre Herrschaft über die Gebirge des alten Daciens ausdehnten. An den westlichen Gränzen dieser Provinz, zwischen der Theiß und der siebenbürgischen Gränze, herrschten noch andere walachische Häuptlinge, Mana Moarte, „die todte Hand," und Glad, „das Schwert." Alle mußten den Ungarn weichen, deren Herrschaft die der Römer ersetzte.

Die neuen Ankömmlinge setzten sich nicht in einem besondern Theil des Landes fest, wie in Ungarn. Sie breiteten sich über alle Gegenden desselben aus, ohne sich jedoch mit den Ureinwohnern des Landes zu vermischen. Der Grund dieser Trennung, die noch heute besteht, ist ein religiöser.

Das Christenthum drang sehr frühzeitig zu den römischen Ansiedlern Daciens. Man findet in Siebenbürgen Inschriften aus dem Jahre 274, über denen ein Kreuz steht. 325 kommt ein Theophil, „Bischof der Gothen," vor, ein Name, den man irrigerweise auf die Dacier ausdehnte; 390 wird von einem Nikolaus, „Bischof von Dacien," gesprochen. Unter dem Einfluß von Byzanz stehend, hatten die Walachen den griechischen Glauben angenommen, und die Magyaren fingen bei ihrer Ankunft in Siebenbürgen ebenfalls an sich zu dieser Kirche zu bekennen. Die byzantinischen Geschichtsschreiber berichten, daß das Haupt dieser Krieger, Gyula, in Konstantinopel getauft worden sey; bei seiner Rückkehr habe er das Bisthum Fejérvár gestiftet. Während die Magyaren von Siebenbürgen den Glauben der Besiegten annahmen, pflanzten ihre Stammgenossen in Ungarn das Banner des römischen Katholicismus auf. Als der h. König Stephan die heilige Krone von Rom empfing, sollte er die siebenbürgischen Krieger dem byzantinischen Einfluß entziehen, und es gelang ihm. Von da an entstand eine Spaltung zwischen den Magyaren und den Walachen. Die angesehensten der letztern gingen in die Reihen der neuen Herren über und verließen ihre Kirche; aber das Volk entsagte seinem Glauben nicht, und hing um so fester an ihm, als seine Priester ärmer und mehr verfolgt wurden.

Indem der Walache seine Religion beibehielt, hat er auch seine Sitten und seine Sprache bewahrt. Eben weil sie sich einem rivalisirenden Volk gegenüber befanden, welches eine ausgesprochene Individualität besaß, haben die Walachen auch ihren besondern Charakter als ein so theures Gut bewahrt. Noch heute haben sie eine ganz romanische Sprache, und man findet noch bei ihnen alte Gebräuche, die bei den übrigen romanischen Völkern ganz verloren gegangen sind. Gewisse heidnische Namen, wie Florica, Flora, Daina, Diana, Dalnitia, sind unter den Frauen sehr verbreitet. Den ersten Sonntag des Mai feiern die walachischen Bauern noch durch Ueberlieferung als Fest der Flora; sie begeben sich auf die Wiesen und in den Wald, bekränzen sich mit Blumen und Blättern und kehren tanzend in das Dorf zurück. Bei der Annäherung des Sommers pflanzen sie vor ihren Hütten eine lange Stange mit einem Busch von Baumzweigen und Heu auf, die sie Armindenu nennen. Dieß, behauptet man, sey eine römische Sitte. Die Kriegercolonisten feierten den Anfang der Jahreszeit der Kämpfe, indem sie vor ihren Thüren die arma Dei oder Martis aufrichteten. Vor weniger als fünfzig Jahren sah man noch bei den Leichenbegängnissen præficæ, Klageweiber, und die Bauern versäumen nie, den Todten ein Stück Geld in den Mund zu stecken. Kaiser Joseph II, als erklärter Feind des Aberglaubens, wußte diesen Gebrauch abzuschaffen, aber doch läßt ein liebender Sohn seinen Vater nicht bestatten, ohne ein paar Kreuzer in die Hand der Leiche zu drücken. Erwähnenswerth ist noch, daß die Walachen nie Wasser aus einem Brunnen schöpfen, ohne einige

*) Aus A. de Gerando's Siebenbürgen und seine Bewohner. Leipzig, bei K. B. Lorck, 1845.

Tropfen davon auf den Boden zu sprengen; sie verbinden mit dieser Libation irgend einen Aberglauben.

Die walachischen Tänze sind römischen Ursprungs. Gewisse Figuren und häufig die Stellung der Tänzer erinnern an die Beschreibungen der antiken Tänze. Ihre Tänze drücken immer einen Gedanken, eine Thatsache aus; sie haben eine bestimmte Bedeutung. So scheint die Hatzegulenne, welche am verbreitetsten ist, den Raub der Sabinerinnen vorzustellen. Auch der Tanz der Caluser ist sehr charakteristisch. Die Etymologen wollen wissen, daß er im Collsäum aufgeführt worden sey; andere meinen, er stelle einen Tanz der Reiter, wörtlich einen „Pferdetanz" vor. Eine Tradition schreibt ihm einen noch viel ehrwürdigern Ursprung zu, und leitet das walachische Wort von collini salii, abgekürzt colli salii, ab. Die salischen Tänzer, berichtet Nieupart, besaßen einen Tempel auf dem quirinalischen Hügel. An den Iden des April führten sie unter Absingung von Liedern, die zu Horazens Zeit kaum verständlich waren, Tänze auf, welche ein Vates anführte. Heutzutage noch tragen die walachischen Tänzer wie die Römer zwei mit kupfernen Knöpfen besetzte Riemen kreuzweis über die Schultern geschlungen, deren einer das Schwertgehenk darstellt; ihren Tanz, den man gewissermaßen als heilig betrachtet, beginnen sie Ende April oder nach Pfingsten, schwingen anstatt der Degen lange Stöcke und nennen ihren Anführer Valof.

Ich erinnere mich eines Tanzes, dessen Namen man mir nicht sagen konnte, der mir aber sehr auffiel. Nachdem die Tänzer paarweise einige Schritte im Kreise gegangen waren, trennten sich die Männer von den Frauen. Die letztern gingen einzeln um die Männer, und schienen voll Unruhe einen theuern Gegenstand zu suchen. Die Männer traten zusammen und bewegten auf der Stelle die Füße wie marschirende Soldaten, dann stützten sie sich auf ihre langen Stöcke und machten mit lautem Geschrei unregelmäßige Sprünge, wie in Vorstellung eines Kampfes. Die Frauen irrten immer noch umher, schweigend und ernst wie Schatten. Endlich stürzten die Männer mit freudigen Gebärden auf sie zu, als ob sie sie nach großer Gefahr wiederfänden, und führten sie in den Kreis zurück, wo alle mit der lebhaftesten Fröhlichkeit tanzten. Hier sieht man, wie mächtig die Ueberlieferung ist. Dieser Tanz ist ein vollständiges Gedicht. Wer weiß, welchem von der Geschichte vergessenen Einfall von Barbaren er zum Gedächtniß geweiht ist?

Einige Tänze haben einen außerordentlich wilden Charakter. Mehrere der Art sah ich eines Tages in Lóna bei Klausenburg, als der Schloßherr den Walachen seines Dorfes ein Fest gab. Nach dem Klange einer seltsamen Musik stellten die Männer, einen Kreis bildend, ihre Stöcke auf einem Platz zusammen, sprangen in die Höhe und stießen lautes Geschrei aus. Beim Beginn jedes Tanzes nimmt der Mann seine Tänzerin gewöhnlich bei der Hand, macht zwei Schritte vor und einen zurück, aber im Kreise, so daß jedes Paar wieder auf seinen Platz kommt. Dann erhebt der Tänzer den Arm und läßt die Dame darunter weggehen, indem er sie mehreremal lebhaft fortstößt. Zuweilen treten die Männer in der Mitte zusammen, schnalzen mit den Fingern, springen in die Höhe, bleiben plötzlich wieder stehen, betrachten ihre Füße, welche Figuren auf den Boden zu zeichnen schienen; unterdessen gehen die Frauen, die sich die Hände gereicht haben, langsam im Kreise um sie herum, dann faßt der Tänzer wieder seine Dame, hebt sie in die Höhe, schwingt sie im Kreise, läßt sie dann einen Augenblick wieder los, um Gebärden zu machen oder eine Stellung anzunehmen, und kehrt wieder zu seiner Tänzerin zurück.

Diese Tänze werden immer nach dem Tact ausgeführt, obgleich die Melodien oft sehr verwirrt sind. Einige Refrains kehren von Zeit zu Zeit wieder, und die Walachen begleiten sie mit Händeklatschen, indem sie Verse recitiren, und ihren Tänzerinnen und selbst den Zuschauern Schmeicheleien sagen. Als Zeichen einer besondern Galanterie faßt der Tänzer seine Dame kräftig an der zarten Schulter und stößt sie auf diese Weise fort; damit will er sagen, daß er sie verabschiedet und ihr dankt. Die Frauen tanzen beständig mit niedergeschlagenen Augen; sie gehen mehr, als daß sie springen, zeigen überhaupt viel Zurückhaltung, während die Männer mit ungezähmtem Feuer tanzen. Wenn sie von der Bewegung und dem Lärm aufgeregt sind, scheinen sie alle regelmäßigen Touren zu vergessen, sie stoßen durchdringendes Geschrei aus, indem sie ihr belebtes Gesicht erheben und die langen Haare schütteln. Zuletzt bemerkt man durch den aufwirbelnden Staub nichts als nackte Füße, Sandalen, gelbe, schwarze, rothe Stiefel, welche sich verwirren, stoßen und auf den Boden stampfen.

Der Leser wundere sich nicht, daß ich so ausführlich von den walachischen Tänzen spreche; sie sind in der That von großer Wichtigkeit. Der Tanz ist das hauptsächlichste Vergnügen der siebenbürgischen Bauern. Alle Sonntage gehen sie in die Schenke des Dorfes und das ganze Land springt nach der Geige des Zigeuners. Die guten Tänzer werden sehr geachtet und finden leicht eine Braut, denn die jungen Mädchen entsagen mit der Heurath nicht diesem Vergnügen. Sie rechnen darauf, jeden Sonntag in die Schenke geführt zu werden; auch tragen sie Sorge, sich einen Gatten zu wählen, der in dieser Hinsicht gut begabt ist. Das Talent des Tanzes gehört in diesem Fall fast unter die häuslichen Tugenden.

Es gibt auch zuweilen Tänzer von Profession, d. h. Bauern, welche in Trupps die Dörfer durchwandern und wie wahnwitzig tanzen. Sie gelten für vom Teufel Besessene, und die Dörfler, vorzüglich die Frauen, geben ihnen beträchtliche Almosen. Ein guter Tänzer, der den ewigen Flammen verfallen ist? Ist das kein Grund zur Barmherzigkeit? Bei einem Flecken Namens Tóris traf ich sieben besessene Tänzer, welche die Umgegend von Karlsburg durchwanderten. Sie sagten ganz laut, daß der Teufel einen von ihnen bei lebendigem Leibe holen werde, was die Theilnahme der Zuschauer verdoppelte. Sie tanzten wirklich sehr gut, und sahen die guten Leute, welche sie zu bedauern schienen, mit einer Miene von Ueberlegenheit an. Es ist natürlich, daß dieser Erwerbszweig seine Verehrer findet. Die Besessenen arbeiten nicht und werden auf ihrem Wege häufig genug mit freundlichen Gesichtern und Kreuzern belohnt. Sehr häufig geschieht es, daß, nachdem die Tänzer eine bestimmte Zeit lang auf dem Teufel gewartet haben, sie ihre Laufbahn mit einer Heurath abschließen, und von ihrem frühern Stande nichts beibehalten, als einen unbestrittenen Ruhm der Gewandtheit und der Grazie. (Fortsetzung folgt.)

Aegyptischer Saal in der k. Bibliothek zu Paris. Die von Hrn. Prisse aus dem Palast von Karnac mitgebrachten Basreliefs, in welchen Thotmes III die Namen und Bilder seiner Vorfahren in chronologischer Ordnung aufgestellt hatte, sollen jetzt in einem Saal der k. Bibliothek wieder in derselben Ordnung in die Mauern eingefügt werden. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1845.

Fahrt auf der Saone.

(Branchu, Souvenirs d'un Touriste.)

Ein munterer Reisender mag sich wohl in Chalons einige Tage amusiren, denn es ist eine regsame, lebensvolle, angenehme Stadt mit reizenden Umgebungen. Man hat da schon einen Vorschmack von Marseille, es ist schon Seeleben in Chalons. Die Stadt ist voll großer Hotels von vier und fünf Stockwerken, wo man mit dem Fische, wenn er einmal ins Netz gegangen ist, ziemlich wenig Umstände macht. In einer herrlich bebauten Ebene am rechten Ufer der Saone zieht sich Chalons hin, da wo der Canal du Centre mit diesem Flusse sich verbindet. Diese vortheilhafte Lage hat Chalons zu einer Art Stapelplatz, sowohl für das südliche als nördliche Frankreich erhoben. Die Stadt hat Manufacturen in seidenen und wollenen Strümpfen, Mützen und Hüten, und einen ansehnlichen Handel in Wein, Getreide, Kohlen und orientalischer Essenz zur Anfertigung falscher Perlen, die hier aus den Schuppen des Weißfisches bereitet wird. Chalons hat eine Unterpräfectur, ein Tribunal, ein Handelsgericht, und zählt etwa 15,000 Einwohner.

Auf einem der öffentlichen Plätze steht eine schöne antike Säule von Granit, und sehenswerth ist auch die gothische Kathedrale aus dem dreizehnten Jahrhundert. Prachtvoll ist der Quai an der Saone, und auf den schönen Promenaden erblickt man bei hellem Wetter die Alpen. Von Chalons bis Lyon sind die lieblichen Ufer der Saone mit Dörfern, Gärten und Landhäusern bedeckt. Ich besuchte in Chalons auch das Hospital St. Laurent, dessen innere Einrichtung vortrefflich ist. Im allgemeinen ist Chalons mit seinen vier Vorstädten gut gebaut und enthält eine beträchtliche Anzahl von Gebäuden, die in sehr elegantem Styl aufgeführt sind.

Durch unermeßliche, nur zu oft von der Saone überschwemmte Wiesen gleitet das Dampfboot dahin. Macon ist stolz auf seine lange, massive, ohne Zweifel sehr nützliche, aber nicht sehr zierliche Brücke. Die Quais am Flusse sind der Sammelplatz der eleganten Welt von Macon, und bilden in der That die schönsten Promenaden, welche man sich denken kann. Sehenswerth sind auch der stets belebte Hafen, das Stadthaus und der alte Palast Montreval; ferner sind die Ruinen eines römischen Triumphbogens und eines Janustempels in Augenschein zu nehmen. Die Saone strömt in majestätischer Ruhe noch immer so sanft dahin, als es Cäsar in seinen gallischen Denkwürdigkeiten beschreibt. Der Weinhandel ist von Bedeutung, und die hier gefertigten Confituren sind in der ganzen Gegend geschätzt. Die Kleidung der Landleute in der Gegend von Macon ist ganz eigenthümlich, und erinnert an mittelalterliche Trachten. Sie sprechen ein plattes Patois und ein Pariser hat Mühe sich verständlich zu machen. Vier Stunden von Macon liegt das Städtchen Cluny. In den imposanten prachtvollen Gebäuden der berühmten ehemaligen Benedictinerabtei sind jetzt mehrere Fabriken angelegt.

Die Brücke von Macon führt nach einem der entlegensten und sonderbarsten Theile Frankreichs, dem Lande von Dombes. Der Bauer ist daselbst stupid und hat sechs Monate im Jahre das Fieber. Um gehörigen Vortheil vom Boden zu ziehen, verwandelt man ihn auf sieben Jahre hinter einander in einen Teich, was viel Fische gibt; dann läßt man das Wasser ablaufen und erhält ohne Dünger drei oder vier prächtige Ernten. In dem Lande von Dombes glauben fünf Sechstheile der Bevölkerung an Hexen, und alle Paar Jahre gibt es da ein hübsches Wunder. Dieser Zustand der untern Volksclassen gefällt gewissen Leuten sehr. Als mir der fromme Wunsch entfuhr, Frankreich möchte diesem Lande jährlich zwanzigtausend Fr. schenken, um Lehrer dafür zu halten, welche es im Schreiben unterrichteten und ihm vorstellten, daß es keine Hexen gebe, da rief ein Herr, der mit uns auf dem Dampfboote fuhr: um Gotteswillen nicht, mein Herr.

Bei Tarnus, einem hübsch gebauten Städtchen auf dem rechten Saoneufer, fuhren wir schnell vorüber. Der nämliche Herr, der sich so sehr gegen den Unterricht gestemmt und verwahrt hatte, welchen ich den Bauern im Lande von Dombes wollte ertheilen lassen, kennt diese Gegenden recht gut. Er ist ein trockener, pedantischer, aber sehr unterrichteter Mann, und spricht lieber von der natürlichen und geschichtlichen als sittlichen Beschaffenheit des Landes. Von der leidigen Aus-

klärung erwartet er nicht viel Gutes! Er hat mir gesagt, daß Turnus wie Chalons eine antike, vor einigen Jahren aus der Saone gefischte Säule besitzt.

Des alten Edelmannes Unterhaltung war fein, und das allein würde mir gesagt haben, welcher politischen Meinung er angehöre, hätte das nicht schon sein Ausruf gegen die überflüssigen Schulmeister verrathen. Ich hütete mich sorgfältig dieser Meinung zu widersprechen, und durfte mir bald einige Fragen über die Abtei von Turnus, welche wir vom Schiffe aus sahen, erlauben. Diese Abtei, welche St. Philibert heißt, ist im neunten Jahrhundert gegründet und seitdem zweimal zerstört worden. Gottselige, gelehrte Aebte, die es wohl meinten mit der Kirche und mit dem Staate, haben dieser Abtei vorgestanden! Jetzt, fügte der liebenswürdige alte Gentilhomme hinzu, jetzt ist St. Philibert in architektonischer Hinsicht ein lateinisches Kreuz. Das Innere zeichnet sich durch sehenswerthe Pfeiler aus, das Portal aber ist ein Machwerk des achtzehnten Jahrhunderts. Die Discussion dauerte lange und war nicht ohne Interesse. Nachdem wir uns fast alles gesagt hatten, was wir von der Architektur vor der Zeit der Renaissance wußten, sah ich von weitem die Politik kommen, nahm von dem feingebildeten Manne Abschied und zog mich in die Cajüte zurück. Wir kamen durch liebliche Gegenden von einer so milden und sanften Schönheit, daß das Herz dadurch wohlthätig erfrischt wurde.

Trevoux, welches im Halbkreise am linken Ufer sich ausbreitet, gewährt einen lieblichen angenehmen Anblick; es ist eine der kleinen Städte, von denen La Bruyere redet. Das Städtlein sieht aus, als könne man daselbst zwar sechs Wochen verweilen; wer aber darin ist, stirbt vor Ungeduld bis er wieder herauskommt. Zwei Meilen oberhalb Lyon sind die Ufer der Saone pittoresk, entzückend schön. Sie erinnern mich an die reizenden Hügel von Desenzano. Auf diesen grünen Hügeln an der Saone haben die Lyoner Fabricanten ihre Landhäuser; sie sind stehen geblieben bei dem Perückengeschmack des vorigen Jahrhunderts, aber die Schönheit der Gegend trägt über alle chinesischen Pavillons, womit man sie noch mehr zu verschönern gedachte, den Sieg davon.

Wissenschaftliche Erforschung von Algier.

(Fortsetzung.)

„Die Sahara ist nicht, was uns manche Geographen und Dichter, welche Afrika von ihrem Stübchen aus beobachtet haben, darüber sagen, sondern es ist ein ungeheurer Archipel von Oasen, in denen allen belebte Gruppen von Dörfern und Städten sich finden. Um jedes Dorf zieht sich ein breiter Gürtel von Fruchtbäumen, unter denen die Palme sowohl durch ihre Höhe als durch den Werth ihrer Erzeugnisse Königin ist. Aber sie schließt die andern Fruchtbäume nicht aus. Der Granatapfel-, der Feigen-, Aprikosen- und Pfirsichbaum, so wie die Rebe wachsen daneben, und mischen ihre Blätter mit den ihrigen. Durch diese dichte Masse von Laub hindurch zeichnet sich der Horizont in seinen mannichfachen, imposanten Formen ab; fügt man denn noch zu dem Reichthum an Früchten den kühlen Schatten, die Sicherheit der Verbindungen hinzu, so begreift man leicht, weßhalb die Bewohner der Sahara eine so außerordentliche Liebe für ihr Land zeigen. Man hätte sehr Unrecht, wenn man sich dasselbe als einen undankbaren Boden vorstellen wollte; das wäre ein Widerspruch mit der Natur der Gegend und dem allgemeinen Gefühl der Völker, die es bewohnen.

„Diese Völker sind thätig und betriebsam, haben zahlreiche Heerden und schöne, ausgedehnte Weidestrecken. Ein Theil der Bevölkerung ist ansässig, der andere nomadisch; der erste wohnt in den Städten, baut die Gärten an und webt Zeuge; er erkennt das Eigenthumsrecht in seiner vollen Strenge an, und hängt mit allen Banden am Boden. Der andere bringt sein Leben in den ziemlich wasserarmen Ebenen zu, welche zwar zum Anbau nicht taugen, aber der Viehzucht günstig sind; dieser Theil ist in Stämme organisirt und lebt unter dem Zelte; im Anfang des Sommers, wenn die in den weiten Strichen zerstreuten Brunnen und Quellen zu versiegen anfangen, machen sie sich auf den Weg gegen Norden und halten einige Zeit in den Städten der Sahara an, wo ihre Waaren niedergelegt sind; sie beladen ihre Kamele mit Datteln und Wollstoffen, setzen sich dann in Marsch, und die ganze Nomadenstadt, Männer, Weiber, Heerden, Hunde, Zelte und Hausgeräthe, schlägt den Weg nach dem Tell ein, wo sie ihre Erzeugnisse austauscht und Gras und Wasser für ihre Heerden findet. Die ersten Herbsttage geben das Zeichen zur Umkehr, und man sieht die Karawanen der Saharier in kleinen Tagereisen nach ihrem Heimathlande zurückkehren, wo sie zur Zeit der Dattelreife anlangen. Wenn die Ernte eingebracht ist, wenn die Wanderer das aus dem Tell mitgebrachte Getreide und die rohe Wolle gegen die neuen Datteln und die Wollenzeuge ausgetauscht haben, entfernen sie sich von den Städten und führen ihre Heerden nach den Weiden des Südens, die sie im nächsten Sommer verlassen, um ihre Wanderungen aufs neue zu beginnen.

„Es ist ein großer Irrthum zu glauben, das Wasser fehle gänzlich in der Sahara. Allerdings läuft es gewöhnlich nicht über den Boden, aber es ist eine jetzt erwiesene Thatsache, daß alle Senkungen der Sahara in wechselnden Tiefen Wasser liefern. Die Einwohner kennen dieß Geheimniß der Natur so gut, daß sie ächte artesische Brunnen zu bohren verstehen; darum findet man in der Senkung des Wad Rig, des Wad Regla und Temasin springende Brunnen von Menschenhand gemacht, und ebenso im Wad Suf, in dem Bette des Wad el Dschedi u. s. w. Dieß Daseyn von Wasser in dieser sogenannten Wüste hat sogar Veranlassung zu Volkssagen gegeben, die bald auf Wahrheit, bald auf Aberglauben gegründet sind. An gewissen Orten, wie z. B. in den Ruinen nahe bei Reggada, hört man die unterirdische Wassermasse rauschen, wenn man das Ohr an den Boden hält, und es bedarf nicht mehr, um der Einbildungskraft der Saharier allerlei sonderbare Mährchen zu entlocken.

„Was kann man also von dem Bohren artesischer Brunnen in diesem Lande nicht alles erwarten? Ist das Wasser

einmal in reichlichem Erguß auf die Oberfläche des Bodens geführt, so entstehen nach und nach neue Oasen, und das Land ist wie durch Zauber umgewandelt. Vor einigen Monaten sagte ein höherer Officier unserer Armee: „„ich werde mehr mit der Sonde als mit dem Degen ausrichten."" Gott gebe, daß dieses Wort nicht bloß der Ausdruck einer Möglichkeit, sondern auch eine tiefere, bald verwirklichte Prophezeihung sey. Schon sind mehrere Apparate zum Sondiren nach Algier geschickt worden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Ergebniß dieser ersten Versuche die Militärbehörden der Colonie bestimmen wird, dieß Mittel einer friedlichen Revolution zu verallgemeinern.

„Um die Dichter und die Geographen vollends aus dem Felde zu schlagen, bemerken wir nur noch, daß die Sahara, so wenig wie die Wüste Centralafrika's, ausschließlich aus monotonen, sandigen Ebenen besteht, welche stets dem dörrenden Einfluß einer glühenden Sonne ausgesetzt sind. In der nördlichen Sahara, wie in dem noch südlicheren Theile derselben, gibt es bewaldete Berge, hohe Gipfel, welche Wasserscheiden bilden. „„Der Sand,"" sagt Renou,*) „„scheint nur den kleinsten Theil der Oberfläche der Sahara zu bilden, und diejenigen Theile, welche am allerschwierigsten zu durchziehen sind, haben gar keinen."" Auch ist es in den Wüsten Afrika's nicht gleichförmig heiß, denn in einigen Strichen ist die Temperatur kalt genug, daß manche Reisende stark dadurch gelitten haben. Die Erhebung der Hochflachen über die mittlere Höhe des Continents und die Topographie der Gegenden erklären diese ziemlich allgemein unbekannte Thatsache zur Genüge. Ebenso sind die Gefahren, denen das Menschenleben auf jedem Schritt in der Sahara ausgesetzt seyn soll, gleichfalls eine bloße Fiction. Die Löwen z. B., diese schrecklichen Bewohner der Sandwüste, sind nach Carrette, der unbarmherzig alle Täuschungen der Einbildungskraft zerstört, eine Mythe, der die Künstler und Dichter große Popularität verschafft haben, welche aber nicht in der Wirklichkeit besteht. Dieß Thier verläßt die Gebirge nicht, wo es Höhlen zur Wohnung, Wasser und Nahrung findet; die Löwen brauchen fließendes Wasser und lebendiges Fleisch, darum erscheinen sie nicht in der Sahara. Die Viper und die Fliegen sind die einzigen gefürchteten Thiere; indeß bewohnt auch die Viper nur gewisse Striche, und die Fliegen werden nur furchtbar, wenn man sich den nördlichen Oasen nahert. Die Sandstriche werden nur von furchtsamen, unschädlichen Thieren, wie die Gazelle, der Strauß, die Antilope und der wilde Esel durchzogen. „„Die Sahara,"" setzt der Verfasser hinzu, „„die Sahara ist mit ihrem Sand und wegen ihres Sandes das gelobte Land des einheimischen Reisenden, denn er trifft hier gewöhnlich klare Nächte, ein stets weiches Bett und stets trockenen Boden, auch nach dem stärksten Regen.""

*) Von diesem Mitgliede der wissenschaftlichen Commission ist dem zweiten Bande Carrette's eine wichtige geographische Abhandlung angehängt.

(Schluß folgt.)

Die Walachen.

(Fortsetzung.)

Kaum aus der Sklaverei erlöst und armen und unwissenden Priestern unterworfen, besitzen die Walachen die ganze Abergläubigkeit eines halbcivilisirten Volkes. Die Menschen, deren Augenbrauen in der Mitte zusammenstoßen, sind ihnen verdächtig; sie haben den bösen Blick. An gewissen Tagen der Woche, z. B. Dienstag und Freitag, besitzen die bösen Feen eine übernatürliche Macht. Bei der Annäherung des Abends, wenn ihre Macht von einem Tage ihrem Ende naht, verdoppeln sie ihre Anstrengungen, den armen Sterblichen zu schaden. Auch vermeidet man in einigen Gegenden nach Sonnenuntergang auszugehen, um keine Händel mit der Fee vom „Dienstag Abend" zu bekommen. Hol' dich die mar sara! ist eine der barmherzigen Phrasen, mit denen man seine Feinde bedenkt. Die Zauberinnen leben natürlich nur, um Böses zu thun; glücklicherweise sind sie zu erkennen, denn die Zauberinnen haben einen Schwanz, den sie zuweilen unter dem Arme tragen, zuweilen aber dort, wo, wie man behauptet, der Teufel den seinen hat.

In den Archiven der Comitate findet man in den Protokollen der Hexenprocesse Details, die sehr ergötzlich wären, wären sie nicht allzu schrecklich. Hauptsächlich waren es Walachen, die der Zauberei angeklagt wurden. Wenn z. B. die Unglücklichen auf dem Körper ein Mal oder einen Flecken hatten, so mußten sie von großem Glück sagen, wenn sie nicht für Zauberer galten. Man wußte sicher, daß der Teufel keinen Schmerz an den Stellen fühle, wo die Haut mit einem Zeichen bedeckt war. Daher verfehlte man auch nicht, zahlreiche Proben anzustellen, um der Gefühllosigkeit des Besessenen gewiß zu seyn. Am 23 Julius 1728 verbrannte man in Szegedin in Ungarn sechs Zauberer, darunter einen Greis von zweiundachtzig Jahren, der Amtmann der Stadt gewesen war. An demselben Tage starben sieben Zauberer an dem Ufer der Theiß auf dem Scheiterhaufen. Bis 1739 verurtheilte man in der Umgegend von Arad und Gyalu die Hexen nach der Wasserprobe. Wenn sie schwammen, so wurden sie hingerichtet, denn man erkannte als wahr an, daß das reine Element den Schuldigen zurückweise. Das beste, was die Beschuldigten zum Beweis ihrer Unschuld thun konnten, war also, sich zu ertränken. Erst 1758 unter Maria Theresia dachte die österreichische Regierung daran, diesen Hinrichtungen ein Ende zu machen. Sie verbot den Richtern, ohne Bevollmächtigung von der Hofkanzlei einen Proceß wegen Zauberei einzuleiten.

Zuweilen überreden sich die Walachen, daß diese oder jene Personen Dürre verursachen oder Regen herbeiführen. Ich kenne einen gelehrten Botaniker, der durch diesen Aberglauben eines Tages in große Gefahr kam. Er botanisirte auf einem Berge, als er von einigen Vorübergehenden bemerkt wurde. Anfangs unterschieden sie nicht die Gestalt des lebenden Wesens, welches sie nur von weitem sahen; nach und nach aber, wie sie an die Gerüchte dachten, die im Dorfe gäng und gäbe waren, setzten sie sich in den Kopf, einen Wolf entdeckt zu haben. Sie eilen also, das Raubthier zu verfolgen, aber wie groß ist ihr Erstaunen, als der Wolf sich aufrichtet, das Gesicht eines Menschen annimmt und sie anfleht. Nur ein Zauberer konnte so seine Gestalt verändern. Der arme Botaniker, von den Höhen der Wissenschaft herab gestiegen, wird arg mißhandelt. Zum Glück fährt ein Wagen vorbei und erlöst ihn noch zu rechter Zeit. Man hat mir erzählt, daß die

walachischen Bauern, wenn sie fürchten, daß Zauberer unter ihnen sind, des Abends so viel Töpfe voll Milch in die Kirche stellen, als Kühe im Dorfe sind. Sie sind sicher, die Zauberer zu entdecken, denn die Milch ihrer Kühe muß unfehlbar während der Nacht sauer werden. Zuweilen bleiben diese abergläubischen Handlungen nicht frei von Grausamkeit. Man begräbt die Zauberer wie gewöhnliche Sterbliche; wenn sie es sich aber beikommen lassen, im Dorfe in der Gestalt irgend eines Thieres wieder zu erscheinen, so öffnet man ihr Grab und schlägt einen Pfahl durch die Leiche, damit sie nicht wieder heraus können.

In ihre Religion tragen die Walachen dieselben abergläubischen Ideen über. Wenn ein Gewitter ausbricht, läuten sie die Kirchenglocken, um den Blitz fern zu halten. Dem Popen liegt es ob, die mit Hagel drohenden Wolken zu vertreiben; gelingt es ihm nicht, so macht man ihm Vorwürfe, wie die Neapolitaner dem heiligen Januarius. Der Religionseifer artet sogar zuweilen bei den Walachen zum Fanatismus aus. Nicht ohne die größten Schwierigkeiten bringt man sie zur Annahme des katholischen Glaubens: wenn ein unirter Priester anstatt des griechischen Popen in einem Dorfe eingesetzt wird, so weigern sich die Bewohner oft, in die Kirche zu gehen. Man führt Kirchen an, die dreißig Jahre geschlossen geblieben sind; um dem neuen Glauben im Dorfe den Sieg zu verschaffen, mußte erst die alte Generation durch eine neue ersetzt werden.

Der Glaube der Walachen verräth sich in mehreren frommen Gebräuchen. Die Kirchenfahne und den Popen an der Spitze ziehen sie ins Feld, um das neue Getreide zu segnen. An den Wegen stehen große rothe Kreuze mit allen Passionswerkzeugen; wenn sie vorübergehen, nehmen sie den Hut ab und knieen zuweilen nieder. Der Christus am Kreuze ist fast immer die Arbeit eines walachischen Künstlers. Es gibt Dorfbildhauer, welche sich von ihrem Vorbild so begeistern, daß sie ihrem Werke einen seltsamen Localcharakter geben, und ich erinnere mich einen Christus mit rasirtem Kinn, prächtigem Schnurrbart und langen, schwarzen Haarflechten gesehen zu haben.

Die walachischen Kirchen sind malerisch. Sie sind sehr niedrig und aus Holz gebaut; das sehr spitze Dach ist mit Schindeln gedeckt, denen der Regen einen silberartigen Glanz gibt. Ein Glockenthurm, ebenfalls von Holz, und in einer sehr hohen und scharfen Spitze auslaufend, krönt regelmäßig das einfache Gebäude. Mit der Zeit wächst Moos zwischen den Balken und wilde Pflanzen sprossen auf dem Dache. Die Außenseite der Wände ist mit rohen Malereien bedeckt. Zuweilen ist an der Seite noch ein Bogengang, und eine ziemlich kunstvoll geschnitzte Thüre schließt das Feld, welches die Kirche umgibt. An einem der Pfeiler ist ein Brett befestigt; zu gewissen Zeiten des Jahres läßt man die Glocken ruhen, und ruft die Gläubigen in die Kirche, indem man auf dieß Brett schlägt. Man findet eine Menge hübscher Kirchen dieser Art, und fragt sich, wie diese so einfachen und ungebildeten Menschen ohne einen andern Führer als ihre Phantasie dazu kommen, diese Gebäude aufzurichten und zu verzieren.

Die Kirche des Dorfes Mótz, eine von denen, welche ich besuchte, ist vor zweihundert Jahren gebaut. Nach der walachischen Sitte ist die Thüre, welche an der Seite der Kirche sich befindet, so niedrig, daß man nicht ohne sich zu bücken eintreten kann: vielleicht hat dieß seine bestimmte Absicht. Zwei sehr kleine Fenster verbreiten in dem Innern der Kirche eine ungewisse Helle. Mit Hülfe dieses geheimnißvollen Zwielichts entdeckt man an den hölzernen Wänden grelle Malereien. Es sind Heiligenbilder und allegorische Darstellungen mit den Namen der Personen und der Erklärung des Dargestellten in cyrillischen Buchstaben. Hier ist eine originelle Darstellung der sieben Todsünden und man sieht den Teufel die Sünder mit entsetzlichem Lachen fortschleppen. Dort entführt der Tod auf einmal einen König, einen Priester und einen Bauer. Diese letztere Darstellung findet sich in den walachischen Kirchen oft wieder. Die Bauernkünstler trösteten sich über die Bedrückung, indem sie unter der Aegide der Religion die Gleichheit der Menschen verkündeten. In einem Winkel stehen Krücken zur Unterstützung der Greise während des Gottesdienstes, da niemand sitzt. Vor dem Altar erhebt sich der Ikonostas, der Schirm, welcher den Priester von der Gemeinde trennt. Er ist vergoldet und mit einer Menge Fahnen und geweihten Bildern bedeckt. Die Gemälde sind von allen Größen, ebenso die darauf vorgestellten Personen. Wegen der Beschränktheit des Raumes bedeckt eine Figur die andere, so daß ein riesenmäßiger Kopf des heiligen Nikolaus auf einem zwerghaften St. Peter ruht, der sich darunter befindet. Wenn man einen flüchtigen Blick um sich wirft und diese monströsen Gestalten sieht, wie sie uns bald mit schrecklichem Lachen, bald mit Zähnefletschen anschauen, so glaubt man sich in eine Mährchenwelt versetzt. Die Dämmerung erhöht die Wirkung noch, denn das Auge entdeckt nicht sogleich alle diese phantastischen Bilder, welche erst nach und nach hervortreten und sich um uns zu vervielfältigen scheinen.

So roh auch diese Schildereien sind, so beweisen sie doch, daß die Walachen eine gewisse Anlage für die Kunst besitzen. Am Ende sind es doch nur Bauern, die diese Bilder malen. Ein Bursche, der bis dahin seinem Vater auf dem Felde geholfen hat, fühlt sich eines Tages zum Malen aufgelegt: anch'io son' pittore! und nun führt er den Pinsel nach seiner Phantasie. Es ist ein Künstler, der auf der Höhe der Bildung des Volkes steht, unter dem er lebt. Aber wenn diese Bildung sich der unsrigen nähert, so wird den Bauer nichts mehr abhalten ein Maler zu seyn. Dieß Talent der Walachen weist auf ihren italienischen Ursprung hin. Das Volk ist geistvoll und lebhaft: es liebt die Poesie und die Musik. Es ist nichts Seltenes, Bauern Verse hersagen zu hören; zuweilen improvisiren sie sogar. Im Frühling verfertigen sie sich Flöten aus Weidenruthen, und von allen Seiten hört man sie blasen. Es ist eine zur That gewordene Ecloge von Virgil. Es gibt Flötenspieler, deren Talent einen Ruf hat. In der Umgegend von Klausenburg hörte ich einen nennen, der den Beinamen „Hühnerauge" führt, und der ganze Tonstücke mit Gefühl vortrug. Ich hatte einen Augenblick große Lust sein Schüler zu werden. Aber Hühnerauge hatte als genialer Künstler seine Launen; ich glaube, er verachtete alle Ausländer aufs tiefste, und ich wurde nicht der Ehre seines Unterrichts theilhaftig.

(Fortsetzung folgt.)

Zurückweichen der See in Norwegen. Halmstadt in Norwegen wurde am 21 August von einem furchtbaren Orkan heimgesucht; die See wich auf eine ungewöhnliche Weise an der Küste zurück und kehrte in wenigen Minuten mit großer Gewalt wieder. Aehnliche Erscheinungen waren im Jahre 1755 beim Erdbeben von Lissabon und 1783 beim Erdbeben von Messina beobachtet worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1845.

Bilder vom Missouri.

(Nach Ch. Laidlaw.)

Fünf Tage hatten wir uns in den Wäldern und Savannen herumgetrieben, um Hirsche, Hasen und Rebhühner zu erlegen. Am Morgen des sechsten Tages kamen wir auf indianische Spuren, welche sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzten — ein Beweis, daß wir in der Nähe menschlicher Wohnungen waren. Nachdem wir durch einen von Amseln und andern Singvögeln belebten Waldstrich gekommen waren, entdeckten wir an dem Saume einer großen, mit dem frischesten Grün bedeckten Wiese drei von hohen Bäumen überschattete Blockhäuser, die ländlichen Wohnungen von Creekindianern, welche kleine Farmen umher hatten. Wären es prachtvolle, von allen Ueppigkeiten der Civilisation strotzende Villen gewesen, sie hätten nicht mit größerem Entzücken bewillkommt werden können. Von den Indianern, die uns mit Milch und Brod labten, erfuhren wir, daß wir nicht mehr denn zwei Stunden zurückzulegen hätten bis zu den Ufern des Missouri, und daselbst würden wir die Wohnung eines weißen Ansiedlers erblicken. Die guten Creeks bezeichneten uns genau den Weg, welchen wir einzuschlagen hatten. Weiter zogen wir durch frische Wälder und Auen; ich meinerseits folgte langsam meinen Freunden und Jagdgenossen, denn mein früher so rasches Roß schwankte unter mir; ich war aber zu müde und erschöpft, um es zu schonen.

Wie Pilger in der Wüste, wenn sie eine plätschernde Quelle oder einen Brunnen erblicken, so erhuben wir ein lautes Freudengeschrei, als wir von der Spitze eines Hügels den herrlichen Missouri durch schönes fruchtbares Land seine majestätischen Fluthen dahinrollen sahen. Des weißen Ansiedlers Wohnhaus hatten wir bald erreicht; es war ein von stolzen Waldbaumen überschattetes einstöckiges Blockhaus mit Ställen, Scheunen, Speichern und andern einladenden Vorrathskammern. Legionen grunzender Schweine, gluckender Truthühner und schnatternder Gänse umschwärmten die Behausung des Gutsbesitzers.

Ich sprang vom Pferde, ließ es frei den Weg zur Maiskrippe suchen, und trat in diesen Palast des Ueberflusses. Eine dicke, gutmüthige Negerin empfing mich am Eingang. Sie war die Gebieterin des Hauses, die Gemahlin des weißen Mannes, der abwesend war. Freudig begrüßte ich sie als eine schwarze Fee, die plötzlich ein Festmahl vor uns hinzauberten — in einsamer Wildniß für uns ermattete, abgejagte und hungrige Waidmänner wahrlich ein Festmahl.

Die großen Savannen am Missouri wimmeln von Büffeln und sind deßhalb ein sehr besuchtes Jagdrevier. Pistolen sind sehr brauchbar auf der Büffeljagd, da der Jäger ganz nahe zu dem Thiere hinreiten und in vollem Galopp auf es feuern kann, während die langen schweren Büchsen nicht leicht zu handhaben sind, und vom Pferde herab keinen sichern Schuß zulassen. Unter allen Thieren bietet der von dem Jäger hart bedrängte Büffel den scheußlichsten Anblick dar. Seine zwei kurzen schwarzen Hörner krümmen sich an einem großen Stirnband zottiger Haare hervor; seine Augen glühen wie Kohlen, sein Mund ist offen, seine Zunge trocken und liegt wie ein Halbmond vor, der Schweif ist emporgestreckt und das buschige Ende fegt in der Luft herum — er ist ein vollständiges Bild der Vereinigung von Wuth und Schrecken. Nur mit Mühe drängt man das Pferd herzu und feuert.

Ein Galopp über die großen Savannen, um Wild zu verfolgen, ist kein so bequemer Ritt, wie sich die es wohl denken, welche nur die Vorstellung von einer offenen gleichen Ebene haben. Auch hier wechseln Hügel und Thäler, und wo der Boden am ebensten ist, finden sich tiefe Spuren, tiefe Spalten und Schluchten, von Regenströmen verursacht, die für den Pfad des Jägers fast wie Fallgruben sind, welche ihn im vollen Laufe des Pferdes aufhalten, wenn er nicht Leib und Leben gefährden will. Auch sind diese theils von blühenden Pflanzen, theils mit kurzem Büffelgras überwachsenen Ebenen voll Lagerhöhlen kleinerer Thiere, in welchen das Pferd manchmal bis über die Knie einsinkt und mit dem Reiter niederstürzt. An andern Orten sind zahllose flache Höhlen, die 8 bis 10 Fuß im Durchmesser haben und von Büffeln herrühren, die im Sand und Koth wie die Schweine wühlen. Nach heftigen Regengüssen sind diese Löcher mit Wasser angefüllt und

gleichen Spiegeln; das Pferd muß hinüber oder zur Seite ausweichen. Endlich gelangt man nicht selten an tiefe, von Bächen zerrissene Klüfte, die hie und da von geborstenen Felsen bedeckt sind. Für den Geologen sind diese Savannen am Missouri ein höchst interessantes Terrain. Es finden sich auch ergiebige Bleigruben und Steinkohlenwerke.

Wer nicht daran gewohnt ist, findet etwas unaussprechlich Einsames in der Verlassenheit einer Savanne. Die Einsamkeit eines Waldes ist nichts dagegen. Die Aussicht wird dort durch Bäume verdeckt und es steht der Phantasie frei, sich jenseits eine lebenreichere Scene zu malen; hier aber dehnt sich eine unermeßliche Landschaft ohne ein Merkmal menschlichen Daseyns aus. Wir haben das Bewußtseyn fern, fern von dem Bereiche menschlicher Wohnungen zu seyn; uns ist, als seyen wir inmitten einer verlassenen Welt. Dann und wann wird das Schweigen der Oede durch das Geschrei fernfliegender Pelikane, die wie Gespenster um einen Teich flattern, manchmal durch das traurige Krächzen von Raben unterbrochen, während gelegentlich ein schäbiger Wolf aufspringt, in Töne ausbrechend, welche die Einsamkeit umher noch schrecklicher machen.

Der Staat Missouri ist ein von schönen Bergen durchzogenes, mit fruchtbaren Flußthälern gesegnetes Land. Jefferson ist die Hauptstadt — ein von regsamen Landwirthen und Handwerkern bewohnter kleiner Ort, der erst noch Stadt werden muß. St. Louis, am rechten Ufer des Mississippi, ist in jeder Hinsicht die bedeutendste Stadt im Staate Missouri. In Folge ihrer höchst vortheilhaften Lage an einem der größten Ströme der Erde, und unweit vom Einflusse des Missouri und Illinois in denselben, hat sie einen schnellen Aufschwung genommen, und wird, da sie den Mittelpunkt der ausgedehntesten Binnenschifffahrt in Nordamerika bildet, binnen wenigen Jahren eine der bedeutendsten Handelsstädte auf Erden seyn.

Wissenschaftliche Erforschung von Algier.

(Schluß.)

„Jetzt noch ein Wort über die Zukunft, welche den Stämmen der Sahara bevorzustehen scheint. Diese Bevölkerung ist der gewöhnlich angenommenen Ansicht entgegen die civilisirbarste und die civilisirteste von ganz Algerien; sie ist thätig, verständig, gesellig, zuverlässig, wie man es im Tell nicht findet, und hat Begriffe von einer Gesundheitspolizei, welche zeigen, daß die Erfahrung für sie kein eitles Wort ist; sie ist industriös, wie die Wollengewebe beweisen, die sie nach dem Norden ausführt; sie liebt die Arbeit, vielleicht weil das Eigenthumsrecht bei ihr geachteter ist und weil man dessen mit mehr Sicherheit, als in dem stets vom Kriege beunruhigten nördlichen Theile genießt. Man muß indeß in Algier gewesen seyn, um die Arbeitsamkeit der Saharier gehörig zu schätzen: die Lastträger, welche den Fremden gleich bei der Landung erwarten, und deren Gewandtheit und Stärke er bewundert, sind sämmtlich Kinder der Sahara. Sie laden die Fahrzeuge aus, tragen die Ladungen in die Magazine, durchziehen die krummen Straßen der Hauptstadt mit der schweren Last auf der Schulter, kurz leisten den Eingebornen alle Dienste, die man von klugen Lohnbedienten erwarten kann. Es sind die Auvergnaten Algeriens, und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, leben sie auch noch außerordentlich frugal, um eines Tages in ihre Heimath zurückkehren und von der Frucht ihrer Sparsamkeit ein Haus und einen Fleck Erde kaufen zu können. Von den Bewohnern des Nordens darf man nichts ähnliches erwarten, sie stehen in allen Beziehungen unter den Leuten des Südens, jedoch mit einer Ausnahme zu Gunsten der Kabylen. Diese stolzen, auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtigen Gebirgsbewohner haben fast alle Eigenschaften der Oasenkinder, nur nicht die Geselligkeit. Sie sind gewandte und fleißige Handwerker, namentlich Maurer und Waffenschmiede. Sie haben den pittoreskesten und beachtenswerthesten Theil von Algier gebaut; sie schmieden die schönen Säbelklingen, welche man Flissa nennt; auch weben sie einige Wollenstoffe, und was kein geringer Beweis ihres Verstandes und ihrer Geschicklichkeit ist, sie treiben die Falschmünzerei so weit, daß sie unsere Fünffrankenstücke mit einer seltenen Vollkommenheit nachahmen. Kurz die Mission dieses Volkes scheint wesentlich industriell zu seyn, und man muß sie hinsichtlich der geistigen Fähigkeit auf gleiche Stufe mit den Sahariern stellen. Nichtsdestoweniger sind diese civilisirbarer wegen ihrer moralischen Eigenschaften und ihres wirklich großartigen Charakters. Die Saharier sind unerschrockene und unermüdliche Wanderer. Ihre natürliche Thätigkeit, die Gewohnheit der Reise nach dem Norden, und ihre Verbindungen mit dem Lande der Schwarzen geben ihnen die Wanderlust und stählen sie gegen alle die Mühseligkeiten der Karawanenreisen. Davon ließe sich leicht Vortheil ziehen, namentlich für unsere künftigen Verbindungen mit dem Innern Afrika's, denn man muß hoffen, daß Timbuktu, die Goldstadt, nicht ewig für uns eine fabelhafte Stadt bleiben wird, kaum erkenntlich durch den dichten Schleier, der sie noch unsern Blicken entzieht; man muß hoffen, daß in einer vielleicht nicht allzufernen Epoche Algier einen Tauschhandel mit dieser geheimnißvollen Hauptstadt unterhalten wird, geheimnißvoll für die Europäer, nicht für die Kaufleute von Tunis und Algier, die alle zwei Jahre die Reise nach Timbuktu machen, und den Schrecken, wenn man ihnen von den Gefahren dieser Wanderung spricht, nicht begreifen.

„Gegenwärtig sind es die Tuaregs (Tuariks), welche als Mittelsmänner zwischen der schwarzen Race Innerafrika's und der weißen Race dienen, die Tuaregs, diese Piraten der Wüste, welche die Märkte des südlichen Algiers mit Sklaven versorgen, und durch ihre Raubsucht, ihre seltsamen Gebräuche, ihr wunderliches Costüm und die Schnelligkeit ihrer Züge mit Recht der Schrecken der Saharier und aller benachbarten Stämme sind. Wenn Frankreich im ruhigen Besitz Algeriens bleibt, so läßt sich der Zeitpunkt voraussehen, wo alle diese fernen Stämme, welche der Handel verbindet und in gemeinsamen Interessen vereinigt, den unwiderstehlichen Einfluß unserer Civilisation erfahren werden.

„Frankreich scheint den alten Zufluchtsort des Geschlechts von Ham wie im Sturm anzugreifen, es pocht aller Orten an, während es im Norden die Thore mit Gewalt sprengt. Im Osten erforschen zahlreiche französische Reisende Abyssinien und bemühen sich, dieß prächtige Land unserer Industrie zu öffnen. Der eine derselben hat die Quelle des Nils entdeckt, die man so lange vergeblich suchte, ein anderer ist von da ins Innere Afrika's eingedrungen, um nach der Westküste zu gelangen. Im Norden sucht einer unserer Marineofficiere Hr. Maison den Traum so vieler abenteuerlichen Köpfe zu verwirklichen, nämlich die Durchschneidung des Continents von Süden nach Norden oder Westen. In derselben Gegend haben wir Mayotte besetzt, in geringer Entfernung vom festen Lande, und Nossi-Né, den Schlüssel von Madagascar auf der Westseite. Hr. Raffenel steht auf dem Punkte, eine ungeheure Forschungsreise vom Senegal aus nach dem Innern zu unternehmen. Auf dem atlantischen Littoral besitzt Frankreich neue Comptoirs, das eine zu Assinie, das andere am Gabon, das dritte zu Garroway, und die Officiere, welche diese Handelsposten befehligen, machen kühne und nutzvolle Ausflüge ins Innere. Was wird das Ergebniß aller dieser Anstrengungen seyn? Wir wissen es nicht, aber Frankreich scheint zu einer mächtigen Herrschaft in Afrika berufen, und hat durch diese zwar noch vereinzelte, aber bedeutungsvolle Unternehmungen — besonders wenn man sie mit der Eroberung von Algier in Verbindung bringt — das Vorspiel dazu gegeben.

„Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über das Werk Carrette's. Wir haben die Hauptthatsachen, deren Erforschung dem Werke einen besondern Stempel von Neuheit aufdrückt, entwickelt. Die Sammlung genauer Bestimmungen für eine ganz neue Karte, die Festsetzung der natürlichen Gränze Algiers, die genaue Abgränzung des Tell und der Sahara, die Entdeckung des Gesetzes, das die Lebensverhältnisse dieser beiden Länder regelt und daraus ein untheilbares Ganze macht. Jetzt noch ein Wort über das Ganze des Buchs und den Geist, der dessen Abfassung geleitet zu haben scheint. Man mag es aufschlagen wo man will, man findet weder eine strategische Combination, noch eine kriegerische Herzensergießung, ein merkwürdiger Umstand in dem Werke eines Officiers. Der Verfasser forscht mit Sorgfalt, beobachtet alle Thatsachen, welche sich an die allgemeinen Lebensverhältnisse knüpfen, in ihren Einzelnheiten, und wenn er sie hinreichend erörtert hat, so weist er auf die Vortheile hin, die sich daraus ziehen lassen; er bespricht nicht die Mittel, um die nationalen Gewohnheiten umzugestalten, er nimmt sie wie sie sind und bemüht sich nur, die für unsere Herrschaft nützlichen Folgen daraus zu ziehen. Er scheint stets einen Grundsatz vor Augen zu haben, spricht ihn aber nie aus, weil er allzu viel mitzutheilen hat, um sich in Theorien zu verlieren; dieser Grundsatz, der nie vortritt, der aber allenthalben durchblickt, ist der, daß man in Colonialorganisationen den Menschen Gelegenheit geben muß, ihre Kräfte möglichst zu entwickeln, indem man ihnen nur dadurch ohne ihr Wissen die Civilisation des Siegers auferlegt.

„Ein merkwürdiges Beispiel wird dieß Verfahren des Verfassers augenscheinlich machen: eine große Anzahl Moslems macht jährlich die Pilgerfahrt nach Mecca. Es ist dieß eine der Hauptvorschriften des Koran, und diese jährliche Reise gibt in allen Ländern, welche die Karawane durchzieht, Gelegenheit zu einer periodischen Besprechung unserer Verwaltung in Algier. Man sieht leicht ein, wie wichtig dieser Umstand ist, und wie sehr er günstig oder ungünstig auf unser Verhältniß zu den Völkern des Orients einwirken kann. Hr. Carrette will, daß die französische Regierung mit ihrem vorherrschend toleranten Charakter an dieser frommen Feierlichkeit Theil nehme, d. h. daß sie diese Reise als Belohnung denjenigen unserer algierischen Unterthanen gestattet, welche es verdient haben. Jedes Jahr, sagt er, sollte bei der Annäherung des Aid-el-Kebir ein Dampfschiff an allen Häfen Algiers vorüberfahren, und die Eingebornen aufnehmen, welche die französische Regierung dieser Gunst würdig erklärt. Bei der Ankunft des Schiffs auf jeder Rhede sollte die moslemitische Fahne auf dem großen Mast aufgezogen und mit 21 Kanonenschüssen begrüßt werden. Alle Pilgrime sollten anständig gekleidet seyn, während der Ueberfahrt achtungsvoll behandelt, und bei der Ankunft zu Alexandrien feierlich unserm Consul vorgestellt werden. Der Mufti von Algier, oder ein anderer angesehener Mann, sollte die Karawane führen, welche sich in Cairo mit derjenigen, welche zu Lande gezogen ist, vereinigen könnte. Das Dampfboot sollte die Rückkehr der Pilger zu Alexandrien erwarten, und sie mit dem ganzen Pomp, wie bei der Abfahrt, nach unsern Häfen zurückbringen."" Der Gedanke ist vortrefflich, denn es gibt kein besseres Mittel den Fanatismus zu entwaffnen, als wenn man die Religion hoch ehrt. Man kann nach dem Obigen sagen, daß mit Carrette's Werk eine neue Zeit für Algier beginnt. Er heißt dem alten System des Kriegs ohne Ende, dem verderblichen Verfahren, alles nur mit den Waffen niederschlagen zu wollen, entsagen, und eine menschlichere, vernünftigere, und eben darum stärkere und dauerhaftere Herrschaft an dessen Stelle setzen."

Die Walachen.

(Fortsetzung.)

Die walachischen Lieder athmen nicht die männliche Trauer der magyarischen Melodien, sie sind weicher in ihrem Schmerz und sprechen die niedergedrückte Schwermuth eines lange geknechteten Volkes aus. Wenn man auf dem Lande reist, hört man oft langsame und eintönige Gesänge, welche aus Wiesen oder benachbarten Häusern schallen und in der Seele des Hörers einen peinlichen Eindruck zurücklassen. Andere wieder, wie Tanzmelodien, sind lebhaft, munter und feurig, und erinnern an die südländische Natur der Walachen, bald auch haben sie etwas Wildes. Zur Zeit der Weinlese müssen die Frohnbauern die Trauben in ungeheuern Kufen zertreten. Sie verrichten diese Arbeit, wie alle andern, mit der vollkommensten Nachlässigkeit. Aber wenn ein Zigeuner mit seiner schlechten Violine kommt, so können sie ganze Stunden nach dem Klange der Musik stampfen, ohne die geringste Müdigkeit zu fühlen.

Die Faulheit des Walachen ist der des Lazzaroni gleich. Er hat wenig Bedürfnisse und befriedigt sie ohne viele Mühe. Uebrigens kann er mit der Gewohnheit der Ordnung und der Arbeit nicht vertraut seyn, denn er ist erst seit einem halben Jahrhundert emancipirt, und in der Sklaverei, wo andere von seinem Schweiß Nutzen ziehen, übt der Mensch seine Thätigkeit nicht. Während der Walache sich einem bewundernswürdigen far niente hingibt, zeigt die Frau große Arbeitsamkeit. Sie säet mit ihm, bereitet die Speisen, webt und spinnt sogar im Gehen. In den seltenen Augenblicken, wo die Besorgung ihrer Wirthschaft sie nicht in Anspruch nimmt, stickt sie sich ihre kunstreichen Hemden. Dieses unaufhörliche Mühen macht sie bald verblühen, und zu schnell verliert sie die Schönheit, welche sie ihrer Abstammung verdankt. Die walachischen Bäuerinnen haben oft den eigenthümlichen Typus, den man bei den italienischen Frauen findet. Wenn man sie die Hügel ersteigen sieht, während sie mit strenger Anmuth ihre Vasen von etruskischer Form tragen, so denkt man unwillkürlich an antike Statuen. Nur das gestickte Hemd, der Pelz und die rothen Stiefel geben diesen Romanen etwas Orientalisches.

Der walachische Bauer verheurathet sich sehr frühzeitig; er beeilt sich, sich eine thätige Gefährtin zu verschaffen, die ihn von der unbequemen Arbeit erlöset. Sobald er zwei oder drei Schweine, einen Ochsen, überhaupt nur etwas besitzt, bietet er seine Hand einer Schönheit des Dorfes an. Ein Edelmann schenkte eines Tages einem jungen Burschen, der ihm eine verlorene Uhr wiederbrachte, zwanzig Gulden. Kaum hatte er das Geld in Händen, so lief er hin um sich eine Kuh zu kaufen und sich eine Frau zu suchen. Ein Bauer kam zu dem Herrn des Dorfes, rief sein Mitleid an und bat um Unterstützung. „Meine Frau ist krank," sagte er schluchzend; „wenn ich sie verliere, bin ich nicht reich genug um eine andere zu werben."

Die Mitgift einer Frau besteht meistens aus zwei oder drei von ihr selbst gestickten Hemden und einem Koffer von drei Fuß Länge, der ihre ganze Habe enthält. Die Zahl der Hemden ist nicht gleichgültig, denn die reichste und arbeitsamste Frau ist die, welche die meisten besitzt. Wenn daher ein junger Bursche sich eine Braut sucht, so geht er geradewegs nach dem Koffer und sieht, was darin ist. In einem Dorfe (Déva) des ungarischen Comitats Bihar, an der Gränze Siebenbürgens, haben die Bauern die Ceremonie der Brautwerbung sehr vereinfacht. Die Mütter hängen nämlich während des Carnevals die von ihren Töchtern gestickten Hemden, Kissen und Handtücher an Stangen vor dem Zimmer auf. Die jungen Bursche betrachten von der Schwelle aus die ausgebreiteten Reichthümer, und treffen entweder ihre Wahl oder kehren wieder um. Eine walachische Heurath geht mit großen Festlichkeiten vor sich. Die Eltern des Bräutigams holen die Braut in einem mit vier Ochsen, deren Hörner mit Blumen bekränzt sind, bespannten Wagen ab. Die Zigeuner des Dorfes eröffnen geigespielend den Zug. Bauern feuern ihre Flinten ab, die sie bis an die Mündung geladen haben. Der Koffer der Braut wird auf den Wagen gesetzt und einer ihrer Verwandten trägt die Mitgift an der Spitze eines Stockes.

Ich besuchte eines Abends eine Spinnstube, d. h. eine Gesellschaft von vierzig jungen Mädchen, die sich in einem alten gewölbten Saal unter Gesang mit Spinnen beschäftigten. Mehrere waren sehr schön; ihre Bewegungen waren anmuthig und ihr Gesang hatte etwas Klagendes. Ein galanter Bräutigam muß immer an der Seite seiner Schönen bleiben und ihr die Spindel aufheben, so oft sie fällt. Es gibt Gegenden, wo die jungen Burschen diese Obliegenheit nie versäumen, z. B. in dem Gebirge von Radna. Dort behandeln die Männer die Frauen mit großer Rücksicht. In Radna sah ich, wie ein Bauer einem jungen Mädchen eine schwere Bürde aufhob und sie bis zu ihrer Hütte trug. Die Walachen sind sehr zum vertraulichen Plaudern geneigt. Wenn sich zwei Bauern begegnen, so begrüßen sie sich, geben sich die Hand, erkundigen sich nach dem Befinden ihrer Familien und knüpfen ein Gespräch an, das nie stockt. Wenn man gegen Abend durch ein walachisches Dorf geht, so begegnet man immer Bauern, die miteinander plaudernd vom Felde zurückkehren. Sie grüßen den Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen sara buna! guten Abend! Die Frauen, welche, ihre Männer erwartend, vor der Thüre der Hütten spinnen, stehen höflichst auf, wenn man vorübergeht, ohne jedoch ihren Rocken bei Seite zu legen. Wie bei den Männern, herrscht bei ihnen der Gebrauch, um ihre Achtung zu bezeugen, die Hand zu küssen. Diese im ganzen Orient verbreitete Sitte ist hier nicht von der Bedeutung, die man ihr bei uns zuschreiben würde. Eine fröhliche Gesellschaft, die eines Tages am Fuße des Detonata rastete, fand dort eine Walachin von so großer Schönheit, daß alle ihre Bewunderung über sie ausdrückten. Jede aristokratische Idee vergessend, umarmten die Damen, anstatt sich die Hand küssen zu lassen, schwesterlich die Bäuerin. Die Herren wußten nichts Besseres zu thun, als diesem Beispiel zu folgen. Sie traten mit offenen Armen der schönen Walachin entgegen, aber diese entfloh lachend.

Eines Tages brachte man eine junge Bäuerin zu uns, die für eine sehr geschickte Sängerin galt. Anfangs war ihr auf keine Weise ein Ton abzugewinnen. Die kleine Wilde hustete, erröthete und sah ihre Stiefeln an. Wir warfen ihr einen Schleier über den Kopf. Halbverborgen unter dessen Falten, faßte sie Muth und begann ein langsames Lied, das sie mit beständigen Tremolos sang; alsdann unterbrach sie ihren Gesang, indem sie zum Refrain mit großer Geschicklichkeit pfiff. Wie sie zu ermatten begann, ließen wir eine ihrer Bekannten kommen, die einen nicht geringern Ruf als sie hatte. Beide ermuthigten sich gegenseitig, und bildeten unter dem Schleier eine Gruppe, die gewiß einen Maler begeistert hätte. Die Köpfchen gegeneinander geneigt, richteten sie allmählich ihre schwarzen Augen auf uns, um sich an unsere Gegenwart zu gewöhnen, und ließen in liebenswürdiger Verlegenheit ihre Finger durch die Halsbänder von Münzen und Glasperlen gleiten, welche auf ihre Brust niederhingen. Endlich gewöhnten sie sich so sehr an unsern Anblick, daß sie eine Unzahl Hora (Volkslieder) sangen. Es war fast, als thäten sie es bloß zu ihrem Vergnügen, so eifrig waren sie, und wir selbst mußten sie ermahnen, ihren Liedervorrath nicht in einem Tage zu erschöpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sidon-Sarkophag, eine prächtige Probe alter Kunst, ist jetzt in dem englischen Museum ausgestellt und kann in einem der Gewölbe in Augenschein genommen werden. Der Vorder- und Hintertheil sind vollkommen erhalten und stellen einen Kampf der Amazonen in Hautrelief dar, das fast die Wirkung völlig losgelöster Bildwerke hat. Im Widerspruch mit Herodot ist die linke, nicht die rechte Brust zusammengepreßt; die anatomischen Theile lassen manche Bemerkungen zu, aber die Composition im Ganzen ist harmonisch und die Figuren voll Leben und Feuer. Leider fehlt der Deckel, der bei Entdeckung des Sarkophags von den neuen Sidoniern in den Kalkofen geschoben wurde. (Athenäum vom 13 Sept.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1845.

Der Pelzhandel mit China.

Die Nähe der Länder des östlichen Asiens und der neuen Welt hat, so weit es die abschließende Barbarei der sie beherrschenden Völker, der Chinesen, Japaner und Spanier gestattete, bald nach der ersten Umschiffung der Erde einen regelmäßigen, äußerst vortheilhaften Verkehr zwischen den Bewohnern Asiens und Amerika's hervorgerufen. Bald nach den Spaniern traten die Holländer und dann die Engländer in diesem Meere auf, und endlich auch von einer ganz andern Seite, von Asien her, als Nebenbuhler der Engländer, die Russen. Sie segelten nämlich von Kamtschatka und den Aleuten nach dem festen Lande des nördlichen Amerika's, und wurden hier gar bald, wie gesagt, die Nachbaren der Britten, und zwar sehr unbequeme Nachbarsleute. Die Mannschaft eines zur Expedition des Bering gehörigen Schiffes hatte von der Insel, welche später nach dem Namen des berühmten Seefahrers genannt wurde, eine große Anzahl Pelze von schwarzen Füchsen und Seeottern nach Kamtschatka gebracht. Sie legte auf diese mit leichter Mühe erhaltene Waare keinen großen Werth, und erstaunte nun über die bedeutenden Preise, welche in Kamtschatka bezahlt wurden. Die Matrosen kehrten alsbald (1760) auf schwächlichen Fahrzeugen nach den Inseln zurück, um neue Pelze zu holen und neuen Gewinn zu ernten. Ihnen folgten andere Abenteurer, welche bestimmte Marktplätze anordneten, wohin die Eingebornen die Häute und Pelze brachten und sie gegen Kleinigkeiten vertauschten. Von Kamtschatka aus gingen die Rauhwaaren nach Sibirien, wo sie großentheils in Kiachta an die Chinesen guten Absatz fanden. Ein Pelz galt gewöhnlich in Kiachta dreimal mehr als in Ochotzk; überdieß fand man dort noch kostbarere Gegenstände zum Eintausch: Thee, Tabak, Seide, Baumwolle und andere brauchbare Waaren. Nur ein kleiner Theil kam nach Moskau und Petersburg, von wo aus er weiter nach dem Westen verführt wurde. Selbst die Pelze der Hudsonsbaygesellschaft nahmen diesen Weg; auch sie wurden nach Rußland gesandt, und gelangten erst auf diesem Umwege über Kiachta nach Peking und allen Ländern des chinesischen Reichs.

Die russische Regierung hatte viele Jahre lang keine genaue Kunde von den Entdeckungen und dem gewinnreichen Handel ihrer Unterthanen in diesen nördlichen Gegenden der Erde. Erst vor wenigen Jahrzehnten ward ihre Aufmerksamkeit auch nach diesen entfernten Besitzungen und ihren Verkehr gerichtet. Es entstand (1798) die „vereinigte russisch-amerikanische Compagnie;“ im Sitka-Meerbusen ward ein kleines Fort gleichen Namens (1799) gegründet, später Neu-Archangelsk *) genannt, um von hier aus frische Straßen des Handels und der staatlichen Uebermacht zu eröffnen. Auch ein Verkehr zur See mit China wurde beabsichtigt, welcher aber an der alten Satzung des Mittelreiches, wonach keinem Volke der Erde an zweien verschiedenen Gränzorten des Landes Handel zu treiben gestattet wird, scheiterte. Die Fahrt des Grafen Moritz Benjowski an der Spitze flüchtiger gefangener Polen (1770), welche von Kamtschatka nach Canton mit einer Fracht Pelze segelten, ist ein zufälliges Ereigniß, nicht so die Unternehmung der Erdumsegler Krusenstern und Lisanskoy.

Unter dem Vorwande einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise wurde im Beginne unseres Jahrhunderts eine Expedition nach dem südlichen Asien ausgerüstet, welche weitaussehende politische und commercielle Plane verfolgte. Krusenstern und Lisanskoy sollten eine Gesandtschaft nach Japan bringen und einen russischen Seehandel in den südlichen Häfen des chinesischen Reichs eröffnen. Die beiden Officiere reichten in herkömmlicher Weise (1806) eine Bittschrift bei dem Zollamte in Canton ein und baten, daß ihnen hier, gleichwie den Engländern und Amerikanern, der Kauf und Verkauf gestattet werde. Das Zollamt hatte vorläufig auf eigene Verantwortung dem Gesuche Folge gegeben, berichtete aber deßhalb an den Hof nach Peking. Die Schiffe waren bereits abgesegelt, als ein scharf mißbilligendes kaiserliches Edict eintraf folgenden wesentlichen Inhalts: „Wir haben aus eurem Bericht ersehen, daß

*) Wrangell, in den Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reichs von Bär und Helmersen (St. Petersburg 1839) I. 8. Neu-Archangelsk liegt 57° 2' 50' n. Br. und 224° 42' östl. L. v. Greenwich.

zwei russische Schiffe in Kuantong mit Geld und Pelzwaaren versehen einliefen und gebeten haben, einen Handel zu eröffnen, was ihnen auch alsbald gestattet wurde. Dieß ist ein sehr nachlässiges, voreiliges Verfahren; der Zolldirector und der Statthalter von Kuangtong und Kuangsi hätten wissen sollen, daß der Verkehr mit Fremden bestimmten Anweisungen unterliegt, die niemals überschritten werden dürfen. Es ist wahr, alle auswärtigen Völker haben die Erlaubniß nach Macao und Kuangtong zu kommen, um hier ihren Handel zu treiben. Die Russen sind aber niemals nach dieser Kreishauptstadt gekommen, — dieß ist ein neues unerhörtes Ereigniß, welches sorgfältige Beachtung erheischt. Wie haben diese Russen, welche früher bloß nach Kiachta gingen, um dort ihre Waaren zu vertauschen, alle die unbekannten Meere durchschiffen und mitten durch die zahlreichen gefährlichen Klippen und Sandbänke der Südküsten unseres Reiches nach Kuangtong segeln können? Man forsche nach, ob diese Russen auf dem Wege von ihrem Lande nach China nicht durch andere Königreiche kommen und wie diese Reiche heißen; man suche in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht von einigen Staaten die nöthigen Anweisungen in Betreff des Weges nach den Gestadelandschaften unseres Reiches erhalten haben; man bestrebe sich herauszubringen, ob diese russischen Kaufleute auf ihre eigene Rechnung die Geschäfte betrieben oder ob sie auf Befehl ihres Königs hieher gekommen sind. In jedem Falle aber soll von jetzt an den Schiffen keiner Nation gestattet werden, in Kuangtong Handel zu treiben, deren Name sich noch nicht in den Listen des Zollamtes vorfindet." Kommen künftig solche Schiffe dahin, so mögen sie hier verbleiben, bis unsere Willensmeinung eingeholt wurde.

Man hat seit dieser Zeit von Petersburg aus keinen Versuch gemacht, einen Seehandel mit China zu eröffnen; der Erlaß des Vaters Seiner regierenden Majestät zu Peking mag wohl das russische Gouvernement von solch einer gefährlichen Unternehmung abgehalten haben. Es war zu befürchten, daß die verdachtsüchtige chinesische Regierung selbst den Verkehr zu Kiachta oder Maimatschin untersagen, oder ihn wenigstens neuen Beschränkungen unterwerfen würde. Auch hatte der Czaar, wie man mit Bestimmtheit weiß, früher ausdrücklich befohlen, alles zu vermeiden, wodurch der Hof zu Peking aufgereizt werden könnte. Die Verhältnisse haben sich aber in den letzten Jahren bedeutend geändert. Der Glanz der chinesischen Majestät schwindet immer mehr, und der Gebieter Rußlands, ohne sich um die Satzungen seines alten Nachbarn zu kümmern, gestattet jetzt durch einen eigenen Ukas seiner amerikanischen Compagnie nach allen neueröffneten Häfen des Mittelreichs, nach Kuangtong, Hiamen (Amoy), Futschéu, Ningpo und Schanghai Handelsexpeditionen auszurüsten, um die Verluste, welche durch den Frieden zu Nanking den russischen Handel in Mittelasien getroffen haben, vermittelst dieser Verbindungen im Osten und Süden des Erdtheils zu ersetzen.

Nicht bloß die Russen, sondern auch die Engländer entdeckten durch einen Zufall die unmittelbare Straße des gewinnreichen Pelzhandels mit dem östlichen Asien. Cook hatte, nicht ohne eigene Schuld, auf Hawaii seinen Tod gefunden, und die brittischen Schiffe segelten (1779) zurück nach dem Peter- und Paulshafen und von hier nach Canton. Die Matrosen erhielten für die Pelze, welche sie im Norden um eine Kleinigkeit eingetauscht hatten, auf diesem großen chinesischen Markt solche bedeutende Summen, daß sie gleichsam von einer Wuth ergriffen wurden nach den nördlichen Küsten, wo sie solche Mühsal erduldet hatten, zurückzukehren, um dort neue Rauhwaaren zu holen und ihr Glück zu machen. Es kostete viele Mühe sie zu bewegen auf geradem Wege nach England zurückzufahren, wo sie allenthalben von ihrem Glücke erzählten und von den Gewinnsten, welche man in Canton vermittelst Pelzwaaren machen könne.*) Unternehmende Handelsleute und Schiffscapitäne suchten alsbald diese neue Entdeckung zu ihrem Vortheile auszubeuten. Mehrere Kauffahrer segelten unmittelbar von Macao, wo beständige Agenten zurückgelassen wurden, nach den nördlichen Küsten Asiens und Amerika's, namentlich nach Nutka oder König Georgs-Sund, tauschten dort für alte Kleider die kostbarsten Pelze ein und erwarben auf diese Weise in kurzer Zeit sehr große Reichthümer. Neben den Pelzen ward jetzt bereits aus den Gegenden nördlich von Nutka die kostbare Wurzel Schinseng nach China verführt. Dieser unmittelbare Handel von Amerika nach China begann, so viel wir wissen, im Jahre 1785, und bewirkte alsbald eine vollkommene Veränderung in dem Preise dieser Handelsartikel. Die Rauhwaaren der Hudsonsbay-Gesellschaft gingen jetzt nicht mehr über Rußland nach Peking, sondern wurden von Nordamerika unmittelbar nach Canton versendet. Pelze waren ehemals, und sind es zum Theil noch, die vorzüglichste und gesuchteste Kleidung der Bewohner in den nördlichen Kreisen des chinesischen Reichs. Man verlangt hier die seltensten und feinsten Gattungen, und zahlte noch vor einigen Jahrzehnten einen Anzug mit 500 bis 1000 Dollars. Die Preise dieser Waare sind später freilich, seitdem der Markt überführt wurde und andere wohlfeilere Kleidungsstoffe an deren Stelle traten, bedeutend gesunken, doch wurden immer noch an diesem Artikel verhältnißmäßig viel größere Gewinnste gemacht, als an allen andern Stoffen auf dem Markt zu Canton. Nicht lange dauerte es jedoch, so wurden die Engländer in diesem gewinnreichen Handelszweig von den Amerikanern überflügelt. Ja es erhob sich ein neuer Rival im Zwischenhandel mit Amerika und dem östlichen Asien in der Person eines halbbarbarischen Herrschers der Hawaii-Inseln.

Kaum scheint ein anderes Land auf Erden hiezu so trefflich gelegen, als diese herrliche Inselgruppe. Sie ist beinahe gleichweit entfernt von Mittelamerika, Mexico, Californien und der Nordwestküste der neuen Welt auf einer, dann von den russischen Besitzungen, von Japan, China und den Philippinischen Inseln auf der andern Seite. Kame- oder Tamehameha I. **), welcher sich vom Fürsten einer einzigen Insel zur

*) Robert Greenhow, The History of Oregon and California. London 1844. 158.

**) In den verschiedenen Dialekten Hawaii's werden K, t und l ge-

Herrschaft über die ganze Gruppe erhob, hatte Einsicht genug diese vermittelnde Lage seines Vaterlandes zu benutzen und einen Handel mit China zu beginnen. Kamehameha, d. h. der einzige Eine — ein Titel, welchen seine Nachfolger ebenfalls annahmen — wollte auf dem Grunde der angestammten Religion und Sitte die europäische Civilisation in seinem Fürstenthum anpflanzen; er ließ Fahrzeuge bauen und sandte (1816) unter Führung von brittischen Seeleuten und eines einheimischen Factors eine Ladung Sandelholz und anderer Waaren nach Canton. Die Engländer erstaunten; sie sahen die neue rivalisirende hawaische Flagge nicht gerne in den chinesischen Gewässern, und absichtlich mochte man es so gewendet haben, daß das Unternehmen nicht bloß keinen Gewinn abwarf, sondern dem Häuptling noch drei tausend Dollars Unkosten verursachte. *) Unter den Nachfolgern des für einen Halbbarbaren sehr einsichtsvollen Mannes — Kamehameha starb am 8 April 1816 — entstanden aber mancherlei religiöse und politische Wirren auf Hawaii, so daß man keine Zeit hatte an ähnliche Plane zu denken. Der alte Naturcultus ward gestürzt und das Christenthum in der Weise der Methodisten, nicht ohne Blutvergießen zur Landesreligion erhoben. Die Missionäre errangen mittelbar die Herrschaft auf diesen lieblichen fruchtbaren Inseln; sie waren jetzt mehr darauf bedacht, Kirchen zu bauen und Schulen anzulegen, sodann die jesuitischen und andern römisch-katholischen Sendboten entfernt zu halten, als neue Handelsverbindungen anzuknüpfen oder auch nur die früheren zu erhalten. Die Hawaii sind aber, wie gesagt, vermöge ihrer Lage bestimmt, in Zukunft bei den neuen großartigen Veränderungen, welche jetzt in diesen Gegenden der Erde vorbereitet werden, eine bedeutende Rolle zu spielen. Ihre Wichtigkeit ward sogar auch schon von dem großen Colonialvolke Asiens, den Chinesen, erkannt. Sie haben hier seit mehreren Jahren eine Niederlassung gegründet, welche sich, wie gewöhnlich, durch Fleiß und Rührigkeit auszeichnet. Ohne Zweifel werden die Sandwich-Inseln, sobald ein Seekrieg sich entspinnt, von dieser oder jener Weltmacht, höchst wahrscheinlich von England, besetzt und behauptet werden. Dann erst können sie ihrer Bestimmung entgegengehen und zu einem Mittelpunkte des Handels und der Schifffahrt im stillen Ocean erhoben werden.

(Schluß folgt.)

Bekehrung der Kalmüken um Saratow zur christlichen Religion.

(Nordische Biene vom 23 August.)

Vor dem Jahre 1840 ging diese Bekehrung sehr langsam von Statten und man kann die Zahl derselben kaum auf 6 bis 700 angeben, von dieser Zeit an aber sollen nicht mehr die Boten des Evangeliums die Kalmüken, sondern umgekehrt die Kalmüken die Boten des Evangeliums aufgesucht haben, indeß spricht die Zahl der Bekehrten noch nicht sehr für diese Angabe, denn vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 zählt man im Ganzen nicht mehr als 1185 Getaufte. Die Taufe geschah meistens nach altem Brauch im Flusse selbst und die Geistlichkeit kam mit einem großen Pomp und unter einem bedeutenden Volkszulauf. Im Jahre 1838 wurde auf Befehl des Synodus eine Schule für die christlichen Kalmükenkinder zu Saratow errichtet, um sie in russischer Sprache, kalmükischer Schrift und der Religion zu unterrichten. Jetzt befinden sich zehn Knaben darin und für jeden sind 25 R. S. ausgesetzt. Der Zweck ist aus den Kalmüken selbst Lehrer und Geistliche zu ziehen; darum treten sie auch nach Vollendung dieser Schule in die geistliche Districtsanstalt und von da ins Seminar.

Die Walachen.

(Fortsetzung.)

Wir bedienten uns auf der Reise öfters des Daguerréotyps. Als die Walachen dieß magische Instrument wirken sahen, zweifelten sie gar nicht, daß es Teufelswerk sey. Hartnäckig weigerten sie sich, sich davor zu stellen; konnte das große Auge der Maschine nicht einen Zauber wirken? Als sie sich am Ende überzeugten, daß keine Gefahr dabei war, ließen sie sich durch den Gedanken, daß ihr Bild sehr weit kommen würde, bewegen, still stehen zu bleiben. Unser erster Versuch war ein Büffelgespann, welches unter unsern Fenstern hielt. Der Bauer, welcher das Fuhrwerk begleitete, erhielt Befehl, sich nicht zu rühren, und sah vor sich etwas aufstellen, das man auf ihn und seine Büffel richtete. Er war sichtlich unruhig, und stand verblüfft da, wie er sein Gespann auf der Platte abgebildet sah. Etwas befriedigte ihn nicht: daß seine Büffel so klein waren, damit geschah ihnen Unrecht. Der Bauer schüttelte den Kopf mit bedeutsamer Miene, und wenn seinen Büffeln in den nächsten acht Tagen das geringste zugestoßen wäre, so hätten wir gewiß die Ehre gehabt, unter die Zauberer der Umgegend gezählt zu werden.

Es gibt nichts Merkwürdigeres, als die Gespräche, welche man mit den walachischen Bauern anknüpfen kann. Ein Menschenbeobachter hört zuweilen ihre Bemerkungen mit Interesse an, denn ihre zahllosen Fragen zeigen von einer gewissen Rührigkeit des Geistes. Die Einfachheit ihrer Lebensanschauung verräth sich noch in einer Menge Gebräuchen, die man nur bei Naturvölkern findet. Sie bereiten sich Bäder nach Art der nordamerikanischen Indianer, indem sie ein Loch in die Erde graben und die erhitzten Steine, die sie hineinwerfen, mit Wasser benetzen. Wenn ein Bauer mit seinem Nachbar einen Contract macht oder irgend ein Geschäft abschließt, so verfehlt er nie, sein Kind tüchtig durchzuprügeln; dieß wächst auf mit der Doppelerinnerung an die väterlichen Ohrfeigen und den Tag des abgeschlossenen Geschäfts. Derselbe Gebrauch bestand schon bei den alten Galliern. Oft versteckt sich hinter diese anscheinende Einfachheit ein etwas boshafter Witz. Ein Walache hatte einen Advocaten der kleinen Stadt Nagy Bánya zu Rath zu ziehen. Er tritt bei ihm mit dem Geldbeutel in der Hand ein und sagt mit einfältiger Miene: Seyd Ihr der Mann, der fürs Geld lügt?

Die Walachen sind sehr gastfrei. So arm sie auch sind, so ver-

---

wöhnlich verwechselt; daher die Fremden bald Kahu bald Tahu, bald Kameh- bald Tamehameha schreiben.

*) Jarves, History of the Sandwich Islands 187. Greenhow sagt (S. 269) ausdrücklich, daß die Engländer, denen sich der Häuptling anvertraute, ihn betrogen.

sagen sie doch nie einem Aermern die Hälfte ihrer Zwiebeln oder ihres Maisbrodes. Die größte Freude, die ihnen der Gutsherr machen kann, ist nach dem walachisch Sprechen ihr Nationalgericht, die Mammaliga, eine ächte italienische Polenta, zu kosten. Ich durchstreifte die Gebirge von Zalathna mit einem walachischen Führer. Als wir unterwegs in einer Schenke rasteten, ließ er sich Wein bringen, während ich nach einer berühmten Quelle ging, die ich hinter einer Hecke rauschen hörte. Mein Walache fing an mich zu bedauern, daß ich reines Wasser trinke. Er kam mit seiner Kürbisflasche zu mir gelaufen und bot mir die Hälfte seines Weines an. Er drang so angelegentlich in mich, daß ich ihm seinen Willen thun wollte, aus Furcht, er möchte die Ursache meiner Weigerung mißverstehen, als der Wirth ihm begreiflich machte, daß ich einer entschiedenen Vorliebe zu gehorchen scheine, indem ich das reine Wasser vorziehe.

Dieselbe Gastfreundschaft übt der Walache auch gegen den Unbekannten. Nicht allein im District von Zalathna, sondern durch ganz Siebenbürgen findet man den rührenden Brauch, an den Rand der Landstraße Krüge voll Wasser für den vorübergehenden Reisenden zu setzen. Auch stellen sie welche des Abends an die Thüre der Hütte für diejenigen, welche Nachts in das Dorf kommen. Die Reichern fügen noch Brod hinzu. Sie geben dieser Sitte den Namen Pomane „für die Abgeschiedenen,“ denn sie hoffen daß die, welche sie verloren haben, in der andern Welt weder Hunger noch Durst leiden werden, wenn sie selbst die Lebenden erquicken. Auf den Jahrmärkten eilen Männer und Frauen zum Handkuß dem Popen entgegen, der wie sie in seinen Bauernsandalen in die Stadt kommt, um Vieh zu kaufen und zu verkaufen. Die jungen Mädchen gehen mit ihren irdenen Krügen herum und bieten den Durstigen zu trinken an. Wenn ein Walache in seiner Hütte stirbt, bereiten die Seinigen eine Anzahl Brode, die „Pomane“ gegeben werden: sie zeigen sie ihm zum Beweis, daß er geliebt werde.

Gewiß darf man an einem solchen Volke nicht verzweifeln. So tief auch die Walachen gesunken sind, so werden sie sich doch gewiß wieder erheben, denn sie sind einer raschen Entwicklung fähig. Niemand läugnet ihre Mängel oder ihre Laster. Ihre Faulheit ist sprüchwörtlich; sie berauschen sich allsonntäglich mit ihrem Pflaumenschnaps, so lange sie noch einen Kreuzer besitzen. Sie besitzen die Waffe des Schwachen und des Sklaven, die Hinterlist, und die rachsüchtige Tücke, die immer die List begleitet. Während der Magyar in einem Augenblick seinem aufkochenden Zorn Luft macht, verbeißt ihn der Walache und sagt tine minte, vergiß es nicht. Wenn die Gelegenheit kommt, vergißt er es gewiß nicht. Hüte dich vor dem tine minte, sagt ein ungarisches Sprüchwort. Als im vorigen Jahrhundert der Adel sie mit zu schwerer Tyrannei bedrückte, nahmen sie eine grausame Rache in der Empörung von 1784, wo sie weder Alter noch Geschlecht schonten.

Dieser Aufstand wurde durch einen Bauer aus dem Comitat Zárand, Namens Hora, veranlaßt. Er verständigte sich mit einem andern Bauern, Cloesa, und beide vereinigten ihre Schaaren unter der noch vorhandenen hundertjährigen Eiche in dem Walde bei Kőrösbanya. Sie entwarfen ihren Feldzugsplan wie geschickte Generale, und zogen gerade auf die Schlösser los, die sie verbrannten. Die Regierung vernachlässigte, Truppen gegen die Empörer zu schicken, was in Siebenbürgen zu der Sage Anlaß gab, daß Joseph II aus Haß gegen den Adel selbst die Unruhen hervorgerufen habe, und der Aufstand war schon zu drohender Höhe gewachsen, als der ungarische Adel zu Pferde stieg und ihn erstickte. Die Häupter der Empörer wurden hingerichtet. Im Comitat Zárand, wo es sehr viele Walachen gibt, findet man das Porträt des Hora in manchen Hütten. Er ist reich gekleidet, sein Gesicht ist purpurroth und in der Hand hält er einen goldenen Krug voll Wein. Unten stehen die Worte:

Horà be si hodineste
Tiara plange si plateste.*)

Es hat zu verschiedenen Zeiten Straßenräuber gegeben, die durch Faulheit oder Rachsucht veranlaßt ihre Hütte verließen und auf Kosten der andern Bauern lebten. Es ist nicht selten, Walachen auf diese Weise einen Kampf gegen die Gesellschaft beginnen zu sehen. Als wir das Gebirge von Toroczkó durchstreiften, erzählte uns ein Führer mehrere Züge von der Grausamkeit eines Räubers, der sich zum Schrecken der Umgegend gemacht hatte. Wir hörten ferne Flintenschüsse, welche wir Jägern zuschrieben: als wir nach Hause zurückkehrten, sagte man uns, daß die Husaren des Comitats, nachdem sie lange den Räuber verfolgt, sich seiner endlich bemächtigt hatten. Unweit Nagy Bánya heißt eine Stelle an dem Abhang eines Berges Pintie Szökése, „Sprung des Pintie,“ zur Erinnerung an einen berüchtigten Räuber dieses Namens. Hart gedrängt von den Husaren des ungarischen Comitats Marmoros floh er auf der Landstraße, als er die Heiducken des Kreises Kővár gerade sich entgegenkommen sah. Es stießen hier zwei Comitate zusammen, und deßwegen sah er sich von zwei Trupps zugleich angegriffen. Zu entfliehen schien unmöglich. Die Straße, vom Feinde besetzt, schlängelte sich an dem Abhang eines Berges hin. Auf der einen Seite erhob sich ein steiler Berg, den Pintie nicht Zeit gehabt hatte zu ersteigen; auf der andern Seite war ein tiefer Abgrund. Ein Blick auf die Oertlichkeit gab ihm einen Entschluß ein. Er hing seinen Carabiner über die Schulter, ergriff einen starken Baumzweig, nahm ihn zwischen die Beine und stürzte sich laufend den Abgrund hinab, indem er die Schnelligkeit einigermaßen mit dem Baumzweig hemmte. Am Fuße des Berges angekommen, fiel er von Kugeln durchbohrt todt nieder.

Der Walache ist von Natur nicht kriegerisch, aber einmal angeworben ist er ein guter Soldat. Wenn er nicht das Feuer des Magyaren hat, so besitzt er dagegen mehr Hartnäckigkeit im Widerstand. Da po moarte, „hingegeben bis zum Tode,“ ist ein Sprüchwort, welches die Walachen oft brauchen. Bei ihnen ist noch etwas von der römischen Tapferkeit zurückgeblieben, und sich mit den Sachsen, deren friedliches Feuer sich nicht leicht wo anders als im Handel zeigt, vergleichend, sagen sie: La un Roman dece Sassi, „auf zehn Sachsen ein Walache.“

(Schluß folgt.)

Heuschrecken in der Krim. Zu der halben Hungersnoth, die im südlichen Rußland herrscht, kommen jetzt auch noch die Heuschrecken; der Bote von Odessa (Nordische Biene vom 1 (13) September) meldet aus Feodosia, daß am 10 (22) August um halb sechs Uhr Abends eine dichte Heuschreckenwolke in der Richtung von Norden nach Süden über die Stadt hingezogen sey; man schätzte die Länge der Heuschreckenwolke auf 10 Werste.

*) Hora trinkt und ruht,
Das Land weint und klagt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1845.

Die warmen Quellen zu Fiel-Amba in Abyssinien.*)

…. Die Zwecke, welche man bei dem Besuche Giddems im Auge hatte, waren vollständig und befriedigend erreicht worden, und man beurlaubte sich nun von dem greisen Statthalter, der beim Scheiden noch bat, man möge seiner in Gunst bei seinem Herrn und König gedenken. Das versprach man herzlich gern, und Aito Elbeschar wurde nun abgeordnet, die Britten zu den berühmten warmen Quellen von Fiel-Amba zu führen, die in seiner Statthalterschaft liegen und welche man auf dem Rückweg nach Ankober zu besuchen bestimmt hatte. Einen äußerst abschüssigen Fußpfad in ein tiefes Engthal unten am Aito-Berg hinab geht dann der Weg über eine halbe Stunde lang an dem tief eingeschnittenen krümmenreichen Rinnsal eines krystallklaren Rieselbachs hin, den stellenweise kleine Fällchen unruhiger bewegen und in seinen Schlangenwindungen Bäume und blumentragende Schlingpflanzen von üppiger Schönheit beschatten. In einer durch eine plötzliche Biegung gebildeten Ecke sind die heißen Quellen, fünf an der Zahl, jede in einiger Entfernung von der andern aufwallend — die Ueberbleibsel alter vulcanischer Thätigkeit, die schon lange in andern Theilen ihres Schauplatzes verschwunden sind, aber an diesem abgeschiedenen und höchst malerischen Erdflecken einen heilbringenden Born des Lebens nachgelassen haben.

Aragawi, die berühmteste dieser Thermen, hat den Namen von einem der neun Sendboten der griechischen Kirche, welche am Schlusse des fünften Jahrhunderts die Bekehrung Abyssiniens während der Herrschaft Alameda's vollendeten. Aragawi führt auch den Namen Za Michael, und von ihm wird erzählt, er sey auf dem Schweif einer riesigen Schlange auf den Gipfel des hohen und damals unzugänglichen Felsens auf Debra Damo getragen worden, wo er ein Kloster gründete, von dem er der Schutzheilige und das noch immer eines der berühmtesten in Aethiopien ist. Die abyssinischen Heiligengeschichten berichten von diesem Aragawi, daß er Todte erweckte und Blinde sehend machte; und keines der wenigst merkwürdigen Mirakel unter den vielen von ihm erzählten ist die Bekehrung des Satanas selbst zum Christenthum, den er beredete die Mönchskutte auf vierzig Jahre anzulegen. Selassi („heil. Dreifaltigkeit") ist ein zweiter Teich oder Becken, dicht am Aragawi gelegen, und gleich diesem aus dem sandigen Ufer und Bett des Bachs aufsprudelnd. In beiden stand die Wärmehöhe auf 118° F. Mariam, mit 115° F., wellt aus einer Höhle, welche mit einer rohen Thüre versehen und durch eine hölzerne Stange in zwei Cellen für neue und für alte Uebel abgetheilt ist, und in diesen traf man gerade badende Kranke. Abbo, mit 120° F.,*) sickert mitten aus einer jähen Bank von basaltische Wacke überlagerndem sanftem rothem Sandstein durch eine künstliche zum Trinkgebrauch der Wasser eingesetzte Röhre. Eine Menge furchtbar mit körperlichen Leiden und Uebeln behafteter Unglücklichen, Lahme, Hinkende, Blinde, die hier versammelt waren, sammt verstümmelten Opfern des Galla-Messers, bildeten ein grausenhaftes Schauspiel, das lebhaft an die biblische Erzählung vom Teiche Bethesda gemahnte.

Die Beaufsichtigung der zahlreichen Leidenden, welche hieher zur „Badecur" zusammenströmen, beschränkt sich auf die Erhebung von ein Stück Salz, werth 2½ Pence engl. Geld,**) für den Gebrauch der Quellen, denen man die höchsten Heilkräfte in einer großen Menge verschiedener Krankheiten und Uebel beilegt. Die Wasser haben einen leichten Geschmack und Geruch von Schwefelwasserstoffgas; allein aus dem Umstand, daß sie sich heiß von der Quelle wegtrinken lassen, ohne Uebelkeit zu erregen, darf man schließen, daß eine beträchtliche Quantität Herthin oder Zoogene in ihnen aufgelöst ist. Niederschlag findet sich gar keiner, und nicht fünf Schritte von ihrem Ursprung mischen sie sich mit einer Strömung reinen kalten Bergwassers, das von ihnen keine wahrnehmbare Veränderung weder in Farbe, Temperatur, noch Geschmack erhält.

*) Aus Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa. Deutsche Uebersetzung 2ter Bd.

*) 39° bis 40° R

**) 7½ kr. rhein.

Der Pelzhandel mit China.

(Schluß.)

Einige Kaufleute zu Boston bildeten kurz nach Anerkennung der Unabhängigkeit im Jahre 1787 eine Gesellschaft zu dem Endzweck, den Pelzwaarenhandel am Nutka-Sund, woran sie schon früher unter englischer Flagge Antheil genommen hatten, mit dem chinesischen Handel zu verbinden, und dieß glückte in hohem Grade. Die Schiffe stachen mit einigen Kleinigkeiten von geringem Werthe, mit Hemden, Messern und kupfernen Gefäßen in die See, lasen einige Robbenfelle in dem südlichen stillen Ocean auf, suchten auf den Galapagos Schildkröten und erhielten zu Valparaiso einige Dollars für europäische Waaren. In Nutka und den umliegenden Gegenden tauschten sie während des Sommers Pelze ein, die im Winter nach den Sandwichinseln zum Trocknen gebracht wurden. Um endlich, nach einem Verweilen von zwei bis drei Jahren, die Ladung voll zu machen, nahmen sie aus den Wäldern der Inseln Oahu und Hawaii Sandelholz und fuhren damit unmittelbar nach China, wo sie für ihre Waaren und ihr Geld Thee, Seidenzeuge, Nanking und Porcellan eintauschten — Waaren, die sie in der Heimath mit großem Gewinnste losschlugen.

Schon einige Jahre früher hatte bereits der unmittelbare Handel zwischen dem neuen Staate und China begonnen. Das erste Schiff, die „Kaiserin" genannt, welches im Februar 1784 von Newyork absegelte, gelangte im August nach China. Die Amerikaner machten, wegen der schlechten Qualität ihrer Waaren, keine guten Geschäfte, und auch in den nächstfolgenden Jahren blieb der Handel unbedeutend.*) Bald stieg aber die Ausfuhr des Thees unter amerikanischer Flagge sehr bedeutend, und zwar in demselben Grade als die Einfuhr der Pelze in Canton von Seite der Amerikaner. Den Britten standen noch immer die Vorrechte der ostindischen Gesellschaft entgegen, welcher der englisch-chinesische Handel ausschließend überlassen war; sie waren deßhalb nicht im Stande mit den Amerikanern zu wetteifern, und die Russen wurden in den Häfen des chinesischen Reichs nicht zugelassen. Der unmittelbare Handel zwischen den Nordwestküsten der neuen Welt und China blieb also geraume Zeit beinahe ausschließend in den Händen der Amerikaner.

Die spanische Regierung betrachtete alle diese Bewegungen der Britten, Russen und Amerikaner im stillen Ocean als eine Beeinträchtigung ihrer hergebrachten Rechte. Es besage ja, erklärte man zu Madrid, ein königlicher Befehl vom November 1692 ausdrücklich: kein fremdes Schiff dürfe um das Cap Horn oder durch die Straße von Magelhaens segeln; keine andere Nation als die Spanier dürfe innerhalb der Gewässer der Südsee Besitzungen erwerben. In Folge dieser Ansprüche wurden einige brittische Schiffe, die auf den Pelzhandel an die nordwestlichen Küsten Amerika's ausgingen, von den Spaniern weggenommen. Die ernstlichen Zwistigkeiten, welche hierüber zwischen den beiden Staaten entstanden, sind durch den Nutka-Vertrag beigelegt worden. Spanien mußte seine Ansprüche auf die ausschließende Herrschaft im stillen Ocean fahren lassen; den Engländern ward gestattet nach Belieben in diesen Gewässern zu segeln und Fischerei zu treiben.

Der oben besprochene Pelzhandel mit China und den europäischen Ländern verleiht aber diesen nordwestlichen Gegenden der neuen Welt ihren vorzüglichsten Werth. Hr. Astor faßte den großartigen Plan, den ganzen Pelzhandel auf Erden ausschließend in sein Bereich zu ziehen, und in dieser Weise mittelbar auch über einen großen Theil des chinesischen Handels zu gebieten. Er gründete bekanntlich (1810) die „Pelzgesellschaft des stillen Oceans," welche aber in Wahrheit bloß aus ihm und einer Anzahl seiner Factoren und Untergebenen bestand. Unfern der Mündung des Columbia wurde ein Fort angelegt, welches zur Ehre des Unternehmers „Astoria" genannt wurde und bekanntlich nicht ohne politische Folgen geblieben ist. Astor schloß mit der russisch-amerikanischen Gesellschaft (1813) einen Vertrag, nach welchem die neue Genossenschaft oder er allein das ausschließende Recht erlangte, die nordwestlichen amerikanischen Besitzungen der Russen mit allerlei Waaren und Lebensbedürfnissen zu versehen. Anstatt der Zahlung wurden Pelze zu bestimmten Preisen angenommen. Auch sollte es den Russen gestattet seyn, für eigene Rechnung in den Schiffen Astors und seiner Genossen die Rauhwaaren, welche sie in ihren Besitzungen gewännen, nach Canton zu senden.

Die Russen erhalten die Rauhwaaren von ihren Hörigen, den Aleuten, welche so hart behandelt werden, daß ganze Dörfer aussterben. Die ganze Bevölkerung der Aleutengruppe beträgt jetzt kaum 15,000 Seelen, welche freilich, wenn sie hienieden zu Tode gemartert sind, glücklich genug sind, des ewigen Heils zu genießen. Wurden sie doch, dessen sich die Russen sehr berühmen, zum griechisch-katholischen Christenthum bekehrt! *) Sehr viele Pelze erhalten die Russen überdieß von den Rennthierreichen Tschuktschen, die hinter den Gebirgszügen jenseits des Anadyrthales, in den furchtbaren nördlichsten Landstrichen der Erde ihre Freiheit erretteten. Ihre südlicher hausenden Stammgenossen, die Korjäken, sind die Sklaven des Czars geworden. Diese mit ihren Rennthieren nomadisirenden Tschuktschen, denen die ansässigen, zu den Eskimo gehörigen Stämme als Knechte dienen müssen, haben sich eben wegen ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit bei den benachbarten Stämmen ein großes Ansehen erworben, das sie zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen wissen. Sie sind die Vermittler des Handels zwischen den Völkern des nördlichsten Asiens und Amerika's. Sie bringen die Felle des an Pelzthieren

*) Samuel Shaw, der Supercargo der Kaiserin, war der erste Consul der Vereinigten Staaten zu Canton. Es befinden sich von ihm mehrere Denkschriften über den chinesischen Handel in den Archiven zu Washington. Greenhow. p. 179.

*) Ein amtlicher Bericht über die Bekehrung der Aleuten und einiger Indianer in den russisch-amerikanischen Besitzungen erschien unter dem Titel: „Weg der Seligkeit", 1843 zu Odessa in russischer und griechischer Sprache.

so reichen waldigen Amerika's und die Wallroßzähne von den im Polarmeere zerstreut liegenden Inseln den russischen Kaufleuten in Anadyrsk und Kolymsk, wogegen sie von diesen im Tauschhandel Tabak, Eisen und verschiedene Putzwaaren erhalten. Mit diesen Gegenständen, dann mit warmen Kleidungen aus Rennthierfellen versehen, ziehen sie zu den Bewohnern der Inseln und des nahen, nur durch eine schmale Meerenge von ihnen getrennten Festlandes Amerika. Die letztere kannten sie von Alters her durch Kriegszüge, an deren Stelle jetzt friedlicher Verkehr getreten ist. Die Folgen dieses eigenthümlichen, wenig bekannten Verkehrs blieben nicht bloß auf die engen Gränzen der Beringsstraße beschränkt, sondern sie erstrecken sich weiter gegen Norden bis an das Eiscap, und gegen Süden herab bis an die Bristolbucht. *)

Astors Unternehmungen waren nicht von dem Erfolge begleitet, welchen man sich davon versprochen hatte. Seine Agenten wichen zu ihrem Unglück und zum großen Nachtheile des Kaufherrn von den Verhaltungsbefehlen ab, die ihnen gegeben waren, und trugen so viel dazu bei, daß das ganze großartige Unternehmen gleich vom Anfang an keinen rechten Fortgang nehmen wollte. Der weitere Verlauf, so wie die Streitigkeiten über das Oregongebiet sind bekannt. Im J. 1824 wurde mit den Russen sowohl von Seite der Vereinigten Staaten als von Großbritannien ein Vertrag eingegangen worden, wonach die Gränzlinie der Besitzungen des Czars in 54° 40' der Breite angesetzt wurde. Auch über freien Verkehr der Bürger und Unterthanen beider Staaten innerhalb der russischen Besitzungen hatte man damals auf zehn Jahre besondere Anordnungen getroffen. Nach dem Ablaufe dieses Zeitraums wollte Rußland weder den Schiffen der Vereinigten Staaten noch denen der Engländer irgend einen weitern Handel oder auch nur irgend einen Zutritt innerhalb seiner amerikanischen Territorien gestatten. Auf die ernstlichen Vorstellungen Großbritanniens wurde später der Hudsonsbaigesellschaft, welche durch diese Vorkehrungen Rußlands großen Schaden erlitten hatte, vom 1 Jun. 1840 an gerechnet auf zehn Jahre ein ausschließlicher Verkehr mit den russischen Besitzungen in Nordamerika gewährt. Sie muß jedoch für diese Gunst der russisch-amerikanischen Gesellschaft eine jährliche Abgabe von 2000 Seeotterfellen entrichten. Gegen die Schiffe der Vereinigten Staaten ward aber die Verordnung des Ausschlusses unbedingt aufrecht erhalten. Die Gesellschaft der Hudsonsbay genoß also jetzt einen beinahe ausschließenden Einfluß in allen Binnenländern westlich des Felsengebirges und längs der Gestadelandschaften, von den Gränzen Californiens bis hoch hinauf im Norden.

Auf der ganzen Westküste Nordamerika's werden im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte, wohl vorzüglich durch die Thätigkeit und die Mittel des sächsischen Stammes, wie dieß bereits in Texas geschehen ist, neue Staaten entstehen, welche einen großen Theil des Handels mit den östlichen Culturreichen Asiens als ihr rechtmäßiges Erbe in Anspruch nehmen und erhalten werden. Auch die Herrschaft über große Länderstrecken der ihrer Auflösung entgegengehenden Staaten des östlichen Morgenlandes kann ihnen nicht entgehen. Viele Bürger der Vereinigten Staaten sehen begierigen Blicks nach Japan und dem Mittelreiche hinüber; ja sie wären jetzt schon geneigt, wenn ihre Macht, oder vielmehr wenn nur das Interesse der andern Weltstaaten es gestalten würde, große Flotten auszurüsten, um die Himmelssöhne der östlichen Reiche mit Waffengewalt zu ihren Hörigen herabzuwürdigen. Dieß zeigt deutlich die Sprache des Hrn. Cushing, des Gesandten der Republik in China. Möge es nun kommen wie da wolle, mag auch die Auflösung der Staaten des chinesischen Cultursystems sich auf längere Zeit hinausschieben, so viel ist sicher, die Eröffnung des östlichen asiatischen Continents wird in den nächsten Jahren die größten, wohlthätigsten Rückwirkungen äußern auf alle Culturstaaten der Erde und namentlich auf die westlichen Gestadelandschaften der Länder der neuen Welt.

*) Wrangell a. a. O. 60.

Die Walachen.

(Schluß.)

Ursprünglich bildeten die Walachen in Siebenbürgen das besiegte Volk, also die Unfreien. Aber unter der Regierung der einheimischen Fürsten wurde eine gewisse Anzahl derselben gegen Leistung des Kriegsdienstes geadelt und nahm an allen Rechten des ungarischen Adels Theil. Ihre Nachkommen fuhren großentheils fort als Bauern zu leben oder verschiedene Aemter in den Comitaten zu übernehmen. Zuweilen blieben sie dem Bewußtseyn ihrer Nation treu und ließen einen Theil ihres eigenen Glanzes auf ihre Stammgenossen zurückfallen. Während meines Aufenthalts in Siebenbürgen starb ein walachischer Edelmann unweit des Ortes, wo ich wohnte. Seine Wittwe gab ihm ein Leichenfest, welches eines Fürsten würdig war. Eine ganze Woche hindurch blieben Tafeln beständig gedeckt, an denen alle, welche kamen, Platz nehmen konnten. Dreihundert walachische Edelleute und mehr als tausend Bauern nahmen an diesen homerischen Gelagen Theil, welche sich zwölfmal im Jahre erneuern sollten. Am Tage der Beerdigung läuteten die Glocken von zwölf Dörfern und ein Zug von fünfundzwanzig Popen begleitete die Leiche. Der Leichenzug hielt fünfundzwanzigmal an und jeder Priester las nach der Reihe die Messe. Der Tag schloß mit einem prächtigen Gastmahl, wo der Platz jedes Popen mit einem Topf voll Honig, bedeckt mit einem Kuchen, auf dem eine Kerze stak, bezeichnet war.

Die walachischen Bauern haben eine malerische Tracht. Ihre Taschen und ihr Kamisol von weißem Leder sind mit Blumen und andern Verzierungen von Leder in allen Farben geschmückt. Ob sie die weiten Leinenhosen oder die engen Beinkleider von weißem Tuch tragen, immer legen sie Sandalen an. Selbst ihre Hemden sind gestickt. Stets sieht man auf den Hecken der Dörfer Hemden und Tücher mit rothen oder blauen Stickereien an der Sonne trocknen. Ich habe junge Leute gesehen, die sich mit gesuchter Eleganz kleideten. Manche frisiren sich die Haare, indem sie ihre langen Locken um eine heißgemachte Spindel wickeln. Zuweilen verändert sich die Mode bei ihnen. So schlug ein Schäfer eine schwarze Guba, die ihm sein Herr anbot, unter dem Vorwand aus, daß alle Welt jetzt weiße trage: er wollte dem

Geschmack des Tages folgen. In einigen Gegenden trägt man statt der Guba einen dicken, langhaarigen Ueberwurf aus Wolle, auf der Schulter eine Jacke von grobem grauem Tuch. In Bistritz wohnt ein Hutmacher, welcher die Moden der Bauern der Umgegend vollkommen kennt. Wenn ein Walache in seinen Laden tritt, nennt er den Namen seines Dorfes, und der Kaufmann bringt ihm einen Hut, wie man ihn in seiner Gegend am liebsten trägt.

Auch die Tracht der Frauen ist nicht in allen Gegenden dieselbe. Es ist Sitte, daß die Jungfrauen ihr Haar nur in einen einzigen Zopf flechten, an dessen Ende sie ein Band oder eine Münze befestigen. Sie schmücken ihr Haar mit Blumen, mit Münzen, mit Pfauenfedern. Zuweilen tragen sie um die Stirne ein Diadem mit Glas- und Schmelzperlen besetzt. Das Tuch, mit dem sich die verheuratheten Frauen den Kopf bedecken, hat im Süden die Form eines Turbans; anderswo wird es als Schleier getragen, überall aber mit Grazie. Um Rodna legen sie erst ein rothes Tuch schief um den Kopf und befestigen darüber ein weißes mit einer großen Nadel. Die Catrinza oder die Leinenschürze, welche die Walachinnen sehr kokett zu tragen wissen, ist mit farbigen Streifen verziert. Anstatt der rothen oder gelben Stiefeln, die etwas schwer sind, tragen sie in vielen Dörfern lederne Sandalen, die sie mit einem Stück weißen Tuchs am Bein befestigen. Diese arbeitsamen und thätigen Frauen geben sich zuweilen einer kindlichen Fröhlichkeit hin; sobald ihr Haus bestellt ist, so vergessen sie die Beschwerde und schütteln die Müdigkeit ab. Ich fuhr einmal über den Szamos mit einer Anzahl walachischer Bäuerinnen, die ich bereits in der Fähre fand. Sie kehrten vom Felde zurück und trugen auf ihren Schultern schwere Ackergeräthe, deren Anblick schon ihnen hätte trübe Gedanken einflößen können, aber sie lachten auf der ganzen Ueberfahrt aus vollem Herzen. Die Männer sind gewöhnlich ernster und zeigen in ihrem ganzen Wesen oft etwas Melancholisches.

Die Hütten der walachischen Bauern umgeben Hecken, welche sie oft künstlich zu flechten wissen. Vor dem Eingang ist ein Scheit Holz in den Boden geschlagen, welches als Fußtritt dient, um die Hecke zu überkleitern; dieß machte ihnen weniger Mühe als das Oeffnen der Thüre. An den Ecken der Hütte, deren Dach von Stroh und sehr hoch ist, stehen die runden Balken hervor, welche das Mauerwerk tragen. Diese kleinen Häuser haben keinen Grundbau, und indem man unter die Schwellen, welche den ganzen Bau tragen, Baumstämme legt, schafft man sie mit ein paar Gespann Büffeln weiter. Im Innern ist ein erhöhter Herd, der ein Viertel des ganzen Raumes einnimmt; nackte Kinder wärmen sich an der Flamme, und laufen einen Augenblick darauf wieder hinaus, um sich auf dem Eis des Baches zu tummeln. Heiligenbilder mit geweihten Kerzen schmücken die Wände neben Tellern von Steingut und gestickten Servietten, zierlich in Falten geordnet. Ein sehr hohes und mit gestickten Kissen bedecktes Bett bildet mit einem Tisch und einigen Stühlen von Holz das ganze Meublement der Hütte. Die hölzerne Bettstelle glänzt in allen Farben; die buntesten Blumen, die prunkendsten Vögel sind darauf vorgestellt. Der unentbehrliche Koffer, den die Frau bei ihrer Heurath mitbringt, ist ebenfalls mit Malereien geschmückt. Die Walachen bemalen sogar das Holz ihres Sattels und das Joch ihrer Büffel. Sie lieben vor allem die lebhaften Farben und stellen sie ohne Rücksicht auf die Harmonie zusammen. Dafür spricht auch der Ungar verächtlich von dem, was er „den walachischen Geschmack“ nennt.

Die walachischen Bauern zeigen im Ganzen den Typus der Südländer. Viele sieht man, deren Profil an die Büsten erinnert, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben sind. Einige haben blonde Haare, blaue Augen und verrathen einen nicht italienischen Ursprung. Man wird sich erinnern, daß die Colonisten Trajans sich mit den unterjochten Daciern, welche die Landesbevölkerung bildeten, vermischten. Anfangs war die Zahl der Besiegten unbedeutend, denn sie hatten in Schaaren Dacien verlassen, aber wie die Provinz unter der römischen Verwaltung sich beruhigt hatte, kehrten sie allmählich zurück. Man erkennt in den Walachen unserer Zeit die Dacier und die Römer des 2ten Jahrhunderts wieder. Die Leinenkleidung, welche sie noch heute tragen, ist die der Dacier auf den Basreliefs der Trajanssäule. Ihre Sprache dagegen ist nichts anderes als ein italienischer Dialekt. Sie nennen sich selbst Romanen; der Name Walachen, den wir ihnen geben, scheint slawischen Ursprungs zu seyn. Die Slawen wenden ihn auf die aus Italien stammenden Völker an. Auch nennt man Blacki die andern romanischen Völkerschaften in Griechenland und der europäischen Türkei, so z. B. die Hirten des Gebirgs der Maina, welche die Sage von den Legionssoldaten von Pharsalus abstammen läßt.

Die Walachen von Siebenbürgen beginnen den Gebrauch der cyrillischen Buchstaben aufzugeben und dafür die lateinischen anzunehmen. Das italienische Alphabet, welches sie natürlich angenommen haben, reicht nicht aus, um gewisse ihrer Sprache eigenthümliche Laute auszudrücken; sie bedienen sich zur Abhülfe dieses Mangels der Cedillen. Das ş hat den Klang des französischen ch, und ç, ţ wird z ausgesprochen. In Siebenbürgen zählt der walachische Sprachsatz einige magyarische Worte. In Serbien und Bulgarien sind ihm einige türkische und albanesische Worte zugeflossen, und anderwärts scheint es seine lateinische Formation reiner bewahrt zu haben. Unter andern Eigenthümlichkeiten der walachischen Sprache ist noch zu bemerken, daß der Artikel nachgesetzt wird. So heißt es: omu'l, der „Mensch.“

Die Walachen cultiviren ihre Sprache mit Erfolg. Die Dichter schreiben Verse, welche schnell von den Bauern gelernt werden. Fast jede Nummer der Gazetta di Transsilvania, welche in Kronstadt erscheint, enthält neue Gedichte. Unter den Dichtern nennt man rühmlich Rossetti, Beamter der walachischen Regierung und Uebersetzer mehrerer Werke Voltaire's und Lamartine's, und Negruzzi, Bojar in der Moldau.

Miscellen.

Zahl der Zeitungsannoncen. Man berechnet, daß die englischen Blätter jährlich nahe an 2 Millionen Annoncen enthalten, von denen die Times die meisten, nämlich etwa ein Viertheil, hat, indem sie durchschnittlich des Tages 700, ja manchmal 1200 zählt. Indeß sind die Amerikaner noch Advertissementslustiger als die Engländer, denn die amerikanischen Zeitungen enthalten jährlich gegen 10 Millionen Annoncen. (Engl. Bl.)

Die Kuli-Einwanderung in Westindien scheint nicht in der beabsichtigten Ausdehnung gelingen zu wollen. Das Morning Chronicle vom 10 Sept. gibt nach Colonialblättern die Nachricht, daß nach Guiana, wohin bis zum März dieses Jahres 5000 Kulis kommen sollten, zu welchem Ende 75,000 Pfd. St. votirt waren, nur 585 kamen. Nach Trinidad und Jamaica kamen zusammen nur ungefähr eben so viel, und im Ganzen hätten 10,000 übergeführt werden sollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10 und Umschlag zum Monat September.)

№ 10.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Dienstag 30 September 1845.

[92]

Neues Werk von Bülow-Cummerow!

Im Verlage von Joh. Friedrich Hammerich in Altona ist so eben erschienen:

Die europäischen Staaten nach ihren inneren und äußeren politischen Verhältnissen.

Von **Bülow-Cummerow.** Gr. 8. geh. Velinpap. 24 Bogen. Preis: 2 Thlr.

Wichtigkeit des Gegenstandes, der entschiedenste Freimuth in Auffassung und Sprache bei wahrhafter Loyalität werden die öffentliche Aufmerksamkeit rasch auf dieses merkwürdige Buch lenken!

---

[93] Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig** ist erschienen:

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, sœur de Frédéric le Grand, depuis l'année 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main. Nouvelle édition. En deux volumes in-8. Velinp. Preis 3 Thlr.

Memoiren von Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1706 bis 1742. Von ihr selbst niedergeschrieben. Nach dem französischen Originale übersetzt von **Th. Hell.** Zwei Bände. Fein Velinpap. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

---

[94]

Für Lehrer.

Bei **A. Sorge in Osterode** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Pianist oder die Kunst des Clavierspiels in ihrem Gesammtumfange, theoretisch und praktisch dargestellt. Ein Lehr- und Handbuch für Alle, die Clavier spielen, Künstler und Dilettanten, Lehrer und Schüler. Von G. **Schilling.** Gr. 8. 25 Bogen. 2 Thlr.

Dieses Werk ist in mehreren kritischen Blättern beurtheilt, unter andern sagt Referent in dem schleswig-holstein. Schulblatt, VII. Bd., 1s Heft, S. 145: „Vorliegendes Werk verdient schon deßhalb allen tüchtigen Clavierlehrern empfohlen zu werden, weil es das erste dieser Art ist, wovon man mit Recht sagen kann: es sey wissenschaftlich-methodisch abgefaßt" u. s. w.

Gesangbuch, kleines, für Stadt- und Landschulen. 8. Achte Auflage. 2 gGr.

Crusius, G. F. Ed., christliche Morgenweihe in Gesängen. 8. Geh. 9 Bogen. 10 gGr.

Brand (Insp. in Clausthal), **Lesebuch für Mittelclassen evangelischer Schulen.** 17 Bogen. Zweite Auflage. 8. 12 gGr.

Binnen einem Monat wurde eine dreitausend Exemplare starke Auflage durch die Einführung in verschiedenen Schulen vergriffen.

Laucher, Dr., Die Sterne. Eine Darstellung aus der Himmelskunde, Erdbeschreibung, Naturlehre, Zeitberechnung und den verwandten Wissenschaften. Gr. 12. Geh. 5 Bogen. 9 gGr.

Crusius' Geschichte der vormals kaiserlichen freien Reichsstadt Goslar am Harz. Zehn Lieferungen. Brosch. Gr. 8. 2 Thlr. 16 gGr.

---

[95] Im Verlage der Buchhandlung des **Waisenhauses in Halle** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Daniel, H. A., Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten. 8. 15 Sgr.

— — und **H. J. Eckardt, geistliche Reden** in den Sonnabendsandachten des königl. Pädagogiums gehalten. Gr. 8. Brosch. 16 Sgr.

Dieter, H. E., Werkbüchlein, nach Eiselens Turntafeln bearbeitet. Zunächst für die Turner in den Francke'schen Stiftungen zu Halle. 16. Brosch. 7½ Sgr.

Echtermeyer, Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von R. H. Hiecke. 8. Cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

Günther, F. J., Handbuch für den deutschen Unterricht auf Gymnasien, enthaltend eine nach den sechs Classen eingerichtete Vertheilung des Lehrstoffs mit kurzen methodischen Anweisungen, 2600 Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten mit kurzgefaßter Theorie der Stylarten, fünf Beispiele verschiedenartig erklärter Gedichte und eine Poetik für Secunda. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

— — **die Poetik.** (Nach Hegels Aesthetik.) Für Gymnasien. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr. (Besonderer Abdruck aus dem „Handbuche u. s. w.")

Heinrich, E., Schulgesangbuch zum Gebrauch beim Anfange und Schlusse des Unterrichts in christlichen Volksschulen. 8. Brosch. 2½ Sgr.

HOHL, A. F., Vorträge über die Geburt des Menschen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

SCHMIDT, H., der griechische Aorist in seinem Verhältnisse zu den übrigen Zeitformen. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr.

Zeitschrift für protestantische Geistliche. Herausgegeben von C. Chr. Lebr. Franke und H. A. Niemeyer. Dritter Band. Gr. 8. 2 Thlr.

---

[96] In dem Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. broschirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

De fragmento Vegoiae, *cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio.* De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broschirt. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broschirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[97] Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspere

als Vermittler zweier Nationen.

Von **Karl Simrock.**

Probeband:

Macbeth.

8. Velinpapier brosch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 21 gr.

Die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen, welche ihre Sprache und die Popularität Shakspere's in Deutschland beweist, hätte beide Nationen schon längst auffordern sollen, sich näher und näher zu befreunden. Indeß finden wir diesen Trieb zu beiden Seiten der Nordsee jetzt so lebendig erwacht, daß uns in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig bleibt: nur dahin möchte das gegenwärtige Buch wirken, daß eben Shakspere, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am auffallendsten erweist, so möchte er auch am geschicktesten seyn, den Deutschen für die englische, die Engländer für die deutsche Sprache zu gewinnen. Doch dieß ist nur die Eine Absicht des Werks, das wir hiemit beginnen: die andere sey, das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern.

Stuttgart und Tübingen, 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[98] Neu erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Land Tyrol
und
der Tyrolerkrieg von 1809.

Auch unter dem Titel:

Geschichte Andreas Hofers,

Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.

Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militärischen Operationsplanen sowie aus den Papieren des Frhrn. v. Hormayr, Hofers, Speckbachers rc. rc.

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

---

[99] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der deutsche Zollverein
in seiner Fortbildung.

Von Gustav Höfken.

Gr. 8. Velinpapier brosch. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organisation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geschichte ihrer Entstehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politischen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabschnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oesterreich; Aussicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hansestädten und Danemark; im Zusammenhange dargestellt mit der Handelspolitik dieser Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutsche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organisirung der deutschen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalsperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unserer jüngsten Geschichte lehren daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Gesammtvaterland umfassendes Streben fruchtbar ist, auf jedem andern aber der Unsegen des Mißlingens ruht. Und ein solches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu seiner Kenntniß wie zu seiner Fortbildung beizutragen, dazu soll gegenwärtige Schrift dienen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[100] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozins
französische u. deutsche Gespräche

nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter und sprüchwörtlichen Redensarten,

durchgesehen und in einem Auszuge herausgegeben

von Dr. **J. Mayer,**

Lehrer in Straßburg.

8. Velinp. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die in diesem hauptsächlich für die Elementarschulen beider Länder bestimmten Auszug von dem größern Mozin'schen Werke enthaltenen Gespräche umfassen die mannichfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen. Es ist denselben eine Sammlung der für die ersten Anfänger nöthigsten Wörter vorangeschickt, und sie können dazu dienen, mit dem Geiste und den besondern Wendungen beider Sprachen in einer Redegattung bekannt zu machen, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat. Als besonders zeitgemäß dürften jene neu hinzugefügten Gespräche zu betrachten seyn, die in Bezug auf Eisenbahnen und Dampfschiffe die unentbehrlichsten Ausdrücke enthalten. Die veranstalteten sieben Auflagen des größern Werks, und der Beifall welchen dasselbe bei so manchen Lehrern gefunden hat, verbürgen seinen Nutzen und lassen uns hoffen, daß auch gegenwärtiger Auszug seine Brauchbarkeit bewähren wird.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[101] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Savonarola.
Ein Gedicht
von
Nicolaus Lenau.

Zweite durchgesehene Auflage.

Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unserer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu spät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all' seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen,

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[102] Systematische Aufzählung
der
Vögel Württembergs,

mit Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.

Aus Auftrag

der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg entworfen

von **Christian Ludwig Landbek.**

Preis 48 kr. od. 12 gGr.

Inhalt: Tagraubvögel. — Nachtraubvögel. — Schwalbenartige Vögel. — Sitzfüßler. — Krähenartige Vögel. — Spechtartige Vögel. — Fliegenfänger. — Würgerartige Vögel. — Dicfschnäbler. — Lerchenartige Vögel. — Sänger. — Meisenartige Vögel. — Taubenartige Vögel. — Hühnerartige Vögel. — Laufvögel. — Regenpfeiferartige Vögel. — Sandhühner. — Reiherartige Vögel. — Schnepfenartige Vögel. — Hyänenartige Vögel. — Mövenartige Vögel. — Pelikanartige Vögel. — Taucher.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1845.

Arabien.

(Mit einer Karte.)

Man hat öfters die Behauptung gehört, Mehemed Ali gehe mit dem Plane um, das alte arabische Reich wieder herzustellen. So gewiß es ist, daß er den ganzen südlichen Theil des türkischen Reichs, von den Gränzen Persiens bis zur libyschen Wüste, unter seinem Scepter zu vereinigen bemüht war, so wenig dachte er daran, die Araber als Volk zu heben, denn Mehemed Ali ist ein ächter Türke und theilt die Verachtung, mit der die Osmanlis überhaupt auf die Araber als auf untergeordnete Wesen herabsehen. Diese Verachtung ist schon sehr alt und ihr Ursprung reicht zum mindesten in die Zeit hinauf, wo die arabischen Chalifen zu Bagdad sich mit türkischen Leibwachen zu umgeben anfingen, und bald mehr ihre Knechte als ihre Herrscher wurden. Dieß ist die Zeit des Verfalls des Chalifenreichs, das, wie alle andern ächt arabischen Reiche, mit schnellen Schritten seinem Untergang entgegen ging. Seit fünf Jahrhunderten sind die Araber in allen den vielen Ländern, die sie einst eroberten, nicht mehr als herrschende Nation aufgetreten; allenthalben haben fremde Eindringlinge, wie die Mamelucken Aegyptens, oder die einheimische unterdrückte Bevölkerung, wie die Berbern im westlichen Afrika, das Uebergewicht errungen, und nur der tiefgehende theokratische Geist, welcher allen mohammedanischen Regierungen inwohnt, und immer wieder auf den Koran und seinen Urheber zurückführt, hat noch den Schein gerettet, als seyen es wirklich arabische Reiche.

Wenn aber die Arabermacht außerhalb Arabiens erschlaffte, wenn der Name selbst unter den stolzen Osmanlis zu einem Schimpf wurde, so ist doch das alte arabische Heimathland immer das alte geblieben, die fruchtbare Mutter eines kräftigen, kriegerischen und sehr bildungsfähigen Volkes, aus dessen Schooße die mächtigste und nachhaltigste Bewegung hervorging, von der uns die Geschichte berichtet. Und man täusche sich nicht durch die Jahrhunderte lang andauernde scheinbare Schwäche: Arabien ist, so weit wir in die Geschichte zurückgehen, immer vorgeschritten. In den ältesten Zeiten wohnten in dem sogenannten steinigen Arabien, in der Halbinsel des Sinai, vielleicht Hamiten oder afrikanische Stämme, selbst Palästina, Syrien, Mesopotamien, obgleich mit den Arabern stamm- und sprachverwandt, waren doch stark geschieden; jetzt herrscht die arabische Sprache über alle diese Länder, hat alle Dialekte, den babylonischen, assyrischen, chaldäischen, syrischen und hebräischen unterdrückt, und kaum bestehen noch chaldäisch, syrisch und hebräisch als liturgische Sprachen. Die Eroberungen in Persien sind zwar größtentheils wieder verloren gegangen,*) aber Aegypten ist völlig arabisirt, und dasselbe kann man von der Wüste Barca und von einem großen Theil der Länder am Mittellauf des Nils sagen; von der großen Syrte an nehmen die Araberstämme zusehends im Verhältniß zur übrigen Bevölkerung ab, bis sie in Marocco kaum noch den achten Theil der Bevölkerung bilden, obwohl auch hier ihre Sprache durchaus noch die Sprache der Bildung und des Verkehrs unter den verschiedenen Stämmen ist. Vom persischen Golf bis zum fernsten Maghreb am atlantischen Meere ist das Arabische meist Volkssprache und allenthalben die Sprache des höher stehenden Theils der Nation, die wenigen Punkte ausgenommen, wo die Osmanli-Race die türkische Befehlssprache hören läßt. **)

Was auf dieser weiten Strecke vorgeht, wird in allen Theilen empfunden, zum wenigsten haben Europäer zu ihrem Erstaunen gefunden, wie gut und schnell man selbst an den entferntesten Enden von allen Vorfällen unterrichtet ist. Ist auch jetzt noch die Herrschaft der Türken über einen großen Theil dieser Länder hingebreitet, so ist diese Herrschaft doch nur ein schwacher Schleier, und je mehr die innere Krankheit, welche die Türkei und ihre Constitution angefressen hat, ihre verheerende Wirkung ausdehnt, desto mehr wird das arabische

*) Es finden sich arabische Stämme bis nach Transoxana hinein, aber an manchen Orten, selbst Südpersiens, wo gewiß vor Jahrhunderten arabische Stämme hausten, ist das Persische wieder Meister darüber geworden.

**) Bekannt ist das orientalische Sprüchwort, daß sich Adam und Eva im Paradiese persisch von Liebe unterhalten, daß die Schlange der sinnvollen arabischen Sprache sich bedient, der Engel aber, als sie aus dem Paradies getrieben wurde, türkisch geredet habe.

Volk zuerst in seinem Hauptsitz, im eigentlichen Arabien, dann in den anliegenden Ländern hervortreten. Wer mit einiger Aufmerksamkeit den Ereignissen im Orient seit den letzten dreißig Jahren gefolgt ist, und diese mit den großen Erfolgen der Wahabiten im vorigen Jahrhundert zusammenstellt, der kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß eine neue Zeit der Erhebung für die Araber angebrochen ist. Vor der Wahabitenmacht zitterten die Türken in Bagdad und Syrien, und nur Mehemed Ali's Geist und Kraft gelang es, ihrer Macht auf eine Zeitlang Einhalt zu thun. Seit man ihm die Flügel beschnitten und ihn herabgesetzt zum Pascha einer heruntergekommenen, durch eine Mischung von europäischem System und türkischer Willkür ausgesogenen Provinz, hat man alle Hindernisse einer neuen Erhebung der Arabermacht hinweggeräumt und einige scheinbar unbedeutende Umstände, wie die schlauangelegte Entweichung eines in Aegypten gefangen gehalten Wahabitenhäuptlings lassen vermuthen, daß die Stamme im Innern nicht mehr bloß im Zustande gewöhnlicher Aufregung sind, sondern daß Plane geschmiedet werden, um das alte Wahabitenreich wieder aufzurichten.

Darum halten wir es für angemessen, eine übersichtliche Darstellung älterer sowohl wie neuerer Verhältnisse in Arabien mitzutheilen, und beginnen mit einigen kurzen Bemerkungen über die Eintheilung und Geographie des Landes, denen wir dann einige Ansichten über die alte Geschichte, so weit sie uns hier interessiren kann, beifügen werden; den zweiten Theil sollen Nachrichten über die Lage und Verhältnisse Arabiens und seiner Nebenländer unmittelbar vor und zur Zeit Mohammeds bilden, worauf wir sogleich, ohne uns auf die Geschichte des Chalifats und die aus demselben hervorgegangenen Reiche einzulassen, auf die Geschichte der Wahabiten übergehen, und endlich mit einer kurzen Zusammenstellung der neuesten Verhältnisse seit dem Rückzug der ägyptischen Truppen aus Arabien schließen.

1. Geographie und alte Geschichte.

Das mächtige Land zwischen dem arabischen und persischen Golf ist uns im Innern immer noch sehr wenig bekannt, doch hinreichend, daß wir im Allgemeinen uns ein Bild davon machen können. Viele Umstände beweisen, daß es in alter Zeit sehr bedeutenden vulcanischen Erschütterungen unterworfen war, und die vielen Völker, die nach der mohammedanischen Sage durch den Zorn Gottes plötzlich vernichtet wurden, scheinen zum Theil durch solche Naturereignisse untergegangen. Wir müssen das Nedschd, dessen Gränze, namentlich im Westen und Süden, wir keineswegs genau angeben können, als das bedeutendste Land bezeichnen; es nimmt die Mitte der großen Halbinsel ein, und scheidet das Land geographisch nach Norden und Süden in zwei sehr auffallend geschiedene Theile. Zwischen dem 24sten und 28sten Grad ziehen Gebirgszüge hindurch, die eine Gränzscheide zu bilden scheinen, denn die sogenannte syrische Wüste (Badia es-Scham *) ist mehr eine Steppe, während die südlichen Districte mehr Stein-, Sand- und Salzwüsten darbieten, welche gegen Süden und Südosten am ausgedehntesten und nur schwach von Oasen unterbrochen scheinen, wenn man aber von Südost gegen Nordwest vorrückt, immer zahlreicher und größer werden. Das Land Nedschd, dessen Mitte gebirgig ist — daher sein Name, welcher Hochland bedeutet, im Gegensatz gegen das Dschof, manchmal auch Ghor, das Niederland *) — scheint seit alten Zeiten der Aufenthalt der zahlreichen Hirten- und Wanderstämme gewesen zu seyn, von denen die großen Kriegs- und Eroberungszüge ausgingen. Oestlich und westlich von diesem Centralgebiet sind die Culturstaaten, welche entweder wie Babylonien und Syrien sich dem Mutterstamm ganz entfremdeten, oder wie Hedschas und Jemen tief in die Geschichte Arabiens eingriffen.

Um das Nedschd her lagern sich die Landschaften in folgender Ordnung. Zuerst von der Landenge von Suez oder richtiger vom Meerbusen von Akaba an, die Landschaft Hedschas, welche auch das „heilige Gebiet" (hedud el haram), d. h. das Gebiet der Stadt Mekka in sich begreift, und bis zu 19½° N. B. herabreicht. Ueber die Bedeutung des Namen Hedschas hat man viel gestritten, aber sie ist nicht genügend erklärt. Besser glaubt man mit dem Namen Jemen gefahren zu seyn, welches jetzt als die Generalbezeichnung des Landes von 19½° N. B. bis herab zur Straße von Bab el Mandeb gilt; wenn man nämlich an der Caaba von Mecca steht und nach Osten blickt, so hat man Jemen zur Recht, und dieß Wort bedeutet auch die rechte Hand. So erklären die Araber selbst den Namen, es fragt sich aber sehr, ob unter dem Namen Jemen nicht die alte von den Römern, — deren geographische Kenntniß von Arabien viel weiter reicht als wie die unsrige — oft genannte Völkerschaft der Minäer darunter verborgen liegt. Die nächste gro Abtheilung des Landes am indischen Ocean hin ist Hadramaut, welches Wort „Gegend des Todes" bedeuten soll, ebenfalls eine ganz willkürliche, auf den neuarabischen Wortlaut gegründete Erklärung, welche mit der Sprache selbst keineswegs sonderlich übereinstimmt. **) Wir kennen von dieser Provinz sowohl als von der nächsten Mahhra nur unsicher einige Punkte im Innern. Dieß beweist aber nicht im mindesten, daß sie unbewohnt sind, denn im Gegentheil berichtet Fresnel ausdrücklich über Mahhra und Hadramaut, daß da, wo unsere Karten nichts als leere Stellen zeigen, an Städten und Dörfern kein Mangel sey; aber der gesetzlose Zustand ist von der Art, daß kein Fremder wagen kann, jene Gegenden zu betreten. Die nächste Provinz Oman ist etwas bekannter, weil der Imam von Maskat darin seinen Sitz hat; sie liegt zwischen den beiden östlichsten Spitzen Ara-

*) Scham heißt der Norden, und bedeutet auch das Land Syrien, jetzt wird es von den Arabern gewöhnlich von der Stadt Damascus gebraucht.

*) Der Name Tehama, gilt nur für den schmalen Küstensaum in Jemen.

**) Maut heißt allerdings „Tod," aber hadhr kann man nur sehr uneigentlich mit „Gegend" übersetzen, wenn man nicht auf das Hebräische der Bibel zurückgehen will; zum Ueberfluß lassen die abgeleiteten Worte, z. B. Hadrami, der Einwohner von Hadramaut, keinen solchen Stamm, wie „maut" der Tod, zu. Die Römer kannten schon das Land, und nennen das Volk Chatramotitä (s. Pl. L. XVI.)

biens, dem Ras el Had zwischen 22° und 23° N. B. und dem Ras Kasab am Eingang des persischen Meerbusens, aber über ihre Erstreckung ins Innere hinein wissen wir gleichfalls so gut wie nichts. Von Oman aufwärts der Westküste des persischen Golfs entlang erstreckt sich die Landschaft El-Ahsa, gewöhnlich Lahsa oder Lachsa genannt, auch El-Hadschar, das Steinland, wegen seiner felsigen Beschaffenheit. Gewöhnlich dehnt man diese Provinz bis an den Schat-el-Arab, Fluß der Araber, wie der Euphrat an seiner Mündung heißt, aus; dieß ist aber nicht ganz richtig, denn die Stämme des Nedschd, welche keine Gewalt über das Land El-Ahsa auszuüben scheinen, haben doch den Hafen El-Kweit (auch Grän genannt, unter 29° 20′ N. B.) in Besitz, und er dient ihnen als Ausfuhrhafen. Die andern bedeutenden Häfen Arabiens sind im Hedschas Jambo, Dschidda und Ghunfuda, in Jemen Hodeida und Mokha, an der Südküste Aden, in Oman Maskat, und innerhalb des persischen Golfs außer dem oben erwähnten El-Kweit noch El-Katif, welches nicht nur für die Provinz El-Ahsa, sondern auch für die südlichen Gegenden des Nedschd als Ausfuhrhafen dient.*) Nähere Angaben über Orte und Länder werden im Verlaufe vorkommen.**)

Bei einer etwas näheren Untersuchung findet man ohne Mühe, daß wir über das Innere Arabiens schlechter unterrichtet sind, als die Römer, wenn gleich ihre Eintheilung von steinigem, glücklichem und wüstem Arabien nichts taugt. Indeß darf man nicht unbemerkt lassen, daß die Benennung des steinigen (peträischen) Arabien ein Mißverständniß ist, da das Land seinen Namen von der alten berühmten und jetzt in Ruinen liegenden Stadt Petra hat. Dieß peträische Arabien und selbst einen bedeutenden Theil von Hedschas rechneten die Römer noch zu Syrien; von Arabien kannten sie das himjaritische Reich, dessen Hauptsitz Jemen war, und faßten dann das andere unter dem Namen des wüsten Arabiens zusammen, weil östlich und nördlich vom himjaritischen Reich die Hirtenstämme durchaus vorherrschten. Damals war also nicht das nördliche Arabien wie kurz vor und seit Mohammed, sondern das südliche Arabien das Hauptland. (Fortsetzung folgt.)

*) Die der Karte von Berghaus beigegebene Denkschrift stellt die in neuerer Zeit festgestellten Abstimmungen am vollständigsten zusammen, doch ist sie nicht ganz vollständig, da sie schon im J. 1835 erschienen ist, und seitdem namentlich an der Südküste durch Cap. Haines mehrere neue Orte bestimmt worden sind.

**) Im Lande Hadramaut sollen die Römer den stärksten Widerstand erfahren haben, und nach sechsstündiger Belagerung gezwungen gewesen seyn, von der Hauptstadt abzuziehen. Diese Chatramotitä galten für die tapfersten Araber, und Fresnel macht in seinen Untersuchungen über die alte Geographie des Landes (Journal Asiat. Sept. 1840) die Bemerkung „Hochasien ist nicht die einzige Officina gentium; es gibt noch eine andere in den Gebirgen von Hadramaut, von wo ein Menschenstrom nach Norden geht, und sich unter der Breite von Suez in einen östlichen und westlichen scheidet. Die östliche Strömung scheint seit der Zeit Nimrods nie weit gegangen zu seyn, aber die westliche hat sich zu allen Zeiten Bahn gebrochen durch die ganze Berberei und die große Wüste bis zum äußersten Westen!" Demnach hätte man eigentlich zwei solche Strömungen: die eine vom nördlichen Nedschd und die andere vom Hadramaut aus.

Die Bewohner von Lima.*)

Creolen.

Die Bevölkerung von Lima hat schon mehrmals sehr bedeutende Veränderungen in Zu- und Abnahme erlitten. Im Jahre 1764 wurde die Zahl der Einwohner auf 54,000 angegeben; im Jahre 1810 auf 87,000; 1826 auf 70,000; 1836 auf 54,600; 1842 auf 53,000. In die meisten dieser Angaben setze ich einiges Mißtrauen, da sie nur nach einer allgemeinen Schätzung und nicht nach genauer Zählung gestellt sind. Gewiß ist es aber, daß sich die Bevölkerung seit der Unabhängigkeit bedeutend vermindert hat. Zeuge davon sind die vielen fast ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem physischen und politischen Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben Tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine sehr große Anzahl von Opfern gekostet. Verbannungen oder freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemien, als natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der nothwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menge der Bewohner weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend und schon seit mehreren Jahren übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen beinahe um das Doppelte. Diese Verminderung wird aber immer noch fortdauern, da den sie bedingenden Ursachen, wie wir weiter unten sehen werden, nicht Einhalt gethan werden kann, denn sie hängen zu innig mit dem Charakter der Nation zusammen. Aber nicht allein auf die Hauptstadt, sondern auf das ganze Land wirken die meisten der oben angeführten Ursachen zurück, ja auf letzteres in mancher Beziehung viel mehr; so haben die Kriege im Innern von Peru eine, auch relativ, ungleich größere Menschenmenge gekostet. Das schöne Land, das sich vom 3° bis zum 22° S. B. erstreckt und bei der Eroberung durch die Spanier eine (wenn auch numerisch nicht genau bekannte) ungeheure Bevölkerung hatte, zählt jetzt nur noch 1,400,000 Einwohner.

Nach der Steuerliste, die im Jahre 1836 unter dem Protectorat von Santa Cruz angefertigt wurde, ist die Einwohnerzahl von Lima folgende:

	Männer.	Frauen.	Im Ganzen.
1) Weiße Creolen, meistens Spanier, die übrigen Fremden einbegriffen	9,423	10,170	19,593
2) Indianer	2,561	2,731	5,292
3) Farbige (Mischlinge) . .	11,771	12,355	24,126
4) Sklaven	2,186	3,606	4,792
5) Welt- und Klostergeistliche	475	350	825
Zusammen	26,416	29,212	54,628

Bei allen Rubriken (ausgenommen Nr. 5) finden wir ein Uebergewicht von Frauen, was auf die ganze Bevölkerung von 54,628 Menschen eine Mehrzahl von 2769 Weibern macht. Auf je 63 Individuen kommt ein dem geistlichen Stande angehörende.

*) Aus dem vor wenigen Wochen zu St. Gallen bei Scheitlin und Zollikofer erschienenen Werke: „Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842, von J. J. v. Tschudi," auf welches Werk wir demnächst näher eingehen werden.
A. d. R.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien wie in Lima trifft man selten anderswo wieder an. Von der blendendweißen Creolin, Tochter europäischer Eltern, bis zum ebenholzschwarzen Congoneger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modificirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich bei den Mischlingen; eine genaue Charakteristik von ihnen zu geben, ist fast unmöglich, denn sie sind auch geistig ächte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht aber ihre Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Racen zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger. Im Verlaufe von mehreren Generationen können sie ihrer äußern Bildung nach sich so sehr den typischen Raceformen nähern, daß es kaum möglich ist, sie von denselben zu unterscheiden, aber ihr Grundcharakter ändert sich nicht. Ich spreche hier wie in den folgenden Schilderungen ganz im allgemeinen; manche ehrenvolle Ausnahme habe ich gefunden, die für Augenblicke ein günstiges Licht auf das Ganze geworfen hat, das leider nur zu bald wieder durch den großen Haufen verdunkelt wurde. Vereinzelte abweichende Beispiele soll man bei derartigen Skizzen nie einer Regel gegenüberstellen oder durch sie dieselbe beschränken wollen, da fast jedes Individuum in dem einen oder andern Charakterzug eine Ausnahme bildet und wir zuletzt aus lauter Ausnahmen nie zu einer Regel gelangen könnten.

Die weißen Creolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück. Sie sind weichlich, scheuen alle Strapazen und glauben nach einem Ritt von 10 Stunden eine Heldenthat begangen zu haben, die werth wäre, in den Archiven der Stadt aufbewahrt zu werden. Wenn sie nicht fortwährend Chocolate, Backwerk, eingemachte Früchte und süße Breie (Masamora) haben, fühlen sie sich ganz unglücklich. Auch die geistigen Anstrengungen scheuen sie sehr. Sie sind geschworne Feinde vom Arbeiten, und wenn sie gezwungen sind, zu ihrem Lebensunterhalt irgend eine Beschäftigung zu wählen, so richten sie am liebsten eine Krämerbude ein, die ihnen nicht viel Mühe macht und Zeit genug gibt, mit ihren Nachbarn zu plaudern und in Ruhe ihre Cigarren zu rauchen. Die Reichern geben sich ganz dem Nichtsthun hin, spazieren in den Straßen, besuchen ihre Bekannten, stellen sich in irgend einen Kaufladen oder an eine Straßenecke und unterhalten sich dort halbe Tage lang. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Mayordomo Bericht erstatten; die Nachmittage bringen sie meist im Coliseo de Gallos, in Kaffeehäusern oder beim Spiel zu. Die Creolen sind eben so leidenschaftliche Spieler wie die Spanier. Spielscenen, wie sie Havana und Mexico aufweisen, wiederholen sich in Lima fast täglich. Obgleich die Hazardspiele verboten sind, so werden sie doch sehr öffentlich getrieben, und nur selten fällt es der Polizei ein, ihre Verordnungen ins Gedächtniß zurückzurufen und eine Spielbank aufzuheben. Besonders stark wird im Badeort Chorillos gespielt, wo in der Wohnung einer der ersten Damen von Lima fast alle Abende ungeheure Summen auf dem grünen Tisch umgesetzt werden. Jeder, welches Standes oder Farbe er sey, hat hier Zutritt, wenn er nur eine wohlgespickte Börse mitbringt. Die Dame des Hauses hält gewöhnlich die Bank.

Das Spiel wird meistens mit großer Ruhe betrieben, und die Theilnehmer verrathen weder bei bedeutenden Gewinnsten noch Verlusten eine merkliche Bewegung; nur wenn falsche Würfel entdeckt werden, gibt es großen Lärm, und dann geht es nicht ohne Dolchstiche ab, wie ich zu verschiedenenmalen im Innern des Landes gesehen habe.

Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien und großentheils Ursache der unzähligen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höhern Ständen nehmen sehr häufig am Spiel Theil, sie sind in der Regel vorsichtiger als die Männer und setzen nicht so hoch an. Doch gibt es einzelne, die ihnen durchaus nicht nachstehen. Ich kannte eine in der Sierra, die an einem Abend 4000 Louisd'or verlor, und in weniger als einem Monat bald über 100,000 Thaler gewann, bald den größten Theil ihres sehr beträchtlichen Vermögens einbüßte. Ich will hier keine Charakteristik der Spieler und der Folgen ihrer Leidenschaft geben, wir haben ja in Europa so häufig Gelegenheit, dieselben in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Ich will auch eine Nation, die in moralischer und socialer Beziehung noch weit zurücksteht, deßhalb nicht zu streng beurtheilen.

Die Bildung des Creolen ist mangelhaft; es fehlt ihm zwar nicht an trefflichen Talenten, eine sehr unvollkommene Erziehung entwickelt sie jedoch nicht gehörig und die angeborne Trägheit verhindert die Ergänzung des Vernachlässigten durch Selbststudium. Er erhebt sich selten über die Sphäre des alltäglichen Lebens und ignorirt fast alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern oder höchstens seines Landes vorgeht. Ich habe oft über die arge Unwissenheit gestaunt, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, die Größe, die physische Beschaffenheit und die Producte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Gränze von Peru und man könne zu Lande dorthin reisen. Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon, verwechseln aber auf das lächerlichste Thatsachen, Orte, Jahreszahlen und Personen. Als Beispiel mag dienen, daß mir ein hochgestellter, angesehener Herr, der allgemein für sehr gelehrt galt, einmal ausführlich erzählte, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Steigen der Kartenabgaben in Frankreich. Im Jahre 1830 betrug diese nur 500,000 Fr., jetzt 1,500,000. Ein einziger Kartenfabricant, Hr. Renault, welcher früher 15,000 Fr. Abgabe bezahlte, bezahlt jetzt 50,000. Wenn man wirklich daraus auf eine verhältnißmäßige Zunahme des Spiels schließen darf, so ist es doch ziemlich arg. (Voleur 20 Sept.)

Erdbeben zu Ragusa. Seit dem 14 Sept. 1843 ist Ragusa und die Umgegend in bald kürzern, bald längern Zwischenräumen von Erdstößen heimgesucht. Am 16 Aug. fand abermals eines statt und war nicht bloß von einem unterirdischen Getöse, sondern auch von einem Anschwellen des Meeres begleitet. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1845.

Die Nationalmelodien in Ungarn.

Hr. A. de Gérando hat ein in manchen Beziehungen interessantes und lehrreiches Werk über Siebenbürgen geschrieben, wobei man nur bedauern muß, daß er manchmal in einen Ton verfällt, der an die Zeit mahnt, wo Frankreich die „Malcontenten" Ungarns gegen Oesterreich aufreizte; er zeichnet sich durch Lebhaftigkeit und Naturtreue seiner Schilderungen aus, und wir heben deßhalb gern noch einige Bruchstücke aus, vor allem, was er über die Nationalmelodien der Ungarn sagt.

„Bemerkenswerth ist es, daß in Ungarn die großen Gedanken, die tiefen Empfindungen des Volkes ihren Ausdruck nicht in Gedichten, sondern in Nationalmelodien finden. Die bewaffneten Reichstage auf der Ebene von Rakos sind dem Volke das Symbol der alten Freiheit: es gibt eine Rakos-Melodie; auch gibt es ein Mohacs-Lied, welches an den Sturz der alten Monarchie erinnert; ein Zriny-Lied, welches das Andenken an die heldenmüthige Vertheidigung von Szigeth feiert. In diesen Melodien ist nichts von musikalischer Wissenschaft zu finden. Das Unerwartete, Ueberraschende herrscht vor; alles tragt den Charakter ungekünstelter Begabung, origineller, aber regelloser Erfindung. Ihre Componisten waren Menschen, welche lebhaft fühlten, und ihre Empfindungen auf ihre Weise ausdrückten, ungekannte Genies, welche von ihrem Talente selbst nichts wußten. Hatten die Herzen für eine edle Sache, einen großen Namen geschlagen, so fand sich ein Mensch, der sich zum Dolmetscher von Allen machte, und das Nationallied, wie die Marseillaise, entstand auf einen Wurf.

„Rakotzi zog nach der Niederlage von Zsibo in Siebenbürgen flüchtig nach Ungarn, als plötzlich die Berge von den klaren und durchdringenden Tönen des Tarogato widerhallten. Ein Reiter, ein Unbekannter, improvisirte eine rührende Melodie, in der er der trauernden Armee die ganzen Schmerzen des Unglücks malte. Das Lied wurde behalten und wird noch von einem Ende Siebenbürgens bis zum andern gespielt. In Ungarn dagegen hört man zur Erinnerung an Rakotzi lebhafte und kräftige Melodien, gedichtet an einem Siegestage: denn dieser Krieg war wohl dazu geeignet Volksdichter hervorzurufen, und jede neue Wendung des Dramas begeisterte zu einer neuen Melodie. Wollte man diese zerstreuten Lieder, diese Musikgedichte, wenn ich sie so nennen darf, die man bald dort, bald hier im Lande vernimmt, sammeln, so könnte man bald eine ganze Epopöe zusammenbringen. Der Rakotzi-Marsch ist nicht bloß ein erhabenes Musikstück, es ist eine Hymne, ein Heldengedicht. Was ein verzweifelter Kampf von Hoffnungen und Thränen, von Ruhm und Schmerz in sich schließt, ist hier bewundernswürdig ausgedrückt. Man glaubt das ganze Drama vor seinen Blicken sich entwickeln zu sehen. Zuerst einige traurige und langgezogene Töne: Ungarn leidet und weint. Plötzlich erschallt ein Ruf zu den Waffen, ein dringender Ruf .. Lauft, eilt herbei, das knieende Vaterland streckt Euch die Arme entgegen! Seht hier den Zug und die Schlacht, ruhig und ernst; den Kampf, kurz wie der, den Petrarca für Italien forderte; die Siegesgesänge. Horcht! der Feind kehrt mit Macht zurück . . . ach, wie lang dauert dießmal die Schlacht! Geschrei der Verzweiflung! Wehe, alles ist verloren, und die klagenden Töne wiederholen sich, damit die Nachwelt lange Zeit über diesen großen Schmerz weine.

Der Rakotzi-Marsch ist nicht niedergeschrieben, denn einige schlechte Copien in den Händen der Musikalienhändler sind nicht mitzuzählen. Er wird nach dem Gedächtniß, nach Ueberlieferung gespielt. Die Nationalmelodien, die in Ungarn das, was anderwärts die Volksmelodien sind, verpflanzen sich so von einer Generation auf die andere. Nicht die Magyaren spielen sie, sondern die Zigeuner, diese wandernden Künstler, welche ihre Talente von Dorf zu Dorf tragen. Das mag seltsam erscheinen, aber nichts ist natürlicher. Für den Ungarn ist das Anhören seiner Nationalmusik eine ernste Sache. Er läßt sich seine Nationallieder vorspielen, und denkt an die alte Zeit zurück. Durch ganz Ungarn begegnet man Zigeunerbanden, welche kein anderes Geschäft haben, als die „Ungarischen" zu spielen. Ursprünglich wurden diese Melodien auf dem Tarogato gespielt. Dieß ist ein fußlanges Instrument von Holz mit einer Mündung von Stroh, dessen Klang an das Oboe erinnert. Nach aller Wahrscheinlichkeit stammt es aus

Asien. Nach dem Schalle des Tarogato versammelte sich die Bevölkerung und zog zum Kampfe, wenn der Aufstand beschlossen war. Auch thaten die Oesterreicher nach Unterdrückung des Aufstandes alles mögliche, um das Instrument, welches sie wohl kannten, verschwinden zu machen. Sie verbrannten alle die ihnen in die Hände fielen, und drohten den Verfertigern mit Strafen. Jetzt versteht niemand mehr den Tarogato zu spielen, und in ganz Siebenbürgen ist nur ein einziges Instrument zu finden, das der Besitzer noch dazu in der Moldau suchen mußte.

Die ungarischen Melodien werden zu Tausenden im Lande gespielt. Kein Dorf gibt es, welches nicht seine Zigeuner und sein Repertoire hätte. Keiner dieser herumstreifenden Spielleute weiß zu sagen, von wem die Melodien, die er spielt, stammen: er hat sie von seinem Vater und spielt sie aus dem Gedächtniß. Man hat versucht, einige derselben niederzuschreiben, und verkauft sie jetzt gedruckt in Pesth und in Wien. Aber man hat Sorge getragen, sie in Walzer umzuwandeln, oder sie zum Thema brillanter Variationen zu nehmen. Uebrigens passen diese Melodien nicht für das Piano und den Salon. Man muß sie vom Echo wiederholt hören, für das sie gemacht sind, wenn die ereignißvollen Dramen, von denen jedes Lied eine beredte Erinnerung ist, in das Gedächtniß zurückkommen. Es liegt in dieser Musik etwas Kühnes, Ungezähmtes und Wildes; sie bedürfen der freien Luft und des Sonnenscheins.

Arabien.

1. Geographie und alte Geschichte.

(Fortsetzung.)

Man kann sich bis jetzt noch kaum etwas verworreneres denken, als die alte arabische Geschichte. Die ganze islamitische Zeit bezeichnet die vorislamitische Epoche als die „der Unwissenheit" (dschahilijet), welches Wort fast gleichbedeutend mit Heidenthum geworden ist, und lange Zeit wußte man auch von nichts als einem Wirrsal von abgeschmackten Fabeln, von einigen Kämpfen unter den verschiedenen Stämmen, die kürzere oder längere Zeit vor Mohammed stattgefunden hatten, und worüber die zahlreiche, unter dem Namen „Hamasa" bekannte Liedersammlung Bericht gab. Allein neuere Reisende haben im südlichen Arabien Reste alter Baudenkmäler aufgefunden, die von einer weit vorgeschrittenen Civilisation zeugen; merkwürdige Hypogäen, ungeheure, zum Theil umgestürzte Bauten, eine Marmormauer von einer halben Stunde Länge, die Spuren eines Canals, den man in Jemen durch einen Berg nach dem Meere hin gegraben hatte, und neuerlich die Entdeckung der alten Stadt Mareb, den Römern unter dem Namen Mariaba bekannt, alles dieß liefert den deutlichen Beweis, daß hier einst ein Volk wohnte, das seiner Zeit auf einer hohen Stufe von Civilisation stand. Aber die schriftlichen Denkmale — die Inschriften von Mareb und andern Orten Südarabiens sind noch gar nicht oder nicht genügend entziffert — schweigen, und mit Mühe fängt man an, einige Data der älteren Geschichte, wie z. B. das Daseyn des letzten Königs von Jemen und die Einführung des Judenthums in Südarabien, welche nicht über ein Jahrhundert vor Mohammed fallen können, festzustellen. Die Methode, wie man dabei verfährt, ist aber ebenso mühsam, als sie für die Araber charakteristisch ist. Schon Reiske hat die Bemerkung gemacht, und Sacy sie bestätigt, daß man ohne ein gründliches Studium der arabischen Genealogieen auf keinen grünen Zweig in der arabischen Geschichte kommen könne. So kostete es z. B. dem gelehrten Perron keinen geringen Aufwand von genealogischen Studien, um zu beweisen, daß das Judenthum nur erst Ein Jahrhundert vor Mohammed in Jemen eingeführt worden sey, und Fresnel hat eine große Anzahl Genealogien angeführt, um herauszubringen, daß die Schlacht bei Khazaza in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung falle. Diese Schlacht hat freilich ihre große Bedeutung und ist wohl eine der ältesten Erinnerungen des nördlichen Arabiens, denn sie scheint die Unabhängigkeit der Stämme des Nedschd von dem Culturstaat Jemen entschieden zu haben, was allerdings auf die arabische Geschichte ein großes Licht wirft. Im südlichen Arabien ist das erste, was ein Kind lernt, die Genealogie, man läßt es sagen: „ich bin der Sohn von Amr, des Sohnes Kaid u. s. w.; anfangs beschränkt man sich auf zwei oder drei Generationen, in dem Maaße aber als das Kind wächst und sein Gedächtniß sich stärkt, läßt man es neue Namen lernen. Gute Genealogen gehen bis 60 und 70 Generationen hinauf, was also auf etwa 2000 Jahre ansteigt, und dabei verlassen sie noch nicht die Gränzen des glücklichen Arabiens und haben somit noch keinen Erzvater erreicht. Der Grund dieser Vorliebe für die Genealogie liegt darin, daß in Arabien, wie anderswo, eine Völkerschichte sich über die andere hinlagerte, aber daß sie sich dennoch wenig vermischten. Keine Nation ist so stolz auf ihren Stamm, und in manchen Stammen würde der gemeinste Beduine seine Tochter einem Pascha verweigern. Ein Grund, weßhalb der Islam über die alte Geschichte Arabiens einen Schleier zu breiten suchte, liegt darin, daß gerade die Stämme, welche zur Zeit Mohammeds das Hedschas bewohnten und die schöne Sprache des Koran redeten, zu den mindest edeln, und ihre Sprache, so alt sie ist, zu den minder alten gehört. Im ganzen südlichen Arabien wird noch jetzt eine Sprache gesprochen, welche von der arabischen so sehr abweicht, als die hebräische, und die moslemitischen Schriftsteller haben, um den alten Adel der übrigen arabischen Stämme auch denen in Mecca und Medinah mitzutheilen, unter dem gemeinsamen Namen Araber mehrere, sehr verschiedene Sprachen oder wenigstens Dialekte redende Stämme zusammengefaßt.

Caussin de Perceval sagt in seinen Bemerkungen über die alte Geschichte Arabiens: „eine sich aneinander reihende vollständige Geschichte Arabiens bis auf Mohammed wäre ein Werk von hohem Interesse, aber der Ausführung desselben setzen sich so große Hindernisse entgegen, daß sie vielleicht nie auf eine genügende Art geschrieben werden wird. Wer die

Abfassung einer alten Geschichte Arabiens unternähme, müßte zuerst einen Blick werfen auf die untergegangenen Völker, die Ad, die Themud, Tasm, Dschadis, Amlik u. s. w., die von Aram und Laud, dem Sohne Sems, entsprungen sind; er müßte hinaufsteigen bis zu Cahtan oder Joktan, dem Sohne des Patriarchen Heber (Hud) und Vater der Stämme von Jemen, und dann in seiner Erzählung mehrere besondere Geschichten umfassen, wie die des Königreichs Saba oder der Himjariten, die der Könige von Ghassan, welche unter dem Schutz der Römer einen Theil Syriens beherrscht haben, die der Fürsten von Cahtan und Lakhm, welche unter der Hoheit der Sasaniden in Chaldäa herrschten, die der Familien von Dschorhom, Khoza und Koreisch, welche nach einander im Besitz der Caaba und der Herrschaft von Mecca waren, endlich die der zahlreichen Stämme im Innern Arabiens, welche von Jemen stammen oder zur Nachkommenschaft Ismaels gehören." Fresnel hat indeß durch seine Forschungen diese Aufgabe wesentlich vereinfacht, wenn auch nicht leichter gemacht; die Reiche von Ghassan und Cahtan sind von keiner großen Bedeutung, denn augenscheinlich kann man sie nur als ephemere Schöpfungen der Römer und Perser betrachten, welche über semitisch redende Völker Gouverneure setzten, denen sie um ihrer und ihres Volkes Eitelkeit zu schmeicheln den Königsnamen gaben; von ganz anderer Wichtigkeit ist dagegen das Reich von Saba oder das himjaritische, dessen Cultur hinaufreicht in die Zeiten Salomo's, das längere Zeit nicht nur fast ganz Arabien, sondern auch Aethiopien beherrschte, in dessen Umfang sich auch die zahlreichen oben erwähnten Bauten finden, und das erst ein Jahrhundert vor Mohammed sein gänzliches Ende fand.

Fresnel ging nach Arabien, hauptsächlich um sich Auskunft über die alte himjaritische Sprache zu verschaffen, und da es zu jener Zeit (1838) in Arabien eben nicht geheuer und das Herumreisen mit großen Gefahren verknüpft war, so blieb er zu Dschiddah, und lernte dort Leute aus allen Stämmen kennen, namentlich auch aus Hadramaut und Mahhra, von denen er erfuhr, daß in diesem ganzen Gebiet noch jetzt eine Sprache gesprochen werde, welche Ehkili heiße; am reinsten finde sie sich in den Städten Zhafar und Mirbat (zwischen 52 — 53° O. L. v. P.), etwas mehr mit Arabischem gemischt im Innern, wo zwei verschiedene Stämme, ein unterworfener und ein herrschender sich aufhielten, von denen der erstere die Ekhilisprache spreche, der herrschende aber eine etwas verschiedene, jedoch gleichfalls nicht arabische, wenn auch mit derselben stammverwandte Sprache. Er machte sich an das Studium der erstern, und das Resultat für Geschichte und Ethnographie möchte etwa folgendes seyn. Die Stämme in Jemen und im ganzen südlichen Arabien bis gegen Oman hin stammen in uralter Zeit aus Mesopotamien, und haben zuerst in Jemen sich zu einem bedeutenden Staate gebildet. Ihnen folgten die Joktaniden, ein mehr aramäisches Geschlecht, das die Stämme im Osten sich unterordnete, im Westen aber, in Jemen, die Sprache des schon cultivirten Volkes annahm, und das uralte himjaritische Reich stiftete, das im Besitz des Handels zwischen dem Mittelmeer und Indien bald zu großem Reichthum, Ansehen und Macht emporwuchs. Könige dieses Stammes drangen in Aethiopien ein, und die dortige Amharasprache, gleichfalls semitisch, hängt aufs genaueste mit der Ehkili- oder alten himjaritischen Sprache zusammen. In einer über unsere Geschichte hinausliegenden Zeit sollen die Könige von Jemen ihre Herrschaft nicht bloß über Mesopotamien ausgedehnt, sondern bis nach Samarcand gedrungen seyn, was an Firdusi's Zohak erinnert, aber später muß, da wir die babylonische, assyrische und persische Geschichte in ihren Hauptzügen kennen, die allgemeinere Bedeutung dieses Staates sehr zusammengeschmolzen seyn; dennoch muß er noch kurz vor und in den ersten Jahrhunderten nach Chr. den größten Theil Arabiens beherrscht haben. Als die Römer (116 nach Chr.) in dieß Land eindrangen, war es augenscheinlich schon in mehrere Fürstenthümer getheilt,*) seine Macht also gebrochen, doch konnten die Römer wenig ausrichten, und mußten bald wieder umkehren. Gegen das Ende des 4ten Jahrhunderts rissen sich, wie oben erwähnt, die Stämme des Nedschd oder Mittelarabiens von der Herrschaft los, und etwa hundert Jahre vor der Hedschra (nach Sacy 525 nach Chr.) fielen die Aethiopier unter Aryat ins Land und machten vollends der Herrschaft der Jemeniten ein Ende.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner von Lima

Creolen.

(Fortsetzung.)

Es hat übrigens einige ausgezeichnete Creolen in Lima gegeben, die durch ihre tiefe Gelehrsamkeit eine sehr ehrenvolle Ausnahme von der Regel machten, wie der Verfasser der „Interpretaciones de las leyes de Indias," Don Tomas de Salazar, Don Miguel Nuñez de Rojas, der gelehrteste Specialrichter der Confiscationen im spanischen Erbfolgekrieg. Don Alonzo Conde de San Donas, unter Philipp IV spanischer Gesandter am französischen Hofe, der bekannte Schriftsteller Don Pedro de la Reyna Maldonado, der ausgezeichnete Dichter Don Diego Martinez de Rivera, von dem Cervantes sagt:

Su divino ingenio ha producido
En Arequipa eterna Primavera, **)

eine Anzahl sehr gelehrter Mönche, und unter den Aerzten Don Hippolito Unanue, Verfasser des „Führer durch Peru," der „Beobachtungen über das Klima von Lima und seines Einflusses auf die organischen Wesen, insbesondere den Menschen,***) der Abhandlung über die Coca u. s. w., und in neuerer Zeit Don Mariano Eduardo de Rivero, der mit großem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften und Alterthümer oblag

*) Fresnel weist nach, daß es mehrere, wenigstens zwei, wo nicht drei Mariaba, d. h. Hauptstädte der Himjaren zur Römerzeit gab.

**) Sein göttlicher Geist hat in Arequipa einen ewigen Frühling erzeugt. Galatea, Th. 2, Buch 6.

***) Guia del Peru 1793 — 94. Observaciones sobre el Clima de Lima y sus influencias en los Seres organizados en especial el hombre. Madrid 1815. 4to.

In der „Manière de Vivre" können die Creolen nicht als Muster hingestellt werden. Von der steifen Etikette der Spanier sind nur noch wenige Spuren zurückgeblieben, und zwar gerade in den Verhältnissen, wo sie am ersten weggelassen werden könnten, wie im Verhältnisse der Kinder zu den Eltern, bei welchem dem innigern Vertrauen eine Schranke durch das „Sie" (Usted) gestellt wird. Es klingt nicht angenehm, wenn man einen Sohn zu seinem Vater „Señor" und „Usted" sagen hört, aber eben so widrig, wenn eine natürliche Tochter ihre Mutter beim Taufnamen und Du nennt.

In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeño sehr frei; er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopf und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannt oder höchstens zwischen Arzt und Kranken gestattet sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, außer die gegen seinen Magen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziel, so nimmt er die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Simon Ayanque *) sagt in der fünften Romanze sehr treffend:

Que para comer meten
Hasta el gaznate los dedos,
Todos untados de grasa
Y de aji, que es el pimiento. **)

Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten so ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Creolen ist das häufige Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten. Ich war während mehr als einem Monat mit einem exilirten Präsidenten und seinem Kriegsminister am Bord eines Schiffes und litt neben den übrigen Schiffspassagieren durch sie eine wahre Pein. Der Boden der Cajüte glich einer Pfütze, und wenn das Schiff etwas stark schwankte, konnte man nur mit Gefahr durch das Zimmer gehen, da man immer befürchten mußte, auf den schlüpfrigen Brettern auszugleiten und in die ekelhafte Brühe zu fallen.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten des Creolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener weißer Limeño ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch Unmäßigkeit im Trinken auszeichnen.

Er ist in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindruck läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen oder Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen. Dem ihm von mehrern Reisenden ertheilten Lobe eines guten Gatten und eines zärtlichen Vaters möchte ich nicht unbedingt beipflichten. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel und seine Ausschweifungen in der Liebe sind mit der treuen Erfüllung der ehelichen Pflichten nicht vereinbar.

*) Darüber weiter unten.

**) Und beim Essen stecken sie die Finger ganz mit Fett und Aji, was Pfeffer ist, beschmiert bis in den Schlund.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind durchschnittlich schlanken und hohen Wuchses und zeichnen sich dabei dennoch durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße der Hauch der Tropen alle blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen *) geziert. Nehmen wir die langen schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, die dabei doch den gefälligen Reiz der weiblichen Liebenswürdigkeit in vollem Maaße hat.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachlässig gekleidet, und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. In Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Processionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der „Saya" und des „Manto." Es gibt zwei Arten Sayas; die eine (Saya ajustada), früher allgemein gebräuchliche, jetzt nur noch selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine röhrenförmige Längsfalten gezähut ist, die nach oben enger und dichter sind; er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, sehr scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Niederknieen und Aufstehen in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange krümmen und drehen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

Man erzählt, daß während des Befreiungskrieges, als bald die Patrioten, bald die Spanier im Besitz von Lima waren, eine Abtheilung der letztern, um die Gesinnung der Limeños zu prüfen, sich als Patrioten gekleidet der Stadt näherte. So wie ihre Ankunft bekannt wurde, eilte ihnen eine große Menge Leute in die Alameda von Callao entgegen, um sie freudig zu begrüßen; darunter sehr viele Frauen in diesen engen Sayas. Als sich die vermummten Spanier genähert hatten, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und fingen an in den bethörten Haufen einzuhauen. Die Männer retteten sich durch die Flucht, aber die in ihre engen Sayas eingepferchten Frauen wurden größtentheils zusammengesäbelt.

Die zweite Art von Saya, „Saya culeca oder „Saya desplegada," ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da an weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Faden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe der Sayas ist schwarz, grün, blau oder zimmtfarben.

*) Die Limeños reinigen sich mehrmals des Tages die Zähne mit der sogenannten Kaiz de Dientes (Ratanîawurzel), von der sie immer ein Stückchen in der Tasche tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1845.

Die Geschichte einer Deportirten.

(The History of Margaret Catchpole, a Suffolk girl. 2 Vol. London 1845.)

Eine aus dem niedersten und rohesten Leben geschöpfte Volksidylle, die am deutschen Meere begann, um in der Südsee zu enden, macht den Inhalt dieser beiden ziemlich ungeschickt und plump geschriebenen Bände aus. Die Thatsachen sind sämmtlich durch die Journale der damaligen Zeit und die Gerichtsacten bestätigt, denn die Gerechtigkeit, welche gern in die Volksromane sich mischt, hat an diesem einen großen Antheil genommen. Uebrigens haben die noch lebende Marquisin von Cornwallis und ein achtungswerther anglicanischer Geistlicher den Helden und die Heldin, falls sie diese Namen verdienen, gekannt; sie war eine Dorfdirne aus Nacton, hart an der Küste, und er ein Schmuggler. Das kleine Dorf Nacton in der Grafschaft Suffolk besteht aus einer einzigen Straße am Abhang einer dunkeln Schlucht, und wenn man Nachts durch die Straße geht, so hört man mit Erstaunen ein langes unablässiges Brüllen. Dieß ist das Meer, welches in der That nicht fern ist, und ganz in der Nähe den Stour und Orwell aufnimmt, welche an ihrer Mündung gefährliche, mit Gras und Sand bedeckte Alluvionen bilden. Zwischen dem Orwell und Nacton liegt ein breiter, jetzt zum Theil durch seine Fruchtbarkeit berühmter Landstrich, der seinen Namen Wolfkettel einer blutigen Schlacht verdankt, welche hier von dem Sachsenherzog Wolfkettel gegen die Dänen geschlagen wurde. Menschenblut scheint die Erde ungemein zu befruchten, denn fast alle Schlachtfelder, und dieses vor andern, sind durch den Reichthum ihrer Ernten berühmt geworden. In Mitte dieses traurigen mit Rollkieseln bedeckten Küstenlandes wird ein Theil von Wolfkettels Strich, welcher in der Nähe vom Orwell liegt, seit zehn Jahrhunderten von Bauern angebaut, welche meist von den ehemaligen dänischen Eroberern stammen. Ein mächtiger blonder Haarwuchs fließt über die breiten Schultern dieser riesenhaften Leute hinab, und mit einem unzerstörbaren Ernst sieht man diese Menschen mit ihren fast gleich riesenhaften Pferden vom Morgen bis zum Abend Furchen ziehen. Menschen und Thiere gleichen sich. Das Patois dieser Bauern ist aus einer andern Zeit und einer andern Welt; wenn das Pferd am Ende einer Furche angekommen ist, so ertönt der Ruf: Wurrad! welcher an das alte Kriegsgeschrei mahnt, und wenn es eine zweite Furche beginnt, so schreit der Bauer: Wurry! Die starken Gutturalen des Nordens machen diese Töne für den Engländer von London so unverständlich, wie die Sprache des Caraiben. Die Weiber besteigen zuweilen wie die Männer die Pferde ihrer Väter, und in den häufigen Gefechten zwischen Schmugglern und Küstenwächtern sieht oder sah man sie vielmehr — denn diese Sitten fangen an zu erlöschen — den Pallasch des Matrosen und die Pistole mit Entschlossenheit handhaben. Die Namen und die Menschen dieser Gegenden sind noch immer ohne Mischung sächsischer und dänischer Abkunft: Cracknell, Catchpole, Wringnell, Springtree, lauter ächte Roturiernamen, haben Jahrhunderte überdauert, ohne sich mit dem Adel der Beauclerck und Conrcy (Churchill) aus der Normandie zu mischen.

Die Stadt Ipswich, welche fast an der Mündung des Orwell liegt, ist der Mittelpunkt des Verkehrs für diesen ganzen Kanton. Wenn der Reisende Nacton zurückgelegt, den Bishopshill erstiegen hat, und dann dem Meere den Rücken wendet, so überblickt er einen weiten schönen Landstrich, ein ungleich bewaldetes Amphitheater, an dem sich staffelförmig die Wälder und Wiesen erheben, in denen zwölf Flecken oder Städtchen zerstreut liegen. In der Ferne schlängelt sich der Orwell hin, welcher in der Nähe des Meeres immer breiter wird, in mehrere Thäler eindringt, bald verschwindet, bald wieder erscheint, die freundliche Stadt Ipswich mit einem Bogen umschließt, dann die gefährlichen Sümpfe bildet, und sich endlich in den Stour ergießt. Oft und gern sind englische Landschaftsmaler hieher gegangen, um den seltenen Contrast des Seelebens und der ländlichen Schönheit, die Mischung von lachendem Anbau und öder Küste zum Gegenstand ihrer Studien zu machen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand ein alter Aberglaube, der an einen der höchsten und unfruchtbarsten Punkte der Küste, die Bawdsey-Cliff, sich knüpfte, noch in

seiner ganzen Stärke, ja er schien sich sogar neu zu beleben. Die Küstenwächter, meistens Irländer, welche von Strecke zu Strecke hinter Haufen von dürren Steinen und Seeauswurf aufgestellt sind, um die stets umherstreifenden oder in den vielen Beugungen des Ufers versteckten Schmugglerschiffe auszuspähen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, den allgemeinen Schrecken zu unterhalten. Denn der Irländer ist ungemein abergläubisch, aber die Regierung verwendet sie vorzugsweise gern, weil sie munter, thätig und wachsam sind, und weil ihre Stärke und waghalsige Streitlust sie zu furchtbaren Gegnern der Schmuggler macht. Sie trotzen dem Regen und Wind, dem Sturm und der Hitze und selbst dem wilden Hasse, dem ihr unglückliches Handwerk sie aussetzt. Sie ließen sich morden und mordeten mit unzerstörbarem Gleichmuth. Die Bauern, welche die Schmuggler begünstigten, verziehen den Irländern, die sich oft an ihren Tisch setzten, und erzählten ihnen wunderbare Geschichten, z. B. daß am Bowdsey-Cliff eine Legion von Gespenstern hause, die Geister ehemaliger Schmuggler, deren Erscheinung nichts Gutes verkünde, daß sie nach Gefallen im Sande verschwänden, daß jeder Regierungsbeamte, der es wage ihnen zu folgen, unfehlbar verloren sey und in die unterirdischen Regionen hinabgezogen werde. Nachfolgendes ist die Ursache dieser abergläubischen Meinung, welche vermittelst der bekannten Redseligkeit der Irländer und der Leichtgläubigkeit ihrer Zuhörer eine ziemlich weite Verbreitung gewonnen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Arabien.

1. Geographie und alte Geschichte.

(Schluß.)

Was die Cultur dieses Reichs betrifft, so sind wir freilich noch bis jetzt auf schwache Anhaltspunkte beschränkt, und wie wenig man selbst vor sehr kurzer Zeit wußte, geht aus dem Umstande hervor, daß Sacy noch entschieden der Ansicht war, daß die Schrift den Himjariten aus Aethiopien zugekommen. Fresnel dagegen, auf neuere Forschungen gestützt, erklärt, daß die himjaritische Schrift, welche gleich der indischen und europäischen von der Linken zur Rechten, nicht wie die hebräische und jetzige arabische Schrift von der Rechten zur Linken ging, in Südarabien uralt seyn müsse. Manche Umstände machen es nicht unwahrscheinlich, daß sie zur Zeit der Maccabäer, überhaupt in der alexandrinischen Epoche vor Chr. durch eingewanderte Juden Veränderungen erlitten hat,*) und daß überhaupt um jene Zeit das Volk gleich dem ägyptischen von seiner Culturhöhe herabsank, so daß, wie arabische Schriftsteller berichten, in der Zeit vor Mohammed niemand mehr in Jemen habe lesen und schreiben können, was freilich mit Einschränkung zu verstehen seyn mag, jedenfalls aber über den Verfall der Cultur keinen Zweifel übrig läßt. Schon vor Mohammed fing das Arabische an ins Land einzudringen, und seit dem Islam hat es sich immer mehr ausgebreitet, doch läßt sich der eigenthümliche Dialekt noch jetzt erkennen, und die Einwohner Jemens führen deßhalb auch den Namen Mostarabis oder „unreine Araber."

Die Bewohner Jemens wurden auf diese Weise umgewandelt, nicht aber die Stämme im tiefen Innern, welche der fremden Gewalt unzugänglicher waren. Die Ehkilisprache, welche hier noch bald mehr, bald minder rein herrscht, nennt Fresnel eine Schwester und zwar eine ältere Schwester des Hebräischen; sie ist indeß ohne allen Vergleich formenreicher als diese und das Arabische, und wir führen hier den Hauptbeweis Fresnels für eine ursprüngliche himjaritische Schrift in folgenden Worten an. „Nach meinen Studien über die Ehkili- oder himjaritische Sprache zu schließen, gibt es auf der Welt keine, die an mannichfachen Tönen reicher ist. Seit den drei- oder viertausend Jahren, wo sie im südlichen Arabien gesprochen wird, mußte die Zahl dieser Articulationen eher ab- als zunehmen. Im Arabischen des Hedschas unterschied man zur Zeit Mohammeds 28 verschiedene Articulationen, von denen für die Bewohner Cairo's mindestens zwei überflüssig geworden sind. Aber dieses selbe arabische Alphabet, welches für die Cairoten zwei Buchstaben zu viel hat, besitzt deren für die Bewohner von Mirbat und Zhafar um acht zu wenig.*) Was mußte also das Alphabet der Himjariten oder Sabäer zur Zeit Salomo's seyn? Wäre es so arm gewesen wie das arabische oder hebräische, so hätte das Lesen ihrer Bücher die größten Schwierigkeiten dargeboten, und das Verständniß des Geschriebenen wäre nur der Antheil einer geringen Zahl von Gelehrten gewesen. Daß es im Beginne des Islam, durch das Hinzutreten einer ganz andern Ursache, nämlich des äthiopischen Einfalls, bei einer schon in Mißcredit gekommenen und durch die Abreibung während mehrerer Jahrhunderte bedeutend modificirten Sprache dahin gekommen war, mag ganz richtig seyn, sonst könnte man sich auch die ungeheure Lücke in der Geschichte der Sabäer unmöglich erklären. Daß aber diese Sabäer zur Zeit ihres Glanzes, als sie den Welthandel in Händen hatten, eines Vortheils entbehrt haben sollen, dessen der ferne Osten und der ferne Westen theilhaftig war, daß die Kunst der Schrift ihnen gefehlt hätte, dieß ist wider den gesunden Menschenverstand."

Seit Fresnel diese Worte niederschrieb, haben nicht nur die HH. Cruttenden und Wellsted im südlichen Arabien himjaritische Inschriften aufgefunden, sondern ein Hr. Arnaud ist bis nach der alten Sabäer Hauptstadt Mareb vorgedrungen, und hat dort eine Menge Inschriften copirt, welche jetzt der Herausgabe harren und wahrscheinlich bald, vermuthlich mit

*) Die von Cruttenden und Wellsted entdeckten Inschriften, welche Gesenius erklärte, sind keineswegs rein himjaritisch. (s. N. 157 v. d. J.). Gesenius hat sie von Rechts nach Links gelesen, wohl nicht mit Unrecht, denn es finden sich griechische Buchstaben darin, die verkehrt gestellt sind; aber das eigentlich Himjaritische soll, wie oben schon bemerkt, von links nach rechts geschrieben worden seyn. Sichere Aufklärung können nur die Inschriften von Mareb geben.

*) Fresnel hat diesen Mangel durch eine größere Anzahl diacritischer Zeichen auszufüllen gesucht.

Hülfe von Fresnels Mittheilungen über die Ehkilisprache, werden entziffert werden. Daß die Schrift mit der äthiopischen sehr nahe verwandt, zeigt der erste Anblick, und die Frage, ob dieselbe ursprünglich äthiopisch oder ursprünglich aus Arabien stamme, wird sich leicht durch den Umstand erweisen lassen, daß die Sprache derselben ächt semitisch, mit der hebräischen eng zusammenhängend ist, und also die Schrift mit der Sprache nach Aethiopien wanderte, nicht umgekehrt. Welche weitere historische Aufschlüße diese Inschriften noch geben mögen, steht zu erwarten, jedenfalls aber ist eine Bahn gebrochen, die das bisherige Dunkel der alt-arabischen Geschichte aufzuhellen verspricht.

Griechische und römische Geographen sprechen mit Bewunderung von der Civilisation des südlichen Arabiens; Sacy sagt in seinen „Denkmälern der alten Literatur der Araber," daß der Tobba*) (König) von Jemen in der Kenntniß der alten Bücher große Erfahrung besessen habe, es konnte also an schriftstellerischen Arbeiten unmöglich fehlen; wir wissen gewiß, daß die Schifffahrt der Araber Jemens im indischen Meere in ein so hohes Alter hinaufsteigt, daß man die Zeit des Ursprungs gar nicht angeben kann; daß sie sich dabei nautischer Instrumente bedienten, die allerdings roh, aber sinnreich waren und für ihre Bedürfnisse ausreichten. Alles dieß beweist, daß hier kein ganz rohes Volk wohnte, und daß dieß Volk vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, den Babyloniern und Assyriern in der Bildung voranging. Wer weiß ob man nicht noch in den Ruinen von Mareb die Vorbilder der historischen Inschriften von Niniveh und Persepolis findet. Es ist keine eitle Neugierde, welche die Alterthumsforscher beseelt, den Schleier, der die alte Geschichte Südarabiens deckt, zu heben, denn diese Geschichte, so lückenhaft sie wahrscheinlich auch bleiben wird, muß mehrere Mittelglieder zwischen dem alten Indien und Aegypten darbieten, indem Jemen, aller Wahrscheinlichkeit nach Jahrhunderte lang im Besitz des afrikanischen Ufers, den Verkehr zwischen beiden Ländern, welcher unläugbar bestand, vermitteln mußte. Ob diese Forschungen auch in Bezug auf die nördlichen Stämme glücklicher seyn werden, als bis jetzt, ist ziemlich ungewiß, indeß leidet es keinen Zweifel, daß das wichtigste Förderungsmittel der Bildung, die Schrift, den nördlichen Stämmen von Palästina aus zugekommen, und zwar in einer vergleichungsweise sehr neuen Periode, denn in Hedschas kann die Schrift nur wenige Jahrhunderte vor Mohammed bekannt geworden seyn. Ueber die Ausbildung der nördlichen Stämme aber, darüber wie die arabische Sprache, eingeschlossen zwischen zwei so nahe verwandten Dialekten, wie der himjaritische und hebräische, sich in ihrer eigenthümlichen Form ausbilden konnte, darüber wird man, so wichtig auch die Frage für die alte Ethnographie wäre, schwerlich je mehr etwas sicheres ausmitteln.

*) Tobba ist der Titel der Könige überhaupt und soll „Nachfolger" bedeuten; somit hätten die Araber nach Mohammed auch diesen alten Ausdruck der Himjariten copirt.

Eine Communistenpartei in Amerika.

Die Narrheit ist ansteckend. In Amerika zeigen sich jetzt gleichfalls Communisten, die einen Krieg gegen das Eigenthum führen. Der Weekly Herald vom 30 August d. J. enthält Nachrichten aus Delaware, die sehr bedenklich lauten. Hr. Silas Wright, Gouverneur des Staates, hat das ganze Land unter das Kriegsgesetz gestellt, indem eine geheime Gesellschaft, welche sich Antirenters nennt und den Pachtschillingen den Krieg erklärt hat, arge Unruhen anrichtet. Sie theilt sich in Stämme ein, welche sich Indianernamen beilegen, und zieht bewaffnet und vermummt im Lande umher. Kürzlich wurde eine Abtheilung Polizeimannschaft, welche einigen widerspänstigen Pächtern den Pachtzins gerichtlich abfordern sollte, von solchen Leuten in die Flucht getrieben. Die Gesellschaft erhebt Steuern von ihren Mitgliedern, um die Ausgaben zu bestreiten. Seltsame Umstände kommen gelegentlich an den Tag; der Gouverneur hat in einer langen sehr umständlichen Proclamation unter anderm gesagt, daß mehrere Magistratspersonen Theil an der Gesellschaft nehmen. Man ist keineswegs sicher, ob die ergriffenen Maaßregeln das Uebel ausrotten werden.

Die Bewohner von Lima.

Creolen.

(Fortsetzung.)

Der Manto ist ein Schleier von dichtem schwarzem Seitenzeug, der mit einer Schnur hinten an den Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya beginnt; von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geschlagen, nach vorn zusammengenommen, fest an die Stirne gedrückt und so geschlossen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um ein Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Aermel zum Vorschein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handschuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein werthvolles Taschentuch.

Das Eigenthümliche dieser Tracht fällt jedem Fremden sehr auf, und es braucht lange, ehe er sich an ihren Anblick gewöhnt und sie hübsch findet. Die enge Saya ist weder graziös noch anständig; die weite hingegen kleidet sehr vortheilhaft und paßt vortrefflich zu der anmuthigen Haltung und dem zierlichen Gang. Als ich zum erstenmal nach Lima kam und mehreren dicht verschleierten Frauen begegnete, von denen einige Rosenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genießen in diesem Lande mehr Freiheiten als anderswo. Nach der Oracion, Abends um halb 7 Uhr, dürfen sich nach polizeilicher Vorschrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Da dieser Oberrock über die gewöhnliche Kleidung angezogen wird, so ist er sehr bequem und erspart eine sorgfältige Toilette. Bei kurzen Besuchen wird er anbehalten, bei längern legen ihn aber die Damen ab.

Saya y Manto sind die besten Hülfsmittel zu den zahlreichen Intriguen der Limeñas und werden auch redlich dazu benutzt. Die Tapadas (so werden die verschleierten Frauen genannt) nehmen sich auf den Straßen viele Freiheiten heraus und machen über alles, was ihnen auffällt, ihre spitzigen Bemerkungen, müssen es sich aber auch gefallen lassen, wenn ihnen ihre Witze oft nicht sehr zart erwiedert werden. Der Schleier ist unantastbar; sollte ein Mann versuchen, den Manto

gewaltsam zu heben, so würde er für diese Beleidigung vom Pöbel hart bestraft werden.

Besonders bei Liebesintriguen spielt diese Mummerei eine große Rolle und wird verabredungsgemäß in einem Tage oft mehrmals verändert. Wie oft geschieht es, daß eine Dame auf der Straße mit ihrem Anbeter ein Stelldichein verabredet, während ihr Mann kaum drei Schritte davon mit einem seiner Bekannten über Geschäfte spricht und keine Ahnung hat, daß die Tapada, deren schöne Gestalt er vielleicht bewundert, seine getreue Ehehälfte ist. Bald leiht Mariquita, bald Mercedītas, bald Panchita der Freundin eine Saya, damit sie den Argusblicken ihres eifersüchtigen Gatten unkenntlich werde, indem sie wohl wissen, daß sie in ähnlichen Fällen des nämlichen Liebesdienstes gewiß sind. Zuweilen sieht man eine Dame in ganz zerrissener Saya, wie sie kaum die ärmste Frau tragen würde, einherschreiten, aber der werthvolle Shawl, das fein brodirte Taschentuch, die seidenen Strümpfe und die reichen Atlasschuhe zeigen hinlänglich, daß die Tapada den höhern Ständen angehört und auf irgend ein Abenteuer ausgeht. Es ist sehr schwer, fast unmöglich, eine so verschleierte Dame zu erkennen; das eine Auge, welches gesehen wird, gibt einen unsicherern Anhaltspunkt ab als man glauben sollte; Haltung und Gang können sehr leicht verstellt werden. Da gewöhnlich der nämliche Manto auch bei veränderter Saya beibehalten wird, so sind viele Männer auf den Einfall gekommen, an diesem irgend ein Kennzeichen zu machen, um sich weniger zu täuschen, aber einige Aufmerksamkeit von Seite der Tapadas macht auch diese Vorsicht zu nichte.

Daß oft sehr unangenehme Täuschungen bei dieser Mummerei vorkommen, ist leicht begreiflich. Wenn eine hohe, schlanke Gestalt mit majestätischem Schritt einhergegangen kommt, ihre feinen Umrisse auf das edelste Ebenmaaß der Formen schließen lassen und aus dem dichten Manto ein großes, feuriges Auge hervorblitzt, so möchte man eine Hebe in dieser Hülle vermuthen. Aber zufälligerweise hebt sich der Schleier und darunter lächelt eine häßliche Mulattin von „Ohr zu Ohr."

Die meisten Fremden, die sich mit Limeñas verheurathen, stellen als Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung Saya y Manto nicht mehr tragen dürfen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner selbst sagen. Mancher glaubt zwar, daß sein Machtspruch unbedingt befolgt werde, er ist aber gewöhnlich der Betrogene, da die Frauen nur etwas mehr List gebrauchen, um einer Sitte, der sie mit Leib und Seele ergeben sind, nicht gänzlich zu entsagen.

Verfolgen wir die Limeña (immer vorzüglich mit Rücksicht auf die weiße Creolin) auch in ihrem häuslichen Leben, so finden wir in ihr zwar eine besorgte Mutter, aber keine tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine mehr als nöthige Anzahl von Dienern, meistens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunden in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre und fährt nach Tisch wieder in Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, in denen sie oft eine sehr große Fertigkeit besitzen, besonders im Sticken und feinen Nähen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oracion. Glückliche Stadt, in der man den Strickstrumpf in gesellschaftlichen Kreisen nicht kennt! — Die Damen lieben die Musik leidenschaftlich, die meisten spielen entweder Clavier oder Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern gewöhnlich nur sehr mittelmäßig. Das Tabakrauchen ist ziemlich allgemein unter den Frauen; doch thun sie es nur in ihren Gemächern, die jüngern selten, die ältern desto häufiger. In neuerer Zeit scheint diese häßliche Gewohnheit in Lima in dem Verhältnisse abzunehmen, wie sie auf dem Continent der alten Welt an Aufnahme gewinnt. Das Schnupfen ist in die Klöster verbannt, wird aber dort von den Nonnen zum Extreme getrieben. Sie bedienen sich eines äußerst feinen, röthlichen spanischen Schnupftabaks, der ihnen den Luftweg durch die Nase hermetisch verschließt und dadurch eine eigenthümlich näselnde Modulation der Stimme bewirkt.

Die Eitelkeit und Sucht sich zu putzen hat bei den Frauen in Lima so ziemlich ihren Culminationspunkt erreicht. Sie wenden alles, was sie nur können, an, um dieser Neigung zu genügen und stürzen sich oft in beträchtliche Schulden, nur um sich Prunkgegenstände zu verschaffen. In frühern Zeiten, wo Perlen und Diamanten immer ächt seyn mußten, war dieß besonders der Fall, und manche Frau hat das große Vermögen ihres Mannes durch solche Ziereraien ruinirt; jetzt aber, bei den vielen französischen Imitationssteinen, können sie sich mit weniger Unkosten das Vergnügen eines blendenden Schmuckes erkaufen. Eben so leidenschaftlich lieben sie Wohlgerüche und begießen sich fortwährend mit kölnischem Wasser, Lavendelspiritus, Agua rica oder Mistura (ein sehr wohlriechendes gelbliches Wasser, welches aus vielen Blüthen, besonders Levkojen, Jasmin und der sogenannten Flor de Mistela (Talinum umbellatum) bereitet wird) und räuchern ihre Zimmer täglich mit Sahumerio.

Wenn sich die Frau des Hauses gegen ihre Besucher recht liebenswürdig zeigen will, so gießt sie den Damen wohlriechende Wasser in den Busen, den Herren in die Taschentücher. Dabei beklagen sie sich doch immer über Nervenreiz (los nervios), Schwindel und Unwohlseyn.

(Fortsetzung folgt.)

Sklavenhandel in Virginien. Zwischen den Jahren 1817 und 1837, also in zwanzig Jahren, sollen nicht weniger als 300,000 Sklaven aus Virginien, Nordcarolina und Maryland nach den südlichen Staaten geführt worden seyn, ja man will sogar wissen, daß in dem einzigen Jahre 1835 120,000 ausgeführt wurden, wovon freilich 80,000 ihre auswandernden Herren begleiteten; die andern 40,000 kann man etwa auf 600 Dollars den Kopf anschlagen, was eine Summe von 24 Millionen Dollars ausmachen würde, welche in diesem einzigen Jahre für Sklaven nach Virginien kam. Alabama allein soll in den Jahren 1833 bis 1837 jährlich für 10 Millionen Dollars Sklaven eingeführt haben. Der Antislavery Reporter vom 3 September stützt diese Angaben auf amerikanische Quellen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1845.

Die Korngesetze in England, Frankreich, Belgien und Holland.

Der Himmel scheint sich dieß Jahr vorgenommen zu haben, die Weisheit der Menschen recht offenkundig zu Schanden zu machen. In England, Belgien und Holland erhebt sich Ein Schrei gegen die Korngesetze, und wenn in Frankreich der Ruf nicht so laut wird, so liegt der Grund theils darin, daß in einem vergleichungsweise viel schwächer bevölkerten und größern Lande die Nachtheile sich nicht in gleichem Umfang fühlbar machen, theils weil die Pariser Journale sich um das, was in dieser Beziehung im übrigen Frankreich vorgeht, nicht sehr viel kümmern. Diese Korngesetze leiden alle an einem radicalen Fehler, auf den man in England, fons et origo mali, verfallen ist, um den Vorwurf des Monopols für die Landbesitzer einigermaßen zu verkleistern. Dieser Fehler ist die Zollscala, welche alle Sicherheit des Handels zerstört, aus dem Kornhandel eine sehr riscirte Sache gemacht und ihn fortwährend gelähmt hat. Das Korn ist an und für sich eine so schwere, umfangreiche Waare, daß man sich wohl hütet, viel aufs Gerathewohl zu verschicken, und es gar nicht nöthig ist, dem Handel damit noch besondere Fesseln aufzulegen. Es ist überhaupt ein arger Irrthum zu glauben, daß ein Land sich von außen her für einen bedeutenden Theil seines Bedürfnisses versorgen könne. England hat im Jahre 1840 eine Einfuhr von nahe an 3 Mill. Q. Weizen und wohl ebenso viel an andern Getreidearten nöthig gehabt; um diese herbeizuschaffen, mußten die Engländer nicht die halbe, sondern ganz wörtlich die ganze Welt durchsuchen, und diese 6 Mill. Q. erforderten nicht weniger als 6000 Fahrten von Schiffen zu 250 Tonnen (den Quarter zu 5 Cntr. oder 1/4 Tonne gerechnet). Dennoch war England einer Hungersnoth nahe und die Kartoffeln waren nicht mißrathen. Belgien hat dieß Jahr vom 1 Jan. bis 1 Sept. 55 Mill. Kilogramme Getreide eingeführt, gewiß ein bedeutendes Quantum, denn es sind 55,000 Tonnen, und doch hat dieß Quantum die ganze Bevölkerung Belgiens noch nicht für einen Monat versorgt. Daraus geht zur Genüge hervor, daß, was immer der Handel einführen mag, ein sehr unbedeutendes Quantum im Vergleich zu dem ganzen Verbrauche, aber immerhin unerläßlich ist, weil der Mangel dieser Zufuhr die Preise im Innern unnatürlich steigern und für die unbemittelten Classen unerschwinglich machen würde. Man hat also gar nicht nöthig diesen Handel zu belästigen.

Diese Belästigung liegt in der Zollscala, welche die Unsicherheit des Handels zur Folge hat, und auch darum widersinnig ist, weil sie das Getreide, es mag gut oder schlecht seyn, als gleichmäßig im Preise ansieht. Man verkauft gegenwärtig Weizen in England um 70 und um 42 Sh., aber die geringe Gattung ist in diesem Jahre die Mehrzahl. Dieß drückt die Preise, macht den Durchschnitt niedrig, den Zoll hoch, und so führt man gegenwärtig aus England das in Entrepots aufgespeicherte Getreide, weil es in Belgien und Holland sich um 6 bis 8 Proc. besser bezahlt, aus, obgleich man es in England selbst sehr nöthig hätte und wahrscheinlich im nächsten Frühjahr mit ungeheuren Kosten wieder einführen muß. In England ist das Korngesetz alt, hat aber seine verderbliche Wirkung erst seit den neunziger Jahren, — früher führte England noch zuweilen Korn aus — und hauptsächlich seit seiner neuen Gestaltung in den Jahren 1816 und 1828 entwickelt; in Holland ist das Gesetz (am 29 Dec. 1825) noch nicht ganz zehn Jahre alt, und in Belgien ist es ein todtgebornes Kind der letzten Session der Kammern. Man kann ohne Mühe vorher sagen, daß die Abschaffung in Belgien die wenigste, in England die meiste Mühe kosten wird, aber in der nächsten Session der gesetzgebenden Kammern von Belgien, Holland und England werden die Korngesetze eine Hauptfrage bilden, und wenn nicht definitiv abgeschafft werden, doch einen Stoß erleiden, von dem sie sich nicht mehr erholen. Zu wünschen ist für England, daß der völligen Abschaffung ein fester Zoll statt der wechselnden Scala vorangehe, damit der Uebergang nicht zu schroff werde. Die Veränderung des Geldwerths ist ohnehin der nagende Krebs an Englands Wohlfahrt, und der Grund seiner innern Schäden — insofern sie materieller Art sind — liegt in dem Radicalirrthum, daß man in England einen andern Geldpreis als in der übrigen Welt behaupten zu können meinte.

Die Geschichte einer Deportirten.

(Fortsetzung.)

Eine ärmlich aussehende, von einem kleinen mit einer rohen Steinmauer eingefaßten Garten umgebene Hütte stand auf der Höhe des Bowdsey-Cliff. Hinter der Hütte befand sich ein Brunnen ohne Randstein, roh gebaut, und durch nichts ausgezeichnet als durch die Stärke des Stricks und die Größe des Kübels zum Wasserschöpfen. Um die Mündung des Brunnens her lag ein Haufe Topf- und Glasscherben, der das Nähergehen hinderte, und nicht ohne Grund hatte man diesen hingeworfen, denn etwa zwölf Fuß vom Boden in der Wandung des Brunnens befand sich ein kleiner gedrückter Bogen, welcher in eine seltsame, lange Zeit im ganzen District unbekannte Grotte führte, die eine der Naturmerkwürdigkeiten der Umgegend ist. Die Grotte war rund und bildete einen ungeheuren Trichter, der so regelmäßig war, als hätte man ihn nach dem Richtmaaß gebaut. Regelmäßige Furchen, die sich nach dem Gewölbe zu immer mehr erweiterten, zogen um die Grotte her ihre concentrischen Kreise und zeugten für den ehemaligen Aufenthalt einer starken Wassermasse, die durch den Sand einen Weg nach dem Meere sich bahnte, und hier im Thon diese Höhlung ausgrub. Die Schmuggler der Gegend hatten seit langer Zeit diesen Versteck benützt: nachdem sie dem Wasser einen Ablauf verschafft, wölbten sie die Grotte, brachten in der Wölbung ein Loch an, das in den Kamin der Hütte auslief, so daß der Rauch der Grotte und der Hütte sich vermischte, und allmählich hatten sie auch diese Wohnung, in welche man nur durch den Brunnen eindringen konnte, ganz artig ausmeublirt. In den Brunnen wurden die Mitwissenden entweder durch die befreundete Hand des Hüttenbewohners hinabgelassen, oder wenn etwa ein Schmuggler hart verfolgt wurde, sprang er über die Mauer, stieg selbst in den Kübel, und hielt sich dann vermittelst einer Art Enterhacken am Eingang der Höhle an. Dieß phantomartige Verschwinden der Schmuggler hatte sich so oft wiederholt, daß von Nacton bis Ipswich das Daseyn von gespenstischen Schmugglern ein Glaubensartikel geworden war.

Einem Irländer jedoch, Namens Pat O'Brien, wollte diese übernatürliche Erklärung nicht recht zu Kopf, und er beschloß die Sache näher zu untersuchen. Er hatte die Mauer und das Loch bemerkt, durch welches regelmäßig die verfolgten Schmuggler verschwanden, und er hatte große Lust zu wissen, was der Gespensterbrunnen enthalte. Die Hütte war von einem alten Feldarbeiter bewohnt, den die Schmuggler sich zum treuen Freunde gemacht hatten. Fast die ganze Bevölkerung dieser Küste war arm. Mehr als Ein Ballen Spitzen, mehr als Ein werthvoller Shawl, die Fäßchen Branntwein, Rum, Genevre und die Meerschaumköpfe ungerechnet, fanden ihren Weg von dem Verdeck der Schmugglerbricks zu diesem Bauern, der keine Lust hatte, gegen eine Industrie aufzutreten, welche ihm so manche werthvolle Dinge sehr wohlfeil lieferte. Pat, der Küstenwächter, kam also sehr unrecht an, als er der Frau des Bauern den Wunsch bezeugte, ein wenig zu sehen, was in dem Brunnen vorgehe. Sie willigte ein, ohne sich viel bitten zu lassen, und da er einmal die wunderliche Lust habe den Brunnen zu sehen, ließ sie ihn bequem in den Kübel hineinsteigen, der Strick rollte sich aber schneller ab, als Pat erwartete, und so stürzte er in ziemlich tiefes Wasser, in welches ihn die kräftigen Arme der Bäuerin wiederholt untertauchten und wieder herauszogen. Vergebens suchte er durch die kläglichsten Bitten seine Peinigerin zu erweichen, diese hörte nicht auf den Strick abwechselnd heraufzuziehen und wieder hinabzulassen, bis sie nichts mehr hörte. Pat erkannte seine Unbesonnenheit, faßte krampfhaft den eisernen Ring des Kübels und rührte sich nicht mehr. Er hoffte, wenn er den Todten spielte, seiner Verfolgerin zu entrinnen, und mit der Gewandtheit, welche Seeleute auf ihren Schiffen so oft zu üben Gelegenheit haben, an dem Strick hinaufzuklettern. Aber er hatte es mit erbitterten Feinden zu thun, die eben so gewandt und wachsam waren wie er, und diese gewannen den Vortheil über ihn.

Er hob den Kopf auf, sah und hörte nichts mehr; er rief und man antwortete nicht; er faßt den Strick, hilft sich mit Händen und Füßen und befindet sich bald der Oeffnung des Brunnens gegenüber. Er glaubt sich gerettet und hält einen Augenblick an, um auszuruhen, aber plötzlich werden seine Beine von einer eisernen Zange gefaßt, die sie mit übermenschlicher Kraft zusammendrückt, seine Hände lassen los, er fällt mit dem Kopf vorwärts hinab und findet sich gegen die Thüre der Grotte gezogen, wo eine Matratze den furchtbaren Fall bricht, denn sonst hätte er den Schädel an den Wänden des Brunnens eingeschlagen. Endlich wird der arme Pat in die Höhle selbst hineingeworfen, hört nun ein langes Gelächter an seine Ohren schallen und sieht ein Duzend Matrosen, welche das unglückliche Abenteuer des allzu neugierigen Küstenwächters in eine ungewöhnliche, lärmende Lustigkeit versetzt.

Pat war wirklich mitten in eine Versammlung seiner Todfeinde hineingerathen, die aber kaum minder verlegen über ihren Fang waren, als Pat über sein Abenteuer. Was sollte man mit ihm anfangen? Es handelte sich um nichts geringeres als sich des armen Pats zu entledigen, da dieß allein sein ewiges Schweigen sichern konnte. Die Mehrzahl der Stimmen neigte sich auch zu diesem Entschluß, und Pat verwünschte zu spät seine waghalsige Neugierde. Er hatte das Geheimniß von Leuten entdeckt, die ihr Leben bedroht sahen, und vor einem Verbrechen eben nicht zurückschauderten. Man reichte zuerst dem Irländer ein Glas Branntwein, um sich zu erfrischen und zur großen Reise vorzubereiten, hierauf ließ man ihm die Wahl, durch welche Pforte er lieber das Leben verlassen wolle, im Brunnen ertränkt oder mit Säbelhieben niedergemacht zu werden. Er antwortete, daß er weder das eine, noch das andere wolle, aber niemand lachte. Da trat der Capitän ein, Will Laud, ein junger Mann von 25 Jahren, den die Schmuggler als ihr Oberhaupt anerkannten; dieser ließ dem armen Irländer die Augen verbinden, ihn eingehüllt in ein Segeltuch in den Kübel setzen, und der Strick setzte sich

in Bewegung. Pat, der sich dem heil. Patrik empfohlen und auf den Grund des Brunnens hinabgelassen zu werden fürchtete, fühlte sich hinaufgezogen, und als er die Augen öffnete, sah er sich am Bord einer artigen Brigg in Gesellschaft des Capitän Laud; man führte ihn eine Zeitlang am Ufer umher, und setzte ihn endlich an einem öder. Punkt der Ostküste ab, gab ihm einiges Geld zur Reise und empfahl ihm Stillschweigen zum Lohn für das geschenkte Leben.

Man kann nach dieser völlig wahren Erzählung die Hülfsmittel beurtheilen, über welche die Schmuggler an der Küste von Suffolk geboten. Sie benützten die günstigen Umstände, namentlich das Interesse, welches sie den Bauern einflößten, hatten ihre Spione, ihre Feste, ihre Vergnügungsorte, ihren Schatz, ihre Marine, ihre Arsenale und selbst ihre unterlegten Pferde. Manchmal nahmen sie für eine Nacht alle Pferde eines Grundeigenthümers oder Pächters in Anspruch, der über das augenblickliche Verschwinden derselben auch gar nicht unruhig wurde, denn er wußte, daß sie am andern Morgen in gutem Zustande und mit einer reichlichen Belohnung wieder in seinen Stall zurückgeschickt werden würden. So bildete sich eine vollständige Organisation, welche durch die Connivenz der einen und die Keckheit der andern einen guten Theil der Staatseinkünfte vernichtete. Die Beamten der Regierung hatten zugleich gegen Stürme und Unwetter, gegen die Abneigung des Landvolks, die List und Verschlagenheit ihrer Gegner, so wie gegen die stets offene Zuflucht, welche das Meer ihnen bot, zu kämpfen. Darum wurde ihnen der ungleiche Kampf zu einer Art Ehrensache, in Folge dessen dieser Theil der englischen Küste zu einem der romanenreichsten Orte Europa's. Erst später als der Krieg verstattete, die Kühnsten und Gewandtesten dieser Schmuggler für den öffentlichen Dienst zu verwenden und sie für die Staatsschiffe anzuwerben, gelang es der Regierung zwar nicht den Schmuggel zu zerstören, aber ihn doch in bescheidenere Gränzen einzuschließen und die Vortheile dieses Handels zu vermindern, welche größtentheils in den Händen eines einzigen Mannes zusammenflossen. Im Jahre 1841 starb zu London ein an der ganzen Küste von Essex und Suffolk wohlbekannter Mann, dem das Gesetz nie etwas anhaben konnte, und der doch nie aufgehört hatte demselben Trotz zu bieten. Er war Eigenthümer von zwölf Briggs und besaß vierzehn Häuser oder Magazine an verschiedenen Punkten. Die Schmuggler erkannten ihn als König an, und nie hatte ein König ergebenere Unterthanen. Kein genügender Beweis erhob sich gegen ihn, nichts bewies oder zeigte auch nur seine Mitschuld an: als patentirter Rheder und Kaufmann besaß er drei dem gesetzmäßigen Handel gewidmete Schiffe, welche seinem ungesetzlichen Handel als Deckmantel dienten. Die ungünstigen Zufälle fielen auf diejenigen, welche er an der Spitze seiner Unternehmungen stellte; jede Brigg hatte ihren Capitän, welchem im günstigen Fall ein bedeutender Gewinn gesichert war, im ungünstigen ein sicherer Zufluchtsort; seine Agenten hatten ein Interesse sorgfältig die Hand zu verbergen, welche ihnen unter allen Umständen nützlich seyn konnte. Dieser Capitän Barwood starb reich, ohne je auf dem Meere gewesen zu seyn, das er so gut auszubeuten wußte. Er war keck, schlau, gewissenlos und kannte die Menschen.

Will Laud, den wir eben kennen gelernt, war eines seiner Hauptwerkzeuge und ein ächtes Kind des Meeres, aufgewachsen in dem Schiff seines Vaters, der im Dienste der Regierung die Depeschen derselben zwischen Harwich und Fort Langer hin- und herschaffte. Das Meer läuft zwischen der Küste von Essex und Sussex tief ins Land herein, und bildet eine Bucht, an deren Spitze die Stadt Harwich auf der einen, und das Fort Langer auf der andern Seite steht. Das Hin- und Herfahren war oft eine harte Arbeit, und Will Laud half geraume Zeit treulich seinem Vater. Aber Cap. Barwood bemerkte den kräftigen, gewandten jungen Mann, gewann sein Vertrauen und machte ihn mit 22 Jahren zum Capitän einer seiner schönsten Briggs. Es ist nicht zu verwundern, daß Will Laud trotz der Wünsche seines Vaters den Lockungen dieses gewandten Mannes Gehör gab. Das Leben der Schmuggler galt für heroisch und ruhmvoll; während das Meer an den Felsen und Sanddünen gleichförmig seine Wellen bricht, bringen die Journale von London täglich zu den Ohren dieser armen unwissenden Bauern Berichte von Kampf und Sieg und Triumphen, von eroberten Ländern, von rechtlich oder unrechtlich erworbenen Reichthümern, und alles ladet diese Küstenbewohner ein auch ihr Glück zu versuchen und aufs Meer hinauszufahren, um Ruhm und Wohlstand zu erringen. Ein mächtiger Beweggrund hatte besonders den jungen Laud bestimmt, seine gefahrvolle Laufbahn zu betreten, er war arm und verliebt; er hatte die junge Margareth, die Tochter eines Pächters von Nacton, Namens Catchpole, gesehen, und war auch ihr nicht gleichgültig; er wollte sie heurathen, aber wie sollte er sich das nöthige Vermögen erwerben? Der Pfad gewöhnlicher Industrie war zu lang, das Meer stand ihm offen. Er ging also fort, ohne Margareth zu benachrichtigen, nahm die Brigg, welche der Capitän ihm bot, und fuhr hin und her zwischen Holland und England. Er war einer der kühnsten und glücklichsten dieser Schmuggler, und gewann bald einen Ruf. Will Laud, sagt der Geistliche Richard Cobbold, der ihn kannte, war ein wahres Muster seines Stammes und seines Gewerbes. Groß gewachsen, mit einer hohen, geraden Stirn, blauen Augen, blonden Lockenhaaren, die Nase gebieterisch gebogen, bot er das Bild eines Mannes dar, der vor keiner Gefahr erbleicht, und ergriff die Lebensweise, welche ohne Zweifel die seiner Ahnen war, die auch einst als Seeräuber ausgezogen, um ein fruchtbareres Land zu gewinnen als das ihrige. Margareth Catchpole zeigte einen ganz entgegengesetzten Typus, nämlich einen braunen, zigeunerartigen Teint, rabenschwarze Haare, glänzende, braune, lebendige Augen, runde Wangen und eine schlanke Gestalt. Dieß sind die Personen des Dramas, welches der Verfasser des oben genannten Werkes vor unsern Augen entrollt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner von Lima.

Creolen.

(Fortsetzung.)

Die Einbildung der Limeñas auf ihren wirklich schönen und kleinen Fuß kennt keine Gränzen. Sie mögen gehen, stehen, sitzen, in der Hängematte oder auf dem Sopha liegen, immer sehen sie sorgfältig darauf, daß doch das Füßchen zum Vorschein komme. Ein Lob ihrer Tugend, ihres Verstandes oder ihrer Schönheit hören sie gewiß mit weniger Wohlgefallen als das ihres niedlichen Fußes. Sie pflegen denselben mit einer scrupulösen Sorgfalt und vermeiden alles, was seine Entwicklung begünstigen könnte. Die Schuhe sind immer kürzer als ihr Inhalt und werden mit Mühe an den Fuß gezwängt. Sie sind meistens von Atlaß oder Seide und reich brodirt oder aus sehr feinem Saffianleder. Wöchentlich werden ein oder zwei paar Schuhe gebraucht, und es ist nichts Seltenes, daß die Rechnung für Fußbekleidung sich im Jahr auf zweihundert Piaster beläuft. Ein großer Fuß „pataza inglesa" (eine englische Tatze), wie sie ihn spottweise nennen, ist den Limeñas ein Gräuel. Ich hörte einer sehr schönen Europäerin von einigen Damen in Lima ein wohlverdientes Lob ertheilen, das aber mit folgenden Worten schloß: pero que pie, valgame Dios! parece una lancha! (aber welch ein Fuß, Gott steh' mir bei! er kommt mir wie ein großes Boot vor), und doch hatte jene Dame einen Fuß, der in Europa durchaus nicht für besonders groß gegolten hätte.

Die Gourmanderie ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Lima's. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von Negern auf den Straßen feil geboten werden. Bald wird der Tamalero *) angerufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancey und Bizcochos (süße Brode), bald Masamorita morada (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser) oder Frijoles colados (gestoßene mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstück und dem Mittagessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solchen Zwischenacte stattgefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen (mal de estomago) beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuser erstreckt sich nur auf die beiden Besuchszimmer, nämlich die Sala und Cuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stall als einer menschlichen Wohnung gleichen und durchaus nicht zum Vortheil ihrer Bewohnerinnen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

Die Namen der Frauen in Lima klingen oft sonderbar, da man dem neugebornen Kinde immer den Namen des Heiligen oder des Festes, das an dem Tage der Geburt gefeiert wird, beilegt. Besonders komisch sind diejenigen, die von den Erscheinungen der h. Jungfrau Maria entnommen werden, z. B. Nieves (Schnee), als Maria dem San Francisco auf den Schneebergen erschien; Pilar (Brunnenbecken), von ihrer Erscheinung auf dem Brunnen in Saragosa; Concepcion (Empfängniß), von Mariä Empfängniß. Natividad (Geburt) heißen die, welche am Weihnachtstage, Candelaria die an Lichtmeß, Asuncion (Erhöhung) die an Mariä Himmelfahrt (15 August), Jesus die am ersten Tage des Jahres geboren werden. Die Namen werden gewöhnlich verkleinert, indem man ihnen die Endsylbe ita anhängt. Es ist anfangs für den Fremden sehr auffallend, wenn er eine junge Dame Doña Jesusita (das kleine Fräulein Jesus) nennen hört. Viele Verkleinerungsworte entstellen den Taufnamen vollständig, z. B. Panchita für Francisca, Pepita für Josefa, Conchita für Concepcion u. s. w. Nach der Verheurathung nehmen die Frauen den Familiennamen ihres Mannes nicht an, sondern hängen ihn an ihren eigenen mit der Partikel de (von) an, z. B. Maria Juana Rodriguez de Salazar.

Auf einem gewissen Alter angelangt, ändern die Limeñas ihre Lebensweise gänzlich. Wenn sie fühlen, daß ihre Blüthezeit vorüber ist, daß ihnen von außen nicht mehr die Aufmerksamkeit geschenkt wird, die Jugend und Schönheit so lange fesselte, oder wenn sie selbst ermüdet sind von einem oft nicht sehr züchtigen Lebenswandel, oder übersättigt von einem zu reichlichen Genusse des bunten Sinnenrausches, nach dem sie so lange gejagt haben, dann entziehen sie sich freiwillig den Vergnügungen, wenden sich der Religion zu und werden „Beatas." Dann gehen sie täglich zwei- bis dreimal in die Kirche, beichten wöchentlich wenigstens einmal, gehen in der Charwoche in ein Bußhaus, fasten, beten, lamentiren, empfangen Besuche ihres Beichtigers, bereiten ihm die feinsten Leckerbissen, schicken ihm, wenn er nicht gern zu Fuße geht, die Caleza und tragen auf alle mögliche Weise ihre Frömmigkeit zur Schau.

Diese Scheinheiligkeit, weit entfernt von einer wahren Reue, einem tiefgefühlten Glauben oder einer aufrichtigen Religiosität, ist um so empörender, da sie den Charakter fortwährend schlechter macht, denn diese Frömmlerinnen, die nicht mehr an den gewöhnlichen Vergnügungen Theil nehmen, beschäftigen sich desto mehr mit den Fehlern ihrer Nächsten und richten den giftigen Stachel der Verleumdung gegen alle, die in ihr Bereich kommen. Die Beatas bilden die gefährlichste Classe der Bewohner von Lima und sind mehr zu scheuen als die Straßenräuber, gegen deren offenen Angriff man sich wenigstens decken kann.

Die Limeñas besitzen außerordentlich viele natürliche Anlagen, die leider selten gehörig cultivirt werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedensten Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt, und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limeña nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen nicht eigenen Muth und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben. Bei den verschiedenen politischen Unruhen haben die Frauen eine eben so große, oft noch eine bedeutendere Rolle als die Männer gespielt. Mit großem Ehrgeiz ausgerüstet, gewöhnt, mit Leichtigkeit die verwickeltsten Intriguen zu leiten, in den schwierigen Momenten mit der gehörigen Geistesgegenwart versehen, leidenschaftlich und muthig, greifen sie mit verhängnißvollem Erfolg in das große Rad der Politik und drehen es gewöhnlich zu ihrem eigenen Vortheil, selten zum Wohl des Staates.

(Schluß folgt.)

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt. Tamaleros heißen diejenigen, die diese Kuchen verkaufen.

Heimliche Nachdruckerei in Frankreich. Die Pariser Buchdrucker und Schriftsteller haben, scheint es, an dem Nachdruck in Belgien noch nicht genug, denn jetzt hat man auch eine starke Nachdruckerei, ein ganzes geheimes Etablissement, zu Cognac aufgehoben. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1845.

Ein Besuch bei Hadschi Mirza Agassi.

Holmes berichtet in seiner Reise durch den Norden Persiens nachstehendes über einen Besuch, den er bei dem allmächtigen Premierminister abstattete, folgendes: „Wir fanden ihn in seinem Diwankhanah, umgeben von Leuten, welche alle in dem Augenblick, wo man uns anmeldete, sehr unceremoniös hinausgewiesen wurden, mit Ausnahme von Mirza Abul Hassan Chan, früher Botschafter in England und jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der als des Hadschi's College mit ihm auf demselben Teppich saß. Das Zimmer war in der That sehr hübsch, Wände und Decke schön mit Blumen, Weiberköpfen u. dgl. bemalt, die Fenster von gefärbtem Glase. Der Hadschi empfing uns sehr höflich und begann eine ganz sonderbare Unterhaltung bald über diesen, bald über jenen Gegenstand, legte uns in einem Athem Fragen vor, beantwortete sie aber alsbald selbst, und ehe wir fünf Minuten da waren, gab er uns deutlich zu verstehen, daß seiner Ansicht nach die Welt selten einen Mann wie Hadschi Mirza Agassi gesehen habe. „„Wer war Bonaparte?““ rief er aus, „„ich hätte ihn um meinen kleinen Finger herummarschiren lassen können. Und Aflatun (Plato) und Aristoteles, was waren das für Hunde? sie mögen weise gewesen seyn — sie waren es vermuthlich, aber ich bin doch auch nicht ganz ein Esel.““ (Astafer allah! Gott verhüte! murmelte dabei sein Gefährte.) Dann schob er seine Mütze auf die andere Seite, und mit ungemeiner Selbstzufriedenheit sprang er auf ein ganz anderes Thema über, und fragte plötzlich: „„was für eine Veste bauen die Russen auf Arschurada?““

„Wir suchten ihn zu überzeugen, daß nichts derartiges beabsichtigt werde, er schien aber nicht unserer Ansicht. Von den Russen sprach er mit sichtlicher Abneigung, und nach manchen Fragen über ihre Besetzung der erwähnten Insel sagte er: die persische Regierung habe nicht im Sinne, sie dort zu lassen. Als man ihm bemerkte, sie seyen die Gäste Persiens, man habe sie eingeladen dahin zu kommen, und sie sollten deßhalb besser behandelt werden, läugnete er, daß man sie eingeladen habe nach der Insel zu kommen. „„Was ist Ihr Begriff von einem Gaste? Meiner ist dieß: Ihr kommt unerwartet, mich zu sehen, und macht Eure Verbeugung. Ich sage Khosch amedid! (Seyd willkommen!) setzt Euch, setzt Euch. Ich rufe nach Kalians, lasse Thee, Kaffee, Zuckerwerk bringen, kurz alles, was Ihr wünschen könnt. Das heiße ich mein Gast seyn. Aber angenommen, Ihr kämet zu mir mit einem Kerl hinter Euch, der ein Bajonett gegen meine Brust hält; ich sage: Khosch amedid, und zeige Euch scheinbar dieselbe Aufmerksamkeit, aber der Fall wäre doch ganz anders. Wäre Eure Gesandtschaft hieher gekommen, als Eure Kriegsschiffe ihre Kanonen gegen Bender Buschir richteten,*) so wäret Ihr eine ähnliche Art Gäste gewesen, wie die Russen. Gäste? ja!““ Dann änderte er plötzlich wieder das Gespräch, fing an die Verbesserungen aufzuzählen, welche er in Teheran bewerkstelligt hatte, und bald darauf nahmen wir Abschied.

„Der Hadschi gleicht mit seinem langen, runzlichten Gesicht und spärlichen Bart einem Turkomanen. Er ist ein hagerer Mann, hat einen eigenthümlichen Ausdruck im Gesicht, und ich hätte ihn eher für einen harmlosen Blödsinnigen, als für den Premierminister von Persien gehalten. Seine Geschichte ist ziemlich seltsam. Er war einer der Mirzas oder Schreiber des armenischen Patriarchen zu Eriwan,**) und er soll sehr unterrichtet und in persischer Literatur belesen seyn. Abbas Mirza wollte einen Hofmeister für seine Söhne. Der Hadschi ward ihm vorgeschlagen und mit einer Besoldung von 50 oder 60 Tomans in Dienste genommen; er erzog alle die Prinzen und prophezeite jedem die Krone Persiens, was bei einem denn doch wohl eintreffen mußte. Als Abbas Mirza starb, ernannte Feth Ali Schah den Mohammed Mirza zu seinem Erben und dieser folgte ihm auch auf den Thron. Der Hadschi bezeichnete ihn indeß gewöhnlich als den dümmsten von Abbas Mirzas Söhnen, und behauptete, ihn zu unterrichten sey eben so viel, als wenn man einen Nagel in einen Felsenblock schlagen wollte.

*) Dieß geschah im J. 1838 zur Zeit der Belagerung von Herat.

**) Im Text steht Erivon, was wohl ein Druckfehler ist; auch sollte es wohl Etschmiadsin heißen.

„Bald nach der Thronbesteigung des neuen Königs ging der Hadschi nach Teheran, um ihn an seine Dienste und seine Prophezeiung zu mahnen, und so eine Pension zu erhalten; er war aber damals so arm, daß er das Geld zur Reise entlehnen mußte. Der König wies ihm eine Pension an, und der schlaue Hadschi wußte es einzuleiten, daß er fortwährend zum König kam, sich dessen Vertrauen erwarb, bald den bisherigen Wesir stürzen half, und allmählich in dessen Platz schlüpfte, den er seitdem (1835) behauptet. Viele glauben, der Hadschi sey wirklich toll, während andere wissen wollen, seine Narrheiten seyen mehr fingirt als wirklich. Jedenfalls ist der Hadschi trotz aller Abgeschmacktheiten und Narrheiten ein schlauer Kopf; er ist jetzt seit zehn Jahren Minister und steht so hoch in Gunst als je; schon dieß würde es beweisen. Die Art, wie er die Perser bei der ersten Aufregung über den Vorfall von Kerbela *) behandelte, beweist wenigstens eine vollständige Kenntniß seines Volkes. Er sagte zu den europäischen Gesandten, welche ihm Mäßigung und Frieden predigten: „„jetzt müßt Ihr alles mir überlassen; kümmert euch nicht darum, was ich sage oder thue, und ich stehe mit meinem Kopf dafür, es geht alles, wie Ihr wollt."" Diese willigten ein, und der Hadschi schimpfte nun täglich bei seinem Lever auf die Osmanlis, beschrieb dem umstehenden erhitzten Haufen auf eine sehr malerische Art, wie tapfer sie die Osmanlis in Stücke hauen, und Schmach auf ihre Mütter, Weiber, Töchter und ihr ganzes Geschlecht häufen würden. Er schickte Befehle ins Arsenal, um Kanonen und Munition in Bereitschaft zu setzen, ein Regiment wurde hierhin, ein anderes dorthin geschickt, Tufenkdschis wurden abgerichtet und dann aufgelöst, Gholams wurden mit Depeschen, in denen nichts stand, dahin und dorthin fast stündlich abgesandt, alles war Bewegung und hatte in den Augen des staunenden Volks das Ansehen einer unermeßlichen, thätigen Rüstung, während in der That, mit Ausnahme der Märsche und Contremärsche einiger Regimenter, nichts geschah. Die anscheinende Vorbereitung vergnügte die Perser, aber die unmittelbare Aufregung ging, wie der Hadschi erwartete, vorüber, und sie wurden derselben bald müde, während, wenn er versucht hätte, ihr beim ersten Ausbruch entgegenzutreten, die Folgen hätten ernsthaft werden können."

*) Dieser große Wallfahrtsort der Schiiten liegt auf türkischem Gebiet; der Pascha von Bagdad überfiel aus nicht recht bekannten Gründen die Stadt im Anfang des Jahres 1842 und machte einen großen Theil der Einwohner nieder, was eine große Aufregung in Persien zur Folge hatte. A. d. U.

Die Geschichte einer Deportirten.

(Fortsetzung.)

Margareth Catchpole, die arme Pächterstochter, die nicht einmal lesen und schreiben konnte, diente auf einem Pachthofe Namens Alnesbbourne, einem ehemaligen Augustinerkloster. Sie zeichnete sich frühzeitig durch die Kühnheit und Entschlossenheit aus, welche so oft bei den Frauen dieses Landstrichs sich kund gibt. Als sie erst 13 Jahre alt war, verfiel ihre Frau unvermuthet in eine Krankheit, Margareth läuft in den Stall, macht ein Pferd los, springt auf dessen Rücken und reitet ohne Sattel und Zaum nach Ipswich zu dem Arzte, welcher über einen solchen Besuch nicht wenig erstaunt ist. Man sieht, sie wie er sind sehr reichlich ausgerüstet mit den Eigenschaften, die einem ruhigen Glück nicht sonderlich günstig sind, und der ganze Charakter der Landschaft trug dazu bei, den abenteuerlichen Geist zu erhalten. Indeß hatte sie den Entschluß Williams lebhaft mißbilligt, und wies selbst die Bänder und Spitzen zurück, welche der Schmuggler von Zeit zu Zeit ihr zukommen ließ. Der Erfolg rechtfertigte auch nur zu bald die Voraussicht und die Rathschläge des jungen Mädchens, denn Williams Handwerk war nicht ohne Gefahr. Eines Tages trug der Fährmann von Harwich, dem die Regierung, um ihn für das Verhalten seines Sohnes zu strafen, seine Stelle genommen hatte, diesen auf seinen Schultern nach Hause, da ihm in einem Gefecht die Hirnschale furchtbar verletzt worden war. Edward Barry, der Vorstand der Küstenwächter, hatte sich mit dem jungen Schmuggler Mann gegen Mann gemessen. Margareth pflegte ihn einen ganzen Monat lang, heilte seine Wunde, und nahm ihm das Versprechen ab, künftig ein so furchtbares und gefährliches Spiel nicht mehr zu spielen; aber William hatte ein Versprechen gegeben, welches schwer oder unmöglich zu halten war. Hat man einmal das herumschweifende Leben zur See oder zu Lande gekostet, so fühlt man sich zu der wilden Unabhängigkeit fort und fort hingezogen. Darum hatte auch William, sobald er die Hütte von Nacton verlassen hatte, nichts eiligeres zu thun, als wieder seine Brigg zu besteigen, den Namen Cap. Hudson anzunehmen und so sein Gewerbe fortzusetzen. Er fand bei dieser List auch noch den Vortheil für todt zu gelten, und den Nachforschungen Edward Barry's, des Küstenwächters, der ihm die furchtbare Wunde beigebracht, auszuweichen.

Die Barry — dieß mag den Freunden des Racenunterschiedes eine willkommene Meldung seyn, — glichen den Lauds nicht im mindesten. Der Name Barry ist kein anderer als der der normannischen Barré, was von den querstreifigen (barrés) Mönchen herkommt, die schwarz- und weißgestreifte Mäntel trugen. Die Barry waren tapfer, aber vollkommen dem Gesetz unterthan, geschworne Feinde der Betrüger und Schmuggler, streng rechtlich in ihren Handlungen und methodisch in ihren Gewohnheiten. Edward Barry, Lieutenant der Küstenwächter, hatte mit dem jungen Laud den blutigen Streit gehabt, dessen Ausgang wir kennen; sein Bruder John Barry, von sanfterem Charakter, stand bei dem Pächter von Alnesbbourne in Dienst und verliebte sich in Margareth; aber er kannte ihre Liebe zu Laud, und hütete sich wohl, von ihr eine Liebe zu verlangen, die sie nicht gewähren konnte; dennoch blieb er in ihrer Nähe, schweigend, voll zarter Aufmerksamkeit, traurig und resignirt. Als das Gerücht von Lauds Tod sich verbreitete, hatte er einen Augenblick Hoffnung, und drückte dieß auf eine naive Weise aus, aber Margareth, die auf ihren Verlobten baute und ihn in rechtlichem Dienst eines

holländischen Capitäns glaubte, erwiederte Barry, sie sey nicht mehr frei und Laud lebe noch.

Indeß machte Cap. Hudson, dessen Identität mit William Margareth nicht ahnte, großen Lärm an der Küste. Er war der kühnste und glücklichste unter den Lieutenants des „Seekönigs“, Cap. Barwood. Wenn ein Gespann von acht kräftigen Rossen unter den Schüssen der Zollwächter, denen die der Schmuggler antworteten, eine „Mondscheinladung“, die in Banknoten und Guineen sich umwandelte, ins Innere des Landes hineinführte, so gehörte sie gewiß William an. Alle Arten von Listen wurden aufgewendet, um den Küstenwächter Edward Barry auf eine andere Fährte zu bringen, und oft gelang dieß den vereinigten Bemühungen Williams und seines Hochbootsmannes Luff, eines Menschen von Eisen, den der Cap. Barwood — nach seiner Gewohnheit einen vollkommen ergebenen, rücksichtslos handelnden Menschen zur geheimen Beaufsichtigung und Leitung des Nominalcapitäns zu haben — neben den jungen William gestellt hatte. Luff fürchtete nichts, achtete nichts und erschrack vor keiner Schwierigkeit. Er war weniger ein Mensch als ein auf dem Meere geborenes und erzogenes Raubthier. William hatte ihm oft seinen Wunsch mitgetheilt, wenn er einmal einen guten Fang gemacht habe, Margareth zu heurathen, und der Name des jungen Mädchens schlug nur allzu oft an Luffs Ohren, so daß dieser endlich ungeduldig wurde. „Zum Teufel! ihr seyd in schöner Verlegenheit! Wenn ihr das Mädchen haben wollt, so bringt sie an Bord der Brick und damit gut.“ — „Luff, sie soll meine Frau werden.“ — „Eure Frau! gut. Es gibt Kirchen in Holland und überall.“ Beide verabredeten sich, mit Margareth eine Zusammenkunft zu veranstalten an den Ufern des Orwell, nahe an der Mündung, wo die knorrigen Wurzeln der letzten Eichen des großen Parks von Wolverhampton während der Fluth im Wasser sich netzen. Die Brigg in einiger Entfernung, eine Schaluppe, welche mit der Fluth heraufkommen und mit der Ebbe Margarethen hinabführen sollte, alles war von den beiden Schmugglern in Bereitschaft gehalten. Luff begab sich nach Alnesbbourne als holländischer Matrose, sprach einen Jargon, um Margarethen desto besser zu täuschen, und sagte ihr, daß ihr Verlobter, der nur zwei Stunden am Lande bleiben könne, sie an dem bezeichneten Orte erwarte. Es war fünf Uhr Abends; Margareth hatte seit acht Monaten nichts mehr von William gehört, man kann sich also ihre Freude denken.

Luff war gerade mitten in eines der alten sächsischen Feste hineingefallen, welche in diesem Theile Englands sich so hartnäckig erhalten, nämlich den Yule-log, den Christagsklotz, über dessen Bedeutung die Alterthumsforscher noch streiten, und den Harvest-home (Herbst, d. h. Ernte, daheim) den letzten Tag der Ernte. John Barry befand sich beim Mahle, wo mitten unter der ländlichen, durch reichliche Bierspenden unterhaltenen Fröhlichkeit seine stille Liebe für Margareth der Gegenstand verletzender Spöttereien wurde. Er entfernte sich sobald wie möglich, um bei seinem Vater zu übernachten, während Margareth mit klopfendem Herzen und ziemlich verlegen um einen Vorwand in aller Eile den kleinen Strohhut aufsetzte, und das kleine rothe Halstuch um die Schultern schlang, ohne welche auch das geringste Mädchen in England sich nicht für respectabel halten würde.

Es war am 29 Sept. 1792 — denn Hr. Cobbold, dessen Familie in vielfacher Berührung mit den Catchpoles stand, hat die Daten mit der Genauigkeit eines Historiographen aufgezeichnet — der Mond begann durch die im Hofe stehenden Eichen sein fahles Licht zu werfen, und die Bauern setzten ihr Harvesthome mit Liedern und vollgefüllten Gläsern fort, als zwei Leute in einem kleinen Boot mit dreieckigem Segel auf der steigenden Fluth den Orwell hinauffuhren. Sie hielten sich ans Ufer und schienen sich zu verbergen, während ein seltsames, flaches, viereckiges, mehr einer Kiste als einem Boot ähnliches Fahrzeug ihnen auf der Fährte folgte. Auf demselben wehte eine buntes Segel, und darin befand sich ein sonderbares Wesen, dessen Bild gewiß in keines Romanschreibers Kopfe aufgestiegen ist und das doch in mehreren Häfen Englands seines Gleichen findet. Es war ein fast blödsinniger Greis, der in einem kleinen, durchlöcherten und geflickten, mit einem buntscheckigen Segel geschmückten Boote auf dem Orwell hauste. Seine große spitzige Mütze aus einem verbrauchten Aermel einer alten Frau, seine lange Stange, womit er sein ärmliches Fahrzeug lenkte, und die Fetzen von rothem Calico, grünem Sammt und verblichener Seide, welche sein Hanswurstsegel bildeten, setzten ihn noch nicht so sehr, wie die zahllosen Amulette, mit denen er beladen war, dem Gelächter der Kinder und dem Gassen des Volkes aus.*) Man nannte ihn Robinson, und wenig fehlte, so hätte man ihn für einen Meerzauberer genommen. Er brachte seine Zeit damit zu, Crabben und kleine Fische zu fangen, die er verkaufte, und die Bevölkerung der Küste betrachtete den armen Greis nicht ohne eine Art von abergläubischem Schrecken. Er schien die Richtung des Boots und die Handlungen der beiden darin befindlichen Männer auszuspähen, und richtete von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Worte an sie.

(Fortsetzung folgt.)

Wahrscheinliches Erdbeben in Island.

Der Orkan und das Zurückweichen des Meeres zu Halmstadt in Norwegen am 21 August (s. Nr. 270) scheinen sich aufzuklären. Die Literary Gazette vom 20 September berichtet, leider ohne Angabe des Datums, folgendes: „Ein ungeheurer Fall von Staub und Asche in der Nähe der Orkney-Inseln scheint auf einen irgendwo stattgehabten vulcanischen Ausbruch hinzudeuten. Der Hecla ist 400 (engl.) Meilen entfernt, zu weit, sollte man glauben, als daß die Asche von dort herrühren könnte, aber man hat Beispiele, daß kleinere Massen solchen leichten Stoffes aus Vulcanen aus gleicher Entfernung auf Schiffe niedergefallen sind. Die auf den Häringsfang ausgefahrenen Fischer beschreiben den Aschenfall als einem dichten Schneesturm ähnlich, der

*) Die hier geschilderte Person ist kein Geschöpf der Einbildungskraft, sondern ein halbverrückter Mensch, Namens M. Colson, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Kirchspiel St. Clement bei Ipswich lebte.

aus Nordwesten kam. Er begann vor Tagesanbruch zu fallen, dauerte einige Stunden lang sehr dick fort und wurde gegen Mittag lichter. Wer Wäsche aufhängen hatte, dem wurde sie völlig geschwärzt, und es scheint sehr schwer, die Flecken wieder auszuwaschen. Die meisten Blumen in den Gärten wurden ganz zerstört. Die einzige mögliche Erklärung ist, daß die Asche von dem Hecla kam, denn der Wind ging gerade in dieser Richtung. Dr. Barry erzählt in seiner Geschichte der Orkney-Inseln, daß im Jahre 1783 bei dem letzten furchtbaren Ausbruch des Hecla der Staub auf dieselbe Weise niederfiel.

Die Bewohner von Lima.

Creolen.

(Schluß.)

In Doña Francisca Subyaga, Gattin des frühern Präsidenten von Peru, Don Agustin Gamarra, waren alle jene Eigenschaften in hohem Grade vereinigt. Freilich wird sie angeklagt, eine Hauptursache gewesen zu seyn an dem unglücklichen Zustande Peru's zur Zeit von Gamarra's Regierung, aber ich glaube, daß gerade in der Charakterlosigkeit und Feigheit ihres Mannes der wahre Grund jenes politischen Elendes zu suchen sey. Als Gamarra im Jahre 1834 mit seinen Truppen vom Pöbel in Lima mit Steinen vertrieben wurde und er jammernd und unschlüssig, was er beginnen solle, auf der Plaza mayor stand, da sprengte Doña Francisca auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und commandirte einen wohlgeordneten Abzug, das einzige Mittel, sich und die Ueberreste des Heeres zu retten. Als sich dabei ein Fremder einige unanständige Aeußerungen erlaubte, ritt sie auf ihn zu und drohte ihm, sie werde sich bei ihrer Rückkehr ein paar Reiterhandschuhe aus seiner Haut machen lassen. Sie starb einige Monate später im Exil in Valparaiso an epileptischen Anfällen, sonst hätte sie vier Jahre später bei günstiger Gelegenheit gewiß ihre Drohung vollzogen. Das Leben dieser Frau seit ihrer Vermählung mit Gamarra bietet eine so ununterbrochene Reihe von merkwürdigen Zügen von Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Leidenschaften dar, daß es der Feder eines tüchtigen Biographen werth wäre.

Ohne die Intriguen von Frauen wäre wohl Santa Cruz nie gestürzt worden. Die Revolution von Orbegoso war das Werk einer Frau; ohne weibliche Machinationen hätten sich die Chilenos der Hauptstadt nicht bemächtigt.

Die Frauen von Lima erreichen einen hohen Grad von Bildung, wenn von früher Jugend eine zweckmäßige Erziehung die reichen Talente mit denen sie begabt sind, sorgfältig entwickelt. Manche durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnete Frau hat diese Stadt aufzuweisen. Ich erlaube mir, in diesen Blättern den Namen einer von ihnen aufzuzeichnen, die mir eine der schönsten Erinnerungen gewährt, die ich aus Peru mitgenommen habe.

Doña Manuela Ravago de Riglos, Tochter eines edeln Spaniers, der unter drei Vicekönigen die eben so ehrenvolle als schwierige Stelle eines Geheimsecretärs bekleidete, zeichnete sich seit ihrer frühen Jugend durch seltene Anlagen aus und hatte das Glück, dieselben unter den günstigsten Verhältnissen pflegen zu können. Mit Eifer widmete sie sich dem Studium der Literatur und versuchte sich mit dem glücklichsten Erfolg in der Poesie ihrer so herrlichen Muttersprache. Ihre Gedichte, von denen nur wenige der Oeffentlichkeit übergeben wurden, zeichnen sich eben so sehr durch das reine, tiefe Gefühl, als durch den erhabenen Schwung der Gedanken aus. Ein Kreis gebildeter Männer versammelte sich regelmäßig um sie und fand in ihrer geistreichen und mannichfaltigen Unterhaltung einen reichen Genuß. Mit der herzlichsten Zuvorkommenheit empfing sie die Fremden, und viele werden sich mit mir im fernen Vaterlande der herrlichen Stunden erinnern, die sie in ihrer Gesellschaft genossen haben. Ein früher Tod entriß ihr den Gatten und der Kummer über diesen schmerzlichen Verlust legte den Keim einer unheilbaren Krankheit in ihre Brust. Die Aerzte schickten sie in das Gebirge in der eiteln Hoffnung, die reine Alpenluft werde dem fortschreitenden Uebel Einhalt thun. Dort lernte ich Doña Manuela kennen, körperlich tief gebeugt, aber geistig immer frisch und jung. Bei dem Bewußtseyn eines nahen und frühen Todes (sie hatte das 33ste Lebensjahr noch nicht vollendet) und dem drückenden Gefühl, fünf Kinder, die mit der innigsten Liebe an ihr hingen, zu verlassen, richtete sie doch mit freundlichen Worten des Trostes ihre trauernde Familie und die bekümmerten Freunde auf. Rührend war die Resignation und das gläubige Vertrauen dieser edeln Frau, deren Lippen nie eine Klage gegen das harte Verhängniß bewegte. Nur die Sehnsucht, in Lima zu sterben und an der Seite ihres Gatten zu ruhen, erfüllte sie zuweilen mit Wehmuth, und mit thränenschwerem Auge wiederholte sie die erste Strophe eines ihrer frühern Gedichte:

A la orilla de mi rio
A la orilla del Rimac
Dios de Misericordia
Devuelva me por piedad! *)

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Am 18 October 1842 wurde die irdische Hülle von Doña Manuela Ravago in der Nische, die ihren Gatten sechs Jahre früher aufgenommen hatte, beigesetzt. Friede sey mit ihrer Asche!

Die Boeren und Griquas. Wir haben früher die Stellung dieser beiden außerhalb der Capcolonie befindlichen Stämme geschildert (s. Nr. 207), und die Engländer müssen jetzt selbst gestehen, daß man die Boeren mißhandelt hat, und daß, so lange die Behandlung fortdauert wie bisher, an eine friedliche Unterwerfung derselben nicht zu denken ist. Das Grahamstown Journal vom 29 Mai und die Colonial Gazette vom 20 September schildern den jetzigen Stand der Sache sehr klar: sie wälzen die Schuld des Kriegs zwischen Griquas und Boeren völlig auf die ersten, die allerdings von den Engländern selbst aufgereizt waren. Der Gouverneur liegt jetzt 70 Meilen nördlich von Colesberg gegen die Boeren zu Felde, die am Modderfluß in drei festen Lagern stehen, aber eben so wenig mit irgend einer Aussicht auf Erfolg angegriffen werden, als sie selbst die englischen Truppen angreifen können. Der Gouverneur hat die Thorheit begangen und Preise auf die Köpfe einiger Boeren gesetzt, wegen vorgeblichen Mordes an einigen Griquas, obgleich es allgemein bekannt ist, daß die Gefallenen im offenen Kampfe mit den Boeren umgekommen sind.

*) An das Ufer meines Flusses,
An des blauen Rimacs Ufer
Bring, o Vater des Erbarmens,
Bring aus Gnade mich zurück!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1845.

Künstliche Hügel in Louisiana.

Professor Forshey berichtet im Sillimans Journal of Science (Julius 1845) über einige, von ihm näher untersuchte, künstliche Hügel auf der Jefferson Prairie in Louisiana. Da sich ein großes Interesse an alles knüpft, was noch von Ueberresten der eingeborenen Race sich findet, so wollen wir in Kürze diese hier aufgeworfenen Hügel nach Forshey's Mittheilungen schildern, denn sie verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, nicht wohl wegen eines ausgezeichnet künstlichen oder prachtvollen Baues, als weil sie ein Zeugniß geben, daß hier einst, wie in andern Theilen Amerika's ein zahlreiches, halb civilisirtes Volk wohnte, und nicht bloß unstäte Jägerstämme, wie man sie in den letzten Jahrhunderten traf. Einzelne solcher Hügel finden sich häufig, aber seltener sind die Gruppen, die durch ihre Anlage einen bestimmten Plan verrathen, dessen Zweck man zwar bisher nicht errathen hat, der aber vielleicht mit der Zeit aus der Zusammenstellung mehrerer Gruppen sich ermitteln läßt.

Die Jefferson-Prairie ist ein sehr fruchtbarer Strich Diluvialland im südöstlichen Theile des Kirchspiels Moorhouse, etwa 25 Meilen nordöstlich von Monroe. Am Südwestende der Prairie, zum Theil mit Wald bedeckt, liegen die erwähnten künstlichen Hügel. Wahrscheinlich war zur Zeit der Erbauung derselben der ganze Umkreis Prairie, da der Wald keine Spuren von hohem Alter trägt. Auf fünf (englische) Meilen Entfernung findet sich kein laufendes Wasser, daher bei einer dichten Bevölkerung die Nothwendigkeit künstliche Teiche anzulegen. Darum sind auch die gewöhnlich zur Erbauung solcher Hügel ohne ersichtlichen Zweck gemachten Ausgrabungen hier so angelegt, daß daraus in der unmittelbaren Nähe Teiche entstehen mußten, wozu auch das sanft undulirende Land leichter Gelegenheit bot. Daß die Anlegung von großen Teichen beabsichtigt war, zeigen die ausgedehnten Eindämmungen, welche auf der einen Seite über 300 Yards lang sich hinziehen. Der bedeutendste Hügel, welcher 45 Yards Länge, 60 Breite und etwa 50 Fuß in der Höhe hat, und nur auf einem einzigen gewundenen Pfad auf der Südostseite zugänglich ist, scheint der für religiöse Ceremonien und Opferfeuer bestimmte Platz gewesen zu seyn. Alle Ecken sind ziemlich abgerundet, die vier Seiten aber noch sehr deutlich zu erkennen; von dem Gipfel herab hat man eine leichte Uebersicht über die übrigen Hügel und das umliegende Land. Man hat, um die gefällten Bäume hinunterzuschaffen, Schleifen angelegt, und diese haben den innern Bau zu Tage gelegt, nämlich eine Reihe drei Fuß dicker Schichten übereinander, und jede bedeckt mit einem rohen Backsteinpflaster. Knochen hat man bis jetzt noch nicht gefunden, allein man hat auch die nähere Untersuchung vermieden, um den Bau nicht zu zerstören, denn da alle solchen bedeutenderen Aufwürfe bekanntermaßen von den Erbauern zu Begräbnißplätzen bestimmt waren,*) so hat das Aufsuchen von Knochen das Interesse verloren.

Die fünf Aufwürfe, welche diesen Tempel im Halbkreis umgeben, fallen gegen Osten, wo sie von einem künstlichen Teich eingeschlossen sind, steil ab, ebenso an der Nord- und Südseite, und nur gegen den Tempel zu verlaufen sie sanft gegen die Ebene. Jenseits des Teiches ist wieder eine Umwallung und ein Graben. Zwei andere künstliche Aufwürfe, fast gleich groß wie der Tempelhügel, nur viel weniger hoch, liegen rechts und links von letzterem in ziemlich gleicher Entfernung, und zwischen dem Tempelhügel und dem nördlichen Aufwurf liegt ein achter, der sich von allen andern wesentlich unterscheidet. Er ist ein Recteck (70 Y. lang und 25 breit) von geringer Höhe, flacher Abdachung und wahrscheinlich einst für ein Wohngebäude bestimmt. Jenseits dieser beiden und des erstgenannten Teiches liegt wieder ein großer und mehrere kleine Teiche, die gleichfalls theils durch einen natürlichen, theils durch einen künstlichen Damm eingeschlossen sind. Die ganze Anlage zeigt zwar sehr wenig Scharfsinn und Kunst, trägt aber sichtliche Spuren einer sehr bedeutenden, thätigen Bevölkerung in diesem seit Jahrhunderten unangebauten Landstrich.

*) Gewöhnlich fand man peruanische, Natchez- und Tschaktaw-Schädel nebst einer Menge Töpferwaaren, merkwürdigen Pfeifen und schön gearbeiteten Steinäxten von verschiedener Größe und Form.

Die Geschichte einer Deportirten.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick schritt der melancholische und sanfte John Barry, der Seladon des Dorfes, traurig über die Planke, welche über den alten Graben der Priorei führt, und Margareth, deren Herz lebhaft klopfte, stieg zum Meere hinab, auf dem eine rothe Linie am Horizont das Scheiden der Sonne andeutete. Ihre Unterredung mit William war lang und leidenschaftlich, sehr lang, namentlich für Luff, der nach dem Befehl seines Capitäns unbeweglich in der Barke ausgestreckt lag und das Pfeifen erwartete, welches zur Entführung das Zeichen geben sollte. Die runde Bucht, welche hier von einem feinen durch die Ebbe regelmäßig aufgehäuften Sand und von einem dichten Kranz dunkler Eichen eingefaßt war, gab den drei Fahrzeugen, der im Westen harrenden Brigg, dem flachen Kahn des Wahnsinnigen, der wie eine Schildwache darin stand, und der Schaluppe Luffs ein neues Interesse und einen ganz romanhaften Anstrich. Ein kleines Haus von rothen Backsteinen, das dem Forstwart, dem alten Barry, gehörte, blickte wie halb begraben unter den Bäumen hervor, über denen der Mond in seinem vollen Glanze stand.

Margareth liebte William von ganzer Seele, aber wenn sie einen Entschluß gefaßt hatte, den sie für gut hielt, war sie unbeugsam. Ihr Widerstand gegen Williams Aufforderung ihm zu folgen war deßhalb energisch und unbesiegbar; sie behauptete, es würde William, der seiner Angabe nach ein ehrlicher Matrose geworden war, leicht seyn, sich auf dem festen Lande ungefähr eine ähnliche Stellung zu verschaffen, und wollte deßhalb durchaus nicht weichen, so wenig sie ihm ihre Liebe verbarg. William glaubte sie zu bestimmen, indem er ihr gestand, daß er seine Lebensweise nicht geändert habe, daß er der famose Capitän Hudson sey, und daß sie ihm folgen oder ihn aufgeben müsse. Dieß Geständniß, statt den Widerstand Margarethens zu besiegen, machte ihn nur noch stärker. Darum sprach sie ihm von einem jungen Manne, der sie liebe, und dessen Vorschläge sie vielleicht erhören könne, wenn er dem Schmuggelhandel nicht entsage. Das arme Mädchen suchte durch dieß gewaltsame Mittel ihren Verlobten an sich zu ziehen und seine gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, aber sie reizte nur seinen Zorn, der noch höher aufloderte, als sie den Namen John Barry nannte, denn Land hatte seit dem Kampfe, wo er leblos liegen geblieben war, den heftigsten Groll gegen dessen Bruder, Edward Barry, den Küstenwächter, gefaßt.

Bereits hatte diese schmerzliche und leidenschaftliche Unterredung eine Stunde gedauert, und der Mond stieg am Himmel empor, als William, durch die letzten Worte der unklugen Margarethe zum Entschluß gebracht, die Hand an die Lippen legte, und der lange Pfiff, welcher weit an der Küste hin wiederhallte, brachte zwei Menschen aus ihrem Versteck hervor, den verwegenen John Luff, der mit großen Schritten auf seinen Capitän zuging, und den alten Blödsinnigen vom Orwell, der aufrecht in seinem Fahrzeug stehen blieb, dann, die Stange in der Hand, an den letzten Eichen des Parks hinfuhr, deren Schatten ihn verbargen. Langsam rückte er vor, das Auge auf den Punkt geheftet, wo Margareth stand, die beiden Hände in denen ihres Verlobten, der umsonst ihren Widerstand zu bewältigen suchte. Der Blödsinnige vom Orwell kam wie durch eine geheime Ahnung unglücklicher Ereignisse getrieben; leidenschaftliche Katastrophen übten eine Anziehungskraft auf ihn aus, er fühlte sie voraus, er kam herbei und war da, ohne böse Absicht, ohne Raubsucht, ohne einen andern Zweck als den, dem Brande oder dem Schiffbruch oder der Gewaltthat beizuwohnen; dann schüttelte er seine Amulette und sagte, er sehe den Teufel auf dem Gesichte des Mörders, oder in der Flamme, welche ein Haus verzehrte. Robinson Crusoe kam zur rechten Zeit, denn John Luff hatte auf ein Zeichen Williams die arme Margareth ergriffen, welche mit der Kraft der Verzweiflung sich dieser beiden Menschen zu erwehren suchte, und einen jener scharfen Töne der äußersten Noth ausstieß, den man auf weite Entfernung vernimmt. Während Luff sie nach der Schaluppe trug und William sie zu begütigen suchte, sprang durch den Nothschrei herbeigelockt ein Mann aus dem dichtesten Gebüsch und rannte durch den Raum, welcher den Park vom Ufer trennte. Dieß war John Barry, den die rohen Spöttereien von dem Tisch des Harvest-home vertrieben hatten, und der, wie wir oben bemerkt, nach dem Park von Wolverhampton sich begab, dessen Aufseher sein Vater war. Der Schrei der Verzweiflung drang an sein Ohr, er faßte eine der Stangen, die man zur Bezeichnung der Fluthhöhe in den Sand gestoßen hatte, und erreichte die Stelle, wo Margareth und ihre Entführer sich befanden. Nun begann ein ungleicher, wüthender Kampf zwischen John Barry auf der einen, dem Hochbootsmann Luff und dem mit zwei Pistolen bewaffneten William Land auf der andern Seite.

Dieser hatte im ersten Augenblick den Bruder des Küstenwächters, den der die Hand seiner Verlobten suchte, erkannt; Luff wußte, daß es sich für ihn um den Galgen handelte; edlere aber nicht minder heftige Beweggründe verdoppelten die Streiche Barry's, der es mit zwei entschlossenen Menschen zu thun hatte. So erbitterten die furchtbarsten Leidenschaften diesen Kampf, und Luff, durch einen Schlag Barry's auf den Kopf besinnungslos niedergestreckt, ließ den fast nicht minder bewußtlosen Körper Margarethens fallen, der auf dem Sand hinglitt und in die Wellen des Flusses zu fallen drohte. Dieser Anblick steigerte die Wuth Williams, der Luff kampfunfähig sah, er schoß nach seinem Gegner und traf dessen linke Seite, daß er niederstürzte. Inzwischen lief der alte Robinson herbei mit seiner Stange in der Hand, und das Mädchen, von seinem ersten Schrecken zu sich gekommen, erhob sich, um nach dem Walde zu fliehen, wohin ihr die beiden Entführer, über ihr eigenes Schicksal besorgt, nicht zu folgen wagten. Bald arbeiteten sie sich mit eiligen Ruderschlägen ihrer Brigg entgegen, sehr unzufrieden über ihren Abend, und wohl überlegend, daß Sicherheit für sie nur in einer möglichst raschen Entfernung zu finden sey.

Barry, den man zuerst in das kleine Haus seines Vaters

und dann in den Pachthof von Alneshbourne gebracht hatte, wurde von Margarethen aufs sorgfältigste gepflegt, und so wurde das Mädchen, nachdem sie die Krankenwarterin ihres Geliebten gewesen war, auch die seines Nebenbuhlers. Die Wunde war schwer und gefährlich, Margarethen aber schien es Pflicht, denjenigen zu retten, dessen Leben Lauds Wuth gefährdet hatte; sie fühlte den ganzen Kampf der Leidenschaft und Vernunft, den die Kunst des Dramatikers und des Romanschriftstellers so oft ausbeutet, aber sie sprach niemand von dem nagenden Kummer, den sie fühlte, und wurde nur, wie leidenschaftliche Menschen gewöhnlich, stiller, in sich gekehrter und zerstreuter wie jemals. Ihre Gefährtinnen begannen über sie zu spotten, und die, deren Heurathsanträge sie ausgeschlagen hatte, rächten sich. Barry kehrte unter der Pflege Margarethens allmählich ins Leben zurück, und er allein hatte den Edelmuth sie zu vertheidigen; er hatte beinahe sein Leben für sie eingebüßt, und dieß ist ein starker Grund zu einer noch innigeren Liebe. Indeß spann sich an der Küste zwischen den Barry und ihren Freunden eine Verschwörung gegen Laud und die Schmuggler an. Die Identität zwischen Capitän Hudson und Laud war ruchtbar geworden, und der welcher sie am bestimmtesten aussprach, war der blödsinnige Robinson Crusoe, den seine Neugierde auf den Schauplatz der eben erzählten Begebenheit geführt hatte. Laud mußte also auch auf den Namen Hudson verzichten, nahm den von Cook an, und eine Reise nach Canada, um sich eines Theils des Pelzhandels zu bemächtigen, sollte die Erinnerungen an seine Gewaltthaten austilgen und seine Feinde auf eine falsche Spur bringen. Laud wurde also e n wahrer Corsar, die unvermeidliche Folge eines Lebens wie das seinige, da auf einem solchen Wege kein Anhalten möglich ist.

Margarethe fühlte bald die Folgen ihrer Verbindung mit Laud, die Beschützer ihrer Jugend zogen sich zurück, das Elend, der Hunger, die Kälte und Verzweiflung drangen in das Häuschen zu Nacton, und von Laud hörte man nichts mehr. Eines Tages sah das Mädchen John Barry, der im Begriff stand sich einzuschiffen, in ihre Wohnung treten; er glaubte, William sey auf immer für sie verloren und erneuerte jetzt seinen Heirathsvorschlag, aber sie weigerte sich, da sie ihre Hand einem andern versprochen habe. Auf Lauds Kopf war ein Preis gesetzt, und eine Proclamation versprach dem, der ihn lebendig oder todt liefere, eine Belohnung von 100 Guineen. Der kühne Corsar erschien indeß wieder, fand Mittel, mit Margarethen sich zu besprechen, und da er ihren Entschluß, nie einen Schmuggler zu heurathen, unerschütterlich fand, versprach er in der königlichen Marine sich anwerben zu lassen, und hielt auch sein Versprechen; seine Begnadigung erfolgte und er zeichnete sich aus. Jetzt ging alles gut, die Hoffnung erstand wieder mit der Ehre, und eine Familie zu Ipswich, diejenige, welcher der Verfasser der Schrift, der Geistliche Richard Cobbold angehörte, nahm aus Mitleid mit der elenden Lage der Catchpole das junge Mädchen auf, das sich bald die Zuneigung und die Achtung der Mistriß Cobbold erwarb. Eines Tages als der zweite Sohn dieser Dame mit seinem Jagdgewehre ein seinem Vater gehöriges Boot bestiegen hatte, um den wilden Enten den Krieg zu erklären, überzog sich der Himmel, ein Sturm war im Anzug; es wurde sieben Uhr Abends und noch kehrte er nicht zurück. Die Familie war trostlos. Auf einer Strecke von 1000 Schritten ist die Mündung des Stour und Orwell mit Sand- und Schlammalluvionen bedeckt, die mit Seepflanzen überwachsen sind. Diese Ufer sind sehr gefährlich, und kleine Fahrzeuge versinken bei stürmischem Wetter leicht in diesem Schlamm. Die Nacht wurde durch die Wetterwolken noch finsterer. Man nahm Fackeln, ging nach dem Ufer und rief dem jungen Menschen, von dem keine Spur zu sehen war. Der alte blödsinnige Fischer, der auch dießmal auf seinem Posten sich befand, berichtete, er habe den jungen Menschen einen Theil des Tages hindurch an dem Ufer hinfahren sehen, dann schüttelte er den Kopf wie jemand, der nicht bloß von der Gefahr, sondern von dem Untergang des Fahrzeugs und des jungen Menschen überzeugt ist. Mehrere Matrosen im Hafen nahmen jetzt Antheil an dem Suchen, trotz der Gefahr, denn das Meer war furchtbar aufgeregt und trieb brüllend die Gewässer des Orwell in dessen Bett zurück. Laud, der eben von einem glücklichen Zuge heimgekehrt war, befand sich unter diesen Matrosen; er kannte von der Zeit her, wo er Cap. Hudson gewesen, dieß ganze Ufer in seinen kleinsten Einzelheiten. Keine Untiefe, keine Bucht war ihm fremd. Er besteigt, ausgerüstet mit einer langen Stange, einen Kahn und dringt langsam in den tiefen Schlamm ein, den der Sturm und die Fluth aufwühlen. Der Kiel eines in dem Schlamm versunkenen Boots zeigte ihm die Stelle an, wo der junge Mensch versunken war, den er zwar besinnungslos und entstellt, aber doch noch lebend herauszieht. Man begreift leicht die Freude der Mutter und Margarethens, so wie die Bande zarter Dankbarkeit, welche von nun an die Familie Cobbold an das Schicksal Lauds und seiner Verlobten banden. Laud hatte nur wenige Tage Urlaub, er mußte zurück, versprach aber, sie bei seiner Wiederkunft zu heurathen, wenn sein Sold als Matrose und seine Prisengelder ihm gestatteten, sich zu Ipswich oder zu Nacton niederzulassen.

(Schluß folgt.)

Die Ruinen von Ani.

(Nach einer Mittheilung von Prof. Abich in dem Bullet. de l'académie imp. des sciences. Nr. 48)

Es ist mir möglich gewesen, auf meiner letzten Excursion, die ich von Achalzik aus längs der ganzen Gränze unternahm, den interessanten Ruinenstädten der Bagratiden-Herrschaft, deren Reste sich vierzig Werst von Alexandropol an bis zur Vereinigung des Arpatschai mit dem Araxes auf dem rechten Ufer des erstern ausdehnen, eine mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei dem hohen Interesse, welches sich für das neuerwachte Studium der armenischen Literatur und Geschichte an das wunderbare Ani knüpft, benutzte ich die günstigen sich mir darbietenden Umstände und verwendete mehrere Tage auf ein genaueres Studium dieser merkwürdigen Ruinenstadt, später einen Theil der mir von der Regierung bewil-

ligten Zeit in Tiflis anwendend, um das Wesentlichste der in Ani gemachten Aufnahmen auf eine der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Weise auszuarbeiten. Indem ich mich erdreiste Ew. Excellenz diese Blätter zur Ansicht mitzutheilen, gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie diese Versuche, um des Bestrebens willen einer Wissenschaft zu dienen, die auch den Geologen auf das lebhafteste anzuziehen vermag, vielleicht wohlgefällig und mit nachsichtsvoller Beurtheilung aufnehmen werden. Derselbe Grundsatz, der mich während der Lösung meiner Berufsaufgabe im hiesigen Lande geleitet hat, mit Sorgfalt und Treue bisher unbeachtet gebliebene Thatsachen einzusammeln, damit sie demnächst als brauchbare Theile der Wissenschaft da angefügt werden können, wo sie hingehören, gab auch Veranlassung zur Entstehung dieser Arbeit, für welche ich kein anderes Verdienst in Anspruch nehme als das, gewissenhaft nach meinen Kräften zu Werke gegangen zu seyn.

Ganz besonders fühlte ich mich durch die Klarheit angezogen, mit welcher an den Bauwerken Ani's Thatsachen verewigt sind, die für die Geschichte der Kunst wohl eine nicht mindere Bedeutung haben als die zahllose Menge von Inschriften, welche alle Flächen und Wände dieser unvergleichlich schönen Reste buchstäblich bedecken, für die Profangeschichte des armenischen Volkes in einer ihrer schönsten Blüthenperioden, wo ein geregeltes Volks- und Staatsleben bei kurzer Dauer dennoch so herrliche Spuren seines Daseyns zurücklassen konnte. Aber auch diese rein architektonischen Thatsachen erhalten den Werth historischer Quellen, denn wie schön zeigt sich in diesem verschiedenen Styl, der stets in einer kunstreichen und den Gesetzen des Schönen und Wohlgefälligen entsprechenden Verschmelzung oft an ein und demselben Gebäude in seinen plötzlichen und allmählichen Uebergängen studirt werden kann, jener Wechsel der bald arabischen, bald griechischen, bald georgischen Gewalthaber, die sich die Herrschaft dieses Königssitzes streitig machten, der als Stern erster Größe unter den damaligen armenischen Städten vielleicht zu hell und verlockend durch die Nacht barbarischer Zeiten leuchtete, und eben deßhalb vermöge seiner Weltstellung auf jenem merkwürdigen Schauplatz des immer feindlich miteinander ringenden Orients und Occidents wohl nicht lange culminiren konnte. Die interessanteste Ruine ist in dieser Beziehung unstreitig die große Kirche, die ich mir ganz besonders ihrer schönen Kreuzesform wegen erlaubt habe die Kreuzkirche zu nennen, denn unmittelbar hinter jenem, reich durch Mosaik verzierten arabischen Portal wölbt sich eine prächtige Halle im schönen Rundbogenstyl von ursprünglich byzantinischen Grundzügen, während ein sonderbarer, aber doch harmonisch dem Ganzen sich anschließender Anbau wieder die arabischen Cassetten an der Decke zeigt und das Hauptportal der Kirche selbst rechts und links von schlanken, beinahe gothischen Säulen eingeschlossen sehr viel rein griechische Ornamentirung darbietet. Wie bei den meisten Gebäuden Ani's die verschiedenen Herrschaften ihre Spuren nachgelassen haben, so wird dieß auch bei jener herrlichen Moschee glaublich, diesem eigenthümlichen Gebäude, wo der schlecht angefügte Thurm jedenfalls spätern Ursprungs ist, während der frühere Zweck des Gebäudes wohl ein ganz anderer seyn mochte, wie die doppelt übereinanderliegenden hohen Souterrain-Gewölbe vermuthen lassen. Armenische Inschriften stehen, wie dieß nicht selten in Ani gefunden wird, hier nach Anordnungsart eines Büchertitels an einer Hauptwand unter arabischen, und enthalten vielleicht die kurze Geschichte des Bauwerkes.

Das Portal des Königsbaues — denn die Anlage und Größe des Gebäudes berechtigen zu dieser Vermuthung — ist noch bei weitem reicher verziert, als es für jetzt die Zeit mir auf der Zeichnung auszuführen erlaubte, denn die äußerst zierlichen armenischen Einfassungen und Rosetten mit ihren sinnvollen schön geschwungenen Lineamenten sind nicht angegeben. — Die kleine Kirche oberhalb des Flusses an der Nordostseite der Stadt, die ich der Mutter-Gottes-Kirche zugeschrieben habe, ist ein Meisterstück edler Form, mit ihren viel Fläche bietenden innern Wänden ganz darauf berechnet, dieser Fülle wirklicher Frescomalereien Raum zu bieten, welche ihr Inneres von oben bis unten bedecken und, weit erhaben über alle jene Pfuschereien, die ich in andern altarmenischen Kirchen sah, sowohl von Seite der Technik, wie des bessern Styls in Composition und Zeichnung, überraschend an florentinische Kirchenausschmückung erinnern. Vor allem aber wirkt das Innere des herrlichen Domes von Ani, in welchem man Ursache hat, jene von Kakig I. 933 gegründete Patriarchalkirche zu vermuthen, mit siegender Gewalt in der stillen, Ehrfurcht gebietenden Größe eines erhabenen und ächten Kunstwerkes, welches das Gepräge des höhern Genius trägt, der frei schwebt über Styl und bindender Regel. — Nicht minder schön erscheint in der Reinheit ihrer Verhältnisse jene kleine Kirche, die ich deßhalb de la St. Vierge oder Mariä Verkündigung nenne, weil eine bei aller Rohheit der Sculptur dennoch empfindungsvolle Gruppe mit Figuren von etwa zwei Fuß Größe in Basrelief, in einer der Nischen angebracht, deutlich dieser Bestimmung entspricht.

Wie gern hätte ich nun alles vollständig erschöpft, was Ani in dem Einzelnen seiner im Ganzen nicht sehr zahlreichen, größtentheils dem kirchlichen Element angehörenden Ruinen darbietet, wie gern hätte ich nicht allein die Inschriften von Ani, sondern auch die von jenem umfangreichen, noch ganz erhaltenen Kloster Kotschewank mit mir genommen, welches, vier Werst von Ani entfernt, die Gräber der Bagratiden-Könige birgt und wo, der Geschichte nach, die Hallen sich befinden, in welchen die Reichs- und Rathsversammlungen von Ani unter dem Vorsitz der Könige gehalten wurden, allein die Zeit, dieses kostbare Gut, welches auf Reisen wie die meinige immer im Mißverhältniß mit dem Reichthum der Gegenstände sich befindet, verrann zu schnell, da ich auf die topographische Aufnahme der Stadt wie des Arpatschai-Thales zu viel davon verwenden mußte.

Miscellen.

Plötzliches Anschwellen des baltischen Meeres bei Libau. Am 27 Jun. (9 Jul.) um 4 Uhr Nachmittags schwoll bei starkem Winde das baltische Meer plötzlich an und trat bei der Stadt Libau aus seinen Ufern, die es auf eine Strecke von 70 bis 100 Schritten überschwemmte. Diese ungewöhnliche Anschwellung, welche in der Höhe fünf Fuß betrug, überfluthete den Libauer Hafen, riß mehrere Schiffe von den Ankern los und warf sie ans Ufer. Nach 10 oder 15 Minuten sank das Wasser wieder und war bald innerhalb seiner alten Gränzen. Man glaubt diese ungewöhnliche Erscheinung stehe in Verbindung mit dem Orkan, der an demselben Tage in Deutschland wüthete, und den Raum von den Ufern des Rheins bis Libau in 12 Stunden zurücklegte. (Nordische Biene vom 5 Sept.)

Bergsturz in Transkaukasien. Am 29 Jun. (11 Jul.) stürzte auf dem Wege zwischen Signach und Telaw ein Theil des Berges an der Schlucht von Anag ein und füllte dieselbe streckenweise bis 15 Klafter hoch an. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.


nder
rika,
Ardebil
Serab
Kaswin
Sultania
IRAK
KIRMANSCHAH
Kirmanschah
Syrien
Dschof el Karit
Dschof
Marhba
Obbarn
Schibam
Terim
L F von
A D

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1845.

Die Geschichte einer Deportirten.

(Schluß.)

Während der acht Monate, die auf dieß Ereigniß folgten, klopften mehrere Matrosen in Williams Auftrag an die Thüre der Familie Cobbold an, um Margarethen Nachricht von ihrem Verlobten zu bringen, und wurden mit leicht begreiflichem Wohlwollen aufgenommen. Diese Gastfreiheit hatte indeß auch ihre Unbequemlichkeiten: unter den Matrosen der Küste verbreitete sich das Gerücht, daß man sich leicht ein gutes Mahl und einen Krug Bier verschaffen könne, wenn man in einer Matrosenjacke komme und sich als von Laud geschickt angebe. Mistriß Cobbold sah sich genöthigt, diesem Einsprechen von Matrosen einen Damm entgegenzusetzen, und künftig unverschämte und gefährliche Besuche zu untersagen. Margarethe war dadurch tief betrübt. Bei ihr entwickelte sich Edelsinn und Leutseligkeit stoßweise, ihr fehlte die Ueberlegung der Gebildeten, welche aus den edlen Gefühlen allmählich die Lebensregel macht. Die lange Abwesenheit Williams verdarb ihre gute Laune, man sah sie unruhig und zerstreut werden; am Tage nach dem Verbot, das ihr so zu Herzen ging, öffnete gegen neun Uhr Abends ein kleines Mädchen die Thüre des Weißzeugzimmers und rief: „Margareth, noch ein Matrose, der nach Euch fragt!" Margareth, unzufrieden und aufgeregt, antwortete schnell: „sagt diesem Menschen, man wolle keine Matrosen hier, er soll gehen!" Einen Augenblick darauf fiel ein ziemlich großes, in ein Segeltuch eingepacktes Paket zu den Füßen Margarethens nieder. Die nervige Hand, welche es durch die halboffene Thüre geworfen hatte, schloß diese mit Heftigkeit und der Mensch verschwand. Es war Laud selbst gewesen, der Margarethen seine Prisengelder brachte, alles was er auf der See gewonnen hatte.

Margareth betrachtete die Aufschrift des Pakets; sie konnte nicht lesen, aber ein geheimes Vorgefühl sagte ihr, daß irgend ein unglückliches Ereigniß vorgehe und sie eilte hinaus, um den flüchtigen Menschen zu suchen. Die Nacht war dunkel. An einer Straßenecke sieht sie einen Menschen in Matrosenkleidung, der sie zu erwarten scheint. Sie nähert sich, er faßt Margarethens Hand ohne ein Wort zu sagen, aber es ist nicht William, sondern sein alter Hochbootsmann Luff, der unzufrieden über den neuen, von seinem ehemaligen Capitän ergriffenen Lebensweg ihn um jeden Preis wieder aufsuchen wollte und das Mädchen zurückhielt, um von ihr zu erfahren, was sie nicht wußte, den Aufenthalt Williams. Eine heftige Scene fand statt; Luff suchte das Geschrei des Mädchens zu ersticken, diese aber erwehrte sich seiner, bis die Bewohner der nächsten Häuser herbeikamen. — Der Schuldige war verschwunden.

William glaubte sich von Margarethen vergessen, und die schlechte Aufnahme, die er gefunden, stieß mit einemmale alle seine bisherigen Entschlüsse um: er ergriff wieder sein altes Handwerk, während die finsterste Verzweiflung und die lebhaftesten Gewissensbisse Margarethen qualten. Das Gerücht aller dieser Abenteuer hatte sich in der Grafschaft verbreitet, welche bekanntlich wegen ihrer Pferdezucht berühmt ist, und wo der Pferdediebstahl neben der Wilddieberei und dem Schmuggel völlig organisirt war. Einer der Leute von der neuen Mannschaft Williams, Namens John Cook, hatte ein lüsternes Auge auf eines der schönsten Pferde Hrn. Cobbolds geworfen und verfiel auf ein seltsames Mittel, sich desselben zu bemächtigen. Es gelang ihm Margarethen zu sprechen, und er las ihr einen angeblichen Brief von William vor, worin dieser sie einlud, zu einer bestimmten binnen sehr kurzer Zeit einfallenden Stunde mit ihm in London zusammenzutreffen. „William sagte er, stehe im Begriff wieder abzureisen. Die Diligence würde zu langsam seyn, und Margarethe, wie oben schon erwahnt, eine gute Reiterin, solle die hellbraune Stute Hrn. Cobbolds nehmen, und in den Kleidern des Stallknechts alsbald abreisen." Sie bedachte sich keinen Augenblick, ritt sogleich in diesem Costüm in scharfem Trab fort, ohne früher als im Gasthof zum Ochsen in der Aldgate zu London anzuhalten, wo John Cook seiner Beute sich bald zu bemächtigen hoffte. Aber die Polizei war schon benachrichtigt, Margarethe wurde gefangen genommen, in Newgate eingesperrt, dann in Bury vor die Assisen gestellt, und nach dem grausamen Recht der damaligen Zeit wegen Hausdiebstahl zum Tode verurtheilt.

Sie vertheidigte sich kaum und hörte den Spruch mit Demuth an; der Einfluß der Familie Cobbold bewirkte eine Umwandlung der Todesstrafe in siebenjährige Deportation; da aber die Abfahrt des nächsten Schiffes abgewartet werden mußte, brachte sie drei Monate im Gefängniß von Bury zu, wo sie von allen, die ihr näher kamen, geachtet und mit der Aufsicht über das Weißzeug beauftragt wurde.

William inzwischen trotzte in seiner Verzweiflung den Gefahren mit größerer Keckheit wie je. So fiel er endlich in die Hände der Zollbeamten und wurde nach dem Gefängniß von Bury gebracht, wo sich auch Margarethe befand, und wo beide so lange getrennte Personen sich wieder erkannten. Die guten Dienste, welche William am Bord der Staatsschiffe geleistet hatte, sprachen zu seinen Gunsten, er wurde begnadigt und fand trotz der strengen Aufsicht im Gefängnisse Mittel Margarethen zu benachrichtigen, daß er am nächsten Mittag frei seyn und daß er sie um zehn Uhr Abends hinter der Kirche erwarte, wenn sie ihre Flucht bewerkstelligen könne. Der lange Widerstand des jungen Mädchens gegen ihre Liebe hatte endlich ihre Kraft gebrochen; sie hatte schon einmal ihr Leben für William hingegeben, und es kostete sie wenig, es noch einmal zu wagen. So entwarf sie den Plan zur Flucht mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, und führte ihn auf eine höchst seltsame und kühne Weise aus. Spanische Reiter, die in einer horizontalen Holzrolle liefen, krönten die Backsteinmauern des Gefängnisses. Eine der eisernen Spitzen war gebrochen. Vermittelst eines langen Stricks und eines laufenden Knotens zog sie sich in der Nacht bis zur Höhe der Mauern hinauf, klammerte sich an den Eisenspitzen fest, drehte sich um sich selbst, faßte den Strick von neuem und glitt mit blutigen Händen auf den Boden hinab. Sie fand Laud am bestimmten Orte und beide schlugen den Weg nach dem Ufer ein, denn Lauds alte Freunde hatten ihm versprochen Margarethen zu retten und ihn nebst ihr nach Holland zu führen. Die Schaluppe ließ allzu lange auf sich warten, und im Augenblick, wo die Schmuggler endlich herbeikamen, entspann sich zwischen ihnen und den Küstenwächtern ein Gefecht, welches William das Leben kostete. Von zwei Kugeln getroffen fiel er auf den Körper Margarethens nieder, die bewußtlos am Ufer liegen blieb, ins Gefängniß zurückgebracht und zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde.

Margareth hatte den Tod in der Nähe gesehen, der Mann, auf den sie alle Hoffnungen gegründet hatte, lebte nicht mehr, sie war resignirt. Ruhig reiste sie ab nach Botany Bay, dem Ort der Verbannung und der Schmach, welcher ihr Rang und Vermögen bringen sollte. Ihre einzige Leidenschaft war beschwichtigt, und so fand sie sich selbst wieder. Am 20 Dec. 1801 kam sie in Port Jackson an, und der Capitän, der sie übergeführt hatte und von der Bescheidenheit und dem sanften Sinn des Mädchens gerührt war, empfahl sie dem Gouverneur ganz besonders. Sie arbeitete in den Werkstätten der Regierung nur zwei Tage und wurde dann, wie dieß in den Strafcolonien Sitte ist, zur Hausarbeit begehrt von John Palmer, einem reichen Colonisten, dessen Frau ein Asyl für die Waisen des Landes gegründet hatte. Diese fand in Margarethen, welche sie lesen und schreiben lehrte, eine gewandte Arbeiterin und eine gute Aufseherin für die von ihr geleitete Wohlthätigkeitsanstalt. Eine Frau, der eine andere Interesse einflößt, will stets diese verheurathen. Mistriß Palmer suchte auch einen Mann für Margarethen, welche nie schön im eigentlichen Sinn gewesen war, deren Lebhaftigkeit und natürliche Anmuth aber in diesem ruhigen Leben sie wiederum wahrhaft reizend gemacht hatten. Hie und da gab es auch Gelegenheiten, wo die Heldin der Suffolkküste wieder hervortrat: bei einer heftigen Ueberschwemmung, wie sie in Neusüdwales öfters vorkommen, rettete sie mehrere dem Untergang nahe Kinder, indem sie selbst den Nachen bestieg, und obwohl sie aus dieser That nicht das mindeste Aufheben machte, erlangte sie doch eine Art Berühmtheit in Australien.

Die arme Margarethe war nicht stolz auf ihre Abenteuer und ihr Roman machte sie nicht hochmüthig; sie hatte ihrer Gebieterin ihren Namen und ihre Geschichte mitgetheilt, aber sie gebeten beides zu verbergen, und so blieb sie in ihrer untergeordneten Stellung, ohne sich darum zu kümmern, was in der Colonie vorging. Selbst das Asyl, in welchem sie als Aufseherin diente, zählte, ohne daß sie es wußte, unter seinen Gründern einen Mann, der in verschiedene Vorfälle ihres Lebens verwickelt gewesen war, nämlich John Barry, den Bruder Edward Barry's und Lauds Nebenbuhler. Er hatte begriffen, daß die hartnäckige Liebe Margarethens nie weichen würde, und sobald er geheilt war, ließ er sich zum Steueraufseher in Botanybay ernennen, und kam am Ende des Jahres 1794 nach Sydney. Die Pünktlichkeit in allen seinen Geschäften und die Sanftmuth seines Charakters sicherten sein Fortkommen und erwarben ihm eine verdiente Achtung in diesem Lande des Verbrechens und der Strafe, wo die verdorbene Civilisation Europa's sich roher zeigt, als der Wilde in seinen Wäldern.

Die ruhige Laufbahn Barry's war bereits mit Ehre und Vermögen gekrönt, als ihm seine jüngere Schwester starb, die er aus England hatte kommen lassen, um sein Hauswesen zu führen. Allein und mit den Einzelnheiten einer großen Verwaltung belastet, wandte er sich an Mistriß Palmer, um eine vertraute Person zu erhalten, welcher er die Sorge seines Hauswesens übertragen könne. Mistriß Palmer empfahl ihm die Deportirte Margareth Catchpole, glaubte sich übrigens verpflichtet, ihm das frühere Leben ihrer Schützlingin nicht vorzuenthalten. Barry erstaunte, hier Margarethen wieder zu finden, und sein Entschluß war schnell gefaßt. Er ging gerade zu dem Gouverneur, mit dem er auf einem sehr guten Fuße stand, und verlangte die vollständige Freiheit Margarethens, so wie ihr Ausstreichen aus der Liste der Verurtheilten, und erhielt beides. Die Free Pardon des armen Mädchens, eine Urkunde, welche ihr alle bürgerlichen Rechte zurückgab, war also die erste Nachricht und das erste Wort, was John Barry Margarethen in der von Mistriß Palmer veranstalteten Zusammenkunft überbrachte. Zur Zeit, wo sie in dem Pachthof von Alneshbourne die Nächte an seinem Bett durchwachte,

hatte er ihr geschworen, nie eine andere Frau als sie zu nehmen und hatte Wort gehalten. Jetzt erhielt die Deportirte von John Barry mehr als das Leben, und es stand ihr frei, in den Antrag, welchen er ihr machte, sein Loos zu theilen und den Namen Barry anzunehmen, zu willigen oder ihn auszuschlagen. Sie nahm ihn an und wurde Mistriß Barry von Windsor, einer der reichsten Besitzungen dieser neuen Welt. Fünfzehn Jahre war sie seine Gattin, erhielt zwei Töchter und einen Sohn von ihm, der am 9 Sept. 1827 in ihren Armen starb. Sie selbst verschied am 10 Sept. 1841, achtundsechzig Jahre alt, und hinterließ dem Geistlichen Richard Cobbold, welchem Laud das Leben gerettet hatte, den Auftrag ihre abenteuerliche Jugend zu schildern.

Der ehrwürdige Geistliche hat seine Aufgabe ziemlich schlecht gelöst; er hat Gespräche erfunden, Seufzer losgelassen, eine Menge unnützer Details verschwendet, und den ächt poetischen Theil dieses Romans bei Seite gelassen, denn die meisten Menschen übersehen ganz die poetischen Elemente, welche in dem wirklichen Leben so reichlich vorhanden sind. Der Geistliche hat weder die stille, tiefe Empfindung des Mädchens, noch den kühnen, trotzigen Muth des jungen Mannes recht verstanden, und eben so wenig die unbesiegbare Sympathie, welche sie an einander knüpfte durch eines jener furchtbaren Bande, deren Macht man unwillkürlich anerkennen muß. Nach den Aussagen derer, die Margarethen persönlich kannten, hatte sie keinen andern Fehler, als ihre Leidenschaft, welche durch ihre vielfach kundgegebene Charakterstärke noch mächtiger wurde. Sie begeht keinen Fehler, sie weicht nicht von der geraden Linie ab, außer für den, welchen sie liebt. Sie ist das reinste Mädchen mit gesundem Verstande und redlichem Herzen, nur wenn Er erscheint, ist alles anders. Er hat ihr, wie die Landleute sagen, einen Zauber zugeworfen, eine positive Anziehungskraft macht sich geltend, wie die des Eisens zum Magnet, der Blume gegen das Licht, und Margarethe fühlt sich fortgerissen. Diese aller Ueberlegung und Vernunft widerstreitende Liebe und ihre Opfer heben Margarethen weit über die zarten Romanenheldinnen unserer Tage.

Die Bewohner von Lima.*)

Farbige Classen.

Die Indianer in Lima machen nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus (5000 auf 54,000). Unter diesen sind fast eben so viele Zugewanderte als Eingeborne; die meisten der erstern sind aus dem Gebirge, nur wenige von der Küste. Da ihr Charakter durch den ununterbrochenen Verkehr mit den Weißen sehr modificirt ist, so will ich da, wo sie in ihrer ursprünglichen Reinheit auftreten, ein Bild von ihnen entwerfen und die Verschiedenheit des Indio Costeño (Küstenindianer) vom Indio serrano (Gebirgsindianer) hervorheben. Die Indianer in Lima sind thätige und unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer Ehrlichkeit in den großen Handlungshäusern eines guten Credits. Fast alle Posamentirer in dem Portal de Botoneros sind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derselben. Die Indianer, die sich als Dienstboten verdingen, sind weniger thätig und ehrlich und mehr verschlossen und mißtrauisch; die Neuangekommenen besonders trifft dieser Vorwurf. Sie sind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle stehen in ihren geistigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Creolen zurück, vor denen sie eine gewisse, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

In frühern Zeiten war in Lima ein eigenes Collegium für ebelbürtige Indianer, auch wurde von den Abkömmlingen der Yncas je der älteste Sohn der Familie, wenn er studiren wollte, auf Staatskosten in das Collegium von San Carlos aufgenommen. Seit der Unabhängigkeit sind aber alle Privilegien, welche die Indianer genossen, aufgehoben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven sind. Obgleich ein Paragraph der Unabhängigkeitskarte erklärt, „daß niemand in Peru als Sklave geboren werde," so hat doch der Nationalcongreß zu verschiedenenmalen für gut gefunden, diesen Grundsatz abzuändern. In Huaura wurde bestimmt, daß die in der Sklaverei gebornen Kinder erst in ihrem 25sten Jahre frei seyn sollen, der Congreß von Huancayo verlängerte die Zeit bis auf 50 Jahre. Neue Zufuhr von Negern aus Afrika findet keine statt, da nach einem andern Paragraphen der nämlichen Acte „jeder, der als Sklave aus einem andern Lande nach Peru kommt, von dem Augenblick, in dem er den Boden dieser Republik betritt, frei ist." Wenn also ein Peruaner mit seinem Bedienten eine Reise nach Chile macht und ihn wieder in sein Vaterland zurückbringt, so kann der Sklave seine Freiheit verlangen; nur entlaufene Neger machen eine Ausnahme, sie können bei ihrer Rückkehr auch nach mehrjähriger Abwesenheit reclamirt werden. Der Werth der Sklaven ist weniger bedeutend als in den südlichen Staaten von Nordamerika. In Lima kostet ein junger, starker, gesunder Neger durchschnittlich 400 Piaster; eine Negerin, besonders eine Negra de Chacra (zu Feldarbeiten geschickt), 100 Piaster mehr. Der Preis hängt bei denen, die zum Hausdienst bestimmt sind, von dem Charakter und den Fähigkeiten ab; ein guter Koch und eine geschickte Näherin kosten einige Goldunzen mehr als die, welche als Wasserträger oder Knechte benutzt werden. Bei den Plantagennegern wird hingegen nur Rücksicht auf Gesundheit und Körperkraft genommen.

Die Behandlung der Sklaven in Lima ist, besonders von Seite der Creolen, außerordentlich milde und im Durchschnitt gerade wie die der Dienstboten in Europa. Sehr selten wendet der Herr selbst gegen seinen Neger strenge körperliche Strafen an; hat er solche verdient, so wird er nach der Bäckerei (Panaderia) geschickt, wo er die nöthige Züchtigung erhält. Das Kneten des Teiges und das Backen des Brodes wird bei der großen Hitze als eine der beschwerlichsten Arbeiten angesehen und nur von Sklaven ausgeführt, die unter der strengsten Fuchtel eines unbarmherzigen Mayordomo stehen. Da alle irgend eines Vergehens schuldig sind und zur Strafe in die Bäckerei geschickt werden, so wird um so weniger Rücksicht gegen sie genommen und der kleinste Fehler mit harter Strafe gerügt. Es stehen oft 25 bis 30 Neger an einer Mulde und kneten ihren von Gesicht und Brust herabrieselnden Schweiß in das Brod, während die lange Peitsche über die nackten Rücken schwirrt. Härtere Züchtigungen werden vom Mayordomo noch

*) Aus dem vor kurzem zu St. Gallen bei Scheitlin und Zollikofer erschienenen Werke: „Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842, von J. J. v. Tschudi."

besonders verhängt. Je nach dem Vergehen dauert die Strafzeit vierundzwanzig Stunden bis mehrere Jahre; sehr schlechte, unverbesserliche Neger werden dem Bäcker zu geringem Preise verkauft. Die Furcht vor der Panaderia ist bei den Sklaven so groß, daß sie schon bei der bloßen Drohung zusammenbeben, und soll diese ausgeführt werden, ihren Gebieter auf das flehendlichste bitten, er möge sie selbst so hart bestrafen, wie er wolle, denn sie wissen wohl, daß sie dann wohlfeilern Kaufes davon kommen.

Die Specialgesetze, welche die Sklaven in Lima schützen, sind so vortheilhaft, wie wohl in keinem andern Sklavenstaate. Es ist ein eigener Richter bestimmt, vor den die Sklaven ihre Klagen bringen können und der sie vor ungerechten Mißhandlungen schützt. Wenn einer die Summe, die sein Herr für ihn verlangt und die in schwierigen Fällen durch gesetzliche Schätzung festgesetzt wird, bezahlen kann, so ist er frei; auch hat er das Recht, sich selbst an einen andern Herrn zu verkaufen, wenn dieser seinem ersten Besitzer die Kaufsumme ausbezahlen will, und so ungern ihn oft dieser verliert, so muß er sich doch dem Gesetz fügen. Den Negern sind zahlreiche Mittel an die Hand gegeben, sich Geld zu erwerben. Ihr Dienst erlaubt ihnen, während fünf bis sechs Stunden des Tages für sich zu arbeiten, so daß es ihnen ein Leichtes ist, im Laufe einiger Jahre die Loskaufungssumme zusammenzubringen. Gewöhnlich gebrauchen sie aber das Geld zur Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse und trachten nicht sehr nach ihrer Freiheit. Als Sklaven erhalten sie Wohnung, Nahrung, Kleidung und Pflege in ihren Krankheiten, so wie sie aber frei sind, müssen sie für alle diese Bedürfnisse selbst sorgen, was bei ihrer angebornen Trägheit keine Kleinigkeit ist. Die Hausneger sind in der Regel gern Sklaven, nicht aber die Plantogenneger, die strengere Arbeit und eine härtere Behandlung haben. Ich kannte einen alten Neger, der sich ein Vermögen von 6000 Piaster zusammengespart hatte, ohne sich seine Freiheit zu verschaffen, wohl aber hatte er seine Kinder und zwei Schwestern losgekauft. Er bemerkte mir mehrmals, wenn er frei wäre, so würde er es nicht halb so gut haben. Als Bediente sind die Neger tauglicher als die Indianer, da sie etwas lebhafter sind und besser als jene die Behandlung der Pferde kennen. Sie erfordern aber eine stete Aufsicht und ein ununterbrochenes Mahnen und Drohen. Die Ursache der vielen schlechten Sklaven in Lima liegt einzig in der zu milden Behandlung; diese Classe von Menschen kann nur durch unerbittliche Strenge zu etwas Ordentlichem gebildet werden.

Viel besser als die Creolenneger sind die eingeführten afrikanischen (Bosales), obgleich sie jenen an Körperkraft in der Regel nachstehen und weniger aufgeweckt und lebhaft sind; sie sind aber geduldig, sehr folgsam und ungleich viel treuer und anhänglicher als die in Peru gebornen. Sie behalten immer einen gewissen Stolz bei, der besonders bei denen aus fürstlichem Geblüt stark hervortritt. Ein Altspanier hatte sich eine junge Negerprinzessin gekauft, die schlechterdings fast zu keinem Dienst gebraucht werden konnte. Als sie auf den Markt geschickt wurde, stellte sie den Korb auf die Erde und gab zu verstehen, sie sey gewohnt, bedient zu werden, aber nicht zu dienen. Die natürliche Folge dieser Weigerung war eine tüchtige Tracht Peitschenhiebe, mit der sie der Mayordomo zu ihrer Pflicht zurückführen wollte, aber vergebens. Lautlos ertrug sie die unbarmherzigsten Züchtigungen, wich aber keinen Finger breit von ihrem Starrsinn ab. Stundenlang saß sie, finster vor sich hinstarrend, auf der Erde und brummte in dem eigenthümlichen Bosaltone: yo clavita, yo clavita,*) sprang dann auf und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer, bis sie besinnungslos niederstürzte. Da sie Zuneigung zu den Kindern des Hauses zeigte, so wurde ihr die Pflege derselben anvertraut. Mit einer Zärtlichkeit und einer Treue, die wirklich rührend war, versah sie ihren Dienst. Nie hat sie aber die geringste Handleistung gethan, die ihre Stelle nicht erforderte. Ihr Gebieter war vernünftig genug, sie in ihrem tadellosen, stillen Treiben nicht durch rohe Eingriffe zu stören.

Widerspänstigkeit ist bei den Bosalnegern die unausbleibliche Folge einer harten Behandlung, die sie finster und stumm ertragen, während sich die Creolen winden und drehen wie ein Wurm und hernach wieder ganz freundlich thun. (Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen der Stadt Ani. (Anhang.)

Hr. Brosset, bekannt durch sein Studium der georgischen und armenischen Sprachen, begleitet diese Schilderung der Ruinen mit nachstehenden Angaben über diese Stadt. „Ani, vom Arpatschai und Aladscha-Tschai eingeschlossen, war nach allen Richtungen hin durch steile Abhänge, an deren Fuße diese beiden Flüsse flossen, und gegen Osten, wo kein so steiler Abhang sie deckte, durch eine doppelte Mauer vertheidigt, und bedeckte ein dreieckiges Plateau, dessen Umfang 14,400 englische Fuß oder 4100 Metres betrug. Da aber eine solche Fläche keine zahlreiche Bevölkerung beherbergen konnte, so waren die Sandsteinfelsen (Molasse) im Süden und Osten des Dreiecks von unzähligen Grotten durchbohrt, die eine zweite Stadt vor der ersten bildeten, eine Troglodytenstadt, ähnlich der von Wardzia und Uplosziche, welche Dubois von Montpéreux erforscht hat. So kann man sich erklären, wie im Jahre 1064 zur Zeit der Belagerung der Stadt durch Alp-Arslan 50,000 Personen den Umkreis der Mauern verlassen konnten, ohne daß diese dadurch ganz verödet war.

Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Ani nur ein kleines unbedeutendes Fort, gegen Ende des achten machte ein armenischer Fürst aus der Familie der Bagratiden eine gute Citadelle daraus, in der er seine Schätze aufbewahrte. Vom Jahre 961 an wurde sie die Residenz der armenischen Könige aus der Familie der Bagratiden, welche sie erweiterten, befestigten und mit Palästen und Kirchen schmückten. Nach dieser Zeit, im Jahre 1040, fiel sie in die Hände der Griechen, wurde diesen durch die Seldschuken entrissen und durch eine Reihe von Emirs aus dem kurdischen Geschlecht der Beni-Scheddad regiert. Von 1124 bis 1209 war sie fünfmal theils durch Gewalt, theils freiwillig in den Händen der georgischen Könige David, Dimitri, Giorgi III und Thamar. Endlich wurde sie im Jahre 1313 durch ein furchtbares Erdbeben zerstört, welches die Stadt, die acht Jahrhunderte überdauert und fünfzehn historisch bekannte Belagerungen erfahren hatte, moralisch vernichtete. Ihre Grotten und verlassenen Häuser, ihre Kirchen, Paläste und Moscheen, die zwar voller Risse sind, aber noch aufrecht stehen, erhalten nur zuweilen den flüchtigen Besuch eines Hirten, aber zeugen noch immer von dem alten Glanze. Wenn man auch an die augenscheinlich übertriebene Angabe von 100,000 Häusern und 1001 Kirchen nicht glaubt, so ist doch durch Augenzeugen ermittelt, daß es eine äußerst bedeutende Stadt war und verhältnißmäßig bevölkerter als unsere europäischen Städte."

*) Wahrscheinlich Abkürzung von yo esclavita (Verkleinerung von esclava), „ich Sklavin."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1845.

Arabien.

2. Die Zeit Mohammeds.

Man glaubt gewöhnlich, und die meisten Geschichtsbücher stellen es auch so dar, als ob die Erhebung der Araber unter Mohammed und die Ausbreitung der arabischen Herrschaft durchaus das Werk des religiösen Enthusiasmus sey, welchen Mohammed unter seinen Anhängern erweckte. Dieß ist aber nur mit großen Einschränkungen anzunehmen, denn nicht nur hatten die politischen Umstände der benachbarten Länder der arabischen Eroberung wesentlich vorgearbeitet, sondern auch unter den Arabern selbst hatte bereits eine kriegerische Aufregung bestanden, die sich für und gegen Perser und Römer, welche damals sich um den Besitz Mesopotamiens, Syriens und Aegyptens stritten, Luft machte. Wir können den allgemeinen Stand der damaligen politischen Welt im Orient aus Nichts deutlicher erkennen, als aus den Kriegszügen von Nuschirwan und Chosru. Ersterer hatte um das Jahr 570 Syrien erobert, drang gegen Aegypten vor, und schickte eine Heeresabtheilung gegen Jemen, wo noch die Aethiopier geboten, welche, wie wir früher gesehen, unter Aryat im J. 525 in Jemen eingefallen waren und die Homeiriten gestürzt hatten.*) Kurz ehe Nuschirwans Truppen erschienen, war Abraha, damals der Befehlshaber der Aethiopier, vor Mecca, das er belagerte, erlegen, und diese Niederlage, so wie der Zwiespalt seiner Brüder und Söhne, bahnten den persischen Truppen den Weg, welche die Aethiopier vollends verjagten und einen Nachkommen der alten himjaritischen Könige auf den Thron setzten. Aber der griechische Kaiser ergriff die Partei des christlichen äthiopischen Fürsten, weil er einerseits des Tributs, den er an Persien zahlte, sich entledigen wollte, andererseits weil er fürchtete, die Perser möchten bis Aegypten vordringen, und diese Provinz dem Reiche entreißen. In Nuschirwans Fußstapfen trat, nach einigen heftigen Erschütterungen im Innern Persiens, sein Enkel Chosru, überschwemmte im Jahre 614 Syrien, eroberte Palästina, wo 90,000 Christen unter dem Haß der Juden und Araber gefallen seyn sollen, und eroberte im J. 616 Aegypten selbst. Aber diese Kriegszüge waren wie die gewaltigen Wetterbäche, welche nach kurzem Toben im Sande verrinnen: die Städte wurden geplündert, verheert, die Einwohner zum Theil gemordet, Mesopotamien, Syrien und Aegypten litten fürchterlich unter der Geißel des Kriegs und der persischen Satrapen, und fand eine Wiedereroberung von Seite der Griechen statt, so war ihr Loos, wenn auch etwas minder gewaltsam, doch kaum besser. Hiezu kam die Unduldsamkeit der persischen Magier und der griechischen Geistlichkeit, welche die großentheils von der orientalischen Kirche etwas abweichenden Secten Asiens mit gleicher Härte verfolgten. So war zwischen Rum und Persien die Bahn für einen dritten Eroberer gebrochen.*)

Rum wie Persien traten, indem sie um Mesopotamien und Syrien stritten, aus ihrem eigentlichen Kreise: es sind Eroberungen in fremdem Gebiet, aus denen sie wenig Menschen-, sondern nur höchstens Geldkräfte ziehen; das einheimische Volk aber bleibt, und wenn auch die Städter leiden, so gewinnen doch die wandernden Stämme, denen ein Feind nichts anhaben kann. Diese Stellung zwischen Rum und Persien nehmen in den letzten anderthalb Jahrhunderten vor Mohammed die Araber ein; nicht nur wandern Tausende von Juden aus den den feindlichen Verheerungen und den Erpressungen der Statthalter ausgesetzten Städten Syriens und Palästina's nach Arabien, wohin sie ihre Bildung und ihre Religion bringen,**) sondern die Araber dringen auch selbst vor, wovon

*) Vielleicht auch, wie wir unten sehen werden, einen Usurpator Dsu-Nawas.

*) Mohammed erkannte diesen Stand der Dinge sehr wohl,, wie eine 30ste Sure zeigt, wo er nach den Siegen der Perser unter Chosru den Römern wiederum Sieg verheißt; er sah wohl, daß eine dieser Mächte um die andere sich erschöpfe.

**) Man nannte sie frühzeitig, wie noch jetzt, „Leute des Buchs" d. h. der Bibel, und Mohammed stellte als erste Kiblah, d. h. den Ort, wohin man sich beim Gebet richten sollte, bekanntlich nicht Mecca, sondern Jerusalem auf; Mecca trat erst später an dessen Stelle, weil er den alten Glauben der Araber und die heilige Caaba zu schonen sich veranlaßt sah. Indeß beweist der ganze Koran und das politische Benehmen Mohammeds, daß er

der deutlichste Beweis ist, daß sie in der Nordspitze Mesopotamiens erschienen und der Stadt Amida, jetzt Diarbekr, ihren Namen aufdrücken; schon im Anfang des sechsten Jahrhunderts waren Araber vom Stamme Bekr (daher Diar-Bekr, das Land Bekr) dahin gedrungen, und behaupteten sich auch bis in spätere Zeit, wo die umwohnenden Kurden wieder des Landes sich bemächtigten.

Wir finden also in Arabien und seinen Nebenländern in der Zeit unmittelbar vor Mohammed eine große Erschöpfung der Hauptmächte, Byzanz und Persien, und eine bedeutende Aufregung unter den kriegerischen Stämmen der Nordhälfte Arabiens, während der Süden, das alte himjaritische Reich, so gut wie todt ist. Nach der Schlacht bei Kbazaza, welche, wie wir im ersten Abschnitt erwähnt, gegen das Ende des 4ten Jahrhunderts fällt, und die Unabhängigkeit der Stämme Mittelarabiens von der Herrschaft Jemens herbeigeführt zu haben scheint, wissen wir von dem Zuge eines nordarabischen Anführers, Dsu Nawas,*) der den letzten rechtmäßigen Tobba oder König stürzt, und seine Herrschaft wie seinen Glauben — er soll Jude gewesen seyn — von Jemen bis an den persischen Golf ausgebreitet habe. Die von ihm herbeigeführte Christenverfolgung rief den Negus (Nedschasch) von Aethiopien herbei, von welchem Dsu Nawas in zwei Seeschlachten besiegt wurde, worauf er sich aus Verzweiflung ertränkte.**) Abraha oder, wie Kasem Bek schreibt, Abreche blieb als Statthalter des Negus in Jemen, und machte den in der moslemitischen Geschichte vielberühmten Zug gegen Mecca, augenscheinlich um das alte Ansehen Jemens über diese Länder wieder zu erneuern, aber Mangel an Lebensmitteln und der Widerstand der Koreischiten nöthigten ihn zum Abzug, der bald in eine schimpfliche Flucht ausartete. Daß ein Himjarite mit persischer Hülfe wieder den Thron Jemens bestieg, haben wir oben schon erwähnt, aber die Kraft des Reichs war unwiederbringlich dahin, denn der neue Himjarite scheint factisch nichts als ein persischer Satrap gewesen zu seyn, den noch übrigens der persische König nicht schützen konnte. Das Christenthum war in Südarabien durch den Fall Abreche's, und das Reich durch den Schutz der Perser gefallen. So war auch hier den Anhängern Mohammeds der Weg gebahnt, oder wenigstens hatte die Ausbreitung des Islam von hier aus keinen Widerstand zu befürchten.

Es ist zur Beurtheilung selbst noch der jetzigen Verhältnisse Arabiens und der arabischen Länder von großer Bedeutung, daß in Hedschas und überhaupt in Mittelarabien nie

auf jüdischen Grund baute, und die Juden hätten, wenn sie sich ihm angeschlossen, in dem Saracenenreiche fast die Rolle von Leviten spielen können.

*) Bei den Byzantinern Dunaan genannt. Wir folgen hier einem von Kasem Bek, Professor an der Universität Kasan, verfaßten Artikel „über einige Revolutionen des Orients, welche innerhalb und außerhalb Arabiens dem Propheten Mohammed den Weg bereiteten.“ Der Aufsatz, welcher im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, Mai 1845, steht, scheint uns aber, außer einigen näheren Angaben, nicht viel Neues zu enthalten.

**) Kasem Bek setzt das Auftreten von Dsu Nawas 75 Jahre vor Mohammeds Geburt also ins Jahr 494 oder 496 nach Chr., je nachdem man die Geburt Mohammeds ins Jahr 569 oder 571 setzt.

ein Herrscherhaus aufkam,*) sondern die Stammeshäupter fortwährend, wenn auch unter mannichfachen Stürmen, die Herrschaft führten, und auch diese nur unter dem Namen der Beschützer der Caaba, welches Heiligthum der ismaelitischen Araber in eine unbekannte Zeit hinaufreicht.**) Dieser aristokratisch-theokratische Geist ist dem eigentlichen Araberstamm unverwüstlich aufgeprägt, und Mohammed hat auch in dieser Beziehung nur die vorhandenen Elemente benützt und weiter ausgebildet; unter einer monarchischen Herrschaft wäre das Emporkommen Mohammeds durchaus unmöglich gewesen, denn ein erblicher Monarch hätte im Namen der heiligen Caaba — wie dieß auch die Koreischiten eine Zeitlang versuchten — die Lehre Mohammeds, daß Arme und Reiche, Könige und Knechte Einem Gebot Allahs unterworfen seyn und so zu sagen nur Eine Gemeinde unter einem geistlichen Haupt bilden sollen, gewaltsam unterdrückt. So aber hielt in Mecca das Ansehen verschiedener Häupter einander das Gleichgewicht, und wenn gleich die Koreischiten sich endlich gegen das Leben Mohammeds verschworen und diesen dadurch zur Flucht zwangen, so behauptete er doch durch seine Anverwandten immer noch einen Einfluß und ein Ansehen, das unter einer königlichen Gewalt nicht möglich gewesen wäre.

Mohammed war bekanntlich eine höchst seltsame Mischung von religiösem Enthusiasmus und schlauer Berechnung; er hatte seine religiösen Ansichten theils aus Syrien und Palästina geholt, theils geradezu aus dem alten Testament geschöpft, und hätten, wie er wohl erwartete, nach seiner Flucht von Mecca nach Medina die Juden in der Umgegend sich für ihn erklärt, statt ihn mit den Koreischiten zu bekämpfen, so hätte vielleicht seine ganze Religionsschöpfung eine andere Wendung genommen. So aber von den Juden bedrängt mußte er sich ganz auf die Araber stützen, und des alten Heiligthums, der Caaba, zu bemächtigen suchen. Die Sage schreibt bekanntlich dieß Heiligthum dem Abraham zu, gewiß ist aber wenigstens, daß sein Daseyn über die christliche Zeitrechnung hinaufreicht, und daß schon 700 Jahre vor Mohammed ein himjaritischer König die erste heilige Decke in die Caaba stiftete — Beweis genug, daß sie damals schon in sehr hoher Achtung stand; 360 Götzenbilder, vielleicht die Embleme des Jahrs — denn die vorislamitischen Araber hatten nicht das jetzige Mondsjahr ***) — umstanden die Caaba, welche im Monat

*) Die Dschurhumiden, welche wirklich eine Zeit lang, — jedoch in einer nicht wohl zu bestimmenden Periode — über Mecca herrschten, waren aller Wahrscheinlichkeit nach ein himjaritisches Geschlecht, denn Dschurhum wird ein Bruder Jarubs und ein Sohn Kahtans genannt. (s. Journ. Asiat. Jahrgang 1838. Bd. 1. p. 526). Ihre Verdrängung scheint das Zurückweichen der himjaritischen Macht vor den eigentlichen ismaelitischen Arabern zu bezeichnen, und ins zweite Jahrhundert vor Chr. zufallen.

**) Die Vertreibung der Dschurhumiden wird der Vernachlässigung dieses Heiligthums zugeschrieben.

***) S. Caussin de Perceval über den arabischen Kalender vor dem Islam (Asiat. Journ. April 1843). Nach den hier auseinander gesetzten Ansichten hätten sie freilich auch kein Jahr von 360.

Dsulhidsche, d. h. Monat der Pilgerfahrt, Pilger aus ganz Arabien an sich zog. Wodurch dieß Heiligthum der Vereinigungspunkt der alten Araber, namentlich der nördlichen, geworden war, ist uns unbekannt, aber gewiß ist, daß Araber aus allen nördlichen und mittleren Stämmen — ob auch die südlichen, welche in der Sprache so sehr abwichen, steht dahin — um jene Zeit sich in Mecca zusammenfanden, daß hier, wie auch zu Okadh, poetische Wettkämpfe statt hatten, und daß Mohammed bei diesen Versammlungen seine ersten Anhänger gewann. Nicht nur sprach sich in den Liedern, oder vielmehr Recitativen, welche hier vorgetragen wurden, der ritterliche Geist der arabischen Stämme in wunderbarer, ergreifender Weise aus, sondern die Nation hatte auch durch diese Vereinigungspunkte eine Art literarischer Bildung gewonnen, welche sie für die Schönheit der Sprache und den Schwung der Gedanken ungemein empfänglich machte. Als Mohammed die zweite Sure des Koran an der Caaba zu Mecca aufhängte, nahm der greise Lebid sein Preisgedicht, das als eine der vorzüglichsten Dichtungen der vorislamitischen Araber gleichfalls dort aufgehängt war, ab, und wurde Moslem, indem er erklärte, so könne nur ein von Gott begeisterter Dichter sprechen. Man darf sich darum über die Erfolge Mohammeds, sobald die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, nicht verwundern. Mohammed erschien als glänzender Dichter und tapferer Krieger, er beschäftigte die Einbildungskraft und befriedigte die Raublust der Araber, wie er durch sein Gesetz und sein Paradies ihrer Sinnlichkeit schmeichelte, der er selbst unterthan war. (Schluß folgt.)

Die Ruinen von Rhé.

(Holmes: Sketches on the Shores of the Caspien. London 1845.)

Ueber diese mehr wie sie es verdienen berühmten Ruinen berichtet Holmes in seinem kürzlich erschienenen Werk: „Alle Reisende, welche Teheran besucht haben, sprechen auch mehr oder minder von Rhé, ich kann aber nur mit Fraser bemerken, daß nie vielleicht Ruinen die Neugier der Alterthumsforscher weniger befriedigten. Nichts sieht man als Haufen von Scherben und Schutt, gehörig umgegraben und ausgehöhlt, um alle gebrannten Backsteine daraus hervorzuholen. Auch Sir J. Macdonald sagt, daß sie nichts der Aufmerksamkeit Verdienendes darböten. Indeß lassen sich noch längs einem Vorsprung des Elbrus die Reste von Mauern und Thürmen verfolgen, und mitten unter dem Schutt steht noch ein merkwürdiger runder Thurm von etwa 50 Fuß Höhe und 120 Fuß im Umfang, welche in vierundzwanzig je 5 Fuß breite dreieckige Abtheilungen getheilt sind. Oben an der Höhe läuft eine Inschrift in kufischen Charakteren herum, das Innere ist leer und ohne Zierrathen. An der Spitze auf der Nordseite ist ein Theil eingebrochen, und hier ist auch eine Spur, daß in der Dicke der Mauer eine schmale Treppe war, aber ich fand keinen Eingang und bemerkte nur, daß die Mauer hohl war. Auch die Flur auf dem Boden schien mir einen hohlen Ton von sich zu geben, als ich darüber schritt. Nicht weit davon sind noch zwei oder drei andere Thürme, aber ich sah sie nur aus der Entfernung."

---

noch weniger von 365 Tagen gehabt, sondern ein Mondjahr, in welches alle drei Jahre ein Monat eingeschoben wurde, — eine Einrichtung, die ihnen von Indien zugekommen seyn soll, also wahrscheinlich zuerst zu den Jemeniten kam.

Die Bewohner von Lima.

Farbige Classen.

(Fortsetzung.)

Als die Zahl der afrikanischen Neger in Lima bedeutender war, hielten die verschiedenen Stämme fest zu einander und bildeten Innungen (die sogenannten Cofradias), die sich in regelmäßigen Zusammenkünften vereinigten, in denen den Sklaven aus fürstlichen Familien eine Ehrerbietung erzeigt wurde, wie sie sie kaum in ihrem Vaterlande genossen hatten. Unter Reden, religiösen Ceremonien, Musik, Gesang und Tanz schwelgten sie in der Erinnerung ihres fernen Vaterlandes und einer glücklichen Vergangenheit.

Die Cofradias hatten auch einen philanthropischen Zweck, da sehr oft den Sklaven, die einen harten Herrn hatten, durch eine allgemeine Steuer die Loskaufungssumme vorgestreckt wurde.

Seit der Unabhängigkeit von Peru und der dadurch aufgehobenen Negerzufuhr sind die Cofradias in Verfall gerathen und haben ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Jetzt nehmen auch Creolen- und freie Neger daran Theil. In der Vorstadt San Lazaro sind die Locale dieser Zusammenkünfte; ihre Wände sind mit den lächerlichsten Figuren von Negerkönigen, Elephanten, Kamelen, Palmen u. s. w. bemalt.

Die freien Neger sind in Lima wie in ganz Peru eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das Bequemste für sie ist: an den Straßen aufzulauern und die Reisenden auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Mancher warme Vertheidiger der Neger möchte wohl diese bösen Eigenschaften dem Mangel an Erziehung, der Erinnerung an die Sklaverei, der Rache u. s. w. zuschreiben und darin hinlängliche Entschuldigungsgründe dafür finden. Ich spreche hier aber auch von den freigebornen Negern, die, in reiche Häuser aufgenommen, von der frühesten Jugend eine eben so gute Erziehung als die weißen Creolen genossen haben, mit Wohlthaten überhäuft und auf das freundlichste behandelt wurden, die sich aber dennoch nicht von denen unterscheiden, die halb verwildert bei ihren eigenen Eltern aufwuchsen. Kann der Neger lesen und schreiben und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der, statt auf den Landstraßen die Reisenden zu berauben, im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeiten ausübt. Welches ist die Ursache dieser unverbesserlichen Schlechtigkeit der Neger? Die Antwort auf diese wichtige Frage ist nicht leicht, wenn wir von dem Grundsatz ausgehen wollen, die Neger seyen eben so bildungsfähig wie die Kaukasier, und zum Ueberflusse noch etwa einzelne Beispiele von gelehrten Aethiopiern als Unterstützungsgrund herbeisuchen wollen. Diejenigen, welche dieser Ansicht huldigen und genau mit den socialen Verhältnissen der Länder bekannt sind, in denen freie Neger in Menge leben, mögen die Frage lösen. Meine Ansicht ist die, daß die Neger in ihrer Bildungsfähigkeit weit hinter den Europäern zurückstehen, und daß sie als Masse nie,

auch bei der sorgfältigsten Erziehung nicht, sich auf eine hohe Stufe der Cultur schwingen können, weil sich der Bau ihres Schädels und die dadurch bedingte Entwicklung des Gehirns zu sehr den thierischen Formen nähern. Der Nachahmungstrieb der Affen ist bei den Negern in hohem Grade entwickelt; sie erfassen das Mechanische leicht und schnell, der Geist bleibt ihnen fremd. Sinnlichkeit ist der Mittelpunkt, um den sich ihr ganzes Seyn, ihr Denken und Handeln dreht; sie sind nur bedingt frei und handeln so, weil sie müssen, nicht bloß, weil sie wollen. Hierin liegt der Grund, aber auch zugleich die Entschuldigung ihres schlechten Charakters.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima ist das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einem korbartigen Sattel gestellten Fäßchen beladen ist. Diese kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza mayor gefüllt und bis in die entferntesten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung kostet einen halben Real. Die Sklaven müssen ihrem Herrn täglich eine bestimmte Summe abgeben; was sie mehr verdienen, ist ihr eigener Gewinn. Die Wasserträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplaz zu spritzen und alle Montage die herrenlosen Hunde, deren es eine ungeheure Anzahl gibt, zu tödten.*) Diese Beschäftigung ist für die Neger ein eigentliches Vergnügen, und man sieht ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an einem Montag 2 bis 300 Hunde getödtet und in großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aaszevern zum köstlichen Futter dienen.

Die Lastträger sind wahre Sonnenbrüder; den ganzen Tag stehen sie an den Straßenecken und in den Pulperias (Branntweinschenken) und erwarten, daß sie gerufen werden. Mit schweren Lasten befassen sie sich nicht und für die kleinern verlangen sie sehr hohe Preise.

Alle Morgen wird durch Neger der nahegelegenen Chacras (Landgüter) Pferdefutter, aus Klee (Alfalfa) oder Gras (Maisillo) bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60 bis 80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer im scharfen Trabe oder im Galopp davonlaufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Ueberhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd und ihre raffinirte Grausamkeit gegen die Lastthiere kennt keine Gränze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen großen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er todt niederstürzte. Die Mißhandlungen, die diese Unmenschen gegen jene harmlosen Thiere ausüben, gränzen an das Unglaubliche, und wären allein schon hinreichend, das ungünstigste Licht auf den Charakter der Neger zu werfen, wenn sie nicht schon außerdem so viele schlechte Eigenschaften hätten, die eine mißverstandene und falsch angewandte Philanthropie nur zu schnell zu entschuldigen und mit dem „Mantel der Liebe" zu bedecken bereit ist. Es ist übrigens eine bekannte Sache, daß gerade diejenigen, die nie den engen Kreis, in dem sie geboren oder erzogen wurden, verlassen haben, die wärmsten Vertheidiger der sogenannten unterdrückten und verachteten Menschenracen sind, und über Verhältnisse aburtheilen, welche sie nicht aus dem richtigen Gesichtspunkt aufzufassen vermögen.

Das Sprüchwort: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel," wird nach dem schon Erzählten keiner fernern Bestätigung bedürfen.

Die Negerinnen unterscheiden sich in ihrem Charakter nur wenig von ihren Männern, doch gebührt ihnen das Lob, daß sie etwas thätiger, ausdauernder und williger sind. Als Dienstboten sind sie brauchbar und den Mischlingen weit vorzuziehen. Sehr gern wählt man sie zu Ammen und als solche erfüllen sie ihren Zweck vortrefflich. Ihre Eitelkeit ist unbegränzt und mit großer Sinnlichkeit verbunden. Jeden Real, den sie sich ersparen können, wenden sie an Kleidung und Putzgegenstände. In feinen, weißen, reich mit Spitzen besetzten Musselinkleidern, die nicht ganz bis zu den Knöcheln hinunter reichen, mit kurzen Aermeln, aus denen die kohlschwarzen Arme hervorquellen, mit blaßrothen seidenen Strümpfen, hellblauen Atlasschuhen, großen goldenen Ohrengehängen, nacktem Hals und Brust stolziren sie an Festtagen einher. Aechte, sehr werthvolle Edelsteine machen oft ihren Schmuck aus. Eine Sklavin einer mir bekannten Familie besaß eine Schnur der größten und feinsten panamanischen Perlen, die mehrere tausend Thaler werth war. Das reine Weiß dieses Schmuckes hob sich wundervoll auf dem tiefschwarzen Nacken hervor und zierte die Negersklavin mehr als die schönste Europäerin.

Das Geschäft der Wäscherinnen wird in Lima meistens von Negerinnen, aber sehr schonungslos, betrieben. Sie zerklopfen am Flusse die Leinwand zwischen zwei Steinen so, daß auch die stärkste in kurzem ganz durchlöchert ist. Sie haben die üble Gewohnheit, die Wäsche sehr lange zu behalten, ehe sie dieselbe zurückbringen. Nach ihrem Empfange waschen sie sogleich einen Theil davon, besonders Hemden, Strümpfe und Leintücher, und bedienen sich dann derselben zu ihrem eigenen Gebrauch; ihre Betten sind mit fremden Leintüchern bedeckt und ihre Männer oder Geliebten tragen an Feiertagen die feinsten Hemden, die wahrlich nicht für sie gemacht wurden. Nach zwei bis drei Monaten wird die Wäsche, nach häufigem Gebrauch, wieder gereinigt und zurückgestellt. Die Klagen der Damen von Lima über das ganze dienstthuende Personal sind endlos, aber vergeblich.

Die Neger, sowohl die Sklaven als auch die Freien, reden die Weißen immer mit „mi amo" (mein Gebieter) und mit „Su merced" (Euer Gnaden) an, die Indianer hingegen, die sich viel mehr dünken, gebrauchen die unter den Weißen üblichen Ausdrücke „Señor" und „Usted."

(Fortsetzung folgt.)

Die Metschtscheräken im Gouvernement Simbirsk, welche im Jahre 1658 dahin verpflanzt und im Jahre 1736 für die Vernichtung der aufständischen Baschkiren mit Ländereien beschenkt wurden, machen jetzt etwa 7500 Seelen aus. Sie sind sämmtlich ansässig, treiben Ackerbau und Viehzucht und vollziehen der Reihe nach, namentlich im Sommer, den Cordonskriegsdienst. Sie sind von einem mehr sanften als rauhen Charakter, von ziemlich entwickeltem Verstand, aber unzuverlässig, gastfrei, aber auch diebisch, von kräftigem Körper, doch schwächer wie die Baschkiren, von bräunlicher Gesichtsfarbe, aber regelmäßigen Zügen, die viel angenehmer sind als die der Baschkiren. Ihre Leidenschaft sind warme Bäder und Besuche bei Freunden. Im Anfang Julius geht ein Metschtscheräke, der drei Weiber, mit jeder auf einige Tage zu ihren Eltern. Die Weiber führen ein ziemlich faules Leben und sind nicht die Lastthiere der Männer. (Nordische Biene vom 4 Sept.)

*) Seit ungefähr 40 Jahren hat sich die Hundswuth an mehreren Punkten der peruanischen Küste gezeigt, daher diese polizeiliche Vorsichtsmaaßregel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1845.

Religiöse Zänkereien in Neuseeland.

Von allen wilden Stämmen, mit denen die Europäer in neuerer Zeit in Berührung kamen, haben sich die malayischen und unter diesen namentlich die Neuseeländer als besonders bildungsfähig gezeigt. Leider hat aber der verkehrte Eifer einiger Geistlichen auch unter ihnen einen religiösen Haß ausgestreut, der um so schlimmere Früchte tragen wird, je weniger diese Bevölkerung durch ihre Bildungsstufe im Stande ist, den Grund der Verschiedenheit und des Streits zu erkennen. Es handelt sich dabei nicht um das Wesentliche, um den Geist des Christenthums, sondern um Eigenthümlichkeiten der kirchlichen Einrichtungen. William Brown erzählt darüber in seiner kürzlich erschienenen Schrift: New Zealand and its Aborigines, nachstehende Einzelnheiten, welche auf die englische Hochkirche ein sehr fatales Licht werfen. „Man fürchtete immer, der Unterricht in dem Glauben und den Formen des Katholicismus würde unter den einfachen Eingebornen sehr nachtheilige Folgen haben, nicht sowohl wegen wirklicher Verschiedenheit im Geist der Lehre, als wegen des feindseligen Geistes der einen Lehrer gegen die andern. Diese Spaltungen waren indeß nicht so stark, als man erwartet hatte, bis Bischof Selwyn ankam, auf den alle Augen gerichtet waren und den alle Classen mit Freude begrüßten in Erwartung der Segnungen, welche für die Colonie aus seiner Anwesenheit und seinem Eifer hervorgehen würden. Leider aber wurden diese Hoffnungen getäuscht. Er arbeitete mit großem Eifer, mit unablässiger Ausdauer, um das Christenthum unter den Eingebornen zu verbreiten, aber in seinem Bekehrungseifer begnügte er sich nicht mit der Verbreitung des Christenthums, sondern führte auch Krieg gegen seine Mitarbeiter, deren Lehre er als unächt verdammte.

„Ehe Bischof Selwyn ankam, hatten die hochkirchlichen und wesleyanischen Missionäre in guter Eintracht ihre Arbeiten fortgesetzt, die neuen Christen der einen Gemeinde wurden in allen Beziehungen wie die Mitglieder der andern behandelt, und klüglich erhielt man sie in Unwissenheit über die Formalitäten, wodurch sich die eine Kirchengemeinschaft von der andern unterschied. Kaum war der Bischof angekommen, als er augenblicklich einen Unterschied machte zwischen hochkirchlichen und wesleyanischen Christen, indem die letztern nicht mehr mit den ersten am Sacrament Theil nehmen durften. Die Wesleyaner selbst wurden als nicht mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet und ihre Lehre als unbefugt und schädlich verschrieen. Die von ihnen vollzogene Taufe mußte, um wirksam zu seyn, von dem Bischof oder seiner Geistlichkeit nochmals vollzogen werden. Die natürliche Folge eines so seltsamen Benehmens zeigte sich bald, denn die den verschiedenen christlichen Secten angehörigen Eingebornen sind jetzt in offenem Kriege mit einander, und es ist nicht zu verwundern, wenn man demnächst hört, daß sie ihre eigenen rohen Fehdeursachen ausgetauscht haben gegen den nicht minder tödlichen Haß verschiedener Bekenner der gleichen Religion der Liebe und Demuth. So ist es bereits, und wenn man nicht schnell wirksame Mittel ergreift, um dem wachsenden Uebel Einhalt zu thun, so wird bald alles Gute, was die Missionäre gethan haben, in Nichts verschwinden, in Vergleich mit dem Uebel, das daraus entspringt. Beleidigungen und Feindseligkeiten der Eingebornen unter einander lassen sich leicht beilegen, weil sie eine Erklärung und Ausgleichung zulassen, wenn aber Religionsfehden einmal an der Tagesordnung sind, so kann niemand mehr sagen, wie sie enden, da man ihre Ursachen weder genügend erklären, noch sie gegenseitig ausgleichen kann. Je aufrichtiger der Glaube, desto tiefer der Haß gegen denjenigen, welcher von diesem Glauben abweicht. Die Einzelnheiten, welche durch einen Brief des wesleyanischen Missionärs Turton an Bischof Selwyn zu Tage gekommen sind, beweisen zur Genüge, daß Gesinnungen sehr beunruhigender Art schon unter den Eingebornen Platz gegriffen haben. Die Regierung sollte einschreiten, ehe es zu spät ist, und wenn sie es nicht thut, so sollte man sich an das Volk von England wenden, damit nicht seine frommen Beisteuern ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet und nur dazu benützt werden, um den Samen religiösen Haders unter den Neuseeländern zu ihrem eigenen Unglück und zur Störung des allgemeinen Friedens auch unter den Colonisten auszusäen."

Arabien.

2. Die Zeit Mohammeds.

(Schluß.)

Wenn aber die Erfolge Mohammeds in Mittel- und Nordarabien ans Fabelhafte gränzten, so darf man nicht glauben, daß es dasselbe in allen andern Theilen Arabiens gewesen sey. Die unabhängigen Völker dieses Landes haben der neuen Religion weit besser widerstanden, als die meisten großen Nationen außerhalb Arabiens. Die Einwohner der Berglandschaft Assir sind erst seit dem Einbruch der Wahabiten, also seit kaum fünfzig Jahren Moslems geworden, und noch jetzt sind heidnische Opfer in manchen Districten dieses Gebiets nichts seltenes. Was von dem Bewohnern Assirs wahr ist, gilt vielleicht noch von manchen andern Districten Südarabiens, und zum mindesten sind viele sehr laue Moslems. Wahrscheinlich hat sich der Islam nicht direct von Norden her in Südarabien ausgebildet; sondern ist mehr an den Küsten fortgeschritten. So viel geht wenigstens sicher aus dem Nichtislamismus der Bewohner von Assir und dem, von dem Arabischen stark abweichenden Dialekt des Südens hervor, daß die von Mohammed bewirkte Revolution mehr ein Werk der mittleren und nördlichen Stämme war, daß, um mit den Arabern zu reden, der verstoßene Ismael sein Erbe wieder in Besitz zu nehmen suchte, und daß die Stämme im Nordosten, welche schon seit so langer Zeit, besonders im Winter, ihre Streifzüge nach Irak gemacht, so daß es endlich ganz mit Arabern bevölkert wurde, — woher der Name Irak Arabi, — endlich ihre Gränze völlig überflutheten, und getrieben, eben so wohl von ihrem althergebrachten abenteuerlichen Geist, als dem religiösen Fanatismus, den Mohammed ihnen eingehaucht, bis über den Oxus und Indus hinaus den Schrecken ihrer Waffen getragen haben.

Die arabische Macht hatte vor Mohammed zwei große Vorposten gegen Norden, das Königreich Hira im Osten am Euphrat und das Königreich Gassan im Westen in der Nähe von Damascus. Ihr Ursprung ist ungewiß, doch fallen die Anfänge derselben wohl noch vor oder kurz nach Christus, und scheinen durch Revolutionen in Jemen veranlaßt worden zu seyn. Die Stellung beider Königreiche läßt ihre Geschicke errathen. Das eine war häufig den Persern, das andere gewöhnlich den Römern zinsbar, oder wenigstens dienstpflichtig; aber in den öfters wiederkehrenden Perioden innerer Zerrüttung oder äußerer Bedrängniß dieser beiden Hauptmächte, von denen Byzanz durch Slawen und Awaren, das Perserreich durch die Türken vom Oxus und die Chasaren vom Kaukasus her bedrängt wurden, spielten Hira und Gassan oft selbstständige Rollen, namentlich trat Hira öfters feindselig gegen Persien auf, und schlug dessen Heere. Jodaimah, der nach den arabischen Annalisten von 230 bis 268 regierte, und den Beinamen El Abrasch, der Aussätzige, führte, unterwarf sämmtliche im Irak ansässige Araberstämme; seine Herrschaft war in Bahrein anerkannt und erstreckte sich sogar über einige Theile von Hedschas und Jemen; er soll eine regelmäßige Disciplin unter seinen Truppen eingeführt, und dadurch ein großes Uebergewicht über die regellose Kriegsweise seiner Gegner erlangt haben. Von den himjaritischen Königen ward er angegriffen und geschlagen, zog sich aber vermuthlich über den Euphrat zurück und stellte sich unter persischer Hoheit, worauf die jemenitischen Heere ihn nicht weiter verfolgten. Sein Nachfolger Amru (268—301) sagte sich von der persischen Oberhoheit wieder los, wurde aber dafür von Schapur, dem Sohn Ardeschir Babekans, gezüchtigt, ohne jedoch ganz zu unterliegen, da ihm ein Rückzug in die Wüste übrig blieb, wohin der persische König ihm nicht folgen konnte. Diese Vorfälle zeigen die Stellung Hira's zur Genüge. Jemen versank inzwischen in Machtlosigkeit, ließ also den Süden und Westen des Königreichs Hira in Ruhe, das, so lange Persiens Macht anhielt, dessen treuer Vasall auf allen Zügen gegen die Römer war. Mondar III, der mit einiger Unterbrechung von 520—56[illegible] regierte, war der treuste Genosse Kobads in seinen Römerkriegen, und Prokop erzählt (de bello persico cap. 3) von ihm folgendes: „Fünfzig Jahre lang belästigte er die Römer von Aegypten bis Mesopotamien; er plünderte ihr Land, verbrannte ihre Städte und machte zahllose Sklaven, die er entweder tödtete oder um große Geldsummen verkaufte. Seine Einfälle geschahen so plötzlich, daß er wieder fort war, ehe man den Angriff genauer erfuhr, oder ihn mit Vortheil verfolgen konnte. Er nahm viele römische Befehlshaber gefangen und erpreßte große Summen für ihre Loskaufung, kurz er war der schlimmste Feind der Römer, und die Niederlagen, welche sie von ihm erduldeten, bewogen den Kaiser Justinian, sich mit den Himjariten und Aethiopiern gegen die Perser zu verbinden.*)" Von den spätern Königen Hira's ist wenig mehr zu erwähnen, denn sie waren gänzlich in die persische Abhängigkeit gerathen, so daß sie selbst zur Zeit innerer Zerrüttungen Persiens nicht mehr als andere Satrapen an der Entwicklung der Dinge Theil nahmen. Die Epoche Nuschirwans, und nach kurzen Unruhen die seines Enkels Chosru II, waren von der Art, daß an eine auch nur halbe Selbstständigkeit des Königreichs Hira nicht zu denken war, um so mehr, als Chosru Parwis, wie früher erwähnt, nicht bloß Syrien und Palästina, sondern auch Aegypten und Jemen selbst überzog, welches letztere bis zur Zeit Mohammeds in den Händen theils eines persischen Satrapen, theils machtloser Abkömmlinge der alten Tobbas blieb.

Das Königreich Gassan, sogenannt von einem fruchtbaren wasserreichen Thale, soll vom J. 37—636 nach Chr. bestanden und nach Hamza Isfahani 32, nach Nuweiri und andern 37 Könige gezählt haben. Ihr fürstlicher Titel scheint Hareth, (bei Römern und Griechen Aretas) gewesen zu seyn, wenigstens werden solche schon im Buch der Maccabäer und im Josephus als Fürsten an der Gränze von Syrien erwähnt; nach dem Apostel Paulus herrschte ein arabischer Fürst Aretas zu seiner

*) Aus dieser Stelle würde auch hervorgehen, daß der Zug der Aethiopier gegen Jemen unter Aryat, dem Sohne des Negus, keineswegs bloß ein Rachezug wegen der Christenverfolgung unter Jerasch, genannt Dsu Nawas, war.

Zeit in Damascus. Von Bedeutung aber werden diese Fürsten erst mit der steigenden Schwäche des Römerreichs, mit dem sie als tributpflichtige Fürsten verbunden waren, die des römischen Schutzes eben so oft als die Römer ihres Beistandes bedurften. Im J. 310 brach der Perserkönig Hormuz II in Syrien ein, aber Numan III., König von Gassan, schlug ihn zurück, Hormuz fiel und ganz Irak ward geplündert. Schapur rächte diese That, verwüstete Syrien, und soll südwärts hinab bis Medina (damals noch Jatrib genannt) gedrungen seyn. Gibbon berichtet in seiner Geschichte diese Verhältnisse in folgender Weise: „Während der langen Regierung von Constantius wurden die östlichen Provinzen durch die Unfälle des persischen Krieges heimgesucht. Die unregelmäßigen Einfälle der leichten Truppen verbreiteten abwechselnd Schrecken und Verheerung über den Tigris und den Euphrat hinüber von den Thoren Ctesiphons bis nach Antiochia. Diese thätige Kriegführung war ein Werk der Araber der Wüste, die in ihren Interessen und Neigungen getheilt waren; einige ihrer unabhängigen Häuptlinge standen auf der Seite Schapurs, während andere ihre zweifelhafte Treue dem Kaiser verpfändet hatten."

Dieß zeigt, wie der Krieg großentheils mit arabischen Kräften geführt wurde, wenn diese gleich nur als Hülfsvölker der einen oder andern Seite auftraten. Die verheerenden Züge von Chosru II., welcher bis Aegypten vordrang, und die kaum minder verheerende Rettung dieser Länder durch Heraclius brachen zwar die Gewalt der Fürsten von Hira und Gassan, thaten aber wohl der Macht der Araber, welche sich in die Wüste zurückzogen, nur geringen Abbruch, und als die Erhebung der Anhänger Mohammeds erfolgte, machten diese verfolgten, aber nicht gedemüthigten Schaaren um so leichter gemeinschaftliche Sache mit ihren Stammverwandten; der Widerstreit zwischen Hira und Gassan hörte auf, so wie die römischen und persischen Heere geschlagen waren, und nun brachen die wilden, von Raublust mehr noch als von Fanatismus gestachelten Schwärme bis Irak-Arabi vor; das halbe Syrien gehörte ihnen ohnehin schon, und so war die Ausbreitung des Kampfes selbst über dessen Gränzen hinaus keine so auffallende Sache. Die Krieger des Königreichs Hira hatten mehr als einmal im Verband mit persischen Schaaren die persischen Gränzgebirge überstiegen, jetzt, als die Hauptmacht Jezdedscherds erlag, setzten sie ihre Streifzüge weiter fort, und jener merkwürdige Stoß erfolgte, der sie nordostwärts bis nach Transoxanien und ostwärts bis Indien trieb, dem alten Perserreich und der Magierherrschaft ein Ende machte, und eine neue Welt auf den Trümmern der alten hervorrief.

Der Glaube der umliegenden Völker war damals mannichfach erschüttert; die Verfolgungen der orthodoxen griechischen Geistlichkeit auf der einen, der Magier auf der andern Seite scheinen zahlreiche Sectirer nach Arabien versprengt zu haben. Mohammeds Beispiel beweist den ganzen Einfluß des Juden- und Christenthums, und rief auch andere Propheten auf: darunter Moseilamah, das Oberhaupt der Provinz Imamah im Innern Arabiens; aber Moseilamah erlag vor der Tapferkeit der Moslems, die sodann über das christliche Reich Hira herfielen, und in einem Tage ihm ein Ende machten. Ohne die, so weit der Einfluß Persiens und der griechischen Kaiser reichte, allgemeine moralische und politische Erschöpfung wären die Erfolge der Araber unmöglich gewesen, aber einmal im Zuge regte die unermeßliche Beute, welche den bisher armen Raub- und Wanderstämmen zufiel, alle benachbarten Stämme auf; der Strom trat gewaltsam über seine Ufer und riß alles fort, was die Ereignisse der letzten Jahrhunderte aufgelockert hatten. Aber Arabien selbst mit seinen zerstreuten in sich gespaltenen Stämmen war nicht im Stande die maaßlosen Eroberungen zusammen zu halten, und die Geschichte der arabischen Reiche außerhalb Arabiens ist nicht mehr die Geschichte dieses Landes. Der geistreiche Gibbon, dessen Scharfsinn hier wie allenthalben die Verhältnisse mit großer Klarheit auffaßt, sagt am Ende des dem Leben und Wirken Mohammeds gewidmeten Capitels: „Die feindlichen Stämme waren vereint im Glauben und im Gehorsam, und die Tapferkeit, welche in heimischen Fehden nutzlos vergeudet worden war, wandte sich jetzt kraftvoll gegen den fremden Feind. Wäre der Anstoß minder heftig gewesen, so hätte Arabien, frei zu Hause und furchtbar gegen auswärts, unter einer Reihe einheimischer Könige blühen können. Aber diese Herrschaft ging verloren durch die Schnelligkeit und Ausdehnung der Eroberungen. Die Colonien der Nation wurden über den Osten und Westen zerstreut und vermischten sich mit dem Blut der Neubekehrten und Unterworfenen. Nach der Herrschaft der drei ersten Chalifen ward der Thron verlegt von Medina nach dem Thal von Damascus, und von da an die Ufer des Tigris; die heiligen Städte wurden entweiht durch unheiligen Krieg, Arabien ward zur Provinz, vielleicht unter der Gewalt eines Fremdlings, und die Beduinen der Wüste, von ihrem Herrschaftstraum erwacht, kehrten wieder zurück zu ihrer alten, abgeschlossenen Unabhängigkeit."

Die Bewohner von Lima.

Farbige Classen.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir nun die Hauptracen betrachtet haben, wollen wir uns zum bunten Heere der Mischlinge wenden, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Ich werde zuerst hier eine kurze Uebersicht der in Europa so häufig verwechselten Varietäten, mit Bezeichnung ihrer Eltern, geben. Stevenson hat in seinem schon oben erwähnten trefflichen Werke eine lange Liste dieser Mischungen angeführt, und dabei immer bemerkt, wie viel Achtel oder Sechzehntel weiße, schwarze oder braune Farbe jede derselben enthalte. Diese Angaben sind aber nicht sicher und ziemlich überflüssig, um so mehr, da sie nur dem äußern Ansehen nach, das unendlich vielen Abweichungen unterworfen ist, aufgestellt sind. Stevenson begeht den Irrthum, die Kinder von einem Neger mit einer Weißen „Zambos" zu nennen, während er die Kinder von einem Weißen mit einer Negerin als „Mulatten" bezeichnet; eben so heißt er die von einem Weißen mit einer Cuarterona „Quinteros" und die von einem Cuarteron mit einer Weißen „Cuarterones." Es ist aber eine feste Regel, daß die Kinder

immer mit dem nämlichen Mischungsnamen bezeichnet werden, sey nun der Vater oder die Mutter von verschiedener Farbe, und demnach die Kinder von einem Neger mit einer Weißen eben so gut „Mulatten" heißen, als wenn das umgekehrte elterliche Verhältniß stattfinden würde. Wenn sich ein Mischling mit einer Frau verheurathet, die dunkler ist als er selbst und sich seine Kinder dadurch mehr von der weißen Farbe entfernen, so heißt dieß „un paso atras" (ein Schritt rückwärts).

In Europa glaubt man sehr häufig, daß an den Begriff „Creole" eine bestimmte Färbung geknüpft sey. Dem ist nicht so, denn Creolen werden alle diejenigen Amerikaner genannt, welche von Eltern aus der alten Welt, seyen es Europäer oder Afrikaner, abstammen. Es gibt also eben so gut weiße als schwarze Creolen.*)

Mischungen.

Eltern.	Kinder.
Weißer und Negerin:	Mulatto.
Weißer und Indianerin:	Mestizo.
Indianer und Negerin:	Chino.
Weißer mit Mulatta:	Cuarteron.
Weißer mit Mestiza:	Creole, nur durch einen blassen, etwas ins Bräunliche spielenden Teint vom Weißen unterschieden.
Weißer mit China:	China blanca.
Weißer mit Cuarterona:	Quintero.
Weißer mit Quintero:	Weißer.
Neger mit Mulatta:	Zambo negro.
Neger mit Mestizin:	Mulatta oscura.
Neger mit China:	Zambo-Chino.
Neger mit Zamba:	Zamba-negra, fast ganz schwarz.
Neger mit Cuarterona u. Quintera:	Etwas dunkle Mulatten.
Indianer mit Mulatta:	China oscura.
Indianer mit Mestiza:	Mestizo claro, oft sehr schön.
Indianer mit China:	Chino-Cholo.
Indianer mit Zamba:	Zambo claro.
Indianer mit China-Chola:	Indianer mit etwas kurzem, struppigem Haar.
Indianer mit Cuarterona und Quintera:	Etwas braune Mestizen.
Mulatte mit Zamba:	Zamba, schlechte Race.
Mulatte mit Mestiza:	Chinos, die ziemlich hell sind.
Mulatte mit China:	Etwas dunkle Chinos.

Außer diesen angeführten Mischungen gibt es noch unzählige, die aber nicht mit besondern Namen belegt werden, da sie sich in ihrer Hautfarbe nur sehr wenig von den hier aufgezählten unterscheiden. Das beste Kriterion zur Varietätenbestimmung ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es gibt Mulattinnen, die einen fast blendend weißen Teint haben und an Regelmäßigkeit der Gesichtszüge den schönsten Europäerinnen an die Seite gestellt werden können, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaar den untrüglichen Stammbaum mit sich herumtragen.

*) Creole kommt von dem spanischen Wort „Criollo," dieses von „criar," zeugen, ernähren, pflegen. Unter Criollo verstehen die Spanier nicht nur Menschen, sondern auch alle diejenigen Thiere, die von eingeführten Eltern abstammend sich in den Colonien vermehren; so gibt es Pferde, Rindvieh, Hühner u. s. w., die Criollos sind.

Die weißen Creolinnen in Lima haben einen eigenthümlichen Scharfblick, jeden Mischling auf den ersten Anblick zu erkennen, und unterlassen es nicht, ihre Entdeckung sogleich dem weniger Geübten mit einem gewissen Triumphe mitzutheilen, denn sie haben die leicht zu entschuldigende Schwäche, auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz zu seyn. Trotz der republicanischen Verfassung herrscht doch in Peru ein außerordentlich starker Kastengeist, der sich bei jeder Gelegenheit kund gibt, besonders bei Streitigkeiten, bei denen immer der Hellere dem Dunkleren seine Abstammung vorwirft. Der Weiße wird von allen Varietäten am meisten beneidet und keine sucht ihm den Rang streitig zu machen. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den Indio. Der Mulatte glaubt sich fast dem Europäer gleich und meint, das bißchen (!) Schwarz in seiner Haut bedeute nicht so viel, um ihn hinter den Mestizen zu stellen, der doch nur ein „Indio bruto"*) sey. Der unverschämte Zambo lacht über alle und sagt: „wenn er selbst auch nicht viel werth sey, so sey er doch besser als seine Eltern!" — Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen.

Der schon oben ausgesprochene Satz, daß die Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern in sich vereinigen, ist nicht ganz unbedingt hinzustellen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen die Mestizen. Sie haben viele gute Eigenschaften, sowohl von den Weißen als auch von den Indianern. Sie sind sanft, mitleidig, leicht erregbar, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt, aber dabei wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an, wollen aber nicht viel von den Indianern wissen und behandeln sie meistens mit Verachtung. Ihre Zahl in Lima ist weniger bedeutend als im Innern des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen. Dort nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein angenehmeres Compliment sagen, als wenn man sie frägt, ob sie nicht Spanier seyen, was sie in der Regel bejahend beantworten, wenn gleich der Indianertypus in allen ihren Zügen unverkennbar ausgeprägt ist. Die Farbe der Mestizen ist hellbraun, zuweilen etwas ins Schwärzliche übergehend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei den Mestizinnen zwei armsdicke Haarflechten, die ihnen bis zu den Knieen hinunter reichen. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber markirte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie beschäftigen sich in Lima meistens mit Handwerken und Handel. Die meisten Hausirer (Mercachifles, die limenischen Juden) sind Mestizen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schießmaschine vermittelst Luftdruck. Ein schwedischer Officier, Baron G. C. Fleetwood, hat eine kleine Schießmaschine auf einer ihm selbst gehörigen mechanischen Werkstatt verfertigt. Sie besteht aus einer Pumpe, die durch ein Schwungrad in Bewegung gesetzt wird und worin ein Piston die Luft bis auf einen Druck von 16 Atmosphären zusammenpreßt. So oft das Schwungrad umgeht, öffnet sich ein Ventil und die comprimirte Luft schießt eine Kugel ab, welche durch einen spiralförmigen Canal rollt. (Aftonbl. 3 Sept.)

*) Ein viehischer Indianer. Ein Lieblingsausdruck der Limeños, wenn sie von den Indianern sprechen, die gewiß eine solche lieblose Bezeichnung nicht verdienen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1845.

Japan.

(Von Prof. Neumann.)

Erster Abschnitt.

Japan. — Die Geschichte seiner Entdeckung (Araber und Perser, Macao und die Portugiesen.) — Die Jahrbücher Japans. — Der ainoische Menschenstamm. — Seine Cultivirung durch die Chinesen. — Gründung des japanischen Reiches. — Ursprung des Götterglaubens. — Die mythischen Zeiträume. — Die Dynastie der Daini. — Die Seogun. — Chinesische Schrift und Literatur auf Japan. — Die japanischen Alphabete. — Die chinesische Cultur in Japan. — Die Kami oder die einheimische Religion. — Verbreitung des Buddhismus. — Die Taufe. — Joritimo, Begründer der weltlichen Dynastie der Seogun.

Die Araber waren während des neunten und zehnten Jahrhunderts das gebildetste und wissenschaftlichste Volk der Erde. Sie suchten nicht allein durch Uebersetzungen aus dem Indischen und Griechischen ihre Kenntnisse zu bereichern, sie unternahmen auch große Reisen theils aus diesem Grunde allein, theils auch in Handelsgeschäften, und um ihre Religion in allen Gegenden der Erde auszubreiten. Durch sie ist uns daher schon gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts die Kunde von den östlichen Inseln Asiens geworden. Ein Araber, der gegen das Jahr 851 unserer Zeitrechnung Indien und China besuchte, berichtet, daß man auf der östlichen Seite gegen das Meer zu Inseln finde, die Sila (Sipan) genannt und von weißen Völkern bewohnt würden; sie senden Geschenke an den Kaiser von China, und glauben, wenn sie dieses unterließen, würde es in ihrem Lande nicht regnen. Niemand der Unsrigen, sezte der Reisende hinzu, ist bis jezt in dieses Land gekommen, der uns darüber Nachricht hätte mittheilen können. *)

Die Araber haben auch in der Folgezeit niemals die über China hinaus gelegenen östlichen Inseln Asiens besucht. Ohne die Weltherrschaft der Mongolen und die Unternehmungen Chubilais im J. 1281 wäre dieses Land weder den frühern persischen noch den arabischen Schriftstellern näher bekannt geworden. Der berühmte persische Geschichtschreiber Raschid-ed-din, der gegen das J. 1294 sein wichtiges Werk geschrieben hat, erwähnt Japan unter dem Namen Dschemen-ku. Er weiß, daß es eine Insel ist, daß es daselbst viele Städte und Dörfer, und mehrere Bergwerke gebe, daß der Herr des Landes unabhängig sey, und mit dem Chan in beständigen Zwistigkeiten lebe. *) Auch Abulfeda handelt in seiner allgemeinen Geographie unter dem freilich sehr verdorbenen Namen Tschemakut von Japan. Ueber Tschemakut hinaus, gegen Osten zu, sagt er, gebe es kein bewohntes Land. Tschemakut, wird unrichtig genug hinzugesezt, läge unter dem Aequator, weßhalb es keine geographische Breite habe. **) (Ob unter den Inseln Wakwak in den fabelhaften Reisen Sinbads, wie einige behaupten, die verschiedenen zum japanischen Reiche gehörigen Inseln verstanden werden können oder müssen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel ist sicher: die Araber sind gegen Osten niemals bis Japan vorgedrungen, und die Lehre Mohammeds ist diesem Lande immer fremd geblieben.)

Der erste christliche und europäische Schriftsteller, der des Landes Japan erwähnt und es ausführlich beschreibt, ist Marco Polo. Er kennt dieses Land nach der Aussprache der südlichen Provinzen des chinesischen Reiches unter dem Namen Si-pan-gu, so muß anstatt des fehlerhaften Sipangri einiger Ausgaben gelesen werden. Polo erzählt die unglücklichen Unternehmungen Chubilai's gegen dieses Reich, und sezt hinzu, daß man auf Sipangu Gold in Fülle habe, daß der König des Landes die Ausfuhr desselben nicht erlaube, und daß deßhalb wenig Kaufleute und selten Schiffe aus andern Gegenden hinkämen. Es ward ihm von einigen Leuten, die daselbst waren, berichtet, daß der Palast des Fürsten ganz

*) Anciennes relations des Indes et de la Chine, de deux voyageurs Mahometans (Paris 1718) p. 48.

*) Ku ist das chinesische Wort kuo, Königreich; das p in pan oder pen ist in m übergegangen, was in der mongolischen Sprache häufig der Fall ist, und Raschid-eddin erhielt seine Nachrichten von den Mongolen, weßhalb er auch das t, das Zeichen der Mehrheit im Mongolischen, hinzufügt. Deschemakut bezeichnet die Reiche oder Länder gen Sonnenaufgang.

**) Annals a. a. O.

mit Gold bedeckt sey, daß die Decken, Seiten und Fenster dieses Palastes ebenfalls mit reinem Golde ausgelegt wären. *) Die etwas mährchenhafte Beschreibung des Reiches gen Sonnenaufgang, d. h. Sipangu, mochte bei vielen Lesern des Polo'schen Reisewerkes im 14ten und 15ten Jahrhundert nicht selten eine Sehnsucht nach diesem goldreichen Lande erweckt haben. Die Beschreibung dieses Inselreichs beschäftigte aber nicht bloß die Phantasie des müßigen Lesers, sie veranlaßte auch die Astronomen, Mathematiker und Geographen dieser Zeiten zu manchen Untersuchungen und Speculationen über die Gestalt der Erde, über die Ausdehnung und Beschaffenheit der östlichen Länder und Inseln Asiens. Ptolemäus und seine Vorgänger lehrten, daß sich das feste Land Asiens viel weiter gegen Osten erstrecke, als dieß in der That der Fall ist. Nun hörte man zwar, daß China im Osten vom Meere umflossen werde, man erfuhr aber zu gleicher Zeit, daß innerhalb dieses Meeres ein großes, cultivirtes Inselreich sich befände und ward dadurch in der aus dem Alterthume überlieferten Ansicht von der großen Ausdehnung Asiens im Osten noch mehr bestätigt. Man schloß ganz folgerichtig, daß man nach Westen segelnd sehr bald das goldreiche, glückselige Sipangu erreichen müsse. Der zu dieser Zeit so ausgezeichnete florentinische Mathematiker und Kosmograph Toscanelli rechnete sogar in einem Schreiben an Colon, datirt aus Florenz den 25 Jun. 1474, die Entfernung von der Insel Antilla bis Sipangu bloß auf 225 italienische Meilen. **) Colon hielt auch wirklich anfangs die Insel Cuba für das gesuchte Land Sipangu; er glaubte, man werde nun von da alsbald nach dem Continente von Asien vordringen, und namentlich in dem Hafen der seit dem 13ten Jahrhundert so berühmten Handelsstadt Südchina's, in Saitun (Tsiuan tschemu fu) landen. Auch erzählte er nach der Rückkehr von seiner ersten Reise den Leuten, die ihn fragten, aus welchem Lande er komme, ganz ernstlich, daß er aus Sipangu zurückkehre. ***) Colon ward freilich auf seinen folgenden Reisen bald enttäuscht; aber die Sagen von der Insel Sipangu und ihren Reichthümern verschwanden niemals aus dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen. So berichtet uns der Reisegefährte Magalhaens, der Ritter Antonio Pigafetta, daß die kleine Flottille des ersten Erdumseglers vor zwei Inseln vorübergefahren sey, wovon die eine 20° südl. Br. läge, und Cimpaghu (Simpangu) genannt werde; die andere läge 15° südl. Br. und heiße Sumbdit. ****) Es bedarf wohl kaum bemerkt zu werden, daß sich Pigafetta in der Lage Sipangu's gewaltig geirrt und daß er höchst wahrscheinlich ganz andere Inseln für die des Reiches Japan gehalten habe.

*) Ramusio II, 50.

**) Navarete Collecion de los Viages (Madrid 1825) II, 3. Leonardo Ximenes del vecchio e nuovo gnomone fiorentino (Firenze 1757.) Einleit. 95. Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent. (Paris 1814—1834.) I, 5.

***) Navarete a. a. O. I, 37. 38.

****) Ramusio I, 355б.

Die Portugiesen, welche Afrika umschifft, und alsbald große Eroberungen in Indien gemacht hatten, scheinen die Reisen des Marco Polo entweder wenig gekannt, oder der Beachtung unwerth gefunden zu haben. Sie hörten in Indien entweder noch vor, aber doch in jedem Falle nach der Eroberung Malacca's (1511), wo sich seit den Zeiten der Tangdynastie viele Chinesen des Handels wegen niedergelassen hatten, von einem großen Reich im Osten, und es ward alsbald beschlossen, einige Schiffe mit Abgesandten dahin zu schicken, um mit diesem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen und es gelegentlich auszukundschaften. Man sieht aus dem unvernünftigen, gewaltthätigen Betragen dieser Abenteurer, die im Jahre 1527 zum erstenmal das feste Land von China betraten, daß sie gar keinen Begriff von der Größe, von der Macht und Cultur dieses herrlichen Landes gehabt haben. Hätten sie die Nachrichten des Polo gekannt und zu würdigen verstanden, hätten sie gewußt, was Paulus Mathias Ricci alsbald einsah, daß das Reich Tsin das hochgepriesene Cithai des venetianischen Reisenden und der mohammedanischen Schriftsteller sey, so würden sie sich wenigstens aus politischen Gründen besser betragen und sich nicht der Gefahr ausgesetzt haben, für alle folgenden Zeiten von dem vortheilhaften Handel mit China ausgeschlossen zu werden. Simon Andrada und seine Zeitgenossen betrugen sich nach dem einstimmigen Zeugnisse der abendländischen und morgenländischen Schriftsteller wie Seeräuber, so daß auf viele Jahre hin den Chinesen nichts auf Erden verhaßter war, als der Name Christ und Portugiese.

Hätten auch die Portugiesen von den Chinesen in Malacca, von den allenthalben auf den Inseln des östlichen Archipelagus wohnenden und handeltreibenden Bewohnern des Reiches der Mitte, oder in China selbst von dem Reiche gegen Osten Nachrichten eingezogen, so möchten sie doch von der Ausdehnung und dem Reichthume dieser Länder wenig gehört haben. Die Chinesen, welche bei der Einnahme Malacca's so viel verloren hatten, waren natürlich wenig geneigt, den verhaßten Fremden den Weg nach dem Reiche Japan zu zeigen und sich auf diese Weise der Gefahr auszusetzen, ihren gewinnreichen Handel mit den östlichen Inseln entweder ganz vernichtet oder wenigstens geschmälert zu sehen. Und so mag es gekommen seyn, daß nicht eine Gesandtschaft oder Handelsunternehmungen, sondern der Zufall die Portugiesen zuerst nach Japan geführt hat. Es ist nämlich sicher, daß die ersten Portugiesen, welche eine der zum japanischen Reiche gehörige Insel betraten, durch Sturm und anhaltende widrige Winde dahin verschlagen wurden. Die Namen dieser Seefahrer, die im Jahre 1542 auf Japan landeten, werden verschieden angegeben. Nach Maffei und Faria y Sousa waren es Antonio de Motta, Franzisco Zegmoto und Antonio Peixoto. *) Nach den japanischen Nachrichten in dem Nippon des Herrn von Siebold werden die ersten Portugiesen, welche im Monat October oder

*) Maffei a. a. O. 247. Faria y Sousa Asia Portuguiza in der General History and Collection of Voyages and Travels by Robert Kerz (Edinburgh 1812) VI. 382.

November 1543 auf der Insel Tanegesima landeten, Krista Moota und Muwa Sjukija genannt. Diese verunglückten Portugiesen wurden sehr freundlich aufgenommen und anfangs für Bewohner Hindostans, welches die Japaner durch die Reisen der buddhistischen Mönche von Japan nach den westlichen Gegenden kennen gelernt hatten, gehalten. Die uns zugänglichen Jahrbücher des östlichen Reiches, die Annalen der Dairi, machen aber von diesen Fremdlingen unter dem J. 1543 noch keine Erwähnung. Erst unter dem J. 1551 wird berichtet, daß zu dieser Zeit die südlichen Barbaren (so wurden die Portugiesen in China und Japan, nachdem man sie näher kennen gelernt hatte, weil sie von Süden herkamen, genannt) anfingen Japan zu besuchen, und die Religion des Jeso (Jesus) im Lande zu verbreiten. *) Der japanische Chronist fügt hinzu, daß alsbald eine große Anzahl Volkes sich zu dieser fremden Religion bekannte, was ganz mit den Berichten des Franciscus Xaverius, der am 15 August 1549 in Japan landete, wie leicht die Japaner zum Christenthum zu bekehren wären, übereinstimmt. **)

Xaverius und seine Genossen erlernten alsbald mit großem Eifer und Erfolg die japanische Sprache. In vierzig Tagen hatte Xaverius die Anfangsgründe dieses schwierigen Idioms inne, und ein aus seinem Vaterlande entflohener und in Goa bekehrter Japaner, der sogenannte Paulus Japonicus, übersetzte die zehn Gebote und die andern Hauptstücke des christlichen Glaubens in seine Muttersprache. Franciscus machte diese Werkchen alsbald durch den in Japan seit mehreren Jahrhunderten angewandten Holzdruck im ganzen Reiche bekannt, und seine Genossen und Nachfolger machten sich nach einiger Zeit daran, größere Werke christlichen Inhalts, so wie einzelne Theile der heil. Schrift ins Japanische zu übersetzen. Es wurden zum Gebrauche der Missionäre Grammatiken und Wörterbücher ausgearbeitet, und theils in Goa, theils auf Japan selbst der Presse übergeben. Die Jesuiten, welche die Japaner mit dem Christenthum bekannt machten, waren auch die ersten, welche dem Westen ausführliche Nachrichten über die Geschichte, die Religionen, die Sitten, Gesetze und Staatseinrichtungen dieses östlichen Reiches mittheilten. Bald ward den damaligen seefahrenden Nationen bekannt, daß die Portugiesen einen äußerst vortheilhaften Handel mit dem in so vielfacher Beziehung gesegneten Lande Japan trieben, und die Jesuiten ließen es ihrerseits nicht an triumphirenden Berichten über den großen Erfolg ihrer Mission fehlen. Es wurden deßhalb Aller Blicke, des Menschenfreundes, des Christen und Kaufmanns nach diesen äußersten Enden Asiens gerichtet, und alle Nationen, Spanier, Engländer und Holländer, gleich nachdem sie an dem Welthandel Antheil genommen, suchten mit Japan Handelsverbindungen anzuknüpfen und sich daselbst festzusetzen. Von allen Nationen Europa's haben sich aber bekanntlich bloß die Holländer durch ihre unbedingte Unterwürfigkeit und gränzenlosen Gehorsam in Japan behaupten können. Sie und diejenigen Männer, welche unter ihrem Schutze und in ihrem Dienste Japan besuchen, können uns deßhalb allein seit beinahe zwei Jahrhunderten Kunde bringen von diesem fernen Inselreiche.

(Fortsetzung folgt.)

*) Annales des Dairi. 350.
**) Francisci Xaverii epistolæ bei Maffei a. a. O. 340.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Reinlichkeit unter den Armen

in London hat ihren ersten Bericht bekannt gemacht, welcher bessere Resultate liefert, als viele erwarteten. Die Zahl der Armen, welche sich badeten und ihre Kleider wuschen, betrug im ersten Vierteljahr 13,422, also etwa 1000 die Woche. Dieß ist allerdings in der ungeheuern Bevölkerung Londons nicht viel, aber es ist zu erwarten, daß die Zahl, wie auch in mehreren Provincialstädten bereits geschehen, sich vermehren wird. Von der obenerwähnten Zahl haben 6318 gebadet, 7104 ihre Kleider gewaschen. Merkwürdig ist das Zahlverhältniß der verschiedenen Völker Englands. Gebadet haben sich 3643 Irländer, aber nur 2389 Engländer, Schotten, deren Zahl freilich auch viel geringer ist, nur 161, und Wallifer 52. Bei dem Waschen fanden sich 3631 Irländer, 3194 Engländer, 173 Schotten und 56 Wallifer ein. Ob sich daraus für die nationalen Gewohnheiten ein Schluß ziehen läßt, möchte dahin gestellt bleiben, denn die Zahl der sehr armen Irländer ist in London verhältnißmäßig größer, als die der Engländer. Die Anstalt, welche gewiß eine große Wohlthat für viele Arme werden kann, ist noch nicht sehr reich bedacht, aber man hofft mehr Fonds zusammenzubringen. (Athenäum vom 27 Sept.)

Die Bewohner von Lima.

Farbige Classen.

(Fortsetzung.)

Sehr verschieden von ihnen sind die Mulatten, die zwar etwas schwächlich gebaut sind, aber in geistiger Beziehung weit über alle Mischlinge, Neger und Indianer erhaben sind. Sie besitzen nicht nur ein sehr großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, sondern auch eine außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das unter günstigen Verhältnissen auf das glänzendste entwickelt werden könnte. Sie sind für jeden Eindruck äußerst empfänglich und alle ihre Gefühle steigern sich gleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennen sie, unbesorgt um die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Es gibt eine gewisse Classe von Mulatten, die in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig sind. Man bezeichnet sie mit dem Spottnamen „Palanganas.*) Sie sind mit einem außerordentlichen Gedächtniß ausgerüstet, so daß sie nach Jahren Reden und Predigten, die sie nur einmal gehört haben, wörtlich wiederholen können. Dabei haben sie eine üppige Phantasie und eine unbegränzte Unverschämtheit. Ueberall, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, drängen sich die Palanganas vor und wiederholen auf die lächerlichste Weise und mit den sonderbarsten Gesticulationen alles, was ihnen in Predigten, Congreßreden oder bei irgend einer öffentlichen Feierlichkeit auffällt. In frühern Zeiten, als die Universität San Marcos noch in ihrer Blüthe war,

*) Palangana heißt das Waschbecken, besonders das Becken zum Barbiren. Figürlich: jeder prahlerische, gehaltlose Mensch.

stellte sich bei feierlichen Acten eine Partie solcher Palanganas auf die Tribune, verfolgte die Reden und Disputationen mit einem komischen Ernst, machte Glossen, mischte sich in die wichtigsten Fragen und wiederholte hernach auf der Straße die lateinischen Syllogismen (die bei jeder Gradertheilung in der Universität zwischen dem Candidaten und einem Opponenten während einer halben Stunde gewechselt werden müssen), zuweilen die ganzen Disputationen und Inauguralreden mit einem unnachahmbaren Eifer und Gebärdespiel.

Wenn zwei Palanganas sich treffen, so sind sie unerschöpflich in der Wiederholung lateinischer Formeln, Zeitungsartikel, Fragmenten aus Predigten u. s. w. und gesticuliren sich dabei fast zu todt. Folgendes ist eine sehr charakteristische Anekdote: in der Kirche von San Agustin stellte sich ein Palanganas dem predigenden Mönch gegenüber und gab durch die lebhaftesten Gebärden sein Mißfallen zu verstehen, so daß der Priester ausrief: „Dieser Mulatte stört mich, bringt ihn hinweg!“ — „Oho,“ erwiederte dieser sogleich, „dieß ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Fray Manuel in San Francisco gehalten!“

Viele Mulatten studiren jetzt Theologie, da durch die Unabhängigkeit auch das „Gesetz der Indien,“*) demzufolge sich kein Mischling dem geistlichen Stande als Priester widmen durfte, entkräftet wurde. Der Medicin haben sie sich mit Eifer ergeben. Die meisten Aerzte in Lima sind Mulatten; sie zeichnen sich aber durch rohe Unwissenheit aus, da sie weder theoretische noch klinische Lehrer haben; dennoch genießen sie das volle Vertrauen des Publicums, welches den gebildeten Fremden dem unwissenden Eingebornen weit nachsetzt. Als Barbiere leben die Mulatten ganz in ihrem Element, da sie die Eigenschaften, welche jene Classe von Leuten unter allen Himmelsstrichen auszeichnet, in hohem Grade besitzen.

Unter den Mulattinnen gibt es, wie oben bemerkt, einzelne ausgezeichnet schöne; aber immer fehlt ihnen das edle Oval des Gesichts, welches die erste Bedingung einer classischen Schönheit ist. In der Regel ist ihr Gesicht ganz rund, etwas dick, mit stark ausgeprägten Zügen einer leidenschaftlichen Sinnlichkeit. Sehr rasch entfliehen ihre Reize und im vorrückenden Alter tritt immer mehr der Negertypus hervor. Ihr Haar ist kaum fingerlang, pechschwarz und krause; sie flechten es sehr künstlich in Zöpfchen, deren oft mehr als hundert in einander verschlungen werden. Die Gesichtsfarbe variirt vom reinen Weiß bis zum Schwarzbraun. In der Regel sind sie dunkle Brunetten mit großen, schwarzen Augen und perlweißen Zähnen.

Ihre Eitelkeit steht der der Negerinnen durchaus nicht nach, verleiht ihnen aber eine gewisse Grazie, die jenen abgeht. Tanz, Guitarre, Spiel und Gesang lieben sie leidenschaftlich; ihre Stimme ist wohlklingend, aber nicht ausgebildet. Sie sind im Ganzen genommen thätig, aber launisch und falsch.

Die miserabelste Classe aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad ihrer Entwicklung, und ich glaube, unter Tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Glied der Gesellschaft oder des Staates wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen, und setzen sich mit einer viehischen Gleichgültigkeit auf die Bank, um todtgeschossen zu werden. — Vier Fünftel der Verbrecher, welche die Stadtgefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze als die, welche ihnen ihre thierische Natur vorschreibt, und kommen deßhalb fortwährend mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch viel tiefer als die Neger, da ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, durchaus abgehen. Ihr Körperbau ist athletisch, ihre Gesichtsfarbe schwarz, ins Olivenbraune übergehend. Die Nase ist viel weniger platt gedrückt als bei den Negern, aber die Lippen eben so aufgeworfen. Die Augen sind klein und durchdringend, das Haar nur wenig länger als bei den Negern, aber in größern Locken gekräuselt. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart.

Nur wenig besser als die Zambos sind die Chinos. In der Körperbildung stehen sie hinter ihnen zurück, denn sie sind klein und etwas schmächtig. Ihre Gesichtsbildung ist häßlich. Nase und Mund sind die des Negers, Stirn, Wangen und Augen die des Indianers. Das Haar ist schwarz, struppig und weniger gekräuselt als das der Mulatten. Die Chinos sind heimtückisch, grollend, falsch und blutdürstig. Eine Beleidigung vergessen sie nie, und brüten so lange auf Rache, bis sich eine günstige, wenn auch entfernte Gelegenheit, sie zu befriedigen, darbietet. Sie sind sehr gefährliche Feinde.

Ueber die hellern Mischlinge, besonders die Cuarterones und Quinteros, läßt sich im allgemeinen sehr wenig sagen. Körperlich und geistig nähern sie sich sehr den weißen Creolen, denen sie sich immer beizählen.

Ueber eine verabscheuungswürdige Classe von Menschen, die sogenannten „Mariconés,“ schweige ich hier, da dieser Gegenstand besser an einem andern Orte zur Sprache kommt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Gesetz wurde mit sehr großer Strenge beobachtet. Nur Weiße oder reine Indianer durften Theologie studieren und die Weihe empfangen. Vor etwa vierzig Jahren gelang es einem Zambo, durch gewichtige Vermittlung und große Geldopfer, die Erlaubniß zu erhalten, als Priester eingeweiht zu werden. Sie wurde ihm aber nur unter der Bedingung gestattet, daß er nur in Einer Kirche und immer am nämlichen Altar Messe lesen dürfe.

Eisenbahn in Brittisch-Nordamerika. In den Journalen von Canada und Neubraunschweig (s. Col. Gaz. vom 20 Sept.) ist viel davon die Rede, eine Eisenbahn von Halifax quer durch das Land bis an den Lorenzstrom und dann jenseits desselben nach Quebec und Montreal fortzusetzen. Es ist dieß ein riesenhaftes Unternehmen, das die Kräfte dieser Provinzen und deren Bedürfnisse vorerst übersteigen würde, aber die Regierung scheint nicht abgeneigt dasselbe zu unterstützen, denn die Anlegung einer Militärstraße in dieser Richtung, welche durch die politischen Umstände unerläßlich gemacht war, soll aufgegeben seyn, und dagegen eine Gesellschaft sich in England gebildet haben, um eine Eisenbahn in dieser Richtung anzulegen. Welche Wichtigkeit dieß Unternehmen in militärischer und commercieller Beziehung hat, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß der Lorenzstrom fünf bis sechs Monate im Jahre unzugänglich ist, und daß während dieser Zeit der Handel und Verkehr zwischen England und Canada namentlich durch die Vereinigten Staaten hindurch betrieben werden muß. Eine Eisenbahn würde nicht nur, da Halifax der Punkt ist, wo die Dampfschiffe gewöhnlich anhalten, ganz Canada in fortdauernden Verkehr mit England bringen, sondern auch den Handel mit den obern Provinzen nach Halifax während des Winters möglich machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1845.

Englische Colonien.

Das Cap.

Alles trägt seine Früchte, und die lange Feindseligkeit der englischen Regierung gegen die holländischen Boeren fängt jetzt auch an die übrigen zu tragen. Wir haben früher oft erwähnt, in welchem Lichte die Boeren stets, namentlich von den Missionären dargestellt wurden: wenn man diese hörte, so waren die Boeren die rohesten Unterdrücker der Eingebornen und in allen streitigen Fällen, wo es sich um Diebstahl und selbst um Mord handelte, den die Eingebornen verübt, so trugen jedesmal die Boeren die Schuld. Diese fortdauernde Feindseligkeit, verbunden mit den andauernden Dürren, hatte die Boeren zum „Trekken" über die Gränze bewogen. Bekanntlich theilten sie sich, und die einen gingen über die Quathlambakette, um das Land zwischen dieser Kette und Port Natal zu besetzen. Das Schicksal dieser letztern ist in frischem Gedächtniß: anfangs schien die englische Regierung sich nicht um sie zu kümmern, und ließ sogar den Hafen von Natal frei, bald aber fühlte sie das Nachtheilige, daß sich hier eine eigene, unabhängige Colonie bilde, die mit fremden Staaten in Verbindung stehe, und so wurde der Hafen von Natal besetzt. Die Boeren suchten sich zu wehren, wurden aber zurückgeschlagen, und so sind sie jetzt von der Seeküste abgeschnitten. Indeß verharrten sie in ihrer Feindseligkeit, und noch jetzt kommen da und dort Nachrichten, welche beweisen, daß das Verhältniß zu den Engländern keineswegs das günstigste ist. Diese fühlten auch wohl, daß sie zu keiner Unterwürfigkeitserklärung der Boeren kommen könnten, so lange sie die größere Zahl ihrer Brüder, welche im Binnenlande zurückgeblieben waren, und um die obern Zuflüsse des Oranjestromes sich niedergelassen hatten, nicht gleichfalls zur Unterwerfung gebracht hätten.

Das war also der nächste Zweck der englischen Bestrebungen. Im vorigen Jahre machte der Gouverneur eine Reise an die nordöstliche Gränze, und hatte bei dieser Gelegenheit eine geheime Unterredung mit dem Haupt der Griquas, einem Mischlingsstamm zwischen Boeren und Hottentotten, welche gleichfalls in dieser Gegend sich niedergelassen, und die ehemals hier einheimischen Betschuanastämme auf eine grausame Art theils vertrieben, theils ausgemordet hatten.*) Eine Folge dieser Unterredung war, daß die bisher auf gutem Fuße mit einander lebenden Griquas und Boeren — welche letztere den erstern für die unbenützten Weiden bedeutende Summen zahlten — in Streit kamen, der bis zu allgemeinen Feindseligkeiten ausartete. Jetzt schritt die englische Regierung ein, und zwar auf einen höchst seltsamen Rechtsgrund; sie untersuchte den Grund des Streits zwischen Griquas und Boeren gar nicht, erklärte auch, die erstern seyen nicht ihre Unterthanen, und sie habe sich also um das Benehmen dieser gar nicht zu kümmern, die letztern aber seyen ihre Unterthanen und hätten nicht das Recht auf ihre Faust mit den Eingebornen Krieg anzufangen. Dieß hieß, wie auch die Berichte mehrerer Engländer selbst ohne Umschweife zugeben, auf eine muthwillige rabulistische Weise den Boeren Unrecht geben und die Griquas zu Gewaltthaten gegen sie anspornen. Die englische Regierung aber ließ sich in ihrem ungerechten Betragen gegen die Boeren nicht irre machen: sie schickte Truppen aus, und diese kamen jenseits des Oranjeflusses in geringer Entfernung von der Missionsstadt Philippolis **) gerade zu einem Gefecht zwischen Boeren und Griquas — welche letztere sich hauptsäch-

*) Wir haben bei einer frühern Gelegenheit (s. Nr. 207) bemerkt, daß die Griquas erst seit sechs oder acht Jahren in diesem Lande sich befänden. Dieß ist nicht ganz richtig; sie haben seit dieser Zeit einen bedeutenden Zuwachs erhalten, ihre Niederlassung am Oranjefluß datirt aber schon seit etwa 60 Jahren. Das Grahamstown Journal vom 29 Mai d. J. gibt von ihnen eine mehrfach beglaubigte, sehr ungünstige Schilderung, namentlich über ihr schändliches Benehmen gegen die unglücklichen Buschmänner und Corannas.

**) So genannt von einem Missionär, Namens Philipp, der es sich herausnahm, den Griquas ein Stück Land von 250 Meilen im Durchmesser anzuweisen, ein Land, das früher mit Kraals von Buschmännern bedeckt war. Diese Urkunde wurde unbegreiflicherweise von der Regierung bestätigt, und also hatten gerade eben die Leute, welche so viel von Menschlichkeit und Gerechtigkeit schwatzten, die Missionäre und die Regierung, den wirklichen eingebornen Stämmen ihr Anrecht entrissen.

lich nur vermittelst der ihnen von den Engländern gelieferten Waffen der Boeren erwehrten — griffen alsbald die Boeren an, und warfen diese mit einigem Verlust zurück. Diese zogen sich voll Erbitterung an die Berge, verschanzten ihr Lager und erwarten jetzt den Angriff der englischen Truppen, der wohl geraume Zeit auf sich warten lassen dürfte, denn die Lager würden nicht ohne bedeutenden Verlust erstürmt werden, und die Boeren sich dann weiter zurückziehen, wohin ihnen die englischen Truppen, besonders bei dem annähernden Winter — das Gefecht fiel am 29 April vor — nicht zu folgen wagen können. Die Sachen stehen also jetzt im innern Lande eben so wie bei Port Natal, die Boeren können gegen die englischen, wohlgerüsteten Truppen nicht viel ausrichten, diese aber auch nicht gegen die Boeren. Die englischen Colonialblätter dringen lebhaft in die Regierung, das ganze Land bis zu den Gränzen der portugiesischen Besitzungen für englische Colonie zu erklären, dadurch alle Stämme unter englische Hoheit und Gerichtsbarkeit zu stellen, und ein gütliches Uebereinkommen mit allen zu treffen. Im Ganzen geben selbst die englischen Blätter ihrer Regierung vollkommen Unrecht, und machen selbst auf die nachtheiligen Folgen des Verhältnisses aufmerksam, das auch in financieller Hinsicht allmählich durch die vermehrte Truppenzahl sehr lästig wird.

Japan.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Missionäre erlernten die fremden Sprachen bloß aus religiösen Absichten; eigentliche wissenschaftliche Bestrebungen, wenn sie nicht aus der ganzen eigenthümlichen Stellung in einem fremden Lande, wie in China, hervorgingen, lagen außerhalb dem Kreise ihrer Bestrebungen. Wir haben deßhalb, obgleich die jesuitischen Missionäre auf Japan längere Zeit in der höchsten Blüthe standen, wenig von der einheimischen Geschichte und Literatur des Volkes erfahren, da doch die Japaner, wie alle Länder, die zum chinesischen Cultursystem gehören, eine ausgebreitete Literatur und verhältnißmäßig weit hinaufreichende Chroniken und Geschichten besitzen. Die Geschichtschreibung wird nämlich in allen diesen Ländern für einen der wichtigsten Zweige der Administration gehalten, und in den Jahrbüchern der Völker wird jedes neue historische Werk, jede Untersuchung über vergangene Zeiten neben den wichtigsten politischen und geistlichen Vorfallenheiten aufgeführt. Es wird erzählt, daß im fünften Monate des vierten Jahres des Dairi Ghhen sio Ten o, das ist im Jahre 720, Santon-no und Toneri-no sin-o dem Dairi das Nipon ki, oder die Geschichte von Japan überreicht haben. Dieses Nipon ki, oder nach der chinesischen Aussprache Schipen ki, besteht in dreißig Büchern, fängt mit der Erschaffung der Welt an und endigt mit dem Jahre 720. Zu diesem Werke wurden in der Folgezeit mehrere Fortsetzungen und Nachträge geliefert, die nun sämmtlich unter dem Namen der Chronik von Japan bekannt sind. Dieses umfassende Buch ward aber für den gewöhnlichen Leser und den Geschichtsunterricht unbrauchbar gefunden. Es wurden deßhalb, wie aus den großen Annalensammlungen des chinesischen Reiches, mehrere Auszüge bearbeitet, worunter auch die auf Veranlassung Titsinghs aus dem Japanischen übersetzten und von Klaproth herausgegebenen Annalen der Dairi, die mit dem ersten Dairi Sin um 660 v. Chr. Geb. beginnen und mit dem 108. Dairi (reg. v. 1587—1611) endigen. Durch dieses Werk und die verschiedenen vorliegenden Hefte des Nippon des Herrn von Siebold, durch die chinesischen Nachrichten und durch die frühern Werke eines Kampfers und neuerer Reisenden werden wir in den Stand gesetzt, ein getreues Bild von der Geschichte und dem Bildungsgange, von den Gesetzen und Sitten, von der Eintheilung und der Verwaltung des japanischen Reichs entwerfen zu können.

Von den Lieu-kieu-Inseln beginnend, über alle Länder des heutigen japanischen Reiches hin nach Jeso und Tarakai und von da nach dem gegenüberliegenden Lande von Asien einerseits, und den Kurilen, Aleuten und Kamtschatka andererseits sich erstreckend, lebte in den vorgeschichtlichen Zeiten ein und derselbe rohe, der Cultur widerstrebende Menschenstamm, den wir mit einem Worte seiner eigenen Sprache, welches Mensch bedeutet, den ainoischen nennen wollen.

Das Culturvolk, welches ihn in der Folgezeit unterjochte und gewaltsam der Bildung entgegenführte, bezeichnete ihn mit dem Worte Jebis — eine Benennung, die in diesen östlichen Landen nicht weniger schimpflich ist, als das Wort Barbar bei den Griechen. Obgleich die Cultur auch hier wie überall jeder Besonderheit, jeder Eigenthümlichkeit aus den frühern unwissenden und verachteten Zeiten feindlich entgegentrat, so haben sich doch aus diesen vorgeschichtlichen Jahrhunderten Reste der Sprachen und Sitten erhalten, die nur auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der Bewohner aller dieser Länder schließen lassen.*) Gegenstände des Schmucks und der Zierrath, welche bei den Bewohnern der Kurilen, auf Jeso und auf den Lieu-kieu-Inseln getragen wurden, finden sich heutigentags an verschiedenen Orten der Länder, die zum japanischen Reich gehören, vorzüglich auf alten Begräbnißplätzen und in theils künstlich geformten, theils natürlichen Höhlen. Diese auffallende Erscheinung ist selbst den japanischen Geschichtschreibern, deren ethnographischer Blick nothwendig beschränkt seyn muß, nicht entgangen. „Bei den rauhen, haarigen Bewohnern der Kurilen,“ sagt einer derselben, „und bei den Bewohnern der südlichen Lieu-kieu-Inseln treffen wir noch Schmuck und gottesdienstliche Geräthe an, welche deutliche Merkmale unserer frühesten Sitten an sich tragen. Diese Völker wußten in Werth und Ehre zu erhalten, was

---

*) Die Itälmenen, d. h. die Autochthonen auf Kamtschatka, nennen ihre Geister Kamuy, was sicherlich das japanische Kamy ist. Steller hörte auch, daß sich ein gefangener Japaner mit den Bewohnern der Kurilen verständigen konnte. Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (Frankfurt und Leipzig 1774) S. 8, 11.

wir auf Japan, im Ueberfluß neu bekannt gewordener st barkeiten, von uns geworfen haben." *)

Die einheimischen, rohen Bewohner Japans wurden von chinesischen Colonisten unterjocht und gewaltsam cultivirt. Diese durch die ganze Geschichte des japanischen Reiches und Volkes bewiesene Thatsache kann nicht bezweifelt werden. Niemals wird aber die Zeit, wann dieses geschehen ist, genau ausgemittelt werden können. An Sagen hierüber fehlt es nicht. Im J. 1240 vor unsrer Zeitrechnung starb Kü-kong, Fürst der Feudalherrschaft Tscheu des chinesischen Reiches. Er hinterließ, wie uns erzählt wird, drei Söhne, wovon die zwei ältern Tai-pe und Tschong-jong die Feudalherrschaft U, die in dem heutigen chinesischen Kreis Kiang-nan gelegen war, gründeten. Tai-pe wird von vielen japanischen und chinesischen Schriftstellern für den Anführer einer Colonie des Mittelreiches, die sich in der Provinz Fiu-va bei Satsuma niedergelassen habe, gehalten. **) Ueber die Zeit von beinahe 600 Jahren, die zwischen dieser Colonie des Tai-pe und den Begründern des japanischen Reiches Sin-mu verflossen ist, wissen weder die chinesischen, noch die japanischen Geschichtschreiber etwas zu berichten. Es scheint, daß während dieser Jahrhunderte mehrere Einwohner des der südlichen Spitze der Insel Kiu-siu so nahen Feudalreiches U nach Japan auswanderten, einen großen Theil dieser Insel eroberten, die eingebornen Ainos unterwarfen und cultivirten. Wir sehen, daß noch während dem Laufe des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, zur Zeit als Japan schon kräftig dastand und China in drei Reiche getheilt war, die Eroberungszüge aus dem Reiche U nach Japan noch nicht vergessen waren. Der Begründer dieser schnell wiederum sinkenden Dynastie U, Sunkiuen, unternahm nämlich einen Eroberungszug nach Japan, der aber mißglückte. ***) Von dem südwestlichen Theile Kiu-siu's von Kumaso, dem heutigen Satsuma, Hiuga und Esumi brach auch der h. Krieger Sin-nun auf, um die unabhängigen im Nordosten von Kiu-siu auf Sikok und Nippon wohnenden Autochthonen zu unterwerfen und mit seinem Reiche zu vereinigen.

Die Kämpfe der Japaner, d. h. des aus chinesischen Colonisten in Vermischung mit den unterworfenen und cultivirten Ainos entstandenen neuen Volkes gegen die unabhängigen Bewohner im Nordosten, die Jebis oder Barbaren, beginnen immer von neuem, oder besser, enden niemals im Laufe vieler Jahrhunderte. Den Ainos wird wie den sogenannten Wilden Nordamerika's ein Stück ihres Landes nach dem andern abgenommen, und die, welche sich der neuen Staatsordnung nicht unterwerfen, sondern ihre Freiheit wahren wollen, werden immer weiter gegen Norden gedrängt, nach Jeso, Tarakai und den Kurilen.

*) Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan. I. Abhandlung über die Magatama oder die Schätze der frühern Bewohner der japanischen Inseln S. 8 und dazu die Abbildungen III, 12. 13, verglichen mit der Abbildung in den Plates and Maps to accompany the San kokftson ran to Sets, ou Aperçu général des trois royaumes traduit de l'Original Japonais-Chinois par J. Klaproth (Paris 1832.)

**) Annales II. Gaubil Chronologie chinoise, 30.

***) Annales 19,

Der Glaube an höhere, über der Natur stehende oder in den Kräften derselben hausende und sie nach Willkür lenkende Wesen wurzelt in den Tiefen des menschlichen Gemüths. Auf dieser Naturanlage, auf diesem Trieb des menschlichen Herzens wurden die verschiedenen Götterverehrungen, die sich im Laufe der Zeiten mehrten, aufgerichtet und vermittelst ihrer ward die Menschheit zu einem geregelten Staatenleben, zur Tugend und Sittlichkeit emporgehoben. Diese Wesen wurden im Mittelreiche Schin genannt und mit einem Charakter bezeichnet, der die vom Himmel ausgehende und in allen Werken der Natur zersplitterte Kraft sinnbildlich darstellte.*) Dieser Glaube an die in allen Aeußerungen der Natur sich vorfindenden und überdieß ein gewisses selbstständiges, von den Naturkräften unabhängiges Daseyn behauptenden göttlichen Wesen ward in der Folgezeit regelmäßig ausgebildet und in ein gewisses System gebracht. Es gab eine Zeit, hieß es, wo selbst die himmlischen Geister nicht existirten und die Weltordnung, wie jetzt, noch nicht vorhanden war. Alle Kräfte waren in einem großen Seyn (Tai-ki) vereinigt, das auch füglich das Nichtseyn (Wu-ki) genannt werden könne. Diese jetzt noch gebundenen männlichen und weiblichen Principe alles künftigen Werdens bildeten das große Weltei, Chaos, welches wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer hin und her wogte und ungeheure Wellen aufwarf.

Durch diese unaufhörliche Bewegung trennten sich endlich im Laufe unzählbarer Zeiten die Keime des Jang und In, des männlichen und weiblichen Princips, die Keime der verschiedenartigen, im Ei verschlossenen Wesen und Dinge. Die feinen ätherischen Stoffe stiegen in die Höhe und bildeten die Himmel, die groben und dichten fielen abwärts, und es entstand die Erdinsel, die lange Zeit bloß als Schaum oder weiches Mark auf den Wassern schwebte. Nach und nach entstanden in verschiedenen Abstufungen und langen unendlichen Zeiträumen die drei großen Wesen des Alls, die Geister des Himmels, der Erde und des Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner von Lima.

Farbige Classen.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Fremden, sowohl in Lima als auch im übrigen Peru, besteht aus Altspaniern, die vor dem Befreiungskriege eingewandert sind; nach demselben haben sich nur noch sehr wenige niedergelassen, da sich die Verhältnisse des Landes nicht sehr günstig für sie gestaltet haben. Die meisten sind Grundbesitzer oder Kaufleute. Sie sind nüchtern, aber sehr leidenschaftliche Spieler und haben den Creolen in diesem Laster ein sehr gefährliches Erbtheil hinterlassen. Der Stolz und der Kastengeist, der die Spanier während des

*) Schu wen im Wörterbuche des Kang-hi, unter dem Worte Schin.

Königthums so sehr auszeichnete, ist gebrochen; wenn auch nicht ganz ausgerottet; so wird er doch sorgfältig verhehlt, da er zu nichts mehr frommen kann. Das Verhältniß zwischen ihnen und den Eingebornen ist immer noch etwas gespannt, aber wird von Jahr zu Jahr freundlicher, da die Privilegien, welche jene genossen haben und die Ursache ununterbrochener Erbitterungen waren, aufgehoben sind. Die Creolen bezeichnen die Altspanier mit den beiden Spottnamen „Chapeton“ und „Godo.“ *)

Nach den Spaniern folgen die **Italiener**, deren es in Lima mehrere Tausende gibt. Es sind meistens entlaufene Matrosen oder Abenteurer, größtentheils Genueser. Sie fangen gewöhnlich damit an, eine kleine Branntweinschenke, „Pulperia,“ und einen Spezereiladen zu errichten, vergrößern nach Maaßgabe ihrer Einnahmen das Geschäft und sparen sich in einer Reihe von Jahren ein kleines Vermögen zusammen, mit dem sie in ihr Vaterland zurückkehren. Sehr viele von ihnen haben sich beträchtliche Reichthümer erworben und große Magazine angelegt.

Die **Franzosen** in Lima gehören dem nämlichen Schlag an, wie die in Valparaiso; Quincaillerie- und Modenhändler, Schneider, Perrükiers u. s. w. Sie sind durchaus nicht beliebt, da sie sich immer in Politik mischen, mit ihren Heldenthaten prahlen und verächtlich auf die Eingebornen blicken. Die meisten leben dort in wilder Ehe und lassen sehr häufig Mutter und Kinder im Stich.

Die **Engländer** und **Nordamerikaner** stehen bei den Eingebornen in viel größerer Achtung als die Franzosen, was bei ihrer größern Ruhe und der Solidität ihres Charakters begreiflich ist. Die meisten sind Kaufleute, die bedeutendsten Handlungshäuser; wie Gibbs Crawley u. Comp., Alsop u. Comp., Templeman und Bergmann, Huth, Grüning u. Comp. u. s. w., werden von ihnen geleitet. Der unternehmende Geist, der diese Nationen auszeichnet, hat sie zu mehreren sehr unglücklichen Bergwerksspeculationen verleitet, bei denen viele Millionen Piaster eingebüßt wurden.

Die Politik, welche die Engländer und Franzosen Peru (und den meisten kleinern Freistaaten Amerika's) gegenüber beobachten, ist so ungerecht und gewaltthätig, daß man sich in Europa keinen klaren Begriff davon macht. Sie verletzen auf die schmachvollste Weise die Rechte und Gesetze der Republik und pochen auf ihre Kriegsschiffe, wenn sie zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Die Geschäftsträger dieser Nationen sind im allgemeinen eben so willkürlich als tyrannisch; überall wo sie selbst im Unrecht sind, stellen sie sich die Beleidigten zu seyn, und verlangen von einer schwachen, aller Oppositionsmittel beraubten Regierung Genugthuung, blokiren die Häfen und drohen die Städte in den Grund zu schießen. Ganz besonders zeichnen sich die Franzosen darin aus, welche wegen ihrer so hochgepriesenen Heldenthaten vor Vera Cruz und Tahiti von einem lächerlichen Uebermuthe erfüllt sind.

Zu den meisten Streitigkeiten geben die Schmuggeleien Veranlassung, die von den Franzosen mit einer beispiellosen Unverschämtheit betrieben werden. Gelingt es den peruanischen Douanenofficieren eine beträchtliche Contrebande aufzugreifen, so droht der französische Consul so lange, bis sie wieder herausgegeben wird. Die Kaufleute von Bordeaux überreichen einen Ehrendegen dem Capitän eines Kriegsschiffes der einen wegen Schmuggelei von Silberwaaren der Confiscation verfallenen Kauffahrteifahrer mit Gewalt befreit, wie die Pariser dem Commandanten, der die unglückliche Königin Pomaré auf schmachvolle Weise entsezt, 30,000 Fr. als Ehrensold überreichen. Wahrhaftig, Belohnungen für ritterliche Thaten!

Die meisten fremden Consule sind zugleich auch Kaufleute. Als Consule genießen sie das Recht, die Effecten, die sie für ihren eigenen Bedarf nöthig haben, zollfrei einzuführen; sie mißbrauchen es aber sehr häufig und suchen auch Handelsartikel frei von Abgaben einzuführen, was die unangenehmsten Reibungen und sehr oft ernstliche Thätlichkeiten zur Folge hat, wobei die peruanische Regierung in der Regel den Kürzern zieht, da sie ihr Recht nicht mit Macht unterstützen kann und die nach Ehrendegen lüsternen Stationscommandanten sogleich mit ihren Kanonen drohen. Nur dem Umstande, daß die betreffenden europäischen Ministerien mit der nähern Sachlage der Verhältnisse unbekannt sind, ist es zuzuschreiben, daß sie nicht schon längst diesem Unfuge Einhalt gethan haben.

Deutsche befinden sich in Lima verhältnißmäßig nur sehr wenige. Sie zeichnen sich als sehr tüchtige Kaufleute aus; mehrere sind Geschäftsführer der großen englischen Handlungshäuser. Sie stehen unter allen Fremden bei den Eingebornen in der größten Achtung. Sie sind wegen ihres Ernstes bekannt und das „Serio como un aleman“ (ernst wie ein Deutscher) ist dort sprüchwörtlich geworden.

Die Zahl der in Lima ansäßigen **Amerikaner** aus andern Republiken hat in den lezten Jahren beträchtlich zugenommen. Nach der chilenischen Expedition sind viele Chilenos in Peru zurückgeblieben; vor dem Terrorismus von Rosas in Buenos-Ayres fliehend, haben sich eine beträchtliche Anzahl Argentinos in Lima niedergelassen. Aequatorianer, Panameños und Mexicaner sind in geringer Zahl dort.

Das Verhältniß zwischen den Fremden und Eingebornen läßt in Friedenszeiten wenig zu wünschen übrig. Während der Revolutionen hingegen, wenn deren Centrum Lima ist, und sich jene unberufen in die Politik mischen und zu eifrig eine Partei ergreifen, ist es sehr gespannt und oft die Sicherheit der Fremden in hohem Grade gefährdend, besonders wenn der farbige Pöbel gegen sie aufgewiegelt wird. Zu verschiedenenmalen hat sie nur die Furcht der Eingebornen vor den europäischen Kriegsschiffen von einem allgemeinen Untergange gerettet.

Da die Europäer in der Regel arbeitsamer und weniger leidenschaftlich als die Creolen sind, so gehen die Limeñas gern Verbindungen mit ihnen ein und ziehen den „Gringo“ *) dem Paisanito“ **) vor.

(Schluß folgt.)

Seltene Thiere im Jardin des Plantes. Diese Menagerie hat sich kürzlich wieder mit mehreren seltenen Thieren bereichert, mit einem Lori, einem kleinen seltenen Vierhänder mit schmächtigen Beinen, mit zwei Tatus (Armadill) vo der Größe eines indischen Schweins, und endlich mit einem fliegenden Eichhorn, einem Beutelthier aus Neuholland. (Fr. Bl.)

---

*) Godo, der Gothe, ist streng genommen kein Spottname, denn „Ser Godo“ heißt bei den Spaniern „von gutem Adel“ seyn.

*) Gringo, Spottname für die Europäer. Gringo kommt wahrscheinlich von griego (griechisch). Wie im Deutschen so häufig gesagt wird: das klingt spanisch, so sagen die Spanier bei unverständlichen Sachen: das ist griechisch

**) Paisanito, Verkleinerung von Paisano, „Landsmann.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1845.

Goldwäscherei zu Veres Patak.*)

Man findet in Veres Patak so gut wie in Vulkoj gediegenes Gold in größeren Stücken. So fand man kurz vor meiner Anwesenheit einen Goldklumpen von 15 Kilogrammen. Wo man nach Gold sucht, findet man welches. Die Berge von Veres Patak sind die reichsten Siebenbürgens, und vielleicht gibt es auf der ganzen Welt keinen Ort, wo man auf einem so engen Raume eine so große Menge Gold findet. Auf allen Seiten sind Gruben, die sämmtlich Ausbeute geben. Ich besuchte eine sehr schöne geräumige Grube von 130 Toisen Tiefe, gerade als die Bergleute mit Pulver sprengten. Der Knall der Explosion, welcher in den dunkeln Gängen einen weithintönenden Widerhall fand, machte einen großen und ergreifenden Eindruck. Es war wie ein unterirdisches Gewitter.

Wenn der Regen die Bäche des Gebirges aus ihren Ufern treten macht, so findet man Gold in dem Straßenkoth. Das Wetter begünstigte uns auch in dieser Hinsicht so weit, daß wir dieß Wunder mit eigenen Augen sehen konnten. Ein Mann nahm vor unsern Füßen Erde auf, wusch sie einige Zeit und zeigte uns auf dem Boden seiner Mulde Goldstaub. Alle Bauern in Veres Patak sammeln Gold. Sobald sie die Mittel dazu besitzen, kaufen sie ein Feld, und die Goldernte ist stets so reichlich, daß in diesem kleinen Winkel Siebenbürgens Grund und Boden viel theurer ist, als in Frankreich. Man zeigte uns eine mäßig große Wiese, welche für 1150 Ducaten gekauft worden war.

Man sieht in Veres Patak ein staunenerregendes Denkmal römischer Ausdauer. Es ist nichts geringeres als ein berghoher Felsen, den die Römer ganz durchhöhlt haben, um das gediegene Gold zu gewinnen. Außen haben sie hohe Felsenmauern stehen lassen, so daß man in den innern Hof einer Burg zu treten glaubt. Die Walachen nennen diese Felsen „die Festungen." Zwei wirkliche Höfe sind durch diese Riesenarbeit gebildet worden. In dem einen, „die große Festung," der hoch und überall aus dem Fels gehauen ist, sieht man runde und polirte Löcher in dem Gestein, wo man die Spur der römischen Werkzeuge verfolgen kann. Große Blöcke stützen Massen, welche jeden Augenblick bereit scheinen, herabzufallen. Tiefe Höhlen gähnen vor den Füßen. Der andere, „die kleine Festung," ist im wörtlichen Sinne durchbrochen. Die Arbeiter scheinen hier nach Laune bald von dieser, bald von jener Seite gegraben zu haben. Eine Art Bogen sieht man hier, der fast zierlich zu nennen ist. Ein schauerlicher Schlund, von dem Steine herabhängen, schwer genug, um zwanzig Menschen im Niederstürzen zu zerschmettern, läßt das Licht des Tages in einen Schacht, aus dem die scharfen Hammerschläge der Bergleute tönen, denn dieser Fels wird noch immer bearbeitet. Geschickte Ingenieurs behaupten, daß diese Erde noch voll von Gold ist, und vielleicht wird einst die Speculation die Menschen bewegen, diese staunenswerthe Arbeit zu zerstören.

Aus dem lateinischen Wort civitas haben wir cité; die Italiener città und die Walachen cetate gemacht. Aber da die von den Römern in Dacien gebauten Städte wegen des unruhigen Zustandes des Landes nothwendig befestigt waren, hat das Wort cetate mehr die Bedeutung von Festung als von Stadt. Die Walachen nennen die Festungen von Veres Patak cetate. Die große heißt cetate mara (major), die kleine cetate mica (minor).

Dieser ungeheure Felsen, mit unvollkommenen Werkzeugen Zoll für Zoll gewissermaßen ausgehöhlt, trägt ganz den Stempel des römischen Charakters in seiner genialen Größe, Entschiedenheit und Unbeugsamkeit. Eigentlich ist es die Arbeit von Gefangenen. Die, welche wegen Staatsverbrechen verurtheilt oder des Christenthums angeklagt waren, wurden in diese ewigen Kerker begraben. Ihre Frauen und ihre Kinder begleiteten sie bis an den Rand des Abgrundes, dann verschwanden sie, um nie wieder das Tageslicht zu sehen. Wenn die Gefangenen nicht ausreichten, zwang man die Landesbewohner zu Bergwerksarbeit und Goldlieferungen. Die Anzahl der mit dieser Arbeit beschäftigten Unglücklichen ist unermeßlich. Polybius berichtet, daß nur die spanischen Bergwerke, deren Reichthum verhältnißmäßig nur gewöhnlich war, 40,000 Arbeiter beschäftigten. Danach kann man abmessen,

*) De Gerando's Siebenbürgen. Leipzig, bei Lorck.

wie viele in den dacischen Gruben sich befanden, da die Ausbeute sich hier auf 208 Pfund Gold die Woche belief, außer der in Gold von den Bergbewohnern erhobenen Steuer.

Oefters hat man sich schon gefragt, ob die Bergwerke schon von den Daciern bebaut worden seyen. Ziemlich sicher ist es, daß sie Gold zu gewinnen wußten, oder wenigstens den Sand der goldreichen Flüsse wuschen. Zwar stellt Dromichoetes gegen Lysimachus sein Land als so arm dar, daß es Eroberer nicht reizen könne. Aber Herodot erwähnt die Reichthümer Daciens und das Gold, welches man daselbst finde. Die Agathyrsen, welche zu seiner Zeit das Land bewohnten, müssen daher das Geheimniß gekannt haben, welches Dromichoetes nicht zu wissen vorgab. Die Münzen von Sarmiz, so grob gearbeitet sie auch sind, zeigen, daß die Dacier Münzen zu schlagen verstanden.

Japan.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Schöpfungsphantasien, diese Bestrebungen des menschlichen Geistes sich die Entstehung des Alls begreiflich zu machen, wurden von den Schriftstellern der spätern Jahrhunderte als wirkliche Thatsachen behandelt und berichtigt. Zuerst hieß es, regierten die erhabenen Geister des Himmels, sie führten die Zeitrechnungen ein, lehrten, wie man das Jahr bestimmen, aus wie vielen Monaten und Tagen es bestehen müsse. Die Anzahl dieser himmlischen Geister wird zwar von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben, doch sind es deren gewöhnlich bloß sieben, wobei sicherlich auf die fünf seit den ältesten Zeiten bekannten Planeten und auf Sonne und Mond hingedeutet wird. Nach den erhabenern Geistern des Himmels kamen die erhabenern Geister der Erde. Die Schöpfung war vollendet, die Erde im brauchbaren, bewohnbaren Zustande. Diese Geister nutzten und bearbeiteten sie auf alle Weise und wurden so das Vorbild der Menschengesellschaft, die hienieden, so hatte es das Schicksal beschlossen, bald erscheinen sollte. Die Geister der Erde gaben der Sonne, dem Mond und den Sternen, so wie sämmtlichen andern Gegenständen, die Namen, die sie jetzt haben. Auf die erhabenen Geister der Erde folgten die erhabenen Geister der Menschen, welche die Menschen lehrten in großen Staatsgesellschaften zusammenzuleben, und jedem, dem Könige sowohl als dem Unterthan, die Pflichten vorschrieben. Diese drei großen, die Weltschöpfung und Weltordnung sinnbildlich darstellenden Zeiträume werden nun bald durch liebliche, bald durch gräßliche Dichtungen, die sämmtlich als wirkliche Begebenheiten erzählt werden, ausgeschmückt, und am Ende, um die wirkliche Geschichte an die Mythe anzuknüpfen, hinzugefügt, daß der erste Herrscher, aus dem historischen Zeitraume, der Begründer oder Erweiterer des Staates, von diesen erhabenen Geistern der Menschen in dunkler Vorzeit abstamme.

Diese Ansicht von dem Zusammenhange des Menschen mit der Natur und den sie bewegenden Kräften stammen aus China; sie stehen in inniger Verbindung mit der ältesten Religion des Reiches der Mitte, der Tao-kiao, oder der Vernunftlehre, für deren Gründer man gemeinhin fälschlich den spätgebornen Lao-tse hält, und wurden durch die chinesischen Ansiedler in Japan verbreitet. Der Begründer des japanischen Reiches, Sin-mu-ten-o, d. h. der geistige Krieger und himmlische Herrscher, wird für einen Nachkommen in der fünften Generation von der trefflichen Intelligenz der himmlischen Sonne oder dem großen Geiste des Himmelslichtes gehalten. Als Sa-no oder Sin-mu die Regierung angetreten hatte, 667 vor unserer Zeitrechnung, waren die südwestlichen Provinzen Japans, die Insel Kiu-siu schon seit langer Zeit durch die vom Lande U herüber kommenden Ansiedler civilisirt; die nordöstlichen Theile waren aber noch von rohen Autochthonen bewohnt und zerfielen in mehrere unabhängige, sich gegenseitig bekriegende Clane. Sin-mu soll alsbald nach seinem Regierungsantritte folgende, chinesische Gesinnung beurkundende Worte zu seinen Brüdern und Genossen gesprochen haben: „In diesem westlichen Lande (d. h. der Insel Kiu-siu) herrscht Glück und Wohlstand, aber die entfernten Völker sind noch Barbaren und bekriegen sich gegenseitig. Ich höre, daß das Land gegen Osten gut und mit grünen, fruchtbaren Bergen umgeben ist; hier soll sich auch das himmlische Schifflein, wodurch das Götterpaar vom Himmel auf die Erde niederstieg, niedergelassen haben, und wird das Land so, wie es beschrieben wird, befunden, so verdient es der Mittelpunkt meines Reiches zu werden." Die Rede dieses göttlichen Kriegers ward von seinen Genossen gut aufgenommen und eine See-Expedition beschlossen, welche von Fiugo, der westlichen Provinz der Insel Kiu-siu ausging, um das Land gegen Nordosten zu unterwerfen. Es bedurfte zehn Jahre lang anhaltender, unaufhörlicher Kämpfe, um einige wenige Districte des heutigen japanischen Reiches zu erobern.

Im Jahre 660 ward in der Provinz Jamato ein Berg geebnet, und darauf ein Palast erbaut. Sin-mu ließ sich hier nieder und ward von seinen Begleitern zum Kaiser, oder nach der chinesischen Titulatur, zum Himmelssohn erhoben. Sowohl hier als in China verbieten es nämlich die Staatsmaximen, den Herrn des Landes, so lange er lebt, bei seinem eigenen Namen zu nennen; man traf in Japan den Ausweg, den Herrscher, den Großen innerhalb, d. h. innerhalb des Palastes, zu nennen, und dieß ist die Bedeutung der chinesischen Charaktere, mit denen das Wort Dairi (Taili) geschrieben wird. Man gibt aber den Herrschern nach dem Tode verschiedene Ehrentitel, unter welchen sie in den Jahrbüchern des Volkes aufgeführt werden; ein solcher Ehrentitel ist auch die Benennung Sin-mu des ersten geschichtlichen Dairi des japanischen Reichs. Die Lande, welche zum Reiche des Sin-mu gehörten, hatten früher verschiedene Namen; sie hießen, weil acht für eine heilige Zahl bei den Japanern geachtet wurde, die acht Inseln oder Länder,*) worunter Awasino-sima,

---

*) Die chinesischen Ansiedler brachten die acht Kua des Fohi mit nach Japan; sie sind nach der Ansicht des Mittelreichs das Princip aller Wissenschaften und Kenntnisse; deßhalb wird die Zahl „acht" für eine heilige gehalten.

oder die Insel des Schaumes, für die vorzüglichste gehalten wurde; denn sie war nach der Mythe das erste Land der Schöpfung, weßhalb auch das ganze Reich Japan zusammen nicht selten Awasino-sima genannt wird. Sin-mu nannte nun sein Reich Akizu-Jiwa, oder die Insel der Wasserjungfer, weil es ihn dünkte, daß das japanische Reich der Gestalt dieses Insectes ähnlich sey. Er belohnte auch alle diejenigen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten, gab ihnen Städte und Ländereien, welche bald, so wie die Lehen unter den Nachfolgern Karls des Großen, in den Familien der Besitzer erblich wurden. Der erste Dairi kann demnach auch als Begründer des heutigentags noch in Japan bestehenden Feudalwesens betrachtet werden. Sin-mu starb nach einer Regierung von 72 Jahren im Jahre 585 vor unserer Zeitrechnung. Die Nachkommen des Sin-mu, von denen, was einigen Zweifel über die Aechtheit der japanischen Chronisten erregt, mehrere ungewöhnlich lange regiert haben sollen, waren keineswegs von dem kriegerischen Geiste ihres Ahnherrn beseelt; sie blieben innerhalb ihres Palastes und begnügten sich damit, von dem Volk als Oberhäupter der Religion, d. h. des von China hieher verpflanzten Geistercultus Schintao, oder nach der chinesischen Aussprache Sunto genannt, verehrt zu werden, und überließen ihren Ministern und Wesiren die Regierung des Reichs. Der zehnte Dairi (regierte von 97—30 v. unf. Zeitr.) ernannte vier Heeresanführer, chinesisch Tsiang-kiun und nach der japanischen Aussprache Seogun genannt, um nach allen Seiten hin die rohen widerspänstigen Jebis seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Würde und das Amt eines Seogun scheint von nun an das vorzüglichste und wichtigste auf Japan geworden zu seyn. Als Oberhäupter der Armee und der Lehensmannschaft war in ihren Händen die ganze Macht des Staates vereinigt, und sie konnten sich in der Folgezeit unter günstigen Verhältnissen, wenn das Land von wollüstigen und trägen, von dem Volke wenig geachteten Dairi beherrscht wurde, gleich wie die Emire al Omra der Chalifen und die Hausmeier der merovingischen Könige an die Stelle ihrer Herren setzen, und die Macht, welche sie erworben hatten, auf ihre Nachkommen übertragen. Sie konnten den Dairi entweder ganz vom Throne stoßen, oder ihnen auch die Ehrerbietung, welche ihnen das Volk als den Oberhäuptern der Religion zollte, lassen, und dieß schien den Seogun der folgenden Jahrhunderte unter den bestehenden Umständen das Geeignetste.

Es wäre sonderbar, wenn die chinesischen Colonisten neben dem andern Samen der Cultur, den sie auf Japan ausstreuten, die einheimische Bevölkerung nicht auch mit der chinesischen Schrift bekannt gemacht hätten. Dazu kommt noch, daß es nicht scheint, als wenn die Verbindung mit China seit der ersten Landung der Leute aus U jemals ganz unterbrochen worden wäre. Die drei fabelhaften Inseln und Berge des Ostens, welche seit den frühesten Zeiten die Phantasie der chinesischen Dichter und Mythographen beschäftigten, Punglai, Fang tschang und Jng tscheu, wurden mit Recht auf die drei großen japanischen Inseln gedeutet, und die von Tsin schi Hoangti von China gegen das Jahr 220 v. unf. Zeitr. nach dem Osten gesandten Boten, um den Trank der Unsterblichkeit zu suchen, ließen sich nach dem einstimmigen Zeugnisse der japanischen und chinesischen Schriftsteller auf den östlichen Inseln nieder, da sie sich nicht getrauten, ohne ihren Auftrag vollführt zu haben, wiederum vor ihrem Herrn und Gebieter zu erscheinen. Diese Boten bekannten sich zur Geisterlehre oder Geisterreligion (Schin-tao, Sinto), die, wie wir oben bemerkten, eines und dasselbe ist mit Tao kiao oder Vernunftreligion. Diese Boten des Tsing schi wurden von ihren Glaubensgenossen auf Japan freundlich aufgenommen. Auch begannen schon in dem letzten Jahrhundert v. unf. Zeitr. die Verbindungen zwischen Japan und dem ganz chinesisch gebildeten Lande der drei Han oder Korea, politische Verbindungen, oder, wie der Hochmuth der östlichen Völker Asiens sich ausdrückt, es kamen koreanische Abgesandte und brachten Tribut nach Japan. Deßhalb muß es ganz unglaublich scheinen, wenn uns berichtet wird, daß die Japaner bis zum Anfange des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ohne die Kenntniß der chinesischen Charaktere oder irgend einer Schrift geblieben sind. Höchst wahrscheinlich waren die chinesischen Charaktere seit den ältesten Zeiten in Japan bekannt, aber aus Mangel an Werken der Literatur und an Unterrichtsanstalten nur wenig im Lande verbreitet. Der sechzehnte Dairi Osin Ten o fühlte, wie die besten Regierungsmaaßregeln an der Unwissenheit seines Volkes scheiterten; er suchte deßhalb von dem seit langer Zeit chinesisch gebildeten Korea gelehrte Leute an sich zu ziehen, um sein Volk zu unterrichten. Der König von Fiaksai oder Pe tsi, einem damals selbstständigen Staate der koreanischen Halbinsel, an den sich der Dairi deßhalb wandte, sandte ihm einen gelehrten Mann, chinesisch Wang-schin, japanisch Wo-nin genannt, der, wie behauptet wird, aus der Familie des Gründers der berühmten großen Han-Dynastie stammte. Wo-nin kam am zweiten Monat des Jahres 285 an den Hof des Dairi und brachte mehrere Werke der chinesischen Literatur mit, namentlich die Unterhandlungen des Kong tse und das Buch der „tausend Worte.“ Er unterrichtete alsbald, wie erzählt wird, die Söhne des Dairi und der Großen im Lesen und Schreiben. Durch ihn ward nicht nur die Kenntniß der chinesischen Charaktere in Japan allgemein verbreitet, die hier nach den verschiedenen Dynastien des chinesischen Landes bald Charaktere der Tsin, bald auch Charaktere der Han genannt wurden, sondern auch allerhand Handwerke, wie Nähen, Stricken und Weben, wurden zu dieser Zeit wahrscheinlich durch Wang-schin und sein Gefolge von Korea her und dem Reiche U im südlichen China auf Japan verbreitet. Die Verdienste, welche sich Wo-nin um die Bildung des japanischen Volks erworben hat, wurden von den folgenden Generationen so hoch geachtet, daß er neben den Begründern der Monarchie, den großen Kriegern und Wohlthätern der östlichen Inseln, unter die Zahl der Kami oder Geister aufgenommen, und zu seiner Verehrung besondere Tempel errichtet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritt der Entdeckung in Australien.

Es herrscht bekanntlich längere Zeit die Ansicht im Innern Australiens sey ein großer See und dieser werde wohl die Verbindung mit dem Norden auf immer hindern. Mehrere Reisende haben diese Behauptung bestritten und mit Wahrscheinlichkeitsgründen die Richtigkeit darzustellen gesucht (s. das Innere von Australien Nr. 192). Jetzt scheint diese letztere Ansicht wirklich das Uebergewicht zu erhalten. Der alte australische Reisende Capitän Sturt, der im vorigen Jahre von Adelaide aus nach dem Darling aufbrach, hatte sich namentlich zum Ziel gesetzt, die Behauptung, daß nordwärts große Wassermassen sich fänden, zu widerlegen, denn ein Hr. Poole hatte neuerdings wieder Wasser sehen wollen, das sich von Südwest nach Nordost etwa 13 Grade weit ausdehne. Hr. Poole befand sich, als er diese Entdeckung machte, in 141° 46′ O. L. v. Gr. und 32° 4′ S. B. Capitän Sturt kam eben dahin, und zog nun von diesem Punkt aus bis 31° 20′, also wenigstens 11 deutsche Meilen weit nördlich, fand aber hier ein ziemlich hoch über die (Darling?) Ebene ansteigendes Tafelland mit reichlichem Graswuchs und Wasser. Die angebliche Wasserfläche aber muß augenscheinlich eine Wirkung der Luftspiegelung gewesen seyn. Hohe Ketten zeigten sich in der Ferne und ein Eingeborner sagte dem Capitän Sturt sein Land liege gegen Norden. Hr. Poole schon hatte Tausende von Papageien gesehen, welche aus Nordwesten kamen, es ist also alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das Hochland von hier immer mehr ansteigt. (Nach dem South Australian vom 1 April. Col. Gaz. vom 30 Aug.)

Die Bewohner von Lima.

Farbige Classen.

(Schluß.)

Ich schließe dieses Capitel über die Bewohner von Lima mit einigen Bemerkungen über die spanische Sprache, wie sie in der Hauptstadt von Peru gesprochen wird. Die Altspanier haben ihre sehr markirten Dialekte mit in die neue Welt hinübergebracht und sie dort unverändert beibehalten. Der Gallego verwechselt das g und das j, der Catalan verschlingt das s an den Endsylben und gurgelt das j, ehe er es ausspricht, der Andalusier rollt das r über die Zunge und rundet mit angenehmem Organ die harten Worte, der Biscayer mischt in seine rauhe Aussprache die Provincialismen und der Madrileño glaubt sich durch die Eleganz der Aussprache weit über seine Landsleute erhaben, gerade so wie in ihrer Heimath. Ihre Nachkommen haben aber allmählich die charakteristischen Dialekte ihrer Eltern abgelegt und neue gebildet, die nach den verschiedenen Provinzen bedeutend variiren. Das Spanische, wie es von den Creolen in Peru gesprochen wird, ist weit von der richtigen und genauen typischen Aussprache entfernt. Der Küstenbewohner modelirt es zu weich und verwechselt häufig ähnlich lautende Buchstaben. Der Gebirgsbewohner spricht es zu hart, und grammatikalisch unrichtig aus. Der Charakter des Landes prägt sich auch hier, wie fast überall, in der Sprache ganz genau wieder aus. Wie der Schweizer seine Gutturaltöne aus dem tiefsten Grunde der Kehle hervorholt und sie mit möglichst starker Exspiration ausstößt, so der Peruaner der Cordillera, und wie die Bewohner der Sandflächen des nördlichen Deutschland den härtern Consonanten eine fast lächerlich klingende Weichheit geben, so ist es bei den Küstenbewohnern von Peru der Fall.

Die weißen Creolen sprechen unter allen Eingebornen von Lima das beste Spanisch, was aber doch nicht viel heißen will, da es die übrigen sehr schlecht sprechen. Zu den Buchstaben, die sie (besonders die Damen) häufig verwechseln, gehören das l und r, indem letzteres an die Stelle des erstern, seltener umgekehrt, gesetzt wird, z. B. statt pulso (der Puls) purso, statt Bulnes (Eigennamen) Burnes, statt Salsa (die Sauce) Sarsa ꝛc. Ferner geschieht es sehr allgemein, daß an die Stelle des r ein d gesetzt wird. Simon Ayanque gibt in seinem oben angeführten Werkchen Descanso XV, Romance 16 folgende sehr charakteristische Strophe, die eine Limeña, welche sich bei einem Fremden scheinbar mit großem Interesse nach einem Verwandten erkundigt und der ihr erwiedert, es sey wohl Liebe, die sie zu dieser Frage bewege, in Antwort gibt:

> ¿Amod yo? Responde ella
> Dejame Umd. Cavalledo
> Que nunca supe queded
> Ni tuve amod a sujeto.*)

Häufig wird das ll wie y ausgesprochen, ein Fehler, in den auch die Fremden sehr oft verfallen; z. B. poyo statt pollo (das junge Huhn), gayina statt gallina (die Henne); aber es werden nicht nur einzelne Buchstaben verwechselt, sondern oft ganze Sylben umgekehrt, z. B. pader statt pared (die Wand); der Name des bekannten Expräsidenten Orbegoso wird von wenigstens zwei Drittel der Eingebornen von Lima Obregoso ausgesprochen ꝛc. Da kein einziges spanisches Wort mit einem s beginnt, dem ein Consonant folgt, so werden sehr viele Eigennamen verändert, indem ihnen ein e vorangesetzt wird. Ich weiß nicht, ob auch in Spanien beim lateinischen Unterricht diese willkürliche Voransetzung des Vocals angenommen ist; in Lima ist sie in allen Collegien allgemein üblich und die Schüler sprechen statt studium estudium, statt spurius espurius, statt sceleratus esceleratus u. s. f.

Es hält sehr schwer, die Limeños zur richtigen Aussprache zu bewegen, und oft haben sie mich versichert, es sey ihnen fast unmöglich, das e vor dem s wegzulassen. Noch willkürlicher ist die Veränderung, die sie mit dem h zwischen zwei i vornehmen, indem sie es in ein k umwandeln und statt mihi miki, statt nihil nikil ꝛc. sagen. Im übrigen weicht die Aussprache des Lateinischen, wie sie in den peruanischen Schulen gebräuchlich ist, von der in Deutschland üblichen nur noch dadurch ab, daß jedes einfache s verschärft wird, da die spanische Sprache kein weiches s hat (dessen Stelle theilweise das z vertritt) und bekanntlich jede Nation bei der Pronunciation der todten Sprachen so viel wie möglich die Regeln ihrer Muttersprache anwendet.

Die farbigen Creolen mißhandeln das Spanische noch viel mehr als die Weißen, da dem größten Theil derselben die Bildung abgeht; besonders haben die Neger eine sehr schwere Zunge für diese Sprache und bringen die Worte fast unverständlich mit Auslassen von Buchstaben und Verschlucken von Sylben hervor.

Den Engländern und Franzosen wird die Aussprache des Spanischen in der Regel sehr schwer; es gibt solche, die seit 30 Jahren unter den Eingebornen leben und es nur sehr nothdürftig radebrechen. Besonders schwer hält letztern das gutturale j und die richtige Betonung der Sylbe. Es gibt übrigens einzelne, denen diese Sprache außerordentlich geläufig ist. Leichter lernen sie die Italiener, aber ihr Accent klingt immer fremdartig; am besten sprechen sie im allgemeinen die Deutschen aus.

*) Setze überall r statt d, ausgenommen bei Responde und Dejame. „Ich lieben?" antwortet sie: „Lassen Sie mich, mein Herr, denn niemals habe ich verstanden, zu lieben, noch Liebe gegen jemanden gehegt."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1845.

Guadalajara in Mexico.

(Nach Duflot de Mofras.)

Diese Stadt, jetzt die zweite in Mexico, war ehemals der Hauptort der alten Intendantschaft dieses Namens und Neugaliziens, und ist jetzt der Hauptort des Dep. Jalisco, das auf etwa 9000 Quadrat-Leguas 600,000 Seelen zählt. Sie liegt 150 Leguas westlich von Mexico unter 20° 41′ N. B. und 105° 41′ W. L. von P. Die Straße nach Mexico ist sehr schlecht, doch brauchbar für Wagen, aber höchst unsicher durch Räuber. In Folge der geringen Verbindung mit dem Ausland und der mangelhaften literarischen Institute ist hier die Civilisation ungemein zurück. Der Unterricht im geistlichen Seminar ist höchst mangelhaft und nur der in der Zeichnenschule und in den unentgeltlichen Primärschulen ist in besserem Zustande. Der Ackerbau ist ungemein blühend, und auch die Industrie, namentlich die Bereitung von Woll- und Baumwollenstoffen für den Landesverbrauch, ist nicht unbedeutend; wichtig ist die Seifenbereitung, welche dadurch sehr erleichtert ist, daß in manchen Strichen eine kohlensaure Soda effloresciert, die von den Indianern Tequezquite genannt und während des Monats October gesammelt wird. Eine Cigarrenfabrik ist sehr groß und beschäftigt 800 Menschen, aber der Tabaksbau ist in dieser Provinz verboten; auch wird weder Flachs noch Hanf gebaut. Das Metall zu den meisten Gold- und Silbermünzen, die in dem Münzhofe geschlagen werden, kommt aus der berühmten Mine von Bolaños und aus der von Hostoti paquillo; es gibt jedoch mehr als dreißig kleinere Minen, die aber wegen des hohen Quecksilberpreises öfters still stehen.

Guadalajara liegt in einer weiten Ebene und ist von allen Vertheidigungsmitteln entblößt; es hat weder Gräben noch Mauern und die ganze Besatzung besteht aus 800 Mann schlechter Truppen von allen Waffengattungen. Uebrigens ist die Stadt ein steter Herd von politischen Intriguen und Verschwörungen: der Sturz Iturbide's, der Aufstand gegen Bustamante, die Erhebung Santa Ana's wurden hier vorbereitet, und der Föderalcongreß von Jalisco erließ das unglückliche Decret zur Austreibung der Spanier. Die Moralität des Volkes ist null und seine Unwissenheit arg; Raub und Mord sind die gewöhnlichsten Dinge von der Welt, werden am hellen Tage begangen, bleiben meist ungestraft und dennoch enthalten die Gefängnisse über 1000 Verbrecher; 1200 andere sind in dem Presidio auf der kleinen Insel Mescala eingeschlossen, welche mitten im See von Chapala, 15 Leguas südöstlich von Guadalajara liegt. Durch diesen See, der etwa 2000 Metres im Umkreis hat, fließt der Rio Grande de Sant Yago, der sich bei San Blas ins Meer ausmündet, aber auf seinem 200 Leguas langen Lauf nirgends schiffbar ist.

Zu Guadalajara und in der Umgegend sind mehr als 60 Franzosen angesiedelt, welche sich mit allerhand industriellen Beschäftigungen, Brodbäckereien, Brennereien u. dgl. abgeben und ihr gutes Auskommen finden; namentlich ist dieß mit Metallarbeitern, Zimmerleuten u. dgl. der Fall. Alle großen Handelsunternehmungen sind in den Händen von vier Häusern, wovon drei spanisch sind und das letzte englisch ist. — Die Straße nach Tepic, San Blas, Rosario und Mazatlan ist wie die von Guadalajara nach Mexico voll Räuber, die in Banden von 30, 40 bis 150 Mann herumstreifen, wohl beritten, bewaffnet und so zu sagen militärisch organisirt sind, die Reisenden anfallen, Convois wegnehmen, Pachthöfe plündern und selbst großen Dörfern Contributionen auflegen.

Japan.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Seit der Zeit des Wo-nin ward die Kenntniß der chinesischen Charaktere und Literatur in Japan allgemein verbreitet. Man ging von hier aus nach China, um sich dort in den Wissenschaften auszubilden, wie man von Rom nach Athen und andern Städten Griechenlands wanderte, um daselbst eine höhere geistige Ausbildung zu erlangen. Noch heutigentags werden wissenschaftliche Werke, Bücher geschichtlichen und philosophischen Inhalts gewöhnlich in chinesischen Charakteren

abgefaßt. Das Chinesische vertritt im Osten die Stelle, welche das Lateinische während der Jahrhunderte des Mittelalters im Westen eingenommen hatte. Man stieß aber alsbald auf große Schwierigkeiten, wenn man die chinesischen, der gebundenen und festgeregelten Construction des Idioms des Mittelreichs genau angepaßten Charaktere, auf die vielsylbigen, in einer freien Wortfügung sich bewegenden japanischen Wörter anwenden wollte.

Man sah ein, daß man der Zeichen bedürfe, die für sich nichts bedeuten, sondern bloß den Wortlaut der japanischen Wörter, die grammatischen Kategorien und das Verhältniß, wie die einzelnen Wörter zu einander stehen oder construirt werden, anzeigen. Sobald man diesen Mangel fühlte, war auch der Gedanke nicht fern, so wie man früher zur Bezeichnung der Eigennamen der chinesischen Charaktere sich bediente, eine gewisse Anzahl chinesischer Charaktere herauszuheben und sie für alle im japanischen Idiome vorkommenden Laute zu verwenden, diese Charaktere aber abzukürzen und zu vereinfachen, damit die Schrift leichter geschrieben werden könne und nicht zu viel Zeit und Raum erheische. Es dauerte aber, wenn die Sage gegründet ist, bis zum achten Jahrhundert, ehe dem großen Mangel der chinesischen auf das japanische Idiom angewendeten Schrift abgeholfen wurde. Zu dieser Zeit war nämlich der Buddhismus schon allgemein im Lande verbreitet, und die buddhistischen Geistlichen begannen hier wie allenthalben, wo ihr Glaube festen Fuß gefaßt hatte, ihre heiligen Schriften in die Landessprache zu übersetzen. Es fanden sich aber in diesen Werken mehrere Wörter und Sätze vor, welche man nicht übersetzen konnte, theils auch aus heiliger Scheu nicht übertragen wollte. In China setzten die indischen Mönche eine Menge neuer Charaktere zusammen, um sie bloß zur Bezeichnung des Lautes ihrer heiligen Gebete und Namen zu gebrauchen, und es ward alsbald bestimmt für dieselben Worte immerdar dieselben Charaktere zu verwenden. In Japan haben die Buddhisten wahrscheinlich die erste Idee zu einem Syllabar oder einer Lautschrift gegeben. Ein gewisser Kibi und ein anderer Jüngling begleiteten die im Jahre 716 von Japan nach China gehende Gesandtschaft, um daselbst ihre Studien zu vollenden. Kibi blieb bis zum Jahre 733 in diesem Lande und kam reichlich ausgestattet in sein Vaterland zurück. Diesem Kibi wird die Zusammensetzung des aus 47 Bruchstücken chinesischer Charaktere bestehenden japanischen Syllabars zugeschrieben, ein Alphabet oder Syllabar, das nach dem Muster der Dewanagari-Schrift, die bekanntlich 27 Buchstaben enthält, und die Kibi entweder in China oder auf Japan kennen gelernt hatte, gebildet wurde. Man nannte dieß Syllabar Kata-kana, d. h. Bruchstücke, die entlehnt werden, um Laute zu bezeichnen. Der Name Kibi ist ein hochgefeierter bei den Japanern, und auch er ward unter die Zahl der Geister oder Kami gesetzt. Das Alphabet des Kibi ward bloß zur Aushülfe der mit chinesischen Charakteren auf Japan geschriebenen Werke gebraucht, theils um der Aussprache oder Bedeutung dieser Charaktere im Japanischen, theils auch, um die grammatischen Formen und die eigenthümliche japanische Construction zu bezeichnen. Ein Jahr nach dem Tode Kibi's, am fünfzehnten Tage des sechsten Monats 774, ward auf eine wundervolle Weise der berühmte buddhistische Geistliche Kobo von angesehenen Eltern auf Japan geboren. Kobo setzte auf dieselbe Weise wie seine Vorgänger nach dem Muster des Dewanagari-Alphabets aus Bruchstücken chinesischer Charaktere ein neues, ebenfalls aus 47 Lauten bestehendes Syllabar zusammen. Dieß Syllabar wird Dira-kana, d. h. entlehnte Charaktere zur allgemeinen Bezeichnung des Lautes genannt, und von den Japanern zu Werken gebraucht, die bloß in ihrer Sprache ohne alle Beimischung chinesischer Charaktere geschrieben sind. In der Folgezeit wurden mehrere andere japanische Syllabare, theils auch aus ganzen chinesischen Charakteren, theils aber aus bloßen Bruchstücken derselben zusammengesetzt, die aber niemals in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. *) Kobo ist der berühmteste buddhistische Heilige auf Japan; es wurde ihm nach seinem Tode eine Menge Tempel und Heiligthümer erbaut. Er, der ursprünglich Kokai geheißen hatte, ist jetzt bloß unter der Ehrenbenennung Kobodai-si (oder nach der chinesischen Aussprache Hung futa-sse), d. h. der große Meister der unendlichen Religion bekannt und verehrt. **)

Durch die Wuth, mit der Tsin-schi-hoang-ti gegen die an die Sitten und Gesetze ehemaliger Zeiten, am historisch Ueberlieferten hängenden Gelehrten, und gegen alle Werke der Literatur, durch die ein getreues Bild von dem frühern Feudalzustande und der Verwaltung des chinesischen Reiches auf die Nachwelt gebracht werden konnte, verfahren ist, wurden die Jahrbücher der einzelnen unter den Tschen vorhandenen Feudalreiche, und demgemäß ein großer Theil der allgemeinen Geschichte China's vernichtet. Würden sich die Annalen aus den südöstlichen, diesseits und jenseits des Kiang gelegenen Ländern, namentlich aus der Feudalherrschaft U erhalten haben, so würden wir über die frühere Geschichte Japans und über die Verbindungen dieser östlichen Länder mit China besser unterrichtet seyn. So haben wir bloß von den verhältnißmäßig spätern Verbindungen zwischen Japan und China im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine sichere Kunde. Wir wissen durch die chinesischen Jahrbücher, daß im J. 58 unserer Zeitrechnung eine Gesandtschaft von Japan an den Hof des Kuang-wu-hoang-ti der spätern und östlichen Han gekommen ist. Sowohl die Chinesen als Japaner, was den

*) Remusat hat zuerst nach Büchern, die in Japan selbst gedruckt wurden, die japanischen Syllabare, welche schon früher durch Kämpfer und andere bekannt gemacht wurden, in Europa schneiden lassen. Sie sind im einzelnen correcter und eleganter als diejenigen, welche sich in der Beschreibung Japans und in andern Schriften finden. Siehe die Inhaltsanzeige der japanischen Encyklopädie: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi XI, 123. Nouveau Journal asiatique. Janvier 1829. 19. Annales 65, 93.

**) Titsingh hat das Leben dieses buddhistischen Heiligen ausführlich nach japanischen Quellen beschrieben. Illustrations of Japan 296. Klaproth hat in den Anmerkungen zu den Annalen der Dairi dieses Werk Titsinghs abgeschrieben, ohne aber, wie das seine Art war, die Quellen, woraus er schöpfte, zu bezeichnen.

ehemaligen ganz andern Verbindungen zwischen den beiden Reichen durchaus nicht entgegen ist, behaupten, daß dieses die erste Gesandtschaft gewesen sey, welche von Japan aus nach China gesandt wurde. Japan ward zu dieser Zeit den Chinesen unter dem Namen Wo oder Uo bekannt, die chinesische Bezeichnung für das japanische Awa-dsii-Sima, d. h. Schaumerdinsel. *) Dieser Name verblieb den östlichen Inseln nach den chinesischen Berichten bis zum 20sten Jahre der Regierung des dritten Fürsten der berühmten Dynastie Tang, das ist bis zum J. 671. Zu dieser Zeit sandten die Japaner, nachdem die Streitigkeiten zwischen ihnen und den Chinesen, die sich in dem Lande Korea erhoben hatten, beigelegt waren, eine andere Gesandtschaft nach China. Die Bewohner der östlichen Inseln wurden, wie es in den chinesischen Jahrbüchern heißt, etwas besser mit der Sprache und der Schrift des Mittelreiches bekannt; sie sollen eingesehen haben, daß der Name Uo oder Wo unrichtig, und ihr Reich Schi-pen, nach der japanischen Aussprache Nippon oder Sonnenursprung, weil nämlich daselbst die Sonne sich erhebe, genannt werden müsse.**) Keiner der Fürsten oder Dairi Japans war so mächtig, daß er das, wie wir oben sahen, bis auf den Gründer der Monarchie zurückgeführte Feudalsystem hätte abschaffen und die große Macht der Lehensfürsten brechen können. Dessen ungeachtet ward gegen das J. 603 unserer Zeitrechnung aus Nachahmung des chinesischen Verwaltungssystems eine Art Beamtenhierarchie geschaffen, die in zwölf Classen zerfiel, welche sich wie die des Mittelreiches durch die Form und Farbe der Kappen unterschieden.***) Mit dem Regierungsantritte des Dairi Ko-tok-Ten-o-wi im J. 645 wurden auch die in China seit dem J. 163 vor unserer Zeitrechnung üblichen Ehrenbenennungen der Regierungsjahre eines jeden Fürsten Nien-hao, d. h. Jahrestitel, japanisch Nengo genannt, eingeführt. Der Dairi ernannte, wie das in China Sitte war, zwei Minister, einen der Rechten und einen der Linken, und das Reich ward nach der heiligen Zahl der acht Kua in acht Provinzen eingetheilt — eine Eintheilung, die sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es wurden die Tage bestimmt, an welchen große Aufwartungen bei Hofe seyn sollten, und dazu aus Nachahmung chinesischer Sitten der erste Tag des ersten Monats oder Neujahrstag festgesetzt — eine Einrichtung, die ebenfalls heutigentags noch fortbesteht. †) In allen Provinzen, die nach dem aus dem Schuking ††) oder dem chinesischen Annalenbuch entlehnten Ausdruck der Jahrbücher Japans, nach dem Laufe der Berge und Flüsse abgetheilt waren, wurden Beamte eingesetzt und ihre jährliche Besoldung bestimmt. Es wurden Regierungsposten eingeführt, die Anzahl der Häuser und Bewohner jeden Ortes in besondere Register eingetragen und die Steuern bestimmt, die jeder von seinem eigenen Kopf und seinen Ländereien zu entrichten hatte. Der Dairi führte Revuen der Truppen ein, sowohl für die Infanterie als für die Reiterei, errichtete Magazine und Waffenplätze. Alle Jahre wurden, ebenfalls nach dem Muster der chinesischen Administration, besondere Sendgrafen in die Provinzen geschickt, um die Verwaltungsbeamten zu controliren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Matuanlin Bch. 324. S. 16. Die Encyklopädie Kanghis, die den Namen führt, Iuen-kien-lei-han Bch. 231. S. 27 fg. Kämpfer, Gesch. von Japan I, 74.

**) Matuanlin Bch. 324 S. 21, a. Doch setzt Matuanlin, der die Namen der einzelnen Inseln von dem allgemeinen Landesnamen nicht zu unterscheiden weiß hinzu, daß ihm die Sache nicht ganz klar sey. Diese Gesandtschaft so wie die Streitigkeiten der Japaner und Chinesen auf Korea werden auch in den japanischen Annalen erwähnt. Annales 51.

***) Annales 39.

†) Illustrations of Japan 115 sq.

††) Iu-kong a. Anfange, nach der Ausg. v. J. 1815, gedruckt zu Nan-tschang-fu, der Hauptstadt von Kiangsi. Buch 6, Bl. 2. a. Annales 48.

Der zu Algier gehörige Theil der Sahara.

Erster Abschnitt.

Zur Vervollständigung der „wissenschaftlichen Erforschung von Algier“ entnehmen wir gleichfalls nach Lacroix (National vom 21 — 25 Sept.) nachfolgende Skizze über die oben angeführte Wüste einem größern Werke, welches der Obristlieutenant Daumas theils nach eigenen Erfahrungen, theils nach glaubwürdigen Mittheilungen von Eingebornen verfaßt und vor kurzem veröffentlicht hat.

Die Sahara wird in drei scharf von einander gesonderte Regionen eingetheilt, nämlich in eine bewohnte, eine bewohnbare und eine solche, welche von der Natur dazu bestimmt scheint ewig wüste zu bleiben.

Die erste Region heißt Fiafi und besteht aus der Oase oder demjenigen Fleck Landes, in dessen Bereich sich Quellen oder Brunnen finden, und der, von schlanken Palmen beschattet, gegen die sengenden Sonnenstrahlen und den Samum geschützt ist.

Kifar, das heißt die bewohnbare Zone, wird die sandige und eintönige Ebene genannt, welche sich, durch den wohlthätigen Einfluß der Regengüsse in den Wintermonaten, im Frühjahr mit einem Mantel grünen Pflanzenwuchses bekleidet. Um diese Zeit schlagen die Nomadenstämme hier ihre Zelte auf und bleiben mitsammt ihren Heerden so lange, bis die glühende Sommerhitze sie mehr nordwärts treibt, entweder nach einer Oase oder aber nach dem Tell von Algier.

Die dritte Zone, der Falat, besteht in dem ungeheuern wüsten Raum, wo die alles versengenden Sonnenstrahlen keine Spur von Vegetation aufkommen lassen, in dem weiten Meere des beweglichen Sandes, das von den Karawanen zwar langsam durchfurcht wird, aber dem Menschen weder das geringste Hülfsmittel zur Fristung seiner körperlichen Existenz, noch aber Schutz gegen die glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne darbietet.

Die Region der Oase dehnt sich zwischen dem 36° und 29° N. B. aus; weiterhin trifft man nur hie und da zerstreut in der unermeßlichen Steppe die grünen Eilande der Wüste, welche mit dem geheimnißvollen Archipel Sudans gänzlich aufhören. In Wahrheit befinden wir uns mit dem 29° der Breite schon vollkommen in der Wüste. Unter dem 27° machen die von den Tuareg bewohnten Berge die Landschaft etwas belebter und kündigen ein etwas weniger unwirthliches Land an. Allein el Falat erstreckt sich bis zu dem Lande der Neger, wo der

Pflanzenwuchs wieder mit den hohen Bergebenen und den großen fließenden Gewässern zum Vorschein kommt.

Von allen Oasen der Sahara ist die von Nefta die schönste und poetischste. „Ihre Gärten sind ungemein reizend, ihre Limonen süß, ihre Datteln die besten Früchte in der Regentschaft Tunis;*) fast alle Frauen haben hier jene der orientalischen Race eigenthümliche Schönheit, und die Reichern von ihnen, welche sich unter Tags nie den Sonnenstrahlen aussetzen, sind eben so weiß wie die maurischen Weiber."

Man könnte sagen, daß in der Sahara das Wasser die alleinige wirkende Kraft des Thier- und Pflanzenlebens sey. Es ist bekannt, daß diese Region unterirdische Wasserbehälter verbirgt, welche Springquellen und reiche Brunnen speist. Wenn die Bewohner der Sahara das Wasser, welches ihnen ihre Quellen liefern, nicht für ausreichend erachten oder gar Wassermangel befürchten, so graben sie artesische Brunnen. Diese Brunnen haben eine viereckige Form und, wie die Eingebornen behaupten, oft eine Tiefe von hundert Mannslängen. Trotzdem ist aber ein einziger Arbeiter hinreichend um sie zu graben. Im Verhältniß wie das Bohrloch tiefer geht, wird die Erde vermittelst vier quer übergelegter Palmenstämme gestützt. Sobald das schwärzliche Aussehen des Bodens und dessen Feuchtigkeit den Arbeiter die Nähe des Wasserbehälters vermuthen lassen, verstopft er sich Nase und Ohren mit Wachs, um nicht durch das mit Macht hervorstrudelnde Wasser erstickt zu werden; sodann befestigt er sich einen Strick um den Leib, benachrichtigt die an der Oeffnung des Brunnens seiner wartenden Gefährten und schickt sich so zur Beendigung seiner Arbeit an. Ein letzter Schlag mit der Haue zertrümmert nun die schwache Decke vollends, welche das unterirdische Wasser noch gefangen hielt; der Springquell erhebt sich siegreich, und zwar manchmal mit solcher Gewalt, daß der unglückliche Arbeiter ein Raub des Todes ist, ehe er sich aus dem dunkeln Schlund retten kann.

Ist man einmal so weit gekommen, so hat man eine unerschöpfliche, nie versiegende Quelle, deren Wasser in den Gärten der Dörfer durch einfache, aus hohlen Palmstämmen verfertigte Röhren herumgeleitet wird; und zwar hat jeder Bewohner der Oase, je nach der Größe seines Besitzthums, ein Recht auf ein- oder zweistündige Bewässerung. Diese Zeit mißt ein an der Oeffnung des Brunnens aufgestellter und mit der Oeffnung und Schließung der einzelnen Wasserleitungen zur bestimmten Frist beauftragter Mann mit Hülfe einer Sanduhr genau ab. Dieser Gebrauch erinnert an einen ähnlichen bei den alten Peruanern, denn in dem Reiche der Incas waren die Stunden, so wie die Art und Weise der Bewässerung gleichermaßen geregelt. Jeder erhielt den nöthigen Wasserbedarf, aber nicht weiter, und bei allen diesen Wasservertheilungen galt ein unverletzlicher Grundsatz der gleichen Berechtigung als oberste Regel.

Man kann sich nicht leicht einen Begriff von der durch das Wasser in den Oasen bewirkten Fruchtbarkeit machen. Die Gärten einiger Dörfer der Sahara bieten in der That den Anblick wirklicher Wälder dar; man findet in buntem Gemeng Birn-, Aprikosen-, Granat-, Feigen- und Mandelbäume, alle miteinander verbunden durch die grünen Schlingungen der Rebe, die, kühn an den Bäumen hinaufrankend und sich an deren Aesten fortziehend, ihre Gipfel mit lieblicher Bedachung krönt. Mit besonderer Sorgfalt werden aber die Gemüsearten und hauptsächlich auch die Dattelbäume gepflegt, denn die Früchte der letztern bilden das Hauptnahrungsmittel der nomadischen, wie der ansässigen Bewohner der Sahara. Beinahe unglaublich ist die Menge von Datteln, welche die einzige Oase von Tugurt erzeugt. Sie bilden das Brod der Wüste, das Leben des armen Arabers. Man darf übrigens die Datteln nicht allein essen, sondern muß sie mit andern Nahrungsmitteln, als Milch, Brod, Käse oder Kuskussu vermischt genießen, wenn man nicht Gefahr laufen will krank zu werden oder sich gar den Tod zuzuziehen.

Mit welcher Sorgfalt, ja mit welcher Liebe überwacht nicht der freie Sohn der Wüste das Gedeihen seiner Datteln! sie sind gleichsam seine Lieblinge, seine verwöhnten Kinder. Er folgt mit achtsamem Auge ihrem fortschreitenden Wachsthum und jeder Phase ihrer Existenz von dem Augenblick an, wo er sie in der Gestalt eines kleinen Schößlings der Mutter Erde anvertraut hat bis zu dem Augenblick, wo Alter oder offenbare Unfruchtbarkeit sie dazu verurtheilen unter den Schlägen der Axt zu fallen. Hauptsächlich langsam gehegt und gepflegt wird der weibliche Dattelbaum, denn nur er erzeugt Früchte, während der männliche von der Natur lediglich zur Befruchtung bestimmt scheint. Ist der männliche Baum in die volle Blüthe getreten, so schneidet man einen der Blüthenbüschel, die seinen Gipfel zieren, ab und befestigt solchen an die Aeste des weiblichen; mehr braucht es nicht. Die Ernte findet im Monat November statt. Man schichtet die Früchte in großen Magazinen auf, durch welche mehrere kleine Canäle gehen, in denen der von ihnen abgesetzte Zuckerstoff sich sammelt und abläuft. Sind die Datteln auf diese Weise vollkommen ausgetrocknet, so kann man sie zehn bis zwölf Jahre lang aufbewahren. Die minder guten Früchte füttert man den Kameelen, Mauleseln und Pferden, indem man sie mit Gerste und Gras vermischt. Was davon nicht verbraucht wird, führt man nach Algier und Europa aus, wo sodann die Liebhaber des Süßen sich an dem erlaben, was die Dromedare der Sahara ihnen übrig gelassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Diese Oase liegt nämlich in der Regentschaft Tunis, unweit der Gränze von Algier.

Kampf der alten und neuen italienischen Komödie. In dem russischen Journal „die Lesebibliothek" findet sich hierüber folgende Bemerkung: „Gegenwärtig hat sich nur noch in Neapel auf dem Theater San Carlino die alte italienische Komödie erhalten, diejenige, wo fast unfehlbar vier typische Rollen erscheinen: Pantalon, die Personification eines alten Mannes, Arlechino, sein Diener, ein Ideal von nationalem Wesen, Truffaldin, die Carricatur irgend einer Modethorheit, und Colombine, der weibliche Typus des Landes. Mit Hinzufügung einiger Nebenrollen ist diese Komödie sich bis auf die heutige Zeit in Neapel gleich geblieben und gewährt allgemeines Vergnügen, selbst denjenigen, welche sich für Volksvergnügungen für zu vornehm halten. Die Stücke dieser Art werden gewöhnlich nur im allgemeinen entworfen in Betreff der Verbindungen und Verschlingungen, und in dieser Beziehung der nothwendigste Dialog hinzugefügt; alles übrige wird der komischen Inspiration des Schauspielers überlassen, welcher sein Bühnenrecht benützt, und die Gestalt und den Charakter irgend eines im Publicum wohlbekannten Narren oder Originals annimmt. Das ist die rein griechische Komödie vor Menander. Die Aesthetiker werfen dieser Komödie Unwahrscheinlichkeit und das Abweichen von der Natur vor; es ist aber gewiß nichts unwahrscheinlicher und der Natur ferner, als die jetzigen gehaltlosen Vaudevilles, in denen wenig oder keine Gedanken, wenig oder gar n[illegible]ginales sich findet."

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1845.

Stand der russischen Literatur.

Eine russische Zeitschrift, der Moskwitanin (Nr. 103), enthält eine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Literatur überhaupt, aus welcher wir nachstehende Bemerkungen über die russische Literatur ausheben, da sie wegen der Eigenthümlichkeit, mit welcher die Zustände aufgefaßt sind, Beachtung verdienen. „Wenden wir uns," sagt Hr. Kirejewski, der Verfasser des Aufsatzes, „zu der russischen Literatur, so sehen wir darin ein seltsames Chaos unentwickelter Meinungen, entgegengesetzter Bestrebungen, den verworrenen Widerhall aller möglichen Bewegungen der deutschen, französischen, englischen, italienischen, polnischen und schwedischen Literatur, und eine mannichfaltige Nachahmung aller möglichen und unmöglichen europäischen Richtungen. In diesem Charakter unserer Literatur besteht neben der äußeren Aehnlichkeit mit allen europäischen Literaturen auch die Grundverschiedenheit von derselben. Die Geschichte aller westlichen Literaturen stellt eine ununterbrochene Verbindung zwischen den Bewegungen der Literatur und der Gesammtheit der Volksbildung dar, bei uns aber findet zwischen der literarischen Bildung und den Grundelementen des intellectuellen Lebens, wie sie sich in unserer alten Geschichte entwickelten und in unserer sogenannten ungebildeten Classe noch jetzt erhalten haben, eine auffallende Verschiedenheit statt, und zwar eine Verschiedenheit, welche nicht bloß aus der abweichenden Bildungsstufe, sondern aus dem ganz verschiedenartigen Ursprung sich ergibt. Die Grundlagen des intellectuellen, gesellschaftlichen, sittlichen und geistlichen Lebens, auf denen das alte Rußland ruhte und die noch jetzt die Sphäre des Volks ausmachen, entwickelten sich in unserer literarischen Bildung gar nicht, sondern blieben unberührt, abgerissen von unserer intellectuellen Thätigkeit, denn ihnen entgegen, ohne Beziehung auf sie fließt unsere literarische Bildung aus fremden, und nicht bloß in den äußern, sondern in den innersten Grundlagen unserer Ueberzeugungen verschiedenen Formen. Darum stimmen die Bewegungen in unserer Literatur nicht mit den innern Bewegungen unserer Bildung, sondern [illegible] zufälligen Erscheinungen fremder Literatur zusammen.

„Wie kann nun unsere Literatur aus ihrem künstlichen Zustand herausgehen, eine Bedeutung erlangen, die sie jetzt nicht hat, und mit der Gesammtheit unserer Bildung in Uebereinstimmung treten, so daß sie zugleich den Ausdruck des Lebens und die Springfeder seiner Entwicklung darstellt? Hierüber hat man zweierlei Meinungen. Einige glauben, daß die vollständigste Aneignung der fremden Bildung mit der Zeit den ganzen russischen Menschen umgestalten könne, wie sie einige schreibende und nicht schreibende Literaten umgestaltet hat, und dann werde unsere gesammte Bildung in Einklang kommen mit dem Charakter unserer Literatur. Ihrer Meinung nach sollte die Entwicklung einiger Grundsätze unsern ursprünglichen Ideengang verändern, unsere Sitten, Gewohnheiten und Ueberzeugungen umgestalten, unsere Eigenthümlichkeiten austilgen, und so uns zu europäisch-gebildeten Leuten machen. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht scheint auch ohne Beweis augenfällig. Die Vernichtung der Eigenthümlichkeit eines intellectuellen Volkslebens ist ebenso unmöglich, als es unmöglich ist seine Geschichte zu vernichten. Die Grundüberzeugungen eines Volks gegen literarische Begriffe auszutauschen ist ebenso leicht, als die Knochen eines sich entwickelnden Organismus mit abstracten Gedanken zu ersetzen. Uebrigens wenn wir auch auf einen Augenblick zugeben könnten, daß dieß Vorhaben sich ausführen ließe, so wäre in solchem Falle das einzige Resultat nicht die Bildung des Volks, sondern die Vernichtung desselben, denn in was liegt die Existenz eines Volks, wenn nicht in der Gesammtheit seiner mehr oder minder entwickelten Ueberzeugungen, in seinen Sitten, seinen Gewohnheiten, seiner Sprache, seinen Gefühlen und Begriffen, mit Einem Wort in seinem ganzen eigentlichen Leben. Darum hebt sich der Gedanke — statt der Grundlagen unserer Bildung die Grundlagen der europäischen bei uns einzuführen — schon darum von selbst auf, weil in der endlichen Entwicklung der europäischen Aufklärung kein herrschender Grundsatz sich findet. Wenn in dem westlichen Leben noch einige lebendige Wahrheiten mitten unter der allgemeinen Zerstörung aller besondern Ueberzeugungen mehr oder minder sich erhalten haben, so sind diese Wahrheiten nicht einmal europäisch, sondern

vielmehr im Gegensatz mit allen Resultaten europäischer Bildung; es sind die erhaltenen Ueberreste christlicher Elemente, welche folglich nicht dem Westen angehören, sondern vielmehr uns, die wir das Christenthum in seiner reinsten Gestalt erhalten haben, obgleich vielleicht die unbedingten Anhänger des Westens, welche keinen Begriff von unserer einheimischen Bildung haben, und das Wesentliche darin mit dem Zufälligen, das Eigene, Unerläßliche mit der Corruption fremder, tatarischer, polnischer, deutscher und anderer Einflüsse verwechseln, das Daseyn dieser Elemente nicht annehmen wollen.

„Die andere, dieser unbedingten Verehrung des Westens entgegengesetzte Meinung besteht in unbedingter Verehrung der vergangenen Formen unseres Alterthums, und zwar in dem Sinne, daß die neuerworbene europäische Bildung mit der Zeit durch die Entwicklung unserer eigenen aus unserem intellectuellen Leben wieder ausgetilgt werden soll. Beide Meinungen sind gleich falsch, aber die letztere hat mehr logischen Zusammenhang; sie gründet sich auf die Erkenntniß des Werthes unserer frühern Bildung, auf die Verschiedenheit derselben von dem Charakter der europäischen Aufklärung und zuletzt auf die Unstätigkeit des endlichen Resultats dieser letztern. Aber die logische Richtigkeit dieser Ansicht spricht sie nicht frei von einer sehr reellen Einseitigkeit, sondern macht diese nur noch augenscheinlicher. Was auch unsere Bildung gewesen seyn mag, so können ihre früheren Formen darum namentlich nicht der reine und volle Ausdruck des innern Elements des Volkslebens seyn, weil sie doch immer nur das Ergebniß localer und temporärer Umstände waren. Darum ist jede einmal vergangene Lebensform ebenso unwiederbringlich als die eigenthümliche Zeit, welche an ihrer Bildung Antheil hatte. Diese Form wieder herzustellen heißt einen Todten beleben, und die bereits entflohene Seele einem Erdenkloß wieder einhauchen."

(Schluß folgt.)

Japan.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

So sehr bestrebte man sich in allen Dingen nach dem Vorbilde China's zu handeln, und so hoch ward die Cultur des Mittelreichs in Japan geachtet, daß, wenn zu dieser Zeit in den Jahrbüchern des Volks von berühmten einheimischen Gelehrten die Rede ist, gewöhnlich hinzugesetzt wird, daß sie im Lande der Mitte studirt haben.*) Die Chinesen welche es für eine Pflicht halten, ihre Cultur unter den ihnen unbedingt gehorchenden und sie in geistiger und politischer Beziehung als Herren anerkennenden Barbaren zu verbreiten, unterstützten auf alle Weise die Japaner in ihren Bestrebungen, sich mit der chinesischen Literatur und Staatsverfassung bekannt zu machen. Man erklärte ihnen die heil. Schriften des Landes, und gab ihnen Abschriften davon mit bei ihrer Rückkehr nach Hause.*) Obgleich nun nach dem Untergang der Dynastie Tang (907) und während der in China obwaltenden Unruhen und Verwirrungen die beständige regelmäßige Verbindung und die häufigen Gesandtschaften zwischen den beiden Reichen aufhörten, so wird doch hie und da erwähnt, daß einzelne Personen, vorzüglich buddhistische Geistliche, von Japan aus nach China kamen, worunter Teou-nen (Tiao-schen), der unter den Song im Jahre 984 im Reich der Mitte ankam, einer besondern Erwähnung verdient. Die chinesische Schrift, wird bemerkt, verstand er vollkommen; er konnte aber weder sprechen, noch verstand er die gesprochene Sprache. Er brachte einen von den in China vorhandenen, in einzelnen Sätzen und in der ganzen Eintheilung abweichenden Text des dem Kong-tse zugeschriebenen Buches über die kindliche Liebe mit, eine Verschiedenheit, welche den chinesischen Gelehrten der folgenden Jahrhunderte zu keiner geringern Anzahl von Vermuthungen Anlaß gegeben hat, als einige Varianten der heiligen Schrift den Gelehrten des Westens. Dieser japanische Text des Buches der kindlichen Liebe scheint aus den Zeiten vor der Bücherverbrennung herzustammen.**) Teou-nen hatte eine Geschichte der Regenten Japans mitgebracht, wovon uns Matuanlin große Auszüge mitgetheilt hat, und erhielt dagegen auf sein Bitten ein vollständiges gedrucktes Exemplar aller heiligen Schriften. Er ging nach einigen Jahren wieder nach Japan zurück. Teou-nen hatte in China die Buchdruckerei kennen gelernt; wahrscheinlich ward durch ihn die Xylographie vom Reiche der Mitte nach den östlichen Inseln verpflanzt.***) Am meisten ward durch die Verbindungen Japans mit andern Ländern die chinesisch-japanische Religion, die Religion der Geister oder Kami (Kami no-mitsi) beeinträchtigt und umgestaltet. Die Kami-Religion besteht wie die ursprüngliche Religion aller Völker, in einer Art Naturcultus: sie erkennt mehrere Gottheiten, Personificationen der großen Weltkörper und Naturkräfte an, die, wie wir oben sahen, nach der japanischen Ansicht vor dem Beginne aller Wesen hienieden zuerst als wirkliche Wesen die Erde beherrscht haben.

---

*) Annales a. a. O.

*) Dieß wird ausdrücklich bemerkt um das Jahr 713. Matuanlin a. a. O. Bl. 24.

**) Dieß scheint Remusat zu vermuthen. Mélanges asiatiques II, 376.

***) Matuanlin Bch. 124, Bl. 25. Annales 147. Eine Vorrede zu einer japanischen Ausgabe des Buches über die kindliche Liebe ist übersetzt in den Illustrations of Japan 301. Unter diesem Titel sind im Jahre 1832 folgende beide Bücher ins Englische übersetzt worden, worauf wir hier in Ermangelung der Originale verweisen müssen: 1) Mémoires et Anecdotes sur la dynastie régnante de Djogouns (Seogun), souverains du Japon, ouvrage tiré des originaux japonais, par Titsingh, publié avec des notes par M. Abel-Rémusat (Paris 1820 2.) Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles, suivies de détails sur la poudre dosia, de la préface d'un livre de Confoutzée sur la piété filiale; le tout traduit du Japonais par feu M. Titsingh (Paris 1819) 2 Voll. über die auf Japan bezügliche bedeutende Sammlung von Werken aller Art des ehemaligen holländischen Residenten zu Desima, Titsingh vgl. Rémusat, Mélanges asiatiques (Paris 1819 Vol. I. 266 59.

Die Sonnengottheit wird aber, da die Sonne selbst als der herrlichste und wohlthuendste Weltkörper erscheint, für die höchste aller Gottheiten gehalten; sie wandelte einst in Begleitung ihres Bruders, des Mondes, als Herrscherin auf dem Inselreiche, und ist die Begründerin der geistlichen und weltlichen Herrschaft in den hiesigen Landen. Neben diesen erhabenen Göttern wohnt aber auch in jedem Elemente, in jeder Naturkraft ein besonderer Geist, der unsere Verehrung erheischt; denn diese Geister sind die Vermittler der schwachen Menschen mit den obern Gottheiten, zu denen der Mensch ohne sie nicht gelangen könne. Sin=mu, der erste Dairi des Landes, war in gerader Abstammung ein Sprößling der obersten Sonnengottheit, er und seine Nachfolger auf dem Throne werden deßhalb Himmelssöhne, auch Mikado oder die Ehrwürdigen genannt und selbst als Gottheiten verehrt. Diese Dairi können niemals aussterben, denn hat ein Dairi keine männlichen Nachkommen, so folgen ihm auch seine Töchter nach, und einige der ausgezeichnetsten Fürsten Japans waren weiblichen Geschlechts. Ist aber einem Himmelssohne jede leibliche Nachkommenschaft versagt, so wird ihm von dem Ahnherrn seines Hauses, der Sonnengottheit, ein Sprosse zugesandt, der gewöhnlich unter einem Baume, dem Palaste des Mikado gegenüber, gefunden wird. Den andern Menschen wohnt, so wie jeder Naturkraft oder Naturerscheinung ein Kami inne. Dieser Kami dauert auch nach der Vernichtung oder Abstreifung des Körpers fort, und denjenigen, welche, in der irdischen Hülle eingeschlossen, eines trefflichen Lebenswandels sich beflissen, wird das Paradies, den andern die Hölle zu Theil. Diejenigen hingegen, welche durch außerordentliche Thaten das Wohl des Reiches und der Menschheit beförderten, oder durch ein sehr frommes Leben sich auszeichneten, werden nach ihrem Tode von der lebendigen Gottheit, dem Mikado, für verehrungs- und anbetungswürdig erklärt, mit andern Worten, sie werden unter die Zahl der im Lande angebeteten Kami gesetzt. Die Zahl derselben mußte demnach im Laufe der Zeit außerordentlich zunehmen, und wird in künftigen Jahrhunderten noch immerdar vermehrt werden. Jetzt sollen sie sich auf 3132 belaufen.

Ein gesetzliches, sittliches Betragen und Reinheit der Seele ist Endzweck der Geisterreligion. Deßhalb findet man in ihren Tempeln keine Idole, sondern bloß einen Spiegel an einer Kugel hängend, der in der Sprache des Landes das Herz genannt wird. Mit gebeugtem Körper nahen sich die Frommen und Andächtigen diesem Spiegel, den sie als das Sinnbild des höchsten Wesens verehren, und bringen hier in der größten Ruhe und Stille ihr Gebet und Opfer dar. Der Spiegel, sagen sie, sey deßhalb am geeignetsten, die höchste Gottheit darzustellen, weil wie diese jeden Fleck der Seele kenne, so in jenen jeder Schmutz und jede Mißgestalt des Körpers sich zeige. Unter den drei Reichsinsignien, die noch von Sin=mu herstammen sollen, wird auch neben der Geistertafel, die in einem grünlichen Steine mit zwei kleinen runden Löchern bestehen soll, und einem Degen, der Spiegel als das Vorzüglichste genannt. Um den Kami zu gefallen, muß man, so lehrt die Geisterreligion, reines Feuer unterhalten, mit Glauben und Wahrheit im Herzen frische und reine Opfergaben darbringen, und bitten, daß der Kami Wohlseyn und Glück spende, die Fehler verzeihe und die Seele von Schuld reinige, damit die fünf Hauptübel, welche über die Menschheit hereinstürzen, Feuer vom Himmel und unglückliche Naturereignisse überhaupt, Krankheit, Armuth, Verbannung und frühzeitiger Tod entfernt bleiben. Die gläubigen Anhänger des Kamidienstes bestreben sich deßhalb, durch die Unterhaltung reinen Feuers, ein Symbol der höchsten Sonnengottheit, durch Reinheit des Leibes und der Seele, durch Pilgerfahrten, Fasten und Gebete die Gunst der Kami zu erwerben. Reinheit scheint die höchste Idee des Kamicultus, weßhalb die Sinnbilder der beiden reinigenden Elemente hienieden, des Feuers und Wassers an den Thoren aller Kamihallen aufgestellt sind. Es sind auch die Fälle genau angegeben, wodurch ein Mensch in den Zustand der Unreinheit verfällt. Sündhafter Umgang, verbotene Lust, der Aufenthalt an einem unreinen Orte, Blutvergießen und Befleckung durch Blut, Sterbefälle in der Familie und jede Berührung eines Leichnams versetzt den Menschen in den Zustand der Unreinheit, wodurch ihm dann der Umgang mit seinen Nebenmenschen vollkommen abgeschnitten war. Es sind besondere Reinigungsmittel vorgeschrieben, vermittelst welcher der Einzelne der Gesellschaft und seinen Freunden wieder zurückgegeben werden kann. Metzger und andere Personen, die sich mit der Tödtung lebendiger Wesen beschäftigen, verbleiben aber während ihres ganzen Lebens in dem unreinen Zustande, und sind bloß auf den Umgang mit ihresgleichen eingeschränkt. Dieser Zustand der Unreinheit erstreckt sich nicht bloß auf die Menschen allein, sondern auf alles, was sie umgibt, auf ihre Wohnungen und Geräthschaften und hat in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit dem Gebrauche Ta-bu, auf der Tonga-Gruppe und auf andern Inseln der Südsee. Der Mensch ist niemals ganz rein, deßhalb sind beim Eintritte in die Kamihallen Wasserbecken aufgestellt, daß der Gläubige, ehe er vor den Kami hintritt, seinen Körper reinige, und an die Reinigung der Seele erinnert werde. Aus demselben Grunde wird jedes Kind nach dem 31sten Tage seiner Geburt in den Tempel des Familiengottes gebracht, und erhält mittelst Besprengung mit Wasser eine Art Taufe, andeutend, daß der Mensch zur Reinheit geschaffen sey.

(Schluß folgt.)

Demsus in Siebenbürgen. *)

In Demsus findet man das einzige römische Baudenkmal, das noch in Siebenbürgen vorhanden ist. Die Walachen bedienen sich dort als Kirche eines viereckigen Gebäudes von einigen Ellen Höhe, mit einem halb eingestürzten Thurm und vier Oeffnungen in den Wänden. Rechts an der Vorderseite schließt sich ein Gewölbe an, welches sich hinter der Kirche mit einer runden, sehr beschädigten Mauer vereinigt. Ein großer Theil der diese Mauer bildenden Steine ist herabgefallen, wo-

*) Aus De Gerando's „Siebenbürgen und seine Bewohner."

durch man sie ohne große Mühe ersteigen kann. So gelangt man zu dem kleinen Thurm, der das Gebäude krönt, und in dem sich ein dunkler Gang von drei Fuß Höhe befindet. An der Ecke der runden Mauer sieht man ein kolossales Säulencapital; nicht weit davon lagern steinerne Löwen. Auf der dem Gewölbe entgegengesetzten Seite besteht die Mauer aus Bruchsteinen und Marmorblöcken, zwischen denen man zwei Säulen entdeckt. In die Kirche tritt man durch eine kleine Thüre mit walachischen Malereien. Das Innere zeigt vier dicke und kurze Pfeiler, die sehr nahe bei einander stehen und mit römischen Inschriften versehen sind. Das Licht gelangt durch die Oeffnungen des Thurmes herein, welcher gerade über den vier Pfeilern sich erhebt.

Der zu Algier gehörige Theil der Sahara.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In der Umgegend von Biskara, der politischen Hauptstadt der Ziban, nehmen die Dattelpflanzungen nicht weniger als zwanzigtausend Hektaren Land ein. Die Datteln bilden aber auch einen der Haupthandelsartikel dieser Landschaft, wie dieß der große Markt von Temania beweist. In dieser Beziehung erlaube man uns nur einige Worte: beim Herannahen des Frühjahrs versammeln sich die Stämme der Sahara bei Utaia und ziehen nach dem Tell hin, um hier ihre Waaren auszutauschen. Die meisten Stämme gehen mit ihren unzähligen Heerden durch das Gebiet der Ziban. Während nun die großen Züge der mit Datteln und anderweitigen Lebensmitteln beladenen Kamele nach dem Tell sich bewegen, von wo sie Getreide mitbringen, schlagen die Nomaden ihre Zelte in den frischen Weiden der Umgegend auf und warten hier, bis sie von den Ackerbauern am Tell zum Ernten geholt werden. Ist diese beendigt, so ziehen die Stämme in die Nähe des Marktes von Temania, wo sie bei ihrer Ankunft die Smala des Scheikh el Arab finden. Dieser pflanzt an einem durch ihn festzusetzenden Tage seine Fahne auf dem Gipfel eines nahen Berges auf und läßt durch öffentliche Ausrufer die Eröffnung des Marktes verkünden. Zu gleicher Zeit gehen Boten ab, um den an der andern Gränze der Ziban nach dem Tell vorgegangenen Stämmen die freudige Kunde mitzutheilen. Nach Verfluß von wenigen Tagen hat sich ein eigentliches Marktlager gebildet, das alle Völkerschaften der Wüste und der nördlichen Landschaft zu ihrem Stelldichein machen. Hiebei muß bemerkt werden, daß die Stämme, welche sich in Folge des Kriegs zehn und zwölf Jahre lang der Theilnahme an diesem Handel entzogen hatten, jetzt allmählich wieder auf dem Markt von Temania erscheinen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Bewohner der Sahara weit weniger feindselig gegen die Franzosen gestimmt sind, als die des algierischen Tell, sey es nun, daß die Gewinnsucht bei ihnen stärker wirkt als jedes andere Gefühl, oder daß die Herrschaft religiöser Vorurtheile bei ihnen weniger stark ist. Ueberhaupt sehen die im Süden von Algier wohnenden Stämme wohl ein, daß wir schon dadurch ihre Gebieter geworden, weil wir im Besitz der Gegenden sind, aus denen sie ausschließlich ihr Getreide beziehen müssen. Sie begreifen dieß und fügen sich in Geduld in ihr Schicksal. „Das Land um den Tell herum ist unsere Mutter, sagen sie in ihrer bilderreichen Sprache; wer dasselbe geheurathet hat, ist unser Vater.“ Weiter fügen sie noch bei: „Wir können weder Muselmänner, noch Juden, noch Christen, sondern müssen wohl oder übel die Freunde unseres Bauches seyn.“ Gewiß wurde die Lehre von den materiellen Interessen noch nie energischer ausgesprochen als hier.

Wir haben bereits von der Oase Tugurt gesprochen. Es gibt nicht leicht etwas Merkwürdigeres als die Nachrichten, welche wir über dieses Land erhielten, zu dem uns die Besetzung von Biskara den Weg geöffnet hat. Die Hauptstadt desselben, welche mitten in einer Ebene liegt, enthält fünf- bis sechshundert Häuser. Die Einwohner sind von gemischtem Blut, eine Folge der fortwährenden Kreuzung der weißen mit der schwarzen Race. Doch zählt man nur sechzig weiße Familien, deren Vorfahren, der Sage nach, Juden gewesen seyn sollen. Der gegenwärtige Scheikh oder Sultan von Tugurt ist ein Kind von kaum zwölf Jahren und heißt Abd-er-Rahman-bu-Lifa. In seinem Namen regiert seine Mutter, Lella-U'ischusch, ein Fall, der in einem muselmännischen Lande gewiß sehr selten und ziemlich auffallend ist. Die Einwohner nennen diese Frau die Khalifa des Scheikh. Sie machen viel Rühmens von ihren Fähigkeiten, geben aber zu verstehen, daß ihr sittlicher Lebenswandel gerade nicht sehr exemplarisch sey. Ihren Reden nach hätte sie ihren ersten Günstling aus Eifersucht ermorden lassen und alsbald wieder durch einen andern ersetzt. Der schwerste Vorwurf, den sie ihr machen, ist jedoch der, daß sie sich durch das Rauchen des Haschisch berausche, ein in ihren Augen unverzeihliches Verbrechen.*)

Der kleine Mann, der den Namen Scheikh führt, hat selbst die unumschränktesten Herrscher um nichts zu beneiden. Um bis zu seinem Zimmer in der Kasbah zu gelangen, das er vorzugsweise bewohnt, muß man vorher durch sieben Thüren gehen, von denen jede durch zwei bis zu den Zähnen bewaffnete Neger bewacht wird. In diesem Palast befinden sich auch die ungeheuern Reichthümer des kleinen Sultans, seine vier rechtmäßigen Gemahlinnen und seine hundert Kebsweiber, was, im Vorbeigehen bemerkt, seine frühe Reife beweist. Fünfzig schwarze Reiter, die seine Ehrengarde bilden, reichen hin, um durch Stockschläge die Neugierigen zu vertreiben, welche frech genug wären sich gerade unterwegs zu befinden, wenn er geruht aus seiner kleinen Festung herauszukommen. Die sechs in der unmittelbaren Nachbarschaft der Hauptstadt lebenden Araberstämme können sieben- bis achthundert Reiter auf die Beine stellen. Se. Majestät zeigt ihr erhabenes Bubengesicht nur Freitags, und macht sie in ihren Gärten einen Spazierritt so geht ihr stets eine Musik voran, die aus Trompetern und Trommlern besteht, und das ohrenzerreißendste Orchester von der Welt bildet, wie man sich leicht vorstellen kann. Zwei Sklaven halten die Steigbügel des Scheikh und ein Schirmträger schützt das Gesicht des despotischen Lehrjungen vor der Sonnenhitze. Kommt die Zeit des Festes des Propheten, so begibt sich Abd-er-Rhaman-bu-Life andächtig zum Grabe des heiligen Marabut Sidi-Abd-el-Selam, wobei er von einem zahlreichen Gefolge von Fußgängern und Reitern umgeben ist. Vor ihm her führen Sklaven zwei prächtig aufgezäumte Pferde, denen Brocatsättel aufliegen und die um Ohren und Füße goldene Ringe haben.

(Schluß folgt.)

---

*) Diese Nachrichten sollen durch Vermittlung der englischen Kaufleute in Tunis ins Arabische übersetzt und nach Tugurt gebracht worden seyn, wo diese Frau sich so darüber entrüstete, daß sie 30 Einwohnern, die in den letzten Jahren Algier bewohnt hatten, als den Urhebern dieser Verleumdung die Zunge ausschneiden ließ und jeden Verkehr mit den Franzosen für die Zukunft verbot. Durch dieß Mittel sollen die englischen Kaufleute eine engere Verbindung zwischen Tugurt und Algier gehindert haben. So erzählt die „Algérie“ vom 2 Oct. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1845.

Japan.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Alle Feste und sämmtliche Ceremonien der Kamireligion beziehen sich ursprünglich auf die Vergötterung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, vorzüglich aber auf die großen, dem Menschen am meisten in die Augen fallenden und sein ganzes äußerliches Leben bestimmenden Erscheinungen am Firmamente. Die monatlichen und Jahresfeste hängen theils mit dem Ab- und Zunehmen des Mondes, theils mit der größten Sonnennähe oder Sonnenferne zusammen. Es werden überdieß den einzelnen Schutzgottheiten des Landes oder besonderer Districte, den Patronen einzelner Clane und Familien von diesen besondere Feste gefeiert. Nach dem alten, mit dem neu eingeführten Buddhismus noch nicht vermischten Kami-Glauben wurden die Leichen begraben. Man gab einem geliebten Verstorbenen seine Waffen, seine Rüstungen und andere Kostbarkeiten mit, wovon die heutigen Tages in den Höhlen und Gräbern gefundenen kostbaren Steine, deren wir oben erwähnten, herrühren mögen. Es scheint selbst Sitte gewesen zu seyn, daß einem lieben Herrn seine treuen Diener im Grabe nachfolgten, daß sie mit den Leichen in die langen, aus Sindbads Reiseabenteuern bekannten Begräbnißhöhlen eingeschlossen, und so dem furchtbaren Hungertode preisgegeben wurden. Priester, welche den Namen Kami-nusi, d. h. Wirthe oder Pfleger der Götter, führen, besorgen den Dienst in den heiligen Hallen. Sie sind verheurathet, und ihre Frauen stehen ihnen bei in den gottesdienstlichen Verrichtungen. Die Priester sowohl als ihre Frauen sind in eine weite, mit langen Aermeln versehene weiße Kleidung gekleidet, gleich denjenigen am Hofe des Mikado, die kein Unbefugter, ohne sich der stärksten Züchtigung auszusetzen, tragen darf.*) Der Mikado ist der oberste Priester, oder die lebendige Gottheit des Landes, und wie er sich kleidet, wie seine Frauen, Beamten und Dienerinnen gekleidet sind, so erscheinen auch die untern Priester allenthalben im Lande, ihre Frauen, Beamten und Dienerinnen.

*) Ein Beispiel einer solchen Züchtigung wird angeführt in Titsinghs Illustrations of Japan p. 25.

Diese reine, erhabene, mehr denn viele andere Religionen von unmenschlichen und abenteuerlichen Gebräuchen entfernte Geisterreligion ward durch die Einführung des Buddhismus auf Japan mannichfach verändert und umgestaltet; ja man könnte wohl mit vollem Recht behaupten, der Kami-Cultus und die Lehre des Schakia-muni seyen jetzt so in einander geflossen, daß auf Japan keine dieser beiden Religionen in ihrer ursprünglichen Reinheit dasteht. Die Buddhisten sind in einer Beziehung den alten Römern zu vergleichen; wie diese leichtlich jede fremde Gottheit in ihrem Pantheon aufnahmen, so auch die Glaubensboten des Königssohnes von Kapilapura. Vom Westen her, theils unmittelbar von den südwestlichen Gegenden China's, theils nordwestlich über die Halbinsel Korea, kamen, wie man sah, alle Elemente der Cultur, Religion, Gesetze und Staatsverfassung nach den Inseln des japanischen Reiches. Auch der Buddhismus ward auf diesem Wege in Japan eingeführt.*)

Das Verbreiten des Schakia-muni unter den Ungläubigen gehört zu den vorzüglichsten Pflichten buddhistischer Geistlicher. „O ihr Engländer, Holländer und Armenier," redete der Oberpriester im Birmanenreiche zu einem katholischen Bischof, „verehrt Gotamo, den wahren Gott, verehrt seine Religion und seine Geweihten." **) Wir finden demgemäß schon in dem ersten Jahrhunderte nach dem Tode des Königssohnes von Kapilapura buddhistische Sendboten in allen Indien angränzenden Ländern, wo die Lehre Buddha's, wie es scheint, gute Aufnahme gefunden hat. Das dritte Oberhaupt der Lehre Schakia's hatte bereits seinen Sitz in Kophene, in dem östlichen Theile des heutigen Königreichs Afghanistan, aufgeschlagen. ***) Einige Stunden fern von der Hauptstadt der

*) Zur Darstellung des Kamicultus wurden benutzt Kämpfer I, 251 und eine treffliche Abhandlung in der dritten Lieferung des Herrn von Siebolt.

**) Asiatic Researches (London 1801) VI. 273.

***) Tschy-pue-lu, Bch. III. S. v.

kleinen Horde der Yuei-schi oder Geten befand sich ein buddhistischer Thurm, der bereits im J. 292 vor unserer Zeitrechnung errichtet war, *) und der chinesische General Tschang-kien fand gegen 126 v. Chr. Geb., so wie später Pan-tschao im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung allenthalben in Mittelasien die indische Schrift und buddhistische Religion verbreitet. **) Im J. 121 v. Chr. Geb. schlug der chinesische General Kiu-ping die Hunnen. Unter der Beute befand sich auch eine goldene Bildsäule, von den chinesischen Geschichtschreibern der goldene Mann des Himmels genannt, vor welcher ein hunnischer König oder Großer zu opfern pflegte. Diese Bildsäule wird ebenfalls von vielen chinesischen Schriftstellern für eine Abbildung Buddha's gehalten. ***)

In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fand der Buddhismus auch in China Eingang, wo alsbald, aller Widersprüche der Gelehrten ungeachtet, ein großer Theil der Bevölkerung sich zu der neuen indischen Religion bekannte. Von hier aus ward die Lehre Buddha's nach Nord und Süd verbreitet. Im Jahre 372 fand sie in einem Reiche der koreanischen Halbinsel, Kao-li, Eingang, und im J. 384 in einem andern Reiche derselben Halbinsel, Fiak-sai oder Petsi genannt. Im J. 458 machten einige buddhistische Bettelmönche von Kophene aus eine Reise durch ganz Mittel- und Nordasien über Korea und Tarakai nach einem Lande, das Fu-sang genannt wird. Fu-sang gehörte sicherlich zu Amerika. Der Buddhismus ward wohl in einigen Theilen Japans schon um hundert Jahre früher bekannt, als gewöhnlich angenommen wird; doch beginnt die allgemeine Verbreitung dieser Lehre auf den östlichen Inseln erst unter dem 30sten Dairi Kin-Mei-Ten O. Im 13ten Jahre der Regierung dieses Dairi, das ist im J. 562 unserer Zeitrechnung, sandte nämlich der König von Fiak-sai eine Gesandtschaft an den Mikado, die ihm unter andern Geschenken auch ein Bildniß Buddha's und die Hauptschriften dieser Religion verehrte. Dem Dairi behagten diese Geschenke, und einer seiner Minister war der Meinung, man solle diesen neuen Gott anbeten. Dagegen erklärte sich ein anderer folgendermaßen: „Unser Reich ist göttlichen Ursprungs, und der Dairi hat Götter genug zu verehren; man gebe Acht, ob unsere Götter nicht zürnen, wenn man die Götter fremder Reiche verehrt."

Der Dairi schenkte hierauf die Bildsäule Buddha's demjenigen seiner Diener, der sich für die Annahme der neuen Religion erklärt hatte. Dieser ließ einen Tempel erbauen, worin er das Idol zur allgemeinen Verehrung aufstellte. Die Religion des Schakia-muni verbreitete sich seit dieser Zeit über das ganze Land, und allenthalben wurden buddhistische Tempel errichtet.****) So großen Anhang fand hier dieser neue Glaube, daß schon unter dem 34sten Dairi, der vom J. 593 bis 628 regierte, 46 buddhistische Tempel, 816 Geistliche und 569 Nonnen im japanischen Reiche vorhanden waren. In der Folgezeit vermehrte sich die Anzahl der an Buddha Gläubigen auf eine wundervolle Weise. Der 37ste Dairi (regiert von 645—654) ließ im Jahre 651 eine 16 Fuß hohe Bildsäule Buddha's aufrichten, nach welcher tausend andere Bildsäulen verfertigt wurden. Er versammelte bei dieser Gelegenheit 2800 Geistliche und Nonnen, welche den Auftrag hatten, die Schriften Buddha's zu studiren. *) In keinem Lande scheint aber der Buddhismus so sehr von seinen ursprünglichen Lehren abzuweichen und mit anderen Gebräuchen und Sitten vermengt worden zu seyn, als auf Japan. Es entstanden hier eine Menge buddhistischer Secten, viele streng von einander geschieden, geistliche Orden und Bruderschaften (es gibt deren außer den acht alten Orden mehrere neuere, deren Namen sämmtlich in den Jahrbüchern der Dairi erwähnt werden), welche die neue indische Religion und den einheimischen Geistercultus so mit einander vermengten, daß es jetzt bei einzelnen religiösen Handlungen und Gebräuchen nicht selten schwer fällt zu bestimmen, ob sie der alten Landesreligion, oder dem neu eingeführten Buddhismus zugeschrieben werden müssen. So möchte es schwer seyn zu bestimmen, ob die Taufe, welche wir im Jahre 805 zuerst auf den östlichen Inseln vorfinden, ursprünglich buddhistisch, was freilich von den Japanern unbedingt behauptet wird, oder bloß eine von dem Kami-Cultus angenommene Sitte sey. Diese Ceremonie, die wörtlich Scheitelwäsche genannt wird, wird von dem Oberpriester an einem dunkeln Orte vorgenommen, wohin keines Menschen Blicke dringen können. Es werden aus einem kupfernen Gefäß auf den Scheitel des Neophyten einige Tropfen Wasser ausgegossen, wobei der Priester die Götter bittet, diesem neuen Gliede der Sangha oder Gemeinde alle Sünden zu erlassen, die es vor, während und nach seinem Leben begangen habe und begehen werde, daß sie diesem neuen Gläubigen beistehen möchten in seinen Bestrebungen das Herz zu reinigen und zur Vollkommenheit zu gelangen.**) Diese Art Taufe findet sich auch in China und bei allen buddhistischen Völkern; in dem Leben des Kobo wird erzählt, daß er durch Besprengung mit Wasser zum Priester geweiht wurde.***)

Die Dairi stellten sich selten an die Spitze des Heeres; unternehmende Generale, welche auf die Liebe ihrer Truppen und auf die Ergebenheit der Lehensfürsten zählen konnten, entrissen nach und nach den angestammten Fürsten ein Recht

*) Matuanlin Bch. 338, Bl. 3.

**) Heon-Han-schu Bch. 88. Bl. 15. r.

***) Sserky Bch. 110. Bl. 4. v. Siehe die verschiedenen Commentare über diese Stelle in der chinesischen Blumenlese, Tze sse tsing hoa überschrieben Bch. 107. Bl. 6. v.

****) Annales 34. Illustrations of Japan 299.

*) Annales 50. Die Geschichtstabellen von Japan, welche Siebold in der zwölften Lieferung seines Nippon abdrucken ließ, sind viel unvollständiger als die Annalen der Dairi, weßhalb man sie nicht berücksichtigte.

**) Annales 95. In einem japanischen Werke heißt es: Bei der Taufe werden alle Götter angerufen. Wenn jemand in die Classe der Priester tritt, wird ebenfalls Wasser auf sein Haupt gegossen, wobei dann die Götter angerufen werden, daß sie ihn von den Sünden der drei Reiche befreien mögen, damit sich sein Herz in Reinheit zu ihnen wenden könne. Illustrations of Japan 301.

***) Illustrations of Japan 289.

nach dem andern. Im Jahre 1180 unserer Zeitrechnung ereignete sich ein Vorfall, wodurch zuerst auf eine dauernde Weise die weltliche Macht der Dairi untergraben wurde. Tairo-no-Kyo-mori ließ den alten Dairi Go-Ziro-komano-Fome einsperren. Dieser unglückliche Fürst schickte alsdann im geheimen zu Jori-tomo, der seit dem Jahre 1160 in der Verbannung lebte, und bat ihn, alsbald herbeizueilen, um seinen Fürsten aus der Gefangenschaft zu befreien. Jori-tomo warb Truppen an und vernichtete in wenigen Jahren alle Feinde des regierenden Hauses. Zur Belohnung dieser großen Verdienste ward Jori-tomo im Jahre 1192 von dem 22sten Dairi zum Rio-i-dai-seogun (Tsching-i-ta-tsiang-kiun) oder zum großen General, der die Barbaren bekämpft, ernannt. Seit dieser Zeit ward die Macht der Dairi täglich geringer, so daß heutigentags diesen Fürsten kaum ein Schatten ihrer ehemaligen Größe geblieben ist. Die Seogun sind in der That die Herrscher des japanischen Reichs; sie vererben die Herrschaft auf ihre Nachkommen, wie andere erbliche Fürsten. Die Dairi werden von ihnen als Oberhäupter der Religion geehrt, und die Unkosten, welche ihre zahlreiche Hofhaltung dem Lande verursacht, werden von den Seogun bestritten. Doch sind die niedrigen Beamten des Hofes so schlecht bezahlt, daß sie mit allerlei Gewerben ihren Unterhalt sich verschaffen müssen.

Stand der russischen Literatur.

(Schluß.)

„Abgesehen von allen andern Nachtheilen dieser Richtung hat sie auch noch das Schlimme, daß sie uns unbedingt von allem Europäischen losreißen würde. Die Richtung zur Nationalität ist bei uns in der That wie ein höherer Grad von Bildung und nicht ein Provincialismus. Von diesem Gedanken ausgehend können wir die europäische Bildung als eine unvollständige, einseitige, nicht von einer ächten Idee durchdrungene und darum als eine falsche ansehen, aber sie ganz verwerfen, als wäre sie nicht da gewesen, heißt die eigene einschränken; wenn wir sie aber aufnehmen, nach ihrem Werth schätzen, und sie so unserm bessern Eigenthum unterordnen, so erhält sie eben dadurch ihre ächte Stelle. Die Bildung ist eine gedoppelte, die erste eine Bildung des Geistes durch die Kraft der erkannten Wahrheit, die zweite eine formelle des Verstandes und der äußern Kenntnisse. Die Charakterlosigkeit dieser äußern logisch-technischen Bildung macht es möglich, daß sie in einem Volk oder einem Menschen auch dann noch bleibt, wenn sie die innere Grundlage ihres Wesens, ihre Grundüberzeugungen, ihren wesentlichen Charakter verloren haben. Die zurückgebliebene formelle Bildung überlebt die Herrschaft des obersten leitenden Grundsatzes, und tritt in den Dienst eines andern. Aber abgerissen von seinem höhern Grundsatz und bis zu den äußersten Gränzen seines Gebiets entwickelt, erkennt dieser logische Verstand selbst die Unvollständigkeit seines Wissens, und fordert schon in Folge seiner eigenen Entwicklung einen andern höhern, seinem abstracten Mechanismus unerreichbaren Grundsatz.

„Dieß ist gegenwärtig der Zustand der europäischen Philosophie — ein Zustand, welcher das Verhältniß der europäischen Bildung zu den Grundlagen der unsrigen feststellt. Denn wenn der frühere, ausschließlich rationalistische Charakter des Westens auf unsern Geist und unser Wesen zerstörend wirken konnte, so weisen dagegen die neuen Anforderungen des europäischen Geistes und unsere inneren Ueberzeugungen auf Ein Ziel hin. Und wenn es wahr ist, daß die Grundlage unserer rechtgläubigen slawischen Bildung die ächte ist — welchen Beweis ich hier zu führen nicht nöthig habe — so ist es augenscheinlich, daß wenn sie die Quelle unserer alten Bildung war, sie auch jetzt die unerläßliche Vervollständigung der europäischen Bildung seyn muß, insofern man diese von ihren besondern Richtungen lostrennt, von ihrem ausschließlich rationalistischen Charakter reinigt und mit einer neuen Idee durchdringt, während die europäische Bildung, als die reife Frucht weltbürgerlicher Entwicklung, losgerissen von dem alten Baum, die Nahrung für ein neues Leben, ein neues Erweckungsmittel unserer geistigen Thätigkeit werden muß."

Nach der weiter entwickelten Ansicht des Verfassers kann die gegenwärtige russische Literatur trotz ihres nachahmenden Charakters nicht ohne Bedeutung seyn, wenn er gleich mit Hinweisung auf die verschiedenen Richtungen der Journale bemerkt, daß sich in ihnen mehr das Bedürfniß feststehender Meinungen als diese Meinungen selbst kund geben, und daß sogar in Rußland die Elemente zu einer reinen, mit Bewußtseyn entwickelten Richtung fehlen. Aus verschiedenen Systemen bildet sich keine lebendige Ueberzeugung, welche nur aus der Gesammtheit des Lebens hervorgehen kann. „Seit einiger Zeit," fügt der Verfasser hinzu, „beginnt in einer kleinen Ecke unserer Literatur eine bedeutende Umwandlung, welche sich nicht sowohl in den Erzeugnissen unserer Literatur ausspricht, als in dem Stande unserer Bildung überhaupt kundgibt. Dieß ist die slawisch-christliche Richtung, wovon sich da und dort zerstreute Spuren kund geben, mehr aber noch unter dem denkenden Publicum selbst, als in der Bücherliteratur."

Der zu Algier gehörige Theil der Sahara.

(Fortsetzung.)

Es scheint, daß sich der junge Fürst nicht mit seinen vier rechtmäßigen Frauen und hundert Kebsweibern begnügt. Das, was auch Salomo's Herz erfreute, raubt ihm den Schlaf, und in seine Träume verweben sich noch weit höhere Genüsse, als die Wirklichkeit sie ihm zu bieten vermag. Er genießt das Recht des Herrn im wahren Sinn des Worts, nämlich genau dasselbe, welches das schönste Privilegium unserer Barone im Mittelalter ausmachte. Kurz, Abd-er-Rhaman-bu-Lisa scheint ein unumschränktes Recht auf alle unter seinem Scepter stehenden Weiber zu haben. „Allein," sagte der Araber, welcher dem Obristlieutenant Daumas diese Nachrichten mittheilte, „er macht nur dann Gebrauch davon, wenn sie hübsch sind." Wir fügen noch bei, daß wenn der Ehemann sich widerspänstig zeigt oder klagt, er gehängt oder auch gekreuzigt wird.

Zur Befriedigung seines Luxus stehen dem kleinen Autokraten zahlreiche und einträgliche Hülfsquellen zu Gebot. Außer dem Zehnten

von allen Lebensmitteln erhält das Fürstlein den Ertrag der sich bis auf die kleinsten Verfehlungen ausdehnenden Strafen und Geschenke aller Art, welche die Stämme der Sahara zu seinen jungen, aber erhabenen Füßen für die Erlaubniß niederlegen, in den Dörfern der Oase Tugurt ihre Erzeugnisse austauschen zu dürfen.

In allem dem ist es sehr schwer die Fabel von der Wahrheit zu unterscheiden, allein die Aussagen sind so zahlreich und übereinstimmend, daß wir, eben so wie Hr. Daumas, glauben müssen, daß unter diesen Thatsachen, von denen die meisten offenbar grobe Lügen enthalten, wenigstens einige authentisch und unbestreitbar sind. So glauben wir nicht an die Gewalt über die Frauen, denn ein solcher Scandal würde mit den muselmännischen Gesetzen geradezu im Widerspruch stehen; aber an den andern Behauptungen zu zweifeln hat man keinen Grund, jene von den hundert Odalisken ausgenommen, die weit besser in einer Erzählung von „Tausend und eine Nacht" als in dem Harem eines zwölfjährigen Kindes figurirten.

Was wissen wir aber denn von jener fernen Region, daß wir uns das Recht beimessen Dinge zu verneinen, die uns unwahrscheinlich vorkommen? Man lese nur das Buch des Obristlieutenants Daumas, und man wird sehen, daß die Sahara eine seltsame, bizarre Welt ist, wo nicht nur die physische Natur in geradem Widerspruch mit dem steht, was wir von Algier und dem Orient wissen, sondern wo auch gewisse Erscheinungen in der sittlichen und geistigen Ordnung selbst die abenteuerlichsten Köpfe in Erstaunen setzen können. Wir wollen nur eine Thatsache anführen: es handelt sich hier nämlich von einer Stadt in der Sahara, von der wir zuerst eine Beschreibung machen wollen. Hat man das Nachfolgende gelesen, so wird man fragen, ob eine Welt, welche solche Seltsamkeiten enthält, uns nicht eben so gut Geheimnisse entschleiern könnte, durch welche wir eben so überrascht wurden wie durch die, welche uns noch die am wenigsten bekannte Religion der Erde aufbewahrt.

„Gadames, sagt der Obristlieutenant Daumas, ist von der Regentschaft Tripolis abhängig. Es ist dieß eine Stadt von etwa tausend Häusern, um die eine zwölf bis fünfzehn Fuß hohe, mit Schießscharten versehene und von kleinen Forts flankirte Mauer läuft...... Die glühend heiße Zone, unter welcher Gadames liegt, die Nothwendigkeit, sich sowohl vor den gefährlichen Winden der Wüste als den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, machen den eigenthümlichen Charakter, den diese Stadt hat, hinlänglich erklärbar. Die Häuser haben nämlich platte, Terrassen bildende Dächer, welche alle zusammenhängen und so eine einzige Fläche bilden, in welcher in gewissen Abständen Oeffnungen angebracht sind, um den innern Straßen Luft und Licht zu verschaffen. Diese Straßen sind eigentlich nur Corridors, in welche nie ein Strahl der Sonne dringt.

„Diese seltsame Bauart hat vielleicht auch noch den weitern Zweck, die Frauen vollständig abzusondern und der muselmännischen Eifersucht jeden Grund zum Argwohn zu benehmen. Denn nur auf den Dächern und von einer Terrasse zur andern gehend statten sich die Weiber Abends auf dieser ungeheuern Plattform Besuche ab, ohne daß es ihnen erlaubt wäre in die innern Straßen herabzugehen, die ausschließlich nur für die Männer, die Sklaven und die Negerinnen da sind, und in denen man nach Eintritt des Abends nicht mehr ohne Laterne gehen kann.

„Eine mit den Häusern gleiche Höhe habende Mauer scheidet Gadames in zwei fast gleiche Theile und bildet so zwei abgesonderte Districte, deren Einwohner früher fast fortwährend im Krieg miteinander lagen, ja selbst heutzutage noch fortwährend Händel miteinander haben und voll gegenseitigen Mißtrauens sind. Die Verbindung zwischen diesen beiden Stadttheilen ist nur durch drei in der Scheidemauer angebrachte Pförtchen hergestellt, die dazu auch noch so nieder und schmal sind, daß man nur einzeln und zu Fuß durchkommen kann. Das gegenseitige Mißtrauen ist so groß, daß die Kaufleute, aus Furcht ermordet zu werden, sich nicht in Person auf den Markt der Stadt begeben, sondern ihre Sklaven hinschicken.

„Dieser örtlichen Trennung ging eine politische Spaltung voraus und machte sie nothwendig. Seit undenklichen Zeiten nämlich sind in Gadames zwei Familien im Besitz der Gewalt. Die eine heißt Uled-el-Hadsch-Ah'med, die andere Abd-el-Dschellil. Vor etwa achtzig Jahren nun entspann sich ein Kampf zwischen ihnen, der, wie gewöhnlich, durch blutige Metzeleien bezeichnet war, welche nur dazu dienten, die Parteien immer mehr zu erbittern. Da trat der Pascha Jusuf von Tripolis als Lehensherr ins Mittel. Seine Vermittlung wurde angenommen und er entschied, daß die Stadt in zwei Quartiere geschieden werden und in jedem derselben ein Häuptling unabhängig von seinem Nachbar regieren solle. Damals wurde die oben angeführte Scheidemauer errichtet. Die Maaßregel führte auch wirklich den Frieden herbei, der seitdem nicht wieder gestört wurde."

In welchem andern Land der Welt sah man je das Urtheil Salomo's auf eine Stadt angewandt, und, was noch mehr sagen will, ausgeführt und achtzig Jahre lang beachtet?

Will man den Aussagen des Hrn. Daumas oder der Eingebornen, von welchen er seine Nachrichten geschöpft, Glauben beimessen, so bieten die Sitten und Gewohnheiten der Wüstenbewohner eine Verschiedenheit und Abweichung unter sich dar, wie man sie bei den mehr im Norden ansässigen Arabern nicht bemerkt.

Nachstehendes Sprüchwort bezeichnet den Körperbau des Bewohners der Sahara völlig genau und hinreichend: „Der Herr der Dattel, sagen nämlich die Eingebornen, ist immer hager und stark." Und in der That besteht diese Bevölkerung beinahe ausschließlich aus kräftigen, hochgewachsenen Männern, die ganz dazu geeignet sind, die Strapazen des Kriegs und großer Reisen zu ertragen.

Die Sittenreinheit, welche man in gewissen Gegenden der Sahara bemerkt, ist eben so groß als die bei den Arabern im Tell. Man wird sich also nicht wundern hier Stämme zu finden, die sich, wie die Beni-Mzab, durch eine an Wildheit gränzende Strenge auszeichnen. Bei den Beni-Mzab darf der Sohn nur seine Mutter, der Bruder aber nicht seine Schwägerin sehen. Wenn die Frauen zufälligerweise einmal ausgehen müssen, so verschleiern sie sich vollständig, so daß man nur ein Auge unterscheiden kann. Die Ehebrecherin wird gesteinigt; ihr Mitschuldiger erhält die Bastonnade, muß eine bedeutende Strafe erlegen und wird aus dem Gebiet des Stammes verjagt.

(Fortsetzung folgt.)

Thierkrankheiten in England. Es ist ein seltsamer Umstand, daß während im Pflanzenreich, namentlich unter den Kartoffeln, eine weitverbreitete Krankheit herrscht, auch die Thiere nicht frei sind. Seit geraumer Zeit herrscht eine Krankheit (murrain) unter dem Rindvieh und rafft eine große Menge davon weg. Jetzt soll auch eine Krankheit unter den Fischen im Fluß (d. h. im Mersey, denn die Nachricht ist aus dem Liverpool Albion) ausgebrochen, und Hechte, Aale und andere Fische in Menge todt auf dem Wasser schwimmend gefunden worden seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1845.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. *)

(Von J. G. Elsner.)

7. Reisen.

Wenn man ehemals, das ist jetzt noch vor zwölf Jahren von Pesth aus nach Niederungarn und gar nach Siebenbürgen reisen wollte, da erregte man selbst bei denen, die im Lande geboren und genauer mit demselben bekannt waren, eine mitleidige Theilnahme. Ein wenig ist gegenwärtig solches Reisen erleichtert, obgleich man immer noch manche Mühseligkeit dabei zu ertragen hat. Meine erste Reise in jene Gegenden machte ich im Spätherbste 1835, in dem Jahre, welches sich durch einen früh eintretenden Winter auszeichnete, der auch in Ungarn nicht zögerte, denn es fror dort schon in den ersten Tagen des Novembers so hart, daß sich ein festes glattes Gleis fuhr, was aber zu meiner Reise günstig war, nur aber eine andere große Sorge für mich herbeiführte, nämlich die daß eine Heerde Merino-Schafe, die ich nach Siebenbürgen sandte, wegen ihres Unterhaltes in große Noth gerieth. Jedoch trat ich, nachdem viele Schwierigkeiten beseitigt und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, meine Reise wohlgemuth an. Ein gewandter, der Landessprachen kundiger Lohndiener ward angenommen, und so ging es nach Südosten vorwärts. Der erste Eindruck, den Niederungarn auf mich machte, bleibt mir unvergeßlich; er war jedoch bei weitem günstiger, wie ich mir ihn gedacht hatte. Ich habe schon in frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift von meiner damaligen Reise geschrieben, und hebe daher hier nur noch einige einzelne beachtenswerthe Momente aus derselben hervor.

Interessant war mir die Unterhaltung des Gastwirthes in meinem ersten Nachtquartier, der, ein eingewanderter Deutscher, sich noch nicht recht an das ungarische Wesen gewöhnen konnte, und deßhalb, wie viele seinesgleichen, auf dasselbe loszuschimpfen wußte. Es scheint überhaupt, als ahme in diesem Punkte der Deutsche seinen westlichen Gränznachbar, den Franzosen, nach, der auch voraussetzt, es solle sich die ganze Welt, wohin er kommt, nach ihm bequemen, und seine Gewohnheiten und Sitten annehmen.

Sehr unterhaltend war mir meine erste Bekanntschaft mit den Walachen in Niederungarn. Ihre äußere Erscheinung schreckte mich anfangs ab, aber ihr ganzes Benehmen zog mich an. So wenig ich auch von ihrer Unterhaltung verstand, so errieth ich doch das meiste aus der Lebhaftigkeit ihrer Pantomimen. Als Nachkömmlinge der alten Römer, wofür sie sich gern halten, zeigen sie sich dem Mehrtheile nach in ihren Physiognomien, die wahrhaft antik und in ihrem Profil den Schnitt zeigen, wie man ihn auf alten Gemmen findet. Ihre Körpergestalt ist meistentheils klein und gedrungen. Ihre Frauen sind mehr garstig als schön, was wohl, wie bei den Slowaken, von der Dienstbarkeit herrührt, in welcher sie gehalten werden. Eine wahre Wonne strahlt auf dem Gesichte des Walachen, wenn er im Wirthshause ist und sich da im Weine oder noch lieber im Branntwein gütlich thun kann. Diese Wonne theilen die Frauen, wenn sie der Mann Theil an dem Genusse nehmen laßt. Da das Volk von Natur nicht streitsüchtig ist, so kommt es auch nur selten zu Händeln; man sucht vielmehr gegenseitig das Vergnügen durch Gemeinschaftlichkeit zu steigern.

In einem Dorfe auf der ungarischen Gränze gegen Siebenbürgen übernachtend traf ich in dem eben nicht gar comfortablen Gasthof mit mehreren Fremden zusammen, unter denen auch eine vornehme Dame war, die, hätte sie in Deutschland oder überhaupt im Westen von Europa mit einem ähnlichen Nachtquartier vorlieb nehmen müssen, wohl geglaubt hätte, sich zu entehren, die aber froh war, hier unterzukommen, und die mir, der ich früher angekommen, verbindlichst dankte, als ich ihr das beste Zimmer im Hause, welches ich inne hatte, abtrat und mich mit einem geringern begnügte. Meine derartige Gastfreundlichkeit ward hier überhaupt stark in Anspruch genommen, denn noch ehe ich mein Abendessen zu mir nahm, kamen zwei Armenier an, die im allgemeinen Gastzimmer hätten bleiben müssen, wenn ich nicht mein enges Quartier mit ihnen getheilt hätte. Wir rückten einander nothgedrungen so nahe, daß wir uns aus den Betten hätten

*) S. Nr. 186—195 v. d. J.

die Hand reichen können. Mir war jedoch diese Gesellschaft interessant, denn es waren zwei in ihrer Art recht gebildete Männer, welche Viehhandel trieben, vom Markte von Gyula kamen und sehr wohlhabend zu seyn schienen; sie waren stark bewaffnet, und erzählten mir auch mehrere Fälle, wo sie dieß nöthig gehabt hätten. Der Bruder des einen hatte trotz alle dem das Unglück gehabt, in einem Wirthshause in der Moldau ermordet zu werden. Er hatte nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, allein zu reisen und noch dazu viel Geld sehen zu lassen. In Ungarn kann man so etwas viel eher ohne Gefahr, weil Straßenraub da nur selten vorkommt, und weil, wenn ein Gastwirth den Fremden morden wollte, man es bald an dem Gelde, was er zeigen würde, gewahr werden könnte. Es sind nämlich besonders in Niederungarn die Gastwirthe meistentheils arm, so zwar, daß man Mühe hat, wenn man eine Banknote von fünf Gulden auf die Zeche gibt und einige Gulden herausbekommen soll, diese zu erhalten, weil selten der Wirth so viel Baarschaft besitzt. Spreche ich von der Zeche, so muß ich anführen, daß sie unglaublich wohlfeil ist, und daß ich für mich mit Kutscher und Pferden selten mehr als zwei Gulden Conventionsmünze für eine Nacht zu zahlen hatte.

Ich kehre in meinen Gasthof zurück. Die Wände der Zimmer waren von Lehm und so dünn, daß man alle Worte der Nachbarn verstand und einer den andern leicht belauschen konnte. Meine Schlafgenossen brachen am andern Morgen früh in der Dämmerung auf; die Dame folgte bald darauf und ich blieb der letzte, konnte also mein Frühstück in Ruhe nehmen und mich mit dem Wirthe unterhalten. Er besaß das Wirthshaus nur pachtweise und zahlte, wenn man das ganze Ensemble in Betrachtung zog, einen unverhältnißmäßig hohen Pacht, so daß man kaum begriff, wie er bei seiner niedrigen Taxe zurechtkam. Frägt man aber noch, warum man nicht bessere Nachtquartiere sucht, so dient zur Antwort, daß man hier froh ist, wenn man nur ein solches findet, und daß man sehr häufig auf halbe Tagereisen kaum etwas Genießbares zu essen bekommen kann.

Bei meiner Weiterreise über das Gebirg machte ich die Bekanntschaft einer Zigeunerbande. Ein Wagen, es war der der vornehmen Dame, fuhr vor mir her und neben demselben lief eine braune Zigeunerdame, welche die Hand des Kammermädchens hielt, und ihr, vermuthlich weil die Dame einen Scherz haben wollte, daraus wahrsagte. Kaum hatte sie dort ihr Geschäft beendigt, als sie an meinen Wagen kam, wie ein Luchs auf den Tritt sprang, meine Hand hastig ergriff und nun zu prophezeyen anfing. Leider aber verstand ich von ihrem Jargon kein Wort und konnte nur aus ihren Mienen und der ehrfurchtsvollen Gebärde, mit der sie mir einigemale in die Augen sah, entnehmen, daß es wichtige und wie sich von selbst ergab, erfreuliche Dinge waren. So sehr ich über diese Geschichte lachte, so kam mich doch einigemal ein ganz sonderbares Gefühl an, wenn sie mit einer Art von Seherblick hinübersah nach Siebenbürgen und anzudeuten schien, als antwortete meiner dort viel Wichtiges. Dazu war die Dirne hübsch; ihre Augen funkelten und warfen gleichsam Flammen um sich, ihr halbentblößter, gut geformter Busen wallte, kurz man konnte das Auge nicht von ihr abwenden. Die Gabe, die ich ihr reichte, mochte mehr betragen, als was sie gewöhnlich empfing, denn sie kreuzte zum Danke die Hände ehrerbietig über die Brust und nahm eine Stellung an, welche deutlich zu erkennen gab, daß sie mich für einen großen Herrn halte. Ich ließ, als sie zurückkehrte, langsam fahren, um zu sehen, wie sie sich gegen die Bande benehmen würde. Sie zeigte meine Gabe vor, und der ganze Haufe rief mir ein lautes Hallo nach.

Fekete-To (zu deutsch Schwarzthal) führt seinen Namen mit der That; es ist das letzte ungarische Dorf, wird von der schwarzen Köresch durchrauscht, und ist so eng zwischen Bergen eingeschlossen, daß man den Himmel nur als einen schmalen Streifen über sich sieht. Seine Bewohner sind meistentheils Walachen, was man an den ärmlichen schwarzen Hütten sieht, jedoch größtentheils von Obstgarten umgeben, die zum Mehrtheil Zwetschgen (Pflaumen) enthalten, um den lieben Schlibowitz brauen zu können. Ein guter Gasthof nahm mich jedoch hier auf, und es war der Wirth ein in seiner Art gebildeter und sehr beredter Mann, der mir vieles über dasige Landesverhältnisse mittheilte. Wenn ich dazu noch sage, daß er ein Paar Töchter hatte, die schön zu nennen waren, und sich auf eine höchst züchtige Weise, jedoch ohne Prüderie, benahmen, nebstdem aber in österreichischer Modetracht gingen, so wird man sich vorstellen, wie mich dieß alles an einem solchen Orte ansprechen mußte. Zudem war die Aussicht auf die Gebirgslandschaft vom Wirthshause aus sehr schön, und obgleich es Spatherbst und schon Schnee gefallen war, so hing doch das Laub noch in bunter Färbung an den Bäumen. Daß ich hier mehrere Stunden verweilte, wird man begreiflich finden. Ich mußte freilich diesen Genuß mit einer Fahrt in die Nacht hinein bezahlen, weil ich vor Hunyady, bis wohin mein Ziel gesteckt war, kein Einkehrwirthshaus hatte. Auf dieser Fahrt kamen mir jedoch Erscheinungen vor, die mich, da ich sie zum erstenmal sah, sehr unterhielten. Es waren die nächtlichen Bivouaks der Walachen, die mit ihrem Fuhrwerke nach Ungarn zogen, und ihrer Gewohnheit gemäß die Nacht im Freien zubrachten. Um mehrere Feuer in Gruppen von sechs bis acht gelagert, rauchten sie gemächlich ihre Pfeifen und bereiteten ihr Nachtmahl. Der erste Schreck, den diese Gruppen einflößten, war bald vorüber, und es unterhielt mich dann die Scene vortrefflich.

In Klausenburg mußte ich lange suchen, ehe ich Aufnahme in einem Gasthofe fand, bis mich endlich mein Stern in einen vor dem Thore führte, wo ich gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene, hübsche Walachin als Stubenmädchen fand. Es mag sich vielleicht von der orientalischen Sitte der Vielweiberei und der Sklavinnen herschreiben, daß die walachischen Mädchen der Art mit einer gewissen Devotion die Liebkosungen annehmen, die ihnen manche Gäste spenden. Sie nehmen sie aber ohne Coketterie und ohne Frechheit an, immer so, als würden sie gegen An-

stand und Gehorsam sündigen, wenn sie es nicht thäten. Ich hatte von dem Wohlklange walachischer Lieder gehört, und bat daher mein Stubenmädchen, mir eines zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie bloß, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmuthig, daß ich ihr stundenlang hätte zuhören können. Die Aehnlichkeit der walachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr sehr angenehm und lieblich klingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt von weitem wirklich schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Innern ist. Viel kleiner wie Klausenburg, ist sie auch weit weniger belebt, und gleicht, besonders in Betrachtung der großen Viehheerden, denen man zur Zeit des Austriebes begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Und doch war sie zu den Zeiten der Römer ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Alterthümer. Ich traf hier einen Wochenmarkt der ein Volksgewühl zeigte, wie es in Deutschland nur auf einem Jahrmarkte stattfindet; man hörte hier fortwährend in drei Sprachen, nämlich ungarisch, walachisch und deutsch verkehren, letzteres freilich nur wenig und meist nur von Gebildeten und Fremden.

Reist man weiter gen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, und die zwar ausgebeutet, aber bei weitem nicht in dem Grade angesprochen werden, wie dieß geschehen könnte. Wer die Wege kennt und einzuschlagen versteht, der kann da manche kostbare Erzstufe gewinnen, die so gehaltreich ist, als hätte er sie von Potosi geholt. Oft schon sind Stücke von bedeutendem Gewicht von gediegenem Silber und Gold hier gefunden worden. So ist die österreichische Monarchie bis in ihre äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, die, da man sie nicht geizig herausscharrt und vergeudet, auf ferne Zeiten vorhalten werden. Hier wo Plutus seine Schätze aufgehäuft hat, trifft man freilich die der Ceres nicht in dem Maaße, wie auf der goldenen Aue, die man von Thorda her durchreist; diese aber kann sich kühn mit ihrer gleichnamigen Schwester in Thüringen messen, denn es wachsen die Früchte im Ueberfluß, und dazu hier noch ohne besonders verständige und sorgsame Cultur. Aber auch Bacchus versagt seine Gaben dem Lande nicht, denn es wächst bei Ennyed an den die Marosch bekränzenden Anhöhen ein trefflicher Wein, der unter anderm im J. 1834 von vorzüglicher Güte war. Der eben genannte Fluß windet sich, gleich einem losgewickelten und zusammenlaufenden Faden Zwirns in engen Thälern fort, und macht dadurch mehr als das Doppelte der Länge seines Weges, bevor er unweit Arad in Ungarn die Ebene erreicht. Aber mit seinem Laufe trägt er zur Lieblichkeit der Thäler bei, welche er durchrauscht.

(Schluß folgt.)

Die Gebirgsstämme um Assam.

Hr. William Robinson gibt in seinem 1841 erschienenen Werke: a descriptive Account of Asam with a Sketch of the local Geography etc. einen nähern Bericht über die um das Thal des Bramaputra wohnenden Bergstämme und leitet denselben mit folgenden Worten ein: „Der Versuch, den dunkeln Schleier zu heben, welcher den Ursprung dieser Stämme birgt, ihre Geschichte zu verfolgen, scheint ein fast hoffnungsloses Unternehmen, denn diese Dinge gehören Zeiten und Umständen an, welche über die Gränzen bestimmter Kenntniß hinausreichen. Man muß also das reflectirte Licht benützen, das man aus der Vergleichung der Sprachen, aus der Analyse der bürgerlichen und religiösen Einrichtungen und mythologischen Fabeln oder aus der unbestreitbaren Verwandtschaft der Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Stämme gewinnen kann. Dazu kommen noch die physischen Kennzeichen des Volks, denn so verschieden diese auch sind, so sehr sie im Laufe der Zeit mehr oder minder abweichen, so finden sich in den zerstreuten Resten desselben Stammes doch noch bedeutende Ueberreste des ursprünglichen Typus, einige allgemeine Züge, denen die Varietäten nur eingeimpft sind. Sämmtliche Bergstämme um Assam her sind einander sehr ähnlich und nähern sich der breiten mongolischen Form. Das Auge ist besonders merkwürdig, klein, schwarz, mit langen spitzigen Winkeln, als wären sie durch künstliche Mittel verlängert. Unterhalb der Augen ist der breiteste Theil des Gesichts, das bei den meisten Stämmen ziemlich flach ist und von den Backenknochen nach dem Kinn zu spitzer wird — ein Gesichtsschnitt, der seinen Ursprung unter den tatarischen Stämmen zu haben scheint, aber bei den Chinesen weit stärker gezeichnet ist.“

Der zu Algier gehörige Theil der Sahara.

(Fortsetzung.)

So sind nun einmal die türkischen und arabischen Sitten. Die Bewohner des Tell sind eben so eifersüchtig und schamhaft wie die Beni-Mzab. Noch alle Fremden, die Algier besuchten, haben diese auffallende Schamhaftigkeit bewundert, die einen der eigenthümlichsten Züge des Arabers bildet. Man wird nie hören, daß der Araber in Gegenwart je die geringste Anspielung macht, welche lüsterne Ideen rege machen könnte. Wenn er an einem Theil seines Körpers leidet, welchen die Schicklichkeit zu nennen verbietet, so kann man ihm nur mit Mühe das Geheimniß seiner Krankheit entreißen. Man wird ihn nie von seiner Frau sprechen hören; bedarf diese der Hülfe des Arztes, so sagt er nicht: „meine Frau ist krank,“ denn es scheint ihm unschicklich und gefährlich sie so einem Fremden zu bezeichnen, sondern er wendet eine allgemeine Redensart an und sagt: „sie sind krank.“ Wird endlich der Doctor in das Harem zugelassen, so findet er zu seinem großen Erstaunen nur eine Person, die seiner Hülfe bedarf. Einer unserer Officiere, der schon lange in Algier wohnt und der eine Maurin geheurathet hat, erzählte uns eine Thatsache, welche deutlicher als alle Versicherungen und Behauptungen den eifersüchtigen und schamhaften Charakter der Araber beweist. Ein Einwohner von Constantine kommt eines Tages zu einem französischen Arzt und sagt zu diesem: „sie ist krank; sie kann nicht gebären; gib mir ein Mittel zu ihrer Genesung.“ „Ich kann dir kein Mittel für deine Frau geben, ohne sie zu sehen,“ antwortet der Arzt. — „Ich aber will nicht, daß du sie sehest

Kannst du sie denn nach dem, was ich dir sage, nicht heilen, ohne zu mir zu kommen?" — „Nein; das ist unmöglich." — „Nun, dann Gott befohlen!"

Am andern Tag wiederholter Besuch des Arabers. — Sie befindet sich viel schlechter als gestern. „Ich bitte dich, gib mir ein Mittel." — „Willst du mich deine Frau sehen lassen?" — „Nein." — „Nun gut! so kann ich auch nichts für sie thun. Bleib' daheim und störe mich ferner nicht. — Guten Tag!"

Am folgenden Tag erscheint der Araber doch wieder. — „Jetzt kannst du sie sehen, denn in einer Viertelstunde wird sie todt seyn. Komm."

Der Arzt folgt seinem seltsamen Kunden, untersucht den Zustand der Kranken, sieht, daß es sich um eine schwere, aber durchaus nicht tödtliche Geburt handelt, wendet die für den Fall vorgeschriebenen Mittel an und entbindet die Leidende, welche sich nach Verfluß von drei Tagen bereits außer aller Gefahr befand. Von da an wurde der Arzt häufig zu Entbindungen bei arabischen Frauen gerufen; wie denn Schamhaftigkeit und Eifersucht überhaupt sich bei dem Einflusse der Civilisation bald mehr verlieren.

Gerade diese streng sittlichen Gebräuche der Araber lassen uns aber an einzelnen Behauptungen des Hrn. Daumas zweifeln. So halten wir es z. B. für unmöglich oder doch für unwahrscheinlich, daß die Eingebornen dem Verfasser des Werkes über die Sahara die Mittheilung gemacht haben sollen, die Mutter des Scheikh von Tugurt sey eine Frau von losen Sitten. Eben so unglaublich scheint uns die Geschichte von dem Recht des Fürsten über alle Weiber. Wenn anders Hr. Daumas diese Behauptungen nicht aus dem Munde einiger aus Abd-el-Kaders Reihen entflohener Taugenichtse oder anderer von ihren Glaubensgenossen, eben so wie von den Franzosen verachteter Schufte hat, so kann man sich die Quelle solcher Nachrichten nicht wohl erklären, denn vertraute Mittheilungen dieser Art sind mit dem Charakter, den Sitten und den Vorurtheilen der Araber völlig unvereinbar.

Doch wir wollen wieder auf die Beni-Mzab zurückkommen und sehen, inwiefern ihre Sitten von denen der übrigen Völkerstämme in der Sahara verschieden sind.

In religiösen Vorurtheilen aufgewachsen, die sich durch den mohammedanischen Glauben, welchem sie angehören, vollkommen erklären lassen, erfüllen sie die äußern Gebräuche dieses Cultus mit der strengsten Pünktlichkeit. Zum Gebet vertauschen sie die Kleider, welche sie gewöhnlich tragen, mit besondern, ausschließlich hiezu bestimmten. Sie essen nur solche Speisen, die bei und von ihnen zubereitet wurden. Rauchen und Schnupfen halten sie für eine Sünde; ein weit größeres Vergehen aber ist Trunkenheit. Sie dulden nicht, daß die jüdischen Weiber sich prostituiren; geschieht dieß aber dennoch, so werden die Schuldigen mit Schimpf und Schande aus dem Stamm gejagt. Das Verlassen des Landes wird für gleichbedeutend mit dem Verlassen des Glaubens angesehen. Die Abwesenden werden als todt betrachtet und ihre Weiber dürfen sich wieder verheurathen. Wollen sie wieder in die Heimath zurückkehren, so müssen sie sich einer Kirchenbuße unterwerfen, welche darin besteht, daß sie sich die Nägel an den Füßen und Händen abschneiden, in warmem Fett reinigen, von Kopf bis zu Fuß waschen, mit über der Brust gekreuzten Händen zu dem Scheikh Baba hingehen und diesem sagen: Ana men allah u men er' Taiebin (ich bin von den Leuten Gottes und von den Leuten, welche sich bessern). Der Scheikh ertheilt ihnen sodann die Absolution, worauf sie wieder zu Gnaden angenommen sind.

Ganz verschieden hievon ist die Frömmigkeit der Uled-Sidi-Scheikh. Diese, die Heiligen der Sahara, werden von allen benachbarten Stämmen gleichermaßen verehrt und geliebt. Der Titel Marabut, den jeder von seinen Vorvätern geerbt hat, sichert ihnen diese Achtung und Verehrung des Volks. Bei allen Streitigkeiten zwischen ganzen Stämmen oder einzelnen Personen wird ihr schiedsrichterlicher Spruch stets mit der größten Bereitwilligkeit entgegengenommen. Ihre Weisheit wird als unfehlbar betrachtet und ihre Entscheidung mit religiöser Pünktlichkeit vollzogen. Bricht in einer Stadt oder in einer Oase eine Empörung aus, entsteht zwischen zwei Stämmen Krieg, so brauchen die Uled-Sidi-Scheikh nur ihre Stimme ertönen zu lassen und augenblicklich ist der Friede hergestellt. Niemand wagt die Heiligkeit ihrer Sendung zu läugnen, und alle gehorchen ohne Murren.

Außerdem noch kühne Reiter und ihrer körperlichen Vorzüge halber berühmt, vereinigen die Uled-Sidi-Scheikh mit einer aufrichtigen Frömmigkeit Neigungen, welche wir weltlich nennen möchten, wenn dieser Ausdruck hier anwendbar wäre. „So lieben sie schöne Kleider, reiche Waffen, glänzende Kriegs- und Jagdgeräthschaften. Sie halten große Meuten von Windhunden, die sie auf Kamelen bis zu einem bestimmten Ort bringen und sodann auf Strauße oder Gazellen loslassen. Sogar in der Wüste stehen sie in dem Rufe ausgezeichneter Reiter und ihre Pferde sind wundervoll. Obgleich dieß eigentlich nur von den Reichern gilt, so macht sich doch der ganze Stamm durch sein aristokratisches Wesen bemerkbar."

Dieß alles ist recht glaublich; etwas anderes ist es jedoch mit den nachfolgenden Erzählungen über die Bewohner der Oase Tuat. Die Weiber der letztern zeichnen sich in der Regel durch ihre Schönheit, ihre großen Augen, ihre weißen Zähne und die zarte Färbung ihrer Haut aus. Sie verhüllen das Gesicht nicht. „Männer und Frauen haben viel Liebe im Herzen." Die Sitten sind hier aber auch sehr verdorben, fügt Hr. Daumas bei. Die Männer bekümmern sich wenig um die scandalöse Aufführung ihrer Weiber, sondern entschädigen sich ihrerseits so gut wie immer möglich. Es ist selten, daß Reisende, welche in einer Hütte gastfreundlich aufgenommen werden, nicht „ein gutes Andenken an die zärtlichen Bemühungen ihrer Wirthinnen mit davon nehmen." Noch einmal, dieß scheint uns durchaus nicht muselmännisch, und man fragt mit Recht, von welchem achtungswürdigen Araber Hr. Daumas derartige Nachrichten erhalten haben mag. Wir ziehen nichts in Abrede, denn man kennt, wie bereits bemerkt, die algierische Sahara zu wenig, um die manchmal bizarren Behauptungen unseres Verfassers anfechten zu können; deßhalb beschränken wir uns darauf nur Zweifel auszusprechen und das Unwahrscheinliche hervorzuheben.

(Schluß folgt.)

Eiserne Dampfboote in Frankreich. Zu Asnieres an der Seine soll demnächst eine eiserne Dampfbootcorvette mit archimedischer Schraube vom Stapel gelassen werden. Sie wird den Namen Chaptal führen und ist das größte eiserne Dampfboot, das bis jetzt in Frankreich gebaut wurde. Sie hat 56 Metres Länge, 9,40 Metres Breite, 6 Metres Tiefe und geht 3,60 Metres tief im Wasser. Eine ähnliche Corvette wird gegenwärtig in Toulon gebaut. (Voleur vom 5 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1845.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

Seit der großen Erhebung unter und gleich nach Mohammed sank Arabien bald wieder in seinen alten Zustand zurück, und hätten nicht die umwohnenden Völker und ihre Herrscher jetzt ein bedeutenderes Interesse an dem Ursitz ihrer Religion gehabt, so würden wir vielleicht von der Geschichte Arabiens nach Mohammed kaum mehr wissen, als von der vor Mohammed. Genau ist sie dennoch nicht bekannt, wir werden aber an diesem Mangel wenig verlieren, denn wären besonders merkwürdige Ereignisse vorgefallen, so würden sie von den arabischen Historikern des dritten, vierten und fünften Jahrhunderts umständlich verzeichnet worden seyn, indem Arabien für die arabischen Länder außerhalb seines Umfangs noch ein besonderes Interesse, abgesehen von dem Umstand, daß es der Ursitz ihrer Religion war, gewonnen hatte. Sobald die ausgewanderten Araber zu so großer Macht und Reichthum herangewachsen waren, fingen sie an sich ihrer Unwissenheit zu schämen. Der Forschungstrieb erwachte, und je weniger der religiöse Eifer erloschen war, desto mehr warf er sich auf die Erklärung des Korans, zu dessen gründlicher Kenntniß das Arabische, wie es im Herzen dieses Landes, am Sitze seiner Entstehung gesprochen wird, unerläßlich war; je mehr aber die Sprache durch die Berührung mit fremdartigen Völkern, selbst in Syrien und Aegypten von seiner ursprünglichen Reinheit verlor, desto nöthiger war es, zu der allein ächten Quelle, zu der Sprache der Beduinen der Wüste, zurückzukehren. Man lauschte darum auf die Rede des Beduinen, und die Sprache dieser wilden Wüstenbewohner war der Born, an dem das Studium des Arabischen immer wieder erstarkte. Aber mit dem Sinken der Blüthe und Macht des Chalifats, namentlich durch den Mongoleneinbruch, sank auch die Blüthe der arabischen Literatur, und Arabien wäre ohne den Besitz der Heiligthümer des Islam ein sehr vergessenes Land gewesen.

Arabien war, wie wir am Ende des zweiten Abschnitts bemerkt, sehr bald zu einer Provinz herabgesunken, in der jedoch die Macht des Chalifen, seine priesterliche Eigenschaft als Oberhaupt des Glaubens abgerechnet, wenig beachtet war. Unter den Zerrüttungen fremder Kriege schüttelten viele Häuptlinge im Innern das nie sonderlich fest aufgelegte Joch ab, und benahmen sich so unabhängig wie früher. Nur die Küste und die bedeutendern Städte erkannten noch die Oberherrschaft der mächtigen benachbarten Fürsten, bald des Chalifen von Bagdad, bald der Fatimiden in Aegypten, namentlich der letzteren an, da das unfruchtbare Hedschas für seinen Kornbedarf von Aegypten abhing, und wenn die innern Kriege einen minder verheerenden Charakter trugen, so mag dieß namentlich darin liegen, daß Tausende und aber Tausende in den Heeren der benachbarten moslemitischen Fürsten dienten, und daß somit die Kräfte, welche früher das Innere Arabiens verzehrt hatten, in den 4 — 5 ersten Jahrhunderten der Hedschra großentheils nach außen sich entluden. Ehe wir nun auf die Wahabiten übergehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte von Hedschas und mehr noch auf die von Jemen bis zur türkischen Eroberung werfen, und dann den Charakter und Verlauf der türkischen Herrschaft darzustellen suchen.

In Hedschas haben, sobald das Land die bloße Gewalt eines aus Bagdad hergesendeten Gouverneurs nicht mehr ertrug, wiederum fast wie vor dem Islam große mächtige Familien ohne eigentliche erbliche Gewalt geherrscht, als Beschützer der Kaaba. Nach Hammer*) sollen vier Herrscherfamilien den Zeitraum vom 2ten bis 9ten Jahrhundert der Hedschra einnehmen, eilf Fürsten aus der Familie Okheisar, die Beni Musas aus der Familie Haschim und mit ihnen gleichzeitig die Beni Kotade zu Mecca, von denen Ebu Nemi dem türkischen Sultan Selim nach der Eroberung Cairo's die Schlüssel der Kaaba huldigend überbrachte. Keine dieser Familien scheint ihre Herrschaft weit ausgedehnt zu haben, und alle hingen aus dem oben erwähnten Grunde hauptsächlich von Aegypten ab. Anders war es in Jemen. Dort machte sich Mohammed Ben Obaidullah, aus dem Stamm der Beni Sijad, der vom Chalifen Mamun als Statthalter nach Jemen geschickt wurde,

*) S. Osman. Gesch. II. p. 381.

so gut wie unabhängig, unterwarf die benachbarten Stämme, die wahrscheinlich zum Theil um diese Zeit erst zum Islam bekehrt wurden, und gründete als Sitz seiner Herrschaft die Stadt Sebid. Den Beni Sijad entriß die durch ihre Grausamkeit berüchtigte Familie Nedschah das Reich nach zweihundertjähriger Herrschaft, und behauptete sich ein Jahrhundert lang, worauf einer jener Fanatiker, welche in der Geschichte des Islam so häufig sind und unter dem Namen des zwölften Imams Mahdi auftreten, sich emporschwang und, mit Einschluß seines Enkels, ein halbes Jahrhundert die Herrschaft behauptete. Um diese Zeit ward Jemen wieder in den Kreis der asiatischen Geschichte gezogen, denn ein Glied der berühmten Familie Ejub, der ältere Bruder des bekannten Saladin, eroberte Jemen, und seine Nachkommen, sechs Fürsten, erhielten sich 55 Jahre lang. Ihnen folgte die einheimische Dynastie der Beni Resul 230 Jahre lang und dann die Familie Tahir, welche schon nach 64 Jahren der Uebermacht der Osmanen erlag. Unter diesen Fürstengeschlechtern müssen die Beni Resul, von denen drei als vorzügliche Beschützer und Beförderer der Wissenschaften sich auszeichneten, *) auf ganz Südarabien den wesentlichsten Einfluß ausgeübt haben, aber ihre Geschichte ist in den Einzelnheiten noch zu wenig bekannt, als daß wir etwas näheres darüber angeben könnten.

Die Herrschaft der Familie Ejub in Jemen und die politische Verbindung, in welche Jemen dadurch wiederum mit der übrigen orientalischen Welt trat, war so vorübergehend, als die Erscheinung der Familie Ejub in Syrien, da der andauernde Kampf mit Europa in den Kreuzzügen die Kräfte des schnell errichteten Staates bald wieder erschöpfte. Die Mamelukensultane Aegyptens konnten auf Hedschas einwirken, aber bis auf Jemen dehnte sich ihr Einfluß nicht aus, und es bedurfte eines gewaltigen Anstoßes von außen, um Jemen wieder in den Kreis der asiatischen Politik zu ziehen. Diesen Anstoß gab das Auftreten der Portugiesen nicht bloß in Oman und im persischen Meerbusen, wo sie längere Zeit sich behaupteten, sondern auch im rothen Meere, auf dessen beiden Seiten sie sich festzusetzen suchten. Da die Engländer jetzt in die Fußstapfen der Aegyptier getreten sind, so ist es von Interesse die damalige Stellung übersichtlich zu schildern.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

7. Reisen.

(Schluß.)

In Reismark, einer Districtsstadt, **) kam ich an einem Sonntage an und fand vieles Leben. Die Neugier sammelte bald einen Kreis von Menschen um mich, als ich mich mit einem Landmann in ein Gespräch einließ; er gab mir auf alle meine Fragen die genügendste Auskunft, und war selbst über Gegenstände, welche über die Gränzen seines Vaterlandes hinausgingen, ziemlich unterrichtet. An ihm konnte ich recht wahrnehmen, wie viel sich diese Sachsen auf ihre Freiheiten und Gerechtsame zu Gute thun, denn er sprach mit Enthusiasmus von den Deputirten, die sie zum Landtage senden, und von den Erfolgen, welche dieselbe durch ihre Rednergabe zu Gunsten des Landes schon zu Stande gebracht haben. In der That bekam ich auch, nachdem ich noch mit mehreren gesprochen, einen hohen Begriff von den geistigen Fähigkeiten dieses Volkes und von dem richtigen Urtheile, welches es über seine Lage und Verhältnisse hat.

Fast gänzlich nach Deutschland versetzt fühlt man sich in Herrmannstadt. Zwar ist diese Stadt gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat aber das Ansehen einer unserer alten Mittelstädte und spricht vornehmlich durch ihre Bewohner an, die zum Mehrtheil, wenigstens in den gebildeten Classen, aus Deutschen bestehen. In den untern Classen findet man viele Walachen, und auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den bevölkertsten Städten Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter andern auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Concerte sind, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an den Gränzen des civilisirten Europa's ist.

Nur wenige Notizen mögen nach den eben niedergeschriebenen Erinnerungen von einer andern später gemachten Reise hier Platz finden. Ich machte sie in einer Journaliere zwischen Pesth und Arad. Wer von meinen Lesern alt genug ist, um sich der ehemaligen Postwagen in Deutschland erinnern zu können, dem brauche ich bloß zu sagen, daß das Fuhrwerk, worauf ich sie machte, so ziemlich dem schlechtesten jener Art gleich war. Der Wagen war gepfropft voll von Passagieren, und wir saßen so eng, daß jede Bequemlichkeit, die sich der eine oder der andere machen wollte, nur auf Kosten seines Nachbars erlangt werden konnte. Dennoch war die Reise unterhaltend, weil die Gesellschaft, so gemischt sie auch war, doch allmählich genauer unter sich bekannt wurde. Sie bestand aus einer Officiersgattin, der Frau eines Kaufmanns, einem Stuhlrichter, einem Viehhändler, einem Juraten und mir. Bei den engen körperlichen Berührungen konnten auch die geistigen nicht ausbleiben. Da wir von Pesth um Mitternacht, also bei Dunkelheit abreisten, und ich mit dieser Reisegelegenheit noch keinen Bescheid wußte, so versäumte ich mich bei Zeiten eines guten Platzes zu bemächtigen, und mußte, da jeder sich nach einem solchen drängte, zuletzt neben dem Kutscher sitzen, wo ich höchst unangenehm eng placirt war. Bei der Abfahrt aus Pesth lernte kein Passagier den andern kennen, und dieß geschah erst beim Frühstück, welches bei Tagesanbruch in einem Gasthofe an der Straße genommen wurde. Man ward jetzt gesprächig und theilte sich Bemerkungen mit. An meiner Sprache als Ausländer erkannt, ward ich vom männlichen Personale mit Mißtrauen, vom weiblichen aber mit Aufmerksamkeit beobachtet; letzteres ging so weit, daß

---

*) Sie gründeten mehrere Akademien, und einer derselben hinterließ eine Bibliothek von 100,000 Bänden. An dem Hofe Melik-al-Eschrefs lebte Mohammed Firuzabadi, der Verfasser des größten und werthvollsten aller arabischer Wörterbücher, des Kamus.

**) Bekanntlich heißen im Lande der Sachsen in Siebenbürgen die Districte „Stühle."

sich die Officiersgattin erbot, ihren Platz mit dem meinigen zu wechseln, weil ich mich über denselben beklagte. Vermuthlich wollte sie mit diesem Anerbieten die Herren aufmerksam machen, daß so etwas an ihnen sey; da kam sie aber nicht an, denn diese nahmen ihre alten Plätze beim Aufsteigen mit großer Hast wieder ein.

Wir kamen, nachdem wir den ganzen Tag nur wenige Ruhepunkte beim Umspannen der Pferde gehabt hatten, bei dunkler Nacht in die Nähe der Theiß. Es war im Frühjahr, und die Wege bei weitem noch nicht ausgetrocknet. Als wir auf den Damm vor Szentes kamen, äußerte der Conducteur mit einiger Besorgniß, er wünsche, wir möchten diesen Damm schon hinter uns haben. Gleich anfangs geriethen wir in tiefe Sumpflöcher, die uns nöthigten, sammt und sonders abzusteigen. Von einem Wege wie er nun kam, hat man Gott sey Dank in Deutschland keinen Begriff mehr. Es hatte sich bei der Ueberschiffung über die Theiß noch ein Kutschwagen zu uns gesellt; als ausgestiegen wurde, kamen aus demselben zwei Damen, Tante und Nichte, die aus Wien waren und Besuch in Arad machen wollten. Kaum waren wir einige hundert Schritte gegangen, als die ältere in ein Schlammloch stürzte und nun, nachdem sie mit fremder Hülfe sich wieder aufrichtete, über und über mit Koth bedeckt war. Wir erwarteten ein Jammergeschrei zu vernehmen, hörten aber statt dessen ein fröhliches Lachen und den Ausruf: das ist interessant, das ist romantisch; wir beneideten die Dame um ihren glücklichen Humor, und balancirten auf den wenigen, trockenen Stellen am Rande der Straße fort.

In Szentes ward großer Rath gehalten, ob man in der Nacht weiter fahren oder den Tag abwarten wolle. Die meisten Stimmen entschieden für ersteres, so sehr sich auch der Viehhändler dagegen sträubte, weil ihn irgend ein Vorzeichen, welches er beobachtet haben wollte, zu der Meinung veranlaßte, wir müßten, wenn wir weiter führen, verunglücken. Er schien überhaupt gewaltig abergläubisch zu seyn, auch zeigte er viel Furcht, denn er griff immer bald nach seiner bei sich habenden Flinte, wenn er nur irgend etwas Ungewöhnliches sah und hörte.

So ging denn unsere Reise nach Mitternacht weiter; es war so finster, daß man auf wenige Schritte die Gegenstände nicht unterschied, zum Glück war unser Kutscher aus dem Orte und kannte alle Wege und Stege genau. Weil er wußte, von welcher Art die Straße war, so schlug er sie nicht ein, sondern fuhr über die Pußta, wo wir mitunter so tief ins Wasser kamen, daß es den Pferden bis an den Bauch ging. Bald gewöhnte ich mich an die Reise, und meine anfangs gehegte Aengstlichkeit ging zuletzt in eine Art von Behaglichkeit über, weil mir die ganze Fahrt gleich jener Dame romantisch wurde. Trotz aller Beschwerden lief sie auch glücklich ab und wir kamen zur bestimmten Stunde in Arad an.

Zum Schlusse füge ich hier nur noch ein Paar Worte über diese Stadt bei. Ihre Bauart ist wie die der meisten übrigen ungarischen Landstädte, d. h. zwischen neuen schönen Gebäuden stehen noch ganze Reihen alter schlechter Häuser und Hütten. Es herrscht hier viel Geselligkeit und man kann fast zu jeder Tageszeit in einem sehr anständigen Kaffeehause Gesellschaft finden. Ich war in einen Cirkel der Haute-Volée geladen, und fand da so viel hohe Bildung mit vieler Gastfreundlichkeit vereinigt, daß ich mich in Pesth, ja in Wien nicht besser hätte befinden können. Insbesondere zeichnete sich darin der Hausherr mit seiner ganzen Familie aus. Die Eigenthümlichkeit des geselligen Lebens in ganz Oesterreich traf ich auch hier, d. h. ich war in wenigen Minuten wie zu Hause und fand so viel wahre Bildung mit so wenig Einbildung, daß ich unwillkürlich Vergleiche mit Norddeutschland anstellte, die nicht ganz zu Gunsten desselben ausfielen.

Mehreremale besuchte ich das hiesige deutsche Theater, dessen Personal zum größten Theil nicht allein erträglich, sondern recht gut zu nennen war. Mit einem Worte, Arad bot mir so viel Annehmlichkeiten, daß ich mich noch oft mit innigem Vergnügen an dasselbe erinnere. Die Lage der Stadt ist übrigens ziemlich angenehm; freilich ist sie auf der einen Seite mit einer großen eintönigen (obgleich sehr fruchtbaren) Ebene umgeben, aber auf der andern Seite bieten die buschigen Ufer der Marosch, so wie die Festung einen recht pittoresken Anblick. Indeß fehlen dem Orte auch die Uebelstände der meisten ungarischen Städte nicht, und die sind: bei Nässe undurchdringlicher Koth und bei Trockenheit erstickender Staub. Am meisten findet man beides in den äußern Gassen der Stadt, vornehmlich gegen die Marosch zu. Dort wohnen viele Juden, das Volk, was, wie der gemeine Pole, eine besondere Vorliebe für den Schmutz zu haben scheint. Viele Originalität, nicht viel minder wie in Krakau, habe ich übrigens bei den hiesigen Juden gefunden. Insbesondere ist dieß auf feilstehende Dirnen anzuwenden, die aber hier wie dort des Reizes der Schönheit nicht entbehren, vielmehr mitunter auf die verführerischeste Art damit ausgestattet sind.

Der zu Algier gehörige Theil der Sahara.

(Schluß.)

Hr. Daumas gesteht selbst zu, daß die Leute, welche er befragt, ihm oft so ungewöhnliche Dinge erzählt hätten, daß er dieselben durchaus nicht zu verbürgen im Stande sey. So gibt er auch nur unter der Form des Zweifels die Lächerlichkeiten wieder, so er in Betreff der Suefa in Erfahrung gebracht. Er sagt nämlich: die Bewohner des Districts von Tuf sind die besten Fußgänger in der Sahara. Dreißig Lieues des Tags sind für sie eine Kleinigkeit. „Von Tugurt nach Sif Sult'an, sagte ihm einer derselben, ist es so nahe wie von der Nase zum Ohr,“ und doch beträgt die Entfernung zehn Lieues. „Ich gelte nicht für sehr scharfsichtig, fuhr der unerschütterliche Charlatan fort, und dennoch kann ich auf die Weite eines Tagsmarsches ein Schaf von einer Ziege unterscheiden. Ich kenne welche, die in der Wüste auf dreißig Lieues den Rauch einer Pfeife aus dem des gebratenen Fleisches herausriechen. Wir erkennen uns alle an den Fußstapfen im Sande, und wenn ein Fremder durch unser Gebiet geht, so folgen wir ihm auf seiner Fährte nach, denn nicht ein Stamm geht wie der andere. Eine Frau hinterläßt nicht dieselbe Spur wie eine Jungfrau. Verliert

sich eine Ziege, so erkennen wir an ihren Fußstapfen, ob es eine männliche oder weibliche, und im letztern Fall, ob sie trächtig oder nicht trächtig ist. Sehen wir einen Dattelkern, so wissen wir alsbald von was für einem Baume die Frucht ist." Man sieht, daß die Sahara eben so gut wie Frankreich seine Barone von Crac (oder seine Münchhausen) hat; aber man erwartete gewiß nicht mitten in der großen algierischen Wüste ein kleines Gascogne, eine eigentliche Oase der Aufschneider, zu finden.

Aus den mehrfach wiederholten Schilderungen, welche Hr. Daumas von den Sitten der Wüstenbewohner macht, kann man entnehmen, daß der Mohammedanismus auf diese Völkerschaften nicht den nämlichen Einfluß ausgeübt hat wie auf die mehr nördlich wohnenden. Denn im allgemeinen könnte es scheinen, als ob die Ansichten der Bewohner der Oasen über die Schamhaftigkeit und eheliche Treue denen der Araber des Nordens in dieser Beziehung gerade entgegengesetzt wären. Uebrigens genügte schon der Brauch, wenn dieser anders wahr ist, die Frauen ohne Schleier ausgehen zu lassen, um einen großen Unterschied in den sittlichen Gewohnheiten der beiden Völkerschaften anzuzeigen. Allein wir müssen hier noch einmal bemerken, daß wir durchaus nicht wissen, aus welchen Quellen der Verfasser des hier besprochenen Werkes diese Nachrichten geschöpft hat, denen man fast den Beinamen unlauter geben könnte.

Auch die Hamian sind „gute Reiter, Jäger, der Liebe sehr ergeben und, wenn es nöthig, Krieger." Einer aus diesem Stamm sagte: „Das Liebste auf der Welt ist uns el Slugui (das Windspiel), tir el h'or (der Falke), el mra (das Weib), el auda (die Stute)." Der größte Epikur unter den Civilisirten, wie Fournier sagt, würde sich nicht anders ausdrücken.

Die Bewohner des Districts Figig scheinen ausschließlich Krieger, Handwerker und Handelsleute zu seyn. Sie wußten sich ihren Feinden durch ihre außerordentliche Geschicklichkeit im Miniren furchtbar zu machen. Wenn sie die Belagerung einer Ortschaft unternehmen, so besteht ihr hauptsächlichstes Angriffsmittel in der Mine, und der Erfolg schlägt ihnen selten fehl, wenn die Belagerten nicht durch richtig geführte Gegenminen ihre Anstrengungen zu vereiteln wissen. Um die Stadt Ain-Maadi zur Uebergabe zu zwingen, ließ Abd-el-Kader im Jahre 1838 einen Araber vom Stamm der Figig kommen, welcher ihn mit dieser Kunst bekannt machte.

Der thätige und erfinderische Geist dieser Völkerschaft offenbart sich aber eben so auch im Frieden. In allen ihren Dörfern trifft man Sticker, Schuhmacher, Schmiede, Sattler, Bäcker, Tischler, Waffenschmiede u. s. w. Auch der Handel beschäftigt einen großen Theil der Figig.

Die Sitten sind hier weniger locker als in andern Oasen. Die Frauen gehen nur verschleiert aus, und kaum ist es möglich durch die dichte Hülle, welche ihre Züge den Blicken der Vorübergehenden verbirgt, ein Auge zu entdecken.

Die Raubsucht ist übrigens ein allen diesen Stämmen gleich eigenthümlicher Zug, nur daß er bei den einen mehr hervortritt als bei den andern. So sind die Hal-Ben-Ali z. B. dafür bekannt, daß sie fast an jedem Raubzuge und Blutbad, deren sich die in dem südlichen Theil der Wüste herumstreifenden bewaffneten Banden so häufig schuldig machen, Theil nehmen. Sie haben ihre eigenen Spione, welche sie von dem Marsch und der Entfernung der Karawanen, der Wichtigkeit ihrer Ladungen, der Anzahl ihrer Vertheidiger und der Richtung, welche sie zu nehmen scheinen, benachrichtigen. Dagegen haben auch die Kameltreiber wieder ihre Kundschafter, die ihrerseits darauf ausgehen, die Räuber zu entdecken und ihre Fährten im Sande aufzuspüren. Glaubt die Karawane einen Angriff zu befürchten zu haben, dem sie keinen Widerstand entgegenzusetzen vermöchte, so wartet sie geduldig drei, vier, ja sogar sechs Monate, ehe sie sich in Marsch setzt, in der Hoffnung, der Feind werde während der Zeit sich zerstreuen oder die Hinzukunft neuer Reisender den Erfolg bei einem allenfallsigen Kampfe günstiger gestalten. Allein man hat es da mit erfahrenen Widersachern zu thun, und es gibt keine Art von List, die sie nicht anwendeten, um die Kameltreiber hinters Licht zu führen. Sie ziehen sich scheinbar zurück; sie entfernen sich, haben aber dabei wohl Acht, einen Spion zurückzulassen, den sie mit Sand oder Staub bedecken, um ihn so dem spähenden Auge der Reisenden zu entziehen. Hat sich dann die solchermaßen in Sicherheit gewiegte Karawane wieder in Marsch gesetzt, so erscheinen sie plötzlich wieder, und dann wird die glühend heiße Steppe der Schauplatz eines fürchterlichen Kampfes, in welchem der Vortheil nur zu oft auf Seite der Banditen bleibt.

Wir können dem Verfasser nicht in alle die Einzelnheiten über Sitten folgen, mit welchen er sein Werk zu schmücken beliebte. Das Gesagte wird genügen, um einen Begriff von den Verschiedenheiten und Widersprüchen zu geben, die bei den Bevölkerungen des nördlichen und südlichen Theils der Wüste sich finden.

Miscellen.

Die Trabucayres. Die Gränze zwischen Frankreich und Spanien ist an manchen Orten nie ganz frei von Uebelthätern gewesen, in neuerer Zeit aber haben sich dort aus den Ueberresten des Bürgerkriegs Banden gebildet, welche namentlich die Gränze nach Catalonien hin beunruhigten. Man nannte sie Trabucayres, wahrscheinlich von dem spanischen Wort trabuco, welches ein großes, mehrere Kugeln schießendes Gewehr bezeichnet, und sie machten sich bald so gefürchtet, daß man mit der Gendarmerie nicht ausreichte, sondern Linientruppen gegen sie senden mußte. Vor kurzem wurde ein Theil der gefangen genommenen Trabucayres in Perpignan vor Gericht gestellt, und hier kam man allmählich auf die Spur, daß sich in Barcelona ein Comité finden müsse, von welchem alle Bewegungen der einzelnen Banden geleitet werden. In der Gesellschaft zu Barcelona sollen sich Leute von jedem Stand und Geschlecht finden und die Verbindung über einen großen Theil Cataloniens sich ausdehnen. (Fr. Bl.)

Diamantminen in Bahia. Der französische Consul zu Bahia hat einen merkwürdigen Bericht an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten abgestattet, worin er meldet, daß 80 Leguas von Bahia eine Diamantmine, die Quelle unberechenbarer Reichthümer für die Provinz, entdeckt worden sey. Die Mine liegt an einem unbewohnten, ja fast kaum zugänglichen Orte und wurde durch einen bloßen Zufall entdeckt. Der Vorstand einer reichen englischen Compagnie soll bereits für nahe an 200,000 Pfd. St. Diamanten ausgeführt haben, und da die Benützung der Mine jedem offen steht, so ist ein wahres Rennen nach diesen Schätzen entstanden. Acht- oder neuntausend Auswanderer aus allen Theilen Brasiliens haben bereits ihre Zelte auf diesem wilden ungesunden Fleck aufgeschlagen. (Athenäum vom 4 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1845.

Eine Fahrt durch den Wald von Bialowies.

(Aus Arseniews Reisebemerkungen im westlichen und südwestlichen Rußland. Journ. des Minist. des Innern. September.)

Wir verließen am Morgen Bialystok, besichtigten im Vorüberfahren die alte, aber jetzt troß ihrer acht Jahrmärkte arme Stadt Bialsk und wandten uns dann von der großen Straße ab in den Wald von Bialowies hinein. Dieser Urwald bildet eine der größten Merkwürdigkeiten des Landes und ist der Gegenstand besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit von Seite der Forstverwaltung des Gouv. Grodno. Hier finden sich noch Auerochsen, die es sonst in der ganzen Welt gar nicht oder doch nicht mehr in solcher Anzahl gibt. Außerdem finden sich auch Gemsen, Wildschweine, Elennthiere und Luchse, abgesehen von den Wölfen und Bären, die in allen großen Wäldern zu Hause sind. Die Zahl der Auerochsen schätzt man auf 800 bis 1000. Um den Wald von Bialowies vor der Vernichtung zu sichern, hat die Regierung eine besondere Verwaltung dafür angeordnet, welche darauf zu achten hat, daß nicht bloß der Wald geschützt, sondern auch die Auerochsen im Winter mit Futter versorgt werden. Der ganze Wald ist in drei Schläge eingetheilt, und jeder steht unter Aufsicht eines Forstmannes aus dem Corps der Forstleute der Krongüter; jeder Schlag ist wieder in Unterschläge von 6 — 10,000 Deßjätinen getheilt, und da die Zahl dieser Unterschläge (datscha) 12 beträgt, so umfaßt der ganze Wald über 100,000 Deßjätinen. Jede Datscha hat einen Forstwart mit einigen Schützen, welche verpflichtet sind, den Wald täglich selbst in seinen dichteren Stellen zu durchstreifen. Die Jäger so wie die Forstwarte wohnen in besonderen Dörfern am Rande des Waldes und sind mit dem nöthigen Ackerland und Wiesen versehen. Die Zahl der Jägerfamilien ist 144 oder im Ganzen über 500 Seelen. Außerdem finden sich hier 13 kleine Dörfer, deren Einwohner verpflichtet sind Heu zu mähen und Schober aufzurichten an verschiedenen Punkten des Waldes.

Im Innern des Waldes, fast in dessen Mitte, ist eine offene, ziemlich hoch gelegene Ebene mit reichen Fluren und Wiesen, welche von dem Narew bewässert werden; auf dieser Ebene liegen einige Ansiedelungen von Jägern zerstreut, welche mit einer russisch-griechischen Kirche versehen sind, die aber ein schlechtes äußeres Ansehen hat, und hinsichtlich der Zierrathen und der nöthigen Kirchengeräthschaften noch ärmlicher aussieht. Diese ganze Ebene führt den Namen Bialowies, wovon dann der Wald den Namen erhalten hat. Hier will die Regierung auf einer schönen Anhöhe über dem Narew eine Musterwaldwirthschaft für die westlichen Provinzen anlegen. Die Plane zu den Häusern sind bereits entworfen, und wenn die ganze Einrichtung zur Ausführung kommt, wird sie die bisher so öde Waldwüste nicht wenig beleben und der ganzen Waldwirthschaft in diesen Gegenden eine bessere Richtung geben.

Im vorigen Jahr hat man zur Aufnahme der höheren Behörden ein ziemlich hohes Haus am Narew auf der Ebene eingerichtet, wozu die Ankunft des Generalgouverneurs Mirkowitsch mit vielen angesehenen Gästen, welche auf kaiserlichen Befehl eine Treibjagd auf Auerochsen anstellen sollten, Veranlassung gab. Aus mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen weiß man, daß solche Jagden nicht selten und stets mit besonderer Feierlichkeit angestellt wurden: auf der großen Straße durch den Wald von Bialsk nach Pruzany findet sich der Bathory-Berg, von welchem herab der Sage nach König Bathory den Jägern zuschaute; in der Ebene Bialowies, auf einem Hügel am Narew ist ein steinernes Denkmal errichtet, auf welchem angegeben ist, daß im J. 1752 König August III. in Anwesenheit der Königin und eines glänzenden Gefolges von polnischen und sächsischen Herren eine Jagd hier anstellte; der Name der Anwesenden und die Zahl der erlegten Thiere ist verzeichnet. Jetzt ist die Jagd ohne ausdrücklichen kaiserlichen Befehl nicht gestattet; nur die Forstwarte mit ihren Jägern dürfen zu Zeiten jagen, aber nicht auf Auerochsen, deren Erlegung wie ein Criminalverbrechen gestraft wird.

Der Waldwuchs von Bialowies ist außerordentlich und sehr mannichfaltig, aber die bedeutendste Masse bilden uralte Fichten und Eichen, die eine erstaunliche Höhe und Dicke erreichen. Gegenwärtig verfault der größte Theil des Holzes an

Ort und Stelle, da es nicht möglich ist solches herauszubringen. Wenn man die durch verschiedene Theile des Waldes strömenden Flüsse, wie den Narew, die Supraßl, die Ljesna vertiefen oder durch Canäle mit den schiffbaren Flüssen, dem Bug und Muchowez, verbinden könnte, würde der Wald von Bialowies dem Schatze sehr bedeutende Einkünfte abwerfen. Wir fuhren nach verschiedenen Richtungen hindurch, und auf Veranstaltung der Forstwarte ward eine Probejagd auf Auerochsen angestellt, auch sahen wir ein altes ungeheures Thier dieser Art. Dieß Thier ist das größte aller Vierfüßler von Europa; mit Unrecht hält man es für den Urahn unseres Hausviehes: es unterscheidet sich von demselben durch die Breite der Stirne und ein dreizehntes Rippenpaar, seine Farbe ist dunkelbraunroth, und bei den Männchen bildet ein dichtes Wollhaar um Kopf und Hals eine Art Mähne von dunkelblauer Farbe. Seine Nahrung besteht namentlich aus Gras, unter welchem es das Artaxatum odoratum besonders liebt, und zum Theil aus Baumrinde.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

(Fortsetzung.)

Der Handel, der vorher aus Indien über Aegypten gegangen war, nahm durch die Portugiesen den Weg ums Cap, und die Venetianer, welche bisher diesen Handel hauptsächlich betrieben und nebst den Sultanen Aegyptens den größten Vortheil davon geerntet hatten, verbanden sich mit den Mamelukensultanen, bauten Schiffe zu Cairo, die dann auf Kamelen nach Suez geschafft wurden, und so ging im J. 1508 von diesem Hafen aus eine Flotte gegen die Portugiesen ab. Diese bemächtigten sich dagegen, wie in neuerer Zeit die Engländer, der Insel Socotra, um den Verkehr mit dem rothen Meere zu sperren, fanden aber bald, daß diese Insel ihnen wenig nütze, und begannen deßhalb ihre Verbindungen mit Abyssinien. Da sie auch im Besitz von Maskat und andern Orten des östlichen Landes waren, so wurde es ihnen nicht schwer, die schwachen Seerüstungen der Venetianer und Mamelukensultane zu vernichten. Diese letzteren, welche zur Bekämpfung der Portugiesen auch mit den nicht minder betheiligten Sultanen von Cambay in Indien verbunden waren, schickten im J. 1515 eine neue Flotte ab, und suchten nun ein Bündniß mit Jemen: eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken kam zu Aamir, dem letzten Fürsten aus dem Hause Beni Tahir, und ersuchte ihn um die Lieferung von Lebensmitteln für die ägyptischen Truppen und Flotte. Dieser verwarf die Bitte, aus Furcht die Gewährung möchte als Anerkennung eines zu bezahlenden Tributs angesehen werden, und Emir Husein, der Befehlshaber der ägyptischen Flotte, verband sich nun mit den dem Hause Tahir längst feindseligen Seidije-Arabern; es kam zu mehrern Schlachten, Sultan Aamir und sein Bruder fielen, und das neue, jetzt fast siebenhundertjährige Jemenreich hatte wiederum ein Ende. Um dieselbe Zeit fiel auch das Mamelukenreich in Aegypten durch die Eroberung Selims, der aber alsbald in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, und die Herrschaft von Jemen ansprach und behauptete; 70 Gallionen mit 7000 Mann der besten türkischen Truppen segelten von Suez ab, und alle Städte am arabischen Golf bis Aden hinab fielen in die Hand der Türken. Da zu gleicher Zeit auch die Chalifenwürde an die türkischen Sultane überging, *) so bildete sich das Schutzrecht der Pforte über die heiligen Orte und die Herrschaftsansprüche über ganz Arabien aus, wie sie, wiewohl trümmerhaft, bis auf den heutigen Tag bestehen.

Die türkische Herrschaft in Jemen blieb nicht lange in Ruhe; dieselben Seidije-Araber, welche der Familie Tahir feindlich gegenüber gestanden und durch ihren Bund mit dem Mamelukenfeldherrn, Emir Husein, den Sturz derselben befördert hatten, wandten sich bald unter Anführung Schemseddins, der seinen Stamm auf den Propheten zurückführte und den Titel Imam annahm, gegen die Türken. Bereits im J. 1568 war das ganze Land mit Ausnahme der Hauptstadt Sebid in seinen Händen, und große Anstrengungen mußten von Seiten der türkischen Regierung gemacht werden, um ihre Eroberung zu behaupten. Nach zweijährigem hitzigem Kampfe gelang dieß, aber im J. 1630 erhoben sich die Seidije, unterstützt von dem Hasse der Araber gegen die räuberischen Türken, aufs neue, und ganz Jemen fiel in ihre Gewalt; die Herrschaft der Türken im südlichen Arabien war zu Ende, und die der Imame von Sana begann, unter der man sich freilich auch nur einen sehr lockern Verband vorstellen darf. Des Imams Gewalt bestand namentlich darin, daß er sich in den Besitz der Häfen gesetzt hatte, und dadurch Herr der Zölle war, deren Ertrag seine Macht bedeutend über die der andern Stammes- und Districtshäupter hob, indem er ihn in den Stand setzte, eine stehende Truppe zu halten. Aber in dem Gebiet von Jemen befand sich eine ungeheure Zahl von kleinen Erbfürsten und Scheichs, die je nach der Macht des Imam bald dessen Oberhoheit anerkannten, bald sich völlig unabhängig benahmen. An Adel der Abkunft erkannten viele derselben niemand über sich, und mehrere nahmen die Zeichen und Vorrechte königlicher Herrschaft an. Niebuhr zählt in seiner Reise nicht weniger als dreizehn unabhängige Staaten auf, und die Zahl der freien und erblichen Scheichs war unzählig. Nicht ohne Bedeutung dürfte seyn, daß die Mehrzahl der von Niebuhr aufgezählten unabhängigen Staaten im Norden sich befindet, und rund um Assir her liegt, das zu jener Zeit nicht bloß gänzlich unabhängig, sondern wie früher erwähnt nicht einmal mohammedanisch war.**) Daß unter diesen Umständen der Imam von Sana, wie man gewöhnlich dieß Oberhaupt in neuerer Zeit nennt — nicht mit Unrecht, da sich allmählich

---

*) Der Neffe des bei Hulagus Eroberung Bagdads ermordeten Mostasem Billah floh nach Aegypten, wurde dort von den Mameluken in seiner geistlichen Gewalt anerkannt und das Chalifat blieb in seiner Familie, bis Selim den letzten Sprößling im J. 1517 nach Konstantinopel führte, und ihn bewog, das Chalifat bei seinem Ableben auf die türkischen Sultane zu vererben.

**) Bereits Niebuhr sagt dieß von dem ganzen Landstrich zwischen Abu Arisch und der Gränze von Hedschas.

seine Macht immer mehr auf das Gebiet dieser Stadt beschränkte — im Laufe der letzten zweihundert Jahre immer unbedeutender wurde, ist nicht sehr zu verwundern. Von mehrern Districten, wie z. B. von dem Gebiete Jaffa, südöstlich von Sana, wissen wir, daß sie sich schon im 17ten Jahrhundert, also nur kurze Zeit nach der Vertreibung der Türken von dem Imam lossagten, und Hadramaut, dessen zahlreiche Scheichs ihre Abstammung zum Theil bis in die Patriarchenzeiten hinaufleiten, haben wohl nie die Herrschaft desselben anerkannt.

Die Provinz Oman, in welcher seit alter Zeit drei herrschende Familien genannt werden, die Dschaferi, Hamani und Arrabi, regierte sich selbst unabhängig von fremdem Einfluß, bis im J. 1508 die Portugiesen kamen und Maskat einnahmen. Damals war die Zeit der großen Macht der Portugiesen, welche mit den Persern im Bunde sich eines großen Theils der Westküste des Golfs, so wie der Bahrein-Inseln — stets wegen der Perlenfischerei ein Gegenstand der Eifersucht unter den Nachbarn — bemächtigten; auch die Provinz El Ahsa fiel in ihre Gewalt, und die Häuptlinge der Beni Chaled, welche eine Obergewalt über dieselbe ausübten, mußten weichen, aber schon am Ende des 16ten Jahrhunderts finden wir einen türkischen Pascha von El Ahsa aufgeführt; die Portugiesen hatten also sich bereits entfernt, wie sie auch um die Mitte des 17ten Jahrhunderts aus Maskat vertrieben wurden, und zwar durch die alten Häuptlinge des Landes. Die Herrschaft des jetzigen Imâm von Maskat schreibt sich erst aus der Zeit her, wo Nadir Schah (1746) fast der ganzen Provinz Oman sich bemächtigte; nach dem Abzug der Perser, die von jeher an der Wasserscheu litten, und nie zur See eine Rolle spielten, *) benützte Ahmed ibn Said die Gelegenheit, eine gewisse Oberherrschaft über die Provinz an sich zu reißen, und es gelang ihm, diese Herrschaft auf seine Nachkommen zu erwerben. Dieß ist jetzt das blühendste arabische Fürstenthum, aber während der Imam wieder die alten arabischen Eroberungen an der ostafrikanischen Küste aufnahm, riß sich die Provinz Sihr (von den Persern Dschulfar genannt) welche von dem Cap Mussendom westwärts am persischen Golf bis zur Provinz El Hadschar oder El Ahsa sich erstreckt) von seiner Herrschaft los — ein nicht unbedeutender Verlust, da hier die am meisten zum Seeleben geneigten Araber wohnen, von welchen später noch die Rede seyn wird.

Wir kommen nun zu der Landgränze, wo ähnliche Verhältnisse der Araberstämme, wie zur Zeit des Kampfes zwischen dem Römer- und Perserreich sich erneuern. An der Spitze des Golfs hausen die Scha'b-Araber, ihnen gegen Norden am Ufer des Tigris, von Korna bis Bagdad die Beni Lam; an beiden Ufern des Euphrat von Korna bis Ardscha der große Stamm der Montefik. Von Bagdad bis Mosul hinauf wandern die Beni Temim und Beni Tai umher, und der ganze ungeheure Raum vom Euphrat bis zum Hauran, bis Palästina, der Halbinsel Sinai und dem Hochlande von Nedschd ist mit wandernden Araberstämmen angefüllt, unter denen die Aneeß, welche in vier Hauptzweige zerfallen, die bedeutendsten sind. An eine Unterordnung unter türkische Herrschaft ist bei diesen Stämmen nicht zu denken, und der einzige Verband, in welchem sie zu den Türken stehen, betrifft den Tribut, welchen die Mehrzahl dieser Stämme für den freien Durchzug der Pilgerkarawanen erhalten. Daß es dabei an Zerwürfnissen nicht fehlt und nie gefehlt hat, kann man sich denken; namentlich berichten die türkischen Geschichtsschreiber von wiederholten Züchtigungen der Mekka und Medina benachbarten Stämme, welche das große Heiligthum nicht immer mit sonderlicher Ehrfurcht behandelten.

Wie das Verhältniß der Araber zu den Türken in der Nähe von Syrien gewesen, braucht keiner näheren Ausführung, denn die Gewalt der türkischen Paschas hing von ihrer jeweiligen Macht und Fähigkeit ab, gegen Osten jedoch, nach der persischen Gränze zu, gestaltete sich die Sache sehr eigenthümlich. Hier erhob sich nicht, wie zu der Römer Zeit, ein Reich Hira, das den Persern bald tributpflichtig, bald feindlich gewesen wäre, sondern weil die türkische Herrschaft bis zum persischen Golf und zuweilen noch an diesem abwärts reichte, so schlossen sich mehrere Araberstämme freiwillig an Persien an, um eine Unterstützung gegen die Türkenherrschaft zu haben, wobei es nicht fehlen konnte, daß auch hier wieder Araber gegen Araber zu Felde standen. So finden wir z. B. vom J. 1715 angemerkt, daß 30,000 Araber, die unter persischer Botmäßigkeit standen, von den Beni Lam und ihren Verbündeten zurückgeschlagen wurden; im J. 1726 stellten sich diese arabischen Stämme, 12,000 Pferde und 20,000 Fußgänger stark, dem erobernden Marsch der Türken in Loristan entgegen und wurden mit Mühe geschlagen. Kurz, man ersieht: die eigentliche nationale Kriegsmacht ist in den Händen der Araber, wenn aber disciplinirte türkische oder persische Truppen kommen, so weichen sie zurück, um alsbald, wenn diese durch Klima und Krieg geschwächt sind, ihre alte Stellung wieder einzunehmen. Man wird beinahe versucht zu glauben, daß Arabien durch die Auswanderung vor und nach Mohammed, und namentlich durch die vielfachen Kriegsdienste bei den benachbarten moslemitischen Fürsten geschwächt, in den letzten drei Jahrhunderten sich allmählich wieder angefüllt habe, und die Ufer wieder zu überfluthen drohe, denn wie zur Zeit der Römer und Perser, wurden auch jetzt die Kriege zwischen Türken und Persern größtentheils mit arabischen Kräften ausgefochten.

Die lange Dauer der türkischen Herrschaft, die Uebermacht, welche dieß Reich in Europa behauptete, scheinen auf die Araber einen mächtigen Einfluß ausgeübt zu haben, und die neue Blüthe, welche dadurch den moslemitischen Studien aufging, lockte viele Araber in die Schulen der Türken. Dahin kam auch Abdul Wahab aus dem Stamme Wahhabi, welcher ein Zweig des großen Stammes Temim ist. Er studirte in einer nicht mehr bekannten Zeit in Damascus, und scheint schon damals durch seine Sittenstrenge und seine eigenthümlichen

*) Das ganze Ostufer des persischen Golfs ist darum auch von arabischen Stämmen besetzt, meistens Auswanderern aus der Provinz Oman.

theologischen Ansichten sich ausgezeichnet zu haben. *) Man hat Abdul Wahabs Lehre an die der alten Karmathen anknüpfen wollen, aber ohne allen Grund: in Arabien hat es an Propheten und Sectenhäuptern und Reformatoren nie gefehlt, und die arge Verunstaltung des Korans und seiner Lehre bot jeden Augenblick dazu Gelegenheit. Aber seit Mohammed hat kein Religionshaupt, den Alten vom Berge etwa ausgenommen, mit so ausgezeichneter Klugheit und Ausdauer sein Werk und seine Lehre fortgeführt bis ans Ende seiner Tage. Dadurch wird Abdul Wahab immer merkwürdig bleiben, mehr als seine Chalifen, die bloß auf seinem Grunde fortbauten.

Die frühere Geschichte Abdul Wahabs ist sehr in Dunkel gehüllt; nachstehendes scheint aber nach Vergleichung von Burkhardt, Corancez u. a. so ziemlich das Wahrscheinlichste. Abdul Wahab ist im J. 1691 im Dorfe El Ajeneh in der Provinz El Aared geboren. In seiner Jugend ging er nach Mecca und Medina, besuchte dann, wie schon erwähnt, die Schule von Damascus, ging nach Bagdad und Bassora, und von da zurück nach seinem heimathlichen Dorfe, als dessen Scheich er seine Lehre verbreitete, und nicht nur seine nächsten Umgebungen, sondern auch mehrere benachbarte Häuptlinge dafür gewann. Wir können und wollen in seine Lehre nicht näher eingehen und beschränken uns auf nachfolgende allgemeine Sätze: er erklärte alle die spitzfindigen Auslegungen des Korans für eitles Werk, die Anrufung des Propheten für gotteslästerlich, die Verehrung der Heiligen als Götzendienerei, dabei war sein Leben wie seine Lehre streng, untadelhaft, kurz sein ganzes Thun war eine Reaction der einfachen arabischen Sitte und der nicht minder einfachen Grundlehren des Islam gegen das Schnitz- und Schnörkelwerk, mit welchem Unverstand und Betrug es umkleidet haben, aber auch eine Reaction gegen das üppige Leben und Treiben der Städter, namentlich der Türken, deren Ausschweifungen er verabscheute. So weit hätte seine Lehre ziemlich harmlos bleiben und im Stillen fortwirken mögen, aber er stellte noch einen andern Satz auf, der unmittelbar an einen Grundpfeiler der türkischen Macht stieß, indem er erklärte, daß die Würde eines Imams oder Chalifen nur in einem Nachkommen des Stammes, aus welchem Mohammed selbst hervorgegangen, beruhen könne. Acht Jahre hatte er bereits seine Lehre ungestört in seiner Umgebung ausgeübt, als der Pascha von El Ahsa auf ihn aufmerksam wurde und ihn aus seiner Heimath verwies, ja sogar Mörder gegen ihn ausgeschickt haben soll. Da begab er sich nach Derajeh zu Mohammed ibn Suud, der ihn bereitwillig aufnahm und ihm seine Tochter zur Ehe gab, oder nach andern Abdul Wahabs Tochter zur Ehe nahm. **)

(Fortsetzung folgt.)

*) History of the Wahabys by Sir Harford Brydges p. 7.

**) Das letztere behauptet Hammer, ersteres Brydges. Hammer hat aber wohl Recht, denn Abdul Wahab war, als er nach Derajeh kam, bereits ein Fünfziger, übrigens wie Mohammed ziemlich leidenschaftlich den Weibern ergeben.

Die vierfache Stadt in China.

(Revue de l'Orient. September.)

Die berühmte Stadt Han Keu liegt am Ufer des Kiang, gegenüber der Hauptstadt von Hu Pe, U-tschang-fing, von der sie nur durch den Strom getrennt ist, und neben der Stadt Han-jang-fu, von der nur ein Fluß, der in den Strom fällt, sie scheidet. In der Mitte des Kiang bis weit unterhalb Han Keu, welches die handeltreibendste dieser drei Städte ist, schwimmt eine vierte Stadt, die aus zahllosen Schiffen gebildet ist. Auf einer Strecke von 5 bis 6 Lieues sieht man auf dem ungeheuern Strom, den man für einen Meeresarm nehmen könnte, nichts als Häuser auf beiden Ufern, und in der Mitte eine Anzahl von Barken der schönsten, aber auch bizarrsten Form. Die einen liegen vor Anker, die andern kreuzen vom Morgen bis zum Abend auf dem Strom in seiner ganzen Ausdehnung. Peking gilt wegen des Raumes, den es einnimmt, für die größte und bevölkertste Stadt der Welt, aber die Bevölkerung dieser vier Städte, welche natürlich zusammen nur Eine ausmachen, soll auf das Dreifache der Kaiserstadt steigen.

Die achtzehn Provinzen des eigentlichen China's zählen eine große Anzahl ummauerter Städte, nämlich 183 Fu oder Städte ersten Ranges, 237 Tschen oder Städte zweiten Ranges und 1279 Hiens oder Städte dritten Ranges; die vierfache Stadt am Kiang hat ein außerordentlich imposantes Aeußere, namentlich wenn man sie aus der Ferne betrachtet, aber wenn man an sie kommt, findet man nichts als unförmliche, durch die Ueberschwemmungen des Stromes halb zerstörte Uferböschungen. Schöne Quais, prächtige Denkmale, elegante und nach der Schnur gezogene Straßen darf man hier nicht suchen; in den unregelmäßigen Straßen sieht man nur von Pallisaden umgebene Schuppen, ärmliche, vom Wasser halb zerstörte oder vor Alter zerfallene Werkstätten. Die leeren Zwischenräume zwischen diesen elenden Häusern sind mit Haufen von Unrath angefüllt, welche allenthalben einen erstickenden Gestank verbreiten. Hier ist keine Regelmäßigkeit im Aneinanderreihen der Häuser, keine Trottoirs, kein Ort, wo man sich gegen die drängende Menge, die einem den Durchgang streitig macht, schützen könnte; alles läuft durcheinander mitten unter Ochsen, Schweinen und andern Hausthieren, man schützt sich so gut man kann gegen den Unrath aller Art, den die Chinesen im Interesse des Ackerbaues sorgfältig auflesen und am hellen Tage in kleinen offenen Tonnen hinausführen. Nur hie und da in weiten Zwischenräumen erblickt das Auge irgend einen reichen Laden, schöne große Häuser oder prächtige Pagoden. Wo man bei uns öffentliche Plätze und Spaziergänge findet, sieht man hier nur Gärten, Teiche und selbst Ackerfelder.

Kartoffelmehl. In der Sitzung der französischen Akademie am 22 September wurden eine Menge Mittheilungen über die Kartoffelkrankheit angekündigt, worunter namentlich die von Hrn. Clerget, dem Erfinder einer neuen Art Kartoffelmehl zu machen, besondere Erwähnung verdient. Das von ihm fabricirte Mehl enthält nicht nur das Stärkmehl, sondern auch die Faser mit ihrer Kleie; es hat keinen unangenehmen Geschmack, hält sich an Orten, wo das beste Weizenmehl verderben würde, mehrere Jahre lang und ist zu Brod oder Zwieback verarbeitet leicht zu verdauen und sehr nahrhaft. Mischt man es zur Hälfte mit Weizenmehl, so ist das Brod besser als von Weizenmehl allein und um 30 Procent wohlfeiler. Das Mehl, welches Hr. Clerget erhielt, ist nahezu 30 Procent von der ganzen Kartoffelmasse. Diese werden zuerst gesotten, dann am Feuer getrocknet und mit Weizenmehl gerieben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1845.

Reise des Dr. Castren.

(Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Julius.)

Dr. Castren hat, wie bekannt, unter den Auspicien der k. russischen Akademie der Wissenschaften eine Reise unternommen, um die finnischen Mundarten in Rußland kennen zu lernen. Der Akademiker Sjögren las in der Sitzung der Akademie vom 27 Junius d. J. ein Schreiben von Castren aus Tobolsk vom 15 Mai, worin die Einzelnheiten der projectirten Reise auseinander gesetzt sind. Hr. Castren theilt das Gebiet seiner Thätigkeit in drei Theile: in den nördlichen oder samojedischen, den mittlern oder ostjakischen und den südlichen oder mongolisch-tatarischen. In den Instructionen, welche die Akademie der Wissenschaften dem Reisenden ertheilte, sind seine linguistischen und ethnographischen Forschungen auf den nördlichen oder samojedischen Theil Sibiriens beschränkt. „Aber" — bemerkt Hr. Castren, „es ist bekannt, daß einige samojedische Stämme auf dem Wege von dem Altai nach dem Eismeer im mittlern und südlichen Sibirien angehalten haben zwischen Ostjaken, Mongolen und Tataren; die einen vermischten sich mit diesen Völkern, die andern bewahrten ihre Sprache und Nationalität, obgleich sie wegen ihrer geringen Zahl durch die Reisenden nicht von den Völkern unterschieden werden, in deren Mitte sie sich niedergelassen haben. Nach den mir ertheilten Instructionen muß ich alle diese sibirischen Stämme kennen zu lernen suchen, welche sich zu den Samojeden zählen, und dieß ist natürlicher Weise ohne vorherige Kenntniß der ostjakischen, mongolischen und tatarischen Sprache unmöglich. Auch wenn man nicht in eine genaue Erforschung derjenigen Sprachen eingeht, welche vielleicht nicht zur samojedischen gehören, obgleich sie dazu gerechnet werden, wie die der Koibalen, Sojaten u. s. w., so sind doch allgemeine Kenntnisse der bezeichneten Sprachen, namentlich der ostjakischen unerläßlich, um ihren Einfluß auf die durch sie veränderten samojedischen Dialekte kennen zu lernen. Deßhalb beschäftigte sich Hr. Castren mit Erlernung der ostjakischen Sprache, was seine Weiterreise einige Zeit verzögerte.

Als Castren von Mesen abreiste, lernte er die samojedische Bevölkerung auf den Tundras von Kanin, Timan u. s. w. kennen, und ging dann über den Ural nach Obdorsk. Von dieser Stadt aus sollte seine zweite Expedition beginnen, denn er nahm sich vor, von hier aus nach dem Meerbusen von Nadym und den Flüssen Tas und Jenisei zu gehen. Aber auf diesem Wege wäre der gelehrte Forscher auf Völkerschaften gestoßen, die von einigen Schriftstellern zu den Samojeden, von andern zu den Ostiaken gerechnet werden, vielleicht aber keines von beiden, sondern eine Mischung beider Stämme sind, und in jedem Falle hätte eine Reise zu ihnen ohne Kenntniß der ostjakischen Sprache ihren Zweck verfehlt. Alles dieß bewog Hrn. Castren vor der weitern Fortsetzung seiner Reise sich vorläufig mit der ostjakischen Sprache zu beschäftigen. Die beste Gelegenheit dazu bietet der District Samarow dar, wo die Ostjaken verschiedener Stämme und Mundarten zusammenkommen. Von da wird der unternehmende Reisende sich nach dem Tas und Jenisei begeben, und den Winter unter den Samojeden am Ob zubringen.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

(Fortsetzung.)

Diese Ausnahme erklärt sich dadurch, daß der Stamm der Temim, aus welchem Abdul Wahab entsprossen, seit geraumer Zeit sehr herabgekommen war, und sich zwei andern, kaum minder herabgekommenen Nebenzweigen der Annesi, den Mesalih und Atubs, angeschlossen hatte. Diese drei Stämme entsagten den Gebräuchen ihrer Vorfahren, verbanden sich unter einander durch Heurathen und bildeten fortan nur Einen Stamm, der auch andere flüchtige Araber zu sich aufnahm und dadurch bald mächtig wurde. Die Armuth dieser Stämme war eine Folge der drückenden Herrschaft der Türken, und Abdul Wahabs Lehre, welche vielfach gegen die türkische Herrschaft gerichtet war, konnte deßhalb dem Anführer einer solchen, in der arabischen Geschichte höchst seltenen Vereinigung von Stämmen nur willkommen seyn. Man glaubt gewöhnlich Ibn Suud habe seine Züge erst begonnen, als Abdul Wahab zu ihm gekommen war, dieß ist aber nicht wahrschein-

lich, denn Abdul Wahabs Ankunft in Derajeh fällt nach der gewöhnlichen Annahme in das Jahr 1746, und kann auch nicht wohl viel früher fallen, aber schon im Jahre 1748 liefen beunruhigende Nachrichten aus Bassora und Bagdad in Konstantinopel ein, und im J. 1749 ergingen Fermane nach Bagdad, Cairo und Mekka, welche allen Behörden das beste Einvernehmen und die thätigste Zusammenwirkung empfahlen, „zur Unterdrückung der gottlosen Irrlehre, womit Mohammed Ben Abdul Wahab aus Ajene in der Landschaft Nedschd durch Anfechtung der ersten Grundlehren des Islam das Haupt als neuer Religionslehrer emporhob."*) In dem kurzen Zeitraum von 2 bis 3 Jahren kann Ibn Suud, der seinen ersten Kriegszug mit sieben Dromedar-Reitern begann, nicht so weit gekommen seyn, daß seine Macht schon bis Bagdad und Mekka sich fühlbar macht. Darum sagt auch der ungenannte Verfasser der schon angeführten Histoire des Wahabis, dem wir auch die Nachricht über die seltsame Vereinigung der drei Stämme entlehnten, ausdrücklich: „So bildete sich mitten unter den Arabern, im Mittelpunkte ihres Vaterlandes ein neues Volk, das in seinem Elend die Quelle seiner Größe zu finden wußte. Dieß Volk wählte zum Oberhaupt Mohammed Ibn Suud, welcher nun den Titel „„Fürst von Derajeh und El Ahsa"" annahm. An ihn wandte sich der Scheich Mohammed Abdul Wahab, und die Umstände waren seiner Aufnahme günstig. Aber Ibn Suud, an der Spitze eines durch den Krieg gebildeten Volkes, schöpfte in seinen frühern Siegen die Hoffnung auf neue, und fand in den Grundsätzen des Reformators eine Veranlassung, die arabischen Stämme anzugreifen. In der Macht die er bereits besaß, hatte er das Mittel sie zu besiegen und erklärte sich für die ihm vorgeschlagene Religion. Mehrere seiner Untergebenen, die aus dem Stamme Abdul Wahabs entsprossen und längst dessen Anhänger waren, vernahmen mit Freuden seine Bekehrung. Ihr Beispiel und das des Fürsten zog den übrigen Theil des Volkes fort, und der Reformator sah endlich seine Lehre von einer ganzen Nation angenommen. Diese nannten sich jetzt nach des Reformators Vater Wahabiten, Mohammed Ibn Abdul Wahab selbst behielt sich nur die Rolle des geistlichen Leiters vor, und Ibn Suud trat als der Heerführer der Wahabis auf. Die geistliche und die weltliche Macht waren also in verschiedenen Händen, und die beachtenswerthe Trennung erhielt sich auch unter den Söhnen Ibn Suuds und Scheich Mohammeds."

Abdul Wahab besaß, wie Mohammed, in hohem Grade die Gabe der Beredsamkeit, und dieß mochte namentlich in den ersten Jahren nicht wenig zu den Erfolgen Ibn Suuds beitragen, denn diese Erfolge hatten vorerst noch keine weite Ausdehnung, und scheinen sich von der Centralstellung zu Derajeh aus nur auf die nächste Umgebung erstreckt zu haben, denn Niebuhr erzählt: **) „Einige der neubekehrten unabhängigen Scheichs, welche früher sich unaufhörlich bekriegten, wurden durch die Vermittlung Abdul Wahabs Freunde, und beschlossen nichts wichtiges zu unternehmen, ohne zuvor ihren neuen Apostel um Rath gefragt zu haben. Dadurch wurde das politische Gleichgewicht unter den kleinen Fürsten von El Aared zerstört, weil mehrere Scheichs, die früher ihren Nachbarn die Spitze bieten konnten, nicht mehr im Stande waren sich gegen so viele vereinte Scheichs zu halten. Nachdem Abdul Wahab solchergestalt einen großen Theil von El Aared unterworfen hatte, und die übrigen unter sich getheilten Scheichs nicht mehr im Stande waren sich ihm zu widersetzen, riefen diese den Scheich (der Seeprovinz) El Ahsa, Arár, zu Hülfe, welcher sich nicht bloß veranlaßt sah, seine Religionsgenossen zu unterstützen, sondern auch für sich selbst zu fürchten hatte, diese Schwärmer möchten mächtig genug werden, seine eigenen Staaten anzufallen." Sein erstes Heer ward geschlagen, worauf er selbst an der Spitze von 4000 Mann und 4 Kanonen gegen Derajeh zog und Abdul Wahab in dessen festem Schlosse belagerte. Aber er wußte sich seiner Kanonen nicht zu bedienen, rückte zu nahe ans Schloß heran, so daß er sich dem Gewehrfeuer der Belagerten aussetzte, und wurde endlich mit Verlust zurückgetrieben. Der erste Zug des Heeres von El Ahsa fällt in das Jahr 1757, der zweite ins Jahr 1758.

Der Sieg über Arár wurde vorerst nicht weiter verfolgt, und dieß, so wie mehrere andere Umstände, zeugt von der außerordentlichen planvollen Klugheit, mit welcher Abdul Wahab verfuhr, dem Ibn Suud mehr nur als Werkzeug gedient zu haben scheint. Ihm konnte es nicht entgehen, welche Wichtigkeit der Besitz von El Ahsa, d. h. des Küstenlandes am persischen Golf haben mußte, aber er fürchtete allzu früh die Rache der Türken zu wecken, ehe er sich im Innern hinreichend festgesetzt hatte. Der wichtigste Schritt, welchen er in dieser Beziehung that, war das Herüberziehen Mekramis, des Scheichs von Nedschran, auf seine Seite, nachdem derselbe sich früher völlig feindselig erwiesen hatte. Mekrami ist ein sehr merkwürdiger Mann, der selbst bis zu einem gewissen Grade auf die Rolle eines Propheten Anspruch machte, und sein Uebertritt war eine moralische und politische Eroberung, welche die spätern Eroberungen durch die Waffen erst möglich machte. Nedschran ist eine uralte Stadt in einem sehr fruchtbaren Thale, das zu den unsichern Besitzungen von Jemen gehört. Mekrami, der nicht von altem arabischem Adel war, hatte sich seit einiger Zeit einen großen Ruf in ganz Arabien erworben: er war in seiner Jugend viel gereist, hatte ganz Arabien, Persien und Indien durchzogen und war nach seiner Rückkehr von dem Imam von Saade zum Scheich von Wadi Nedschran ernannt worden, wo er sich alsbald unabhängig machte. Niebuhr meldet, daß er für einen großen Theologen galt, und den einfältigen Leuten Zettel als Mittel zum Eingang in den Himmel verkaufte; auch glaubte man von ihm, er könne durch ein Gebet Regen bewirken; seine ketzerischen Glaubensansichten machten in Arabien viel Aufsehen, und man kann sich leicht denken, daß ein Mann dieser Art das Erstehen eines neuen Propheten in Abdul Wahab nicht mit Vergnügen sehen konnte. Indeß wußte ihn letzterer für sich zu gewinnen, und dadurch breitete sich plötzlich die Lehre der Wahabiten bis an das rothe Meer aus, denn Mekrami bemächtigte sich im J. 1762

*) S. Hammers Osm. Gesch. IV. p. 452.
**) Ausgabe von 1774 zu Amsterdam p. 295.

des größten Theiles des Gebiets von Abu Arisch und nahm die Landschaft Saban ein, aus welcher ihn der Imam von Sana vergebens zu vertreiben suchte. Am Ende des Jahres 1763 oder im Anfang 1764 finden wir ihn, wie schon Niebuhr sagt, wahrscheinlich in Verbindung mit den Wahabiten, mit der Erbauung von El Absa am persischen Golf beschäftigt.

Die Macht der Wahabiten reichte also schon damals quer durch Arabien hindurch und hatte noch vor Ibn Suuds Tode, der im J. 1765 erfolgte, bereits eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewonnen. An Ibn Suuds Stelle trat sein Sohn Abdulaziz, der aber nicht minder als sein Vater dem Rathschlage des greisen Abdul Wahab — er starb erst 1787, beinahe 96 Jahre alt — gefolgt zu seyn scheint, denn so sehr auch schon die Macht der Wahabiten an Ausdehnung und innerer Festigkeit gewonnen hatte, so streng hatten die Wahabiten sich gehütet das Gebiet von Hedschas und das Paschalik von Bagdad anzugreifen; die Pilgerkarawanen zogen unbelästigt durch das Land, mit dem Scherif von Mekka, Serur, standen sie in freundlichem Verkehr, und erhielten sogar im J. 1781 Erlaubniß, ihre Andacht an der Kaaba zu verrichten. Daß nicht Schwäche es war, welche sie bewog so behutsam aufzutreten, zeigt der Umstand, daß nicht nur eine Kopfsteuer von allen persischen Pilgern erhoben wurde, welche durch die Wüste zogen, sondern daß auch die meisten Städte und Ortschaften am Euphrat einen heimlichen Tribut an die Häuptlinge der benachbarten, in den Verband der Wahabis getretenen Stämme zahlten.

Scherif Ghalib von Mekka, welcher auf Serur, ungefähr um die Zeit von Abdul Wahabs Tod folgte, war der erste, welcher die ganze Gefahr erkannte, und auch wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt den Krieg gegen sie begann, aber auf Beduinenart, wobei unmöglich ein großer Erfolg herauskommen konnte. Deßhalb trieb er die Pforte unaufhörlich an, Maaßregeln gegen die gefährlichen Sectirer zu gebrauchen, doch längere Zeit umsonst; denn die Pforte, welche in Europa und in Kleinasien Arbeit genug auf dem Halse hatte, war nicht eben geneigt, einen bedeutenden Kriegszug in so großer Ferne zu unternehmen. Wenn man indeß erwägt, daß die Anhänger der Wahabis bereits mindestens die Hälfte Arabiens einnahmen, daß die heiligen Städte nur durch die Scheu, welche sie noch vor dem türkischen Namen hegten, geschützt waren, und daß das Paschalik Bagdad, von wo aus man sie mit der größten Aussicht auf Erfolg angreifen konnte, damals nach Abzug aller Ausgaben, so wie der kostbaren Geschenke für den Sultan, das Serail und die Großen, noch Millionen abwarf, dann ist es ziemlich unbegreiflich, warum die Pforte nicht früher den dringenden Aufforderungen Ghalibs Gehör gab. Die Araber mit ihrer leichten Ausrüstung konnten in kurzer Zeit unermeßliche Strecken zurücklegen, und dieß erklärt ihre Erfolge im Umkreis Arabiens. Schon Ibn Suud hatte begonnen, statt der Pferde der Dromedare sich zu bedienen, welche zwei Leute trugen, und mit zwei Fellen, einem mit Wasser, dem andern mit Gerstenmehl angefüllt, beladen waren. Nach den härtesten Anstrengungen war die Speise dieser wilden Truppen ein wenig Gerstenmehl in Wasser aufgelößt, und auf diese Weise konnten sie Wochen lang ausdauern. Sie auf ihren einzelnen Bewegungen zu verfolgen, war somit ganz unthunlich, denn an Ausdauer und Mäßigkeit konnten sich keine türkischen Truppen mit den Arabern messen. Aber diesen fehlten alle gewöhnlichen Kriegsmittel, Munition, Kanonen u. s. w., selbst Flinten waren nur spärlich vorhanden. Ging man also auf den Sitz ihrer Macht los, auf Derajeh, so konnte das Feuer, wenn auch nicht erstickt, doch ziemlich unschädlich gemacht werden. Vielleicht wäre dieß auch früher geschehen, wenn nicht um eben diese Zeit kurz nach 1790 eine Art Palastrevolution in Bagdad ausgebrochen wäre. Man benützte die Schwäche des alten Soliman Pascha, um seinen vertrauten Kiaja, Namens Ahmed, einen ausnehmend thätigen Mann, aus dem Wege zu räumen, worauf Solimans Schwiegersohn Ali die Stelle desselben einnahm, ohne irgend dazu befähigt zu seyn. Der alte Soliman konnte keinen so schwierigen Feldzug mehr unternehmen, und der Kiaja hatte schlechte Lust dazu, da er das dornenvolle Unternehmen scheute.

Endlich aber trafen bestimmte Befehle von Konstantinopel ein, und der Zug mußte im J. 1798 unternommen werden. An der Spitze von etwa 4–5000 guter türkischer Truppen und doppelt so viel Arabern, mit Geschütz hinlänglich versehen, marschirte er nach der Provinz El Absa, und belagerte die dortige Veste, in welcher Abdulaziz sich eingeschlossen hatte, während sein Sohn Suud mit einem zahlreichen Heere das Feld hielt. Diese Veste mußte genommen werden, wenn man gegen Derajeh vordringen wollte, weil man sie, die das fruchtbare Land beherrschte, nicht im Rücken lassen konnte, wenn man in die Wüste vordringen wollte. Nach Brydges, der hierüber am meisten Vertrauen verdient, „war das Mißlingen der Expedition durchaus eine Folge der unpassenden, trägen und feigen Art, wie Ali den Angriff gegen El Absa führte.“ Die Wahabis, welche nicht gewagt hatten, den Marsch der Türken aufzuhalten, kamen jetzt herbei, als das feste Schloß von El Absa so lange widerstand, und der Kiaja entschloß sich, um nicht abgeschnitten zu werden, zum Rückzug; Suud, der diesen Entschluß vorausgesehen, eilte voran und verdarb drei Tagemärsche von El Absa die Brunnen. Groß war die Verlegenheit der Türken, welche fürchteten auf dem Marsche von den Wahabis angegriffen zu werden. Aber Suud fürchtete die Artillerie der Türken, und so stand man sich drei Tage gegenüber, ohne daß ein anderes Gefecht vorfiel, als hie und da ein Geplänkel zwischen einzelnen Reitern. Die Lage wurde für die Türken unerträglich; da trat Mohammed Beg, Scheich der Ubeid-Araber, die den Kiaja begleiteten, ins Mittel, *) und ein Waffenstillstand auf sechs Jahre ward abgeschlossen.

*) Wahrscheinlich gewonnen von Suud; Brydges gibt an, es habe schon lange ein geheimes Einverständniß zwischen ihm und Suud bestanden; der Verfasser der Histoire des Wahabis aber sagt geradezu, derselbe sey von Suud erkauft worden, und mit dem Kiaja Ali sey derselbe Fall gewesen. Letzteres kann wahr seyn, denn Ali war ein elender Mensch, aber zur Erklärung der Be-

Mit diesem Ereigniß war der Zauber der türkischen Macht, der so lange die Wahabiten innerhalb gewisser Gränzen gehalten hatte, gebrochen, und von diesem Augenblick an treten sie mit einer trotzigen Zuversicht auf, wie schon die Sendung eines Abgeordneten an Solimans Hof, um dessen Ratification des Vertrags einzuholen, zur Genüge beweist. Brydges, welcher bei der Audienz gegenwärtig war, beschreibt sie in folgender Weise: „Der Abgeordnete schritt gegen den Fuß der Treppe vor, die ins Audienzzimmer führte, und die Oberofficiere des Pascha's hielten sich bereit, die gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung zu vollziehen, indem sie ihn unter den Armen faßten und ihm beim Hinaufsteigen behülflich waren. Dieser gab es jedoch nicht zu, sondern schritt mit großem Ernst und Würde allein die Treppe hinauf, betrat das Audienzzimmer, setzte sich, ehe irgend eine weitere Ceremonie stattfinden konnte, in geringer Entfernung dem Pascha gegenüber alsbald auf den Boden, und redete ihn auf Arabisch *) also an: „Hei! Soliman! Friede sey mit allen denen, die recht thun. Abdulaziz hat mich gesendet, Dir diesen Brief zu übergeben, und von Dir die Bestätigung einer Uebereinkunft zu empfangen, welche sein Sohn Suud und dein Diener Ali mit einander abgeschlossen haben. Laß dieß geschehen und in richtiger Form; der Fluch Gottes über den, welcher verrätherisch handelt. Wenn Du Belehrung suchst, so wird Abdulaziz sie ertheilen." **) Nach diesen Worten stand der Abgeordnete zum größten Erstaunen und zur wahren Bestürzung des Pascha auf und entfernte sich; kaum glaublich ist es aber, daß diese seltsame Scene am Hof von Konstantinopel dargestellt wurde, als habe Abdulaziz die Erfüllung des mit dem Kiaja abgeschlossenen Vertrags als eine Gunst vom Pascha erbeten. Die Kleidung des Abgesandten war durchaus in nichts von der des gemeinsten Arabers in der Wüste verschieden, und der Contrast zwischen dem glänzenden Aufzug, den seidenen Gewändern, Pelzen und Diamanten des Pascha's und der mehr als einfachen Kleidung des Abgesandten war in völliger Harmonie mit der übrigen Scene; eben so der Brief, den der Abgesandte dem Pascha von Seite des Abdulaziz überreichte, denn er war auf einem kaum vier Quadratzoll großen, nicht sehr reinlichen Papier geschrieben. Ich habe, fährt Brydges fort, die Audienz etwas umständlicher beschrieben, weil die Expedition des Kiaja Ali den Wahabis eine Verachtung der ottomanischen Truppen einflößte, und die Audienz selbst einen Begriff von dem seltsamen Benehmen dieser Sectirer geben kann."

(Fortsetzung folgt.)

gebenheit ist die Annahme durchaus überflüssig, denn es stand nicht mehr, wie der Verfasser der Histoire ꝛc. glaubt, in der Macht des Kiaja, Suuds Truppen zu vernichten.

*) Schon daß er nicht türkisch sprach, war eine Nichtanerkennung der türkischen Hoheit.

**) Diese letzten Worte enthalten die größte Beleidigung, welche dem Pascha geboten werden konnte, denn man sagte ihm ins Gesicht, daß er in falschem, unächtem Glauben befangen sey.

Anm. d. Verf.

Die Bergstämme um Assam.

(Nach Robinsons: Descriptive account of Asam.)

1. Die Butias.

Das Land Butan erstreckt sich vom Südabhang der Centralkette des Himalaya bis an den Fuß der untern Höhen, welche die natürliche Nordgränze des Thals von Assam bilden. Diese Gränzen sind zwischen 26° 30' und 28° N. B.; in der Länge erstreckt sich Butan etwa von 88° 45' bis 92° 35' O. L. v. Gr. und ist also 220 geogr. engl. Meilen lang und 90 breit. Aber der größte Theil dieses Gebietes ist mit den höchsten und steilsten Bergen der Erde bedeckt, die nur durch schmale Alpenthäler unterbrochen sind. Unter diesen Umständen muß es fast unglaublich erscheinen, wenn Hr. Robinson die Zahl der Einwohner auf 1,452,000 Seelen angibt, um so mehr als es nicht nur eine Menge Klöster gibt, sondern auch das unnatürliche System der Polyandrie vorherrscht, abgesehen davon, daß er selbst sagt, in der weltlichen und geistlichen Regierung seyen alle Elemente des Verderbens enthalten. Dieß ist auch nicht zu läugnen, sobald man weiß, daß beim Tode eines Familienhauptes, wie zahlreich auch seine Hinterlassenschaft seyn mag, sein gesammtes Eigenthum dem weltlichen (Deb) oder geistlichen Haupt (Dhurma) zufällt, was alle Sicherheit des Eigenthums zerstören muß. Unter solchen Umständen muß eine Bevölkerung von mehr als 1000 Seelen auf die deutsche Quadratmeile sehr problematisch erscheinen.

Die Regierungsform ist ein höchst wunderliches Gemisch. Der Dhurma Radscha ist gleich seinem großen Prototyp zu Hlassa als der unmittelbare Nachfolger Buddha's oder eigentlich als dieser selbst angesehen, und pflanzt sich durch fortdauernde Wanderung seiner Seele aus einer Körperform in die andere fort, und da erst ein Jahr nach dem Tode eines Dhurma Radscha sein Nachfolger aufgesucht wird und dieser natürlicherweise lange Jahre unmündig ist, so führt inzwischen der älteste Gylong oder Priester die religiöse Herrschaft im Lande, das überhaupt vorzugsweise unter Priestereinfluß steht, denn ein Rath von zwölf Gylongs steht auch dem erwachsenen Dhurma Radscha zur Seite. Das Princip der Priesterherrschaft ist indeß nicht so systematisch durchgeführt wie in Tibet, — wo freilich die chinesische Macht die weltliche Nebenrolle spielt, — denn es findet sich auch ein weltlicher Regent, der den Titel Deb führt, aus den vornehmsten Beamten des Landes, welche das Recht haben im Rath zu sitzen, gewählt wird, und eigentlich seinen hohen Rang nur drei Jahre behalten soll. Davon wird aber, je nach der Macht des Inhabers, häufig abgewichen, und zur Zeit, wo Capitän Turner im Lande war, fanden sich sogar die weltliche und geistliche Macht in derselben Person vereinigt, so wenig dieß mit den alten von Tibet her erhaltenen Institutionen des Landes übereinstimmt.

Das Land ist sehr arm und das Gesammteinkommen beläuft sich noch nicht auf 200.000 Rupien. Da die verantwortlichen Beamten häufig gewechselt werden und keinen bestimmten Sold erhalten, so sucht jeder während seiner kurzen Amtsführung so viel Vermögen wie möglich aufzuhäufen. Daher schreibt sich denn auch wohl die Sitte, daß die ärgsten Verbrechen, selbst Mord, mit Geldstrafen gebüßt werden können, denn die Gewalt der vornehmsten Beamten in ihren Districten ist unbeschränkt, und sie können sogar ohne weiteres Todesstrafen verhängen.

Die Bevölkerung wird in acht höhere und in einige geringere Classen getheilt; die Namen der letztern scheinen von ihren Gewerben und sonstigen Beschäftigungen entnommen. Außer diesen verschiedenen Stämmen, welche sämmtlich theils reinen, theils gemischten mongolischen Stammes sind, gibt es noch eine große Anzahl Bengalesen und Assamesen, welche zu verschiedenen Zeiten von den Butias auf ihren Einbrüchen ins Tiefland mit fortgeschleppt wurden und jetzt die Heloten des Landes sind, denn sie werden nur zu den niedrigsten Diensten des Landes verwendet. Die Sprache der Butias soll ein Dialekt des Tibetanischen seyn, mehr oder minder mit Worten aus den Sprachen der Länder, an welche sie stoßen, gemischt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1845.

Die Neger-Methodisten.

Von einem katholischen Missionär sind kürzlich *) „Skizzen aus Nordamerika" erschienen, die manche interessante Schilderung enthalten. Der Verfasser moquirt und skandalisirt sich wie billig über die „Revivals," und fügt der Schilderung eines weißen Revivals nachstehende eines Negerrevivals an:

„Die haben mir am besten gefallen, denn alles was sie thaten, stimmte mit ihrem ganzen Wesen so vollkommen überein, daß es den Anschein hatte, als wären die Camp-Meetings für sie eigens erfunden worden. Ihre Hauptfarbe vom Schmutzig-Gelben bis zum Raben-Schwarzen ist dieselbe, mit welcher man in Europa bei Gläubigen und Ungläubigen den Gottseybeiuns malet; wenn sie daher bei ihrem Gottesdienste sich wie Teufels-Gesellen benahmen, so fiel mir das nicht auf, denn schon ihr Anblick gemahnte an den gehörnten Schwarzen. Wenn sie bei ihren Stimmenerhebungen das Geheul unseres treuen Hausthieres wiederzugeben schienen, so erschreckte mich das nicht, denn nach einem gelehrten Naturforscher ist der Kinnladenbau der afrikanischen Volksrace dem des Hundes sehr viel ähnlich. Wenn sie herumtanzten und in die Höhe sprangen, daß bei ihrem Niederhopsen der Erdboden unter den Fußgestellen der farbigen Menge beinahe stäubte, wenn sie sich herumschwenkten, einander hin und herzerrten und doch dabei keinen dabei stehenden weißen Menschen abschlachteten und aufzehrten, so dachte ich an die wunderlichen Kriegstänze, welche zu Zeiten die wilden Indianer ihren aus Europa gekommenen Tyrannen für eine Flasche „Feuer-Wasser" (oder Branntwein) vorspielen. Kurz, alles war bei den Neger-Metbodisten ungekünstelt, und als Volksglieder in ihrem alten thierischen Naturzustande betrachtet, stand ihnen der Nachtspuk recht wohl an. Sie hatten kein anderes Zelt über ihrem Betplatze, als das der Wald mit den mächtigen, stark belaubten Aesten an seinen riesenhohen Bäumen über sie wölbte, keine andere Beleuchtung, als die eben durch die Baumzweige von den Sternen und dem Monde hereindringen konnte. Bloß des Contrastes wegen schien ein kohlschwarzer Neger mit alten verrosteten Augengläsern auf der Stumpfnase seines erzhäßlichen Gefrießes eine Unschlittkerze in der Hand zu halten, um damit die „Durchbrüchigen" von außen zu erhellen, wenn sie „von innen erleuchtet" wurden.

„Die Neger-Männer, worunter Du aber auch andere allerlei Farbige verstehen mußt, die aus irgend einer Nationenvermischung mit den ursprünglichen Afrikanern ihr Daseyn erhielten, diese Männer hatten meistens den obern Theil des Kopfes mit einem Sacktuche verbunden, wahrscheinlich, damit die geflügelten Nachtinsecten in ihren krausen Haaren keine Schlupfwinkel aufsuchen könnten; die Weiber hatten weiße Strohhüte auf, unter denen die dunkeln Gesichter mit den herausgerollten weißen Augenäpfeln desto greller hervorglotzten. Shakspeare hätte für seinen Hexenauftritt in Macbeth keine passenderen Urbilder finden können! Unbekümmert, wem sie ähnlich sahen, tanzten die Farbigen wacker darauf los, sangen und schrien ihre Gurgelmelodien im lustigen Zweivierteltacte, wozu sie das Tempo mit aller Kraftanstrengung in die schwarzen Hände klatschten, trösteten die auf der „Armensünderbank" liegenden Brüder und Schwestern mit satanischem Geplärr, hatten ihre schwarzen und weißen Redner, und geriethen, wie mir dünkte, mit leichterer Mühe zu jener körperlich fühlbaren „Begnadigung," welche die Methodisten in ihrer Sectensprache den Durchbruch nennen, als selbst die weißen Brüder, von denen die Irrlehre ausging.

Doch fehlte es auch hier am Gräßlichen nicht. Eine Farbige, die nicht schwarz genug war, um gleich an die verstoßenen Engel zu erinnern, war in ihren „religiösen" Raptus gekommen, hatte ihren Hut abgeworfen, sich in die Mitte des Hexenhaufens und der schwarzen Teufels-Bilder gedrängt — spreitete ihre Arme weit aus, und brüllte und winselte furchtbar peinlich. Dabei schien auf ihr ohnehin schreckenhaftes Gesicht der gebrochene Mondschein, welcher mit dem matten Schimmer des früher erwähnten Kerzenlichtes ihr das Ansehen einer Furie gab, wie die grauenvollste Phantasie noch nie eine ersonnen.

Aber ächt malerisch und die schönste Nachtscene war eine

*) Augsburg in der Schmid'schen Buchhandlung.

Gruppe schwarzer Neger-Knaben. Sie hatten sich in der Nähe ihrer springenden Anverwandten ein romantisches Waldplätzchen aufgesucht, und ein hohes Feuer angeschürt, um welches sie im stillen Betrachten über das religiöse Verrücktseyn ihrer Väter und Mütter gemächlich sich gelagert hatten. Denke dir nun die jungen Kerlchen mit weißen, zerfetzten Strohhüten und sonstigen ächten Zigeuner-Kleidern, wie sie ihre schwarzen nackten Beine zum Feuer hinhalten, wie die Flammengluth ihre schwarzen Natur-Larven in schillerndem Lichte hervorhebt, wie sie ihre weißen Elfenbein-Zähne höhnisch fletschen, mit ihren großen Augen wie mit rollenden Kugeln in die Flamme stieren, denke dir dazu im Hintergrunde dieser Jungen die schneeweißen Zelte, die wie Geistermantel erscheinen, in denen die alten, ehemals auf diesem Erdenfleck lebenden Rothhäute der wilden Nachtjagd der cultivirten Nationen zusehen, und wie in einiger Entfernung die religiöse Cannibalen-Gallopade durchgemacht wird — ja, das hättest Du mit ansehen sollen.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

(Fortsetzung.)

Von nun an trat der Strom über seine Ufer, und war um so gefährlicher, als fortwährend eine kalt berechnete Klugheit die Bewegungen der Wahabiten leitete. Der auf sechs Jahre abgeschlossene Waffenstillstand war von keiner langen Dauer, und die Türken scheinen durch irgend eine Verrätherei die Schuld des Bruchs zu tragen, wenigstens legen sie solche nicht auf die Wahabis, sondern auf den Scheich der Montefik-Araber. Wie dem nun auch seyn mag, die Wahabiten erneuerten die Feindseligkeiten, plünderten eine persische Karawane, suchten die Umgegend von Bassora aufs neue heim, und erstürmten im J. 1801 den berühmten Wallfahrtsort der Schiiten, Imam Hussein, jetzt gewöhnlich unter dem Namen Kerbela bekannt, was aber eigentlich der Name des Districtes ist. Alle waffenfähige Mannschaft, wie andere sagen, das ganze männliche Geschlecht bis auf die ungebornen Kinder hinaus ward ermordet und eine unermeßliche Beute hinweggeschleppt. Dieß Ereigniß machte einen furchtbaren Eindruck in der ganzen mohammedanischen Welt, namentlich aber unter den Schiiten, denn mit raffinirter Verhöhnung der Gebräuche dieser letztern ward der Sturm gerade an dem Tage (10 April 1801) unternommen, wo die Wallfahrt nach dem Grabe Alis angestellt wird, und die Stadt beinahe verlassen war. Feth Ali Schah beklagte sich bitter bei der Pforte,*) welche gern den alten Pascha Soliman geopfert hätte, um sich für ihre Sorglosigkeit zu entschuldigen, wenn nicht die Macht gefehlt hätte, denn wenn nicht Persien durch die ihm befreundeten Araberstämme thätig dazu mitwirkte, so war eine Absetzung Solimans fast unausführbar. Um so dringender ergingen die Mahnungen von beiden Seiten an den alten Pascha, sich aufs neue zu rüsten, und bald war eine zweite Expedition auf dem Wege, die aber mit Ausnahme einiger wenigen türkischen Reiter nur aus Arabern bestand. Der Anführer war der Scheich der Montefik-Araber, der gerade auf Derajeh losmarschirte, aber als er nur noch fünf oder sechs Tagmärsche davon entfernt war, von einem Sklaven in seinem Zelt ermordet wurde. Brydges, der dieß erzählt, gibt Suud die Schuld, *) welcher alsbald erschienen sey und die durch den Tod ihres Anführers bestürzten Truppen zerstreut habe.

Die blutige Erstürmung von Kerbela hatte den Orient mit Schrecken erfüllt, und Abdulaziz beschloß diesen Schrecken durch die Einnahme von Mekka zu steigern, zu der er sich um so mehr veranlaßt sah, als Ghalib während des Zugs gegen Kerbela einen Einfall in das Nedschd gemacht hatte. Die Herrschaft über die heiligen Städte gibt erst dem Sultan das Anrecht auf die geistliche Herrschaft über seine Völker, eine Eroberung derselben mußte also das Ansehen des Sultans tief erschüttern, und die Wahabiten eben so sehr in den Augen der Gläubigen erhöhen. Das Vorrücken Ghalibs gab deßhalb eine willkommene Veranlassung, und der Zug war um so leichter auszuführen, als Abdulaziz bereits die Bergstämme an den Gränzen von Jemen, namentlich Assir, dem Glauben der Wahabis unterworfen hatte. Dazu war vermuthlich Mekrami, der Häuptling von Nedscheran, behülflich gewesen, der von Süden her in Assir eindringen konnte, während Abdulaziz sie von Norden her bedrängte. Der Scheich von Assir, Abu Nocta, unterwarf sich, und wurde Moslem und Wahabi, vermuthlich weil diese Verbindung ihm die Kriegszüge tiefer in Jemen hinein wesentlich erleichterte. Ein zweiter Umstand, welcher die Unternehmung gegen Ghalib begünstigte, war der Zwiespalt in seiner Familie, denn nicht nur war Ghalib mit seinem Schwager Othman el Medhayfe zerfallen, sondern sein älterer Bruder Abdelmayn, der von Rechtswegen das Scherifat von Mekka hätte erhalten sollen und von Ghalib, dem jüngern Bruder verdrängt worden war, hatte sich auch an Abdulaziz gewendet, und um Einsetzung in das Scherifamt gebeten. Zwei Wege standen Abdulaziz offen, entweder über den District Kassim, in dessen Umkreis Ghalib vorgedrungen war, und über Medina, oder längs den Imarieh-Bergen gerade auf Mekka zu. Auf dem erstern Wege scheint nur eine Abtheilung gezogen zu seyn, die Hauptmacht aber ging gerade auf Taif los, nahm diese Stadt mit Sturm, metzelte die männlichen Einwohner nieder, zerstörte alle heiligen Gräber, deren Schätze geplündert wurden, und Othman zog weiter gegen das rothe Meer hin, um den Hafenort Gonfude zu nehmen.

Der Fall von Taif, aus welcher Stadt die arme Umgegend von Mekka einen großen Theil ihrer Lebensmittel zieht, füllte die Mekkaner mit Bestürzung, und Ghalib, der eine offene Stadt wie Mekka nicht zu vertheidigen hoffen konnte, zog Suud entgegen, und lieferte ihm eine Schlacht, die aber bei der großen Ungleichheit der Streitkräfte nicht anders als un-

*) Feth Ali drohte, wenn sie nicht die Wahabis vernichte, so würde eine persische Armee dieß ausführen.

*) Die Histoire des Wahabis weiß nichts von dieser Expedition, von welcher freilich Brydges wegen seines Aufenthalts in Bagdad besser unterrichtet seyn konnte.

glücklich ausfallen konnte. Mekka ergab sich nun ohne Widerstand und wurde äußerst milde und schonend behandelt, obgleich die Gräber der Heiligen, über achtzig an der Zahl, welche einen Hauptschmuck Mekka's ausmachten, rein ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht wurden. Nicht minder rigoros wie gegen diese „gotteslästerliche Verehrung von Menschen," verfuhr Suud gegen Pfeifen, Tabak und gebrannte Wasser, deren Gebrauch er aufs strengste untersagte, während zugleich die Einwohner allen kostbaren Gewändern entsagen und die Vorschriften des Korans hinsichtlich der Gebete und Waschungen unter Androhung harter Strafen streng befolgen mußten. Indeß vergaß Suud seine Interessen nicht; abgesehen von dem reichen Raub suchte er sich sein Besitzthum zu sichern, ließ den Kadi von Mekka, der erklärt hatte, daß er die Grundsätze der Wahabis nicht annehmen könne, nebst 20 Scheichs enthaupten, setzte den Bruder Ghalibs, Abdulmayn als Scherif ein, schaffte das Gebet für den Sultan in der großen Moschee ab, und meldete selbst diesem letztern in einem höchst originellen Schreiben vom 10 Moharrem 1218 (3 Mai 1803) die sechs Tage zuvor geschehene Besetzung von Mekka.

Auffallend muß es erscheinen, daß Abdulaziz oder vielmehr sein Sohn Suud, der seit geraumer Zeit alle Kriegsbewegungen leitete, sich noch nicht offen gegen die Pforte zu erklären wagte, so sehr er auch bereits den geistlichen Charakter des Sultans angegriffen hatte. Abdallah, Pascha von Damaskus, hatte sich, als er die Einnahme von Taif erfuhr, bereits mit der Pilgerkarawane auf den Weg gemacht, und diese Nachricht sogleich nach Konstantinopel befördert, aber inzwischen den Weg fortgesetzt; eine Abtheilung Wahabiten forderte ihm das Vierfache des gewöhnlichen Tributs ab, er verweigerte die Zahlung und schlug, als die Wahabiten ihn angriffen, sie mit Verlust zurück. Abdallah, der wohl wußte, daß er der großen Macht Suuds nicht widerstehen könne, schrieb an diesen und forderte ihn zur Erklärung auf, ob die Pilger sich ohne Furcht nach Mekka begeben könnten oder nicht. Suud tadelte den Angriff der Seinigen und gewährte der Pilgerkarawane drei Tage zu ihrem Aufenthalt zu Mekka. Ghalib, der bereits geschlagen war, begab sich zu Abdallah, damit dieser zwischen ihm und Suud vermittle, aber letzterer wies diese Vermittelung mit Härte zurück. Abdallah drang nicht weiter in ihn, er betrat Mekka als Pilger, verließ es nach drei Tagen wieder, und Ghalib benützte die Gelegenheit, um mit ihm zu entkommen. Dieß geschah noch im J. 1802, denn Ende Decembers dieses Jahres war Ghalib schon in Dschidda, wo er sich zur Vertheidigung rüstete. Es ist nicht recht klar, weßhalb Suud zwischen dem Abzug Abdallahs und Ghalibs aus Mekka über 4 Monate verstreichen ließ, ehe er die Stadt besetzte, jedenfalls wurde ihm diese Zögerung verderblich, denn Ghalib und Scherif, Pascha von Dschidda, vertheidigten sich an diesem Ort entschlossen gegen Suuds Truppen, welchen es an Kenntnissen und an Material zur Belagerung einer Stadt wie Dschidda fehlte, und zu allem Unstern richtete auch noch die Pest große Verheerungen unter ihnen an. Er mußte unverrichteter Dinge von Dschidda abziehen. Ghalib aber, sobald er sich für den Augenblick sicher sah, eilte über Aegypten nach Konstantinopel, um die Pforte in einer Sache, die sie so nahe anging, um Hülfe zu bitten. Man war freigebig an Versprechungen, aber Ghalib erkannte an Ort und Stelle schnell die unheilbare Schwäche, an welcher die Pforte litt, und kehrte wieder nach Arabien zurück, um hier je nach Umständen zu handeln.

Suud hatte, ehe er gegen Dschidda zog, einen Theil seiner Truppen gegen Medina geschickt, aber sie waren von den Mediniten mit Verlust zurückgeschlagen worden. Als Suud mit seinen, durch die Pest gelichteten und von Dschidda zurückgeschlagenen Truppen herbeikam, theilte er nur dieser Abtheilung auch die Pest mit, und gerieth dadurch in immer größere Verlegenheit. Einige mächtige Stämme in der Nähe, die vor kurzem erst nur durch Waffengewalt mit den Wahabiten vereinigt worden waren, die Beni Harb und Beni Dschein, erhoben sich jetzt gegen Suud, zogen die andern Stämme zwischen Dschidda und Medina nach, und Suud hielt es für das Gerathenste, mit dem Rest seiner Truppen abzuziehen. So mißlang ein Zug, dessen erste Erfolge bis nach Syrien hinein Schrecken verbreitet hatten; die Freude dauerte aber nicht lange, denn im Grunde zog Suud nur ab, um sich neu zu recrutiren.

Aber ihn erwartete ein anderer Schlag: kaum zu Hause angelangt, ward Abdulaziz von einem seiner Diener ermordet. Dieser Mensch war ein kurdischer Derwisch, dessen drei Söhne bei der Erstürmung von Kerbela umgekommen waren; entschlossen, sich zu rächen, hatte er sich bei Abdulaziz in Dienst begeben und sein Vertrauen erworben. Eines Tages, als er ihn nach der Moschee begleitete, benutzte er den Augenblick, wo Abdulaziz niederkniete, und hieb ihn mit seinem Handschar nieder (am 27 Redscheb 1218, oder 12 Nov. 1803). Der Mörder ward zum Feuertode verurtheilt, aber die eifrigen Moslems erzählen, daß ihn das Feuer verschont habe und daß Suud ihm den Kopf habe abschlagen lassen müssen. So fiel Abdulaziz, der zuerst offen die Macht des Großherrn in Asien angriff und erschütterte. Ohne ihn wäre wahrscheinlich Mehemed Ali nie geworden, was er wurde, denn nur die Nothwendigkeit, die durch ihn festgegründete Macht der Wahabiten zu brechen, verschafften Mehemed Ali die unmäßigen Mittel, welche die Pforte in seine Hand legte und die er später zu seiner eigenen Größe und gegen die Pforte verwandte. Abdulaziz, von Jugend auf an Anstrengungen und Enthaltsamkeit gewöhnt, gab stets den Wahabis das freiwillige Beispiel der Entbehrung. Um den Eifer seiner Truppen zu vermehren, schaffte er den bisherigen Gebrauch ab, demgemäß die sämmtliche dem Feind abgenommene Beute dem Fürsten gehörte, und behielt nur den fünften Theil für sich; die übrigen vier Fünftheile wurden unter den Truppen ausgetheilt.

Ein anderer Schritt, den er that, trug nicht weniger bei, den Wahabismus auszubreiten; vorher war unter den arabischen Scheichs die Ansicht verbreitet, daß die Anhänger Abdul Wahabs ihrem Eigenthum entsagen müßten. Abdulaziz aber versprach allen denjenigen, welche freiwillig sich für Abdul Wa-

habs Lehre erklären würden, den Besitz ihrer Gewalt und ihrer Reichthümer zu bewahren. Er hielt heilig Wort, und seitdem gab es unter den Wahabiten zweierlei Classen, freiwillige Anhänger und solche, die durch Waffengewalt bekehrt waren, Diese, ihrer Güter beraubt, lockten durch ihr warnendes Beispiel am meisten zur Bekehrung. Ueberdieß hielt Abdulaziz, wie er gegen sich selbst streng war, so auch seine Untergebenen in strenger Disciplin, daher die Bestimmtheit und Leichtigkeit in allen seinen Bewegungen: vor einem Zuge bezeichnete er die Stämme, welche ihn begleiten sollten durch folgende Schreiben: „Abdulaziz an ... Scheich des Stammes ... seinen Gruß. So und so viel Leute deines Stammes werden sich an dem und dem Tage, an dem und dem Ort versammeln." Diese Befehle wurden eben so genau ausgeführt als gegeben, denn Abdulaziz flößte eben so viel Achtung durch seine Mäßigkeit, seine Redlichkeit und Frömmigkeit ein, als Schrecken durch seine unbeugsame Strenge. Er war ein aufrichtiger Anhänger seines Glaubens, und benützte die Schätze, die er dem Feinde abnahm, zur Ausbreitung desselben, aber nie zur eigenen Bereicherung. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich schnell im ganzen ottomanischen Reiche, und die Moslems schmeichelten sich, daß mit ihm die Macht der Wahabiten fallen werde. Die Freude war zu frühzeitig, und wenn auch schon an der Wurzel der Wurm nagte, so hatte die Wahabitenmacht doch ihre größte Blüthe noch nicht entfaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

(Nach J. P. Hamilton)

Espinal. — La Purificacion.

Als Tocayman hinter uns lag, sahen wir uns bald mitten in eine große heiße Savanne versetzt. Von den Kämpfen der Columbier für ihre Unabhängigkeit wußte unser redseliger Führer, der selbst mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, viel zu erzählen. Als wir uns dem Magdalenenflusse näherten, sahen wir eine große Menge von wilden Truthähnen, Pfauen und Papagaien. Unter den Vögeln, die wir hier sahen, waren viele mir ganz unbekannte mit herrlichem Gefieder; besonders zeichnete sich einer von der Größe einer Lerche durch seine Schönheit aus; er war auf der Brust pechschwarz, Kopf, Rücken und Schweif waren scharlachroth.

Wir hielten an einer sehr netten aus starkem Bambusrohr gemachten Hütte, die man an den Seiten geöffnet hatte, um der Luft freien Durchzug zu verstatten; das Dach war mit trockenen Pisangblättern gedeckt und die kleine Küche von dem zur Wohnung bestimmten Theile getrennt. Wir verweilten hier einige Stunden, um die heiße Tageszeit vorübergehen zu lassen. Im Innern der Hütte hing eine sehr künstlich aus schlankem biegsamem Bambusrohre verfertigte Wiege, in der ein Kind schlief; sie hatte die Gestalt eines Luftballonkahns, war an beiden Enden mit vier gleich weit von einander stehenden dünnen Stricken, die oben in einen Knoten zusammengeschlungen waren, an einen Dachbalken befestigt und konnte durch den geringsten Anstoß in Bewegung gesetzt werden. Das Kind, welches mit einem blau und weiß gestreiften Tuch, zum Schutz gegen die Moskitos, bedeckt war, lag darin sehr bequem.

Die Bewohner der Provinz klagten alle über die ungewöhnliche Hitze dieses Jahres; der September gehört in den niedriger liegenden Ebenen von Neugranada stets zu den heißesten Monaten. Cacao, Mais und Pisang hatten durch die große Hitze sehr gelitten; auch war in den Monaten Februar, März und April der Regen nicht in hinlänglicher Menge gefallen. Ich sah hier zum erstenmal eine Art von großen Muscheln, die im Binnenlande gefunden und von Conchyliologen sehr theuer bezahlt werden. Nicht weit vom Wege standen zwergartige Büsche, welche scharlachrothe Blüthen hatten.

Gegen sieben Uhr des Abends gelangten wir bei der Paso de Flandres (flandrischen Fähre) an die Ufer des Magdalenenflusses; das daselbst befindliche Gasthaus war mit Maulthiertreibern aus Neyva, der Hauptstadt der Provinz, angefüllt, die mit Cacaoladungen nach La Mesa zogen. Den andern Tag stiegen wir, da uns das langwierige Geschäft bevorstand, mit unsern Maulthieren und unserer Bagage über den Fluß zu setzen, schon um vier Uhr des Morgens auf. Wir brauchten zu dieser Ueberfahrt wegen der Langsamkeit der Maulthiertreiber, denen es auf eine Stunde mehr oder weniger nicht ankommt und die auch gegen die dringendsten Ermahnungen zu eilen, taub zu seyn scheinen, fast drei Stunden. Ich empfehle allen Ungeduldigen, die Geduld lernen wollen, sechs Monate in Columbia zu reisen; wiewohl der Versuch auch übel ablaufen könnte, da in einem tropischen Klima zur Erhaltung der Gesundheit nichts nothwendiger ist als ein ruhiges Temperament. Die Maulthiere schwammen, je vier oder fünf auf einmal, hinter einem Canoe durch das Wasser; jedes hatte einen Lasso um den Hals, der an dem Schwanze des nächst vor ihm befindlichen befestigt war. Die klugen Thiere suchten den Genuß des Schwimmens so viel als möglich zu verlängern. Der Lärm, welchen die Cacarachas, Aras, Papagaien aller Art um die Fähre machten, betäubte fast die Ohren, denn alle diese Vögel sind mit Tagesanbruch am lautesten. Da hier niemand ist, der sie jagt, waren sie so zahm, daß Cade einige fast erlegt hätte. Der Bogota ergießt sich eine Meile unterhalb der Paso de Flandres in den Magdalenenfluß. Honda ist zwei Tagereisen weit entfernt und der Strom war daselbst durch die periodischen Regengüsse sehr angeschwellt werden.

Nachdem Maulthiere und Gepäck in vier Stunden endlich am jenseitigen Ufer angelangt waren, reisten wir um acht Uhr weiter und frühstückten um zehn Uhr in einer kleinen Hütte von Bambusrohr. Hierauf befestigten wir unsere Hängematten an schattigen Bäumen und ruhten bis um drei Uhr. Die Maulthiere mit der Bagage schickten wir indessen nach dem Dorfe Espinal voraus. Unser weiterer Weg ging fast in südlicher Richtung durch eine ungeheure Ebene und ein angenehmes Lüftchen, welches die Hitze etwas milderte, kam uns dabei zu statten. Nicht weit vom Wege sahen wir mehrere Rebhühner laufen, die so kirre waren, daß wir Mühe hatten sie zum Aufsteigen zu bringen, wenn wir ihnen nachritten. Unserem Führer war immer daran gelegen, vor einbrechender Dunkelheit das Quartier zu erreichen, denn in diesen einsamen Ebenen, durch welche nur ein Maulthierpfad führt, ist es sehr schwer den Weg zu finden, und da oft mehrere einander durchkreuzen, so würde jeder, der nicht genau mit der Gegend bekannt ist, häufig wegen der Wahl des richtigen in Verlegenheit gerathen. In diesen Ebenen sahen wir große Heerden von Rindvieh weiden, die gut und wohlgenährt aussahen, obgleich das Gras durch die Hitze fast verbrannt war.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1845.

Die Magyaren in der Moldau. *)

Die Auswanderungen der Szekler nach der Moldau, welche schon im Mittelalter anfingen, haben nie aufgehört. Unter Matthias Corvin und Wladislas VII. zogen Tausende von Colonisten nach diesem Lande. Stephan Dobó gestattete 1555 den Szeklern von neuem das Auswandern, das ihnen verboten worden war: denn sehr häufig verließen sie nach ihren Empörungen, um der Strafe zu entgehen, den heimischen Herd. Als im vorigen Jahrhunderte die österreichische Regierung die Gränzregimenter organisirte, verließen eine Menge Ungarn Siebenbürgen und zogen zu ihren Brüdern in der Moldau. Die letzte Auswanderung von einiger Bedeutung fand 1817 statt und wurde durch eine Hungersnoth veranlaßt. Die Auswanderer bleiben nicht immer in der Moldau. Manche von ihnen sind noch weiter vorgedrungen. Unter denen, welche Matthias Corvin nach dem Nachbarlande schickte, kamen einige bis nach Bessarabien, wo ihre Enkel noch vorhanden sind. Pater Zöld, der sie 1767 besuchte, erzählt, daß sie ihn „wie einen Engel des Himmels" empfangen hatten, da sie seit siebenzehn Jahren keinen katholischen Priester gesehen. Während der zwölf Tage, die er unter ihnen zubrachte, taufte er 2512 Menschen von jedem Alter, und eine noch viel größere Anzahl beichtete bei ihm. Er fügt hinzu: „Mehr als 2000 Menschen begleiteten mich weinend, als ich abreiste, und baten mich im Namen des Heilandes, ihnen einen Priester zu schicken."

Der Pater Gekö hat die Moldau vor wenigen Jahren bereist, und ein Buch über die ungarischen Colonisten geschrieben. „Die Ungarn, sagt er, sind über das ganze Land verbreitet: man findet sie in jedem Dorfe, denn sie sind Handwerker. Sie unterscheiden sich von den Moldauern durch ihre Thätigkeit und kleiden sich in von ihren Frauen gewebte Leinwand. Sie essen gut und bedienen sich der Stühle, während die übrigen Landesbewohner im Staube essen und schlafen. Alle Moldauer sind gastlich, aber die Ungarn und hauptsächlich die Szeklercolonisten sind es vor allen andern. Den Reisenden rufen sie mit den Worten herbei: Komm, mein Seelchen, laß dir zu essen geben; dann bedanken sie sich für seinen Besuch. Sie zeigen viel Gemeingeist unter sich. Wird ein Ungar wegen eines Verbrechens ins Gefängniß gesetzt, so leisten sie Bürgschaft und bestrafen ihn selbst. Sie theilen die Steuern unter sich und helfen sich auf alle Weise.

„Die Zahl der Ungarn in der Moldau vermindert sich allmählich: sie verschwinden unter der übrigen Bevölkerung. Sie besitzen nur wenige Schulen und keine andern Priester, als die italienischen Geistlichen, welche der Papst schickt. Diese geben sich nicht die Mühe, die ungarische Sprache zu erlernen, so daß sie weder predigen, noch das Volk unterrichten können, und sich auf das Messelesen beschränken. Sie fordern das Doppelte von dem, was ihnen für Taufen und Trauungen zukommt, und lassen die Sterbenden oft zehn Meilen weit auf schlechten Karren herbeischaffen, um ihnen die letzte Oelung zu geben. Die walachischen Popen benutzen dieß. Sie besuchen die von der Pfarrkirche entlegenen Dörfer, wohin die Missionäre nur selten kommen. Sie drängen die Bauern, ihre Religion zu ändern, und erreichen nur zu oft ihren Zweck, vorzüglich wenn der Gutsherr sich als Pathe anbietet. Mit der griechischen Religion nehmen sie zugleich die walachische Sprache an und verlieren allmählich ihre Nationalität."

*) Nach Gerando's Siebenbürgen. Leipzig bei Lorck.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

(Fortsetzung.)

Der Wurm, welcher an der Macht der Wahabiten nagte, war zweierlei Art: Unfrieden in der Familie und Veränderung der Lebensweise Suuds. Abdulaziz hatte zwei Frauen gehabt, und Suud, der erste Sohn der zweiten, überhäufte die Söhne erster Ehe fortwährend mit Ehren und Aemtern, während er seine leiblichen Brüder stets von allen Geschäften fern hielt. Daraus entsprangen Zwiste, welche Suuds Oheim Abdallah, der übrigens mit dem Oberbefehl in Derajeh betraut war, genährt haben soll. Schlimmer noch war der Wechsel in Suuds Lebensweise. Die Lehren Abdul Wahabs beruhten auf großer Sittenstrenge, die bei dem gewohnten harten Leben der

Araber nichts außerordentliches war; Abdul Wahab selbst, Mohammed Ibn Suud und Abdulaziz hatten das Vertrauen der gemeinen Araber im höchsten Grad errungen, weil sie die Entbehrungen mit dem Geringsten theilten, aber Suud fing an in seinem Palast zu Derajeh orientalischen Luxus zu entfalten; statt seiner Brüder genoß ein Fremdling, dem zum Wesir nichts als der Name fehlte, sein unumschränktes Vertrauen, und diejenigen seiner Verwandten, welche noch der alten Einfachheit treu blieben, hatten durch sein gewaltthätiges, hochfahrendes Benehmen zu leiden. Das legte den Keim zu spätern Zerwürfnissen, hatte jedoch für den Augenblick keine Folge, und die Macht der Wahabis war vorerst noch im Steigen.

Das erste, was Suud nach dem Tode seines Vaters that, war die Aussendung einer Schaar, um den Mord desselben zu rächen. Aber diese streifenden Horden konnten nichts als plündern, und Suud strebte nach solidem Vortheile. Schon sein Vater hatte gleich nach der Eroberung der Provinz El Ahsa Schiffe gebaut und den persischen Golf mit zahllosen, kleinen Raubschiffen bedeckt; die sonst ziemlich friedlichen Seeleute an der Küste wurden durch die Wahabis zu Seeräubern, und Sicherheit war nur noch für größere Kriegsschiffe auf dem Golf zu finden. Nun gingen die Plane weiter, und Bassora so wie Maskat waren das Ziel seiner Wünsche: Bassora widerstand, aber Maskat erklärte sich bald für ihn durch einen unerwarteten Glücksfall. Der Imam, bald im Krieg, bald im Frieden mit den Wahabis zog zu Lande sichtlich den Kürzern; da drang das Gerücht zu seinen Ohren, daß der Pascha von Bagdad eine mächtige Expedition gegen Derajeh rüste, und der Imam, welcher erkannte, daß eine Zusammenwirkung mit dem Pascha von Bagdad vielleicht der ganzen Macht Suuds mit Einem Streiche ein Ende machen könne, begab sich selbst mit 15 Kriegsschiffen nach Bassora, um sich über den Umfang der Kriegsrüstungen des Pascha Gewißheit zu verschaffen. Leider fand er diese nicht nach Wunsch, er konnte nicht einmal den elenden Pascha — es war der ehemalige Kiaja Ali, derselbe der den ersten Zug gegen Derajeh durch seine Unfähigkeit verdorben hatte — zu einer bestimmten Erklärung bringen, ob und wann er den Zug unternehmen wolle. Da entfernte er sich wieder, bestieg in geringer Entfernung von der Küste ein leichtes Fahrzeug, um schnell nach Maskat zu entkommen, wenn allenfalls die Wahabis auf seine Flotte Jagd machen sollten, aber gerade diese Vorsicht führte ihn ins Verderben; das Fahrzeug welches er bestiegen hatte, wurde von den Dschowasmi-Arabern angegriffen und genommen, wobei Imam Seied selbst umkam. Sobald die Nachricht hievon nach Maskat kam, erklärte sich Seieds Bruder für die Wahabiten und ließ seinen Sohn statt des Neffen unter dem Schutz der Wahabiten als Imam ausrufen. Ali Pascha machte kurz darauf seinen öfters pomphaft angekündigten Zug, zersplitterte aber seine Kräfte und richtete wie früher nicht das Mindeste aus.

So konnte also jetzt Suud mit größerer Zuversicht als je seine Waffen gegen Westen wenden, wo inzwischen allerlei merkwürdiges vorgegangen war. Die wahabitische Besetzung in Mekka hatte im J. 1803 die Pilgerkarawane sehr hart behandelt, und von jedem Pilger acht Piaster erhoben. Suud vermehrte noch das Schimpfliche des Tributs, indem er die Osmanlis das Doppelte dessen, was ein Araber entrichtete, zahlen ließ. Inzwischen gebot nicht mehr Abdulmayn in der Stadt, sondern Ghalib war aus Dschidda zurückgekehrt, hatte aus der Noth eine Tugend gemacht und sich so ziemlich den Wahabis angeschlossen, worauf mehrere Beduinenstämme unter seine Leitung gestellt wurden, er aber den Wahabis zollfreien Zutritt in Dschidda gestattete. Suud mochte erwogen haben, daß dieser Theil von Hedschas ohne Aegypten nicht wohl bestehen kann, und darum war ihm Ghalibs Uebertritt, den er wohl zu würdigen wußte, nicht unangenehm. So lange er im übrigen Arabien gebot, konnte Ghalib nicht gefährlich werden, um so weniger, als gegen Ende des Jahres 1804 auch Medina durch Absperrung aller dahinführenden Straßen der Wüste zur Uebergabe gezwungen wurde. Von nun an wurden die Pilgerkarawanen schärfer behandelt, schon die des Jahres 1804 litt nicht unbedeutend, aber die des Jahres 1805 wurde fürchterlich ausgepreßt, und Suud ließ am Ende der Pilgerfahrt dem Emir Hadschi *) melden, daß er künftig die Karawanen nicht mehr unter dem Geleit des Großherrn ziehen lassen, sondern selbst eine Truppenabtheilung nach Mezerib — die vierte Station von Damascus aus — senden werde. Die Pforte nahm schweigend diese Schmach auf, welche sie, wie die dringenden Aufforderungen an Mehemed Ali zu einem Zuge gegen die Wahabiten zur Genüge beweisen, tief fühlte,**) denn die Pilgerkarawanen, an welche sich ein eben so großes Handels- als religiöses Interesse knüpfte, mußte eingestellt werden, wenn Suud den Schutz der Karawanen durchaus für sich in Anspruch nahm, was der Großherr nicht bewilligen konnte, ohne ihn als das Haupt der Gläubigen anzuerkennen.

Die jährliche Pilgerfahrt ließ sich nicht umgehen, also mußte Rath geschafft werden, um die Karawane abgehen zu lassen. Man sammelte ein Heer bei Damascus, und Jussuf Pascha, der alte Großwesir, sollte es befehligen, die Pilger nach Mekka geleiten und dann Suud in Derajeh angreifen, wenn er dieß für möglich erachte. Damals war Dschidda, das Suud im J. 1803 vergebens angegriffen hatte, noch im Besitz der Pforte. Diese Stadt, am Ufer des rothen Meeres, führt nach Aegypten arabischen Kaffee aus und erhält dafür Getreide; dadurch ist sie im Stande, die Karawanen beim Austritt aus der Wüste mit Lebensmitteln zu versorgen. Durch ihre starke Bevölkerung konnte sie Truppen liefern, die sich ohne Mühe im Mittelpunkte des Kriegsschauplatzes verwenden ließen. Da sie mit Mauern umgeben ist, so gilt sie für einen festen Platz und bot also Jussuf Pascha im Fall eines Unglücks einen Rückzugsort dar. Die Pforte hatte deßhalb einen fähigen Mann, Abu Marak Pascha, zum Pascha von Dschidda ernannt, aber dieser hatte keine sonderliche Lust sich dahin zu begeben, hielt sich seit anderthalb Jahren in Jaffa auf, angeblich um Truppen

*) Derselbe Abdallah Pascha, der sie im Jahre 1801 geführt hatte.

**) Die Siege der Wahabiten bildeten auch den Vorwand für die Unruhen, von denen damals Konstantinopel heimgesucht war.

nd Geld zu sammeln, und war nicht vom Platze zu bringen, daß die Pforte einen anderen, Namens Osman schicken ußte, welcher um die Mitte des Jahres 1806 in Damascus ntraf. Die Wahabiten sollten von drei Seiten, von Dschidda, n Damascus und von Bagdad her angegriffen werden. So ar es die Absicht der Pforte, aber alles mißlang. Während sman Pascha sich noch in Damascus aufhielt, traf die Nachcht ein, daß Dschidda in die Hände der Wahabiten gefallen. li Pascha von Bagdad, so gut wie unabhängig von der Pforte, tte Privatstreitigkeiten mit Persien und seine Truppen stann sämmtlich an der persischen Gränze, in Damascus aber tren die dort stets kampffertigen Parteien einander in die aare gerathen, so daß die Hülfsmittel, welche Jussuf Pascha Damascus zu finden hoffte, gleichfalls ausblieben.

Inzwischen rückte die Zeit zum Abgang der Pilgerkarane heran; die Pilger strömten von allen Seiten herbei, und ussuf hatte statt einer Armee nur eine Handvoll Soldaten sich. Dennoch zog er aus begleitet von Abdallah, dem ischa von Damascus, in der Hoffnung daß die Vortheile, sie Suud bieten könnten, alle Hindernisse besiegen müßten; rch die Erfahrung in der Türkei verwöhnt, glaubten sie mit ld alles auszurichten, aber sie sollten bald enttäuscht wer. Schon hatten sie die Hälfte des Wegs von Damascus Medina zurückgelegt, als ein Bote von Suud erschien einem Schreiben, worin er sagte: „er habe sich bestimmt r die Pilgerfahrt nach Mekka ausgesprochen und erkläre, er keine Escorte, keine Musik, keine Zierrathen, welche ein Zeichen von Götzendienerei seyen, mehr dulde; er le der Karawane Zeit zum Rückzug lassen, wenn sie aber ter vorrücke, so werde sie niedergehauen werden." Jussuf Abdallah ließen Suud 500 Beutel bieten, und setzten, der Hoffnung daß ein solcher Antrag gewiß nicht ausgeagen werden würde, ihren Marsch fort. Aber an den oren von Medina fanden sie den bestimmtesten Befehl ihnen Eingang zu versagen; vergebens boten sie 2000 Börsen, ud war unerbittlich. Ueberall von zahlreichen Wahabitenafen umgeben, bei jedem Schritt von mörderischen Anfällen droht, blieb nichts übrig als den Rückzug anzutreten. Diegeschah in größter Unordnung: Jussuf und Abdallah eilten großen Tagemärschen vorwärts, und ihnen folgten die gut bernen Pilger, aber die andern blieben zurück, ohne Lebensttel, ohne Wasser und ohne Bedeckung; die meisten kamen, andere irrten lange in der Wüste umher und kamen erst geraumer Zeit in Damascus wieder an, wo man jeden genblick die Wahabiten vor den Thoren zu sehen fürchtete, wahrscheinlich hätten sie sich in diesem Augenblick fast ganz tiens bemächtigen können.

Von dieser Zeit an bis zum Einmarsch der Truppen Mened Ali's kamen nur wenige Ereignisse vor, die eine bedere Erwähnung verdienten. Die Streifereien der Araber gen bis hinauf in das Land zwischen Euphrat und Tigris, Karawanen, die von Aleppo und Damascus nach Bagdad en, wurden geplündert, und andrerseits streifte Ibn Noeta, Scheich des neubekehrten Stammes Assir, bis nach Jemen hinein und bemächtigte sich der Seestädte Lohela und Hodeida. Allenthalben, namentlich im westlichen Arabien standen zahlreiche Beduinenschaaren, und die Städte, deren Zugänge durch diese gesperrt waren, gehorchten nicht nur unweigerlich, sondern fingen an eifrige Wahabis zu werden. Im April 1807 erließ Suud einen Befehl, welcher sämmtliche Osmanlis ohne Unterschied des Alters und Geschlechts aus Arabien verbannte. Die Unglücklichen zogen karawanenweise nach Syrien und vermehrten dort die Bestürzung. Andrerseits gewann auch auf der Seite nach Bagdad hin der Wahabismus Anhänger in Folge der treulosen und grausamen Herrschaft der Türken. *) Am Westufer des persischen Golfs waren die Dschowasmi-Araber treue Anhänger Suuds und bedeckten den Golf mit ihren Raubschiffen, vor denen selbst die englischen Kriegsschiffe nicht immer sicher waren. Doch sollte den Wahabis gerade von dort her ein Schlag drohen, noch ehe die ägyptischen Truppen den Boden Arabiens betraten, und des Zusammenhangs wegen fügen wir diesen Vorfall in Kürze hier an. Wir haben früher erwähnt, daß nach dem Tode Imam Seieds von Maskat, der auf dem Meere durch räuberische Dschowasmi-Araber fiel, sein Bruder, unterstützt durch den Einfluß der Wahabis, seinen Sohn Bedr zum Imam ernennen ließ. Aber Seieds Söhne lebten noch, und die harten Mittel, wodurch Bedr seine Herrschaft zu behaupten suchte, weckten eine den Wahabiten feindselige Partei, der es bald gelang, Bedr zu verjagen und Seieds Sohn auf den Thron zu setzen. Dieser zahlte zwar noch eine Zeitlang die bisher gewöhnlichen 25,000 Piaster Tribut an Suud, da aber sein Gegner Bedr zu den Dschowasmi geflohen war, so rüstete er eine Expedition gegen diese aus. Das Gebiet von Maskat ist von dem der Dschowasmi durch ein Gebirge getrennt, das endlich in dem Cap Mussendom ausläuft; an dem einzigen Passe, der hinüber führt, liegt das Schloß Ras el Kheima, welches der neue Imam, der nicht besser mit Geschütz versehen war, als andere Araber, umsonst belagerte. Aber die Engländer, erbittert über die Seeräubereien der Dschowasmis, verbanden sich jetzt mit dem Imam, vernichteten am 9 November 1809 120 Schiffe der Dschowasmis, stiegen dann ans Land, und eroberten Ras el Kheima, von wo 1600 Gefangene und eine große Menge Schiffe nach Maskat geführt wurden. Dieß dämpfte den Muth der Dschowasmi-Araber auf geraume Zeit, und war der erste Stoß, den die Wahabitenmacht im Süden erlitt.

Auch gegen Osten, im Paschalik Bagdad, wie überhaupt gegen einigermaßen disciplinirte Truppen und feste Orte richteten sie nichts aus. Im J. 1806 hatte Abdallah, Suuds Sohn, einen vergeblichen Einfall in das Gebiet von Bagdad gemacht, und war allenthalben zurückgeschlagen worden; im J. 1808 war Suud selbst nicht viel glücklicher. Dennoch war selbst hier der Schrecken vor ihm allgemein, denn die meisten der Araber, welche der grasreichen Steppenwüste nicht entbehren konnten, hielten sich aus Furcht vor den Angriffen der Waha-

*) Letuf Beg, das Oberhaupt des größten Theils der um Bagdad wohnenden Araber, trat zum Wahabismus über, weil Ali Pascha seinen Vater erdrosseln ließ.

bis auf ihrer Seite, und keine Karawane war mehr sicher. Am schlimmsten aber stand es für die Pforte auf der Westseite. Hier gab sich der schon erwähnte Jussuf, jetzt Pascha von Damascus, selbst das Ansehen, als sey er dem Wahabismus geneigt, und die hohen Schulen von Damascus und Cairo erklärten, die Lehren der Wahabis seyen dem Koran nicht entgegen. Aber Suud ließ sich durch solche Phantasmagorien nicht täuschen, und verfolgte seine Plane gegen die osmanische Herrschaft mit unwandelbarer Consequenz. Am 30 Dec. 1807 ging die Pilgerkarawane wiederum von Damascus ab: sie war im elendesten Zustande, ohne Waffen, ohne Fahnen, ohne Musik, nur mit einer einzigen Kanone zum Signalgeben versehen; die Zahl der Pilger, sonst gegen 30,000, betrug jetzt kaum 350, und der Tag der Abreise, sonst der größte Festtag für Damascus, war ein Trauertag. Aber auch diese elende, nach dem Gebote des trotzigen Suud alles Schmuckes ledige Karawane wurde nicht durchgelassen und mußte umkehren. Zugleich erfolgten Schreiben Suuds an die Städte Damascus und Aleppo, um sie einzuladen zum Wahabismus überzutreten; jeden Augenblick glaubte man Suuds Schaaren vor den Thoren zu sehen, jetzt aber gab die Verzweiflung ihnen Kraft, und der Hinblick auf Bassora, Zebir und andere Orte im Euphratgebiet, welche den wilden Schaaren widerstanden hatten, stärkte die Hoffnung. Suud wagte nichts weiteres zu unternehmen, denn er fürchtete hier, wie im Paschalik Bagdad zu scheitern, und dadurch seine Herrschaft in Arabien selbst zu gefährden. (Schluß folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

Espinal. — La Purificacion.

(Fortsetzung.)

Auf unserem Wege begegneten wir vielen Eingebornen der Provinzen Mariquita und Neyva zu Fuß und zu Pferde; die Frauen ritten auf dieselbe Weise wie die Männer. In den Mienen und dem ganzen Aeußern dieser Leute lag etwas Einnehmendes und Kräftiges, und ihre Physiognomie hat mit der europäischen mehr Aehnlichkeit als mit der indianischen. Die Gesichtsfarbe war bei den meisten blaß. Sowohl Männern als Frauen stand ihre Kleidung sehr gut; die letztern trugen ein feines baumwollenes Tuch um den Kopf, welches gewöhnlich mit einem Rande von blauen Blumen eingefaßt ist, einen weißen Shawl mit buntem Saume und einen scharlachrothen Rock; Schuhe und Strümpfe sind nicht gewöhnlich. Die Männer tragen Strohhüte, weiße Roanas, weite blaue Beinkleider. Die Frauen blickten uns, zum großen Verdruße meines jungen Secretärs, beim Vorüberreiten selten an, grüßten aber gewöhnlich mit einem: buenos dias, caballeros!

Wir erreichten das Dorf Espinal gerade vor Einbruch der Nacht und fanden, da ich, wie gewöhnlich, einen Boten mit dem Auftrage, uns anzumelden, vorausgeschickt hatte, ein Haus in Bereitschaft, das der Alcalde für uns zum Quartier ausgemacht hatte. Espinal ist ein sehr nettes, hübsches Dorf mit etwa fünfzehnhundert Einwohnern. Der Alcalde, Postmeister und mehrere andere der angesehensten Einwohner führten uns in demselben umher und machten uns auf die vielen neuerbauten Hütten aufmerksam, wobei der erstere äußerte, daß er jetzt, da die Gothen (Spanier) vertrieben seyen, wohl noch zu erleben gedächte, Espinal in eine große Stadt umgewandelt zu sehen. Mit Strohhüten, geräuchertem Fleisch, Talg und Häuten treibt Espinal Handel; diese Waaren werden auf Booten den Magdalenenfluß abwärts geschickt, der nur anderthalb Meilen von dem Dorfe entfernt ist; der Weg dahin geht durch eine schöne Ebene. Die Hauptbeschäftigung der Leute ist die Viehzucht.

In der Frühe verließen wir Espinal. In der mit Hainen und kleinen Wäldern abwechselnden schönen Ebene, durch die wir ritten, ergötzte uns der angenehme Morgengesang der wilden Vögel. Da wir aber eilen mußten, um vor der nassen Jahrszeit, bei deren Eintritt die Wege so schlecht werden, daß man sie nur mit Gefahr und Mühe passiren kann, über die Anden zu kommen, mußten wir auf die Jagd derselben Verzicht leisten. Um zehn Uhr kamen wir in das Dorf Guamo, woselbst wir in dem Pfarrhause einkehrten, weil es das schönste Gebäude im Orte zu seyn schien und man überhaupt darauf rechnen kann, bei dem Priester, wenn er sonst ein gastfreier Mann ist, alle Erzeugnisse des Landes am besten zu bekommen. Wir fanden uns hier in unsern Erwartungen nicht getäuscht; der Pater, ein munterer, geistreicher Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, bewirthete uns mit einem guten Frühstück. Einer unserer Arrieros hatte sich verirrt und traf erst um zwölf Uhr in Guamo ein.

Vor dem Dorfe kamen wir durch den Luisafluß, aus dessen Sande man Goldstaub wäscht; sein Wasser war so hell und kühl, daß ich mich gern darin gebadet hätte, wenn ich nicht so erhitzt gewesen wäre. Zu unserer Rechten hatten wir den ganzen Tag eine herrliche Ansicht von dem Tolima, einem der höchsten Gipfel in der Gebirgskette der Anden; sein Haupt ist mit ewigem Schnee bedeckt. Tigerkatzen halten sich in dieser Gegend in großer Menge auf und richten vielen Schaden an unter Schafen, Ziegen und Geflügel.

Des Priesters Orchata (ein Getränk aus Melonensaft, Zucker und Wasser) schmeckte uns vortrefflich und war sehr kühlend. Während wir bei dem Genusse derselben im besten Gespräch begriffen waren, ertönte plötzlich Sturmgeläute. Wir stürzten, mit dem Priester an der Spitze, sogleich vor die Thüre und sahen eine Hütte in Flammen stehen. Mit großer Anstrengung gelang es uns das Feuer zu löschen und so die erschrockenen Dorfbewohner von ihrer Angst zu befreien. Wäre das Feuer in der Nacht ausgebrochen, so würde wahrscheinlich bei der großen Trockenheit der damaligen Jahrszeit das ganze Dorf ein Raub der Flammen geworden seyn.

Der Pater zeigte mir in seiner Kammer eine menschenähnliche Figur mit einem Affenschädel, die in der Hand eine Sense hielt, welche sich, wenn man an einem Stricke zog, in horizontaler Richtung bewegte. Er sagte mir, daß diese Figur den Tod vorstelle und daß er sich derselben häufig bediene, um den jungen Mädchen im Dorfe das memento mori daran zu erläutern, aber, setzte er mit einer schlauen Miene hinzu, diese leichtsinnigen Geschöpfe haben oft ganz andere Dinge im Kopfe.

Da wir in diesem Dorfe kein Futter für unsere Maulthiere bekommen konnten, schickten wir sie nach dem sechs und eine halbe Legua weit entlegenen Städtchen La Purificacion. Auf den Rath des Pfarrers sandte ich auch einen Boten mit einem Schreiben, welches ich von dem Intendanten zu Bogota erhalten hatte, dahin ab, in welchem alle Ortsvorsteher aufgefordert wurden, mich, sobald ich es verlangte, mit neuen Maulthieren und andern Reisebedürfnissen zu versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1845.

Arabien.

3. Die Zeiten der Wahabiten.

(Schluß.)

Aus dem Obigen erhellt, daß Suud in Arabien allmächtig war, aber nach außen mit seinen rohen, schlecht bewaffneten Schaaren nichts vermochte. Eben so wenig hatte aber von den Türken gegen ihn etwas ausgerichtet werden können, denn in Bassora saß ein ziemlich unabhängiger und ziemlich untüchtiger Pascha, dem keineswegs daran gelegen war, die Kräfte seiner Provinz und seine Ruhe in einem sehr waglichen Kampf zu opfern, und zudem hätte selbst die Eroberung von Derajeh, wenn sie von Bagdad aus geschehen wäre, den Kampf noch nicht entschieden, da es dem Großherrn namentlich um den Besitz der heiligen Städte zu thun seyn mußte. Von Syrien her hatte Suud wegen der Zerrüttung in dieser Provinz nichts zu fürchten, und nur Aegypten war übrig, das zu einer Wiederherstellung des osmanischen Ansehens um so mehr geeignet war, als ein großer Theil von Hedschas seinen Lebensunterhalt aus Aegypten bezog. Wiederholt war die Pforte in Mehemed Ali gedrungen, einen Zug gegen das Hedschas zu unternehmen und die Häfen seines Gebiets gegen dasselbe zu sperren, aber das letztere war den Interessen seines Handels und seines Schatzes allzu sehr entgegen, als daß er es je in Ausübung gebracht hätte, und um das erstere zu unternehmen, mußte er vorher in Aegypten festsitzen. Erst nach der gänzlichen Besiegung der Mameluken machte er sich also an diese Arbeit, die nicht geringe Schwierigkeiten bot, denn es mußte erst zu Suez eine Transportflotte geschaffen werden. An diese hatte er auch, noch vor der Vernichtung der Mameluken, Hand angelegt, aber die Sache ging nicht sehr schnell vor sich, da er meistens nur fremde Arbeiter, Griechen und Franken, gebrauchen konnte: erst im Jahre 1811 waren 28 Fahrzeuge von 100 bis 250 Tonnen fertig; Magazine wurden nun in Suez und Cosseir angelegt und etwa 2000 Mann Fußvolk, meist Arnauten, eingeschifft. Die Reiterei, etwa 800 Mann, zum Theil Beduinen, zog auf der alten Karawanenstraße, deren befestigte Posten längs dem Meere noch im Besitz der Türken waren und jetzt wieder hergestellt und verstärkt wurden.

Mehemed Ali baute wie natürlich mehr auf seine Unterhandlungen als auf seine ziemlich schwache Truppenmacht; Scherif Ghalib hatte ihm alle Unterstützung zugesagt und erklärt, daß er nur aus Noth zu den Wahabiten übergetreten sey; aber augenscheinlich war er darauf bedacht, es mit dem Stärksten zu halten, und sich auf jeden Fall seine Stellung zu sichern. Mehemed Ali, gleich ausgelernt in allen Künsten der Verstellung, wußte die Eröffnungen Ghalibs nach ihrem Werth zu schätzen, und verschaffte sich inzwischen von ihm Aufklärungen über den Stand der Dinge im Hedschas; nach den Angaben Ghalibs waren nicht nur die Einwohner der heiligen Städte, sondern auch die meisten nordwestlichen Araber der Sache der Wahabis im Herzen abgeneigt, und dieß war allerdings den Umständen gemäß, denn durch das Aufhören der reichen Pilgerkarawanen aus Damascus, welchen Weg sämmtliche türkische Großen bei ihren Pilgerfahrten einschlugen, war ihnen ihr bisheriger Geldgewinn größtentheils entgangen. Andrerseits zeigte sich aber, daß der Schrecken vor Suuds Macht sie vorerst als eifrige Wahabiten erscheinen lassen würde, und zweitens, daß der Haß gegen die Türken auch bei ihnen tiefe Wurzeln geschlagen habe. An einen Uebertritt auf türkische Seite war jedenfalls, ehe nicht die Türken einen entscheidenden Schlag ausgeführt hatten, nicht zu denken, und Tussun Pascha, Mehemed Ali's zweiter Sohn, dem trotz seiner Jugend der Oberbefehl übertragen war, erhielt auch nach der Ankunft in Jambo, das schnell erobert wurde, entsprechende Erklärungen von Scherif Ghalib so wie von den Scheichs der Harb und Dscheïn. Darum wagte er nicht, von Jambo aus gleich südwärts gegen Mekka vorzudringen, sondern schlug den Weg nach Medina ein, um so mehr als der Pforte hauptsächlich daran gelegen war, der syrischen Pilgerkarawane den Weg zu öffnen. Im Januar 1812 brach Tussun Pascha von Jambo auf und rückte nach Bedr, von wo der Weg sich in nordöstlicher Richtung durch einen schwierigen Gebirgspaß nach dem Hochland zieht, auf dem Medina liegt. Dieser Paß ist etwa anderthalb Stunden lang, die Beni Harb, welche ihn vertheidigten, schienen

zurückzuweichen, lockten dadurch Tussun tiefer hinein, bis er auf die Wahabiten stieß, die 20,000 Mann Fußvolk und 800 Reiter stark unter Anführung der Söhne Suuds, Abdallah und Faisal, alle Berge bedeckten. Die Türken wurden gänzlich geschlagen, verloren 1200 Mann, 4 Kanonen und ihr Gepäck. Tussun mußte selbst sein Lager zu Bedr den Flammen preisgeben und kam mit einem kläglichen Rest wieder in Jambo an; hätten die Wahabis gewußt, daß keine stärkere Macht in Tussuns Rücken stehe, so würden sie die Berge überstiegen und die schwachen Reste der Türken in Stücke gehauen haben.

Mehemed Ali, dessen ganze Zukunft auf dem Spiele stand, — denn wäre er gegen die Wahabis unterlegen, so hätte die Pforte bald einen Nachfolger für ihn gefunden — schickte möglichst schnell Verstärkungen nach Jambo; was aber noch schneller half, war Geld, das in reicher Fülle an die Beni Harb und an Scherif Ghalib ausgetheilt wurde. Die Truppen Suuds scheinen sich während des Sommers entfernt zu haben, und die Beni Harb öffneten, als Tussun im October wieder gegen das Gebirg anrückte, den Paß, so daß dieser unangefochten vor Medina ankam. Suuds Unthätigkeit ist nie genügend erklärt worden, und wir führen hier als die wahrscheinliche Erklärung nachfolgende Stelle aus Sir Harford Brydges an: „Wahrscheinlich entsprang seine Unthätigkeit aus der Zuversicht auf seine eigene Macht und aus der Verachtung der Türken, die sein letzter Sieg ihm einflößte, besonders da dieser Sieg sein Ansehen und seinen Ruf bei den nördlichen Arabern sehr vermehrt hatte. Als Gegengewicht gegen seine Unthätigkeit im Hedschas mag dienen, daß er in der Zwischenzeit von den Araberstämmen um Bagdad, Aleppo und Damascus Tribut erhoben hatte. Außerdem hatte Suud guten Grund zu glauben, daß Medina eine lange Belagerung aushalten würde, während welcher er die Belagerer durch Abschneiden der Lebensmittel belästigen und zum Rückzug nöthigen konnte. In diesem Fall verließen wahrscheinlich die Beni Harb ihre neuen Verbündeten, und dann konnte er die einen vernichten und die andern strenge züchtigen." Diese Erklärung ist um so wahrscheinlicher, als Suuds Benehmen überhaupt ein Mißtrauen gegen die westlichen Stämme verrieth. Indeß ward seine Berechnung getäuscht, denn als die Wahabiten sich in den inneren wohlbefestigten Theil Medina's zurückgezogen hatten, legten die Türken eine Mine an, deren Sprengung den Arnauten den Weg öffnete, und nur 1500 konnten sich nach dem Schlosse retten, wo sie bald capituliren mußten. Der versprochene freie Abzug ward ihnen aber nicht gehalten, sondern die meisten wurden eingeholt und niedergemacht. So kamen die Türken wieder in den Besitz von Medina, und dieser Erfolg ermuthigte sie auch so sehr, daß sie noch in demselben Jahr von Jambo mit 1500 Mann gegen Mekka aufbrachen, wo sie im Januar 1813 anlangten. Othman el Medhayfe, der Schwager Ghalibs und wahabitischer Befehlshaber, zog sich nach Taif zurück, und Ghalib stieß nun mit 1000 Arabern zu den Türken. Auch Taif fiel, aber Taraba, gleichfalls in südöstlicher Richtung von Mekka etwa 40 Stunden von Taif gelegen, widerstand, und El Medhayfe, der sich dahin zurückgezogen hatte, durchstreifte mit seinen leichten Schaaren das Feld, bis er verrätherisch überfallen in die Hände seines Schwagers fiel, der ihn den Türken überlieferte. Er ward nach Konstantinopel geschickt und dort enthauptet.

So war die Provinz Hedschas nahezu abermals im Besitz der Türken, und der Großherr konnte sich wieder den Beschützer der heiligen Städte nennen. Die Pilgerkarawane von Cairo machte ihren Zug wieder mit demselben Pomp wie früher, aber die syrische war dieß noch nicht zu thun im Stande. Daher theilte die Pforte jetzt reichliche Gnaden für das bereits Geleistete aus, und ernannte unter anderm Tussun Bey zum Pascha von drei Roßschweifen. Aber die Macht Suuds war noch nicht gebrochen, sämmtliche Stämme östlich von der Uferkette blieben ihm noch treu, und Mehemed Ali, welcher wohl erkannte, daß in Arabien List und Verschlagenheit mehr als Waffen auszurichten vermöchten, begab sich jetzt selbst auf den Schauplatz und langte im Sept. 1813 mit 2000 Mann Infanterie zu Dschidda an, das ihm Ghalib auslieferte, und wo beide auf den Koran schworen, „daß keiner etwas gegen das Interesse, die Sicherheit oder das Leben des andern unternehmen wolle," eine Ceremonie, an deren Kraft wohl schwerlich einer von beiden glaubte, und die sich von Seiten Ghalibs nur dadurch erklären läßt, daß er schon bald in der Macht Mehemed Ali's sich befand, und durch die Feierlichkeit des Eids Mehemed Ali aus Rücksicht auf die Scheu vor der öffentlichen Meinung binden wollte. Inzwischen versäumte letzterer nichts, was seine fernern Maaßregeln sichern konnte. Er hatte 2000 Mann Reiterei den Weg zu Lande einschlagen lassen und 8000 Kamele trugen eine Menge Kriegsvorräthe, während er zur Verbindung der Küstenorte unter einander alle vorhandenen Fahrzeuge miethete, und selbst von dem Imam von Maskat deren entlehnte. Dieß war um so nöthiger, als seine Kamele in Masse zu Grunde gingen,*) wodurch die Operationen der Truppen wesentlich gehindert waren. Er gab Ghalib und mehreren Scheichs bedeutende Geldsummen, daß sie ihm Kamele verschaffen sollten, allein keine erschienen, und diese indirecte Behinderung seiner Operationen erbitterte Mehemed Ali so, daß er endlich Ghalib verhaften ließ und nach Konstantinopel schickte, von wo er nach Salonichi verwiesen wurde und dort im J. 1816 an der Pest starb.

Dieser verrätherische Streich förderte aber Mehemed Ali's Sache nicht, erbitterte vielmehr die Araber, und war hauptsächlich Ursache, daß ein neuer Zug gegen Taraba mißlang. Dieß war seit dem Einbruch der Türken ins Land ein sehr wichtiger Punkt, denn hier war der Sammelplatz der südlichen Araber, wie in Derajeh der der nördlichen. Inzwischen erhielt Mehemed Ali einen unerwarteten Beistand: im J. 1813 führte Soliman, Pascha von Damascus, die syrische Pilgerkarawane glücklich nach Mekka, aber freilich nur indem er den rückständigen zehnjährigen Tribut an Suud zahlte, so daß der Zug mehr für Suuds Habsucht, als für die Macht der Türken

*) Es sollen vom Anfange des Krieges bis in die Mitte des Jahres 1814 nicht weniger als 30,000 zu Grunde gegangen seyn, so daß es in Aegypten sehr an Kamelen fehlte.

zeugte; auch über Suez und Dschidda kamen zahlreiche Pilgrime und durch diese kam Mehemed Ali in Besitz einer guten Anzahl Kamele, die ihm um so unentbehrlicher waren, als unter den türkischen Truppen allgemeines Mißvergnügen und Entmuthigung herrschte, welche weit schlimmere Folgen drohte, wenn sie länger in Unthätigkeit gelassen wurden. Indeß war Mehemed Ali während der militarischen Ruhe politisch um so thätiger, schaffte manche kleine aber sehr lästige Zölle, die Ghalib aufgelegt hatte, ab, und erwarb sich durch diese Maßregel, so wie durch die Beobachtung der strengsten Mannszucht allmählich das Vertrauen der stadtischen Araber, während er von den Beduinen manche durch Geschenke in sein Interesse zog. Was ihn aber am meisten förderte, das war der im Mai 1814 erfolgte Tod Suuds, der nicht nur Streitigkeiten in der Familie, sondern auch unter den großen Scheichs zur Folge hatte. Dagegen machten ihm die südlichen Araber, namentlich der Stamm Assir unter ihrem tapfern Scheich Tamy, dem Nachfolger Abu Neetas, desto mehr zu schaffen, denn sie hieben nicht nur einen bis ins Gebiet Zohran nach Taraba hin vorgeschobenen Posten von 1000 Mann fast ganz nieder, sondern nahmen auch die kaum besetzte Hafenstadt Ghunfude wieder ein.

Indeß war im Anfang des Winters ein Wahabitenheer von 25,000 Mann unter Anführung von Suuds Söhnen, Abdallah und Faisal, in der Nähe von Taif erschienen, stellte sich auf den Höhen um das Dorf Byssel auf, und hier traf Mehemed Ali in der Mitte Januars mit ihnen zusammen. So lange Suuds Söhne ihres sterbenden Vaters Warnung, sich nie mit den Türken in der Ebene in ein Gefecht einzulassen, befolgten, konnte ihnen Mehemed Ali nichts anhaben, als dieser aber nach einem unglücklichen Angriff einen verstellten Rückzug machte, stiegen sie von den Höhen herab, und glaubten mit leichter Mühe die Fliehenden vollends vernichten zu können; — da wandte Mehemed Ali sich auf einmal wieder gegen sie, das Geschütz mähte sie reihenweis nieder, 5000 Wahabis blieben auf dem Platze, und das ganze Lager ward eine Beute der Türken. Am heftigsten wehrten sich die Assir-Araber, welche sich zugeschworen hatten nicht vom Schlachtfelde zu weichen, und mit Stricken aneinander gekettet sich bis auf den letzten Mann vertheidigten. Dieser Sieg entschied über das Schicksal der Wahabis, wenn gleich die Entscheidung sich noch einige Jahre verzögerte.

In Folge der Schlacht bei Byssel ward Taraba eingenommen, und so ein fester Punkt gegen die südlichen Araber gewonnen, namentlich gegen den Stamm Assir, dessen Haupt Tamy noch einmal das Glück der Schlachten versuchte, aber wiederum unterlag, und von Mehemed Ali durch einen andern Scheich ersetzt wurde. Eine zweite Folge der Schlacht war, daß Tussun Pascha, dem jetzt mehrere Scheichs der westlichen Araber ihre Unterwerfung anboten, von Medina gegen das Innere aufbrach, und auch den ziemlich fruchtbaren District El Kassym erreichte. Der vorsichtige Mehemed Ali rief ihn zurück, aber Tussun, selbst Pascha von drei Roßschweifen, gehorchte nicht; dennoch schickte ihm sein Vater Verstärkungen nach, die aber nicht ausreichten, so daß Tussun in große Noth kam, und unfehlbar mit allen seinen Leuten niedergehauen worden wäre, wenn nicht Abdallah die Hand zum Frieden geboten hätte. Brydges erklärt diesen seltsamen Schritt dadurch, daß Abdallah geglaubt habe, eine Vernichtung Tussuns würde die ganze Rache Mehemed Ali's desto schneller über das Nedschd herbeiziehen. Diese Erklärung reicht aber nicht aus, und es bleibt nichts als die Annahme übrig, daß die Angelegenheiten der Wahabis bereits sehr zerrütt t waren, und daß Abdallah darauf rechnete, wenn nur Tussun entfernt sey, dann die abgefallenen Araber zu züchtigen. Abdallah versprach sich dem Großherrn zu unterwerfen und allen Anspruch auf die heiligen Städte aufzugeben. In Folge dieses Vertrags kam Tussun Pascha mit heiler Haut wieder in Medina an, *) mit zwei Wahabigesandten, die sich zu dem inzwischen nach Aegypten gegangenen Mehemed Ali begeben sollten, um die Ratification zu erlangen, und so Frieden zu schließen. Mehemed Ali aber ratificirte nicht, rief seinen Sohn Tussun aus Arabien zurück, und ernannte Ibrahim Pascha an seine Stelle. Dieß treulose Verfahren Mehemed Ali's erbitterte die Araber, Abdallah rüstete sich zum Krieg, aber dennoch war der Muth ihm entsunken: er gestattete den Zug der Pilgerkarawane, und schickte Unterwerfungsversicherungen an Mehemed Ali. Im September 1816 war Ibrahim Pascha abgereist, und schon im December schlug er sein Lager in Henakyeh, 36 Stunden nordöstlich von Medina auf, von wo er durch Ausflüge in der Umgegend und durch Geld mehr und mehr Araber in sein Interesse zog, während durch die Unklugheit Abdallahs die Uneinigkeit unter den Arabern einriß, welche durch die während des Kriegs fortgesetzten Unterhandlungen entmuthigt wurden. Das Jahr 1817 brachte Ibrahim mit Unterwerfung des Landes El Kassym zu, im Januar 1818 marschierte er gegen Schakra, dem Hauptort von El Woschem, und am 6 April erschien er vor Derajeh. Dieser Ort leistete bis zum 9 September Widerstand, wo endlich Abdallah, nachdem mehrere Außenwerke gefallen waren, sich seinem beharrlichen Gegner ergab, der ihn nach Aegypten schickte, von wo er nach Konstantinopel gebracht und dort enthauptet wurde. So endete vorerst das Wahabitenreich.

Ein Wallfischfang auf den Shetland-Inseln.

Daß die Wallfische heerdenweise ziehen ist wohl bekannt, aber doch dürfte sich kaum ein Beispiel finden, daß eine so große Anzahl zusammen als Opfer fiel. Am 19 September besuchte eine große Anzahl dieser Thiere Queenallbay und wurde, wie man sich denken kann, von den dortigen Fischern mit großer Freude begrüßt. Sobald man den Ruf: es kommen Wallfische! vernahm, strömte plötzlich alles nach dem Ufer. Schaluppen wurden bemannt, Beile auf die Schulter genommen, Harpunen hergeholt, und alles, was nur irgend als Waffe dienen

*) Felix Mengin, der Lobredner Mehemed Ali's, sagt selbst, Abdallah habe bei der ganzen Verhandlung Unwissenheit und Kleinmuth gezeigt, denn von allen Seiten strömten dem Heere der Wahabis Verstärkungen zu, und Aufforderungen ergingen an Abdallah, keinen Vertrag mit den Türken zu schließen.

konnte, in Bereitschaft gesetzt. Die Schiffe wurden ins Wasser hinabgelassen und die aufgestreiften Arme der Ruderer setzten sich in Bewegung. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Das Werfen der Harpunen, das Andringen gegen die durcheinander schießenden Thiere, das wüthende Schnauben der ungeheuern Masse und der Todeskampf der einen zwischen den Anstrengungen der noch lebenden, sich einen Ausweg zu bahnen, alles vereinte sich, um das Schauspiel zu einem der seltsamsten und interessantesten zu machen, das man denken kann. Das Mordgefecht dauerte zwei Stunden lang, und endlich erschall ein allgemeines Triumphgeschrei. Mehr als 1500 Wallfische lagen todt auf dem Schlachtfeld. Welch ein Jubel und Getöse! Kein Fisch entkam, alle lagen hingemordet auf einem Haufen. Die Geschichte des Wallfischfanges auf den Shetland-Inseln liefert kein Beispiel eines so großen Fanges in einer so kurzen Zeit!

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

Espinal. — La Purificacion.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner dieser Provinz sind gute Fußgänger; in einem Tage legen sie einen doppelt so großen Weg zurück als ein beladenes Maulthier. Der Pfarrer bat uns dringend, auch zu Mittag bei ihm zu speisen, und da wir uns in seinem Hause sehr wohl befanden, nahmen wir diese Einladung ohne viele Umstände an. Wir bekamen Nudelsuppe, Olla Podrida, Pfannkuchen und vortrefflichen Pudding mit Sauce. Nach dieser Mahlzeit, der besten, die uns seit unserer Abreise von Bogota zu Theil geworden war, hielten wir eine Stunde lang Mittagsruhe und begaben uns dann, nachdem wir uns unserem gastfreundlichen Wirthe empfohlen, auf den Weg nach La Purificacion.

Um vier Uhr kamen wir an den Saldanhafluß, der in östlicher Richtung fließt und wenige Stunden von hier in den Magdalena fällt; er ist beträchtlich groß und hat sehr helles Wasser. Wir mußten hier eine Zeitlang warten, ehe wir eine Pirogue zur Ueberfahrt bekommen konnten; die Maulthiere schwammen, wie gewöhnlich, durch den Fluß. Die Bootsleute erzählten uns, daß sie hier Fische in Menge fingen; auch käme zuweilen ein Alligator aus dem Magdalena hieher; da aber der Fluß keine Sandbänke habe, so pflegten sie ihn nicht zum gewöhnlichen Aufenthaltsort zu wählen und auch nie an demselben ihre Eier zu legen. Da es schon anfing zu dämmern, ließen wir uns von einem der Bootsleute den Weg nach La Purificacion zeigen, das wir, nachdem wir noch eine lange Strecke in der Ebene fortgereist waren, erst um neun Uhr bei dunkler Nacht erreichten.

Wir waren alle von dem weiten Wege sehr erschöpft, vorzüglich Cade, der nur seine Courierstiefel auszog und sich dann sogleich in seine Hängematte zur Ruhe legte. Der Bote, den ich mit dem Briefe abgeschickt hatte, war noch nicht angekommen, und meine Diener hatten mit Maulthieren und Gepäck zwei Stunden auf der Straße warten müssen, weil der Alcalde ihnen, wofern sie ihm keinen Auftrag dazu von seinen Vorgesetzten aufweisen könnten, verweigert hatte Quartiere zu geben. In dieser Verlegenheit bot ihnen ein Spanier, der, nachdem er von Morillo's Heer entlaufen war, als Sergeant in columbischen Diensten gestanden hatte und jetzt pensionirt war, sein Haus zum Quartier an. Meine Diener hatten dieses Anerbieten mit Freuden angenommen und auch wir brachten die Nacht in seiner Wohnung zu. Der Spanier sprach etwas französisch und erzählte mir, daß er einige Jahre unter Napoleon gedient habe, jetzt aber — nachdem er nämlich das Schneiderhandwerk ergriffen — sey sein Wahlspruch: C[illegible]ant arma togæ!

Einige Tassen starken Kaffee, den ich hier trank, gewährten mir nach einer beschwerlichen Tagereise eine große Erquickung. In der Nacht fiel ein starker Regen, über den sich die Einwohner, nachdem er drei Monate ausgeblieben war, so freuten, als wäre jeder Tropfen von Gold gewesen. Das Dach meines Wirthes war so schlecht gegen denselben verwahrt, daß ich des Nachts aufstehen mußte um mich nach einer andern Lagerstätte umzusehen. Unser wackerer Spanier, welcher ungefähr vierzig Jahre alt war, hatte eine schöne vierzehnjährige Creolin geheurathet, die den ganzen Tag mit Kartenspielen zubrachte; er aber war ganz vernarrt in das holde Geschöpf, das er unaufhörlich mit seinen Liebkosungen plagte. Meine Herren, sagte er, ich bin ein Andalusier und die sind, wie Sie wissen, ganz besonders verliebter Natur!

La Purificacion hat eine schöne Lage auf einem Hügel, an dessen Fuße der Magdalena fließt. Dieser ist hier aber nicht mehr der majestätische Strom, den wir früher mit Champans befuhren; er hatte, zumal bei der damaligen Dürre, nur wenig Wasser. In La Purificacion war es, selbst nach dem Regen, unerträglich heiß. Cade und ich badeten uns des Morgens an einer seichten Stelle des Magdalena, wo die Kaimans nicht unbemerkt herankommen konnten. Das Wasser war ziemlich rein und so erfrischend, daß wir in ihm unsere frühere Mädigkeit vergaßen. Die Schönen von La Purificacion pflegen ebenfalls öfters an dieser Stelle zu baden und der Alcalde stellt alsdann in einiger Entfernung einen schon bejahrten Rathsdiener als Wachposten auf, auf daß keine Ruhestörung vorfalle und kein Aergerniß gegeben werde.

Mit der Mahlzeit trafen wir es heute sehr glücklich; es wurde hier gerade ein fetter Ochs geschlachtet, von dem uns unser andalusischer, nunmehro columbischer Schneider ein gutes Stück kaufen mußte, und da hiezu noch ein schöner fetter Fisch herbeigeschafft wurde, lebten wir wie Aldermänner.

Die Bewohner dieser Gegend gelten als vortreffliche Soldaten, denn sie sind tapfer, treu und äußerst erbittert auf die Spanier; sie haben sich während des Freiheitskrieges als tüchtige Lanzenreiter ausgezeichnet.

Des Morgens erhielten wir einen Besuch vom Obristen Garcia, dessen Bekanntschaft ich schon in Bogota gemacht hatte, und Hrn. Marquez, der Mitglied des Congresses, als Deputirter der Provinz Guayaquil, war; beide waren hier bei einem Freunde zum Besuch. Auf des Obristen dringendes Verlangen mußte ich von ihm einen sehr leicht gearbeiteten Strohhut annehmen, dessen sehr breiter Rand vortrefflichen Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte; er trug sich äußerst bequem und ich fand es zweckmäßig mich in Zukunft desselben statt meines gewöhnlichen weißen Castorhutes zu bedienen.

(Schluß folgt.)

Erforschung amerikanischer Alterthümer. Der Courrier du Havre zeigt an, daß eine wissenschaftliche Commission im Begriff stehe, von diesem Hafen aus nach Mittelamerika zu gehen und die Ruinen von Palenque, so wie andere zerstreute Ueberreste der alten amerikanischen Civilisation näher zu untersuchen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1845.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

8. Die Militär-Gränze.

Zu den angenehmsten Erinnerungen, die mir von Ungarn geblieben sind, gehört die walachisch-illyrische Militärgränze. Die Gastfreundschaft eines Magnaten machte mir eine Reise durch dieselbe so angenehm, wie ich zuvor und nachher noch kaum von einer rühmen kann. Schon von Semlin aus hatte ich diese Gränze oberflächlich kennen gelernt, denn es begegneten mir auf meiner Donaufahrt mehrere Kähne voll abgelöster Gränzer, die mit lautem Jubel nach ihrer Heimath steuerten; ein kernigeres und dabei gemüthlicheres Volk wie sie dürfte es sobald nicht geben. Troz ihrer äußern nicht allzu günstigen Erscheinung ist an ihnen doch Körper und Geist gesund, und man sucht unter der rauhen Hülle den Kern nicht, den man wenn man sucht, wohl findet. Ein roher, kuhhaarener Mantel (dem schottischen Plaid in der Form ähnlich) ist ihre Hülle, unter welcher sie Kleider tragen, die zumeist aus selbstgefertigten Stoffen bestehen; diese schließen fest an den Gliedern an und zeigen die Drallheit und Kraft derselben. Begegnet man einem Trupp dieser kräftigen Männer, so lassen sie allenfalls im Muthwillen wohl ihren Witz an einem aus, es ist aber derselbe harmlos und bringt auch den Getroffenen zum Lachen. Wenn sie auf ihren Kähnen, je zu 18 Mann, daher ruderten, mit so gleichmäßigem Schlage, wie nur Galeeren rudern können, und unsere Barke im Nu überholten, so ging es ohne Spott auf unsere Ruderer nicht ab.

Als ich später mit meinem lieben Gastfreunde die Reise an der Länge der Militärgränze hin bis nach Siebenbürgen machte, stieß mir so viel Merkwürdiges auf, daß ich, obgleich ich das meiste schon früher mitgetheilt, hier doch noch eine Nachlese zu halten mich bewogen fühle.

Ueberall, wohin wir kamen, war von Seiten des Commandirenden, der mit meinem Gastfreunde nahe verwandt war, schon Anstalt zu unserm Empfange getroffen; den ersten Beweis davon sahen wir in Caransebes, wo es nicht lange währte, bis uns ein Paar Officiere bewillkommneten und wo der Vorspann schon bestellt war, der uns den andern Morgen weiter bringen sollte. Die Unterhaltung beim Nachtessen war eben so interessant als lebhaft, und ich brachte da einige überaus heitere Stunden zu, und so wie hier war es fast auf allen Stationen. Der günstige Eindruck, welchen die ganze Einrichtung der Militärgränze macht, ward dadurch noch erhöht. Schwerlich wird man sich, ohne es mit eigenen Augen gesehen zu haben, eine Vorstellung von dem Culturzustande des Landes machen, wie man ihn hier findet; gut angebautes Land, große Obstgärten, herrliche Straßen, auf beiden Seiten mit Obstbäumen besezt, und überall eine gewisse Behaglichkeit im Aeußern der Einwohner, das alles ist es, was man hier findet. Nimmt man nun noch dazu den grellen Contrast, in welchem in dieser Hinsicht die hiesige Gegend mit der jenseitigen steht, so wird sie noch interessanter. Auch selbst vor dem sogenannten Provinciale, d. h. dem eigentlichen Ungarn, zeichnet sie sich aufs vortheilhafteste aus, denn hier sieht man, wie die Landespolizei zum Besten des Einheimischen und Fremden gehandhabt wird, während man dort das Kind mit dem Bade ausschüttet, und aus Abneigung gegen alle Polizei alles gehen läßt, bis die größte Unbequemlichkeit, ja Gefahr für das Publicum erwächst, wie dieß unter anderm mit Straßen und Brücken der Fall ist.

In die Gebirgsschluchten des Armes der Karpathen, welcher sich von Norden her zwischen Ungarn und Siebenbürgen erstreckt, ging anfangs unsere Reise. Hier überzeugten wir uns auf der einen Station, wie weit die wissenschaftliche Abrichtung der Gränzsoldaten geht: denn es saßen im Bureau des hier fungirenden Officiers mehrere derselben, die von walachischem Stamm waren, nur wenige Worte deutsch verstanden und dennoch deutsche Actenstücke mit der pünktlichsten Genauigkeit copirten. Ueberall sind auf der Militärgränze die dort stationirenden Officiere zugleich auch Civilobrigkeit, und sie verwalten als solche allenthalben die Polizei- und Civilgerichtsbarkeit, haben auch die Verwaltung der Staatseinkünfte in ihrem Districte unter sich. Als einen Beweis, in wie guten Umständen sich die ganze Bevölkerung der Militärgränze befindet, mag dienen, daß die Abgaben, welche sie an den Staat

zu zahlen hat, nicht allein zur bestimmten Zeit pünktlich eingeben, sondern daß sie meistentheils schon im voraus entrichtet werden. Wie sehr aber auch diese Gränzer das ihnen in einer Art von Erbpacht überwiesene Besitzthum wahrnehmen, wird aus Beispielen einleuchten, wo manche derselben allein für Obst in guten Jahren mehrere hundert Gulden einnehmen.

Von der Abhärtung und Ausdauer der Gränzsoldaten gibt ihr beschwerlicher Dienst Zeugniß, den sie eben so unverdrossen als treu verrichten. Bei dem rauhesten und stürmischsten Wetter halten sie in ihren Tschardaken Wache, und es verschneien diese oft im Winter so, daß sie sich nur mit größter Anstrengung Bahn heraus brechen. Je ungestümer aber das Wetter ist, um so wachsamer müssen sie seyn, weil es ihnen die Schmuggler von jenseits in Ertragung von Strapazen und im Trotz gegen Gefahr fast noch zuvorthun, und weil sich dieselben gerade zur Zeit ungestümer Witterung am lebhaftesten rühren. Sucht man die schroffen Gebirgsrücken, wo weder Weg noch Pfad zu sehen ist, so sollte man meinen, es betrete sie nie eines Menschen Fuß. Und dennoch finden jene Schmuggler Gänge, die freilich nur für sie zu passiren sind. Mehr noch wegen Einschleppung der Pest, als wegen Contrebande werden diese Gränzen strenger wie alle andern überwacht.

Einer der interessantesten und glänzendsten Punkte dieses Theils der Militärgränze ist Mehadia. In ein enges Thal, das von einem reißenden Fluße durchrauscht wird, gezwängt, genießt man den schönen Anblick, den es gewährt, nur ganz in der Nähe. Die schönen Häuser dieses berühmten Badeortes sind eng zusammen- und meistentheils auf Klippen und Abhängen gebaut; wo man geht und steht, empfindet man den schwefeligen Dunst, den die hiesigen heißen Quellen aushauchen, und dann das Menschengewühl, wozu die verschiedensten Nationen ihr Theil geben. Morgen- und Abendländer bewegen sich da im bunten Gemisch; Intriguen aller Art entwickeln sich, vornehmlich auch in der Liebe. Man erzählt sich derartige Abenteuer, wie sie so originell und großartig nur an einem solchen Orte vorkommen können. Verschmitzte Hetären spielen da die Rolle großer vornehmer Damen, und lassen sich ihre Gunstbezeugungen mit Gold aufwiegen. Sind es Abendländerinnen, so fangen sie meistens die Orientalen, sowie die Morgenländerinnen wiederum viel Glück bei den Occidentalen machen. Das Gedräng, welches an einem so eng zusammengebauten Orte zur Zeit des stärksten Besuches im Sommer entsteht, ist unbeschreiblich, und nur die Spaziergänge in den Bergschluchten ziehen es bei schönem Wetter ein wenig ab! Diese heimlichen Gänge aber laden wie von selbst zu Liebesabenteuern ein, und der Reiz, den die Bäder auf den Körper üben, ist ein mächtiger Verbündeter.

In hohem Grade interessant sind die vielen, noch aus den Zeiten der Römer vorhandenen Alterthümer und Inschriften. Man wird von einem eigenthümlichen Gefühl ergriffen, wenn man sich vorstellt, wie einst dieses große Volk seine Adler auch bis in diese Engpässe getragen, und wie seine Krieger hier Genesung von Krankheit und Wunden suchten; und an die Vorstellung von diesen alten Helden knüpft sich die aus jüngerer Zeit, obwohl es da nur Räuber und kühne Abenteurer sind, welche hier ihren Aufenthalt nahmen. Kein Schritt, den man thut, ist ohne Interesse; allenthalben romantische, schöne Natur und allenthalben Anregung romantischer Vorstellung! Im Winkel von Ungarn zwischen Serbien und der Walachei gelegen, reizt jeder Blick in die Ferne zu politischen Betrachtungen. Wird die hohe europäische Civilisation, an deren Marken wir uns hier befinden, im Laufe der Zeit nach Osten vorwärts bringen, oder wird sie von dort her zurückgedrängt werden, das ist eine Frage, die, so müßig sie zu seyn scheint, einem hier schwer aufs Herz fällt. Wohl ist das erste wahrscheinlich, obgleich auch das letzte nicht als unmöglich gedacht werden kann.

Bis hinab nach Orsowa richten wir unsern Lauf. Die Quarantäne, an welcher wir vor dieser Stadt vorüber kommen, erinnert uns an die Nähe der türkischen Gränze. Neu-Orsowa ist es, wohin wir gehen, denn Alt-Orsowa liegt schon auf türkischem Gebiet. Noch vor kurzer Zeit war ersteres ein unbedeutender Ort von wenigen und schlechten Häusern. Seitdem aber die Dampfschifffahrt auf der Donau besteht, hat es von Jahr zu Jahr zugenommen und ist auf dem Wege, eine recht hübsche Stadt zu werden. Wenn die Schiffe sich von unten und von oben begegnen, so ist hier ein starker Zusammenfluß von Fremden, weil man wegen des Ueberganges über die Gränze und wegen der oberhalb Orsowa befindlichen Wasserschnellen sich hier beinahe einen Tag aufhält. Da fehlt es dann an gehörigem Gelaß in den Gasthöfen um alle Gäste aufzunehmen, welchem Uebelstande wohl mit der Zeit abgeholfen werden wird, und vielleicht auch schon abgeholfen ist. Einzig in ihrer Art ist endlich noch die Straße an der Donau herauf bis zu dem sogenannten Jölasch, einer Stelle, wo ungeheure Felsmassen im Bette der Donau losgesprengt und bei Seite geschafft worden sind, um die Gefahren, welche der Schifffahrt hier drohten, zu beseitigen. So weit hat man es auch gebracht, daß die Dampfschiffe gegenwärtig diese Stelle passiren und bei Aufmerksamkeit des Steuermanns keine Gefahr laufen. Sieht man, was erfordert wurde, um das große Werk zu Stande zu bringen, und beobachtet man daneben die Straße, welche auf dem Mehrtheil ihrer Länge hohen und festen Felsen abgerungen worden, so bekommt man alle Achtung für die Regierung, welche ein solches Riesenwerk ausführen ließ, so wie für die Männer, welche es leiteten.

Acapulco.

Duflot de Mofras bespricht in seinem bereits wiederholt von uns angeführten Werke die Möglichkeit einer Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, und gibt bei dieser Gelegenheit sehr aufrichtig seine Meinung über die Möglichkeit einer Schiffbarmachung des Goazacoalco, d. h. eine Wasserverbindung über den Isthmus von Tehuantepec dahin ab, daß dieß die möglichst schlechte und unausführbarste aller

vorgeschlagenen Verbindungen sey. Bei dieser Gelegenheit kommt er auf die Wichtigkeit eines Durchstiches des amerikanischen Continents für die Westküste zu sprechen, und bemerkt dabei über Acapulco: „Würde ein solcher Durchstich vorgenommen, so würde der Hafen von Acapulco dabei am meisten gewinnen, weil dieser Hafen hinsichtlich der Größe und Sicherheit nichts zu wünschen übrig läßt, und überdieß der Hauptstadt Mexico am nächsten liegt, indem er nur 100 Leguas entfernt ist. Man weiß bis zu welchem Reichthum der Hafen unter der alten Regierung gestiegen ist, als noch die Gallionen der Philippinen ihre reichen Ladungen dahin brachten. Auf diesen Hafen sollte also die mexicanische Regierung ihre Hauptaufmerksamkeit richten, denn die Küste östlich von Acapulco, welche Costa Chica heißt, und die Costa grande, welche sich bis Manzanillo ausdehnt, genießen alle einer außerordentlichen Fruchtbarkeit und liefern unter anderm eine vortreffliche Baumwolle, welche später ein wichtiger Ausfuhrartikel werden könnte. Die Stadt Acapulco ist von ihrem alten Glanz bedeutend herabgesunken, ihre Bevölkerung, die sich zu den Zeiten der Spanier auf 9000 Seelen belief, erreicht gegenwärtig noch nicht 3000, und ihr Handel beschränkt sich auf etwas Austausch mit Ecuador und Peru. Die Spanier hatten den Nutzen leichter Verbindungen mit Acapulco so sehr gefühlt, daß sie nach dem Vorbild der prächtigen Straße zwischen Veracruz und Mexico bereits eine solche über Cuernavaca und Chilpancingo entworfen und ungeheure Materialien herbeigeschafft hatten; noch jetzt sieht man mächtige Steinhaufen neben dem gewöhnlichen Wege. Es ist jedoch zu fürchten, daß die entsetzliche Zerrüttung, in welche Mexico versunken ist, und die unaufhörlich auf einander folgenden Umwälzungen nicht leicht dem schönen Lande gestatten werden, den Plan der alten spanischen Verwaltung zur Ausführung zu bringen."

Lebens- und Landschaftsbilder aus Columbien.

Espinal. — La Purificacion.

(Schluß.)

Des Morgens kam auch der Alcalde zu mir und bat sehr um Verzeihung, daß er meine Leute mit den Maulthieren so lange auf der Straße habe warten lassen, da der Bote mit dem Briefe des Intendanten so eben erst angekommen sey. Er versprach, daß früh am nächsten Morgen Maulthiere für uns in Bereitschaft seyn sollten; die Neyva hätten wir für jedes vier Dollars zu bezahlen.

Die Gärten sind hier mit sehr dauerhaften, etwa fünf Fuß hohen Einzäunungen von Bambusrohr umgeben, die sie vor den Verheerungen der Schweine und des Geflügels schützen. Um sie zu errichten, hatte man starke Bambusstöcke in gleicher Entfernung von einander in die Erde geschlagen und diese mit langem Rohr durchflochten, welches mit Stricken aus Bast fest zusammengebunden war.

Unser Wirth sagte uns, daß sich in dieser Gegend des Flusses Fische in großer Menge aufhielten, unter andern der weiße Bagre, der nicht so groß ist als der dunkel gestreifte, ferner Donzellas, Bololos, Boccas, Chicas, Dorados und Mengas, welches lauter wohlschmeckende Fischarten sind.

Da die Maulthiere erst um neun Uhr vom Lande ankamen, konnten wir unsere Reise vor zehn Uhr nicht fortsetzen. Indessen war die Hitze so groß geworden, daß wir uns darauf gefaßt machen mußten gehörig zu schwitzen, und ich wünschte mir Glück durch meinen breitrandigen Hut wenigstens den Kopf und das Gesicht einigermaßen gegen die Sonnenstrahlen schützen zu können. Sechs Stunden hindurch waren wir durch heiße sandige Ebenen geritten, ohne eine Wohnung zu Gesicht zu bekommen, als wir an eine einsame Hütte gelangten, um welche Bäume voll Früchte standen, welche die Größe einer kleinen Pflaume und einen angenehmen säuerlichen Geschmack hatten; sie wurden Ceripas genannt. Da unser trockener Gaumen nach Erfrischung lechzte, so schickten wir uns sogleich an, einen dieser Bäume zu plündern; unser Führer brachte uns aber ein Gefäß voll Ceripas aus der Hütte und bemerkte, daß diese Früchte, wenn sie frisch vom Baume und noch von der Sonne erwärmt genossen würden, leicht Ruhr verursachten, außerdem aber gesund seyen, wenn sie nicht in zu großer Menge gegessen würden. Da wir uns in einem Lande, wo man oft einige hundert Meilen weit reisen kann, ehe man einen Arzt trifft, vor jeder Krankheit doppelt zu hüten hatten, genossen wir, dem Rathe unseres Führers gemäß, von den herbeigebrachten Früchten nur wenige.

In diesen Gegenden sahen wir sehr viele große Dattelpalmen; hätte man noch einige Gruppen von Beduinen und Kamelen unter dieselben versetzen können, so würde das Ganze einer ägyptischen oder syrischen Landschaft völlig geglichen haben. An diesen herrlichen Palmen befestigten wir unsere Hängematten und ruhten einige Stunden, von Moskitos unbelästigt und von einem kühlenden Lüftchen erfrischt. Vermuthlich ist es der Trockenheit und den verhältnißmäßig nur geringen Waldungen in dieser Gegend zuzuschreiben, daß sich die Moskitos, diese Todfeinde der Reisenden, hier weniger aufhalten.

Um sechs Uhr kamen wir nach Matapan, einem indianischen Dorf; es war dieß das erste, welches wir seit unserer Abreise von dem bei Bogota angetroffen hatten. Die Maulthiere kamen, zum großen Mißvergnügen der Gesellschaft, die indessen der Reiseküche entbehren mußte, erst gegen acht Uhr an. Unsere Diener beschwerten sich über die Maulthiere und den bösen Willen der Treiber und schrieben beiden die ganze Schuld der Verzögerung zu — dergleichen Unannehmlichkeiten sind auf solchen Reisen unvermeidlich. Wir wurden, da die Kirche vor einigen Monaten durch einen Blitzstrahl angezündet worden und sammt der Pfarrwohnung abgebrannt war, in das indianische Schulhaus einquartiert; der Schulmeister gab uns alles, was er vermochte, nämlich Feuer und Eier; auch der Priester schickte uns ein Dutzend Eier zum Geschenk, welches hier einen Sixpence kostet, eben so viel zahlt man für ein Huhn. In der Schule wurden gegen dreißig Knaben und Mädchen im Lesen unterrichtet; einige der fähigsten lernten auch schreiben. Das ganze Dorf bestand aus Bambushütten.

Um sieben Uhr des Morgens standen die Maulthiere mit dem Gepäck zur Abreise bereit, denn daß man mit dem Aufpacken früher fertig geworden wäre, konnte ich ungeachtet aller Bemühungen selten bewirken. Wir reisten den ganzen Tag durch wilde unebene Gegenden, in denen wir abwechselnd Wälder und Dattelpalmen erblickten. Mehrere klare Bäche, die das Land ziemlich gut bewässerten, nehmen ihren Lauf nach dem Magdalena, an dem wir des Nachmittags anlangten und auf einem Canoe überfuhren, während die Maulthiere den Fluß durchschwammen. Unterwegs sahen wir eine Abtheilung Freiwilliger in

nordwestlicher Richtung vorüberziehen, denn der Kampf mit Spanien war dazumal noch nicht beendigt. Auch erblickten wir wieder mehrere Gräber mit Kreuzen, aber den ganzen Tag hindurch nur zwei indianische Hütten. Unsere Maulthiere hielten sich heute gut, nachdem die Bagage, die gestern ohne Einsicht gepackt gewesen, mit mehr Sorgfalt vertheilt worden war; die Hitze ward durch ein kühlendes Lüftchen gemildert.

Des Abends blieben wir in einer Hütte bei dem Magdalenaflusse und befestigten unsere Hängematten an Palmbäume, die dicht am Ufer desselben standen. Des Morgens badeten wir in dem Flusse, und da wir gehört hatten, daß die Alligators, die sich hier aufhielten, nur klein seyen und selten jemanden anfielen, wagten wir es zum erstenmal etwas umherzuschwimmen. In der Frühe fuhren mehrere Flöße, die in Neyva Cacao geladen hatten, den Fluß hinab.

Gleich hinter den Flößen, die ziemlich stark bemannt waren, entdeckten wir einen Fischerkahn und in demselben einen alten Mann mit einem Jungen. Nach einer Viertelstunde waren sie bei uns am Ufer und rösteten uns auf unser Begehren einige Chicas, die sich als wohlschmeckende Backfische bewährten. Die guten Leute hatten einen reichen Fang gethan. Der alte Fischer erzählte mir, er sey in der Gegend von Tarragona in Catalonien geboren und hause nun über vierzig Jahre in Südamerika. Während der Zeit, sagte er, wehmüthig lächelnd, mag sich in Altspanien viel Neues ereignet haben!

Um neun Uhr Vormittags reisten wir weiter und erreichten gegen ein Uhr Villa vieja; zwei Maulthiere waren vom rechten Wege abgekommen und wurden erst nach längerem Suchen wieder gefunden. Wir entschlossen uns heute hier zu verweilen, zumal da das Dorf nett und reinlich war und der Alcalde sich sehr thätig bezeigte, uns mit allem zu versehen, was wir nöthig hatten. Der Herr Pfarrer besuchte uns in seiner Chorherrnkleidung; er erzählte uns, daß er vor drei Wochen in zerrütteten Gesundheitsumständen hier angekommen sey und es größtentheils dem gesunden Klima dieses Ortes zu danken habe, daß er sich jetzt schon weit besser befinde. Die Dorfschule schien in gutem Zustande zu seyn; die Kinder hatten ein gesundes Ansehen und waren in ihrem Aeußern reinlich. Auch der Pfarrer bestätigte mir, daß die columbische Regierung zur Hebung und Förderung des Volksunterrichts viel thue, was Anerkennung verdiene.

Das schöne Dorf Villa vieja liegt dicht am Magdalenenflusse, der hier sehr fischreich ist, weßhalb seine helle Fläche Tag und Nacht mit Fischerbooten bedeckt ist. Wir bemerkten hier einen braunen Vogel, der an einer Kuh, die auf der Erde lag, Fliegen und andere Insecten wegfing. Auch hier sahen wir wieder eine Schaar von fünfzig Recruten durchziehen, die von fünf mit Lanzen bewaffneten Soldaten begleitet wurden.

Des Morgens fiel nach einer schwülen Nacht ein erquickender Regen, der für uns und unsere Thiere gleich labend war. In den ersten vier Stunden unseres Marsches erblickten wir keine Wohnung. Endlich entdeckten wir eine von dem Wege etwas abgelegene Hütte an dem Ufer eines klaren Baches, bei der wir anhielten, um zu frühstücken. Dann eröffneten sich uns hie und da reizende Thäler, die gut bewässert und mit schönen Waldungen bewachsen waren; doch hatten sie bis jetzt noch keine Bewohner herbeigelockt; Wölfe, Tigerkatzen und andere wilde Thiere hausten noch ungestört in ihrem Dickicht.

Unser Führer trug in seinem Hute beständig eine Timana (hölzernes Trinkgefäß), die er, so oft wir an einen Fluß kamen, füllte und uns zum Trinken überreichte; er urtheilte dabei immer mit der Miene eines Kenners über die Güte des Wassers, und schien sehr erfreut, so oft er rühmen konnte aqua muy fresca!

Als ich nach dem Frühstück in das nahe Thal gegangen war und mich dicht an dem Bache unter einem schattigen Baume niedergelegt hatte, hörte ich plötzlich im Gebüsche hinter mir ein Geräusch und erblickte, als ich mich umsah, nicht weiter als etwa zehn Schritte von mir einen schönen fetten Rehbock, der ruhig aus dem Dickicht trat und sich dem Bache näherte, um zu trinken. Als er mich bemerkte, stand er still, betrachtete mich eine Zeitlang und trabte dann wieder in das Gehölz zurück; er hatte kleine spitzige Hörner ohne Zacken. Hätte ich meine Flinte bei mir gehabt, so würde ich ihn wahrscheinlich erlegt und der Gesellschaft einen guten Braten verschafft haben. Auch viele Kaninchen und Rebhühner halten sich in dieser Gegend auf. Wir sahen auch eine große Menge rother Aras, die immer paarweise zusammensitzen; zuweilen blickte nur ihr rother Kopf aus den hohlen Bäumen hervor, in welchen sie nisteten.

Ueber Nacht blieben wir in einem netten Dorfe und gedachten am nächsten Tage in Neyva, der Hauptstadt der Provinz, einzutreffen. Als wir des Abends bei herrlichem Mondlicht in dem Dorfe umhergingen, vernahmen wir Guitarrentöne und liebliche Tenorstimmen, woraus wir erkannten, daß hier zu Lande wie in Altcastilien den Schönen des Dorfes Serenaden gebracht werden. Auf dem Markte trafen wir Menschen von mannichfaltiger Farbenzeichnung, welche gruppenweise um kleine niedrige Tische saßen, an welchen sie sich mit Kartenspielen um Confect beschäftigten. Diese Neger, Indianer, Mulatten, Zambos und Creolen schienen dabei mit einer Leidenschaft auf den Gewinn versessen zu seyn, wie die professionirten Londoner Spieler, die Summen von Tausenden auf eine Karte setzen.

Weiter lustwandelnd im Dorfe, trafen wir in einem Hause zwei schwarze Knaben, die auf der Violine spielten, ein Mädchen, das eine kleine Pauke schlug, und einen Mulattenknaben, der mit dem Triangel begleitete. Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir diese dunkelfarbigen Musikanten mit vielem Geschmack einige Walzer spielen hörten, und da wir den Wunsch äußerten, einige Paare dazu walzen zu sehen, bildete sich bald ein Kreis, aus welchem Tanzlustige hervortraten. Einige allerliebste Mulattenmädchen wurden nicht müde, sich einige Stunden lang mit Tanzen zu amusiren, und es war wahrlich eine Freude und eine Lust, junge Mädchen von neun bis zehn Jahren mit der größten Anmuth tanzen zu sehen. Die Creolen, Indianer und Neger haben auch einen sehr richtigen Tact und ein außerordentlich feines Gehör für Musik.

Celtische Ueberreste. Wir haben vor kurzem (s. Nr. 227) erwähnt, daß man in der Nähe von Meudon ein altes Druidendenkmal fand, das man für einen Opferaltar ansah, und eine Menge Menschenknochen, wahrscheinlich die Ueberreste der Opfer. Man hat diese Knochen, die hinreichend für 150 Personen wären, nach dem benachbarten Schlosse gebracht, und Hr. Serres an der Akademie der Wissenschaften hat sich bemüht, aus der Masse vollkommene Skelette zusammenzusetzen. Mit einer großen Anzahl ist ihm dieß gelungen, und er will in den Schädeln ganz deutlich die zwei großen celtischen Racen unterschieden haben. (Athenäum vom 4 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1845.

Englisches Urtheil über französische Kunst.

Das Athenäum vom 11 October enthält ein Schreiben aus Paris mit Bemerkungen über die gegenwärtige Ausstellung im Palais des beaux Arts, aus denen wir einige ausheben, da sie nicht ohne besonderes Interesse sind. „Die Erzeugnisse," sagt der Berichterstatter, „sind von doppelter Art, die einen sind diejenigen, welchen das Institut den großen Preis ertheilt hat, und deren Verfasser dadurch das Recht erhalten, in der französischen Akademie zu Rom zu wohnen; die andern rühren von denjenigen her, welche früher Preise erhalten haben, und nun zum Dank ihre Werke einschicken. Ob diese Akademien die schönen Künste fördern oder benachtheiligen, darüber ist viel gestritten worden, wahrscheinlich erhalten sie solche in respectabler Höhe, wenn sie sonst ganz sinken würden, dafür bleiben sie aber auch auf einer gewissen Mittelstufe stehen, weil der Ehrgeiz, der Geschmack, das Talent einer Körperschaft sich niemals über das Mittelmäßige erheben. Das Hauptwerk, das durch Gegenstand und Größe am meisten imponirende, von Lebouy bestätigt dieß: wir sehen hier eine römische Scene dargestellt nach allen Regeln classischer Composition, aber ultraclassisch; die Krieger, obgleich nichts als wilde Indianer, sind Sullas und Catilinas vom Scheitel bis zur Zehe, während Senatoren und Weise ihre Würde durch eine steife Feierlichkeit lächerlich machen, als hätten sie nach dem gewöhnlichen Ausdruck einen Ladstock verschluckt, wahre Pfeiler des Staats, denn ihre Köpfe sind gelockt, wie korinthische Capitäle, und ihre Glieder scheinen parallel neben einander cannelirt. Wie ein französischer Kunstjünger eine solche Uebertreibung ächt classische Größe nennen kann, geht über meinen Begriff, denn er darf nur den Sextus Pompejus oder den Trajan im Louvre betrachten, um zu entdecken, welch erhabenen Charakter die vollkommene Ruhe der Stellung und des Ausdrucks ihnen gibt. Doch muß man gestehen, daß die Ultraclassicität der französischen Kunst im Abnehmen ist; außer Lebouy's Gemälde verdient kein anderes diesen Beinamen. Ein kleiner Guß, „Theseus der das Schwert und die Sandalen unter einem Felsen findet," von J. B. Guillaume muß classisch im besten Sinne des Wortes genannt werden, und ich halte diese Arbeit für die Perle der ganzen Sammlung.

„Seit meinem letzten Aufenthalt hier, vor etwa 12 Jahren, hat die französische Kunst eine sehr entschiedene Veränderung erfahren, und ich glaube, ihre Uebergangsbewegung ist noch nicht zu Ende. Die bereits vorgegangenen Veränderungen in Gegenstand, Form, Farbe, und ich möchte hinzufügen im Mechanismus, sind bedeutend. Religiöse Gegenstände, welche damals fast proscribirt waren, herrschen jetzt vor, zum mindesten das Geistliche über das Classische. Auch scheint die classische Form jetzt minder in Gunst als die natürliche, und ein gutes Colorit wird jetzt nicht mehr von den französischen Malern als eine lästige Zugabe angesehen. Die Hauptmodification der französischen Kunst ist aber im Charakter ihrer Form, die von einer bis zum Widerwärtigen classischen Zeichnung — wie sie nämlich solche nannten, — nun über Hals und Kopf in das entgegengesetzte Extrem eines Gemein-Natürlichen fällt, das jetzt kaum minder vorherrscht, als der frühere Pseudoidealismus, und woran selbst Delaroche leidet, was um so mehr auffallen muß, als die französische Kunst bisher immer mehr oder minder theatralisch war, von den arrangirten Scenen und Tableaux von Poussin bis zu den napoleonischen Schaustücken und revolutionären Prunkgemälden verstorbener oder noch lebender Maler. Unter Ludwig XIV neigte sich dieser theatralische Geschmack mehr zum Komischen, in der republicanischen Zeit mehr zum Tragischen, und diese Effecthascherei hatte vor zwölf Jahren noch wenig abgenommen; die neuen Gemälde zeigen weit weniger Neigung dazu, und diese Richtung auf das Natürliche in der Form modificirt allmählich auch den innern Geist."

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

9. Donauffahrten.

Von Preßburg hinab nach Pesth, später aber bis nach Semlin hat mich einigemal die Donau getragen. Im Anfang, d. h. vor etwa zwölf Jahren gingen nur einige wenige Dampfschiffe, und zwar nicht weiter, wie von Wien bis nach

Pesth. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie das erste derselben von Raab aus abging, und wie eine Menge von Passagieren, theils Reisende, theils Neugierige von Preßburg dahin eilte, um die Fahrt mitzumachen. Sie lief über Erwarten günstig ab. Mehrere Jahre ward auch auf dieser Tour noch ein kleineres Dampfboot unterhalten, welches in Gyönyö seine Passagiere an die größern, die nach Pesth fuhren, abgab; gegenwärtig kommen dieselben zu Wagen dahin. Ein besonderes Interesse gewähren die Anhaltspunkte unterwegs, weil da stets Reisende ab- und zugehen; die Gesellschaft gewinnt dadurch eine immerwährende Abwechslung und Mannichfaltigkeit. Es ist aber keine Reisegelegenheit in der Welt so geeignet unterhaltend zu werden, wie die Dampfschifffahrt auf Flüssen, und darin steht wohl die auf der Donau allen übrigen Flüssen Europa's voran, denn zum ersten erstreckt sie sich auf eine ungeheure Länge, zum zweiten geht sie durch Länder der verschiedensten Nationen, Culturgrade und Sitten. Bis nach Pesth herrschen die Deutschen vor, von da an mischen sie sich immer mehr mit Ungarn, und es treten einzeln schon Orientalen auf. Geht man dann von Pesth weiter abwärts, so gewinnen diese immer mehr die Oberhand.

Bekanntschaften sind auf diesen Schiffen schnell gemacht, und wenn man sich auch noch so sehr isoliren will, so findet sich gar bald da und dort einer, welchem man gerade damit auffällt, und der eben deßhalb unsere Bekanntschaft sucht, und wäre es auch nicht eher, so wird man bei der gemeinschaftlichen Mittagtafel mit seinen beiden Tischnachbarn bekannt. Es ist aber das Leben auf einem solchen Schiffe so mannichfaltig und so bunt, und man genießt nebenbei so viel Bequemlichkeit und Unterhaltung, daß die Erinnerung daran zu den angenehmsten gehört, die man nur je von Reisen bewahrt haben kann. Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, will ich einige mir auf solchen Reisen vorgekommene Begegnisse erzählen. Ich machte die Bekanntschaft des Arztes vom Kloster der Barmherzigen zu W...., eines Mannes, der mit scharfem Verstande einen hohen Grad von Gemüthlichkeit verband. Da man aus seiner Tracht seinen geistlichen Stand leicht errieth, und mehrere Reisende auf dem Schiffe waren, die ein Vorurtheil gegen diesen Stand zu haben schienen und dieß den Mann merken ließen, so war ich gespannt, wie er sich da benehmen würde; und er benahm sich auf eine Weise, die mich noch mehr wie früher zu ihm hinzog. Es war Fasttag, und ein Paar junge Libertins ließen sich, gleichsam dem Herrn zum Tort, ihr Gabelfrühstück, aus Rostbraten bestehend, neben ihm serviren und luden ihn höhnend zur Theilnahme ein. Er dankte ruhig, ohne weitere Bemerkung. Jetzt setzte sich auch eine Dame hin und frühstückte auf gleiche Weise. Sie ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, worin sie fallen ließ, daß es doch wohl, da sie Katholikin sey und keinen Dispens habe, nicht recht seyn möge, daß sie nicht fastete. Mit heiterem Gesicht sagte ihr da der Arzt, daß sie sich damit, daß sie Bedenken hege und dennoch die Vorschrift übertrete, schon ihr Urtheil gesprochen habe. Auch an die beiden Herren richtete er jetzt einige ähnliche Worte, aber alles mit heiterem, ja fast lachendem Gesicht, als sey es ihm gar nicht Ernst damit. Und dennoch machten seine Bemerkungen tiefen Eindruck, und es währte nicht lange, so betrachtete man ihn mit einer besondern Achtung und behandelte ihn mit vieler Aufmerksamkeit. Ein physikalischer Gegenstand, den ich später berührte, erregte seine Aufmerksamkeit, und es währte nicht lange, so waren wir mit einander darüber in tiefem Gespräche, wobei er eben so viel gründliche Kenntniß als Aufmerksamkeit auf einige paradoxe Sätze, die ich aufstellte, zeigte. Mit Einem Worte, der Mann gehörte zu den angenehmsten Gesellschaftern und wir wurden in wenig Stunden die besten Freunde, nur stieg er an dem Landungsplatze bei W. oberhalb Pesth aus, was ich und wie er mir versicherte, auch er sehr bedauerte. Wie gern hätte ich in seiner Gesellschaft die Reise bis hinab nach Semlin gemacht.

Eine sehr lustige Scene erlebte ich einst auf einem Schiffe, mit welchem ich die Donau herauffuhr. Ein dicker Prälat gehörte zu der Gesellschaft, und da derselbe nach dem Mittagmahle seine Siesta auf einem der gepolsterten Bänke, halb sitzend, halb liegend hielt, so widerfuhr ihm das Mißgeschick, daß er im Schlaf aus dem Gleichgewicht kam und donnernd auf den Boden fiel, was in der Cajüte ein schallendes Gelächter, im übrigen Schiffraum aber und auf dem Verdeck eine allgemeine Bestürzung erregte, weil man nicht anders glaubte, als es sey das Schiff aufgelaufen und nahe daran zu scheitern. Ein andermal hatte ich auf einer Fahrt aufwärts Gelegenheit, mehrere Liebes-Intriguen zu beobachten. Ein Paar sehr schöne Dalmatinerinnen fuhren in Begleitung eines jungen Beschützers, eines wahren Adonis. Ihre Unterhaltung war italienisch, aber so zärtlich, daß sie eine junge Dame aus Pesth anzustecken schien; denn es währte nicht lange, so knüpfte sich zwischen ihr und dem Conducteur des Schiffes ein Tete a Tete an, was damit endete, daß letzterer der Dame seine Cabine für die Nacht abtrat und auf dem Verdeck — ob die ganze Nacht, weiß ich nicht — zubrachte. Jedenfalls aber hatte sie sich wohl befunden, denn sie kam am andern Morgen sehr spät zum Vorscheine, und zwar so, daß die spät aufstehenden Dalmatinerinnen noch vor ihr sichtbar wurden. Bin ich einmal auf dieses Thema gekommen, so will ich auch noch erzählen, wie auf einer Fahrt nach Semlin eine junge Polin, die als Erzieherin nach Konstantinopel ging, einem jüdischen Chargé-d'affaires aus Widdin den Kopf dermaßen verdrehte, daß er ihr wie ihr Schatten folgte und uns viel Spaß machte. Er war weder jung mehr noch hübsch, schien aber sehr für sich eingenommen und verleugnete seinen Nationalcharakter keineswegs, trotz dem, daß er viel in der Welt gewesen war. Indeß war es nicht eben zu verwundern, daß er ein wenig aus der Fassung kam, indem diese Polin eine wahre Sirene war, die nicht ihn allein, sondern auch einige andere Passagiere bestrickte, zuletzt aber, wie die angeführte junge Dame, mit dem Conducteur genauer bekannt wurde. In der That mußte man ihre Gewandtheit in der Unterhaltung und im ganzen Benehmen bewundern, denn es fehlte nicht viel, daß sie nicht auch meinen Reisegefährten ver-

lockte, der sich mit ihr in ein Gespräch in ihrer Muttersprache einließ.

Auf dem Dampfschiffe (Galathea genannt), auf welchem ich diese Reise machte, drohte uns ein Unfall, der glücklicherweise ohne ins Leben zu treten vorüber ging. Das Steuerruder war schadhaft geworden, und es fehlte wenig, daß es nicht abbrach; wir mußten bei Mohacs anhalten, um es auszubessern, was aber nur mangelhaft geschah. Wir fuhren von da des Abends um 10 Uhr in einer schönen, mondhellen Nacht ab; theils der Reiz dieser Nacht, theils meine Unruhe hielten mich wach, und ich blieb auf dem Verdeck. Für die Entbehrung des Schlafs ward ich reichlich belohnt, denn es bot sich mir ein stets wechselndes Schauspiel, was sich an Schönheit immerfort überbieten zu wollen schien. Das Glitzern und Flimmern des Stroms, die geschichtlich merkwürdigen Gegenden, durch welche die Fahrt ging, die Gebüsche, zwischen denen wir so häufig hinfuhren, und aus denen Viehheerden und Wild neugierig hervorlugte, zudem die Bivouaks der Hirten und das hin und wieder hallende Rufen derselben, wo zwischendurch oftmals Schüsse fielen, und endlich die Vorstellung daß ich dem Orient entgegenschwamm, das alles zusammengenommen machte mir die Nacht zu einer der interessantesten, die ich je erlebt habe.

Zwar weniger bequem, aber nichtsdestoweniger unterhaltend sind die Fahrten, welche man von Semlin aus nach Belgrad oder auch nach Pancsova in Kähnen, welche von kaiserlichen Pontoniers gerudert wurden, macht. Sie sind gewöhnlich mit zehn Mann besetzt, die, je fünf auf einer Seite, mit gleichem Schlage das Ruder in Bewegung setzen und so den Kahn selbst mit größter Schnelligkeit stromaufwärts treiben. Sie singen sich dabei gewöhnlich ein munteres Lied, wozu sie den Tact mit den Rudern schlagen. Die Bewegung auf solchen Fahrzeugen ist sehr gleichmäßig, und da man offen sitzt, so hat man volle Gelegenheit, die Umgegend zu sehen und zu mustern. Zur Linken Ungarn und zur Rechten Serbien, bieten sich fortwährend Punkte zur Vergleichung dar; in weiter Ebene, deren Gränzen das Auge nicht erreicht, dehnt sich ersteres vor dem Blicke aus, wogegen Serbien von einem langen Hügelzuge gedeckt ist; zwischen diesem Zuge schlingen sich freundliche Thäler hin, in welchen wenige elende Hütten und einige verkrüppelte Zwetschgenbäume zeigen, daß sie bewohnt sind. Wie öde und menschenleer aber diese Küste ist, das ward ich inne, indem ich auf einer Strecke von nahe an drei Meilen kaum fünf Menschen sah, und doch zeigen die auf ihr wachsenden Gräser und Pflanzen einen fruchtbaren Boden, der von einem überaus milden Klima noch begünstigt wird. Und so wie hier ist es fast allenthalben in Serbien, so ist es auch in den übrigen Donaufürstenthümern, ja nicht gar viel besser ist es auch in vielen Gegenden Niederungarns. Hier, auf einer Gesammtfläche von beinahe 5000 Quadratmeilen leben im Durchschnitt nicht viel über Tausend Seelen auf der Meile, wo 5000 sich bequem nähren könnten; da wäre Raum genug für die aus Deutschland nach Amerika abströmende, überzählige Bevölkerung.

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

2. Der Tindsee.

Von den Abhängen am Hofe Niß, wohin ein ziemlich beschwerlicher, aber belebender Morgenritt von Bolkesjöe durch Waldstriche, zum Theil durch Nebenwege geführt hatte, erblickten wir zum erstenmal den blauen Dunst jenes wundervollen Sees, welcher der Gegenstand der Bewunderung und das Räthsel für so viele Reisende gewesen ist. Wir hielten einen Augenblick an dem alten, mit künstlichem Schnitzwerk verzierten Hause des Hofes, welches friedlich und einsam auf einer kleinen Hochebene zwischen steilen, waldbewachsenen Abhängen lag, die im Hintergrunde tief und schroff abstürzen und einen Theil des Tindsees einschließen. Von Niß her traf uns zum erstenmal die Erscheinung, welche uns später so oft durch das Thal der Thellemark verfolgte, nämlich die gänzliche Entblößung der Häuser von Lebensmitteln, wie von Bewohnern. Ermattet und der Stärkung bedürftig nach halber Tagereise in der brennenden Sonne durch wilde Waldstriche oder über meilenlange Moorwiesen kommt man endlich an eine Gruppe kleiner steingrauer Balkenhäuser, wo man menschliche Gesichter zu sehen, Ruhe und Erquickung zu erhalten hoffe, und man findet den Hof öde, die Thüren verschlossen; kein lebendes Wesen ist zu sehen, kein Laut läßt sich hören, allenthalben herrscht Grabesstille, als wäre der schwarze Tod vor kurzem erst durch das Thal gezogen. Aber das Leben ist theils aus Nothwendigkeit, theils aus Lust nur hinaufgestiegen an der schmalen, von der Julinssonne durchglühten Spalte in der Gebirgsmasse, die man ein Thal nennt, auf die weiten unendlichen Gebirgsstriche, wo die Sommerluft leicht und kühl, die Grasfluren reich und kräftig sind, und nur noch die weißen, ewigen Schneegipfel über die Menschenhäupter hervorragen in den Himmel hinein. Hier kann man im Sommer den Gebirgsbauern in seiner Sennheimath finden, hier wohnt er mit Söhnen und Töchtern, mit Pferden und Rindvieh, hier fließt seine Gastfreiheit über mit Milch und Rahm, während unten auf dem Bergabsatz sein Hof verlassen steht, und der Reisende kaum ein Paar alte arme Leute findet, welche ihm nichts zu bieten haben, als uralte, grünsaure Kellermilch, Fladbrod, vielleicht Speck und wenn das Glück besonders gut ist, ein wenig steinhartes Salzfleisch. So waren auch die Bewohner des Nißhofes auf das Gebirge hinaufgezogen, und doch hätten wir hier jemand bekommen sollen, der uns über den Theil des Tindsees setzte, wo uns die Schiffspost treffen sollte. Nach langem Rufen und Suchen in den kleinen Häuschen umher, welche wie gewöhnlich in großer Zahl sich bei dem Hofe finden, zogen wir endlich einen alten Invaliden aus einer Scheune hervor, wo er auf einigen dürren Blättern lag und die Vormittagshitze verschlief. Dem Mann schien indeß die unerwartete Störung nicht sonderlich zu behagen, denn wie manche seiner Landsleute zog er es vor, seiner Bequemlichkeit zu pflegen, statt etwas zu verdienen. Sich schüttelnd und vor sich hin murmelnd hinkte er doch uns nach, als wir bereits den ziemlich langen und beschwerlichen Weg nach dem See hinabstiegen. Hier lag er denn vor uns, dieser von himmelhohen Gebirgsmassen eingeschlossene launenvolle Wasserstreif, jetzt blank und still und spiegelnd im Sonnenschein, wie ein geschliffener Stahlspiegel, vielleicht aber im nächsten Augenblick zum Schaum aufgeregt durch einen plötzlichen Stoß aus den tiefen Klüften. Bis jetzt sahen wir bloß den untersten und am wenigsten charakteristischen Theil davon, aber schon war das Bassin schmal und tief genug, um in uns

die Erwartung rege zu machen auf das, was sich innerhalb der im Hintergrunde vorspringenden Bergcoulissen öffnen würde.

Während der alte Fährmann mit nicht aus der Fassung zu bringender Umständlichkeit und Langsamkeit seiner Eierschale von einem Boot flott zu machen suchte, hatten unsere Postbauern von Bolkesjöe ihre kleinen Pferde vom Zügel und Sattelzeug losgemacht, und ließen nun diese wilden streitlustigen Hengste, welche wir den ganzen Weg so große Mühe gehabt hatten, in gehörigem Abstand von einander zu erhalten, plötzlich los. Unter einem fürchterlichen Schnauben und Wiehern, das in den Bergen rundumher tönte, stürzten nun die rasenden Thiere sich übereinander, bissen, schlugen und richteten sich auf den Hinterbeinen auf, während die Postbursche, ein Paar junge rasche Männer in thellemarkischer Nationaltracht, sich dazwischen warfen, laut jauchzten und schrien und eine stolze Freude an diesem wilden Schauspiel zu finden schienen, das völlig zu den Umgebungen stimmte. Endlich war unser saumseliger Alter mit seinen Vorbereitungen zur Ueberfahrt fertig; wir stiegen vorsichtig in sein gebrechliches Fahrzeug, das bei der mindesten Bewegung schwankte und durch dessen faule Fugen das Wasser eindrang. Obschon die Strömung hier ziemlich stark ist, wo der Tindsee seinen Ablauf in den Fluß hat, kamen wir doch mit unserem schwachen Kahn gut und glücklich auf die andere Seite hinüber, wo die Frau der Postbauern von Tindoset uns sogleich unter ihren Schutz nahm und einen Boten absandte, um Ruderleute aufzutreiben, wobei sie uns aber doch gleich die tröstliche Nachricht gab, es könne wohl seyn, daß man jetzt niemand fände, denn die meisten seyen jetzt wegen der Feldarbeit fort. Inzwischen war hier nichts anderes zu thun, als mit Geduld zu warten; wir setzten uns auf die Bank außerhalb der Hütte, deren Inneres nicht sehr einladend aussah, zogen aus unserem Nachtsack etwas hervor und hielten unser mageres Mittagsmahl, umringt von Tindosets daheim befindlichen Bewohnern, die meist aus Kindern und alten Weibern bestanden, welche jeder unserer Bewegungen mit den Augen folgten, und uns mit den gewöhnlichen naiven Fragen überwältigten, wer wir seyen, woher wir kämen, was wir hier wollten u. s. w. Eine uralte Hexe, die wackelnd an ihrem Stab aus der Stube herauskam, schüttelte jetzt noch mehr mit dem Kopfe, als sie es bisher gethan hatte, und verzog ihren zahnlosen Mund zu einem mitleidigen Lächeln, als sie hörte, daß wir hauptsächlich heraufgekommen seyen, um den Gousta und den Wasserfall des Rjukan zu sehen. „Da bin ich nun in Tindoset gesessen lange Jahre und habe viele Reisende aus allen Enden der Welt herziehen sehen zum Wasserfall, aber ich habe noch nie daraus klug werden können, weßhalb sie so weit herkommen und so viel Geld ausgeben, um etwas so Garstiges zu sehen.“ Unsere Befreiungsstunde schlug bälder als wir erwartet hatten, denn der Bote hatte glücklich auf einem Platz in der Nähe ein paar Bursche daheim gefunden und wir erhielten schnell zwei flinke Ruderer. Ein Lager von frischem Laub wurde im Hintergrund eines neuen guten Bootes in Bereitschaft gesetzt, wir lagerten uns bequem darin und schnell ging es den spiegelglatt daliegenden Fjord hinauf. Die Mittagssonne stand brennend über unsern Häuptern, ihre mächtigen Strahlen schienen die Kraft zu haben, den schwarzen Wasserspiegel, über den wir hinglitten, zu durchdringen und die darunter liegenden Tiefen zu erleuchten. Aber des Tindsees Gewässer sind für jetzt noch zu bodenlos, seine Heimlichkeiten allzu wohl bewahrt. Nicht eine Handbreit unter die Oberfläche des Wassers kann man sehen, selbst dicht am Lande, nichts als die schwarze Tiefe stiert herauf mit ihren unergründlichen Augen. Keine Wasserpflanze wiegt ihre grünen Blätter auf den Wellen des Tindsees, kein Schilf flüstert an seinen Ufern, nur die schwarzen, ernsten Gebirgswände steigen fast senkrecht an beiden Seiten der Wasserfläche empor bis zu mehreren tausend Fuß Höhe, hie und da auf den Vorsprüngen und in den Ritzen mit Laubwald und Föhren bewachsen, aber oft ganz entblößt und zerbrochen durch furchtbare Orkane und Herabstürzen von Felsen. Daher kommt es, daß der Tindsee selbst bei dem schönsten Wetter einen so seltsamen, finstern und beklemmenden Eindruck macht; wie mag er aber dann anzuschauen seyn, wenn der Gebirgssturm die vier Meilen lange Spalte durchrast und seine kurzen Wellen zum rauchenden Schaum aufpeitscht, oder wenn der Herbstnebel sich grau und hart darüber hinlegt und die langen Schatten niemals weichen. Wie wir voranfuhren und einen Felsvorsprung nach dem andern zurücklegten und die Gebirge, namentlich auf der linken Seite, immer höher und furchtbarer anstiegen, als die Wasserfälle weit oben an den platten Bergabhängen wie lautlose weiße Streifen sich zeigten, und die linken ungeheuern Klippenränder ihre langen dunkeln Schatten breiter und breiter über den See warfen, so daß wir endlich trotz des ungemein warmen und klaren Sonnenscheins am frühen Nachmittag wie in der kühlsten Abenddämmerung dahin ruderten, da fühlten wir uns mehr und mehr von wundersamen Gefühlen ergriffen, und es kam uns vor, als bringe uns jeder Ruderschlag bald widerstrebend, bald sehnsüchtig näher in die innersten Gewölbe des Berggeistes.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiger Regen in Calcutta. Am 2 August fiel zu Calcutta bei reinem wolkenlosem Himmel zwischen 8 und 9 Uhr Abends ein starker Regen. Leider dehnte er sich nicht bis zu dem Gebäude aus, wo der Regenmesser sich befindet, so daß man die Menge des gefallenen Regens nicht näher angeben kann. Auf Mauritius soll das Phänomen eines Regens bei wolkenlosem Himmel nicht ungewöhnlich seyn, und einige Eingeborne Indiens behaupten, daß es in Indien jährlich ein- oder zweimal eintrete. (Lit. Gaz. vom 4 Oct.)

Die Frauen in Birma. Das Gesetz Godamas erlaubt nicht mehr als Eine Frau, aber die Reichen unterhalten Eines oder mehrere Concubinen, die sie in besondern Häusern unterbringen, um Streitigkeiten unter denselben zu vermeiden. Dasselbe Gesetz verlangt, daß der Mann bis zu seinem Tode bei seiner gesetzmäßigen Frau verharre, und damit stimmt auch die öffentliche Meinung überein, welche die, die sich davon scheiden, als entehrt betrachtet. Indeß sind die Ehescheidungen sehr häufig, und die Hauptursache scheint zu seyn, daß die Weiber sehr schnell ihre Schönheit verlieren. So lange sie jung sind, zeigen sie viele Munterkeit und Anmuth, sobald sie aber ein Kind gehabt haben, werden sie so häßlich, daß man sie nicht wieder erkennt. Dieß ist hauptsächlich eine Folge der Behandlung der Wöchnerinnen. Kaum ist das Kind geboren, so zündet man ein großes Feuer an und macht eine solche Hitze, daß selbst die Gesunden es kaum aushalten. Die Frau, welche ganz in der Nähe bloß liegt, muß dieß Feuer zehn bis fünfzehn Tage aushalten, so daß sie nachher oft ganz ausgetrocknet und geschwärzt ist. (Revue de l'Orient. Sept.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1845.

Der neue Krieg mit Abdel-Kader.

Wenn der neue Sturm, welcher sich in Afrika erhebt, die französische Regierung wirklich überrascht hat, so stellt sie sich damit ein schlechtes Zeugniß aus, denn einige in den algierischen Angelegenheiten wohl bewanderte Blätter haben die baldige Rückkehr Abdel-Kaders auf den Kriegsschauplatz mit Bestimmtheit vorausgesagt, *) und wenn Marschall Bugeaud in einem kürzlich veröffentlichten Schreiben sehr unverblümt zu verstehen gibt, daß wenn man seinem Rath gefolgt und wenn er in Afrika anwesend gewesen wäre, das Unglück — nämlich die Niedermetzelung eines Bataillons — nicht vorgefallen seyn würde, so ist das eine kleinliche Eitelkeit, die zum mindesten gesagt, seinem Rang und seiner Stellung wenig Ehre macht. Doch wir haben es hier nicht mit den Eitelkeiten und Persönlichkeiten zu thun, welche in den französisch-afrikanischen Angelegenheiten das durchschnittliche Maaß von Einwirkung etwas überschreiten, sondern mit dem neuem Auftreten Abdel-Kaders, das auf den dortigen Stand ein sehr helles, für Frankreich nicht sehr erfreuliches Licht wirft. Wir sehen Abdel-Kadern von dem Vertrag an der Tafna (1837) bis Ende des Jahres 1839 emsig beschäftigt, seine Macht zu befestigen; als er dieß in genugsamem Maaße geschehen und den Stand der europäischen Angelegenheiten hinreichend verwickelt glaubt, um einen Krieg erwarten zu dürfen, bricht er im November 1839 plötzlich los, und seine Schaaren dringen bis in die Umgegend Algiers vor. Der Krieg vom J. 1839 bis Ende 1842 bricht seine auf algierischem Boden begründete Regierung und er setzt im J. 1843 den Kampf vom marokkanischen Gebiet aus fort, was im J. 1844 einen Bruch zwischen Marokko und Frankreich herbeiführte. Der Friedensschluß legt dem Kaiser von Marokko die Verpflichtung auf, Abdel-Kadern ins Innere seiner Staaten zu entfernen, aber Mulei Abderrahman kann beim besten Willen diesem Begehren nicht nachkommen. Abdel-Kader hielt sich in dem nördlichen Gebirge bei den dem Kaiser nie sonderlich unterwürfigen Berberstämmen auf, die bis nach Tanger hin gegen den Kaiser im Aufstand sind, *) unterhält wie natürlich in dem Gebiet von Algier, namentlich in den Provinzen Oran und Titeri, Verbindungen, und fühlt sich bereits stark genug, den Schauplatz wieder zu betreten, ohne sich um Mulei Abderrahman zu bekümmern. Dürfen wir einem Ausdruck in den französischen Blättern glauben, so hätte er bereits den Titel „Fürst der Gläubigen" (Emir el Mumenin) angenommen, was den Beweis liefern würde, daß er die Entthronung Mulei Abderrahmans nicht bloß beabsichtigt, sondern auch, was noch viel mehr heißen will, öffentlich anzukündigen wagt. Im Laufe des Sommers brachen an verschiedenen Orten einzelne Aufstände aus, die blutig gedämpft werden mußten, selbst nahe bei Algier in Scherschel, der größere Aufstand blieb aber verschoben bis nach der Ernte, weil die Araber, um ihre Subsistenz zu sichern, vorher die Ernte hereinbringen und in Silos unterbringen müssen. Vergebens drangen einige Officiere darauf, daß man den Stämmen auferlegen solle, ihre Vorräthe an bekannten Orten, und nicht in allenthalben zerstreuten, nur dem Eigenthümer bekannten Silos aufzubewahren, wodurch man sie auch für die Zeit nach der Ernte abhängig gemacht hatte; der Rath ward nicht beachtet und jetzt ist der Aufstand in einem großen Theile der Provinzen von Oran und Titeri ausgebrochen, nicht aber in der Provinz Constantine, über welche Abdel-Kader nie einen herrschenden Einfluß ausübte. Schon dieser Umstand gibt den Beweis an die Hand, daß ein fortdauerndes Einverständniß zwischen Abdel-Kader und den verschiedenen einheimischen Agas besteht, die den Franzosen den Eid der Treue geleistet, mit Ehrenburnus bekleidet und mit dem Oberbefehl über Stämme und Districte betraut worden waren. Sie folgen Abdel-Kaders Wink noch jetzt wie vor fünf Jahren, und dieß beweist, daß die Franzosen nicht nur die Stämme noch nicht moralisch unterworfen haben, sondern daß sie auch nicht die rechten

*) S. z. B. L'Algerie vom 16 Julius.

*) Bu Sellam und der Kaid von Tanger standen fast den ganzen Sommer über gegen die Beni Messuar und Beni Wadra im Felde, ohne etwas gegen sie ausrichten zu können (s. Algerie vom 6 October.)

Mittel ergriffen, um den Gehorsam durch Zwang zu sichern. Viele erklären jetzt Bugeaud dazu für völlig unfähig und dringen darauf, daß Lamoricière zum Generalgouverneur ernannt werde; auch das Kriegssystem Bugeauds, der hauptsächlich französische Infanterie und einheimische Reiter verwendet, statt ein stärkeres französisches Reitercorps zu bilden, wird getadelt.

Wie dem indeß seyn mag, die Lage der Dinge kann nicht bleiben, wie sie ist, und es erhebt sich die große Frage: kann man sich Abdel-Kaders erwehren und sich seiner bemächtigen, ohne ganz Marokko mit Krieg zu überziehen? Letzteres wäre ein solches Zugpflaster an den Streitkräften Frankreichs, daß man sich wohl besinnen wird, ehe man sich so weit einläßt; indeß ist die Nothwendigkeit Abdel-Kadern auf marrokanischem Gebiet zu verfolgen so offenkundig, daß man sie jetzt von allen Seiten anerkennt. Aber wie weit man in diesem Punkte zu gehen hat, das ist die Frage. Man hält den Marschall Bugeaud für einen Degenknopf, der durch seine Thätigkeit, seine Ausdauer, seinen Muth, seine Sorgfalt für die Bedürfnisse des Soldaten Großes geleistet hat, aber man spricht ihm die administrativen Kenntnisse, den nöthigen Tact in der Behandlung der Menschen, namentlich die vorschauende Klugheit ab, welche die Ereignisse kommen sieht, und sich darauf vorbereitet. Er kam nach Algier, um Krieg zu führen und den Marschallsstab zu verdienen, und hat auch, so lange er in Afrika war, Krieg geführt; als es ihm im Westen an Feinden zu fehlen schien, wollte er gegen die Kabylen im Dschurdschura ziehen, und hätte auch ohne den Widerstand des Ministeriums diesen Zug wahrscheinlich im Laufe des Sommers unternommen, und sich dadurch in große Verlegenheiten gestürzt, da er 15—16,000 Mann zu diesem Unternehmen nöthig gehabt hätte, und zwar wahrscheinlich über den Herbst hinaus, so daß Abdel-Kadern gar nichts bequemeres hätte kommen können, als dieser wenn auch nicht gerade überflüssige, doch nicht dringend nöthige Kriegszug, der einen bedeutenden Theil der verfügbaren Truppen nach der entgegengesetzten Seite gezogen hätte. Solche Unbesonnenheiten sind nicht geeignet, dem Marschall Bugeaud das Vertrauen des Ministeriums zu erhalten, und es dürfte wohl bald zu einer Abberufung kommen, wenn nicht der Krieg in Afrika bis zum Maaßlosen fortgesetzt und die Kräfte Frankreichs nutzlos verplittert werden sollen.

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

10. Die Grundherren in Ungarn und Siebenbürgen.

Nur der Adel kann eigentlich in diesen beiden Ländern den Grund und Boden erb- und eigenthümlich besitzen, denn alle andern, so sich dieses Besitzes erfreuen, haben ihn bis jetzt nur scheinbar, und nur diejenigen, welche als Bauern von der Krone in Nieder-Ungarn angesiedelt sind, folglich nur dieser zu Lehn sitzen, können sich rühmen, einen eigenthümlichen Besitz zu haben. Alle andern sind fast durchgehends glebæ adscripti, über deren Grundstücke dem Grundherrn eine beinahe größere Macht zusteht, als ihnen selbst. Sie kaufen zwar dieselben und erwerben sich damit deren Besitz, aber dieser ist so beschränkt und belastet, daß, wenn ein böswilliger Grundherr ihnen denselben aufs bitterste verleiden oder sie gar von demselben bringen will, ihm dieß gar nicht allzuschwer wird, weil mancherlei Gesetze und Formen der veralteten Constitution sowohl, als die Art von Souveränität, die der grundbesitzende Edelmann auf seinen Gütern genießt, ihm solches sehr erleichtert. Man mag dieß leicht aus dem, was ich hier als Beispiel anführen will, entnehmen, und mag hieraus auf den deßfallsigen Zustand des ganzen Landes schließen:

Ich fuhr einst mit einem Magnaten in Siebenbürgen auf seinen Gütern umher. Er gehörte zu den humansten jenes Landes und führte einen berühmten Namen. Ueber alles, worüber ich Auskunft wünschte, theilte er mir dieselbe aufs zuvorkommendste mit. Wenn ich über die ausgedehnten Gerechtsame, die er als Grundherr genoß, im Vergleich zu den unseren in Deutschland erstaunte, so gab er mir zu bedenken, daß dieselben in früheren Zeiten sich noch weiter erstreckten und daß die Humanität vieler Grundherren sich schon so mancher aus freien Stücken begeben habe. Das hierin gegebene Beispiel habe weiter gewirkt und es seyen auf den jüngsten Landtagen den Unterthanen sehr viele Lasten erlassen und Rechte eingeräumt worden, für welche die Grundherren keine Entschädigung erhalten hätten. Auch in Ungarn, fuhr er fort, sey dieß geschehen, wie es ja auch öffentlich bekannt sey. Mittlerweile kamen wir zu einer neuen, nett und mit Geschmack erbauten Villa, die mir auffiel und nach deren Besitzer ich meinen Gastfreund fragte. Es sey, sagte er, ein wohlhabender Armenier, der das Besitzthum gekauft und sich darauf diese Villa erbaut habe; würde derselbe, sagte er, mich und meine Gesinnungen nicht kennen, so würde er es nicht gewagt haben einen so kostbaren Bau zu führen; denn, fuhr er fort, wenn mich nach der Besitzung gelüsten sollte, so brauchte ich ihm bloß dafür zu zahlen, was eine Schätzungscommission des Comitats dafür festsetzen würde, und, setzte er lächelnd hinzu, solche Commissionen schrauben den Preis nicht hoch. So lange aber ich und meine Kinder leben, fuhr er fort, hat er nichts der Art zu besorgen.

Ein anderes Beispiel. Ein Magnat in demselben Lande äußerte den Wunsch, ich möchte doch sehen, ob ich ihm nicht Colonisten aus Deutschland senden könnte, die er aufs günstigste stellen und ihnen Haus und Grundstücke verleihen wolle. Ein anderer, der dieß mit anhörte, nahm mich bei Seite und rieth mir, mich doch ja nicht darauf einzulassen, weil zwar dieser Herr human wäre und sein gegebenes Wort halten würde, weil aber seine Nachkommen, wenn er stürbe, sich daran nicht binden, sondern den Colonisten ihre vermeinten Besitzungen gegen eine sehr geringe Entschädigung abnehmen und sie im besten Falle mit uncultivirten Ländereien entschädigen würden.

Das ist es aber, was viele deutsche Einwanderer wieder aus diesen Ländern hinausgetrieben hat. Jedoch ist die Gesetzgebung und Constitution daselbst auf dem Weg der Revision, und es sind schon eine Menge alter, in frühere barbarische Zeiten gehörige Observanzen und Privilegien abgeschafft. So unter andern ist es jetzt im Werke, daß der Adel sich eines seiner Hauptvorrechte, nämlich der Befreiung von jeder Besteuerung begeben will, und es haben bereits eine Anzahl von Comitaten dafür gestimmt, denen sich, wie Zeitungsnachrichten besagen, immer mehrere anschließen. Der Gegenstand kam auf dem letzten Landtage schon zur Sprache und wird auch auf dem nächsten seine Erledigung finden.

Es ist aber der Grundbesitz in Ungarn und Siebenbürgen in große Herrschaften und kleinere Besitzthümer, sogenannte Compossessorate, getheilt. Auf den erstern sind die Eigenthümer fast unbeschränkte Souveräns, und wenn sie auch unter der Gerichtsbarkeit und Oberpolizei der Comitatsverwaltung stehen, so werden sie von derselben eben nicht sehr beengt. Es steht zwar bei erwiesenen Bedrückungen der Unterthanen der Recurs an das Comitat zu, aber bevor sie diesen ergreifen, muß ihnen viel geschehen seyn. In neuerer Zeit hat sich jedoch vieles zu ihren Gunsten geändert und es bedarf meistentheils nur der richtigen Ansicht von ihrer Stellung und des Muthes sie geltend zu machen, um unstatthaften Bedrückungen ein Ziel zu setzen. Auf den Compossessoraten ist der Kreis der Eigenthümer beschränkt, aber gerade weil dieß der Fall ist, so machen sich dieselben auch, so viel es nur angeht, breit. Sie bestehen meistentheils aus dem niedern Adel, und daß dieser aufsätziger ist und auf seinen alten Privilegien hartnäckiger besteht, wie der hohe Adel, das ist aus den Landtagsverhandlungen bekannt. Solche Besitzthümer gibt es aber in manchen Ortschaften mehrere und sie gleichen den kleinen Dominien, wie wir deren in Deutschland viele haben. Manche derselben erstrecken sich aber über mehr als tausend Joch, so daß sie an Umfang schon den ansehnlichen Dominien gleichen.

Diese genannten sämmtlichen Grundbesitzthümer sind, wie schon gesagt, in den Händen des Adels und können, besonders was die großen Herrschaften betrifft, nicht nach Belieben verkauft werden, weil sie eigentlich sämmtlich als Majorate zu betrachten sind, die in den Familien forterben müssen. Nur so weit erstreckt sich das Recht der Disposition des jedesmaligen Eigenthümers, daß er sie in Versatz geben, d. h. Gelder darauf borgen und sie als Unterpfand geben kann. Dieß in Versatzgeben erstreckt sich auf einen Zeitraum von 30 Jahren, binnen welchem der Darleiher das Benutzungsrecht ausübt und dadurch, wie man wohl leicht erräth, hohe Zinsen von seinem Capitale zieht; kann der Verpfänder oder dessen nächste Erben sie nach Ablauf der angegebenen Frist nicht einlösen, so tritt eine neue, gleich lange Versatzzeit ein. Die Einlösung aber wird dadurch sehr schwierig, daß dem Nutznießer alle während der Versatzzeit gemachten Verbesserungen nach Taxe vergütet werden müssen, was, wenn man es zu dem dargeliehenen Capitale schlägt, eine sehr große Summe ausmacht. Aus alle dem ersieht man, daß auf die Art Güter ein Jahrhundert und länger in Versatz bleiben, und nur dann herauskommen können, wenn ein durch Zufall reich gewordenes Glied der Familie in Stand gesetzt wird, sie einzulösen. Dieses Aviticitätsrecht, dessen Last man fühlt, ist beim letzten Landtage zur Sprache gekommen, und wird im nächsten vielleicht, wenn nicht seine Abschaffung, doch eine wesentliche Umänderung erleiden.

(Schluß folgt.)

Das Fest der Madonna Addolorata in Neapel.

Ein Correspondent des Athenäums berichtet in einem Schreiben aus Neapel vom 19 September folgendes: „Ich habe nie eine so glänzende, eine so rein orientalische Scene gesehen, die so sehr meine Träume von den arabischen Mährchen realisirte, als an diesem Abend in den Straßen von Neapel bei Gelegenheit des Festes der Madonna Addolorata. Dieß Fest trägt zwar einen religiösen Namen und Aushängeschild, ist aber wohl eigentlich ein Volksfest, d. h. ein Fest der Lazzaronis, denn alles ist darauf berechnet, diese anzuziehen. Die lange Toletostraße, nebst der Straße di Santa Brigida, der Via Medina und den kleinen einmündenden Straßen sind von einer Seite zur andern mit Festons von Lorbeeren und anderem Strauchwerk überwölbt, und zwischen den Blättern glänzt eine zahllose Menge mannichfacher in Form von Blumen aufgehängten Lampen. Oben über jedem Bogen war eine lateinische Inschrift, welche die Leiden der Madonna schilderte oder auf einen Theil ihrer Geschichte anspielte. Daß alles Lateinisch ist, geschieht wahrscheinlich zum Vortheil des Volks, das manchmal um so mehr erbaut ist, je weniger es versteht. Hier hoch oben an der Façade eines mächtigen Palastes hing ein Gemälde der heiligen Jungfrau, umgeben von einem Kranz von Lichtern, dort mitten in der Luft ein zweites, und so hätte man in jeder Straße und an jedem Hause Tausende bezeichnen können, die von allem Glanze stammten, welchen Wachs und Oel nur immer verleihen können. Was mich am meisten in Erstaunen setzte, waren die riesenhaften Leuchter, die mitten in der Straße hingen, einige 40 bis 50 Fuß hoch, die von der Mitte zierlicher Blumenfestons herabhingen und ein Werk der Zauberei zu seyn schienen. Für mich war es das größte Wunder des Tages. Hie und da erhoben sich mit Blumen und Strauchwerk umwundene und glänzend beleuchtete Gerüste, auf denen in Zwischenräumen Militärmusik bis tief in die Nacht hinein spielte, und an verschiedenen Punkten der Stadt wurden Feuerwerke abgebrannt. Ich schlenderte die Via Medina hinab, und wenn ich in die zahlreichen kleinen Seitenstraßen hineinschaute, so wähnte ich in der That nie etwas so Zauberhaftes gesehen zu haben. Es war Ein Lichtschimmer und so wundersam und schön geordnet, daß es aussah, wie eine Reihenfolge zierlicher aus Myriaden herabgefallener Sterne gebildeter Bogen. Die Religion hatte mit diesem Fest freilich nicht viel zu thun. Die Kirchen waren zwar offen, glänzend beleuchtet und mit allerlei Zierrathen und künstlichen Blumen behängt, in manchen rauschte auch eine schöne Musik, aber die ganze Scene war durchaus nur geeignet die Sinne zu blenden und nicht das Herz zu rühren. Unter dem Geschrei und Drängen der Menge, der emsigen Thätigkeit der „Ladroni" und der nicht minder emsigen Verfolgung von Seite der Sbirri meinte ich man hätte das Fest weit eher ein Volksfest, als ein Fest der Madonna Addolorata nennen sollen."

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

2. Der Tindsee.

(Fortsetzung.)

Aus dieser seltsamen, wie zu einer übernatürlichen Macht hinziehenden Stimmung, die bei einer einzelnen Fahrt über den Tindsee selbst den ungläubigen Weltmenschen ergreift, kann man leicht einsehen, daß solche Stimmungen bei dem den See umwohnenden naiven Bergvolk Körper und Gestalt annehmen, und als etwas außer der Einbildungskraft Bestehendes auftreten. Denn die Bewohner dieses wilden Strichs sind nicht wie die meisten Bauern des Landes stumpfsinnige, für die Einwirkung der sie umgebenden Natur unempfindliche Leute, sondern zeigen vielmehr ein tiefes Gemüth und sind ihren eigenen Grübeleien hingegeben, in denen die großartigen, aber finstern Umgebungen wie natürlich sich abprägen. Denkt man sich nun diese Kinder der Natur in ihren einsamen Berggeländen an einem nebeligen Morgen, wo die Umrisse der ungeheuern Felsenküsten gleichsam sich bewegen und übereinander hinfließen, und schwere, weißgraue Wolkenmassen niederhängen über die schroffen Klippen und auf- und niederrollen, oder in einem det rasenden Stoßwinde, wo alle heulenden Stimmen der Tiefe losgelassen scheinen, und die zum Schaumstaub gequetschten Wellen um das Boot wirbeln und es zurückwerfen von den ungastlichen Ufern, wo kaum ein Fuß breit Landungsplatz zu finden, — oder an einem stillen, sonnenklaren Abend, wie dieser, wo Licht und Schatten wundersam wechseln auf dem ruhig daliegenden See, und die Gebirgsgipfel sich fest und bestimmt am tiefblauen Himmel abzeichnen, und ein fernes Rasseln in den mit Geröll angefüllten Schluchten, oder ein von den hohen Sennweiden hergetragener Ruf die träumerische Stille mehr andeutet als unterbricht, da fühlen wir mit ihnen, daß die unbewußte Naturpoesie in ihrer Brust geweckt werden kann, und hervortreten in lebenden, wenn auch wilden und barocken Formen. Darum ist dieser ganze Strich steiler Gebirge und tiefer Seen im Munde des Volks belebt von einer Heerschaar von Ungeheuern, Riesen, Nixen, Wundermännern und den Sagen, welche sich an alle diese verschiedenen Ausprägungen des innersten Wesens der Gebirgsnatur knüpfen. Wir finden hier kaum einen Landvorsprung, irgend einen eigenthümlichen Absturz, der nicht seine Geschichte hat, kaum eine Spalte im Gebirgsweg ohne ein Merkzeichen irgend eines Kampfes. Liegt hier ein großer Klippenblock lose über einem andern auf der Wasserseite, so kann man sicher seyn, daß irgend ein Ungeheuer ihn nach einem mit Spiel und Klang auf dem Fjord hinziehenden Hochzeitspaare geworfen hat; stürzt ein Schneegewitter mit chaotischer Verwüstung an der Gebirgsseite nieder, so sind das die Ungethüme, die ihn auf St. Olaf, der über den See ruderte, losgelassen haben; rast der Herbststurm durch die Klüfte, so ist es der Asgardreigen, des Nordens wilde Jagd, der unter Schwertergeklirr und Peitschenknall, mit Hohngelächter und Klageruf hinfähret über den Schauplatz der Thaten alter Zeit. Wo ein scharf abgeschnittener Riß im Gebirge einige tausend Fuß Höhe niedergeht bis zur Wasserfläche, da ist einmal ein Riese ausgeglitten, als er von einem Gebirgsrand zum andern quer über den Tindsee schreiten wollte. Die glatte Felswand, welche von dem aus den Ritzen niederhängenden Birkenbuschwerk thorartig umschlossen wird, öffnet sich zuweilen in einer stillen Sommernacht, und die Nixe sitzt darinnen unter der Wölbung, kämmt ihr Haar und lockt die Vorüberfahrenden mit ihrem wehmüthigen Gesang; lassen sie sich überwältigen von ihrem bethörenden Ruf und steigen sie über ihre Thürschwelle, da schließt die Felswand sich plötzlich und sie sind für ewig dem Blick der Menschen entrissen. Des Tindsees schwarze Tiefe läßt sich nicht messen, und es findet sich kein Tau, das auf den Grund reichte, und wer es dennoch versuchen will, der wird selbst hinabgerissen in die Tiefe.

Mitten unter den Erzählungen dieser Sagen und Denkmäler und wunderlich ergriffen von der Uebereinstimmung mit den Umgebungen, fuhren wir allmählich weiter und weiter den See hinauf. Unsere Ruderer, ein junger Bursche und ein Mann von mittlerem Alter, waren beide voll von diesen Geschichten, doch zeigte sich in der Art ihres Erzählens ein merklicher Unterschied. Der junge Mensch, ein hübscher Bursche mit blonden Haaren und blauen Augen, fast etwas zu zart gebaut für einen Thellebauern, sprach aus seinem innersten Herzen; die festeste Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Erzählten war auf seinen offenen Zügen ausgeprägt, und er sah aus, als ob er jeden Augenblick erwarte, daß die Felswand, unter der wir hinruderten, sich öffnen und die schöne Nixe ihn in ihre Arme schließen könne. Der ältere Mann dagegen, ein schwarz berußter Kerl mit einer offenen, aber listigen Physiognomie, sprach bereits mehr aus dem Standpunkt der Reflexion, gab seine Sagen zum Besten in einem mehr spöttischen Ton, und sah mit einem mitleidigen Lächeln auf seinen jungen, nie aus dem Umkreis seiner Gegend hinausgekommenen Rudercameradeu, während er selbst mit seinem Aufenthalt in Drommen und Christiania prahlte, wo er den Aberglauben seiner Heimath verachten gelernt hatte, ohne doch etwas an dessen Stelle setzen zu können. Man sieht somit, daß die liebenswürdige Halbcultur auch am Tindsee Fortschritte macht, und bald wird vielleicht die poetische Auffassung der Naturphänomene auch hier einer flach-populären Aufklärung weichen. Aber so viel auch dieser Mischling von einem Bewohner Drammens und des Tindsees sich von dem Aberglauben seiner Heimath losgemacht hatte, war er doch auf dem Wege der Emancipation nicht so weit gekommen, daß er zugleich seinen Antheil an der naiven Neugierde aufgegeben hätte, denn er stimmte ehrlich mit seinem jüngern Cameraden zusammen, um uns über unsere Lebensverhältnisse auszufragen. Auch nehmen diese Leute gläubig an, was sie auf solche Weise erfahren haben, sey es nun wahr oder falsch; sie wissen ein Langes und ein Breites von allen möglichen Reisenden zu erzählen, die seit Menschengedenken ihr Thal bereist haben. Darunter kann man denn auch die allerverwundersamsten Würdenträger zu hören bekommen; so erzählten unsere klugen Ruderer mit großer Selbstbefriedigung, sie hätten vergangenes Jahr den „König ver Irland“ den Fjord hinaufgerudert.

(Schluß folgt.)

Das afrikanische Fieber hat auf einem an der afrikanischen Küste aufgestellten und kürzlich nach England gelangten Schiffe, dem Eclair, furchtbare Verheerungen angerichtet. 66 Personen sind gestorben und nur 41 verschont geblieben, die Convalescenten hat man auf eines und die Gesundgebliebenen auf ein anderes Schiff gebracht. Das Fieber muß in hohem Grade ansteckend gewirkt haben: ein Mann befand sich drei Tage am Ufer, kam krank zurück und bald darauf waren 18 Personen vom Fieber und schwarzem Erbrechen ergriffen, eine ganz neue Erscheinung bei dem bisher beobachteten afrikanischen Fieber. (Shipp. Gaz. vom 13 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1845.

Die Scienziati in Neapel.

(Nach einem Schreiben aus Neapel vom 19 September, in Athen. 11 Oktober.)

Neapel ist die Stadt der Contraste, und war es niemals mehr wie jetzt, wo Wissenschaft, Aberglaube und Possenreißerei neben einander gehen, und jedes in seinem Kreise zur Unterhaltung der hier versammelten Menschenmenge beitragen. Der Gelehrtencongreß versammelt sich jetzt zum erstenmal in Neapel, und wie sich leicht denken läßt, cursiren eine Menge Ansichten, die man zum Theil für unmöglich halten sollte, wenn man sie nicht ganz ernsthaft debattiren hörte. Einige meinen, der „Congreß" solle die Angelegenheiten der Regierung in Erwägung ziehen, eine Constitution entwerfen oder wenigstens eine der schweren Auflagen, unter denen das Volk seufzt, aufheben, andere stehen mit aufgesperrtem Munde da, wenn man nur die Scienziati nennt, und scheinen zu fragen, was dieß denn für eine Menschenrace sey. Ich finde überhaupt, daß man hier von dem Zwecke, den der Congreß sich vorgesetzt, sehr wenig begreift, und die Mitglieder werden von dem vornehmen Pöbel hauptsächlich darum willkommen geheißen, weil ihre Zusammenkunft Veranlassung zu einer Reihe von Belustigungen gibt. Die Lazzaroni jedoch, welche in ihrer Art eine eben so distinguirte Classe sind, wie der vornehme Pöbel, können ihre Scherze über die „Scienciati" oder „Scoscienziati" (Gewissenlosen) oder „Licenziati," wie man sie bunt durcheinander nennt, nicht lassen. Eine Probe unter Hunderten von dem Witz dieser lustigen Bursche kann ich nicht unerwähnt lassen; zur Erklärung aber muß ich vorausschicken, daß den Scienziati ein öffentliches Gastmahl gegeben wird, für welches sie nur 6 Carlini zahlen, während der wirkliche Werth 10 — 12 beträgt, der Rest wird von dem Sindico als Repräsentanten der Stadt bezahlt. Als ich vor einigen Tagen durch eine Straße schlenderte, stand eines dieser nacktbeinigen Kinder der Sonne da, schwärzte sich die Füße und Knöchel, band etwas Steifes um seinen Hals, stellte sich dann mit großem Ernst vor eine tragbare Pastetenbude, nahm einen von den dampfenden Leckerbissen zum großen Erstaunen des Verkäufers und verschlang ihn. Was kostet die Pastete? — Drei Grani. — „Hier," sagte der Lazzarone, „sind zwei." — „Santo Dio," rief der Pastetenbäcker voll Wuth, „ich sagte ja, drei." — „Oho!" erwiederte kalt der andere, „der Sindico bezahlt das Uebrige, ich bin ein Scienziato," und fort schritt er mit affectirtem Ernst. Der Pastetenbäcker verstand den Witz und lachte endlich selbst mit, wie andere. Solche Scherze, obwohl harmlos an sich, sind es nicht immer für die Personen, welche sich dergleichen erlauben, denn vor wenigen Tagen wurde der arme Pulcinello, der sich im Theater von San Carlino eine ähnliche Freiheit herausgenommen hatte, hart dafür gestraft. Im ersten Theil des Stückes schilt Pulcinello's Frau ihn hart aus, daß er so spät nach Hause komme. Habe Geduld, habe Geduld, war die Antwort; ich bin eben in die Bude gegenüber getreten, habe mir hier die Stiefel putzen lassen, und gerieth mit dem Manne in ein Gespräch über die Wissenschaft; das hat mich so lange aufgehalten. Che bella cosa! fuhr er fort, „selbst die Schuhputzer wurden Scienziati!" Noch an demselben Abend wurde der arme Pulcinello verhaftet, und der Fall soll nicht der einzige seyn. Solche Strenge raubt dem Publicum viel Unterhaltung, welche die neapolitanische Lustigkeit ihm sonst bieten würde.

„Die Zahl der Associati beträgt bereits 1500, abgesehen von den Dilettanten, welche nur Billete für einzelne Sectionen haben, und deren etwa 800 sind. Jeder, der sich um ein Billet bewirbt, muß beweisen, daß er Mitglied einer gelehrten Gesellschaft ist. Dann erhält er ein Billet umsonst, das ihm freien Eingang zu all den Sehenswürdigkeiten und allen öffentlichen Anstalten Neapels gibt. So zahlreich auch die Versammlung ist, so würde sie doch noch viel zahlreicher seyn, wenn nicht der Papst allen Angestellten seines Landes verboten hätte, sich nach Neapel zum Congreß zu begeben, wie er denn auch die Abhaltung des „Congresso" in Rom untersagt hat. Die Anordnungen für das Unterkommen der Mitglieder sind vortrefflich, und alles ist mit Freigebigkeit und Vorsicht eingerichtet. In verschiedenen Theilen der Stadt sind Zimmer genommen zu festen Preisen, so daß alle Prellerei verhindert ist. Eine Tavola Rotunda wird jeden Tag für 4 bis

500 Gäste in dem Palazzo Francavilla eingerichtet, und eben daselbst sind jeden Abend Zimmer geöffnet für den Empfang der Mitglieder.

„Ich habe Eingangs bemerkt, daß in Neapel jetzt eine wunderliche Mischung herrscht, daß Wissenschaft und religiöser Wahn Hand in Hand gehen, denn während die Scienziati mit ihren Anordnungen emsig beschäftigt sind, fließt jetzt in der Kathedrale das Blut des heiligen Januarius. Der Stadtpatron hat dieses Wunder, das sechs Monate Glück und Zufriedenheit gewährt, so eben wieder verrichtet; der Donner der Kanonen vom Fort Sant Elmo, den Hafenbatterien und den Schiffen verkündet es. Diese zwei Erscheinungen, der Congresso der Scienziati und das Fest des heiligen Januarius nebeneinander bilden einen Contrast, der das Interesse der Scene noch ungemein vermehrt."

Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.

10. Die Grundherren in Ungarn und Siebenbürgen.

(Schluß.)

Da nun die Adeligen die eigentlichen Besitzer und Herren des Landes sind, so benehmen sich auch die meisten als solche, und mögen nur schwer jemand, außer ihrem Könige, über sich anerkennen; insbesondere läßt der junge niedere Adel bei jeder Gelegenheit einen gewissen Uebermuth sehen, und er ist es, welcher bei den Comitatsversammlungen, und insbesondere bei den Landtagswahlen sich geltend zu machen sucht und sich stürmisch und aufsätzig zeigt. Erkennt er auch die Oberherrlichkeit seines Königs an, so thut er dieß nicht allezeit bei der jenen vertretenden Regierung, gegen welche er häufig ganz geflissentlich Opposition macht; ich habe vielfache Gelegenheit gehabt, seine Gesinnung in diesem Punkte kennen zu lernen. Auch gegen alles Ausländische, und da dieß in Ungarn meist das Deutsche ist, gegen dieses zeigt er sich als Widersacher, was seitdem sehr zugenommen hat, seitdem das Ungarische, d. h. das Magyarische, sich die höchste Geltung verschafft hat, seitdem denn auch die ungarische Sprache zur Haupt- und öffentlichen Geschäftssprache erhoben worden ist. Jedoch muß man es ihm und ganz besonders dem höhern Adel zum Ruhme nachsagen, daß dieser Magyarismus keinen Einfluß auf seine Gastfreiheit hat, und daß er den Fremden und namentlich den Deutschen nach wie vor mit Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aufnimmt und behandelt.

Ich sprach von großen und kleinen Besitzthümern; erstere gehen mitunter ins Kolossale. Bekannt ist die ungeheure Ausdehnung der Besitzungen des Fürsten Esterhazy; man mag sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß bei der schwachen Bevölkerung von Ungarn dennoch auf denselben nahe an 200,000 Seelen leben, so wie daraus auf die Größe des Areals geschlossen werden kann, daß es notorisch ist, daß die Schäfereien dieses Magnaten nahe an 300,000 Stück zählen; bedenkt man dabei die ungeheure Menge von Naturalzehnten und Geldzinsungen, so kann man auf das wahrhaft fürstliche Einkommen dieses Fürsten schließen. Ist er nun gleich im Grundbesitz der größte in Ungarn, so ist er nicht der einzige, der einen solchen Koloß von Ländereien sein nennt, denn es gibt noch viele, die ihm hierin nicht allzu ferne stehen; überhaupt nennt man in Ungarn einen Grundbesitz von 10,000 Jochen (über 20,000 preußische Morgen) noch keinen ganz großen, da man viele Grundherren findet, die 40 bis 50,000 und mehr Joch besitzen. Nach diesem Maaßstabe urtheilte einst eine dasige vornehme Dame, welcher ich von unsern schlesischen Schäfereien erzählte, und die sehr verwundert war, daß ich die von 1000 bis 2000 Stücke große nannte; denn, meinte sie, in Ungarn sind dieß sehr kleine und man trifft sie nur mit so kleiner Zahl auf den Compossessoraten; sie selbst zählte die ihres Gemahls, welche 15,000 Stück enthielt, noch nicht zu den großen. Welch eine ungeheure Revenüe müßte nicht dieser einzelne Zweig schon tragen, wenn er auf der Stufe der Ausbildung und des Flors stünde wie in Schlesien, wo 15,000 edle Schafe für Wolle allein über 30,000 Gulden Conventionsmünze einbringen.

Außer dem Adel aber ist auch die Krone (in Ungarn die Kammer) in bedeutendem Landbesitze, der, obgleich schon viel davon verkauft ist, noch ungeheure Strecken, besonders in Niederungarn umfaßt. Als nach den Türkenkriegen das Land entvölkert war und ganze Comitate nur noch wenige Ortschaften hatten, da war das Land zur Wüste geworden und hatte einen so geringen Werth, daß es Maria Theresia fast umsonst vertheilen ließ, und daß es auf Tausend Joch mehr oder weniger gar nicht ankam, und das fand gerade in den allervorzüglichsten Theilen des Landes, nämlich an der Theiß und im Banate statt; was man da für den Grund und Boden zahlte, das kam dem kaum gleich, was man jetzt in Nordamerika dafür gibt. So kam es denn, daß Leute mit einigem Gelde und etwas Muth Landstrecken an sich bekamen, auf denen sie, trotz der mangelhaftesten Bewirthschaftung und großer Verschwendung Reichthümer gesammelt haben und große Magnaten des Landes geworden sind. Unter andern kamen viele Serbier herüber, und sie haben sämmtlich ihr Glück gemacht; mit solcher Landerwerbung ward auch gleichzeitig das Indigenat und der ungarische Adel verliehen; dieß ist auch jetzt noch bei denen der Fall, welche Cameralgüter von der Krone kaufen. Wie gering man den Werth derselben anschlägt, dafür liegt der Beweis vor an dem geringen Pachtgeld, was bezahlt wird; einen Gulden Conventionsmünze zahlte noch vor wenig Jahren ein Hauptpächter im Bekescher Comitat für Land, dem man erst zwei bis drei Repseraten abnehmen muß, ehe es zum Weizen fähig ist, der sonst verfault, und zu keinem Körnerertrage zu bringen wäre. Einen Gulden für ein Wiener Joch, das ist $2^{1}/_{4}$ preuß. Morgen! Er hatte einen großen Theil wieder auf Halbpacht an die Bauern ausgegeben und vom Joch 10 bis 12 Wiener Metzen (= 11—13 preußische Scheffel) als Naturalpacht eingenommen; wohl zu merken, wurde ihm die Frucht bis auf seinen Speicher und das Stroh auf seinen Hof gefahren. Es kam ihm folglich der Metzen Weizen, wenn er auch das Stroh für nichts rechnete, auf 5 bis 6 kr.

Im Banate haben viele Grundherren durch Trockenlegung von Sümpfen sehr große Strecken des allerfruchtbarsten Landes gewonnen, auf welchem sie Reps und Weizen im größten Ueberflusse erzeugen. Diese Ländereien kosten ihnen nichts als die Ausgaben für Entwässerung.

Diejenigen Bauern in Ungarn, welche im festen Besitze ihrer Grundstücke sind, muß man zu den Grundherren insofern zählen, als sie ihre Güter erb- und eigenthümlich besitzen, und zwar Abgaben an ihre Grundherren haben, dennoch aber mit ihren Grundstücken frei schalten und walten können. Solche Bauern gibt es viele im Banate, nicht minder aber auch in den Comitaten an der Theiß, und man trifft unter ihnen sehr wohlhabende Leute. In Siebenbürgen sind es die Sachsen, von denen ich schon gesprochen, die ihre Güter frei und unbelastet, und zwar erb- und eigenthümlich besitzen.

Nach dieser Darstellung der Grundherren muß ich noch mit wenig Worten sagen, wie sie ihren Grund und Boden benützen, d. h. ich muß vom Landanbaue sprechen.

Wo die Producte so im Ueberflusse von einem fruchtbaren Boden hervorgebracht werden, und wo sie dann in so geringem Werthe stehen wie in Ungarn, da lohnt es nicht und spornt nicht an, sie in größerer Menge zu gewinnen, und darauf Intelligenz und Capital zu verwenden. Von diesem Gesichtspunkte muß man ausgehen, wenn man über den Zustand der Landwirthschaft in Ungarn richtig urtheilen will: indeß könnte derselbe dennoch mitunter ein besserer seyn, wenn er nicht von so manchen alten Formen und von Servituten insbesondere in Beziehung auf die Bauern belastet wäre. Von den Magnaten ist in neuerer Zeit bereits viel geschehen, und man findet da Oekonomien, welche man den bestgeführten deutschen an die Seite stellen kann; ich darf da nur Altenburg mit allem Zubehör, dem Erzherzog Karl gehörig, und Alitschud, Besitzthum des Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn, als Beweise anführen; und außer diesen gibt es noch eine Menge von Herrschaften, auf denen eine völlig rationelle Wirthschaft getrieben wird, indeß ist das Land groß und es erscheinen diese gut bestellten Oekonomien immer nur noch als Oasen.

Unter den Bauern unterscheiden sich die Deutschen zu ihrem Vortheile vor den übrigen, was so weit geht, daß man so ziemlich überall wo sie hausen, es schon an den Wohnungen und Feldern wahrnimmt; sie befinden sich daher auch wohl, und von drückender Armuth und Dürftigkeit wird man da, wenigstens dem Aeußern nach, wenig gewahr. Bekanntlich ist der Weinbau in Ungarn ein Hauptzweig der Landwirthschaft; man macht denen die ihn betreiben, den nicht unbegründeten Vorwurf, daß dieß mit Saumseligkeit und ohne Streben nach etwas Besserem geschehe. In der That befleißigt man sich auch wenig, gute Trauben zu ziehen, und die man auch gewinnt, behandelt man in der Lese und Cultur so sorglos, daß meistentheils ein schlechtes Getränk daraus wird, wenn nicht etwa der Jahrgang ganz besonders günstig ist. Die Herrschaften, welche eine Menge von Zehntweinen zu beziehen haben, schätzen diese in der Regel gering und verwenden sie meistentheils zum Verbrauche im Hauswesen und zur Abgabe an ihre Wirthshauspächter. Daher kommt es denn auch, daß man in den Gasthöfen an den Straßen meistentheils einen Wein bekommt, der kaum zu genießen ist, und dazu kommt nun in neuerer Zeit noch die Ueberhandnahme der Branntweinbrennereien, welche die Consumtion des Weines bedeutend verringert.

Sollte es einmal dahin kommen, daß in Ungarn das Grundeigenthum den Werth bekäme, wie es ihn gegenwärtig in Deutschland hat, so würden die Grundherren durchgehends sehr reich werden, freilich nur diejenigen, die sich bis dahin auf ihren Besitzthümern erhalten. Gegenwärtig ist ein großer Theil derselben tief verschuldet, und ihr Credit ist so gering, daß sie nur dem Wucher in die Hände fallen, der sie dann vollends zu Grunde richtet.

Die Kaffern und die Boa Constrictor.

Im Zuid Africaan vom 20 Junius liest man folgenden Bericht: Eine große Boa Constrictor wurde kürzlich in dem Kafferland getödtet. Ein gewisser King aus dem Lande des Kafferkönigs Hintza sah, als er nach dem Ufer ging, etwas auf dem Sande liegen, was ihm wie ein umgefallener Baumstamm vorkam, das er aber beim Näherkommen als eine ungeheure Boa Constrictor erkannte, welche zum Glück gerade schlief. Er feuerte auf das Thier, das, durch die empfangene Wunde geweckt, da es keinen Feind sah, — denn der Rauch verhüllte den Jäger, — sich aufrichtete, und dann auf einen nahestehenden Baum eilte, um den es sich herumschlang und die Zweige zusammenbrach. Da der Kopf sichtbar war, lud Hr. King sein Gewehr von neuem und traf das Thier jetzt richtig auf den Kopf. Da die Kaffern solche Schlangen abergläubisch verehren, verbreitete sich die Nachricht von dem Tode dieses Thieres weit und breit, und der Kafferhäuptling Rili begab sich aus weiter Entfernung auf den Platz. Ein Kaffer, dessen sich King zur Zerlegung des Thieres bedient und der demselben auch wirklich den Kopf abgeschnitten hatte, wurde, da der Kopf nicht zum Vorschein kam, vor Gericht gezogen, doch wieder losgelassen, da er zur Sühne einen Ochsen bezahlte. Der Rumpf wurde nun nach Rili's Wohnung verführt, ein Theil der Haut wurde mit allerhand Ingredienzien angefüllt, von den Kafferdoctoren gekocht und von den Kriegern verzehrt, da sie sich dadurch vor den Assagaien ihrer Feinde zu schützen glaubten. Der übrige Theil des Thieres wurde mit allerlei Formalitäten und Feierlichkeiten begraben, wie dieß die Kaffern mit solchen Thieren gewöhnlich thun. Diese Schlange war 16 Fuß 6 Zoll lang und etwa 2 Fuß dick. Man behauptet, diese Schlange sey die erste dieser Art, welche auf der Südseite des Umzimvubo gesehen worden sey.

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

2. Der Tindsee.

(Schluß.)

Nachdem wir den sogenannten Prästeur, wo der Sage nach ein Priester durch den Wind drei Tage lang festgehalten worden seyn soll und der jetzt noch manchmal als Zufluchtsort für die vom Stoßwind

überfallenen Reisenden dient, hinter uns hatten, kamen wir endlich nach Haakenäs, wo der Arm des Sees abbiegt, welcher nach dem Westfjordthal hinaufführt. Hier liegt auf einem Landvorsprung unter dem himmelhohen Gebirge ein kleiner Hof, wo man Postpferde bekommen kann, und wo wir zum voraus Pferde zur Gebirgsreise auf den nächsten Tag bestellen konnten. Die guten Leute auf Haakenäs hätten gern uns hier über Nacht behalten, aber der Sommerabend war klar und hell, und wir wollten hinauf bis Miland, um noch den Gousta in der Abendbeleuchtung zu sehen. Wir setzten uns also in das Boot und ruderten langsam in den Westfjord hinein, der uns noch schmaler und heimlichkeitsvoller vorkam als der Hauptfjord, aber doch auch grüner und freundlicher. Die Gebirgsabhänge waren hier bis zu einer gewissen Höhe mit reichem Laubholz bewachsen, und langhin am Wasserspiegel zog sich ein kleiner, grüner, angebauter Streif, der da und dort mit kleinen menschlichen Wohnungen bedeckt war, die sich unterhalb der Gebirgskolossen wie Maulwurfshaufen ausnahmen. In einer dieser Klüfte sahen wir den mächtigen Hougwasserfall sich glänzend und weiß schäumend in einem einzigen freien Bogen von dem Klippenabhang herabstürzen, aber so hoch oben, daß auch nicht ein Laut von seinem Donnern unserem Ohr nahte. Der Tag war inzwischen ziemlich zu Ende gegangen, und nur die höchsten Spitzen der Gebirge glänzten noch im Sonnenstrahl. Aber unten über dem hellen Fjordarm und dem dunkelnden Schirmdach lag ausgebreitet ein bläulich nebelhafter, wie von sich selbst leuchtender Schimmer, durch welchen die Gegenstände dem Auge näher gebracht wurden und doch mildere und weichere Formen gaben, als die Wirklichkeit in dem starken Sonnenlicht geboten haben würde. Lange neckte uns so der Abstand vom Ende des Fjords, wo die kleine weiße Derenäs-Capelle von ihrer grünen Aue herabwinkt. Endlich landeten wir hier, wo der wilde Maanelv seine Mündung hat unter vielen kleinen mit Gebüsch bewachsenen Inseln; unsere Ruderer nahmen unser Gepäck auf den Rücken und wir begaben uns mit ihnen auf die Wanderung nach dem eine Viertelmeile thalaufwärts liegenden Miland, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, vorausgesetzt, daß wir so glücklich wären, die Leute daheim zu treffen. Der erste Theil des Weges bot durchaus nichts Neues, das Thal setzte sich in derselben Richtung fort, wie der Fjord selbst, mit denselben ewigen Gebirgsabhängen; der brausende Elv in dem grünen Thal nahm hier die Stelle des Wasserspiegels ein, den vorher der Fjord geboten hatte. Der Weg, ein ordentlicher Fahrweg, schlängelt sich längs dem Flusse fort, beschattet von schönen Hängebirken und einer üppigen Vegetation. Nun macht der Fluß eine Krümmung und eine Brücke führte uns hinüber. Meine Begleiterin war einige Schritte vorangeeilt und befand sich mitten auf der Brücke, noch ehe ich sie betreten hatte. Da stand sie plötzlich still und rief mit einem Ton, der wie unwillkürlich von Ueberraschung, Bewunderung, ja Schrecken ausgepreßt lautete — „der Gousta!"

Kohlenverbrauch und Kohlengewinnung in Frankreich. Der Verbrauch an Kohlen in Frankreich betrug sich im Jahre 1843 auf 53 Millionen metrische Centner, von denen Frankreich selbst 37 Millionen und die fremde Einfuhr 16 lieferte. Diese 53 Millionen metrische Centner repräsentiren als Heizungsmittel einen Werth von mehr als der Hälfte dessen, was der Holzschlag in den 8 Millionen Hektaren Waldungen liefert. Die Ausbeutung der Kohlenminen hat seit 10 Jahren sich verdoppelt, seit 20 Jahren sich verdreifacht, und diese Zunahme muß mit der Entwicklung des industriellen Systems steigen. Die Zahl der bereits verwilligten Kohlengruben beträgt 399, im Jahre 1843 waren 258 in Ausbeutung und beschäftigten 118 Rollmaschinen und 396 Dampfmaschinen, zusammen mehr als 10,000 Pferdekraft. Trotz dieser Fortschritte ist Frankreich immer noch der dritte Staat unter denen, welche viele Kohlen liefern. England, dessen ganzer Boden so zu sagen ein ungeheures Kohlenbassin ist, gewinnt jährlich 260 bis 280 Millionen metrische Centner, wovon nur 20 Millionen jährlich ausgeführt werden, so daß sein eigener Verbrauch das Fünffache des französischen ist. Belgien gewinnt 40 Millionen metrische Centner, wovon 9 ausgeführt werden. Unter den französischen Kohlenbassins sind die bedeutendsten die der Loire, von Valenciennes, Alais, Creuzot-Blanzy und Aubin. Das Bassin der Loire liefert allein mehr als ein Drittheil des gesammten Kohlenertrags von Frankreich und das Bassin von Valenciennes nahezu ein Viertheil. Die fünf genannten Kohlenbassins lieferten im Jahre 1843 allein 29 Millionen metrische Centner. Das Bassin der Loire ist das bedeutendste durch seine Lage, seine Ausdehnung und die Vortrefflichkeit der Kohle, die es liefert, in welchen Beziehungen ihm von allen bekannten Kohlenbassins nur das von Newcastle zu vergleichen ist. In seiner größten Ausdehnung nimmt es die ganze Breite der freilich ziemlich schmalen Zone des Forez ein, welche die Loire von der Rhone trennt, da wo diese Flüsse sich am meisten nähern; es überschreitet selbst das Rhonethal, denn man findet es an mehreren Punkten des Departements der Isère. Die dortigen Minen zerfallen in zwei Gruppen, die von St. Etienne, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach der Loire gehen, und die von Rive de Gier, welche die übrigen auf der Rhone versendet, ein Unterschied, der freilich seit der Erbauung der Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon nicht mehr ganz richtig ist. Nach dem Bassin der Loire ist das von Valenciennes, worunter die Minen von Anzin die wichtigsten, das bedeutendste; es ist die Fortsetzung der ungeheuern Kohlenformation, deren nordöstliches Ende auf deutschem Gebiet ausläuft, und das man in Belgien, zu Lüttich, Namur, Charleroi und Mons wiederfindet. Auf französischem Gebiet deckt eine Masse von unfruchtbarem, zur Kreideformation gehörigem und fast ganz von Wasser durchdrungenem Boden allenthalben die Kohlenlager, deren Zug auf einer Strecke von etwa 30 Kilometres bekannt ist; an einigen Stellen hat man bis 80 Schichten entdeckt, die aber bei weitem nicht alle dick genug sind, um mit Vortheil ausgebeutet zu werden. Die Zahl der im Bassin von Valenciennes verwilligten Minen ist 19 mit einem Flächengehalt von 54,000 Hektaren, aber von den 19 Minen sind nur 12 im Bau, von denen 6 der Compagnie von Anzin gehören; die tiefste Grube ist 503 Metres tief. Ein merkwürdiger Unterschied ergibt sich zwischen den Kohlenlagern im Norden und denen der Mitte und des Südens. Im Norden sind die Schichten dünn und zahlreich, im Süden sind ihrer wenige, aber sie sind sehr mächtig. Im Norden ist eine Schicht von einem Metre Dicke sehr selten, und dieß Fortlaufen der Schichten macht ihren Werth aus. Im Bassin der Loire, dann in den Minen des Alais, der Saone und Loire ist eine Dicke von 1½ bis 2 Metres gewöhnlich, und eine Dicke von 5 Metres und darüber nicht selten; allerdings scheinen sie an Länge zu verlieren, was sie an Mächtigkeit gewinnen. (Courrier des Campagnes.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 October 1845.

Arabien.

4. Mehemed Ali's Herrschaft und ihre Folgen.

Die wahabitische Macht hatte in zweierlei Beziehung an den Grundvesten des türkischen Reichs gerüttelt: Suuds Eroberung der heiligen Städte und seine consequente Weigerung die Pilgerkarawanen unter dem Geleite der Großherren ziehen zu lassen, entkleideten den letzteren der geistlichen Herrschaft über die mohammedanischen Völker, und die Vereinigung der Streitkräfte Arabiens in seiner Hand bedrohte die türkische Herrschaft in Syrien und Mesopotamien mit unvermeidlichem Untergang; war sie aber in Syrien erlegen, so konnte sie in Aegypten höchstens nur ein Schatten seyn. Mehemed Ali leistete also der Pforte den wichtigsten Dienst, den er ihr irgend leisten konnte, indem er dem Wahabitenreich ein Ende machte. Es liegt aber in der Natur der Dinge, und zweifach in der Natur der türkischen Verhältnisse, daß Mehemed Ali eben sowohl für sich selbst als für die Pforte gearbeitet haben wollte, um so mehr als er auf Kosten seines eigenen Paschaliks diese mühselige Eroberung bewerkstelligt hatte. Mehr als einmal hatte seine Macht in Arabien während der sieben Jahre von 1811 bis 1818 am Rande des Verderbens geschwebt, und wäre Suud nicht im Jahre 1814 gestorben, so wäre — das kann man fast mit Zuversicht behaupten — Mehemed Ali nicht zum Ziele gelangt; die Schilderung, welche Burkhardt von der Lage der Türken in der Mitte des Jahres 1814 macht, kann als genügender Beweis hiefür dienen. Abdallah ibn Suud war ein tapferer Krieger, aber weder Feldherr noch Staatsmann wie sein Vater, seine unbeugsame Strenge, eine Tugend bei Männern, wie Abdulaziz und Suud, ward bei einem schwachen Kopfe zum Fehler der ihm die Gemüther entfremdete, und seinen Mangel an militärischem Tact zeigte er in den zahlreichen Irrthümern, die er in den wenigen Jahren seiner unabhängigen Laufbahn beging. Hätte er die Vortheile seiner Lage zu benützen gewußt, so würde er die inmitten der brennenden Sandwüste durch Krankheiten und Mangel erschöpfte türkische Armee vernichtet haben, statt einen schimpflichen Frieden erbitten zu müssen, der ihn ins Verderben stürzte. Der Abfall vieler Stämme schwächte allerdings seine Macht, welche mehr dem Gold Mehemed Ali's als der Tapferkeit seines Heeres unterlag, aber der Einfluß eines kraftvollen Oberhauptes hätte dieser Bestechung entgegengewirkt. Im J. 1815, als Abdallah auf dem Punkte stand, mit Tussun Pascha den bekannten Vertrag zu schließen, als demnach der Feind schon im Herzen des Nedschd stand, langten von allen Seiten her Verstärkungen an, selbst aus Jemen und Oman, und die Häuptlinge riethen ihm dringend den Vertrag nicht abzuschließen, denn Mehemed Ali, der Gefürchtete, war in Folge beunruhigender Nachrichten aus Aegypten dahin abgereist, und Tussun konnte vorerst keine Verstärkung mehr erhalten; hätte ihn Abdallah umzingelt gehalten, wie er mit seinen zahlreichen Truppen es wohl thun konnte, Tussun hätte nur wenige Tage mehr sich behaupten können und in ungleichem Kampfe erliegen oder vor Hunger und Erschöpfung mit seinen Leuten umkommen müssen. Gleiche Unfähigkeit bezeichnet Abdallahs Benehmen bei dem Zuge Ibrahim Pascha's in den Jahren 1817 und 1818, und so fiel das schnell aufgeführte Gebäude des Wahabitenreichs, dessen Entstehungsgeschichte uns die des ersten arabischen Reichs unter und nach Mohammed aufs einfachste erklärt.

Mit dem Sturz der Wahabitenmacht und der Einnahme von Derajeh änderte sich die Stellung Mehemed Ali's in Arabien wesentlich; vorher mußte er auf die Behauptung der heiligen Städte ausschließlich bedacht seyn, jetzt war der Zweck Festsetzung seiner Herrschaft und Entschädigung für seine aufgewendeten Kosten. Sparsamer mußte jetzt also das Geld fließen, das er bisher reichlich an die arabischen Scheichs gespendet hatte, um sie von den Wahabiten loszureißen, und seine Waffen mußten eine andere Richtung nehmen, denn aus dem armen Hedschas und dem noch ärmern Nedschd war, außer den zusammengeraubten Schätzen der Wahabiten, wenig zu holen, und wenn etwas gewonnen werden sollte, mußte man nach dem reichen Jemen gehen. Zwar unterwarf Ibrahim noch die benachbarten Districte, wie El Khardsch und El Haryk, aber nur schwache Besatzungen blieben an diesen Punkten, so wie in El Aared zurück, dessen Hauptstadt Derajeh die Nach-

sucht der Türken dem Erdboden gleichmachte; die Hauptmacht wandte sich nach Süden gegen das vielbesprochene Assir, das den Weg in das reichere Jemen bahnen sollte. Wir haben früher gesehen, daß der tapfere Scheich von Assir nach der unglücklichen Schlacht bei Byssel in der Nähe von Taif, welche zuerst die Wahabitenmacht gebrochen hatte, noch einmal das Glück des Kampfes versucht, aber wiederum geschlagen worden war. Er floh nach Abu Arisch, und suchte Schutz bei einem Freunde, einem Verwandten des Scherifs von Abu Arisch, Hamud. Dieser hatte früher den Wahabis sich unterworfen, seit aber die Türken das Hedschas wieder erobert hatten, wechselte sein Benehmen je nach den Erfolgen der einen oder der andern Partei. Jetzt wo die Türken so entscheidend siegreich waren, veranlaßte er Tamy's Auslieferung an Mehemed Ali, der bereits in der Person Ibn Medry's ihm einen Nachfolger gegeben hatte und den unglücklichen Tamy nach Cairo führen und enthaupten ließ. Aber kaum hatte Mehemed Ali selbst den Schauplatz des Kriegs verlassen, so erhoben sich Tamy's Anhänger wieder, trieben die türkischen Truppen, welche in Wadi Schehran nordwärts von Assir standen, in die Flucht, und mehrere der Scheichs, welche auf Mehemed Ali's Seite getreten waren, begaben sich nach Cairo, um ihn um Beistand anzurufen. Man empfing sie höflich, aber vorerst wurde nichts unternommen, denn noch stand die Macht der Wahabiten, und das Schicksal der Expedition Ibrahims war höchst zweifelhaft. Ein Zug gegen Assir mußte also auf spätere Zeit verschoben werden, denn zu umfassendern Unternehmungen war es noch nicht Zeit: Ibrahim hatte gethan, was in seiner Macht stand, er hatte Derajeh vernichtet und die Burgen der benachbarten Häuptlinge niederreißen lassen, aber er hatte die Feindseligkeit der umwohnenden Araber um so weniger brechen können, als er mit türkischer Treulosigkeit denjenigen, welche sich an ihn angeschlossen hatten, den versprochenen Lohn vorenthielt; so namentlich dem Scheich Faisal el Dawisch, dem er die Herrschaft von Derajeh versprochen hatte. Faisal entfernte sich, wagte zwar noch keine Feindseligkeiten vorzunehmen, aber zog sich in derselben Richtung zurück, wie die Wahabiten, welche bis ans Ende ihrer Sache treu geblieben waren. Bis die Zerstörung Derajeh's und der benachbarten Burgen vorüber war, verlief das Jahr 1819, und das Jahr 1820 kam heran bis Ibrahim nach Aegypten zurückkehrte. Andere Sorgen nahmen jetzt Mehemed Ali in Anspruch. Das Jahr 1820 ließ sich in Europa stürmisch an, bald brach auch die griechische Revolution aus, und Mehemed Ali fand nicht geeignet einen größeren Theil seiner verfügbaren Streitkräfte nach Arabien zu schicken. Daß er Ursache zu haben glaubte, zu temporisiren, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er den Oberbefehl in Hedschas bald einem Araber, dem Scherif, bald dem türkischen Truppenbefehlshaber übertrug, und wenn der Scherif damit beauftragt war, so hatte der türkische Truppenbefehlshaber geheime Befehle, demselben in dem Falle, daß etwas gegen die Interesse Mohammed Ali's geschehe, nicht zu gehorchen. Hiezu kam der Umstand, daß die in Arabien stehenden Truppen sich gegenseitig haßten; die Türken verachteten die arabischen Hülfstruppen, und diese vergalten es ihnen mit tödlichem Haß, während die ägyptische Infanterie, die meist aus sklavischen Fellahs bestand, von beiden Theilen verachtet war. So hielt ein Theil den andern im Zaum, und der neueröffnete Zug der Pilgerkarawanen brachte wieder die alten Vortheile, sowohl für die heiligen Städte als für die Stämme, durch deren Gebiet dieselben zogen, so daß mehrere Jahre den Kampf gegen Assir abgerechnet ziemlich ruhig verflossen.

Das erste Ereigniß, welches die Ruhe störte, war ein Streit zwischen dem Scherif von Mekka, Jahjah, und seinem Neffen, der mit dem von Mehemed Ali eingesetzten Militärgouverneur Ahmed Pascha in sehr freundlichem Verkehr stand, und den sein Oheim im Verdacht hatte, daß er durch den Einfluß Ahmed Pascha's selbst das Scherifamt zu erringen trachte. Jahjah stieß eigenhändig in der Kaaba seinen Neffen nieder, und floh dann zu den Beni Harb, mit welchen er die Fahne der Empörung gegen die Türken aufpflanzte und Ahmed Pascha, der gegen ihn auszog, aufs Haupt schlug. Die Partei des Scherifs Jahjah wuchs und drohte den Aegyptiern verderblich zu werden, aber der schlaue alte Mehemed Ali hatte mehrere Mitglieder der Scheriffamilie nach Aegypten gezogen, bekleidete alsbald Mohammed Ibn Aun mit der Scherifwürde und schickte diesen mit frischen Truppen nach Arabien, wo Jahjah bei der Ankunft dieser Verstärkung sich nach Taif warf, und als ihn Ahmed Pascha hier belagerte, zu entfliehen suchte, aber mit drei andern Häuptern seiner Partei gefangen genommen und nach Cairo geschickt ward. Der kluge Mehemed Ali ließ sie nicht hinrichten, sondern bewahrte sie als Geisel für die Unterwerfung ihrer Familien und Anhänger. Nichtsdestoweniger mußten gleich im nächsten Jahre wieder Verstärkungen hingeschickt werden, weil mehrere Araberstämme den bisherigen Tribut verweigerten.

Unter solchen Auspizien kam die merkwürdige Katastrophe von Türkschi Billmeß heran, die, so kopflos begonnen und ausgeführt sie auch war, doch nicht ohne Folgen für Arabien blieb. Türkschi Billmeß hatte sich durch Tapferkeit und Freigebigkeit unter den Mogrebinen, d. h. berittenen Beduinen aus Nordafrika, deren sich Mehemed Ali als Söldner, namentlich in Arabien bediente, einen Namen gemacht, so daß sie sehr gern unter ihm dienten, und ein beträchtliches Corps derselben stand unter seinen Befehlen in der Art, wie früher die Condottieri eine gewisse Anzahl Leute unterhielten. Churschid Bey, der Gouverneur, ein Feind von Türkschi Billmeß, verweigerte den Sold, so daß dieser endlich seine Leute nicht mehr beisammen halten konnte und an Churschid Bey Rache zu nehmen schwor. Ein anderer Türke, Ibrahim Aga, ein heimlicher Feind des letztern, trat, als Türkschi Billmeß die Fahne des Aufruhrs erhob, sogleich auf seine Seite, nahm Churschid Bey gefangen und führte ihn nach Dschidda. Die Mogrebinen, nur auf Plünderung bedacht, ein Corps Arnauten und alle nicht einregimentirten Türken erklärten sich sogleich für Türkschi Billmeß, und die Beduinen, welche jetzt eine Gelegenheit witterten der ägyptischen Herrschaft loszuwerden, geriethen in Bewegung. Aber Türkschi Billmeß war nichts

als ein Abenteurer; die Entschlossenheit des Obersten eines ägyptischen Infanterieregiments rettete Mekka, und das Heranziehen der benachbarten Beduinen Medina vor der Plünderung, und obgleich ein türkischer Ferman — es war gerade die Zeit des ägyptisch-türkischen Kriegs — Türkschi Billmeß zum Gouverneur von Arabien ernannt haben soll, so war doch weder er, noch ein anderer der empörten Agas im Stande eine neue Macht in Arabien auf den Trümmern der ägyptischen zu errichten. So ward aus dem ganzen, viel Lärmen machenden Aufstand ein bloßer Raubzug, der an der Küste hinab selbst durch das Land Assir zog, alle Küstenstädte plünderte, und endlich sein Ziel in Mokka fand. Während sich nämlich die tollen Haufen dort nach ihren Strapazen und Anstrengungen mit der Beute belustigten, und die Agas unter einander zu hadern anfingen, fielen die Assir-Araber, welchen das unerhörte Glück der Schaaren unter Türkschi Billmeß die Schwäche Jemens verrathen hatte, über sie her, plünderten die Plünderer aus,*) und machten den größten Theil der Mogrebinen und Türken nieder. **) So endete dieser Abenteurerstreich, der aber die wichtige Folge hatte, den Krieg Mehemed Ali's mit den Assir-Arabern wieder zu entzünden, und die Aegyptier nach Jemen zu führen.

Wie Ali, Scheich der Assir, aus dem glücklichen Zuge der Türken und Mogrebinen unter Türkschi Billmeß erkannt hatte, daß Jemen eine ziemlich leichte Beute sey, so auch Mehemed Ali, und er eilte seine Truppen im Hedschas zu verstärken, theils um den Abgang der empörten Truppen zu ersetzen, theils um Jemen anzugreifen. Aber um letzteres bewerkstelligen zu können, mußte Assir bezwungen seyn, weil das Assir-Gebirge den Weg aus dem Hedschas nach Jemen geradezu sperrt. Zudem hatte Mehemed Ali noch einen andern Grund gegen Assir feindlich aufzutreten; diese Araber waren, wie früher erwähnt, erst durch die Wahabis zu Moslems geworden, und hingen noch dem Wahabismus eifrigst an; es war nicht unmöglich, daß sich hier wieder ein Centrum für den Wahabismus bildete, und da dieser den Haß gegen alle fremde Herrschaft zur Losung hat, so war die Gewalt Mehemed Ali's im Hedschas selbst nicht sicher. Verbindungen waren seit längerer Zeit durch gemeinsame Vortheile zwischen Mehemed Ali und dem Scherif des Landes Abu Arisch angeknüpft worden, der, von dem Stamme der Assir wiederholt bedrängt, eben so sehr der ägyptischen Hülfe, als die Aegyptier seines Landes nöthig hatten, um von hieraus das Land Assir im Süden anzugreifen: bei dem Zug der Assir gegen Türkschi Billmeß hatte Ali, Scherif von Abu Arisch, dem Sieger auf seinem Zug nach Jemen folgen müssen, und war später als tributbarer Vasall in der Regierung von Abu Arisch belassen worden. Sobald aber die Nachricht von der neuen ägyptischen Rüstung gegen Assir, das sich immer feindselig gegen die Aegyptier gezeigt hatte, ankam, erklärte er sich gegen Assir, dessen temporärer Scheich *) Ali sogleich mit 12,000 Kriegern von den Bergen herabstieg und die Hauptstadt Abu Arisch einschloß, aber es nicht bezwingen konnte. Scherif Ali gab sogleich dem ägyptischen Befehlshaber Ahmed Pascha Nachricht, und erhielt ein Regiment Infanterie zu Hülfe geschickt. So begann der neue Krieg mit Assir.

(Fortsetzung folgt.)

*) Türkschi Billmeß flüchtete sich bei dem plötzlichen Anfall auf ein englisches Schiff, das nach Bombay abging, von wo aus er nach kurzer Zeit wieder abreiste, vermuthlich um über Bagdad nach Konstantinopel zu gehen, allein er soll in Bagdad an der Pest gestorben seyn.

**) Als Türkschi Billmeß ins Land der Assir kam, mußte er den Durchzug durch das gebirgige Land gewissermaßen erkaufen; unter den Bedingungen, welche Türkschi Billmeß einging, soll nach Tamisier auch die gewesen seyn, daß alle künftigen Eroberungen gleich getheilt werden sollten. Aber Türkschi Billmeß dachte nicht an Eroberung, sondern nur an Plünderung, vergaß die Versprechungen, die er dem Scheich der Assir gemacht, und veranlaßte dadurch den Rachezug, der sich bis nach Mokka ausdehnte.

*) Man erinnert sich, daß Tamy von Mehemed Ali durch einen andern Scheich, Ibn Medry ersetzt und hingerichtet worden war, aber Ibn Medry konnte sich nicht halten, und Tamy's Neffe Ali warf sich bald wieder als Scheich auf. Dieser machte den Zug gegen Jemen, starb aber nach seiner Rückkehr nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Seine Stelle übernahm, bei der Unmündigkeit seiner Söhne, sein Neffe Ali.

Das Deportationssystem Englands nach den australischen Besitzungen.

(Bruchstück aus Adventures of an Emigrant. By Rowcroft.)

Ein erst kürzlich in Vandiemensland eingetroffener Ansiedler wünscht die nähern Verhältnisse über die Sträflinge (convicts) zu hören und der Friedensrichter, seit langen Jahren im Lande, befriedigt seinen Wunsch.

„Zuerst muß ich Sie warnen diese Leute Sträflinge (convicts) zu nennen, wir gebrauchen hier stets den Namen Gouvernementsleute (government-men) oder sagen auch dann und wann „Gefangene." Das Wort Convict wird von ihnen als eine Beschimpfung angesehen, und der bessere Ansiedler vermeidet es gern. Im allgemeinen werden aus diesen Deportirten ziemlich gute Dienstboten; ich sage im allgemeinen, denn daß nicht selten schlechte, ja gar bösartige Menschen darunter vorkommen, versteht sich wohl von selbst; man muß aber auch bedenken, daß sie in den Colonien unter einem gewissen Zwang arbeiten und sehr häufig zu Beschäftigungen benutzt werden, an die sie früher gar nicht gewöhnt waren. Berücksichtigt man dann noch die Thatsache, daß Taschendiebe, Räuber und Spitzbuben aller Arten den größten Theil der Ackerknechte, Schäfer und Ochsentreiber bilden, und sieht, wie trotz allen diesen Uebelständen die Farmen gedeihen und wie selten verhältnißmäßig Klagen vorkommen, so kann man in der That sagen, daß aus ihnen, durchschnittlich wenigstens, gute Dienstboten werden. Doch um das Leben der Deportirten auf der Insel zu schildern, müssen wir von vorn beginnen.

Wenn Gefangene in den Colonien anlangen, so schafft man sie in die für die Gouvernementsleute bestimmten Gehöfte, und nachdem unter ihnen solche ausgesucht sind, welche zum Gebrauch der Regierung selbst verwendet werden sollen, stellt man die übrigen den Ansiedlern zur Disposition, d. h. den freien Ansiedlern, die entweder Ackerbau oder sonst ein anderes Geschäft betreiben.

Die Art, wie dieß geschieht, ist die folgende: ein Farmer oder anderer Ansiedler, der einen Knecht, Schäfer oder gewöhnlichen Handarbeiter zu haben wünscht, wendet sich schriftlich an den Gouverneur und bittet, daß ihm einer zugetheilt werde. In einigen Tagen erhält er hierauf gewöhnlich die Antwort, wann er die für die Ansiedler bestimmten Gefangenen zu sehen bekommen und sich einen für ihn passenden heraussuchen kann.

Nur solchen Männern werden aber derartige Dienstboten zugestanden, die sich noch nicht gegen ihre Leute vergangen haben. Behandelt ein Farmer seine ihm auf diese Art übergebenen Arbeiter schlecht, oder hat er nicht die Mittel ihnen hinlängliche Beschäftigung zu geben oder für sie zu sorgen, so wird ihm sein Gesuch verweigert; auch kann keiner der Gefangenen selbst einen andern Gefangenen als Dienstboten erhalten. An dem bestimmten Tage findet sich nun der Ansiedler in den Gouvernementsgehöften ein, wo die „Government-men" zur Musterung, je nach ihrer Anzahl, in ein oder zwei Reihen aufmarschirt dastehen. Ihre Kleidung besteht aus der für sie bestimmten Tracht —

Der Ansuchende geht jezt an den Reihen auf und ab und betrachtet sich die Gesichtszüge und das ganze Wesen der verschiedenen Gefangenen. Was sie verbrochen haben, erfährt er freilich nicht, da die Regierung der Colonien nie die einzelnen Vergehen der Gefangenen veröffentlicht, da sie dieselben in der neuen Heimath nicht mit ihren frühern Sünden brandmarken will, und ihnen auf diese Art viel eher Gelegenheit gibt bessere und bravere Menschen zu werden. Die allzu schweren Verbrecher übergibt man jedoch den Farmern nicht, sondern diese verwendet die Regierung selbst.

Kann der Ansiedler nun gerade einen solchen Arbeiter finden, als er gebraucht, desto besser, gewöhnlich ist er aber gezwungen unter der Masse den herauszusuchen, der ihm am besten gefällt. Diesen fragt er dann gewöhnlich, ob er, wenn er ihn in seinen Dienst nähme, ein guter und getreuer Arbeiter werden wolle, was der Gefangene natürlich freudig bejaht, da die Arbeit im Lande selbst von ihnen der der Regierung bedeutend vorgezogen wird, und sie das als die größte Strafe betrachten, wenn man ihnen droht sie dem Gouvernement zurückzugeben.

Von der Regierung werden die Gefangenen nämlich schlechter beköstigt und mit den verhaßten gelben Anzügen bekleidet, auch genießen sie nicht die Hälfte jener Freiheit, die ihnen im Lande selbst zu Theil wird, da sie in Abtheilungen, von Gerichtsdienern beaufsichtigt, arbeiten müssen und für jedes Vergehen scharf und nachdrücklich bestraft werden. Uebrigens arbeiten sie keineswegs, wie man dieß oft irrthümlich glaubt, in Ketten, es müßte denn seyn, daß sie sich oft und schwer vergangen oder auch in ihrer neuen Heimath Verbrechen verübt hätten. Sie arbeiten gewöhnlich in Abtheilungen von zwanzig und dreißig, meistens an öffentlichen Straßen, doch ertheilt man ihnen dennoch, wenn sie auch wirklich etwas verübt haben, nach einer gewissen verflossenen Zeit die Erlaubniß wieder, bei Farmern oder Privatleuten in Dienst zu treten und dadurch ihre Lage zu verbessern, was ihnen also stets eine Hoffnung läßt, ohne die der Mensch ja verzweifeln müßte. Das Deportationssystem soll überhaupt die Verbrecher nicht allein bestrafen, sondern auch bessern, was nur dadurch geschehen kann, daß die Gefangenen einsehen lernen, wie gutes Betragen seine Belohnung, schlechtes aber auch die sichere Strafe erhält.

Die Belohnung besteht aber, außerdem daß sie als gute Diener von ihren Dienstherren auch freundlicher und besser behandelt werden, besonders noch darin, daß die Regierung dem Gefangenen auf die Empfehlung und Bitte seines bisherigen Dienstherrn einen Freischein oder eine Art Paßkarte gibt, durch welche er die Erlaubniß erhält die Insel frei durchwandern und sich selbst einen Dienstherrn wählen oder auch sein eigenes Handwerk oder Geschäft betreiben zu dürfen. Nur durch schlechtes Betragen und auf Klage der Ansiedler kann er dieses Vorrecht wieder verlieren, was also kein geringer Antrieb seyn muß, ihn gut und brav zu erhalten; es sind auch nur wenige Beispiele vorhanden, wo Gefangene sich solcher Freischeine durch neue Vergehungen unwürdig gezeigt hätten. Dieß System ist freilich auch schon manchmal mißbraucht worden, doch das ist kein Beweis gegen das System selbst, sondern nur gegen die Verwaltung desselben.

Die Beköstigung der den Ansiedlern übergebenen Arbeiter muß gesetzlich in folgendem bestehen: Fleisch 10½ Pfd., Mehl 10½ Pfd., Zucker 7 Unzen, Seife 3½ Unze und Salz 2 Unzen — wöchentlich. Größere Quantität dieser Artikel oder sonstige Verbesserungen, als Thee, Tabak u. s. w., hängen ganz von der Güte des Herrn und dadurch von dem Fleiß und guten Betragen des Arbeiters selbst ab. Der Dienstherr ist ebenfalls verpflichtet jeden Dienstboten jährlich mit zwei gewöhnlichen, wollenen Anzügen zu versehen, ferner mit drei Paar derben sogenannten „Stockkeepers"*) Stiefeln, vier Hemden und einer Mütze oder einem Hut. An Bettzeug erhält er eine mit Wolle gestopfte Matratze, zwei Decken und einen Teppich, was jedoch Eigenthum des Herrn bleibt und von diesem, falls er den Diener entläßt, zurückbehalten wird; die Qualität derselben darf nicht schlechter seyn, als sie in den gewöhnlichen Kaufläden gefunden werden. Lohn erhält der Gefangene übrigens nicht.

Die wöchentlichen Rationen der weiblichen Dienstboten sind folgende: Fleisch 8½ Pfd., Mehl 8½ Pfd., Thee 2 Unzen, Zucker ½ Pfd., Seife 2 Unzen und Salz 1½ Unzen. Die Kleidungsstücke derselben bestehen jährlich in zwei baumwollenen Röcken, zwei solchen Jacken, drei Hemden, zwei Unterröcken von Flanell und zwei von anderem Stoff, drei paar Schuhen, drei Kattunmützen, drei paar Strümpfen, zwei Halstüchern, drei Schürzen und einem Bonnett oder einer Art Sonnenhut.

Diese Kleidungsstücke müssen von dauerhaftem und gutem Stoff seyn, brauchen aber zusammen den Preis von 7 Pfd. St. jährlich nicht zu übersteigen.

Mit den Betten verhält es sich ganz wie bei den männlichen Dienstboten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eisenbahnalterthümer. Man spricht bereits von Eisenbahnalterthümern, die freilich in kein sehr hohes Alter hinaufreichen. Eine Holzbahn in Northumberland fällt in das Jahr 1633, eine Eisenbahn zu Whitehaven ins Jahr 1738. Die erste eigentliche Eisenbahn wurde aber zu Colebrooke Dale im Jahre 1786 gelegt. (Shipp. Gaz. 12 Oct.)

Mordbrennerei im Var-Departement. Während des Monat August sind in dem genannten Departement nicht weniger als 16 Brände ausgebrochen, die ihren Grund in der Bösartigkeit hatten. Nur große Vorsicht schützte einen Wald vor gänzlichem Niederbrennen. (Voleur 15 Oct.)

*) Stockkeeper — die Aufseher der wild im Walde umherstreifenden Rinder oder Schafheerden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1845.

Die Religion der Kalmüken.

Die Nordische Biene vom 18 September entlehnt aus der Astrachanischen Gouvernementszeitung nachstehende Notiz über die Kalmüken: „Im 17ten Jahrhundert traten einige Stämme Mongolen in Folge innerer Zerwürfnisse über die Gränze nach Sibirien, und neue Zerwürfnisse, die auch hier unter ihnen ausbrachen, waren Ursache, daß der Stamm, welcher von seinem Geschlechtsältesten Chalimoch den Namen Kalmüken erhielt, sich nach Westen entfernte, über die Emba und den Jaik (Ural) ging und die menschenleeren Steppen zwischen Don, Kuban, Kuma, dem kaspischen Meer und auf beiden Seiten der Wolga bis Kamyschin einnahm. Die große Entfernung, welche die Verbindungen zerriß, die Länge der Zeit, die wilde umherschweifende Lebensart, und die aus dem neuen rauhen Klima entspringende Armuth hatten die Folge, daß die kalmykischen Geistlichen mit der Zeit ihre Kenntnisse und selbst viele geistlichen Bücher verloren, so daß sie allmählich nur eine äußerst beschränkte und armselige Kenntniß von ihrer Religion haben, nur die Formen beobachten und mechanisch einige tibetanische Legenden auswendig lernen; unter zehn Geistlichen kennt nur Einer, und dieser schwach, die kalmükische Schriftsprache, während in der chinesischen und russischen Mongolei noch jetzt die geistliche Würde nur nach einem vorhergegangenen strengen Examen in den Fundamentalkenntnissen der Religion ertheilt wird. *)

Die Grundlage der kalmükischen Glaubenslehre besteht in einer Dreiheit, oder auf kalmükisch in dreierlei Kostbarkeiten Gurban Erdeli, d. h. Buddha, die Schreibkunst und die Geistlichkeit. Buddha (Burchan) ist das oberste Wesen, das absolute Seyn, das für sich selbst Bestehende, das zum Vortheil der beseelten Wesen wirkt, d. h. den Geist unterstützt im Kampf gegen die Materie. Jeder Buddha wirkt tausend Jahre, und seit der Welterschaffung besteht jetzt der vierte Buddha. *)

Beim Gebet, wenn die Seele von religiösen Gefühlen ergriffen ist, rufen sie om mani bad me chom. Dieser Ausruf enthält nach der Erklärung ihrer Bücher eine tiefe Heiligkeit, denn wer ihn im Leben hundertmillionenmal ausspricht, erwirbt im künftigen Leben die ewige Seligkeit. Die metaphorischen Worte „das Rad des Glaubens umdrehen" haben sie im buchstäblichen Sinn genommen, das Gebet „Om mani bad me chom" in tibetanischer und Sanskritsprache auf ein Rad ausgeschnitten, welches sie nun vermittelst eines Stricks an ner Achse herumdrehen, wobei sie unbeweglich, in schweigender Betrachtung der Gottheit, d. h. betend dasitzen. Da sie aber nicht immer Zeit haben das Rad zu drehen, so setzen die Kalmüken demselben Windflügel an, und befestigen es außerhalb der Kibitke im Wind, so daß es sich dreht, d. h. betet, wenn der Hausherr nicht Zeit dazu hat. Abgekürzt heißt dieß Gebet Mani, und wird auf ein Stück Leinwand geschrieben, gleichfalls an einem Stab außerhalb der Kibitke aufgehängt, damit es der Wind ebenso in Bewegung setze Die Rosenkränze werden dazu gebraucht, um zu zählen, wie vielmal das Gebet gesprochen wurde. Vergleicht man die gelehrten Erklärungen der Orientalisten, so kann man die Worte „Om mani bad me chom" ungefähr folgendermaaßen übersetzen: „der Schatz der buddhistischen Vollkommenheit ist in der Blüthe des Lotus eingeschlossen."

Ein anderer Gegenstand der Anbetung bei den Kalmüken ist ein Buch, Dortschi Somba genannt, welches sie am Eingang in die Kibitke an die linke Seite hängen. **) Dieß Buch gilt unter der großen Zahl buddhistischer Bücher als ein sehr wichtiges Werk. Auf Sanskritisch nennen sie es Watschira Tschardak, und es wird in der Mongolei auf Verlangen eifriger Buddhisten in verschiedenen Sprachen mit gol-

*) Merkwürdig ist es, daß man den zu Examinirenden im großen Gebethause in Gegenwart aller Gelong durch plötzliche Gewehrschüsse, durch Schlagen auf Trommeln, durch Blasen mit Muscheln, durch Geschrei u. s. w. zu erschrecken sucht, und ihn erst dann in den nächst höheren Grad einweiht, wenn er mit Muth und Standhaftigkeit alle diese Proben aushält.

*) Dieß stimmt schlecht zu den ausschweifenden Zahlen der anderen Buddhisten. A. d. U.

**) Die Kalmüken stellen ihre Kibitken immer mit den Thüren gegen Mittag.

denen und silbernen Buchstaben in verschiedenen Formaten gedruckt.

Der Gottesdienst wird bei den Kalmüken in tibetanischer Sprache von einer Versammlung der in zwei oder vier Reihen sitzenden Gelongs vollzogen. Er ist nichts anderes, als das Lesen irgend eines heiligen Buchs in einem singenden schleppenden Tone, das zu Zeiten in bestimmten Tempos durch die starken, unharmonischen Klänge kupferner Trompeten und Hoboen, durch das Blasen auf großen Muscheln, das Schlagen auf großen Trommeln und das Klirren kupferner Teller übertönt wird. In ihren Churulen (Tempeln) hängen eine Menge Bilder, denn ihre Kosmologie ist sehr ausgedehnt. Vor allen andern zieht ein vorn auf einer Erhöhung gestelltes Götzenbild von Bronze, Silber oder Gold, das den Dalai Lama mit der Schale in der Hand darstellt, die Aufmerksamkeit auf sich. Lama bedeutet die geistliche Mutter, und Dalai das Meer, die Unermeßlichkeit, Dalai Lama also die allgemeine geistliche Mutter.

Arabien.

4. Mehemed Ali's Herrschaft und ihre Folgen.

(Fortsetzung.)

Das Land Assir ist den frühern Geographen unbekannt, selbst Niebuhr nennt es nicht, und erst Burkhardt führt den Namen auf, als den eines Stammes. Dieß ist nicht zu verwundern, denn der Name Assir in der Ausdehnung, wie man ihn jetzt gebraucht, bestand früher gar nicht. Aus einer kurzen Aufzählung der Ereignisse in diesem Theil Arabiens, welche Jomard durch Reinaud aus dem Arabischen übersetzen ließ,*) ersieht man wie der aus der Zeit der Eroberung der Wahabiten wohlbekannte Abu Nokta, so wie sein Bruder Abdul Wahab und sein zweiter Nachfolger Tamy erst die verschiedenen Stämme dieses Landstrichs sich unterwarfen, und so ein Ganzes daraus machten, das in den Kämpfen der Aegyptier die wichtige Rolle gespielt hat. Dieß Land hat eine ungemein große absolute Höhe, schon zu Taif ist es sehr kalt, und soll sogar im Sommer frieren; noch vielmehr ist dieß aber im Assirgebirge der Fall, das man als den höchsten Punkt Arabiens bezeichnen kann. Daher kommt wohl die schon sehr alte Angabe, daß ein Strom von diesen Gebirgen ausgehe, durch Arabien hindurchfließe und sich bei El Katif in den persischen Golf ergieße. So unwahrscheinlich diese Angabe ist, so gewiß zeugt sie für die in Arabien allgemeine Ansicht, daß das Land Assir sehr hoch liege,**) und Jomard bemerkt darüber ganz richtig: „die große Höhe des Landes mußte es in allen Zeiten zu einer natürlichen Gränze und zugleich zu einem großen Hinderniß der Verbindungen machen. Meiner Ansicht nach wird dadurch die seit undenklichen Zeiten bestehende Scheidung zwischen den Stämmen von Hedschas und Jemen erklärlich; man erkennt die Ursachen der erblichen Kriege, der auf einander folgenden Einbrüche der Stämme Nord- und Mittelarabiens gegen die des südlichen Arabiens. *) Kann man daraus nicht den Schluß ziehen, daß zu allen Zeiten die Stämme des Nordens, des Westens und der Mitte eifersüchtig auf den größeren Reichthum Jemens und auf die Vortheile waren, die ihm den Namen des glücklichen Arabiens verschafften, obgleich in diesem Beinamen viel Uebertreibung liegt?" Der Umstand, daß Assir erst seit etwa 50 Jahren sich zum Islam bekannt, liefert zugleich den Beweis, daß seit Mohammeds Zeiten der Verkehr durch dieß Land hindurch sehr beschränkt war, und immer entweder zur See oder ostwärts durch das minder gebirgige Land ging. Die Aegyptier, welche zwar wohl zur See sich der Küstenstädte bemächtigen konnten, aber nicht stark genug waren, um den östlichen Landweg einzuschlagen, mußten den Weg nach Jemen über Assir nehmen, und daraus entsprang der vieljährige Kampf, der nicht zum Vortheil der Aegyptier ausschlug. Von dem Jahre 1814 an, wo die Aegyptier sich in Taif und Taraba festsetzten, haben die Feindseligkeiten gegen Assir nie ganz aufgehört; Mehemed Ali selbst machte nach der Schlacht bei Byssel einen Zug quer durch einen Theil des Landes, den er aber trotz seines Sieges theuer bezahlte, und seit dieser Zeit wurden mehrere größere Züge unternommen noch vor der merkwürdigen Episode, welche der Aufstand von Türkschi Billmeß herbeiführte.**) Wir haben oben gesehen, daß Ali, der Scheich der Assir, sich Meister von Abu Arisch machen wollte, und daß der Scherif Ali die Aegyptier zu Hülfe rief, welche ihm vorerst ein Regiment zusandten; der eigentliche Angriff auf Assir sollte aber von Taif und Taraba her erfolgen.

Da man den Zug gegen Assir nach der Einnahme von Derajeh als den wichtigsten Schritt zur Eroberung von Arabien ansehen kann, so müssen wir demselben eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Ahmed Pascha hatte am Ende des Jahres 1833 neue Verstärkungen erhalten, und brach am 26 Jan. 1834 mit dem größten Theil seiner Truppen von Taif gegen Südosten auf. Der Großscherif Mohammed Ibn Aun konnte

---

*) Siehe die Fortsetzung des Werkes von Mengin durch Jomard. p. 348 ff.

**) Jomard meint sogar, es sey nicht unwahrscheinlich, daß ein solcher Wasserlauf wenn auch jetzt nicht mehr bestehe, so doch in alten Zeiten bestanden habe. S. d. angef. Werk p. 262.

*) Vor Mohammed war dieß bekanntlich umgekehrt, und Jemen übte lange eine Herrschaft über Mittelarabien aus, die es noch in den letzten Jahrhunderten vor Mohammed zu erneuern suchte.

**) Wir wissen mehrere Ereignisse nicht der Zeit nach einzutheilen. Sobald Mehemed Ali das erstemal Assir verlassen hatte, erhoben sich die Stämme sogleich wieder. Hassan Pascha bezwang sie, aber nach seinem Abgang standen sie nochmals auf, in Wuth gesetzt durch die Erpressungen der Türken und durch ihre Knabenschänderei. Jetzt unterwarf Ahmed Pascha das Assir, d. h. er zog, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, hindurch, und nach seinem Abgang brachen die Assir zum drittenmal hervor, worauf Ahmed, als er wieder gegen sie zog, in einem Engthal eingeschlossen wurde und sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte mit 6 Bataillonen regulären Truppen und mehreren tausend Mann irregulärer Reiterei. Das Datum wissen wir nicht anzugeben, aber das Factum leidet wohl keinen Zweifel, wenn gleich Jomard desselben keine Erwähnung thut. S. Tamisier II. p. 128 und 160.

nicht gleich mit ihm aufbrechen, aus Mangel an Kamelen, man argwohnt aber, daß er darauf hingearbeitet habe den Zug scheitern zu machen und zu dem Ende selbst mit dem Scheich Ait von Assir in Verbindung gestanden sey; er wäre demnach in die Fußstapfen Ghalibs und Jabjas getreten, was nicht zu verwundern ist, denn ein Scherif von Mekka kann unmöglich ein Freund einer fremden im Lande stehenden Truppenmacht seyn. Am 8 Julius kam Ahmed Pascha nach Akik, welches 71¾ Marschstunden oder 27 bis 28 deutsche Meilen in gerader aber südöstlicher Richtung von Taif liegt. Der Stamm Assir hatte alle umliegenden Bergländer, Schomran, Zohran, Wadi Zobeyh, Bischa und Wadi Schehran erobert, und hielt sie in strenger Unterwerfung: Scherif Mansur von Zohran stellte sich indeß aus Haß gegen Assir bei Mehemed Pascha, lieferte Lebensmittel, Kamele und versprach 2000 Mann, von denen aber nur ein Drittheil eintraf; eine Anzahl Scheichs erscheint gleichfalls vor Ahmed, selbst der von Bischa, aber alle bekennen, daß sie zwischen Assir und den ägyptischen Truppen mitten inne eine klägliche Rolle spielen und sich für den Sieger erklären müssen; indeß geht aus den zahlreichen Unterwerfungen hervor, daß man im Augenblick die Aegyptier für die stärkern ansah, und daß die Assir sich nach ihrem eigentlichen Lande zurückzogen.

Am 17 Julius brach Ahmed Pascha von Akik auf, und zog nun statt direct südlich gegen Assir östlich gegen Bischa. Der kluge Mehemed Ali hatte nichts außer Acht gelassen, was seine Eroberung sichern konnte. Seit seinem ersten Zug gegen Assir hatte er eine Anzahl junger Leute aus dem Lande mitgenommen um sie in Aegypten erziehen zu lassen, darunter auch einen Sohn des berühmten Abu Nocta, Namens Dossari, der wie Mehemed Ali hoffte, einen Theil der Anhänger seines Vaters um sich vereinigen sollte, aber die Beduinen hängen weit weniger an ihren alten Familien, wie man gewöhnlich glaubt, und diese ganze Vorsichtsmaaßregel wäre nur dann von Erfolg begleitet gewesen, wenn Assir erobert worden wäre, denn dann würden eine Menge der kleinen Scheichs sich an Dossari angeschlossen haben, *) um den Sturm desto leichter zu überstehen. So lange aber Assir nicht bezwungen war, konnte Dossari von keinem Nutzen seyn gegen Leute, die entschlossen waren ihr Land zu vertheidigen, wie ein im Lager an Ahmed Pascha gelangtes Schreiben zu Bischa deutlich genug zeigt. Die Assir hatten geglaubt, der Kampf werde auf der Westseite von Gonfude und von Abu Arisch her beginnen, und dort ihr Lager befestigt, deßhalb waren sie überrascht, als sie den Anmarsch von Taif und Bischa her vernahmen und schickten einen Gesandten um zu unterhandeln. Eben so hatten die Redscha el Ma, ein Stamm der zwischen Assir und Abu Arisch wohnt, bald zu Hedschas, bald zu Jemen gehört, und von den Assir unterworfen worden war, Gesandte an Ahmed Pascha geschickt und ihren Beistand angeboten, wenn er ihnen zu dem Ende Geld geben wollte; letzteres schlug der Pascha ab, und sagte den Abgesandten ohne Umschweife: „ihr habt berechnet, daß ihr werdet geschlagen werden, wenn ihr die Partei von Assir ergreift, und daß ihr dann Unterthanen Mehemed Ali's werdet; daß es euch aber nicht besser geht, wenn ihr neutral bleibt; ihr wollt also als letztes Auskunftsmittel mit uns Krieg gegen Assir führen, um an der Siegesbeute Theil zu nehmen, während ihr euch zugleich an euren Feinden rächt. Das soll Euch nicht gelingen; ihr müßt Euch offen als die Unterthanen meines Herrn oder als seine Feinde bekennen." Indeß war es dem Pascha selbst nicht wohl bei dieser Antwort, denn die Redscha el Ma hatten einen der Schlüssel des feindlichen Landes inne, und wenn sie nicht thätigen Antheil am Krieg nahmen, wurde der Erfolg noch unsicherer als er ohnehin war.

Ahmed Pascha mußte sich geraume Zeit zu Bischa aufhalten, weil es ihm wiederum an Kamelen fehlte, und er setzte den dortigen Scheich, der sonst den Aegyptiern sehr ergeben war, ab, weil er die nöthigen Kamele nicht schnell genug lieferte. Ueber diese Zögerung wurden die ohnehin nicht im Ueberfluß vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt und man mußte die Araber mit dem Aergsten, was sie treffen kann, mit der Niederhauung ihrer Dattelpalmen bedrohen, um sie zur Lieferung von Lebensmitteln zu bewegen. Man ersieht aus dem ganzen Verlauf der Erzählung, welche Tamisier von seinem Aufenthalt zu Bysche *) gibt, daß, wenn Ali, der Scheich der Assir, welcher den Zug nach Mokka unternahm, noch am Leben gewesen wäre, die Türken ein so schlimmes Loos wie früher erreicht hätte, aber Alis bald nach seiner Rückkehr aus Mokka erfolgter Tod und die unsichere Herrschaft seines Neffen Ait, der nicht im eigenen Namen herrschte, lockerte die Bande auf welche die umwohnenden Stämme bisher an das Schicksal von Assir gefesselt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Neueste antarktische Fahrt.

Die Barke Pagoda, welche von der englischen Regierung zu einer wissenschaftlichen Expedition gemiethet wurde, ist kürzlich nach dem Cap zurückgekehrt. Dieß Schiff, unter Befehl des Lieutenant Moore, ist zwischen dem Meridian von Greenwich und 120° O. L. tiefer nach Süden vorgedrungen, als je vorher ein Schiff, und hat die von den Schiffen Erebus und Terror unvollendet gelassenen magnetischen Beobachtungen vervollständigt. Die Pagoda erreichte beinahe den magnetischen Pol, doch die Eismassen hinderten ihr weiteres Fortkommen. Viele interessante Entdeckungen wurden gemacht, welche ohne Zweifel werden bekannt gemacht werden, sobald der officielle Bericht nach England gelangt seyn wird. Die Existenz des antarktischen Continents ist jetzt außer allem Zweifel. Das Südlicht wurde hier so glänzend beobachtet, daß man bei Nacht einen sehr kleinen Druck lesen konnte, ein seltener

*) Die Araber sind in dieser Beziehung sehr schlau; es kamen Abgeordnete an Dossari schon ins Lager von Bischa, welche ihm die Anhänglichkeit seines besonderen Stammes versicherten, aber darum nicht weniger mit ihren Landsleuten gegen die Türken fochten.

*) Voyage en Arabie Tome II.

Umstand in der südlichen Hemisphäre. Die naturhistorischen Sammlungen wurden durch zahlreiche Fische und Vögel, die vorher ganz unbekannt waren, sehr bereichert. (Cape Shipp. Gaz. vom 25 Jul.)

Das Deportationssystem Englands nach den australischen Besitzungen.

(Schluß.)

Auf diese Art werden die Arbeiter jedem Mangel und dadurch jedem durch solchen herbeigeführten Verbrechen enthoben und sehen nicht selten ihre Lage gegen die frühern Verhältnisse im alten Vaterlande bedeutend verbessert, anstatt dadurch für begangene Vergehungen bestraft zu werden. Darum ist auch wohl das nicht ganz ohne Grund, daß viele behaupten, die Deportation sey eigentlich mehr eine Belohnung als eine Strafe für schlechte Menschen, und viele Arme sündigten in England nur aus dem Grunde, um deportirt zu werden; das mag jedoch wohl übertrieben seyn, denn wenn ein Mann ein Verbrechen begeht, so denkt er wohl wenig an die Folgen und läßt sich entweder von seinen Leidenschaften oder von Mangel und Noth hinreißen; denkt er aber dabei wirklich an die Zukunft, so kann er auch all das Schreckliche eines solchen Schrittes übersehen, als die Schande, den Wechsel von Freiheit zur Sklaverei, die Trennung von allen Freunden — die Einkerkerung, die Schrecken eines „Sträflingsschiffs“ und die gänzliche Ungewißheit des Schicksals, was seiner dort im neuen fremden Lande harrt. Nicht leicht wird ein Mann trotz allem diesem ein Verbrechen begehen, nur um deportirt zu werden, obgleich in der That schon solche Fälle vorgekommen sind.

Wohl hat man nach dem Deportationssystem oft und vielfach vorgeworfen, daß es durch die übermäßige Einführung von Sträflingen zugleich den Samen der Sünden unter die ganze übrige Bevölkerung ausstreue, einestheils werden aber wirklich die Uebelthäter durch diese Behandlungsart gebessert, und dann bietet sich ihnen auch hier, nach dem Verfluß ihrer Strafzeit, ein weites Feld dar, ehrliche und brave Leute zu werden, man gibt ihnen wenigstens dazu die Mittel in die Hand, wo hingegen im alten Vaterlande Noth und Verzweiflung sie immer und immer wieder zu neuen Verbrechen treiben würden; denn einmal müssen sie ja doch aus den Gefängnissen, in das sie die ersten Vergehungen gebracht, entlassen werden. In dem fremden Lande, den frühern Verführungen, selbst dem Umgang früherer Lastergenossen entrissen, zeigt sich ihnen aber die Möglichkeit, wieder eine ehrenvolle Stelle in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen, und selten beweisen sie sich so verstockt, jedem guten Eindruck unzugänglich zu seyn.

Dieß also auf das Convictsystem der Strafcolonien angewendet, so sehe ich nicht ein, warum ein Gefangener derselben mehr und stärker bestraft werden sollte, als es die Verhältnisse des Landes mit sich bringen, in das er übersiedelt ist. Sollte der Sträfling hier deßhalb schlechter genährt und gekleidet werden, bloß weil die *ehrlichen* Arbeiter in England in armseligern und gedrücktern Verhältnissen leben? Das wäre Unrecht, denn der Verbrecher leidet die Strafe nicht bloß um der Strafe willen, sondern um *gebessert* zu werden, und alles, was mehr über ihn verhängt wird, als sich zu diesem Zweck nothwendig zeigt, wäre, meiner Ansicht nach, moralisch ungerecht.

Die bessern Verhältnisse der Deportirten gegen die Arbeiter in England sind daher auch und zwar als eine glückliche Folge des Segens zu betrachten, den ein nicht übervölkertes Land mit sich bringt, und der sich, so reichhaltig für den Ansiedler, selbst bis hinunter auf den Verbrecher ausdehnt.

Würde unter so günstigen Aussichten, mit besserer Kleidung und Nahrung, mit durch die Milde des Klima's herbeigeführten bessern Wohnungen und Ueberfluß an Brennmaterial, der Gefangene dennoch nicht besser werden, dann wäre allerdings dieß System zu verwerfen; das ist aber nicht der Fall, Verbrechen werden hier nicht häufiger verübt, als in England und Irland selbst, und schon das spricht sehr für die Bevölkerung von Vandiemensland, die doch größtentheils nur aus Sträflingen besteht, daß sie durch eine geringe Besatzung von kaum hundert Soldaten und noch nicht so vielen Constabeln in Ordnung und Zucht gehalten werden. Es beweist klar, welchen Eindruck das Gefühl auf die Leute macht, gutes Betragen nicht allein anerkannt zu sehen, sondern auch noch sogar dafür belohnt zu werden.

Allerdings muß einmal die Zeit kommen, wo die Deportation so vieler Verbrecher den Bewohnern der Insel mehr Schaden als den Sträflingen selbst Nutzen bringen wird, dann sollte man aber auch bedenken, daß die Ansiedler eigentlich keinen rechten Grund haben, wenn sie klagen mit Verbrechern überschüttet zu werden, da diese nicht zu ihnen, sondern sie zu diesen kamen.*) Port Jackson wurde nämlich im Jahre 1788 nicht der Colonien wegen, sondern deßhalb gegründet, um überführte Verbrecher, deren Anzahl die englische Regierung in Verlegenheit setzte, fortzuschaffen und unschädlich zu machen. Vandiemensland nahm man erst 1803 in Besitz, wo es dann dazu bestimmt war ein Hülfsstrafort für die nach Port Jackson transportirten Sträflinge zu werden. Im Jahre 1813 richtete sich die Aufmerksamkeit der Auswanderer zum erstenmal auf Vandiemensland, und nicht früher als 1816 begannen Colonisten von England aus hinüber zu siedeln. Seit jener Zeit hat sich denn freilich die Bevölkerung sowohl als der Wohlstand des Landes mit fast zauberischer Schnelle vermehrt.

Welcher Ursache ist aber dieses außerordentliche Wachsen und Gedeihen des neuen Landes zuzuschreiben? Doch wohl nur allein und hauptsächlich der Leichtigkeit, mit welcher durch die gezwungenen Arbeiten der Gefangenen das Land bebaut und jedes andere Geschäft betrieben werden konnte. Die englische Regierung hat daher auch, wenn gleich wohl unbewußt, ein großes systematisches Colonisationssystem ausgeführt, das klar und deutlich zeigt, mit welchem Vortheil es durch brave und ehrliche Arbeiter betrieben werden könnte, wenn es schon unter lauter Verbrechern solche gewaltige und herrliche Fortschritte machte.

Da ich nun einmal von dem Grundsatz ausgehe, daß Verbrechen größtentheils nur aus Mangel und Noth verübt werden, so würde ich es für viel besser und zweckmäßiger halten, dem *noch ehrlichen* Armen, ehe er sich vergangen hat, die Mittel und Wege an die Hand zu geben, um auszuwandern und seine Lage verbessern zu können, ehe er etwas verübt hat, was ihn später durch Schande und Schmach seinem Glück entgegentreibt, und daß er nicht zuerst ein Verbrecher werden muß, ehe er ein Ansiedler werden kann; viel Böses würde dadurch vermieden, viel Elend gemildert werden.

*) Diesen Grund hat auch Lord Stanley in einer Depesche angeführt, man will ihn aber nicht gelten lassen. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 October 1845.

Das walachische Sprachgebiet.

Von Arthur und Albert Schott sind kürzlich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung „Walachische Mährchen" erschienen mit einer Einleitung über das Volk der Walachen. Wir entheben dieser Schrift, welche ein neuer und wichtiger Beitrag zur Lösung des Völkergewirrs im östlichen Europa ist, vorerst nachstehenden Abschnitt über das Sprachgebiet der Walachen.

„Wie ein großes Eiland liegt ein walachisches Sprachganzes im Norden der unteren Donau: süd- und nordwärts von Slawen, ostwärts von Slawen und vom schwarzen Meer, westwärts von Slawen und Magyaren eingegränzt. Nach Osten hin ist es größer als das Dacien des Ptolemäus, indem es noch den größten Theil von Bessarabien bis zum Dniester umfaßt, dafür hat es im Westen einen breiten Streifen des fruchtbaren Tieflands, das sich am linken Theißufer herabzieht, an die Magyaren und ebenso das Land um den untern Lauf der Theiß und an der Donau bis Golumbatsch, also das westliche Banat, an die Slawen abtreten müssen. Außerdem sind noch im Innern dieses Kreises, nämlich in Siebenbürgen, bedeutende Strecken theils von Magyaren, theils von Deutschen (Sachsen) besetzt. Von den 2,056,000 Einwohnern, welche dieses Land nährt, gehören etwa 900,000 dem walachischen Stamm an; die Magyaren zählen 700,000, die Deutschen 250,000; den Rest mit 206,000 bilden etwa zur Hälfte Slawen, sodann Griechen, Armenier, Juden, Zigeuner. Die Walachen sind also bei weitem der zahlreichste Stamm, und man wird es natürlich finden, daß ihre Sprache den Verkehr und den Handel beherrscht. Geschlossene Wohnsitze haben außer ihnen bloß Magyaren und Sachsen: die ersteren am nördlichen, westlichen und südlichen Rande des Landes; die Magyaren in der Mitte und (als Szekler) gegen Osten; die Sachsen gleichsam eingesprengt im Norden und Süden der Magyaren, doch auf beiden Enden nicht unmittelbar an die Gränze stoßend.

Von weit geringerer Bedeutung als diese trajanischen Walachen (Daco-Romanen) sind die aurelianischen oder macedonischen. Schaffariks Sprachkarte gibt im Süden der Donau Slawen an, gegen die Küsten des ägeischen Meeres Griechen, im Küstenland am adriatischen Meeres Albanier oder Arnauten. Seine Karte reicht nicht weiter als bis in die Breite von Konstantinopel, Thessalonich (Solun) und Aulona (Valona, Otranto gegenüber), er kann daher in dem Gebirge, welches Macedonien von Albanien, die griechische und weiter nördlich die slawische von der albanischen Sprache trennt, nur einige walachische Flecke nennen: Vilista in Albanien, San-Marina und Vlacho-Klisura im Gebirg, das die Westgränze Macedoniens bildet. Störend wirkt hier die Farbenwahl, da die Karte für die Walachen helles, für die angränzenden Griechen dunkles Blau braucht. Eine weitere Angabe liefert Büschings Erdbeschreibung (2,700 der Ausgabe von 1788), nach welcher die Stadt Moschopolis, 4 Meilen von Ochrida gelegen, bloß walachisch redende Bewohner hat. Sie steht aber nicht allein, sondern ist der Hauptort einer bedeutenden Zahl macedonischer Walachen, denen der Name Kutzo-Walachen beigelegt wird. Den Namen der Zinzaren, mit welchem sie meistens belegt werden, hören sie keineswegs gern, indem er sie wegen ihrer Aussprache verspottet. Sie sprechen nämlich nach griechischer Weise tsch wie z, wonach namentlich das Wort tschintsch (fünf, quinque), das die Veranlassung zu jenem Namen gegeben hat, bei ihnen wie tsints lautet.

Außer Macedonien besitzt auch Thessalien in den Gebirgen, die es von Albanien trennen, walachische Bevölkerung. Zuletzt hat über sie Fallmerayer berichtet. Nach ihm ist in Thessalien die griechische Rede der slawischen Grundbevölkerung nur erst seit etwa 650 eingeimpft worden, wie das edle Reis einem kraftvollen Wildling. Er fährt fort: „jedoch hat ein anderes Fragment der alten Bevölkerung Thessaliens, der Volksstamm der Wlachen, seine Sprache und seine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade assimilationsfähigen Slawen vertheidigt und bis auf unsere Zeiten bewahrt, so daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slawen heutzutage noch ein drittes, von den beiden genannten gleich verschiedenes Element in Thessalien besteht. Die Wlachen Thessaliens haben ihren Hauptsitz auf dem Kamm und an den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellschluchten des Peneios und seiner Nebenflüsse, wo die byzanti-

nische Geschichte des eilften Jahrhunderts ihrer zum erstenmal gedenkt. Sie hüten und beherrschen die Thore zwischen Thessalien und Albanien, und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig 1000 Häusern, auf dem Scheidekamm zwischen den in entgegengesetzter Richtung hinabsteigenden Paßengen, kann als Hauptort der thessalischen Wlachen gelten. Malacassi, Lesinitza, Kalavites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindus-Schluchten, gehören ebenfalls diesem Volk, das sich wegen der rauhen Lüfte seiner Heimath nur spärlich mit Ackerbau beschäftigt, aber mit desto größerem Erfolg Viehzucht und Alpenwirthschaft im größten Styl treibt und durch den Reichthum seiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Denn zur Winterszeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes, selbst bis ins freie Griechenland hinein, nomadisch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die schwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachi-Schäfer zurück auf die Alpen treibt. An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Industrie sind die Wlachen den Griechischredenden eben so weit überlegen, als sie an Geschliffenheit der Sitten, an Geist und Pfiffigkeit im allgemeinen hinter den Gräcoslawen zurückstehen. Indessen haben diese einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geschick in Metallarbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüstungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkstätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greco und Marinaro in den Seestädten des Mittelmeeres wohlbekannten Kapuzmäntel dem größten Theil nach als ein Erzeugniß wlachischer Wollindustrie zu betrachten sind. Wlachische Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäischen Türkei, und sogar nach Ungarn und Oesterreich führt sie die Liebe zum Gewinn. Daß sie aber auch das Geschäft im Großen verstehen, beweist der reiche Sina in Win, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus ist. Aus diesem Wanderleben erklärt sich die allgemeine Vertrautheit der wlachischen Männer mit der neugriechischen Redeweise, der sie jetzt auch kirchlich angehören, und die bekanntlich als gemeinsames Verständigungs- und Bindemittel der verschiedenartigen Volksstämme zu beiden Seiten des ägeischen Meeres dient. Die Weiber dagegen verstehen in vielen Dörfern nur das Wlachische, wie sie auf Hydra früher nur das Albanesische verstanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt, kann auch der Wlache im fernsten Lande seiner Heimath nicht vergessen, und sehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück, um in gleicher Erde mit seinen Vätern zu ruhen."

Auch im neuesten was Fallmerayer über Thessalien veröffentlicht hat, kommt er auf diese Walachen zurück. „Thessalien," sagt er, „ist mehr als jedes andere Land der türkischen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit seiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit besitzt alles Labsal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen, als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beständigen, innern Kampfes, hat in Thessalien überall nur die ausgebrannten schatten- und wasserlosen Schieferhalden des großen Uferrandes (der kesselförmig umschlossenen thessalischen Ebene) als Erbtheil erhalten. Die Weiber dieser Wasserlosen hüten den Herd und weben; die Männer suchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Seemänner und Speculanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küsten, und kommen im Winter oder zeitweise mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch theure Heimath zurück. Diese Gemeinden sind sicher, weil niemand ihren ertraglosen Boden begehrt. Doch sind Heldenmuth und nachhaltiger Ungestümm in neuern wie in ältern Zeiten nicht sonderlich zum Vorschein gekommen. Sind Albanier und reine Slawen, wie z. B. der Tschernagorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegerisch, so ist der Gräcoslawe und der Gräcowalach eher kleinmüthig, geduldig und verzagt."

Derselbe Fall ist mit den Walachen im Norden der Donau, nämlich da wo ihnen andere Völker in größerer Zahl und Geltung gegenüber stehen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ihr Sprachgebiet fortwährend kleiner wird. In Croatien und Slavonien, wo sie früher in so bedeutender Zahl vorhanden waren, daß ein Theil der Poscheger-Gespannschaft noch jetzt kleine Walachei heißt, reden nur noch einzelne Walachisch, die meisten sind, obwohl sie sich noch Walachen nennen und von den Slawen so genannt werden, wie sich Murgu ausdrückt, verraizt, d. h. sie reden Serbisch (Slawisch). Eben so sagt Murgu von Weißkirchen im Banat, daß beinahe sämmtliche Handelsleute, obwohl Walachen, ihre Muttersprache vergessen und nur Serbisch reden. In viel höherem Grade noch ist dieß der Fall bei den Südwalachen, weil sie der Zahl nach geringer und kirchlich ganz, in Sachen der Bildung und des Verkehrs beinahe vollkommen vom Griechenthum abhängig geworden sind.

Arabien.

4. Mehemed Ali's Herrschaft und ihre Folgen.

(Fortsetzung.)

Die ägyptische Armee setzte sich endlich von Bischa aus in Marsch, mehr vom Hunger getrieben, als für den langen Zug gut versehen. Fort und fort kamen einzelne Scheichs und boten ihre Dienste an, aber alles hing davon ab, daß die ägyptischen Truppen in der Schlacht siegten. Die Europäer, welche sich bei den Aegyptiern befanden, hatten schlechte Hoffnungen, und Tamisier sagt über das Aussehen des Zugs: „Jeder Officier hat ein Recht auf einen, selbst mehrere Bediente, die Europäer sind noch minder beschränkt, und unter den unregelmäßigen Truppen zählt man wenigstens einen Sklaven auf drei Soldaten, so daß sich in dem Haufen ein Viertheil unnützer Mäuler finden. Wie kann man daran denken in einem sandigen, wasserlosen Lande Krieg zu führen, namentlich wenn man Araber zu Feinden hat, die mit einer außerordentlichen Schnelligkeit sich bewegen, und statt alles Gepäcks

einen kleinen Sack Getreide mit sich führen, der auf Monate ausreicht, während die ägyptischen Soldaten plump wie die Büffel und gewohnt sind, reichlich zu essen und das köstliche Wasser des Nil im Uebermaaß zu trinken." Mit diesen Truppen wäre auch nichts auszurichten gewesen, und als man nach zwölftägigem Marsch, auf welchem die Truppen durch Mangel an Wasser und Lebensmitteln furchtbar litten, endlich bei Khamis Mischet auf Befestigungen der Assir stießen, war es nur die Artillerie, welche den Sieg herbeiführte. Ait hatte 3000 Mann in die Befestigungen gelegt, die sich gar wohl bis zum Einbruch der Nacht hätten halten können. Dann sollten die verschiedenen Schlachthaufen der Assir nach und nach auftreten, den Feind theilen und endlich gemeinsam über ihn herfallen; dieser Plan ward zerstört durch die Artillerie, welche nicht wie sonst mit Kugeln die Werke zu zerstören suchte, was, da diese bloß von Erde waren, geraume Zeit in Anspruch genommen hätte, sondern Granaten hineinwarfen: diese furchtbare Waffe verscheuchte die Assir aus den Befestigungen, und ihre Flucht verbreitete Schrecken auch unter den Uebrigen, so daß sie selbst dem ungeordneten Angriff der Aegyptier erlagen und nach kurzer Schlacht das Feld räumten.

Statt den Sieg zu benützen, blieb Ahmed Pascha stehen, die Lebensmittel fehlten, und vergebens durchsuchte man das benachbarte Land; was man fand reichte nicht zur Ernährung der Soldaten hin, die Lastkamele fielen in dem kalten, feuchten Lande in großer Anzahl, man mußte einen Entschluß ergreifen, und Ahmed brach endlich auf weiter gegen Westen, nach Menader zu, was sonst die Residenz Aits, jetzt aber verlassen war. Hier jedoch erreichte der Feldzug sein Ende: die Noth der Soldaten wuchs, und mit ihm die Zahl der Feinde, welche so schlecht sie sich auf den Kampf gegen halb europäisch exercirte Truppen verstanden, um so trefflicher den Guerillaskrieg führten, und in dem fast allenthalben von Bergen eingeschlossenen Thal von Menader die ägyptischen Truppen unaufhörlich neckten. Es war davon die Rede gegen das befestigte Rhedda zu ziehen, allein Ahmed Pascha hätte sich der Gefahr ausgesetzt ehe er dorthin kam, mit seinen Truppen Hungers zu sterben. Vorwärts konnte er also nicht, und ein Schritt rückwärts hätte ihm einen mit jedem Tage wachsenden Schwarm von Beduinen auf den Hals geladen. Es blieb also nichts übrig, als mit Ait Frieden zu machen, und zwar auf die Bedingung hin, daß die ägyptische Armee auf dem Abmarsch nicht beunruhigt werde. Zu diesem Entschluß hatte wohl der Scherif Mohammed Ibn Aun nicht wenig beigetragen; Tamisier bemerkt, daß er auf dem ganzen Zuge eine höchst seltsame Rolle gespielt habe und sichtlich bemüht gewesen sey, die Araber, welchen Stammes sie auch seyn mochten, für sich zu gewinnen. Zudem hatte er im Laufe dieses Feldzugs nicht weniger als drei Weiber genommen, eine die Tochter des Scheichs von Bischa, die beiden andern Töchter von Scheichs im Lande Assir; er vermittelte also seinen zukünftigen Einfluß im Lande neben und vielleicht gegen den der Aegyptier, und wir werden in der Folge sehen, daß Mohammed Ibn Aun zu rechnen versteht. Ahmed Pascha, dem es an Verstand nicht, wohl aber an Energie fehlte, scheint dem schlauen Mohammed Ibn Aun nicht gewachsen gewesen zu seyn, und ließ diesen ungehindert seinen Einfluß ausbreiten.

Der Friede, welcher durch die einreißende Desertion vollends unvermeidlich gemacht wurde, ward am 26 September unter ziemlich schimpflichen Bedingungen abgeschlossen; die Aegyptier sollten Menader verlassen und nicht auf dem Wege, den sie gekommen, zurückgehen, sondern nach dem rothen Meere abmarschieren; sie sollten nicht beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß sie das Eigenthum der Stämme, die sie durchziehen, respectiren. Die Assir behalten ihre völlige Unabhängigkeit, sollen aber diejenigen, welche sich während des Kriegs den Aegyptiern unterworfen haben, nicht verfolgen; die Aegyptier sollen auf ihrem Marsch von Beauftragten Aits begleitet werden. Das Schimpflichste ist aber die Behandlung von Doffari Ibn Abu Nocta: man hatte ihn bereits zum Scheich seines Stammes ernannt und mit dem Ehrenpelz bekleidet, von ihm war aber in dem Friedensvertrag gar nicht die Rede und er stand machtlos seinem Nebenbuhler gegenüber. Es ist sehr auffallend und eben nicht sehr ehrenhaft für Hrn. Jomard als Geschichtschreiber, daß er diesen Feldzug gar nicht erwähnte, oder wenn er dieß thut, mit dem des Jahres 1835 auf eine unbegreifliche Weise zusammenwirft, von dem schimpflichen Vertrag aber keine Sylbe erwähnt, obgleich ihm Tamisiers Nachrichten nicht unbekannt seyn konnten. *) Die Treulosigkeit der Türken ist augenfällig, und Tamisier selbst liefert uns die Beweise dafür in die Hand; denn der obenerwähnte Friede kam am 26 Sept. 1834 zu Stande, wie Tamisier in seinem Werke „Voyage en Arabie" berichtet, und in seiner schon im J. 1838 erschienenen Reise nach Abyssinien meldet er von seinem Aufenthalt in Gonfudah im Anfang des Jahres 1835, daß man sich eben zu einem neuen Feldzug nach Assir rüste, der dießmal also von der Seeseite her unternommen werden sollte. Der Feldzug dieses Jahres fiel aber noch unglücklicher aus als der vorhergehende, denn nach Jomard (p. 94.) wurde ein ganzes Regiment vernichtet und ein zweites hart mitgenommen.

Der unglückliche Gang dieses Krieges wurde dem Scherif Mohammed Ibn Aun zugeschrieben, gegen den wiederum die Klagen sich erhoben, welche wir schon oben nach Tamisier erwähnt haben. Nach dem Feldzug des Jahres 1835 ließ ihn Mehemed Ali gefangen nach Cairo führen, und auch Ahmed Pascha ward zurückberufen, um Rechenschaft abzulegen. Seine Stelle nahm Courschid Pascha wieder ein, derselbe, der schon früher Oberbefehlshaber in Arabien gewesen, aber von Türkschi Billmeß verhaftet und nach Aegypten geschickt worden war.

*) Tamisiers Werk „Voyage en Arabie" ist erst im J. 1840, und das von Jomard im J. 1839 erschienen, aber Jomard kannte Tamisier und benutzte dessen Mittheilungen über das Land Assir, das Tamisier in dem Feldzug von 1834 mit Ahmed Pascha durchzogen hatte; er mußte also die Geschichte des Feldzugs und dessen schlimmen Ausgang kennen. Tamisiers Werk ist in einem unglücklichen, dramatisch seyn sollenden Styl geschrieben, der nicht wenig langweilt, wenn man aber die Geduld hat, sich durchzuarbeiten, so erhält man über den Gang des Feldzugs eine möglichst klare Ansicht.

Churschid langte in Dschidda an, hatte aber hier, wie gewöhnlich mit dem Mangel an Transportmitteln zu kämpfen; er meldete dieß Mehemed Ali, welcher einen gewissen Ismael Bey mit Truppen ins Nedschd schickte, um dort sich Kamele zu verschaffen. Ismael Bey kam bis nach Derajeh, wo er den Sohn des enthaupteten Abdallah als Befehlshaber einsetzte, aber von den Ummohnenden angegriffen und mit großem Verluste aus dem Lande getrieben wurde. In der Zwischenzeit war Ibrahim Pascha, der Neffe des Vicekönigs, wieder angreifend zu Werke gegangen, aber nicht mehr gegen Assir, sondern er zog im Tehama fort gegen Jemen, wo er auf geringen Widerstand als im armen Hedschas zu stoßen hoffte. Darin täuschte er sich auch nicht, denn Jemen war, wenigstens an der Küste, d. h. im Tehama keines sonderlichen Widerstands fähig. Der Scherif von Abu Arisch war in Abhängigkeit von Mehemed Ali, schon wegen der Assir, und der Imam von Sana, ein junger Trunkenbold, übte auf das Ganze des Landes keine sonderliche Macht aus; die zahllosen Scheichs strebten nach Unabhängigkeit, und einer darunter, der Scheich von Häß, schloß sich an Mehemed Ali an, in der Hoffnung, ihn zur Förderung seiner Plane, die darauf ausgingen, Imam von Sana zu werden, zu benutzen. So ward es den Aegyptiern mit Hülfe ihrer Flotte nicht schwer, sämmtliche Küstenstädte bis Mokka hinab in ihre Gewalt zu bringen; aber ins Innere des Landes einzudringen und den Kaffeehandel mit Gewalt in die von den Aegyptiern besetzten Häfen zu ziehen, war schwer, und bis zum Jahr 1837 war Tads die einzige Stadt im Hochlande, die sich und zwar nicht mit Gewalt sondern auf friedlichem Wege durch den Einfluß des oben genannten Scheichs von Häß unterwarf; wie es scheint, war aber letzterer der Ansicht, daß man diese Stadt ihm als Befehlshaber unterordnen sollte, und als dieß nicht geschah, griff er die Aegyptier an, wurde aber geschlagen und begab sich nun zu dem Imam von Sana, der ihn wie natürlich mit höchst mißtrauischen Blicken ansah. *) Diese Fortschritte der Aegyptier in Jemen konnten auch den Engländern nicht willkommen seyn, und beschleunigten die Besitznahme von Aden, dessen Scheich den ägyptischen Befehlshaber, begreiflicherweise vergeblich, um Hülfe anging. Indeß war den Engländern doch die Besetzung der Häfen von Jemen lästig, da sie den Handel der hauptsächlich durch Banianen aus Arabien nach Indien betrieben wird, störte, und sie verlangten (1839) sehr peremtorisch, daß diese Häfen von Mehemed Ali geräumt werden sollten, da sie nicht zu seinem Paschalik gehörten; Mehemed Ali weigerte sich offen, und es läßt sich leicht denken, daß dieß den Entschluß der Engländer, mit gewaffneter Hand gegen ihn aufzutreten, noch vermehrte, aber während sie seine Eroberung in Jemen und allenthalben, namentlich auf der Ostseite, wovon später, zu hindern suchten, warf sich ihm der Imam von Sana, erschreckt durch die Besetzung von Aden, selbst in die Arme. Doch Aegypten war zu schwach, und die Engländer drohten; so erfolgte schon im Anfang des Jahres 1840 der Befehl an alle ägyptischen Besatzungen und Beamten das Land zu räumen. Der Rückzug der Aegyptier aus ganz Arabien hatte somit begonnen, und wir werden aus den Ereignissen im mittlern Arabien sehen, weßhalb die Engländer so ernstlich auf diese Räumung drangen.

Wir haben oben berichtet, daß Ismael Bey einen unglücklichen Zug gegen das Nedschd gemacht hatte, dessen Zweck Herbeischaffung von Kamelen gewesen war. Dieser Sieg hatte die nördlichen Beduinen, namentlich die Beni Harb, gleich so ermuthigt, daß sie wie in der Wahabitenzeit den Zug der Pilgerkarawanen wiederum verhinderten. Churschid Pascha, der im Sommer 1835 wieder in Arabien angelangt war, zog im Sommer 1836 gegen sie aus, schlug sie auf dem Weg nach Medina, und beschloß nun ins Nedschd einzudringen. Dieß gelang auch 1838 und 1839 über Erwarten, er eroberte nicht nur El Derajeh, sondern auch die umliegenden Districte ließen sich in Verbindungen mit den Arabern von El Ahsa ein, welche den Sunniten geneigter sind, als die noch dem Wahabismus anhängenden Stämme des Innern, drang so bis an den persischen Meerbusen vor, und besetzte die Bahrein-Inseln. Dieß reizte die Besorgnisse der Engländer. Der ganze Küstenstrich von der Euphratmündung bis an das Gebiet von Maskat oder Oman hin ist von einem sehr seetüchtigen Volke bewohnt; wir haben früher erzählt, daß die Engländer gegen die Dschowasmi-Araber einen Zug im J. 1810 unternahmen, und ihren Hauptort Ras el Kheima zerstörten; aber die Dschowasmi-Araber sammelten sich wieder, und begannen ihre Seeräubereien aufs Neue; die Engländer unternahmen einen zweiten Zug im J. 1817, der aber sehr unglücklich ablief, denn die fanatischen Dschowasmi stürzten sich mit dem Säbel in der Faust auf die englische Infanterie, und hieben den größten Theil derselben nieder. Im J. 1819 wurde nun ein stärkerer Zug unternommen, um die Scharte auszuwetzen, und dieser Zug gelang; die Dschowasmi-Araber mußten sich unterwerfen. Indeß war zu fürchten, wenn die Aegyptier sich am persischen Meerbusen festsetzen, möchte die alte Piratenlust in diesen Stämmen wieder erwachen, und der Handel der Engländer, mehr noch wie im rothen Meere, wo sich auch die Assir als Seeräuber versuchten, wieder gestört werden; deßhalb drangen die Engländer mit dem entschiedensten Nachdruck darauf, daß die Bahrein-Inseln geräumt würden, und dieß hatte nicht nur die Folge, daß sich Churschid Pascha vom Meere wieder entfernte, sondern daß auch der Pascha von Bagdad seine Macht gegen Mehemed Ali in Syrien verwenden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zehnstundenbill. Lord Ashley hat seinen Plan, die Arbeitszeit der Fabrikarbeiter auf 10 Stunden herunterzusetzen, noch nicht aufgegeben. In einer Versammlung zahlreicher Arbeiter zu Manchester am 15 Oct. kündigte er seinen Entschluß an, in der nächsten Parlamentssession wieder damit vorzurücken; indeß scheinen selbst viele der Arbeiter sich nur einen schlechten Erfolg von dieser philanthropischen Maaßregel zu versprechen.

*) Das gute Vernehmen zwischen beiden scheint auch nicht lange bestanden zu haben, denn Hassan, Scheich von Häß, entfernte sich bald wieder und suchte sich den Aegyptiern abermals zu nähern. Ibrahim Pascha soll ihn zu einer Friedensconferenz eingeladen und bei derselben haben ermorden lassen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1845.

Die literarischen Journale Frankreichs.

Das Foreign Quarterly Review vom October d. J. enthält über die neuesten Wandlungen und Erscheinungen der literarischen Journalistik in Frankreich einige Bemerkungen, die nicht ohne Interesse sind, und von denen wir einige ausheben. „Die Revue Françoise und die Revue Encyclopedique sind seit einiger Zeit eingegangen, und so blieben die Revue des deux Mondes und die Revue de Paris die einzigen literarischen Journale. Da letztere von leichterem Stoff war als die erstere, so kann man sagen, daß die Revue des deux Mondes geraume Zeit das Feld der ernsten periodischen Literatur monopolisirte. Dieß waren die ruhmvollen Tage der Revue des deux Mondes. Nicht nur die ersten Schriftsteller in Philosophie, Geschichte, Kritik und politischer Oekonomie waren Mitarbeiter, sondern auch die berühmtesten Novellisten und Dichter schickten Beiträge. Das halbmonatliche Erscheinen reichte hin, um das Journal auf dem Laufenden zu erhalten, und gewährte doch Zeit genug, um die bei einem Journal unvermeidliche Uebereilung zu hindern und die Schriftsteller in den Stand zu setzen, ihrem Styl die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Aber Buloz, der Eigenthümer, konnte sich mit den populärsten Mitarbeitern nicht vertragen und einer nach dem andern fiel ab, so Balzac, dann G. Sand, dann Dumas und andere folgten schnell. Der Erfolg war, daß der Revue nur die Literatur und Philosophie blieb, während die Tagsjournale eifrig nach den Novellisten griffen, und die anziehendsten Theile der Revue in ihre Feuilletons aufnahmen. Dieß war ein harter Schlag für die Revue des deux Mondes, aber ein zweiter folgte bald nach. Die Revue Independante wurde gegründet mit G. Sand als erster Mitarbeiterin, mit P. Leroux als Philosophen und L. Viardot, dem geistreichen Uebersetzer des Don Quixote als Kunstkritiker. G. Sands Novellen „Horace“ und „Consuelo“ hätten allein hingereicht, den Erfolg einer Revue zu sichern. Die „Independante“ wurde nur durch die philosophischen Doctrinen Leroux's etwas gehemmt, dieser trat aber glücklicherweise bald zurück, und jetzt zählt die „Independante“ einige der bedeutendsten Namen unter ihren Mitarbeitern.

„Buloz sah den Fehler den er begangen und suchte ihn zu verbessern: er wandelte die Revue de Paris in eine Zeitung um, die dreimal wöchentlich erschien; aber die Speculation war schlecht und die Revue de Paris ging bald ein. Hr. Buloz, obwohl Eigenthümer zweier Revuen hat den Ruf, gar keine wissenschaftliche Bildung zu besitzen, wie dem aber auch seyn mag, er ist ein Mann von ausgezeichnetem Tact und Gewandtheit, wie sein Erfolg im Leben deutlich zeigt, denn obwohl ursprünglich nur Factor einer Druckerei, hat er doch durch seine eigene Anstrengung eines der ersten Journale Europa's gegründet und es fünfzehn Jahre geleitet. Umsonst suchen dieß seine Feinde dadurch zu erklären, daß er sich dem Ministerium verkauft habe. Dieß mag wahr seyn, ist aber nicht erwiesen, und beweist nichts gegen seine Gewandtheit, denn wie viele Tausende hätten sich nicht verkauft, wenn sie nur einen Käufer gefunden hätten; wenn Buloz erkauft wurde, so ist anzunehmen, daß er des Kaufens werth war, und der Erfolg muß irgendwo anders liegen, als in seinem weiten Gewissen.

„Da die Revue des deux Mondes Ein bedeutendes Element ihrer Popularität verloren hatte, so mußte sie ihre andern Hülfsquellen um so mehr anstrengen, und dieß hat sie gethan; sie ist nicht mehr so weit verbreitet und ausschließlicher ernsten Inhalts. Sie wendet sich an eine andere Zuhörerschaft, wenn sie aber fortfährt, ihren gegenwärtigen Zweck fest im Auge zu behalten, so wird sie sich eine genügende Zahl von Abnehmern sichern. Seit den letzten zwei Jahren war sie hie und da schwerfällig, selten unterhaltend im engern Sinn des Wortes, aber sehr belehrend und oft mit wahrhaft werthvollen Beiträgen in Form von Biographien, Reisen, Geschichte und politischer Oekonomie bereichert. In der Wahl ihrer Gegenstände näherte sie sich den englischen Revuen und übertraf sie oft in deren Behandlung. In der Literatur wie in allen andern Dingen ist es von Bedeutung seine Stellung zu kennen, klar zu sehen, was geleistet werden kann, und es auch wirklich zu leisten. Die Revue des deux Mondes hat diesen Vortheil.

„Einer neuern Erscheinung, der „Revue Nouvelle“, scheint

er zu fehlen; sie hat keinen bestimmten Zweck, sie versucht nichts Neues, und nimmt doch auch das Alte nicht offen an. Die Artikel, die sie mittheilt, hätten eben so gut wo anders erscheinen können, und manche wären besser gar nirgends erschienen. Die Mitarbeiter sind meistens solche, die auch Arbeiten in die Revue des deux Mondes liefern oder geliefert haben; es ist kein neues Element da, welches diese Revue von ihrem ältern Nebenbuhler unterscheidet. Die einzige Neuerung ist die, daß die Revue Nouvelle alle sechs Wochen erscheint; sie gleicht den englischen Revuen, ist aber nur nicht so massenhaft. Ihr Zweck ist weniger der einer Revue als die periodische Herausgabe von Büchern, die aus Abhandlungen bestehen. Dieser Plan taugt nichts; der Gedanke, periodische Abhandlungen herauszugeben nimmt sich gut in einem Prospectus aus, nicht aber in der Ausführung. Wir haben davon in England selbst ein Beispiel gehabt: eine Revue, die alle Vortheile des Geldes und der Talente für sich hatte, mußte nach langem fruchtlosem Kampfe eingehen.*) Fruchtlos war der Kampf, weil die Revue weniger eine Revue, als eine periodische Herausgabe von Abhandlungen war: weder Geld, noch Muth, weder Gelehrsamkeit noch Talent konnten sie retten. Zwischen einem Buch und einer Revue ist ein wesentlicher Unterschied, den man ohne Gefahr nicht übersehen darf."

Arabien.

4. Mehemed Ali's Herrschaft und ihre Folgen.

(Fortsetzung.)

Churschid Pascha hatte ehe er an den persischen Meerbusen vordrang, schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, namentlich mit Faisal, der in Delem, in geringer Entfernung von Derajeh seinen Sitz hatte; **) nur die Unterstützung einiger dem Faisal feindseligen Scheichs verschaffte Churschid Pascha den Sieg über letztern, der nach dem Beispiel des alten Wahabitenhaupts Suud die Türken durch Mangel und das Klima sich aufreiben lassen wollte; endlich unterlag er, ward gefangen genommen, nach Aegypten geschickt, und dort gefangen gehalten wie so viele andere bedeutende Personen Arabiens. Im J. 1841 mußte Mehemed Ali in Folge seiner Niederlage in Syrien ganz Arabien räumen, und schickte nun den Klügsten unter den verschiedenen Scherifs, die er in Cairo als Geisel zurückbehalten hatte, den oben schon mehrfach erwähnten Ibn Aun nach Arabien, neben welchem ein türkischer Pascha in Dschidda stand, aber so gut wie ohne Truppen, denn die Zolleinkünfte von Dschidda und Jambo, den einzigen Städten, die er besaß, reichten bei weitem nicht hin, eine genügende Truppenmacht zu erhalten. Er war also auf seine geistigen Hülfsmittel angewiesen, was bei einem türkischen Pascha und dem vorwiegenden Haß der Araber gegen die Türken nicht viel sagen will. Ibn Aun befindet sich in demselben Fall, aber seine geheiligte Stellung als Großscherif von Mekka gab ihm einen weit größern Einfluß, als der türkische Pascha erringen konnte, und diese Stellung führte die alte Eifersucht zwischen dem Scherif und dem Pascha herbei, so daß keiner sich in die Macht des andern zu begeben wagte. Mohammed Ibn Aun suchte seinen Einfluß immer weiter auszubreiten, selbst nach Assir, wo er, wie wir oben gesehen, die Tochter von drei Scheichs geheurathet hatte. Indeß stand Ali noch immer an der Spitze von Assir, hatte aufs neue angefangen, seine Herrschaft über die umliegenden Stämme, wie dieß vor dem ägyptischen Einbruch stattgefunden auszubreiten, und entfaltete eine für Arabien sehr bedeutende Macht. Könnte es Mohammed Ibn Aun dahin bringen, daß die Stämme der Assir sich mit ihm vereinigen, so würde Jemen bald unterliegen, denn dorthin kann beide die Habsucht und der Fanatismus gegen die Engländer treiben: bis jetzt hat aber die beiderseitige Eifersucht den Großscherif und den Scheich von Assir auseinander gehalten.

Die Lage der Dinge in Jemen ist die alte, d. h. es bestehen eine Menge unabhängiger Häuptlinge, von denen keiner mächtig genug ist, sich die übrigen zu unterwerfen. Das Hinzukommen der Engländer hat indeß die Sache etwas verwirrt und kann einen Bruch herbeiführen. Der Scherif Hussein von Mekka ist ein unbesonnener Mensch, der den Handel seiner Hafenstadt durch unmäßige Zölle fast vernichtet hat und dadurch um einen großen Theil seiner Einkünfte gekommen ist: früher wurde der Kaffee von Jemen größtentheils über Mokka ausgeführt, von welchem Orte er ja auch den Namen führt; jetzt geht der kleinere Theil nach Hodeida und von da über Dschidda nach Aegypten; der übrige Theil sucht den Weg nach Aden und zwar zu Lande, denn der Imam von Sana hat eingesehen, daß daraus ihm der größte Vortheil erwachse, und hat zu dem Ende Verbindungen mit den Stämmen angeknüpft, durch deren Gebiet die Waaren gehen müssen. So ist Mokka schnell verfallen und der Scherif Hussein hat den Krieg gegen den Imam begonnen, nach den neuesten Nachrichten aber mit schlechtem Erfolg, denn die Stämme, durch deren Gebiet jetzt der Waarenzug geht, mußten, wie natürlich, den Imam unterstützen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, den Scheich Hussein zurückzuschlagen. Ruft dieser aber die Assir zu Hülfe, welche zu einem so viel Beute versprechenden Zug gern bereit seyn werden, so ist der Imam höchst wahrscheinlich verloren. Jetzt noch ist aber der Scheich von Assir durch die Plane Mohammed Ibn Auns im Zaum gehalten, und dieß wird auch wohl noch andauern, bis der Großscherif anderweitig beschäftigt wird, was nicht unmöglich wäre.

Die westlichen Araber, namentlich die mächtigen Beni Harb, standen immer mit den Scherifs in gutem Vernehmen, weil beide ein gleiches Interesse an den Pilgerkarawanen

---

*) Wahrscheinlich ist die British and Foreign Review gemeint.
A. d. U.

**) Dieß und der Umstand, daß sein Nebenbuhler Halil ibn Suud ein naher Verwandter von ihm war, läßt vermuthen, daß er der Sohn Suuds und der Bruder des im J. 1819 in Konstantinopel enthaupteten Abdallah ibn Suud war, und sich im Lande behauptet hatte, weil er vielleicht mit seinem Bruder Abdallah, dessen Schwäche die Sache der Wahabiten zu Grunde richtete, zerfallen war. Mehrere Umstände machen dieß wahrscheinlich, namentlich seine im J. 1842 bewerkstelligte Flucht aus Aegypten.

hatten. Allein die Pilgerkarawanen nehmen Jahr um Jahr an Zahl und Reichthum ab, und damit auch die Einkünfte der heiligen Städte und des Großscherifs, so wie der Stämme. Während aber die Bedeutung des Westens sinkt, scheint sich in der Mitte, im eigentlichen Nedschd, wieder ein Knoten von Wahabismus zu sammeln. Gleich nach den für Mehemed Ali so unglücklichen Ereignissen in Syrien erschien eine Abtheilung Araber zwischen dem rothen Meer und Cairo und zog hier mehrere Jahre lange umher. Auf einmal verschwand der oben erwähnte Faisal und floh mit diesen Arabern nach der Wüste. Es ist kein Zweifel, daß dieß ein wohl angelegter Plan war, und daß Faisal wieder als Wahabitenhaupt auftritt; in diesem Falle wird er seine Macht vermuthlich zuerst nach dem Westen richten, mit den Assir wieder in Verbindung treten und dann tritt dasselbe Verhältniß ein, wie im Anfang dieses Jahrhunderts. Die Wahabiten des Nedschd beherrschen die westlichen Araber, werden sich der Pilgerkarawanen bemächtigen, und Ali, als Scheich von Assir, wird wie sein Vorfahrer Abu Nocta, die Züge nach Jemen wieder aufnehmen. F. Fresnel, keine unbedeutende Autorität in arabischen Dingen, schreibt schon vom Januar 1838, also zu einer Zeit, wo die ägyptische Truppenmacht noch in Arabien stand und Churschid Pascha eben seinen Zug gegen die Nedschd unternehmen sollte, daß ihm die Wiedererstehung des wahabitischen Reichs keinen Augenblick in Erstaunen setzen würde, und daß die unendlichen Kriegszüge Mehemed Ali's die politische Verwirrung ins Unabsehbare gesteigert hätten. Die Erschlaffung der türkischen Macht in Bagdad und in Syrien ist den Arabern sehr wohl bekannt, sie wissen auch recht gut, daß jetzt kein türkischer Pascha mehr im Stande ist einen Eindruck auf Arabien zu machen. Mehemed Ali hat 30 Jahre lang vom J. 1810 bis 1840 die Schätze und die Menschenkräfte Aegyptens auf die Eroberung Arabiens verwendet, und ohne die Engländer wäre ihm vielleicht sein Unternehmen bis zu einem gewissen Punkte gelungen, aber auf Englands Befehl mußte er Jemen räumen, die Bahrein-Inseln verlassen, seine Plane gegen Bassora und Maskat aufgeben, und somit hatten seine übrigen, ohnehin nicht sehr soliden Eroberungen keinen Zweck und keinen Halt mehr: er mußte auch die heiligen Städte herausgeben, die ihm in den Augen der Moslems noch ein großes Ansehen verschafft hatten. Der arabische Krieg hat, mehr als der syrische und peloponnesische, die Hülfsquellen Aegyptens aufgezehrt, und dieß Land ist jetzt in einem Abgrund von Elend, daß kein türkischer Pascha mehr, er heiße Mehemed Ali oder Ibrahim, eine ausreichende Truppenmacht nach Arabien werfen kann; die türkische Herrschaft über Arabien hat also, wenn gleich noch ein türkischer Pascha in Dschidda sitzt, factisch ihr Ende erreicht, und die ganze Nation ist durch die lange andauernden Kriege in einer gewaltigen Aufregung; die syrische Wüste wimmelt von Araberstämmen, deren sich die immer schwächer werdenden Türken nicht mehr erwehren können, und selbst Jerusalem ist von denselben berannt worden. Wann ein größerer Ausbruch erfolgen wird, läßt sich freilich durchaus nicht sagen, aber so viel ist unbezweifelt, daß derselbe die türkische Herrschaft in den angränzenden Ländern, in Mesopotamien, Syrien und Aegypten ohne allen Vergleich schwächer finden wird, als der vorangegangene.

(Schluß folgt.)

Ueber Auswanderung nach Vandiemensland.

(Aus einem Privatschreiben bei Nowcroft.)

Das einzige, was dich bewegen kann und darf England zu verlassen, ist die Gewißheit, dir hier für dich und deine Familie einen Grad von Unabhängigkeit zu gründen, den es dir in der Heimath sehr schwer halten würde zu erlangen; auf Ruhe und Bequemlichkeit darfst du freilich nicht rechnen, ein Landleben mag aber hier angenehm genug verlebt werden, da sich überdieß die Gesellschaft im Ganzen mit jedem Jahre bessert. Natürlich wird auch der gesellschaftliche Umgang in einem Lande sehr erschwert, wo die Ansiedler ihrer Schaf- und Viehzucht wegen gezwungen sind weit von einander getrennt zu leben. Die Colonisten sind jedoch ein wackeres und unternehmendes Völkchen, was sie ja auch schon durch ihr Hieherkommen bewiesen haben, und herrliche Gesellschafter, dabei von aufgewecktem Verstande und, durch die Noth und ein auf sich selbst angewiesenes Leben getrieben, erfindungsreich.

Das Klima Australiens ist, so weit es bekannt geworden, zwar überall gesund, das von Vandiemensland aber, Neuseeland ausgenommen, sicher das gesündeste. Auf der Karte wirst du finden, daß Vandiemensland südlich von der großen Continentinsel Neusüdwales liegt, das Klima ist daher auch gemäßigter, und sagt einer nördlichen Constitution besser zu als die zu heißen Landstriche. Es wechselt übrigens sehr schnell, und die Morgen und Abende sind acht Monate im Jahre (ich meine die frühen Morgen von vier Uhr bis acht) kalt genug ein Feuer angenehm zu machen; dieß bringt aber keineswegs Kränklichkeit hervor, und ich bin in den heißesten Tagen stets im Stande gewesen jede Arbeit im Freien zu verrichten, ohne je unangenehme Folgen deßhalb gespürt zu haben. Krankheit kennt man im ganzen Lande wirklich kaum dem Namen nach, und in den sieben Jahren, die ich hier verlebte, ist nicht Ein Glied meiner Familie einen ganzen Tag unpäßlich gewesen, was doch wohl an der reinen Seeluft liegen muß, welche die Insel von allen Seiten durchzieht und von allen ungesunden Dünsten reinigt. So viel über das Klima, jetzt über das Land selbst.

Ein recht scharfer Beobachter würde das Land als keineswegs erster Classe taxiren, ja ein Theil desselben ist sogar sehr dürr und mager; wie aber auch die Qualität des Bodens seyn mag, was man hinein pflanzt oder säet, wächst ausgezeichnet. Jede Frucht, Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, alle Arten von Gemüse und Gartenbäume und Früchte gedeihen vorzüglich, und der Landmann braucht nie Furcht vor Mißernten zu haben, wie sie so häufig die Hoffnungen des Fleißigen im alten Lande zerstören. Ich will gerade nicht dem gewöhnlichen Sprüchwort beipflichten, daß man ein Brecheisen Abends in die Erde stecken kann und es am nächsten Morgen überall mit kleinen Nägeln ausgesproßt findet; die Vegetation ist aber wirklich in Australien, selbst ohne Uebertreibung, staunenerregend. Was auch in den Boden gesteckt wird, Sämereien wie Reiser, sie wachsen oder machen wenigstens einen verzweifelten Versuch.

Als ich zuerst nach Vandiemensland kam, erkundigte ich mich, welches die richtige Zeit wäre, Weizen zu säen und man nannte mir den Monat

April; des Versuchs halber säete ich also eine kleine Quantität Mitte November; Mitte Januar stand er in vollen Aehren und gab über fünfzehn Büschel *) auf den Acker, obgleich der Boden, früher nie gepflügt, nur einmal aufgerissen war und das Gras fortwährend in gewaltigen Büschen zwischen der jungen Saat emporwuchs; im nächsten Jahre erntete ich vierzig Büschel von demselben Feld, so fruchtbar ist die jungfräuliche Erde, so günstig das Klima jedem Wachsthum.

In den Gärten kann man wirklich alles, was man wünscht und wie man es wünscht, ziehen, und nichts verlangt weniger Mühe und Arbeit als Fruchtbäume und Setzlinge; wenn man sie nur in die Erde steckt — sie gedeihen sicher. Noch muß ich erwähnen, daß wir eine bedeutende Quantität Weizen nach Sidney verschiffen, denn dieser Theil von Australien ist aus einer mir unbekannten Ursache häufigen Dürren unterworfen und der dort gezogene Weizen nicht so gut als der aus Vandiemensland, die Händler und Müller ziehen wenigstens stets den unsrigen vor und bezahlen einen höhern Preis dafür. Der Sidney Markt wird auch wohl stets einen guten Absatz für unsern Weizen bieten, und wegen der bedeutend wärmern Temperatur des Klima's können sie ebenfalls keine guten Kartoffeln ziehen und kaufen die unsrigen gern.

Weizen und Hafer haben sehr gute Preise, meines Erachtens wird aber ein Farmer, wenn er ein hinreichendes Capital besitzt, bedeutend mehr mit Viehzucht als Körnerfrucht verdienen. Schaf- und Rindviehheerden vermehren sich ohne große Mühe und Kosten, und da das Land, auf dem sie weiden, nichts kostet, so ist der Verdienst natürlich nicht unbeträchtlich. Der Farmer sollte übrigens, um schnell und sicher etwas vor sich zu bringen, ein kleines Capital haben, von dem er, während seine Heerden wachsen und sich vermehren, leben kann, sonst geräth er in dieselbe Verlegenheit wie der Bauer, der seinen Saatweizen verzehren mußte, da er mit jedem Schaf, ja sogar mit jedem Widder, den er gegen Mutterschafe hätte eintauschen können, das eigene Capital verzehrt. Der Viehzuchttreibende sollte im Anfang mäßig und frugal leben und besonders die verführerischen Ausgaben der Städte vermeiden, die Zeit belohnt ihn dafür.

Krankheiten der Schafe kennen wir hier gar nicht; werden sie nicht zur rechten Zeit geschoren, so hängt das Vließ natürlich lappig an ihnen herum, sie bekommen ein sehr häßliches Ansehen und zeigen die gewöhnlichen Krankheitsmerkmale, ein klein wenig Tabakswasser stellt sie aber bald wieder her, und mit nur geringer Sorgfalt hat es keine Gefahr, daß man in zehn Jahren ein einziges Schaf durch Krankheit verlieren sollte. Das dieses bei der Zucht derselben ein fast unberechenbarer Vortheil ist, versteht sich wohl von selbst; dabei verlangen die verschiedenen Jahreszeiten auch keine besondere sorgfältige Behandlung und jedes Mutterschaf erzeugt fast stets in zwei Jahren drei Lämmer, auch ist die Wolle sowohl in Vandiemensland selbst als in England ein sehr verkäuflicher Artikel. In der Colonie erhält man das Geld dafür nun zwar viel schneller, in England wird aber für die Waare ein bedeutend höherer Preis gezahlt; der Farmer bringt also stets bei einem Colonialverkauf kein geringes Opfer, da Geld in Vandiemensland einen sehr großen Werth hat, indem so leicht und sicher damit speculirt werden kann und der Kaufmann den Ertrag seiner europäischen Sendungen erst in vierzehn bis achtzehn Monaten erwarten darf; übrigens ist die Schiffsfracht der Wolle im Verhältniß zum Verkaufspreis sehr gering, die Schafzucht also das Beste, was ein Ansiedler hier treiben kann, denn Renten und Taxen gibt es nicht. Frei weiden die Thiere im Walde umher, sie werden nicht eingepfercht, und da ihnen das milde Klima Winter wie Sommer verstattet im Freien zu liegen und sie, wie schon gesagt, keinen Krankheiten unterworfen sind, so kann auch jeder nur mittelmäßig gute Diener ein Schäfer werden.

Wenn du dich entschlossen hast hieher auszuwandern, so will ich die Art beschreiben, wie du es am besten ausführen kannst. Das erste ist, alles das, was du nicht mit dir zu nehmen gedenkst, in baares Geld zu verwandeln, wobei du besonders darauf achten mußt, Luxusartikel und sonstige leicht entbehrliche Gegenstände zurückzulassen, um dir dafür hier Schafe und Kühe anzuschaffen, die sich vermehren und an Werth zunehmen, während du schläfst. Ich rathe dir daher keine Meublen noch sonstige Sachen hieher zu bringen, die nicht augenblicklich mit Nutzen verwendet werden können; vorzüglich aber keine silbernen Löffel oder anderes Silbergeschirr, Kostbarkeiten und goldene Uhren ꝛc.; der Werth dieser, in Schafen angelegt, wird dich in wenigen Jahren in Stand setzen, das alles zehnfach wieder anzuschaffen. Was Uhren betrifft, so genügen ein Paar mit guten Werken in unscheinbaren Schildpattgehäusen, um nicht zum Diebstahl anzureizen. Beim Verkauf deines Hausgeräthes behalte dir aber ja die Betten zurück, die Gestelle nur dann, wenn sie einfach und unscheinbar sind; auch an Kleidungsstücken bewahre alles, brauchst du es nicht selber, so verkaufen sich selbst schon getragene Kleider außerordentlich gut hier; besonders ist jedes Stückchen Leinwand oder Baumwolle werthvoll und nützlich. Recht vortheilhaft wird es dabei seyn, wenn du eine deiner Kommoden behältst; erstlich sind diese auf dem Schiff selbst sehr bequem, halten eine Menge Sachen, die sonst ebenfalls in Kisten verpackt werden müßten, und werden in der ersten rauhen Wohnung des Ansiedlers wahrhaft unschätzbar. Pfannen und Töpfe, wie sonstiges Küchengeschirr ist alles gut hier zu gebrauchen.

(Schluß folgt.)

*) Ein Büschel Weizen wiegt circa 60 Pfund.

Miscellen.

Verwendung des Glasschaums in den Hochöfen. Es ist bekannt, daß das geschmolzene Glas, wenn man es langsam erkalten läßt, eine ungewöhnliche Härte annimmt und sich nicht wieder schmelzen läßt. Diese Beobachtung gab einem französischen Hochofenbesitzer den Gedanken ein, den Glasschaum (laitier), den die Hochöfen erzeugen und der ein ganz verlorener Stoff ist, dessen man sich oft nicht recht zu entledigen weiß, in solcher Art nutzbar zu machen. Es handelt sich darum diesem Glasschaum so zu sagen ohne alle Kosten die Härte des Granits und jede beliebige Form zu geben. Man läßt denselben, während er noch ganz flüssig ist, in Formen von Gußeisen laufen, die durch die ausströmende Flamme rothglühend sind, einen doppelten Boden und doppelte Wände haben, zwischen denen Sand sich befindet. So erkaltet der Glasschaum langsam, wird hart wie Granit und man kann ihm jede beliebige Form geben. (Moniteur industriel vom 16 Oct.)

Sonderbare Erscheinung an einer Steingutplatte. Man bemerkte in Cambridge, daß an einer Steingutplatte kleine krystallinische Auswüchse sich zeigten, welche das Ansehen von Miniaturblumen oder Pilzen haben; sie brechen sich Bahn durch die harte glasirte Oberfläche; einige derselben sind bis einen Zoll lang geworden. (Shipp. Gaz. vom 16 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1845.

Arabien.

4. Mehemed Ali's Herrschaft und ihre Folgen.

(Schluß.)

Im Innern Arabiens hatte sowohl die Erhebung der Wahabitenmacht selbst als die Kriege Mehemed Ali's die unausbleibliche Folge größere Massen zu bilden, und den kleinen Kämpfen der kleinen Stämme unter einander mehr Einhalt zu thun; wenn nun auch die großen Kriege im Augenblick mehr Blut kosteten, so war doch im allgemeinen des Blutvergießens weniger als vorher. Das Wahabitenregiment verbreitete Begriffe allgemeiner Unterordnung unter Ein Oberhaupt, und wenn gleich diese Unterordnung nur in einem sehr lockern Feudalverband bestand, so zeigen doch die Kriege Mehemed Ali's, namentlich gegen die Assirstämme, daß diese Einrichtung schon bedeutende Wurzeln geschlagen habe, und ihre Wirkung um so weniger verfehlen konnte, als die nicht wenig zahlreichen Ausreißer aus den ägyptischen Heerhaufen wenn auch geringe, doch bei der natürlichen Anstelligkeit der Araber nicht unbedeutende Anfänge einer bessern Kriegsordnung ins Leben riefen, was auf die Herrschaft Eines größern Häuptlings über mehrere kleine nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Dieß zeigte sich besonders in dem gebirgigen und ackerbautreibenden Assir, wo die Stämme mehr an den Boden gefesselt waren, und durch eine benachbarte Macht geschreckt sich unterwürfiger zeigen mußten, als die Wanderstämme, die nur ihre Zelte abzubrechen brauchen, um in kurzer Zeit ihrem Feinde aus dem Wege zu gehen. Tamisier läßt in seinem mehrfach erwähnten Werke „Voyage en Arabie“ den Scheich von Bischa, Ali Seheri, seine Schicksale erzählen; sein Land war zuerst von den Assir unterworfen worden, und als die Truppen Mehemed Ali's kamen und die Assirstämme verjagten, mußte er mit den Türken gegen die Assir zu Felde ziehen. Darüber läßt ihn nun Tamisier sagen: „Ich habe nie besser die schlimmere Lage der angesiedelten Stämme begriffen; wäre ich ein Hirte gewesen, so hätte ich meine Zelte und mein Gepäck auf meine Kamele geladen, ich wäre einige Tagreisen weit in die Wüste gezogen und hätte ungestraft den Türken Trotz bieten können; sobald wir uns zu stark an den Boden heften, so sagen wir der Freiheit Lebewohl.“ Eben so berichtet Fresnel über das Innere von Hadramaut und Mahrah; er hatte in Dschidda mehrere Leute aus diesen Ländern kennen lernen, und da er große Lust hatte dahin zu reisen, sie über ihr Land ausgefragt: „ich erfuhr von ihnen, daß ihr Land, d. h. die ganze Südküste Arabiens bis auf vier Grade und tiefer ins Innere hinein, in der vollständigsten Anarchie sich befinde. *) Zu Kischim, der Hauptstadt des Landes Mahrah, befindet sich allerdings ein kleiner Fürst, der den Titel Sultan führt, aber außerhalb der Mauern spottet man seiner. Uebrigens versicherte mich der Pilger Salim Alhadrami, daß die Sonne nie über Hadramaut aufgehe, ohne eine Schlacht oder einen Kampf zu beleuchten. „„Wer regiert denn in deinem Lande?““ fragte ich Muhdsin, meinen Lehrmeister in der Ehkili-Sprache, **) der aus Mirbat bei Zhafar gebürtig ist. „„Bei uns gibt es keine Regierung, war die Antwort.““ „„Aber wenn ich Lust habe, dahin zu reisen, wer wird mich beschützen?““ — „„Dein Säbel.““ — „„Gibt es bei euch keine Leute, die das Land bauen?““ — „„Die Leute meines Landes leben von Milch und Fleisch und kennen das Brod nicht; einige säen Bohnen für ihre Kühe, aber immer ist es der Stärkste, welcher die Ernte einheimst.““ Alles das ist sehr merkwürdig, aber nicht sehr einladend zum Reisen.“

Diesem Zustand machte das Wahabitenreich, so weit es reichte, ein Ende. Abdulaziz und Suud standen an der Spitze der Scheichs, welche die Lehre Abdul Wahabs angenommen hatten, und somit gingen alle politischen Maaßregeln von ihnen aus, und wurden, wenn auch nicht der That, doch fast immer wenigstens dem Scheine nach im Rath der Scheichs besprochen. In seinem Stamm war jeder unabhängig, nur mußte er sich dem Gesetz unterwerfen und war straffällig, wenn er dagegen handelte. Abdulaziz verstärkte noch seine Macht und sein Ansehen, indem er von Derajeh aus nach allen unter seiner Botmäßigkeit stehenden Gebieten Kadis mit

*) S. Journ. Asiat. Junius 1838. p. 507.

**) Dieß scheint, wie wir früher schon erwähnt, die unmittelbare Tochter des alten, himjaritischen Dialekts zu seyn.

bestimmten jährlichen Einkünften sandte, welche von den streitenden Theilen bei schwerer Strafe keine Geschenke annehmen durften, nach dem Koran und der Sunna zu entscheiden hatten, und von denen eine Berufung an das oberste geistliche Haupt statt fand. *) Um die vielfachen Räubereien zu verhüten, machte Abdulaziz jeden Stamm für die auf seinem Gebiet begangenen verantwortlich, und um die endlosen Fehden der Stämme und Familien unter einander abzuschneiden, suchten sie die Blutrache abzuschaffen, vermöge deren der nächste Verwandte eines Ermordeten verpflichtet war, den Mörder oder einen Verwandten desselben als Sühnopfer zu morden. Das gelang den Wahabitenfürsten zwar nie völlig, und konnte, wie die Sachen in Arabien seit uralten Zeiten bestanden, auch unmöglich ganz gelingen, aber dennoch wurden die Verwandten häufig gezwungen, den Blutpreis anzunehmen; **) wer aber Rache genommen hatte, ehe der Befehl den Blutpreis anzunehmen, ihn erreichte, blieb ungestraft; denn so weit reichte die Macht der Wahabiten nicht, das uralte Recht der Selbstrache auf einmal gänzlich aufzuheben. Wenn zwei Stämme in Fehde geriethen, schickte Suud Boten an sie mit dem Befehl Friede zu halten; fingen sie dennoch Krieg mit einander an, so legte er beiden Strafen auf, und zwang den einen Theil dem andern den Blutpreis für die Gefallenen zu zahlen. Man kann nicht läugnen, daß diese Verfahrungsweise ausnehmend geeignet war, den Frieden im Innern, so weit dieß in einem Lande, wie Arabien möglich war, zu behaupten.

Wir können hier schon um des Raumes willen nicht auf das Steuerwesen des Wahabitenreichs eingehen, da die Art der moslemitischen Steuererhebung eine umständlichere Erklärung erfordert, als wir sie hier geben können, und erwähnen nur zwei Punkte, 1) daß ein Viertheil derselben für die Armen, für die Bezahlung der Ulemas (Lehrer), die Unterhaltung der Moscheen und Brunnen bestimmt war, und somit ein neues Band bildete, welches das Wahabitenreich zusammenhielt, und 2) daß Suud im Lauf der Zeit immer geiziger und habsüchtiger wurde, so daß Brydges bemerkt: „diese Verderbniß seines Herzens, wie die Araber es nannten, habe viele Scheichs kalt gegen ihn gemacht, lange ehe Mehemed Ali in das Hedschas eindrang, und wäre der Wahabitenfürst mit seinem Geld so freigebig gewesen, wie Mehemed Ali, so würde der letztere nie festen Fuß im Hedschas gefaßt haben."

Das Kriegssystem der Wahabiten hat man, wie es scheint, in seinem Wesen und in seinen Folgen, wenn es angedauert hätte, am wenigsten beobachtet; es trug den Keim des Verderbens in sich, oder mußte den ganzen gesellschaftlichen Zustand Arabiens umgestalten. So lange nur Clan gegen Clan, Stamm gegen Stamm Krieg führt, ist jeder Gemeinfreie auch Krieger, sobald aber Nationalkriege eintreten und die Kriegszüge auf große Entfernungen gehen, muß dieß System aufhören. Wie Karl der Große dadurch, daß er den Heerbann jetzt nach Sachsen, jetzt nach Italien, und am Ende gar nach Spanien führte, der Gemeinfreiheit den Todesstoß gab und die großen Lehensherren ins Leben rief, so hätte auch das Kriegssystem von Abdulaziz und Suud eine gänzliche Umwandlung herbeiführen müssen; der Araber mußte umsonst im Wahabitenheer dienen und sich selbst erhalten, denn der Krieg war der „Dien Gottes." Wenn auch die Reiterei aufgeboten wurde, was fast immer geschah, so mußten diejenigen, welche Pferde hatten, folgen, und dieser Dienst war so kostspielig, daß viele ihre Pferde verkauften, um nur nicht zu Pferde dienen zu müssen. *) Manchmal erging das Aufgebot nur an Pferde- und Kamelreiter, und dann mußte der zwanzigste Mann erscheinen, aber diese Züge waren so kostspielig, daß viele lieber eine schwere Geldbuße zahlten, als erschienen. Dieß Kriegssystem hätte in die Länge nicht Bestand haben können, und entweder wären die Scheichs, wie im Abendlande die großen Lehensherren, alleinige Besitzer aller Habe geworden, um aus dieser die Mannschaft völlig auszurüsten, oder die Centralmacht wäre übermächtig geworden gegen die Scheichs. Die Wahrscheinlichkeit war für letzteres Ergebniß, denn nicht nur hielten Abdulaziz und Suud bereits eine stehende, aus ihren Einkünften bezahlte Leibwache, sondern bedürftige Krieger sollten auch aus dem Beit-el-Mal, d. h. Haus des Vermögens oder Staatsschatz eine Unterstützung erhalten. Diese Ausnahme hätte im Verlauf der Dinge zur Regel werden müssen, und ein stehendes Heer, dem nicht bloß kein einzelner Scheich, sondern selbst auch die vereinten Scheiche nicht wohl hätten Widerstand leisten können, wäre die unausbleibliche Folge gewesen.

Während so in der Mitte Arabiens, trotz des religiösen Gewandes, das den Wahabismus deckte, die Grundlage einer sehr weltlichen Macht gelegt wurde, herrschte an zwei andern Enden Arabiens, im Hedschas und in Oman ein ganz anderer Geist, der Geist, welcher vor dem Islam den Beschützern der Kaaba eine große Macht sicherte, und seitdem trotz alles Wechsels der Zeiten unter den arabischen Völkern herrschend geblieben ist. V. Fontanier, der orientalische Völker lange genug an Ort und Stelle beobachtet hat, und ihre Sprache hinreichend kennt, um ein Urtheil fällen zu können, sagt an einer Stelle über den Imam von Maskat und seine Unterthanen: „ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten,

*) Daß Abdul Wahab einen großen und nicht bloß geistlichen Einfluß ausübte, haben wir früher schon erwähnt, sein Sohn und Nachfolger aber war von Kindheit an blind, und somit zu einem thätigen Leben untauglich. Die weltliche Herrschaft überwog bei den fortwährenden Kriegen die geistliche völlig, und wir wissen deßhalb über die bei den Wahabiten höchst wahrscheinlich herrschende Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt nichts Näheres anzugeben, als das Obige, daß die Berufung vom Kadi nicht an den Fürsten, sondern an das geistliche Oberhaupt ging.

**) Abu Bekr, der Nachfolger Mohammeds, setzte den Blutpreis auf 100 Kamelstuten; Suud schätzte die Kamelstute auf 8 span. Thaler, wonach also der Blutpreis bei den Wahabiten 800 span. Thaler betrug.

*) Dieß erklärt die geringe Anzahl Reiterei, womit die Wahabitenheere namentlich gegen die ägyptischen Truppen auftraten. Bei dem ersten Gefecht am Engpaß von Dschedeida waren es 20,000 Fußgänger und nur 600 Reiter; in der Schlacht bei Byssel war das Verhältniß dasselbe.

welche Regierungsart diesen Völkern legitim scheint, weil ich nicht gewiß bin, worin ihre Lehren von denen anderer Völker sich unterscheiden, aber sie beklagen sich über Seid Said, den jetzigen Imam, daß er die Obergewalt an sich gerissen habe, Steuern erhebe, Handel treibe — lauter Dinge, deren er sich ihrer Ansicht nach enthalten sollte. Sie behaupteten, indem er so handle, verliere er seine Rechte als Imam oder Priester, und ich habe auch in der That bemerkt, daß seine Unterthanen, so wie sein Sohn, mit Affectation ihn bloß mit seinem Namen und nicht mit seinem Titel bezeichnen. Er selbst schien mir auch keine andere Meinung von seiner Lage zu haben, und zeichnete sich durch Bescheidenheit aus. Sein Sohn war, so oft ich ihn sah, nicht anders als die angesehenen Araber seines Landes gekleidet. Ich schließe aus diesen Bemerkungen, daß man die Sache so auffaßt, daß die Verwaltung geleitet seyn soll von einem Priester, der seine Meinung abgibt über religiöse (und gerichtliche) Gegenstände, während die Stämme unter Leitung ihrer Scheichs bleiben. Das würde eine theokratische Bundesrepublik bilden." Eine ganz ähnliche Stellung, wie der Imam von Maskat der Meinung seiner Unterthanen nach einnehmen sollte, nimmt der Großscherif von Mekka ein, und die weite Verbreitung des Imamtitels, der ursprünglich durchaus eine geistliche Bedeutung hatte, beweist, daß man durch die Annahme dieses Titels den Ansichten des Volkes entgegen zu kommen sucht. Der Wahabismus mit seiner ganz militärisch-monarchischen Entwicklung tritt mit diesen Ansichten in einen um so seltsameren Gegensatz, als er ursprünglich von einer religiös-reformatorischen Idee ausging, und gerade die Stämme Mittelarabiens sich vorzugsweise fanatisch zeigen. Fresnel sagt darüber: „Ein Wiederaufleben des Wahabitenreichs würde mich nicht in Erstaunen setzen; ich würde es aber trotz meiner Vorliebe für die Araber nicht gern sehen, weil die Wahabiten Puritaner sind, und die Pfeife so wie das Narghile verbieten. Der Triumph, von dem ich träume, der aber wahrscheinlich nie stattfinden wird, wäre der der nördlichen Stämme, die man unter dem allgemeinen Namen Anaßed begreift; alle meine Wünsche sind für diese Leute, weil sie etwas von den alten Sitten behalten haben, und den Fanatismus ihrer Nachbarn keineswegs theilen. Unglücklicherweise ist dieser Fanatismus gegenwärtig, wie früher, eingewurzelt, und der einzige Hebel, vermittelst dessen Mittelarabien drohend werden kann. Andern Völkern genügen der Ehrgeiz und der Stolz, nicht aber den Arabern, weil diese beiden Gefühle sich bei ihnen in den Stammesrivalitäten erschöpfen. Um sie dahin zu bringen, daß sie Mekka und Medina wieder einnehmen, brauchen sie den Anstoß einer neuen Religion, und dieß ist der Wahabismus." Daraus kann man abnehmen, daß die Ausbreitung desselben nach Westen durch seinen religiösen, nach Norden durch seinen kriegerischen Charakter viele Wahrscheinlichkeit für sich hat. Langsam aber klar und verständlich entwickeln sich bei diesen Völkern ihre eigenthümlichen Ansichten von geistlicher und weltlicher Herrschaft, der Wahabismus scheint das Bindeglied zwischen beiden zu werden, und wird unter einer oder der andern Form, vielleicht in einer sehr nahen Zukunft, die innern Zustände Arabiens und der Nebenlander wiederum wesentlich umwandeln.

Die Tausend-Inseln.*)

Meine Betrachtung über den spiegelhellen Ontario-See wurde bald durch einen andern auffallenden Gegenstand unterbrochen, als ich meine Aufmerksamkeit der Gegend zuwandte, welcher das puffende Dampfboot stromabwärts eilig zusteuerte. — Es waren jene weitläufigen Inselgruppen, welche unweit Kingston eine Länge von mehr als 30 Meilen des Lorenzstromes flußabwärts einnehmen und unter dem Namen der Tausend-Inseln (Thousand-Islands) bekannt sind, obschon sich ihre Zahl bloß auf siebenhundert belaufen soll. Das sinnreiche Gemüth des reichbegabtesten Malers ist nicht im Stande, eine größere Mannichfaltigkeit, eine lieblichere Abwechselung von Naturreizen sich zu erdenken, als wie sie die Tausend-Inseln mit ihren hundertfältigen Veränderungen an Größe und Gestalt und Aussehen dem Reisenden darbieten, der fürs Gute und Schöne nicht unempfindlich ist. Bald eine Insel, die nur wie ein Merkstein aus dem Wasser hervorguckt, und gleich daneben ein Eiland, dessen Breite man im Vorüberfahren mit den Augen nicht ermessen kann; jetzt eine Inselgruppe, die außer nackten, kahlen Felsen und spärlichem Gebüsch nur auf Verödung deutet, und dann wieder Landeserhebungen, die aus dem Riesenstrome des heiligen Laurentius emporschauen, mit dichten Waldungen und saftgrünen Wiesenmatten bedeckt sind, und über die eine Schaar wunderlich pfeifender, seltsam gefärbter Vögel hinschwirrt; — hier ein Inselschwarm, der einer Truppe bunt gezierter Schuljungen nicht unähnlich ist, welche in ihrem seichten Dorfteiche lustig herumwaten, und dort wieder nach einer Weile eine Inselversammlung, die mit ihren hohen, felsigen Ufern, dem reichen amerikanischen Gehölz, dem vielfach schattirten Blätterschmuck und dem in breite Bäche zertheilten, in vielen Windungen sich hindurchzwängenden Flusse das Gepräge einer verjüngten, weit heitereren Meeresstadt hat, als selbst Venedig in seinen Lagunen. Kurz — denn ich bin mit meiner Stümperei nicht im Stande, die tiefergreifende Schönheit dieser Inselwelt auch nur anzudeuten — kurz, die Tausend-Inseln allein machen bezüglich der Liebreize der Natur den St. Lorenzstrom zu dem ausgemacht schönsten Flusse der bisher bekannten Welt. Diese Inseln wurden vor einigen Jahren wegen ihrer irrsaligen Eigenschaft von den „Patrioten" im sogenannten Patriotenkriege (d. h. der Insurgenten gegen England) als Schlupfwinkel benützt, und als Freibeuterplätze unter dem Hauptmann „Bill Johnson" im Jahre 1838 allen Zeitungslesern ins Gedächtniß geprägt. — Von diesem „Bill" hat man bei seinem Auftreten die wunderlichsten Dinge erzählt und die abenteuerlichsten Dinge erwartet, die sich aber ganz gemein-bürgerlich und sehr werkeltagisch verwirklichten.

Ueber Auswanderung nach Vandiemensland.

(Schluß.)

Von mitzubringenden Geräthschaften will ich dich nur flüchtig auf folgende, die mir gerade einfallen, aufmerksam machen. Amerikanische

*) Aus den: „Skizzen aus Nordamerika." Nach den Briefen eines Missionärs. Augsburg. Schmid'sche Buchhandlung.

Aexte mit Stielen — Zimmermannsärte — Nägel (assortirt) — Bohrer — Sägen und überhaupt Tischlerwerkzeug. Eine Siebmaschine (sehr wünschenswerth, aber entbehrlich). Schmiedwerkzeug. Verschiedene Größen von Haspen — eiserne Töpfe und Schalen, Schrauben, Eggenzähne, Pferdegebisse und Zügel, Schiebkarrenräder und Karren überhaupt, Schleif- und Wetzsteine, Sensen und Sicheln, Schafscheren, eine tragbare Kornmühle, Kaffee- und Pfeffermühle, Siebe, Gewehre, Pulver und Blei, groben und feinen Schrot, Fischhaken und Feuersteine, Pistolen, Compasse, Sattel, Lichterformen und Dochte, Seile und Stricke, Medicinen u. s. w.

Ich habe dir nur hier diese Sachen, einzeln wie sie mir einfielen, mitgetheilt. Du wirst daraus ersehen können, was wir noch alles bedürfen und was ungefähr zweckmäßig seyn möchte mitzubringen. Doch würde ich dir nicht rathen die mehr anzuschaffen, als du zu deinem eigenen Gebrauch bedarfst, denn auf Handel darf man sich nicht einlassen, wenn man Farmer werden will, du müßtest vielleicht sonst zu lang auf Absatz warten. Du wirst zwischen einem Laden in der Stadt oder einer Farm im Walde zu wählen haben, wo ich für meinen Theil denn natürlich das letztere unendlich dem erstern vorziehen würde; doch das ist Geschmacksache.

Ich habe dir hiemit eine ungefähre Andeutung gegeben, was hier alles zweckmäßig zu verwenden ist, erlaubt es dir aber dein Capital größere Einkäufe zu machen, so viel besser; hast du sogar die Mittel dir gleich nach deiner Ankunft ein bequemes Wohnhaus zu bauen, wohl, so lasse auch deine innere Einrichtung nicht zurück, du wirst sie gut gebrauchen können, denn jeder muß sich ja natürlich nach eigenen Mitteln richten. Uebrigens fällt mir noch ein, daß dir ein paar Zelte von vorzüglichem Nutzen seyn könnten, denn sechs Monate im Jahre lebt sich's unter einem Zelte höchst angenehm, nur müssen sie stark und regendicht seyn.

Jetzt noch ein Wort über Dienstboten. Einige haben sich Knechte, Säger, Schmiede und Zimmerleute mitgebracht, die sie nach dem niedern, in der alten Heimath gebräuchlichen Arbeitslohn dachten vortheilhaft verwenden zu können, wenn sie dieselben durch einen festen Contract an sich gebunden glaubten; doch was ist fast die unausbleibliche Folge dieses Verfahrens? Sobald sie in der Colonie anlangen und den Preis des hier gewöhnlichen Arbeitslohnes erfahren, der den, zu dem sie sich verpflichtet haben, so weit übersteigt, so werden sie unzufrieden und weigern sich zu arbeiten.

Ich erinnere mich eines Falles, wo ein solcher contractbrüchiger Diener vor Gericht gestellt wurde, den man dann mit einem Monat Gefängniß bestrafte; was half das aber seinem Dienstherrn? Es war recht gut und löblich das Gesetz dadurch in Kraft zu erhalten, aber welchen Nutzen brachte die Gefängnißstrafe dem Farmer? keinen, der Mann arbeitete deßwegen nicht um ein Iota mehr, und das Beispiel selbst hatte eben so wenig Einfluß auf andere, die in ihrer Unzufriedenheit beharrten; was auch in der That unter solchen Verhältnissen gar nicht zu vermeiden war.

Was weibliche Dienstboten anbetrifft, so werden sie sehr gesucht, sind sie aber nur im mindesten heurathsfähig, so darfst du nicht erwarten, sie lange zu behalten, besonders wenn sie jung und hübsch sind. Das Beste, was du in diesem Fall thun könntest, wäre, irgend eine alte Jungfer, nicht zu alt natürlich, aber häßlich — sehr häßlich mitzubringen, und selbst dann darfst du nicht ganz sicher auf sie rechnen. Am vortheilhaftesten würde es jedenfalls seyn, ein verheurathetes Paar mit überzuführen und sie, um der Haushaltung vorzustehen, so zu stellen, daß sie zufrieden sind und bei dir bleiben. Doch jetzt zum Schiff.

Bei der Wahl eines Schiffes würde ich jedenfalls das größere dem kleinern vorziehen und dabei sogar auf das Alter sehen, denn in den Fahrzeugen, die einen Namen zu verlieren haben, fährt der Auswanderer immer am besten. Du kannst auf zwei verschiedene Arten deine Reise zurücklegen, entweder in der Cajüte oder im Zwischendeck, das erste ist bequemer, das zweite aber bedeutend vortheilhafter. Die Cajüte wird natürlich als das gentilste betrachtet, und dort hast du Lager und Beköstigung, ohne weiter dafür Sorge tragen zu dürfen, im Zwischendeck kannst du aber um die Hälfte der Kosten herüberkommen, und dich dabei noch viel besser verproviantiren als in der Cajüte. Was das anbetrifft, darum geringer angesehen zu werden, weil man im Zwischendeck seine Passage zurückgelegt hat, das ist lächerlich und kann dir sehr gleichgültig seyn; Betragen, Charakter und — Dollars weisen dir in den Colonien deinen Platz an, niemanden kümmert es, ob du zuerst aus der Cajüte oder dem Zwischendeck ans Land tratest. Uebrigens will ich dir hier noch, was Zwischendeckspassage anbetrifft, einen guten Rath geben. Sorge dafür in diesem einen für dich bestimmten Platz angewiesen und von den übrigen durch Bretter getrennt zu bekommen; versieh dich mit einem — zehn Gallonen haltenden, inwendig verkohlten Wasserfaß und einem mittelmäßig großen Seiher; ferner mit der gehörigen Quantität Reis und gutem Zwieback. Ein Arzt kann dir auch dabei die Quantität von Sodapulvern und Cremortartari angeben, mit der du dich zu versehen hast, und die deine Familie während der langen heißen Reise bei guter Gesundheit halten sollen. Wein wirst du nicht viel bedürfen, versieh dich aber dafür desto besser mit französischem Brandy. Für die Kinder ist der Gebrauch des Syrups besser, als der der Butter, und du solltest reichlich von dem erstern anschaffen, er ist in vielen Fällen, sogar gegen den Scorbut, nützlich. Alle Arten von eingemachten Früchten sind vorzüglich auf einer Seereise, doch packe sie ja in Blech.

Wenn du in den Colonien landest wirst du mich hier und bereit finden, dir in allem, was dir vortheilhaft und nützlich seyn könnte, beizustehen.

•

Ich kann hier noch hinzufügen, daß dieser Brief meinen Freund wirklich bewog nach Vandiemensland auszuwandern, und er ist jetzt einer unserer wohlhabendsten Ansiedler.

Miscellen.

Selbstmorde und Unfälle in Frankreich. Von 1827 bis 1843 hat man in Frankreich 101,739 Todesfälle durch Unglück und 99,120 Selbstmorde constatirt. Der Durchschnitt ist 5984 für die ersten und 5831 für die zweiten. Die Selbstmorde mehren sich auffallend. (Voleur vom 20 October.)

•

Dromedare in Algier. Man will jetzt für die Infanterie in Algier Dromedare statt der Kamele gebrauchen, da sie weit schneller gehen; sie sollen, wie es scheint, zum raschen Lauf abgerichtet werden. Man will einige Compagnien von jedem Regiment auf den Dromedarritt einüben, um in kurzer Zeit bedeutende Strecken zurücklegen zu können. (ibid.)

№ 11.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Freitag 31 October 1845.

[107] Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen, zu finden auch in allen Buchhandlungen in Oesterreich, Bayern, der Schweiz ꝛc.:

Briefe einer Hofdame in Athen.

An eine Freundin in Deutschland 1837 — 1842.

VIII. und 328 Seiten 8. geh. 1845. 1 Thlr. 20 Ngr.

Statistisches Jahrbuch für 1845.

Herausgegeben von Dr. K. A. Müller.

Gr. 8. XII. und 307 Seiten. Gebunden. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Landwirthschaft, Plantagenbau. Berg- und Hüttenwesen, Salinen. Gewerbsfleiß. Handel. Schifffahrt. Eisenbahnwesen. Staatsleben, Bevölkerung. Verwaltung. Rechtspflege. Staatshaushalt. Kriegswesen. Schule und Kirche.

---

[108] Neue Schrift von F. v. Raumer.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika

von

Friedrich v. Raumer.

Zwei Theile.

Mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

gr. 12. geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1839 erschien bei mir:

Nordamerika's sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt von N. H. Julius. Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 6 Thlr.

Leipzig, im Julius 1845. F. A. Brockhaus.

---

[109] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Versuch

einer

vollständigen Thierseelenkunde.

Von P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Gr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Aegyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis ins Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussaugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem W rke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[110] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pariser Bilder.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eisenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Industrieausstellung. — Die Theater. — Bettler; Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geselligkeit. — St. Denis. — Schriftsteller. — Geschichtliches. — Oeffentliche Bälle, Volksfeste. — Die zwei Kammern. — Schauspieler, Komiker. — Modeworte. — Versailles. — Fremde in Paris. — Moderne Litteratur. — Zwei Capellen. — Musik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es ist schon so viel über Paris und seine Zustände geschrieben worden, daß diese Schilderungen wohl überflüssig erscheinen dürften. Der Verfasser wollte jedoch vom deutschen Standpunkte aus den Versuch wagen in flüchtigen Umrissen die Erscheinungen festzuhalten welche hier in stetem Wechsel an uns vorüberziehen. Die Rücksicht, welche ihn hauptsächlich zur Herausgabe dieser Arbeit bestimmte, war der Wunsch etwas zur Linderung der Noth seiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen, und es soll daher der Ertrag dieses Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[111] Im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart sind erschienen:

Gedichte

von

Franz Dingelstedt.

8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichterische Persönlichkeit der neuesten Zeit, durch Schicksal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erscheint vor dem deutschen Publicum zum erstenmal in einer vollständigen, kritisch-geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung, welche sich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderschaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es sind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politische Gelegenheitsgedichte lose an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetisches Gesammtbild den ganzen Frühling eines deutschen Dichterlebens in seinem Fortschritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widersprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weserufer steht das Nachtstück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeschrei der

Zeit empor: Ironie und Elegie wechseln, auf und ab fluthend, wie das stürmische Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der ersten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeisterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamisso oder Schomburg zu mahnen, um aufs neue für sie zu interessiren; „Wanderschaft" und „Heimkehr" erscheinen dagegen hier zum erstenmale. Durch die ganze Sammlung geht charakteristisch für deren reichen und mannichfachen Inhalt eine düstere, zur Verneinung neigende, mit sich selbst unzufriedene Weltanschauung, während die Form überall eine seltene Leichtigkeit und Glätte mit strenger Correctheit vereinigt.

§ 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geschwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angestellte Richter.

Der Hr. Verfasser dieses Werkes bezweckte die Hauptgrundsätze, von deren Annahme die Umgestaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Wesen und Einflusse, sondern auch in ihrem Zusammenhange unter sich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verschiedenen Länder vergleichend darzustellen und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen und zahlreiche statistische Nachweisungen Materialien der Prüfung ebenso den mit Gesetzgebungsarbeiten Beschäftigten als auch den Praktikern zu liefern. — Stuttgart und Tübingen, Julius 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[116] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Belgien

in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland

mit Bezug auf die Frage

der Unterscheidungszölle für den Zollverein

von **Gustav Höfken.**

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Der Hr. Verfasser setzt in diesem Buche, welches eine der wichtigsten der neueren deutschen National-Angelegenheiten behandelt, die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1 September 1844 für Belgien hat, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des frühern Vertrags mit Frankreich. Er beweißt durch tabellarische Uebersichten daß die Bilanz in der Fabricatenausfuhr zwischen Frankreich und Belgien zu Gunsten des ersteren steht und zwar wie 30 zu 16 Millionen; zwischen Deutschland und Belgien dagegen zu Gunsten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Millionen. Wie aber der Vertrag mit Belgien erst eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte, wird schließlich noch unter Berücksichtigung der Sonderinteressen Hollands und der Hansestädte mit größter Klarheit erörtert.

Stuttgart und Tübingen, im August 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[117] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

evangelische Missionswesen

Ein Ueberblick

über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von Dr. **F. W. Klumpp,**

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brosch. Preis 24 kr. od. 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfang und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Moment in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse vielen willkommen seyn.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[118]

Mozin Dictionnaire portatif.

Neue Stereotyp-Ausgabe 1845.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches

aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozins von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.

Zum Gebrauche

der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage.

Durchgesehen und vermehrt

von **C. G. Hölder,**

Dr. phil. und Professor am königl. Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Die fast jährlich nöthig werdenden neuen Auflagen dieses deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs bürgen am besten für seinen ausgezeichneten Werth

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Kaufer aufs höchste befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, September 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

[119] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 38. Luginsland: Die Kartoffelkrankheit. England und die deutschen Ostseeprovinzen. Die Mercantilisten der Leipziger Allgemeinen. — Das preußische Handelsamt über ein deutsches Differentialzollsystem und eine Navigationsacte. — Die nassauische Landes-Deputirtenversammlung über die Noth der arbeitenden Volksclassen und deren Abhülfe. — Die Handels- und Finanzlage von Mexico. — Minenertrag. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 39. Luginsland: Traurige Kunde vom Zollcongreß. Eine deutsche Nationalbank. Der Vertrag mit Brasilien gescheitert. — Die englische Handelspolitik. — Das preußische Handelsamt über ein deutsches Differentialzollsystem und eine Navigationsacte. — Die Handels- und Finanzlage von Mexico. Minenertrag. — Beilage: Berliner Denkschrift über die Tariffrage. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 40. Luginsland: Preußische Stimmen über die Karlsruher Conferenzbeschlüsse. — Die englische Handelspolitik. — Die Bankfrage in Preußen. — Statistische Notizen über die Manufacturproduction im Zollverein. — Miscellen. — Anzeige.

Inhalt. Nr. 41. Luginsland: Das Journal des Débats über den Zollcongreß. — Die englische Handelspolitik. — Die Geldcrisis und die Mittel zu deren Abhülfe. — Die Zukunft der deutschen Leinenindustrie. — Der Weinbau in Preußen.

Inhalt. Nr. 42. Luginsland: Die Beschlüsse des Zollcongresses nach englischen Berichten. — Die Resultate des Karlsruher Zollcongresses. — Französische Ansichten über die Erneuerng des Handelsvertraas zwischen Belgien und Frankreich und über den gegenwärtigen Stand der französischen Linnenfabrication. — Zugeständnisse Englands an die Hansestädte. — Miscellen.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[120] **Reisen und Länderbeschreibungen.**

30ste Lieferung.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Harris'

Gesandtschaftsreise nach Schoa

und

Aufenthalt in Südabyssinien

1841—1843.

Deutsch von **K. v. K.**

Erste Abtheilung.

Mit einer Karte von Abyssinien und angränzender Länder.

Gr. 8. Velinp. brosch. Preis 4 fl. od. 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieses im Herzen von Abyssinien unter vielfachen Störungen geschriebene Werk darf mit Recht als ein höchst anziehendes, belangreiches und werthvolles bezeichnet werden. Für den Unterhaltung suchenden Leser bietet es in den mannichfachen und eigenthümlichen Erlebnissen auf der Reise nach dem Süden Abyssiniens und während des Aufenthalts dort, in der Schilderung einer wenig gekannten Natur und fremder wilder oder halbwilder Völkerschaften, in den vergleichenden Rückblicken auf einzelne charakteristische Züge und Vorgänge der Geschichte Schoa's den ausgiebigsten Stoff. Für den Freund der Erdkunde, der bisher aus überall verstreuten, kurzen und meist bruchstückartig gegebenen Berichten und brieflichen Notizen einzelner Reisenden sich mühselig Auskunft zusammenholen mußte und hier jetzt ein selbständiges zusammenhängendes Werk — das erste derartige über Südabyssinien — vor sich hat, bringt es nebst den ungemein werthvollen geordneten Anhangen üb.r die geologische Beschaffenheit, die Fauna und Flora des Adel-Landes und Schoa's, über die Orts- und Höhenbestimmungen, Wegentfernungen ꝛc., eine Menge von Nachrichten über Orte und Landschaften des Reiches Schoa nicht nur, sondern auch über die Galla-Länder und Völker und über jene Räthselgebiete von Enarea, Kaffa, Zinzero ꝛc. mit ihren fabelhaften Bewohnern und noch im geographischen Dunkel laufenden Flüßen und Bergen. Für den Freund der Menschheit endlich gewahrt Harris' Gesandtschaftsreise in ihrer Beschreibung, in ihren wi.klichen Ergebnissen und in ihren noch zu erwartenden Folgen vielen Stoff zur Betrachtung und Anregung.

Stuttgart und Tübingen, im October 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1845.

Skizzen aus Brasilien.

(Sketches of residence and travels in Brazil. By the Rev. D. P. Kidder.)

1. Rio Janeiro. — Alte und neue Geschichte.

Rio Janeiro ist, wie nur wenige andere Städte, zugleich das Handelsemporium und die politische Hauptstadt des Landes. Während Brasilien ein größeres Gebiet umfaßt als irgend ein anderes Land in der neuen Welt, und hinsichtlich seiner natürlichen Vortheile nur wenigen Ländern der Erde nachsteht, ist die Lage, Umgebung und wachsende Größe Rio's der Hauptstadt eines solchen Reichs vollkommen würdig. Rio Janeiro ist die größte Stadt Südamerika's, und älter als alle Städte der nordamerikanischen Union. Gerade noch innerhalb der Gränzen der südlichen Zone gelegen, öffnet sich ihr Hafen in einer schmalen Durchfahrt zwischen zwei Granitbergen nach dem atlantischen Meere hin. Diese Einfahrt ist so sicher, daß man keines Piloten bedarf, die Lage der verschiedenen festen Plätze an der Mündung aber, so wie auf den Inseln und Höhen, so stark, daß sie wenn ordentlich gebaut und bemannt, der stärksten Flotte der Welt die Einfahrt wehren können. Ruhig innerhalb des Bergkranzes liegt die prächtige Bay von Nitherohy, d. h. des verborgenen Wassers. Hier kann der müde Seefahrer sicher seine Barke anlegen ohne die Brandung des Meeres fürchten zu müssen, deren Gebrüll er noch hören kann. Um ihn her schwimmen die Kriegsschiffe von England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, manchmal auch die von Rußland, Portugal und Oesterreich, etwas weiter hin dem Lande näher die Kauffarteiflotte, die eine noch weit größere Mannichfaltigkeit von Flaggen zeigt.

Der Anblick von Rio Janeiro bietet eine Mannichfaltigkeit von Berg und Thal dar, denn mehrere Hügelketten zweigen sich in spornartigen Absätzen von den benachbarten Gebirgen ab, und lassen flache Zwischenräume von größerer oder geringerer Breite zwischen sich; in diesen, so wie auch an den Hügeln aufwärts stehen Reihen von Gebäuden, deren weiße Mauern und rothe Ziegeldächer angenehm mit dem sie allenthalben einschließenden dunkelgrünen Blätterwerk contrastiren. Auf der vorragendsten Höhe, dem Morro de Castello, der die Hafenmündung völlig überblickt, steht ein schlanker Signalthurm, auf dem ein Telegraph die Flagge, Größe und Stellung jedes Schiffs anzeigt, das an der Hafenmündung erscheint. Geht man von diesem Morro weiter, bis man auf gleicher Linie mit der Ponta do Calabouço (Gefängnißspitze) und der Ilha das Cobras (Schlangeninsel) kommt, so erblickt man den ältern und dichter bevölkerten Theil der Stadt, den man nach der Phraseologie des Landes die Stadt der Paläste nennen könnte. Der Kaiser hat deren zwei, den einen unmittelbar dem allgemeinen Landungsplatz gegenüber, die ehemalige Residenz der Vicekönige von Brasilien, jetzt aber nur zuweilen an Galatagen vom Kaiser bewohnt, den zweiten, weit glänzendern, etwa zwei Stunden davon in der St. Christophsvorstadt. Ein Blick über die gesammte Hauptstadt zeigt alsbald den Palast der Nationalversammlung, den Palast des Senats, den kleinen Palast (palacete) des Campo da Honra, den Palast der Municipalität und des Diöcesanbischofs. Unter andern wichtigen Gebäuden zeichnen sich aus das Militär- und Seearsenal, so wie die Militär- und Seeakademien, die Casernen, das Zollhaus, das Consulado, die Gebäude mit den Bureaux der Regierung und Polizei, Gefängnisse und Gerichtshöfe, ein ehemaliges, jetzt in eine medicinische Akademie umgewandeltes Jesuitencollegium, eine Akademie der schönen Künste, eine Nationalbibliothek und ein Nationalmuseum. Für religiöse Zwecke finden sich zwei Mönchs- und zwei Nonnenklöster, eine kaiserliche Capelle, eine Kathedrale, etwa fünfzig Kirchen und Capellen von verschiedenen Namen und Größen, zwei öffentliche und drei Privatspitäler und zwei Kirchhöfe.

Wo die Oberfläche es zuläßt, ist die Stadt regelmäßig in Straßen abgetheilt, die einander in rechten Winkeln durchschneiden; an vielen Stellen längs dem Seeufer und an den Hügelabhängen ist nur Raum für eine einzige krumme Straße. In einem sehr lustigen Theile der Stadt, völlig den regelmäßigen Seewinden offen, liegt der Passeio publico, der öffentliche Spaziergang, ein gemäß seiner Wichtigkeit als allgemeiner Vergnügungsort geschmückter Platz. Auch in andern Theilen der Stadt findet man bald größere, bald kleinere öffentliche

Plätze. Brunnen sieht man in allen Richtungen und darunter mehrere, die mit Granitfaçaden geschmückt sind; diese versehen sämmtliche Einwohner mit einem fließenden Wasser, das durch Wasserleitungen von den benachbarten Bergen herbeigeführt wird.

Von dem Mittelpunkt der Stadt breiten sich die Vorstädte nach den drei Hauptrichtungen fast zwei Stunden weit aus. Hier wohnt ein großer Theil des Adels und, einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch, die Repräsentanten der verschiedenen Provinzen, die Staatsminister, die Gesandten und Consuln der fremden Mächte und eine gemischte Bevölkerung von eingebornen Brasilianern und Fremden, darunter Chinesen, Afrikaner und eingeborne Indianer. Was aber in der allgemeinen Ansicht Rio den größten Glanz verleiht, ist die Residenz des jungen Kaisers Don Pedro und seiner Schwester,*) einer Familie, entsprossen aus dem königlichen Blut von Portugal und dem kaiserlichen Blut des Hauses Oesterreich, und ohne Zweifel für ein eigenthümliches Schicksal aufgespart.

Man kann die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der Stadt nicht wohl schildern, ohne einen Rückblick auf ihre Geschichte zu werfen. Die erste Niederlassung wurde hier im J. 1555 von den Franzosen gemacht unter Nic. Durand de Villegagnon, einem Manne von großer Gewandtheit und Verdienst in der französischen Marine. Er war ein Freund Coligny's und suchte hier ein Asyl für die verfolgten Hugenotten zu gründen. Der Einfluß des Admirals sicherte ihm eine nicht unbedeutende Anzahl von Colonisten, und der französische Hof sah selbst nicht ohne Vergnügen den Plan, nach dem Beispiel der Spanier und Portugiesen hier eine Colonie zu gründen. Heinrich II., der regierende König, lieferte drei kleine Fahrzeuge, mit denen Villegagnon von Havre absegelte. Aber ein Windstoß hielt sie an der Küste auf, nöthigte sie in Dieppe zu landen, und viele Handwerker, Soldaten und Edelleute, welche seekrank geworden waren, verließen hier die Expedition. Diesem Umstand ist das spätere Mißlingen derselben zuzuschreiben. Nach einer mühseligen Ueberfahrt lief Villegagnon in die Bay von Nitherohy ein, und fing damit an eine kleine Insel in der Nähe der Einfahrt zu befestigen; aber seine aus Holz bestehende Befestigung konnte der Wirkung des Wassers bei der Fluth nicht widerstehen, und er mußte weiter aufwärts nach einer Insel ziehen, die noch jetzt Villegagnon heißt, und wo er ein Fort baute, das er zuerst nach seinem Beschützer Coligny nannte. Die Expedition war gut entworfen, und der Platz zu einer Colonie vortrefflich ausgewählt. Die einheimischen Stämme waren den Portugiesen feindlich gesinnt, und hatten lange einen freundschaftlichen Handel mit den Franzosen getrieben. Einige Hundert derselben versammelten sich bei der Ankunft der französischen Schiffe am Ufer, zündeten Freudenfeuer an, und boten diesen Verbündeten, welche sie gegen die Portugiesen vertheidigen sollten, allen möglichen Beistand an. Dieser Empfang weckte bei den Franzosen die Hoffnung, daß der Continent wohl in ihre Hände kommen könne und sie nannten das Land La France Antarctique.

Bei der Rückkehr der Schiffe nach Europa, um neue Colonisten zu holen, erwachte ein großer Eifer, in jenen fernen Gegenden eine Zuflucht für die reformirte Partei zu gewinnen. Die Genfer Kirche nahm Antheil an der Sache und sandte zwei Geistliche und 14 Studenten, die entschlossen waren für die Sache ihrer Religion allen Strapazen eines unbekannten Klima's und einer ganz neuen Lebensweise zu trotzen. Aber Unglück heftete sich an jeden Schritt dieser Unternehmung. Zu Harfleur erhob sich der katholische Pöbel gegen die Colonisten, welche sich nach dem Verlust eines ihrer besten Officiere auf die Schiffe flüchten mußten; sie hatten eine sehr beschwerliche Ueberfahrt und an der brasilianischen Küste ein leichtes Gefecht mit den Portugiesen. Indeß wurden sie mit anscheinender Herzlichkeit von Villegagnon empfangen, und eifrig wurde mit den Arbeiten zu ihrer Unterkunft begonnen. Bald aber traten Umstände ein, welche den wahren Charakter ihres Anführers enthüllten. Villegagnon trat zur römischen Kirche zurück, und begann nun eine Reihe von Verfolgungen gegen seine frühern Glaubensbrüder. Dieß vollendete den frühzeitigen Ruin der Colonie. Die Ansiedler, welche gehofft hatten, hier die in Frankreich gefährdete Gewissensfreiheit zu finden, verlangten nach Frankreich zurückzukehren, und Villegagnon lieferte ihnen dazu ein Schiff, das aber so schlecht versorgt war, daß mehrere die Einschiffung verweigerten, und die welche sich einschifften, die größte Hungersnoth erduldeten. Villegagnon hatte ihnen versiegelte Briefe an die Hafenbefehlshaber in Frankreich mitgegeben, worin dieser würdige Freund der Guisen die Leute, welche er nach Brasilien geführt hatte, als schändliche, des Feuertodes würdige Ketzer schilderte. Der Magistrat von Hennebonne, wo sie landeten, begünstigte aber die Reformation, und so wurde die Bosheit Villegagnons vereitelt und sein Verrath offenkundig. Von denen, welche sich dem elend verproviantirten Fahrzeug nicht hatten anvertrauen wollen, ließ Villegagnon drei hinrichten, andere flohen zu den Portugiesen, wo sie ihren Glauben abschwören mußten. Die, welche wirklich abgesegelt waren, kamen gerade noch recht an, um eine Abtheilung flämischer Auswanderer abzuhalten sich nach Brasilien einzuschiffen, und eben so 10,000 Franzosen, welche gleichfalls ausgewandert wären, wenn der Zweck, den Coligny bei Gründung seiner Colonie verfolgte, nicht so schändlich vereitelt worden wäre.

Obwohl die Portugiesen auf den brasilianischen Handel so eifersüchtig waren, daß sie alle Nebenbuhler als Seeräuber verfolgten, so ließen sie doch aus Nachlässigkeit diese französische Colonie vier Jahre lang unbelästigt, und ohne Villegagnons Verrath wäre Rio Janeiro jetzt wahrscheinlich die Hauptstadt einer französischen Colonie. Die Jesuiten erkannten diese Gefahr wohl und Nobrega, ihr Provincial, brachte endlich den Hof von Lissabon in Aufregung. Ein Bote ward abgefertigt, um den Zustand der französischen Festungswerke auszukundschaften, und auf den Grund seines Berichts

*) Das Buch ist vor deren Verheirathung und Abreise geschrieben.

wurden Befehle an Mem de Sa Barreto, Gouverneur der Colonie, abgefertigt, daß er die noch vorhandenen Colonisten angreifen und verjagen solle. Er rüstete zwei Kriegsschiffe und mehrere Kauffahrer aus und schiffte sich selbst auf denselben ein, begleitet von Nobrega, als seinem ersten Rathe. Sie erschienen im Frühjahr 1560 an der Einfahrt, um die Befestigungen der Insel in der Nacht zu überfallen, aber sie wurden von den Schildwachen ausgespäht und der Plan schlug fehl. Die Franzosen rüsteten sich zur Vertheidigung, verließen ihre Schiffe und zogen sich mit 800 indianischen Bogenschützen in ihre Forts zurück.

Mem de Sa bemerkte jetzt, daß es ihm an kleinen Schiffen und an Leuten fehle, die den Hafen gehörig kennen. Nobrega eilte nach San Vicente und schaffte bald eine von Portugiesen, Mamalucos und Eingebornen bemannte Flottille herbei, mit deren Hülfe er die Franzosen aus ihren wichtigsten Punkten hinausschlug, so daß sie in der Nacht theils auf ihre Schiffe, theils nach dem festen Lande sich flüchteten. Die Portugiesen waren aber nicht stark genug, selbst in diesen Festungswerken sich zu halten, zerstörten sie deßhalb und führten die Artillerie und andere Vorräthe mit sich. Inzwischen brachen neue Kriege der Eingebornen gegen sie aus, welche mehrere Jahre lang mit großer Grausamkeit fortgeführt wurden, während welcher Zeit die Franzosen sich erholten. Darum wurden neue Rüstungen gemacht um sie zu vertilgen; eine Abtheilung Portugiesen und befreundeter Indianer unter dem Befehl eines von Nobrega ernannten Jesuiten landete in der Nähe des Zuckerhuts (Ilha do Pai), nahm Stellung an einem jetzt Praya Vermelha (die schöne Küste) genannten Orte, und unterhielten hier einen Guerillakrieg über ein Jahr lang. Endlich kam Nobrega im Lager an, und auf seine Aufforderung erschien Mem de Sa mit allen Truppen, die er zu San Salvador aufbringen konnte. Alles wurde in Bereitschaft gesetzt, und der Angriff dann 48 Stunden verschoben, damit er am St. Sebastianstage stattfinden könne. Der Tag brach an, es war der 20 Januar 1567. Die Veste der Franzosen wurde erstürmt und nicht einer der mit ihnen verbundenen Tamoyos entkam; zwei Franzosen fielen, fünf andere wurden gefangen und nach dem barbarischen Kriegssystem, das die Europäer in Amerika befolgten, aufgeknüpft. So kam dieser Hafen in die Hände der Portugiesen, deren Gouverneur auch sogleich den Plan zu einer neuen Stadt entwarf, welche zu Ehren des Siegestags den Namen San Sebastian führen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Erster Abschnitt.

Gleich nach meiner Ankunft zu Sana am 9 Julius 1843 hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als die türkische Gesandtschaft zu verlassen, der ich mich auf der Reise angeschlossen hatte, denn sonst wäre mein Reiseplan ohne allen Zweifel gescheitert. Der Gesandte Hafis Aga und seine Begleiter wurden alsbald einer genauen Aufsicht unterworfen.*) Sie durften nicht ausgehen ohne Erlaubniß des Imam und wurden allenthalben aufs sorgfältigste begleitet, unter dem Vorwand, die ungestüme Menge, die sich um sie drängte, abzuhalten, in Wahrheit aber, um ihnen alle Verbindung mit den Bewohnern der Stadt abzuschneiden. Nicht ohne Schwierigkeit machte ich mich von dieser türkischen Gesellschaft los, deren Loos ich mit Recht zu theilen fürchtete, und nur meine Localkenntniß, die ich mir während meines ersten Aufenthalts gesammelt, machte mir dieß möglich, obgleich ich mich dadurch mit dem der Gesandtschaft beigegebenen Aufseher, dem Emir Hairuy, überwarf.

Kaum war ich in dem Kaffeehaus, wo ich mich für einige Tage aufhalten wollte, installirt, so beeilte ich mich meinen Schnurrbart rasiren zu lassen, um mich so viel möglich dem Landesgebrauch zu bequemen und weniger Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. In Sana und im umliegenden Lande ist ein Mann mit Kinn- und Schnurrbart makruh, d. h. verhaßt, oder wenigstens gemieden, wer aber den Schnurrbart wachsen läßt und das Kinn rasirt, der ist ein abscheuliches Wesen, denn er thut gerade das Gegentheil von dem, was Mode und Herkommen befehlen. Diese Ansicht herrscht nicht bloß zu Sana, sondern bei allen arabischen Stämmen östlich und nördlich von Sana und selbst im Süden.

Da ich in meiner neuen Wohnung mich völlig frei befand, so kam alsbald ein alter Bekannter, Namens Mohammed Duedar, um mich zu besuchen. Dieß war der einzige Mensch, auf den ich rechnete, um nach Mareb zu gelangen. Am Morgen dieses Tages hatte ich einige Worte deßhalb gegen ihn fallen lassen, benachrichtigte ihn jetzt genauer von meinem Plan, und drang in ihn mir bald möglichst einen sichern Mann zu verschaffen, der mich dahin geleiten könnte, denn ich fürchtete, wenn meine Absicht durch einen allzu langen Aufenthalt ruchbar würde, meinen Plan nicht mehr ausführen zu können. Mohammed Duedar sagte mir, er kenne einen gewissen Hasan Bataich, der aus der Umgegend von Mareb zu Hause sey und mir einen sichern Führer verschaffen könne, da ihm alle Beduinen jenes Landstrichs, die nach Sana kämen, bekannt seyen. Er führte auch alsbald diesen Hasan Bataich zu mir, einen schon ziemlich bejahrten Mann, der große Furcht vor Mohammed Duedar und seine Familie im Innern der Stadt hatte, zwei starke Bürgen seiner Treue. Er führte mir auch noch an demselben Tage einen Beduinen Namens Saleh Asfur zu, mit dem ich bald über eine mäßige Summe übereinkam, denn das Geld ist in diesem Lande selten, und so fürchtete er, es möchten andere sich melden.

Der Haupthandel dieser Beduinen zwischen Sana und Mareb besteht in Salz und Durra; sie bringen Durra in ihre Lager oder nach Mareb, von wo sie dagegen Steinsalz zurückbringen. Die Ladung Steinsalz kostet zu Mareb einen Theresienthaler und sie verkaufen sie zu Sana für zwei. Am Durra gewinnen sie ungefähr eben so viel; sie gewinnen also in vierzehn Tagen zwei Thaler mit einem Kamel, was überall sonst ein sehr geringer Frachtlohn wäre, und zudem müssen sie noch für die ganze Reise sich mit Lebensmitteln versorgen, wenn

*) Das Journal asiatique, Februar und März 1845, dem diese Mittheilung entnommen ist, macht dazu die Bemerkung, daß diese türkische Mission, so wie eine andere, welche zu gleicher Zeit an den Scherif Husein in Mekka abging, ihres Zwecks verfehlte. Was dieser Zweck war, wird nicht gesagt, läßt sich aber ungefähr errathen, denn es sollte wohl eine Unterstützung der türkischen Macht in Arabien erreicht werden.

sie unterwegs nicht Hungers sterben wollen, denn Mareb bietet keinerlei Hülfsquellen dar.

Während meines kurzen Aufenthalts zu Sana bemerkte ich in einer Straße, die zur Moschee Metawakkels führt, drei Inschriften auf Quadersteinen von gelber Farbe; ich wollte sie copiren, der Augenblick war aber nicht günstig, und ich beschloß am andern Morgen früh wieder zu kommen, was ich auch that. Kaum hatte ich aber die erste copirt, als die Neugierigen sich um mich sammelten, sich an mich drängten und zwischen mich und die fünf Fuß hoch über dem Boden befindlichen Inschriften stellten. Mehrere versicherten mich, man finde ähnliche in dem Bett des Baches nahe an den Gärten des Imams, aber niemand wollte sie mir zeigen. Ich fand indeß eine am Thor von Jemen, sie war aber beschädigt und ich konnte sie nicht copiren, da dieß Thor allzu stark besucht ist und das Volk zusammengelaufen wäre, was meinem Plan schaden konnte.

Der 11 Julius wurde zu den Vorbereitungen für meine Reise angewendet, und diese waren bald beendigt, denn meine Führer gestatteten mir für den ganzen Unterhalt einer fünfzehntägigen Reise eine kaum hinreichende Menge Butter und Mehl mitzunehmen. Meine Kleidung war für Städtebewohner äußerst einfach und bescheiden, aber noch immer schön für Wüstenbewohner, welche um die Lenden nur einen Fetzen groben Zeugs tragen, den sie aus der Wolle ihrer Schafe selbst verfertigen. Uebrigens gehen sie baarhäuptig oder nur mit einem schmierigen Fetzen, den sie mit einem Stück Strick oder mit einer Lunte um den Kopf binden, meistens barfuß, und stets die Flinte mit der angezündeten Lunte auf der Schulter. Meine Kleidung bestand ganz einfach in einem Hemd von schwarzem Zeug, das bis auf die Knie fiel und weite Aermel hatte, in Beinkleidern von weißem Zeug, die nur bis an die Mitte der Schenkel reichten, einem Fetzen von schwarzem Zeug turbanartig um den Kopf geschlungen, einem schlechten Gürtel und mehr als halb abgenützten Sandalen. Ein gemeiner arabischer Mantel (Jbai) wurde von meinem Führer Salch Assar den Tag über in einem Durrasack eingeschlossen, um ihn den begierigen Blicken der Beduinen, die wir auf dem Wege treffen konnten, zu entziehen, und nur Nachts wurde er herausgenommen, um mich damit gegen die Kälte zu schützen.

In diesem Aufzug machte ich mich am 12 Julius 1843 nach Mareb auf den Weg. Am Morgen dieses Tages verließ ich, begleitet von dem Küchenjungen des Kaffeehauses, wo ich wohnte, Sana durch das Sabäthor, das im Nordosten der Stadt liegt, und suchte meinen Führer in der Vorstadt in seinem Gasthof auf. Er kam mit Hasan Gatasch, und so verließen wir um 9 Uhr Morgens in nordnordöstlicher Richtung die Stadt, behielten auch diese Richtung drei Viertelstunden lang bei und wandten uns dann bald östlich, bald gegen Ostnordost. Auf einem dreistündigen Marsch fanden wir drei gemauerte Cisternen, welche das Regenwasser aufnehmen. Bis auf eine Stunde von Sana ist der Boden gut angebaut, dann aber nur streckenweise links, da man sich rechts der Bergkette nähert, welche von dem Nikomgebirge ausläuft, das südöstlich von Sana beginnt, und gegen Nordosten zu unmerklich sich senkt. Da es der Gebrauch der Hirtenbeduinen ist, in gewisser Entfernung von den Dörfern auf der Straße Halt zu machen, so hielten wir nach dreistündigem Marsch am Fuß der Bergkette an, und trafen hier unsere Karawane, die vorausgezogen war und uns hier erwartete. Sie bestand aus fünfzehn Kamelen und acht Beduinen, wovon sieben eben so vielen Stämmen angehörten, welche mit dem Stamm Salch Assars verbündet waren, und von denen jeder eine kleine Belohnung erhalten hatte, um uns nöthigenfalls gegen seinen Stamm zu schützen. Wir brachten hier den Rest des Tages zu, und zum Glück bedeckten Wolken den Himmel, denn wir lagerten ohne Schutzdach an einem steinigen Ort, und die Sonnenstrahlen sind hier viel stechender als irgendwo. Im Tehama ist die Hitze allerdings stärker als in den Bergen, dagegen sind die Sonnenstrahlen bei weitem nicht so glühend.

Am folgenden Tag, den 13 Julius, brachen wir um 3 Uhr in nordöstlicher Richtung auf und kamen nach einer Stunde zu einem großen Dorf Namens Serr, und zogen von hier an das meist nur eine Stunde breite und von dem Stamm Haschschasch bewohnte Wadi Serr aufwärts. Ein kleiner, nur in der Regenzeit angefüllter Bach durchfließt in vielfachen Krümmungen das nur vier Lieues lange Thal, das von nicht sehr hohen Bergen begleitet ist, die sich am Ende im Halbkreis zusammenschließen. Das Wadi Serr ist mit Dörfern und einzelnen Wohnungen übersäet, die meist aus Luftziegeln erbaut sind, doch finden sich auch einige aus Quadersteinen aufgeführte Häuser. Alle, obgleich sehr nahe aneinanderliegende Dörfer haben besondere Namen, aber das Ganze führt bloß den Namen Wadi Serr. Wären alle diese Dörfer vereinigt, so würden sie eine Stadt bilden größer als Sana. Der Stamm Haschschasch, der das Thal bewohnt, erkennt, obwohl nur vier Lieues von Sana entfernt, die Regierung des Imam nicht an und regiert sich, wie alle unabhängigen Stämme, selbst.

In diesem Thal gibt es eine unzählige Menge Brunnen, deren Wasser zur Bewässerung der Ländereien dient. Man baut hier den Weinstock und zu allen Jahreszeiten Klee, den die Bauern täglich zur Nahrung für das Vieh nach Sana liefern. Am meisten baut man Weizen und Gerste. Auch trifft man in diesem Thal Dörfer, die bloß von Juden bewohnt sind, welche sich sämmtlich mit Töpferei beschäftigen. Wenn sie aber ihre Waaren nach Sana bringen wollen, so müssen sie sich von einem Mitglied des Stammes Haschschasch begleiten lassen, unter denen jeder seinen Beschützer hat, dem er monatlich eine gewisse Summe zahlt, ohne welchen Tribut sie nicht ruhig leben könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Goldgewinnung im südlichen Theil des Gouvernements Jeniseisk. Von dem Umfang, in welchem die Goldwäscherei in Sibirien getrieben wird, kann man sich aus nachstehender Angabe eines Hrn. Schmakoff (s. Nordische Biene vom 2 Oct.) einen Begriff machen. Vom 10 September 1843 bis dahin 1844 wurden 41,891,980 Pud Sand ausgewaschen und daraus 369 Pud 35 Pfund Gold gewonnen. Hiezu wurden 9741 Arbeiter verwendet, welche Zahl man unter Hinzufügung derer, die für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen haben, etwa auf 10,500 steigern kann. Bei dieser ungeheuer ausgedehnten Bearbeitung haben sich aber diese Districte auch ziemlich erschöpft, und Hr. Schmakoff sagt: „der hiesige ...rei'sche Bezirk (System), so wie der an der Mureschna scheint seine goldene Zeit bereits überlebt zu haben, d. h. die besten Sandlager sind erschöpft; die dichtesten goldführenden Schichten haben ihre Schätze abgegeben und der Sand fängt an arm zu werden." Indeß ist der Anstoß dennoch gegeben, andere Goldsucher lassen sich deßhalb, wie dieß zu gehen pflegt, nicht abschrecken, und ungeheure Capitalien werden fortwährend auf das Goldsuchen verwendet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1845.

Die Burgen der Tempelritter in Siebenbürgen. *)

Die Templer besaßen mehrere Burgen in Siebenbürgen. Sie sind nicht mehr vorhanden: aber alle die Orte, wo sie einst standen, führen jetzt noch den Namen Keresztur. Im Magyarischen heißt Kereszt Kreuz. Doch sind noch einige Trümmer von einer der besten Burgen, welche die Templer besaßen, bei Csicso Keresztur zu sehen. Sie liegen auf einem steilen Berge, von dessen Gipfel man eine sehr ausgedehnte Aussicht genießt. Nur mit Mühe gelangt man hinauf. Wir besuchten einst diese Ruinen auf einer Vergnügungspartie. Damen begleiteten uns: man hatte für sie Stufen in den Abhang des Berges hauen lassen. Frohnbauern folgten uns, froh, der Arbeit des Tages auf so angenehme Weise entledigt zu seyn. Die einen trugen mit der größten Schonung unsere Albums und unsere Flinten, während andere mit ihren kräftigen Armen die Ermüdeten stützten. Ein ländliches Mahl wurde am Fuße der Ruinen eingenommen. Man brachte Toaste nach französischer Sitte aus. Die Gesichter unserer Walachen, die im Hintergrund des Gemäldes saßen und ihre Mahlzeit hielten, drückten Erstaunen und Neugier aus. Da der Besitzer der Ruinen und ich über das Alterthum des Schlosses nicht einig werden konnten, riefen wir die Bauern herbei, um den Streit zu entscheiden. Alsdann wendeten sich aller Augen auf einen Greis, der für das Orakel des Dorfes galt. Als dieser mit Würde vorgetreten war, frugen wir, wer die Burg von Csicso erbaut habe. Er sah uns schweigend an, als wollte er sagen, daß höchst wahrscheinlich keiner von uns die Wahrheit ahne, dann aber, ohne Zweifel überzeugt, daß wir würdig wären es zu erfahren, gab er uns eine Auskunft, die uns allerdings ziemlich unerwartet war. „Die Riesen haben es erbaut,“ sagte er.

Ohne sich ganz der Meinung des Dorforakels anzuschließen, kann man doch zugeben, daß die Burg von sehr alter Bauart ist. Diese ganze Gegend wurde sehr frühzeitig von den Ungarn besetzt, und verschiedene noch erhaltene Ortsnamen erinnern an das Zeitalter der Eroberung. Doboko führt den Namen eines Neffen des heiligen Stephan. Kozarvar heißt so nach den Kozaes, die sich in dieser Gegend niederließen. Weiter hin erinnert das Dorf Sombor an den Häuptling Zumbor, einen Zeitgenossen Arpads.

Wahrscheinlich wurde Csicso von den ersten Ungarn befestigt, die sich im Lande festsetzten. Die Chronisten sprechen von der Burg Csicso, auf Lateinisch Cicitio, die zur Zeit Matthias Corvins von Bedeutung war. Dieser Fürst hatte sie mit dem Schloß von Küküllövar Stephan dem Kriegerischen, Woywoden der Moldau, abgetreten. Wie es scheint, behielten die moldauischen Fürsten immer ein Eigenthumsrecht an Csicso Keresztur, denn Peter von der Moldau flüchtete hieher, als ihn Soliman aus seinem eigenen Lande vertrieben hatte. Er wurde hier von Johann Zapolya, König von Ungarn und Bundesgenossen der Türken, eingeschlossen und ergab sich nach einer Belagerung von vier Monaten. Nach Konstantinopel geführt, blieb er nur kurze Zeit in Gefangenschaft, und hatte das unverhoffte Glück, den Thron wieder zu besteigen. Als Basilius Heraklides, von cretischer Abstammung, Fürst von der Moldau wurde, forderte er die beiden Burgen zurück. Johann Sigismund, Sohn Zapolya's, erkannte seine Ansprüche nicht an, und als Basilius drohte und stolz versicherte, er werde mit seinem Schwerte die Brust des ungarischen Fürsten öffnen, wenn dieser darin seine Burgen verschlossen hätte, erinnerte ihn Sigismund an den alten Spruch: Cretenses semper mendaces. Die Siebenbürgner behielten die beiden Schlösser; aber aus Furcht, Csicso Keresztur möchte der Gegenstand neuer Ansprüche werden, befahl der Reichstag, die Burg zu zerstören.

Der Berg, welcher das Schloß trug, liefert Mühlsteine. Die Bauern bearbeiten sie auf dem Berge selbst. Sobald der Stein die gewünschte Form hat, lassen sie ihn bis in das Thal hinabrollen. Zuweilen zerschmettert er dabei an einem Felsen und die Arbeit des Steinhauers ist verloren. Doch befolgt man immer noch diese Verfahrungsweise, und der Abhang des Berges ist mit Steintrümmern bedeckt, die halb in der Erde versteckt sind.

Csicso Keresztur führt uns an die Szamos zurück. Von

*) Nach de Gerando's Siebenbürgen. Leipzig bei Lorck.

den Ruinen herab sieht man den Fluß sich durch die ganze Landschaft hinschlängeln. Er wird immer größer und hinter Dés, wo er sich mit der westlichen Szamos vereinigt, bekommt er eine beträchtliche Breite. Der Fluß bewässert schöne Thäler, welche man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal durchstreift hat. Die Berge, an deren Fuß er hinströmt, stehen zuweilen ganz vereinzelt; es sieht fast aus, als habe ein Arbeiter von Titanenkraft im Spaße die Thäler und die Höhen mit dem Spaten aufgeworfen. Auch nennen die Walachen einen dieser Bergkegel das Riesengrab.

Skizzen aus Brasilien.

1. Rio Janeiro. — Alte und neue Geschichte.

(Fortsetzung.)

Hundert und vierzig Jahre lang nach seiner Gründung genoß San Sebastian einer ungestörten Ruhe, sehr im Widerspruch mit dem unruhigen Geist der Zeit und namentlich mit der Lage der andern bedeutenden Städte Brasiliens, welche während dieser Zeit durch Angriffe von Engländern, Holländern und Franzosen mannichfach zu leiden hatten. Während dieses Zeitraums stieg der Handel und die Bevölkerung des Ortes bedeutend. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden die bedeutendsten Goldminen des Innern durch die Paulistas entdeckt, und diese gaben einer großen Binnenprovinz, welche jetzt noch wie damals dem Hafen von Rio Janeiro tributpflichtig ist, den Namen Minas Geraes. Das Goldsuchen hatte aber hier so ziemlich dieselben Folgen, wie in den spanischen Ländern, der Ackerbau ward vernachlässigt, der Preis der Sklaven stieg ungeheuer und die allgemeine Wohlfahrt des Landes ging zurück, während alles nach den Minen eilte, in der Hoffnung sich schnell zu bereichern. Selbst der Gouverneur von Rio vergaß seine Stellung und die Pflicht seines Amtes und beschäftigte sich ganz mit Goldsuchen. Der Ruf dieser Entdeckung verbreitete sich weit und weckte die Habsucht der Franzosen, welche unter Du Clerc ein Geschwader aussandten, um Rio Janeiro zu nehmen. Du Clerc wagte sich aus Furcht, die Forts möchten ihm einen zu warmen Empfang bereiten, nicht in den Hafen hinein, sondern landete tausend Mann an der Mündung des Guaratibi, 9 deutsche Meilen von Rio, und marschirte unter der Führung zweier gefangenen Neger gegen die Stadt. So wenig suchte man sich seinem Vordringen zu widersetzen, daß er auf einer alten Zuckerplantage der Jesuiten, jetzt eine der bedeutendsten Vorstädte von Rio, eine Nacht ungestört zubrachte. Der Gouverneur verschanzte sich in der jetzigen Altstadt (cidade velha), obgleich er 8000 Mann Truppen, außer den bewaffneten Negern und Mulatten und 600 indianischen Bogenschützen, bei sich hatte, und ließ den Feind ohne bedeutenden Widerstand in die Stadt eindringen. Jetzt mußte der feige Gouverneur handeln und überwältigte leicht die Franzosen: 200 fielen beim Angriff, eben so viele wurden in den Straßen massacrirt und 250 wurden verwundet; die übrigen wurden mit dem Befehlshaber in das Gefängniß geworfen.

Im J. 1711 erschien Duguay Trouin, um diese Schmach und Mißhandlung zu rächen, drang, wenn auch nicht ohne Verlust, in den Hafen ein, und machte Anstalt, die Stadt zu stürmen, als der elende de Castro dieselbe räumte, die am andern Morgen von den Franzosen besetzt und ausgeplündert wurde. De Castro hatte sich eine Legua von der Stadt verschanzt und erwartete Beistand aus den Minen. Duguay Trouin aber, welcher seine kritische Lage an einem Orte, wo er wenig Lebensmittel gefunden hatte und ohne große Schwierigkeit und Gefahr sich keine weiteren verschaffen konnte, wohl erkannte, schrieb an den Gouverneur, er werde die Stadt niederbrennen, wenn man sie nicht augenblicklich loskaufe. Nach einigem Scharmützeln und Parlamentiren wurden 600,000 Crusaden geboten und angenommen, wobei den Einwohnern noch freistand, ihr eigenes Vermögen loszukaufen. Bald nach dieser Uebereinkunft kam eine starke Truppenzahl aus den Minendistricten an, aber keine weitere Feindseligkeit erfolgte. Nachdem Duguay Trouin die letzte Zahlung empfangen und allen beweglichen Raub an Bord seiner Schiffe gebracht hatte, lichtete er am 4 November die Anker, entschlossen Bahia einen ähnlichen Besuch abzustatten, woran ihn aber das stürmische Wetter hinderte, welches sechs Wochen hindurch anhielt.

Die Einwohner in Rio waren mit dem Benehmen des Gouverneurs so unzufrieden, daß sie ihn nicht länger in seinem Amte dulden wollten. Sobald der Unfall zu Lissabon bekannt wurde, schickte der Hof einen gewissen Francisco de Tavora ab, um ihn zu ersetzen. Der unglückliche de Castro wurde wegen Feigheit vor Gericht gestellt und endlich zur Degradation und ewigem Gefängniß in einem der Forts in Indien verurtheilt. Seit Duguay Trouin die Anker lichtete, hat keine feindliche Flotte mehr den Hafen besucht, die Verhältnisse der Stadt erfuhren aber sehr wesentliche Veränderungen. Im J. 1763 wurde sie an der Stelle von Bahia Residenz der Vicekönige von Portugal.

Um diese Zeit wurden die wesentlichsten Verbesserungen vorgenommen: die Sümpfe, welche einen bedeutenden Theil der jetzigen Stadt bedeckten, wurden entwässert und eingedämmt, die Straßen gepflastert und beleuchtet. Die Ladungen afrikanischer Sklaven, welche bisher in den Straßen zum Verkauf ausgestellt wurden, und nicht nur widerliche und grausenhafte Scenen darboten, sondern auch die Einwohner den schlimmsten Krankheiten aussetzten, wurden in das Vallongo verwiesen, das zum allgemeinen Menschenmarkt gemacht wurde. Die fließenden Brunnen wurden vermehrt, und noch auf mehrfache andere Weise für die Gesundheit, Bequemlichkeit und Wohlfahrt der Stadt gesorgt unter den auf einanderfolgenden Verwaltungen des Grafen da Cunha, des Marquis von Lavradio und Luiz de Vasconcellos. Das Regierungssystem in Brasilien war während dieser Zeiten ganz absolut und keineswegs geeignet, die großen Hülfsquellen des Landes zu entwickeln. Nichtsdestoweniger erkannten die einsichtsvollern Staatsmänner Portugals, daß diese Colonie mit der Zeit den Ruhm des Mutterlandes verdunkeln werde. Niemand aber konnte voraussehen, wie nah eine solche Entwicklung der Dinge

sey, und wie bald die königliche Familie selbst ein Asyl in der neuen Welt suchen und ihren Hof zu Rio de Janeiro aufschlagen würde. Als im Januar 1808 die Nachricht von der Abreise des Königs aus Portugal nach Rio Janeiro gelangte, erweckte sie dort das lebhafteste Interesse. Was die Brasilianer kaum als möglich geträumt hatten, verwirklichte sich plötzlich, und die Vorbereitungen zur Aufnahme der königlichen Familie beschäftigten die allgemeine Aufmerksamkeit. Des Vicekönigs Palast wurde augenblicklich in Bereitschaft gesetzt, und selbst Privatleute angegangen, ihre Häuser zur Aufnahme des Gefolges zu räumen; viele, selbst die minderreichen Familien, boten freiwillig Geldsummen und werthvolle Gegenstände zur Ausschmückung des Palastes an.

Am 7 März erschienen endlich sämmtliche Schiffe im Hafen. Alles strömte hinaus um die königliche Escadre zu sehen und zu begrüßen. Der König zog unmittelbar nach seiner Landung nach der Kathedrale, um Gott für seine glückliche Ankunft zu danken. Die Stadt war neun Abende lang erleuchtet. Um einen Begriff von den Aenderungen zu geben, welche in den letzten 35 Jahren in Brasilien vorgingen, muß hier bemerkt werden, daß bis zum J. 1808 aller Handel und Verkehr mit den Fremden durch die engherzige Politik des portugiesischen Hofes untersagt war. Schiffe befreundeter Nationen durften manchmal in den Häfen dieser Mammuthcolonie vor Anker gehen, aber weder die Passagiere noch die Mannschaft durften anders als unter einer Wache von Soldaten ans Land steigen. Um allen Handel durchaus abzuschneiden, wurden fremde Schiffe, mochten sie nun bloß einen erlittenen Schaden ausbessern, oder Lebensmittel und Wasser einnehmen wollen, gleich bei ihrer Ankunft mit einer Zollhauswache besetzt, und die Zeit des Aufenthalts je nach dem wahrscheinlichen Bedürfniß von den Behörden festgesetzt. In Folge dieser drückenden Maaßregeln konnten Leute, die reich an Gold und Diamanten waren, sich nicht einmal die nothwendigsten Ackerwerkzeuge und häuslichen Geräthe anschaffen. Ein Senhor de Engenho (Minenbesitzer), der das reichste und massivste Silbergeschirr bei einem Fest entfaltete, konnte vielleicht nicht jedem seiner Gäste bei Tisch ein Messer geben. Eine Druckerpresse war noch nicht da, Bücher und Wissenschaft gleich selten. Mit der Ankunft des Königs aber wurden die Häfen geöffnet, die Druckerpresse eingeführt, eine königliche Zeitung erschien, Akademien der Medicin und der schönen Künste wurden eingerichtet, die königliche Bibliothek von 60,000 Bänden dem Publicum geöffnet, Fremde wurden eingeladen und Gesandtschaften von England und Frankreich nahmen ihren Sitz zu Rio Janeiro.

(Fortsetzung folgt.)

Die Christen in der Provinz Fokien.

(Revue de l'Orient. Aug. 1843.)

Im nordöstlichen Theil dieser Provinz gibt es sehr viele Christen, und an manchen Orten bekennt sich das Volk offen zum Christenthum. Unter den Frauen von Fokien ist die Zahl derjenigen, die das Klostergelübde ablegen, sehr bedeutend, und es gibt unter ihnen ächte Nonnen vom Orden des h. Dominicus. Wenn sie 30 oder 40 Jahre alt sind, gibt man ihnen den Schleier, aber sie tragen ihr Klosterkleid nur am Tage ihrer Einweihung und ihres Begräbnisses, sonst nur ein blaues oder schwarzes Gewand von gewöhnlichem Stoff; auch haben sie keinen Kopfschmuck, und daran unterscheidet man sie von denjenigen Personen ihres Geschlechts, welche der Welt nicht entsagt haben. Ihre Regel ist streng: sie müssen um Mitternacht aufstehen, beten häufig und fasten mehreremal die Woche. Diese Nonnen sind unter keiner Clausur, sondern bleiben im Schooß ihrer Familien, haben aber doch Priorinnen und Unterpriorinnen. Sie leben von ihrer Handarbeit, und nur selten weisen die Eltern ihnen eine Aussteuer an, denn dieß ist gegen die chinesischen Gesetze, welche nicht gestatten die Töchter auszustatten, denn die Knaben erben allein, und wenn in einer Familie nur Töchter vorhanden sind, so geht das Erbe von Rechtswegen an den nächsten männlichen Verwandten. Nur die christliche Religion mildert hier, wie im übrigen Asien, das Loos der Frauen und gibt ihnen eine größere Freiheit. Der Unterschied zwischen den Christinnen und Heidinnen ist so auffallend, daß die Chinesen die christliche Religion die Religion der Weiber nennen. — Die Mission von Fokien steht unter den Dominicanern von Manilla.

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Da unter meinen Führern kein Mitglied der drei Sana am nächsten wohnenden Stämme sich befand, so hatten sie alles für mich zu fürchten, und ließen mich deßhalb auf ein Kamel sitzen, eingehüllt in eine wollene Decke, so daß nur etwas Bart heraussah; sie besorgten nämlich, meine weiße Haut möchte denen, die uns begegneten, auffallen. Obgleich es nichts weniger als angenehm war, auf dem Kamel mit gekreuzten Beinen zu sitzen, so mußte ich mich doch dazu entschließen, denn als ich meine Führer in großer Bestürzung sah und jeden Augenblick den Propheten anrufen hörte, konnte ich nicht zweifeln, daß wirklich Gefahr vorhanden sey. Ihre Furcht wuchs um so mehr, als sie unterwegs erfuhren, daß zwei Tage zuvor der Stamm Beni Nof einen unerwarteten Einfall in das Gebiet des Stammes Schedbad gemacht und zwölf Leute desselben an einem Orte, wo wir vorüberziehen mußten, getödtet habe.

Das Thal von Serr wendet sich an seinem Ende gegen Nordosten. Eine Viertelstunde, nachdem wir das letzte Dorf von Wadi Serr verlassen, kamen wir ins erste Dorf von Scherafa, am Fuß eines kleinen Berges. Das Salz zahlt hier einen Durchgangszoll, wovon ein Theil nach altem Herkommen an den Imam von Sana fällt, obwohl dieß Land jetzt von ihm unabhängig ist. Im Verlauf einer Stunde kommt man etwa durch zehn Dörfer oder Weiler, die insgesammt den Namen Scherafa tragen, aber auch wieder ihre besondern Namen haben; die Scherafa machen, wie die Haschschasch, einen Theil des Stammes Kholan aus. Man baut hier Weinreben und Klee, den man mit Brunnenwasser bewässert. Da jeder einzelne in seinem Stamm das Recht hat, eine Karawane anzuhalten, so wurden wir sehr häufig über eine Viertelstunde aufgehalten. Alle Beduinen dieser Stämme, die nicht im Kriege miteinander sind, ergießen sich bei jedem Zusammen-

treffen in Wünschen und Begrüßungen. Dieß dauert wenigstens zehn Minuten, dann fragen sie sich nach Neuigkeiten sowohl aus dem eigenen als aus dem bloß durchzogenen Lande aus. Endlich fragten sie noch selbst die Frauen meiner Führer: „was ist das für ein Mensch auf dem Kamel?“ Meine Führer hatten ihnen darauf keine andere Antwort zu geben als: „es ist einer von unsern Gefährten krank geworden.“ So konnte ich auch nur nach dem Ende der ersten Etappe meine Bemerkungen niederschreiben, indem ich mich von der Karawane entfernte, als wollte ich ein natürliches Bedürfniß befriedigen.

Wenn man von dem letzten Weiler der Scherafa eine Viertelstunde sanft bergan steigt, so kommt man an einen bedeutenden Abstieg (nakil schadscha), zu dessen Zurücklegung die Kamele wenigstens zwei Stunden brauchen; anfangs führt der Weg zwischen zwei Felsen hin, wird aber allmählich besser und ist sogar noch an einigen Stellen gepflastert. Unten am Berge betritt man eine Schlucht, in welcher Quellen vorbrechen, die zu einem Bach anwachsen, welcher das Wadi der Beni Dschebr, gleichfalls zum Kholan-Stamm gehörig, bewässert. Dieß Thal, in welchem wir übernachteten, ist nicht sehr breit und auf beiden Seiten von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen; dennoch stießen wir alle halbe Stunden auf Wohnungen mit einigen bebauten Feldern; fast bei jeder Wohnung sind Brunnen. Nach sechsstündigem Marsch verließen wir diesen Wadi, der sich nordwärts wendet, um die Richtung gegen Osten einzuhalten. Hier überschritten wir die Gränze des Landes Nehhm, das wir links, und des Landes Kholan, das wir rechts liegen ließen. Um zwei Uhr Nachmittags hielten wir unter einem Rhamnus (Lotus) an, einem andern Bach, der sich wahrscheinlich in den Wadi Beni Dschebr ergießt, jetzt aber fast ausgetrocknet war.

Hier blieben wir den Rest des Tages und brachen um 9 Uhr Abends wieder auf, weil meine Führer hier durch einen feindlichen Stamm in der Nähe unvermuthet angefallen zu werden fürchteten. Nach halbstündigem Marsch gegen Osten kamen wir in einen Engpaß, der nicht weniger als zwei Stunden lang war; der Bach, welcher in demselben entspringt, wendet sich gegen Südosten, und gegen Morgen verließen wir dessen Ufer, um ostwärts eine Höhe zu ersteigen, die uns an den Eingang der Serw al Kharibah, d. h. der großen Ebene von Kharibah, brachte.

Vor meiner Abreise von Sana hatte Hassan Batasch, dem ich den Zweck meiner Reise mitgetheilt, mir Hoffnung gemacht, daß wir uns einen Tag lang zu Kharibah aufhalten würden, wo sich alte, zum Theil von seinen Freunden bewohnte Ruinen finden sollten. Da ich die Lage dieser Ruinen durchaus nicht kannte, verließ ich mich ganz auf ihn, als wir aber am Morgen des 15 unter einem ärmlichen Mimosabaum Halt machten, erwartete ich keineswegs, daß die besprochenen Ruinen nur zwei Stunden entfernt seyen, denn sonst hätte ich mein Möglichstes gethan, um meine Zeit nützlicher bei den Ruinen von Kharibah zuzubringen. Diese Ebene, welche nach allen Richtungen hin zwei Stunden und selbst darüber Ausdehnung haben kann, ist von Bergen eingeschlossen und von Hirten bewohnt, die sich gleichfalls zu den Beni Dschebr zählen; mehrere auf der Ebene zerstreute Wohnungen sind aus Luftziegeln erbaut, und man versicherte mich mehrmals, daß eine Tagreise nördlich von Kharibah eine Menge auf einem Felsen eingegrabene Inschriften sich fänden.

Da den Beobachtungen der Beduinen bei ihrem scharfen Gesicht nichts entgeht, so waren wir bald von mehreren Leuten dieses Stammes umgeben; wir hatten aber nichts zu fürchten, da sie mit meinen Führern in gutem Vernehmen standen. Auch kam eine Frau, welche wissen wollte, wer ich sey, und als sie von meinen Führern erfuhr, daß ich einige Arzneien bei mir hätte, konnte ich es nicht abschlagen, ihr in ihre Wohnung zu folgen, um ihre alte kranke Mutter zu besuchen. Auch plagte sie mich arg, ich möchte ihr das Horoskop ihres Söhnchens stellen, indem ich ein magisches Buch zu Rathe zöge. Ich entschuldigte mich, daß ich von dieser Wissenschaft nichts verstehe, sie glaubte es aber nicht und drang immer fort in mich, bis ich Hasan Batasch zu Hülfe rief, der gleich mir erklärte, ich hätte mein Buch zu Sana gelassen. Am Nachmittag ergab ich mich in die Bitten der Beduinenfrau. Wir fanden mehrere verschleierte Frauen, welche ziemlich lange berathschlagten, ob sie den Diwan zu unserem Empfang in Bereitschaft setzen oder uns einfach im Hofe empfangen sollten. Da wir uns nicht lange aufhalten konnten, indem die Karawane uns bald einholen mußte, so machten wir den Damen begreiflich, daß es ganz unnütz sey, den Empfangsaal für uns in Bereitschaft zu setzen. Man brachte uns danach sogleich Erfrischungen, nämlich Wasser und Koffee in großen irdenen und kupfernen Krügen. Wir rauchten unsere Pfeifen in Gesellschaft dieser Damen und einiger allmählich herbeigekommenen Beduinen, und ehe ich Abschied nahm, ließ ich für die gute alte Beduinenfrau einige Arzneimittel zurück.

Um drei Uhr Nachmittags kam die Karawane an der Wohnung an, wo ich mich mit Hasan Batasch befand; wir schlossen uns sogleich an sie an, und während ich auf das Kamel zu steigen suchte, verschwanden Hasan Batasch und Saleh Asfur, meine Geleitsmänner, worauf ein Beduine unserer Gesellschaft, aus dem Stamm Abidah, mich durch Drohungen aller Art zu quälen anfing. Mehrmals schlug er sogar mit seinem Gewehr auf mich an, um mich zu schrecken und mir Geld abzupressen. Ich erwiederte ihm mehrmals, ein solches Benehmen schicke sich gar nicht für ihn, es sey schimpflich für ihn sowohl als für seinen Stamm, daß er, der mich beschützen sollte, mich so behandle. Da der Unverschämte aber keine Vernunft annehmen wollte und fortfuhr mich zu quälen, so sagte ich ihm endlich, er sey mir durchaus widerwärtig und er werde nichts bekommen. Da er mich unerschütterlich sah, so ließ er nach und nach ab.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisenbahndiebstahl. Der Diebstahl auf Eisenbahnen scheint zu einem besondern Industriezweige geworden zu seyn. Die englischen Blätter sind voll von Diebstahlsanzeigen, und einmal ums andere werden Leute deßhalb verhaftet. Man scheint eine eigene Eisenbahnpolizei einführen zu wollen.

•

Geschäftseinstellung unter den Schreibern in England. Die herannahende Session und der ganze Verlauf derselben, die man für eine der geschäftvollsten hält, die je stattfanden, hat eine Menge Schreiber nöthig gemacht, um die nöthigen Schriften zu copiren. Viele sind bereits engagirt, aber sie verlangen jetzt einen erhöhten Preis und zwar für den Bogen 8 Pence, für den sie sonst nur 6 Pence bekamen, und wollen, bis diese Erhöhung gewährt ist, nicht mehr arbeiten. (Examiner vom 18 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1845.

Die Eisenbahnwuth in Frankreich.

Wir haben früher bei Gelegenheit der Eisenbahnen in Frankreich (s. Nr. 202 ff.) bemerkt, daß die Regierungen, welche durch Ueberlassung der Eisenbahnen an Privaten sich aus der Schlinge zu ziehen und der Finanznoth zu entgehen hoffen, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Was seit drei Monaten in Frankreich vorgegangen, bestätigt diese Ansicht vollkommen. Am 9 September wurde den HH. Rothschild u. Com. die Nordbahn zugeschlagen, an der die verschiedenen Theilhaber, welche die Actien zum ursprüglichen Preis von 500 Fr. erhielten, zum mindesten 100 Millionen gewinnen müssen. Ein solcher Gewinn mußte die Begierde ins Unglaubliche steigern, und noch ehe der Monat verflossen, hatten sich für die fünf noch zu vergebenden Eisenbahnen 34 Compagnien mit 4 Milliarden Capital gebildet, noch vor Ende Octobers 48 Compagnien mit nahe an 6 Milliarden Capital, wovon 600 Millionen eingezahlt werden sollen. So wurden unermeßliche Summen dem Verkehr entzogen, aus allen Städten Frankreichs erschallen die Klagen über Geldmangel, an verschiedenen Orten haben die Bankiers völlig ihre Wechselgeschäfte eingestellt, theils weil sie selbst in Eisenbahnactien operiren, theils weil die Capitalisten ihre Gelder zurückgezogen haben, um sie in der großen Spielhölle Paris in kurzem zu verdoppeln und zu verdreifachen. Bedeutende Etablissements, welche Hunderten von Arbeitern Beschäftigung geben, fangen bereits aus Mangel an Fonds an zu stocken, und zahllose Privaten, welche ihr geringes Capital gleichfalls in Eisenbahnactien gesteckt, und wenn auch nicht verloren haben, so doch keinen Gewinn daraus ziehen, schränken ihre Bedürfnisse ein, der Absatz aller nicht unumgänglich nothwendigen Waaren stockt bedeutend, und die Handelskrise steht vor der Thüre. Das Ministerium hat versprochen, die Adjudicationen der fünf Eisenbahnen, um die es sich handelt, noch im November und Anfang Decembers vorzunehmen, und man schmeichelt sich, daß dann das in Paris in den Händen der Bankiers aufgehäufte Geld zurückfließen werde in seine natürlichen Canäle. Hier liegt aber eben die Täuschung; bei einem Theil wird es wohl wahr seyn, aber mit der größern Masse nicht, denn abgesehen von den sehr bedeutenden Summen, welche nach allen Wechseln der Börse in den Händen der großen Capitalisten und Bankiers zurückbleiben müssen, werden sehr viele es angenehm finden, jeder Zeit über ihre Capitalien verfügen zu können, statt sie an Orten wo sie zur Befruchtung der Industrie und des Ackerbaues längere Zeit würden bleiben müssen, liegen zu lassen. Seit dem J. 1824 hat man ohnehin durch allerlei Künste die Capitalien in Paris zu concentriren angefangen, dieser Anstoß wirkt fort, und wird jetzt durch die Eisenbahnen immer stärker. Es wird demnächst unvermeidlich werden, das ganze Hypothekenwesen in Frankreich wesentlich zu ändern, wozu auch schon einleitende Schritte geschehen sind; werden diese aber nicht fortgesetzt und rasch zu Ende geführt, so leidet der Ackerbau, welcher in Frankreich ohnehin auf keiner sehr hohen Stufe steht, bedeutend, da das Grundeigenthum bei dem jetzigen Stand der Dinge im Werth sinken muß. Man rechnet, daß der Hypothekarschuldner, alle Kosten miteingerechnet, 10 Proc. jährlich für entlehntes Geld zahlen muß, und wenn er sein Grundeigenthum verkaufen will, muß er an Droit d'enregistrement und Notariatskosten gleichfalls 9 bis 10 Proc. zahlen. Unter diesen Umständen muß der eigentliche Landbauer zu Grunde gehen, und nach und nach eine völlige Umwandlung des Bodenbesitzes erfolgen. Dazu trägt die Eisenbahnwuth, welche der Staat verschuldet hat, wesentlich bei; statt daß die Eisenbahnen, wenn sie der Staat unter seine Leitung genommen hätte, die Industrie, den Handel und den Ackerbau befördern, drohen sie jetzt dieselben in eine bodenlose Krise hineinzuziehen und alles zu zerrütten. Es ist kein Wunder, wenn man in Frankreich der theoretischen Fragen allmählich herzlich müde wird, und alles sich um ganz praktische Dinge dreht, denn man fängt an die Folgen des bisherigen Systems tief zu fühlen; vielleicht sind die Eisenbahnen bestimmt, durch Beschleunigung der Krise, die bisher nur wie ein fressender Krebs im Innern saß, das Heilmittel desto schneller herbeizuführen. Die Cur möchte aber jedenfalls zu den gewaltsamen gehören.

Skizzen aus Brasilien.

1. Rio Janeiro. — Alte und neue Geschichte.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit an erfolgten große Verbesserungen in der Lage und im Aussehen der Stadt: neue Straßen und Plätze kamen hinzu, glänzende Wohnsitze wurden auf den benachbarten Bergen und Inseln erbaut, und mit dem Wachsthum der Stadt wuchsen auch die malerischen Schönheiten des umliegenden Landes. Das plötzliche und fortdauernde Einströmen von Portugiesen und Fremden zeigte sich nicht nur in der Bevölkerung von Rio, sondern dehnte sich auch landeinwärts aus, veranlaßte die Eröffnung neuer Verbindungswege mit dem Innern, die Erbauung neuer Städte und die Erweiterung von alten. Kurz das ganze Land erfuhr große und rasche Veränderungen. Ebenso die Sitten des Volks: europäische Lebensweise ward eingeführt, aus der finstern Abgeschlossenheit trat das Volk hervor zu den Festlichkeiten eines Hofes, dessen Levées und Gallatage die Menge von allen Seiten herbeizogen. Auch die Geschäfte nahmen einen ganz veränderten Gang: fremde Handelshäuser wurden eröffnet und fremde Handwerker ließen sich in Rio und andern Städten nieder. Dieß Land konnte nicht länger eine Colonie bleiben und ein Decret erschien im December 1815, welches Brasilien zu einem Königreich erklärte, das künftig einen integralen Theil des vereinten Königreichs von Portugal, Algarve und Brasilien bilden sollte. Es ist kaum möglich den Enthusiasmus zu schildern, den diese unerwartete Veränderung im ganzen Umfange des portugiesischen Amerika's erweckte. Boten wurden nach allen Seiten hin ausgeschickt mit dieser Nachricht, welche vom Laplata bis zum Amazonenstrom mit freiwilliger Illumination begrüßt ward.

Indeß war dieser neue Stand der Dinge in Brasilien doch auch von manchen Umständen begleitet, welche geeignet waren Mißvergnügen zu wecken. Hr. Armitage hat die damalige politische Lage Brasiliens in folgender Weise zusammengefaßt. „Mit der königlichen Familie kam ein Schwarm hungriger, gewissenloser Abenteurer herüber, für welche die Regierung Stellen finden mußte. Diese Leute nahmen an der Wohlfahrt des Landes wenig Antheil, und waren weit mehr bemüht sich schnell zu bereichern, als die Gerechtigkeit zu verwalten oder den Vortheil des Volks zu suchen. Die Eifersucht, welche stets zwischen den eingebornen Brasilianern und den Portugiesen geherrscht hatte, fand hierin eine neue Nahrung. Don Joao, von Natur gutmüthig, belohnte gern jeden ihm oder dem Staate geleisteten Dienst, da es ihm aber an Geld fehlte, so verlieh er oft denen, welche seine Gunst erworben hatten, Adelstitel, und diese Freigebigkeit trieb er so weit, daß er während seiner Verwaltung mehr Ehrentitel austheilte, als alle vorhergehenden Regenten aus dem Hause Braganza zusammengenommen. Die Kaufleute und Grundbesitzer, welche bei der Ankunft des königlichen Gefolges ihre Häuser hergegeben und Geld vorgeschossen hatten, wurden mit den verschiedenen Orden geschmückt, welche in den Tagen der Ritterzeit errichtet worden waren. Leute wurden zu Rittern geschlagen, welche nie einen Sporn angelegt hatten, und Commenthure des Christordens geschaffen, die niemals die Nase in ihr Missale gesteckt hatten. Groß war die Aufregung, die aus einer solchen Vertheilung von Ehrentiteln in einem Lande entsprang, wo Titelauszeichnungen bisher fast unbekannt gewesen waren, und wo die Verehrung für hochtönende Titel und veraltete Institutionen eben so tief als unverständig war. Da dieselben nun jedermann zugänglich geworden, wurden sie der allgemeine Gegenstand der Sehnsucht, und bald gab es keine Art von kleinlicher Tyrannei, die nicht geübt, keine Herabwürdigung der man sich nicht unterwarf, wenn es die Erreichung solcher Titel galt. Der Erfolg solcher Bestrebungen war von einer alsbaldigen Veränderung in der Lebensweise begleitet. Die Ritter konnten sich nicht mehr zu den Mühen der Handelsgeschäfte erniedrigen, sondern mußten von dem bereits erworbenen Vermögen leben, oder wenn dieß nicht reichte, eine Regierungsanstellung suchen.

„Hier waren aber die Schwierigkeiten größer, denn die Concurrenz wuchs durch die zahlreichen Auswanderer aus dem Mutterlande, und selbst wenn ein Amt errungen wurde, so war die Besoldung viel zu gering, als daß die Inhaber davon hätten luxuriös leben können. Indeß gab es Gelegenheiten genug, Gunstbezeugungen zu verkaufen, und die Verkäuflichkeit der in Aemtern stehenden Brasilianer war bald so groß, wie die der Portugiesen. Dieß alles, nebst dem Sittenverfall, der am Hof herrschte, mußte die Eifersucht stacheln gegen die fremde Herrschaft, um so mehr, als die bereits errungene Unabhängigkeit der englischen Colonien in Nordamerika und der revolutionäre Kampf der spanischen Colonien den Brand schürte. Das Gefühl dieses wachsenden Mißvergnügens und die Furcht, daß Brasilien dem Beispiel seiner spanischen Nachbarn folgen möchte, wirkte ohne Zweifel bedeutend ein auf den Entschluß, Brasilien zum Rang eines Königreichs zu erheben.

„Ruhe herrschte mehrere Jahre hindurch, aber das Mißvergnügen breitete sich allmählich aus, und ward oft genährt durch die Mittel, welche man zu seiner Unterdrückung anwandte. Indeß fand die Unzufriedenheit noch kein Echo, denn die einzige Druckerpresse im Lande war unter unmittelbarer Leitung der königlichen Behörden. Durch sie wurde das Publicum getreulichst von der Gesundheit aller Fürsten Europa's benachrichtigt, officielle Edicte, Geburtstagsoden und Loblieder auf die regierende Familie schmückten zu Zeiten ihre Blätter, welche nie durch demokratische Ausbrüche oder Darstellung von Beschwerden verunreinigt wurden. Nach dem Tone dieses Journals zu schließen, mußte Brasilien ein Paradies seyn, in welchem nie ein Klagelaut ertönte." Aber die Revolution in Portugal im Jahre 1821 hatte alsbald eine ähnliche in Brasilien zur Folge. Nach viel Aufregung und Beunruhigung durch die tumultuarischen Bewegungen des Volks übertrug König Don Joao VI seinem Sohn Don Pedro das Amt als Regent und Stellvertreter Sr. Majestät im Königreich Brasilien, und schiffte sich dann begleitet von seiner übrigen Fa-

milie und dem hohen Adel, der ihm gefolgt war, nach Portugal ein.

So rasch die bisherigen politischen Aenderungen in Brasilien gewesen waren, so sollten doch noch größere folgen. Don Pedro war damals 23 Jahre alt. Er hatte Portugal als Knabe verlassen, seine wärmsten Wünsche knüpften sich daher an Brasilien, und in seinem Amt als Prinz Regent fand er Raum genug für seinen glühendsten Ehrgeiz, fand sich aber auch bald in zahlreiche politische und financielle Schwierigkeiten verwickelt, so sehr, daß er schon nach wenigen Monaten seinen Vater bat, sein Amt niederlegen zu dürfen. Um dieselbe Zeit hatten die Cortes von Portugal, eifersüchtig auf die unabhängige Stellung des Prinzen in Brasilien, ein Decret erlassen, welches ihm nach Europa zurückzukehren befahl, und zugleich die königlichen Tribunale zu Rio abschaffte. Dieß Decret wurde mit Entrüstung von den Brasilianern aufgenommen; sie schaarten sich augenblicklich um Don Pedro und überredeten ihn, bei ihnen zu bleiben. Seine Einwilligung erweckte die lebhaftesten Freudensbezeugungen unter Patrioten und Loyalisten, aber das portugiesische Militär zeigte bald Symptome von Empörung; 2000 an der Zahl verließen sie am Abend des 11 Januars 1822 ihre Casernen, versahen sich mit Artillerie, und marschirten nach dem Morro do Castello, welcher die ganze Stadt beherrscht. In der Nacht verbreitete sich die Nachricht von dieser Bewegung, und ehe der folgende Morgen tagte, war das Campo de Santa Anna, ein großer viereckiger Platz vor der Stellung der portugiesischen Truppen, mit Bewaffneten angefüllt, freilich meist nur undisciplinirte Bürger, nicht besonders geeignet, es mit portugiesischen Truppen aufzunehmen, welche zum Theil unter Wellington auf der Halbinsel gefochten hatten, aber an Zahl ihren Gegnern weit überlegen und gleichfalls mit Kanonen versehen.

Ein Kampf schien unvermeidlich, aber der portugiesische Befehlshaber schwankte beim Anblick eines so entschlossenen Widerstandes und bot eine Capitulation an unter der Bedingung, daß seine Soldaten ihre Waffen behielten. Dieß ward zugestanden mit dem Bedingniß, daß sie sich nach Praya Grande, einem Dorf auf der entgegengesetzten Seite der Bai, zurückzögen, bis Transportschiffe zu ihrer Ueberschiffung nach Lissabon herbeigeschafft seyen. Die Maaßregeln der portugiesischen Cortes, welche gegen Brasilien außerordentlich willkürlich waren, hatten eine beschleunigte Unabhängigkeitserklärung zur Folge. Diese Maaßregel war lange gewünscht worden von den einsichtsvollern Brasilianern, von denen einige bereits in Don Pedro gedrungen waren, den Kaisertitel anzunehmen. Bisher hatte er sich geweigert und die Versicherung seiner Treue für Portugal erneuert, aber endlich erhielt er, während er sich auf einer Reise in die Provinz San Paulo befand, Depeschen aus dem Mutterland, welche ihn bewogen sich augenblicklich für die Unabhängigkeit auszusprechen. Sein Ausruf „Unabhängigkeit oder Tod" wurde von seiner ganzen Umgebung enthusiastisch wiederholt, und ward nun das Schlagwort der brasilianischen Revolution. Die Erklärung geschah am 7 Sept. und wurde zu Rio wiederholt, sobald er dahin zurückkehren konnte. Die Municipalität der Hauptstadt erließ am 21 eine Proclamation, wodurch Don Pedro zum constitutionellen Kaiser und fortdauernden Vertheidiger Brasiliens ausgerufen wurde. Diese Ceremonie fand am 12 Oct. im Campo de Santa Anna in Gegenwart der Municipalbehörde, der Regierungsbeamten, der Truppen und einer unermeßlichen Volksmenge statt. Don Pedro erklärte hier öffentlich, daß er den ihm verliehenen Titel annehme, in der Ueberzeugung, daß er dadurch dem Willen des Volks gehorche. Die Truppen feuerten Freudensalven ab und die Stadt war am Abend beleuchtet. Jose Bonifacio de Andrada, erster Minister, erließ ein Decret, das alle Portugiesen aufforderte, im Fall sie die Sache des Volks ergreifen wollten, dieß kund zu thun, indem sie des Kaisers Spruch „Independencia ou Morte" auf ihrem Arm trügen, widrigenfalls aber das Land in einer bestimmten Zeitfrist zu verlassen; wer künftig die heilige Sache Brasiliens mit Wort oder That anfalle, solle als Hochverräther behandelt werden.

Die brasilianische Revolution ging vergleichungsweise ohne Blutvergießen vorüber; Portugals Stern war im Sinken, seine Hülfsquellen erschöpft, seine Kraft durch innern Zwiespalt gebrochen; es machte keine systematischen, ausdauernden Anstrengungen, seine Herrschaft über seine lang gedrückte, jetzt aber rebellische Colonie zu erhalten. Die übermüthigen Maaßregeln der Cortes verdampften in Decreten; in Bahia zwar und in einigen andern Häfen, wo Truppen standen, erhielt sich die portugiesische Herrschaft noch eine Zeitlang, aber diese Truppen mußten sich endlich zurückziehen, und so blieb Brasilien sein eigener Herr. In der That, diese Revolution war so wenig bestritten und so rasch, daß drei Jahre nachdem die Unabhängigkeit auf den Ebenen von Ypiranga verkündet worden war, diese auch von dem Lissaboner Hofe anerkannt wurde. In der Zwischenzeit war der Kaiser als Don Pedro I gekrönt und eine Versammlung von Abgeordneten aus den Provinzen berufen worden. Diese Versammlung entwarf eine Constitution, welche der Kaiser annahm und die am 21 März 1824 im ganzen Reiche beschworen wurde.

Die Verwaltung Don Pedro's I dauerte etwa 10 Jahre, und während dieses Zeitraums machte das Land ohne allen Widerspruch viel größere Fortschritte in Verstand und Einsicht, als in den vorhergegangenen drei Jahrhunderten. Nichtsdestoweniger war diese Verwaltung nicht ohne Fehler und ebenso wenig ohne Schwierigkeiten. Don Pedro, obgleich nicht tyrannisch, war unvorsichtig, er war energisch, aber unbeständig, ein Bewunderer der repräsentativen Regierungsform, aber voll Zögerung in der praktischen Anwendung. Während des Kampfes um die Unabhängigkeit schraubte man ihn zum Helden empor, er scheint aber in seinem Verfahren mehr durch das Beispiel anderer Fürsten als durch eine reife Erwägung der Lage und Verhältnisse Brasiliens sich haben leiten zu lassen. Daher vielleicht der Eifer, mit dem er sich in den Krieg über Montevideo einließ, der den Handel seines Reichs lähmte, dessen Finanzen erschöpfte, und nur mit der vollen unbedingten Abtretung der strittigen Provinz endete. Abge-

sehen hievon war er verschwenderisch und ziemlich unsittlich; dennoch scheint die Hauptursache seiner persönlichen Unpopularität darin bestanden zu haben, daß er nie der Mann des Volkes zu werden verstand, daß er nie ganz ein ächter Brasilianer wurde. Zur Zeit der Revolution hatte er unter der Aufregung des Augenblicks Gesinnungen laut werden lassen, welche dem heranwachsenden Geist der Nationalität schmeichelten und man hatte ihn für aufrichtig gehalten, aber seine spätere Anwendung fremder Truppen, seine fortdauernde Einmischung in die Angelegenheiten Portugals, die Errichtung eines geheimen Cabinets und die Ernennung naturalisirter Portugiesen zu den höchsten Staatswürden, zur augenfälligen Ausschließung der Eingebornen, machten bei einem eifersüchtigen Volk den Eindruck, daß der Kaiser immer noch im Herzen ein Portugiese sey. (Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Während dieses Streites bemerkte ich in der Ferne Ruinen, welche einen bedeutenden Raum einzunehmen schienen, und ich konnte nicht zweifeln, daß dieß der Ort sey, von welchem man mir gesprochen hatte. Weder Hasan Batasch noch Saleh Aefur waren da, und so wagte ich nicht die Karawane zu verlassen, um so mehr als der Tag sich neigte und ich weder Weg noch Steg kannte. Wir kamen ganz nahe an den Ruinen vorüber, und in geringer Entfernung, etwas östlich von Kharibah, bemerkt man rechts von der Straße zwei viereckige Häuser von Quadersteinen. Sie waren in sehr gutem Stande und von Leuten bewohnt, welche den Vorüberziehenden gegen einen kleinen Lohn Wasser aus ihrem Brunnen schöpften. Als Hasan Batasch und mein Führer ankamen, machte ich ihnen lebhafte Vorwürfe, daß sie mich nicht nach den Ruinen geführt hätten, sie entschuldigten sich aber damit, sie hätten geglaubt, es sey zu spät, und sie wollten mir auf dem Rückweg Gelegenheit verschaffen.

Wir befanden uns jetzt nur noch eine Tagreise von Mareb; am folgenden Tag, 16 Julius, brachen wir um 3 Uhr Morgens auf, zogen bald in südöstlicher, bald in östlicher Richtung fort, und kamen um 7 Uhr Morgens an den Fuß eines Berges, auf dem ein altes aus Steinen aufgeführtes Fort liegt; am Fuße des Berges ist eine tiefe, durch zwei Felsen gebildete Cisterne. Hier beginnt eine Ebene, welche sich sowohl von Osten nach Westen, als von Norden nach Süden über drei Lieues weit ausdehnt. Hier verließen wir die Richtung von Mareb, um uns südöstlich zu wenden und den Gebirgsbach von Dana zu erreichen, der an einigen Stellen Wasser hatte. Um 10 Uhr hielten wir in demselben unter dem Schatten einer Gruppe von Tamarisken, von welchem Baum sich von Strecke zu Strecke in dem Bett des Baches kleine Wälder finden. Ich bemerkte hier, so wie auch auf dem Rückweg, daß sich von Norden her kein Bach in den von Dana ergießt. Von Sana bis Mareb geht die Straße fast immer abwärts, ist aber sehr brauchbar und viel besser als die westliche, welche von Sana nach dem Tehama führt.

Wir brachten die Zeit der stärksten Hitze am Bach von Dana zu, und machten uns Nachmittags wieder auf, um uns nach dem Beduinenlager meines Führers Saleh Aefur zu begeben. Dieß Lager war noch zwei Meilen entfernt zwischen den Bergen Balak und Soad; es bestand aus fünf oder sechs verschiedenen Stämmen, die sich gegenseitig beschützten. Man zählte etwa 50 Zelte aus einem groben, von den Beduinen selbst fabricirten Wollenstoff; die Zelte waren aber mit elenden, kaum drei oder vier Fuß hohen Pfählen aufgeschlagen. Es fehlte hier an Wasser und die armen Beduinen mußten täglich ihren Vorrath in Fellen aus dem Bach von Dana, anderthalb Lieues weit, holen, wo sie auch ihre Heerden tränkten. Gleich nach der Ankunft im Lager führte mich Saleh Aefur als Gast in sein Zelt, brachte ein Gefäß mit frischer Butter herbei und rieb mir, nach der Sitte der Beduinen, die Füße bis zum halben Schenkel herauf damit ein; hierauf auch die Hände und Arme. Dieselbe Operation wurde dann auch mit Hasan Batasch vorgenommen. Bald sammelten sich um das Zelt, in welchem ich mich befand, alle männlichen Bewohner des Lagers, um das außerordentliche Wesen, das zu ihnen gekommen war, zu betrachten, während ihre Frauen und Töchter von fern zuschauten. Jeder ließ seinen Krug Kaffee bringen, um das Vergnügen zu haben, in Gesellschaft zu trinken. Mein Führer beeilte sich zum Zeichen des Friedens und der Sicherheit nach der Sitte ein Lamm zu opfern. Alle Mitglieder der Gesellschaft, welche den Beweggrund meiner Reise durchaus nicht begreifen konnten, fragten mich eifrigst darüber aus, und schlossen damit, nur Gott wisse, was das für ein Mensch sey und welche Absichten er haben könne. Der eine sagte: „seht, wie zierlich alles an ihm ist, bis auf die Sandalen, die er trägt!“ Der andere setzte in seiner Bewunderung hinzu: „das ist eine allzu zarte Person, als daß er sich den Anstrengungen der Wüste aussetzen sollte; er sollte bloß dazu da seyn, um von dem Diwan nach der Moschee zu gehen, gekleidet in ein schönes, weißes Hemd. Sollte dieß nicht der Mahdi *) seyn?“ — „Allerdings, sagte der andere, er ist augenscheinlich ein Vogel Gottes, einer der Vögel des Paradieses.“ Andere ältere Personen suchten mich auf alle Weise auszuforschen, um zu erfahren, ob ich nicht die Gabe hätte die verborgenen Schätze der Erde zu entdecken. Ich antwortete so gut wie möglich, und suchte jeder Frage auszuweichen, die mich hätte gefährden können. Wenn sie mein Land und mein Volk kennen wollten, so antwortete ich ganz einfach, ich sey aus dem Westen, wo sich die ihnen wohlbekannten Mogrebinen befänden. Die Neugierde dieser Beduinen stieg noch höher als ich auf ihre wiederholten Fragen, ob ich in meinem Vaterlande oder sonstwo Kinder hätte, die Antwort gab, daß ich nie verheurathet gewesen sey; jetzt nahmen sie mich für ein ganz außerordentliches vollkommenes Wesen.

Die Frauen dieser zeltbewohnenden Beduinen haben in ihrem Hauswesen stets das Gesicht bedeckt; erst während der Nacht, wenn sie sich zur Ruhe niederlegen, entschleiern sie sich. Sie tragen schleppende mit großen Aermeln versehene, schwarz gefärbte, baumwollene Hemden, einen Fetzen schwarzen Zeug um den Kopf und den Burgo, der mit Ausnahme der Augen ihr ganzes Gesicht bedeckt; selbst die Augen sind nicht frei, indem häufig die Haare ihnen darüber herunterfallen, was ihnen ein ganz abscheuliches Ansehen gibt. Nur die unverheuratheten Mädchen gehen mit offenem Gesicht, tragen nur um die Lenden einen sehr kurzen wollenen Rock und verhüllen den Busen mit Fellstreifen, auf denen eine Menge kleiner Muscheln befestigt sind. Die jüngsten noch unreifen Mädchen tragen einen solchen mit Muscheln besetzten Streifen um den Leib. (Schluß folgt.)

*) Ein zukünftiger Prophet, der in Arabien auftreten soll, und für den schon viele sich ausgegeben haben. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1845.

Skizzen aus Brasilien.

1. Rio Janeiro. — Alte und neue Geschichte.

(Schluß.)

Die eingebornen Brasilianer glaubten, man betrachte sie mit Mißtrauen und wurden widerspänstig unter einer Regierung, der man vorwarf, sie nähre fremde Interessen und eine fremde Partei. Gelegenheit, dieß Mißvergnügen kund zu geben, trat häufig ein, und diesen Kundgebungen trat man mit noch beleidigenderen Maaßregeln entgegen. Endlich nach fruchtlosen Anstrengungen, den in verschiedenen Provinzen aufstrebenden Geist der Rebellion zu unterdrücken, befand sich Don Pedro selbst in eben so peinlichen und demüthigenden Umständen, wie sie seinen Vater genöthigt hatten, sich nach Portugal zurückzuziehen. Die Opposition, welche lange im Verborgenen gebrütet hatte, trat endlich unverschleiert und rachsüchtig zu Tage. Die gleichgültigsten Handlungen des Kaisers wurden zu seinem Nachtheil verdreht und alle Unregelmäßigkeiten seines Privatlebens ans Tageslicht gezogen. Leute, denen er Wohlthaten erwiesen hatte, verließen ihn und halfen, als sie sahen, daß sein Stern im Sinken sey, die Niederträchtigkeit zu seinem Sturze beizutragen. Dieselbe Armee, die er mit ungeheuren Kosten ausgehoben, die er zum großen Nachtheil seiner Popularität beibehielt, und auf die er unglücklicher Weise mehr Vertrauen setzte als auf das Volk, verrieth ihn zuletzt auch.

Nach wiederholten Volksbewegungen, welche stets die Wirkung hatten, den Bruch zwischen der kaiserlichen Partei und den Patrioten zu erweitern, versammelte sich am 6 April 1831 der Pöbel von Rio auf dem Campo de Santa Anna, und fing an, die Entlassung des neuen Ministeriums und die Wiedereinsetzung einiger Personen zu fordern, welche an demselben Morgen entlassen worden waren. Als Don Pedro von dem Auflauf und seinem Zweck benachrichtigt worden war, erließ er eine von ihm selbst und dem bestehenden Ministerium unterzeichnete Proclamation, worin er versicherte, daß das Ministerium constitutionell sey und daß seine Mitglieder nach constitutionellen Grundsätzen handeln würden. Ein Friedensrichter wurde abgeschickt, um dieß dem Volke vorzulesen, er hatte aber kaum geendigt, als ihm die Urkunde aus den Händen gerissen und mit Füßen getreten wurde. Der Ruf nach Wiedereinsetzung des Cabinets wurde lauter, die Menge wuchs mit dem Augenblick und um 6 Uhr Abends wurden drei Friedensrichter mit der Forderung abgesandt, daß „das Ministerium, welches das Vertrauen des Volks habe," wieder eingesetzt werden solle. Der Kaiser hörte die Forderung an, aber schlug sie ab; „ich will alles für das Volk thun, aber nichts durch das Volk." Kaum wurde diese Antwort auf dem Campo vernommen, als sich aufrührerisches Geschrei hören ließ und die Truppen sich zu versammeln begannen, um gemeinsame Sache mit dem Volke zu machen. Abermalige Vorstellungen wurden dem Kaiser gemacht, jedoch ohne Erfolg; er erklärte lieber zu sterben, als sich dem Befehl eines Pöbelhaufens zu fügen, aber seine Festigkeit kam zu spät. Das sogenannte Kaisers-Bataillon, welches zu Boa Vista einquartirt war, stieß zu seinen Cameraden auf dem Campo, wo es um 11 Uhr Nachts ankam. Selbst die kaiserliche Ehrenwache, welche nach dem Palast entboten worden war, folgte, und der bereits zusammengerottete Pöbel fing an aus den benachbarten Casernen sich mit Waffen zu versehen. Die portugiesische Partei, welche sich geächtet und verlassen sah, wagte sich nicht einmal auf die Straße; der Kaiser soll in diesen schlimmen Augenblicken eine Würde und eine Großartigkeit der Gesinnung entfaltet haben, die er in den Tagen seines Glückes nicht kannte. Auf der einen Seite weinte die Kaiserin bitterlich und befürchtete das Schlimmste, auf der andern Seite drangen Abgeordnete von dem vereinigten Soldaten- und Pöbelhaufen auf eine entscheidende Antwort. Verlassen, erschöpft, gereizt über alle Maaßen mußte er endlich den Umständen nachgeben. Um zwei Uhr Morgens setzte er sich, ohne jemand um Rath zu fragen oder auch nur einen der Minister von seinem Entschluß zu benachrichtigen, nieder und schrieb seine Entsagungsacte in folgenden Worten: „Nach dem mir durch die Constitution zustehenden Rechte erkläre ich, daß ich freiwillig abgedankt habe zu Gunsten meines vielgeliebten und werthgeschätzten Sohnes Don Pedro de Alcantara. Boa Vista,

7 April 1831, im zehnten Jahre der Unabhängigkeit des Reichs." Dann stand er auf, wandte sich an einen der Boten vom Campo und sagte: „hier ist meine Entsagung; möget ihr glücklich seyn; ich ziehe mich nach Europa zurück und verlasse das Land, welches ich so sehr geliebt habe und noch immer liebe." Thränen erstickten seine Stimme und er zog sich eilig in ein anstoßendes Zimmer zurück, wo die Kaiserin und die Botschafter von Frankreich und England sich befanden. Er entließ hierauf alle seine Minister bis auf Einen, und in einem Decret, das er vom 6 April datirte, ernannte er Joze Bonifazio de Andrada zum Vormünder seiner Kinder.

Es ist ein auffallender Beweis von der Undankbarkeit, womit er in der Stunde des Unglücks behandelt wurde, daß er von allen denen, welchen er Titel und Reichthümer ertheilt, sich hinwegwenden mußte zu dem alten, kranken Mann, den er in früherer Zeit verstoßen und grausam beleidigt hatte. Endlich nachdem er seine Hausangelegenheiten besorgt hatte, schiffte er sich auf dem englischen Kriegsschiff Warspite ein, begleitet von der Kaiserin und seiner ältesten Tochter, der jetzigen Königin von Portugal. Von diesem Augenblick an setzte er keinen Fuß mehr auf den Boden Brasiliens; sein Abdankungsdecret wurde im Campo de Santa Anna mit Freudenbezeugungen und Vivas für Don Pedro II empfangen.

Früh an demselben Morgen versammelten sich alle in der Hauptstadt anwesenden Deputirten und Senatoren zugleich mit den Exministern im Senatspalast, und ernannten eine provisorische Regierung, bestehend aus Vergueiro, Fr. de Lima und dem Marquis de Caravellas, welche bis zur Einsetzung der permanenten Regentschaft, wie die Constitution sie vorschreibt, die Verwaltung leiten sollten. Der Sohn, zu Gunsten dessen diese Abdankung geschah, war noch nicht sechs Jahre alt, nichtsdestoweniger wurde er im Triumph nach der Stadt getragen und seine Ausrufung als Kaiser mit allem erdenklichen Enthusiasmus gefeiert. Der 9 April wurde als der erste Hoftag Don Pedro's II angesetzt, während der Exkaiser noch im Hafen sich befand. In der kaiserlichen Capelle wurde ein Tedeum gesungen, die Truppen marschirten auf, und eine ungeheure Menschenmenge, welche Blätter des „Arvore nacional" als Zeichen ihrer Loyalität trug, füllte die Straßen.

Am 17 Junius schritt die Assemblea Geral zur Wahl einer permanenten Regentschaft, welche aus den HH. Lima, Costa Carvalho und Joao Braulio Muniz bestand. Der Rest der Session verfloß unter sehr heftigen Debatten über eine constitutionelle Reform. Senhor Ant. C. de Andrada präsidirte in der Deputirtenkammer, Joze Bonifacio, den der Kaiser zum Vormünder seiner Kinder ernannt hatte, wurde von der Assamblea aufs neue dazu ernannt, da die vorhergehende Ernennung für ungültig erklärt worden war. Er erklärte sein Amt ohne alle Entschädigung verwalten zu wollen, entging aber doch nicht der Verdächtigung, denn der Justizminister denuncirte ihn in einem öffentlichen Bericht, als sey er Schuld an einigen Ruhestörungen, welche das Militär erregt hatte, die aber schnell durch Anwendung von Nationalgarde unterdrückt worden waren. Der Bericht des Ausschusses der Camara dos Deputados verlangte seine Entlassung ohne ihn auch nur zu hören, aber der Senat weigerte sich, und so schlug der Plan, Andrada zu entfernen, fehl. Die Regenten schickten der Assemblea Geral ihre Entlassung ein, aber eine Deputation der Deputirtenkammer bat sie im Amte zu bleiben. Sie willigten ein, ernannten aber sogleich ein neues Ministerium. Nichtsdestoweniger konnte sich Jose Bonifacio nicht lange halten, denn noch im December desselben Jahrs wurde seine Entlassung ausgesprochen und der Marquis von Itanhaen von der Regentschaft an seiner Stelle ernannt.

Das Jahr 1834 brachte bedeutende Veränderungen in der Constitution des Reiches mit sich. Eine derselben erschuf jährliche Versammlungen in den Provinzen statt den bisher üblichen Generalräthen; die Mitglieder der Provincialversammlungen sollten alle zwei Jahre gewählt werden. Ein anderes Decret schaffte die dreifache Regentschaft ab, und ersetzte sie durch einen einzigen, der alle vier Jahre neu gewählt werden sollte. Das Triumvirat hatte freilich seit geraumer Zeit schon factisch aufgehört, indem Braulio längere Zeit kränkelte und endlich starb, Carvalho aber lange abwesend blieb, so daß Francisco de Lima allein die Gewalt hatte. Als die Erwählung eines Regenten stattfand, verschob der Senat längere Zeit die Apuraçao oder Stimmenzählung unter dem Vorwand, daß noch nicht alle angekommen seyen. Auch verlangte er, daß die Camara dos Deputados zur Wahl eines Regenten nach dem alten System an die Stelle von Braulio sich ihm anschließen solle. Dieser scandalöse hinterlistige Vorschlag ging durch unter der Bedingung, daß der Senat sich dahin entscheide, daß die Stimmenzählung durchaus unthunlich sey. Der Senat scheute vor dieser gefährlichen Verantwortlichkeit zurück, und willigte ein sich mit der Deputirtenkammer zu einem Scrutinium zu vereinigen. Diogo Antonio Feijo von San Paulo ward mit einer Majorität von 575 Stimmen gewählt gegen seinen Nebenbuhler Hollanda Cavalcanti. Feijo, obwohl ein Priester, hatte seit vielen Jahren die politische Laufbahn betreten, und war erst zwei Jahre zuvor zum Senator erwählt worden. Einer der letzten Acte der vorigen Verwaltung war gewesen, ihn zum Bischof von Mariana zu ernennen, einer Diöcese, welche die reiche Provinz Minas in sich schloß. Feijo wurde am 12 Oct. 1835 zum alleinigen Regenten eingesetzt, und erließ am 24sten eine sehr verständige Proclamation ans brasilianische Volk, worin er die Grundsätze auseinandersetzte, die er bei seiner Verwaltung befolgen wolle.

Als die aufregende Frage der Regentschaft abgemacht war, wurde der Stand der Angelegenheit etwas fester. Im Jahre 1836 schlug die Regierung mehrere Maaßregeln vor, unter andern die Verwendung der mährischen Brüder als Missionäre unter den Indianern. Diese Maaßregel so wie jede andere, welche von dieser Verwaltung ausging, wurde mit der größten Bitterkeit von Vasconcellos bekämpft, einem alten Politiker von großer Gewandtheit, aber von zweifelhaften Grundsätzen und schlechten Sitten. Trotz aller Gewandtheit und alles Einflusses von Vasconcellos wurde die Hauptmaaßregel der Verwaltung durchgesetzt, nämlich ein Anleihen von

2000 Contos de Reis zur Unterstützung des Staatsschatzes. Offene, heftige Aufstände waren damals in Rio grande do Sul und in Para im Gange, ihr Einfluß aber wurde kaum gefühlt in der Hauptstadt, wo alles seinen ruhigen Fortgang hatte. Die Assemblea Geral beeilte sich nicht diese Ausbrüche zu unterdrücken, und als sie sich vertagen wollte, verlängerte Feijo die Session um einen Monat, „damit die Mitglieder ihre Pflicht thun möchten." Bewegungen für Aufhebung der Regentschaft und Einsetzung des jungen Kaisers hatten bereits begonnen, traten aber erst unter günstigern Umständen stärker hervor.

Feijo's Verwaltung konnte nicht wohl populär seyn. Sein Charakter hatte etwas von römischer Strenge: wenn er einmal eine Bahn sich vorgezeichnet hatte, so folgte er ihr troz alles Widerstandes; er selbst war aller Ostentation abgeneigt und sah sie auch nicht gern an andern; er übte weder selbst die gewöhnliche Künste, um dem Volkswillen zu schmeicheln, noch duldete er sie an andern; er wechselte manchmal seine Minister, doch selten einen seiner Rathgeber. Endlich aber fand er sich zwischen dem Aufstand in Rio Grande und der factiosen Opposition, welche seine Maaßregeln zu dessen Unterdrückung hemmte, so in der Klemme, daß er beschloß von seinem Amte abzutreten. Am 17 Sept. 1837 legte er die Regentschaft nieder und die Opposition kam zur Gewalt. Pedro Araujo Lima, damals Minister, übernahm die Regentschaft in Kraft eines Artikels der Constitution, obgleich Vasconcellos der bedeutendste Mann in der neuen Ordnung der Dinge war. Keine Bewegung fand statt, denn die Nothwendigkeit der Eintracht drängte sich zu sehr auf. Eine neue Politik ward gegen den jungen Kaiser beobachtet: Feijo war zurückhaltend und kalt gegen ihn gewesen, jetzt überbot man sich in Aufmerksamkeit; man führte ihn mehr bei öffentlichen Gelegenheiten zur Schau umher, und die Neigungen des Volks, welche dem Pomp und Ceremoniell der Monarchie in ausnehmendem Grade zugewendet sind, wurden in vollem Maaße befriedigt. Im October 1838 wurden die Stimmen für die neue Regentenwahl gezählt und Lima als Regent eingesetzt; seine Amtsdauer sollte mit der Minorität des Kaisers endigen.

Ob der Regent selbst ein solches Ergebniß erwartete oder nicht, genug, es zeigte sich bald, daß die Würde seines Amtes durch die neuen Ehrenbezeugungen, mit denen man den jungen Monarchen umgab, ganz in den Schatten gestellt wurde. Um diese Zeit wurden die fremden Gesandten eingeladen, Se. Majestät während ihres jährlichen Aufenthaltes auf dem kaiserlichen Landgute Santa Cruz, etwa zwanzig Stunden südwestlich von der Hauptstadt, zu besuchen, und der französische und österreichische Minister machten auch diesen Ausflug. Hier ist zu bemerken, daß die häufigen Ministerwechsel die diplomatischen Verhältnisse Brasiliens bisher vielfach gestört hatten, da die Verhandlungen öfters unterbrochen und dadurch ihre Reclamationen hintangesetzt wurden. Allmählich aber nahmen sowohl die innern als äußern Angelegenheiten einen stetigern Gang an, und im Ganzen genommen ist es kein Zweifel, daß die Regentschaft eine Wohlthat für Portugal war. Während ihrer ganzen Dauer hatte das Reich mit großen financiellen Schwierigkeiten zu kämpfen, so wie mit dem furchtbaren Aufstand in Rio Grande do Sul, gelegentliche Ausbrüche in andern Provinzen ungerechnet; nichtsdestoweniger war Entwicklung der Kräfte des Landes an der Tagesordnung, und auch wirklich in mehrfacher Hinsicht gefördert.

Der Verfasser dieser Skizzen kam um die Zeit, wo Feijo die Regentschaft niederlegte, nach Rio de Janeiro, und aus dieser Zeit datiren also seine Schilderungen als Augenzeuge.

Ein rotatorischer Sturm in der Nordsee.

Die deutschen Blätter melden, daß am 20 und 21 ein furchtbarer Nordweststurm in der Nordsee gewüthet habe, das John o'Groat Journal gibt aber nur zwei Tage früher Nachricht von einem der wüthendsten Oststürme, deren man sich um diese Jahreszeit erinnern könne. Ein heftiger Regen, welcher alle Gewässer des Landes schwellte, ging dem Sturm voran, welcher in der Bay von Wick das Meer von Osten her so stark hineintrieb, wie sich dessen die ältesten Leute nicht entsinnen. Der Seeschaum ward tief hinein über ganze Felder hin auf eine unglaubliche Strecke verbreitet, daß eine Menge Korn zu Grunde gerichtet wurde. Auch im Innern des Landes wüthete der Sturm mit gleicher Heftigkeit und richtete großen Schaden an. Die größten Klippfische und Fleeten lagen in bedeutender Entfernung von der Hochwassermark todt in den Feldern. Am 18 ließ der Sturm nach und am 19 war schönes Wetter, aber am Montag den 20 begann der Sturm aufs neue.

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Nach dem Abendessen, das unter eine Menge Gäste ausgetheilt wurde, fragte man mich, ob ich trinken wolle, da aber das Wasser selten war, so bot man mir einen großen Topf Kámelmilch, während einige Greise mit weißem Bart beim Schein der Flamme die Knochen des Lammes, das uns zum Mahl gedient hatte, untersuchten. Mir fiel zuerst bei, sie suchten in das Geheimniß einzudringen, das schon seit mehreren Stunden ihre Neugier reizte, aber dieß war keineswegs der Fall. Nach vielen Vermuthungen glaubten sie an den Knochen zu erkennen, daß gegenwärtig in einem der benachbarten Stämme Blut vergossen werde.

Am folgenden Tage, den 17 Julius, begab sich mein Führer Saleh Asfur mit einem seiner Freunde nach Mareb, um den Scherif Abderrahman von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und ihn um seine Bewilligung zum Eintritt in sein Gebiet zu bitten. Dieser Fürst der kleinen Stadt Mareb machte nicht die geringste Schwierigkeit, sey es nun aus Neugier, ein so außerordentliches Wesen wie mich bei sich zu sehen, oder um die kleinen Geschenke zu erhalten, die ich auf Anrathen meines Führers von Sana mitgenommen hatte. Saleh Asfur kehrte noch am Abend von Mareb zurück, und war herzlich froh, sich meiner bald möglichst entledigen zu können, da er bei unserer Ankunft im Lager erfahren hatte, daß in wenigen Tagen aufgebrochen werden solle, um neue Weiden zu suchen, wie dieß immer geschieht, wenn die Weiden um den Ort her, wo man das Lager aufgeschlagen hat, erschöpft sind. Da der Weg über den Damm nach Mareb sehr gefährlich war, so

mußte ich vier Beduinen verschiedener Stämme in Sold nehmen, außer meinem Führer, um mich sicher nach Mareb zu geleiten, obgleich ich nach meiner Uebereinkunft mit Saleh Aßfur mich auf der ganzen Reise um nichts hätte sollen kümmern dürfen.

Am folgenden Tage, den 18 Julius, verließen wir am Morgen das Lager, kehrten etwas nach Westen zurück, um von da aus zwischen den beiden Balakbergen, welche ehemals den Schluß des Dammes bildeten, nach Osten zu wandern. Als ich gerade zur Zeit der größten Hitze an dem Damm ankam, erblickte ich zu meiner großen Freude alte Bauten in einem Lande, das bis jezt noch kein europäischer Fuß betreten oder von wo, wenn er ihn auch betrat, keiner noch zurückkam. Ich erkletterte sogleich das rechte Ufer des Baches, kam alsbald zwischen zwei alte wohlerhaltene Bauten und fand eine auf dem Felsen ausgehauene Inschrift, die ich alsbald copirte, so wie mehrere andere in der Nähe. Nachdem dieß geschehen war, kehrte ich zu meinen Gefährten zurück, die sich inzwischen unter Bäumen gelagert hatten, um ihnen anzuzeigen, daß ich jezt das andere Ende des Dammes besuchen wolle. Sie versuchten mich zurückzuhalten, aber umsonst; ich verließ sie um die Entfernung zwischen beiden Bergen zu messen, und als ich am entgegengesetzten Rande angekommen war, berechnete ich nach den noch übrigen Resten die Dicke, die der Damm gehabt haben konnte. Ich schritt auf dem Kamm eines alten Dammrestes fort und fand am Ende desselben wohlerhaltene alte Gebäude; unterhalb eines derselben stand ein beinahe viereckiger, etwa zwei Fuß hoher Stein, mit einer Sculptur, aber ohne Inschrift. Ich suchte eilig eine Skizze davon zu machen, um wenigstens einen Begriff geben zu können, was es sey; dann copirte ich alle Inschriften, die ich entdeckte und maß einige Gegenstände. Ich war mit den Inschriften noch nicht fertig, als Saleh Aßfur ankam; er schrie mir zu, schimpfte ziemlich grob, schlug mit dem Gewehr auf mich an und drohte zu schießen, weil ich mich so allein bloßstelle. Gut! gut! rief ich, er wurde aber, da ich noch keine Anstalt zum Gehen machte, immer drohender.

Man wollte mir augenscheinlich nicht Zeit lassen, alle Maaße und Verhältnisse der verschiedenen Bauten zu nehmen, und meine Nachforschungen in die Umgebungen fortzusetzen, wo ich ohne Zweifel interessante Dinge finden könnte. Im Augenblick, wo Saleh Aßfur auf der Höhe eines der Gebäude erschien, hörte ich ihn mit zwei Beduinen vom Stamm Abidah reden, welche damals nur zwei Schritte von mir sich befanden, ohne daß ich es gemerkt hatte, so sehr war ich in meine Arbeit vertieft, und wäre nicht in diesem Augenblick Saleh Aßfur herbeigekommen, so konnte ich ermordet werden. Ich sah mich also genöthigt alles aufzugeben, um Saleh Aßfur zu folgen, und zu unsern andern Gefährten, die uns erwarteten, zu stoßen. Als ich unter den Bäumen ankam, sah ich nicht mehr deutlich, und alles drehte sich um mich, wie in der Trunkenheit. Dieß ist nicht zu verwundern, da ich mehrere Stunden in der glühenden Sonne zugebracht hatte.

Nach unserem Mittagsmahl, woran vier Beduinen vom Stamm Abidah Theil nahmen, nicht um uns zu plündern, da wir von einem Mitglied ihres Stammes beschützt waren, sondern um Neuigkeiten zu erfahren, setzten wir uns in Marsch nach Mareb, welches nur noch eine Stunde entfernt war. Unterwegs spotteten mich meine Reisegefährten unaufhörlich aus, überzeugt, daß ich ihre Sprache nicht verstünde. „Was werden, sagten sie, die Einwohner von Mareb von uns denken, wenn sie uns mit einem solchen Menschen kommen sehen?“ Ich antwortete ihnen ziemlich derb, aber sie stellten sich als verstünden sie mich nicht. Endlich als wir am zerstörten Thor des alten Saba ankamen, entdeckte ich links eine Inschrift; ich wollte von meinem Kamel heruntersteigen, um sie zu copiren, aber meine Gefährten lachten, behandelten mich als Narren und hinderten mich meine Absicht auszuführen. Bald kamen wir an der Mauer des modernen Dorfes Mareb an; alle Einwohner erwarteten uns außerhalb ihrer Häuser, selbst die Weiber befanden sich auf den Terrassen ihrer Dächer, um ein so seltsames Geschöpf ankommen zu sehen. Einer meiner Begleitung, ein Abidah-Beduine, lief voran und schrie dem Volk von Mareb zu: „Wir bringen euch den Mahdi!“ und das Volk stieß insgesammt ein großes Geschrei aus. Jeder kam, wollte mich als Scherif begrüßen und mir die Hand reichen, aber ich hütete mich wohl einen solchen Titel anzunehmen, um mich nicht später zu compromittiren; deßhalb beeilte ich mich ihnen zu erklären, daß ich kein Scherif sey, eine Vorsicht, welche der erste europäische Reisende, der in diese Gegenden kam, nicht übte, was vielleicht, wenn auch nicht hier, doch auf seiner Rückkehr in Hadramaut Ursache seines Todes würde.

Vor zehn oder zwölf Jahren, so erzählten mir später mehrere Einwohner von Mareb, kam ein Mann nach Mareb so weiß wie ich, von mittlerer Größe und starkem Körperbau, der sich einen Scherif aus Magreb (dem westlichen Afrika) nannte. Er war aus Hadramaut gekommen und hatte, so wie ich, alle Inschriften, die er auffinden konnte, abgeschrieben. Eines Tages erhielt er, — man weiß nicht woher, und glaubte deßhalb die Geister hätten ihn in der Nacht gebracht, — einen Brief und brach beim Lesen desselben in Gegenwart des Kadi bei dem er wohnte, in Thränen aus. Der Kadi, über eine solche Empfindsamkeit betroffen, fragte ihn um den Grund derselben, und der Fremde antwortete, er habe einen Brief erhalten, der ihm den Tod seines Bruders melde, weßhalb er sogleich zurückkehren müsse. Er bat zugleich den Kadi sich am andern Morgen nach den Säulen von Bilkis zu begeben und dort zu nehmen, was er auf dem großen umgestürzten Stein mit einer beschädigten Inschrift finden würde. Während der Nacht verschwand der Reisende ohne Führer und ohne Begleiter und schlug, wie man am Abdruck seiner Füße im Boden beurtheilen konnte, den Weg nach Hadramaut ein, woher er gekommen war.

Am andern Morgen begab sich der Kadi an den bezeichneten Ort und fand auf dem Stein eilf Goldmünzen, die später zu Sana jede um 2½ österreichische Piaster (Fulliat — Zecchinen?) verkauft wurden. Die Leute von Mareb geben noch jezt den vom Kadi gefundenen Goldmünzen den Namen Fulliat. Nach diesem Vorfall hatten die Bewohner von Mareb nicht den mindesten Zweifel, daß der Fremde ein heiliger Mann gewesen sey, der eine außerordentliche Wissenschaft, die Wissenschaft des Namens besaß, d. h. des unaussprechlichen Namens, in Kraft dessen Salomo alle seine Wunder wirkte, und welche ihm die Gewalt gab, die in der Erde verborgenen Schätze zu entdecken. Was diese Ansicht der Einwohner über die Macht des Fremden noch erhöhte, war das Geständniß des Kadi, daß der Fremde den Koran in einem ausgezeichneten Grade verstanden und gekannt habe, so wie viele andere ihm selbst unbekannte Wissenschaften.

Als ich nach meiner Abreise aus Mareb längere Zeit mich zu Aden aufhielt, hatte ich Gelegenheit mich öfters mit Hrn. v. Wrede zu unterhalten, der aus Hadramaut zurückkehrte, und mir erzählte, er habe im Wadi Doan von einem weißen Mann sprechen hören, von dem man ihm ungefähr dieselbe Schilderung machte, wie mir zu Mareb, und welcher in der von mir angedeuteten Zeit das ganze Hadramaut durchreist habe, aber nicht wieder herausgekommen sey, indem er auf den Verdacht hin, daß er Geld bei sich habe, ermordet worden sey.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1845.

Nordamerikanische Skizzen.

(Fr. Gerstäcker.)

Wandernde Krämer.

In den Vereinigten Staaten, wo die Farmer und Pflanzer nicht, wie in Europa, in Dörfern und Marktflecken zusammen, sondern vereinzelt auf ihrem eigenen Lande und von diesem umgeben wohnen, ist natürlich der Handel und Verkehr zwischen den verschiedenen, isolirt liegenden und oft meilenweit von einander getrennten Besitzungen, wenn auch nicht gehindert, doch sehr erschwert, und feststehende Kaufläden könnten nur denen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit gereichen, deren Ansiedlung sich gerade in ihrer Nähe befänden.

Da nun aber der Farmer nicht gern sein Land verläßt, an das ihn dringende Arbeiten fesseln, um irgend einen kleinen unbedeutenden Gegenstand, den er vielleicht auch entbehren kann, einzukaufen, und sich lieber einmal eine Zeitlang ohne solche Gegenstände behilft, die er sich, wenn er sie eben bei der Hand hätte, wirklich anschaffen würde, so fanden es die Handelsleute bald für nöthig, anstatt auf seinen Besuch zu warten, ihn selbst aufzusuchen, und durchzogen nun entweder in eigener Person mit ihren Waarenpäcken das Land oder schickten ihre Leute aus, während sie dem Laden zu Hause vorstanden.

Vorzüglich fanden die Deutschen an dieser Beschäftigung Geschmack, besonders unter diesen die Israeliten (denn von all den wandernden Krämern in ganz Amerika sind kaum ein Zwanzigstel Christen) und von New-York und New-Orleans, später von Cincinnati aus durchstreiften sie mit unermüdlicher Ausdauer jeden Winkel der Union.

Der Handel ist das Lebensprincip der Israeliten, davon liefert Amerika den unläugbaren Beweis; dort wird ihnen keine Schranke gesteckt, in der sie sich bewegen müssen; dort sind sie durch Vorurtheile oder Gesetze an keine Beschäftigung, an kein Gewerbe gebunden, sie stehen mit der ganzen übrigen Bevölkerung auf Einer Stufe, was sie aber auch im Vaterlande getrieben haben mögen, welches Handwerk, welche Kunst, es bleibt sich gleich; in Amerika, wo sie wählen dürfen, greifen sie nach dem Handel und werden mit sehr wenigen Ausnahmen Kaufleute, oder geht das nicht, Krämer und Hausirer, wie man sie dort nennt, „Pedlars." Zwar ist ein kleiner Theil dieser Pedlar, wie schon gesagt, Christen, ein anderer besteht aus Amerikanern, doch dieser sind so wenige und sie verlieren sich so sehr unter der Masse, daß sie kaum einer Erwähnung verdienen.

In einem der Seehäfen angekommen, besteht ihre Baarschaft (denn wir haben es hier mit den wandernden Krämern, also der ärmern Classe zu thun) gewöhnlich noch aus wenigen Dollars, mit denen sie denn auch nicht säumen, ohne weitern Zeitverlust ein „Geschäft zu beginnen." Ein schmaler Korb (zum Umhängen) wird vor allen Dingen angeschafft, dahinein ein kleiner Vorrath von etwas Brod und Zwirn, einige Kämme und Zahnbürsten, Hosenträger und Zahnstocher, wunderbar schimmernde Hemdknöpfchen und Näh- und Stecknadeln und andere derartige Sachen gekauft, und der Weg zu ihrem Glück ist gebahnt.

Noch versteht der angehende Kaufmann keine Sylbe von der Sprache des Landes, das er jetzt zu seiner Heimath gemacht hat, yes und no und noch ein paar kleine Hülfswörter, wie very cheap (sehr billig) und very good (sehr gut) ausgenommen, mit einer liebenswürdigen Dreistigkeit aber sucht er vorzüglich die amerikanischen Häuser auf (denn die Deutschen selbst sind schlechte Kunden), und knüpft hier mit der Hülfe von solch barbarischen Wörtern und lebensgefährlichen Gesticulationen ein Gespräch an, daß die Leute, wenn sie nicht den ohne alles weitere Eintretenden beim ersten Anlauf aus der Thüre werfen, sehr häufig geneigt sind eine Kleinigkeit zu kaufen, die sie natürlich im Leben nicht benutzen können, bloß um das Mienen- und Gebärdenspiel wie die außerordentliche Unterhaltung des „jungen Amerikaners" eine kurze Zeit zu genießen.

Das dauert aber nur wenige Monate; in fast unglaublich kurzer Zeit lernt der Pedlar die Landessprache wenigstens so weit, daß er sich verständlich ausdrücken kann, und nun beginnt das eigentliche Leben desselben. Wie der Schmetterling aus der Puppe, so kriecht er mit seinem mächtigen Packen

und einem tüchtigen Wanderstab versehen aus den Straßen der engen Stadt hervor und flattert, wenn man überhaupt mit einem Waarenballen von einigen 60 Pfund auf den Schultern flattern kann, hinaus ins Weite, den fernwohnenden Farmern das an Herrlichkeiten zuzutragen, was er entweder auf Auctionen mit baarem Gelde eingekauft, oder von bekannten Kaufleuten auf Credit erhalten hat.

In dem Staat, in welchem er Handel treibt, muß er freilich eine bestimmte Taxe, sogenannte Licence entrichten, weiter ist er aber auch in nichts gebunden, und kann an Waaren ausbieten was ihm nur immer und wo es ihm beliebt; deßhalb haben sie sich auch über die ganzen östlichen, südlichen und mittlern Staaten ausgebreitet, und nur die ganz westlich liegenden größtentheils den Amerikanern überlassen, da dort die Gegend noch zu unbebaut ist und ihnen der Anblick von wilden Thieren, die, wenn auch einzeln, doch dann und wann umherstreifen, keineswegs zu behagen scheint.

Natürlich wählt sich der Pedlar stets den Strich Landes, auf welchem die meisten Ansiedlungen liegen und der noch am wenigsten von seinen Collegen heimgesucht ist, dort geht er dann von Farm zu Farm und frägt, ob die Inwohnenden etwas von Waaren nöthig haben. Gewöhnlich lautet die Antwort „nein.“ Da aber der Mann selten zu Hause ist und die Frauen stets — gerne sehen möchten, was der Krämer denn eigentlich in dem großen, schweren Packen für Kostbarkeiten verborgen trägt, so erhalt dieser leicht die Erlaubniß seinen Ballen zu öffnen und seine Waaren auszubreiten. Erhält er die übrigens auch nicht, so bleibt sich das im Grunde dennoch gleich, denn öffnen thut er ihn doch, und seine Sachen zeigt er auch vor, ehe er geht, Stück für Stück, ob er nun freundliche oder mürrische Zuschauer um sich sieht.

Das Ausbreiten der Waaren in einsamer, den Städten fernliegender Hütte, hat aber seinen doppelten Nutzen; erstlich sehen die Bewohner derselben so viele Sachen, welche sie gut gebrauchen können, ja deren sie wohl gar nothwendig bedürfen, vor sich und werden dadurch an manche Kleinigkeit erinnert, die sie sonst vergessen hätten, und dann gewinnt auch die Waare selbst, in der unscheinbaren niedern Hütte, auf dem rohen Holztisch, in der ganzen hausbackenen Umgebung zur Schau gestellt, ein ganz anderes Ansehen. Wie verführerisch glänzen die schildpattähnlich gemalten Hornkämme von dem schlauen Krämer gegen den dunkeln Scheitel des neben ihm stehenden erröthenden Mägdleins gehalten, wie feenhaft zauberisch glitzern die mächtig großen Vorstecknadeln und Ohrgehänge auf den sauber gebürsteten, schwarzen sammtmanchesternen Kissen und die goldenen Ringe mit den Brillanten und Rubinen auf der schwarzen Rolle aufgereiht wie Bretzeln am Fenster eines Bäckerladens; welche kaum geahnte Pracht eröffnet sich nicht in den jetzt aufgeschlagenen Stücken Kattun, dessen wunderliche Muster, mit den blitzähnlichen Zickzacks und unzähligen Monden und Sternen selbst der ältern Farmersfrau ein lautes „Ach“ der Bewunderung entlocken, und dann erst gar die seidenen Halstücher und Bänder, die Perlmutterknöpfe und Haarnadeln mit den kleinen farbigen Glaskugeln oben drauf, die Haarschleifen und Armbänder, die Ketten und feuerstrahlenden Ohrringe, das alles muß in einem solchen Blockhaus, mitten im Walde gesehen werden, um ganz den, wenigstens für den Verkäufer wünschenswerthen und günstigen Eindruck hervorzubringen.

Der Pedlar läßt seine Waaren gewöhnlich nur für baar Geld aus den Händen, kennt er aber seine Leute oder sieht er an der ganzen Umgebung, daß er gerade nicht viel zu fürchten hat, so creditirt er wenigstens einen Theil derselben, was ihm zu gleicher Zeit Entschuldigung für einen zweiten Besuch gewährt. Ein anderes ist es mit den „Jewelry pedlars“ oder denen, die nur goldene Schmuckwaaren, einige Taschenuhren und silberne Löffel führen. Diese geben nie Credit, weil sie aus sehr vernünftigen Gründen nie ein und denselben Ort zweimal besuchen: sie trauen dem Frieden nicht recht und sind selten geneigt dem Mann wieder unter die Augen zu treten, dem sie früher von ihren Waaren verkauft haben.

Der größte Betrug wird in dieser Hinsicht mit den Argentan-Löffeln getrieben, die in den Städten unter dem Namen german silver oder deutsches Silber bekannt sind und wo, besonders in Ohio, den leichtgläubigen Farmern unter dem Vorwande, daß deutsches Silber nur eine andere Art, aber sonst ebenso gut sey, das Dutzend Eßlöffel zu 18 und 20 Dollars verkauft wurde. Hätten die Gesetze in diesen Fällen wirklich einschreiten wollen, so würden sie nichts haben ausrichten können, denn die Waare war unter dem rechten Namen, „deutsches Silber,“ wenn auch zu einem übermäßigen Preise, verkauft, die Landleute selbst aber, welche mit der Zeit, obgleich erst durch Schaden, klug wurden, schwuren nachher freilich dem Pedlar, sobald er sich wieder blicken lassen würde, furchtbare Strafe zu. Dieser jedoch trieb dann schon in einem anderen Staat, entweder weiter westlich oder südlich, wer konnte sagen wohin er gezogen, sein Wesen, und nur weniger Jahre bedurfte es, so hatte sich der arme Packträger ein Pferd oder gar einen kleinen Wagen angeschafft, auf dem er jetzt seine Waaren, in bedeutend größerer und besserer Auswahl, durch das Land fuhr. Louisiana besonders wimmelt von diesen Leuten und es kommt dort vor, daß mehrere derselben zusammenlegen und sich ein Pferd gemeinschaftlich kaufen, um ihren Waarenballen fortzuschaffen; das arme Thier ist aber dann wahrlich zu bedauern, denn erstens muß es die sicherlich übermäßige Last, und gewöhnlich auch noch abwechselnd einen der hoffnungsvollen Jünger Mercurs schleppen, und nicht selten geschieht es dann, daß solch ein gequältes Geschöpf zusammenbricht und nicht weiter kann.

In Louisiana besteht der Hauptnutzen der Pedlars in dem Verkehr mit den Negern und besonders den Negerinnen, welche, da sie die Plantagen nicht verlassen dürfen, für alles das was sie gebrauchen, einzig und allein auf diese wandernden Krämer angewiesen sind. Den jungen Mulattinnen und Mestizen fehlt es dabei nie an Geld, besonders wenn sie schön sind, und sie wissen den „Minnesold“ natürlich auf keine andere Art zu verwenden, als daß sie Putz und Kleider dafür einkaufen, die ihnen von den geschäftigen Deutschen in reicher

Auswahl zugeführt werden. Grellrothe Tücher, Glasperlen, auffallend bunte Kattune und alle Arten von Schmuck finden hier einen ausgezeichneten Markt, und der Nutzen an diesen Gegenständen, die spottbillig auf den Auctionen in New-Orleans eingekauft werden, ist bedeutend. Am meisten verdienen diese Leute aber mit dem verbotenen Handel, wie das fast stets der Fall ist.

Den Negern dürfen sie nämlich keinen Whiskey verkaufen, wie überhaupt kein Kaufmann in den Sklavenstaaten, und die Strafen, welche für Uebertretung dieses Gesetzes bestimmt sind, werden sehr streng beobachtet; der Krämer weiß aber der Gefahr entdeckt zu werden sehr gut zu entgehen; Verrath ist von den Negern selbst nicht zu befürchten und eine mittlere, doppelte Wand im Wagen birgt den geheimen Schatz, aus dem sie heimlich die Flaschen der durstigen Sklaven füllen.

Viel bedeutendere Geschäfte machen übrigens in diesem Artikel die großen Flat- und Kielboote, welche für den heimlich ausgeschenkten Whiskey, wenn sie einmal eine kurze Zeit am Ufer anlegen, Landesproducte annehmen, als Hühner, Ferkel, Truthühner, Mais und was die Sklaven sonst selber ziehen oder in der Geschwindigkeit stehlen können, welche Gegenstände der wandernde Krämer freilich nicht im Handel annehmen kann, da er keinen Ort hat an dem es möglich wäre, diese Sachen zu verbergen, auch bliebe ihm im Fall es entdeckt würde, kein Weg zur Flucht offen, während die Bootsleute weiter nichts zu thun haben, als ihr Tau loszubinden, wo sie in wenigen Stunden mit dem Strome hinabtreibend unter der Masse ähnlicher Fahrzeuge verschwinden und vielleicht zehn Meilen weiter unten denselben Handel aufs neue beginnen.

Wunderbar ist es übrigens in der That, wie diese Pedlars, besonders in einigen Staaten noch, ihren Lebensunterhalt verdienen können, denn z. B. Louisiana, Ohio, Pennsylvanien und selbst Kentucky sind mit ihnen ordentlich überschwemmt; die Amerikaner kennen sie aber schon, wissen, daß es wirklich positive Unmöglichkeit ist, einen derselben loszuwerden, ohne ihm eine Kleinigkeit abzukaufen und fügen sich dann auch meistens mit vieler Ruhe in das doch einmal unvermeidliche Schicksal.

Hat sich der Pedlar nun endlich nach langen, mühsam und auf der Landstraße durchlebten Jahren etwas erspart, so gibt er das wandernde Leben auf und wird „Storekeeper,“ d. h. er miethet sich irgendwo an der Dampfboot-Landung eines kleinen Städtchens oder einer Stadt, und ist das nicht möglich, im Innern des Ortes selbst einen Laden, und beginnt ein Geschäft mit fertigen Kleidungsstücken, inclusive Hüten, Mützen, Schuhen und Stiefeln, Messern, Pistolen, goldenen Ringen und Vorstecknadeln. Die sämmtlichen Kleiderläden der Vereinigten Staaten (es bestehen deren Tausende) gehören auf diese Art, mit nur sehr wenig Ausnahmen, deutschen Israeliten, von denen viele in kurzen Jahren ein recht anständiges Vermögen zusammengescharrt haben, und sämmtliche Städte eben dieser Staaten, die an einem Fluß oder sonstigen Wassercours liegen, sind auf diese Art im wahren Sinne des Wortes mit webenden und flatternden Kleidungsstücken garnirt, zwischen denen unter jeder Thür ein mit vieler Aufmerksamkeit frisirter, sehr elegant gekleideter, und die rothen Finger mit Ringen, die scheinende Weste mit Ketten und Vorstecknadeln überladener junger Mann steht und die Vorübergehenden fortwährend mit lauter Stimme einladt, sein „wohlassortirtes Lager“ ꝛc. ꝛc. in Augenschein zu nehmen; ja oft sogar mit wahrer Todesverachtung besonders ärmlich Gekleidete gewaltsam in das Heiligthum seines Verkaufslocals hineinzerrt, wo er im düstern Schatten einer Unzahl flatternder Beinkleider das unglückliche Opfer förmlich zu irgend einem Handel zwingt.

Diese Kaufleute übrigens, die einst wandernde Krämer gewesen, geben ihren ärmern, noch umherstreifenden Collegen selten oder nie Credit; sie mögen wohl wissen, wie sie es selbst in frühern Zeiten getrieben, und wie oft ein solcher nomadischer Händler, wenn er eine Zeitlang Kleinigkeiten im Vertrauen auf seine Redlichkeit erhalten und verkauft, auch stets richtig bezahlt hat, mit dem ersten größern Waarenballen spurlos verschwindet, und erst wieder in einem andern Staat, wo möglich 5 bis 600 Meilen von dem ersten entfernt, auftaucht. Ihn durch die Gesetze zu verfolgen ist kaum möglich, der angeführte Kaufmann erfährt vielleicht auch den neuen Aufenthaltsort seines Schuldners erst nach geraumer Zeit, wenn die Schuld selbst schon lange verjährt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

3. Vestfjorddalen.

Auf Haakenås waren uns zwei Pferde zugesagt, die wir am nächsten Tage Morgens 6 Uhr in Miland treffen sollten. Zeitig erhoben wir uns daher an diesem Morgen und stiegen herab von „Buret,“ *) wo wir, ermüdet von der langen Tagereise, die Nacht in gutem Schlaf verbracht hatten, — inmitten der überhäuften Umgebung des besten Reichthums der Milandsleute, auf bunten Teppichen und kostbaren Kleidern, die in dichten Reihen unter dem Dach und an den Wänden hingen, und trotz des strengen Dufts von ranzigen eingesalzenen Schinken, altem Käse und andern Speisevorräthen, der durch die fingerbreiten Spalten des Fußbodens aus der unter uns befindlichen Vorrathskammer hinaufstieg. Als wir herabkamen, fühlten wir uns durch die frische reine Morgenluft von den Felsenspitzen neu belebt. Klar und hell stand der Gousta-Kamm wieder im wolkenlosen Himmel da und verhieß uns einen jener warmen Sonnentage, die unser guter Genius in dem regnerischen Sommer nur auf unsere Reisezeit fallen ließ. Noch war alles still in der friedlichen Morgenlandschaft; die mannichfachen kleinen Häuser des Hofes Miland mit ihren geschnitzten Thürpfeilern und moosbedeckten Dächern lagen geschlossen und lautlos unter Hängebirken auf dem grünen Wall zwischen Strom und Felsen; das hohe weiche Gras war glänzend naß vom Nachtthau und zeigte die Spuren unserer Füße, wie wir darüber hinschritten. Leise und gleichsam scheu erklang der Vögel

*) D. i. vom „Bauer,“ — ein von den andern Gebäuden des Hofes abgesondertes Haus, wo in alten Zeiten die Töchter reicher Leute zu wohnen pflegten.

Gezwitscher und mischte sich mit des Stromes fernem Rauschen und des Morgenwindes Säuseln in den schwankenden Birkenkronen. — Vergebens erwarteten wir aber, daß mit all diesen Morgenzeichen auch das bei den Beschwerden einer Tagesreise zwischen Felsen so belebende Wiehern unserer Pferde sich vereinigen sollte; dieser weithin schallende Trompetenruf zum Kampf des Tages, der sonst in Thellemarken nie zu fehlen pflegt, wann mehrere Pferde zusammenkommen, blieb dießmal ganz aus; auch konnten wir nirgends etwas Lebendiges erspähen, weder Pferde noch Leute, und doch war die zum Aufbruch bestimmte Zeit schon vorüber. Wir nahmen indeß diese Verzögerung ziemlich leicht, denn hier hatten wir ja die herrlichste Alpenlandschaft rings um uns, und jetzt in der scharfen Morgenbeleuchtung von ganz anderer Wirkung, als da wir sie zuletzt sahen, übergossen mit den schweren glühenden Farben des Sonnenuntergangs. Während wir in Betrachtung verloren ruhig auf der Treppe vor der Vorrathskammer saßen, fühlte ich plötzlich eine harte Hand auf meiner Schulter; ich wandte mich um und erblickte unsern alten Wirth, Torger Miland, der lautlos zu uns herangeschlichen war und nun dastand mit einem pfiffig gutmüthigen Lächeln in seinem verwitterten spitzen Gesicht. Nach herkömmlichem Morgengruß schwieg der Alte wieder und betrachtete uns mit sehr bedeutungsvoller Miene. Ich unterbrach ihn nicht mit Fragen, denn ich kannte diese Bergbewohner schon genug, um zu wissen, daß man ihnen ungestört Zeit lassen muß mit dem herauszurücken, was ihnen auf dem Herzen liegt. Endlich begann Torger langsam und mit Betonung jeder Sylbe: „Ihr denkt wohl heute zum Wasserfall hinaufzukommen?“ Auf unsere Antwort, daß wir allerdings die Absicht hätten und nur auf unsere Pferde warteten, um aufzubrechen, folgte wieder eine Pause, bis zuletzt der Alte sein Bedauern äußerte, daß er mit seinen Pferden heute endlich auf den Säter hinauf müsse, um den Leuten dort oben Proviant zu bringen, und daß sonst weithin keine Pferde zu Hause wären.

Nun wußten wir, woran wir waren, der Posthalter von Haakends hatte schon vor Tagesanbruch gemeldet, daß es ihm nicht möglich wäre ein einziges Pferd aufzutreiben; wir sahen uns mithin der Barmherzigkeit Torgers anheimgegeben, denn wenn wir uns auch entschließen wollten drittehalb Meilen in der brennenden Sonne zu steigen, so mußten wir doch ein Pferd haben, um das Gepäck weiter hinauf ins Thal zu bringen, da wir nicht denselben Weg zurück-, sondern über die Gousta-Knieer nach Tudal gehen wollten. Der Alte wollte uns indessen nur auf die Größe des Opfers aufmerksam machen, und da wir ihn nach vielem Hin- und Herreden einmal bewogen hatten uns den „Rjukan“ hinauf zu bringen, so weit der Weg fahrbar sey, zeigte er sich sehr gefällig und versprach uns vom Nachbarn einen Karren zu verschaffen, den er als ein Wunder von Bequemlichkeit beschrieb. Während sich nun der Mann zu diesem Zweck entfernte, machten wir Bekanntschaft mit seiner Frau, einem langen, blassen, magern Weibsbilde, bis zum Kopf in eine Unendlichkeit von Kleidern gehüllt und über alle möglichen Schmerzen klagend. Während sie uns zum Frühstück gastfrei alles, was ihre Speisekammer darbot, vorsetzte, unterhielt sie uns zugleich mit Erzählungen aus ihrer Lebens- und Krankheitsgeschichte, so wie von allen ihren Töchtern und Söhnen. Wir erfuhren dabei auch, daß sie die „Garsjente“ war, d. h. daß sie ihrem Mann den Hof als Mitgift gebracht habe, worauf sie nicht wenig stolz war. — Endlich kam Torger mit dem Karren zurück, der wirklich besser war, als man es in dieser Gegend erwarten konnte, und während wir uns, begleitet von Torger selbst in seinem besten Sonntagsrock, in Bewegung setzten, blieb seine Frau unter dem rohen, aber keck ausgeschnitzten Porticus ihres Hauses stehen und verfolgte uns so weit wie möglich mit ihren Blicken. Die Sonne war inzwischen schon hoch gestiegen und sandte ihre wärmsten Strahlen in die enge Felsenkluft, die wir der ganzen Länge nach durchwandern mußten, um an deren Ende das Naturwunder des Rjukan-Wasserfalls zu erreichen. Die lichtgrünen Wiesenstriche zu beiden Seiten des Stromes wurden immer schmaler, die Menschenwohnungen immer seltener, bis endlich das Grasland gänzlich aufhörte und die grünlich weißen Schaumwogen der Maane-Elv brausend herabstürzten in einem Lager von schwarzen senkrechten Klippenwänden, in deren Spalten kein menschlicher Fuß festen Stand finden kann. So lange es thunlich war ist ein ziemlich guter Fahrweg längs den Krümmungen des Stromes angelegt. Dieser führte uns anfangs gerade gegen die Breite des Gousta, wie man ihn von Miland aus sieht; aber bald biegt das Thal rechts um, und das Haupt des seitwärts liegenden Gousta verschwindet fast hinter den näher liegenden Knieen (Vorhöhen); erst weiter aufwärts im Thal hebt sich der Kamm wieder über die niedern Massen empor, aber in Gestalt eines ganz zugespitzten Kegels.

Bei der auf einer von der Elv umflossenen Vorhöhe gelegenen Thal-Kirche machten wir Halt, um auf dem nahen Hofe ein Nachtquartier zu bestellen, denn von dort aus kann man am besten den Fels besteigen. Weiterhin rückten die Felswände immer näher aneinander, es kam uns vor als ob wir uns einem ungeheuern Stollen näherten, und als müsse uns der schäumende Strom mit hinabreißen in die über uns sich schließende Felsenwölbung. Auf dieser Höhe kamen wir nach Ingolfsland, wo der bekannte von Steffens romantisirte Eistein Hansen wohnt. Der alte Recke ging eben hinaus auf seine Wiese und schnitt Heu. Da er uns kommen sah, legte er die Sense weg und rief uns einen kräftigen Gruß zu und die Ermahnung, nicht an Ingolfsland vorbeizugehen, ohne in seine Wohnung einzutreten und einen Trunk Bier zu nehmen. Wir folgten gern seiner Aufforderung, und nicht minder gern unser alter Fuhrmann, der alsbald eine lebhafte Unterhaltung mit Eistein begann, und mit dem erfahrenen Mann berieth, wie man zur kommenden Tagesreise über den Felsen Pferde für uns erlangen könne.

Miscellen.

Arbeitsanstalt für Frauen in Paris. Man hat im ersten Arrondissement eine Arbeitsanstalt für ordentliche Frauenzimmer errichtet, die sonst keine Arbeit finden können. Der Zweck ist, an die Stelle des Almosens die Arbeit zu setzen. Bereits finden daselbst 85 Personen Arbeit, die sie an Ort und Stelle oder zu Hause fertigen. (Voleur vom 25 Oct.)

Maronitenauswanderung nach Algier. Der Generalconsul in Alexandrien soll an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten geschrieben haben, daß eine gewisse Anzahl Maroniten sich an ihn gewendet hätten um Erlaubniß nach Algier auswandern zu dürfen. So meldet die Algérie vom 26 Oct. Die Sache ist durchaus nicht unwahrscheinlich, da gegenwärtig eine Menge Maroniten durch die Unruhen ins größte Elend versetzt sind, und eine solche Ansiedlung von christlichen Arabern könnte ein sehr großes Beispiel für manche muselmännische Araber werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1845.

Die amharische Schrift. *)

Mit Ausnahme des Amharischen hat keine der vielen in Abyssinien vorhandenen Sprachen eine geschriebene Gestalt angenommen. Die äthiopischen Schriftzeichen, 26 an der Zahl, sind die koptische Anpassung des griechischen Alphabets, gemodelt nach dem Arabischen, aus ihrer frühern Ordnung verstellt und roh und ungeschlacht gemacht durch die Finger barbarischer Schreiber. Jeder einzelne Mitlauter bringt, da er der Zahl der Selbstlauter entsprechenden Gestaltsveränderungen unterworfen wird, ein fruchtbares Kaleidoskop-Gemisch hervor, an dem man schon allein hätte genug haben können; allein der sinnreiche Phonolog, der jene auf die amharische Sprache anwandte, hat noch sieben fremde Buchstaben weiter hinzugefügt, von denen jeder sieben Umgestaltungen durch die Anhängung eben so vieler Selbstlauterpunkte erleidet; und diese mit der Hinzuschlagung eines angemessenen Gesatzes Doppellauter bringen denn eine Gesammtzahl von 251 Schriftzeichen zuwege, bei der es vielleicht nicht eben hoch zu verwundern ist, wenn die Gelehrtesten im Lande eine gänzliche Unkunde der besondern Benennung eines jeden, ungeachtet die meisten einen Namen von uraltersher gehabt haben, bekennen.

Als der ägyptische Herrscher**) den Gebrauch des Papyrus untersagte, wurde das Pergament erfunden. Die Juden machten sich sehr bald die charta pergamena zu nutze, um darauf ihre heiligen Schriften zu schreiben. Die Pergamentrolle wird noch in ihren Synagogen gebraucht, und — bei der hebräischen Auswanderung in Abyssinien eingeführt — bleibt sie der einzige vom Debtera oder Schreiber gebrauchte Stoff; seine Dinte ist ein zäher Schleim von arabischem Gummi gemischt mit Ruß; sie bekommt die Consistenz der Buchdruckerschwärze und behält ihre starke Farbe auf Jahrhunderte hinaus. Die Feder ist das im Morgenlande übliche Rohr, aber ohne Spitze, und das Dintenfaß das scharfe Ende eines Kuhhorns, das der Schreiber, wann er zu seinem Geschäft niederhockt, in den Boden steckt.

Uebrigens führt, wie man gestehen muß, der abyssinische Schreiber keine „flinke Feder," wie denn die umständliche Handhabung seines ungeschickten Werkzeugs von den drolligsten Gebärden und Körperhaltungen begleitet ist. Unter vielen krampfhaften Zuckungen des Ellbogens wird der dünne Griffel erst zum Munde geführt, das Ende zwischen die Zähne genommen und dann wie wahnsinnig verkaut; während der ganzen Dauer dieser nothwendigen Vorbehandlung wird der schmale Streifen schmutziger Schreibhaut auf Armslänge hinausgehalten und vorn und hinten mit Blicken des Grauen und Entsetzens beschielt; und fährt denn endlich der kleine Stecken nieder, um seine Furche auf die Oberfläche einzugraben, so kann kein Schulbube mit der Ruthe des Pädagogen über seinem Haupte sich solche Mühe im Malen der ausgearbeitetsten Krakelfüße geben, als der abyssinische Professor der Schreibkunst im Hinschmieren seiner seltsamen Hieroglyphen auf das Schreibleder.

Wie beim Chinesen muß jeder einzelne fertig gemalte Buchstabe von jedem möglichen Gesichtspunkt aus beäugelt werden, ehe zum nächsten fortgefahren wird. Jedes Wort muß vom entzückten Künstler laut gelesen, buchstabirt und wieder buchstabirt und abermals gelesen, es muß die schmierige Haut vielemale umgedreht werden, damit der glückliche Effect ja durch und durch studirt werde. Während jeder Pause des Selbstbeifalls wird mit den zerstörerischen Kinnbacken-Convulsionen bis zur gänzlichen Demolirung des Schreibrohrs fortgefahren, und lange vor der Beendigung des ersten Satzes ist es mit der Geduld des Europäers zu Ende bei diesem Anblick unbehülflicher Stupidität und der daraus entspringenden gräulichen Zeitverschwendung.

Siebzehn Jahre hat schon die Abschrift eines einzigen Manuscripts gekostet, und eine gewöhnliche Seite ist das Aeußerste, was sich durch den steten Fleiß eines ganzen Tages zu Stande bringen läßt. Ein Buch besteht aus einzelnen, zwischen hölzernen Brettchen eingelegten Blättchen, ist meist

*) Aus Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa, 2te Abth., welche demnächst im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinen wird.

**) Ptolemäus —: übrigens nicht den „Gebrauch," sondern die Ausfuhr des ägyptischen Papiers, was aus Neid gegen den gleichzeitigen, ihm den Ruhm einer größern Bibliothek streitig machenden Herrscher von Pergamus geschehen seyn und dort eben die Vervollkommnung der Herrichtung der Thierhaut oder des „Pergaments" zum Schreiben veranlaßt haben soll; vergl. Plinius, Naturgeschichte, XIII, 11, nach Abschn. 21. D. R.

mit einem Stückchen von einem zerbrochenen Spiegel zum Putzgeschäft des Besitzers versehen und wird sorgsam in einem ledernen Futteral verwahrt. Da der Inhalt heiliger Art und in der Regel in einer unbekannten Sprache verfaßt ist,*) so werden die Blätter mit abergläubischer Ehrfurcht angesehen und ganz besonders verehrt, wenn sie mit farbenbunten Schmierereien und einem deßgleichen Titelblatt geschmückt sind. Die Malerkunst steht noch gar weit hinter der europäischen mittelalterlichen zurück, und gar ergötzlich ist's, den Pinseler zu sehen, wie er seine Zeichnung mit einem Holzkohlenstift anlegt oder die grellfarbigen Fächer mit der gekauten Spitze eines Rohrs ausfüllt, das in das Gelbe eines auswärts vor ihm hingestellten Eies wohl eingetunkt ist. Die sinnreichen Conceptionen einiger der berühmtesten äthiopischen „Meister" geben auch reichen Stoff zur Unterhaltung. Christus, wie er die sturmbewegten Wellen schweigt, ist ein „Vorwurf," welcher Leuten, die nie ein Seeschiff oder das große „Wasser" gesehen haben, nicht wenig Kopfzerbrechens macht; den Helden des Alterthums werden ganz unbefangen Feuergewehre ein bischen vor ihrer Erfindung in die Hände gegeben; Urvater Adam im Paradiese wird heutiger Zeit unwandelbar mit einem wappenfigurengeschmückten Schild, einem Wildsparglschoß und einem silbernen Säbel abconterfeit, Urmutter Eva aber erscheint mit einer buschigen bienenkorbartigen, aufs sorgfältigste mit Butter besalbten Haarhaube und mit silbernen, wie Kanonenkugeln aufeinander geschichteten Ohrklunkern. Uebrigens ist es, wenn man gleich über die Hautfarbe der Stammältern des Menschengeschlechts nicht recht im Klaren ist, ein kleines Compliment für die ketzerischen Franken, daß die hellste Haut den Heiligen, Engeln und „todten Königen des Gedächtnisses" gegeben wird, wogegen Se. satanische Majestät unabweichlich in Schwarz oder Blau gemalt wird.

*) Nämlich im Ghiz oder Altäthiopischen, einer Schwester oder Tochter des himjaritischen Arabischen.

Nordamerikanische Skizzen.

Wandernde Krämer.

(Fortsetzung.)

Ich war übrigens selbst einst Zeuge, wie mehrere Kleiderhändler in New-Orleans eine wenn auch komische Art Lynchgesetz in Anwendung brachten, um einen Pedlar zu bestrafen, der fünfe von ihnen, die sich später alle zufällig in New-Orleans zusammengefunden und festgesetzt hatten, in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten um eine nicht unbeträchtliche Summe in Waaren betrogen. Die Schuld war verjährt und in einer Versammlung vor die er berufen, wurden ihm als Strafe von jeder Hand (es hatten sich etwa 18 eingefunden, und ich war eigentlich nur ein zufälliger Zeuge) zwanzig Stockschläge zuerkannt, denen er sich auch, im Gefühle seiner Schuld, geduldig unterwarf. Als aber der vierte, an dem er vorzüglich gesündigt, seinen größern Verlust auch durch stärkere Schläge, als sie der Delinquent wohl erwartet, wieder einzubringen gedachte, lehnte sich dieser höchst unvorhergesehenermaßen gegen die Gewalt auf, und faßte den Strafenden mit so schlauem Griff, daß dieser erschreckt aufschrie, den Stock fallen ließ und froh war, dem kräftigen Schuldner wieder entrissen zu werden. Das schreckte die andern ab, und der Pedlar ward in Gnaden, aber mit entsetzlichen Schimpfworten entlassen.

Zwei Arten von Waaren gibt es übrigens, mit denen sich die Deutschen nie oder wenigstens sehr selten befassen: es ist dieß der Verkauf von Wand- oder Standuhren und Medicinen. Zum ersten Geschäft sind sie nicht gewandt, zum zweiten nicht unverschämt genug. Diesen Handel haben also die Amerikaner fast allein an sich gerissen, vorzüglich die Yankees, d. h. die Bewohner der nordöstlichen Staaten, als Maine, New-Hampshire, Connecticut, Vermont, Massachusetts und Rhode-Island, deren „Clock pedlar" oder Uhrenkrämer in der ganzen Welt berühmt sind.

Sam Slick hat einen tiefen Blick in ihre Verhältnisse thun lassen und ich will sie, da sie doch einmal in diese Rubrik gehören, nur kurz erwähnen.

Mit einem kleinen Wägelchen, vor das ein ziemlich gut aussehendes, sonst aber gewöhnlich höchst nichtsnutziges Pferd gespannt ist, zieht der Uhrenhändler oder Clockpedlar in die weite Welt, und zwar am liebsten in die westlichen und südwestlichen Staaten hinein; sein Zweck und Ziel ist Uhren zu verkaufen und er verkauft sie auch, mag er nun willige oder zähe Käufer finden. Leute, die früher nie auch nur an die Möglichkeit gedacht haben, je eine Summe, die für sie ein Capital ist, an die Anschaffung eines so leicht entbehrlichen Gegenstandes zu wenden, finden sich plötzlich als Eigenthümer eines solchen Werkes, von dem es ihnen fast wie Zauberei und schwarze Kunst erscheint, wie sie eigentlich und so ganz gegen ihren positiv ausgesprochenen Willen zum Besitz desselben gelangt sind. Da steht es aber jetzt, oben auf einem groben, unbehobelten Brett zwischen dort aufgehangenen Hirsch- und Waschbärfellen so ruhig und gemüthlich mit seinem stillen, selbstzufriedenen Ticktack, als sey es etwa 1500 Meilen von dort ganz besonders zu dem Zweck angefertigt worden, in möglichst kurzer Zeit hieher geschafft zu werden, und durch die Augen einer holdselig lächelnden Dame in wunderbar schimmerndem, feuerfarbenem Kleid, die, auf der Klappe der Uhr befindlich, in der einen Hand eine außergewöhnlich große Rose, in der andern einen chinesischen Fächer hält, dem wirklich verblüfften Farmer seine volle Zufriedenheit mit dessen trefflicher Wahl zu erkennen zu geben.

Der Yankee, eine stets sehr lange und sehr sorgfältig bis hoch hinauf an die Schläfe rasirte Gestalt mit glatt gestrichenen Haaren und grauen, lebhaften Augen, etwas vorstehenden Backenknochen und etwas schiefgezogenen Gesichtszügen, wovon jedoch größtentheils ein in der linken Backe ruhendes entsetzliches Stück Kautabak die Schuld trägt, versichert indessen den Farmer schon zum drittenmal, daß er ihn erst binnen Jahresfrist und vielleicht selbst dann noch nicht wiedersehen solle, läßt sich jedoch „um Lebens oder Sterbens willen" einen kleinen Wechsel nach Sicht schreiben, setzt sich am nächsten

Morgen in sein kleines, grün lackirtes Wägelchen, nickt noch einmal einen freundlichen Gruß herüber und verschwindet in den Biegungen der durch den dichten Wald führenden Straße. Er hält Wort — er selbst kommt weder in Jahresfrist noch jemals wieder in dieselbe Gegend, aber nach zwei Monaten erscheint sein „Partner“ oder Compagnon, präsentirt den Wechsel und dringt auf die Bezahlung. Von jähriger Frist weiß er nichts, sein College „hat ihm nichts davon gesagt,“ der Wechsel lautet auf augenblickliche Bezahlung und muß, wenn er unter 50 Dollar ist, dem Vorzeiger bezahlt werden. Der arme Backwoodsman weiß das und schafft seufzend Rath, der Pedlar aber, oder Eincassirer vielmehr, zieht heimlich lachend von dannen.

Die Hinterwäldler sind sonst so schlau und gewandt, im Geschäft sowohl wie im wirklichen Leben, in den Händen eines Yankees aber ist es ordentlich, als ob sie ihre bisherige Thaт- und Denkkraft verlieren; sie erkennen seine geistige Ueberlegenheit an und geben sich rettungslos verloren, wie der Vogel, welcher von den Blicken der Klapperschlange erreicht, die Gefahr kennt, welche in diesem Blicke liegt, ängstlich flattert und alle Zeichen von Furcht oder Entsetzen sichtbar werden läßt, aber doch ruhig sitzen bleibt oder gar dem sicheren Verderben entgegenfliegt. Kehrt der Händler in seine eigene Heimath zurück, so hat er auch stets ein ausgezeichnet gutes Pferd vor dem Wagen, denn das vortheilhafte Vertauschen desselben gehörte mit zu seinem Geschäft.

Nur ein Beispiel weiß ich, wo ein Yankee und noch dazu einer der pfiffigsten, von einem Backwoodsman mit seinen eigenen Waffen geschlagen wurde und sehr betrübt abziehen mußte. Es war in Arkansas, und Jackson, ein Ansiedler, der erst kürzlich von Tenessee herübergekommen, sein letztes baares Geld für 40 Acker Land, zwei Milchkühe und ein Pferd, da ihm das alte krank geworden und gestürzt war, ausgegeben hatte, saß Abends in der ärmlichen Blockhütte beim frugalen Nachtmahl von Speck, Maisbrod und Milch, als das kleine Fuhrwerk eines solchen Clockpedlars vor seiner Thüre hielt.

Freundlich lud er den Kramer ein bei ihm die Nacht und mit seinem Mahl vorlieb zu nehmen, und dieser ließ sich auch nicht lange bitten, besorgte sein Pferd selbst, trug, wobei ihm Jackson half, die Uhren unter Dach und Fach und begann hier nun auf den Verkauf einer derselben hinzuarbeiten; Jackson war aber „an old hand,“ wie sie in Amerika sagen, und durchschaute nicht allein seinen Plan, sondern hatte ihn schon von dem ersten Anblick an vorausgesehen, sagte daher dem Pedlar ganz freundlich, er sey zu arm eine Uhr zu kaufen, denn wenn er sie wirklich kaufen wolle, könne er sie nicht bezahlen. Dieß war übrigens eine zu alltägliche Ausflucht, als daß sich der Yankee dadurch hätte sollen abschrecken lassen, im Gegentheil gab ihm das ruhige Betragen des Mannes die besten Hoffnungen zu einem guten Geschäft und nicht eher ruhte er, bis sämmtliche Uhren in Reih und Glied vor dem still vor sich hin lächelnden Backwoodsman aufmarschirt standen, und jetzt handelte es sich nach des Krämers Meinung nicht mehr darum, ob er eines der herrlichen Kunstwerke, sondern nur welches er kaufen solle. Vergebens erwähnte der Arkansaner, daß er arm sey und keine Uhr kaufen könne, der Pedlar ließ nicht locker und jener richtete sich endlich entschlossen auf und sagte:

„Gut — ich nehme eine — Ihr bekommt aber kein Geld.“

„Im ersten Jahr nicht,“ lächelte der Krämer, „habt die Uhr nur einmal ein Jahr, Ihr laßt sie nicht wieder fort.“

„So will ich diese wählen — was ist der Preis?“

„Achtundvierzig Dollar.“ (Er wußte recht gut, daß er bei einer Klage auf mehr als 50 Dollar Jahrelang hinausgehalten werden konnte.)

Jacksons Frau sah ängstlich zu ihm empor, er winkte ihr aber lächelnd zu ruhig zu seyn und ließ es, behaglich auf ein Bärenfell ausgestreckt, geschehen, daß der Fremde die aufgedrungene Uhr über dem Kamin auf einem durch hölzerne Pflöcke gehaltenen Brett befestigte und aufzog.

„Ihr bekommt aber kein Geld dafür,“ sagte er dem Yankee.

„Ich weiß es wohl,“ erwiederte dieser, „aber doch Euern Wechsel, Ihr wißt wohl, das ist so Sitte.“

„Gut, dagegen habe ich nichts, den sollt Ihr haben,“ sagte der Farmer, und unterschrieb das schnell ausgestellte Papier.

Der Pedlar zog am nächsten Morgen weiter, aber ehe sein Collecteur mit dem fälligen, natürlich nach Sicht ausgestellten Wechsel erscheinen konnte, hatte Jackson die Uhr auf sein Pferd genommen, nach der nächsten Stadt gebracht und dort verkauft.

Der Compagnon des Yankees kam endlich nach drei Monaten, und erstaunte zwar keine Uhr in der Hütte des Farmers zu finden, äußerte jedoch hierüber nichts, sondern präsentirte nur seinen Wechsel. Der Farmer bedeutete ihn aber sehr kaltblütig, daß er dem Uhrenhändler aufrichtig gesagt habe, er bekäme nie sein Geld und das wäre in der That wahr, denn er sey nicht allein nicht gesonnen, sondern auch nicht im Stande, die 48 Dollars jetzt oder jemals zu bezahlen; er hätte die Uhr nehmen müssen, um den Krämer nur loszuwerden, und der Collecteur möge ihn jetzt, wenn er sonst glaubte etwas dabei verdienen zu können, verklagen.

Als dieser endlich wirklich sah, der Farmer sey fest entschlossen sein Wort zu halten, so ging er zum nächsten Friedensrichter und klagte; der gute Mann war jedoch zum erstenmal in Arkansas — er hatte gut klagen, das Erlangen seiner Schuld stand aber auf einem anderen Blatt, denn der Farmer war — nicht zahlungsfähig.

Vergebens warf der Yankee ein, daß er eine Menge Hausgeräth, eine Büchse, ein Pferd und zwei Kühe habe, es half ihm nichts; in Arkansas kann einem Farmer weder die Büchse noch Handwerkszeug, weder zwei Kühe noch zwei Pferde, noch alles nöthige Hausgeräth als Pfand weggenommen werden, denn es gibt ein gewisses Eigenthum, welches er besitzen muß, ehe das Gesetz ein Recht auf das übrige erhält, und da er das, was ihm der Staat als unantastbar zugestand, noch nicht einmal alles besaß, denn er hatte nur ein Pferd und kaum die Hälfte des ihm verstatteten Hausgeräthes, so war natürlich an eine gewaltsame Bezahlung gar nicht zu denken. Als

dieß dem Yankee endlich in all seiner entsetzlichen Wahrheit einleuchtete, versuchte er die Uhr zurückzuerhalten, aber auch das war zu spät, und seit jener Zeit ist Jackson nie wieder eine Uhr zum Verkauf angeboten worden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

Wir begaben uns nun zu dem Scherif Abderrahman, der in einem conischen Thurm oben im vierten Stockwerk ein kleines Zimmer bewohnt. Ich begrüßte nach Landessitte den Scherif, Fürsten von Saba, der sich erhoben hatte, um uns zu empfangen, er nöthigte mich seinen Platz einzunehmen, über dem ein sehr reinlicher Panzer hing, zum Zeichen, daß dieß der Ehrenplatz sey. Hierauf kam einer seiner Diener mit einem Gefäße frischer Butter, und begann mich auf dieselbe Weise einzureiben, wie dieß bei meiner Ankunft im Beduinenlager geschehen war. Dann rieb er alle meine Reisegefährten in gleicher Weise ein. Der Scherif ließ uns Kaffee in Menge vorsetzen, und während er sich nach Neuigkeiten erkundigte, hielt er seine junge Tochter auf den Knieen, welche bloß um den Gürtel die Fellstreifen mit Muscheln besetzt trug, wie ich sie schon unter den Beduinenzelten gesehen hatte. Hierauf kamen unablässige Fragen über mich selbst: woher kommst? wohin gehst du? was machst du? warum schreibst du die Inschriften ab? was willst du damit machen? hast du ein Interesse daran? wer hat dich geschickt? mit wem bist du gekommen? suchst du in der Erde vergrabene Schätze? weißt du sie nicht zu entdecken? suchst du alle unsere Steine wegzuschaffen, um sie nach deinem Vaterlande zu schicken? warum betest du nicht? u. s. w. Was das Gebet betrifft, so handelte es sich darum, gerade so zu beten wie sie, mit denselben Worten und denselben Gebärden, wenn ich nicht in ihren Augen sogleich als ein Ungläubiger gelten wollte. „Ich bin, antwortete ich ihm, aus dem Westen,“ und hütete mich wohl mich für einen Europäer oder einen Türken auszugeben, denn sonst wäre es um mich geschehen gewesen, da gleich den Tag nach meiner Ankunft mehrere Beduinen aus dem Stamm Abirab zu mir sagten: „wenn wir gewiß wären, daß du ein Türke bist, würden wir dich in Stücke hauen.“ Andere sagten, „er muß ohne Zweifel ein Türke seyn, denn wir haben erfahren, daß eine türkische Gesellschaft in Sana angekommen ist, und dieser da, welcher zu ihrer Gesellschaft gehört, kommt gewiß um das Land auszuforschen, und dann die Türken hereinzuführen, welche sich desselben bemächtigen werden.“

„Ich bin, erwiederte ich, hieher gekommen, um nach Macalla zu reisen und von da nach Indien zu gehen, oder wohin mich sonst mein Schicksal führen wird. Ich habe zu Sana erfahren, daß die Straße über Mareb kürzer sey, als wenn ich nach Jemen zurückkehrte, um mich nach Macalla zu begeben.“ — „Warum aber, erwiederte man, hast du mit deinem Führer contrahirt, daß er dich nach Mareb und dann wieder zurückführe?“ — „Weil, wenn ich hier die Mittel nicht fand, meinen Plan auszuführen, ich noch leichter dahin zurückkehren konnte, von wo ich ausgezogen bin.“ Eine solche Vorsicht setzte meine Beduinen in Erstaunen, welche mich aufmerksam anhörten und dann ihre Vermuthungen aussprachen. Scherif Abderrahman sagte, wenn ich Geld hätte, würde er mich sicher nach Macalla geleiten lassen, da sich in diesem Augenblick ein Bewohner von Hadramaut zu Mareb befände, der mich gern, aber nicht ohne Geld geleiten würde. Am folgenden Tage sah ich selbst diesen Beduinen, der nichts besseres wünschte, als einige Piaster mit meinem Geleite zu verdienen. Wir waren in Gesellschaft des Scherifs als dieser Mensch erschien; er erzählte dann, er habe ganz neuerlich in seinem Lande einen Menschen so weiß wie mich gesehen, den er für einen Indier hielt, — obgleich die Indier nie diesen Weg nach Mekka einschlagen; er habe vom Arabischen nichts gewußt als die Worte: la ilah ill' Allah wa Mohammed rasul Allah (es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!). Nach der Schilderung, welche der Beduine von dem Fremden machte, erkannte ich ohne Mühe, daß dieß Hr. v. Wrede sey, dessen Reiseplan ich schon kannte. Aus Furcht, ihn und mich zu compromittiren, fragte ich den Beduinen nicht aus, und ich wurde ihn ohne Mühe los, da mir meine Bekannten zu Sana durchaus verboten hatten Geld mitzunehmen, und das wenige was ich dennoch mit mir genommen hatte, bei weitem nicht hinreichte, um mich durch Hadramaut nach Macalla zu begeben.

Ich sagte ihm sodann, ich hätte auf meiner Wanderung durch die Welt keinen Zweck, als die Wunder der Schöpfung zu betrachten, und zugleich die Orte zu besuchen, die unter den alten Völkern berühmt geworden seyen und deren in allen heiligen Büchern Erwähnung geschehe. Die Vorsehung sorge für mich, das sey mehr als hinreichend in dieser Welt, und ich hätte nicht nöthig große Schätze aufzuhäufen. Die Inschriften schriebe ich bloß ab, damit sie mir bei meinen Bekannten als Zeugniß dienten, daß ich diese Länder durchzogen — eine Erklärung, die den Scherif Abderrahman vollkommen befriedigte. Uebrigens zöge ich keinen Vortheil daraus, und besäße nicht die Gabe Schätze zu entdecken; wenn ich zufälligerweise welche fände, würden sie unfehlbar ihnen zukommen, da ich sie ihnen nicht entziehen könnte; in meinem Lande hätte man Steine genug und nicht nöthig sie in Mareb zu holen; niemand habe mich gesendet, nur das Schicksal leite mich, ich sey aus eigener Bewegung, ohne Gefährten, ohne andern Schutz als den des Beduinen, der mich zu begleiten übernommen, nach Jemen gekommen.

Endlich kam man aus Gebet. Warum betest du nicht? Nach unserer Ankunft beim Scherif fragten mehrere Einwohner, die hineingekommen waren, um das merkwürdige Wesen anzustaunen, meinen Führer: „betet er?“ Meine Gefährten antworteten: „Während der ganzen Reise hat er nicht gebetet, aber kaum war er an einem Haltplatz angekommen, so nahm er alsbald sein Gefäß mit Wasser und entfernte sich von der Karawane, um sich insgeheim zu reinigen. Es scheint, daß er betet, aber nicht öffentlich, was beweist, daß seine Kaste von der strengsten seyn muß.“ — „Wenn ich nicht bete, antwortete er ihnen, so geschieht dieß, weil ich an einer durch die Anstrengungen der Reise verursachten Krankheit leide, die mich unrein macht, was mich der Pflicht des Betens überhebt.“ Dieser Vorwand wollte nicht jedem einleuchten. Die einen sagten: „er ist ein schlechter Mensch, weil er das Gebet aufgegeben hat,“ die andern behaupteten, ich müßte ein Ungläubiger seyn, der die Schriften der alten Ungläubigen, der ehemaligen Besitzer des Landes, aufsuche, daß ich demnach ihre Sprache verstehe und einer ihrer Nachkömmlinge seyn müßte. Hierauf antwortete ich, daß diese alten Ungläubigen keineswegs meine, sondern vielmehr ihre Vorfahren seyen, daß sie deren Länder besäßen und mein Vaterland weit von Arabien entfernt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1845.

Briefe aus Mittelamerika von C. Gr. G. *)

Erster Brief.

An Bord des Steamers Reindeer, 27 Julius. Es ist in meinem letzten Brief von Granada erwähnt, daß wir auf das Anrathen von Freunden, welche kürzlich in Trinidad und Guiana gewesen waren, unsere Tour nach der erstern Insel aufgaben, und uns kurz und gut nach dem Continent zu wenden beschlossen.

Wir nahmen daher alsbald einen herzlichen Abschied von Capitän Leese, und um halb 4 Uhr Nachmittag schwammen wir auf der Reindeer zum Hafen von Granada hinaus. Die Reindeer ist ein kleines, sehr schnelles Schiff — 300 Pferdekraft bei nur 600 Tonnen — welches ursprünglich zwischen zwei englischen Häfen zu laufen bestimmt war, und eine sehr hübsche Cajüte, aber elende Accomodationen für eine längere Tour hat. Daneben ist ihre Größe dem Wege, welchen sie jetzt zu machen hat, durchaus unangemessen; die Reise nach Demerara geht fortwährend gegen den Strom und gegen den Wind, und das Schiff hat die Berühmtheit, die besten Seeleute krank zu machen. Ihr früherer Capitän war auf jeder Reise krank, so auch einer ihrer Officiere, der die Welt umsegelt hat und dennoch jammervoll krank wurde. Ich brauche nach solchen Einleitungen kaum hinzuzufügen, daß sowohl A. als ich eine schreckliche Leidensperiode durchzumachen hatten. Von Granada nach Barbados, welche Insel unser nächstes Ziel war, geht die Fahrt gegen den Wind und es ist unmöglich Segel zu gebrauchen, wodurch das Schiff etwas mehr Halt gewinnen würde, und so fiel es dann alsbald in jene liebenswürdige Bewegung, welche im Englischen to pitch heißt, d. h. sie fuhr mit dem Vordertheil in die Wellen hinein, als ob sie auf den Grund tauchen wollte, während die nächste Welle sie wieder eben so sanft in die Höhe schleuderte. Daneben regnete es, das Schiff war überfüllt, und ich kroch sobald als möglich ins Bett — Verzweiflung im Herzen. Der nächste Morgen (23 Julius) brachte besseres Wetter, aber desto mehr Wind; ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich auf das Deck, was immer noch das Beste ist, und verwünschte in wahrem Seekrankheitshumor Nordamerika, Südamerika, meine Reise, die Reindeer, und den der sie gebaut hatte, nebst seinen Eltern, Großeltern und Kindern. Während ich solche anmuthige Bilder an meiner Seele vorübergleiten ließ, ging die Zeit hin, und als ich mich Mittags um 1 Uhr erhob, nur um zu schauen, fand ich zu meiner unaussprechlichen Freude das Deck mit einer Anzahl Wesen oder vielmehr Unwesen bedeckt, welche eben so elend wie ich waren und regungslos dalagen, wie eine Heerde Robben am Strande. Kurz und gut, ich bemerkte, daß das ganze Schiff seekrank war und erheiterte meine gebeugte Seele am Anblick so vieler Leidensgenossen. In einer Ecke kauerten drei junge Juden, die Hüte ins Gesicht gedrückt, wie ein Nest junger Raben wenn's regnet, in einer andern befand sich A. in einer halb liegenden Stellung mit einem sterbenden Geistlichen, in Gemeinschaft bemüht sich durch Branntwein und Wasser zu curiren. Ein wahres Labsal aber war für mich ein alter, hagerer Geselle, welcher — wie gewöhnlich Leute von dieser Beschaffenheit wenn sie seekrank sind — aussah, als ob Neptun ihn mit einer Hand beim Kopf, mit der andern bei den Füßen gepackt und zu einem Waschlappen umgewandelt hätte, d. h. gestaltlos, menschlichen Wesen durchaus unähnlich, und die dürren Glieder in ungewöhnliche Falten gelegt. So ging's fort, bis wir in den Hafen von Barbados einliefen, des Abends um 7 Uhr. Es war kein Spaß; ich bin, außer auf meiner ersten Reise, nie so krank gewesen, und kam zu der Frage an das Schicksal: „Warum auf der See keine Selbstmorde vorkommen?" und beantwortete mir dieselbe folgendermaßen: Weil man zu schwach ist sich den Hals abzuschneiden, denn sonst müßte es tagtäglich vorkommen, daß unglückliche Passagiere einen freiwilligen Tod wählten, um den Leiden der See zu entgehen. Daß ein Seekranker nicht daran denken wird, ins Wasser zu springen, bedarf wohl keiner Erläuterung.

Wir hatten seit 28 Stunden nichts gegessen, und so benutzten wir die erste Gelegenheit ans Land zu kommen; die

*) Fortsetzung der westindischen Briefe von Nr. 158 ff. Mehrere dazwischenliegende sind uns noch nicht zugekommen, weßhalb wir eine neue Reihe anfangen.

Nacht war wunderschön, der Himmel klar und die See leuchtete schöner, als ich bis jetzt gesehen; das Steuerruder hinterließ einen leuchtenden Streifen, eben so die Ruder, und selbst mit der Hand konnte man, wenn ich mich so ausdrücken darf, Feuer schlagen. Wir gelangten bald ans Land, schlugen uns durch ein halbhundert Neger durch und eilten nach dem Hotel, welches neben dem in St. Thomas für das beste, richtiger gesagt, das einzig gute in Westindien gilt. Hier erholten wir uns ein wenig, und obgleich taumelnd wie Betrunkene und in dem Gefühl, als ob die Stube wie ein Schiff auf- und niedertanze, fielen wir über die gebotenen Speisen her wie hungrige Seeungeheuer. Es war das erstemal auf unsrer Reise, daß wir unmittelbar aus dem Elend der Seekrankheit ans Land kamen: es ist das ein sonderbares Gefühl, die Krankheit weicht, so wie man festen Boden fühlt, aber man ist ganz verwirrt und taumelig. Die Nacht brachten wir an Bord zu, und gingen den andern Morgen wieder ans Ufer, wo es uns vergönnt war bis Abends zu bleiben. Bridgetown, so heißt die Hauptstadt der Insel, ist ein großer Ort von über 20,000 Einwohnern, hat einen Bischof, Gouverneur ꝛc. und ist die größte und zugleich blühendste Stadt in Britisch-Westindien. Die Insel hat bei einer Ausdehnung von drei deutschen Meilen zu fünf dito eine Bevölkerung von 120,000 Seelen, und der Ueberfluß an Arbeitskräften ist daher so groß, daß die Emancipation auf diese Insel wenig Einfluß gehabt habt; der Grundbesitz ist in den Händen der Pflanzer geblieben und die Neger müssen arbeiten, wenn sie leben wollen.

Die Lage der Stadt an einer langgestreckten Bai ist schön, ohne romantisch zu seyn. Die Insel ist flach, aber herrlich angebaut, und die Masse von Palmen zwischen den Häusern geben ihr ein sehr freundliches Ansehen. Die Stadt ist leidlich gebaut, fast alle Häuser haben kleine eiserne Balcons mit Dächern gegen die Sonne, die Straßen sind hübsch, und einige Läden haben ein gutes Aussehen. Gegen das Ende der Stadt liegen die kleinen Negerhäuser, gewöhnlich eine Thür und zwei Fenster breit, einstöckig und ganz von Holz. Ein großer Theil der Stadt ist vor kaum einem halben Jahr abgebrannt und noch nicht aufgebaut.

Wir kutschirten etwa vier Stunden in der Stadt und ihren Umgebungen herum; vor allen Dingen fielen uns die Casernen auf, welche sehr hübsch und regelmäßig um einen ungeheuren Rasenplatz aufgeführt sind; sie liegen auf einer Anhöhe und sind sehr luftig. Bemerkenswerth ist auch der Victualienmarkt, ein Carré von bedeckten Galerien, unter denen die Verkäufer sitzen in der Mitte einer prachtvollen Allee, die keinen Sonnenstrahl durchläßt. Ein tropischer Markt ist natürlich immer interessant. Regelmäßige schöne Plätze wie in Europa sind äußerst selten in Amerika; das mercantilische und in den Vereinigten Staaten das republicanische Interesse walten zu sehr vor und jeder baut, wie er Lust hat. New-York hat keinen einzigen architektonisch schönen Platz und Washington ist nur deßhalb regelmäßig, weil kein Mensch ein Interesse hat, sich da anzubauen, und der Plan der Stadt kaum zum sechsten Theil ausgeführt ist.

Unter den obwaltenden Umständen darf ich wohl erwähnen, daß ein gutes Diner uns ein herrlicher Genuß war, worauf wir wieder an Bord gingen und um 7 Uhr Abends unter Segel waren. Unser Ziel war Tobago, welches wir Mittags den 25 (in 17 Stunden) mit günstigem Winde und ruhiger See erreichten. Meine Seekrankheit war vorüber. Tobago ist ein langer Gebirgrücken, der am Südende in eine Sandbank verlauft, und ist notorisch eine elende Insel. Wir liefen bei Courland-Bai an der Westküste an, und ich machte mir das Vergnügen in dem Boot des Steamers ans Land zu gehen, damit ich sagen könnte, ich sey in Tobago gewesen, der gloriosen Insel, die dem Tabak den Namen gegeben hat. Mein preiswürdiges Unternehmen endigte in einem fünfminutlichen Aufenthalt, während dessen ich mich um ein Haar vergiftet hätte. Es wächst dicht am Ufer ein Baum, Mangrove genannt, der so giftig ist, daß die bloße Berührung der Blätter Blasen und große Schmerzen hervorbringt. Leute, die während des Regens unter solche Bäume flüchteten, sind durch die von den Blättern fallenden Tropfen jämmerlich verbrannt worden. Eine gute Seele von Passagier, der die Reindeer hier verließ, rettete mich von dieser Fatalität. Außerdem bemerkte ich Pelikane von der Größe einer Gans, welche — gar nicht scheu — im Wasser lagen, gelegentlich aufflatterten und dann mit einer eigenen Manier wie die Klötze wieder ins Meer plumpten, daß das Wasser weit herumspritzte. Ich verwünschte Tobago und ging wieder an Bord.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Skizzen.

Wandernde Krämer.

(Schluß.)

Ein anderer Handelszweig und keineswegs der unbedeutendste, mit dem die Yankees fast gänzlich Monopol treiben, ist der Medicin-Handel. Ein alter Yankee, der seine Söhne in die Welt schickt, damit sie Erfahrung — die wichtigste Schule im menschlichen Leben — sammeln, und einmal von den Zwiebelbeeten erlöst werden, an die sie bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahr gefesselt gewesen, stellt ihnen die Wahl frei, ob sie Clockpedlar oder — Doctor werden wollen, und wählen sie das letztere, so bedarf es noch nicht einmal so vieler Warnungen und Ermahnungen, als bei dem ersten Geschäft, um den jungen Mediciner mit der Wirkung seiner Heilkräfte, die er in einem kleinen Felleisen bei sich führt, bekannt zu machen. Die Mittel deren er sich bedient, sind sehr einfach. Calomel ist die Hauptcur, und macht, nebst irgend einer großnamigen Patentmedicin den Mittelpunkt, um den sich alles übrige dreht; sonst gebraucht er noch etwas Opium (aufgelöst), Ricinusöl, Glaubersalz, etwas Ipecacuanha, Chinarinde und Brechweinstein, und er hat alles was er zu einer ausgebreiteten Praxis bedarf. Schon fünf Meilen von seinem Heimathsort, wo er dem ersten fremden Menschen begegnet, erhält er den Namen „Doctor," und die können von Glück sagen, die noch mit Salz oder andern unschädlichen Medicinen abgefer-

tigt werden, denn wo der junge Doctor Geld wittert, da müssen die Leute von seiner Patent-Medicin kaufen, und Gnade ihnen Gott, wenn sie das rothe, zusammengeknetete Zeug verschlucken; sind sie vollkommen gesund, so kommen sie vielleicht mit einer heilbaren Cholik oder einigen gelinden Krämpfen und einem schwachen Anfall von Apoplexie davon, sind sie aber ohnedieß kränklich, dann ist ihnen selten mehr zu helfen, und sie vermehren die Zahl der Schlachtopfer, die jährlich dem so scheußlichen Götzen „Quacksalberei" geopfert werden.

Manchmal betreiben auch diese wandernden Krämer oder „Doctoren," wie sie sich am liebsten genannt hören, ihr Geschäft humoristisch, im Fall sie entweder zu gewissenhaft sind den Farmern ihre Latwergen aufzudringen oder darin eine leichtere und schnellere Art sehen, Geld zu verdienen; so durchzogen z. B. im Jahre 1843 zwei Yankees die nördlichen und nordwestlichen Staaten mit solchem Glück, daß sie in wenigen Monaten eine bedeutende Summe Geldes erübrigt hatten. Ihr Plan, oder vielmehr ihre List, war die folgende gewesen.

Der Eine von ihnen, ohne Waaren oder Gepäck, mit nur einer gewöhnlichen amerikanischen Satteltasche von seinem kleinen, feurigen Pferde getragen, war der erste auf der unter ihnen ausgemachten Marschroute, und hielt bei jedem Haus, das auf seinem Wege lag, an, stieg ab, schüttelte den Bewohnern desselben sehr freundlich und lang die Hand, ging an den Wassereimer und trank aus dem langstieligen Flaschenkürbis, der neben demselben an einem Hacken aufgehangen war, unterhielt sich dann noch eine Weile mit den Leuten, sprach über dieß und jenes, schüttelte ihnen noch einmal zum Abschied die Hand, kehrte wieder um und entdeckte nun irgend einem der Männer, den er bei Seite nahm und um Verschweigen des ihm Anvertrauten bat, daß er — an einer sehr bösartigen Hautkrankheit leide und frug ihn, ob er nicht irgend eine dieser abhelfenden Salbe habe. Er hielt dabei die Hand des Farmers fest in der seinen und sah ihm bittend ins Auge, bis dieser plötzlich den Sinn der Worte begriff und schnell zurücktrat. Gewöhnlich wurde er hierauf schnell und mit einigen kurzen, nicht besonders freundlichen Worten abgefertigt; das that aber nichts, er hatte seinen Zweck erreicht, schwang sich in den Sattel und trabte, wehmüthig zurückgrüßend, langsam der nächsten Ansiedlung zu, um hier seine List zu wiederholen.

Die Farmerfamilie blieb aber in größter Aufregung zurück — was mußten hievon die Folgen seyn? Der Mann mit der ekelhaften Krankheit hatte allen und höchst warm und freundschaftlich die Hand gedrückt, hatte aus demselben Trinkgeschirr mit ihnen getrunken und es war jetzt fast unvermeidlich, daß sie angesteckt werden mußten. Da nähert sich auf hohem, starkknochigem Roß ein Fremder, hält und steigt ab; die Familie ist noch so bestürzt, daß sie kaum seiner achtet, er nimmt aber ohne weiteres das kleine Felleisen, welches er hinter sich am Sattel trägt, geht ins Haus und frägt, ob niemand etwas von seinen Medicinen bedürfe.

Medicin? das war ein Wink des Himmels — der Mann kam wie von Gott gesandt und welch ein Glück, daß er auch eine solche gerade für diese Art Hautkrankheiten nützliche Salbe bei sich führte. Es ist, seiner Aussage nach, das letzte, und wenn auch etwas viel für die eine Familie, so kann man ja doch nicht wissen, ob die Krankheit nicht wirklich zum Ausbruch kommt und wie sie sich zeigen wird, gut oder bösartig. Auch ist der Preis gerade für diesen Artikel sehr hoch, aber was schadet das, beugt man denn nicht damit dem Unangenehmsten vor? Der schlaue Krämer hat aber in der That seinen Mantelsack nur mit dieser Arznei gefüllt, welcher bloß oben darauf zum Schein noch einige andere beigefügt sind; er streicht daher fröhlich das Geld ein und folgt schnell dem Compagnon, der indessen auf seiner Schrecken verbreitenden Bahn weiter gegangen ist und neue Opfer gesammelt hat. Da sie ihren Weg natürlich immer weiter und stets durch fremde Gegenden fortsetzten, so war auch eine Entdeckung gar nicht zu befürchten, und nie haben wohl zwei Yankees in so kurzer Zeit solche brillante Geschäfte gemacht, als diese beiden wandernden Medicinkrämer.

Zu dieser Menschenclasse gehören auch noch eigentlich strenggenommen die unzähligen Kiel- und Flatboote, welche mit den größeren Strömen hinabtreiben; nur eine gewisse Art derselben legt aber an den einzelnen Farmen und Plantagen an, die Mehrzahl schwimmt dem großen Markt des Südens, dem gewaltigen New-Orleans zu. Diese Krämerboote zeichnen sich vor den ernsteren Cameraden durch eine kleine Stange und einen flatternden Wimpel aus; sie landen an jeder größeren Ansiedlung und führen theils Producte des Nordens, theils Ausschnitt- oder Blechwaaren, ja manchmal sogar Schaubuden und Theater mit sich. Ist an dem einen Ort ihr Geschäft beendet, so lösen sie das Tau und treiben weiter hinunter zum nächsten Platz, wobei sie, wie schon oben erwähnt, besonders in den südlichen Staaten vorzüglich gute Geschäfte machen, indem sie heimlich an die Negersklaven Whiskey ausschenken und dafür von diesen Feldfrüchte und selbstgezogenes oder gestohlenes Vieh eintauschen.

Eine eigene Art von Seelenwanderung.

Ein neu erschienenes, sonst ziemlich unbedeutendes Werk über Portugal: „Lusitanian Sketches in Pen and Pencil," enthält mehrere interessante Notizen über den Volksglauben. Die Portugiesen kennen auch den Währwolf lobishomes von Lobo der Wolf und Home der Mensch, verwandeln aber seltsamerweise den Wolf in ein Pferd. Ein anderer wunderlicher Glaube, der sehr allgemein unter dem gemeinen Volk und sehr schwer auszurotten ist, betrifft eine Art Seelenwanderung: „Die Seelen der Todten sollen oft die Leiber lebender Personen einnehmen und den rechtlichen Besitzer verjagen, um irgend eine in ihrem eigenen Leben vernachlässigte Pflicht zu erfüllen. Der einzige Name dieser Erscheinung, den ich erfahren konnte, ist der: Almas d'outro mundo, Seelen aus der andern Welt. Man glaubt, sie seyen besonders begünstigt, daß man ihnen auf diese Weise gestatte, vieler Pein und Strafe im Fegfeuer zu entgehen. Stirbt jemand, der

einem andern noch eine Summe Geld schuldig ist, so betritt er den Körper von irgend jemand, macht daß er Geld gewinnt und die Schuld bezahlt; dann kehrt er zufrieden in die Heimath der Geister zurück, der alte Besitzer des Körpers kehrt wieder, weiß aber nicht, was inzwischen mit seinem Leibe vorgegangen."

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Unterredung fing an mir sehr lästig zu fallen, und um ihr ein Ende zu machen, sagte ich ihnen, daß ich sehr müde sey sowohl von der Reise, als meinem langen Aufenthalt in der Sonne, und daß ich sie deßhalb bäte mich ruhen zu lassen. Ich streckte mich nun ohne weiteres auf dem Teppich nieder und bedeckte mein Gesicht. Man kann sich wohl denken, daß ich nicht schlief, vielmehr von ihrer Unterredung, die fortdaurend mich betraf, kein Wort verlor. Die Sonne war im Sinken, somit kam bald die Stunde des Gebets, wo sich ein jeder anschickte, nach der sogenannten Salomo's-Moschee zu gehen. Jetzt wollten mich die einen aufwecken, um zu sehen, ob ich mit ihnen ginge, die andern riethen mich ruhen zu lassen, da ich wirklich von der Anstrengung erschöpft seyn müsse. Diesen Vorschlag unterstützte der Scherif Abderrahman. Endlich ließ man mich ruhig und jeder begab sich in die Moschee. Der Scherif allein verrichtete sein Gebet in dem Zimmer, wo ich ausruhte, und lobte meine List, durch die ich dem Drängen dieser Fanatiker mich entzogen hatte.

Meine Führer kamen bald aus der Moschee zurück, um an dem Abendessen Theil zu nehmen, zu welchem der Scherif bei meiner Ankunft zum Zeichen des Friedens ein Lamm geschlachtet hatte. Während des Mahls staunten alle Gäste und der Scherif selbst, daß ich nicht die mindeste Schwierigkeit machte, selbe von Moslems bereitete Speisen zu essen, da ich mich doch hartnäckig geweigert hatte zu beten, oder wenigstens zu gestehen, daß ich bete, wie sie. Indeß hatte man die Vorsicht gehabt, mir die Speisen besonders in einer ungeheuern Holzschüssel darzubieten, sey es, daß sie fürchteten ich würde nicht mit ihnen essen wollen, oder daß es ihnen selbst zuwider war, mit einem so sonderbaren Wesen zu essen, dessen Absichten, ja dessen Religion sie nicht ergründen konnten, was sie sehr ärgerte. Sie glauben meistens, daß jeder, der nicht Moslem ist, sich ein Gewissen daraus macht, von Moslems bereitete Speisen zu verzehren, wie dieß die Juden thun.

Einige Augenblicke nach dem Abendessen und nach dem Kaffee zogen sich alle Gäste zurück, die Eingebornen gingen in ihre Wohnungen, die Fremden in den gemeinsamen Aufenthaltsort der Fremden in die Salomo's-Moschee. Ich und Hasan Batajch wurden einquartiert bei dem Inhaber der Salzmaaße, dem ersten Mann der Stadt nach dem Kadi und dem Scherif, denn sein Amt ist sehr wichtig. Ich begab mich zu meinem Gastwirth mitten in einer sehr dunkeln Nacht, wurde anfangs ohne Licht empfangen, und nachdem wir uns über eine Treppe hinweggearbeitet hatten, wo wir jeden Augenblick anstießen, wurden wir zwischen zwei Gemächern unter freiem Himmel empfangen. Endlich nachdem wir eine Viertelstunde darum gebeten, brachte man uns Licht, dessen wir aber wegen des Windes nicht lange genossen; doch konnten wir uns dann ohne solches behelfen. In der Verwirrung hatten sich zwei Einwohner von Mareb bei uns eingefunden, um noch mit uns zu sprechen. Der Ton, so wie der Klang der Stimme des einen setzten mich ausnehmend in Erstaunen, denn sein Accent war sehr verschieden von dem der andern Einwohner, und sein Dialekt eine Mischung der zahlreichen Dialekte der Gebirge von Jemen, der Tehama und selbst des Hedschas, wodurch er für mich viel verständlicher wurde, als die andern Beduinen; auch er verstand mich vollkommen, während die andern fast einen Dolmetscher nöthig hatten. Ich fragte den jungen Mann nach der Ursache dieser Eigenthümlichkeit, und er sagte mir, er habe eine Reise nach Indien gemacht und einige Jahre in Heiderabad gelebt; bei seiner Rückkehr hatte er Gelegenheit gehabt, das ganze Jemen zu durchziehen, von wo er sich nach Dschedda und dann nach Mekka begab, um die Pilgerfahrt zu machen. Endlich war er in sein Vaterland zurückgekehrt, um seine Familie wieder zu sehen, aber er bereute es und sagte, wenn er in diesem Augenblick nicht Weib und Kind hätte, so würde er mir folgen, um einige Orte zu sehen, die ihm besser gefielen als sein trauriges Vaterland. Auf Befragen nannte er mir die Etappen, fünfzehn an der Zahl, von Mareb nach Macalla, welchen Weg er bei seiner Abreise nach Indien gemacht hatte. Auch bezeichnete er mir die zwölf Etappen des Wegs von Mareb nach Aden. In diesem Augenblick hätte ich gern alle diese für die Geographie interessanten Nachrichten aufgeschrieben, unter dem Vorwand, daß ich dieselbe Straße einschlagen wolle, aber wir befanden uns in gänzlicher Dunkelheit. Ich nahm dem jungen Mann, ehe er sich zurückzog, noch das Versprechen ab, am andern Tage wieder zu kommen, um mich nach den Ruinen von Saba zu geleiten.

Da die Beduinen vom Stamm Abideh in der Umgegend von Mareb wohnen, so vergeht selten ein Tag, wo man nicht irgend ein Mitglied dieses unruhigen Stammes zu Mareb sieht; da aber kein öffentlicher Ort vorhanden ist, wo sie während der Nacht ausruhen können, so ziehen sie sich wie jeder andere Fremde, der keinen Freund im Dorfe hat, nach der Moschee zurück — ein allgemein in Arabien üblicher Brauch.

Am folgenden Morgen, 19 Julius, brannte ich vor Begierde, die Ruinen der alten Stadt zu besuchen. Hasan Bataſch, der an einer solchen Promenade sehr wenig Geschmack fand, brachte es dahin, daß der junge Mensch, welcher die Reise nach Indien gemacht, und der Sohn des Scherifs Abderrahman mich begleiteten. Dieser junge siebzehnjährige Fürst von Mareb verläßt nie die Thore seines Dorfes, ohne, wie die andern Bewohner desselben, das Gewehr mit angezündeter Lunte auf der Schulter zu haben. Als wir an das östliche Thor gekommen waren, lief uns ein Mann aus dem Dorfe, ich glaube ein Bruder des Scherif Abderrahman, nach, faßte mich, als er uns erreicht hatte, an der Hand und sagte gebieterisch: sprich la ilah ill' allah, wa Mohammed resul Allah. Da ich die letzten Worte nicht gerade wiederholen wollte, stieß ich an ihrer Stelle einen groben französischen Fluch aus, der ungefähr ebenso klang und ihn völlig zu befriedigen schien; er ließ mich los und sagte mit lauter Stimme: „es ist kein Zweifel, er ist ein Moslem."

(Fortsetzung folgt.)

Katholische Kathedrale in Liverpool. Nach dem Liverpool Mercury ist es im Plan eine katholische Kathedrale in großem Styl von 460 Fuß Länge und entsprechender Höhe zu erbauen. Man berechnet die Kosten auf 100,000 Pfd. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1845.

Die Bruras in Portugal.

Der von uns bereits erwähnte Verfasser der „Lusitanian Sketches in Pen and Pencil," ein Hr. Kingston, gibt in einem Theile seines Buchs halb und halb das Versprechen, ein besonderes Werk über die Legenden und abergläubischen Meinungen Portugals zu schreiben. Falls er sich daran machte, würde er wohl bald weiter geführt werden, und Spanien mit hereinziehen müssen in seine Forschungen. Inzwischen bis er dieß ausführt, geben wir aus seiner vorliegenden Schrift eine Mittheilung über die Bruras, deren Grundgedanke ohne Zweifel orientalischen Ursprungs und ein Rest der maurischen Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel ist.

„Das schrecklichste aller übernatürlichen Wesen in Portugal ist die **Brura** (sprich Brutscha). Sie gleicht in etwas dem **Ghoul** der Morgenländer, oder dem Vampyr, von dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch abgeleitet ist. Am hellen Tage unterscheidet sie sich durch nichts von irgend einem andern weiblichen Wesen, und erfüllt alle Pflichten der Haushaltung auf eine höchst musterhafte Weise. Sie kann die Tochter von ehrbaren, guten Eltern, sie kann eben so auch verheurathet seyn und Kinder haben, ja sie mag oft für liebenswürdig gelten und sehr schön seyn, obgleich ihr Auge immer einen gewissen wilden Ausdruck, und ihre sonst schöne Stirne eine ominöse Falte hat, die der Skeptiker der Sorge oder dem Unglück zuschreiben würde. Niemand kann sagen, welche Personen Bruras sind und welche nicht, denn niemals theilen sie einem Sterblichen ihre Geheimnisse mit, und wehe dem Unglücklichen, der es versuchen wollte in dieselben einzudringen! Sie sind eine vom Himmel verfluchte Schwesterschaft — ihre Seelen sind dem Fürsten der Finsterniß durch einen Pact verschrieben, der jede Nacht erneuert wird. Manchmal werden auch ihre Töchter Bruras, wenn diese zufälligerweise ihren kindermörderischen und vampyrischen Neigungen entgehen; gewöhnlich aber verstärken sie ihre Zahl, indem sie irgend ein unglückliches Mädchen verführen, dessen Herz vom rechten Pfad abgewichen ist und das die heilige Religion der Kirche verlassen hat, um sich ihrer Verbindung anzuschließen. Es weiß nicht, wohin es geführt, oder welches ihr Schicksal seyn wird, bis es zu spät zum Umkehren — wenn der unheilvolle Pact unterzeichnet und mit seinem Blute besiegelt ist — aber dann, unglückliches Mädchen! hilft kein auch noch so großer Schrei der Angst und Verzweiflung mehr. Reue ist hier unmöglich, selbst die Heiligen haben weder die Gewalt noch den Willen die Verlorne zu schützen. Von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang hat die dämonische Gewalt Besitz von ihr ergriffen, denn während des Tags kehrt sie zu ihrer Familie zurück, wo niemand die fürchterliche Wahrheit ahnt. Hat aber die Dunkelheit ihren Mantel über die Erde ausgebreitet, und sind die bösen Geister los, dann erheben sich die Bruras von ihren Lagern, verlassen, wenn verheurathet, ihre sterblichen, arglosen Gatten, und fliehen hin in die Gesellschaft ihrer teuflischen Liebhaber. Hier werden sie dann, wahrscheinlich zur Strafe für ihre Verbrechen, in die Gestalt irgend eines schädlichen Nachtvogels — z. B. riesige Eulen und Fledermäuse — verwandelt. Fort fliegen sie dann auf wunderbare Art, weit weg von ihrer Heimath, über Berg und Thal, hauptsächlich aber über Sümpfe, Teiche und Seen. Wider Willen streichen sie dahin über die Wasserfläche, auf der sie ihre häßliche Gestalt im Widerschein erblicken, und ihres Looses vollkommen bewußt. Auf diesen ihren nächtlichen Streifereien begegnen sie manchmal einem des Wegs daher kommenden Freund oder Verwandten und führen ihn dann, entweder durch Lockungen, wie sie von Ariel auf Prospero's Insel angewendet worden, oder durch Gewalt nach einem ganz andern Ort, weit weg von dem, welchen er zu erreichen wünschte. Dieselbe Macht haben sie aber auch über alle andern, selbst fremde Menschen, wenn diese nicht unter dem besondern Schutze der Heiligen stehen. Mancher arme Wicht wurde auf diese Art schon mitten durch das Land hingeführt, über rauhe Felsen weg und durch das dickteste Dornengestrüpp, welches sein Gesicht zerkratzte und seine Kleider zerfetzte, bis er fast zu Tode geschleift, naß, erschöpft und blutend endlich nach Hause kehrte, wo sein Weib die höllische Bruras verflucht, welche ihn so mißhandelt und weggeschleppt. Man mißt nämlich die Schuld hievon viel weniger dem Wein-

hause zu als den Bruxas; denn er hätte doch gewiß mit seinem Gesicht nicht an dem über der Thüre hängenden Strauch streifen und in seiner Trunkenheit in eine Pfütze fallen können! O nein! der gute Mann war nie in seinem Leben betrunken — er ist jetzt nur so blaß von der gewiß sehr natürlichen Furcht — die teuflischen Bruxas thaten dieß alles. Nach diesen dämonischen Belustigungen fliegen diese in einer oder der andern der ihnen gegebenen häßlichen Gestalten mit vampyrischem Heißhunger zurück zu dem friedlichen Herde, wo ihr unschuldiges, von einem sterblichen Vater erzeugtes Kind in süßer Ruhe schlummert. Obgleich sie das Gräßliche ihres fürchterlichen Gelüstes fühlen, siegt dennoch ihre verfluchte Neigung über die Mutterliebe, und das Kind ergreifend, dem sie mit ihren schwarzen Schwingen Ruhe zufächeln, saugen sie ihm das Lebensblut aus den Adern — grauenvolles Geschick! denn sie wissen, daß sie das einzige Wesen, welches sie auf dieser Erde lieben, vernichten. Haben sie ihr eigenes Kind umgebracht, so dringen sie in die Hütten ihrer Nachbarn und Freunde ein und tödten hier auf dieselbe Weise die schlummernden Kinder. Und oft, wenn ein Kind so todt gefunden wird, noch feucht und mit sichtbaren Merkmalen, flüstern die Hebammen mit Furcht und Zittern ihrer Umgebung zu „dieß hat eine Bruxa gethan," indem sie auf alle Anwesenden ihr Auge mit drohendem Verdachte richten, denn niemand weiß, wer die Bruxa seyn kann. Sobald der erste Streif des grauenden Morgens erscheint, nehmen die unglücklichen Weiber wieder ihre menschliche Gestalt an und warten die Zeit ab, wo sie ihre fürchterlichen Orgien wieder beginnen können, und sind dabei stets ihres Geschickes bewußt."

Briefe aus Mittelamerika von C. Gr. G.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Da wir die Seekrankheit längst überstanden hatten und die See troß des widrigen Windes und der Strömung (welche an der südamerikanischen Küste die Geschwindigkeit von drei Meilen von SO nach NW hat), sehr ruhig war, so hatten wir eine angenehme Reise, welche nur einen Moment hatte, der uns alle ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte: dieß war ein plötzlicher Windstoß am Abend des 26sten, ein „Squall," wie der englische Seemann es nennt, begleitet von einem furchtbaren Regenguß. Ich bin so ein verzogenes Kind Neptuns (unberufen!), daß ich bis jetzt noch keinen eigentlichen Sturm erlebt hatte, und so war denn dieses Ereigniß mir sehr willkommen, um so mehr, als es in eine Periode fiel, wo ich nicht krank war. Ich saß gerade beim Schachspiel in der Cajüte, als plötzlich die Schachfiguren, die Stühle, die Passagiere, kurz alles was nicht niet- und nagelfest war, eine unfreiwillige Wanderung nach der Starboardseite des Schiffs antraten, ja ein unseliger Rocking-Chair fiel mir gerade ins Genick, zur größten Freude der übrigen Gesellschaft, welche sich alle in ähnlichen Lagen befanden. Leider war es Nacht und es regnete so fürchterlich, daß ich nicht im Stande war, die Scene vom Deck aus zu betrachten. In einer halben Stunde war alles vorüber, nur die See blieb etwas aufgeregt. Der Capitän war ein alter Bekannter von der Trent her, auf der er früher Officier war, ein prächtiger alter Mann, dessen Güte uns manche Annehmlichkeit an Bord verschaffte. Die übrigen Officiere und die Passagiere waren alle sehr artige Leute; unsere Damen, von denen zwei wirklich schön waren, lagen fortwährend kläglich darnieder, und ein Blick in die Ladies Cabin, deren Thür oft offen stand, gab eine Idee von dem „uranfänglichen Chaos." Als die armen Geschöpfe das Schiff verließen, konnte man die Spuren überstandenen unsäglichen Wehs auf ihren Gesichtern nur zu deutlich lesen.

Es war für mich wahrlich kein geringes Vergnügen, täglich die Spuren zu bemerken, daß wir weiter südlich kamen; der Polarstern sank immer mehr am nördlichen Horizont, während die prachtvollen Sternbilder des Scorpions, des Centauren und des südlichen Kreuzes immer höher und glänzender erschienen. Als wir uns der Karte gemäß am 26sten Mittags vor der Mündung des Orinoco befanden, empfanden wir eine große Freude, oder vielmehr ein abenteuerliches Gefühl, welches sich schwer analysiren läßt. Am 27sten, einem Sonntag, hatten wir Gottesdienst an Bord, welchen ein Geistlicher, der als Passagier mit uns gekommen war, versah. Es war ein herrlicher Morgen, die Feierlichkeit, mit der die Seeleute in ihren besten Kleidern sich auf dem Verdeck aufstellten, das Geläute, welches so gut es ging, mit der Schiffsglocke bewerkstelligt wurde, der ganze Eindruck war ein solcher, wie man ihn schwerlich auf dem Lande nachempfinden kann. Ein solcher Gottesdienst ist vollkommen ungestört, das Schiff wird zur Kirche, und alles was um uns herum Leben hat, ist in dem Augenblick dem Ueberirdischen zugewandt, gewiß ein sehr erhebendes Gefühl! Ich hoffte, daß der Gottesdienst im Vorlesen eines Passus der Bibel und vielleicht einer kurzen, körnigen Predigt bestehen würde; der Geistliche besaß indeß nicht Tact genug einzusehen, daß er sich nach Zeit und Ort zu richten habe, sondern führte uns durch den ermüdenden und geisttödtenden Ritus der anglicanischen Kirche, und gab zum Schluß eine breite, matte Predigt, die er sehr weitschweifig anfing und kurz abschneiden mußte, da mehrere Leute (so unrecht es war) davongingen und er die Geduld der Uebrigen ebenfalls fast erschöpft hatte.

Von dem englischen Gottesdienste kann ich um so eher etwas weitläufiger reden, da gewisse Leute, u. a. Sydow und die übrigen Bunsenisten uns gern damit beglücken möchten — ein Unternehmen, dem sich jeder mit aller Kraft widersetzen sollte, der für Förderung des öffentlichen Gottesdienstes ist. Ich gebe im Folgenden die Beschreibung des sonntäglichen Ritus in Granada, wie ich ihn erst kürzlich mit anhörte, und wie er überall in der Episcopalkirche gehalten wird. Der Gottesdienst begann mit der Verlesung des Sündenbekenntnisses, darauf folgten das Credo, welches später noch einmal wiederholt wurde, die zehn Gebote, ein Abschnitt aus der Geschichte der Könige im alten Testament, ein Abschnitt aus den Evangelien, die Epistel des Sonntags, das Evangelium des Sonntags. Diese Stücke wurden unterbrochen durch Gebete,

theils solche, die aus Bibelstellen zusammengesetzt und wirklich schön sind, dann ein Gebet für die Königin rc., das Vaterunser fünfmal wiederholt, und zwischen alle diesem wurde dreimal gesungen, Verse aus den versificirten Psalmen, welche das einzige Gesangbuch bilden, und welche eine eintönige, weinerliche Melodie haben. Nachdem dieser Ritus theils vom Pult unter der Kanzel, theils vom Altar, theils mit Responsorien, theils ohne dieselben, theils stehend, theils knieend, theils sitzend vollendet ist, besteigt der Prediger (nachdem er vorher sein weißes Gewand mit einem schwarzen vertauscht hat) die Kanzel. Bis dahin ist der Gottesdienst positiv weinerlich (ich kann keinen treffenderen Ausdruck finden), um so seltsamer ist der Contrast; denn die Predigt wird in dem bündigen Ton einer Abhandlung — in der That mit mehr Geschmack, als es meist in Deutschland geschieht — abgehalten; mit dem Amen nach der Predigt schnappt das Ganze ab und ohne ein Gebet oder einen Gesang läuft alles auseinander. — Ich finde demnach am englischen Ritus auszusetzen, daß er geisttödtend, einförmig und geschmacklos ist, und in der That jeden andern, als die Engländer, welche in Bezug auf die Sonntagsfeier so unglaublich rigoros sind, eher aus der Kirche als in dieselbe treiben muß. Ich will diese schroffe Ansicht näher motiviren. Fürs erste die Aneinanderkettung so vieler unzusammenhangender Stücke; das verwirrt, hebt das Interesse auf und langweilt. Zweitens besteht der größte Theil des Gottesdienstes (die Predigt ist hier nur Nebensache) aus stereotypen, sich sonntäglich wiederholenden Stücken, von denen einzelne sogar während des Dienstes mehrmals wiederholt werden (s. oben); das hat zur Folge, daß jeder regelmäßige Kirchgänger die Hälfte des Dienstes auswendig kennt, also gar keine Anregung erhält. Diese Repitition wird aber zum großen Uebel durch die regelmäßig wiederholte Weinerlichkeit, welcher ich den ehrenvolleren Namen einer Zerknirschung nicht gebe, weil sie künstlich ist. Sie muß nothwendig gleichgültig machen. — Die Welt besteht einmal nicht aus Heiligen, welche eifrig genug sind, jeden Sonntag eine tiefere Abrechnung mit sich vorzunehmen; der großen Menge gegenüber hat der sonntägliche Gottesdienst den Hauptzweck, die Aufmerksamkeit auf Religion und Seelenheil zu leiten: erfüllt er das, so ist viel geschehen. — Das Wechseln der weißen und schwarzen Gewänder ist überflüssig, ja lächerlich. Was die Gesänge betrifft, so ist keine Frage, daß die Engländer gegen uns sehr im Nachtheil sind. — Nachahmenswerth dagegen finde ich die Responsorien, wenn sie nicht bis zur Ermüdung und Geschmack- und Gedankenlosigkeit ausgedehnt werden. Der vortreffliche Grundgedanke ist, daß der Einzelne sich nicht schämen soll, activen Antheil am Gottesdienst zu nehmen. Das Vorlesen von Bibelstücken ist auch ansprechend, aber ich wußte nicht, wie es ohne ungebührliche Verlängerung der Kirchzeit und neben den wesentlichen Verlesungen von Evangelium und Epistel einen Platz finden sollte, ohne zu zerstreuen. Die Verlesung des Credo und der Zehn Gebote finde ich sehr löblich, aber es nimmt viel Zeit weg, und wenn es jeden Sonntag geschieht, wird es abermals ermüdend.

Bald nach Mittag zeigte sich das Leuchtschiff, welches vor der Mündung des Demerara liegt; das Wasser, welches schon den ganzen Tag über eine schmutzig grüne Farbe gezeigt hatte, verrieth immer mehr die Nähe des Landes und der großen Ströme, welche sich an dieser Küste ins Meer ergießen. Zu unserer unendlichen Freude erblickten wir nun auch entfernte Baumspitzen und bald darauf die flache Küste von Guiana; um vier Uhr passirten wir das Leuchtschiff und um fünf Uhr befanden wir uns in Demerara, die Stadt Georgetown und den Hafen dicht vor uns. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Flusses und kaum zwei Meilen von der Mündung desselben; er ist etwa drei Viertelstunden breit, seine Ufer flach und bewaldet; die Stadt hat ein freundliches, reinliches Ansehen; die Häuser am Ufer stehen fast alle auf Pfählen und sind großentheils von Holz, hell angestrichen und geschmackvoll. Eine Menge Palmen und andere malerische Bäume unterbrachen die Häuserreihen; das Ganze erinnerte mich an Port-Royal in Jamaica. Bald lagen wir in dem schönen, mit einer Masse stattlicher Schiffe gefüllten Hafen vor Anker, und kurze Zeit darauf betrat unser Fuß den großen Continent von Südamerika.

Georgetown oder Stabroeck, Demerara oder Demerary in British-Guiana, Guyana oder Guayana, — hiermit habt Ihr die verschiedenen Les- und Schreibarten dieser Colonie, von der ich hier die allgemeine Statistik gebe, daß die Colonien Demerara, Essequebo und Berbice, von den Holländern angelegt, 1803 de facto und 1814 de jure in den Händen der Engländer, gegenwärtig die Colonie von British-Guiana, unter Einem Gouverneur vereinigt bilden; die Hauptstadt ist Georgetown. Es ist ein Landstrich von 160 Meilen Länge an der Küste und von unbestrittener Tiefe ins innere Land hinein, welches von Indianern bewohnt ist. Ein großes, flaches Land, bewässert von mehreren ungeheuern Strömen, von denen der Essequebo der größte seyn soll. Der Corentin macht die Gränze zwischen British Guiana und Surinam, und der Moroko in Nordosten zwischen British Guiana und Venezuela. Einwohnerschaft 98,000, vierzehntägige Verbindung per Steamer mit Granada, wodurch British-Guiana aller Wohlthaten jener großen westindischen Dampfaccomodationen theilhaftig wird; die Verbindung durch Segelschiffe ist in der Richtung von hier nach Westindien durch die Strömung begünstigt; in der Richtung von Westindien nach Demerara aber fast unmöglich.

Breite von Georgetown 6° 50′ N. B., Länge etwa 58° W. L. von Greenwich, also der östlichste Punkt, den wir bis jetzt in Amerika berührt haben.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als wir an dem Brunnen vorüberkamen, fanden wir zwei Beduinen vom Stamm der Abidah mit ihren Gewehren. Sie folgten uns bis

an den Eingang in den Bach von Dana, der neben den Wällen der alten Stadt vorüberfließt. Der Sohn des Scherif suchte sie zu entfernen, da ihre Begleitung nicht nothwendig sey, aber sie erklärten, wir wollten Schätze suchen und sie wollten auch ihren Antheil daran haben. Der junge Mann griff zur List, um sie zu entfernen, aber diese List, welche glücklich anschlug, war mir eben nicht sehr angenehm. Als ich etwa zehn Schritte entfernt war, sagte er zu den Beduinen: „wie, fürchtet ihr nicht diesen Menschen? seyd überzeugt, daß eure Kugeln ihn nicht treffen. Er besitzt die Gewalt, sie gegen euch zu wenden oder mindestens an sich unschädlich zu machen; wenn ihr mir nicht glauben wollt, so sollt ihr sehen." Mit diesen Worten schlug der unvorsichtige junge Mensch auf mich an und ließ die Lunte auf die Pfanne sinken; aber der Schuß ging nicht los und selbst das Pulver auf der Pfanne entzündete sich nicht, weil der junge Mensch die Geschicklichkeit gehabt hatte, die Lunte schief fallen zu lassen, so daß sie die Pfanne bloß streifte. Die List gelang, wie gesagt, aber ich war nicht sonderlich ruhig dabei, denn die Beduinen konnten auf den Einfall kommen, den Versuch auf meine Kosten selbst zu machen. Das geschah aber nicht, sie kehrten vielmehr rasch um und sagten: das ist ein Zauberer (sabir). Der Sohn des Scherifs folgte mir noch einige Schritte weiter, bis wir auf einen großen Stein stießen, wo jemand mit Hülfe eines andern und härtern spitzigen Steines wenigstens zwei Seiten des Korans eingekritzelt hatte. Der junge Mensch versuchte mich zu schrecken und sagte: schreibe diese Inschrift ab. Ich erwiederte, das sey das Arabische des Koran, das sich allenthalben finde; dieß sey aber nicht das, was ich suche. Wie! rief er zornig, du willst nicht eine Stelle aus dem Koran abschreiben, du bist ein schlechter Moslem, ein Ungläubiger. Mit diesen Worten wandte er mir den Rücken zu und verließ mich und den jungen Menschen, der in Indien und in Mekka gewesen war. Dieser hatte etwas mehr Weltläufigkeit, als alle die abergläubischen Leute, die nie ihre Wüste verlassen hatten. Ich besuchte nun ungehindert die Ruinen des alten Saba, die im allgemeinen aber nur Erdhaufen darbieten; dann wollte ich noch die Pilaster und den Haram Bilkis *) sehen, der junge Mensch aber sagte, es sey zu spät und er wolle mich am andern Tage in der Frische des Morgens dahin führen.

Der Lärm, den meine Ankunft zu Mareb und in der Umgegend gemacht hatte, verbreitete sich immer weiter unter dem Stamm Abidah und von allen Seiten strömte es nach Mareb, um das merkwürdige Wesen zu sehen. Sobald ich wieder in meiner Wohnung angekommen war, besuchte mich der Scherif Abderrahman, um das Ergebniß meiner Forschungen zu sehen, und brachte dann wieder das Gespräch auf Religion, wie am folgenden Tage. Da diese fortdauernden Unterredungen mich nothwendig endlich in Verlegenheit bringen mußten, so stellte ich mich endlich unwillig und sagte: „Bin ich denn ein Kind, das nicht weiß, was es zu thun hat? Bin ich hieher gekommen, um mich in Religionssachen zu unterrichten? Besitzt man nicht anderswo diese Kenntniß in demselben Grade, wie ihr hier in der Wüste?" Jetzt änderte der Scherif das Gespräch und zog sich nach einigen Augenblicken zurück, kam jedoch mehrmals im Laufe dieses Tages wieder. Diese Besuche mißfielen mir keineswegs, beruhigten mich vielmehr und verschafften mir etwas Ruhe, weil ich mich den ganzen Tag von einer Menge Abidahs belästigt sah, die mich auf alle Weise quälten. Wenn nach einem sehr langen Aufenthalt zehn Personen von mir fortgingen, so drängten sich wieder fünfzehn andere herein, und alle mit ihren Gewehren bewaffnet. Diese drängten sich so sehr an mich, daß ich mich am Ende nicht mehr rühren konnte. Abgesehen von allen den lästigen Stellungen, die ich nach und nach annehmen mußte, um Platz zu gewinnen, mußte ich noch auf die wiederholten Fragen eines jeden und zwar stundenlang antworten. Wenn ich dann gehörig ermüdet war, sagten sie: „was hat er gesagt?" Dann nahm wieder ein anderer das Wort und that durchaus dieselben Fragen, wie der vorhergehende. Jeder wollte in seiner Reihe eine sehr lange Unterredung mit mir haben, von der er am Ende erklärte, daß er nichts verstanden habe, so daß ich mich den ganzen Tag lang mit solchen Unterredungen herumschlagen mußte. Vergebens griff ich zu dem Mittel, mich zum Schlafen niederzulegen, sie ließen mir keine Ruhe, schlugen mit den Gewehren auf mich an, zogen mich an den Füßen, ließen die Dolche vor meinen Augen blinken u. dgl. Da ich mich unter dem Schutze des Scherifs befand, so hatte ich für mein Leben nichts zu fürchten, aber die Komödie stand mir durchaus nicht an, deßhalb wurde ich öfters zornig und warf ihnen ihre Mißhandlung eines Fremden vor, aber alles umsonst.

*) Bilkis oder Balkis soll bekanntlich die Königin von Saba geheißen haben, welche Salomo in Jerusalem besuchte.

Saleh Asfur selbst konnte die Störenfriede nicht beruhigen. Er fürchtete, man wolle mir endlich noch ans Leben, und da er sich, weil sein schwacher Stamm wenig geachtet ist, gewissermaßen in die Unmöglichkeit versetzt sah, mich nach Sana zurückzubringen, er aber doch sein Versprechen halten wollte, weil er sonst nicht mehr den Fuß nach Sana setzen konnte, so suchte er sich meiner zu entledigen, indem er mich gegen eine kleine Entschädigung einem Mann von dem Stamm der Beni Schedad überwies, der mit einer starken Karawane denselben Tag wie wir zu Mareb angekommen war und mit einer Ladung Salz nach Sana zurückkehren sollte.

Dieser Tag verfloß unter der größten Spannung und auf die unangenehmste Weise. Ich suchte mich den Besuchen zu entziehen, denen ich unaufhörlich ausgesetzt war, und wollte deßhalb die Pilaster und den Haram Bilkis besuchen, wovon man mir so viel gesprochen hatte, konnte aber niemand finden, der mich begleiten wollte, so sehr fürchtete man diese unruhige Menge. Der junge Mensch, der mich bereits nach den Ruinen der alten Stadt geleitet hatte, konnte sich nicht entschließen, mich ein zweitesmal zu begleiten, da er bei seiner Rückkehr ins Dorf von seinen Landsleuten durchsucht worden war, die bei ihm Kostbarkeiten zu finden meinten, welche meine magische Kraft, wie sie sagten, unter den alten Ruinen entdeckt habe. Am Abend dieses Tages jedoch ließ sich der Scherif Abderrahman, der mich zum viertenmal besuchte, von meinen Klagen rühren, und versprach mir, mich am andern Morgen bei guter Zeit nach den Pilastern und dem Haram Bilkis geleiten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende Richardson, welcher schon früher im Interesse der Antislavery-Gesellschaft eine Mission nach Marocco unternahm, ist jetzt zu einem ähnlichen Zweck in der großen Wüste bis Gadames vorgedrungen, dem großen Handelsdepot des nördlichen und centralen Afrika. Sein unmittelbarer Zweck ist über den Sklavenhandel statistische Daten zu sammeln. (Athenäum vom 25 Oct.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1845.

Neucaledonien.

(Revue de l'Orient. Oct. 1844.)

Die französische Gabarre Bucephale war beauftragt, Hrn. G. Douarre, Bischof von Amata, und die französischen Missionäre Rougeyron und Viard nach Neucaledonien zu bringen, um dort das Christenthum und die christliche Civilisation auszubreiten. Neucaledonien, von Cook im J. 1774 entdeckt, ist die Hauptinsel einer von gefährlichen Riffen umgebenen Gruppe; der eigentliche Name der Insel ist Opao und ihre Länge beträgt etwa 70, ihre Breite 12 Lieues. Sie ist von einer Kette hoher Berge durchzogen, unter denen ein thätiger Vulcan ist. Die Bevölkerung wurde von Forster auf 50,000 Menschen geschätzt, die zur schwarzen Race mit fetter Haut und gekräuselten Wollhaaren gehören. In seinem jetzigen Zustand zeigt dieß Land dem Beobachter einen jungfräulichen Boden, den die Hand der Menschen kaum berührt hat, und der obwohl in jeder Beziehung von der Natur begünstigt, langer Bearbeitung bedürfte, um productiv zu werden. Seine geographische Lage in der Nähe mehrerer großen englischen Colonien, und in geringer Entfernung vom Continent gibt ihm eine große politische Wichtigkeit, wenn man erwägt, daß es den französischen Kriegsschiffen eine sichere und gewinnbringende Fahrt im Fall eines Kriegs in ganz Centraloceanien verschaffen würden, da die Gruppe ihnen über und unter dem Winde Häfen darböte, um sich zu verproviantiren. Die jetzigen Hülfsquellen der Gruppe an Masten und Bauholz sind bedeutend, ihre Häfen sind sicher, zahlreich und leicht zu vertheidigen, und in kurzer Zeit könnten Lebensmittel aller Art im Ueberfluß beschafft werden.

Wenn aber diese Inselgruppe ein militärischer Punkt werden kann, so ist sie darum nicht minder bestimmt eine beachtenswerthe Handelscolonie zu werden. Die Mannichfaltigkeit, welche der Boden und die Temperatur darbieten, die Menge der Flüsse und Ebenen, die große Aehnlichkeit der Vegetabilien mit denen des Continents und der benachbarten großen Inseln im Westen, alles dieß ist ein sicherer Bürge, daß jeder Anbau, welcher den Reichthum Indiens ausmacht, auch hier gelingen wird. Indeß ist zu bemerken, daß wenn man auch von der geringen Einigkeit der Eingebornen unter einander nichts zu fürchten hat, man darum doch nicht längere Zeit auf eine tüchtige Mitwirkung zählen kann, und daß die Colonisation dieselben Schwierigkeiten darbieten wird, wie auf den östlichen Inseln. Die erste Quelle des Handels bietet sich natürlich in der Ausbeutung der säulenartigen Fichtenstämme, des Sandel-, Teckholzes, überhaupt der großen Bäume dar, welche in diesen Wäldern in Menge sich finden; sorgfältige Proben müssen dann angestellt werden, welche Art von Anbau für die verschiedenen Localitäten paßt, und daraus wird sich dann erst der Handel mit Gewürzen, Baumwolle, Kaffee, Zucker und andern Colonialwaaren entwickeln. Die Ebenen am Meere und die am Gebirge, welche eine minder hohe Temperatur haben, könnten wahrscheinlich, wie auf Bourbon und Ile de France, Cerealien erzeugen, oder mindestens unermeßliche Heerden nähren, woraus in wenigen Jahren eine vortheilhafte Industrie entspränge.

Briefe aus Mittelamerika von C. Gr. G.

Erster Brief.

(Schluß.)

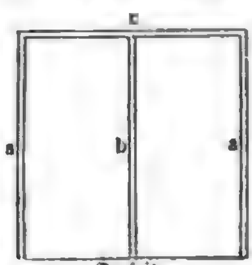
Georgetown, 30 Julius.

Erst heute, so wollte es mein Mißgeschick, aber doch heute, empfange ich zu meiner unendlichen Freude Briefe von Euch. Fast ein Vierteljahr war ich ohne Nachricht von Euch. Zur Beantwortung Eures Briefes ist es eigentlich fast zu spät, da es wahrscheinlich ist, daß Ihr Euch des Inhalts nach vier Monaten kaum erinnert. Ich gebe indeß das zu Beantwortende pflichtgemäß durch. Zuerst berührt Ihr die Kammerdebatten in Frankreich über Abolition und den gleichzeitigen Empfang meines Angerondriefs. Ich hatte schon von Martinique aus Gelegenheit, die Mißstimmung zu erwähnen, welche dort über diese Debatten herrscht; ich selbst habe nur sehr wenig davon gelesen, wenn aber z. B. einer der Deputirten behauptet, er habe zwei Jahre in Westindien gelebt und die

Neger als das arbeitsamste Volk der Welt gefunden, so ist das eine positive Lächerlichkeit, und es wirft ein schlimmes Licht auf diese Debatten, wenn solche Stimmen darin gehört werden, die als Stimme eines Augenzeugen offenbar großes Gewicht haben müssen. Wenn die Herren bloß auf allmähliche Abolition hinarbeiten, so will ich's loben; diese ist eigentlich noch nirgends versucht worden, und mag in einigen Colonien sehr empfehlenswerth seyn. Nicht so in Cuba. Ich gestehe gern zu, daß ich durch Zufall die Negerverhältnisse zuerst von ihrer schwärzesten Seite gesehen habe, denn dort ist das Verhältniß zwischen Weiß und Schwarz desperat; ein Negerbesitzer in Cuba bedarf aller Eigenschaften eines Autokrators, wenn er leben und bestehen will; er steht auf einem Vulcan.

Georgetown, 3 August.

Wenn dieser Brief Euch zu rechter Zeit erreichen soll, d. h. 15 Tage, nachdem ich den letzten abschickte, so muß ich ihn schon zu Ende bringen, denn die Reindeer geht morgen ab. Ich bin daher genöthigt, Euch von unserm gegenwärtigen Aufenthalt nur eine sehr oberflächliche und unvollkommene Skizze zu geben, und muß den bessern Theil davon auf den nächsten Posttag aufschieben. Georgetown liegt in einer ungeheuren Ebene, selbst am fernsten Horizont ist kein Hügel zu sehen, und man sagt, daß die nächsten Erhöhungen des Erdbodens ein paar hundert Meilen entfernt sind. Es ist eine alte, holländische Colonie, und es läßt sich wohl von ihr sagen, was einer der Passagiere bei der Einfahrt in den Hafen behauptete: daß nur die Holländer im Stand seyn könnten, aus einer solchen Küste eine Colonie zu machen. Nachdem diese anscheinend unglückliche Auswahl indeß gemacht ist, kann nicht geläugnet werden, daß diese Colonie eine der schönsten und reichsten ist, die man sehen kann. Der Boden ist höchst fruchtbar, und die Lage fast unter dem Aequator bringt jenen Reichthum an thierischen und vegetabilischen Formen hervor, welcher Guyana berühmt gemacht hat; es ist das Paradies des Naturforschers. Natürlich ist das Land sumpfig, und das Hinterland nur ein einziger Sumpf in der Regenzeit; in der Nähe des Ufers aber ist der Boden gut cultivirt, und durch Canäle entwässert. Jedes Grundstück ist in der hieneben an-



Seeseite.

gegebenen Weise mit Gräben umzogen, von denen der c das von der Landseite kommende Wasser abhält, die a a aber das Wasser aus dem Canal c zur See oder zum Fluß leiten. Größere Pflanzungen haben in der Mitte noch einen Canal zum Flößen des Zuckerrohrs ꝛc. auf schmalen Canalbooten (bei b), die Canäle bei a sind mit Schleußen versehen, um in der nassen Jahreszeit das Eindringen der Fluth von den Flüssen zu verhindern. Selbst die Stadt hat in allen Straßen, die mit dem Fluß parallel laufen, Gräben und entsprechende Abzugscanäle mit Schleußen. Unter solchen Umständen sollte man fast denken, daß Georgetown ein ungesunder Platz sey, dem ist aber nicht also; es ist gesünder als der größte Theil von Westindien, das gelbe Fieber ist nur ausnahmsweise und seit einer Reihe von Jahren gar nicht hier gewesen; als es seine Erscheinung in den letzten Jahren (1839) machte, beschränkte es sich auf den Stadttheil, der unmittelbar am Wasser liegt, wo das Stagniren von Wasser, das mit Seewasser untermischt ist, für ungesund gilt. Ich sage dieß alles so ausführlich, damit Ihr nicht besorgt seyd, daß ich Guyana berühre, welches einen so üblen Ruf hat, ja sogar für ein Grab der Europäer gilt. Ich will erklären was das heißt: für die arbeitenden Classen ist Westindien, Guyana, die Südostküste von Mexico und Guatemala allerdings ein Grab; kein Europäer sollte nach diesen Gegenden auswandern, um dort von Arbeit und körperlicher Anstrengung zu leben, das Klima ist nicht dazu gemacht, und es existirt kein Beispiel, daß eine solche Auswanderung geglückt ist. Der Europäer dagegen, welcher hier als Gentleman lebt, sich in Acht nimmt, sich während der Tageshitze nicht anstrengt und vernünftig lebt, ist in den meisten Fällen und an den meisten Orten sicher; in der schlechten Jahreszeit sind freilich manche Plätze, wie Habana, New-Orleans, Vera Cruz gefährlich, aber diese haben wir immer gewissenhaft vermieden und werden sie vermeiden. Im Gegentheil scheint Guyana weit gesünder als Westindien zu seyn; statistische Tafeln zeigen, daß die Sterblichkeit hier geringer ist als in den meisten Gegenden von England. Man ist auch hier durchaus nicht ängstlich wie in Westindien, wo ich fast ein Vierteljahr lang keinen Tropfen pures Wasser getrunken habe, weil die Leute sagen: es ist Gift. Kurz und gut, ich kann Euch die positive und ernstliche Beruhigung geben, daß keine Gefahr hier ist, nach meinem besten Wissen.

Georgetown ist eine außerordentlich hübsche Stadt. Der Geschäftstheil ist entlang dem Fluß, und die Werfte stoßen direct an die hintere Seite der Straße; die Häuser sind dort ziemlich zusammengedrängt, und dieser Stadttheil ist der wenigst hübsche. Alles was nicht genöthigt ist sich dort aufzuhalten, wohnt dagegen in den übrigen Stadttheilen, welche aus sehr regelmäßigen, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen bestehen, alle sehr weit und für die erquickenden Seewinde offen. Jedes Haus ist von allen Seiten mit Garten und Bäumen umgeben, und man wohnt vollkommen wie auf dem Lande; die Häuser sind bei dem großen Mangel an Steinen, der diesem Uferland natürlich ist, von Holz, aber sehr niedlich und geschmackvoll, hübsch angestrichen und mit Galerien rund herum. Viele stehen auf Pfählen, namentlich die geringeren Wohnungen. Die Vegetation ist über alles reich und üppig, Orangen und Ananas von unvergleichlicher Güte, kurz es ist ein Paradies und muß es im Innern noch mehr seyn. Von naturhistorischen Wundern haben wir noch nicht viel gesehen; zwei exotische Thiere verdienen jedoch Er-

wohnung: das sind erstens die „Ochsenfrösche,“ welche die Canäle in den Straßen bevölkern und jeden Abend ein herzerhebendes Concert beginnen. Diese Monstra haben einen Ton, der ungefähr dem Klang einer dicken, schlaffgespannten Saite gleichkommt, aber sehr laut und etwa zehn Secunden anhaltend. Sie wurden mir an den ersten Abenden wirklich störend, bis ich mich daran gewöhnte. Das andere ist der Vogel „Qu'est-ce qu'il dit?“ so genannt von seiner Stimme, mit der er diese Worte sehr deutlich ausspricht. Er hat etwa die Größe einer Drossel und ist in Masse in den Gebüschen vorhanden, fliegt sogar manchmal in die Zimmer, und fragt den ganzen Tag: qu'est-ce qu'il dit? Neulich wachte ich zufällig sehr früh auf und hörte wie der Hahn krähte, gerade um die Zeit vor Sonnenaufgang. Augenblicklich folgte die Frage: qu'est-ce qu'il dit? und da ich zweifle, daß der Hahn eine befriedigende Antwort gab, so haben sie freilich ein Recht die Frage zu wiederholen. Ein anderer Vogel, von dem mir erzählt wurde, überrascht zuweilen den Wanderer in den Wäldern mit der Frage: „Who are you?“ Daß Leuchtkäfer (deren es hier besonders viele gibt), Scorpione, Schlangen, faustgroße Spinnen (wie A..... gestern eine in seinem Rockärmel fand) unsere Wohnung zu der ihrigen machen, ist man schon gewohnt; schrecklich aber ist es, daß die Mosquitos mit der Nähe der heißen Zone immer schlimmer werden, hier sind sie gräßlich.

Unsere große Idee ist es nun von hier aus einen der großen Flüsse hinaufzugehen, so weit wir kommen können, und einen andern Fluß, vielleicht den Orinoco, wieder herunter zu kommen; ein glorioser Plan, welcher leicht ein paar Wochen kosten kann, aber keine Gefahren hat. Nichts soll dem Binnenlande dieses Küstenstriches gleichen, und ich erwarte herrliche Ausbeute an allen möglichen naturhistorischen Schätzen. Diese Gegenden sind alle von unserm Landsmann Schomburgk bereist und beschrieben, auf einem der Flüsse entdeckte er eine unvergleichlich schöne Wasserpflanze, und gab ihr den Namen Victoria regia, wofür die Königin ihn zum Ritter schlug. — Ehe dieser Plan ausgeführt wird, bedarf es indeß vieler Vorbereitungen, so daß vor Ende nächster Woche wohl nichts daraus werden wird.

Die Emancipation hat auch hier großes Unheil gestiftet, bei dem ursprünglichen Reichthum der Colonie hat man indeß sehr viel gethan, sich dagegen zu schützen. Sehr viele portugiesische Handwerker wandern von Madeira ein, hauptsächlich aber hat man es jetzt unternommen, Kulis, eine ostindische Menschensorte, zu importiren, welche das Taglohn hier zehnmal größer als in Ostindien finden (5 Cents zu 50 Cents), und sich ganz gut anlassen sollen. Die Indianer taugen nicht zur Arbeit und die Neger fangen wie überall an sich auf einem kleinen Grundstück anzusiedeln, wozu die reichliche Bezahlung, welche sie in der sogenannten Lehrlingszeit (1834 bis 1838) fanden, ihnen die Mittel gibt. Man denkt daran, nach und nach 50,000 Kulis einzuführen, bis jetzt ist aber großer Arbeitsmangel, und erst heute besuchte ich eine ganz prachtvolle Plantage in der Nähe der Stadt (2400 Morgen), welche vor der Emancipation etwa 25,000 Pfd. St. jährlich reinen Ertrag lieferte, jetzt aber für 36,000 Pfd. St. verkauft worden ist.

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, wie die Entschädigungssumme von 20 Millionen vertheilt worden ist; man nahm die Preise eines erwachsenen guten Sklaven in jeder Colonie, und bestimmte Verhältnißzahlen für den verschiedenen Werth der schwächern, jungen, alten Weiber etc., dann wurde jede Colonie per Kopf bezahlt, und es ergab sich, daß die gesammte Entschädigungssumme etwa die Hälfte des wirklichen Schadens gedeckt hat. Das ist arg genug, und weit schlimmer als ich geglaubt hatte; es ist denke ich eine große Ungerechtigkeit.

Schomburgks prachtvolles Reisewerk liegt vor mir, und wenn ich auch nicht hoffen kann, daß wir so weit flußaufwärts kommen werden, als er in 4 Jahren und mit weit bedeutenderen Mitteln, mit denen ihn die Regierung unterstützt hatte, so möchte ich doch wenigstens eine Idee von den Schönheiten dieser Reise haben, um so mehr als es ein wenig besuchtes Stück Welt ist, so daß man Ehre damit einlegen kann. — Sowohl A..... als ich sind ganz wie toll, und betrachten diese Expedition als den Glanzpunkt unserer ganzen Reise; nicht mit vielem Gelde ließen wir sie uns abkaufen, und da keine Gefahr dabei ist, könnt Ihr ja auch nichts dagegen haben. Es wird freilich eine tolle Partie werden, wenn die Caraiben, welche, beiläufig gesagt, keine Menschenfresser sind, uns in ihren Booten flußaufwärts rudern und wir von dem Ertrag unserer Jagd leben müssen. Aber wer vermöchte einem so romantischen Plane zu widerstehen, wenn er so nahe zur Hand liegt? Würden wir uns nicht unser ganzes Leben grämen, diese Gelegenheit versäumt zu haben?

Doch ich eile zum Schluß, da die Mail heut Nachmittag schließt. Morgen früh, also am 4 August, am Jahrestag unsrer Abreise von Liverpool geht die Reindeer ab, und so trifft es sich denn, daß mein erster Brief aus Südamerika an diesem Tage die Reise zu Euch antritt.

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, den 20 Julius, kamen auch wirklich der Sohn des Scheriffs und der Eigenthümer des Hauses mit ihren Gewehren, noch ehe die Ruhestörer von dem abscheulichen Stamm der Abidah anlangten. Wir setzten über den ausgetrockneten Bach, der unterhalb der Ruinen der alten Stadt durchläuft. In geringer Entfernung und stets in östlicher Richtung von der Stadt zeigte man mir einen weiten, sehr gut aus harter Erde geschlagenen Platz, der das ehemalige Marktfeld der Sabäer gewesen seyn soll; aber man sieht hier keine Spur von einem Bau, selbst nicht einmal einen nur etwas bedeutenden Stein. Nach einem halbstündigen sehr eiligen Marsch kamen wir zu den Pilastern, wo ich nur zwei Inschriften fand, von denen die eine allzu beschädigt war, als daß ich sie hätte copiren können. Von den Pilastern

begaben wir uns nach dem Haram Bilkis eine Viertelstunde nördlich von den Pilastern. Hier mußte ich drei Inschriften unerpirt lassen, einestheils weil sie mit Sand bedeckt waren, anderntheils weil mich meine Führer zur Rückkehr drängten. Auch konnte ich einen Hügel nicht besuchen, der aus den wohlerhaltenen Knochen der ehemals von den Sabäern dargebrachten Opfer bestehen soll, und nach den Aussagen der Einwohner von Haram nicht weit von Mareb liegt.

Nach der Rückkehr ins Dorf kam der Scherif aufs neue, um meine Ernte von Inschriften zu untersuchen; kaum war ich aber wieder in meiner Wohnung, so begann die Masse der Störenfriede, welches an diesem Tage lauter neue waren und mit sehr aufgeregtem Sinn schon zu mir kamen. Während des ganzen Laufes dieses Tages wurde ich mehr als jemals und zwar auf die allerunangenehmste Art gequält. Am Nachmittag, wo die Hitze meiner Verfolger so zu sagen den höchsten Gipfel erreicht hatte, kam Hasan Batasch, um mich nach einem andern Hause abzuholen; das war mir sehr lieb, denn ich hoffte mich der wüthenden Menge zu entziehen. Wir befanden uns, so viel ich sehen konnte, bei dem Kadi, vor dessen Hause ich an der Schwelle der Eingangsthüre einen kleinen behauenen Stein mit einer in kleinen Charakteren geschriebenen, aber sehr wohl erhaltenen Inschrift bemerkte. Ich brannte vor Begierde sie zu copiren, aber ich hätte es, ohne mich den ernstlichsten Gefahren auszusetzen, nicht thun können, da die Menge mir bis an den Eingang des Hauses gefolgt war, und auf dem Punkt stand, die Thüre zu sprengen, um mir ins Innere zu folgen. Es war mir am Abend zuvor unmöglich gewesen, mehrere Inschriften, die ich auf Steinen, die zum Bau der Häuser des Dorfes dienten, bemerkt hatte, zu copiren. Nur mit der größten Beschwerde hatte ich dieß mit zweien gethan unter dem Geschrei des Volks, das herbeilief, um zu sehen, was ich mache. Selbst die Frauen und Kinder erschienen auf den Terrassen ihrer Häuser und schrien: „verjagt diesen Zauberer, diesen Ungläubigen, der uns Unglück ins Land bringt; ohne Zweifel zieht er uns durch sein Treiben alles mögliche Unglück zu.“ Mehrere widersetzten sich sodann dem Copiren der Inschriften auf den Steinen ihrer Häuser, andere liefen schreiend zum Scherif Abderrahman, um mich zu verklagen und mir das Abschreiben der Inschriften verbieten zu lassen. Der Scherif antwortete ihnen, es sey sehr unverständig zu glauben, daß ich ihnen Nachtheil zufügen könne. „Da wir ihn, fügte er hinzu, bei uns aufgenommen haben, so laßt ihn machen, wie es ihm gefällt, und wenn uns ein Unglück zustößt, so geschieht es nur mit Erlaubniß Gottes.“

Als ich ins Innere des Hauses gekommen war, wohin man mich führte, meiner Ansicht nach, um den erdrückenden Verfolgungen des Stammes der Abidah mich zu entziehen, war ich nicht wenig erstaunt, hier keineswegs die erwartete Ruhe, sondern neue Verfolgungen zu finden. Ich war dem Befragen nicht nur mehrerer Männer, sondern auch von vier oder fünf Weibern ausgesetzt, die mich als ein seltsames Unthier ansahen und doch sich um mich drängten, mich mit widerwärtigen Fragen belästigten und jeden Augenblick in ein Gelächter über mich ausbrachen, was meine Wuth nur steigerte. Bei dem Examen von Seite der Männer hatte ich nicht nur Fragen über die Religion auszuhalten, sondern auch über meine Nationalität, worüber sie die seltsamsten Ansichten hatten. Man sagte mir unter anderm, ich müßte ohne Zweifel zu den Engländern in Aden gehören. Auch über diesen Punkt thaten sie eine Menge Fragen an mich, um das Geheimniß, das sie so sehr interessirte, zu ergründen: „warst du niemals in Aden? kennst du nicht den Befehlshaber dieses Orts? bist du nicht von ihm geschickt? gehörest du nicht zu derselben Nation?“ Dann erzählten sie mir eine Menge Beispiele grausamer Gerechtigkeitsübung, welche der Befehlshaber von Aden an Arabern, die sich eines Vergehens schuldig gemacht, habe vollziehen lassen. Auf alles dieß antwortete ich bloß, daß ich kein Engländer sey. Ich konnte nicht die mindeste Bemerkung machen, ohne mich den größten Gefahren auszusetzen. Um ihnen zu zeigen, wie sehr mir ihre Unterredung mißfalle, steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, an dem ich saß, aber die Weiber konnten mich auch jetzt nicht ruhig lassen, und nicht zufrieden mich durch ihre Fragen zu plagen, sie erlaubten sich sogar mich zu zwicken, um mich dadurch zu zwingen, ihnen Rede zu stehen. Diese sabäischen Furien, welche sich ein Vergnügen daraus machten, über die Weiße meiner Haut, so wie über alles, was sie besonderes an mir zu bemerken glaubten, zu lachen, ahnten nicht, daß ich selbst durch die Schleier hindurch ihre Schönheit und ihre freilich durch eine Lage Indigo beschmutzte Weiße bemerkte, welche indeß hinreichend sehen ließ, was sie seyn müßten, wenn sie ein Bad genommen hätten.

Endlich kam mitten unter dieser tragischen Scene, während deren man mich nöthigte Kaffee zu trinken, der Scherif Abderrahman noch, um sich auch in die Sache zu mengen. Nachdem er der Versammlung gesagt und wiederholt hatte, daß ihr Gespräch mir gar nicht angenehm sey, weil man mich nur lächerlich zu machen suche, zeigte man mir endlich eine alte Frau, die gute Mama der Familie. Dieß und nicht um mich den Plackereien der Beduinen zu entziehen, war der Zweck, weßhalb man mich in das Haus geführt hatte.*) Die arme alte Frau war ganz einfach von einem Wechselfieber befallen, das ihr im Augenblick des Anfalls die Besinnung raubte. Ihrer Angabe nach war sie von den Geistern besessen; darum fragte man mich auch vielfach, ob ich nicht die bösen Geister bannen könne.

Als ich das Haus verließ, wurde ich wieder von mehreren Beduinen angefallen, die meine Geduld auf die Probe stellten und mir bis in meine Wohnung folgten; hier begannen sie ihre Plackereien von neuem, und mehrere schworen mein Blut zu trinken, wenn ich am andern Tag abreiste. Bald kam auch der Scherif Abderrahman wieder zu mir, zum fünftenmal an diesem Tag, und jedesmal, wenn er wieder kam, hatte er alle mögliche Mühe die Beduinen zu beschwichtigen; aber auch dieß dauerte nie lange, denn kaum verließ mich der Scherif, so begannen sie aufs neue, so daß ich gewünscht hätte, er gehe nie von mir weg. Endlich kam die Nacht und alle Beduinen zogen sich vor dem Thorschluß zurück, weil es ihnen nicht erlaubt ist, die Nacht im Dorfe zuzubringen. Der Scherif hatte die Gefälligkeit mir einen Theil seines Abendessens zu schicken, was mir ein sehr großes Vergnügen machte, denn man findet durchaus nichts in diesem Lande zu kaufen, und ich mußte mich statt aller Nahrung mit einem halbgekochten Teig begnügen, den man mit ein wenig von der mit mir gebrachten Butter geknetet hatte, aber der Scherif, welcher an diesem Tage Gäste hatte, mußte ein Lamm schlachten lassen, von dem er mir am Abend einen Theil zuschickte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Frauen wie die Männer kleiden sich in Kattun, der mit Indigo dunkelblau oder schwarz gefärbt ist. Diese Zeuge kommen theils aus Hadramaut, theils aus dem Tehama.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1845.

Skizzen aus Brasilien.

2. Schilderung der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Kirchen. — Spitäler u. s. w.

(Nach Daniel P. Kidder.)

Der Fremde, auf welche Weise er auch im Hafen von Rio ankommen möge, landet gewöhnlich in einem kleinen Boot am Largo di Paza, oder Schloßplatz, und wird, zumal wenn zur Fluthzeit die Wogen der Bai sich schäumend am Steinkai brechen, die Granitstufen zu schätzen wissen, auf die er festen Fuß setzen kann, während das schwankende Boot am Ufer festgehalten wird. An verschiedenen andern Landungsplätzen muß der Passagier sich entweder auf den Schultern seines Bootführers durch die Brandung tragen lassen, oder auf die Gefahr hin durchnäßt zu werden einen Sprung ans Ufer wagen. Docks gibt es nicht, auch keine Art von Anstalt, um die Schiffe selbst in Berührung mit dem Lande zu bringen. Nur für die Dampf-Fährboote, welche quer über die Bai zwischen Rio und Nitheroby fahren, hat man neuerlich ein paar Landungsstellen angelegt; alle übrigen Dampf- und Segelschiffe müssen auf dem Strom ankern.

Auf dem Schloßplatz sieht sich der Fremde von der buntesten Menschenmenge umgeben. Die Mehrheit sind Afrikaner, Männer und Weiber, die sich um den Brunnen drängen, um ihre Bütten oder Fäßchen mit Wasser zu füllen und auf dem Kopf nach Hause zu tragen. Diese Sklaven gehen meist barfuß, doch sind manche auch bunt gekleidet. Man sieht sie gewöhnlich in lebhafter Unterhaltung, welche indeß mitunter auch zu Zank und Schlägen führt; indeß fügen sich die Schwarzen leicht der Autorität der gewöhnlich in der Nähe befindlichen Soldaten. Zu gewissen Stunden des Tages sieht man aber auch viele Bürger und fremde Bewohner der Stadt auf dem Schloßplatz spazieren, um die frische Seeluft zu genießen.

Das Schloß ist ein großes Steingebäude in altportugiesischem Styl; es ward lange von den Vicekönigen, einige Zeit auch von Johann VI als Residenz benutzt, enthält aber jetzt verschiedene Bureaux für den öffentlichen Dienst und eine Reihe von Gemächern, wo an Galatagen Hof gehalten wird. Die Gebäude an der Rückseite des Schloßplatzes wurden alle zu kirchlichen Zwecken errichtet; das älteste war ein Franciscanerkloster, welches aber schon längst zu weltlichen Zwecken mit dem Palast verbunden ward. Die alte Capelle besteht noch, mußte aber an Glanz und Popularität der neuen kaiserlichen Capelle weichen. Neben dieser steht die des dritten Ordens „Unserer Frau vom Berge Carmel,“ welche täglich geöffnet ist und als Kathedrale dient.

Die mit großen Steinen gepflasterten Straßen sind meistens eng, die Häuser selten über drei Stock hoch, aber fast durchgängig bewohnt, indeß dient das Erdgeschoß fast immer zur Aufbewahrung und Schaustellung von Waaren. Das Baumaterial ist gewöhnlich Granit, die Mauern werden aber nicht von Quadern, sondern in der Regel von kleinern Bruchsteinen aufgeführt und mit Kalk verputzt, so daß die weiße Farbe im Sonnenschein oft den Augen lästig wird. — Rechts vom Schloßplatz zieht sich eine breite Hauptstraße, Rua Diretta, längs dem Ufer hin, und hier ist in den Geschäftsstunden, von 9 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, ein sehr reges und eigenthümliches Leben; nur in diesen Stunden ist es erlaubt die Schiffe zu löschen und zu laden und Güter aller Art aus dem Zollhause zu holen. Wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeit durch Menschenhände verrichtet wird, ja daß selbst die wenigen Karren für die schweren Collis nur von Negern gezogen, alle geringern Lasten aber auf den Köpfen getragen werden, so kann man sich eine Vorstellung von diesem Leben machen. — Die Kaffeeträger, die größten und stärksten Leute, welche man finden kann, gehen gewöhnlich truppweise, zehn bis zwanzig zusammen, geführt von Einem, welcher Capitän genannt wird; ihre einzige Bekleidung besteht aus einem kurzen Beinkleid, das sonst übliche Hemd wird als lästig bei Seite gelegt. Jeder nimmt einen Sack von 160 Pfund auf den Kopf und dann setzt sich der ganze Zug in gemessenem Trott in Bewegung, der allmählich zu einem raschen Lauf anwächst. Da eine Hand genügt die Last im Gleichgewicht zu erhalten, tragen sie häufig in der andern kleine Instrumente, die den Klapperbüchsen unserer Kinder gleichen, und

womit sie irgend einen wilden äthiopischen Gesang begleiten, den alle zusammen während des Laufens anstimmen. Die Musik hat für die Neger eine ganz besonders aufregende Wirkung, und ein in früherer Zeit des allzu großen Lärms wegen erlassenes Verbot, auf den Straßen zu singen, hat dem Vernehmen nach zurückgenommen werden müssen, weil die Leute ohne Gesang wenig mehr beschafften. Auf den Fremden machen aber diese wilden, von allen Seiten zugleich erschallenden Gesänge einen unvergeßlichen Eindruck.

Eines der hervorragendsten Gebäude an der Rua Direita ist die Praça do Commercio oder Börse, die als ein Theil des Zollhauses im J. 1834 von der Regierung zu seinem jetzigen Zwecke bestimmt und mit bedeutenden Kosten modernisirt ward, so daß sie jetzt mit ihren Umgebungen einen auffallenden Contrast bildet. Hier ist ein Lesezimmer mit einheimischen und fremden Zeitungen, und in der geräumigen Säulenhalle versammeln sich Morgens die Kaufleute von acht oder neun verschiedenen Nationen. Gleich daneben ist der Eingang zum Zollhause, dessen große Waarenhäuser sich ganz bis ans Ufer erstrecken, wo die Schiffsgüter unter einem Wetterdach gelandet werden können. Der vielen, zum Theil lästigen Förmlichkeiten wegen, denen die Expedition in dieser Alfandega unterworfen ist, haben die meisten großen Handelsleute des Platzes einen besondern Commis für die Besorgung dieser Geschäfte, und der mit dem Geschäftsgang nicht vertraute Fremde wird wohlthun sich an einen solchen Mann zu wenden und sich außerdem mit Geduld zu waffnen, obgleich ich aus eigener Erfahrung die Freundlichkeit der Behandlung nur rühmen kann.

In derselben Straße und ganz nahe bei der Alfandega ist auch das General-Postamt (Correio Geral), in dessen geräumigem Vorhause man immer einige, zum Theil schlafende Soldaten findet. Eine Treppe hoch gelangt man links zu den Bureaux der Nationalbank und der Schatzkammer, rechts zu den Postbureaux, wo die Briefe und Zeitungen nicht alphabetisch geordnet, sondern in ganzen Haufen nach den Orten der Herkunft gesondert liegen; doch gilt dieß nur für die inländische Post, die auswärtigen Briefe liegen alle durcheinander in Einem Haufen, und wer zuerst kommt hat das Recht die ganze Masse zu durchsuchen und das für ihn oder seine Freunde Bestimmte herauszulesen, was freilich leicht zu Irrthum und Mißbrauch führen kann, obgleich ich selbst nicht darüber zu klagen habe. Einige Handelshäuser lassen sich indeß ihre Briefe zusenden und bezahlen dafür jährlich eine bestimmte Vergütung an die Beamten; die inländischen Posten werden theils zu Pferde, theils zu Fuß befördert, und daher langsam, aber auch für ein geringes Porto, zuweilen gelangen aber Pakete, die für das Zollhaus bestimmt waren an das Postamt, und dann sind die Unkosten sehr hoch. Wer sich wegen übertriebener Forderung beschwert, wird an den General-Inspector gewiesen, und bis er dann die von diesem festgesetzte Summe berichtigt hat, wird ihm gar nichts mehr von der Post ausgeliefert. Im allgemeinen ist jedoch die Behandlung auf der Post von Rio de Janeiro viel höflicher als an manchen Orten der Vereinigten Staaten. Was den Fremden in allen öffentlichen Gebäuden der Stadt angenehm überraschen wird, ist die der Hitze wegen eingeführte Vorrichtung, daß die Thüren nicht geschlossen, sondern mit Vorhängen von grünem Tuch versehen sind, worauf das schöne kaiserliche Wappen angebracht ist, das von den Brasilianern enthusiastisch bewundert und nicht selten von Dichtern besungen wird. So hieß es in einer Ode auf die Thronbesteigung des jungen Kaisers Don Pedro II: „Donnert ihr Kanonen, schmettert ihr Kriegsdrommeten, wirbelt ihr Trommeln! Strahlend flattern unsere goldgrünen Fahnen in der Luft.“

Durch rechtwinkelige Querstraßen mit der Rua Direita verbunden, laufen mit dieser parallel die Rua da Quitanda, der große Markt für die sogenannten trockenen Waaren, und die Rua dos Ourives, wo die meisten Juweliere und Gold- und Silberarbeiter wohnen. Eine der Querstraßen dagegen, die Rua do Ouvidor, ist fast ganz von französischen Kaufleuten eingenommen und mit Luxuswaaren aller Art so reich ausgestattet, daß ein französischer Schriftsteller bemerkt, er habe sich in die Nähe des Palais Royal versetzt gewähnt.

An den Ecken mancher Straßen sieht man Nischen mit Madonnen- und Heiligenbildern, aber meistens in verfallenem Zustande, was auf Abnahme des kirchlichen Eifers schließen läßt, worüber auch mitunter in den Tagesblättern geklagt wird. Doch gehören die Kirchen und Capellen selbst, deren Rio mit den Vorstädten 50 zählt, meistens zu den kostbarsten und imposantesten Gebäuden des Landes. Der Styl dieser Kirchen ist äußerst verschieden; einige sind achteckig, viele andere bilden nur ein längliches Viereck, wieder andere ein römisches oder ein griechisches Kreuz. Eine der größten ist die „Igreja da Candellaria,“ mit zwei hohen Thürmen an den Seiten des Hauptportals. Sie ward erst vor 70 Jahren erbaut, aber nicht vollendet und ist, wie die meisten kirchlichen Gebäude des Landes, ein Memento verschwundener Generationen. Von Erbauung einer neuen Kirche hört man in Brasilien nur selten.

Noch größer als die Kirchen sind einige der Klostercapellen; eine der ältesten ist die des Benedictinerklosters, welche im Jahre 1671 renovirt ward. Das Aeußere dieser Capelle ist roh und massiv; die Fenster sind mit starken Eisengittern versehen wie ein Gefängniß, die Seitenwände mit Bildern und Altären überfüllt und die Gewölbe mit Gemälden aus der Geschichte des heil. Schutzpatrons geziert, von dessen Wunderthaten manche sorgsam bewahrte Reliquien zeugen. Ueberdieß strotzt das ganze Innere von vergoldetem Schnitzwerk. Der Benedictinerorden ist der reichste im Lande und besitzt, obgleich die Zahl der Mönche jetzt sehr gering ist, viele Häuser und Ländereien von großer Ausdehnung. Die Bibliothek des Klosters besteht aus etwa 6000 Bänden. Das Gebäude liegt nicht weit vom Ufer auf einer Anhöhe, geradeüber dem freundlichen Marine-Arsenal, und es ist auffallend, daß fast alle Anhöhen der Umgegend, die eine weite Umsicht gestatten, mit Kirchen oder Klöstern besetzt sind. So z. B. das Kloster des heil. Antonius, ein reiches Gebäude mit zwei schönen Capel-

len, das aber, weil die Ordensglieder das Gelübde ewiger Armuth ablegen müssen, dem Papst in Rom gehört. Die wenigen Bettelmönche sind kaum im Stande die weitläufigen Gebäude in Ordnung zu halten. Diesem gegenüber erhebt sich in ungemein pittoresker Lage das Nonnenkloster der heil. Therese, und etwas niedriger liegt das Kloster Unserer lieben Frau von Ajuda. Aber alle diese Anstalten sind sehr herabgekommen und auch die Kirchen sind, mit Ausnahme der großen Feiertage, in der Regel nur spärlich und meist von Weibern besucht.

Wichtiger sind daher die Hospitäler, deren mehrere den „Irmandades" oder Brüderschaften gehören. Diese Brüderschaften bestehen gewöhnlich aus Laien und führen den Namen der „dritten Orden," wie z. B. „Ordem terceira do Carmo." Die Brüder tragen an Festtagen ein dem Geistlichen ähnliches Gewand, mit einem besondern Abzeichen ihrer Gesellschaft. Jedes Mitglied ist verpflichtet außer einem ansehnlichen Eintrittsgeld einen jährlichen Beitrag zu zahlen und hat dagegen in Fällen der Krankheit oder Verarmung Anspruch auf Unterstützung aus dem gemeinschaftlichen Fonds, wie auch auf feierliches Leichenbegängniß nach dem Tode. Die Brüderschaften tragen bei zur Errichtung und Unterhaltung der Kirchen, sie pflegen die Kranken, begraben die Gestorbenen und halten Messen für die Seelen, und sind mithin eine wesentliche Hülfe zur Erhaltung der religiösen Institutionen des Landes. Einige derselben sind auch im Lauf der Jahre durch Schenkungen und Vermächtnisse reich geworden, und die Aufnahme in solche wird hochgeschätzt. — Das große Privathospital von San Francisco de Paula, einer Brüderschaft desselben Namens gehörig, ist ein gutgelegenes solides Gebäude, worin jeder Kranke seine eigene Schlafkammer bekömmt; es enthält aber auch für die Reconvalescenten verschiedene Sprachzimmer und lange Säulengänge zur Bewegung in freier Luft.

Das einige Meilen von der Stadt gelegene Hospital dos Lazaros ist ausschließlich für solche bestimmt, die an der Elephantiasis, dem Aussatz und andern bösartigen Hautkrankheiten leiden, die leider in Rio sehr gewöhnlich sind. Ein ehemaliges Jesuitenkloster ward von dem Grafen da Cunha zu diesem wohlthätigen Zwecke bestimmt, und zu dem Ende der Brüderschaft do Santissimo Sacramento überwiesen. Die Durchschnittszahl der dortigen Kranken beläuft sich auf 20, doch melden sich die meisten so spät zur Aufnahme, daß keine Heilung mehr möglich ist. — Unlängst behauptete jemand, die Elephantiasis sey dieselbe Krankheit, welche von den alten Griechen durch den Biß einer Klapperschlange geheilt worden sey. Einer der Kranken, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, verlangte den Versuch zu machen; das Thier ward in einem Käfig gebracht und wich vor der dreist hineingehaltenen Hand des Kranken zurück; erst durch Kneifen gereizt biß ihn die Schlange in den Finger, ohne daß er es fühlte; ein wenig Blut lief aus der Wunde, die Hand begann zu schwellen, aber langsam und schmerzlos; doch nach kaum 24 Stunden war die Krankheit durch den Tod geheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiges Nordlicht.

Die Nordische Biene vom 20 September berichtet aus Olonez, daß man daselbst am 17 (29) August ein ziemlich starkes säulenförmiges Nordlicht beobachtete, das zwischenhinein von einem Geräusch, ähnlich dem fernen Tosen eines Wasserfalls, begleitet war. Um halb zwölf Uhr war es fast so hell wie beim Vollmond, und man konnte auf Taschenuhren die Ziffern und Minuten unterscheiden. Das wogende regenbogenartige Licht trat aus einer langen dunkeln Wolke hervor, welche sich über die ganze Länge des nördlichen Horizonts ausdehnte, die übrigen Theile des Himmels waren vollkommen klar und die Sterne glänzten hell. Wind wehte keiner und das unterbrochene Geräusch in der Luft war sehr deutlich hörbar. Um Dreiviertel auf zwölf Uhr erhob sich ein Westwind, das Nordlicht wurde allmählich schwächer und das Geräusch hörte auf. Um Mitternacht war es so finster, daß man auf zehn Schritte durchaus die Gegenstände nicht unterscheiden konnte, aber gegen Norden sah man immer noch ein schwaches weißliches Licht, ähnlich der beginnenden Morgenröthe.

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage, den 21 Julius, rüstete sich bei guter Zeit Morgens die Karawane zu meiner großen Zufriedenheit zum Aufbruch, weil ich sicherlich vor Aerger und Unruhe gestorben wäre, wenn ich meinen Aufenthalt zu Mareb noch um einen oder zwei Tage hätte verlängern sollen, denn was ich auf dieser Reise ausstand, ist bei weitem mehr als alles, was ich während der eilf Jahre, die ich außerhalb Frankreichs zubrachte, zu erdulden hatte. Unsere Karawane, welche aus etwa 80 Personen und 150 Kamelen bestand, setzte sich mit Sonnenaufgang in Marsch, theils nach Sana, theils nach den Umgebungen. Meine Verfolger vom Stamm der Abidah machten, erschreckt durch die Menge, welche mich beschützte und die meist mit Gewehren bewaffnet war, keinen Versuch gegen mich, aber die Gefährten meines Führers Darwasch, dem mich Saleh Assur übergeben hatte, thaten mir vieles zu Leid, und zwar bloß um sich auf meine Kosten lustig zu machen. Sie konnten mir im Ernst nichts Böses zufügen, weil ich mich unter dem Schutz eines ihrer Genossen befand, aber sie sparten keine Verhöhnungen, keine unwürdigen Behandlungen, so lange nicht mein Führer an meiner Seite war. Einige schlugen auf mich an, andere zogen die Dolche und schwenkten sie mir unter dem Bart, während ich ihnen nichts als tadelnde Worte entgegenzusetzen hatte, durch die ich ihr Nationalgefühl zu erwecken suchte.

Um 11 Uhr Morgens machten wir Halt am Ende der großen Ebene, die dem Thal des Dammes vorangeht, am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel die Ruinen eines alten aus Steinen aufgeführten Schlosses standen. Dieses Schloß soll ein Jahr lang nach dem berühmten Durchbruch des Dammes, der in der Geschichte Jemens Epoche macht, den Sabäern zum Zufluchtsort gedient haben. Hier ruhten wir aus unter ärmlichen Mimosas von 3 bis 4 Fuß Höhe, obgleich etwa 100 Schritte davon mehrere zwar ebenfalls dornige Bäume (der Nabak, Rhamnus Lotus), aber von bedeutender Höhe, standen, welche vortreff-

lichen Schatten boten; die ganze Schwierigkeit bestand darin, daß das Wasser etwas entfernter war. Nachdem wir, wie gewöhnlich, unser frugales Mahl eingenommen und Kaffee getrunken hatten, setzten wir uns um 1 Uhr Nachmittags wieder in Marsch. Die Unterredung meiner Führer betraf fast den ganzen Tag hindurch mich selbst. Die einen sagten: er ist ein Jude; die andern: er ist ein Christ; andere behaupteten, ich sey ein Ungläubiger, ein Zauberer. Warum, sagten sie, schreibt er die Inschriften ab? Die Aufgeregtesten endlich sagten: wenn wir ihn an einen Baum bänden und ihn gehörig quälten, — darin sind sie in der That sehr geübt, — so könnten wir wenigstens 200 Theresienthaler von ihm erhalten. Ich schwieg, aber ohne ein Wort von ihrer Unterredung zu verlieren, obgleich ich mich stets ein wenig zur Seite hielt. Von Zeit zu Zeit kam einer von der Gesellschaft zu mir und sagte: „morgen bindet man dich an einen Baum, um dich zu quälen, und wenn du nicht Geld gibst, so tödtet man dich.“ Dann antwortete ich ihnen ganz stolz: „ich sehe wohl, daß ihr Verräther seyd, welche die Ehre der Stämme besudeln, aber ich trotze euch, man muß einmal sterben und ich fürchte den Tod nicht.“

Mit Einbruch der Nacht kamen wir eine halbe Lieue weit von Kharibah an und lagerten an einem kleinen Bache, der das ganze Jahr hindurch Wasser behält und südwärts sich verliert. Da ich die Nähe von Kharibah erkannt hatte, so drang ich sehr in Hasan Batasch, daß er unsern Führer Darbasch bestimmen möchte, am andern Morgen mit mir zu Kharibah anzuhalten und mir zu zeigen, was es hier Merkwürdiges geben könne. Darbasch versprach es mir gegen eine kleine Belohnung, die ich ihm zu Sana einzuhändigen versprach, und wirklich brachen wir auch am nächsten Morgen den 24 Julius in aller Frühe auf. Mein Führer ließ mich eiligst vorangehen, so daß ich alle Mühe hatte, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Mit Anbruch des Tages kamen wir bei den Ruinen von Kharibah an. Ich bemerkte sogleich Inschriften, und obgleich die Buchstaben sehr groß waren, so war es doch kaum hell genug, um sie zu copiren; indeß that ich mein Möglichstes, und bis die Karawane ankam, hatte ich so ziemlich alles Interessante copirt. Jetzt ließ sich mein Führer eine Hirtenhütte öffnen, die aus Trümmern von Kharibah aufgebaut war. Auch hier fand ich zwei große Inschriften, da aber die Karawane indeß weiter gegangen war, so konnte ich zu meinem großen Bedauern nur die Hälfte abschreiben, und da der Ort durch die Entfernung der Karawane unsicher geworden, mußten wir dieser nacheilen.

Wir erreichten sie fast athemlos an dem Eingang in die Schlucht, die ich schon von meiner Herreise kannte, und nahmen hier Wasser ein, da wir bis zum Wadi Beni Dschebr keines mehr finden konnten. Am andern Morgen den 23 Julius brachen wir eine Stunde vor Sonnenaufgang auf und erreichten bald den Wadi Beni Dschebr, dessen Bewohner gleichfalls zum Kholanstamm gehören. Von Mareb an ist das Land nirgends als bei Kharibah, und auch hier nur in geringem Maaße um einige Häuschen her angebaut. Ungefähr in der Mitte des Wadi Dschebr hielten wir um 10 Uhr Morgens, und meine Gefährten brachten mir Trauben, die, wenn auch mittelmäßig und kaum halbreif, mir doch nach allen den Entbehrungen, die ich seit zwölf Tagen erduldet, ein großes Labsal gewährten.

Nachmittags setzten wir unsere Reise fort, und nach zweistündigem Marsch lagerten wir noch immer im Wadi Beni Dschebr ganz nahe an einer Stelle, wo reichliches Wasser floß. Eine zweite sehr reichliche Karawane von demselben Stamm wie meine Begleiter (Beni Scheddad) stieß hier zu uns. Diese Karawane kehrte mit Kamelen und Schafen in ihr Land zurück, aus Furcht, ein benachbarter Stamm, die Beni Nauf, möchte wie früher kurz vor meiner Hinreise abermals einen Einfall machen und einen Theil ihrer Heerden wegführen. Am Abend sammelten sich unter Gesängen, Geschrei und wiederholten Gewehrschüssen alle Mitglieder des Stammes, welche einen Theil der beiden Karawanen ausmachten, um Rath zu halten, wie man unvermuthet über die Beni Nauf herfallen und sich an ihnen rächen könne. Am folgenden Tage, 24 Julius, brachen wir noch in tiefer Dunkelheit auf und kamen mit Sonnenaufgang an den Fuß des Nekil Schatsche, eines langen, wiewohl nicht sehr steilen Berges, über den jedoch die Kamele drei Stunden brauchen. Hier eilte ich mit Hasan Batasch voran, um meinen Führer auf dem Gipfel des Berges zu erwarten; dieser kam aber nicht, weil einige seiner Kamele zu schwach waren, um auf einmal den Berg zu übersteigen. Wir setzten deßhalb mit einigen wenigen Gliedern der Karawane unsern Marsch fort bis zum ersten Dorf der Scherafa, wo wir Halt machten. Hier holte uns der Sohn des Scherif Abderrahman ein, welcher uns Geschäfte halber nach Sana begleitete. Wir glaubten diesem jungen Menschen folgen zu müssen, um die Dörfer der Scherafa mit Sicherheit zu durchziehen. Als wir am letzten Dorfe, dem ersten von Sana her, angekommen waren, rieth uns der Sohn des Scherifs, der bei dem Häuptling des Landes, um ihn zu begrüßen und sich zu erfrischen, einsprechen wollte, unsern Weg fortzusetzen, in der Ansicht uns der Habsucht dieses Häuptlings zu entziehen, während derselbe mit ihm beschäftigt sey; denn bis Sana hatten wir nur noch diesen Menschen zu fürchten. Diese List gelang vortrefflich. In geringer Entfernung von dem Ort, wo wir den Sohn des Scherifs verlassen hatten, kamen wir ans Ende des Dorfes, wo wir einen fast nackten, baarhäuptigen, mit einer wahren Teufelsperrücke bedeckten Greis am Rande des Weges sitzen sahen, um im Namen des Häuptlings eine Abgabe von dem aus Mareb kommenden Salz zu erheben. Der Greis ging sogleich auf mich zu, um mich zu durchsuchen, aber einer seiner Gefährten sagte zu ihm: „was willst du von ihm? das ist der elende Indier, der kürzlich hier mit den Beduinen durchkam, welche ihn in ihre Heimath führten.“ So entfernte er sich wieder, ohne mich zu berühren. In diesem Augenblick war sein Häuptling beschäftigt, dem Sohn des Scherifs von Mareb seine Aufmerksamkeit zu bezeugen, sonst wäre ich nicht so durchgekommen. Ich verdoppelte meine Schritte, um möglichst schnell aus den Besitzungen dieses Räubers zu kommen, und war auch nach einer Viertelstunde völlig in Sicherheit, denn ich hatte nun wieder den Wadi Sert, der dem Stamm Beni Haschschasch gehört, betreten, wo wir in einem von Juden bewohnten Dorfe lange vergeblich meinen Geleitsmann erwarteten. Endlich beschlossen wir nach einem andern Dorfe hinabzusteigen, wo an diesem Tage Markt war, in der Hoffnung, hier etwas zu unserer Erfrischung kaufen zu können. Wir kamen aber erst an, als der Markt schon zu Ende war, und somit konnten wir kaum etwas Wasser bekommen. Hasan Batasch erkannte einen Schlächter von Sana, der eben zusammenpackte, um nach einem zwei Lieues weiter unten gelegenen Dorfe zurückzukehren, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und nahm ihm das Versprechen ab, uns, im Fall Darbasch nicht ankäme, diese Nacht über zu beherbergen, was er auch gern versprach.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1845.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Der Krieg ist, wie früher schon gemeldet, recht ernstlich ausgebrochen, und wenn gleich über den endlichen Ausgang kein Zweifel seyn kann, so leiden doch die Ansiedler jetzt bedeutend. Unter den gegenwärtigen Umständen brechen, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, alle alten Schäden auf, und wo früher gefehlt wurde, das kommt jetzt, wo es mit allen Verkleisterungen zu Ende ist, völlig zu Tage. Die Weigerung der Regierung, welche von den Missionären und ihren Freunden angeregt, keine entscheidenden Schritte that, um die Rechtsansprüche an die gekauften Ländereien zu fixiren, hat den Kampf zunächst veranlaßt, und man geht in Neuseeland selbst so weit, einigen Missionären die directe Schuld des Kampfes beizulegen. Dieß mag übertrieben und unwahr seyn, zeigt aber jedenfalls die unter den Laienansiedlern herrschende Stimmung, und das unvernünftige Verfahren des Bischofs Selwyn (s. Nr. 282), welcher den Streit der christlichen Bekenntnisse unter die Eingebornen selbst verpflanzte, kann das Uebel nur vermehren.

Wir haben früher darauf aufmerksam gemacht, daß zwei hauptsächliche Ansiedlungspunkte bestehen, im Norden der nördlichen Insel, und an der Cooksstraße am südlichen Ufer der nördlichen und am nördlichen Ufer der südlichen Insel. An letzterem Orte haben die Laienansiedler, hauptsächlich die von der Neuseelandcompagnie hingeschickten, ihren Sitz aufgeschlagen, und da sie mindestens 10,000 an der Zahl sind, so haben sie von den Eingebornen nichts zu besorgen, obwohl an einigen Orten Eingeborne und Ansiedler gegen einander in den Waffen stehen und sich gegenseitig beobachten. Im Norden dagegen, wo der Unverstand der Regierung und der Missionäre mitten unter den am meisten kriegerischen Stämmen den Regierungssitz bestimmte, und durch allerlei nicht sehr saubere Mittel die Ansiedler hinzuziehen suchte, sind die Eingebornen trotz aller dieser Mittel die stärkern geblieben, und die schlimmen Nachrichten, welche man bisher erhalten, gelten alle von dieser Gegend. Dahin also muß man die von mehreren Seiten zusammengezogenen Truppen senden und die Eingebornen mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen; das ist die Folge der seyn sollenden Philanthropie, mit der man die Eingebornen behandelte und des Bestrebens der Missionäre einen theokratischen Staat mit möglichster Ausschließung der Laienansiedlung zu gründen. Die bis jetzt gegen die aufgestandenen Eingebornen ergriffenen Mittel haben fehlgeschlagen, und eine Anzahl brittischer Truppen wurde mit nicht unbedeutendem Verlust zurückgetrieben. Jetzt wird der Hafen der Inselbai blockirt gehalten — eine lächerliche, gegen die Eingebornen ganz unwirksame Maaßregel; wenn man in Europa einen Hafen blockirt, so fügt man ihm durch die Unterbrechung seines Verkehrs einen bedeutenden Schaden zu, und kann ihn so zwingen die von dem Blockirenden vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Aber die Eingebornen haben keinen solchen Verkehr, und lassen ruhig die Schiffe den Hafen blockiren, ohne sich viel darum zu kümmern.

Die natürliche Folge des jetzigen Zustandes der Dinge muß seyn, daß die Ansiedelungen im Norden, wenn auch nicht aufgegeben, doch sehr beschränkt werden, und daß der Regierungssitz in Zukunft nach der Cooksstraße verlegt wird, wodurch man der Laienansiedlung das Uebergewicht gibt. Die Missionsansiedlung, welche dahin strebte, die Laien auszuschließen und durch die Ueberlegenheit des europäischen Wissens die nominelle Regierung der eingebornen Häuptlinge zu beherrschen, mußte nothwendig fehlschlagen, sobald einmal die Laienansiedlung in die Tausende stieg, denn daß diese sich nicht der Herrschaft der Missionäre unterwerfen würden, verstand sich so ziemlich von selbst. So wie also die Laienansiedlung nicht zu hindern war, so konnten alle spätern Hindernisse, die man derselben in den Weg warf, nur Unzufriedenheit und Widerstand, Spaltung mit den Eingebornen und Haß gegen die Missionäre erwecken. Das ist in vollem Maaße gekommen, und die Spaltungen haben fortdauernd zugenommen, bis es jetzt zur Waffenentscheidung gekommen ist, welche nothwendig gegen die Missionäre und gegen die Eingebornen ausfallen muß.

Skizzen aus Brasilien.

2. Schilderung der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Kirchen. — Hospitäler u. s. w.

(Fortsetzung.)

Das ohne allen Widerspruch großartigste Hospital in der Stadt sowohl als im ganzen Lande ist die Santa Casa de Misericordia, welches, unter dem Castellhügel am Ufer gelegen, Tag und Nacht für die Aufnahme Kranker und Elender offen steht, ohne Unterschied der Farbe und der Religion. Daher steigt denn auch die Zahl der hier Aufgenommenen auf 5000 im Jahr, von welchen mehr als Tausend zu sterben pflegen. Da es unter solchen Umständen doch manchmal an Raum gebrach, ward 1840 der Grundstein zu einem neuen Hospital gelegt, welches aber noch nicht vollendet ist. Die wohlthätige Wirksamkeit dieses Instituts erstreckt sich indeß auch auf die verschiedenen Gefängnisse der Stadt, deren leidende Insassen sehr häufig Nahrung und Arznei aus den Vorräthen der Misericordia erhalten. Ueberdieß ist mit diesem Hospital noch eine Verpflegungsanstalt für weibliche Waisen und eine andere für Findelkinder verbunden. Die letztern werden sämmtlich aufgenommen, ohne zu wissen und zu fragen woher sie kommen und wem sie angehören, indem sie (auf ähnliche Art wie in Venedig) an einer Außenwand des Gebäudes in einen Gitterkorb gelegt werden, dessen offene Seite sich dann nach Innen dreht. Leider waren aber von 3630 Findelkindern, die von 1831 bis 1840 hier Aufnahme fanden, am Ende dieser zehn Jahre nur 1024 noch am Leben, und von 449 im J. 1839 aufgenommenen wurden 6 schon todt im Korbe gefunden; viele starben schon am ersten Tage und 239 nach Verlauf sehr kurzer Zeit, obgleich man versichert, daß alle mögliche Sorgfalt auf ihre Pflege verwandt worden sey. In der erwähnten, sehr gerühmten Waisenanstalt werden die Mädchen nicht nur großgezogen und unterrichtet, sondern auch versorgt oder verheurathet, wobei jedes eine Mitgift von 200 bis 400 Milreis erhält.

Die jährlichen Ausgaben dieses großen Etablissements belaufen sich im Ganzen auf 80 bis 100,000 Dollars, und werden gedeckt durch einen nicht bedeutenden Theil der Zollabgaben, durch Lotterien, Schenkungen und die Zinsen des eigenen Vermögens des Hospitals, dessen ursprüngliche Gründung schon vom Jahre 1582 datirt. Um diese Zeit kam nämlich eine aus 16 Kriegsschiffen bestehende spanische Flotte nach Rio mit 3000 nach der Meerenge von Magellan bestimmten Spaniern, wovon die meisten in Folge einer sehr langen beschwerlichen Seereise schwer erkrankt waren. Ein ausgezeichneter Jesuit, Namens Jozé de Anchieta, beschloß nach Kräften für diese Unglücklichen zu sorgen, und so ward durch seine Bemühungen der Grund gelegt zu einem Institut, das in seiner stets wachsenden 250jährigen Wirksamkeit wohl wenige seines gleichen hat. Anchieta war aber auch sonst ein wahrer Wohlthäter dieses Theiles der neuen Welt, und der vielen Wunder von denen Simon de Vasconcellos in seiner Biographie berichtet, hätte es gewiß nicht bedurft, um seinen Namen zu verewigen.

Sehr auffallend ist die geringe Zahl von Wirthshäusern in Rio de Janeiro; es gibt wohl einige italienische und französische Hotels mit Restaurationen und möblirten Zimmern, doch sind diese fast ausschließlich von den vielen, stets ab- und zugehenden Fremden in Anspruch genommen. Für die einheimische, d. h. brasilianische Bevölkerung aber gibt es in dieser Stadt von 200,000 Einwohnern nur 8 bis 10 Wirthshäuser, und kaum eines das an Größe ein gewöhnliches Privathaus übertrifft. Die aus allen Theilen des Landes herbeiströmenden Menschen könnten daher ohne die Gastfreundschaft der Stadtbewohner unmöglich ein Unterkommen finden; viele sehen sich indeß auch genöthigt, ein Zimmer und ein paar Meubles zu miethen, in Ermangelung guter Bekannten in einem Speisehaus zu essen, während die meisten Mitglieder der Nationalversammlung während ihres Aufenthalts ihre eigene Wirthschaft zu führen pflegen, und die größern Handelshäuser für ihre Commis und Gäste offene Tafel halten, was für die Sittlichkeit der jungen Leute allerdings vortheilhaft seyn mag. Die Fremden aber, welche auf längere Zeit sich hier niederlassen, miethen oft für ihre Familie eine Wohnung in den ausgedehnten Vorstädten und gehen jeden Morgen zur Besorgung der Geschäfte in die Stadt.

Lebensmittel sieht man überall im Ueberfluß zum Verkauf ausgestellt, besonders an allen öffentlichen Plätzen, wo auch die gewöhnlichsten Speisen gleich gekocht und zubereitet und von Sklaven und ärmern Arbeitern an Ort und Stelle verzehrt werden, aber Schirme gegen die brennenden Sonnenstrahlen sieht man fast nirgends. Die Bemerkung eines neuern Schriftstellers, daß man in Brasilien ohne Messer und Gabeln mit den Fingern esse, kann sich nur auf diese armen Taglöhner beziehen; in den Häusern wird das Essen wie überall ordentlich servirt, und bei den Reichern natürlich mit verhältnißmäßig steigendem Luxus, und das Land bietet Stoff genug auch für den raffinirtesten Feinschmecker, namentlich eine große Mannichfaltigkeit trefflicher Fische, und wenn auch der Gartenbau wenig fortgeschritten ist, so gibt es dagegen einen wahren Ueberfluß an köstlichen Früchten, wie Limonen, Orangen, Granatäpfel, Ananas, Kokosnüsse, Mangoes, Bananen, Mammoans, Goyabas, Jambos, Araças, Mangabas u. dgl. mehr. Nicht nur diese Früchte, sondern Waaren aller Art werden beständig in Körben auf dem Kopf durch alle Straßen getragen und feilgeboten. Zu diesem Geschäfte werden gewöhnlich die schönsten Sklaven beiderlei Geschlechts gewählt, deren auch manchmal zwei bis drei zusammen als Gefolge eines Ladendieners durch die Stadt ziehen, welcher dann, zumal bei Bijouterien und andern kostbaren Waaren den Verkauf selbst besorgt.

Im Jahre 1828 traf man, wie Walsh versichert, selten Bettler in den Straßen; desto größer war diese Plage zehn Jahre später, und als der Polizeidirector, besonders weil viele Spitzbuben sich unter dem Bettelrock versteckten, seinen Dienern für jeden Bettler, den sie ins Correctionshaus brächten, eine Belohnung von 10 Milreis versprach, wurden in wenigen Tagen 171 Vagabunden eingefangen, von welchen

mehr als vierzig zur Zwangsarbeit ins Marine-Arsenal gesandt wurden, während die übrigen nur die Kosten ihrer Ergreifung im Strafhaus abarbeiten mußten. Die Maaßregel war vom besten Erfolg, obgleich ganz verarmten, schwachen Leuten das Betteln gestattet blieb. — Das Correctionshaus liegt auf einem hohen Hügel zwischen den Vorstädten Catumby und Mata Porcos, und ist mit dem dazu gehörigen Gebiet von einem hohen Steinwall umgeben. Die meisten Gefangenen müssen hier verschiedene, mehr oder minder harte Arbeit verrichten, nur die schlimmern Verbrecher werden in Ketten gelegt, gewöhnlich zwei und zwei, manchmal aber auch vier bis fünf zusammen an einer Kette, und den wieder eingefangenen Flüchtlingen wird überdieß ein schwerer, breiter Eisenring um den Hals gelegt. Aber auch leichtere Vergehen werden hier hart bestraft: eine Irländerin, die lange in meinem Hause gedient hatte, erhielt einst Erlaubniß auf Besuch in die Stadt zu gehen, aber sie kam nicht wieder, und benachrichtigte mich endlich durch einen Brief, den ein gefangener Engländer für sie geschrieben hatte, daß sie im Correctionshause säße. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß sie wegen Betrunkenheit und Streit auf der Straße zu einmonatlicher Arbeit im Correctionshause verurtheilt war. Ich nahm sie etwas gebessert wieder zu mir, mußte sie aber doch endlich des wiederholten Trunks wegen verabschieden und erfuhr später zu meiner Verwunderung, daß sie im Dienst einer reichen brasilianischen Familie zu einer Dispenseira oder Haushälterin avancirt war, und nicht allein die Aufsicht über die Sklaven führte, sondern auch die Schlüssel zu Speisekammer und Keller an ihrem Gürtel trug. Die Hauptgefängnisse der Stadt sind Aljube im Innern derselben und Santa Barbara auf einer kleinen Insel unweit der Ponta da Saude. Nach den letzten mir zugänglichen Berichten befanden sich in beiden zusammen 366 Gefangene, von welchen nur 159 förmlich verhört und verurtheilt waren, und zwar 62 wegen Mord, 50 wegen Raub u. s. w.; auch waren drei darunter, welche freie Menschen zur Sklaverei gezwungen hatten. Außer diesen Hauptgefängnissen gibt es noch einen Kerker an der Spitze einer Landzunge gerade vor der Stadt, Calabouço genannt, wo entlaufene Sklaven eingesperrt werden, bis ihre Herren sie wieder abholen, und noch mehrere kleinere Gefängnisse in den verschiedenen Forts.

Die Erleuchtung der Stadt ist, obgleich noch kein Gaslicht eingeführt wurde, ausgezeichnet gut; durch das ganze Stadtgebiet hängen in gleichen Entfernungen von einander an eisernen Ketten große Glaslaternen mit vier Oeldochten und eben so vielen Metallspiegeln, welche überall eine gleichmäßige und genügende Helle verbreiten, wodurch es der Polizei sehr erleichtert wird während der Nacht Ruhe und Ordnung zu erhalten, was denn auch in lobenswerther Weise geschieht. — Das Hauptquartier der Polizei ist in einem alten öffentlichen Gebäude in der Rua da Guarda Velha. Hier müssen, einer zwar nicht immer beobachteten Vorschrift gemäß, alle Fremden sich melden, um die vor der Landung dem Untersuchungsbeamten abgelieferten und von ihm dem Polizeisecretär übergebenen Pässe zu verificiren und von ihm eine Aufenthaltskarte zu erhalten. Wenn dieß auch nicht viel mehr als eine äußere Förmlichkeit ist, mit der man es nicht sehr genau nimmt, so wird doch die Polizei im Ganzen in neuerer Zeit als sehr umsichtig, discret und wirksam gepriesen. Mit bewundernswürdiger Consequenz wird namentlich das Gebot allgemeiner Vaccination zur Verhütung der Blattern durchgeführt. Die dazu eingesetzte Behörde öffnet ihr Bureau jeden Donnerstag und Sonntag, und hier müssen alle Kinder ohne Ausnahme, arm oder reich, schwarz oder weiß, wie auch alle neu eingeführten Neger zur Vaccination und acht Tage darauf nochmals zur Untersuchung oder resp. Wiederholung der unentgeltlichen Operation hingebracht werden. Dieses Bureau befindet sich in den untern Räumen der Camara Municipal, oder des Stadthauses, an der Ostseite des Campo da Honra, von wo man nach beiden Seiten eine schöne Aussicht genießt, links oder nordostwärts auf einen schönen großen Springbrunnen, das Militärarsenal und den höher gelegenen Bischofspalast; rechts über das Campo hin auf das Nationalmuseum, den Senatspalast u. s. w. und den großen Aquäduct.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Arnauds Reise nach Mareb im südlichen Arabien.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Wir warteten noch einige Zeit auf unsern Geleitsmann, allein vergeblich. Endlich erfuhren wir, daß Darbasch weiter oben in einem andern Weiler angehalten habe, worauf Hasan Batasch seine Schritte verdoppelte, um wo möglich den Fleischer noch einzuholen, denn wir wußten nicht einmal, in welchem Weiler derselbe wohnte. Ich war zu sehr ermüdet, als daß ich mit ihm hätte laufen können, und folgte deßhalb einigen Kameelen, welche zu unserer Karawane gehört hatten. Als die Kameeltreiber mich jedoch so ohne allen Schutz sahen, machten sie sich das Vergnügen mich noch mehr zu quälen. Die einen ergriffen ihre Flinten und schlugen auf mich an, andere fuhren mir mit ihren Dolchen unter dem Gesicht herum. Mit Sonnenuntergang erreichten wir endlich das letzte Dorf des Wadi Serr. Hier hielten die Kameeltreiber an; ich aber setzte meinen Weg fort, ohne zu wissen, welche Richtung ich einschlagen müsse, um wieder zu Hasan Batasch zu kommen. Zum größten Glück begegnete ich ihm mitten im Dorfe, denn sonst hätte ich nicht gewußt, wohin ich eigentlich meine Schritte lenken solle. Er führte mich zu unserem Wirth, wo ich auf die zuvorkommendste Weise wie von den Bewohnern von Sana empfangen wurde. Wir brachten den Abend bei seiner Familie in Gesellschaft mehrerer anderer Personen zu und endlich wies man uns ein besonderes Zimmer für die Nacht an.

Am andern Morgen, es war der 25 Julius, war das Frühstück sehr früh bereit, und erst nachdem wir an demselben Theil genommen, erlaubte es unser Wirth, daß wir uns von ihm verabschieden durften, um auf der Straße die Ankunft unseres Geleitsmannes abzuwarten. Wir harrten lange, allein Darbasch kam nicht. Wir befanden uns

gerade ganz nahe bei der Wohnung eines Landmannes, dessen ganze Familie eben damit beschäftigt war mit Hülfe einiger Saumthiere Wasser aus einem Brunnen zu schöpfen und ein nahes Feld zu bewässern. Der Eigenthümer des Hauses war ein guter Greis, der drei Söhne hatte. Wir hatten uns bereits mehrere Stunden lang mit diesen braven Landleuten unterhalten, als ihre Essenszeit endlich heranrückte, worauf sie uns einluden bei ihnen einzusprechen, um an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Ihre Wohnung bestand aus einem großen Gebäude mit mehrern Stockwerken, das aus großen ungebrannten Backsteinen gebaut und für das Haus eines Landmannes sehr reinlich gehalten war. In Sana hauptsächlich gilt bei Vornehmen wie Geringen die Reinlichkeit der Häuser für eine große Ehrensache, was in den andern Städten im Innern Arabiens durchaus nicht der Fall ist.

Man trug zum gemeinschaftlichen Mittagessen zwar nur einen dicken Gerstenbrei in einer Schüssel von gebrannter Erde, eine Art Crème oder Brühe, gleichfalls aus Gerstenmehl, alles ohne Butter gekocht, und zum Beschluß Gerstenbrod mit halbreifen Trauben auf. Allein trotz dem fand ich mich, nach so vielen Leiden, welche sich während der ganzen Dauer meiner Reise fortwährend wiederholt hatten, bei der Gutmüthigkeit dieser braven Landleute weit behaglicher, als wenn sie mir die ausgesuchtesten Gerichte aufgetischt hätten.

Da wir aber eben durchaus keinen Darbasch kommen sahen, machten wir uns endlich Nachmittags wieder auf den Weg, um nach Sana zu gehen, von wo wir noch etwa vier Lieues entfernt waren. Wir kamen durch Raudah, wo wir einige Augenblicke in einem Kaffeehause ausruhten, und gingen sodann wieder in der Richtung nach Sana weiter, wo wir zu unserer größten Freude, obwohl ganz abgemattet, eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang ankamen.

Bei unserer Ankunft am Thor nach Saba fragten die Soldaten von der Garde des Imam, welche mich erkannten, Hasan Batasch aus, um zu erfahren, wo ich herkomme, und waren mehr als erstaunt mich wohlbehalten von Mareb wieder anlangen zu sehen, denn niemand wagt es diese Reise zu machen, erstens weil man dabei nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren kann; zweitens weil kein Bewohner Sana's sich mit wissenschaftlichen Nachforschungen über die alten Völkerschaften, welche vordem dieses Land besaßen, abgibt. Die Gelehrten ziehen es weit vor burleske oder unzüchtige Verse zu machen und über Religion zu verhandeln, was bei ihnen sehr häufig ist, als sich darum zu bekümmern, was die alten Ungläubigen, ihre Vorfahren, trieben.

Bei meiner Ankunft in Sana begab ich mich alsbald in meine frühere Wohnung. Meine Bekannten waren nicht wenig erstaunt mich gesund und wohl wieder heimkehren zu sehen, hauptsächlich Mohammed Dowaydar, bei dem ich meine wenigen Effecten zurückgelassen hatte, auf deren Erbschaft er sich ohne Zweifel Hoffnung gemacht, denn alle, die mich kannten, glaubten, daß ich nicht mehr zurückkommen werde.

Als ich auch am 26 Julius, dem Tag nach meiner Ankunft in Sana, Darbasch nicht erscheinen sah, fürchtete ich, daß alle Früchte der Gefahren, welchen ich mich ausgesetzt hatte, verloren seyn möchten, denn ich hatte alle Copien der Inschriften und die Bemerkungen, welche ich gemacht, in seinen Händen gelassen. Doch zum Glück waren meine Befürchtungen dießmal grundlos.

Am folgenden Tage langte nämlich Darbasch an und brachte alle meine Papiere in bester Ordnung mit. Ich beeiferte mich ihn recht gut zu empfangen und ließ ihm sogleich ein Frühstück fertigen. Der arme Darbasch erzählte mir nun, was er meinetwegen auf seinem Wege durch Scherafe zu erdulden gehabt habe.

Er versicherte mich nämlich, daß bei seiner Ankunft der Häuptling dieses Orts, welcher in Betreff meiner durch Leute unserer Karawane unterrichtet worden war, außerordentlich aufgebracht gewesen sey, und von ihm mit aller Gewalt verlangt habe, er solle mich nach Scherafe zurückbringen, was denn Darbasch endlich auch zugesagt, jedoch nur für den Fall, daß er mich ganz in der Nähe seiner Besitzungen finde. Ebenso sagte mir Darbasch, daß der Scheikh durchaus habe meine Effecten untersuchen wollen, um den Zoll davon zu erheben. Dieß erlaubte ihm Darbasch, verbarg aber zuvor alle meine Papiere in seinem geräumigen Hemdärmel und zeigte ihm dann das übrige, d. h. den Rest meines Mundvorraths. Unter meinen Lebensmitteln befand sich ferner eine kleine Büchse von Eisenblech, in welcher einige Arzneimittel waren, und eine kleine Schachtel mit Oblaten. Als der Scheikh, welcher selbst alles genau durchsuchte, die Oblaten sah, sagte er: „Da seht, ob dieser verdammte Ungläubige nicht ein Zauberer ist, er hat alle diese rothen Stücke (d. h. diese Goldstücke) in ich weiß nicht was verwandelt. Wo sind denn die Schriften, welche er in Mareb abgeschrieben? Wir müssen sie augenblicklich verbrennen, um uns gegen den bösen Einfluß dieses Ungläubigen zu schützen." Darbasch, welcher sich eines kleinen Geschenkes von meiner Seite versehen konnte, wenn er die Früchte meiner Reise rettete, betheuerte, daß er davon nichts wisse, und daß ich alle meine Schriften bei mir trage. Alsdann warfen der Scheikh und er ihre Waffen mitten in die Versammlung, zum Zeichen der gegenseitigen Uebereinkunft, die Sitzung nicht eher aufzuheben, als bis ihr Streit beendigt sey. Der Scheikh wollte sich sodann eines arabischen Mantels bemächtigen, welcher mir gehörte, allein dem widersetzte sich Darbasch, indem er behauptete, er habe von mir noch zwei österreichische Piaster zu fordern und behalte diesen Mantel bis zum Empfang dieser Summe als Pfand zurück. Nun entspann sich zwischen ihnen ein heftiger Streit und Darbasch mußte anderthalb Tage dort bleiben. Er sagte, es seyen mehr als zweihundert Personen versammelt gewesen, die an diesem Streit Theil genommen, die einen zu Gunsten des Scheikh, die andern gegen diesen. Endlich wurde die Sache dadurch beigelegt, daß Darbasch den Vermittlern einige kleine Geschenke machte. Doch mußte Darbasch bis zu seiner Wiederkehr seine Flinte im Versatz zurücklassen.

Ich hatte also dem Darbasch alles zu ersetzen, was er in dieser Sache an Geschenken verausgabt hatte; doch that ich dieß gern, erstens weil sich diese Ausgabe nur auf eine sehr kleine Summe belief (obwohl ich nicht reich war), sodann weil er die Früchte meiner Reise gerettet hatte, nämlich meine Inschriften und meine Noten.

Nach meiner Rückkunft von Mareb blieb ich noch acht Tage in Sana, um mich von meinen Strapazen zu erholen; sodann reiste ich nach Zebid im Tehama ab. Ich nahm meinen Weg über Harras, ohne Gefährten und ohne Führer, da die Straße zu dieser Zeit nicht sehr gefährlich war. Erst in Menakhah nahm ich mir jemand mit, weil ich bisher, und auch später noch, fürchterlich von dem tagtäglich niederströmenden Regen zu leiden hatte, daß ich beinahe das Gesicht verloren hätte. Ich verlebte zehn Monate in einem schrecklichen Zustande von Blindheit, allein jetzt sind, Gott sey Dank, meine Augen fast ganz wieder hergestellt und so gut wie früher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1845.

Die Guarano-Indianer.

(Fishers Colon. Magaz. Januar 1845.)

In den Mündungen des mächtigen Orinoco finden sich eine Menge Inseln, die kaum über das Wasser hervorragen, und augenscheinlich von den Niederschlägen des Stroms gebildet sind. Auf diesen Inseln wohnen etwa 8000 Guaranos; obgleich einen großen Theil der Regenzeit hindurch überschwemmt, sind sie doch mit einer reichen Vegetation bedeckt, namentlich mit einer Palmenart, welche den Einwohnern nicht bloß Speise, Trank und Kleidung, sondern auch Holz und Stricke liefert. Es ist dieß die viel bekannte Itapalme (siehe Nr. 205), jetzt gewöhnlich die Mauritius- oder Murichipalme genannt,*) welche der würdige Pater Gumilla in seiner Schilderung der Länder am Orinoco den Lebensbaum nennt. Sie erreicht manchmal eine Höhe von 60 Fuß, ist nicht bloß auf den Orinocoinseln, sondern auch in der Provinz Guayana und noch mehr in der von Barcelona sehr gewöhnlich. Sie gleicht einigermaßen dem Dattelbaum, aber ihre Haupteigenschaft ist, daß sie ein schönes, krystallklares Wasser in reichlicher Menge von sich gibt — eine Folge der Anziehungskraft, womit sie alle Feuchtigkeit aus dem Boden in sich aufnimmt.

Man kann sagen, daß das Daseyn der Guaranos auf diesen Inseln mit diesen Palmen zusammenhängt, wie das Schicksal mancher Vögel und Insekten von besondern Bäumen und Blumen. Um sich gegen die periodischen Ueberschwemmungen des Stroms zu schützen, haben die Guaranos nicht bloß ihre Hütten auf Pfählen gebaut, sondern auch wo dieß nicht zureicht oder nicht angeht, oberhalb an den Bäumen selbst, indem sie mehrere derselben in einer Höhe von 20 Fuß über dem hohen Wasserstand durch Stricke über einander verbinden und diese dann mit andern Stricken durchflechten und mit Blättern belegen, bis sie einen ordentlichen Boden erhalten. Die Seiten und die Decke bestehen aus Blättern des Palmbaums, an dessen Stamm sie ihre Kähne anbinden.

Die Guaranos sind von dunkelbrauner oder Kupferfarbe, stark, schlank gewachsen und minder träge als die andern Wilden Südamerika's; auch sind sie munter, gesellig und gastfrei, sie lieben den Tanz leidenschaftlich und sind minder verschlossen als die benachbarten Wilden. Ihre Sprache ist weich und harmonisch, selbst reich in Vergleich mit den Sprachen anderer Stämme in ihrer Nähe. Sie sind außerordentlich gewandte Fischer, erlegen einige der größern Fische mit fast unwandelbarer Sicherheit mit ihren Pfeilen, und fangen andere mit Hunden, die darauf abgerichtet sind, die Fische im seichten Wasser zu ergreifen. Ihre Zuneigung zu diesen Hunden und die Sorgfalt, mit der sie dieselben pflegen, ist wirklich außerordentlich; nicht nur schmeicheln sie denselben unaufhörlich und behandeln sie mit der freundlichsten Güte, sondern wenn Hündinnen mit ihren Herren längere Zeit auf der Fischjagd abwesend sind, so legen die Indianerweiber selbst die jungen Hunde an die Brust zugleich mit ihren Kindern.

Der Handel der Guaranos besteht in getrockneten Fischen, Netzen, Gras-Hamaks und Körben, so wie in Papagayen und andern Vögeln, welche sie in großer Anzahl lebendig fangen. Alle diese Gegenstände verkaufen oder vertauschen sie unter ihrem eigenen Stamm und unter den Bewohnern der benachbarten westindischen Inseln, namentlich auf Trinidad, wo man sie oft völlig nackt die Straßen durchwandern sieht.

*) In Quito sollen sie Aguardi heißen.

Skizzen aus Brasilien.

2. Schilderung der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Kirchen. — Spitäler. — Schulen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Das Nationalmuseum ist jeden Donnerstag dem Publicum geöffnet und stark besucht, obgleich die vorhandenen Naturaliensammlungen von dem unermeßlichen Reichthum des Landes an Producten aller Art nur einen sehr dürftigen Begriff geben. Die kaiserl. Akademie der schönen Künste ward 1824 durch Decret der Nationalversammlung gegründet. Die oberste Leitung ist einem Director, der Unterricht im Zeichnen, Malen, in der Bildhauerei und Baukunst vier Professoren anver-

traut, und es werden jährlich ungefähr 70 Schüler aufgenommen, wovon aber die meisten nur zeichnen lernen.

Die kaiserliche Akademie der Arzneikunde im ehemaligen Jesuitencollegium, am Morro do Castello, zählt zwischen 100 und 150 Studenten, und soll in allen Zweigen mit tüchtigen, zum Theil in Europa gebildeten Lehrern besetzt seyn; auch steht dieses Institut in naher Verbindung mit dem Hospital der Misericordia, wo man jetzt noch einen besondern Saal für praktische Anatomie einrichten will. Die Regierung hat auch Akademien für die Land- und Seemacht errichtet, worin jeder brasilianische Jüngling, der in den gewöhnlichen Elementarwissenschaften und in der französischen Sprache hinlänglich bewandert ist, zur Erlernung des Militärdienstes Aufnahme findet. Die Marineakademie befindet sich an Bord eines alten Kriegsschiffs, das im Hafen vor Anker liegt. Von allgemeinerem Interesse ist aber das erst gegen Ende 1837 begründete Collegio de Don Pedro II, wo nach Art der in den Provinzen bestehenden Lyceen eine vollständige scholastische Erziehung ertheilt wird. Dieses mit neun, dem Vernehmen nach tüchtigen Professoren besetzte Institut hatte von Anfang an starken Zulauf von Studenten, und zwar insbesondere des Umstands wegen, daß daselbst die heilige Schrift in der Landessprache gelesen und erklärt wird.

Die Zahl der Elementarschulen in Rio de Janeiro ist bedeutend, obwohl stets wechselnd. Die 28 öffentlichen Schulen der Art, mit etwa 1000 Schülern, sind dem Volksbedürfniß nicht genügend; daher finden sich immer einzelne Ausländer, namentlich Portugiesen, Franzosen, Engländer und Italiener, welche geneigt sind Privatschulen zu eröffnen. Doch ich werde auf den Zustand der Volkserziehung weiterhin noch zurückkommen. Hier will ich nur noch des bischöflichen Seminars von St. Joseph erwähnen, wo unter Leitung des Diöcesan-Bischofs junge Leute zu Priestern herangebildet werden. Das Institut ward 1740 begründet und hat 70 Zöglinge, welche von einem Rector, einem Vicerector und mehrern Professoren in der Theologie, Moral, Philosophie, im Lateinischen, Französischen und Englischen, und im Gesang unterrichtet werden.

Sehenswerth ist die Nationalbibliothek an der Rua de traz do Carmo, die täglich von 9 bis 2 Uhr geöffnet ist und hauptsächlich aus den Büchern der Königl. Bibliothek in Portugal besteht, welche Johann VI herüberbringen und zu allgemeiner Benutzung in geeignetem Local aufstellen ließ. Die Bibliotheca Nacional e Publica steht neben dem Friedhof des dritten Ordens der Carmeliter, die Wände sind mit Gemälden aus alter Zeit bedeckt. Eine breite Treppe führt zunächst in den Lesesaal, der mit großen, grünbeschlagenen Tischen gefüllt ist, worauf Schreibmaterialien und hölzerne Rahmen stehen, um die großen Folianten darauf zu legen. Die Wände sind bis an die Decke mit Bücher-Repositorien besetzt, aus denen man sich jedes beliebige Werk an einen der Tische bringen lassen kann, um zu lesen und Auszüge zu machen. Auch findet man da die Zeitungen der Stadt und verschiedene europäische Journale, während mehrere anstoßende Zimmer gleichfalls mit Büchern gefüllt sind; die Zahl der neu angeschafften Werke ist aber nicht erheblich, mit Ausnahme der Büchersammlung des neulich verstorbenen J. Bonifacio de Andrada, welche er der großen Bibliothek geschenkt hat. Wie nun der Studirende hier fast alles finden kann, was er sich im Gebiete der alten Literatur nur wünschen mag, so ist ihm andrerseits die Benutzung neuerer Werke durch verschiedene Leihbibliotheken sehr erleichtert, welche von Engländern, Deutschen und Portugiesen in Rio de Janeiro angelegt worden sind. Für einen Verlagshandel bietet dagegen Brasilien noch keine Aussicht, und mit Ausnahme von Flugschriften ist noch kein Originalwerk hier erschienen, wenn nicht für Rechnung des Autors. Der Grund davon ist aber nicht in der beschränkten Zahl der Käufer allein zu suchen; auch Portugal hatte nie einen bedeutenden Verlagshandel und seit einer Reihe von Jahren sind in Paris mehr portugiesische Bücher erschienen als in Lissabon; der brasilianische Verleger hat also außer der Concurrenz des Mutterlandes auch noch die der fruchtbaren Pariser Presse zu bestehen. Ueberdieß ist die portugiesische Literatur unserer Tage sehr ausgeartet, das reine Lusitanische ist durch Gallicismen entstellt, und Uebersetzungen aus fremden Sprachen haben die Originalwerke fast ganz verdrängt. Jede Novelle der Pariser Feuilletons wird übersetzt, um in Lissabon und Rio de Janeiro als ein neues Buch zu erscheinen, und die Menge ist mit dem Lesen dieser unnützen und oft verderblichen Productionen so sehr beschäftigt, daß zum Lesen eigener und gediegener Werke weder Zeit noch Neigung bleibt. Dazu kommt noch, daß in Brasilien die lateinische Sprache der französischen hat weichen müssen, indem die Kenntniß der letztern jetzt zur Aufnahme in alle öffentlichen Institute höherer Art unerläßlich ist. Daher werden auch fortwährend französische Bücher begehrt, und diese füllen den größten Raum in allen Bibliotheken aus. — Bücherauctionen finden hier sehr häufig statt, theils von auswandernden Brasilianern, mehr noch von in die Heimath zurückkehrenden Europäern, und charakteristisch für die Geistesrichtung der Einwohner ist es, daß auf all diesen Auctionen die Werke von Voltaire, Rousseau, Volney und dergl. am meisten begehrt und am besten bezahlt werden.

Die Zeitungspresse in Rio ist in bedeutender Thätigkeit und liefert sechzehn verschiedene Blätter, von welchen vier täglich, zwei dreimal wöchentlich und die andern entweder wöchentlich oder unregelmäßig erscheinen. — Während des Landtags werden die Debatten jedes Tags immer am folgenden Morgen vollständig publicirt; die hiesigen Zeitungen sind aber nicht wie in England u. s. w. die Organe verschiedener Parteien; obgleich sie mit Wärme in die politischen Discussionen eingehen, scheinen sie es doch für eine Pflicht anzusehen, sich immer auf der Seite der Regierung zu halten, wenigstens wird jeder Endbeschluß, wenn er auch ganz gegen die vorher verfochtene Ansicht ausfällt, immer als ein rühmliches Resultat berichtet. Wenn die Minorität gegen die Macht protestiren will, muß sie entweder ein eigenes Blatt zu diesem Zweck etabliren oder ihre Aufsätze abschriftlich mit dem Tagsblatt, worin sie keine Aufnahme fanden, herumsenden. An „Anzei-

gen" sind die Blätter in der Regel sehr reich, besonders an Lotterieanzeigen der verschiedensten Art, denn die Lotterien werden vielfach von der Regierung begünstigt. Manche Anzeigen haben aber für den Ausländer etwas Befremdliches. So ward einst verkündet, in der Kirche San Francisco de Paula solle ein Te Deum gefeiert werden für die glückliche Ueberwindung der Rebellion in Bahia, und Se. Maj. der Kaiser werde der Feier beiwohnen. Wenige Tage darauf erschien Folgendes: „Das Comité zur Veranstaltung des Te Deums u. s. w., in der Meinung, daß es den philanthropischen Absichten der zu diesem Zweck Unterzeichneten besser entsprechen würde, wenn die eingezahlten Beiträge zur Vertheilung unter die Wittwen und Waisen nach Bahia geschickt werden, und in Erwägung daß in einer andern Kirche schon ein Dankfest statt gefunden — hat beschlossen, das Te Deum nicht singen zu lassen, wovon die eingeladenen Personen hiemit benachrichtigt werden." — Manchmal wird auch die Klerisey nicht geschont; so hieß es neulich in einer Anzeige: „Hr. Herausgeber! Da der Vicar einer gewissen Pfarre am 8 d. M., nachdem er mit aller gewohnten Affectation Messe gehalten hatte, sich herum drehte gegen das Volk und mit spöttischer Miene bemerkte: da wir heute kein Fest haben, so laßt uns die Litanei repetiren u. s. w.; — so wollte ich nur darauf entgegnen, daß Sr. Ehrwürden wohl weiß, weßhalb kein Fest statt fand. Er mag indeß versichert seyn, daß das Fest gehalten werden wird, sobald die Intrigue verschwindet; wenn er aber in der Eile ist, so möge er dasselbe auf seine eigenen Kosten veranstalten; denn wer das Paternoster sagt empfängt den Lohn (quem rese o Pater noster come o pao). Gezeichnet:

Ein Feind der Heuchelei."

In Format, Druck und Einrichtung sind die täglichen Zeitungen von Rio den Parisern sehr ähnlich, nur enthält das Feuilleton nichts als Uebersetzungen aus dem Französischen. Sonst ist die periodische Literatur seit einigen Jahren durch Begründung einer medicinischen Revue, wie auch einer brasilianischen und einer ausländischen Vierteljahrsschrift verbessert worden; die letztere namentlich wird mit Verstand und Unternehmungsgeist redigirt und könnte für das Land von wahrem Nutzen seyn, wenn die Brasilianer sich die Mühe geben wollten, noch mehr selbst zu denken und selbst zu schreiben. — Das im Jahre 1838 begründete historische und geographische Institut ist in dieser Beziehung schon von merklich gutem Einfluß gewesen. Der Zweck ist im wesentlichen die Erhaltung, Sammlung, Erläuterung und Veröffentlichung interessanter Documente, und die Gesellschaft fand von Anfang an nicht nur den thätigen und schützenden Beistand der Regierung und mehrerer ausgezeichneten Männer, sondern es ward ihr auch von der Generalversammlung ein jährlicher Beitrag von 2000 Milreis bewilligt. So ward es möglich in verschiedenen Theilen des Reichs den Eifer des Forschens anzuregen, der bereits zu interessanten Resultaten geführt hat. Schon am Schluß des ersten Jahres zählte die Gesellschaft nahe an 400 Mitglieder und Correspondenten, und fast über 300 mehr oder weniger werthvolle Manuscripte, wovon die wichtigsten zugleich mit schätzbaren Abhandlungen einiger Mitglieder publicirt wurden. Außerdem enthält die Vierteljahrsschrift des Instituts auch vollständige Berichte über alle Verhandlungen der Gesellschaft, und es fragt sich, ob die portugiesische Sprache in unserer Zeit eine werthvollere Publication aufzuweisen hat als die „Revista Trimensal o Jornal do Instituto Historico-Brazileiro."

(Fortsetzung folgt.)

Der Portwein.

(Aus Kingstons: Lusitanian Sketches in Pen and Pencil.)

In England wird schon seit mehreren hundert Jahren Portwein getrunken; so wurden im Jahre 1749 zum Gebrauch für unsere Vorfahren 22,738 Pipen ausgeführt. Im Jahre 1756 bildete sich eine eigene Gesellschaft, deren Vorrechte und Gebräuche zum Theil anjetzt noch, wenn auch in veränderten Formen, bestehen. Im Jahre 1843, wo die Weinlese sehr schlecht ausfiel, belief sich der ganze Ertrag auf 72,462 Pipen. Davon kamen 18,002 Pipen auf den englischen Markt, 15,714 wurden auf die Liste der zweiten Qualität gesetzt, 17,166 auf die der dritten und 21,580 wurden als schlecht verworfen, folglich nur in Kneipen ausgeschenkt oder zu Branntwein gemacht. Im Laufe des Jahres 1843 wurden nur 21,244 Pipen Portwein nach England verschifft, darunter wahrscheinlich ein großer Theil von der guten Weinlese im Jahre 1840, welche einen bedeutenden Abgang gegen frühere Jahre zeigte. Vom Jahrgang 1844 wurden 21,238 Pipen als erste Qualität anerkannt. Nach einer später vorgenommenen Untersuchung durften aber nur 14,000 Pipen auf den englischen Markt gebracht werden, während der ganze Ertrag sich auf 68,566 belief. Im Laufe dieses Jahres waren 25,493 Pipen nach dem vereinigten Königreich ausgeführt worden. Auch Amerika verbraucht alljährlich ein gewisses Quantum, ein anderes geht nach dem Continent, und nur wenige hundert Pipen werden in unsere australischen Colonien, nach Ostindien und China geführt. Im Jahre 1844 betrug die ganze Ausfuhr, mit Ausnahme derjenigen nach Großbritannien und Irland, bloß 8453 Pipen. Das System der Ausmusterung des Weins klingt sehr gut, und wir möchten dadurch leicht veranlaßt werden zu glauben, daß nur wir in England guten Wein bekommen, die ganze übrige Welt aber schlechten. Allein es ist bewiesene Thatsache daß, obgleich man im allgemeinen nur den besten Wein annimmt, doch auch der gute oft als untauglich zur Versendung nach England erklärt und dagegen oft recht schlechter Wein dahin geschickt wird. Die Compagnie begünstigt also diesen Handel durch ihre Einschränkungen nicht nur nicht, sondern thut ihm auch noch dadurch, daß sie die Weinpreise fortwährend in der Höhe erhält, bedeutenden Schaden und läßt mittlerweile den Geschmack an andern Weinen in England fortwährend zunehmen. Der Grund, warum dieser scheinbare Mangel erzeugt wird, besteht darin, die Vorräthe der einheimischen Weinzüchter in Villa Nova zu vermindern, wodurch der Preis für den Augenblick zwar in der Höhe gehalten wird, worunter sie aber zuletzt selbst zu leiden haben werden, wenn die Engländer sich weigern ihre alten verlegenen Weine zu trinken.

Es ist erstaunlich, wie viele Leute man braucht und welche Sorge und Achtsamkeit man auf eine Pipe Portwein verwenden muß, ehe sie

England erreicht. Es vergehen manche Jahre darüber, bis sich das ausgelegte Capital durch den Verbrauch wieder bezahlt, weßwegen wir uns auch über den hohen Preis nicht allzu sehr wundern dürfen.

Die Zeit, in welcher die Weinlese beginnt, wechselt in den verschiedenen Jahren ungefähr zwischen einem Monat — von Anfang September bis Mitte October. In dieser Periode werden bei 20,000 Gallicier und etwa 10,000 Portugiesen, Männer, Weiber und Kinder, verwendet. Sobald die Weinlese vorüber ist, kehren die Spanier in ihre Heimath zurück, jeder Mann mit zwanzig bis dreißig Schillingen in seiner Tasche, die er von seinem Lohn erübrigt hat. Hat die Ernte einmal begonnen, so ist die Zeit unschätzbar. In den Weinbergen wimmelt es von Menschen; die einen pflücken die gesunden Trauben und füllen große Körbe damit an, andere mustern die faulen oder eingetrockneten Trauben aus, während die Gallicier dazu verwendet werden die Körbe auf ihren Rücken die Hügel hinunter zu tragen. Als Pressen dienen steinerne Tröge, die sich hoch über den Boden erheben, zwei bis drei Fuß tief sind und zwanzig bis dreißig Fuß ins Gevierte haben. Mitten drin steht ein Knabe und ordnet die eingeschütteten Trauben so, daß die Oberfläche immer möglichst eben ist. Wenn das Gefäß voll ist, springen zwanzig bis dreißig Männer mit bloßen Füßen und Beinen hinein, und tanzen oder treten vielmehr, bei den muntern Tönen von Guitarren, Pfeifen, Geigen und ihrer eigenen Stimmen, vierzig bis fünfzig Stunden lang darin herum, nach achtzehn Stunden je sechs ausruhend, bis der Saft aller ausgepreßt ist und die Trauben so zermalmt sind, daß alle Farbe aus ihnen herausgezogen ist. Man hält es für nothwendig die Traubenkämme darin zu lassen, um dem Moste jene Schärfe zu geben, die man an dem Portwein so sehr bewundert, und seine Gährung zu befördern. Haben die Männer ihr Geschäft beendigt, so läßt man Most, Hülsen und Kämme noch zwei bis sechs Tage zusammengähren, bis die beiden letztern auf die Oberfläche kommen und einen festen Kuchen bilden. Dadurch wird die Farbe noch mehr aus den Hülsen herausgezogen. Es ist dieß eine sehr kritische Zeit, wo sehr viel auf das richtige Urtheil und die Praxis des Oberaufsehers bezüglich des rechtzeitigen Augenblicks zur Absonderung des Mostes ankommt, denn die Gährung ist so stark, daß der Wein völlig verdirbt, wenn man ihn zu lange in der Presse läßt. Allein hier kann nur lange Erfahrung ein richtiges Urtheil geben, und schon mancher junge Kaufmann, der dabei für sich handelte, hatte es schwer zu bereuen, daß er den Winzern in das Handwerk gepfuscht. Ehe der Most in die Fässer gefüllt wird, schmeckt er so süß, widerwärtig und verdorben, und hat eine so trübe, schwarze Farbe, daß man kaum glauben kann, es gebe dieß jenen hell funkelnden und scharfen Wein, wie er nach Verlauf von zwei bis drei Jahren erscheint. Die Fässer, in welche der Wein gefüllt wird, halten häufig dreißig Pipen. Das Feuer der Douro-Trauben macht, daß die einmal begonnene Gährung von selbst nicht eher aufhört (sogar wenn man die Hülsen und Kämme vom Weine ausgeschieden hat), bis der Wein bitter, und wenn auch nicht ganz und gar, so doch fast untrinkbar und zuletzt sogar Essig wird. Um ihm daher seine so sehr geschätzten Eigenschaften zu erhalten, ist es unumgänglich nothwendig, in dem so schwer richtig zu treffenden, kritischen Augenblick etwas Branntwein beizumischen, ehe der Grad der Gährung eintritt, wo der Wein anfängt bitter zu werden. Branntwein wurde den feineren und gehaltvollern Weinen von jeher beigemischt, und muß ihnen stets beigemischt werden, sonst überarbeiten sie sich und zerstören sich selbst, indem sie ihren Geist aufzehren. Die Trauben, aus welchen man den gehaltvollen süßen Portwein erzeugt, werden, wenn man sie zum Trocknen in die Sonne hängt, vollständige Zuckermassen. Dieser außerordentlich reiche Zuckerstoff, welchen übrigens nur diejenigen Trauben haben, die an solchen Stellen wachsen, wo sie den Einwirkungen der Sonnenstrahlen am meisten ausgesetzt sind, gibt jene ausgezeichnet starke und feine Blume, deren sich nur der beste Portwein rühmen kann. Bei den weniger gehaltvollen und mehr wässerigen Trauben ist die Gährung nicht so heftig und hört von selbst auf; da diese aber den geringen Zuckerstoff, welchen sie enthalten, völlig aufzehrt, so bekommt man einen leichten, hellen Wein, bei dem man zwar auch Branntwein zusetzen muß, der aber, um ihn gut zu erhalten, weniger Sorgsamkeit in der Pflege erfordert, gerade weil er schlechter ist. Derselbe Fall ist es mit den Bordeaux-Weinen. Damit will ich übrigens nicht sagen, daß diese nicht gut seyen, sondern nur, daß sie keine so starke Gährung durchzumachen haben und ihren Geist nicht selbst aufzehren, da sie leichter sind als die bessern Portweine und unter einem kältern Klima oder in einem kühlern Boden wachsen. Deßhalb ist auch kein Branntwein bei ihnen erforderlich, und man bekommt das köstliche Getränk, den Claret, den man auch in Portugal gut zu ziehen sich bis jetzt vergeblich bemüht hat.

Die Compagnie versucht die Weine im Januar und stellt, je nach dem Erfund, ihre Zeugnisse aus. Der Einkauf beginnt zwar erst in der Mitte des Februar, allein die Kaufleute kommen schon früher in die Weingegenden, wo sie Etablissements haben, und besuchen, in Begleitung ihrer ersten Commis, Commissäre und Küfer, diese auf Maulthieren reitend und von einem Trupp Bedienten zu Fuß gefolgt, die verschiedenen Pächterwohnungen, wo Wein liegt. Der Wein wird in einer silbernen Schale versucht, die in der Mitte etwas erhöht ist, wodurch die Farbe besser hervortritt. Haben sie den Wein gekostet, so machen sie Bemerkungen über die Qualität jedes Fasses in ihre Bücher, welche sie dann zu Haus vergleichen. Manchmal wird der Kauf an Ort und Stelle abgeschlossen, gewöhnlich aber kommt der Pächter zum Kaufmann ins Haus, um die Sache ins Reine zu bringen. Ein solcher Weineinkauf erfordert von Seite des Kaufmanns nicht gewöhnliche Kenntnisse und ein scharfes Urtheil, denn sein Credit und Gewinnst hängen dabei von dem Werke einiger wenigen Tage ab. Ist der Handel abgeschlossen, so kehrt er nach Oporto zurück. Der Wein wird nun unter der Aufsicht besonders hiezu bestellter Leute in Pipen gefüllt und auf den abscheulichsten Wegen, die man sich denken kann, in Ochsenfuhrwerken nach den Flußufern geführt. Hier angekommen wird er in großen Booten, von denen jedes siebzig Pipen faßt, nach Villa Nova verschifft. Sodann kommt er in die Gewölbe oder vielmehr auf die Lager des Kaufmanns, denn letztern Namen gibt man ihnen, da sie nicht eingegraben, sondern über dem Boden sind. Hier werden die Weine nach ihren verschiedenen Qualitäten abgezogen und verfüllt. Nun aber verlangt ihre Behandlung die größte Sorgfalt, und man muß ihnen noch ein wenig schwachen, aber guten Branntwein zusetzen. In etwa zwei Jahren oder auch etwas kürzerer Zeit hält man die feinern Weine aus den höhern Lagen gewöhnlich für so weit gediehen, daß man sie nach England verschiffen kann. Die ältern Weine werden vor ihrer Versendung vier bis acht Jahre in den Pipen gelassen, je nach ihrer Qualität.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1845.

Madagascar.

Nach längerer Unterbrechung ist diese Insel wiederum der Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden durch einen Vorfall, in welchem die Engländer und Franzosen vereint auftraten, um sich den von den Behörden des Landes verfügten Bedrückungen zu widersetzen. Da dieser Vorfall nicht ohne Folgen bleiben kann und selbst nur ein Bruchstück aus einer langen Reihe ähnlicher Vorfälle ist, so verlohnt es wohl der Mühe sich etwas näher mit demselben zu befassen. Bekanntlich haben die Franzosen in den vorigen Jahrhunderten von Isle de France und Bourbon aus wiederholte Unternehmungen gegen Madagascar gemacht, jedoch nie mit sonderlichem Erfolg, da ihre Angriffe alle von Osten her geschahen, und das Klima dieser Ostküste während vier Monaten im Jahr für die Europäer sehr verderblich ist. Im Laufe der letzten Kriege verloren die Franzosen Isle de France (Mauritius), und nun suchten sie um so mehr nach dem Frieden ihre vermeintlichen Rechte auf Madagascar geltend zu machen, theils um sich für den Verlust zu entschädigen, theils um Mauritius indirect zu beherrschen, denn dieß bezieht sein Bauholz und sein Vieh, in neuerer Zeit auch einen großen Theil seiner Arbeiter aus Madagascar. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Engländer diesen Bemühungen der Franzosen nicht unthätig zusahen: sie unterstützten den König der Hovas, des das Innere der Insel beherrschenden Stammes, in seinen Planen zur Unterwerfung der ganzen Insel, welche auch nach vielem Blutvergießen bewerkstelligt wurde. Die Franzosen behaupteten nur die Insel Ste. Marie auf der Ostküste, welche zugleich der Zufluchtsort für die von Radama — so hieß der König der Hovas — verfolgten Malgaschen aus den unterworfenen Stämmen wurde. Im J. 1828 starb Radama, aber seine Wittwe Ranavalona Manjaka, welche selbst nur das Werkzeug der durch die Kriege Radama's entstandenen und gekräftigten Militärhäuptlinge war, setzte das Werk ihres Gatten fort, und behauptete ihre Herrschaft über die ganze Insel.

Zwei Hauptschwierigkeiten standen ihr entgegen, das schon während der Herrschaft Radama's eingeführte Christenthum und die Widerwilligkeit, mit der die ganz andere Sprachen redenden Völker des Westens und Ostens die Herrschaft der Hovas ertrugen. Das Christenthum heißt hier nichts anderes als europäischer Einfluß, und damit dieser im Lande keine Wurzel fasse, begann die Christenverfolgung, welche seit Ranavalona's Thronbesteigung bald mehr, bald minder heftig angedauert haben soll. Endlich aber erkannte die Königin, daß sie gegen eine stets sich erneuernde Hydra kämpfe, so lange sie bloß die einheimischen Christen angriff, und die fremden, d. h. die europäischen Handelsleute, ungestört ließ. Daher eine Menge Plackereien gegen diese und endlich, als die französischen und englischen Agenten Einsprache dagegen erhoben, der Befehl, daß alle im Lande ansässigen Fremden sich als Unterthanen der Hovas anerkennen sollten; mit dieser Anerkennung waren sie dem Schutz ihrer respectiven Nationen entrückt, und mit welcher Härte und Schonungslosigkeit die Häuptlinge der Hovas ihre Herrschaft übten, davon hatten sie nur allzu viele Proben gehabt. Die Franzosen auf Bourbon erklärten sich sogleich gegen diesen Beschluß der Königin Ranavalona, die Engländer, kaum minder interessirt dabei, schlossen sich ihnen an, und so ward der neuerlich in den Zeitungen berichtete Zug unternommen, welcher bekanntlich für die verbündeten Truppen sehr nachtheilig ablief und den Stolz der Hovas nicht wenig steigerte. Man glaubt jetzt, daß Frankreich, bei der Sache am nächsten betheiligt, ernstliche Maaßregeln gegen die Hovas ergreifen und die Insel zu unterwerfen suchen werde.

Die Franzosen haben allerdings einen ziemlich festen Halt in Madagascar, welcher sich auf den Umstand gründet, daß die Eroberung der Hovas nur durch sehr gewaltsame Mittel zu bewerkstelligen war. Ihre Besitzungen auf der Ostseite sind in Folge der Kriege Radama's bis auf die kleine Insel Ste. Marie zu Grunde gegangen, aber sie haben sich auf der Westseite festgesetzt auf der Insel Nossi Bé, und von hier aus den mächtigsten Stamm der Insel nach den Hovas, die Sacalavas an sich gezogen, diese großentheils europäisch bewaffnet, und bei günstiger Gelegenheit werden sie solche gegen die Hovas führen. Ob der Plan gelingt, steht dahin, aber sie werden

ihn vermuthlich mit großer Anstrengung ins Werk zu setzen suchen, denn er hängt mit andern weitaussehenden Planen zusammen. Sie haben die Insel Mayotte am nördlichen Eingang des Mozambique-Canals besetzt und befestigt, eine bedeutende Seemacht ist dort stationirt, und wenn sie auf der Nordwestküste Madagascars Herr werden, so ist ihnen die Herrschaft über den Mozambique-Canal gesichert und die Verbindung der Engländer vom Cap nach Indien wesentlich bedroht. Daß auch Mauritius durch eine Besetzung Madagascars in sehr schlimme Lage gerathen würde, haben wir oben erwähnt. Den Engländern ist bei diesen Aussichten nicht sehr wohl zu Muthe. Die Bewohner dieser Insel, d. h. die Pflanzer und die Kaufleute in den Städten, sind noch durchaus französisch, weit mehr als die französischen Canadier. „Die Einfuhren von Mauritius," sagt die Colonial Gazette, „die Meublirung ihrer Häuser, die Weine die sie trinken, kommen alle von Frankreich. Die Einfuhrlisten von Mauritius zeigen auf eine überzeugende Weise, bis zu welchem Grade der Handel eines Mutterlandes mit den Colonien trotz der politischen Trennung anwachsen kann. Die Bewohner von Mauritius haben sich noch nicht mit uns amalgamirt, und wenn unter diesen Umständen durch eine Besetzung Madagascars von Seite der Franzosen Mauritius gewissermaßen in eine französische Welt versetzt würde, wenn die dortigen französischen Behörden ein System von Handelsausschließung gegen Mauritius befolgten, wer könnte sich darüber wundern, wenn die Bewohner dieser Insel ihre verlorene Nationalität wieder zu gewinnen suchten? Aber Mauritius muß behauptet werden, um der brittischen Capitalisten willen, die im Vertrauen auf die Regierung ihre Capitalien dort verwendeten, um unsern Handel gegen Stürme und gegen Feinde zu sichern; Mauritius ist eine Veste, von deren Erhaltung es abhängt, ob wir uns im indischen Ocean und an den benachbarten Ufern zu behaupten vermögen."

Also auch hier wieder ein Punkt, wo englische und französische Handels- und politische Interessen an einander gerathen; Frankreich sucht seine See- und Handelsmacht wieder auf den Fuß herzustellen, in welchem sie sich vor der Revolution befand, dadurch stößt es allenthalben gegen die Macht, welche die Engländer seit den Kriegen der Revolution monopolisirt haben, und früher oder später muß daraus ein Conflict erfolgen.

Skizzen aus Brasilien.

2. Schilderung der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Kirchen. — Hospitäler. — Schulen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Lage und Umgegend der Stadt sind sehr schön; besonders romantisch sind die Spaziergänge auf dem Gloriaberge, auf dessen schroffem Gipfel die achteckige Kirche von Nossa Senhora da Gloria liegt. Man kann nur zu Fuß hinaufkommen, wird aber für die Mühe des Ersteigens auf dem sich windenden und stets neue Aussichten gewährenden Fußpfade durch ein unbeschreiblich schönes und großartiges Panorama über Stadt und Bay reichlich belohnt. Die erste Kaiserin von Brasilien liebte vorzugsweise in dieser Kirche zu beten; aus Achtung für ihr Andenken wohnte Don Pedro I auch nach ihrem Tode jeden Sonntag Morgen der dortigen Messe bei, und noch jetzt wird dieselbe zuweilen von der kaiserlichen Familie besucht. Ich war eines Tages zugegen, als der junge Kaiser und seine Schwester inmitten vieler Leute aus dem niedern Volk in dieser Gloriakirche kniete; als sie sich erhoben um wegzugehen, drängten sich viele Menschen hinzu, um dem Kaiser die Hand zu küssen — eine Huldigung, die von seiner Seite mit anspruchsloser Grazie angenommen, von Seite des Volks mit dem Ausdruck wahrer Verehrung und Zuneigung dargebracht ward. Predigten werden hier nur selten bei besondern Gelegenheiten gehalten, dann aber in der extravagantesten leidenschaftlichsten Redeweise, zumal in Bezug auf die heilige Jungfrau, und die Wirkung auf die Zuhörer war ein paarmal, als ich selbst zugegen war so groß, daß am Schluß der Predigt alle mit geballten Fäusten ihre Brust schlugen.

Auch an der Rückseite der Gloriakirche führt ein Pfad den Berg hinab, der mit den reizendsten Villas, Gärten und Anlagen bedeckt und mit den schönsten Bäumen, Schlingpflanzen, Sträuchern und Blumen aller Art, wie sie selbst unter der tropischen Sonne nicht schöner zu finden seyn möchten, dicht überwachsen ist. Am Fuß des Berges gelangt man hier zur Praya de Flamingo, einer sandigen Bucht, wo sich in frühern Zeiten viele Flamingos aufhielten. Jetzt ist der Strand mit einer Reihe schöner Wohnhäuser besetzt, die der frischen Seeluft wegen besonders gesucht sind. Weiter landeinwärts, parallel mit dem Strande, läuft eine breite Straße aus der Stadt in die Vorstadt Botafogo, und berührt auf halbem Wege die Larangeiras oder das Thal der Orangenhaine, eine breite und tiefe Schlucht zwischen steilen Ausläufern des Corcovado-Gebirgs, durchflossen von einem klaren Strom, an dessen Ufern fast immer eine Menge von Wäscherinnen beschäftigt sind; einige tragen die schmutzige Wäsche in großen Bündeln auf dem Kopf herbei, und oft noch außerdem ein kleines Kind auf dem Rücken, andere klopfen die Leinwand mit breiten Hölzern auf glatten Felsblöcken oder spülen sie im Strome ab, wieder andere bleichen und trocknen das Gewaschene an der Sonne, oder sitzen an brennenden Holzhaufen um ein frugales Mahl zu kochen. Weiter aufwärts im Thal ist die Agoa Ferrea, eine Mineralquelle, die zu gewissen Jahreszeiten fleißig besucht wird, und von dort führt ein Weg auf den Corcovado-Berg, dessen Gipfel jeder Fremde ersteigen sollte. Am besten ist es sich recht früh Morgens zu Pferde auf den Weg zu machen, um vor der Hitze des Tages an die letzte Höhe zu gelangen, die man nur zu Fuß ersteigen kann. Der größte Theil des Berges ist mit dichtem Wald und üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, weiter oben werden die hohen Bäume seltener, aber Bambus, Farrenkraut, blühende Sträucher und Schlingpflanzen reichen bis zur Höhe, wo man die Pferde in einem Bauernhause stehen läßt, und durch ein Frühstück erfrischt die Fußwanderung antritt. In kurzer Zeit erreicht man das Ende des Dickichts und steigt

nun den kahlen Felsgipfel hinan, der nur in einigen Spalten bewachsen ist. Der letzte schroffe Felsblock bildet oben eine Fläche, wo etwa 50 Menschen Raum haben und an deren Rand Eisenstangen befestigt sind, um Unglücksfälle zu verhüten. Diese schützende Einfassung ist aber auch das einzige Zeichen der Cultur, das man dort oben gewahrt, sonst ist alles ringsum ein Bild der erhabensten Wildniß. Die Höhe beträgt nur 2000 Fuß, aber die Aussicht gehört zu den weitesten, reichsten und schönsten in der Welt, denn unter sich übersieht man den Hafen mit seinen kleinen Inseln, die Forts, die Bay mit ihren Schiffen, die ganze Stadt von St. Christovao bis Botafogo, den botanischen Garten, die Berge von Lagoa das Freitas, Tejuco und Gavia, den hohen Zuckerhut-Felsen, die Inseln vor der Bay, endlich das offene Meer an der einen, und den weiten Halbkreis der Ufer und Gebirge an der andern Seite — man kann Stundenlang um sich schauen, ohne ermüdet zu werden, weil man bei der unbeschreiblichen Klarheit der Atmosphäre nach allen Seiten hin immer neue Gegenstände entdeckt. An den Seiten dieses Berges rieseln mehrere kleine Bäche hinab, die durch künstliche Canäle gesammelt und in den großen Aquäduct geleitet werden, dessen gemauertes Gewölbe bald unter dem Boden, bald hoch über denselben hinläuft. Der Weg längs dieser großen Wasserleitung ist wegen der stets wechselnden Scenen und Aussichten von ungewöhnlichem Interesse, und es gibt wohl überhaupt wenige Städte in der Welt, die im Betreff der Schönheit und Mannichfaltigkeit der nächsten Umgegend mit Rio de Janeiro den Vergleich aushalten.

Auch der botanische Garten im Westen von Botafogo ist, wenn auch nicht günstig gelegen, doch nicht ohne Interesse. Er ist Eigenthum der Regierung und die Generalversammlung bewilligt alljährlich einen Beitrag zu dessen Erhaltung und Verbesserung. Anfangs hat man sich viel Mühe gegeben eine Auswahl ostindischer Gewächse hieher zu verpflanzen, und man findet auch jetzt noch Gewürznägelein, Zimmet, Pfeffer- und Theestauden; später wurden nur des Schattens halber eine Menge großer Nußbäume von Sumatra herangezogen; neuerlich sind diese zwar zum Theil verschiedenen schätzbaren Fruchtbäumen gewichen und das Ganze ist eine schöne Gartenanlage geworden, aber auf den Namen eines botanischen Gartens kann dieselbe noch keinen Anspruch machen. (Schluß folgt.)

Ansicht von Sal und Boavista, Inseln des grünen Vorgebirgs.

Nie hat mich eine Nachricht so durch und durch erschüttert, als die von dem Unglück, welches am 9 December 1843 vor Cuxhaven, Angesichts der Küste, das Hamburger Schiff Julie traf. Nach glücklicher Reise von Rio bis zur Elbmündung ward in einem wüthenden Sturm das Schiff in wenig Minuten zertrümmert, aber keine lebendige Seele hat nähere Nachricht geben können, wie alles kam; schon war ein Lootse an Bord, es wurden noch Segel aufgesetzt, ein Regenschauer verbarg darauf die Barke, gleich darauf sah man viel Schiffstrümmer treiben — Capitän, Lootse, Mannschaft, Passagiere kamen alle um, das wüthende Element soll nur eine einzige Leiche ausgeworfen haben. Ich habe fast alle gekannt, die da so begraben liegen, ich habe ihnen allen eine Thräne geweint, aber eine Erscheinung war es besonders, die mich nicht verlassen wollte; sie tritt auch oft, oft vor mich hin, blaß, todt mit triefenden Haaren! Und diese eine ist der Schatten des Pastors Neumann, Licentiat der Theologie aus Breslau; auch er war auf jenem Schiff, auch er sah nach langer Abwesenheit vom deutschen Vaterland noch einmal den rothen Felsen von Helgoland, auch er sah die Küsten der Heimath heraufdämmern von demselben Verdeck, auf dem er gerade 7 Jahre vorher denselben Elbstrom verlassen hatte, der ihn jetzt aus der Zahl der Lebendigen wegnahm!

Dieser Mann war es, mit dem ich beinahe 6 Jahre in Rio verlebt habe; wir haben uns fast täglich gesehen; freudig bauten wir, wie verschieden auch unsere Naturen seyn mochten, den deutschen Musen, der deutschen Wissenschaft einen Altar, und mancher Opferdampf wirbelte auf zu den Pieriden, die uns dafür auch manche liebe Stunde schenkten! — Ihm verhießen sie aber noch viel liebere Stunden, als er davon zog gen Norden auf der stattlichen Barke. — Die Katastrophe des 9 Decembers 1843 war furchtbar!

Am 9 December des Jahres 1837 war es eine ganz andere Scene an und auf demselben Schiff Julie. Der Mond war aus dem fernen Afrika aufgegangen, es war eine Nacht hell wie am Tage, kein Windshauch kräuselte die Bucht, die nur in ihren größern Partien schwankte und anschlagend an die Klippen des Ufers eine fernhin donnernde Brandung um sich herumgürtete; ein mit vier Ruderern bemanntes Boot durchschnitt schnell die Salzfluth; vor ihm her sprangen eine Menge Fische, welche tausend glänzende Tropfen umherwarfen. Hinten im Boot saßen der Capitän, noch ein Passagier und ich selbst. Wir ankerten mit derselben Julie in einer Bucht von Boavista, einer öden Insel des grünen Vorgebirgs.

Lange hatte ich die damals von mir gesammelten Skizzen nicht durchgelesen, als sie mir beim Empfang jener Unglücksnachricht wieder einmal in die Hände kamen. — Sal und Boavista, zwei öde Inseln, die nur um Salz zu liefern von Schiffen berührt, von sonstigen Reisenden aber beinahe nie betreten werden, boten mir in ihrer verbrannten Wittwentracht so manches Eigenthümliche dar, daß es mir neulich schien, es könnte einiges aus dem dort von mir geführten Tagebuch von einigem Interesse seyn.

Ein frischer Novembermorgen trieb uns weit in die Nordsee hinaus; ihm folgten heftigere Stürme mehrere Tage hindurch, denn besonders zwei Winternächte, deren grausige Schrecken durch reichliches Blitzen und einen blutrothen Nordschein noch erhöht wurden. Dießmal hielten die Planken; pfeilschnell stiegen dafür die Leuchtfeuer im Canal auf Englands Küsten auf, und versanken eben so rasch wieder hinter uns; an einem hellen Mittag begrüßten wir das letzte Stück von Europa, ein fernes Cap der Bretagne. Dann wogte der atlantische Ocean höher und gleichmäßiger um uns, ein reinerer Himmel erfreute uns am Tage, ein klares Mondlicht und das in seiner ganzen Herrlichkeit nur in den Wendekreisen sich zeigende Meerleuchten zog uns Abends mächtig an; oft lagen wir, nachdem wir ächt homerisch im Norden so vieles gelitten hatten und schier erstarrt waren, auf dem Verdeck lange in die laue Nacht hinein, während der Mond die gespenstisch sich bewegenden Schatten der vielen Segel über das Schiff und den glänzenden See-

schaum hinauswarf. — So eilten wir schnell südlich, einmal in vier Tagen 225 geographische Meilen zurücklegend. Eine Menge scheinbar unbedeutender Erscheinungen, die aber auf dem öden Meere immer interessant sind, zeigten uns an, daß wir in die Tropen hineingekommen waren. Am 5 December Nachmittags kamen wir auf die Breite von Sal; da aber der Himmel etwas trübe war und jene Gewässer immer sehr unwirthbar sind, so ward die Nacht hindurch mit kleinen Segeln südlich gesteuert.

Noch lag die Sonne versteckt hinter dem grünen Vorgebirge, als ich am folgenden Morgen aufs Verdeck kam und die Insel Sal aus dem Meere auftauchen sah; wir steuerten wieder nordwärts; von der Südostseite, etwa auf drei Meilen Entfernung, entwarf ich mir so schlecht wie möglich eine Ansicht von der Insel.

Die capverdischen Inseln, etwa 60 Meilen entfernt von Afrika's Küsten, stehen in jedem geographischen Handbuch und auf allen Karten von Afrika. Sal ist die ödeste von allen, zugleich die nordöstlichste, 6 bis 7 Meilen lang von Norden nach Süden, im Norden etwa zwei Meilen, im Süden kaum eine Meile breit.

Die Gebirge machen sich wirklich imposant; im Norden ragen zwei Pics hoch hinaus aus dem Meere, der höchste, Lionshead, sieht wirklich kühn aus; eine Menge anderer Kegel umgeben ihn, wie denn überhaupt diese Pyramidenformen der Insel ein ganz eigenes Ansehen geben; mehr südlich setzt sich das Gebirge in mäßigen Höhen weiter fort und bildet zuletzt noch eine Art Hochplateau; dann läuft die Insel ganz im Süden in ein flaches, steiniges Sandland aus. — Jetzt segelten wir um die südöstliche Spitze Wreck Point herum und warfen in einer Bucht ganz im Süden der Insel zwischen dem ebengenannten Punkt und dem südwestlich hervortretenden Vorsprung Sandyspit die Anker, da das Schiff von dort Salz nach Rio bringen sollte. — Unsern Gruß mit aufgehißter Flagge erwiederten die drei in derselben Bucht ankernden Schiffe, zwei nordamerikanische Dreimaster und eine portugiesische Brigg. — Und nun hatte ich Muße, das Land anzuschauen, aber welch Land!

Das erste, worauf mein Auge fiel, recht ein Malzeichen für die Insel, waren zwei kolossale Wracke, eine ehemalige Brigg und ein Dreimaster, die vor acht Monaten in einem Sturm sich ineinander festhaltend und so auf die Küste geschleudert wurden. — Gerade solch ein gestrandeter Rumpf ohne alle Gliedmaßen schien mir die Insel selbst zu seyn.

Die Berge, ja das ganze Land von Sal ist grau, ohne Gebüsch, ohne Baum, ohne Gras, Laub, Blumen — alles öde, alles todt, alles erstarrt unter dem glühenden Himmel, der sein eigenes Kind verflucht zu haben scheint. Elende Hütten am Ufer und umherlaufende Neger mit Salzsäcken auf dem Kopf, die bald ins Wasser hineinrannten, um die Last in ein Boot zu werfen, war alles, was man als Zeichen von Leben und Cultur entdecken konnte; nie hat ein Land mich so öde, so wehmüthig angeblickt, eine Leiche, die kaum das Leben gekannt hat, und auf die der Himmel aus Mitleid in 3 bis 4 Jahren vielleicht ein einzigesmal eine Thräne hinabweint.

Wir ruderten ans Land. Weit hinauf rollten die Wellen auf den schrägen Sand des Ufers, mit einem Wurf lag unser Boot auf dem Land, ein schneller Sprung rettete uns vor dem Sturzbad der folgenden Welle, und nun waren wir auf Sal.

(Fortsetzung folgt.)

Der Portwein.

(Schluß.)

Das Untersuchen einer Pipe mit Wein ist eine sehr schwierige Sache, bei der hauptsächlich zwei Dinge in Betracht kommen — das Wetter und die Verfassung des eigenen Magens. Man wähle einen schönen, hellen Tag, aber ja keinen kalten. Der Untersuchende muß ferner den vorhergehenden Abend ruhig zu Hause verbracht und nicht mehr als eine Pinte Wein getrunken haben, sonst läuft er Gefahr sich bedeutend zu täuschen. Ist er erhitzt, so wird ihm ein schwacher, verdorbener Wein munden, und kommt er aus der kalten Luft, so wird er einen stark mit Branntwein versetzten, strengen Wein vorziehen, allein am folgenden Tage wird ihm keiner von beiden mehr behagen. Dieß ist eine goldene Regel. Nur wenige Personen können ein richtiges Urtheil über einen Portwein fällen, wenn sie ihn nur Einmal versucht haben. Kostet man nach dem Essen, wenn man bereits Süßigkeiten oder starken Wein genossen hat, alten, abgelagerten Wein, so wird seine Blume beinahe ganz verschwinden und er nach dem Faß schmecken. Und darum geschieht es auch so häufig, daß man guten alten Wein mit Unrecht verdammt. Thatsache ist gleichfalls, daß Wein, aus dem Faß genommen, selten so milde, hell und feurig ist, wie der aus Flaschen. Es gibt übrigens eine Menge Qualitäten bei den Portweinen, die sich hauptsächlich nach ihrem verschiedenen Alter richten; bald sind sie rauher und schärfer, bald gehaltloser und schwächer. Ebenso gibt es leichtere Claret-Weine, die, in Portugal getrunken, einen ziemlich zarten Geschmack haben, in England aber, wenn sie sich halten und jenes Aroma, das ihren Hauptwerth ausmacht, nicht verlieren sollen, mit Branntwein versetzt werden müssen. Die gewöhnlichsten Sorten sind leichte, harte, stark gefärbte und dabei doch nicht milde Weine, oder solche von sehr dunkler Farbe und verdorben süßem, dabei aber doch rauhem und hartem Geschmack; ferner sehr leichte, beinahe lohartig gefärbte, ohne Gehalt und Geist, die für sehr alt ausgegeben, aber zu niedern Preisen angetragen werden. Diese geringern Sorten werden häufig an kleinere Weinhändler verkauft und zu Betrügereien benutzt, die bei solchen Personen, welche mit der eigentlichen Sachlage nicht bekannt sind, nicht selten ein Vorurtheil gegen die Portweine erwecken.

Eine Zawiah bei den Arabern in Nordafrika ist eine Anstalt, welcher in den europäischen Ländern durchaus nichts entspricht. Es ist eine Capelle, welche der Familie des Stifters als Grabmal dient und wohin die verbündeten Freunde und Diener der Familie zu bestimmten Zeiten wallfahrten; sie ist eine Moschee, wohin die Moslems der benachbarten Stämme ziehen, um gemeinschaftlich dort zu beten; eine Schule, wo alle Wissenschaften gelehrt werden, und wo die Kinder das ganze Jahr, die Studenten (thaleb) zu gewissen Jahreszeiten, die Gelehrten (eulemas) in bestimmten Zeitpunkten sich vereinigen, um zu lernen und sich über gewisse Fragen des Rechts, der Geschichte und der Theologie zu besprechen; sie ist ein Asyl, wo alle Verfolgten eine unverletzliche Zuflucht finden; ein Spital, eine Art Gasthof, wo die Reisenden, die Kranken, die Pilger Unterkommen, Hülfe, Kleidung und Nahrung finden; ein wahres Bureau des öffentlichen Geistes, wo die Nachrichten ausgetauscht werden, und wo man die Geschichte der Gegenwart abfaßt; endlich eine Bibliothek, welche durch die Arbeiten der an der Schule befindlichen Personen fort und fort wächst. Natürlich besitzen die Zawiahs, um die Ausgaben zu bestreiten, nicht unbedeutende Einkünfte, meist in liegenden Gütern. (Algérie vom 2 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1845.

Der Kreis Mesen und seine Einwohner.

(Nordische Biene. 15 Oct.)

Der umfangreiche Kreis von Mesen gränzt nördlich an das Eismeer, östlich an den Ural, südlich an das Gouvernement Wologda, westlich an den Kreis von Pinega. Sein Umfang ist nach einer 20jährigen Ausmessung so groß fast wie Frankreich. Der Boden ist von Norden nach Süden auf einer Strecke von 500 Wersten mit weißem Moose bewachsen, und von Westen gegen Osten mit Wald bedeckt. Die Flüsse im südlichen Theile des Kreises gehen im Monat Mai auf, die nördlichen im Anfang Junius. Im nördlichen Theile fängt schon am 15 September an der Boden sich wieder mit Schnee zu bedecken, gegen den 1 October (a. St.) gefrieren Flüsse und Seen, und es beginnt die Rennthierjagd. Bei dem rauhen Klima säen die Bewohner des nördlichen Striches nichts als ein wenig Gerste, welche, wenn sie nicht im Junius durch die Kälte getödtet wird, im Laufe eines Monats reift. Die hiesigen undurchdringlichen Wälder sind im Sommer mit unermeßlichen Fliegenschaaren angefüllt; in den Flüssen finden sich keine Krebse, in den Sümpfen keine Eidechsen, und den Donner hört man niemals.

Die Flüsse und Seen des Kreises Mesen sind außerordentlich reich an Fischen, namentlich ist der Fang von Schnäpeln (sig. salmo levaretus) manchmal so reichlich, daß die Fischer nicht im Stande sind, sie alle herauszuziehen, und die Hälfte der im Netz befindlichen fahren lassen müssen. Die Jagd auf Seethiere bildet eine der Hauptbeschäftigungen der Einwohner, und sie begeben sich zu dem Ende bereits im Frühjahr auf einige der zu diesem Kreise gehörigen Inseln, nach Nowaja Semlja, Waigatsch, Kalgujeff, Matwejeff u. a. Die Jäger von Pustosersk tödten die Wallrosse mit Büchsen, wobei sie solche an der Stirn zu treffen suchen, und um bei der Heimkehr die Fahrzeuge nicht zu sehr durch das Gewicht der getödteten Thiere zu belasten, ziehen sie dieselben an Riemen, welche an den Rand der Fahrzeuge befestigt sind, nach sich. Oft versperrt ihnen das Eis den Rückweg, dann werfen die unerschrockenen Seemänner ihre ganze Beute ins Meer, ziehen ihre Kähne auf dem Eise fort, und wenn sie das Ufer erreicht haben, suchen sie ihre Rennthierheerden auf, mit denen sie nach ihren Dörfern gelangen. Uebrigens fahren auch viele Jäger und Fischer im Herbst nach Nowaja Semlja, um dort zu überwintern. Das Fleisch der wilden Rennthiere dient ihnen dort als Speise, und im Frühjahr sammeln sie die Eiderdunen aus den Nestern und jagen auf weiße und blaue Füchse. Gegen den auf Nowaja Semlja sehr heftig herrschenden Scorbut schützen sie sich meistens durch starke Bewegung und durch Branntwein; die Erkrankten schwingen sie in Segeltüchern hin und her, die an den Masten aufgehängt sind.

Die Dörfer der Kronbauern und der Syrjänen liegen an den fischreichen Flüssen und in der Nähe der an Wild und Vögel reichen Wälder. Die Bauern haben mehr oder minder zahlreiche Rennthierheerden, halten sich auch Pferde und einen vortrefflichen Schlag Rindvieh, der auf Befehl Peters des Großen hieher verpflanzt wurde. Im allgemeinen können sie für sehr wohlhabend gelten; im Winter kleiden sie sich in Rennthierfelle, die mit Rennthiersehnen zusammengenäht sind; die Stiefeln nähen sie aus Fellen der Rennthierfüße zusammen, eine Kleidung welche außerordentlich leicht und warm ist. Die nach außen gekehrte Wolle läßt nicht die geringste Feuchtigkeit durch, und man hat noch kein Beispiel, daß einer in solcher Kleidung, wenn er auch mehrere Tage unter dem Schnee lag, erfroren wäre. Im Sommer tragen die Bauern, Russen und Syrjänen, Röcke von feinem Tuch, ihre Frauen seidene Gewänder, die mit allerlei kostbaren Pelzen besetzt sind, je nach ihren Vermögensverhältnissen; die Hauben (kokoschnik) der Weiber und die Kopfbinden der Mädchen sind nicht selten mit kostbaren Steinen und Perlen verziert. Die Syrjänen der Slobode von Ishia haben mit gemeinsamen Kräften in ihrem Dorf eine prächtige Kirche gebaut, und einer derselben, Iwan Wokujeff baute auf eigene Rechnung ohne alle fremde Hülfe eine steinerne Kirche. Bei solcher Frömmigkeit sind die Syrjänen auch sehr ehrlich und bleiben ihrem gegebenen Wort treu. Wenn ein wohlhabender Syrjäne irgend jemand Geld leiht, nimmt er weder Zinsen noch eine Handschrift, — und der Schuldner wird nur verpflichtet vor den Heiligenbildern

zu versprechen, daß er das Darlehn zu bestimmter Zeit zurückgeben werde. Manchmal geht freilich eine solche Schuld verloren, der Gläubiger aber stellt nie eine Klage an, sondern sagt nur: „Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen."

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Brasilien.

8. Schilderung der Stadt. — Oeffentliche Gebäude. — Kirchen. — Spitäler. — Schulen u. s. w.

(Schluß.)

Gleich bei meiner Ankunft in Rio Janeiro war es mir gestattet an den evangelischen Bemühungen meines Collegen, des Missions-Superintendenten Hrn. Spaulding, Theil zu nehmen. Er hatte in Verbindung mit der schon früher bestehenden Sonntagsschule in der Rua do Catete auch eine tägliche Schule für einheimische und fremde Kinder errichtet; auch hielt er jeden Sonntag Nachmittag Gottesdienst in einem geräumigen Saal, wo eine Versammlung von meist in Rio ansässigen Amerikanern und Engländern mit Andacht seinen Predigten horchte. Den Sonntag Vormittag aber hatte er der geistlichen Sorge für die Seeleute gewidmet, indem er auf Einladung des Commodore Nicholson, in Ermangelung eines ordinirten Caplans, am Bord der amerikanischen Fregatte Independence den Gottesdienst versah, und überdieß eine Menge religiöser Tractätchen vertheilte. Eine Hauptaufgabe unserer Mission war aber die Verbreitung der heiligen Schrift selbst in der Landessprache (Portugiesisch), wofür bis dahin, wenigstens planmäßig, in diesem weiten Lande noch so viel wie nichts geschehen war. Obgleich die Bibel in Brasilien nie anders als nach der herkömmlichen Regel der römischen Kirche verboten, hatte doch das Volk nicht die mindeste Kenntniß des göttlichen Buches, und auch von den vielen lateinischen Bibeln in den Bibliotheken der Mönche und Priester standen gewiß die meisten ungelesen auf den Brettern. Unter der absoluten Colonialherrschaft war natürlich an keine Aenderung zu denken, aber mit der politischen Emancipation trat eine liberale und tolerante Verfassung ins Leben, und wenn auch die römisch-katholische als Staatsreligion proclamirt ward, so ist doch verfassungsgemäß die Ausübung aller andern Andachtsweisen gestattet, nur nicht in Gebäuden, die das Aeußere von Kirchen haben. So gewann die Toleranz auch in der öffentlichen Meinung immer weiteres Feld und namentlich ward der Wunsch die Bibel selbst kennen zu lernen bald sehr lebhaft, und zwar nicht allein bei Einzelnen, sondern auch in ganzen Schulen, so daß der Vorrath der Missionsanstalt an portugiesischen, französischen und englischen Bibeln in kurzer Zeit erschöpft war und durch neue Sendungen ersetzt werden mußte.

Es läßt sich denken, daß eine solche Bewegung nicht lange dauern konnte, ohne eine wachsende Opposition hervorzurufen, welche namentlich in einem eigenen Wochenblatt „O Catholico Fluminense," welches das Volk vom Bibellesen als etwas Unheilbringendem abzuhalten trachtete. Doch gerade dadurch ward bei Vielen die Neugier erregt, und das Oppositionsblatt konnte sich nicht behaupten, während die Zahl der Bibelleser fortwährend zunahm und die allgemeine Toleranz gegen Protestanten so groß ward, daß sie vielleicht in keinem römisch-katholischen Staate in höherem Grade zu finden seyn dürfte, obgleich die kirchlichen Processionen sich nach wie vor der größten Theilnahme des niedern Volks zu erfreuen haben. Dieß gilt ganz besonders von der farbigen Bevölkerung und zwar in Folge des bekannten Princips der katholischen Priester, bei Einführung ihrer Kirchengebräuche bei fremden, zumal heidnischen, Völkern sich so viel thunlich dem bestehenden religiösen Cultus dieser letztern zu accomodiren. So hat man z. B. in Brasilien dafür gesorgt, daß an den größern Festtagen nicht bloß weiße, sondern auch farbige Heiligenbilder und schwarze Madonnen umhergetragen werden, und ich habe bei solchen Gelegenheiten selbst gehört, wie alte Neger, wenn sie eine solche mit Glas- und Goldflittern gezierte Puppe von schwarzer Farbe, mit wolligem Haar, dicken Lippen u. s. w. erblickten, freudig ausriefen: „Lá vem o meu parente!" (Da kommt mein Verwandter! d. i. ein Heiliger aus meinem Stamm.) — Uebrigens werden, mit Ausnahme von Italien, vielleicht in keinem Lande die Kirchenprocessionen mit mehr äußerm Glanz ausgestattet als in Brasilien, und je auffallender dieser Pomp, um so höher steigt die Bedeutung des Festes in den Augen des gemeinen Volks. Daher geht den größern Festen auch gewöhnlich eine öffentliche Ansprache zu reichlichen Beiträgen vorher, mit der Verheißung, daß die Madonna oder der Heilige des Tages die Gaben reichlich vergelten und belohnen werde; — wie es auch in den Generalversammlungen des Landes nicht an einflußreichen Stimmen fehlt, welche die Repräsentanten zu überzeugen trachten, daß es gar nichts Wichtigeres und Nothwendigeres geben könne, als die Herbeischaffung der Mittel, um die Kirchen zu repariren oder zu schmücken und dem katholischen Gottesdienst allen nur möglichen Glanz zu verleihen. Zum großen Theil besteht aber dieser Glanz in Beleuchtung und Feuerwerk, und der Consum von Wachs und Pulver bei solchen Gelegenheiten ist immens, indem nicht selten in einer einzigen Kirche 7 bis 800 große Wachskerzen angezündet werden, und nicht ein einziger Festtag ohne derartigen Pomp vergeht.

Die Zahl der Festtage aber beschränkt sich nicht etwa auf die vom Papst Urban VIII im J. 1642 für die römische Kirche überhaupt eingesetzten, sondern umfaßt noch überdieß eine große Menge zu Ehren der einzelnen Kirchenpatrone in allen Städten und Pfarreien des Landes. Auch hat man unter dem Namen Intrudo den römischen Carneval in Brasilien eingeführt, der als anticipirte Entschädigung für die lange bevorstehende Enthaltsamkeit an den letzten drei Tagen vor der Fastenzeit mit großer Ausgelassenheit gefeiert wird. So z. B. wirft man sich nicht wie in Rom und andern Orten mit kleinem Zuckerwerk, sondern mit Orangen und Eiern, und lieber noch mit so gestalteten und mit Wasser gefüllten Wachskugeln, die zu dem Ende in unglaublicher Menge vorher zubereitet werden.

Und dieser angenehme Spaß wird nicht etwa wie das Schneeballwerfen bei uns nur von Knaben getrieben, sondern von erwachsenen Menschen beiderlei Geschlechts, nicht bloß in den niedern, auch den höhern Classen der Gesellschaft, ja nicht bloß in den Gassen, auch in den Häusern und Zimmern. Draußen aber bleibt es selten beim Werfen; wenn die Wachseier verbraucht sind, greift man zu Spritzen und Eimern, so daß an diesen Tagen nicht leicht jemand ungewaschen von der Straße heimkommt, oder besser „ungetauft," denn man sagt, daß diese saubere Sitte ursprünglich mit der christlichen Taufe zusammenhänge.

Man hat zwar in neuerer Zeit des zunehmenden Mißbrauchs wegen Verbote gegen dieses Werfen und Begießen erlassen, aber beim Lesen der gewaltigen Drohungen — mit Geldstrafen für die Weißen und Schlägen für die Neger — wird in der Regel eben so viel gelacht, als beim Ausführen des verbotenen Spaßes selbst. Auffallend ist es, daß auch bei den großen Kirchenprocessionen, die geführt von Musikbanden und als Engel verkleideten Mädchen durch die Straßen ziehen, nicht selten Spaß getrieben wird und im allgemeinen keineswegs der dem Gegenstand angemessene religiöse Ernst vorwaltet; doch machen davon die Feierlichkeiten am grünen Donnerstag und Charfreitag eine Ausnahme, wofür man sich denn am Sonnabend vor Ostern, der unter dem Namen „Judastag" gefeiert wird, zu entschädigen weiß. Zu einer bestimmten Morgenstunde werden vor den Kirchen, in deren Innern das Hallelujah gesungen wird, eine Menge von Raketen angezündet, und auf dieses Zeichen werden sofort von allen Seiten Judasbilder herbeigetragen, an welchen das Volk nach Herzenslust seinen Zorn ausläßt, indem der Verräther in effigie unter wildem Jubel- und Spottgeschrei strangulirt, gehenkt, ersäuft, oder in Verein mit andern Bildern, Drachen, Schlangen und Teufeln verbrannt wird. Uebrigens scheint diese sonderbare Art religiöser Feier seit etwa zehn Jahren doch etwas an Theilnahme zu verlieren.

Seltsam ist aber die Art und Weise, wie in manchen entlegenern Theilen des Reichs die Beiträge zur Bestreitung der Kosten der religiösen Feierlichkeiten aufgebracht werden; so berichtete der verstorbene Senator Cunha Mattos, daß er zwischen den Flüssen S. Francisco und Paranahiba einem Zuge von etwa 50 Personen begegnet sey, die mit Geigen und Trommeln umhergingen und das Volk zur Freigebigkeit anzuregen suchten, gefolgt von Mauleseln mit ledernen Säcken, um die meist aus Naturproducten, Schweinen, Hühnern ꝛc. bestehenden Gaben aufzunehmen. Lieutenant Smyth aber sah auf dem obern Amazonenstrom eine religiöse Bettelexpedition anderer Art, nämlich einen großen, mit Flaggen geschmückten Canoe, der unter Trommelschall den Strom hinabfuhr. In diesem Canoe war eine sogenannte Divinidade, d. h. eine vergoldete, mit Bändern verzierte Krone. Die Ruderer des Smyth'schen Canoes machten beim Begegnen Halt, bekreuzten sich und küßten die Krone; aufgefordert dasselbe zu thun, entschuldigte sich der Lieutenant, gab aber, von dem eigentlichen Zweck der Sache unterrichtet, den fremden Leuten einige Kupfermünzen, worauf diese eine Dankhymne anstimmten und ihre Bettelfahrt fortsetzten.

Die religiöse Feier selbst ist sich an den meisten Festtagen ziemlich gleich, das Feuerwerk spielt in der Regel eine Hauptrolle, und namentlich an den Tagen der „ruhmvollen Patriarchen" S. Antonius, S. Johannes und S. Peter, wird von Abend bis Morgen geschossen, gejauchzt und getanzt, daß von Andacht oder irgend einem religiösen Gefühl unmöglich die Rede seyn kann. Eigenthümlich ist aber die Procession des Frohnleichnam; bei dieser wird nur Ein Bild umhergeführt, nämlich das des „Vertheidigers des Reichs," des h. Georgs, welcher in schwarzer Rüstung zu Pferde sitzt. An dieser Procession nimmt auch, in bloßem Kopf und eine Kerze in der Hand der junge Kaiser Theil, gefolgt von seinem Hofstaat, den Rittern der militärischen Orden und den Mitgliedern des Municipalraths, sämmtlich in vollem Festornat, und wenn der Kaiser eine Procession mitmacht, wetteifern die Einwohner der Straßen, durch welche der Zug geht, in der Entfaltung reicher Damastdecken und Seidenzeuge, die aus den Fenstern und von den Balustraden herabhängen.

Ansicht von Sal und Boavista.

(Fortsetzung.)

Der ganze Boden ist vulcanisch und gänzlich steril; hie und da ein Baren und einige Crassulaceen keimen nothdürftig aus dem schwarzgrauen Boden auf, der sich in der Ausdehnung einer kleinen Meile ganz schnurgerade bis zu den Bergen erstreckt. Aber diese Berge sind das traurigste Echo des öden, unfruchtbaren Landes, eben so schwarzgrau, eben so todt, ich habe nie einen so abschreckenden Anblick des Todtdaliegens gehabt als hier.

Ein Weg mit eisernen Geleisen, auf dem große viereckige Kästen auf Rädern mit Salz befrachtet ans Ufer geschleppt oder bei gutem Wind mit einem Segel fortgetrieben werden, führte uns unter einer zahlreichen Begleitung von Negern, Mulatten und einigen Weißen nach dem Wohnort; denn man kann es nicht Stadt, nicht Dorf, nicht Flecken nennen, worin hier Wesen zusammenwohnen, die nie ein rechtes grünes Blatt, nie einen Baum, nie ein Gebüsch, eine Blume zu sehen bekommen, die nie im Schatten eines Hains ruhen können, denen keine Quelle, kein Bach rieselt, denen nicht einmal der Himmel rein blau ist, sondern meistens mit grauem Höhenrauch bezogen, — die von keiner Glocke zum Gebet, von keinem Priester zum Glauben, von keiner Orgel zum Lobgesang und Dank gerufen werden! Was sollten sie auch, so möchte man seufzend fragen! Was hat denn hier der arme Neger anders als das, was die See ihm wie ein großer, vornehmer Herr zuwirft; was hat er anderes, als jene Fische, Muscheln und thranigen Seevögel, womit er sich und seinen Kleinen den Hunger stillt; was denn viel anderes, als einen Lappen, den ein Schiffer als unnütz wegwarf und den der Neger jetzt als Kleid benutzt; was anderes als jene elende Hütte, so gränzenlos schlecht, daß man sie für den bittersten Spott auf Menschenwohnung halten möchte. — Etwa fünfzig Hütten bilden den Platz. So ein Negerhaus ist ein viereckiger Raum, etwa 8 Fuß im Quadrat; die Ringmauern sind etwa 5 Fuß hoch aus vulcanischen Steinen zusammengelegt, oben drüber steht ein trichter-

förmiges Dach aus Gestrüpp; die Thüre ist etwa 3 Fuß hoch; dadurch kriecht der Neger mit Weib und Kind in den Raum hinein, der ihm für alles dient, wo er wacht und schläft, wo er weint und sich freut, wenn anders lebhafte Regungen zu Schmerz und Freude in ihm wach werden können; hier mag er wohl, denn das thun ja selbst die Thiere, seine Kleinen herzen und sich zugleich die Stilemen heilen, die ein wüthender Herr ihm geschlagen hat. Dort wohnt sein Huhn, sein Schwein und was er sonst noch besitzt; dort brütet er in halber Thierheit mitten im Rauch, der aus der niedern Thüre hervordringt, sein verfluchtes Daseyn hin, — das elendeste Leben, was man sehen, aber schwerlich sich denken kann, denn kein Mensch, mag er auch die Noth in so manchen abgelegenen Schluchten des Odenwaldes oder der Normandie gesehen haben, kann sich vorstellen, was solch ein armes Daseyn heißt. — Vor den Thüren spielen die kleinen ganz nackten Neger mit den schwarzen Schweinen und Hühnern umher, später machen und tragen sie Salz, dann sterben sie, das ist der ganze Lebenslauf eines Negers auf Sal. Die Männer haben ganz kurze Beinkleider an oder ein Stück Zeug wie einen Mantel umhängen oder gehen ganz nackt; die Weiber haben meistens nur einen kurzen Rock ohne Hemd an und ein großes Tuch um die Schultern, worin sie sich gegen Sonne und Wind einwickeln und ihre Kinder schleppen.

Recht im wundersamen Gegensatz zu dieser armseligen Lebensweise stehen die Leute selbst. Man kann wohl kaum einen schönern Bau finden als den dieser Neger auf Sal. Die Männer sind fast ohne Ausnahme an 6 Fuß hoch, schlank, ja man kann sagen graciös gebaut; die Weiber ebenso, und wenn man die Negerphysiognomie abrechnet und die hängenden Brüste, so könnte man sie troz der schwarzen Farbe für Schönheiten ausgeben; eine junge Negerin beim Salzinspector Souza, von dem ich gleich reden werde, war wirklich eine vollkommen graciöse Gestalt.

In den Reihen der traurigen Negerhütten sind drei bis vier Häuser von Balken und Brettern zusammengezimmert, aber ohne Fenster, deren Stelle die Thüren vertreten. Hier wohnt der ebengenannte Salzinspector, zugleich Tyrann und Aufseher der Insel, mit seiner Familie und einigen bei der Salzbereitung beschäftigten Weißen und Mulatten. Durch die Hausthüre kommt man gleich in die Wohnstube.

Der Inspector Souza ist ein dicker, wohlgenährter Mann, lebhaft und zuthulich und ganz unschädlich. Mit wahrem Heißhunger verschlang er alle politischen Neuigkeiten, die wir ihm sagten, und begleitete jede mit einem lauten Gelächter, besonders den Tod Damremonts beim Sturm auf Constantine. — Leider war kein Salz, über dessen Bereitung ich bei Boavista reden werde, für uns vorräthig, daher ward beschlossen, gleich am nächsten Morgen weiter zu segeln. — Während nun ein kleiner Handel begann mit dem Capitän und den Leuten von Sal um eine Menge kleinerer Gegenstände, Brod, Kartoffeln, Segeltuch, machte ich selbst einen Weg längs des öden Ufers! Alles, alles erinnert hier an Zerstörung; was nur der rollende Ocean auswirft, ist zerschlagen; ich fand eine Menge Schildkrötenschädel, Sepienknochen, halbe Seeigel und einige hübsche Bernhardkrebse in Kalebassenschalen. Außer einigen kleinen Eidechsen und einer großen Heuschrecke sah ich keine Spur von Thieren.

Bei dem Inspector Souza zurückkommend hielt ich eine große medicinische Consultation; theils waren die Leute wirklich krank, theils nur neugierig, einen Arzt zu sehen, der ihnen ein sehr eigenthümliches Ereigniß zu seyn schien; bei dieser Arbeit kam mir eine kleine Hausapotheke des Souza trefflich zu statten. Besonders waren es Knochenschmerzen und runde Fußwunden, worüber die Leute klagten. Keiner aber fiel mit größerer Leidenschaftlichkeit über mein Doctordiplom her als Hr. Souza selbst, und diesem Diplom verdankte ich es, daß ich seine neunzehnjährige Tochter, die einzige weiße Dame auf der ganzen Insel, zu sehen bekam.

Sie wohnte im bretternen Nebenhause, eine Außentreppe führte mich, nachdem ich eine starke Stunde darauf gewartet hatte, bis diese Donna Toilette gemacht haben würde, in das Gynecäum, eine ganz leidliche rings mit Brettern verkleidete Stube mit sehr einfachem Zierrath und Mobiliar; aus diesem Grunde konnte es der Bewohnerin selbst nicht schwer fallen, in ihrer Wohnung immer der schönste Zierrath zu seyn. Sie war 19 Jahre alt, ganz leidlich hübsch, mit außergewöhnlich weißer Haut und sehr zierlichen Händen, sonst etwas linkisch und albern, ein Mann in ihrer Stube außer ihrem Vater schien ihr noch nie vorgekommen zu seyn. — Die kleine Hülfe, die ihren Augen durch Fortnahme einiger nach innen gekehrter Cilien geleistet werden konnte, linderte fast augenblicklich, worüber der dicke Vater vor Lachen bersten wollte.

Unterdeß fing es an zu dämmern; es ward ein kleines, sehr eigenthümliches Abendbrod aufgesezt, bestehend aus allerlei Zuckerwerk, eingemachten Kirschen, Orangen, Wein, Ziegenkäse und Brod; alles war sauber zugerichtet und machte sich durchaus originell.

Nun war es aber Nacht geworden und Zeit wieder an Bord zu gehen. Da für uns kein Salz vorräthig lag, was auf Sal sehr schön weiß und ganz vorzüglich gut gemacht wird, so nahmen wir, um am nächsten Morgen weiter zu segeln, Abschied von den Leuten; mir war eigen dabei zu Muth, nicht daß wir wieder fortgingen, sondern daß die Bleibenden nun wieder so einsam in ihrem dürren Gefängniß fortleben sollten, an dessen Rändern der Ocean so ganz unerbittlich monoton fortdonnerte in gewaltigen Wellenschlägen. Darum schüttelte ich meinem Gastfreund Souza recht von Herzen noch einmal die Hand, als wir am Ufer standen; einige Neger hielten das Boot gegen die Brandung aufrecht, ein anderer trug mich, auf seinem Nacken reitend, ans kleine Fahrzeug, alles lief glücklich ab; dazu hatte mir die Dankbarkeit meiner jungen Patientin eine Menge Orangen, frischer Kokosnüsse, Ziegenkäse u. s. w. in einen großen Korb für unsere weitere Seereise eingepackt (alle diese Sachen kommen von den westlichern capverdischen Inseln S. Antonio, Vincent und Luzia herüber auf eigens zu diesen Paketfahrten bestimmten Fahrzeugen); die Ruderer schlugen ins Wasser und wir verließen die Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Heuschrecken zur See. Die Literary Gazette vom 1 Nov. meldet nach dem Hong kong Register, daß ein Capitän Hager Heuschrecken von der Größe eines Mannsdaumens als eine Probe eines unermeßlichen Heuschreckenfeldes mit nach Hause brachte, durch das er fünf Tage lang hinsegelte. Er stieß auf dasselbe an den westlichen Inseln, und die Wahrscheinlichkeit ist, daß sie durch den Wind aus den Wüsten Afrika's herübergeweht wurden. Das Seewasser war völlig incrustirt davon, denn die Heuschrecken füllten die Oberfläche bis zur Tiefe von einigen Zoll und dem Lauf des Schiffes nach auf einer Strecke von 400 Meilen aus.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1845.

Amerikanische Skizzen.

Schulen in den Backwoods.

(Fr. Gerstäcker.)

Schulen und Urwald sind eigentlich zwei einander sehr entgegengesetzte Begriffe. Die wild und schauerlich rauschenden Baumwipfel und das Erlernen von Gegenständen, die gerade in ihrem Schatten am wenigsten anwendbar sind, stehen sich einander fast zu unvereinbar und schroff gegenüber; es ist aber hiemit wie mit der Fabel von dem Baume, der dem Menschen erlaubte ein kleines Stück Holz, nur so viel als er zum Stiel einer Axt gebrauchte, zu nehmen, und sich bald darauf durch diesen ihm so gering erschienenen Span angegriffen und gefällt sah. So ist es mit den Schulen im Urwald: zuerst sammeln sich in roh aufgeschlagener Hütte, im Schatten und unter dem Schutz der Wildnisse, die Kinder und jungen Leute aus den vereinzelten Ansiedlungen und Jägerwohnungen; aber ihre Fähigkeiten wachsen — bald stehen ihnen die sie umstarrenden Riesenstämme zu beengend und hemmend im Weg und die herrlichen Bäume fallen, der Wald wird gelichtet, das Land urbar gemacht, Farmen und Städte springen auf und der Pflug durchfurcht den Platz, Lastwagen knarren über die Stelle, wo noch vor wenigen Monden der Bär sein stilles und ungestörtes Lager aufgeschlagen, wo kein Laut das feierliche Waldesschweigen gebrochen hatte, als der gellende Schrei des Panthers und der schaurliche Ruf der Eule und des Whig-poor-will.

Es ist eine traurige Wahrheit, der Poesie des Lebens folgt die trockene, ernste Prosa, der fröhlichen Jugendzeit das gesetzte, sorgenvolle Alter, den bunten, glänzenden Luftschlössern des Kindes die düsteren, kalten Gebäude des Mannes mit ihren zugigen Gängen und rauchenden Kaminen, dem Brautstand die Ehe, dem freien, sorglosen Waldleben der Pflug und die Sage des Landmanns und die dumpfige Schreibstube des Gelehrten und Kaufmanns. Die Leute sagen: die Welt wird besser, der Segen der Civilisation spricht aus den wallenden Getreidefeldern und den friedlich rauchenden Hütten des Landmanns, aus den blühenden Städten und belebten Landstraßen, die sich zwischen grünen Hecken und blühenden Obstbäumen hinziehen; aber die Natur trauert. Aus tausend qualmenden Fabrikschlünden wälzt sich erstickender Kohlendampf und legt sich wie giftiger Mehlthau auf die grünen Matten, der Staub der Landstraßen bedeckt Blätter und Blüthen, und gespalten und aufgerissen lechzt die schmachtende Erde, des kühlen Schattens ihrer Wälder beraubt, nach Thau und Erquickung.

„Die Welt ist civilisirt und hat ihren großen Endzweck, sich zu vervollkommnen, erreicht,“ so sagen die Weißen; der Indianer aber wickelt sich schweigend in seine Decke, wirft noch einen trauernden Blick auf diese Civilisation, die ihm freilich, da sie sein Alles, seine Heimath, sein Glück zerstörte, Verwüstung erscheint, und — stirbt. — Die Welt ist civilisirt.

Doch ich spreche hier Gefühle aus, welche in Europa wohl wenig Anklang finden möchten; die Welt ist civilisirt und die Leute kennen sie hier nicht anders — sie sind sich „nur des einen Triebes bewußt,“ und es ist auch vielleicht recht gut so; das wilde Leben muß der Cultur, die rohe Kraft dem höheren Geiste weichen und die Gebeine des Indianers düngen mit dem Wald, der einst seine Heimath war, den Acker des weißen Mannes.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht diese Umgestaltung mit rasend schnellen Schritten vor sich, und wie bei einer Feuersbrunst die Flamme zu gleicher Zeit züngelnd nach tausend verschiedenen Stellen hinüberleckt und weit und weiter um sich greift, so bricht sich auch Aufklärung und Cultur im Norden, Westen und Süden Bahn durch die Wildniß, und noch von den Wigwams der Ureinwohner umgeben, entsteigen blühende Pflanzungen und Kirchen und Schulen vor den Blicken des erstaunten Indianers dem Boden.

Die Bevölkerung der verschiedenen Staaten ist namentlich in den letzten zehn Jahren ungeheuer gewachsen; nach einer Zählung vom Januar 1840 beläuft sich die Gesammt-Einwohnerzahl auf 17,062 566 Seelen. Unter diesen sind 386,245 freie Neger und Abkömmlinge von Negern, oder sogenannte *coloured persons*, ferner 2,487,213 Sklaven und 14,189,108 freie Weiße. Von den letzten 14 Millionen sind

6,439,700 zwanzig und über zwanzig Jahre alt, und von diesen können nur noch 549,693 weder schreiben noch lesen. Hieran waren aber bis jetzt größtentheils die Kriege und Kämpfe mit den Eingebornen schuld, denn die kühnen Pioniere des Westens, allein und unbeschützt zwischen ihnen feindlich gesinnten Stämme vorgedrungen, konnten, wenn sie wirklich die Kenntnisse dazu besaßen, keine Zeit darauf verwenden, ihre Kinder zu unterrichten, so lange es galt, Tag und Nacht ihr eigenes Leben und Eigenthum gegen den schlauen und wilden Feind zu schützen; jetzt aber, wo dieser, mehr und mehr verdrängt, bald nur noch in der Erinnerung der alten Leute und in den Sagen und Erzählungen der Nachwelt leben wird, ändert sich auch dieses. Der Wald ist sicher und die Kinder dürfen allein das schützende Haus verlassen, um der meilenweit entfernten Schule zuzueilen.

Die Anzahl von Schulen in Nordamerika ist beträchtlich; Universitäten und höhere Schulen gibt es 173, Real- und Vorbereitungsschulen 3242 und von den geringeren im ganzen Lande zerstreuten Instituten für die ersten Anfangsgründe, von sogenannten Abcschulen, 47,209. Auf die erstern werden dabei 16,233, auf die mittlern 164,159 und auf die letztern 1,845,244 Schüler gerechnet, wozu noch 468,264 auf Staatskosten oder Freischüler gezählt werden müssen. Die Universitäten und Schulen der östlichen und selbst der südlichen Staaten sind übrigens den europäischen zu ähnlich, um hier besonders viel über sie zu sagen, die westlichen oder Backwoodsschulen aber zeichnen sich dagegen durch so viel Eigenthümliches aus, daß sie allerdings eine kurze Beleuchtung verdienen, die manchem nicht uninteressant erscheinen wird.

Vom Staate selbst ist für die Erziehung der Kinder immer die sechzehnte Section (640 Acker) jedes Townships*) bestimmt, und wird das „Schulland" genannt. Dieses soll nur zum Nutzen der Schulen und des ihnen vorstehenden Lehrers verwendet werden; in den westlichsten Staaten aber, den sogenannten Backwoods, geschieht wenig mehr mit diesem Landstrich, der, wie es sich trifft, bald aus dem herrlichsten, bald aus dem schlechtesten Boden besteht, als daß höchstens ein kleines Blockhaus, das Schulgebäude, darauf errichtet wird und der Schullehrer, welcher eine solche Stelle selten auf länger als ein oder zwei Jahre, oft nur für eine Jahreszeit, den Winter, übernimmt, ein kleines Stückchen davon urbar macht und Kartoffeln oder Mais hineinpflanzt, was denn vielleicht im nächsten Jahr, wenn sich sein Nachfolger nicht darum bekümmert, so verwächst und verwildert, daß es, ordentlich wie zornig darüber, seinem Naturzustande auf kurze Zeit entrissen gewesen zu seyn, mit dem tollen Gewirr von Unterholz und Schlingpflanzen gar nicht wieder zu lichten ist. Sonst beschützen es aber die in der Nähe lebenden Ansiedler insofern, daß sie den Flößern (rafters) nicht gestatten, sich von diesem Landstrich, wenn er gerade bequem an einem Wasserlauf liegen sollte, Stämme zu holen und diese den Fluß hinabzuschwemmen, gegen welchen Erwerbszweig sie sonst, wenn es bloß Onkel Sams*) Grund und Boden wie Holzung betrifft, höchst nachsichtig sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Township selbst besteht aus einem Quadrat von sechzehn Sectionen.

*) Launige Bezeichnung der U. (nited) S. (tates). A. d. R.

Der Kreis Mesen und seine Einwohner.

(Schluß.)

Die Jagd auf wilde Thiere, die Quelle der Wohlhabenheit und selbst des Reichthums für die russischen Bauern und die Syrjänen im Kreise von Mesen ist sehr mannichfach. Abgesehen von der Wanderung nach den Inseln des Eismeeres ziehen viele Bauern, namentlich aus den höheren Districten, nach dem Ufer des Meeres, um dort zu jagen, andere stellen Bärenfallen in den Wäldern, und manche gehen auf Schneeschlittschuhen durch die unzugänglichen Thäler nach dem uralischen Gebirge, schießen auf dem Wege Hermeline (mit Schrot in die Stirn, um das Fell nicht zu verderben), Eichhörnchen, Marder, Zobel, Füchse und manchmal auch Biber. Im Frühjahr, wenn die Flüsse aufgehen, bauen die Jäger Nachen, und erreichen auf nur ihnen bekannten Wasserwegen mit der Jagdbeute ihre Dörfer, wo sie nach Bezahlung der Kronabgabe das übrige an die zu ihnen kommenden Kaufleute verkaufen. Die Bauern einer Slobode beschäftigen sich namentlich mit dem Aufsuchen der Löcher schwarzbrauner Füchse, nehmen die Jungen heraus, füttern sie anfangs mit Milch, dann mit Rindfleisch und tödten sie, wenn das Fell die gehörige Güte erreicht hat. Die Wanderungen zum Behuf dieser Jagd geschehen auf Rennthieren; die Felle der schwarzbraunen Füchse werden auch an Ort und Stelle nicht wohlfeil verkauft.

Die Bewohner der Slobode von Pustosersk fangen zur Zeit wo die Rennthiere auf den Tundras weiden, eine unzählige Menge Gänse, namentlich zur Zeit, wo sie sich mausen und nicht fliegen können. Die Art des Fanges selbst ist ziemlich originell: gewöhnlich bringt der Jäger eine Gans, die er gefaßt hat, in seinen Händen zum Schreien, auf dieß Geschrei kommen die andern Gänse in Schaaren herbei, und lassen sich hier schlachten. Flügel und Federn stecken sie in Säcke, das Fleisch aber salzen sie in Fässern ein, verführen solches 700 Werste weit nach der Stadt Mesen, und verkaufen dort das Fäßchen gesalzener Gänse um 1 R. Silber. Diese Wohlfeilheit beweist, daß der Transport auf Rennthieren die Bauern gar nichts kostet, denn diese Thiere nähren sich von dem Futter, das sie allenthalben auf dem Boden finden. Die Gänse- und Entenschaaren, welche sich wie eine dunkle Wolke vom Boden erheben, verfinstern im wörtlichsten Sinne die Sonne, und ihr Geschrei übertäubt alles Sprechen.

Außer den russischen Bauern und Syrjänen ist der Kreis von Mesen auch noch von Samojeden bewohnt, deren Hauptreichthum in Rennthierheerden besteht, mit denen sie in den Tundras und Wäldern umherziehen. Alle lieben den Brannt-

wein, den Rauchtaback, die Kuhmilch und den Meth; der rothen Farbe sind sie so leidenschaftlich zugethan, daß sie für ein Fäßchen Branntwein lieber eine weiße 25 R. Assignate als eine blaue oder rothe 10 R. Assignate geben. Sie sind von kleinem Wuchse, haben ein aufgedunsenes Gesicht, flache Nase und Augen wie die Kalmücken; sie tragen nur einen Schnurrbart und haben kurze Füße. Sie sind gastfrei, sehr selgsam und es finden von ihrer Seite keine Klagen bei Gericht statt, als Erbschaftsklagen bei solchen Fällen, wo Leute durch ihre übertriebene Kühnheit ihren Tod gefunden haben. Da sie von einem Ort zum andern ziehen, so schlagen sie ihre beweglichen Schalaschen, die aus 18 vier Arschinen langen Stangen bestehen, an jedem beliebigen Ort auf, und zwar indem sie die Stangen im Kreise herum stellen, sie dann mit Birkenrinde und hierauf mit Rennthierfellen überdecken. Im Frühjahr ziehen sie aus den Wäldern nach dem Ufer des Eismeers, denn durch die zahllose Menge Fliegen, welche sich den Rennthieren namentlich in die Nase setzen, könnten sie diese Thiere verlieren. Auch die wilden Rennthiere wandern im Frühjahr gegen Norden, wo sie ihre Jungen gebähren und ihr Geweih abwerfen. Im Herbst ziehen dir Samojeden wieder in den Wald, und schützen sich hier gegen die Bären, indem sie Tag und Nacht brennende Feuer unterhalten. Sie fahren auch im Sommer im Schlitten über das weiche Moos hin, und wenn sie über einen Fluß oder See setzen müssen, binden sie bloß einige breite Balken unter das Schlittengestell, bezahlen aber freilich auch manchmal diese Keckheit mit dem Leben.

Die Samojeden nehmen ihre Frauen stets aus anderem Stamm, und bezahlen sie mit Geld und Rennthieren. Die Hochzeit wird namentlich mit Rennthierfleisch und Branntwein gefeiert; auch bietet man der Braut Rennthierblut zum Trinken an. So lange der Branntwein anhält, dauert auch das Fest, zu dem sie oft einige hundert Werst weit herkommen. Wenn eine Frau nach dem Tode ihres Mannes nicht bei dessen Bruder bleiben will, so gibt man sie mit den als Brautgeschenk erhaltenen Rennthieren und deren Zunahme zurück. Verstorbene näht man mit ihren Lieblingsgegenständen in Rennthierhäute und legt sie im Wald zwischen vier Balken; die Leichen kleiner Kinder hängt man ganz einfach an Bäume.

Außerordentliches Aussehen des Planeten Mars.

Die Lit. Gaz. vom 1 Nov. entlehnt aus dem Madras Spectator vom 28 Aug. folgendes: „Unsere Aufmerksamkeit wurde neulich auf das eigenthümliche Aussehen des Planeten Mars gerichtet. Bisher zeichnete sich derselbe durch ein feurig rothes Licht aus, was nach Sir John Herschels Ausdruck „ohne Zweifel eine ockerartige Färbung in seinem Boden ähnlich den Strichen rothen Sandsteins auf unserer Erde andeutet.“ Dieß ist jetzt nicht mehr der Fall, denn der Planet hat alles Ansehen von Röthe verloren, ist glänzend weiß und wetteifert an Größe und Glanz mit dem Jupiter selbst. Die einzigen Aenderungen die man unseres Wissens bisher an dem Planeten Mars bemerkte, waren den Beobachtungen mit den großen reflectirenden Teleskopen Herschels entnommen. Diese Teleskopen zeigten glänzende weiße Flecken an den Polen, und diese weißen Flecken, welche stets im Winter sichtbar wurden, und verschwanden, so wie die Pole ihrer Sommerstellung sich näherten, wurden vielleicht mit Recht der Anwesenheit von Schnee zugeschrieben. Das neue Ansehen des Planeten aber, das jetzt der Astronom Hr. Taylor schildert, ist so, daß der ganze Planet, mit Ausnahme eines mäßig breiten Aequatorialgürtels, entschieden weiß wird, und so mit seinem frühern Ansehen stark contrastirt. Wir erwarten, setzt der Madras Spectator hinzu, mit Spannung, was man in Europa vermittelst der dortigen zahlreichen und mächtigen Teleskope entdecken wird.“

Ansicht von Sal und Boavista.

(Fortsetzung.)

Das waren die sechs Stunden, die ich auf Sal zugebracht habe. Sie werden mir ewig unvergeßlich bleiben, denn nirgends habe ich das Wort Resignation so in seiner unbarmherzigen Bedeutung, in seiner eisernen Unerbittlichkeit kennen gelernt, als eben auf Sal, vielleicht der ödesten aller bewohnten Inseln, deren Einwohnern das gegenüberliegende Afrika mit seinen befruchteten Oasen und Dattelpalmen noch wie ein Paradies vorkommen mag.

Darum jubelten auch im Morgengrauen des nächsten Tages die Matrosen noch einmal so laut und lustig bei der Winde, um die Anker zu lichten und weiter zu segeln; schon trieb das Schiff, ein frischer Wind faßte tüchtig in unsere Marssegel, das öde Eiland versank in dem ewig bewegten, ewig grünenden Ocean.

Schon nach wenig Stunden der anmuthigsten Spazierfahrt tauchte die zweite Insel, Boavista, vor uns auf.

Boavista, euphemistisch also genannt, hat offenbar dieselbe Natur wie Sal. Hohe, kahle, schwarzgraue Bergmassen ragten weit hinaus aus dem ganzen Eiland und boten schon in weiter Ferne ein düsteres Ansehen. Bald kamen wir der Küste näher und umsegelten ein Vorgebirge; vor uns öffnete sich eine Bay und ganz in der Ferne ragten Masten hervor von mehreren Schiffen; zu unserer Freude wehte von einem derselben schon eine Hamburger Flagge. Aber die Einfahrt war gefährlich; schwarze, verkohlte Riffe laufen überall tückisch ins Wasser hinein, und gewähren so einen Anblick, wie man ihn eben nur bei solchen zerrissenen Felsmassen sieht. Freilich rollt auch an unsern norddeutschen Sandküsten die See gewaltig über die Bänke und kocht hoch auf gegen die erschütterten Deiche — und doch ist's noch keine Brandung gegen Felsen. In voller Ruhe und Majestät kommt die Woge des Oceans daher gerollt bis zur schwarzen Klippe; hier scheint ein ganz anderer Geist in sie zu fahren; mit einemmal bäumt sie sich hoch auf, die grüne Farbe geht in Schneeweiß über, ihr leises Rollen wird zu einem krachenden Donner, das ganze Schiff wird in eine ungeheure Schaummasse eingehüllt, welche zischend nach allen Seiten herabsinkt, um von der nächsten anrollenden Woge von neuem zerpeitscht und hinaufgeschleudert zu werden. So kämpfen hier seit uralten Zeiten die beiden Elemente den nimmer sich schlichtenden Streit, und Staunen und geheimer Schauer beschleichen selbst den erfahrenen Seemann, wenn er von seinem Fahrzeuge in die wilde Wuth hinabschaut. Um wie viel mehr muß nicht der unerfahrene Neuling erschreckt und dennoch so mächtig angezogen werden von diesem donnernden Schlachtgesang, wie schwer muß es ihm werden, kalt und lachend hinzusehen in den Kampf der Elemente,

besonders wenn er sieht, wie manchmal sich ganz in der Nähe eine Brandung hoch aufwölbt über heimliche Klippen, die dem Schiff und allen Männern sicheres Verderben droht. So mußten wir etwa eine, ich gestehe es offen, ziemlich peinliche halbe Stunde bei conträrem Wind in der Einfahrt zu der Bucht von Boavista umherkreuzen, und troz des hohen Wellenschlages kam ein Boot mit dem Capitän des dort schon ankernden Hamburger Schooners auf uns zu; mit Mühe konnten wir ihn an Bord nehmen. Ihm hatte der Aufenthalt mehrerer Tage schon eine kleine Praxis in jener Bucht gegeben — noch einige Schläge kreuzten wir, schon glitt unsere Barke gleichmäßiger tanzend durch die Bucht selbst bis zu den andern Schiffen, und unsere Anker fielen.

Die Bucht von Boavista mag eine kleine Quadratmeile groß seyn. Das schöne hellgrüne Seebecken ist, wenn man vom Ankerplaz zur Stadt schaut, links von einer Insel gebildet, die sich etwa 60 Fuß hoch erhebt; auf der Spize liegt das sogenannte Fort, ein dürftiges Gebäude, von welchem herab die portugiesische Flagge weht; eine Seeenge von sehr schmaler Dimension trennt diese kleine Insel von der größern selbst, donnernd stürzt sich die See zwischen beide hindurch und bedeckt alles mit Schaum! Dicht daran liegt der Ort, die Residenz des Gouverneurs, gleich dahinter ein Höhenzug; dann sezt sich das Ufer in einem Bogen nach rechts fort, große Sandmassen und schwarze Felsen bildend, bis es sich gegen den Eingang in die Bucht endet; nahe und ferne Höhen sieht man durch den grauen Dunst der verbrannten Insel durchschimmern. So hat die Insel in ihrer Formation etwas höchst anmuthiges und romantisches, in ihrer Bedeckung aber etwas furchtbares, man möchte sagen erschütterndes; hier liegt wieder ein Eiland von 14 bis 16 Quadratmeilen vor uns, und dennoch entdeckt man vom Schiff aus keinen Halm, keinen Baum, — nicht nur die schroffen Felsabhänge, auf die doch in andern Tropenländern der ungeschlachte Cactus und die prächtige Agave so gern hinaufklimmt, stehen kahl da, nein, selbst die minder steilen Abfälle des Gebirgs zeigen keine Vegetation; oft könnte man die schichtenweise Felsablagerung für einzelne Vegetationsmassen halten, aber wenn der Wind auf Augenblicke den Höhenrauch forttrieb, traten die ausgebrannten Gebirge nur noch starrer hervor.

So hat denn der erste Eindruck, den Boavista auf mich machte, ebenfalls etwas ernste Stimmung bei mir zurückgelassen; meine kleinen Streifzüge durch die Insel versöhnten mich wieder mit derselben, wenn auch die Natur sich mir auf denselben nur wenig anders als vom Ufer aus gesehen zeigte.

Wir stiegen ins Boot und gelangten, bei mancher tückischen Brandung vorbeirudernd, ans Ufer. Hier stand eine verrostete Kanone und zwei höchst baufällige Soldaten in abgerissenem Leinenzeug, statt aller Armatur ein Bajonnett in den Händen; dicht bei ihnen lagen große Haufen groben, grauen Salzes; eine Menge Gaffer, natürlich wieder Neger und Mulatten, umringten uns, und unter dieser höchst anständigen Escorte gingen wir in den Ort hinein.

Dieser mag etwa 100 Häuser haben; aber hier ist doch alles viel besser als auf Sal. Hier sind doch einige, ja viele wirkliche Häuser, manche recht nett mit Thüren, Fenstern und Außentreppen, so wie kleinen brettenen Balcons versehen, ja man erkennt ganz sichere Spuren von einzelnen Straßen, sogar eine kleine Kirche entdeckt man, und wenn man von Sal kommt, so ist man beinahe überrascht. Die schlechtern Häuser sind immer noch besser als die Negerhütten auf Sal; die bessern sind aus Steinen aufgemauert, haben ein Stockwerk, sind sogar mit grauem Kalk überkleidet und regelmäßig mit grauen Schindeln überdeckt, wodurch freilich das Ansehen der Stadt etwas verbranntes, dem der ganzen Insel Aehnliches an sich hat. Gerade so ist besonders das Haus des Gouverneurs eingerichtet, zu dem wir zuerst gingen; die Außentreppe führte uns gleich in den Wohnsaal des Machthabers! Dieser Saal war wirklich niedlich. Der Fußboden und die Decke sind ganz europäisch mit Brettern bekleidet, leztere, so wie die Wände, weiß überkalkt. Die Hauptmobilien waren aus Mahagonyholz und sehr sauber, die Stühle leicht mit Rohr beflochten. An den Wänden hingen Bilder von den Hauptschlachten Napoleons und ein sehr schöner Spiegel. Zu beiden Seiten des Saals schienen Nebenzimmer zu seyn, rechts ging es zur Küche. Nach hinten kommt man durch zwei Thüren auf einen überdeckten Balcon, von dem man eine weite Aussicht über die Bucht, die kleine Insel mit dem Castell und all die tobenden Brandungen hat, und wo es einem wirklich wehmüthig zu Sinn wird, daß all diese anmuthigen Formationen in ewigem Todesschlaf liegen bleiben werden. — Unten im Hofe waren 400 Ziegen zusammengepfercht, der Heerdenreichthum des Gouverneurs.

Diese erlauchte Staatsperson ist ein Neger von etwa 50 Jahren, rüstig gebaut, hat ein freies, offenes Benehmen und ein sehr empfehlendes Gesicht, troz der schwarzen Farbe; sein Anzug war schwarz, fein und sauber, besonders seine Wäsche. Er unterhielt sich einige Zeitlang mit uns englisch, und erkundigte sich besonders nach einigen politischen Zuständen, die ihm in den Hauptsachen keineswegs fremd waren. Dann schickte er uns, damit unsere Handelsexpedition ins Werk gesezt werden könnte, zu dem zweiten Machthaber auf der Insel, dem Oberaufseher des Zollhauses. Ueber lezterem war das Wappen von Portugal in Stein gehauen, vor der Thüre stand eine lumpige Schildwache, die uns mit mehreren andern Soldaten anbettelten. In der Scheune selbst, denn das ist das ganze Zollhaus, saß der Oberaufseher, ein dunkler Mulatte mit jüdischen, feinen Gesichtszügen, welcher uns förmlich, als im Hafen von Boavista ankernd, einclarirte. In demselben Local, worin dieser feierliche Act geschah, war zugleich eine Art Markt, besonders von Schuhen und Stiefeln; Neger, Salzarbeiter und Soldaten von allen Menschenfarben trieben sich dort umher, alle abgerissen und schmuzig — das Ganze bildete ein kostbares Tableau. — Unser Salzgeschäft ward abgeschlossen, so daß wir Aussicht hatten, in einigen Tagen wieder in See gehen zu können. Diese Tage benuzte ich so gut wie möglich, um die Insel und ihre Menschen kennen zu lernen.

(Fortsezung folgt.)

Ausbruch des Hecla. Briefe aus Reikiavik in Island geben weitere Nachrichten über den neuen Ausbruch des Hecla, der seit 1766, also 79 Jahre lang, so geschlummert hatte, daß man ihn für erloschen hielt. In der Nacht des 15 September brach er mit solcher Heftigkeit aus, daß er zwei neue Krater bildete, einen am südlichen, den andern am östlichen Abhang. Der Ausbruch dauerte 22 Stunden ohne Unterlaß, und war von unterirdischen Schlägen begleitet, die man durch ganz Island hörte. Schlacken wurden auf 22 bis 23 Meilen umhergestreut, viel Vieh dadurch getödtet und große Strecken Weidelandes vernichtet. (Athenäum vom 1 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1845.

Die Eisenbahnwuth in England.

Seit geraumer Zeit, namentlich aber seit die Bank für nöthig erachtet hat den Disconto hinaufzusetzen, prophezeyt man in England, daß die übermäßige Speculationswuth in Eisenbahnen mit einem allgemeinen Sturz endigen müsse. Mehrere bedeutende Blätter, so die Times, haben durch sehr schwarz gemalte Schilderungen die Besorgnisse zu steigern gesucht, wohl in der allerdings löblichen Absicht, dem ziemlich tollen Treiben einigen Zaum und Zügel anzulegen. Es fehlt in der neuern Zeit Englands nicht an Perioden ähnlichen maaßlosen Schwindels, und es ist nicht ohne Interesse diese Perioden, namentlich die von 1824/25 und von 1834/36 ins Gedächtniß zurückzurufen, denn sie geben einen Maaßstab von dem, was man etwa zu gewärtigen hat, und sie eröffnen eine Aussicht auf die Folgen, welche diese Eisenbahnwuth sowohl für England speciell, als für Europa überhaupt haben wird. Wir geben vorerst nach dem Economist vom 18 Oct. eine möglichst genaue Uebersicht der Summen, um welche es sich in diesen drei Perioden handelte, denn man wird daraus ersehen daß, was man in den Jahren 1825 und 1835 als alles Maaß übersteigend ansah, jetzt weit überholt ist, und daß der Trost, jedenfalls bleibe dem Lande eine große Menge nutzbringender Eisenbahnen zurück, keineswegs eine Entschädigung bietet für die Erschütterung, von welcher das ganze ökonomische System des Landes und vielleicht Europa's bedroht ist.

Im Jahre 1824 und 1825 wurden an fremden Anlehen und sonstigen Unternehmungen in fremden Ländern contrahirt (nicht nach nominalem, sondern wirklichem Capital) für	48,189,000 Pfd.
In England selbst an Eisenbahn-, Minencompagnien, Feuer- und Lebensversicherungsanstalten u. s. w. u. s. w. für	156,788,630 —
Zusammen	204,967,630 —
wovon wirklich bezahlt wurden . . .	35,014,698 —
Der Vorrath von Barren in der Bank war im Februar 1824	13,810,060 —
im Februar 1826 (nach dem allgemeinen „Crash" vom J. 1825)	2,459,510 Pfd.
In den Jahren 1834 bis 1836 wurden an Unternehmungen in fremden Ländern entworfen für	6,175,000 —
in England selbst namentlich für Eisenbahn- und Bankcompagnien für . . .	129,073,800 —
Zusammen	135,248,700 —
Unter dieser Summe sind aber die damals schon ziemlich starken Anlehen nach Amerika noch nicht inbegriffen, welche man füglich anschlagen kann auf . . .	15,000,000 —
	150,248,700 —
Barren waren vorräthig in der englischen Bank	
im Febr. 1834	10,142,000 —
im Febr. 1837	4,221,000 —

Die Parlamentspapiere, aus denen diese Angaben gezogen sind, führen eine Liste von 20 Bankiers auf, welche als Directoren von 122 Compagnien fungirten; von allen diesen ist aber nur noch ein Einziger übrig, welcher eine gleich bedeutende Rolle, wie damals spielt, alle andern sind völlig untergegangen, oder haben sich mit ganz unbedeutenden Geschäften fortbringen müssen.

Wir kommen nun an die jetzigen Unternehmungen, worin die Eisenbahnen so sehr überwiegen, daß man sie allein nennt, da die für Eisenbahnen nöthigen Summen so riesenhaft sind, daß die für andere Unternehmungen, welche gleichfalls nicht fehlen, gar nicht dagegen in Betracht kommen.

Für Eisenbahnen, welche bereits vom Parlamente genehmigt und im Bau begriffen sind	55,861,200 Pfd.
Eisenbahnen vom J. 1844, wovon die Plane bereits im vorigen Jahre niedergelegt, aber noch nicht gebilligt wurden . . .	67,000,000 —
Im J. 1845 projectirte Linien, etwa 540 an der Zahl, so weit die Summen bekannt sind	489,400,000 —

Hiezu kommen noch 41 fremde Eisenbahnen, wovon 39 bekannt sind, zu einem Belauf von	70,250,000 —
Zusammen	691,512,200 —
Davon müssen in Kürze bezahlt werden:	
1) für die schon angenommenen Linien, abgesehen von den Einzahlungen, 10 Procent	5,586,220 —
2) für die von der letzten Session noch übrigen Linien 5 Proc. (obgleich für die meisten jetzt auch schon 10 Proc. festgesetzt sind)	3,350,000 —
3) für die neuern Linien, die fremden nicht höher als die einheimischen gerechnet, 10 Proc.	56,805,000 —
Die Summe also, welche theils bezahlt ist, theils in kurzem bezahlt werden soll, beträgt	65,801,220 —

Streichen wir von den neuen Linien, als bloße Seifenblasen, gleich die Hälfte weg, so bleiben immer noch 37 Mill. über, welche bloß als Depot, abgesehen von den laufenden Einzahlungen, niedergelegt werden müssen, und den schwebenden, bloß in der Einbildung bestehenden Reichthum von Prämien auf Unternehmungen, die noch nicht vom Parlament sanctionirt sind, kann man auch auf nicht weniger als 40 Mill. annehmen, die, wenn ein allgemeiner „Crash" entstehen sollte, wie ein Schemen verschwinden. Reduciren wir die oben erwähnte ausschweifende Summe von 691 Mill. auf die Hälfte oder 350 Mill., wonach wir also, — da die schon vom Parlament sanctionirten und die schon im vorigen Jahre nebst den Planen vorgelegten, zusammen mit 122,862,200, unverkürzt bleiben, — die neuentworfenen Bahnen fast auf ein Drittel reduciren, so fragen wir, ob England mit all seinem Reichthum, und vorausgesetzt, daß von jetzt an gar kein Eisenbahnplan mehr auftaucht, im Stande ist binnen fünf Jahren — so viel Zeit durchschnittlich für einen Eisenbahnbau angenommen — 350 Mill. oder jährlich 70 Mill. Pfd. St. aufzuwenden? Man rechnet den jährlichen Zuwachs des Nationalvermögens auf 30 Mill. Pfd. — auf welche Grundlagen hin wollen wir jetzt unerörtert lassen — wie soll nun die Nation, ohne andere Verwendungsmittel anzutasten, jährlich mehr als das Doppelte aufwenden?

Die natürliche Folge dieser unmäßigen Projectmacherei ist die, daß viele Eisenbahnplane ganz auf dem Papier bleiben werden, daß das Parlament andere ohne weiteres von der Liste streichen wird, daß die Einzahlungen bei denen, welche das Parlament billigerweise nicht streichen kann, ins Stocken gerathen müssen, daß man alle irgend aufzubringenden Capitalien auf die eine gute Rente versprechenden Linien werfen wird, daß somit das Geld im Preise steigen und die Staatspapiere sinken müssen, kurz daß ein allgemeines Steigen des Zinsfußes in Europa erfolgt, wovon auch England in bedeutendem Grade leiden wird, verhältnißmäßig vielleicht bedeutender als manches andere Land, da eine Steigerung des Geldwerthes auch durch die Aufhebung der ihrem Ende sich zuneigenden Korngesetze gefördert wird, und diese Steigerung des Geldwerthes in einem so hoch besteuerten Lande sehr lästig fühlbar werden muß. Unter einem gesteigerten Zinsfuß muß die Steuerlast nothwendig immer mehr den arbeitenden Classen abgenommen und den Besitzenden aufgelegt werden, wenn nicht Erschütterungen erfolgen sollen, welche durch den Wechsel des Landbesitzes, der nach der Aufhebung der Korngesetze unvermeidlich ist, eine noch drohendere Gestalt annehmen werden.

Amerikanische Skizzen.

Schulen in den Backwoods.

(Fortsetzung.)

Wo Ansiedler nun ganz allein und nachbarlos leben, wie z. B. in den Sümpfen des östlichen Theiles von Arkansas und Missouri, wo sie vielleicht 15, ja 20 und noch mehrere Meilen wandern müssen, ehe sie die Spuren menschlichen Wirkens und Fleißes erblicken können, da hört denn freilich jedes Schulgehen der Kinder auf, oder hat vielmehr noch gar nicht angefangen; die Knaben durchstreifen den Wald und jagen und fischen, und die Mädchen bleiben daheim bei der Mutter und spinnen die Baumwolle, welche ihnen der Vater dann und wann von seinen „Zügen" in das nächste Städtchen mitbringt, oder die sie auch wohl selbst in einem kleinen Feld neben dem Hause gezogen haben. Nähern sich aber diese Ansiedlungen einander auf 5 bis 6 Meilen, dann fangen die Farmer an sich nach einem Schullehrer umzusehen; gewöhnlich treibt Einer von ihnen irgendwo einen wandernden Yankee, manchmal auch einen Deutschen auf, und der Grund zur Civilisation wird gelegt.

Haben sie den Schullehrer erst, dann stellt sich ihnen auch die Nothwendigkeit heraus, ein Haus zu bauen, wobei dieser gleich mit Hand anlegen kann, die Nachbarn werden also zusammenberufen und in wenig Tagen steht die kleine anspruchslose Hütte fertig, mit Dach und Thüre da. Zwar befindet sich das Kamin noch sehr im Naturzustande, und eine Diele fehlt gänzlich, es ist ja aber „nur die Schule," und da kommt das nicht so genau darauf an.

Sind nun in dem District, aus welchem die Kinder gemeinschaftlich die Lectionen besuchen sollen, recht gescheute Leute, die sich berufen glauben dem Manne, der ihr junges Amerika bilden soll, einmal ernstlich auf den Zahn zu fühlen, so wird ein Examen angesetzt, in welchem der Lehrer einige sehr verfängliche Fragen über Grammatik und amerikanische Geschichte vorgelegt bekommt, und ihm verschiedene entsetzlich klingende, und zu diesem Zweck besonders aufgesuchte fünf- bis sechssylbige Wörter zum Buchstabiren aufgegeben werden; hat er diese Fragen zur Genüge beantwortet und kann er (auf schöne Schrift wird weniger gesehen) besonders recht schnell und klein schreiben, so ist sein Ruf begründet, die Männer bestätigen, daß er „*knows a heap*," oder mit andern Worten

ein sehr gescheuter und gebildeter Mann sey, und am nächsten Montag beginnt die Schule.

Von diesem Augenblick an ist der Schullehrer heimathlos, denn er geht nun aus einer Hand in die andere, d. h. er „boardet" oder wohnt in dieser Woche bei dem, in der Woche bei einem andern Farmer und hat nirgends einen Platz, den er sein eigen nennen könnte, das Schulhaus selbst ausgenommen, das sich übrigens stets in einem nichtsweniger als wohnlichen Zustand befindet. Sein Gehalt beträgt von 10 bis 15, oft sogar 20 Dollars den Monat, und täglich hat er dafür seinen Zöglingen sechs, auch sieben Stunden zu geben. Diese kommen Morgens, wenn sie über eine Meile entfernt wohnen, was auch fast bei allen der Fall ist, auf ihren kleinen, indianischen Poneys angallopirt, binden diese an die das Schulgebäude umgebenden Büsche, nehmen ihre Bücher und ihr Mittagbrod, das sie in einer Blechbüchse bei sich tragen mit hinein, und setzen sich auf die zu ihrem Nutz und Frommen roh aufgeschlagenen Bänke von weichem — Holz.

Fenster hat das Zimmer oder vielmehr das Haus (denn das ganze Haus besteht nur aus einem Zimmer) nicht, die Thür bleibt deßhalb offen, um das nöthige Licht hereinzulassen; zum Schreiben aber läuft ein zwischen zwei Stämmen an der einen Seitenwand schräg befestigtes Brett hin, welches dadurch erhellt wird, daß man den Zwischenraum zwischen den gerade über demselben befindlichen Blöcken nicht ausgefüllt hat, was, wenn man diese Spalte nur an der Süd- oder Südostseite anbringt, dem Zweck ziemlich entspricht, da es von der Wetterseite her hineinregnen würde.

Die Hauptwissenschaft in diesen Anstalten besteht im Buchstabiren und richtigen Abtheilen der Wörter, in der englischen Sprache allerdings nicht so ganz leicht zu erlernen, und dieses Buchstabiren wird wirklich, selbst noch von erwachsenen Personen mit wahrer Leidenschaft getrieben, es kommen ordentliche Gesellschaften zusammen, nur um zu buchstabiren, und in diesen bilden sich dann zwei Parteien, die einander recht schwierige Wörter aufgeben. Sobald die Schüler hierin einige Fortschritte gemacht haben, beginnt das Schreiben, die Grammatik und hin und wieder einige Stunden Geschichte, wo vor allen Dingen, wie das auch nicht mehr wie recht und billig ist, der nordamerikanische Freiheitskrieg durchgenommen wird.

Das ist der regelmäßige Cursus in den gewöhnlichen Backwoods-Schulen, oft aber geschieht es auch, daß, wie ich ein Beispiel aus den Bayde-View-Sümpfen in Arkansas weiß, irgend ein durchziehender Krämer oder Kaufmann, dessen Geschäft auf eine andere Art nicht recht gut gehen will, Gastrollen als Schullehrer gibt. Dieser also, wenn er in eine Gegend kommt, in der noch früher nie Schule gehalten wurde, macht auf einmal bekannt (d. h. er reitet von Haus zu Haus und meldet es selber), daß er das „Winterhalbjahr" Stunden geben würde, und ladet nicht allein die Kinder, sondern mehr noch die schon erwachsenen jungen Leute ein, gegen ein gewisses Honorar an dem Unterricht Theil zu nehmen.

In dem oben erwähnten Fall hatte der plötzlich von Tenessee hereingeschneite Lehrer, ein Handlungscommmis aus Memphis, Schreibestunden angekündigt, und wohl einige 30 Schüler, meistens junge Mädchen und junge Leute von 10 bis 20 und 22 Jahren bekommen; von diesen allen aber konnten, dreie ausgenommen, keiner weder lesen noch buchstabieren, und sie lernten nur, nach den ausgelegten Vorschriften und persönlichen Anweisungen die Buchstaben und zuletzt die Worte nachmalen, worin sie es, ein Beispiel was Uebung thut, schon zu ziemlicher Fertigkeit gebracht hatten. Die Folgen waren übrigens leicht vorauszusehen, der Lehrer blieb nur etwa vier Monate, und ging, da er das kalte Fieber nicht wieder loswerden konnte, mit seinem indessen verdienten Gelde nach Tenessee zurück. Als ich darauf in Jahresfrist jene Gegend zum zweitenmal durchzog, und bei einem Farmer übernachtete, dessen erwachsene Kinder ebenfalls an dem Unterricht Theil genommen hatten, und diese bat, mir auf ihrer Schiefertafel, auf der sie mit einander Wolf und Schafe, oder wie sie's dort nennen „Fuchs und Gänse" spielten, etwas vorzuschreiben, so waren sie auch gern dazu bereit, aber welcher Sprache diese fremdartigen Zeichen und Hieroglyphen angehörten, sah ich mich nicht im Stande zu bestimmen, den Begriff der Buchstaben und Worte hatten sie nie gelernt und die Form und Gestalt derselben bald wieder vergessen.

(Schluß folgt.)

Mangel an Vögeln im nördlichen Frankreich.

Ein Hr. C. V. Thompson sagt hierüber in seiner Schrift: Notebook of a Naturalist folgendes: „Reisende im nördlichen Frankreich können nicht umhin, den fast gänzlichen Mangel an Vögeln zu bemerken, das Land ist offen, selten nur durch eine Hecke unterbrochen, und so suchen die Vögel, da es ihnen an Schutz fehlt, günstigere Gegenden auf. Die Folgen sind eben so einleuchtend als schädlich, denn Raupen aller Art richten große Verheerungen an. Die Pontia rapæ (Rübenweißling) schwärmt herum in einer Masse, die man gesehen haben muß, um es zu glauben; der Scarabæus melolontha fliegt in Myriaden herum und keine Krähen folgen dem Pfluge. Der Kukuk, welcher sich, ehe er ganz fortgeht, an der Küste sammelt, hört mit seinem Geschrei auf vor Ende Julius. Ich glaube, daß er vom 7 Julius an gänzlich schweigt, und einige Tage vorher stößt er einen gebrochenen Schrei aus, wobei er nur die erste Sylbe seines Rufes wiederholt, und zwar in sehr verworrener Weise, als fühle er, daß er nicht mehr seinen eigentlichen Ruf ausstoßen kann. Von allen Vögeln, welche nach diesem Lande ziehen, verläßt nur die Nebelkrähe die Küste nie auf große Entfernung, und man sieht sie niemals im Binnenlande. Der Seidenschwanz, die Dick- und Kreuzschnäbel besuchen selten das Land, außer in den strengsten Wintern, und auch dann sind sie nicht sehr zahlreich, da sie in ihren partiellen Wanderungen von Norden her in den Föhrenwäldern Deutschlands bleiben."

Ansicht von Sal und Boavista.

(Fortsetzung.)

Zuerst bekamen wir, um nicht zu contrebandiren, einen dunkelbraunen Zollwächter von immenser Länge an Bord, welcher sich sehr um

uns verdient machte, indem er uns die einfachste Art des Angelns lehrte, vermittelst welcher ich viele Tage hindurch zwei Hamburger Schiffe mit den herrlichsten Fischen versorgte. Mir ist nie eine Gegend vorgekommen, wo solch ein Ueberfluß von Fischen ist, als in dieser Bucht von Boavista, durch deren klares Wasser man auf 60 bis 80 Fuß Tiefe den reinen Sandgrund durchschimmern sieht. Eine starke Schnur von 70 Fuß Länge wird mit einem kleinen Gewicht behängt und ein großer Angelhaken daran befestigt; ein Stück Fisch dient als Lockspeise; schon beim Untersinken packt häufig ein Fisch diese letztere, man fühlt sehr deutlich das Zucken, und nach raschem Aufreißen kamen die herrlichsten Fische zum Vorschein, eine Menge Sparusarten mit wunderhübschen Zahnbildungen und viele kleine Haifische, welche zuweilen eine unglaubliche Kraft und wirkliche Wuth zeigten; ihr Fleisch aber ist äußerst wohlschmeckend und wird allgemein gegessen; in der Nähe einzelner Felspartien sahen wir oft viele kleine Haie mit ganzen Heerden anderer Fische friedlich zusammenschwimmen; letztere sprangen auch in großer Menge Abends vor unserem Boot her, so daß man sie beinahe mit Händen greifen konnte — so sucht hier der unfruchtbare Ocean die Menschen zu entschädigen, was ihnen die dürre Insel beinahe unerbittlich versagt.

Ich darf hier meine Leser nicht ermüden und langweilen mit einer Beschreibung des Ansehens, welches unser Schiff am nächsten Tage gewann, als das Salzladen begann. Mit großen Booten kommt das Salz ans Schiff; während die Matrosen singend den Ballast über Bord warfen, beeiferte sich eine Anzahl von Negern unter den komischsten Gesten und einem entsetzlichen Scandal das Salz ins Schiff zu werfen; ein gräulicher Lärm; dazu schrien eine Menge Canarienvögel, welche zum Verkauf in Rio von Hamburg mitgenommen waren; ein Bär, der von einer Archangelreise als Inventar am Bord geblieben war, klagte brüllend über Hitze; auf dem Verdeck lagen in chaotischer Unordnung Tonnen, Stricke, Segel, Salz, Sand, Fische, Balken — ein Europäer steht wirklich ganz starr und stumm vor diesem Ohr und Auge zerreißenden Schauspiel, es war nicht zum Aushalten. Ich warf mich daher in eine leere Salzbarke und sprang nach einer anmuthigen kleinen Ueberfahrt ans Ufer und wanderte durch die Stadt.

Gleich hinter derselben dehnt sich das Land in eine weite Ebene aus mit sehr traurigem, kiesigem Boden; hier sproßt kaum ein Hälmchen oder ein Büschel eines blüthenlosen Krautes; das einzige, was noch Leben verkündigt, sind die vielen Heuschrecken, die matt durcheinander schwirren, aufgeschreckt von dem fremden Besuch. Bald sinkt der Boden noch einige Zoll und wird zur Salzgewinnung tauglich; Millionen Krystalle bilden aus dem Sande, welcher fest und feucht und eigentlich weiter nichts ist als eine schmutzige Salzkruste, vielleicht ähnlich, wenn auch nur in kleinem Maaßstabe, manchen Salzwüsten des asiatischen Continents. Geht man darüber hin, so bricht man gleichsam einen Zoll tief durch; die Erde unten ist ganz schlüpfrig. — Die Salzgewinnung selbst ist höchst einfach. Man gräbt eine Grube 3 bis 4 Fuß tief, es sammelt sich schnell Salzwasser darin, dieses wird in die ringsumher gemachten ganz flachen Gruben ausgegossen, in denen es bald verdampft, und nun eine Kruste grauen, mit Sand etwas gemischten Salzes liegen läßt, wodurch die Gegend einigermaßen das Ansehen eines mit schmutzigem Schnee leicht bedeckten Torfmoors erhält; weiter gereinigt wird das Salz nicht, sondern am Ufer aufgehäuft, um so eingeschifft zu werden. Dadurch erwächst der Insel ein ganz bedeutender Vortheil, der einzige, den die armen Menschen gewinnen können, und auch dieser ist ihnen nur unsicher gegönnt! Denn oft, wenn Nachts ein scharfer Wind vom Gebirge her blies, fanden sie schon dichte Massen von Flugsand auf der Saline angesammelt und alle Arbeit für immer begraben.

Näher nach der Bergpartie zu, welche der Stadt zunächst liegt, hebt sich jedoch der Boden und verbessert sich wieder. Einige Gräser wechseln mit einer hübschen gelben Malve; hie und da windet sich eine kleine Patentille durch die Steine, sehnsüchtig aufschauend zum stiefmütterlichen Himmel; einige Lotus und zwei Syngenesisten kamen ebenfalls vor. Die Thierwelt wird vorgestellt durch eine Menge Eidechsen und Heuschrecken und eine sehr große Ameisenart. — Die Felspartien selbst, die nun folgen, machen sich düster, kühn und erhaben. In dunkeln schwarzen Massen, mannichfaltig zerspalten und zerschlagen und in vielen scharfen Ecken auslaufend, steigen sie aufwärts, ein Bild wilder vulcanischer Zerstörung, aus der dennoch Leben hervorkeimt. Wo an einem minder schroffen Abhang oder in einer Felsspalte sich etwas Erde angesammelt hat, stehen wahrhafte Prachtpflanzen, Asclepien fast von Armsdicke, 7 bis 8 Fuß hoch, mit herrlichen blaurothen Blumen vom Durchmesser eines Zolls, die sich in kleinen Corymben vereinigen und sich prächtig zwischen den großen, ovalen, hellgrünen Blättern ausnehmen. Wo sie nur Wurzel schlagen können, stehen diese Zierpflanzen ziemlich zahlreich, manche mit aufgeblasenen Schoten von der Größe zweier Fäuste, die im Innern die Samen mit langen Haaren enthalten und ein interessantes Ansehen gewähren. Eben so stattlich, wenn auch etwas melancholisch, machen sich eine kleine Anzahl von Exemplaren der Jatropha curcas an den schwarzen Wänden, deren schöne dunkelgrüne, saftstrotzende Blätter und Zweige recht im wundersamen Contrast zu der allgemeinen Dürre ringsumher stehen. Die Samen dienen den Einwohnern zu Purganzen. — Weiter läßt der schwarze Felsen nichts wachsen, er flimmert unter der Sonne und ist so heiß, daß man oft mit der zufühlenden Hand zurückfahren und glauben möchte, er sey erst eben von der schaffenden Gewalt unterirdischer Gluthen geformt und aus dem Schooß der Erde hervorgequollen. — Eine Menge Sperlinge und einige Eulen nisteten in seinen Spalten; Ziegen kletterten auf den Steinen umher und suchten sich an den halbverdorrten Gräsern zu erlaben. — Oben bilden diese Felsen ein kleines Plateau, und man hat von dort eine wilde, imposante Aussicht. Weithin blickt man ins rollende Meer, oder über die einförmige, salzige Sandfläche, oder auf ferne Berge, die eben so schwarz und todt aussehen, als die Massen selbst, auf denen man steht. Unten brandet der Ocean donnernd gegen das Ufer, und übt seine Wuth am harten Gestein, aus dessen Spalten und Wölbungen es seltsam widerbraust, gerade als ob das Meer siedete. Man sieht die kleine Hafenstadt, die Castellinsel und die fernen Schiffe, und die ganze, von weißer Brandung eingefaßte Bucht. Aber alles liegt öde und todt da, es regnet fast nie auf Boavista, und wenn auch wirklich einmal nach einigen erquickenden Tropfen etwas junges Grün sich herausmachen will, so fallen gleich in Schaaren die Heuschrecken darüber her und nagen es ab; unerbittlich ruht hier der Tod auf der Fläche, und die Starrsucht, in der hier ein ganzes Eiland liegt, ist eine traurige Erinnerung an die Wüsten des gegenüberliegenden Afrika.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1845.

Paleontologie Südfrankreichs.

Wir entheben aus einem von Constant Prevost erstatteten Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts nachfolgende Stellen über die höchst interessanten Lagerungen von Knochen vorweltlicher Thiere im südwestlichen Frankreich.

„In geologischer und paleontologischer Beziehung geben die Lagerungen fossiler Knochen in dem Flußgebiet der Garonne und ihrer Nebenflüsse, sowohl was die positive Geschichte der Erde, als auch derjenigen Wesen betrifft, welche sich auf deren Oberfläche erneuert haben, zu höchst interessanten aber auch sehr schwer zu lösenden Fragen Veranlassung; denn zahlreiche, aber vereinzelte Thatsachen, von denen jede für sich schon Staunen, Unglaubigkeit oder Enthusiasmus zu erregen geeignet ist, gaben zu einer Masse von völlig entgegengesetzten Erklärungen und Hypothesen Veranlassung, über welche man sich nur durch vielfache neuere, hauptsächlich aber vergleichende Beobachtungen ein richtiges Urtheil bilden kann. Für die gegenwärtige Geologie, deren streng wissenschaftliche Seite eigentlich erst im Werden begriffen ist, handelt es sich weniger darum, jetzt schon ein festes Gebäude herzustellen, als vielmehr alle Materialien zum Ausbau eines solchen für die Zukunft zu sammeln. Dabei ist vor allem wichtig, den Boden dazu herzurichten und zu säubern, indem man ihn von dem leider nur noch zu tief wurzelnden Unkraut zu befreien sucht, welches Unwissenheit, Irrthum und Vorurtheile gesäet haben.

„Der ganze Raum zwischen den Pyrenäen, der Montagne noire und dem Quercy, das Central-Plateau von Auvergne und Limousin, so wie Oberpoitou, eine Art großen, zwischen Nantes und Bayonne gegen den Ocean zu weit geöffneten Golfs, scheint im wörtlichen Sinne des Worts mit Leichen von Land- und Seethieren aller Classen und Größe, als Mastodonten, Rhinocerossen, Dinotherien, Fleischfressern, Wiederkauern und Nagern, ferner Vögeln, von denen mehrere kleiner als die Colibri's, Schlangen, Fischen, Mollusken, verschiedenen Früchten u. s. w. wie besäet zu seyn. Alle diese Thiere, deren Ueberreste man nur sehr selten und zufällig auf der Oberfläche des Bodens findet, die aber meistens in und unter mehrere Metres tiefen, festen Schichten liegen, wichen in ihren Formen von den gegenwärtig lebenden Arten wesentlich ab; ja sie waren sogar verschieden von den nicht minder zahlreichen und verschiedenartigen Thieren, die, in einer augenscheinlich spätern Zeit lebend, ihre Ueberreste weniger tief im Boden liegen haben, wie z. B. Elephanten, Hippopotame, Rhinocerosse, Hyänen, Bären, Ochsen u. s. w., deren fossile Knochen auf der Oberfläche oder in den Höhlen aller bekannten Theile der Erde, hauptsächlich aber in Europa, und hier wieder vorherrschend in Rußland und Sibirien gefunden werden. Nach der geologischen Lage ihrer Ueberreste und deren Formen zu schließen, scheinen diese letztern Thiere mitten inne zu stehen zwischen den ältesten Geschlechtern und den der jetzigen Menschheit gleichzeitigen Wesen, d. h. den gegenwärtigen Arten.

„Besteht nun wirklich eine scharf bezeichnete Verschiedenheit zwischen den Thieren aus diesen drei großen Zeitperioden? Oder gab es im Gegentheil einen Uebergang? Gehen gewisse Arten von einem Zeitraum auf den andern über? Zeigen die bei den Faunas der verschiedenen Zeiten der Erde bemerkten Unterschiede Zerstörungen und plötzliche, abwechselnde Schöpfungen an? Man hat es gesagt und behauptet es noch!

„Sollten diese Verschiedenheiten nach und nach durch die in den äußern Verhältnissen und den Lebensbedingungen vor sich gegangenen Veränderungen bewirkt worden seyn? Oder wären sie das Resultat von Versetzungen, Wanderungen und eigenthümlichen oder localen Ursachen?

„Muß man, um sich die Ersetzung einer Fauna durch eine andere an demselben Orte zu erklären, zu außerordentlichen Ursachen, nach der gegenwärtigen Ordnung der Dinge unmöglichen Revolutionen seine Zuflucht nehmen, oder aber muß man sich eines Urtheils enthalten und zuwarten, ob man nicht die nöthige Aufklärung durch vergleichende Beobachtungen über das bekommt, was sich gegenwärtig um uns her begibt und überhaupt geschehen kann?

„Ist das Alter des Menschengeschlechts eine Folge der geologischen Zeiten, oder aber beginnt mit diesem, wie man

ohne weitere Beweise behauptet hat, ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Erde, welcher mit den vorhergehenden außer aller Verbindung wäre.

„Dieß sind, in Beziehung auf die paleontologischen Thatsachen einige der unerschöpflichen Fragen, welche die Geister vielfach beschäftigen; unglücklicherweise nun wurden diese Fragen in ganz verschiedenem Sinne von Männern beantwortet, deren Meinung als Autorität zu gelten verdiente, die aber nur einen kleinen Theil von den Elementen der zu lösenden Probleme kennen.

„Betrachtet man die Sache unter einem beschränkten Gesichtspunkte und hält man sich an die zahlreichen Lagerungen fossiler Knochen im Bassin der Garonne, kann man in den geologischen Merkmalen dieser Lagerungen und dem Zustand der Erhaltung dieser Knochen, in ihrer Vereinigung, in der Art der sie einschließenden Erdschichten, in der jetzigen Gestaltung des Bodens, in der Richtung und der Entstehungsart der Gewässer erkennen, welcher Art die Topographie des Bodens in der Zeit war, wo die Thiere lebten, deren Reste er einschließt? Der größte Theil dieser Thiere, Mastodonten, Rhinocerosse, Hirsche, Antilopen, Anoplotherien u. s. w. bewohnten offenes Land, andere, wie Schildkröten, Crocodile, Batrachier u. s. w. süßes Wasser; andere nicht minder zahlreiche, wie Seekühe, Haifische, Austern und über 200 Seemollusken lebten im Meere, sie finden sich aber alle zwar hie und da in verschiedenen Lagerungen getrennt, noch häufiger, aber verwirrt und unter einander gemischt. Alles zeigt also ganz bestimmt und ohne Widerspruch an, daß die verschiedenen Orte, wo sich jetzt die fossilen Knochen finden, an vielen Stellen, namentlich gegen Südosten, mit süßem Wasser, und nordöstlich gegen das jetzige Meer hin, mit Salzwasser bedeckt waren."

Amerikanische Skizzen.

Schulen in den Backwoods.

(Fortsetzung.)

Rechnen gehört auch schon eigentlich zu den höhern Wissenschaften, doch wird das immer noch eher betrieben, weil es mehr ins Leben eingreift; mit der Geographie müssen sich die Lehrer dagegen sehr vorsehen, denn ich weiß selbst ein Beispiel, wo sich ein alter Backwoodsman einst die Karten von Arkansas und Missouri, nach welchen der Lehrer unterrichtete, zeigen und erklären ließ, und nach einer Weile entrüstet aufsprang und seinem Sohn befahl sein Buch zu nehmen und mitzukommen, „wo solche Lügen gelehrt würden, wollte er sein Kind nicht hinschicken" meinte er, und zeigte dann, als der Lehrer ganz verwundert und erstarrt dastand, zornigen Blickes das Messer aus der Scheide reißend, mit dessen Spitze auf die vor ihm ausgebreitete Karte.

„Also hier kommt White River heraus, oh? und da entspringt er — und die kleinern Striche hier, und die Grasbüschel, das ist Sumpf — oh?"

„Ja — so stehts auf der Karte, und ist so nach den neuesten Vermessungen angegeben."

„So? also das soll ich glauben, und dann ist auch da, an der Buffalofork kein Berg, nicht wahr? und Mulberry mündet über Ozark in den Arkansas? und wo ist denn der Richland und der Wareagle, und wo ist der Spiritcreek und Frog-Bayou? Also jetzt soll mein Junge die Lügen lernen, und wenn er nachher hinein in den Wald kommt, dann steht er da, wird irre und verläuft sich — nein so was kann ich ihn selber lehren, da brauch ich die Papierverderber nicht dazu."

Der alte Jäger nahm seinen Sohn wirklich mit zu Hause, und es bedurfte der ganzen Ueberredung seiner Frau und Schwägerin, daß er ihm endlich wieder erlaubte hinzugehen, er legte es dem Jungen aber dringend ans Herz, „kein Wort von dem zu glauben, was ihm der Yankee vorschwatzen würde."

Der Sonnabend ist in den Vereinigten Staaten, in den westlichen wenigstens, durchaus schulfrei. Fünf Tage wird nur gelehrt, und der Freitag Abend gewöhnlich zu Red- und Denkübungen benutzt, an denen dann nicht nur Kinder, sondern auch die Erwachsenen, ja alte Personen aus der Umgegend Theil nehmen. Es ist dieß aber in der That eine sehr gute und zweckmäßige Einrichtung, und gewöhnt nicht allein die jungen Leute daran, über ihnen vorgelegte schwierige oder verwickelte Fragen scharf nachzudenken, sondern macht sie auch zu frühen Rednern und lehrt sie die Scheu, öffentlich zu sprechen, abzulegen.

Diese Versammlungen heißen kurzweg „Debatten," und jeder hat dazu freien Zutritt. Ich habe übrigens einen solchen Abend in meinen Streif- und Jagdzügen ziemlich ausführlich beschrieben, und will nur hier noch die ungefähren Gesetze und Verhältnisse derselben kurz angeben.

Zuerst werden zwei Richter gewählt, die sich gewöhnlich etwas vom Feuer zurück gerade gegen das Kamin zu setzen; dann folgt die Wahl zweier Capitäne, um die Verhandlungen zu leiten, und diese suchen sich nun unter den Anwesenden solche aus, von denen sie sich die besten Argumente versprechen; erst dieser Capitain einen, und dann der andere, bis sämmtliche Mitglieder verbraucht sind. Die zwei feindlichen Parteien nehmen jetzt die beiden Seiten des Kamins ein, und nun wird von den Richtern ein Thema oder vielmehr eine Disputation aufgegeben, über welche debattirt werden soll; verständigen sich die Capitäne, welchen Theil sie vertheidigen wollen, gut, so bedarf es weiter keiner Anordnungen, ist das aber nicht der Fall, so entscheiden die Richter diesen Punkt. Gewöhnlich wird ein Geldstück in die Höhe geworfen, um die beginnende Partei zu bestimmen, wo es denn vorher ausgemacht wird, ob Kopf oder Schrift den Ausschlag gibt.

Das Thema oder die Debatte wird sehr verschieden, manchmal ernst, am meisten aber komisch gewählt, und es kommen oft, besonders unter den Schulkindern, gar sonderbare Argumente dabei zum Vorschein. Beispielshalber will ich hier die folgenden ausführen:

„Ob Neger oder Indianer das meiste Unrecht von den Weißen erlitten haben" (ein wunderbares Capitel für einen amerikanischen Sklavenstaat, und doch kam es in Arkansas vor); „ob die katholische oder jüdische Religion die bessere sey."

(Die Richter, ein paar strenge Methodisten, wollten sich weder zu Gunsten der einen noch der andern entscheiden und erklärten einstimmig, daß alle beide nichts taugten.)

„Ob die Erfindung des Pulvers oder des Papiers Amerika den meisten Nutzen gebracht haben," (die Entscheidung fiel für das Pulver günstig aus).

„Ob ein Küchelchen von einer Ente aus einem Hühnerei gebrütet, diese oder das alte Huhn als seine Mutter zu erkennen habe."

„Ob eine böse Frau oder ein rauchendes Kamin schlimmer sey ꝛc."

Was mir besonders lobenswerth bei allen diesen Verhandlungen erschien, war der Ernst, mit dem sämmtliche Anwesende oft dem baarsten Unsinn lauschten, besonders wenn ein Jüngerer sprach; er mochte schwatzen was er wollte, so lachten sie nie, ausgenommen die Sache gehörte an und für sich zu den komischen; sie gehen dabei von dem ganz richtigen Grundsatz aus, man müsse die jungen Leute nicht abschrecken und sie den Muth verlieren machen.

Der Nutzen, den diese Freundlichkeit und Nachsicht gewährt ist augenscheinlich, besonders in den westlichen Staaten, wo ich junge Leute, die sonst schüchtern und ängstlich schienen, bei politischen Versammlungen habe auf irgend einen abgehauenen Baumstumpf treten, und lange, wenn auch nicht tief durchdachte aber doch durch kein Stocken unterbrochene Reden halten sehen; schon die Schulkinder üben sich auf diese Art unter einander.

Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ist ebenfalls in Amerika ein ganz anderes, als in den europäischen Ländern. Jene Freiheit und Gleichheit, die alle Stände mit einander verbindet, dehnt sich auch auf diesen aus, und so ernst und streng der Lehrer in der Schule seyn mag, so ungezwungen beträgt er sich außerhalb derselben oder in den Zwischen- und Erholungsstunden gegen seine Schüler; selten spielen diese ein Spiel oder halten einen Wettlauf, an dem er nicht Theil nimmt, und oft ist er der ausgelassenste des ganzen Haufens; nie aber auch weiß ich, daß Knabe oder Mädchen, in den Backwoods nämlich, einen Schlag von dem Lehrer erhalten habe, durch Ehrgeiz treiben sie schon einander selbst zum Lernen an, und dieses wöchentliche Zusammenkommen zum Debattiren und Buchstabiren ist gewissermaßen ein eben so oft wiederholtes Examen, bei dem Eltern und Freunde gegenwärtig sind, und der junge Amerikaner möchte um die Welt nicht am schlechtesten bestehen, denn er würde ja zu Hause damit geneckt werden und in der Classe nicht unter den ersten seyn, auch würden ihn die Mädchen auslachen (Knaben und Mädchen theilen stets dieselben Stunden), und das wäre doch zu entsetzlich; mit regem Eifer drängt ihn also schon sein innerer Trieb zum Lernen, und von dem Augenblick an, wo er die Schule betritt, denkt er fast nicht mehr an Spielen und Umherrennen, sondern sitzt ehrbar und andächtig mit seiner Schiefertafel in der Ecke und malt seine Buchstaben und Zahlen.

Das kindliche Leben aber, die fröhlichen Spiele der Jugendzeit, das Alles kennt der Amerikaner auch nur dem Namen nach; von dem Augenblick an, wo er allein gehen und sich ankleiden kann, gehört er nicht mehr sich selbst, sondern seinen Eltern und beginnt mit Hand anzulegen an der großen Aufgabe des Lebens. Ist es ein Knabe, so muß er mit ins Feld und kleine Büsche zusammentragen, auf einen Haufen werfen und später anzünden und verbrennen, Späne und trockene Rinde für Mutter oder Schwester zum Kochen herbeischleppen und tausend andere kleine Handreiche thun; wird er etwas stärker, so holt er den Mais aus dem „Corncrip" und füttert Pferde und Schweine, haut Brennholz und hilft mit im Kornfeld die Maishügel anhacken. Ist es ein Mädchen, so lernt es schon, wenn es kaum auf den Tisch sehen kann, das Geschirr aufwaschen und Brodteig anzurühren, und wird es nur ein klein wenig älter, spinnen und weben. Puppen kennt es kaum dem Namen nach, mit andern Kindern kommt es auch, der weiten Entfernung der auseinanderliegenden Farmen wegen, selten oder nie in Berührung und wird schon mit dem achten oder neunten Jahre „an old woman" (eine alte Frau), wie es sich gern nennen läßt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Livingstons Reise ins südliche Afrika.

Hr. Livingston, der im Jahre 1843 vom Cap aus bis 2 Grade nordwärts vom Wendekreis des Steinbocks vordrang, hat durch Hrn. Macqueen im Colon. Mag. vom Sept. d. J. interessante Nachrichten über seine Reise mittheilen lassen. Er kam bis zum 26° O. L. v. Gr. in ein Land, das bis jetzt noch kein Europäer betrat. Er sah den großen See Mokkoro unter 20° 20' S. B. und 24° 30' O. L. v. Gr. Zahlreiche kleine Flüsse münden sich in denselben von Südwesten her und ein beträchtlicher Fluß strömt daraus gegen Nordosten hervor. Dieser muß sich 60 oder 80 (engl.) Meilen oberhalb Zumbo mit dem Kuama verbinden. Der See Mokkoro ist derselbe, welchen man auch unter dem Namen Mampur kennt, wie man ihn nach einem am Westufer wohnenden afrikanischen Häuptling nennt. Das Land in dieser Umgegend muß sehr hoch seyn, denn Hr. Cook, der das Land um die Quellen des Swakop, Kwasip und Fish-River besuchte, berichtet, daß unter 19° O. L. und 22° 30' S. B. im Anfang des Decembers, also mitten im Sommer, der Thermometer in der Nacht unter den Gefrierpunkt sank. Der Wind ist hier sehr kalt und durchdringend; im Nordosten des Sees sind die Berge mit Schnee bedeckt. Hr. Cook, der vor vier Jahren die Wallfisch-Bay an der Mündung des Swakop besuchte, versicherte mit Bestimmtheit, daß im Norden dieser Bay das Meer tief ins Innere des Landes hereindringe, was ein sehr merkwürdiger und wichtiger Umstand wäre.

Ansicht von Sal und Boavista.

(Fortsetzung.)

Um so mächtiger war meine Freude, um so größer meine Ueberraschung, als ich zwei Tage darauf auch in diesem Afrika eine sehr

kleine, aber endlos reizende Oase mit den wackersten Repräsentanten der Tropenwelt auffand. Kaum hat je eine Naturerscheinung so mächtig auf mich eingewirkt, ich muß sie daher hier erzählen.

Ich hatte obenerwähnte salzige Sandfläche hinter mir liegen auf einer Nachmittagswanderung; der Boden war etwas besser geworden, im dürren, fußhohen Gras weideten Ziegen und Esel, eine Unzahl von Eidechsen schlüpften behende hin und her, beinahe in eben solcher Menge wie die Heuschrecken, welche, von jedem Schritt aufgescheucht, schwirrend dahin schießen durch die heiße Luft und beim Zurückfallen ins dürre Gras häufig eine große Wachtelart aufschrecken, die auf der ganzen Insel verbreitet zu seyn scheint. So gewinnt das Thierleben wirklich mehr Bedeutung, hinter der die Pflanzenwelt nicht gänzlich zurückbleibt; fand ich doch sogar einen eingezäunten Platz, wo einige Maiskolben und Melanzien wuchsen. Unbeschreiblich war wirklich meine Freude, als ich in der Ferne deutlich die Gipfel mehrerer Palmen erblickte und bald darauf ein Haus daneben entdeckte. Bald hatte ich einen großen, von einem Zaun eingefaßten Platz erreicht, durch den sich ein kleiner Bach durchwindet; einige blühende Tabakspflanzen und kleine Palmenschößlinge noch ohne Stamm standen wie Profane draußen vor diesem Heiligthum mitten in der Wüste. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, als mir eine am Bach waschende Negerin explicirte, hier sey der Sitio oder Landsitz eines Licentiaten der Medicin, also eines Collegen; ein doppelter Grund, geradezu ins Haus hineinzugehen. Letzteres machte sich wirklich niedlich, es war reinlich, weiß angekalkt, mit grünen Thüren und Luken statt der Fenster, umgeben von einem Hofe, worin Schweine, Gänse und Hühner umherliefen; im Innern waren recht hübsche Mobilien. Meinen Collegen traf ich nicht, nur sein kleiner Sohn und seine etwa achtzehnjährige Tochter waren dort, letztere trauerte tief und sah sehr leidend aus. Mit großer Freundlichkeit ließ sie mich von mehrern Negern in den Garten führen, und ich möchte jedem das Gefühl gönnen, was mich befiel, als ich mitten aus der Dürre draußen in die geheimnißvollen kühlen Schatten dieses Tropengartens trat. Es war so still, so frisch unter den Palmen und Pisangs; ihre Schatten spielten muthwillig umher auf dem Erdreich, welches den Fuß hier nicht mehr brennt, sondern vielmehr selbst abgekühlt war durch den in mehrern kleinen Armen dahinrieselnden Bach. Vor dem Eingang war ein kleines Feld mit kräftigen Baumwollenpflanzen, auf denen mir die hübschen Malvenblüthen und die mit der Wolle umgebenen kleinen Samen in der aufgesprungenen Kapsel gleich interessant waren. Zwischen ihnen wucherten eine Anzahl von Ricinus communis mit reifen Früchten. Dichte Reihen von derbem Zuckerrohr mit weitschimmernden graugrünen Blättern bildeten hier einen neuen Zaun, welcher kaum sein eigenes Gewicht tragend langsam und elegant sich im Winde schaukelte. Das Innerste dieses Heiligthums aber war nur die letzte Abtheilung. Auf dem Boden standen einige Blumen, Rosen u. s. w., mehrere Küchenpflanzen, das capricum annuum, zwei Kohlarten. Höher hinaus strebten die noch jungen saftreichen Stämme der astlosen carica papaya mit langgestielten gelappten Blättern, wegen ihrer Jugend kaum an Höhe wetteifernd mit einem der treuesten Repräsentanten aller Tropenländer, dickschaftigen, mit gewaltigen Blättern versehenen Pisangs, deren immense Fruchttraube schwer auf der schweren Pflanze lastet und dieselbe beinahe umbiegt, während die breiten, an 6 Fuß langen Blätter sich ungeschlacht hinlegen über die Nachbargewächse. Viel höher als sie alle, mit schlanken, leicht geringelten Stämmen 40 bis 50 Fuß hoch steigend, wiegen etwa 50 Palmen ihr herrlich Haupt im Winde. Welch ein kräftiger, gesunder Stamm, wie edel in seinem Aufstreben! Oben umgeben ihn eine Anzahl von großen Nüssen; drüber hinaus ragen etwa 16 Blätter von 10 bis 16 Fuß Länge mit langen, etwas schilfartigen Blättchen in zwei Zeilen gestellt längs des viereckigen Stieles; fröhlich klappern diese von jedem Wind erregt zum traulichen Geschwätz zusammen, während das ganze Blatt in zierlichen Windungen wie eine Pfauenfeder langsam und graciös auf und nieder sich wiegt. Aber der Stamm im vollsten Bewußtseyn seiner unbeschreiblichen Herrlichkeit neigt sich feierlich vor dem Winde, und folgt nur langsam dem Wechseltanz der Blätter, langsam der wundersamen Melodie der flüsternden Foliolen. Ich habe seitdem höhere, gewaltigere Palmen in weit imposantern Gegenden gesehen, aber nie hat mich ihr Anblick so durchdrungen, nie habe ich es so ganz verstanden, wie die Völker des Orients dazu kommen, in die Palmen alles Hohe, Göttliche zu legen, wie der Araber, wenn er auf ödem Wüstenzuge in eine feuchte Oase tritt, in dem Neigen der Palme eine Demuth vor dem Herrn erkennt, wie er im Rauschen und Flüstern der Blätter und Blättchen einen Hymnus vernimmt auf die Güte und Gnade des, der da ist, war und seyn wird. Das alttestamentarische Bild dieser Palmen in der Wüste trat um so lebhafter vor meine Augen, da ja selbst auch hier jene Wachteln sich eingefunden hatten, welche einst der Herr sandte in die Wüste, um sein Volk nicht verschmachten zu lassen.

Am Ende des Gartens sammelte sich der Bach in ein ausgemauertes Bassin, in welchem eine Schildkröte mit unglaublicher Schnelligkeit umherschoß; eine Menge kleiner Wasserinsecten, Dyticusarten und Notonecten tummelten sich ebenfalls darin umher; leider mußten einige von ihnen mir ihr Daseyn aufopfern und zu meiner damaligen kleinen Sammlung wandern. — Ins Haus zurückgekehrt, verabschiedete ich mich von der Tochter meines Collegen, und als nun der Garten mit all seinen Palmen, Pisangs, Feigenbäumen, Papayes, Zuckerrohr und Wunderbäumen hinter mir lag, kam mir die ganze Erscheinung wie eine fata morgana vor, die ich aber nie vergessen werde, selbst nicht im wuchernden Brasilien. Nur wer wie ich mit stürmischer Eile herausgerissen aus einem nordischen Spätherbst so plötzlich in einen ähnlichen Palmenhain versetzt wird, mag es mir nachempfinden.

Den Rückweg suchte ich schnurgerade zu nehmen, denn es wollte Abend werden. Der Sand ist hier vom Wind zu hohen Hügeln aufgeweht, welche, anfangs sich ansetzend an ein kleines Thuiagebüsch, weithin verlaufen und unter der Sonne flimmern; der Sand ist so außerordentlich leicht und fein, daß die großen Ameisen beim Heraufkriechen zurückrollen und sich selbst verschütten. Mit den Spitzen ragt hier und dort eine lebendig begrabene Asclepia heraus, sich sehnend nach Luft und Licht. Wenn aber die Hügel nur etwas Consistenz gewinnen, so bewachsen sie schnell mit ganzen Massen des obenerwähnten Lebensbaumes, der auf diesem dürren Boden die nordische Tanne zu ersetzen scheint, und vielleicht das beste Mittel ist, den unter dem Winde wandelnden Boden zu fesseln und zu möglichem Ackerbau vorzubereiten; sein dunkles Grün ist eine hübsche Zierde für die Sandwüste.

Dieser kleine Ausflug ließ mir keine Ruhe, und da unser Salzladen ziemlich schnell fortschritt, nahm ich einen der nächsten Tage zu einer größern Wanderung durch die Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1845.

Der siebente italienische Gelehrten-Congreß und seine wissenschaftliche Bedeutung.

Die Boote des königlichen Dampfschiffs Stromboli befanden sich am 4 October 4 Uhr Morgens mit Fackeln und Lampen am Molo bereit, um 250 Scienziati an Bord zu führen, welchen die gastfreundliche Sorgfalt des Königs eine herrliche Küstenfahrt, den Besuch der blauen Grotte von Capri und der Tempel von Pästum, veranstaltet hatte. Vollkommene Stille ruhte auf dem Meere, unzählige Sternbilder funkelten in gelblichem Glanze am dunkelblauen Himmel, der Vesuv warf in langen Zwischenräumen glühende Strahlenbüschel empor, und wie in sprühendem Funkenregen zischten die Wassertropfen an den geschäftigen Rudern. Um 5 Uhr ertönten die Kanonenschüsse zur Feier des Namenstages des Kronprinzen. Bald war die Gesellschaft versammelt, und hatte sich, so wie Freundschaft und Bekanntschaft das gesellige Band knüpfte, auf dem Verdeck und in der eleganten und geräumigen Cajüte gelagert. Rasch durchschnitten die Räder die Salzfluth, und bald erhob sich in majestätischer Pracht zwischen dem Vesuv und der Kuppe des Sant Angelo, von leichtem Gewölk umspielt, die Sonne. Die sorrentinische Küste, Capri, Ischia, Procida, das misenische Vorgebirge, der grüne Posilippo-Hügel und alle Reize des zauberreichen, kraterähnlich gebildeten Golfs wickelten sich aus den Armen des Schlummers empor und enthüllten ihre vielbesungenen Formen. Das Dampfschiff gab vor Capri den kleinen Grottenbarken ein Zeichen, und im Nu setzten sich hundert Arme in Bewegung, um die schaulustigen Passagiere — auch mehrere schöne Damen nahmen Theil an dieser Fahrt — am Eingange zu erwarten. Muntere Delphine tanzten in mächtigen Sprüngen um das Schiff herum, während in ruhiger Ordnung die Barken durch die niedrige Wölbung, eine nach der andern, in die zauberische Grotte hineinschlüpften. Von dem Anblick dieses unvergleichlichen Naturwunders begeistert, kehrten alle auf den Stromboli zurück, wo unterdessen ein erquickendes Frühstück aufgetragen war. Aufs neue setzten sich die Räder in Bewegung; an der grünen Grotte und am schroffen Tiberiusfelsen ging es rasch vorüber; rechts stiegen die mächtigen Farglioni an Capri's südöstlichem Rande aus dem Meere empor, links senkte sich das Vorgebirge Minerva mit dem auf seiner äußersten Spitze neuerbauten Leuchtthurm in die ruhigen Fluthen; wir traten in den Golf von Salerno, und Dorf folgte auf Dorf, Stadt auf Stadt an dem links sich hinziehenden lieblichen Gestade. Wir glitten nur zu rasch vorüber. Positano's, Amalfi's und Salerno's paradiesisch schöne Umgebungen entschwanden immer mehr den Blicken, als wir auf der Höhe von Conca die südöstliche Richtung einschlugen. Eboli und die romantischen Höhen von Avellino und Solofra blickten aus weiter Ferne zu uns herüber. Um Mittag endlich tauchten am Fuße des malerischen Monte Alburno, überragt von den waldigen Höhen von Capoccio, links von der Mündung des alten Silarus (Sele), rechts von dem Felsen, auf welchem Agropoli ruht, eingeschlossen, die herrlichen Tempel deutlich hervor. Bis auf Flintenschußweite näherten wir uns diesem einst so blühenden, jetzt leider verödeten und mit giftigen Dünsten belasteten Gestade. Wer schildert aber die Ueberraschung, als plötzlich wie bei der venetianischen Regatta, 30 mit Blumen, Myrthen, Bändern und sicilianischen Flaggen gezierte Gondeln sich vom Ufer lösten und pfeilschnell auf das stattliche Dampfschiff losfuhren; die erste Gondel enthielt ein Musikcorps, welches in mächtigen Tönen die Fremden begrüßte, in der zweiten saß der Intendant der Provinz von Salerno, der Marchese di Spaccaforno mit mehrern angesehenen Herren und Damen und begrüßte im Namen des Königs die Gäste. Mit Gewandtheit und Ordnung fand die Ausschiffung statt; am Ufer war ein Picket Soldaten aufgestellt, und Gendarmen zu Pferde hielten in Galauniform den kurzen Weg vom Meere bis zu den Ruinen besetzt. Mehr als zwanzig, mit weißen Ochsen bespannte, mit Myrthenbüscheln, Blumen, Bändern, Troddeln und Goldflitter geschmückte, und mit reinlichen Leintüchern, als Schutzwehr gegen die Sonnenstrahlen überwölbte zweirädrige Karren, worauf vier bis fünf Stühle festgebunden waren, nahmen uns auf und führten uns auf einen Punkt, wo vierrädrige Wagen aus Vietri, Salerno und Nocera hielten, um uns in den Neptunus-Tempel

zu bringen. Gendarmen und berittene Guardie urbane begleiteten den Zug.

In dem viel besungenen, herrlichen Prachttempel versammelte sich die Reisegesellschaft, der Marchese di Spaccaforno bewillkommnete dieselbe in einer kurzen, mit dankbarem Beifallruf erwiederten Anrede, die Honoratioren der Umgegend, der Bischof und Syndicus von Capoccio vertraten die Stelle der Guiden und machten in gediegenen Worten auf die geschichtlichen Momente und die architektonischen Schönheiten dieses großen Poseidon-Tempels aufmerksam. In zwei stattlichen Zelten wurden von der Dienerschaft des Intendanten Erfrischungen gereicht und dann ein Spaziergang zur Basilica und zum Cerestempel gemacht, welcher letztere eine nicht ganz richtige Restauration an seinem Giebeldache erlitten. Um 5 Uhr Nachmittags sagten wir den Ruinen Lebewohl und brachten den Autoritäten, die uns mit so freundlicher Aufmerksamkeit empfangen, ein aufrichtiges Lebehoch. Am Bord des Stromboli waren Stühle in langem Spalier geordnet, um die Gäste zum Mittagessen zu empfangen. Jeder erhielt sein Couvert, breitete die Serviette über den Schooß, und empfing von reinlichen Dienern wohlschmeckende Fastenspeisen und feurigen Wein. Allgemeine Heiterkeit belebte die ganze Gesellschaft, und in lautem Jubel ertönten die Trinksprüche für den König, den Minister Santangelo, den Duca de Bagnoli und den Marchese di Spaccaforno, von denen sich die beiden letztern Herrn an Bord befanden. Zwischen Capri und dem Cap Minerva senkte sich die Sonne, die Gebirge mit herrlichem Farbenglanze überschüttend ins Meer, ein Fischerboot eilte zufällig in weiter Ferne am Horizont vorüber und reflectirte gleichsam seine Umrisse auf der dahinsinkenden Sonnenscheibe. In diesem Moment erhob sich der Secretär des Fürsten Bonaparte, der Dr. Masi aus Perugia und improvisirte ein Paar Strophen, welche mit lautem Jubelruf gekrönt wurden; die freudige Stimmung hob sich von Augenblick zu Augenblick und gebar noch manchen poetischen und prosaischen Scherz. Das erste Viertel des Mondes, mit der hellschimmernden Venus in unmittelbarer Nähe, senkte sich bald in die Tiefe und machte einem Sternenmeere am Himmel Platz, das alle entzückte, und das niemals ein auf diesen Meeren Umherwandernder schöner und herrlicher erblickt haben kann. Die Gefühle der Dankbarkeit, welche alle Herzen eingenommen, veranlaßten eine Adresse an den König, die eigenhändig von allen unterschrieben wurde. Auch der Kranken und Armen in Pästum wurde auf Veranlassung einer Dame freundlich durch eine ergiebige Sammlung gedacht. Um 9 Uhr Abends durchschnitten wir die Meerenge zwischen Capri und Cap Minerva (Campanella), erblickten das bewegliche Licht des neuen, schönen Leuchtthurms auf dem Molo zu Neapel und hofften noch vor Schluß der Theatervorstellung, welche zu Ehren des Namenstags des Kronprinzen bei fünffach beleuchtetem Hause an diesem Abend gegeben wurde, eintreffen zu können. Diese Hoffnung, obschon die meisten der Passagiere mit Billets versehen waren, ging jedoch zu Grunde. Wir kamen gegen Mitternacht im Hafen an, die Sanitätsbehörde verweigerte die Ausschiffung auf eine etwas barsche Weise und mit Mühe gelang es, eine Botschaft unserer unverhofften Situation an den König gelangen zu lassen, welcher mit der bekannten gastfreundlichen Sorgfalt unsere Befreiung bewirkte. Um 2 Uhr Morgens ruhten die meisten in ihren Betten. Die Fahrt war überaus genußreich, von keinem Unfall getrübt; sehr viele Fremde nahmen Theil daran, z. B. die HH. Link, L. v. Buch, der Fürst von Canino rc.

Die drei letzten Abendgesellschaften im Palazzo Cellamare waren sehr besucht; Freude und Heiterkeit herrschten überall. Das Concert am 3 Oct. fand den allgemeinsten Beifall; auch der Minister Santangelo gab noch eine Gesellschaft. Am Sonntag Morgen um 10 Uhr wurde der Congreß feierlich geschlossen. Man versammelte sich zum drittenmal im Saale des mineralogischen Museums, dessen Tribunen jedoch ziemlich leer blieben. Der Generalsecretär Filioli hielt eine Rede über die wissenschaftlichen Leistungen am Congreß im allgemeinen, erwähnte der Festivitäten welche statt fanden und dankte unter allgemeinem Beifallruf dem Könige für die so reichlich bewiesene Güte und Theilnahme. Dann erhob der Generalpräsident seine Stimme und forderte die Secretäre der verschiedenen Sectionen auf, einen kurzen Bericht über die statt gehabten Verhandlungen vorzulesen. Der Reihe nach geschah dieses nun von den HH. Scialoja (Agronomie), Calamai (Chemie), Cocco (Zoologie), Raffaele (Chirurgie), Pace (Physik), Biondelli (Archäologie und Geographie), Masi (Botanik), Scacchi (Geologie und Mineralogie) und De Renzi (Medicin). Die Vorträge der HH. Scialoja und Biondelli zeichneten sich besonders aus; der des Hrn. Masi war sehr blumenreich und sentimental. Hierauf erhob sich der Prinz Bonaparte und dankte in kurzen Worten dem Syndicus der Stadt, dem Duca de Bagnoli, für die erwiesene Gastfreundschaft. Professor Orioli sprach in einer begeisterten Rede von den Gefühlen der Dankbarkeit, die sämmtliche Mitglieder dem Könige, dem Minister u. s. w. schuldig seyen; seine edlen und herzlichen Worte fanden bei der ganzen Versammlung den vollsten Anklang und wurden mit jubelndem Beifall aufgenommen. Der Marchese Puoti nahm darauf das Wort und fügte den Orioli'schen Gedanken seine eigenen ähnlichen hinzu. Endlich schloß der Generalpräsident die Sitzung und alle gingen hochbefriedigt auseinander. — Am Sonntag Mittag nahmen die Präsidenten, Vicepräsidenten und Secretäre bei dem Könige ein splendides Mittagessen ein. Abends war in den hell erleuchteten Sälen des Palastes ein musikalisches Fest, zu welchem 2000 Personen eingeladen waren. Die königliche Familie zeigte allen ihren Gästen das freundlichste Wohlwollen. Die Gesellschaft ging nach Mitternacht auseinander. Bis zum 10 Oct. ist der Besuch aller königlichen Gärten, Schlösser und öffentlichen Anstalten den noch hier bleibenden Scienziati durch die Güte des Königs gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Skizzen.

Schulen in den Backwoods.

(Schluß.)

Oft zwingt freilich auch die Nothwendigkeit die armen Kinder zu einer Thätigkeit, welche ihren Jahren keineswegs angemessen ist. So starb am Richland, in den Ozarkgebirgen, die Frau eines Farmers am Nervenfieber (der arme Mann hatte keinen Arzt und keine Medicin bekommen können, und der Leidenden nur immer Calomel gegeben, bis sie todt war); sie hinterließ sechs Kinder, von denen das älteste ein Mädchen etwa neun Jahr alt, das jüngste noch ein Säugling war, und der Vater konnte sich, da er seinen Mais pflanzen mußte, wenn er das kommende Jahr etwas für sich und seine Familie zum Leben haben wollte, gerade in dieser Zeit gar nicht um die Wirthschaft zu Hause bekümmern. Da fiel dann die ganze Arbeit, die ganze Sorge, nicht allein für sämmtliche Kinder, sondern auch für die Wirthschaft, auf das arme Mädchen, selbst noch ein Kind, das vorher schon Monate lang die kranke Mutter hatte pflegen müssen, und alle lebten in einem kaum eine Hütte zu nennenden Blockhaus, mit nicht ausgefüllten Spalten zwischen den Stämmen, ohne Diele und fast ohne Bett; der Vater mußte sich wenigstens Nachts mit seinen drei Knaben Rinde auf die Erde vor das Kamin breiten und auf darüber gelegten Hirschfellen und mit wollener Decke gegen den Wind geschützt, der überall das Gebäude durchzog, vor dem wohlunterhaltenen Kaminfeuer förmlich lagern, während die übrigen vier Kinder sich auf zwei Betten zusammenkauerten, wenn man nämlich dünne, mit ungereinigten Truthahnfedern gestopfte Matratzen und eine leichte Steppdecke wirklich ein Bett nennen kann. Und doch waren die Kinder zufrieden, sie wußten es nicht anders, und ich erinnere mich, daß sie uns mit Jubel empfingen als wir, mein alter Jagdgefährte und ich, dort eines Abends Schutz gegen ein heraufsteigendes Unwetter suchten und einen gewaltigen wilden Truthahn mitbrachten, den ich geschossen.

In den östlichen Staaten und Städten verbessert sich freilich das Schulwesen mit jedem Tage; die Ansiedlungen liegen dort dichter, breite, gute Straßen setzen die verschiedenen Wohnungen miteinander in Verbindung und nicht jeder herumstreifende Krämer oder Yankee wird angenommen, sobald er den Wunsch zu erkennen gibt, der Lehrer ihrer Kinder zu seyn. In Cincinnati besonders sind seit 1841 drei Freischulen entstanden, in denen nicht allein Rechnen, Lesen und Schreiben, sondern auch Englisch und Deutsch, wie Geographie und Geschichte gelehrt wird, und auch in St. Louis, wie überhaupt im Norden der Vereinigten Staaten hat das Erziehungswesen bedeutende Fortschritte gemacht. Besonders sind in Louisville ausgezeichnete Schulen und hieher werden vorzüglich die jungen Indianer aus dem Westen von Arkansas gebracht, um in den Künsten und Wissenschaften der Weißen unterrichtet zu werden.

Was das Schulwesen unter den Indianern anbetrifft, so versehen dieß bis jetzt noch einzig und allein die Missionäre, die civilisirten Stämme natürlich, als Chactaws, Cherokesen, Shawnees und einige andere, dicht an den Gränzen der Weißen lebende Nationen ausgenommen, die, wenigstens für die Anfangsgründe, ihre eigenen Lehrer haben. Den amerikanischen Missionären liegt aber keineswegs das Seelenheil ihrer Beichtkinder allein am Herzen, die Amerikaner sind ein zu sehr speculirendes Volk, um der Religion jedes andere Interesse nachzusetzen. So kommt es denn daß, wie dieß besonders im Oregongebiet deutlich wird, einzelne fromme Männer sehr ehrbar und eifrig mit der Religion anfingen, bald aber, nachdem sie die rothen Söhne der Wildniß bekehrt und ihren Willen gebeugt hatten, den Yankee hervorstreckten und unter dem Vorwande sie mit dem Segen des Ackerbaues bekannt zu machen, für sich selbst große Farmen anlegten und dann, wenn sie erst einmal eine eigene Heimath gegründet, damit zufrieden waren, die Wilden zu belehren und zu bessern, welche sich gerade in ihrer Nachbarschaft befanden, oder mit denen sie zufällig in Berührung kamen. Aus den Missionaren wurden so nach und nach Farmer und das religiös zugeschnittene Kleid wich dem bequemern Jagdhemd.

Ansicht von Sal und Boavista.

(Fortsetzung.)

Am 16 December brach ich sehr früh Morgens auf; bald lag die kleine Hafenstadt, eine Menge Salzlachen, in denen gerade gearbeitet ward, und sonstige bekannte Gegend hinter mir; mein kleiner Taschencompaß zeigte mir die Richtung nach Südost, um zu dem Berge zu gelangen, welcher als höchster Gipfel aus der Gebirgskette der Insel hervorragte, und so wanderte ich allein schnurstracks in die Einsamkeit hinein.

Kaum hat man in dieser Richtung die schon besprochene Gegend verlassen, so kommen, wie eine Art Vorberge, gewaltige Sandhügel, bei denen man nur mit Mühe vorwärts kommt; bei jedem Schritt rollt die Masse herunter und verschüttet alles. Kaum sieht hier und dort ein Kraut aus dem Sandmeere hervor, nicht einmal eine Heuschrecke schwirrt hier mehr, keine Eidechse zeigt sich; zuweilen wankt noch eine einsame Thuia auf diesem erstarrten Meere, gleich einem Wrack auf ödem Ocean. Wo aber der Sand sich 20 bis 24 Fuß schräg hinabsenkt, da zeigt sich in kleiner, enger Schlucht ein fester, besserer Boden mit Gräsern und Lebensbaum bewachsen, und man sieht deutlich, daß diese großen Sandmassen nur vom Wind hier zusammengeweht sind; in diesen Schluchten zeigen sich einige Insecten, Libellen, und zwei Tagfalter, welche ich beide einfing trotz des nachtheiligen Einflusses, den dieser Raub auf die Fauna von Boavista ausüben muß, denn ich habe im Ganzen nur drei Schmetterlinge auf der Insel gesehen. — Nachdem diese Sandwüste durch einen dürren Grasteppich nur auf Minuten unterbrochen ward, nahmen die leichten, wandelnden Hügel auf eine wirklich erschreckende Weise überhand; wenn einmal ein Sturm sie auch von hier forttrüge, so wären sie immer hinreichend, eine ganze Stadt, die noch etwas größer seyn könnte, als die Hafenstadt von Boavista, ganz total verschwinden zu machen. Man möchte hier nicht mehr von Hügeln, sondern von Sandgebirgen reden. Starr, stumm und todt ragen hier herauf zu dem blaugrauen Himmel diese

gelben Massen, vollkommene Todtenstille herrscht zwischen ihnen, und ich kann es mit Worten kaum ausdrücken, welch ein trauriges Gefühl, ja welch eine Furcht mich gefaßt hielt, als ich mitten in dieser öden Gruft dahinwandelte; fast war es mir als wandelten wir noch einmal im Wintersturm der Nordsee durch die hohlen Wassergassen, — und doch, welche Allmacht lag im Rasen des bewegten Elementes, welcher abschreckende Tod in diesen starren Sandmassen auf Boavista, die vielleicht eben so gefährlich sind, als das flüssige Element. Denn fortwährend weht der Wind feinen Sand längs dieser Hügel, was auf eine eigene Weise rieselt und zischt. Wird er einmal zum Sturm, so wandert das ganze Sandgebirge weiter, und lagert sich vielleicht gerade dahin, wo ein Palmenhain wuchern, die süße Feige gedeihen oder der Pisang sich biegen konnte unter der Last seiner allnährenden Frucht, oder die Salzlachen werden verschüttet, selbst wohl gar einzelne Häuser vergraben, und dem von allen Seiten bedrängten Menschen bleibt weiter nichts übrig, als weiter zu wandern.

Eine weite Ebene öffnete sich jetzt, ich traf einige Lotus, Nachtschatten, eine schöne Datura arborea mit beinahe fußlangen Blüthen und zwei am Boden kriechende Cucurbitaceen. Sonst ist die ganze Fläche ein ziemlich grüner Grasteppich, über dessen nickenden Halmen der hinstreichende Wind einen anmuthigen Wellenschlag bildet. Eine große Menge Ziegen weiden hier umher und freuen sich am reichlichen Futter; aber von jedem Fußtritt aufgescheucht flüchten sie behende nach allen Seiten, was ungemein zierlich aussieht. Unverkennbare Betten von Bächen, die freilich ganz ausgetrocknet sind, durchschneiden die Ebene und ziehen sich in vielen Biegungen bis ans Gebirge, an dessen Fuß ich gegen Mittag ankam.

Der Gebirgsstrang der Insel bildet scharfe, zerrissene Felskämme, die sich von Norden nach Süden hingelagert haben, und wenn man etwa die wenigen Halme, die kümmerlichen Malven und einige Farnkräuter ausnimmt, ohne alle Vegetation sind. Die Sonne fällt fast lothrecht auf das dunkelgraue Gestein, welches stark flimmert und heiß ist, so daß Auge und Fuß gleich unangenehm von ihm afficirt werden. Wenige Insecten fliegen an den Steinen umher; höher hinauf klettern von Fels zu Fels die Ziegen und suchen das spärlich sprossende Gras. Wo aber die Klippen sich steiler emporheben, krächzt wohl ein Eulenpaar umher oder gewaltige Raben suchen mit hohlem Geschrei ihren Fraß, während ruhig und zierlich eine große Falkenart von grauweißen Farben mit schwarzen Zeichnungen ihre Kreise höher hinaus um die Spitzen des Kammes zieht, und sich bald hoch über dieselben erhebt, bald unten längs der Schluchten dahinstreicht. Das Hinansteigen auf dem schwarzen Abhang ist meistens ganz gefahrlos, aber beschwerlich, und die Hände müssen bei vorspringenden Ecken oder losbröckelnden Steinen oft eben so sehr helfen als die Füße. Nach zweistündigem Klettern auf den heißen Steinmassen, auf denen die aufgescheuchten Ziegen in fliegender Hast und der merkwürdigsten Sicherheit oft dicht neben tiefern Abstürzen davonsprangen, kam ich bis unter die Spitze, welche ich mir als Ziel meiner Wanderung ausersehen; sie war aber so schroff, daß ich Stock und Botanisirbüchse liegen lassen mußte, um mit dem vollsten Gebrauch meiner vier Extremitäten durch das Steingewirre hindurchzukommen. Ganz oben liegt die Felsmasse mit Höhlen und Spalten ganz kahl da, der Wind pfeift schaurig und heftig durch dieselben hindurch.

Die Aussicht war wirklich grandios zu nennen. Mit Einem Blick übersieht man das ganze Eiland, dessen Ostseite allein etwas ferner sich hinerstreckte, doch nirgends so weit, daß man nicht dahinter den Ocean gesehen hätte. Ringsumher — ein zauberhafter Anblick, bei dem das Auge eines jeden gewiß am liebsten weilt — ringsumher lag das tiefblaue, duftende Meer, dessen frohes Regen und Bewegen und nie schlummerndes Leben wundersam gegen die todten Massen unter mir abstach. Rings an den Klippen trieb es seine schneeweißen Schaummassen auf, und das Donnern der Brandungen tönte zuweilen kaum vernehmbar wie das Getöse einer fernen Feldschlacht an mein Ohr, mit dem Sausen des Windes, das einzige Geräusch, was die große ernste Stille unterbrach. — Starr und reglos wie eine verdorrte Leiche lag nun das Eiland selbst unter mir. Wie von Riesenkindern im Spiel planlos durcheinander geworfen und zertrümmert lagen die einzelnen Gipfel und Felsmassen chaotisch durcheinander, hier eine solide glatte Masse bildend, dort in tausend Trümmer zerschmettert und kaum zusammenhängend, oft weit überragend über hohen Absturz und jeden Augenblick neuen Fall drohend, aber nackt und still, eine schon in der Geburt erstickte Frucht der Feuersgluth, die freilich hier schon längst erloschen ist, und als Zeichen ihrer rohen Schöpferkraft ganze Gebirgsmassen nackt zu Tage liegen ließ.

So laufen die Zackengebirge von Boavista hin durch die Ebene, die überall ohne Anbau ist, und dem Auge, so weit es auch umherspäht, nur den trostlosen Anblick von einzelnen Hügeln mit Lebensbaum bewachsen oder gänzlich nackten, fast schneeweißen Sandbergen gewährt. Keine Anpflanzung gewahrte ich, keinen Baum, daher kommt es, daß das suchende Auge immer wieder von selbst dem Gürtel des nebeligen Meeres zueilt, um sich zu erquicken an dem blauen Duft des allmächtigen Elementes.

Das Herabklettern war anfangs mühsam und gefährlich; zu meiner großen Erquickung traf ich einmal einen Quell ganz kümmerlich unter einem Felsen herausleckend, der sich jedoch bald wieder verlor; ich ging dagegen längs eines trockenen Bachbettes, dessen Felsen seitlich höchst sonderbare Formen ganz stalaktitenartig bildeten mit vielen kleinen Aushöhlungen und Löchern. — Bald kam ich wieder in die Ebene, deren vollkommen horizontaler Felsenboden ebenfalls hier mit dürrem Gras bewachsen ist, und eigenthümlich alle 5 bis 10 Minuten sich in einer etwa 1 bis 2 Fuß hohen Stufe absenkt, so daß das Terrain einer kolossen Treppe nicht unähnlich ist.

Als eben die Sonne gluthroth ins Meer hinabstieg, kam ich wieder in dem Hafenort an, im eigentlichsten Sinn des Wortes beinahe verschmachtet und mit geschwollenen Füßen, wie unverwüstlich ich auch sonst als Fußgänger gewesen bin.

(Schluß folgt.)

Durchschiffung des südamerikanischen Continents. Durch die amerikanischen und deutschen Blätter läuft die seltsame Nachricht, daß man den Amazonenstrom aufwärts bis auf 8 Leguas von Lima, andere sagen gar bis nach Lima, gesegelt und daß somit die lang gesuchte Verbindung des atlantischen und stillen Meeres gefunden sey. Es bedarf aber nur eines Blicks auf die Karte, daß bei Beschiffung der allergünstigsten Flußläufe immer noch die Cordilleren zwischen dem Strom und Lima liegen, und daß diese allerdings geringe Entfernung durch die Schwierigkeit des Terrains der Verbindung sehr große Hindernisse in den Weg legt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1845.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere westrussische Gouvernements.

(Von Arseniew.)

Gouvernement Grodno.

Am 5 Julius verließen wir Brzesc (ruſſ. Breſt) in der Richtung nach Wolhynien hin, und setzten unsern Weg innerhalb der Gränzen des Gouvernements Grodno noch gegen 60 Werste weit fort. Dieß Gouvernement wurde zuerst im J. 1795 gebildet, und hieß das Gouv. Slonym, nach der damaligen Gouvernementsstadt; unter Paul I bildete es zugleich mit dem von Wilna das ungeheure Gouv. Litthauen, wurde aber im J. 1802 wieder als besonderes Gouvernement unter dem Namen Grodno hergestellt, und blieb 40 Jahre unverändert in den ihm angewiesenen Gränzen; seit dem J. 1843 sind zwei von Alters her ihm zugehörige Kreise davon abgeschieden und dafür der ehemals besonders bestehende District Bialystok dazu geschlagen. Diese letzte Veränderung gewährte dem Gouvernement gegen vorher viele Vortheile, es gehört in seiner jetzigen Gestalt zu den am besten abgeschlossenen Gouvernements, ist nicht allzu groß, doch auch nicht klein, und im Verhältniß zu seiner Ausdehnung ziemlich bevölkert. Diese Bevölkerung betrug im J. 1844 etwa 835,000 Seelen, und die Rechtgläubigen haben darin an Zahl und Einheit ein bedeutendes Uebergewicht über die Fremdgläubigen; es finden sich hier 276,000 Römisch-Katholische und über 100,000 Juden. Die Zahl der andern Fremdgläubigen ist unbedeutend, Rechtgläubige zählt man dagegen 450,000, folglich mehr wie die Hälfte der Gesammtzahl.

In industrieller Hinsicht genießt dieß Gouvernement weit größere Vortheile als die andern litthauischen Gouvernements; die Handelsbewegung wird durch die Wasserstraßen, sowohl natürliche als künstliche, unterstützt, so wie auch durch die Landstraßen, von denen einige bereits ausgeführt, andere noch bloß im Entwurfe bestehen. Auf der Nordwestseite bietet der Fluß Niemen den Landeserzeugnissen einen leichten und bequemen Absatz dar, indem er sie bis Kowno und an die Gränzen Preußens geleitet; mit dem Niemen verbindet sich die Schara, welche den östlichen Theil des Gouvernements bewässert und durch Kunst in schiffbaren Stand gesetzt wurde; die Krümmungen dieses Flusses sind durch Derivationscanäle beseitigt, und um allenthalben eine hinreichende Tiefe zu unterhalten, hat man mehrere Schleußen gebaut, so daß der Fluß jetzt auf seinem ganzen Laufe schiffbar ist. Vom Oberlauf der Schara läuft der Canal Oginski nach der Jasolda, welche in den Prypiec fällt, und die Schifffahrt auf diesem Canal verbindet das Gouvernement Grodno mit denen von Wilna und Minsk, von wo große Massen von Ackerbauproducten, Holz und Salz nach dem Niemen geschafft werden. Auf der Südseite des Gouvernements findet sich ein anderes Wassersystem, das für die Entwicklung der Industrie ebenso nützlich, in strategischer Beziehung aber noch bedeutender ist; der Fluß Pina, ein Zufluß der Jasolda, ist mit dem Muchawez, einem Zufluß des westlichen Bug, verbunden; der sie verbindende Canal heißt der Königscanal, die verschiedenen Arbeiten zu seinem Ausbau wurden im J. 1842 vollendet und die wohlthätigen Folgen dieser Anlage sind bereits ersichtlich.

Vortreffliche Chausseen verbinden das Gouvernement Grodno auf zwei Punkten mit dem Königreich Polen, von Bialystok und von Brzesc nach Warschau; auch wird gegenwärtig eine Chaussee von Moskau nach Brzesc gebaut und wird in kurzer Zeit vollendet seyn; dann ist Grodno mit dem Herzen Rußlands aufs engste verbunden. Uebrigens stehen die Handelsleute und Manufacturisten dieses Gouvernements bereits in unmittelbarem Verkehr mit den Capitalisten von Moskau und Warschau. Außer diesen beiden Straßen gibt es noch eine dritte, fast ebenso wichtige Verbindungslinie, nämlich eine Chaussee von Brzesc nach Kiew, diese ist aber erst im Entwurfe, wird jedoch hoffentlich auch in kurzem ausgeführt werden, denn sie würde den jetzigen beschwerlichen und weiten Weg über Zytomir und Kowel bedeutend abkürzen, ganz Polesien der Länge nach durchschneiden, und zur Austrocknung der Sümpfe im Thale des Prypiec und zur Begründung des Ackerbaues und der Industrie an jetzt fast unzugänglichen Orten wesentlich beitragen.

Unter dem Namen Polesien versteht man die weite Strecke Landes, welche sich zu beiden Seiten des Prypiec und von Westen nach Osten von Brzesc und Kowel über Pinsk, Mozyr und Owruc bis Rezica und Radomysl ausdehnt. Diese mit Wäldern und unsichern Sümpfen bedeckten Ländereien waren einst bei den Polen das Palladium ihrer nationalen Unabhängigkeit; jetzt ist diese Gegend ein Pfand der Sicherheit und Ruhe für die umliegenden Länder.

Was die Fortschritte in den Manufacturen und Fabriken anbelangt, so übertrifft Grodno alle westlichen Gouvernements bei weitem; im Jahre 1843 wurden in den litthauischen und weißrussischen Gouvernements in Fabriken und Hüttenwerken für 2,700,000 R. S. Waaren geliefert, wovon auf das Gouv. Grodno allein 1,800,000 R. S. kommen; indeß nehmen hieran nicht alle Kreise des Gouvernements Theil, der einzige Kreis Bialystok liefert an verschiedenartigen Erzeugnissen, namentlich Tuch für mehr als 200,000 R., das übrige namentlich die Kreise Grodno, Wolkowysk und Kobryn.

Der siebente italienische Gelehrten-Congreß und seine wissenschaftliche Bedeutung.

(Fortsetzung.)

Es zeigte sich in jüngster Zeit unter gelehrten und ungelehrten deutschen Schriftstellern eine neue Art von Italomanie, hauptsächlich hervorgerufen durch die schmeichelhafte Weise, mit welcher von den wissenschaftlich gesinnten, hochgestellten und einflußreichen Männern Italiens deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit anerkannt wurde. So wie man stets mit vollkommenem Rechte Italiens natürliche Reize, seine Gemälde, Statuen, Kirchen und Paläste pries und bewunderte, so wollte man den Enthusiasmus auch für die Erstlinge einer zu neuem herrlichen Leben wieder erwachenden Geistesrichtung geltend machen. Schadete aber doch — jedermann weiß es — in der Regel einem talentvollen Kinde frühzeitiges Lob und schwärmerische Theilnahme! Liegen uns doch tausend Beispiele vor Augen, wo die von Eltern, Verwandten und Freunden über ein jugendliches, italienisches Haupt heraufbeschworene Gloria d'Italia in einen matten Nebelstreif zerrann! Wenn nun schon die Eingebornen jedweden talentvollen Keim durch eine übermäßige Treibhaustemperatur und durch lebensgefährliche Umarmungen hätscheln und schmeicheln, so sollten die Fremden, und namentlich wir Deutschen — nicht etwa aus Aerger oder Neid, daß unsere deutsche Gesammtgelehrsamkeit in Italien bis zur heutigen Stunde dennoch immer eine utopische Pflanze geblieben — mit unserm Lobe wahrlich zurückhaltender, schonender und gerechter werden. Wir folgten dem Laufe des siebenten Gelehrten-Congresses mit der möglichsten Aufmerksamkeit, ja selbst Theilnahme, aber wir schlugen uns nicht die Hände wund, wenn die Rede wie des Springquells flüssige Säule sich emporhob und darauf melodisch wieder herabfiel. Die einfachen Worte des Königs, die Rede Santangelo's, Orioli's Dank gefielen mir besser als das künstliche orientalisch-blumige Wortnetz junger gelehrter Advocaten, Agronomen, Botaniker und Improvisatoren. Der Mangel aller freimüthigen gesunden Kritik überraschte die nicht-italienischen Gelehrten, besonders die anwesenden Deutschen, und mancher doppelsinnige Seufzer mag letztern entschlüpft seyn. Wir erinnern uns keiner Bitte irgend eines Präsidenten, hier durch neue Studien eine Lücke auszufüllen, mit größerer Gründlichkeit zu prüfen, dort Vorurtheile und Schlendrian fahren zu lassen und in eigenem Lobe gemäßigter aufzutreten. Jedweder war begierig, seinen Discorso vom Stapel laufen zu lassen, seinen Namen im Diario und im Giornale del Regno gedruckt zu sehen. Man kann ohne alle Uebertreibung behaupten, daß eben so viel Zeit weggeklatscht als weggeredet worden. Für wissenschaftliche Discussionen blieb fast gar keine Zeit übrig; die Discorsi verschlangen alles — das heißt die 22 Stunden, welcher jeder Section zu ihren Mittheilungen vergönnt waren. Nur dann fiel ein Redner bei dem Auditorium in Ungnade, wenn er die ihm vergönnten 7 bis 10 Minuten überschritt, und so seinen Nachfolgern die Zeit vom Munde wegschnappte. Aber sogar diese Ungnade gab sich durch enthusiastisches Klatschen zu erkennen, ein Klatschen, welches jedoch den Reder jedesmal zum Schweigen brachte. Es kann hier nicht unsere Absicht seyn über die politische und sociale Bedeutung der Congresse in Italien irgend ein Wort zu verlieren: in letzterer Beziehung sey es uns aber erlaubt, den Wunsch auszudrücken, daß die gelehrten Herren ihre große Ungeduld, um zu diesem oder jenem Platze, zu diesem oder jenem Buche (welches als Geschenk verabfolgt wird), zu diesem oder jenem Gerichte, überhaupt zu irgend einem Zwecke zu gelangen, anständiger zügeln möchten. Es kann nicht verschwiegen bleiben, daß Scenen vorfielen, welche dem Rufe der Scienze, wo nicht dem der Scienziati gefährlich sind. Das allgemeine Urtheil geht dahin, daß für die Wissenschaften mehr auf dem Mailänder als auf dem Neapolitaner-Congreß geschah. Der ausgezeichneten Sorgfalt des Königs, des Ministers Santangelo's, des Duca's de Bagnoli so wie der ganzen Municipalität gedachten wir bereits, und zwar mit dem allerwärmsten Danke zu wiederholtenmalen. Um nun den wichtigen Maaßstab zu einer wahren und unparteiischen Beurtheilung zu geben, sollen in gedrängter Kürze die Leistungen aller Sectionen dem deutschen Leser vorgeführt werden. Ich beginne mit der Section der Archäologie und Geographie, und erlaube mir den mir gütigst mitgetheilten Bericht des Secretärs dieser Section, des Hrn. Bernardino Biondelli aus Mailand zu übersetzen: bei den übrigen Abtheilungen bitte ich mit eigenen Extracten vorlieb zu nehmen.

1. Biondelli's Bericht über die Leistungen der archäologischen und geographischen Section während des siebenten italienischen Gelehrten-Congresses zu Neapel.

Nachdem eine weise Anordnung, durch welche der siebente italienische Gelehrten-Congreß an einen Ort verlegt worden, welcher dem Alterthumsforscher heilig ist, wo jeder Stein an

dahin geschwundene Größe und an das Geschick unserer Ahnen erinnert, die geographischen Wissenschaften mit den archäologischen verschwistert, häufte sich rasch die Zahl derjenigen, welche dieser verbundenen Section ihre Forschungen einverleibten, obschon die zugestandene Zeit für die nähere Entwicklung vielseitigen Wissens leider viel zu kurz gemessen war.

Der Präsident, Hr. Avellino, entwickelte in einer Eröffnungsrede den hohen Werth und Nutzen der Archäologie, und zeigte, wie sehr ein eifriges Studium derselben die alte Geographie fördere. Nachdem mit vielen Gründen dieß Thema entwickelt, nachdem die neuen nützlichen Anwendungen, welche solche Vereinigung erzeugen müsse, besprochen, fand sich die ganze Section bewogen, einstimmig den Vorschlag des Hrn. Baldachini, welchen der Graf Miniscalchi unterstützte und erweiterte, mit großem Beifall anzunehmen, nämlich eine italienische archäologisch-geographische Gesellschaft zu gründen und auf der ganzen Halbinsel die linguistischen Studien zu fördern, um desto schneller zu einer recht gründlichen Kenntniß des Landes zu gelangen. Während dieses Votum der sorgfältigen Pflege und Besprechung auf den zukünftigen Congressen empfohlen ward, machte der Professor Musumeci auf die Wichtigkeit der Monumente in Bezug auf architektonische Studien aufmerksam, und der Abbate Fornari sprach von dem Studium der skandinavischen Mythologie und ihrem Werth für die Kenntniß der Symbolik der Alterthümer in südlicheren Gegenden.

Schwierig und zeitraubend würde es seyn, alle die Monumente namhaft zu machen, welche in dem kurzen für unsere Sitzungen bestimmten Zeitraum hier zum erstenmal vorkamen und näher erläutert wurden. Zum Ruhme dieses ersten Auftretens der archäologischen Wissenschaft auf italienischer Palästra und als sichere Gewährleistung für künftig zu gewinnende Kränze genüge es, die Abhandlung des Hrn. Carlo Bonucci über die ungeheure Anzahl von Alterthümern, welche in den letzten fünfzehn Jahren im Königreich Neapel dem Lichte wieder geschenkt und durch die freigebige Sorgfalt des Monarchen restaurirt und gepflegt worden, anzuführen. Es genüge der Abhandlung des verdienstvollen Professors Orioli zu gedenken, drei Städte Mittel-Hetruriens betreffend, welche durch ihn der Vergessenheit der Jahrhunderte entrissen wurden, der Rede des Doctor Salvagnoli über die Lage der alten etruskischen Stadt Caletra, der Bemerkungen des berühmten Professors Gerhard über die historische Bedeutung des Gemäldes einer in Calia gefundenen Vase, der hieher gehörigen Abhandlungen des Cav. Becchi, des Cav. Avellino, des Hrn. Minervini und des Fürsten von San Giorgio-Spinelli, welcher eine neue Classificationsmethode für die irdenen Gefäße in Vorschlag brachte u. s. w. Für das Studium der symbolischen Darstellungen auf christlichen Katakomben-Gemälden erhob sich der Padre Grillo; einen magischen Nagel mit Inschriften erläuterte der Prof. Orioli; sicilianische, herculanische und pompejanische Monumente behandelten und erklärten die HH. Morelli, Vulpes, Minervini, Gargiulo, Arena-Primo; einen hetruskischen Wagen beschrieb der Principe di Canino — er hatte ihn auf seinen Besitzungen ausgraben lassen; die Analogien zwischen den Krypten von Padua und Rom erläuterte Doctor Giustiniani; alte griechische und lateinische Epigraphik fanden an den HH. Pace, Fiorelli und Mozzetti ihre Vertreter. So wurden dem bekannten Reich der alten Geographie neue Städte, neues Gebiet einverleibt, neue Blätter wurden an die Geschichte der Vorfahren angeheftet und Sitten und Gebräuche derselben wurden mit gründlicher Forschung aus dem Schooße der Verborgenheit an das Licht der Gegenwart gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Fortschritte der Dampfboote im indischen Ocean.

Die Singapore Free Press gibt die Nachricht, daß das Dampfboot Lady Mary Wood mit der ersten direct für die Malaccastraße bestimmten Post am Morgen des 4 August zu Singapur ankam und am 6 weiter nach Hongkong ging. Den Tag nach ihrer Ankunft kam das holländische Regierungsdampfboot Bromo nach Singapur. Die Holländer haben einen Vertrag mit der brittischen Regierung abgeschlossen, wonach jeder Brief durch diese neue Dampfbootlinie gegen Bezahlung von 2 fl. Kupfer für jeden Brief befördert wird. Das holländische Dampfboot war fünf Tage von Batavia nach Singapur unterwegs; angenommen es komme monatlich zu derselben Zeit mit dem Dampfboot von Ceylon an, so gelangen Briefe von Holland nach Batavia in 47 Tagen. Die Postpakete von London werden jetzt nach Singapur einen Tag später als nach Calcutta kommen, und nach Java nur sechs Tage später. So dehnt sich die Verbindungskette durch den Dampf rasch nach den entferntesten europäischen Colonien aus, und diese Niederlassungen, welche sich sonst auf einem jährlichen Verkehr mit ihren Mutterlanden beschränken mußten, haben jetzt eine monatliche Verbindung. Das entfernte chinesische Reich und die Insel Java sind jetzt weniger als 50 Tage von Europa entfernt, und diese große Verbesserung ist eingetreten 20 Jahre nachdem man eine hohe Prämie demjenigen versprochen hatte, der zuerst das Postfelleisen in 70 Tagen von London nach Calcutta bringen würde. (Friend of India.)

Ansicht von Sal und Boavista.

(Schluß.)

So sieht denn ungefähr Boavista aus, trocken und öde wie Sal, und für immer unfruchtbar eben wie die andere Insel. Wir haben in Europa eigentlich gar keine Idee von der Entsagung und Dürftigkeit auf solchen Inseln. Wenn wir auf unserem alten Continent manche öde Gegend antreffen, so ist doch der Verkehr nicht abgeschnitten, und es belebt jeden in solcher Wüste Lebenden eine gewisse Hoffnung. Nicht so auf Boavista. Hier hofft keiner, daß das Eiland einmal grünen und blühen werde, hier hofft keiner auf geselligern Verkehr, und mit dieser Hoffnung schweigt sogar der Wunsch. Gleichgültig sehen sie den Fremdling ankommen, gleichgültig ihn wieder davon ziehen, ohne die lebendige Sehnsucht zu empfinden mit ihm zu ziehen. Essen und Trinken und Sinnengenuß ist alles, was hier anregt; sonst hat das Leben kein Leid für sie, wohl aber sah ich öfter helle Freude aufblitzen über so unbedeutende Kleinigkeiten, daß mir solche Freude beinahe wie die eines Idioten vorkam, den eine Spielerei schon fröhlich stimmt.

Mir scheint es daher ziemlich überflüssig, weitere Bemerkungen zu machen über eine aus Negern und Weißen zusammengemischte neue Race, in welcher das schwarze Element das bedeutend vorherrschende ist. Nichts ganz Eigenthümliches, nichts Originelles, nichts Nationales erscheint hier, alles zur Poesie Antreibende fehlt eben so sehr, als der befruchtende Regen, nach welchem die Insel so lange vergebens schmachtet.

Jedesmal mußte ich deßwegen recht frisch aufathmen, wenn wir Abends vom Ufer abstießen und in unser ewiges Wassergebiet zurückkehrten. Nie, nie werde ich die Mondscheinabende vor Boavista vergessen, wenn ringsumher die Brandungen donnerten und die dort ankernden Schiffe langsam an ihren Ketten auf und ab schwebten; ein leiser Wind kräuselte hie und da das Element, zuweilen segelte auch ein Fischercanoe bei uns vorüber, in welchem die beiden Neger eine monotone Melodie in Moll sangen ähnlich einem wehmüthigen Naturlaut über die Einöde der Insel und der darauf wohnenden Neger.

Ich kann mich nicht von der Bucht trennen, ohne der mit uns dort ankernden Schiffe Erwähnung zu thun. Dicht in unserer Nachbarschaft luden zwei große Amerikaner Salz und der schon besprochene Hamburger Schooner. Etwa 10 Minuten seitlich von uns aber lagen zwei andere Schiffe, welche wegen ihrer eleganten Form und wegen der strengsten Abschließung gegen allen Verkehr fortwährend unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Gerade an jener Stelle ankerten sie, wo an der kleinen Insel des Forts die Brandung hoch aufschlug, so daß sie, scheinbar in Gefahr liegend, schon deßwegen nicht leicht besucht wurden. Eines der Schiffe war eine portugiesische Brigg mit auffallend scharfem Schnitt, mit weit hintenüberliegenden Masten und ungemein zierlicher Takelage, die jedoch für das Schiff viel zu groß erschien; das ganze elegante Schiff war nur zum Schnellsegeln gebaut und beurkundete in allem seine Bestimmung, es sollte nämlich Sklaven holen; vielleicht war es von einem englischen Kriegsschiff verfolgt worden, oder hatte solches von fern gesehen und sich nun in die Bucht von Boavista geflüchtet, wohin sich schwerlich ein Kriegsschiff hineinwagen wird. Vom Schiff selbst kam nie jemand ans Land. — Dicht neben dieser Brigg lag nun das anmuthigste der Fahrzeuge, die mir bis dahin auf der See vorgekommen waren, ein Schooner oder Patacho, wie die Portugiesen es nennen, schlank und schaukelnd wie eine auf der See schwimmende Möve; bei jedem Wellenschlag schien es vorwärts springen zu wollen, seine hohen Masten, beinahe ohne alle Raaen, lagen weit hintenüber — so lag es da, bereit zum Wettkampf mit jedem Segler. Beim Gouverneur lernten wir den Capitän kennen. Er war ein junger wohlgebildeter Mann in reinlicher, sogar feiner Kleidung. Seiner Aussage nach war er aus den Vereinigten Staaten, ohne daß er jedoch fertig englisch sprach; er war von Cuba gekommen und gab vor, am Bord Streit gehabt zu haben; erst wollte er sein Schiff verkaufen, da er aber offenbar ein Abenteurer schien, fand er keinen Käufer; eine portugiesische Flagge, die er darauf vom Gouverneur verlangte, konnte er natürlich nicht bekommen. Mit den beiden Hamburger Capitänen sprach er viel, er erkundigte sich nach Ladung, Besatzung auf eine so gewandte Art, daß keine Spur von Zudringlichkeit durchblickte. Als er fort war, äußerte der Gouverneur die entschiedene Meinung, der Capitän wäre ein Pirat.

Es ist vielleicht kein Winkel auf dem atlantischen Ocean noch so verrufen als die Gegend der capverdischen Inseln, und wenn Piraten auch selten vorkommen, so kommen sie dennoch vor, — ich erinnere nur an den Malek-Adel und den Gabriel, welchen ersten ich selbst hier in Rio aufgebracht gesehen habe, von denen der zweite sich vier Stunden lang fliehend mit einer englischen Kriegsbrigg schlug, ja bei dem frischen Winde und der erstaunlichen Schnelligkeit wohl entkommen wäre, wenn nicht die Stangen des Vordermastes heruntergebrochen wären; beide Thatsachen gehören den letzten Jahren an.

Für die Behauptung des Gouverneurs sprach der ganze Kerl, sein ganzes Schiff und besonders die Zahl der Besatzung; während die leichte Takelage von 6 bis 8 Mann sehr leicht hätte bedient werden können, hatte er an 30 Mann an Bord, Kerle, denen die Wildheit auf den Gesichtern geschrieben stand; oft ward mir, nachdem ich des Gouverneurs Behauptung gehört hatte, ganz bang, wenn ich bei dem schlanken Schiff vorbeifuhr und das braune, faule Gesindel hinter den Schanzkleidern herübergucken sah. Wenn das Schiff auch im Sturm keiner Fregatte den Rang an Schnelligkeit ablaufen möchte, so mußte es doch bei dem mäßigen Winde, wie er in den Tropen meistens weht, gewiß jedes Fahrzeug an Behendigkeit übertreffen, und schon bei dem leisesten Wind forteilen, der kaum die Segel eines Kriegsschiffs bläht; dann hatte es den Vortheil, daß es sich zwischen Klippen und Untiefen hineinflüchten und durchwagen konnte, von denen jeder verständige Seeofficier sich fern halten wird. — So hatte denn dieses wunderliche Fahrzeug etwas ächt Poetisches für mich, mir trat so ganz lebhaft Coopers Wassernixe vor Augen. Eben so geheimnißvoll wie die Erscheinung des Schiffs war sein Verschwinden. Denn eines Abends — es war eine prachtvolle Mondnacht und ein schwüler Wind wehte vom Land her — eines Abends, als wir nach dem Abendessen um 9 Uhr aufs Verdeck kamen, stand der Schooner unter allen Segeln, leicht und zierlich dürfte er dahin, er segelte dicht bei uns vorbei, kein Mensch regte sich, glänzend ragten die weißen Schwingen durch die Mondnacht hinaus, oft schien die Brandung den kühnen Lauf unterbrechen zu wollen, aber schon war es hinaus auf den Ocean. Ganz fern entdeckte der Steuermann noch ein Segel, auch der Sklavenhändler war verschwunden — ob beide Schiffe im Zusammenhang standen oder ob der Schooner es auf die Brigg abgesehen, muß ich dahin gestellt seyn lassen.

In den nächsten Tagen gingen die Amerikaner ebenfalls in See. Eines Morgens lichtete auch der Hamburger Schooner die Anker, wir begleiteten ihn hinaus ins Meer und hatten eine schlimme Rückfahrt im kleinen Boot. So lagen wir denn beinahe ganz allein auf der Rhede. Endlich war die Ladung voll; noch einmal fuhr der Capitän ans Land, um auszuclariren; am Schiff war heller Jubel, die Luken wurden dicht gemacht, der Capitän kam, das Boot ward aufgehißt, die Ankerspille klirrte, schon trieb das Schiff, ein Segel wölbte sich über dem andern — nie empfand ich die Wonne so dahinzubrausen auf bewegtem Ocean, so durch und durch, als den Nachmittag, wo das öde Eiland von Afrika immer tiefer versank; als nun die ersten Sturzwellen das Deck der Julie vom Sand und Salz wieder rein spülten, als der Himmel wieder tiefblau über uns, der Ocean tiefgrün unter uns sich in aller Majestät hinerstreckte, da jubelte meine innerste Seele hinaus über die Wassersaat: Thalatta! Thalatta!

Robert Lallemant, Dr. med.

Die Cisternen und Canäle auf Ceylon, die aus einem hohen Alterthum herrühren und von sehr großer Ausdehnung sind, sollen jetzt wiederum aufgeräumt werden. (Lit. Gaz. vom 1 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1845.

Das englische Athenäum über Eugen Sue's Ewigen Juden.

Wie in Deutschland sich Stimmen gegen den „Ewigen Juden“ erhoben haben, so auch in England, und wir theilen aus dem Athenäum vom 1 Nov. einige Auszüge mit, welche das Urtheil besonders charakterisiren. „Wir halten es für unsere Pflicht, über dieß nun vollendete Werk ein Wort an die Leser und denkenden Leute Englands zu richten, da einige der erstern Neigung gezeigt haben, diese Erzählung als ein ächtes Wort in einer edlen Sache zu betrachten. Wir müssen Protest gegen dieß Buch einlegen, nicht sowohl wegen des Buches selbst, als wegen der Popularität, die es unter einer Classe errungen hat, unter der wir hauptsächlich eine gesunde Literatur in Umlauf zu sehen wünschen. Die 20,000 Novellenleser mögen sich ohne Furcht vor schlimmen Folgen in einem solchen Buche berauschen, denn die „„Emotionen““ Lady Betty's und Lord Lovels — Mylady's Zofe und Mylords Kammerdiener — sind sprüchwörtlich sehr vorübergehender Art, und es liegt gleich wenig daran, ob sie fieberisch zittern über die Liebesabenteuer einer Adrienne de Cardoville und Prinz Djalma's oder — in Eisenbahnscrips speculiren. Aber etwas anderes ist es mit den Besuchern des Manchester Athenäums,*) und da die letzteren ihre Zuneigung für Hrn. Sue an den Tag gelegt haben, indem sie ihn als einen Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft zu ihrem neulichen Fest einluden, so ist es nöthig, daß der wahre Zweck und die moralische Grundlage seines Werkes etwas genauer in Erwägung gezogen werden.

„Wir wollen des Beweises wegen zugeben, daß ernste Fragen genugsam und leidenschaftlos in der Mitte romantischer Aufregung und Spannung, unter dem Gelächter und den Thränen behandelt werden, die der Romanschriftsteller amtshalber hervorrufen muß; daß die Anforderungen an den Künstler nicht so streng sind, daß sie den Lehrer der Moral hindern, seine Lehre vollständig zu machen. Das ist eine starke Concession, wir wollen aber, wie gesagt, annehmen, Hr. Sue sey berechtigt, die großen Interessen seiner Zeit in Romanform zu behandeln. Nachdem er sich in seinen „Geheimnissen von Paris“ bemüht, das Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth ins richtige Geleis zu bringen, unternimmt er hier dasselbe mit dem Verhältniß zwischen Autorität und freier Meinung. Das ist keine Aufgabe zum Scherz, der Gegenstand wächst in ganz Europa jeden Tag an Wichtigkeit, man fühlt das Beben dieser Bewegung allenthalben, und selbst in dem ruhigen, kaltüberlegenden England reizt sie Männer von gesetztem Alter zu enthusiastischen Ausbrüchen und zornigen Glaubensbekenntnissen in den Zeitungen — Bekenntnisse, die für einen Mephistopheles spaßhaft seyn mögen, für alle vernünftigen Leute aber höchst traurig sind. Die Rolle, welche ein einflußreicher Schriftsteller in solch einer Bewegung spielen sollte, ist von großer Bedeutung; Hr. Sue scheint die seinige mit all der Heftigkeit gewählt zu haben, welche ihn bei seinen ersten schriftstellerischen Erzeugnissen „La Vigie“ und „Atar Gull“ schon auszeichnete. Ueberzeugt, daß die Jesuiten unterdrückt werden müssen, hat er alle seine Hülfsvölker gegen sie aufmarschiren lassen, und ist nie mit größerer Macht auf dem Kampfplatz erschienen, als in seinem „Ewigen Juden.“ Seine Schrecken sind von der furchtbarsten Art, seine Andeutungen höchst verlockend, und was die bezaubernden Unwahrscheinlichkeiten betrifft, so hätten Cap. Marryat, Hr. H. Ainsworth und Fr. Trollope mit einander, was Quantität und Qualität anbetrifft, nicht den zehnten Theil aushecken können.

„Was der „„Ewige Jude““ mit der Geschichte zu thun hat, ist nicht recht klar. Ahasverus wird allerdings in Gesellschaft mit Herodias aufgeführt, die Hr. Sue gleichfalls wandern läßt, und beide gnädigst „„abgethan““ auf der letzten Seite, um doch den Schluß der Erzählung in einige Uebereinstimmung mit dem Titel zu bringen; aber die Geschichte von der großen Rennepont-Erbschaft hat eigentlich ihre Dazwischenkunft gar nicht nöthig. Diese Geschichte ist höchst wahrscheinlicher Art. Ein ältlicher französischer Herr von liberalen

*) Eine Gesellschaft in Manchester, welche sich Verbreitung eines bessern Unterrichts und Geschmacks an guter Literatur unter den zahlreichen Gewerbeclassen dieser wichtigen Stadt zum Ziel gesetzt hat; ausgezeichnete Literaten Englands, wie Serjeant Talfourd u. a. nehmen daran Antheil.

Grundsätzen, den die Jesuiten zu Tode hetzen, und der sie darum gebührend haßt, hinterläßt 50,000 Kronen, welche mit Zinsen und Zinseszinsen 150 Jahre lang sich anhäufen sollen, und schärft allen seinen Erben, die dann am Leben seyn sollten, ein, sich am bestimmten Tage nach Paris zu begeben, hier die Erbschaft in Anspruch zu nehmen, und zum Wohle der Menschheit eine antipapistische Gesellschaft zu gründen. Natürlich findet sich als die Zeit näher rückt, daß seine zerstreuten Nachkommen just besonders geeignet sind, eine solche Gesellschaft wirksam und furchtbar zu machen. Sie sind alle, was man so nennen kann, exceptionelle Personen, aus einer oder der andern Ursache frei von allen Weltrücksichten, kurz gerade die Leute, wie man sie anderthalb Jahrhunderte vorher auserlesen, obwohl — so merkwürdig unterstützt das Schicksal die menschlichen Wünsche — in allen Ecken und Enden der Welt erzeugt. Die Jesuiten dürfen also vor der Versammlung einer so mächtigen Schaar wohl bange haben, und um so mehr als die Leute am bestimmten Tag und Ort der Handlung mit der magnetischen Genauigkeit und der geheimnißvollen Besiegung aller Hindernisse eintreffen, welche so gewöhnlich im Gange der menschlichen Angelegenheiten liegt. Der Schlauheit Loyola's steht eine größere Schlauheit, als ihre eigene ist, gegenüber, denn seine Macht ist nur sterblich, während die andere unsterblich ist. Auf der einen Seite sehen wir eine Schaar Engel — heidnische, christliche und philosophische — ausgestattet mit jeder Zaubergewalt und jeder Gabe, die nothwendig ist, um die Schlangenlist der Schuld zu vereiteln; auf der andern Seite ist nur ein alter Mann, eine ci-devant Kokette, ein oder zwei Unthiere in Menschengestalt, und einige jener unbestimmten italienischen Phantome, wie Mistreß Radcliffe sie gerne auf die Bühne bringt, stelzen im Hintergrunde umher.

„Aber die Möglichkeit dieses Knotens auch angenommen, zugegeben daß, um den Kampf zwischen Tugend und Laster zu zeigen, der Inhalt seiner Erzählung zusammenhängend und gut entworfen ist, so gibt doch die Art, wie er sie ausgearbeitet hat, immer noch hinreichenden Grund zum Tadel. Die Maschinerie entspricht dem Plan, wie wir durch einige Beispiele zeigen wollen. Einer der Erben des ungeheuren Renneponttschen Vermögens ist Gabriel, ein Priester, den in früher Jugend die Jesuiten in ihren Netzen gefangen und bewogen haben, in ihren Orden zu treten, dessen Abscheulichkeiten er nicht kennt; auch haben sie ihm eine Entsagung auf all sein Erbe zu ihren Gunsten entlockt. Allmählich aber wird die Tendenz der Politik Loyola's ihm klar; ihn ekelt vor den Lebensregeln und den Beweggründen seines Handelns, welche man ihm mit kalter Ueberlegung zur Nachachtung auferlegt hat; er lernt seine früheren Beschützer als Teufel statt als Engel der Liebe betrachten und trennt sich von ihnen, weil er jetzt das Getriebe, wodurch man ihn verlockt hat, erkennt; er wird bekannt mit dem frommen Zweck, wozu sein Ahnherr das ungeheure Vermögen aufhäufte, er sieht, daß die Vernichtung des Jesuitismus dessen Absicht war. Klar werden ihm die Verbrechen, womit die Emissäre dieser Gesellschaft, die welche ihnen im Wege standen, ermordeten. Aber sein Wort ist gegeben! Er hat gelobt seine ganze Erbschaft seinen ehemaligen Vormündern zu angeblich frommen Zwecken zu übermachen, er muß sein Gelübde halten, auch nachdem er entdeckt hat, daß er Ungeheuern die Hülfsmittel zu jedem denkbaren Verbrechen überliefert. Ja, er muß Wort halten, aber er muß auch die Jesuiten überlisten. Demgemäß sorgt er dafür, daß in dem Augenblicke, wo die Millionen — welche höchst überlegter Weise in sehr leicht zu vernichtenden Papieren bestehen — den Schurken übergeben werden sollen, dieselben durch Feuer vernichtet werden. Wenn Moralität etwas anderes ist, als ein Wortgepränge, was ist diese That als ein Meisterstreich eben dieses Jesuitismus, dessen Sturz Hr. Sue sich vorgenommen hat?

Eine andere Verkehrtheit wird in dem Epilog des Verfassers geradezu angepriesen. Er vertheidigt sich hier gegen die Beschuldigung, als habe er den Armen gegen den Reichen aufgereizt — daran hat er, wie er selbst sagt, nicht im mindesten gedacht. „Wie?“ fährt er fort, „habe ich nicht in eben diesem meinem ewigen Juden Adrienne von Cardoville die schöne, reiche und vornehme Dame dargestellt, wie sie die Mayeux nicht bloß ihre Schwester nennt, sondern auch so behandelt, während sie doch nur ein armes, unglückliches, krankes Arbeitermädchen ist?“ Könnte man ein originelleres Mittel zur Beförderung gegenseitiger Zufriedenheit und Hochachtung erdenken, als ein solches mit allen blendenden Farben ausgemaltes Beispiel? Seine Wahrscheinlichkeit und allgemeine Anwendbarkeit muß beiden Classen einleuchten, den Armen nicht weniger als den Reichen! Gewiß wenn die erstern einen allgemeinen Schluß daraus ziehen sollen, so muß ihr Mißtrauen steigen gegen alle die Adriennes, welche nicht die Armen, die Unglücklichen, die Kranken „wie Schwestern“ behandeln. Es ist sehr gefährlich oder geradezu thöricht, wie man will, Beispiele vorzubringen, die nicht allgemein nachgeahmt werden können.

„Die obigen Beispiele werden wohl hinreichen, um unsere Einwürfe gegen des Verfassers krankhafte Moralität in der Ausführung der Einzelheiten zu rechtfertigen. Was den artistischen Geschmack betrifft, so hat sich Hr. Sue nicht gebessert, seitdem er in den Mysteres beschrieb, wie man einem armen Sünder die Augen ausdrückt, um ihm Zeit zur Reue zu lassen. Die Cholera in Paris bietet ein reiches Feld für denjenigen dar, der Abscheulichkeiten mit solchem Appetit zu sich nimmt und sie so umständlich beschreibt. Wir schaudern fast zurück vor der Erwähnung mancher Zwischenfälle, die in dieß Lieblingsgewebe hinein verflochten sind, wie die qualvolle Ansetzung von Moxas bei dem Erzintriganten Rodin — eine Scene wo man die physischen Leiden aufs umständlichste schildert, nicht bloß um die unbegreifliche Entschlossenheit des gequälten Priesters zu zeigen, sondern um ihrer selbst willen. Die Bewunderer von Sue können sich damit brüsten, daß diese Quellen der Aufregung nicht leicht zu erschöpfen sind; das Spital und die Schlachtbank sind noch übrig. Amputationen und Fälle von Wasserscheu sind noch nicht beschrieben, und der populäre französische Philanthrope würde sich ohne Zweifel

darin auszeichnen. Niemand, der eine so scharfe Nase für das Schlachthaus, so ein empfindsames Ohr für den Kampf des entfliehenden Geistes hat, kommt erst herein, wenn der Tod schon eingetreten ist.

„Wir sind zu Ende, und wollen nicht länger bei einem so unseligen Beispiele verfehlter Kraft verweilen, denn Kraft findet sich hier, wie sie wenigen zu Gebot steht. Wäre diese nicht da, so würden die Unwahrscheinlichkeiten auf jeder Seite selbst den noch so leicht zu befriedigenden Leser hinwegscheuchen. Wenn Hr. Sue, wie das Manchester Athenäum uns glauben machen will, wirklich sich um die menschliche Gesellschaft verdient machen will, warum diese monströsen Berufungen an die Furcht und das Mitlied, warum diese Aufhetzungen des einen gegen den andern, der einen Classe gegen die andere? Die Beantwortung dieser Frage, warum so viel Kraft so mißbraucht wurde, die Auseinandersetzung, auf welche Art solche Zwecke neutralisirt wurden, das würde mehr Zeit erfordern, als wir darauf zu verwenden haben, und würde uns vielleicht zu einer Erforschung der öffentlichen Meinung und der gesellschaftlichen Zustände Frankreichs in den letzten zwanzig Jahren führen. Das liegt außer unserm Ziel, wir würden aber geglaubt haben, eine Pflicht zu vernachläissigen, hätten wir die Hrn. Sue widerfahrene Huldigung hingehen lassen, ohne laut zu erklären, wie roh und unvollständig ihr Götze ist, der, so imposant er auch auf den ersten Anblick erscheinen mag, doch den Gebilden gleicht, deren Leib von Erz und deren Füße von Thon sind."

Der siebente italienische Gelehrten-Congreß und seine wissenschaftliche Bedeutung.

(Fortsetzung.)

Ein nicht geringeres Denkmal des Fleißes unserer Collegen lieferte das Gebiet der Numismatik. Lorbeern erntete der Cav. de S. Quintino, die baldige Herausgabe einer genauen Erläuterung der Münzen Justinians II ankündigend; der bekannte Riccio durch die ganz neue Classification der langen Reihe von Münzen aus Lucera; Hr. G. Vincenzo Fusco, indem er genau entwickelte, wann und wie die Kupfermünze im Königreich Neapel eingeführt worden; ferner Hr. Gandolfi durch eine Generaluntersuchung über den Werth der Münzen vom 10ten bis 17ten Jahrhundert, und zwar auf der ganzen Halbinsel.

Philologie und antike Diplomatie wetteiferten mit den andern archäologischen Zweigen nicht sowohl was die Zahl der Verehrer als was die Wichtigkeit des behandelten Stoffs anbetrifft. Die königlichen Archive Neapels und Calabriens erschlossen ihre außerordentlichen Schätze den versammelten Archäologen Italiens durch die Studien des Hrn. Commendatore Spinelli di Scalea und des Cav. Capialbi. Ihre Mittheilungen gewährten einen richtigen Blick auf die große Bedeutung dieser Archive und erfreuten die Versammlung. Die HH. Lettieri und Del Giudice lasen über ein kufisch-saracenisches Diplom und über ein anderes von Sergius, Herzog von Neapel. Der Hofrath Thiersch machte der Versammlung die erfreuliche Anzeige von der Wiederauffindung des Schlusses der Plinianischen Naturgeschichte zu Bamberg abseiten des berühmten Doctor Jahn, und während der Cav. Quaranta und der Advocat Brofferio neue Schönheiten in den Epopöen der Alten enthüllten, sprach der Abbate Rucca von den Stammwurzeln der griechischen Sprache und Hr. Notarjanni entwickelte eine neue Hypothese über den Ursprung der Stadt Rom.

So wie nun die Archäologen ihre Kräfte vereinigten, um die verschiedenen Zweige ihrer Wissenschaft zu umfassen und zu erläutern, so wetteiferten andererseits die Geographen mit einander auf dem Felde des ihnen gehörigen Wissens. Der Vice-Präsident Cav. de Luca gab summarisch ein anschauliches Bild der Geschichte der Geographie und sprach von dem hohen Standpunkt, auf welchem sich diese Wissenschaft heutzutage befindet. Der Graf Graberg van Hemsö, treu den Bestrebungen, welche er, vom ersten italienischen Congresse her, verfolgte, gab einen Abriß von den Fortschritten der Geographie, von den Entdeckungen im letzten Jahre und berührte die Leistungen aller Nationen*) in möglichster Kürze. Die HH. Professoren Ghibellini und Benedetto Marzolla machten Vorschläge über die Nothwendigkeit, die Gränzen der Geographie und der ihr verwandten Wissenschaften näher zu bestimmen, und über eine zweckmäßigere Art der Namenbezeichnungen auf Karten. Die Theorie der Bildung der Vulcane erhielt neuen Zuwachs durch F. de Luca, diejenige der Terrain-Erhebungen durch den eben Genannten und Prof. Ghibellini bei Gelegenheit der Erwähnung neuer Beobachtungen, welche am baltischen und caspischen Meere und im Ural gemacht wurden. Die beiden Reisenden Osculati und Ombont legten der Beurtheilung der Section mehrere Beobachtungen**) vor, welche der eine im südlichen Amerika, der andere im westlichen Afrika gemacht hatte. Der Prinz von Canino öffnete eine neue Quelle wichtiger Notizen und Discussionen, indem er die Karte der Entdeckungen am Nordpol von dem bekannten Capitän Wilkes vorlegte.

Besonders zeichneten sich die ethnographischen Studien der archäologisch-geographischen Section aus. Der Graf Miniscalchi hielt eine Rede über die Studien und Leistungen der Italiener in den orientalischen Sprachen, welche Studien sie zuerst gründeten und demnächst erweiterten.***) Die ethnographischen und geographischen Aehnlichkeiten zwischen Italien, Griechenland und den nahe gelegenen Küstengegenden wurden von Hrn. N. Corcia, dem zweiten Secretär der Section, die des alten Samniums mit Hetrurien und den rhätischen Alpen — mit besonderer Berücksichtigung der Untersuchungen L. Steubs — von Hrn. Doctor Schnarc entwickelt.

*) Die deutschen Leistungen kamen dabei sehr schlecht oder vielmehr sehr gut weg, insofern ihrer gar nicht gedacht wurde.

**) Auch kamen Mittheilungen aus ihren Reisejournalen vor, wobei zu bemerken, daß die Reisejournalistik in Italien noch nicht so florirt wie in Deutschland.

***) ! ! !

Die geographische Verbreitung der italienischen Dialekte fand in dem Hrn. de Ritis einen fleißigen Bearbeiter.

Die antike Topographie endlich fand in den HH. Capt. Sponzilli und Graf Marulli, welche beide das Schlachtfeld von Cannä zum wissenschaftlichen Tummelplatz wählten, tüchtige Bearbeiter. Hr. L. M. Greco sprach über die wahre Lage der alten Stadt Pandosia; Hr. Doctor Schnars über eine alte samnitische, in vielen cyklopischen Mauerüberresten noch recht gut erkennbare Festungslinie, und über seine Entdeckung des antiken Leichenhofes der Stadt Allife; Prof. Amarelli redete über den Fuciner See und den Emissär des Claudius, und der Ab. Mirabelli nahm die antiken Classiker gegen den Vorwurf geographischer und topographischer Ignoranz in Schutz. Auf die eben geschilderte Weise, aus dem grauen Dunkel der Vergangenheit zu der Gegenwart schreitend, aus der alten in die neue Welt hinüberschiffend, fügten die Mitglieder der archäologisch-geographischen Section neue Kränze des Ruhms zu den alten Ehrenguirlanden Italiens. Ihr Wille war gut und in ihren Leistungen bewährten sie sich als würdige Erben alter hellenischer, etruskischer und lateinischer Civilisation, welche zu ihren Arbeiten den Stoff darbot.

(Schluß folgt.)

Die katholische Mission auf Mangareva in Ostoceanien.

(Schreiben des P. Cyprian Liausu, Vorsteher der Mission. Annalen der Verbreitung des Glaubens. März 1845.)

Im Laufe des letzten Jahres hatte ich die Ehre Ihnen die erfreulichsten Berichte über meine Mission mitzutheilen; dießmal beschränke ich mich darauf, die nämlichen Nachrichten zu wiederholen, da in diesem nun völlig christlichen Lande die Dinge fast durchgängig ihren gewohnten Gang fortgehen. Die Bevölkerung vermehrt sich immer noch auffallend stark, was Sie schon daraus entnehmen können, daß wir dieß Jahr bei nur zweiundzwanzig Todesfällen zweiundfünfzig Geburten zählten. Der fromme Geist lebt noch fort; im Jahre 1841 wurden auf der großen Insel, die nur 1600 Einwohner hat, 6300 Communionen ausgetheilt. Auf der ganzen Inselgruppe kennt man nur noch vier Personen, welche ihre Ostern nicht gemacht haben.

Eure Gnaden wissen, daß wir bei unserer Reise zu diesen Völkern vor allem bezweckten, sie zu Christen zu machen, dann aber auch ihr zeitliches Wohl zu befördern, indem wir sie in den nothwendigsten Handwerken und in den für die Menschheit ersprießlichsten Kenntnissen unterrichten. Vorerst mußten wir darauf denken, die Leute zu nähren, zu kleiden und zu beherbergen, und haben auch wirklich zuerst hiefür gesorgt. Gott hat unser Wirken gesegnet, und wir blieben nicht bei bloßen Versuchen stehen. Auf der einzigen großen Insel befinden sich acht Webereien, welche dieß Jahr 2300 Ellen Tuch lieferten. Die gesammte Baumwolle wurde in dritthalb Monaten gesponnen und in sieben Monaten gewoben. Bei der Vertheilung des Tuches erhielten die einen Weberinnen drei bis fünf, die andern zehn bis eilf Ellen, je nach Verhältniß ihrer gelieferten Arbeit.

Unter die neuerrichteten Gebäude gehört eine fünfundsiebzig Fuß lange, mit einer angebauten Sacristei versehene Kirche zu Taravai; ein Palast für den König mit einer zweiundvierzig Fuß langen Vorderseite und eine andere dreißig Fuß lange Wohnung für uns. In Akamaru beschäftigen sich die Leute mit Herbeischaffung des nöthigen Materials zum Bau einer Kirche, die mit Einschluß der hinter dem Altar anzubringenden Sacristei achtzig Fuß lang werden soll. Wir haben bereits vier Kalköfen und ein fünfter wird jetzt gebaut. Alle unsere Insulaner wollen fortan ihre Häuser aus Stein erbauen, weil sie finden, daß das Holz zu schnell fault und sie daher zu oft ihre schönsten Bäume fällen müssen.

Diesem guten Willen tritt aber gegenwärtig die Nothwendigkeit, für ihre Nahrung zu sorgen, hindernd entgegen. So haben sie alle sumpfigen Plätze ausgetrocknet, um sie mit Taro zu bepflanzen; haben ganze Wälder unnützen Schilfes auf den Gebirgen ausgerottet und dagegen den Platz mit Kartoffeln angebaut. Nach dem schrecklichen Sturm von 1841 säeten sie in den Thälern Kürbisse, durch deren Genuß, bei fast gänzlichem Abgang anderer Lebensmittel, wenigstens ihr Leben gerettet wurde. Furcht vor Hungersnoth in Verbindung mit unsern Mahnungen erweckte ihre Lust zum Ackerbau so sehr, daß sie sogar den schlechtesten mit Farrnkraut bedeckten Boden anbauten. Wir hoffen daher, sie werden in Zukunft diese Landplage nicht mehr zu fürchten haben. Ihre von dem erwähnten Sturme so schrecklich mitgenommenen Brodbäume treiben wieder kräftig und werden in fünf bis sechs Monaten wieder Frucht tragen.

Wir sind hier seit der Ankunft des P. Potentian Guilmard, der ganz krank von Valparaiso her zu uns kam, unser drei Priester. Die Brüder Gilbert und Fabian erfreuen sich der besten Gesundheit und arbeiten immer fleißig an unsern Bauten. Sie alle beauftragen mich Eure Gnaden ihrer tiefsten Ergebenheit zu versichern und zu melden, daß sie mit ihrer Lage sehr zufrieden sind.

Andere Nachrichten, die der Mittheilung an Euer Gnaden würdig werden, sind mir nicht bekannt; daher bleibt mir nur noch übrig Sie zu bitten, die Versicherung innigster Verehrung entgegenzunehmen, womit ich geharre u. s. w.

Cyprian Liausu, apost. Missionär,
Vorsteher der Mission U. lieben Frau zum Frieden.

Miscellen.

Oeffentliche Arbeiten in Aegypten. Das Londoner Athenäum vom 8 Nov. berichtet, daß der Vicekönig von Aegypten endlich der Ungewißheit ein Ende gemacht und Mongels Plan einer Dämmung des Nils seinen Beifall geschenkt habe; das Werk soll im nächsten Frühjahr begonnen werden. Inzwischen ist Mongel vollständig mit andern Arbeiten beschäftigt, die zum Zweck haben, den Mahmudie-Canal in Verbindung mit dem Hafen von Alexandrien zu bringen und in dieser Stadt eine hinreichende Menge Wasser zu vertheilen.

Temperatur zu Nishne Tagilsk. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 27 Oct. wurde ein Schreiben des bekannten reichen Russen Demidoff vorgelesen über die Ergebnisse der thermometrischen Beobachtungen zu Nishne Tagilsk im Laufe des vorigen Jahres. Der mittlere Stand war im Januar — 30° R.; im Februar — 36°,75; im März — 23°; im April — 19°; im Mai — 7°,75; im Junius — 1°,50; im Julius + 3°; im August — 1°50; im September — 10°; im October — 12°50; im November — 28°75; im December — 31°. Also alle Monate, den Julius ausgenommen, Frost.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1845.

Der siebente italienische Gelehrten-Congreß und seine wissenschaftliche Bedeutung.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Der gütigen Mittheilung des rühmlichst bekannten Advocaten, Hr. Antonio Scialoja, des ersten Secretars der Section für Agronomie und Technologie, verdanken wir nachfolgenden, in der Schlußsitzung am 5 October verlesenen Bericht über die Leistungen dieser Section. Er redete ungefähr also:

Die Section, deren Secretär ich zugleich mit den verdienstvollen HH. Cav. P. S. Mancini und G. Devincenzi zu seyn die Ehre hatte, ließ bei allen ihren Versammlungen nicht einen Augenblick aus den Augen, daß der Ackerbau Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung sey. Ihn verfolgten ihre Studien auf Berg und Flur; die den Productionen des Ackerbaues günstigsten Verhaltnisse und Bedingungen wurden gründlich hervorgehoben, das wesentlichste Element zur Befruchtung des Bodens, das Wasser, mit den verschiedenen Systemen der Bewasserung wurde nicht übergangen, es wurde sogar eine besondere Commission zu genauer Prüfung so wichtigen Stoffes ernannt. Unter den künstlichen Hülfsmitteln zur Ernahrung der Felder wurde der Mist Gegenstand näherer Prüfung; mehrjährige Erfahrungen gediegener Landwirthe traten in den Kampf mit verderblichen Vorurtheilen und werden hoffentlich diesen Kampf nicht fruchtlos geführt haben. Wie hätte man aber von der Bearbeitung des Bodens reden können ohne des Pflugs zu gedenken? In einer Versammlung wo Männer sich befanden, deren einer sogar seinen Namen *) einer gewissen, hieher gehörigen Art von Ackergeräthschaft verliehen, mußten natürlich alle Discussionen über diesen wenn gleich uralten, dennoch aber stets wichtigen und interessanten Gegenstand belehrend und nutzenbringend ausfallen. Da aber der Pflug allein nicht hinreichte, den Boden zu bearbeiten, so kamen von mehreren Instrumenten, mittelst welchen die Saat der Erde anvertraut werden könnte, bemerkenswerthe Modelle und genaue Beschreibungen zum Vorschein.

*) Marchese di Sambuy.

Von der Bearbeitung des Bodens wendeten sich dann die Untersuchungen auf die Bäume und Früchte, und da waren es hauptsächlich der Oelbaum und der Maulbeerbaum, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: gewiß mit Recht, denn an sie kettet sich das Maaß des Wohlstandes und des Reichthums für Italien und ganz besonders für das Königreich beider Sicilien. Geburt, Wachsthum, Gedeihen dieser Pflanzen, ihre Pflege und ihre ärztliche Behandlung wurden mit nicht geringerer Sorgfalt besprochen als immerhin Oel und Seide abseiten der Industriellen. Auch an dem Weinstock ging man nicht vorüber. Ein Geistlicher, nachdem er gezeigt, wie die Religion Hand in Hand zu gehen vermag mit der Wissenschaft des Feldbaues und dem Studium der Naturkräfte, trug der Section seine Beobachtungen über die Cultur des Weinstocks im früchtereichen Sicilien vor.

Bevor man die Betrachtungen des Erdreichs aufgab, wurden die indirecten Productionen des Bodens als Gegenstände der Verhandlungen von der Section aufgenommen. Die Wolle der Heerden betreffend, welche diesen Boden bewohnen, so hat die Art und Weise sie zu verbessern, ihre ganze Cultur, wenn ich mich so ausdrücken darf, wichtige und nützliche Fingerzeige bekommen. Mit der Zucht der Heerden steht die Bereitung der Milch und Käsegerichte in engster Verbindung. Diese gleichsam patriarchalische Manufactur zeigte sich der gediegensten Besprechungen und Studien würdig. Auch nicht unberücksichtigt blieb diejenige Manufactur, welche man Manufactur der Insecten nennen könnte, nämlich die des Honigs, des Wachses u. s. w. Der Ackerbau ist eine specielle Form der Industrie, welche alle Künste und Gewerbe umfaßt: viele der letztern gehen mit dem erstern Hand in Hand, der Pflug selbst ist ein Product der concurrirenden Kunst. In Bezug auf Fütterung und Verpflegung des seideerzeugenden Gewürms wurden mehrere geistreiche Vorschläge und Erfindungen von der Section geprüft; eben so waren die Oliven, die Verbesserung der Oelpressen und die Gewinnung reineren und bessern Oels Gegenstand der Untersuchung.

Im 19ten Jahrhundert jedoch redet man nicht von Künsten und Gewerben, ohne der Dampfmaschinen zu erwähnen,

ohne dahin zu streben, dieser wunderbaren Bewegungskraft andere nicht weniger wirksame, umfassendere und leichter zu gewinnende Kräfte an die Seite zu stellen. Mehr als eine hieher gehörige Erfindung oder Arbeit von Bedeutung, besonders die Dampfkessel und die gepreßte Luft angehend, wurde theils verlesen, theils der Prüfung von Commissionen anheimgegeben. Auch an andern Erfindungen fehlte es nicht: Grundbesitzer dachten auf Vermehrung ihrer Einkünfte durch Erfindung neuer Transportmittel, künstlichen Brennmaterials, Oelsurrogate; Küchen für das Militär wurden vorgezeigt, welche auf Karren befestigt, während des Transports ungestört fungirten, Beleuchtungsapparate für Leuchtthürme, um das Licht den Seefahrenden heller und unterscheidbarer darzustellen rc. Was Künste und Gewerbe im allgemeinen betrifft, von der friedlichen, aufbauenden Beschäftigung des Landmanns bis zum zerstörenden Handwerk des Kriegers, so wurde das Bedürfniß einer allgemein verständlichen und scharf bezeichnenden Nomenclatur besonders hervorgehoben: verschiedene Ansichten wurden laut und verursachten lobenswerthe Beschlüsse.

Der Mensch ist Ursprung, hauptsächliches Mittel und Zweck jedweder Industrie: Ackerbau, Künste und Gewerbe sind abstracte Begriffe ohne Ackerbauer und Künstler. Wie aber vermehren wir deren Zahl, wie fördern wir ihren Wohlstand? Durch Unterricht, zweckmäßige Uebung und Beschäftigung in ihrer Kunst. Unsere Section, die hohe Wichtigkeit agronomischen und technologischen Volksunterrichts wohl abwägend, hat die Fingerzeige und Aufklärungen, welche viele ihrer Mitglieder bereitwillig gaben, wohl beherzigt, und wohlunterrichteten Männern den Auftrag ertheilt, den gegenwärtigen Zustand der Agronomie und Technologie in Italien zu prüfen und zu schildern, und wo möglich neue und wirksame Verbesserungsmethoden anzugeben.

Nach diesem lenkte sich die Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die ökonomischen Verhältnisse der Künstler und Handwerker, welche fast durchgängig der ärmern Classe angehören. Die Art und Weise, wie ihnen zu helfen, wie ihre Noth und ihre Leiden zu beschwichtigen, gab Stoff zu manchen wohlgemeinten und verständigen Mittheilungen, welche den Wunsch laut werden ließen, daß einige auserwählte Individuen mit der statistischen und ökonomischen Ausarbeitung dieser so überaus wichtigen Materie beauftragt werden möchten.

Noch andere Bedingungen und Verhältnisse kamen bei der Industrie in Betrachtung: die des Bodens als natürlichen Werkzeugs, die der Capitalien als künstlichen Werkzeugs. Wie nun der Boden dem Ackerbau, wenn er ihm einmal entzogen worden, wiederzugeben, wie und auf welche Weise die Capitalien wieder in Ländereien zurückzuführen, nachdem sie diesen einmal abwendig gemacht waren — das alles lieferte ebenfalls Stoff zu gelehrten Untersuchungen. Dann berührte man die sogenannte Bonification versumpfter und durch Malaria verödeter Districte, die Ackerbaucolonien und den Ackerbaucredit (credito agrario). Obschon diese Motive überaus reichhaltig und die Zeit sehr kurz zugemessen war, so gelang es dennoch die Methode zu besprechen, nach welcher so inhaltschwere Dinge mit Nutzen geprüft und erläutert werden möchten. Auf die drei Dinge: Betriebskräfte, Arbeit durch Menschenhände und Producte, von denen man bei Würdigung der industriellen Verhältnisse ausgegangen, kam man allemal zurück. Durch Maaße und Gewichte ebnet der Handel seine oft viel verschlungenen Wege und Verbindungen; die Regulirung der Maaße und Gewichte macht es nothwendig, die mathematischen und technologischen Wissenschaften zu freundlichem Beistande herbeizurufen. Diese sonst getrennten, aber auf unserm Congreß durch gelehrte Individuen vertretenen Wissenschaften vereinigten sich zu einer Section; man berieth sich lange hin und her und gab endlich die Erklärung einstimmig ab, daß dasjenige System den Vorzug verdiene, welches, wie Gioja sich schon ausdrückte, mit den einfachen zehn Fingern zu begreifen sey. Die Vortheile, welche eine gewissenhafte Mittheilung aller Forschungen und Erfindungen gewährt, ließ es als überaus nützlich erscheinen, Ausstellungen der Productionen italienischen Kunstfleißes und Gesellschaften zur Verbreitung guter und nützlicher Bücher ins Leben zu rufen, und die bereits vorhandenen mit Sorgfalt zu beschützen.

Aus der speculativen Sphäre zur praktischen hinuntersteigend, muß die Section es laut verkünden, daß ihr viele sehr werthvolle Werke um Italien hochverdienter Männer mitgetheilt worden und daß viele Gesellschaften und Corporationen sich gebildet zum Nutzen des Ackerbaues und der verschiedenen industriellen Zweige. Das Beispiel ist allemal die mächtigste Triebfeder für energischen Fortschritt. Mehrfacher Einrichtungen, welche die Sorgfalt und Weisheit der Regierungen ins Leben rief, wurde mit verdientem Lobe gedacht; ganz besonders traf dieses Lob das neapolitanische Istituto d'incoraggiamento, die Ackerbauschulen und die ökonomischen Gesellschaften des Königreichs beider Sicilien, welche dem agronomischen und industriellen Fortschritt unserer Provinzen einen so bedeutenden Schwung gegeben. Einer ihrer Deputirten legte uns genaue und beachtenswerthe statistische Notizen vor; ein anderer gab einen Ueberblick über Vervollkommnung und Verbreitung mehrerer Productionen, hin und wieder sogar ganz neuer; ein dritter zeigte Indigo vor, welchen ein geschickter und unterrichteter Bauer aus Polygonum gewonnen, wobei er zugleich die Idee angab, diesen schwierigen Culturzweig zu glücklichen Resultaten zu führen; ein vierter brachte Proben von feiner, weicher Seide, die schwerlich übertroffen werden könnte und zu der Hoffnung berechtigt, daß dieser Erwerbsquell immer ergiebiger strömen werde in einem Lande, welches unter den ruhmreichen Thaten des siegreichen Roger auch die Einführung der Pflege des Seidenwurm-Cocons und unter diejenigen Ferdinands I von Arragonien die kostbaren Brocatgewebe zählt, welche den damaligen Manufacturen des Königreichs so großes Ansehen verliehen.

Unzählige gelehrte Berichte über den Zustand der Agricultur, der Künste und Gewerbe, so wie über andere Gegenstände, welche während unserer Sitzungen mitgetheilt wurden, geben uns nicht allein die freudigste Hoffnung, sondern auch die sicherste Bürgschaft eines steten Fortschrittes in allem

Guten, Schönen und Nützlichen während der beglückenden Regierung Ferdinands des Zweiten.

So weit Scialoja. Diejenigen, welche tiefer in das reichhaltige Detail der Verhandlungen dieser Section eingehen wollen, müssen wir auf die von der Gesellschaft der Aspiranti Naturalisti gesammelten Atti aller Congresse und auf den Rendiconto aufmerksam machen.

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise in das Königreich Schoa.

Das Land Adel.

Ambabo, ein Küstenpunkt am indischen Meere, wo ich sehr gastfreundlich aufgenommen worden war, verdient kaum den Namen eines Weilers, denn er besteht nur aus fünf bis sechs elenden Hütten. Es ist übrigens wohl möglich, daß dieser Embryo von einem Dorfe sich später noch durch einige Hütten vergrößert, denn vor kurzem wurde die alte, gleichfalls den Namen Ambabo führende Karawanenstation der feste Aufenthalt einiger Familien. Als Stationsplatz ist Ambabo übrigens vortheilhafter gelegen als Tuschurra. Letzteres liegt zwar etwas näher am Eingang in den Golf, und die Barken, welche in diesem Theil des Landes Adel anlegen wollen, haben, wenn sie Tuschurra rechts lassen und in Ambabo vor Anker gehen, drei Meilen weiter; allein dieß ist auch der einzige Vorzug Tuschurra's. Die Umgegend von Ambabo ist, gegen die traurige Landschaft bei Tuschurra betrachtet, entzückend. Man findet hier doch einigen Pflanzenwuchs, wenigstens etwas Grünes; die sich auf eine Meile Entfernung vom Meere hinziehende Bergkette trägt hier auf mehrern ihrer Hügel einige dichte Mimosenwäldchen; die zur Regenzeit von den Bergen herabströmenden Gewässer lassen doch wenigstens einige Pfützen an der Küste zurück, um die sich sodann ein stark bewachsener Rasenboden bildet.

Mein Wirth, Ibrahim Chema, ist der Gründer der künftigen Stadt Ambabo. Wenn die Annalen von Adel je die poetische Verwandlung in die Legende erfahren, so wird man bei den Anfängen dieser Stadt Umstände treffen, ganz ähnlich denen, auf welche wir bei der Gründung der Städte des ursprünglichen Griechenlands stoßen. Ibrahim Chema gehört nicht zu demselben Stamm, zu dem sich die Mehrzahl der Einwohner Tuschurra's zählt, nämlich dem der Adalis, sondern zu dem der Asubas. Noch vor wenigen Jahren kam es zwischen diesen zwei Stämmen zu häufigem Blutvergießen. Bei den Danakile gibt es für vergossenes Blut keine Verzeihung. Ein Mord ist der Anfang einer endlosen Reihe von einzelnen Handlungen der Rache; die Verwandten Ermordeter müssen ihn rächen, und so dehnt sich die Verpflichtung zur Rache von der einzelnen Familie an über den ganzen Stamm aus. Doch kann diese Vendetta auch aufhören, entweder wenn der ursprüngliche Schuldige als Opfer fällt oder wenn eine Sühne bezahlt wird, die mit der bei den alten Germanen bestandenen ganz übereinkommt. Die beiden Familien verständigen sich über den Blutpreis, der, in einem angemessenen Betrag an Leinwand, Vieh oder Geld bestehend, das Verbrechen sühnt und die Rache aufhören macht. Es scheint übrigens, daß sich Ibrahim Chema und die Tuschurris über einen derartigen Vertrag noch nicht haben einigen können, denn Ibrahim verließ Tuschurra mit seinem Sohn und etwa fünfzehn Männern seines Stammes und baute sich zu Ambabo eine Hütte.

Die Briefe des Königs und der Königin von Schoa hatten meinen Verlegenheiten noch kein Ende gemacht; eben so wenig hatte mir der Dienst, welchen ich seinem Sohne erwiesen, das Herz Ibrahim Chema's dauerhaft gewonnen. Dieß wurde mir klar, als ich mit diesem Geizhals von einem Wilden und seinen Landsleuten über den Preis der Kamele, welche ich zum Transport meines Gepäcks nach Schoa nöthig hatte, zu handeln begann. Man kann selbst in Kairo nicht einen koptischen Wucherer finden, dem hinter seinen Ausflüchten und heuchlerischen Vorwänden schwerer beizukommen wäre; es gibt endlich keinen jüdischen Trödler, der die Plackereien, mit denen er eure Ungeduld auf die Probe setzen kann, besser auszubeuten verstände, wie so ein Beduine aus dem Lande Adel, von dem man Kamele miethen will. Auf meiner ersten Reise hatte ich von Tuschurra nach Efat neun Talaris für ein Kamel bezahlt; dießmal bot ich zehn. Ibrahim Chema antwortete mir, die Kamele seyen sehr ermüdet und er wage es deßhalb nicht, sie für den Augenblick den Anstrengungen einer neuen Reise zu unterwerfen. Ich bot nun zwölf Talaris. Hierauf entgegnete Ibrahim: „wir werden niemals alle die Kamele bekommen, welche du für dein Gepäck nöthig hast; jedenfalls brauchen wir geraume Zeit bis wir sie beisammen haben.“ Ich bot wieder mehr. „Beim Grabe des Propheten! erwiederte der Beduine, indem er seinen langen Zahnstocher von einer Wurzel in seinem ungeheuern Munde herumballte, ich versichere dich, daß unsere Kamele im Innern sind; es ist jetzt gerade die Jahreszeit, wo wir sie ausruhen lassen. Sie sind sehr mager und weiden nun zwischen Aussa und Mullu.“ Nun hatte ich selbst aber bei meinen gelegentlichen Jagdausflügen in der Umgegend von Ambabo Beduinen begegnet, die in der Entfernung einer Meile vom Ufer in den kleinen Mimosenwäldchen der nahen Berge Dromedare hüteten. Ich sagte also Ibrahim, daß er mich durch seine Lügen nicht hinters Licht führen könne und forderte ihn auf mir rund heraus seine Forderung zu stellen; „ich werde dann wenigstens wissen, was ich thue, ob ich mit dir ins Reine komme oder aber ob ich auf meine Reise verzichten muß.“ Nach langem Hin- und Herreden verlangte Ibrahim endlich zwanzig Talaris; ich brauchte zweiundvierzig Kamele; dieß machte also eine Summe von 840 Talaris (mehr als 4500 Fr.). Wir kamen dahin überein, daß ich ihm 600 Talaris (3000 Fr.) baar und den Rest bei meiner Ankunft in Schoa zahle.

Während dieser Unterhandlungen und der Vorbereitungen zur Reise benützte Ibrahim Chema seine Anwesenheit in Ambabo noch zur Begehung einer Trauerfeierlichkeit zur Erinnerung an den Tod seiner Tochter. Es ist dieß eine bei den Danakils gebotene Sitte, welcher sich der Beduine herzlich gern entzogen hätte; denn die Hauptsache der Festlichkeit war ein wirklich homerisches Mahl, das er den in Ambabo versammelten Beduinen alle Tage während deren Dauer geben mußte. Dieß kostete Ibrahim jeden Tag einen Ochsen; er wäre nicht unglücklicher gewesen, wenn man ihm sein reinstes Herzblut abgezapft hätte. Ich weiß nicht, ob der Bejammernswerthe seine Tochter eben so sehr bedauerte, wie jenen Theil seiner Heerde, den er ihr als Hekatombe setzte. Ich hatte mich über dieses Ereigniß jedenfalls ungemein zu freuen, denn es bestimmte den alten Geizhals unsere Abreise so viel möglich zu beschleunigen. „Wenn wir noch einige Zeit verweilen, sagte er, so bin ich ein zu Grunde gerichteter Mann, ein gestorbener Mann: alle meine Ochsen werden drauf gehen. Allein Gott ist groß! und ich bin dieß meiner Tochter schuldig.“ Daß ich kein großes Mitleiden mit

dem Schmerze des alten Wucherers hatte, der mich selbst so sehr übernommen hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Todtenfeier brachte überdieß ein solches Leben nach Ambabo, daß ich dadurch die Langweile meines unfreiwilligen Aufenthalts etwas eher aushalten konnte. Von acht Uhr des Morgens an fanden sich die Männer in einer Hütte, die als Moschee diente, zum Gebet ein und murmelten hier bis zehn Uhr Sprüche aus dem Koran. Um zehn Uhr hielt man ein erstes Mahl, ging dann wieder zum Gebet bis drei Uhr und aß dann noch einmal vor Sonnenuntergang. Während die Beduinen ihre abgeschmackten Gebete plapperten, machte ich entweder wissenschaftliche Forschungen oder sah ihren Weibern zu, wie sie den Durrah zwischen zwei Steinen zerrieben, um Brod daraus zu backen, wie sie am Ufer die hölzernen Töpfe scheuerten, welche das einzige Geschirr der Beduinen ausmachen, oder wie sie das Essen in ungeheuern Kesseln zubereiteten. Einen großen Theil meiner Zeit brachte ich auch damit zu, auf Jagdausflügen die Umgegend von Ambabo zu durchstreifen. Von diesen Streifereien brachte ich stets einige Hasen und Haselhühner mit nach Haus, die gerade nicht den schlechtesten Theil der Gerichte bildeten. Auch verfehlte Ibrahim Chema niemals, mir zur Essenszeit meine Portion in einem großen hölzernen Gefäß zu schicken, wo Stücke von gebratenem und gekochtem Fleisch in buntem Gemenge mit Durrahbrod in einer sauern und stark gewürzten Brühe schwammen, bei deren Geruch sich diese wenig verfeinerten Lucullusse lüstern die Lippen leckten.

Unsere Abreise war auf den 15 September festgesetzt. Ich mußte aus meinem Gepäck kleinere Ballen machen und deren Gewicht und Umfang der Stärke der Kamele anpassen. Die Kamele in Adel sind nämlich schwach und von einer weit kleinern Race als in Aegypten. Man läßt sie nie mehr als zwei bis dritthalb Centner tragen und beladet sie auch auf andere Weise als in letzterem Lande. In Aegypten legt man ihnen nämlich auf den Höcker eine Art Kissen, damit die Last sie nicht so drückt. In Adel hingegen vertritt die Stelle des Kissens eine bloße Palmenmatte. Die Art, wie die Waaren an den Seiten des Kamels vertheilt werden, ist übrigens sehr sinnreich und erhält durch seine höchst pittoreske Art ein noch viel seltsameres Aussehen. Zwei je anderthalb Metres lange und armdicke Pfähle, die dergestalt übers Kreuz gelegt und durch Stricke fest zusammengebunden sind, daß sie einen offenen Winkel bilden, dessen Schenkel sich ein wenig über den Scheitel hinaus verlängern, werden auf den beiden Höckern des Dromedars, die man zuvor mit Palmbäusten bedeckt, aufgelegt. An diesen vier Pfählen entlang befestigt man nun mit starken Stricken die Säcke, Kisten und Päcke in der Art, daß die beiden Reihen im Gleichgewicht miteinander sind. Die so befestigte und an dem Höcker gleichsam angehängte Last fällt nun, zwei schweren Flügeln ähnlich, an den Seiten des Thieres herab.

Am 15 Morgens begannen die Beduinen nach und nach abzuziehen. Zum Vereinigungspunkt für die Karawane hatte man Dululle bestimmt, einen drei Meilen südlich von Ambabo gelegenen Punkt, wo sich drei Brunnen mit grünlichem Wasser befinden. Ibrahim Chema, welcher die Karawane organisirt hatte und ihr Anführer seyn sollte, der Ras el Kafilet, wie die Araber sagen, wurde bis zum Abend in Ambabo zurückgehalten. Ich blieb bei ihm. Endlich setzten auch wir uns, gerade mit Sonnenuntergang, in Marsch. Die Einwohner des Dörfchens, welche uns auf einige Entfernung das Geleite gaben, beteten, ehe sie schieden, noch zuvor einmal mit Ibrahim Chema. Der alte Beduine sprach, das Gesicht in der Richtung nach Mekka gewandt, die heiligen Sprüche inmitten seiner mit untergeschlagenen Beinen herumsitzenden Verwandten und Freunde. Nachdem das Gebet beendigt war, erhob er sich und nahm mit aller Gravität eines ächten Muselmannes Abschied von der kleinen Truppe, worauf wir uns nach Dululle auf den Weg machten, wo wir die Nacht zubrachten.

Am folgenden Tag brach die Karawane endlich in der That auf. Indeß waren noch mehrere andere Beduinen hinzugekommen, so daß sich die Stärke derselben jetzt auf sechzig Menschen und hundertundvierzig Kamele belief. Von den letztern waren, außer den meinigen, nur sehr wenige beladen; die andern sollten an den Ufern eines etwa zwölf Meilen entfernten Salzsees Salz aufnehmen, das man nach Schoa bringen wollte. Ich glaube sagen zu dürfen, ohne mich dabei dem Verdacht auszusetzen, als wolle ich durch die Uebertreibung meiner ausgestandenen Strapazen mein Verdienst erhöhen, daß es wenig Reisen gibt, die für Körper und Geist ermüdender, dabei gefährlicher und einförmiger sind, als die in den Wüsten des Landes Adel. Das Land Adel, das man, um vom indischen Meere nach Schoa zu gelangen, auf einer Linie von 130 Meilen Wegs, zu dessen Zurücklegung man einen vollen Monat braucht, durchzieht, ist eine von Nordost gegen Südwest abfallende Berglandschaft, die vulcanischen Ursprungs und über alle Begriffe zerrissen und zerklüftet ist. Niergends auf der Welt gibt es so viele erloschene Krater und solche weit verbreitete Lavamassen. Wenn die Alten diese Gegend gekannt hätten, so würden sie den Schauplatz der Kriege der Titanen gegen die Götter und die feurigen Werkstätten der Cyklopen nicht nach Sicilien verlegt haben. Kein befruchtendes Gewässer benetzt die glühend heißen Klüfte dieses durch unterirdische Feuer zerrissenen und durch die tropische Sonne verbrannten Bodens. Ja man findet hier nicht einmal, mit Ausnahme sehr weniger Beispiele, in der Structur und Gruppirung der Felsenmassen jene bald bizarren, bald majestätischen Formen, die, mögen sie nun schrecklich wild oder erhaben seyn, doch jenen Stempel imponirender Größe oder pittoresker Originalität an sich tragen, welchen Berglandschaften gewöhnlich haben. Hier herrscht überall nur einförmige Mittelmäßigkeit: fast immer Hügel mit wenig steilen Abhängen, langen Rücken, auf denen sich kleine Kegelspitzen erheben, lauter erloschene Mündungen von Vulcanen, denen die ungeheuern und dicken Lavalagen entströmt sind. Denke man sich hiezu noch eine röthliche und düstere Färbung, Folge der geologischen Verhältnisse; stelle man sich ferner die Beleuchtung durch die Strahlen der tropischen Sonne vor, welche die Umrisse so sehr scharf abschneidet, und man wird sich einen Begriff von dieser traurigen Landschaft machen können, die in ihrer beispiellosen Unfruchtbarkeit dem Auge auch nicht einen Gegenstand bietet, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine hermaphroditische Biene. In einer Sitzung der entomologischen Gesellschaft zu London während des Monats October legte ein Hr. Smith eine merkwürdige hermaphroditische Biene von dem Geschlecht Nomada vor. (Athenäum vom 8 Nov.)

Uebertritt zur katholischen Kirche in England. Nach der Church and State Gazette sind jetzt 29 Mitglieder der Universität Oxford, abgesehen von mehrern andern, nicht zur Universität gehörigen Geistlichen, zur römischen Kirche übergetreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1845.

Skizzen aus Brasilien.

3. Die Umgebungen von Rio. — Ausflüge.

Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in unserer ersten Wohnung an der Gloria zogen wir nach Engenho Velho, der Hauptvorstadt nach Westen. Der Weg aus der Altstadt dahin führt erst durch den Campo de Acclamaçao und die Neustadt in die Rua de S. Pedro, wo der gegenüberliegende neue Senatspalast eine sehr schöne Ansicht darbietet, dann auf dem Aterrado oder der Hochstraße nach S. Christovao und der kaiserlichen Residenz Boa Vista (Belle Vue), an den Fuß des Tejuco-Gebirgs. Hier liegt eine ziemlich ausgedehnte, sehr fruchtbare Ebene, noch innerhalb der Stadtgränzen, aber nur mit einzelnen Häusern besetzt, welche den Eindruck von Landsitzen machen, da sie nicht allein von schönen Gärten und Obstbaumpflanzungen umgeben, sondern auch durch breite mit blühenden Mimosen eingefaßte Landwege miteinander verbunden sind. In Bezug auf ländliche Schönheit können gewiß nur wenige Flecke auf der Erde den Vergleich mit diesem Engenho Velho aushalten. Unsere Wohnung, nicht weit von der Stelle wo ehemals die Jesuiten ihre erste Zuckerpflanzung angelegt hatten, gehörte einem nebenan wohnenden Portugiesen, einem fünfzigjährigen Junggesellen, der sich viele Mühe gab seine neun Sklaven in einigermaßen nützlicher Thätigkeit zu erhalten. Er war ein großer Freund vom Lesen, aber nicht vom Bücherkaufen, und daher sehr erfreut wenn man ihm Bücher lieh. Mit besonderem Interesse las er ein mir gehöriges, 1833 in Lissabon gedrucktes Buch über den Aberglauben 2c. und bemerkte dann, in frühern Zeiten würde jeder Satz eines solchen Buches dem Schreiber das Leben gekostet haben, und auch jetzt hätte der Verfasser nicht gewagt sich zu nennen, obgleich er nichts als Wahrheit sage.

Die Ursache, weßhalb ich meine Wohnung nach Engenho Velho verlegte, war hauptsächlich der Umstand, daß fast alle in Rio ansässigen Amerikaner dort lebten, und daher von allen protestantischen Bethäusern weit entfernt waren. Ich hielt nun so lange ich dort verweilte jeden Sonntag Gottesdienst, und übernahm zugleich die Geschäfte des Hrn. Spaulding, als dieser eine Reise in die Orgel-Gebirge unternahm, so daß ich sehr beschäftigt war. Glücklicherweise hatte eben eine Omnibusgesellschaft ihre Wirksamkeit zur Erleichterung der Communication innerhalb der Stadt begonnen und eine regelmäßige Kutschenfahrt etablirt, vom Mittelpunkt der Stadt, der Praça da Constituiçao aus bis Botafogo an der einen und S. Christovao und Engenho Velho an der andern Seite. Die vierspännigen ebenso elegant als bequem eingerichteten Kutschen gewährten mir außer dem Vortheil der raschen und billigen Communication noch die beste Gelegenheit das Wesen der Brasilianer aus den verschiedensten Classen der Gesellschaft näher kennen zu lernen, und wer an die kalte Zurückhaltung und Gleichgültigkeit der Passagiere eines New-Yorker Omnibus gewöhnt ist, der wird gewiß erstaunt seyn über die Höflichkeit und freundliche Aufmerksamkeit, womit sich hier Alle begegnen, die der Zufall zusammenführt. Und darin macht selbst die Farbe keinen Unterschied, indem außer den Sklaven keiner von der Benutzung der brasilianischen Omnibus ausgeschlossen ist, der sich in Kleidung und Benehmen als ein anständiger Mensch zeigt. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß jede achtbare Person sich auch äußerlich anständig darstellt, und aus diesem Grunde muß jeder Mann, der Zulaß ins Museum, in die Bibliothek und in öffentliche Bureaux begehrt, im Frack (Vestido de casaca) erscheinen. In einer kurzen Jacke, welche als die zweckmäßigste Kleidung von fast allen Herren innerhalb ihrer Wohnung getragen wird, darf sich außerhalb derselben niemand blicken lassen, — der schwere Tuchrock ist ein unerläßliches Erforderniß der brasilianischen Etikette, und doch ist die Hitze, zumal in den Monaten December, Januar und Februar, so groß, daß jeder, dessen Verhältnisse es nur irgend gestatten, für diese Zeit ein Unterkommen in den nahen Bergen sucht und mit Freuden allem Luxus, ja aller gewohnten Bequemlichkeit entsagt, um nur in irgend einer abgelegenen Hütte ohne Fenster, ja selbst ohne gedielten Fußboden, die kühlere, frischere Bergluft athmen zu können. Solche Hütten findet man namentlich in den die Vorstadt Engenho Velho umgebenden Höhen des Tejuco. In der dahinführenden Thalschlucht ist eine Mineralquelle von ähnlicher

eisenhaltiger Beschaffenheit, wie die früher erwähnte in dem Thal der Orangenhaine. Sie ward, wie die Inschrift eines darüber errichteten steinernen Gebäudes besagt, im J. 1828 vom ersten Kaiser entdeckt. Weiter hinauf gelangt man zu einem 300 Fuß hohen sehr malerischen Wasserfall; auf der Höhe aber theilt sich der Weg in mehrere Zweige, welche jenseits in die verschiedenartigsten Thalgründe führen, — der eine namentlich in ein seltsam romantisches Klippen-Amphitheater, das einige schöne Kaffeeplantagen umschließt.

Unter den erwähnten Berghütten gibt es auch einige, die von sonst hochgestellten Männern zu bleibendem Aufenthaltsort gewählt wurden, um den Rest ihrer Tage allem Menschentreiben fern als Einsiedler im Gebirg zu verleben. Eine der interessantesten Hütten dieser Art ist die des Grafen de Say, der unter Napoleon eine angesehene Stelle in Frankreich bekleidete und sich jetzt in diese Berge zurückgezogen hat. Wer diese Hütte nicht selbst besucht hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung machen von dem Contrast der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes und seiner Wohnung, wenn er mit der größten Feinheit der Manieren eines Pariser Hofmanns die ihn besuchenden Fremden auf dem aus gestampfter Erde bestehenden Fußboden seiner Hütte empfing, und nachdem sie an dem einzigen Tische von rohem Holz auf Bänken gleicher Art Platz genommen, bei einer Flasche Wein über die Politik der alten und neuen Welt so schön und geistreich zu sprechen wußte, daß ihnen die Stunden wie Minuten verflogen.

Künstlicher sind freilich die seitwärts von Engenho Velho befindlichen Anlagen der kaiserlichen Quinta da Boa Vista mit ihren schön gewölbten Baumgängen, Blumenbeeten, Kaskaden, Springbrunnen und Fischteichen, auf welchen der junge Kaiser manchmal in einer Barke spazieren fährt, und das ungezwungene Wesen in der einfachen Civiltracht kleidet ihn weit besser als die steife Haltung in der Staatsuniform, die er bei feierlichen Gelegenheiten in der Stadt trägt. Der Palast von Boa Vista liegt neben den Anlagen auf einer hohen Plattform und macht troß der auffallenden Ungleichartigkeit der einzelnen zu verschiedenen Zeiten erbauten Theile doch einen imposanten und angenehmen Totaleffect. Aber weit schöner ist die Aussicht, die man oben genießt, über den üppigen Waldwuchs am Fuß des Hügels hin auf Stadt und Hafen.

Ganz in der Nähe des kaiserlichen Gartens steht der Palast, den Don Pedro für seine anerkannte Maitresse, die Marquise von Santos, erbauen ließ; links von diesem auf einem grünen Hügel liegt das große Lazarus-Hospital, und weiterhin erstreckt sich um eine Reihe von Granitklippen ein schmaler, von Booten aller Art belebter Arm der Bay weit ins Land hinein. Von hier aus kann man daher zu Wasser in die Stadt fahren und mit aller Muße alle die schönen und reichen Häuser und Gärten am Ufer betrachten. Die erstern sind zwar meist niedrig und ohne Anspruch auf architektonische Bedeutsamkeit, aber ihre weißen Wände bilden doch immer einen angenehmen Contrast mit dem saftigen Grün ihrer Umgebungen.

Wenn man die Ponta da Saude hinter sich hat, kommt man zu dem allgemeinen Ankerplatz der Kauffahrteischiffe, der für den Freund des Seehandels von besonderm Interesse ist, denn hier sieht er neben den langen, niedrigen Briggs und Schooner, die zwischen den Küsten von Afrika und Brasilien hin und her fahren, die schwerern, langsamern Barkschiffe der Norweger und Hamburger, oder die Briggs und Fregatten anderer Nationen, und von den unzähligen Masten wehen die Flaggen der südamerikanischen Republiken, der Vereinigten Staaten, Portugals, Spaniens, Neapels, Oesterreichs, Sardiniens, Frankreichs, Englands, Hollands, Belgiens, Bremens, Dänemarks und Schwedens. Dazwischen liegt hie und da ein brasilianisches Wachtschiff, um den Schleichhandel zu verhüten, und weiterhin einige massivere Kriegsschiffe, deren eines wie schon erwähnt als Sitz der Marine-Akademie dient. Da alle diese Schiffe weit genug von einander entfernt liegen müssen um sich beim Wechsel der Fluth drehen zu können ohne sich zu berühren, so kann man auch nach Belieben überall zwischen denselben herumfahren; hat man aber das Ende des großen Ankerplatzes erreicht, so befindet man sich dem Kloster von San Bento gegenüber, wendet sich rechts in den Canal zwischen der Insel das Cobras und dem Festlande, und erreicht jenseits des Marine-Arsenals die „rothen Stufen," den gewöhnlichen Landungsplatz in der Nähe der Praya dos Mineiros und der Rua Direita.

Zu den eigenthümlichen Gebräuchen der Brasilianer gehört auch die Jahresfeier eines „Collegio," zu der ich die Ehre hatte eingeladen zu werden und welcher auch der Erzbischof von Bahia und viele Mitglieder der Nationalversammlung beiwohnten. Auch eine Commission der Stadtpolizei war zugegen und zwar mit der speciellen Obliegenheit die Gäste beim Empfang wie beim Abschied zu becomplimentiren. Um zehn Uhr Morgens begaben sich die Mitglieder des Collegio in geordnetem Zuge in die geschmückte Festhalle. Nachdem alle Anwesenden die für sie bestimmten Plätze eingenommen hatten, erhob sich der Director und las fünf Verse aus dem achtzehnten Capitel Matthäi. Dann gab er die Bibel dem Monitor und die Versammlung ward aufgefordert niederzuknieen, während dieser im I. Buch der Könige VIII, 23 bis 54, das Gebet Salomonis las. Als alle sich wieder gesetzt hatten, wurden die Professoren des Collegio aufgefordert, der Reihe nach einen Bericht über die Wichtigkeit und den Erfolg ihrer besondern Lehrfächer abzustatten, wobei jeder sich bemühte sein Lieblingsthema mit rhetorischem Aufwand zu preisen und zu erheben. Doch waren die vorgeschriebenen Aeußerlichkeiten der Wirkung ihrer Rednergabe nicht günstig, indem sie ruhig auf ihren Sitzen blieben und die Berichte aus den vor ihnen liegenden Manuscripten ablesen mußten; nur einer der Studenten, welchem die Ehre zu Theil ward die Abschiedsrede zu halten, durfte dabei stehen. Nach Beendigung des Vortrags ward jedem Mitglied der Facultät von sieben dazu erwählten Zöglingen ein Kranz von Rosen und Myrthen überreicht und zum Schluß wurden noch unter die Zöglinge und Gäste religiöse Tractätchen vertheilt. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt zu erfahren, welchen Eindruck das Bibellesen und das Vertheilen der von den protestantischen Missionären geliefer-

ten Tractätchen auf den anwesenden Erzbischof gemacht hat. — Merkwürdig und von sehr verschiedenem Charakter sind auch die Feierlichkeiten bei den Leichenbegängnissen, obgleich wie bei allen religiösen Ceremonien so auch hier die Prachtliebe der vorherrschend charakteristische Zug ist. Das Seltsame ist aber, daß die Begräbnisse kleiner Kinder wie Freudenfeste betrachtet werden und wahren Triumphzügen gleichen. Weiße, reichgeschmückte Pferde, mit weißen Federbüschen auf den Köpfen, ziehen eine offene Kutsche, worin in seinem kostbarsten Gewande, doch ohne Kopfbedeckung, der Priester sitzt und auf seinem Schooß auf einer kleinen offenen Bahre die mit Bändern und Rosen gezierten irdischen Reste des verstorbenen Kindes hält. Auch die Kerzenträger sind in weiße, oder mit Silbertressen verzierte Gewänder gekleidet. Bei Erwachsenen ist im Gegentheil alles düster; das Begräbniß selbst findet gewöhnlich in der Nacht statt; Abends vorher wird im Hause des Verstorbenen ein Traueraltar aufgeschlagen, und alles, sogar die Thür des Hauses, wird schwarz verhängt. So sieht man auch beim Leichenzug nichts als schwarzes Tuch oder Flor, womit Wagen, Pferde, Kutscher und Fackelträger bekleidet sind; ja selbst die Fackeln sind schwarz. Vor der Kirche wird der Sarg vom Wagen gehoben und drinnen auf ein hohes mit schwarzem Tuch bedecktes und mit brennenden Kerzen umstelltes Gerüst gestellt, das man Mausoleum nennt. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird dann die Leiche aus dem Sarge herausgenommen und unter einer der flachen Marmortafeln, womit der Boden der Kirche bedeckt ist, begraben, oder in eine der gewölbten Nischen (Catacomben) in der äußern Kirchenwand eingemauert. Der Sarg ist Eigenthum der Kirche oder einer Brüderschaft und wird nur für die Leichenfeier gemiethet; die Leiche dagegen wird zur Beschleunigung der Verwesung mit ungelöschtem Kalk bedeckt, und etwa nach Verlauf eines Jahres werden die Knochen aus der Gruft herausgenommen, gereinigt und dann von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen in eine Kiste eingeschlossen. Diese Kisten bleiben gewöhnlich in der Kirche und die Angehörigen bewahren nur den Schlüssel dazu; zuweilen aber nehmen sie auch die Schachtel mit nach Hause, und man zeigte mir einen Herrn, der die Gebeine seiner verstorbenen Gattin bei sich im Schlafzimmer aufbewahrte. Diese Knochenkisten sind von verschiedener Größe und Gestalt, doch selten einem Sarge ähnlich; sie gleichen vielmehr oft einem Toilettkasten und sind manchmal mit Sammet überzogen und prächtig mit Gold- und Silberstickereien verziert. Mit den Negersklaven macht man freilich weniger Umstände; wenn ein christliches Wesen dieser Art gestorben ist, wird die Leiche in eine Hängematte gelegt und an einer langen Stange von zwei Negern zum Begräbnißplatz der Misericordia gebracht. Dieser bestand bis unlängst aus einem ganz kleinen, ummauerten Raum, der so wenig Grabstätten umfaßte, daß jedes Jahr die zuerst Gebrachten wieder ausgegraben werden mußten. Jetzt hat man aus Besorgniß vor bösem Einfluß der verpesteten Luft diesem Unwesen ein Ende gemacht und nördlich von San Christovao ein geräumiges Feld gekauft, wohin die Leichen dieser Unglücklichen zu Wasser gebracht und dann in Ruhe gelassen werden.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Neger ihren früher gewohnten heidnischen Begräbnißfeierlichkeiten treu bleiben, wenn es ihnen gestattet wird, und das ist namentlich der Fall auf den Ländereien des Kaisers, wo eine große Zahl von Sklaven vereinigt ist.

Eines Sonntags, bald nach meinem Umzuge in die Vorstadt, hörte ich ein lautes, anhaltendes Geschrei, und sah gleich darauf aus meinem Fenster einen Neger, der die Leiche eines Kindes in einem hölzernen Troge auf dem Kopf trug. Die Leiche war mit weißem Zeug bedeckt und mit Blumen geschmückt; ihm folgten in unordentlichem Gedräng gegen 20 Negerinnen und eine Anzahl von Kindern, meist mit rothen, gelben und weißen fliegenden Zeugstreifen geschmückt und alle ein afrikanisches Lied singend. In kurzen Zwischenräumen blieb der Neger mit seiner Leiche stehen und drehte sich wie ein Tänzer auf den Zehen herum. Unter den vordersten Frauen war die Mutter des verstorbenen Kindes an ihren leidenschaftlichen Gesticulationen kenntlich, die aber eben so wohl für einen Ausdruck der Freude als des Schmerzes gelten konnten. So zogen sie bis zum Kirchhofe, wo die Leiche dem Vicar und dem Todtengräber übergeben ward, worauf die Procession wild singend und tanzend zurückkehrte. Ich habe später noch oft solche Begräbnißzüge gesehen, aber nur in Engenho Velho, in der Nähe des kaiserlichen Landsitzes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster der Verklärung auf dem Berg Sinai.

(Aus dem Briefe eines katholischen Missionärs. Annalen der Verbreitung des Glaubens. Januar 1845.)

Als ich vor das Kloster gelangte, zu welchem man bekanntlich aus Furcht vor den Arabern nur einen einzigen neben dem Garten gelegenen unterirdischen Gang offen ließ, wurde ich mit einer Maschine vierzig Fuß hoch hinaufgezogen und durch das Fenster, das den Haupteingang ins Kloster bildet, eingelassen. Die Mönche, obwohl schismatische Griechen, empfingen mich sehr freundlich; es waren ihrer damals zweiundzwanzig, meistens aus der Walachei stammend, unter ihnen aber nur vier Priester.

Das Innere des Klosters ist unregelmäßig gebaut, die Kirche aber läßt sich wahrhaft den großen, der h. Helena und Constantin zugeschriebenen Kirchen vergleichen. An der Spitze des Klosters steht ein Erzbischof mit dem Titel vom Berg Sinai, wohnt aber, wie auch der wirkliche Vorsteher, meistens in Konstantinopel.

Dieß Kloster erhielt einst von Mohammed einen Ferman, um es vor der Wuth seiner ruchlosen Anhänger, die den vorgeblichen Propheten oft noch an Fanatismus übertreffen, zu beschützen. Und wirklich wäre trotz dieses mächtigen Schutzes dieß Kloster schon lange zerstört, hätten nicht die Mönche innerhalb demselben den Bau einer kleinen Moschee, die man jetzt noch sieht, zugegeben.*)

---

*) Das Kloster der Verklärung ist gewissermaßen ein kleines Dorf, von hohen, aus ungeheuern Granitblöcken bestehenden Mauern umgeben. Die Umfassungsmauer bildet ein Viereck, das auf jeder Seite achtzig und

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise ins Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Wenn man Dalulle verläßt, hat man noch einige Zeit den Golf zur Seite; sobald man aber das Meer verläßt, verwickelt man sich in einen Engpaß, der sich zwischen zwei senkrecht wie Mauern sich erhebenden Wänden öffnet. Beim Ausgang, den man auf einem nicht sehr steilen Wege erreicht, verengt sich der gangbare Pfad und zieht sich im Zickzack zwischen Felsen hin. Einige Mimosen hängen hier mit ihren magern Aesten über den Weg herein und werden von den Kamelen während des Vorüberziehens mit leckerer Gefräßigkeit entblättert. Hat man eine kleine Bergfläche überschritten, so betritt man einen steilern und noch beschwerlichern Engpaß; Basalt- und Granitblöcke verwunden hier jeden Augenblick die Füße der Kamele und entreißen ihnen ein dumpfes Gebrüll. Bald konnten unsere Thiere nur noch einzeln hintereinander gehen: der Pfad wurde so steil und die Kamele kletterten mit so viel Mühe an diesem Felsen hinauf, daß ich fürchtete, dasjenige, hinter welchem ich mich befand, jeden Augenblick den Abhang hinunterstürzen zu sehen. Ich begab mich deßhalb an die Spitze, und in der That verloren wir hier auch ein Kamel, welches das Bein brach. Der Unstern wollte, daß es gerade dasjenige seyn mußte, auf welchem sich mein Daguerréotyp befand. Die Danakilen wußten sich indeß bald über diesen Verlust zu trösten, indem sie das gefallene Thier zerlegten und dann verzehrten, allein ich bedauerte noch lange mein zerbrochenes Daguerréotyp.

Ohne weitere Unfälle erreichten wir den Salzsee, von den Danakilen Mel el Assal genannt, der ihren größten Naturreichthum ausmacht. Dieser See, ein außerordentliches geologisches Phänomen, stellt eine der aller trostlosesten Landschaften dar, welche man im Lande Adel trifft. Von dem Ursprung der Gießbäche aus, welche sich in ihn ergießen, sieht man sein todtes Gewässer sich in einem runden, mehrere Meilen im Durchmesser haltenden Becken ausdehnen, um das eine ununterbrochene Kette vulcanischer Berge eine traurige Randeinfassung bildet. An den Wänden dieses Kessels nun setzt die das Wasser schon seit Jahrhunderten auspumpende Sonnenhitze die natürliche Salzkrystallisation ab. Dieses Mineral faßt die grünliche Oberfläche des Sees mit einer weißen, einen Kilometre breiten Kruste ein, die fest genug ist, um die Kamele einer Karawane tragen zu können. An dem Rande dieses zweiten Ufers schwimmen große zwölfeckige Salzstücke, welche die krystallisirte Kruste breiter machen und sich zuletzt ganz mit ihr verbinden. Ein weißlicher, fünfzig Fuß hoher Streifen, der die den See einfassenden Berge bedeckt, zeigt sonder Zweifel den ursprünglichen Wasserspiegel an und gibt einen Maaßstab für die Ausdünstung und Krystallisation des Wassers. Am hellen Tage, unter einem glühenden Himmel, ist der Anblick dieses eigentlich todten, regungslos daliegenden Meeres, das sich langsam verdichtet und allmählich fest wird, ein wahrhaft schauerlicher, und nicht wohl wird man ein zweites Gewässer treffen, das wie dieses von allen Schiffen verlassen, durch eine vulcanische Revolution gleichsam gefangen genommen, sich ungestraft den schleppenden Hufschlag des Dromedars gefallen läßt.

Ich habe mit Hülfe des Barometers untersucht, um wie viel tiefer der Spiegel des Sees gegen den des Meeres liegt. Der Unterschied beträgt 217 Metres, 700 Millimetres. Es ist übrigens durchaus nicht wahrscheinlich, daß eine so beträchtlich tiefere Lage das alleinige Resultat der Ausdünstung sey. Der See ist augenscheinlich nur der Hintergrund eines frühern Golfs, der von dem Meer getrennt wurde und in der Folge durch die Erhebung der Bergmassen, die sich jetzt zwischen seinen Ufern und denen des Meeres aufthürmen, seine jetzige Gestalt erhielt. Man braucht nur den Berggrat zu untersuchen, welcher den Zwischenraum zwischen dem See und Meere ausfüllt, um sich von der Wirklichkeit dieser stattgefundenen Erhebung zu überzeugen. Ein alter Vulcan durchschneidet diesen Raum von Norden nach Süden, und zwei Krater haben auf ihren beiden Abhängen eine ungleiche und verschiedene Lava verbreitet, wovon eine gegen das Meer zu geht und die andere sich im See endigt. Die Erschütterung jedoch, welche das Erheben dieses Vulcans und der Berge, welche ihn wie ungeheure versteinerte Wogen umgeben, veranlaßte, konnte das Bett des Golfs, aus dem es einen See machte, tiefer legen. Und so läßt sich auch die so auffallend tiefere Lage dieses Gewässers im Vergleich zum Meeresspiegel mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erklären.

Die Beduinen unserer Karawane brauchten zwei Tage dazu, um ihre Kamele mit Salz zu beladen, und fünf oder sechs Meilen weit zogen wir ziemlich nahe am See hin. Wir waren so am äußersten südlichen Ende des Sees angelangt, als wir in ein Thal kamen, wo sich drei kleine Krater öffneten, die durch vier Abhänge von einander getrennt sind, deren obere Schichten aus zelliger Lava bestehen. Diese Abhänge neigen sich von Ost nach West und ziehen sich bis zum See unter Winkeln von 18°, 16°, 13° und 12° hin. An allen diesen Orten fand ich werthvolle Exemplare zu der geologischen Sammlung, die ich auf meiner ersten Reise gemacht.

Unsere erste Station, nachdem wir dieses Thal verlassen, war nahe bei der Quelle des salzigen Gewässers von Gongonta, und unweit des Eingangs in einem zwischen zwei Bergen eingezwängten Paß, wo ein glasartiger, bräunlicher Trachyt, der Schieferdiorit und ein löcheriger und zerspaltener Granitgneis in schrägen Schichten aufeinander lagern. Die Nähe von Gongonta ward uns durch eine zwei bis drei Metres hohe Schieferfläche angezeigt, welche die Straße senkrecht durchschneidet und von weitem für eine von Menschenhänden errichtete Mauer gehalten werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Hagelsturm im November. Die englischen Blätter berichten von einem am 8 Nov. zu Falmouth eingetretenen Hagelsturm, dessen Körner größer waren als man sie sich je an diesem Orte erinnert.

---

einige Klafter lang ist; das Innere ist nur ein Haufen unregelmäßiger, nach verschiedenen Planen auf einem sehr ungleichen Boden errichteter Gebäude. Mit Ausnahme der Kirche ist hier alles ärmlich, aber überall herrscht die größte Reinlichkeit.

Was der Reisende, der aus der Wüste kommt, hier am ersten und mit dem größten Vergnügen bemerkt, ist der Ueberfluß an Wasser, welches daselbst niemals ausgeht. Außer den Quellen, die für die verschiedenen Bedürfnisse hinreichen, gibt es hier noch einen berühmten Brunnen, welcher angeblich aus der Zeit der Patriarchen herrührt.

Das eigentliche Kloster ward im Jahre 527 durch den Kaiser Justinian erbaut. Man sieht daselbst noch das Gebäude, welches den Katholiken zur Kirche diente, und woraus sie vor hundertundvierzig Jahren durch die schismatischen Griechen, die gegenwärtig im Besitz desselben sind, vertrieben wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1845.

Cleveland am Erie-See. *)

Viele Tausende waren schon öfter in Cleveland und haben die Stadt selbst noch nicht gesehen, und aus den Häusern, Schenk- und Lebensmittel-Buden und Waaren-Niederlagen, die am Canale, welcher den Erie-See mit dem Ohio-Flusse verbindet, aufgerichtet sind, den unrichtigen Schluß gemacht, es wäre nichts Besonderes oder Außergewöhnliches an dem Orte, sondern er sehe so aus, wie die meisten andern nordamerikanischen kleinern Städte, die, wie ich selbst gestehen und mich mit einem gewöhnlichen Sprüchworte ausdrücken muß, alle „über einen Leisten geschlagen sind.“ Mit Cleveland ist es aber etwas anderes. Die Stadt ist auf einer schönen Ebene angelegt, die sich bedeutend hoch über die Werfte erhebt, an welcher die Dampfschiffe des Sees und die Boote des Canals mit ihren See- und Kaufleuten, den Ein- und Auswanderern ihr Lärmgeschäft vollbringen. Die Hauptstraßen laufen, nach Art aller neuern Städte an den Seen und Flüssen in Amerika, in einer parallelen Richtung mit jenem Theil des Erie-Sees, welcher die nordwestliche hohe Ufergegend von Cleveland bespült, und diese Straßen werden wieder von anderen wagerecht durchkreuzt. Das auf einer kleinen Landerhebung erbaute Stadthaus hat vor sich, und dann, über eine Straße hinüber, in seiner Nähe, große öffentliche Rasenplätze, die eingezäunt und mit vielen jungen Bäumen besetzt in kurzem eine prächtige Zierde der Stadt seyn werden. Elende, schmutzige Bretterhütten, wie sie in anderen, selbst Hauptstädten die glänzenden hohen Backsteinhäuser mit ihren niedlichen Fenstergärtchen gleichsam verspotten und verekeln wollen, sieht man hier äußerst wenig, wodurch natürlich Cleveland an Reinlichkeit und Nettigkeit sehr viel gewinnt.

Aber der schönste Schmuck für Cleveland ist der Erie-See. Sie mögen auf welcher Straßenkreuzung immer stehen, so bekommen Sie den „Lehk“ (lake) zu Gesicht; gehen Sie aber in einer Straße, die auf den See hinausweiset, dem Gewässer zu, so erhalten Sie eine sehr schöne Ansicht von demselben, sobald Sie sich frei auf dem hohen Gestade unmittelbar vor der Wasserfläche befinden. Denken Sie sich eine Landspitze westlich in der Ferne hinweg, und Sie haben eine mehr ausgebreitete und ich möchte sagen liebreizendere Seepartie vor sich, als selbst auf dem hohen Meere, wenn Sie bloß vom Verdecke und nicht vom Mastkorbe aus den Ocean beschauen. Das Großartige und Erhabene des Erie-Sees, wie aller anderen Seen, läßt sich nicht gut beschreiben. Seine Schönheit erregt Verwunderung, sein großer Umfang Staunen, sein einmal unruhig gewordenes Wesen Furcht und Schrecken. So spiegelglatt der See manchmal aussieht, als wenn er nie in Bewegung zu bringen wäre, so aufgeregt erscheint er wiederum im bewegten Zustande, als wenn seine Wogen nie mehr zur Ruhe gelangen könnten. Der bloße Anblick dieser erstaunlichen Wassermasse des Erie-Sees rief vielen Einwanderern, die ihre Reise gemäß ihrem Wanderziele über den See machen sollten, alle überstandenen Leiden der Meeresfahrt so fürchterlich ins Gedächtniß zurück, daß sie ihren Plan wieder änderten und nicht nach dem Westen zogen, sondern im Osten blieben und sich da niederließen.

Auf einem Hügel, Cleveland gegenüber, ist ein anderes Städtchen, Brookline, welches mit Cleveland nur eine Ortschaft auszumachen scheint, wenn man es auf dem Erie-See in einiger Entfernung erblickt. Die harten Zeiten, die seit den vielen großen Bankerotten im J. 1836 über ganz Amerika hereingebrochen und bis jetzt noch nicht vergessen sind, verursachten es, daß Cleveland mit seiner Hügel-Nachbarin noch nicht zu einer solchen Größe, Ausdehnung, Bevölkerung und einem solchen Reichthume gekommen ist, wie es ihm vermöge seiner Lage, seines guten Hafens, seiner zeitigen Frühlings-Schifffahrt, wegen seines reinen Trinkwassers und der gesunden Seeluft von Einheimischen und Fremden vorausgesagt war.

In der Kirche, welche in der Vertiefung zwischen beiden Orten (Cleveland und Brookline) steht, und unter Anrufung „Unserer lieben Frau vom See“ geweiht wurde, war ich der erste, welcher in der deutschen Sprache predigte. Sie gehört gemeinschaftlich den deutschen und englisch-sprechenden Katholiken an. Cleveland ist nach Cincinnati der bedeutendste Han-

*) Aus den „Skizzen aus Nordamerika“ von einem katholischen Missionär.

delsplatz im Staate Ohio und muß in der Folge außerordentlich blühend werden. Die dortigen Deutschen bilden eine emsige, ehrbare Körperschaft.

Skizzen aus Brasilien.

3. Die Umgebungen von Rio. — Ausflüge.

(Fortsetzung.)

Um Weihnachten unternahm ich mit Hrn. Spaulding zusammen eine kleine Missionsfahrt zu den Dörfern am nördlichen Ufer der großen Bay. Mit einem angemessenen Vorrath von Bibeln, Tractätchen und Lebensmitteln begaben wir uns an die Praya dos Mineiros, um uns einzuschiffen. Es ist merkwürdig, mit welchem Ungestüm man bei solchen Gelegenheiten von den vielen dort versammelten Bootführern umdrängt wird, deren jeder sein Fahrzeug als das beste preist. Diese Leute sind aber in der Regel nicht die Eigner, sondern die Pächter der Boote, d. h. sie müssen dem Eigner für die Benutzung derselben eine bestimmte Summe täglich zahlen, und was sie darüber verdienen gehört ihnen. Wir wählten ein gut aussehendes Fahrzeug mit Rudern und Segeln und zwei rüstigen, farbigen Bootsleuten, die nach ihrer Versicherung mit den obern Uferbuchten wohl bekannt waren. Um 1 Uhr segelten wir mit frischem, günstigem Seewind von Rio ab, waren um halb 4 Uhr bei der Insel Pagueta und eine Stunde später der Mündung des Macacu-Flusses gegenüber, wo wir bald darauf bei einer von fern gar reizenden, in der Nähe aber recht elenden, schmutzigen Kneipe ausstiegen und den Bootsleuten Zeit ließen, sich zu einer Fahrt stromaufwärts zu bereiten.

Um 5 Uhr fuhren wir weiter, und als wir bald darauf ein paar elende Lehmhütten am Ufer gewahrten, mußten unsere furchtsamen Schiffer schlimme Dinge zu erzählen von den dort hausenden Räubern, welche die Gegend so unsicher machten, daß man es, zumal Nachts, nicht wagen dürfe, ohne Feuergewehr den Fluß hinaufzufahren. Dieser ist beinahe eine halbe (engl.) Meile breit, die Strömung ist ziemlich stark, das Wasser trübe, das Ufer an beiden Seiten niedrig, flach und reich bewachsen mit hohem Grase, prächtig blühenden Stauden und Büschen und einzelnen kleinen Bäumen. Mit Einbruch der Nacht erreichten wir den Landungsplatz von Villa Nova de S. Joze, es waren aber nur zwei Häuser in der Nähe; das eine war eine Venda von ähnlicher Art wie die oben erwähnte Kneipe, in dem andern wohnte ein Spanier, der vor kurzem erst in das Land gekommen war. Dieser kam uns gleich höflich entgegen und lud uns ein, bei ihm einzukehren, mit dem Bemerken, wir würden sonst kein Unterkommen finden.

Wir traten dankbar in sein Haus, fanden aber nur ein uns einzuräumendes Schlafgemach ohne Thür. Ich beschloß daher mich weiter im Dorf umzusehen, während Hr. Spaulding bei unserm Gepäck im Boot blieb. Ein von hübschen Bäumen eingefaßter Weg durch flaches Marschland führte mich zu 14 kleinen Häusern, in deren einem mehrere Neger beiderlei Geschlechts in wildem Tanz begriffen waren. Weiterhin auf einer kleinen Anhöhe lag eine Kirche, und dahinter wieder etwa 20 kleine Häuser; es war heller Mondschein, die meisten Bewohner saßen vor ihren Thüren oder gingen umher; aber der Spanier hatte Recht, ich fand kein Quartier.

Ans Ufer zurückgekehrt, schlug ich meinem Gefährten vor, in der hellen Nacht die Reise fortzusetzen, was diesem genehm war. Kurz vor Mitternacht ließen wir das Boot im Strom vor Anker legen und ein Segeldach ausspannen, um uns vor dem Nachtthau zu schützen. Bald war ich der einzige der nicht schlief, ich horchte dem Gesang der Nachtvögel, dem Schwirren unzähliger Insecten, den seltsamern Tönen verschiedener Amphibien, vielleicht auch einiger Alligatoren, und schaute ringsum so lange der Mond am Himmel stand; dann dachte auch ich zu ruhen, aber nahe Ruderschläge schreckten uns auf und machten uns wirklich ein wenig besorgt, bis wir sahen, daß ein Kahn an der andern Seite des Flusses ruhig zu Thal fuhr. Noch vor Tagesanbruch hörten wir Hahnengeschrei und Hundegebell, und gewahrten, daß wir gerade vor einer Ansiedlung mit mehrern großen Gebäuden und einer Capelle vor Anker lagen. Wir aber setzten sogleich unsere Reise fort, und bald wurden die Ufer höher und fester, der Baumwuchs mächtiger, der Strom selbst reißender, aber von menschlicher Cultur kaum eine Spur. Wir fuhren an der Mündung des Seitenflusses von Porto das Caixas vorüber und kamen endlich nach Mittag an das Ende eines Dickichts, wo wir plötzlich die Orgel-Berge vor uns liegen sahen und dann und wann auch die Thürme von Macacu, dem Ziel unserer Fahrt, das wir um 2 Uhr erreichten.

Am Landungsplatz, neben einer Brücke über den Strom, waren mehrere Menschen versammelt, worunter zwei junge Leute von intelligentem Ansehen, die sogleich um Erlaubniß baten, in unserm Boot den Fluß hinabzufahren, wenn wir heimkehren würden. Wir willigten gern ein, machten schnell Bekanntschaft mit den neuen Reisegefährten, und erfuhren von ihnen, daß wir am Vorabend eines großen, religiösen Festes eingetroffen waren. Nicht lange vor uns waren deßhalb auch acht Mönche aus der Hauptstadt angelangt, um die Ceremonien anzuordnen. Darauf führte man uns zunächst zum Kloster von S. Antonio, einem imposanten aber rohen und schlecht erhaltenen Gebäude. In der Capelle waren die Mönche eben beschäftigt die Wände und Pfeiler zu reinigen, um die aus der Hauptstadt mitgebrachten Teppiche und sonstigen Verzierungen aufzuhängen. Die Capelle war selbst an Bildern sehr arm, und die meisten Schlafzellen des Klosters waren leer; die Bibliothek bestand aus einer Nische mit ein paar wurmstichigen Büchern und einigen Bündeln vergilbter Manuscripte; ja die ausgedehnten Ländereien, welche dem Kloster bei der Begründung (1648) eingeräumt wurden, unter der Bedingung eine Primar- und eine lateinische Schule zu unterhalten, trugen nicht das geringste Zeichen der Bearbeitung, obgleich der Pater Guardian, der einzige Vertreter des Ordens, 8 bis 10 Sklaven hielt. Ganz dem entsprechend fanden wir die allgemeine Stille des Orts, kaum an den Fenstern,

geschweige denn auf den Straßen war ein menschliches Wesen zu erblicken; die ganze Bevölkerung zählte auch nur 300 Köpfe und von einer Schule war, trotz den erwähnten Klosterbedingungen nichts zu sehen, so daß mit Ausnahme weniger Kinder, die ein Privatmann gratis unterrichtete, die jüngste Generation nicht lesen konnte. Die ältern Leute nahmen indeß einige Tractätchen, die wir unter sie vertheilten, mit Dank an. Der Notarius Publicus, dessen Bekanntschaft wir machten, führte uns in sein kleines, nett eingerichtetes Haus und bewirthete uns mit Kaffee. Er entschuldigte sich dabei wegen seines leichten Costüms, das freilich nur aus zwei Stücken bestand, Hemd und Hosen von Leinen, doch in Betreff seines Söhnchens, das ganz nackend umher lief, machte er keine Entschuldigung. Er war in der Gegend geboren und jetzt 45 Jahre alt, hatte aber nie von einer öffentlichen Schule gehört, und meinte von 30 Menschen des Bezirks könnte höchstens Einer lesen; dagegen lernten sie desto besser Rum trinken, und die Frauen bäten oft um Schutz gegen ihre betrunkenen Männer. Wir schenkten ihm eine Bibel in seiner Landessprache, worüber er sehr erfreut war, auch bat er uns dringend die Nacht bei ihm zu bleiben, was wir indeß ablehnten, um vor Abend noch einen andern Ort zu besuchen. Auf dem Wege zum Ufer trafen wir einen deutschen Handwerker, den einzigen fremden Ansiedler der Gegend, der schon 14 Jahre dort lebte; als er vernahm daß wir Geistliche wären, bat er uns inständig in seinem Hause zu predigen, wir entschuldigten uns indeß mit dem Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit der Landessprache, und schifften uns wieder ein. Die oben erwähnten beiden jungen Leute ließen nicht auf sich warten; sie waren Brüder, in Portugal geboren, aber schon lange in Brasilien und jetzt in Iguassu ansässig, wo der ältere, ein aufgeweckter und durchaus liberaler Mann, eine portugiesische und lateinische Schule hielt. Der bei ihm lebende jüngere dachte bald nach Portugal zurückzukehren.

Die Fahrt stromabwärts ging sehr rasch bis zur Mündung des Rio do Porto das Caixas, um so langsamer die Krümmungen dieses Flusses hinan, denn hier mußten die Schiffer statt der Ruder die langen Schiebestangen zur Hand nehmen. Als der Abend hereinbrach, verkürzten uns die jungen Männer die Zeit durch Erzählungen und Nationalgesänge, und gegen 10 Uhr erreichten wir bei hellem Mondschein Porto das Caixas, den allgemeinen Sammelplatz der Maulthierkarawanen, welche dort den Kaffee und Zucker aus den Schweizer-Colonien von Novo Friburgo und Santo Gallo und den benachbarten Strichen gegen die zu Wasser hingelangenden Waaren der Hauptstadt austauschen. Der an einem Hügelrande gelegene Ort ist daher für das Land von commercieller Bedeutsamkeit, und war außerdem noch interessant als der Familiensitz des Senhor J. J. Rodrigues Torres, der mehr als einmal der kaiserlichen Regierung als Minister diente. — Da man uns gesagt hatte, daß die niedern Ufer nur von unwissenden rohen Menschen bewohnt wären, begaben wir uns gleich nach der Landung in den obern Stadttheil und wurden von unsern Gefährten zu einem Apotheker geführt, der uns sehr freundlich aufnahm und da es schon spät war, Mattenlager in seinem Laden bereiten ließ, wo wir uns bald zur Ruhe begaben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise in das Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Beim Eingang des Passes zeigten mir die Beduinen zwei Gräber, in denen zwei an dieser Stelle ermordete Soldaten von der englischen Expedition liegen; ein wenig weiter weg ist die Grabstätte eines dritten Opfers dieser Art, das seine Verwundungen um mehrere Stunden überlebt hatte. Alle drei Monumente bestehen aus bescheidenen Pyramiden, die man durch Aufhäufung von Steinen herstellte. Um den Beduinen zu zeigen, welche Sympathie das Schicksal dieser Unglücklichen mir einflöße, las ich einige Steine zusammen und legte sie andächtig auf diese traurigen Denkmäler. Man nannte mir den, welcher diese abscheulichen Mordthaten verübt; er heißt Homet-Soboreyto und wohnt auf dem Berge Gaudea, unweit von Ambabo. Einer seiner Verwandten, Mohammed Soboreyto, hatte an zwei in Tuschurra sich aufhaltenden Engländern schon ein ähnliches Verbrechen begangen gehabt, und dieses Beispiel reizte Homet zu der gleichen That auf, die durch den Umstand, daß diese Verbrechen nur die Folge einer Art von höllischem Ehrgefühls waren, sich nur noch um desto abscheulicher herausstellt. Sie hatten sonst keinen der Beweggründe, die den Mördern sonst den Dolch gewöhnlich in die Hand geben. Bei meiner Rückkunft nach Schoa lernte ich später diese Elenden selbst kennen. Man wird im Verlauf der Erzählung sehen, bei welcher Gelegenheit und wie ich mich in Beziehung auf sie benehmen mußte.

Auch Hr. Harris hat diese bedauernswerthe Episode seiner Expedition berichtet. Er war mit seiner Karawane in dem Paß von Gorgono gelagert. Die Beschaffenheit des Bodens hatte es ihm nicht erlaubt regelmäßige Vertheidigungsanstalten gegen einen nächtlichen Ueberfall zu treffen. Seine Pferde hatte er inmitten in der Schlucht aufgestellt; auf der nördlichen Seite des Abhangs schliefen die Soldaten seiner europäischen Escorte und die Officiere hielten ihre Beiwacht am Fuße der südlichen Seite; eine starke Abtheilung von Danakilen war weiter vorgeschoben und eine europäische Schildwache beging die Front des Lagers. In dieser Stellung brachte man eine Nacht zu. Die Hitze, welche noch in dem Boden war und auch nicht durch den leisesten Luftzug gemildert wurde, machte sie zwar drückend, aber doch verging sie ruhig. Am folgenden Abend traf man dieselben Anstalten wieder; der Tag war wieder brennend heiß gewesen. Eine Stunde vor Mitternacht fing sich ein heftiger und lange anhaltender Stoß des Sirocco unter gellendem Gepfeif und schauerlichem Geheul in dem Engpaß, der sich mit einer Staubwolke anfüllte; zu gleicher Zeit fielen einige schwere Regentropfen nieder. Sodann wurde aber alles wieder ruhig, und über dem Gefilde, auf welchem Todesstille lag, erhob sich strahlend der Mond. Gegen zwei Uhr läßt sich plötzlich wieder ein wilder Schrei hören; jedermann erwacht, steht instinctmäßig auf und nimmt, in Erwartung des unsichtbaren Feindes, sein Gewehr und seine Waffen zur Hand. Der Major Harris bringt mit Mühe seine Soldaten zu-

sammen, die sich in Unordnung um den Generalstab drängen. Er führt sie nach dem Punkt, von wo der Schmerzensschrei ausgegangen war; man findet hier einen Sergeanten und einen Corporal in ihrem Blute gebadet und in den letzten Todeszuckungen liegend. Dem einen war die Hauptpulsader durchschnitten, den andern hatte ein Dolchstich ins Herz getroffen. An der Seite der beiden Leichname wand sich ein Portugiese vom Gefolge der Gesandtschaft mit aufgeschlitztem Bauch und heraushängenden Eingeweiden.

In dem Augenblick, wo man den Schreckensruf vernommen, hatte man zwei Schatten sich in dem Engpaß fortschleichen und in den Krümmungen des Wegs verschwinden sehen. Die Danakilen, welche Speer und Schild ergriffen hatten, wollten sich zu ihrer Verfolgung aufmachen; allein trotz dem, daß der Mond hell schien, konnte man sie nicht mehr in den Klüften des Felsens entdecken, in welche sie sich geflüchtet hatten.

Man gewann bald die Ueberzeugung, daß diesem Morden keine Absicht des Raubs zu Grunde lag. Sie waren nur des Ruhmes wegen begangen worden, welcher im Lande Adel mit einem Morde verbunden ist. Wer einen Menschen tödtet, erwirbt sich nämlich bei diesen rohen Völkerschaften den Ruf eines Kriegers; er erhält dadurch das Recht in seine mit Talg beschmierten Haare eine weiße Straußenfeder stecken, ein kupfernes Armband tragen und seine Waffen mit einigen silbernen Zierrathen versehen zu dürfen. Es ist übrigens ganz einerlei, ob er seinen Dolch in das Blut eines wehrlosen Reisenden getaucht oder seinen Feind im offenen Kampfe mit seiner Lanze erlegt, der Ruhm ist stets derselbe, und die Meuchelmörder, welche verrätherischerweise drei englische Soldaten mitten unter ihren schlafenden Cameraden umgebracht, dürfen sich etwas darauf zu gute thun und werden von ihren Landsleuten ohne Zweifel als Krieger von seltener Unerschrockenheit betrachtet.

Der Anblick der Gräber der englischen Soldaten, die Erzählungen der Beduinen über ihren Tod, der beinahe schon ins Reich der Legende gehörte, ließen mich eben nicht sehr freudige Betrachtungen über mich selbst und meine Verhältnisse anstellen. Die Engländer, welche zu dreißig waren und deren zwar kleine, aber bis an die Zähne bewaffnete Truppe es leicht mit einer bedeutenden Anzahl der Kabylen Adels hätte aufnehmen können, hatten die Mörder nicht abzuschrecken vermocht, und so fragte ich mich denn mit einer peinlichen Angst, ob ich, der ich mich mitten in dieser öden Wüste und unter diesen Wilden allein befand und darauf angewiesen war, alle meine geistigen und körperlichen Kräfte aus mir selbst zu schöpfen, wohl für meine Sicherheit das zu thun vermöchte, was dreißig Menschen nicht für drei ihrer Gefährten hatten thun können?

Von Gongonta aus schlugen wir unser nächstes Lager in Alluli auf und erwarteten hier die Beduinen, welche an dem Salzsee länger verweilt hatten als wir und seither zurückgeblieben waren. Die traurige Katastrophe, deren Wahrzeichen ich vor kurzem gesehen, war für mich eine fürchterliche Lehre; sie sagte mir, daß gerade zur Zeit des Haltens, zur Stunde der Ruhe mir die größte Gefahr drohe, wodurch sich meine Unruhe natürlich immer mehr steigerte. Während des Marsches hatte ich, offen gestanden, durchaus keine Furcht; ich wußte die sicher treffenden Pistolen in meinem Gürtel, und auf meiner Schulter hing ein vierläufiges Gewehr, das ich mir in Paris gekauft hatte und das den Beduinen schreckliche Angst einjagte. Sie nannten es Afrit, den Teufel. Feuerwaffen haben überhaupt eine fast magische Macht über sie und dieß wußte ich zu benützen. Sie glauben, daß man aus einem Gewehr so viele Schüsse thun könne als man nur wolle, und ich hütete mich wohl ihnen diesen Irrthum zu benehmen, weßwegen ich auch meine Feuerwaffen nie vor ihnen lud. Eben so glaubten sie, als sie bemerkten, daß ich mich mit der Pistole oder dem Gewehr in der Hand herumdrehte, daß ich durch diese Bewegung der Kugel einen kreisförmigen Flug geben und so alle Personen um mich herum tödten könne. Sobald ich ihnen sagte, daß ich jetzt Feuer geben werde, warfen sie sich alsbald auf den Boden, indem sie schrien: Allah, il cheitan! Gott! jetzt kommt der Teufel! So blieben sie zu meinen Füßen liegen, bis ich ihnen sagte, daß ich niemand umbringen wolle. Mein breiter Hut, mein Sombrero aus grauem Filz war für sie ein Gegenstand nicht minder ergötzlicher falscher Furcht. Don Quixotte hielt eine Barbierschüssel für die Pickelhaube Mambrins; die Beduinen stellten sich vor mein Hut sey ein Schild. „Ja, sagte ich zu ihnen, ich befestige ihn an meinen Arm, wenn ich angegriffen werde; allein so lange ich nichts zu fürchten habe, bediene ich mich desselben, um meinen Kopf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen."

Man ersieht hieraus, daß mir am Tage die Mittel durchaus nicht gebrachen mir Achtung zu verschaffen; allein Nachts schlief die magische Macht meiner Waffen mit mir ein, und da ich keine Schildwache zu meinem Schutze hatte, so konnte die Kühnheit der Beduinen diesen Augenblick sehr leicht zu einem Anschlag gegen mich benützen. Deßhalb faßte ich den Entschluß mir des Nachts selbst als Schildwache zu dienen, d. h. nicht zu schlafen. Zu diesem Zweck traf ich folgende Zeiteintheilung. Gewöhnlich machen sich die Karawanen sehr früh Morgens auf den Weg und erst gegen zwölf oder zwei Uhr des Nachmittags wieder Halt. Dann bildet man, wenn die Beschaffenheit des Bodens dieß gestattet, aus den abgeladenen Waaren einen Kreis, in dessen Mitte man die Kamele stellt; die Beduinen bereiten nun das Mahl, ordnen das Gepäck wieder, füttern ihre Thiere oder setzen sich zusammen und plaudern. Ich für meinen Theil recognoscirte zuerst das Terrain machte in die nächste Umgebung des Lagers geologische Excursionen und stellte meine thermometrischen, barometrischen und magnetischen Beobachtungen an. Bei meiner Rückkunft breitete ich an dem Orte, welchen ich zu meinem Lager ausersehen, einen Teppich aus, spannte über denselben eine Palmenmatte her, so daß diese eine Art Zelt bildete und schlief nun in aller Ruhe und Sicherheit, mein Gewehr und meine Pistolen zur Seite, ein; denn den Tag über und inmitten der ganzen, vollauf beschäftigten Karawane hatte ich nichts zu fürchten. Der Beduine, welcher mir als Koch diente, meinen Reis kochte und die von mir unterwegs geschossenen Gazellen und Haselhühner briet, hatte Befehl mich mit Sonnenuntergang zu wecken. Dann aß ich und brachte die Nacht inmitten der bei ihren Waaren schlafenden Beduinen theils mit Kaffeetrinken, theils mit Rauchen, immer aber wachend zu.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahnbibliothek in England. Von Seite des brittischen Museums ist an die verschiedenen Eisenbahncompagnien die Einladung ergangen, dem Museum eine vollständige Reihe der verschiedenen Prospectusse, Karten, Pläne, Durchschnitte und anderer gedruckten oder gestochenen Documente, die auf Eisenbahnen Bezug haben, einzusenden, damit sie im brittischen Museum aufbewahrt würden, da es von Interesse sey, eine möglichst vollständige Uebersicht aller dieser Pläne zu gewinnen. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 10 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1845.

Ueber den Ursprung des Walachischen. *)

Wenn wir die Sprache der Walachen als eine zwar entartete, aber doch vollbürtige Schwester der edeln romanischen Sprachen im Westen unseres Welttheils anzusehen haben, so fragt sich, wie wir es uns erklären müssen, daß sie dorthin eingewandert ist, und daß sie sich unter den Stürmen einer ganzen Reihe von Jahrhunderten doch ein so großes Gebiet erhalten hat.

Die römische Herrschaft währte verhältnißmäßig nur kurz, etwa 160 Jahre; dessenungeachtet ist die Sprache Roms in dieser Zeit die herrschende geworden, ja sie hat sich gegen den gewaltigen Andrang so vieler Völker in bedeutendem Umfang bis auf diesen Tag erhalten. Die erste dieser auffallenden Erscheinungen hat man dadurch erklären wollen, daß die Römer das Land leer gefunden haben, wo sich's dann freilich von selbst verstünde, daß ihre Sprache die herrschende geworden wäre. Die Unhaltbarkeit einer solchen Vermuthung ist aber schon oft dargethan worden und man muß gewiß annehmen, daß das Walachische sich ganz auf dieselbe Weise gebildet habe wie das Spanische, Französische, Chur-wälsche, nämlich dadurch, daß die besiegten Eingebornen genöthigt wurden die Sprache der Sieger zu lernen.

Rom sah sich bei diesem großen Unterfangen, die Landessprachen durch die seine zu ersetzen, vornehmlich dadurch unterstützt, daß die besiegten Völker ihm in Betreff der Bildung sämmtlich nachstunden. Ihre Zungen hatten sich noch nicht zu Schriftsprachen ausgebildet, und erlagen daher leicht dem Lateinischen, das als Sprache des gebildeteren und des herrschenden Volks die Barbaren, wenn einmal ihr Stolz gebrochen war, zwiefach zur Annahme lockte. Nur ein einziges der besiegten Völker war den Siegern an Bildung überlegen, das griechische, und macht eben deßhalb auch eine Ausnahme von jener Regel: es behielt seine Sprache bei, ja deren Herrschaft erhielt sich sogar weit nach Asien hinein, bis andere Weltstürmer sie, als das Gefäß eines verhaßten Glaubens, dort entsetzten. Wie das Griechische in Asien die Sprache des Verkehrs und der Bildung geworden war, so ward es jetzt im nichtgriechischen Theile des Weltreichs, mithin auch im oberen Theile des illyrischen Dreiecks, das Lateinische.

Ungeachtet so vieles zusammenwirkte, so war es doch auch so noch wunderbar, daß in einer Gränzlandschaft das Lateinische binnen 160 Jahren sich so festsetzen konnte, wenn dieser Einfluß wirklich nicht länger angehalten hätte. Allein die römische Herrschaft hatte sich, wie sich ohne Schwierigkeit nachweisen läßt, hier schon seit dem dritten Jahrhundert vor Christus ausgebreitet. Als endlich im Jahre 106 nach Christus auch Dacien erlag, war seinen Bewohnern durch den Verkehr mit dem benachbarten Illyrien und Mösien das Lateinische längst nicht mehr fremd, war diesem der Weg längst gebahnt. Nachdem aber die römische Herrschaft aufgehört hatte, wären zur Wiederausrottung ihrer Sprache ganz andere Staatsmänner nöthig gewesen, als das Schicksal sie diesen Gegenden aus Gothen, Hunnen, Slaven, Bulgaren, Awaren, Ungarn, Kumanen und Türken erweckt hat.

Wenn behauptet wird die Dacier haben ihre Sprache gegen die lateinische vertauscht, so soll damit keineswegs gesagt seyn, sie haben so sprechen lernen wie ein Trajan oder Tacitus. Bei allen Völkern, die aus dem rohen Stoff ihrer Volkssprache eine Schriftsprache herausgeschaffen haben, tritt eben damit ein Gegensatz ein zwischen oberen und niederen Ständen, zwischen Schrift und Leben. So sprach schon in Rom die Menge gewiß ganz anders als die Gebildeten und die Bücher. Diese Verschiedenheit wuchs, je mehr man sich von Rom entfernte: das ist der Sinn des Ausdrucks Bauernsprache (lingua rustica), die der Stadt- und Büchersprache gegenüber stund. Natürlich war diese Volkssprache in verschiedenen Theilen des Reichs eine völlig verschiedene. In Unteritalien wirkte sicherlich Griechisches ein; das Lateinische der Spanier war gewiß mit iberischen Bestandtheilen und Eigenheiten getränkt; das in Oberitalien, in der Provence, in Gallien mit keltischen. Da nun die Ansiedler, welche Trajan nach Dacien führte, aus dem ganzen Reich zusammengeströmt waren, so muß schon das älteste Walachisch eine sehr gemischte

*) Aus Arthur und Albert Schotts Einleitung zu den „Walachischen Mährchen."

Sprache gewesen seyn. Dazu kam noch was die Eingebornen dazu gaben. Wie nach dem obigen Griechen, Iberer und Kelten, so färbten sicher auch die Dacier ihres Orts die aufgedrungene Zunge.

Eine sehr beachtenswerthe Thatsache bringt in dieser Hinsicht Kopitar zur Sprache. Nach seiner Ansicht, die viel für sich hat, wäre das Albanische ebenso ein letzter Ueberrest von der alten thracisch-illyrischen Sprache, wie das Kymrische in der Bretagne von der alten gallischen Keltensprache. Wäre dieses Albanische von der vergleichenden Sprachforschung schon gehörig beleuchtet, so ließe sich vielleicht im Walachischen mancher Rest der alten Landessprache nachweisen. Kopitar beschränkt sich leider auf eine einzige Spur. Das Walachische hat nämlich, gleich den übrigen romanischen Sprachen, das lateinische Fürwort ille als Artikel verwandt, aber es stellt denselben dem Substantiv nicht voran, sondern läßt ihn demselben folgen. Das nämliche findet sich nun auch bei den beiden andern Sprachen, die sich mit dem Walachischen in den Boden des alten Illyriens theilen, beim Albanesischen und Bulgarischen: Mensch heißt in jenem njeri, in diesem tschoveko; der Mensch dort njeriu, hier tschovekot. Kopitar glaubt hierin einen Ueberrest alt-illyrischer Spracheigenthümlichkeit gefunden zu haben. Er stellt seine Meinung keck und klar hin. Seine Worte lauten: „von diesen zwei Bruder- und Nachbarvölkern hat das eine (die Albanesen), im Gebirg Form und Materie seiner Sprache gerettet; das andere (die Walachen), im Thale, zwar römische Materie, aber doch nur in seine Form umgegossen, angenommen. Und diese Form war so unvertilgbar, daß, als am Schlusse der Völkerwanderung die bulgarischen Slaven sich zahlreich im Gebiete dieser langue romane ansiedelten, sogar ihr Slavisch im Verkehr mit Walachen auch in diese Form mit dem hinten angehängten Artikel, Casuszeichen anstatt der reichen slavischen Flexion — unter allen slavischen Mundarten die einzige langue romane dieser Art — umgeprägt ward! So daß also, noch bis auf diese Stunde, nördlich der Donau, in der Bukowina, Moldau und Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, ferner jenseits der Donau, in der eigentlichen Bulgarei, dann in der ganzen Alpenkette des Hämus, in der ausgedehntesten alten Bedeutung dieses Gebirges, von einem Meere zum andern, in den Gebirgen Macedoniens, im Pindus und durch ganz Albanien nur Eine Sprachform herrscht, aber mit dreierlei Sprachmaterie (davon nur eine einheimisch, die zwei andern fremdher von Ost und West, eingebracht sind). Numerisch sprechen Albanesisch über eine Million Menschen, Bulgarisch über zwei Millionen und Walachisch über drei Millionen. Also noch sechs Millionen Alt- und Neuthracier zwischen den drei Millionen Griechen im Süden und den fünfzig Millionen Slaven im Norden."

Es läßt sich gegen den Beweis der aus der Stellung des Artikels geschöpft ist, allerdings einwenden, daß dieselbe sich auch in andern Sprachen, in den scandinavischen und im Baskischen, ganz unabhängig von denen des illyrischen Dreiecks findet; deßgleichen daß aus dem lateinischen dominus ille das Walachische sogar natürlicher domn ul gemacht hat, als das Italienische il domino; daß man also hierin einen weiteren Beweis für die Alterthümlichkeit des Walachischen sehen könnte.

Wenn indessen auch Kopitar mit jenem Beispiel nicht ausreichen sollte, was erst bei näherer Bekanntschaft mit dem alten Illyrischen zu entscheiden wäre, so muß man doch annehmen, was er weiter sagt, daß „nähere Untersuchungen, sowohl die innige Verwandtschaft jener Sprachen und den Grund derselben im Bau der albanesischen, als den Einfluß dieser alt-europäischen Sprache auch über ihren Kreis hinaus, südwärts bis ins Neugriechische, und nordwärts bis ins Serbische, darthun würden." Und wenn auch aus Mangel an urkundlichen Beweisen Kopitars Ansicht nur Vermuthung bliebe, sie ist jedenfalls eines ächten Sprachforschers würdig, innerlich wohlbegründet und wahrhaft großartig.

Skizzen aus Brasilien.

3. Die Umgebungen von Rio. — Ausflüge.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen lag ein dicker Nebel über der ganzen Gegend und der Apotheker bestätigte unsere Vermuthung, daß dieselbe oft von Fiebern heimgesucht sey, doch mit dem Zusatz, daß die Krankheit bei richtiger Behandlung nicht gefährlich und auch nicht von langer Dauer sey. Sobald der Nebel verschwand, gingen wir aus und waren überrascht von dem gedeihlichen Ansehen des Ortes, wo mehrere hübsche Häuser eben vollendet, andere noch im Bau begriffen waren, — wie auch eine neue Kirche, zu deren Mauern die Quadersteine von Rio de Janeiro geholt wurden. — Unser Schullehrer führte uns zu mehreren Bekannten und war uns sehr behülflich in zweckmäßiger Vertheilung von Bibeln und Tractätchen, deren Inhalt er nicht genug zu loben wußte. Auch der Apotheker ward schnell der guten Sache gewonnen, und war ein so verständiger Mann, daß wir ihm mehrere Bibeln zu eigener Vertheilung überlassen konnten. — Die Zahl der Einwohner war, wie wir hörten, zunehmend, aber doch nicht über 500, mit zwei Privatschulen für Knaben und Mädchen; die Lebensweise im Ganzen sehr einfach und frugal.

Wir bestiegen bald wieder unser Boot und erreichten in kurzer Zeit den Hauptstrom und bald auch die Zuckerplantage von Sampaio, vor welcher wir die Nacht vorher im Boot zugebracht hatten. Hier stiegen wir aus, wurden von dem Eigner, einem reichen und gebildeten Mann, herumgeführt und sahen mit Vergnügen die neuerrichteten englischen Dampfzuckermühlen, welche ihm 7000 Milreis (etwa 8750 fl.) kosteten. Er hielt auf dieser Pflanzung 70 Sklaven und eine größere Zahl auf einer andern Besitzung oberhalb Macacu. Weiter stromabwärts hatten wir noch in Villa Nova und an der Mündung des Flusses Gelegenheit einige Bibeln und Tractate zu vertheilen, die wie gewöhnlich mit Dank und Freude angenommen wurden, und als wir die offene Bai erreicht hatten, befahlen wir den Schiffern uns nach Piedade

zu bringen. Aber kaum hatte ein frischer Wind die Segel gefaßt, als unser Boot plötzlich festrannte und durch keine Anstrengung wieder flott zu machen war. Wir saßen auf dem Sand-Delta des Macacu und mußten die rückkehrende Fluth abwarten; da diese aber erst nach Mitternacht eintrat, beschlossen wir für dießmal die Reise abzukürzen und kehrten nach Rio zurück.

Hr. Spaulding machte später eine Tour nach Iguassu, und ward daselbst von unserm Schullehrer auf das freundlichste empfangen und in seinen Zwecken unterstützt. Dieser Ort, nächst Rio de Janeiro der bedeutendste im ganzen Gebiet der Bai, liegt 10 englische Meilen von der Mündung eines Flusses gleiches Namens, welcher in der Serra dos Orgaos entspringt, südöstlich mit vielen Windungen in die Bai fließt und bis zu dem Orte für die größten Prahmen schiffbar ist. Diesem Umstand verdankt Iguassu seinen raschen Aufschwung, denn vor zwanzig Jahren zählte es kaum dreißig kleine Häuser, jetzt schon über 1200 verhältnißmäßig wohlhabende Einwohner, denn alle Pflanzer der reichen Umgegend schicken ihre Producte: Kaffee, Baumwolle, Mandioca, Bohnen u. s. w. hieher, um sie zu Wasser nach Rio bringen zu lassen. Außer Iguassu gibt es am nördlichen Ufer der Bai nur noch drei Orte von einiger Bedeutsamkeit: Magé, Piedade und Porto da Estrella; aber die Ufer selbst und die vielen reizenden Inseln, deren größte, Ilha do Governador, zwölf Meilen in der Länge mißt, sind meistens bewohnt und ziemlich gut angebaut.

Am 15 Januar 1839 schiffte ich mich an Bord eines kleinen Küstendampfschiffs, Paquete do Norte, nach Santos ein. Der ganze Cajütenraum war von 12 Schlafstellen eingenommen und doch waren wir über 30 Passagiere. Man hatte bei der Unternehmung vermuthlich auf beständig schönes Wetter gerechnet, wir aber hatten heftigen Regen und Wind, man kann sich also eine Vorstellung von den Annehmlichkeiten dieser Fahrt machen. In der Bai ging es zwar leidlich, aber jenseits des Zuckerhuts desto schlimmer. Am nächsten Morgen fuhren wir an der Bai von Mangaratiba vorbei; der zwischen steilen Bergen eingezwängte Ort hat nur etwa 50 Häuser und eine Kirche, schickt aber doch jährlich ungefähr 4000 Säcke Kaffee und andere Producte nach Rio. Um Mittag landeten wir in der Angra dos Reis, einer großen, schönen Bai hinter Ilha Grande dos Magos. Die Namen dieser und fast aller Orte an der brasilianischen Küste stammen von Martin Alonso de Souza her, welcher die erste Schenkung von Ländereien daselbst erhielt und im Jahre 1531 die ganze Uferstrecke bis zum La Plata untersuchte. Er war aber in der Wahl der Namen (wobei er die Tagesnamen des römischen Kalenders benutzte, wie Dia dos Reis Magos) nicht immer glücklich. Den Eingang der großen Bai von Rio z. B. hielt er der Enge wegen für eine Strommündung und nannte sie Rio de Janeiro. — Angra dos Reis ist offenbar der Anlage nach auf eine große Stadt berechnet gewesen, enthält aber doch nur 250 Häuser, die in einem Halbkreis längs dem Ufer liegen, am Fuß einer Hügelreihe. Die gewöhnlichen statistischen Angaben über Brasilien sind sehr unzuverlässig; nach einer z. B. sollen hier 4000 Einwohner seyn, ohne Sklaven und Farbige, nach einer andern mit den Sklaven nur 2000, und das kommt jedenfalls der Wahrheit näher. Dennoch sind dort drei Klöster und ebenso viele Kirchen, aber in jedem Kloster war nur Ein Mönch in der Capacität eines Superintendenten. Die Mönche, sagte man mir, wären als Faullenzer bei der Bevölkerung verachtet, und dieses Gefühl scheint in Brasilien sehr verbreitet zu seyn, wie man auch aus manchen energischen Reden in der Generalversammlung entnehmen kann, so oft von Wiederbelebung verwaister Klöster die Rede ist.

Ilha Grande ist eine 15 Meilen lange und 7 Meilen breite fruchtbare Insel mit Zucker- und Kaffeeplantagen und mehreren guten Ankerplätzen, weßhalb die amerikanischen Wallfischfänger gewöhnlich hier einlaufen, um Proviant und Wasser einzunehmen.

Der nächste Hafen in den wir einliefen, war Paraty. Diese nördlichste Seestadt der Provinz Rio Janeiro ist gut gebaut und sehr schön gelegen am Ende einer tiefen, inselreichen und von äußerst fruchtbaren Ebenen eingeschlossenen Meeresbucht. Am 17ten erreichten wir zunächst die sehr fruchtbare Insel San Sebastian, fuhren dann zwischen den beiden Felseninseln Os Alcatrazes hindurch, wo die Fischer zu gewissen Jahreszeiten ganze Bootladungen von Vogeleiern einsammeln sollen, und erreichten dann wohlbehalten Santos, am nördlichen Ufer der Insel S. Vincente, welche nur durch zwei Arme des Cubatao-Flusses vom Festlande getrennt ist. Der Hauptarm, Rio de Santos genannt, ist bis zur gleichnamigen Stadt bei hohem Wasser auch für große Schiffe fahrbar und an der Mündung durch das Fort S. Amaro geschützt, ein altes Castell, das jetzt von wenigen Soldaten besetzt nur zur Verhütung des Schmuggels und zur Visitation der Pässe dient. Weiter aufwärts liegt noch ein zweites, aber ganz verfallenes Fort, Itipema, und gegenüber einige Häuser, Namens Villa Nova; dann kommt der Hafen, wo 20 bis 30 Schiffe lagen, und am südlichen Ufer auf der Insel die Stadt. Als wir anlangten, kam ein uniformirter Beamter an Bord, fragte aber nicht nach unsern Pässen, sondern nur nach den mitgekommenen Briefen. Ueber Santos selbst werde ich später näheres zu melden haben, jetzt wende ich mich erst zu einer Reise ins Innere, die schon am folgenden Morgen angetreten ward.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise ins Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Bis Gaubade, so heißt nämlich eine Station, wo man zu jeder Zeit Wasser findet, begegnete mir kein Unfall. Seit wir von Allali weg waren, hatten wir oft Wassermangel gehabt und seither zwanzig Meilen des abscheulichsten Weges gemacht. Man beschloß deßhalb in Gaubade zwei Tage zu bleiben, um den Kamelen gehörige Zeit zum Ausruhen zu geben. Am folgenden Morgen in aller Frühe nahm ich

meine Boussole und begab mich in ein nicht weit von unserem Lager befindliches Mimosenwäldchen. Ich hatte zwei Gründe, indem ich so weit abseits ging: die Nähe des geringsten eisernen Gegenstandes stört nämlich die magnetischen Beobachtungen; um diese nun ungehindert machen zu können, entfernte ich mich nicht allein von den Beduinen, welche ihre Lanzen niemals von der Hand legen, sondern nahm auch selbst keine Waffen mit mir. Außerdem war ich auch sehr froh, daß ich mich der mißtrauischen Neugierde der Danakilen entziehen konnte. Konnte ich mich ihren Blicken nicht entziehen, so wählte ich gewöhnlich die Zeit ihres Gebets zu meinen Operationen, und machte ihnen dann vor, ich suche mit meinen Instrumenten die für diese religiöse Ceremonie vorgeschriebene Zeit genau zu ermitteln; sonst hätten sie geglaubt, ich wolle Zaubereien gegen sie ausüben. Ich setzte dießmal meine Beobachtungen lange fort; dieselben nahmen meine Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, als die Bestimmung der perpendiculären Fläche beim magnetischen Meridian immer mit vielen Schwierigkeiten für mich verbunden gewesen war und ich nun bemerkte, daß ich mich dem magnetischen Aequator nähere. Eine volle Viertelstunde, ehe ich zu Ende war, hörte ich die Beduinen meiner Karawane, die sich beinahe heiser nach mir schrien, da sie mich aus dem Gesicht verloren hatten und nicht wußten, was aus mir geworden sey. Endlich war ich fertig, hatte mein Instrument bereits wieder in das Kästchen gethan und wollte mich eben fortbegeben, als ich die Vögel hinter mir schreien höre; ich wende mich um und sehe drei Beduinen vom Stamm Modeito, die sich leise näherten, die Lanze zum Werfen bereit haltend. Wie schon bemerkt, hatte ich keine Waffe mit mir genommen, um meine Beobachtungen nicht dadurch zu stören. Ich stellte das Kästchen, in welchem sich das Instrument befand, auf den Boden, kehre mich gerade gegen die Danakilen um und betrachte sie mit gekreuzten Armen. Ich weiß nicht, was meine Augen und meine Stellung Abschreckendes für sie hatten oder ob mein Kästchen ihnen Furcht einflößte, kurz sie machten sich schnell davon und waren bald im Gehölz verschwunden. Wie ich nach dem Lager zurückkam, nahm ich meine Flinte und meine Pistolen in der Absicht sie zu verfolgen; allein ich suchte sie vergeblich, sie zeigten sich nicht mehr.

Am folgenden Tage besuchte mich das Oberhaupt des Beduinenstammes, auf dessen Gebiet wir uns gerade befanden. Er heißt eigentlich Mohammed Ibrahim Loëta; die Beduinen nennen ihn aber Arbalm. Arbalm Loëta ist sicherlich der merkwürdigste Häuptling im Lande Adel; ein Mensch voll Unerschrockenheit und Edelmuth, der seine Macht einzig und allein dem Einflusse verdankt, welche ihm sein Muth und seine Kriegsthaten verschafft und der sie mit vieler Einsicht ausübt. Daß zwischen dem Reiche Schoa und dem indischen Meere eine Verbindung möglich ist, verdankt man nur Arbalm Loëta. Drei Jahre lang war sie durch die Räubereien einzelner Stämme unterbrochen gewesen. Als jedoch Arbalm an die Spitze seines Stammes getreten war, hatte er die Räuber bald zur Ordnung gebracht. Dieser Häuptling ist sehr freigebig und theilt seine Reichthümer mit seinen Stammesgenossen. Ich hatte ihn schon auf meiner ersten Reise kennen gelernt; er erinnerte sich meiner, und als er erfuhr, daß ich wieder im Lande sey, besuchte er mich und brachte mir zwei Schafe und einen mit Milch beladenen Esel. Indem er mir diese Geschenke gab, sagte er, daß er diejenigen nicht vergessen habe, welche ich ihm bei der Rückkehr von meiner ersten Reise in Tuschurra gemacht. In der That hatte ich ihn damals in jenem Dorfe getroffen, und obgleich es die Sitte nicht erheischte, ihm ein Geschenk zu machen, weil er sich außerhalb des Gebiets des Stammes Debenet befand, welchen er befehligt, ihm einen abyssinischen Taub (ein Stück Baumwollzeug, in welches sich die Danakilen kleiden), Tabak und ein Dolchmesser geschenkt. Loëta war von dieser Freigebigkeit sehr erfreut; und auch dießmal war er nicht weniger zufrieden, denn ich erwies mich nicht minder freigebig gegen ihn. Ich schenkte ihm nämlich Tabak, Messingdrath, um den Schaft seiner Lanze damit zu umwickeln, Rasirmesser, einen arabischen Dolch, und für seine Frau verschiedene Glaswaaren, kleine Spiegel und ein Stück blauen Zeug.

Loëta's Verstand erhebt ihn über die einfältigen Vorurtheile seiner Landsleute. In dem Augenblick, wo er ins Lager kam, machte ich gerade Beobachtungen über die geographische Breite. Die Beduinen, erschrocken darüber mein Auge und meinen Sextanten sich gegen die Sonne richten zu sehen, glaubten, ich arbeite an einer schwarzen Zauberei und wolle das Wunder Josua's erneuern. „Er will die Sonne still stehen machen," sagten sie, und es erhob sich ein dumpfes Gemurre gegen mich. Loëta verachtete zwar den Grund derselben, bat mich aber dennoch, aus Klugheit von meinen Beobachtungen abzulassen. — Wir waren gegenseitig so wohl miteinander zufrieden, daß er mich drei Meilen weit von Gaubade weg begleitete; er wollte sogar noch weiter mit mir gehen, doch dieß gab ich nicht zu.

Am 9 October kamen wir in der Station Omar Gulaf, eilf Meilen von Gaubade entfernt, an. Es lagerte hier bereits ein Stamm in der Entfernung von einigen hundert Schritten von dem Platz, wo wir unser Lager aufschlagen wollten. Die Nacht war schon weit vorgerückt, und ich wachte noch rauchend, nach meiner Gewohnheit, indem ich mit einem gewissen Vergnügen dem entfernten Rollen des Donners zuhörte und mit einiger Ungeduld den Sturm erwartete, denn seit meiner Abreise von Ambabo hatte es nicht mehr geregnet. Während ich nach den verstärkten Donnerschlägen das Fortschreiten des Gewitters bemaß, sah ich beim plötzlichen Schein eines Blitzes sechs schwarze Schatten in der Nähe der herumliegenden Kamele: mehrere Blitze folgten ohne Unterbrechung, und so konnte ich bemerken, wie diese Gestalten sich mehr heranschlichen, indem sie sich bald niederlegten und dann wieder auf dem Boden fortkrochen. Es waren Somalis; sie kamen wahrscheinlich, um zwei Somalis von einem andern Stamm zu ermorden, denn sie schlichen nach dem Ort hin, wo diese lagen. Einer von diesen erwachte durch das Geräusch, welches sie machten; allein er hatte noch nicht Zeit gehabt einen Angstschrei zu thun, als ich auch schon eine meiner Pistolen in die Luft abfeuerte. Auf den Schuß erhoben sich alle Kamele, indem sie mit ihren Hufen auf den Felsen stampften. Die Meuchler nahmen die Flucht, und da sie nun keine Vorsicht mehr anzuwenden brauchten, um die Leute der Karawane nicht zu erwecken, so traten sie in ihrem Laufe die noch schlafenden Danakilen mit Füßen. Bald waren alle Beduinen auf den Beinen, griffen nach Schild und Lanze und fragten schreiend, woher Gefahr drohe. Indessen hatte sich der Sturm immer mehr genähert und der Donner rollte in gewaltigen Schlägen. Menschen und Thiere liefen bunt durcheinander und diese Verwirrung vermehrte noch die Angst. Endlich gelang es mir doch meine Nachbarn zu beruhigen, und nachdem der größte Schrecken vorüber war, sah jeder nach seinen Waaren. Mehrere Gegenstände, vier Stücke blaue Leinwand, sechs Lanzen, vier Schilde und zwei Dolchmesser, waren gestohlen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1845.

Krankheiten und Heilungsmethoden bei den Birmanen.

(Revue de l'Orient. Oct. 1845.)

Die nicht sehr consistente und ziemlich schlechte Nahrung der Birmanen und der starke Schweiß, der sie schwächt, bewahren sie vor vielen Krankheiten, welche die gute Nahrung, die Blutfülle und die größere Kälte bei den Europäern erzeugen. Lungenentzündungen, Rheumatismen, Gicht sind ihnen unbekannt, eben so die Krankheiten, welche eine Folge der Blutfülle sind, wie der Schlag. Dagegen haben sie mit uns die Schleimfieber u. dgl. gemein, sie sind aber nicht so hartnäckig wie in Europa, auch selten von so heftigen Symptomen, wie Convulsionen und Irrereden begleitet. Dagegen sind die Birmanen sehr den Krankheiten unterworfen, die aus Schwäche stammen, und diese werfen sich größtentheils auf den Bauch, wie Dysenterie, Stuhlzwang und Diarrhöe, darunter namentlich eine sehr mörderische, die sie Dapiesch nennen, was zerstörte Verdauung bedeutet. Diese ist meist eine Folge vernachlässigter Dysenterie oder Diarrhöe, die Kranken können nichts verdauen und stoßen die Speisen eben so wohl durch den Mund als durch den gewöhnlichen Weg aus, ohne daß dieselben die mindeste Veränderung erfahren haben, und die Kranken werden allmählich so mager, daß ihnen nichts als die Haut auf den Knochen bleibt. Die Europäer sind, weil sie zu viel essen, und noch mehr, weil sie zu viel Arrak und Rum trinken, dieser Krankheit noch mehr als die Eingebornen unterworfen.

Eine dem Lande eigenthümliche Krankheit, welcher die Personen von einem gewissen Alter gewöhnlich unterworfen sind, ist eine Art Erstarrung, von den Birmanen Teh, die steigende, genannt, welche bei den Füßen anfängt, nach und nach aufsteigt, und endlich die Glieder so von Kälte erstarrt macht, daß der Kranke die Sprache und Besinnung verliert. Man schreibt diese Krankheit den Winden zu, die eigentliche Ursache scheint aber darin zu liegen, daß sich Leute von einem gewissen Alter sehr wenig Bewegung machen, und daß sie zu viel schleimige und saure Speisen essen; deßhalb sind auch junge Leute, Arbeiter und diejenigen, welche gegen das Gesetz gebrannte Wasser trinken, von dieser Krankheit frei, welche dagegen unter den Talapoinen und denen, welche bei Todten wachen, sehr häufig ist. Das einzige Mittel gegen diese Krankheit besteht darin, daß drei und oft mehr Personen die Glieder stark reiben und kneten, um Schmerz zu erzeugen, und dieß Kneten so lange fortsetzen, bis die Empfindung wieder eingetreten ist. Aber wenn dieß Mittel sich manchmal gegen die Krankheit wirksam zeigt, so verursacht es auch zuweilen den Tod, und zwar in Folge der Heftigkeit, womit man knetet.

Obwohl die Cholera in Birma weniger Verheerungen anrichtet, als in einigen Gegenden Indiens und sie auch hier nicht endemisch ist, so tritt sie doch manchmal mit großer Heftigkeit auf. Die Eingebornen unterscheiden zwei Arten Cholera, und schreiben sie starken Indigestionen zu; in der einen findet sogleich Ausleerung statt, dann folgt ein kalter Schweiß, Krämpfe, Schluchzer, Ohnmachten und der Tod. Die andere heißt die trockene Cholera, und gilt für weit gefährlicher; der Magen wird hier plötzlich unfähig, die Stoffe die er enthält durch Erbrechen oder nach unten auszustoßen, die Schmerzen und Convulsionen sind weit fürchterlicher und der Tod sehr schnell. Die Birmanen haben kein wirksames Mittel gegen diese Krankheit und behandeln sie mit Adstringentien, welche oft den Tod beschleunigen. Die Christen des Landes haben eine eigenthümliche Behandlung, welche nach angestellten Beobachtungen von einiger Wirksamkeit zu seyn scheint: sie schlagen fortwährend und sehr schnell den einen nackten Arm des Kranken mit zwei Fingern, bis dieser Theil roth und schmerzhaft wird; hiezu kommen einige mildernde Tisanen.

Vor der Eroberung von Aracan durch Badusaschen richteten die Blattern eine unglaubliche Verheerung unter den armen Bewohnern des Reiches an, nicht sowohl wegen ihrer Bösartigkeit und durch die Nachtheile einer schlechten Behandlung, als weil diejenigen, welche nicht ergriffen waren, aus Furcht vor der Ansteckung ihre Verwandten und Nachbarn sterben ließen, ohne ihnen Hülfe zu gewähren, da sie aus den bewohnten Orten flohen. Die Aracanen, welche als Sklaven nach dem Königreich gebracht wurden und manchmal die Ein-

impfung glücklich ausgeübt hatten, führten diese Methode auch in Birma ein, was einer Menge Menschen von jedem Alter das Leben rettete. Die Missionäre und einige europäische Abenteurer, die sich für Aerzte ausgaben, suchten die Kuhpocken einzuführen, bis jetzt ist aber dieses prophylaktische Mittel wenig verbreitet und fast unbekannt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Brasilien.

3. Die Umgebungen von Rio. — Ausflüge.

(Fortsetzung.)

Ich muß vorher bemerken, daß es hier weder Postkutschen noch irgend eine andere Art von Fuhrwerk zur Verbindung mit dem Innern gibt, hauptsächlich wohl, weil es an fahrbaren Straßen gebricht, man muß daher reiten oder gehen. Zu längern Reisen nimmt man gewöhnlich Maulthiere, doch sind zum Reiten taugliche nicht immer zu haben, wenigstens nicht in der Nähe von Santos. Ich miethete daher ein Pferd und ließ das schwerere Gepäck nachkommen; einer meiner Reisegefährten, ein junger Deutscher, machte es ebenso; mehrere andere Genossen der Tour bedienten sich, um keinen Aufenthalt zu veranlassen, der disponiblen Maulthiere einer Karawane, die eben nach der Serra aufbrechen wollte. Viele Pflanzer hatten selbst eine hinlängliche Zahl solcher Thiere, um ihre Producte regelmäßig an die Küste zu bringen, andere miethen besondere Frachtfuhrleute. Der Zug geht dann unter Leitung eines Conducteurs an den Ort seiner Bestimmung und kehrt nach Verlauf einer bestimmten Zeit mit Salz, Mehl und überseeischen Waaren aller Art ins Innere zurück. Ein seit vielen Jahren bei diesem Verkehr betheiligter Herr versicherte, daß bei derartigen Transporten fast nie etwas verloren gehe.

Wir wollten schon in aller Frühe aufbrechen, mußten aber doch ein paar Stunden warten bis die ganze Karawane in Ordnung war und sich auf dem Wege nach Cubatao wirklich in Bewegung setzte. Die beiden Führer zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, da sie mit den sogenannten Mineiros, die nach Rio kommen, wenig Aehnlichkeit hatten. Es waren zwei Brüder und gehörten zu der eigenthümlichen Classe der Tropeiros (wie sie hier heißen) von S. Paulo. Diese Leute haben etwas Wildes, aber dabei Intelligentes und zuweilen selbst etwas Freundliches in dem Blick ihrer dunklen Augen, was mich an die nordamerikanischen Indianer erinnerte. Der ältere war ein sehr großer, athletischer Mann von etwa dreißig Jahren, ungewöhnlich derb in allen Zügen. Seine ganze Kleidung bestand in einem kurzen Beinkleid, das von einem Gürtel gehalten ward, so daß die dunkelgelbe Hautfarbe seines Körpers hinlänglich sichtbar war. Der jüngere, nicht so groß, aber ebenso nervig, war besser gekleidet und hatte lange schwarze Haare, die in Locken über den Nacken hingen. Sie trugen, wie alle diese Leute, ein langes, spitzes Messer im Gürtel, das ihnen zu allen denkbaren Handtierungen dient, zum Holzschneiden, zur Ausbesserung des Geschirrs, zum Tödten und Schlachten der Thiere, als Tischmesser und im Nothfall als Waffe; daher muß es von vorzüglich gutem Stahl seyn, so daß es beim Zerschneiden eines dicken Kupferblechs weder biegt noch bricht. Der Griff ist oft mit Silber beschlagen und manche haben auch eine silberne Scheide.

Unsere Reisegesellschaft war aus höchst verschiedenartigen Individuen zusammengesetzt. Hr. G., ein Beamter am naturhistorischen Museum in Paris und von seiner Regierung in wissenschaftlichen Zwecken nach Brasilien gesandt, war nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein enthusiastischer Naturfreund und trefflicher Gesellschafter. Sein Begleiter, oder eigentlich Führer, war ein in Frankreich erzogener brasilianischer Arzt, Dr. J., der sich aus edlem Interesse für die Wissenschaft freiwillig erboten hatte die lange Reise nach S. Paulo mitzumachen, was bei seiner genauen Kenntniß der Sprache und Sitten des Landes und seiner auf alles Praktische gerichteten Lebhaftigkeit nicht nur Hrn. G., sondern uns allen sehr zu statten kam. In Gesellschaft des letztern reiste auch noch ein junger Pariser, der mit einem Studenten aus Rio Janeiro, welcher seinen Rechtscursus auf der Universität von S. Paulo beendigen wollte, unterwegs in einem fort zu singen und zu scherzen pflegte. Die übrigen Reisegenossen waren: noch ein dritter Franzose, ein dritter Brasilianer, ein Portugiese, ein sardinischer Maler und der schon erwähnte Deutsche, Hr. F., Sohn des Secretärs der rheinischen Missionsgesellschaft in Elberfeld, — im Ganzen also, mit dem berichtenden Nordamerikaner, zehn Personen.

Bis Cubatao geht der Weg eben längs dem Flusse hin; hier wurden unsere Namen nebst Herkunft registrirt und ein kleiner Zoll bezahlt. Bald darauf steigt der Weg hinan in die Serra do Mar oder Meereskette, eine Gebirgsreihe, die sich über 1000 Meilen längs der Küste hin erstreckt und bald unmittelbar vom Ocean bespült wird, bald hinter ausgedehnten Niederungen zurücktritt, die von den Portugiesen Beira Mar genannt werden. Dieses ganze Gebirge gehört zur Granitformation, ist aber in dieser Gegend hinreichend mit Humus bedeckt, um dichte Waldungen zu tragen. Die Höhe dieses Gebirges, früher auf 6000 Fuß geschätzt, beträgt nach genauern Messungen nur 2250 Fuß, ist aber so steil, daß man durchaus nicht hinauffahren könnte, obgleich der mit vielen Kosten angelegte Weg zu den besten in Brasilien gehört. Auf der Höhe, wo man eine herrliche Aussicht über die Ebene und Santos bis auf das Meer genießt, bemerkte ich an der Seite dieser Straße einige behauene Steine im Moose liegen, und entdeckte auf einem derselben die Inschrift: Maria I. Regina, nesle anno 1790. — Omnia vincit amor subditorum. — Fes se este caminho no felis Governo do ill^{o} e ex^{o} Bernardo Jose de Loreno General desta Capitania.

Gerade auf der Stelle, wo diese Straße im Zickzack die jähe Felsenwand hinanläuft und jeder Fehltritt den Sturz in die furchtbare Tiefe nach sich ziehen könnte, begegneten uns mehrere Züge von Maulthieren, angekündigt durch den rauhen Ruf der Tropeiros, der gerade über uns aus den Wolken

herabzufallen schien. Wir eilten denn, einen sichern Halt zu gewinnen, denn die steilabwärtsgehenden Thiere können der schweren Lasten halber nicht wohl angehalten werden. Southey sagt, der Weg gehe 8 Leguas bergan bis zu der Stelle, wo S. Paulo liegt; er folgt darin der Angabe des Jesuiten Vasconcellos, der vor 200 Jahren eine malerische Beschreibung des Weges machte; aber jene Angabe ist ganz falsch, denn der Gipfel der Serra ist von dem auf der Ebene von Piratininga gelegenen S. Paulo noch 16 Meilen entfernt, und wenn auch die genannte Ebene hoch liegt, so laufen doch die Wasser von der Serra landeinwärts nach der Richtung hin. Uebrigens ist der letzte Theil des Weges weniger interessant; das wellenförmige Land ist waldig, mit Grasweiden untermischt, eigenthümlich sind nur die unzähligen Ameisenhaufen von solcher Größe, daß man in der Ferne überall Hottentottendörfer zu sehen meint.

Gegen Abend ritten der Deutsche und ich auf unsern Pferden der übrigen Gesellschaft voraus, was wir aber leicht mit einem Nachtquartier in freiem Felde hätten büßen können. Das einzige Wirthshaus welches wir trafen gehörte einem reichen Frachtfuhrunternehmer, der uns trotz aller Bitten die Aufnahme verweigerte, weil unsere Thiere und Führer nicht von ihm genommen waren. Endlich fanden wir einen freundlichen Bauern, der uns sogar seine eigenen Betten anbot; wir zogen es indeß aus mehreren Gründen vor unsere Nacht in einem kleinen Schoppen auf Matten zuzubringen, während unsere Pferde wie immer in diesem Lande, auf einem eingehegten, d. h. mit einem Graben umzogenen Platze frei umher liefen. Unsere zurückbleibenden Gefährten hatten es nicht besser gehabt, obgleich sie mit den Tropeiros in einem großen Rancho übernachteten. So nennt man hier die eigentlich für das Unterkommen der Reisenden bestimmten Gebäude von großem Umfang, worin jeder der zuerst kommt, sich so gut wie möglich einrichtet und auch sein Gepäck ins Trockene bringt; aber es ist eben nichts als ein von Ständern getragenes Dach ohne Seitenwände, und der Erdboden darunter ist oft so zerstampft und naß, daß die Tropeiros lieber einen trockenen Platz im Freien wählen, wo sie ihr Frachtgut zusammenstellen und mit Häuten zudecken. Von Lebensmitteln findet man in den Ranchos natürlich nichts, aber auch in den bewohnten, kleinern Landeshäusern sieht man sich, außer dem Mitgebrachten, in der Regel auf Eier reducirt. In unserm Bauernhause hörte ich denn auch zum erstenmale das eigenthümliche Krähen der Paulista-Hähne, das mit einer hellen, unglaublich lang gehaltenen Note endet.

Wir brachen in aller Frühe auf und erreichten bald die Pfarrei von San Bernardo, wo wir im ersten Hause einkehrten und frühstückten. Man hatte uns dasselbe als Wirthshaus empfohlen, und wir waren daher nicht wenig überrascht, als wir beim Abschied erfuhren, daß man uns gastfreundschaftlich bewirthet habe. Ich lernte darauf in dem Hauseigner Senhor B. einen höchst achtbaren Mann kennen, der mir bei meinen spätern Touren durch die Provinz S. Paulo die wichtigsten Dienste leistete und als Erkenntlichkeit dafür mit Dank eine Anzahl portugiesischer Bibeln und religiöser Abhandlungen annahm, zur Vertheilung in dem weiten Kreise seiner Bekannten.

(Schluß folgt.)

Coalition der Minenbesitzer im Loiregebiet.

Wir haben diese Thatsache früher schon (s. Nr. 246) erwähnt, und sie hat seitdem bedeutende Fortschritte gemacht. Eine Generalassociation der Kohlenbergwerkbesitzer, sagt der Censeur de Lyon, hat sich gebildet; die beiden Bassins von Rive de Gier und St. Etienne sind fast ganz in den Händen Einer Compagnie, welche auch den Canal von Givors und die Eisenbahn von St. Etienne auf 83 Jahre besitzen. Wenn die Verträge, welche zwischen diesen Compagnien abgeschlossen wurden, und die Erwerbungen, die sie gemacht haben, nicht umgestoßen werden, so wird die „Compagnie des mines réunies“ nicht nur fast alle Minen, sondern auch die Transportmittel in ihrer Gewalt haben. Was werden dann die wenigen Eigenthümer machen können, die nicht im Bunde sind? sie können die Concurrenz der großen Compagnien nicht aushalten, dann fallen auch ihre Besitzungen dieser letztern anheim, welche den Preis der Kohlen nach Gefallen steigern und zugleich den Taglohn der Minenarbeiter herabsetzen kann. In St. Etienne und Rive de Gier ist die ganze Bevölkerung, den Municipalrath an der Spitze, diesem Monopolwesen entgegen, und die Minenarbeiter scheinen sich auch bereits dieser allmächtigen Compagnie gegenüber wieder zu coalisiren; wer kann es ihnen verargen? Man wird schwerlich dießmal wieder die Arbeiter verfolgen und die Capitalisten laufen lassen.

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise in das Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Der Diebstahl ging den Beduinen sehr zu Gemüth. Man hielt Rath; kein Zweifel herrschte darüber, daß die Dieberei durch Leute vom Stamm Aschemali, welche wir am Abend zuvor in unserer Nähe gelagert gesehen hatten, verübt worden sey. Man beschloß deßhalb von diesem Stamm augenblicklich Rechenschaft hierüber zu verlangen. Unsere Beduinen wurden durch die Aufmunterungen eines Kriegers, Namens Abdoëla, noch mehr aufgeregt. Während der Anführer der Karawane, Ibrahim Chòma, der feigste Mensch den es geben kann, sich zitternd unter seinem Kamel zusammenkauerte, stellte sich Abdoëla, sein Pantherfell über die Schultern werfend, seine Lanze schwingend und seine Gefährten anfeuernd, an deren Spitze. Unsere Beduinen schwangen nun gleichfalls ihre Lanzen und stießen das Kriegsgeschrei aus. Im Lager ließ man eine Wache zurück, der sich Ibrahim Chòma anschloß, und dann rückten wir in zwei Reihen schnell, aber so still als möglich, gegen die Aschemalis vor. Diese waren nur etwa zehn Minuten von uns entfernt. Als wir uns ihrem Lager auf etwa hundert Schritte genähert hatten, stießen mehrere von ihnen den Allarmruf aus. Nun machten wir Halt und stellten uns in Schlachtordnung auf. In einem Nu waren unsere Gegner aus ihren beweglichen Hütten heraus und stellten sich auf zehn Schritte von uns in überlegener Anzahl gegenüber. Während wir uns nun gegenseitig mit den Blicken maßen, trat ein

Greis mit weißem Bart und haarlosem Kopf aus der Linie der Aschemalis heraus. Es war ihr Häuptling Arbaim Amadu. Er that fünf Schritte gegen uns, hielt dann still und erwartete so, ohne ein Wort zu sprechen, bis auch einer von uns die fünf Schritte vorgehe, welche uns von ihm noch trennten, und ihm den Grund unseres bewaffneten Besuchs mittheile. Abdoëta und ich verstanden ihn, traten auf ihn zu und reichten ihm zum Zeichen unserer Freundschaft die Hand. Nach langen Complimenten ergriff Abdoëta endlich das Wort. Er warf dem Greis in energischen Ausdrücken den Mordversuch vor, welchen einige Somalis gegen Leute unserer Karawane hätten ausführen wollen; ebenso beklagte er sich über den Diebstahl, welchen man uns verübt, und schloß zuletzt, indem er unsere Ueberzeugung aussprach, daß dieser Diebstahl von Leuten seines Stammes begangen worden sey, weßhalb wir auch gekommen, um die Rückerstattung der entwendeten Gegenstände zu verlangen. Arbaim hörte Abdoëta ruhig und ohne ihn zu unterbrechen an. Seine Antwort lautete sehr friedlich. „Es thut mir leid, sagte er, daß Leute von einem fremden Stamm versucht haben Leute eurer Karawane zu tödten; hätte ich um ihr Vorhaben gewußt, so wäre ich selbst zu eurem Schutz gekommen. Was die gestohlenen Sachen betrifft, so verspreche ich euch bei meinem Haupt, euch dieselben zurückzuerstatten, wenn die Schuldigen aus meinem Stamm sind.“ Allein er bat uns den nächsten Morgen abzuwarten, ehe wir einen feindlichen Entschluß faßten. Wir nahmen seinen Vorschlag an und traten den Rückmarsch in unser Lager an, wobei uns ein in Strömen niedergießender Regen das Geleite gab.

Kaum begann der Tag zu grauen, als auch schon Arbaim Amadu den Rath seines Stammes auf einem benachbarten Hügel versammelte. Ich wohnte ihrer Berathung bei, und die Sache verlohnte sich wohl der Mühe in der Nähe mit angesehen zu werden. Die Aschemalis bildeten einen weiten Kreis, in welchem sie alle mit großem Ernst und gekreuzten Beinen auf ihren Fersen herumhockten; an ihrem linken Arm hing der Schild und in der rechten Hand hielten sie ihre Lanzen aufgerichtet. Der Nestor der Truppe, der alte und weise Arbaim, nahm nun das Wort. Er beklagte sich über den an einer Karawane verübten Diebstahl, die dadurch, daß sie auf das Gebiet der Aschemalis gekommen, sich auch unter deren Schutz gestellt habe. Sodann wandte er sich an seinen Nachbar zur Linken und machte ihm Vorwürfe, als ob dieser der Urheber des Verbrechens gewesen wäre. Er drang in ihn die geraubten Gegenstände herauszugeben; er bestrebte sich Furcht und Gewissensbisse in ihm zu erwecken, indem er ihm vorstellte, welche Unannehmlichkeiten und Gefahren er dem Stamm zuziehe, wenn er darauf beharre die entwendete Beute zu behalten, und schloß endlich damit ihn zu fragen, wo er zu der Stunde, in welcher der Diebstahl stattgefunden, gewesen sey. Der Nachbar zur Linken hatte Arbaim mit einer unerschütterlichen Ruhe angehört. Statt dem Kahlkopf zu antworten, machte auch er eine halbe Wendung links und hielt nun an seinen Nachbar eine ähnliche Rede, wie er sie zuvor hatte anhören müssen. So machte die Anklage die Runde bei allen im Kreise herumsitzenden Beduinen, je nach der Rednergabe der einzelnen mit größerer oder geringerer Energie ausgesprochen. Doch nahm die Scene an Lebhaftigkeit zu, je weiter man mit dem Sprechen kam. Die Fragen folgten sich mit steigender Schnelligkeit; alles schrie und gesticulirte am Ende durcheinander, indem man die Schuldigen von allen Seiten aufforderte sich zu nennen. Nach der Bewegung der Schilde und Lanzen, von welchen das Geschrei begleitet war, hätte man glauben können, die Berathung werde mit einer tragischen Scene schließen. Doch dem war nicht so. Einer der Schuldigen, augenscheinlich von Gewissensbissen getrieben und durch das Geschrei seiner Cameraden außer Fassung gebracht, gestand sein Vergehen ein; er hatte ein Stück blaues Tuch gestohlen. Er gab auch einen seiner Mitschuldigen an; dieser bezeichnete einen dritten Dieb, welcher wiederum einen vierten, den letzten der Bande, angab. Arbaim befahl nun zuerst die Rückgabe der entwendeten Gegenstände; sodann verurtheilte er die Diebe zur Buße von je einem Ochsen, die alsbald getödtet, gebraten und von den Leuten der Karawane und seines Stammes gemeinschaftlich verzehrt werden sollten. Die Ochsen wurden also herbeigeschafft und fielen als Opfer des wiederhergestellten Friedens. So endigte der Streit mit einem Fest, in dessen Vorbereitungen die Beduinen den ausgestandenen Schrecken der vorhergegangenen Nacht vergaßen. Alle waren vollauf beschäftigt: die einen zerstückten die Ochsen, die andern schleppten dürres Holz herbei, und wieder andere suchten große Steine, auf welchen die einzelnen Fleischstücke gebraten werden sollten. Ich für meinen Theil hatte bei dieser allgemeinen Geschäftigkeit die Rolle übernommen, mit meinem Feuerzeug von einer Feuerstätte zur andern zu laufen und das Holz überall anzuzünden.

Am 12 October machten wir uns wieder auf den Weg und hatten weiter keine Unannehmlichkeit mehr bis zu unserer Ankunft in Kilalu, dem nächsten, fünfzehn Meilen von Omar Gulaf entfernten Stationsort. Allein hier erhielten wir eine nicht sehr angenehme Nachricht. Beduinen, welche wir hier antrafen, sagten uns nämlich, daß es auf dem ganzen Weg von Kilalu bis nach Klein-Maro kein Wasser mehr gebe, d. h. daß wir vierundzwanzig Meilen machen und mehrere Tage ohne Wasser bleiben müßten, und zwar bei einer sengenden Hitze. Diese Beduinen erzählten uns ferner, daß die englische Expedition acht Tage in Klein-Maro zu verweilen sich genöthigt gesehen habe und während der Zeit durch mehrere Häuptlinge beunruhigt worden sey. Major Harris hatte vergebens versucht sie durch Geschenke zu gewinnen; er brachte sie nicht eher vom Halse und machte sich nicht bälder freie Bahn, als bis er eine Kanone unter sie abfeuern ließ. Die Beduinen, welche zum erstenmal den fürchterlichen Knall hörten, flohen nun erschreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Niagara-Wirbel ist seit neuerer Zeit ein Sammelplatz von Leichen geworden; außer zwei Menschenleichen, die man schon vor einiger Zeit dort bemerkte, finden sich jetzt auch die Leichen von zwei Pferden und einem Schwein. Man kann sie vom Ufer herab sehen, wie sie den Kreislauf von mehr als einer halben Stunde im Umfang beginnen, dann mit jeder Windung näher dem Wirbel gezogen werden, bis das kochende Element sie verschlingt und — gewaltsam dann wieder auswirft, worauf sie den frühern Kreislauf nochmals beginnen. Der Anblick menschlicher Körper im Wirbel hat etwas Furchtbares; die blauen Gewässer scheinen trotz aller menschlichen Anstrengungen ihre Beute festzuhalten, bis sie mit der Leiche sich satt gespielt, und so durch den schmalen Ausgang unterhalb nach den Schnellen zu entlassen, um im Ontariosee begraben zu werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1845.

Skizzen aus Brasilien.

3. Die Umgebungen von Rio. — Ausflüge.

(Schluß.)

Von hier an läuft die Straße durch ein angenehmes, doch dünn bevölkertes Land; als Karawanenstraße bedarf sie natürlich häufiger Reparaturen, und wir fanden auch eine beträchtliche Anzahl von Mulatten, Indianern und eben angekommenen Deutschen auf Kosten der Regierung mit dieser Arbeit beschäftigt. Die Karawanen bestehen hier nicht selten aus 2 bis 300 beladenen Maulthieren, welche die Zuckersäcke und sonstige Producte in großen Körben an den Seiten einfacher Packsättel tragen; nur das Leitthier, das den ganzen Zug führt und keinem andern diesen Ehrenplatz einräumt, ist oft mit Muscheln und Federn phantastisch aufgeputzt und trägt am Halse eine Glocke. Die Tropeiros dieser großen Züge sind in der Regel gut beritten und haben einen Lasso am Sattelgürtel, um stets bereit zu seyn ein aufgescheuchtes Wild zu fangen. In der Nähe der Stadt begegneten wir auch einigen Herren und Damen, die auf feurigen Pferden pfeilschnell dahin flogen; aber die kühnen Reiterinnen saßen nicht seitwärts, auf sogenannten Damensätteln, sondern ganz wie die Herren, und ihre langen Röcke bedeckten fast den ganzen Hintertheil der Pferde; auch trugen sie Herrenhüte mit dem hier üblichen breiten Rand.

In San Paulo angekommen, fand ich in dem einzigen öffentlichen Gasthause bald ein gemächliches Unterkommen; der Wirth, ein seit vielen Jahren dort ansässiger Franzose, Namens Charles, war sehr vorsichtig in der Aufnahme seiner Gäste, die sich durch besondere Empfehlungsschreiben von ihm bekannten Einwohnern legitimiren mußten. Die Naturforscher unseres Zuges waren damit nicht versehen, und überdieß meinte Hr. Charles, von den Franzosen wäre er am meisten betrogen worden; sie mußten daher in einem miserabeln, schmutzigen und undichten Speisehause übernachten, bis wir am folgenden Tage unsern Wirth von der Ehrenhaftigkeit dieser Herren überzeugten.

Die Stadt liegt auf einem etwas erhöhten, sehr unebenen Grunde zwischen zwei kleinen Flüssen, die Straßen sind ganz unregelmäßig und eng, ohne Trottoirs und mit hartem, eisenhaltigem Quarzconglomerat gepflastert; auch einige Häuser sind von diesem Material erbaut, die meisten aber von gewöhnlicher Erde, welche beim Aufführen der dicken Wände angefeuchtet und zwischen Bretterlagen festgestampft und dann durch weitüberstehende Dächer vor Regen geschützt bald in der Sonne so hart wird, daß viele solche Mauern bei hundertjährigem Alter noch im besten Zustande sind. Die meisten Häuser sind zwei Stock hoch, mit offenen Altanen, wo Männer und Frauen sich in der Kühle des Morgens und Abends aufzuhalten pflegen, dabei sind sie außen mit Kalk verputzt und geweißt, was mit den rothen Ziegeln der Dächer einen starken Contrast bildet. Ueberall aber macht das Aeußere der Stadt den angenehmen Eindruck der Sauberkeit. Die Bauart der Häuser gleicht im übrigen der im ganzen Lande üblichen; vier Flügel unter einem Dach schließen einen freien Hofraum ein, die Räume zu ebener Erde dienen gewöhnlich zu Laden, Magazinen, Stallungen ꝛc., oben sind die Wohnzimmer, Eßzimmer und Alkoven zum Schlafen. In den Wohnzimmern findet man fast immer Sopha und Stühle von Rohrgeflecht, mitunter aber auch sehr elegante Möbeln, da viele der reichen Pflanzer der Provinz in diesem Centralpunkt derselben ihre eigenen Häuser haben. Die nächste Umgegend der Stadt ist sehr lieblich, überall sieht man hübsche Landhäuser und Gärten. Vor zehn Jahren ward auch ein botanischer Garten angelegt, mit anmuthigen Schattengängen um einen großen Teich, für den aber aus Mangel an Fonds neuerlich wenig geschieht.

San Paulo hat mit Einschluß der Klostercapellen im Ganzen 12 Kirchen; in der sehr großen Kathedrale hörte ich von 20 Geistlichen die Hochmesse singen, und diese wie auch mehrere kleinere Kirchen fand ich ziemlich stark besucht, besonders von Frauen, wobei ich nicht unerwähnt lassen will, daß die Paulistanas für die schönsten Weiber in ganz Brasilien gelten; aber sie halten, vielleicht eben deßhalb, sehr wenig auf äußern Schmuck; man sieht sie draußen nur in den bekannten spanischen Mantillen, und auch im Hause sehr einfach geklei-

det, und wenn eine reiche Herrin Schmuck besitzt, putzt sie ihre Sklavinnen damit heraus.

Unter den Ausflügen, die wir in die nähere Umgegend der Stadt machten, war einer der interessantesten der nach den Goldminen von Jaragua, am Fuß eines Berges gleichen Namens, etwa drei Stunden entfernt. Diese Gold-Waschen, die ersten die in Brasilien entdeckt wurden, waren zu Anfang des 17ten Jahrhunderts sehr ergiebig. Als später der Ertrag abnahm und der Reichthum von Minas Geraes bekannt war, wurden sie vernachlässigt, und jetzt sind sie das Privateigenthum einer reichen Wittwe, die dort und noch näher an der Stadt mehrere Quadratmeilen Ländereien besitzt, mit einer verhältnißmäßig großen Menge von Sklaven und Vieh. Als diese gegen Fremde sehr zuvorkommende Dame, Senhora Gertrudes, ihre schöne Wohnung in der Stadt verließ, um eine Zeitlang auf der immensen Plantage von Jaragua zu leben, lud sie uns ein sie dort zu besuchen, was mit Dank angenommen ward. Sie setzte einen besondern Stolz darein ihre Gäste nur mit den Producten ihres eigenen Bodens zu bewirthen, und dazu gehörte selbst der Thee; doch mußte sie drei wichtige Gegenstände aus der Fremde beziehen: Weizenmehl, Wein und Salz. Uebrigens war die Bewirthung vortrefflich. Hr. G. forderte mich auf den Gipfel des Jaragua mit ihm zu besteigen; wir nahmen einen Führer und drangen in den Wald, der aber bald so dicht verwachsen war, daß Hr. G. vorzog in der Niederung zu botanisiren, und mich mit dem Führer und einem portugiesischen Knaben allein weiter steigen ließ. Der Berg bildet die Südspitze der Serra da Mantigueira und ist der höchste in der ganzen Gegend, weßhalb er auch den Wanderern von allen Seiten als Landmarke dient. Die nur mit dünnem Gras stellenweis bewachsene Spitze besteht aus Granit und Gneis, und gewährt einen weiten Ueberblick der sogenannten Ebene von Piratininga, deren Charakter aus solcher Ferne gesehen an manche Gegenden Nordamerika's erinnert, was freilich weiter abwärts wegen der tropischen Vegetation nicht mehr der Fall ist.

Auf dieser Fazenda der Donna Gertrudes wird vorzugsweise Zucker, Kaffee, Reis, Mandioca und Baumwolle gebaut. Ringsum das Wohnhaus liegen die Schlafhäuser der Neger, die Ställe und Scheunen, weiterab ist es eine große Branntweinbrennerei, wo aus dem Syrup eine Art Spiritus, Namens Cachaßa, destillirt wird. Die von Ochsen gedrehten Zuckermühlen waren von sehr roher Construction. Interessanter war mir die Bereitung des Mehls aus der dem Lande eigenthümlichen Mandioca, welche neben tödtlichem Gift zugleich den besten Nahrungsstoff enthält. — Die Wurzel der Jatropha manihot (L.) ward erst mit einer rohen Art von Raspel, d. h. einem mit scharfen Steinchen besetzten Stück Baumrinde, zerrieben, dann mit einem Stein noch weiter zerquetscht und der ausgepreßte Brei am Feuer vollends getrocknet. Die Portugiesen erfanden bald einfache Mühlen und Pressen für diese Arbeit, die aber des giftigen Saftes wegen für ungesund gehalten wird, weßhalb die damit beschäftigten Neger Nhambiblüthen und Urucuwurzeln als Gegenmittel in ihre Nahrung mischen. Der Genuß des frischen Saftes gilt für tödtlich, und es sollen mit Hülfe desselben nicht selten Vergiftungen bewirkt worden seyn; er dient aber auch um faules Fleisch aus alten Wunden wegzubeizen und Eisen von Rost zu reinigen und soll durch Kochen und Gährung die giftige Wirkung verlieren. Auch beschränkt sich diese auf den Saft der Wurzel allein, denn die Blätter der Pflanze werden gegessen. Unter den Eingebornen gibt es noch andere Arten, das Mandiocamehl zu bereiten, welches sie dann ohne weiteres trocken zu genießen pflegen. Sie wissen auch einen berauschenden Festtrank aus der Wurzel zu bereiten, indem sie dieselbe erst auskochen, dann nachdem sie kalt geworden zerkauen und in Gefäße mit Wasser spucken, dieses nochmals kochen und in geschlossenen Gefäßen gähren lassen. Es herrscht aber allgemein die Meinung, daß dieses Getränk nur gut wird, wenn junge Frauen es bereiten (vermuthlich weil den Männern dann das Kauen weniger unappetitlich vorkommt). In Jaragua ward das Mandiocamehl in großen Quantitäten auf folgende Art bereitet. Die Wurzeln wurden gleich nachdem sie aus der Erde kamen gekocht und geschält, dann mit der Hand gegen ein großes, kreisrundes von Wasserkraft getriebenes Reibeisen gehalten; das grobkörnige Mehl ward in darunter stehenden Körben aufgefangen, dann in feste Säcke gethan und unter einer großen Schraubenpresse von allem Saft befreit. Die trockene Masse ward darauf in Mörsern fein zerstoßen und endlich auf hohlen, von unten erhitzten Eisenplatten beständig und schnell gerührt, bis das Mehl völlig trocken war. Es enthält immer noch gröbere Theilchen, ist aber schön weiß und wird auf die mannichfachste Weise zu Speisen verwendet. Der Saft wird unter der Presse aufgefangen und in Gefäße gethan, worin sich bald ein feiner Bodensatz bildet, der unter dem Namen Tapioca in neuerer Zeit viel ausgeführt wird.

Man kann sich vorstellen, wie rasch und angenehm uns die Zeit auf dieser reichen Pflanzung verging, wenn man hört daß zugleich mit uns außer den erwachsenen Kindern der Herrin noch eine Menge Fremder, Damen und Herren, zum Besuch draußen waren. Die interessanteste von allen war aber ohne Vergleich unsere Wirthin selbst, da sie sich ein Vergnügen daraus machte, aus dem reichen Schatz ihrer vielseitigen Erfahrungen uns mit der liebenswürdigsten Geduld alles mitzutheilen und zu erklären, was wir zu wissen begehrten. Was das äußere Leben betrifft, so ging es wahrhaft fürstlich bei ihr her, während doch nach unsern Begriffen wieder überall etwas fehlte; zwölf Diener warteten auf, aber sie standen sich jeden Augenblick im Wege, das Tafelservice war massiv und prächtig, Tische und Stühle erbärmlich; die Betttücher und Kissenüberzüge von Baumwollenzeug, aber mit Spitzen oder gestickten Streifen besetzt u. s. w. Um 6 Uhr Nachmittags ward ein Ueberfluß von Speisen zum Diner aufgetragen. Abends versammelten sich alle Diener und Sklaven zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst, der meistens aus sehr unharmonischen Gesängen bestand. Um 9 Uhr ward schon wieder soupirt. In dem Familien-Caplan, einem Doctor der Theologie, lernte ich übrigens einen wohlerzogenen liberalen Prie-

ster kennen, dessen ganze Verbindlichkeit sich indeß darauf beschränkte an Sonn- und Festtagen in der Privatcapelle Messe zu halten.

Krankheiten und Heilungsmethoden bei den Birmanen.

(Schluß.)

In der Heilkunde sind die Birmanen noch sehr wenig vorgeschritten. Godama, der in seinen Predigten von allem gesprochen zu haben scheint, ohne es zu kennen, bezeichnete auch die Anzahl der Knochen, der Adern, Nerven und andern Theile, aus denen der Mensch besteht. In einem classischen Buche der birmanischen Medicin ist gesagt, daß der Körper aus vier Elementen, Luft, Erde, Wasser und Feuer bestehe, daß er die Grundlage zu 96 Krankheiten enthalte, daß diese durch trübe Gedanken, durch die Jahreszeiten und durch die Nahrung verursacht würden, daß die ersten ihren Sitz im Herzen, die zweiten im Bauch hätten, und daß man die Symptome der Krankheiten durch die fünf Sinne erkennen müsse. Troß dieser schönen Kenntnisse besteht doch die ganze birmanische Medicin in der Anwendung verschiedener Wurzeln, Rinden und andern einfachen Mittel, die sie in Menge in den Wäldern finden, und namentlich während der Sonnen- und Mondsfinsternisse aufsuchen, weil sie dann eine besondere Kraft haben; wenige darunter haben aber wirklich eine heilende Kraft. Auch machen die birmanischen Aerzte einen unmäßigen Gebrauch von Gewürzen, wie Pfeffer, Muskat, Nelken u. s. w.

Die Heilkunst wird ausgeübt von jedem der dazu Lust hat, und nirgends ist ein Diplom erforderlich; wenn der Arzt zu einem Kranken gerufen wird, bringt er einen kleinen Sack mit, der eine Menge Bruchstücke von Rosenholz und Bambus enthält, worin die selbst bereiteten Pulver und Pillen aufbewahrt sind. Nach einigen Fragen wird der Arzneisack geöffnet, und dem Kranken in warmem Wasser aufgelöst einige Pillen gegeben, und beim Abschied drei oder vier Dosen zurückgelassen; da sie wissen, daß das Vertrauen des Kranken um so größer ist, je unangenehmer die Medicin schmeckt, so sparen sie die übelschmeckenden Zusätze nicht. Die Arznei ist kaum im Magen, so fragen sie schon ob der Kranke sich besser fühle; antwortet er ja, so wiederholen sie die Arznei, und antwortet er nein, so geben sie ihm eine andere, und überladen den Magen so sehr mit reizenden Mitteln, daß namentlich die Reichen, welche mehrere Aerzte kommen lassen, oft daran sterben. Die birmanischen Aerzte untersuchen nie den Stuhlgang oder das Aussehen der Zunge, wohl aber fühlen sie den Puls, und zwar an zwei Orten zugleich, am Daumen und am Fuße; geht er an beiden Orten gleich, so geht er gut, er mag sonst gehen wie er will. Manchmal untersagen die Aerzte gewisse Speisen, aber nicht im Fieber, denn in diesem Fall kann das Essen die Krankheit nicht vermehren; nach diesem Grundsatz geben sie auch hitzige Arzneien und machen dadurch ein anfänglich unbedeutendes Fieber sehr hartnäckig. Man behauptet, dieß geschehe, weil es ihnen an guten Abführungsmitteln fehle; das einzige, welches sie anwenden, ist Ricinus, was aber bei Fieberkranken oft sehr schlimme Folgen hat. Italienische Missionäre sollen eine Wurzel entdeckt haben, welche fast dieselbe Wirkung habe, wie die Jalappa, und eine zweite, welche dem Ipecacuanha entspreche, aber die birmanischen Aerzte halten an ihren alten Methoden, und nehmen nur schwer die neuen Mittel an, namentlich wenn sie von Fremden kommen. Die Frauen werden nach der Entbindung ähnlich wie die Fieberkranken behandelt, indem man in ihrer Nähe ein unmäßiges Feuer anzündet; sie sterben deßhalb auch in großer Menge, sind indeß immer noch außerordentlich zahlreich und man schätzt ihre Zahl auf das Dreifache der Männer.

Will eine Krankheit der begonnenen Curmethode nicht weichen, so schreiben die Doctoren sie den Nats, d. h. den bösen Geistern oder den Zauberern, zu, denn die Birmanen sind überzeugt, daß diese Personen Krankheiten und außerordentliche Erscheinungen veranlassen können, unter andern den Lappen, ein Stück Fleisch, Knochen oder Sehne, das durch ihren Zauber in den menschlichen Körper gebracht wird. Die Nats beherrschen Berge, Bäume u. dergl., und ein großer Waldnat, den sie Natzo nennen, erzeugt namentlich viele Krankheiten. Wenn die Krankheit vom Natzo kommt, was die Doctoren am Puls fühlen wollen, so wird exorcisirt und man muß den Natzo tanzen lassen. Ein Freudenmädchen, das sie die Frau des Nat nennen, tanzt nach dem Schall des Tamburin und einiger andern Instrumente in einem zu diesem Zweck errichteten Zelt, wo die Verwandten der Kranken eine Menge Früchte und andere Dinge aufhäufen, als Opfer für den Natzo, eigentlich aber für den Charlatan. Das Mädchen tanzt, macht Verdrehungen des Körpers und scheint vom bösen Geist besessen zu werden, dann stößt sie unzusammenhängende Worte aus, welche man für die Antwort des Natzo über den Zustand des Kranken und den Ausgang der Krankheit hält. Gefällt die Antwort nicht, so bleibt dem Arzt immer die Ausflucht, daß die Macht des Natzo allen Mitteln widerstehe.

Missionäre, welche Medicin und Chirurgie studirt hatten, wurden seit einem Jahrhundert nach diesem Lande geschickt, konnten aber gegen den Aberglauben der Birmanen wenig ausrichten, und erreichten nur da wo sie gerade wohnten, einen Erfolg. Der Abt Domingo, Geistlicher zu Rangun, übt die Arzneikunst unter den dortigen Christen aus, und hat auch von Seiten der andern Einwohner Zulauf. Am ehesten unterwerfen sich die Birmanen noch der chirurgischen Behandlung der Europäer, von deren Vorzügen sie sich freilich oft genug überzeugt haben.

Abgesehen davon, daß die Nahrung der Birmanen nicht sehr substantiell ist, machen sie sich auch wenig Bewegung und essen sehr viel Napi, ein der Fäulniß naher gesalzener Fisch; dieß setzt sie vielen Hautkrankheiten aus. Das ganze Reich ist voll von Aussätzigen, welche außerhalb der Städte an einsamen Orten wohnen; da man ihnen gestattet sich zu verheurathen, so wird die Krankheit fortgepflanzt; diese Unglücklichen sind, nebst

den Talapoinen die einzigen Bettler des Landes. In den Städten Tavoy und Martaban, die jetzt unter englischer Hoheit stehen, sah man sonst, namentlich in der Stadt Martaban, kaum einen Einwohner, der nicht einigermaßen inficirt war. Deßhalb heißt der Aussatz bei den Birmanen die Martaban-Krankheit. Abgesehen hievon sind viele Einwohner mit weißlichen Flecken, Flechten und ähnlichen Hautausbrüchen bedeckt, die sich oft durch den ganzen Körper schlängeln.

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise in das Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Wir blieben einen Tag in Kilalu, um die Kamele ausruhen und nach Lust trinken zu lassen. Der kleine Fluß Kilalu, der erste, welchen man auf diesem Wege trifft, hatte eben seinen höchsten Wasserstand. Nachdem wir unsere Schläuche gefüllt, traten wir um sechs Uhr Abends unsere Reise wieder an, indem wir wegen der großen Hitze die ganze Nacht hindurch marschirten, den Tag aber zur Ruhe benützten. Erst am Morgen des vierten Tages kamen wir in Klein-Maro an.

Ich war weit entfernt einen solchen Anblick zu erwarten, wie er sich mir hier darbot, denn während meines ganzen Aufenthalts im Lande Adel hatte ich nichts so Belebtes und doch zugleich Trauriges gesehen. Das Wasser, welches man hier findet, bildet nämlich ein ungeheures, eine halbe Meile im Umfang haltendes Bassin, eine Pfütze, in welchem sich alles aus den benachbarten Thälern ablaufende Regenwasser sammelt. Bei unserer Ankunft daselbst tränkten gerade mehrere hundert Adels, welche aus acht Meilen im Umkreis hier zusammengekommen waren, ihre eigenen zahlreichen Heerden und versorgten sich selbst mit Wasser. Es mochten wohl an fünfzigtausend Stück Vieh beisammen seyn: ein lärmendes Gewühl von Kamelen, Ochsen, Schafen und Ziegen. Die dürftigen Thiere gingen in die kaum anderthalb Fuß tiefe Pfütze hinein. Auch die Beduinenweiber kamen herbeigelaufen und stritten sich gierig um dieses schlammige, grünliche, faulige, durch das Hineintappen der Thiere noch mehr getrübte und durch ihre Excremente verunreinigte Wasser. Und die Beduinen zankten sich schreiend, gesticulirend und mit erhobener Lanze, um ihre Thiere zuerst an die stinkende Schwemme zu bringen. Außerdem nahm das Wasser durch diesen ungeheuern Verbrauch und die immerwährende Ausdünstung mit einer Raschheit ab, welche die Herzen dieser Wilden mit Verzweiflung erfüllte. Mitten in dem Sumpf erheben sich einige mit dem frischesten Grün belaubte und von prachtvoll gefiederten Vögeln bewohnte Bäume, welch erstere, hin und her fliegend, ihren seltsamen Gesang mit dem Geschrei der Beduinen vermischten, gleichsam als wollten sie Theil an deren Streit nehmen.

Auf diesem Platz erhielt ich einen Besuch von dem habgierigsten Häuptling im Lande Adel; er herrscht über den Stamm Debenet Buema und heißt Uais Agaio. Der Grund dieses seines Schrittes war nicht schwer zu errathen: er kam um einige Geschenke von mir zu erpressen. Ich wollte ihm zwei Stücke Baumwollenzeug geben. Agaio betrachtete sie lange und fand sie wunderschön, stellte sie mir aber trotzdem wieder zu. „Ich brauche Talaris, sagte er zu mir; die Engländer haben mir hundert für die Erlaubniß gegeben durch mein Gebiet ziehen zu dürfen. Ich verlange von dir eben so viel.“ — „Du wirst nicht nur nicht kein Geld von mir erhalten, sondern ich schenke dir jetzt selbst die Baumwollzeuge nicht, welche du mir zurückgegeben hast. Versuche es nur, dich meiner Weiterreise zu widersetzen; ich werde mir schon einen Weg zu bahnen wissen.“ Der Ras entfernte sich ohne ein Wort zu sagen.

Als er fort war, ließ ich die Leute meiner Karawane zusammenkommen, erzählte ihnen die übertriebenen Forderungen des Uais Agaio, und stellte ihnen vor, daß dadurch, daß ich auf dieselben nicht eingegangen sey, ich eben so gut in ihrem Interesse als in dem meinigen gehandelt habe. „Wir dürfen nicht zugeben, sprach ich, daß die Ras, welche die ganze Strecke zwischen Tuschurra und Efat einnehmen, solche Mißbräuche einführen. Wenn ihr sie bei ihren übertriebenen Forderungen laßt, so werdet ihr euch selbst damit strafen und der Schaden früher oder später gewiß auf euch selbst zurückfallen. Ferner werden es die Europäer auch nicht mehr wagen mit Schoa Handel zu treiben, und ihr werdet dadurch alle die Vortheile verlieren, welche euch aus dem Transport ihrer Waaren erwachsen.“ Diese Gründe leuchteten ihnen ein und sie billigten mein Benehmen einstimmig. „Gib dem Ras gar nichts; wenn er wiederkommt, werden wir ihn nöthigenfalls mit Gewalt fortschaffen.“

Am folgenden Morgen beluden die Beduinen ihre Kamele vor Tagesanbruch wieder. In dem Augenblick, wo die Karawane sich in Marsch setzte, sahen wir Agaio, dießmal völlig umgestimmt, herbeikommen. Er war es, der nun kam, um mir ein Geschenk zu machen. Er brachte ein mit Milch beladenes Kamel mit; ich nahm diese Gabe auch mit unendlichem Vergnügen an und theilte die Milch unter meine Gefährten aus. Während der Zeit unterhielt sich Agaio mit dem Anführer der Karawane. Ibrahim Choma rieth ihm ohne Zweifel seine Geldforderungen nicht zu erneuern; denn als ich ihm seine leeren Gefäße zurückgab, bat er mich um die Baumwollzeuge. Ich gab mir die Miene, als ob ich ihm durch deren Ueberlassung eine außerordentliche Gunst erweise, und so schieden wir als ziemlich gute Freunde.

Noch am selben Tage machten wir zu Groß-Maro Halt. Hier war durch einen vulcanischen Ausbruch ein natürliches Becken gebildet worden, das sich zur Regenzeit mit Wasser füllt und dann ein kleiner See wird, so daß die benachbarten Stämme von der einen Regenzeit zur andern stets hinreichend für sich und ihre Heerden mit Wasser versehen sind. Man trifft deßhalb hier auch immer Beduinen von allenthalben her. Die Beschaffenheit des Bodens bietet hier dem Geologen viel Merkwürdiges dar. Man sieht eine Menge erloschener Vulcane, von denen der höchste, zwei Meilen weiter nördlich gelegen, Ayalu heißt und fast gleich hoch mit dem Vesuv und beinahe ebenso beschaffen ist. Nahe dabei steht ein zweiter, Habita genannt, dessen Zusammensinken durch häufigere Ausbrüche veranlaßt worden ist. Am Fuße dieses Berges sollen sich, wie die Beduinen versichern, Ruinen befinden, welche verdienten besucht zu werden: es sollen Ueberreste cyklopischer Gebäude, aus ungeheuern gehauenen Steinen bestehende Grundmauern und ebenso in Stein ausgeführte Cisternen seyn. Einige weitere Vulcane, deren Namen ich behalten habe, heißen Mandda und Komeh; allein es würde zu gefährlich seyn sie untersuchen zu wollen, da sie im Gebiet der Modeitos oder Hassen Marak, der wildesten Völkerschaft im Lande Adel, liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1845.

Ueber die Manufactur-Betriebsamkeit Rußlands in Bezug auf die allgemeine Productivität und auf das häusliche Leben der niedern Volksclassen.

(Aus dem Russischen des Baron Alexander von Meyendorff. *)

Die Umstände, die das industrielle Leben eines Volkes bedingen, sind von so mannichfaltiger und zusammengesetzter Natur, daß wir uns hier zu ihrer klareren Uebersicht auf zwei Hauptverhältnisse beschränken und namentlich folgende beide Fragen besprechen wollen: 1) Wie verhält sich die Manufacturbetriebsamkeit Rußlands zur allgemeinen Productivität der Nation? 2) Worin besteht der wirkliche und für die Zukunft mögliche Einfluß jener Industrie auf die materielle und geistige Lage der untern Classen?

Zur bessern Verständigung unseres Thema's ist ein Blick auf die Productionskräfte Rußlands, ihre Eigenschaften und ihre Vertheilung nöthig. Hierauf werden wir die Grundlagen des russischen industriellen Systems untersuchen, seine Entwicklung und Ausbildung in allgemeinen Zügen verfolgen, die belebende Wirkung andeuten, die es auf die andern Zweige der Volksthätigkeit ausübt und endlich zu dem Hauptzweck unserer Betrachtungen übergehen, zur Beleuchtung des Einflusses, den die Manufactur-Industrie auf die Erhöhung des Wohlstandes, die Beförderung der Häuslichkeit und Arbeitsliebe und die Erhaltung der Sittenreinheit haben muß.

In industrieller Hinsicht kann man unsern Staat in drei Hauptmassen theilen: das europäische Rußland, Sibirien und die Kaukasus-Länder. Das europäische Rußland hat eine Oberfläche von 82,000 geographischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 50 Millionen Einwohnern (ohne das Königreich Polen und Finnland mitzuzählen). Sibirien, 220,000 Q. M. mit 2 Mill. Einwohnern kann als eine Colonie betrachtet werden, die uns mit Metallen, kostbaren Steinarten und Rauchwerk versorgt und durch welche der Handelsweg nach China führt. Die transkaukasischen Länder enthalten über 3000 Q. M. und 1,500,000 Einw., und bilden nach Chopins klimatischer Karte die südliche Colonie Rußlands, die letzteres mit einigen Erzeugnissen der Tropenländer versieht. Ohne uns jedoch auf die Zustände jener beiden Colonien einzulassen, wenden wir uns gegenwärtig nur zur Darstellung der Productionskräfte des europäischen Rußlands.

Das europäische Rußland zerfällt nach seinen natürlichen und andern Erzeugnissen in vier Landstriche oder Bezirke (polosy): den bewaldeten, den mittlern oder gewerblichen, den ackerbauenden oder humusreichen (tschernosemnaja) und den Viehzucht treibenden.

Der bewaldete Landstrich

besteht aus den Ufergegenden der Ostsee und des weißen Meeres und gränzt gegen Süden an die waldaischen Hügel und an den Bergrücken, der sich längs des Gouvernements Wologda nach dem Ural zieht. Sein Umfang beträgt im Ganzen 32,500 Q. M., seine Bevölkerung über 9 Millionen Seelen.

Die charakteristischen Eigenschaften dieses Bezirks sind: ein Ueberfluß an Waldungen, ein überaus starker Flachsbau, wie er in dieser Ausdehnung in keinem andern Lande getrieben wird, reichliche Jagden und ergiebiger Fischfang. Der Waldungsdistrict theilt sich in zwei Wäldermassen, die östliche und westliche; diese besteht aus den Waldungen Polens und der westlichen Gouvernements bis Smolensk, jene breitet sich allmählich von den Gränzen der Gouvernements Smolensk, Twer und Nowgorod aus, und erstreckt sich von Wologda bis jenseits der Petschora zu den sibirischen Tundren oder Moosebenen. (Nach der im J. 1777 angestellten Vermessung hatte das Gouv. Archangel 34 Mill. 369,000 Deßjätinen Wald, das Gouv. Wologda 29 Mill. 558,000).

Der Flachs wird in solchem Ueberflusse producirt, daß die Ausfuhr im J. 1843 nicht weniger als 3,600,000 Pud be-

*) Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Das Original dieses lesenswerthen Artikels, der manche höchst willkommene Aufschlüsse über einen Gegenstand mittheilt, über den im westlichen Europa so viele dunkle und zum Theil irrige Ansichten verbreitet sind, ist im 2ten Hefte des Moskwitjanin für das Jahr 1845 abgedruckt.

trag; von dieser Quantität wurden mehr als 2,200,000 Pud über Riga allein ins Ausland verführt.

Die Jagd und der Fischfang liefern einen zwar nicht unbedeutenden Ertrag, bilden aber dennoch eine weniger hervorstechende Eigenthümlichkeit dieses Bezirks, als die Waldungen und der Flachsbau.

Der mittlere oder gewerbliche Landstrich.

Diese Region, die zwischen dem Ural, dem vorbemerkten Walddistrict und dem südlichen oder ackerbauenden liegt, enthält auf einem Raume von 17,400 Q.M. eine Bevölkerung von 16,600,000 Einwohnern. In ihr concentrirt sich vornehmlich die industrielle Thätigkeit des Reichs.

1. Vom Osten ausgehend bemerken wir zuerst die zum Bergwesen gehörigen Anstalten. Mehr als 0,9 von sämmtlichen Hütten des Reichs befinden sich auf beiden Seiten des Ural, zwischen den Flüssen Wjatka und Bjelajá. Nur die bedeutenderen gerechnet, zählt man ihrer 115.

2. Zwischen der Wjatka, Wolga und Kama wird vorzugsweise die Manufactur hölzerner Artikel und Geräthschaften betrieben, welche gegen eine halbe Million Hände beschäftigen. Die von Lindenbast (Motschalo) verfertigten Gegenstände belaufen sich allein auf 2 Mill. S.R. jährlich.

3. Von der Wolga und den südlichen Kreisen des Gouvernemens Kostroma bis zur Desna herrscht die Weberei vor. Leinengewebe werden hauptsächlich in den Gouv. Kostroma, Jaroslawl und einem Theile des Wladimir'schen bereitet, wo man auch seidene, wollene und andere Stoffe anfertigt. In der Umgegend von Kaluga ist die Hanfweberei zu Hause. Außer diesen Hauptzweigen der Industrie findet man hier auch Papiermühlen, Metallgießereien, Glashütten, Töpfereien und alle zu mechanischen und chemischen Fabricaten nöthigen Institute. Dieser Landestheil bildet mit einem Worte das Herz des russischen Manufacturbetriebs, indem er mehr als 4000 Fabriken und Hüttenwerke (Sawody) enthält.

4. Der westliche Theil des industriellen Landstrichs, welcher von der Desna und dem Dnjepr eingeschlossen wird, zeichnet sich durch seine Hanfweberei aus. Hier werden alljährlich über anderthalb Mill. Pud Hanf verarbeitet; außerdem ist die Tuchfabrication (namentlich in dem Flecken Klinzy) und die Bearbeitung des Tabaks, der Wolle und anderer Artikel zu besonderer Entwicklung gelangt. Eine ansehnliche Manufacturstadt ist Njejen im Gouv. Tschernigow.

Im Osten dieses Bezirks beschäftigt man sich demnach vorzugsweise mit dem Bergbau und der Verfertigung hölzerner Fabricate, im Mittelpunkte mit der Weberei, der Metallbereitung und einigen Nebenzweigen der Industrie, im Westen mit dem Anbau und der Bearbeitung des Hanfes.

Ackerbauender oder humusreicher Landstrich.

Der Süden des industriellen Landstrichs gränzt an die eigentliche ackerbauende Region.

Die Dammerde (Humus, Tschernosem), aus welcher der Boden dieses Landstrichs besteht, erstreckt sich von Ungarn bis Sibirien — ja sogar bis Irkutsk. Im europäischen Rußland nimmt sie vom Pruth bis zum Ural 17,400 Q.M. ein, die eine Bevölkerung von 19 Mill. Köpfen enthalten. Sie versieht den gewerblichen und bewaldeten District mit den Erzeugnissen des Ackerbaues und liefert ungeheure Quantitäten Cerealien und anderer Lebensmittel zur Ausfuhr. Es werden aus dieser Region alljährlich gegen 14 Mill. Tschetwert Getreide verführt, welche einen der vorzüglichsten Handelsartikel des Reichs bilden.

Den Eigenschaften des Humus gemäß kann der ackerbauende Landstrich in drei verschiedene Bezirke getheilt werden.

1. Auf der ganzen Strecke vom Dnjepr bis zum Ural hat der Boden in einer Ausdehnung von 100 Werst von der nördlichen Gränze des Districts nach Süden einen sandigen und thonigen Charakter. In dieser Gegend, von der Wolga bis zum Dnjepr, in den Gouv. Orel und Tschernigow, wird auch der im Auslande so bekannte russische Hanf gezogen.

2. Im mittleren Theile dieser Region befindet sich ein Streif außerordentlich fetter Dammerde, der fruchtbarsten in ganz Rußland, welcher sich von Krementschug nach dem Norden des Gouv. Poltawa zieht, von hier nach dem südlichen Theil des Gouv. Kursk läuft und an der Stadt Tim vorbei sich nach Jelez wendet; dann berührt er die südlichen Kreise des Gouv. Tambow, nimmt bei Pensa eine Richtung nach Norden, überschreitet das samarische Land und die Wolga und verliert sich endlich in dem Obschtschji Syrt. Dieser mittlere Streif der Ackerbau-Region verdient wegen seiner ungemeinen Productivität Beachtung; er ist von unsern namhaftesten Agronomen erforscht worden, deren an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen seine Richtung und Ausdehnung bestimmt haben. Seine Breite wird auf 80 bis 120 Werste, seine Länge auf etwa 1000 Werste geschätzt. Hier könnte man den Anbau der Färbe- und Oelkräuter betreiben und überhaupt solche Producte ziehen, deren Bearbeitung eine Menge Hände erfordert.

3. Der humusreiche Landstrich endet gegen Süden mit einem Streifen von 200 Werst in der Breite, in welchem man die Beschäftigungen des Ackerbaues mit denen der Viehzucht verbindet. Hier findet man z. B. große Heerden Pferde, Schafe und Hornvieh, nebst bedeutenden Talgsiedereien, Seifensabriken u. s. w. Dieser Streifen bildet demnach den Uebergang von der ausschließlich ackerbauenden zu der eigentlichen Viehzucht treibenden Region, und die Stadt Charkow, welche in seinem Mittelpunkte liegt, vereinigt alle Bedingungen in sich, die zur Entwicklung eines blühenden Gewerbsleißes nöthig sind. Saratow und Krementschug, an den beiden Endpunkten des Bezirks gelegen, dienen als Stapelplätze zum Austausch der von den nördlichen und südlichen Regionen gelieferten Erzeugnisse.

Der Viehzucht treibende Landstrich.

Die ackerbauenden Districte verwandeln sich allmählich in Weideländer (Pastbischtscha), welche einen Flächenraum von 13,200 Q.M. mit einer Bevölkerung von 4 Mill. einnehmen.

Auf diesen unermeßlichen Triften weiden die zahlreichsten Heerden Rußlands. In einer einzigen Gegend unweit Zarizyn gibt es über 100,000 Stück Hornvieh, die hauptsächlich zur Verpflegung des industriellen Landstrichs dienen. Dort ist auch die Hammelzucht im Schwunge, von denen man verschiedene Racen erzielt. Diese Heerden liefern das Material für eine so ausgedehnte Industrie, daß von dem Talg allein, der in diesen Gegenden gewonnen wird, im Jahre 1840 für 15,142,857 R. 14 K. ins Ausland verführt wurde. In keinem anderen Lande wird das Thierreich in so großartigem Maaßstabe ausgebeutet; es ist dieses ein Charakterzug des europäischen Rußlands, obwohl dieser wichtige Betriebszweig am meisten der technischen Vervollkommnung bedarf.

Was die industriellen Eigenschaften dieser Region betrifft, so können sie unter drei Hauptabtheilungen gebracht werden.

1. In den eigentlichen Weideländern zieht man Thiere aller Arten, von dem Schaf bis zum Kamel.

2. In dem südlichen Theile, welcher sich von der Krim bis zum Elton-See ausdehnt, ist der Boden überall mit Salz geschwangert und dient zur Grundlage des ungeheuren Salzbetriebs des südlichen Rußlands.

3. Der sandige Theil liegt an den Ufern des Don, der Wolga, des caspischen und asowischen Meeres. Hier findet der Fischfang seine ergiebigste Ernte, indem das caspische Meer allein für mehr als 2,285,000 S.R. jährlich liefert.

Südlich von diesem Landstriche zeigt sich von neuem der Tschernosem am Fuße des nördlichen Abhangs der Kaukasusgebirge, deren Rücken die Südgränze des europäischen Rußlands bildet.

* * *

Aus vorstehender Uebersicht der sämmtlichen Industriezweige des europäischen Rußlands erhellt es, daß die Hüttenwerke, Manufacturen und Fabrikanstalten sich fast ausschließlich in dem mittlern Landesstriche des Reichs concentriren, der nur den fünften Theil des Flächenraums (17,420 Q. M.) und weniger als ein Drittel der Volksmasse (16,600,000 Seelen) desselben enthält.

Die Manufactur-Industrie belebt aber mit ihrem Einflusse das ganze Reich, von Norden bis Süden, und während unsere Fabriken jetzt fünf Sechstel des Nationalbedarfs liefern und nur ein Sechstel durch ausländische Fabricate befriedigt wird, hat auch unser auswärtiger Handel nicht abgenommen, wie manche glauben, sondern nur eine Veränderung in den Producten erfahren, die zwischen Rußland und den fremden Staaten ausgetauscht werden. Um jedoch den belebenden Einfluß jener Central-Industrie beurtheilen zu können, müssen wir einen prüfenden Blick auf die Begründung, Ausdehnung und Vervollkommnung unseres Fabriksystems werfen.

Es ist bekannt, mit welcher Energie, mit welchem Verstande der Stammrusse jede Arbeit unternimmt; aber der Ackerbau, der von der Natur selbst auf die Hälfte des Jahres beschränkt wird, gewährt ihm nur eine theilweise Beschäftigung, wogegen der Gewerbfleiß seiner Thätigkeit auch im Winter ein weites Feld eröffnet. Unter den gegenwärtigen Umständen, wo der Landmann den von ihm cultivirten Boden nicht als Eigenthum besitzt, würde der Ertrag desselben bei dem begränzten Absatz der ländlichen Producte ihn nicht in den Stand setzen, die ihm auferlegten Lasten zu erschwingen, wenn der Gewerbfleiß hier nicht als Vermittler aufträte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordische Volksmusik.

Es scheint in der Musik zu ergehen, wie in der Poesie; nachdem diese alle ihre Kunst erschöpft hatte, um aus den gebildeten Classen herauszupressen, was sich nur immer herauspressen ließ, hat man endlich erkannt, daß alle Poesie und Literatur, wenn sie sich nur in einem gewissen bevorzugten Kreise halten, endlich ermatten und absterben. Darum wandte man sich an den Urquell aller Poesie, das Volk, und der Baum, der eine Zeitlang zu siechen schien und nur fahle Blätter trieb, fing wieder an auszuschlagen und neue Sprossen zu treiben. So jetzt in der Musik. Man hat an mehreren Orten schon Volksweisen gesammelt, und einzelne Volkskünstler haben auch in verschiedenen Kreisen Aufmerksamkeit und Beifall geerntet, aber es geschah unseres Wissens zuerst in England, daß man methodisch die Volksmelodien sammelte und in Concerten sie zum allgemeinen Genuß zu bringen suchte (s. Ausland 1843. Nr. 34). Jetzt tritt man mit gleichem Plane in Schweden auf, wo ein Hr. Ahlström (s. Aftonbl. 30 Oct.) kürzlich einen musikalischen Abend gab, wo nur nordische Volksmusik zum Vorschein kam, nachdem schon früher ein Hr. Dybeck in gleicher Weise aufgetreten. Ein bedeutender Theil der Gesänge und Melodien soll von ausgezeichneter Schönheit gewesen seyn, namentlich einige aus Gothland. Mit den Liedermelodien wechselten auch die Tanzmelodien ab, welche eine nicht minder große Mannichfaltigkeit darbieten sollen.

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise ins Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Fortsetzung.)

Am nächstfolgenden Tage lagerten wir zu Borondo, im Gebiet des Stammes Takahileh, wo mehrere Häuptlinge auf unsere Ankunft warteten. Das Gerücht, daß ich dem Agalo ein Stück Zeug geschenkt habe, hatte sie herbeigelockt, und sie wollten nun alle gleichermaßen beschenkt seyn. Omar Bata, der Häuptling der Takahiden, machte mir zuerst ein Geschenk, und zwar mit zwei Ochsen und einer großen Quantität Milch. Dafür gab ich ihm drei Stücke Baumwollzeug, zwei Stücke blaue Leinwand, mehrere kleine Spiegel, Messer, Scheren und ein wenig Tabak. Ein solches Geschenk war für Omar Bata ein kleines Vermögen; auch hütete er sich wohl den andern Häuptlingen etwas davon zu sagen. Ich gab aber dennoch jedem von ihnen ein Stück Baumwollzeug, wofür sie mir ihre Dankbarkeit noch lange durch Zeichen meiner Bewunderung zollten. Mehrere dieser Häuptlinge wollten mich zurückgeleiten, als ich Borondo verließ; da mir ihre Escorte jedoch unnütz war, so dankte ich ihnen hiefür. Sie trennten sich demzufolge von der Karawane, indem sie mich versicherten, daß sie meine edelmüthige Freigebigkeit nicht sobald vergessen würden.

Wir nahten uns jezt den Gränzen des Landes Adel, und waren nur noch drei Tagereisen entfernt vom Hawasch, dem großen Fluß, welcher das Reich Schoa von Südwest nach Nordost durchströmt und seine äußerste Gränze gegen das Land Adel bildet. Bald nachdem wir die lezten Hügel der vulcanischen Region überstiegen hatten, wo mehr Lava aufgehäuft ist, als ich in den Umgebungen der Vulcane Italiens und Siciliens zusammen sah, betraten wir eine im üppigsten Grün prangende Ebene, welche die Beduinen zu einem der reichsten Striche der Erde umwandeln könnten, wenn ihre unverbesserliche Faulheit sie nicht an das indolente und nomadische Leben fesselte. Schoa zeichnete sich im Hintergrunde des Horizonts und gerade vor uns die hohe Bergkette, welche die Einfassung der Hochebene von Schoa bildet, in blauen Linien am tiefen Azur des Himmels ab. Nach einer vierwöchigen Reise in der Wüste hieß sie sehen, sie beinahe erreicht haben. Allein meine Ungeduld vergrößerte sich in dem Maaße, als wir uns näherten. Ich fühlte jene fieberhafte Aufregung, die uns in dem Augenblick erfaßt, wo wir in Besitz dessen gelangen, nach dem wir lange gestrebt. Als mich nur noch eine Entfernung von vier Stunden vom Hawasch trennte schwang ich mich auf ein Maulthier und eilte der Karawane voraus, um zuerst an den Ufern dieses Flußes anzukommen. Nur ein Einwohner von Tuschurra begleitete mich.

Wir waren schon ziemlich weit voran, als ich deutliche Spuren von Elephantentritten bemerkte. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam. Dieser stieg ab, um sie mehr in der Nähe zu betrachten, denn die Beduinen können, wenn sie Spuren von Menschen oder Thieren sehen, alsbald mit wunderbarer Sicherheit sagen, seit wie lange dieselben schon gemacht worden sind. Der meinige behauptete, daß die fraglichen Fußstapfen erst seit dem Morgen seyen, und daß wir den Elephanten wahrscheinlich an den Ufern des Flusses treffen würden, wohin er ohne Zweifel zum Trinken gegangen sey. Mein Gewehr und meine Pistolen waren mit Kugeln geladen; ich sezte frische Zündhütchen auf und dann sezten wir unsern Weg weiter fort, indem wir der Fährte folgten. Der Beduine hatte sich nicht getäuscht; wir bemerkten den Elephanten unweit des Flusses. Er war von monströser Höhe und Dicke und wandte uns den Rücken zu, indem er die Knospen eines Bäumchens verzehrte, die er sehr vorsichtig mit seinem Rüssel abbrach. Als wir nur noch etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, stieg ich ab, übergab mein Maulthier dem Tuschurri, der es seinerseits für klüger hielt sitzen zu bleiben, und näherte mich dann so still wie möglich dem ungeheuern Thier. Meine Absicht war es in das Ohr zu schießen, wenn es mich nahe genug hätte herankommen lassen. Ich war auch in der That nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, als mein Feigling von einem Tuschurri die Maulthiere umwandte, um zur Flucht bereit zu seyn, sobald irgendwie Gefahr einträte. Ich weiß nicht, hörte der Elephant die Bewegung der Maulthiere oder mich; er wandte sich um und alsbald sprengte der Tuschurri mit verhängtem Zügel auf und davon, indem er auch mein Maulthier mit fortnahm. Glücklicherweise jagte dem Elephanten entweder das hiedurch verursachte Geräusch oder mein Anblick Furcht ein, so daß auch er so schnell wie möglich mit erhobenem Rüssel und Schweif in größter Eile entfloh. Um ihn zu noch größerer Eile zu veranlassen, sandte ich ihm zwei Kugeln nach; er machte zwei ungeheure Sprünge, und bald hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren. Als der Tuschurri meine zwei Schüsse hörte, kehrte er um, überzeugt davon, daß ich den Elephanten getödtet habe. Er fragte mich, wo er gefallen sey. „Nicht weit von hier," gab ich ihm zur Antwort, und führte ihn zugleich an den Ort, wo das Thier die zwei ungeheuern Sprünge gemacht hatte. Wir sahen hier in der That auch Blutspuren. Der Beduine sagte mir nun mit zuversichtlichem Ton: „er ist todt," und sprengte alsbald im Galopp davon, indem er mir dießmal aber doch mein Maulthier zurückließ, um unserer Karawane meine vermeintliche That mitzutheilen. Ich für meinen Theil bestieg ruhig mein Maulthier wieder und ritt nach dem Fluß zurück, um dort die Karawane zu erwarten. Ich war nicht wenig überrascht, als ich etwa fünfzig Beduinen athemlos herbeikommen sah, die mich umringten und einen wilden Gesang anstimmten, in welchem sie mich den Krieger der Krieger und den Helden unter den Jägern nannten. Diese Musik begleiteten sie mit Fußstampfen, Sprüngen und Verdrehungen, so daß sie bald in Schweiß gebadet waren. Nachdem sie sich heiser geschrien und müde gestampft hatten, wollten sie von mir nach dem Orte geführt seyn, wo sich der Elephant befinde. Ich entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit; doch sagte ich ihnen, daß derjenige, welcher ihnen die Nachricht gebracht, sie eben so gut hinführen könne. Nun zogen sie, mit dem Feigling von einem Tuschurri an der Spitze, aus, um den Elephanten aufzusuchen, und kamen erst gegen Mitternacht wieder zurück, ohne ihn übrigens weder todt noch lebendig gefunden zu haben.

Der Hawasch hatte gerade einen sehr hohen Wasserstand, so daß uns der Uebergang über den Fluß mehrere Tage hinwegnahm. Die Waaren wurden auf Flößen von einem Ufer zum andern geschafft. Diese Flöße waren an lange Stricke gebunden, die an beiden Ufern festgebunden wurden und so die erstern in der Richtung hielten. Nebenher schwammen mehrere Männer, die ihren Gang beschleunigten und bei der Ankunft am andern Ufer die Effecten abluden, während wieder andere die Thiere über den Fluß hinüberschafften. Alles war thätig und das ganze Geschäft wurde mit der größten Heiterkeit abgemacht, die auch durch keinen Unfall getrübt wurde. Ich maß hier die Höhe des Hawasch mit dem Barometer.

(Schluß folgt.)

Handelsbewegung in Algier. Vom Jahre 1835 bis 1843 ist der Handel von 2090 Schiffen und 136,000 Tonnen auf 5916 Schiffe und 397,000 Tonnen gestiegen. Die fremde Schifffahrt ist von 104,000 auf 215,000, die französische von 28,000 auf 161,000 gestiegen, die erstere hat sich also verdoppelt, die leztere versechsfacht, wozu freilich die Ordonnanz vom 16 Dec. 1843, welche die französische Schifffahrt besonders begünstigte, wesentlich beitrug. Von den fremden Flaggen nahm die italienische, Oesterreich nicht mit eingerechnet, etwa 80,000 Tonnen weg, also bald so viel wie die französische, ein Beweis welcher Vortheil Italien, abgesehen von der großen Sicherheit des Meeres durch die Besetzung Algiers, daraus erwächst. Die englische Flagge ist mit 26,200 Tonnen betheiligt, wahrscheinlich hauptsächlich Malteser Schiffe, die österreichische mit 23,600, die schwedische und norwegische, wohl nur als Frachtfahrzeuge, mit 23,500. Nach dieser kommt erst die spanische mit 22,000 und die eigentlich algierische mit 20,600. Der Werth der Einfuhren ist in derselben Zeit von $32\frac{2}{3}$ auf $75\frac{5}{6}$ Mill. gestiegen, hat sich also in 6 Jahren mehr als verdoppelt. Weit schwächer ist die Ausfuhr, da viel für die Occupationsarmee und die rasch anwachsende Civilbevölkerung verbraucht wird; sie stieg von $4\frac{1}{3}$ auf $7\frac{5}{6}$ Mill. (Algérie vom 12 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1845.

Ueberschwemmungen und Auswanderung in China.

(Revue de l'Orient. Oct. 1845.)

In den Jahren, wo die Ueberschwemmungen des Kiang bedeutend sind, wandern die Uferanwohner nach andern Provinzen, namentlich nach Kiang-si aus. Wenn die Ueberfluthung anfängt Mangel herbeizuführen, entlehnen die Armen von den Reichen im Hauptort der Provinz Getreide; nimmt aber die Ueberschwemmung nicht schnell genug ab, daß man die auf einander folgenden Anpflanzungen von Getreide, Reis, Baumwolle, Bohnen, Mais und verschiedenen andern bei uns unbekannten, aber in China viel gebrauchten Pflanzen, bewerkstelligen konnte, so beginnt die Auswanderung. Die armen Uferanwohner versammeln sich dann in Schaaren von 100 bis 200, welche sich ein Mitglied einer reichen Familie als Oberhaupt und Führer wählen; dieser kann sich auch dieser wunderlichen Ehre nicht entziehen, wenn er nicht das geliehene Getreide verlieren und seine Güter geplündert sehen will; nimmt er aber das Amt an, so kann er hoffen, seine Vorschüsse wieder zu erhalten und selbst einen vortheilhaften Zins daraus zu ziehen. Die Auswanderer ziehen nun unter Leitung ihres Führers fort und beobachten die strengste Disciplin, auch betreten sie keine Häuser um zu betteln, noch sprechen sie die Vorübergehenden an, sondern wenn sie an einem Dorf oder Flecken angekommen sind, wendet sich der Führer, gewöhnlich ein Junggeselle und in Bettlerkleidung, an die Aeltesten des Dorfes und unterhandelt mit ihnen um eine Gabe. Betreten sie eine Stadt, so wird dieselbe Ordnung beobachtet: der Führer hat allein das Recht zu sprechen; er wendet sich zuerst an den Mandarin, der des Beispiels wegen und um seiner Pflicht nachzukommen, ein angemessenes Allmosen spendet; jeder folgt dann nach Neigung und Vermögen, und nur selten werden die Auswanderer ganz zurückgewiesen.

Diese allgemeine Stimmung gegen die Auswanderer rettet sie vom Hungertode, läßt ihnen aber noch Leiden genug übrig; kaum zwei Drittheile sehen ihre Heimath wieder, die andern kommen durch übermäßige Märsche, Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und ungesunde Nahrung um, am meisten aber durch die Unmäßigkeit, welche auf gezwungene Fasten folgt, und durch Unreinlichkeit. Häufig theilen sich die Schaaren in zwei Abtheilungen; die erste besteht aus den Männern mit ihren Frauen und den magern, schwachen jungen Leuten, welche unter der Last von Kochinstrumenten, Reis, Stroh, Holz u. s. w. seufzen; die andere besteht aus Frauen und Mädchen, die einen gelb, wie Safran, die andern bleich, wie der Tod. Diese Unglücklichen haben meist einen Stab nöthig, um sich nur auf den Füßen zu halten, und doch müssen sie noch oft die jüngsten Kinder auf den Armen oder Schultern tragen; ihr Herz bricht unter dem Geschrei derer, die zu schwer sind, als daß man sie tragen könnte, und zu schwach, um die Strapatzen des Marsches zu ertragen, so daß sie vor Erschöpfung liegen bleiben.

Diejenigen, deren Kraft allen diesen Leiden widersteht, finden in der ihnen gewährten Hülfe nicht nur die Rettung vom Hungertod, sondern auch noch die Mittel, um Korn bis zur nächsten Ernte zu kaufen, ihre Ländereien einzusäen, ihre Schulden zu bezahlen und ihre zurückgelassenen alten Leute, wenn sie solche noch am Leben finden, wieder zu versorgen.

Ueber die Manufactur-Betriebsamkeit Rußlands in Bezug auf die allgemeine Productivität und auf das häusliche Leben der niedern Volksclassen.

(Fortsetzung.)

Wir sehen also, daß die Grundlage unsers neuen industriellen Lebens nicht in einer zufälligen Maaßregel der Regierung zu suchen ist, sondern in der Nothwendigkeit, die commercielle Selbstständigkeit Rußlands gegen die Uebergriffe des Auslandes zu sichern, in der natürlichen Thätigkeit des Volks, der Eigenthümlichkeit des Klima's, dem Ueberfluß und der Mannichfaltigkeit der Naturproducte, und endlich in der heiligen, jedem einzelnen Individuum sowohl als der ganzen Nation auferlegten Pflicht, die ihm von der Vorsehung verliehenen Mittel und Fähigkeiten zu entwickeln.

Da nun nach dieser Ansicht die russische Industrie auf einer naturgemäßen Grundlage beruht, so haben auch ihre Erfolge alle Hoffnung nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar übertroffen, wie man aus folgenden Angaben entnehmen kann.

Artikel, die zur Verarbeitung eingeführt wurden.	1822	1830	1844	Bemerkungen.
	Pud.			
Gesponnene Baumwolle . . .	156,000	449,000	566,000 350,000 einheimische	Im Ganzen 916,000
Färberröthe (Krapp)	37,000	66,000	159,000	Worunter 55,000 P. von den Ufern des kaspischen Meeres.
Indigo	6300	24,000	40,000	

Im Verlaufe von zwanzig Jahren vermehrten sich alle Industriezweige, wozu Färbestoff erforderlich, um das Dreifache, und die Fabrication baumwollener Waaren um das Vierfache. Noch im J. 1822 waren alle Tuche, die in Kiachta an die Chinesen verhandelt wurden, von ausländischem Ursprung; heutzutage wird dort für mehr als 10 Mill. Rubel B. A. russisches Tuch abgesetzt. Im J. 1824 wurde noch englisches Tuch für die Garde-Regimenter bestellt; heutzutage wird solches Tuch (zu 10 Rubel die Arschin) nirgends in Europa besser oder wohlfeiler fabricirt als in Rußland. Auch in Hinsicht der Qualität und des billigen Preises der Waaren ist ein Fortschritt bemerklich, vor allem in solchen Manufacten, die zum Gebrauch der mittlern und untern Volksclassen bestimmt sind. Der verfeinerte Geschmack der höhern Stände wird schwerlich je ganz durch russische Fabricate befriedigt werden können; ihr Bedarf ist indessen verhältnißmäßig unbedeutend. So wird z. B. in Rußland jährlich für 14 Mill. Silber-Rubel Tuch angefertigt, wovon nur für Eine Million Tuchsorten zum Preise von mehr als 4 R. die Arschine. Es zeigte sich bei der letzten Gewerbeausstellung (in Moskau 1843) daß alle in Rußland fabricirten und nicht zum Luxus, sondern zum gewöhnlichen Verbrauch bestimmten Waaren bei gleicher Qualität zu demselben Preise verkauft wurden, wie ähnliche in Frankreich verfertigte Artikel. Nur in den Seidenwaaren fand ein Unterschied von 10 bis 20 Proc. statt. In seiner Ausdehnung und in der Wohlfeilheit seiner Producte ist also der russische Gewerbfleiß nicht hinter andern Ländern zurückgeblieben, aber in technischer Hinsicht stehen ihm noch viele und gründliche Verbesserungen bevor, mit denen man sich jetzt unaufhörlich und nicht ohne Erfolg beschäftigt.

Folgende Tabelle zeigt den annähernden Werth der hauptsächlichsten im J. 1843 erzeugten Fabricate; es erhellt daraus, wie gesagt, daß Rußland schon fünf Sechstel seines ganzen Bedarfs producirt und nur ein Sechstel desselben von der ausländischen Industrie entlehnt.

Benennung der Artikel.	Werth.	Bemerkungen.
a. Baumwollene Waaren	140—150,000,000 R. B. A.	Außer dem häuslichen Fabricate.
b. Wollene —	40— 45,000,000 „ „ „	
c. Seidene —	24— 28,000,000 „ „ „	
d. Metallwaaren . . .		
1. Eisen . 10 Mill. 2. Stahl . 2 — 3. Kupfer 4 — 4. Bronze 5 —	21— 23,000,000 „ „ „	
e. Hänfene Fabricate .	10— 12,000,000 „ „ „	Außer dem häusl. Fabr.
f. Flachswaaren . . .	12— 14,000,000 „ „ „	
g. Schreibpapier . . .	2— 2,500,000 „ „ „	Die Gagarin'sche Fabrik producirt allein für mehrere Hunderttausend Rubel Silber.
h. Leder	20— 25,000,000 „ „ „	
i. Salz und Seife . .	20— 22,000,000 „ „ „	
k. Hölzerne Möbel . .	4— 6,000,000 „ „ „	
l. Töpferarbeit . . .	8— 10,000,000 „ „ „	Ohne die Ziegelbrennereien.
m. Glaswaaren . . .	6— 7,000,000 „ „ „	
n. Vermischtes etwa . .	1,000,000 „ „ „	
Im Ganzen . .	359,000,000 R. B. A.	
oder . .	102,570,000 Rubel Silber.	

Einfuhr aus dem Auslande:

a. Baumwollene Fabricate . . .	4,150,000	Rub. Silber
b. Wollene Fabricate	3,700,000	—
c. Seidene Fabricate	4,000,000	—
d. Andere gewebte Zeuge . . .	3,500,000	—
e. Metallwaaren	700,000	—
f. Contrebande etwa	2,000,000	—
Im Ganzen .	18,050,000	Rub. Silber

Von einheimischen Fabricaten wurden also
consumirt für . . . . 102,570,000 Rub.
Von ausländischen für . . . . 18,050,000 —
Die allgemeine Consumtion beträgt demnach 120,620,000 Rub. wovon fünf Sechstel im Lande selbst und ein Sechstel im Ausland producirt wird.

Ein so glänzender Erfolg der Manufactur-Industrie konnte nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen Zweige der Volksthätigkeit bleiben. Als Beweis, wie sehr sie den innern Verbrauch unserer Cerealien vermehren hilft, möge nachstehendes Verzeichniß des zu Wasser nach der Anfurt Cholm (Cholniskaja Pristan) gebrachten Getreides dienen, welches größtentheils in dem Fabrikdistricte Schuja (Gouvernement Wladimir) abgesetzt wird.

Im Jahre 1820	auf 10	Fahrzeugen	circa	200,000	Pud.
— 1825	auf 30	—	—	500,000	—
— 1830	auf 34	—	—	800,000	—
— 1835	auf 45	—	—	1,350,000	—

Dieses Beispiel, das man leicht auf den ganzen industriellen Landstrich Rußlands ausdehnen könnte, zeigt zur Genüge, daß unser Manufactursystem seinen Hauptzweck er-

reicht hat. Indem wir die Volksthätigkeit der Fabrikarbeit zuwandten, haben wir im Innern des Reichs einen stets zunehmenden Markt für unsere Cerealien geschaffen, welche in Großbritannien und Frankreich nur selten zugelassen werden.

Aus 6,000,000 von den Viehzucht treibenden Districten gelieferten Häuten werden mehr als 2,400,000 in dem industriellen Landstrich verarbeitet.

Im Jahre 1820 empfing Moskau nicht über 100,000 Pud Wolle; im Jahre 1842 wurden dort aus der ackerbauenden und Viehzucht treibenden Region mehr als 450,000 Pud veredelter Wolle eingeführt.

Dergleichen Beispiele könnten wir gleichmäßig für sämmtliche rohe Materialien des Landes beibringen. Aus allen Theilen des Reichs concentriren sich diese Producte in dem industriellen Mittelpunkt, von wo sie in veredelter Form nach den verschiedenen Provinzen zurückwandern; besonders ist Moskau mit den ihm zunächst liegenden Gouvernements das wahre Herz Rußlands, wohin die Lebenssäfte des ganzen Körpers fließen.

Bei den wohlthätigen Fortschritten, die in allen Theilen des innern Gewerbfleißes bemerklich sind, hat auch unser auswärtiger Handel keinen Abbruch erlitten. Die Gegenstände der Ein- und Ausfuhr haben sich zwar verändert, aber ihr Umfang ist durchaus nicht vermindert worden.

Die Ausfuhr Rußlands bestand bis zum 18ten Jahrhundert meistens aus Bauholz, Pelzwerk und zum Theil aus Metallen. Nach der vollständigen Eroberung Sibiriens fingen wir an, die Metallproduction in größerem Maaßstabe zu betreiben. Die Erwerbung der Ostseeprovinzen machte Hanf und Flachs zu unseren vorzüglichsten Ausfuhrartikeln. Als sich der Kampf der slawischen Völker mit den Tataren zu Gunsten der ersteren entschied, wurde auch die Humusregion allmählich von den verderblichen Einfällen der Nomaden befreit. Das erste russische Getreide erschien um das Jahr 1741 auf ausländischen Märkten, und nicht früher als 1769, wo die Wiesenländer den wohlthätigen Einfluß des Friedens und der Ordnung zu fühlen begannen, traten die Erzeugnisse des Thierreichs in die Reihen unserer Exportartikel. Von jener Zeit an (mit Ausnahme einiger Mißjahre) sind die Erzeugnisse des Thierreichs, und namentlich Talg, an die Stelle der Cerealien getreten, welche durch die Fortschritte des Ackerbaues im Auslande und besonders durch das von demselben angenommene Prohibitivsystem aus dem Markte verdrängt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Musikliebe der Taitier.

(Revue de l'Orient. Oct.)

Die Taitier haben eine ausgesprochene Vorliebe für Musik; sobald ein Musiker eines französischen Schiffes ans Land steigt, verlangen sie alsbald upa! upa! (Musik). Donnerstag und Sonntag findet im Hof des Regierungsgebäudes Musik statt; man beginnt mit einigen Harmoniestücken von unsern besten Componisten; mehrere dieser Stücke machen die Anwendung der großen Trommel nöthig, welche das Lieblingsinstrument der Taitier scheint. Alle hören aber ruhig und ohne die Schranken am Hofraum des Gouverneurs zu übersteigen der Musik zu, sobald sie aber einen Galopp spielen hören laufen sie gesticulirend auf die Musiker zu und tanzen auf ihre Weise, aber sehr tactfest. Die Mohrentrommeln (tambour de basque) würden hier großen Erfolg haben. Die Frauen haben meist hübsche Hände und sehr gewandte Finger; das Instrument, welches man hier hat, gleicht eigentlich gar keinem Tamburin. Wenn die Musiker sich versammeln, so gibt einer den Ton an, die andern suchen so viel wie möglich sich mit ihm in Einklang zu setzen, und dann beginnt das Stück, dessen Geschwindigkeit nach dem Metrometer von Mälzel etwa 120° ist, indeß steigert sich dieß, je nachdem die Tänzer lebhafter werden, bis auf 150.

Chronik der Reisen.

Héricourts Reise in das Königreich Schoa.

Das Land Adel.

(Schluß.)

Hat man den Fluß überschritten, so zieht man längs einiger kleinen Seen, Learo genannt, hin, in denen es sehr viele Krokodile und Hippopotame gibt. Ich hoffte mehrere derselben erlegen zu können; allein unglücklicherweise hatte durch die letzten Ueberschwemmungen des Hawasch der Wasserstand in diesen Seen so zugenommen, daß die Amphibien dadurch geschützt wurden. Ich feuerte auf einige Hippopotame, von denen man kaum ihre ungeheure Schnauze über dem Wasser bemerkte, aus weiter Entfernung einige Schüsse ab, ohne jedoch zu treffen. Wahrscheinlich hätte ich diese unfruchtbare Jagd hartnäckig fortgesetzt, wenn mich nicht einige Beduinen aufgesucht hätten. Sie kamen voll Schrecken herbeigelaufen, um mir zu sagen, daß die Leute unserer Karawane im Begriff stehen sich mit Beduinen vom Stamm Gindoso zu schlagen, da die letztern sie plündern wollen. Ich eilte auf diese Nachricht hin augenblicklich nach dem Kampfplatz. Die beiden Truppen hatten übrigens noch nichts weiter gethan, als gegenseitig sich in Schlachtordnung gestellt und einander beleidigende Ausforderungen zugeschrien, die gewöhnliche Einleitung zum Kampf in diesen Gegenden. Bei meiner Ankunft auf dem Schlachtfelde schoß ich eine Pistole in die Luft ab und augenblicklich warfen sich die beiden Horden, wie durch einen elektrischen Schlag gleich erschrocken, auf den Boden. Ich konnte mich nicht enthalten laut aufzulachen, als ich sah, wie ich die Wildheit und den Muth einiger hundert Beduinen durch meine Pistolen in der Gewalt hatte. Ich sagte den Leuten der Karawane sie möchten aufstehen, und ihrem Beispiel folgten auch die Beduinen. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken etwas erholt hatten, fingen sie zwar wieder an Drohungen gegen uns auszustoßen; doch ein zweiter Schuß hatte wieder die nämliche Wirkung wie der erste. Nach einigen Augenblicken erhoben sie sich wieder, und waren zwar still und unbeweglich, zogen sich aber auch nicht zurück; nun schoß ich alle vier Läufe meiner Flinte nacheinander ab, und zwar immer in die Luft. Jetzt hielten sie aber nicht weiter Stand, sondern flohen so schnell, als ihre Beine sie tragen konnten. Nachdem sie uns aus dem Gesicht waren, erklärte man mir den Grund ihres Angriffs. Ein Verwandter Abroeia's, des ersten Kriegers unserer Karawane, hatte früher einmal einen Beduinen

von diesem Stamm getödtet. Als die Beduinen nun erfuhren, daß sich ein Verwandter des Mörders ihrem Gebiet nähere, beschlossen sie an ihm Rache zu nehmen. Ibrahim Ghema hatte, nach seiner gewohnten Feigheit, sich gleich beim Beginn des Kampfes in einem nahen Walde versteckt; nachdem die Gefahr aber vorüber war, kam er ganz still wieder herbeigeschlichen, in der Meinung, man habe seine Flucht nicht bemerkt. Doch Abdecla hatte ihn gesehen. Er ging auf ihn zu und redete ihn voll Verachtung folgendermaßen an: „Du bist ein Neghis (Feigling); doch ich hatte dich nicht nöthig, um mich zu vertheidigen. Rochet und ich waren stark genug, um diese Räuberbande zu verjagen. Wenn wir es alle so gemacht hätten wie du, wo wären jetzt dein Sattel und deine Kamele?“ Dieß war unser letztes Abenteuer in der Wüste. Wir verließen jetzt die Ufer des Hawasch, und vier Tage später befanden wir uns an der administrativen Gränze Schoa's, in Denemali.

Denemali ist nämlich das Zollthor des Königreichs von Saleh Sallassi. Hier werden den aus dem Lande Adel kommenden Karawanen ihre Waaren untersucht und diese mit einem Zoll von je einem Zehntel aller vorhandenen Gegenstände, selbst der Talaris, belegt. Wir blieben zwei Tage in Denemali, und am 30 October, gerade anderthalb Monate nachdem ich Ambado verlassen, kam ich nach Farreh, dem ersten Dorfe der Provinz Efat.

Hier war in Wahrheit meine Reise mit den Adels zu Ende; denn nun zerstreute sich die Karawane und ich trennte mich von meinen Reisegefährten. Man kann sich wohl denken, daß dieses Scheiden meinem Herzen keine allzu tiefen Wunden schlug. Bei dieser Gelegenheit kann ich übrigens nicht umhin eines Vorfalls zu erwähnen, der auf die gesellschaftlichen Zustände dieser Wilden ein klares Licht wirft.

Unter den Frauen, welche der Karawane folgten, befand sich auch eine junge Beduinin, Namens Nefiz, welche ihren Bruder nach dem Reiche Schoa begleitete. Hier sollte sie einen Danakilen treffen, mit welchem sie bereits versprochen war und den sie verabredetermaßen bei ihrer Ankunft heurathen sollte. Die Frauen genießen im Lande Adel zwar ziemlich viele Freiheit, allein desto weniger Zuvorkommenheit und Schonung von Seite der Männer. Will man den Maaßstab europäischer Sitten anlegen, so erscheint hier das Verhältniß zwischen Mann und Frau gerade umgekehrt. Die Frauen sind es nämlich, denen die härtesten Arbeiten aufgebürdet werden, während die Männer die sitzenden Beschäftigungen für sich in Anspruch genommen haben, so daß z. B. die Näharbeiten ausschließlich ihnen vorbehalten sind. Es war daher auch gar nicht zum Verwundern, daß Mohammed Solleh, der Bruder der Nefiz, seiner Schwester die Sorge überließ seine zwei schlechtesten Kamele zu führen. Diese Thiere waren so störrisch und machten der Nefiz so viel zu schaffen, daß ich nicht umhin konnte, die Lage des armen jungen Mädchens zu bemitleiden. Eines Tages, als ich mich gerade bei der Nachhut der Karawane aufhielt — dieß war der Platz, wohin Nefiz fast immer verwiesen war — fanden wir uns in einem der allerschwierigsten Engpässe auf dem Wege von Omar Guluf nach Kilalu verwickelt. Eines der Kamele der jungen Beduinin fiel, die Beduinen aber zogen an ihr vorbei, ohne im entferntesten daran zu denken ihr Hülfe leisten zu wollen. Ich legte mein Gewehr auf den Boden und half ihr das Thier aufrichten. Am folgenden Tage fiel das nämliche Kamel wieder; ich wollte ihr denselben Dienst leisten, doch sie sah mich zornig an und sagte: „Komme mir nicht zu nahe, du hast den bösen Blick auf meine Kamele geworfen.“ Ich ging aber trotzdem hinzu und brachte das Thier auch glücklich auf die Beine. Doch dieser Erfolg rechtfertigte mich nicht im geringsten in den Augen der Nefiz. „Ja! ja! rief sie, als ich mich näherte, debio! debio! el Ferenghi! (sieh', sieh', da ist der Franke schon wieder!) ich glaube er ist daran schuldig, daß meine Kamele nicht mehr gehen wollen?“ Ich wollte ihr ihr abergläubisches Mißtrauen benehmen, allein dieß gelang mir erst nach einigen Tagen. Sie begriff endlich, daß ich ihr ihre Strapazen vielmehr erleichtern, als deren neue schaffen wolle. „Ich sehe nun, sagte sie, daß du sogar Macht über die Thiere hast; du bist also nicht so zu fürchten, wie meine Landsleute sagen, da die Thiere deiner Stimme gehorchen!“ Von diesem Augenblick an wurde sie weniger scheu. Ich schenkte ihr nun einige Glaswaaren, was den Neid ihrer Gefährtinnen nicht wenig erregte, denen sie dieselben alsbald zeigte, und nun betrachtete sie mich nicht mehr als ihren Feind. Nachdem wir über den Hawasch gesetzt hatten, fiel noch einmal eines ihrer Kamele erschöpft zu Boden und die Leute der Karawane ließen sie mit grausamer Gleichgültigkeit zurück. Ich kam ihr aber nun wieder zu Hülfe. „Du thätest besser, sagte sie zu mir, mein Kamel hier zu lassen; ich käme desto später zu meinem Bräutigam und vielleicht auch gar nicht.“ Ich versuchte nun sie zu trösten. „Siehst du, gab sie mir zur Antwort, wenn du mich heurathen wolltest, du bist ein Krieger wie mein Bruder, wir wären die Angesehensten im ganzen Stamm.“ Das Gefühl der Menschlichkeit, welches mich zum Mitleid an den Strapazen der Nefiz bewogen, ging durchaus nicht so weit, daß ich gewünscht hätte der Chactas dieser schwarzen Atala zu werden. Ich erwiederte ihr also: „Frage deinen Bruder, ob er seine Einwilligung zu der Heurath gibt.“ Ich war sicher, mich dadurch aus jeder Verlegenheit zu reißen; denn ich wußte, daß die Sitten der Danakilen es Mohammed Solleh verbieten, seine Schwester einem andern Mann als ihrem Bräutigam zu geben. Nefiz war untröstlich darüber, daß sie ihren Bruder nicht erweichen konnte. „Wenn du in mein Land zurückkommen wirst, sagte sie, als ich mich in Farreh von ihr verabschiedete, werde ich verheurathet seyn; allein du wirst sehen, daß ich deiner gedenke.“

Der Befehlshaber der Provinz Efat, Mohammed Abogaz, machte mir in Farreh einen Besuch. Er stellte so viel Männer, als ich zur Fortschaffung meines Gepäcks brauchte, zu meiner Verfügung. Ich nahm neunhundert und ließ sie etwas vor mir nach Angolola abgehen, wo Saleh Sallassi damals gerade war. Etwas später reitte ich in Begleitung des Mohammed Abogaz gleichfalls nach dieser Stadt ab. Dieser unglückliche Statthalter, der sich Jahr aus Jahr ein in Meth berauscht, wollte sich in Gontschir, wo seine Wohnung ist, etwas verweilen, betrank sich hier aber so sehr, daß wir dadurch zwei Tage verloren. Indessen hatte mir der König, welcher meine Ankunft bereits erfahren hatte und ungeduldig war mich zu sehen, zwei Couriere entgegengesandt. Ich bestieg nun das Pferd des einen dieser Boten und ritt, nur von einem Führer begleitet, im Galopp davon, um mich nach Angolola zu begeben.

Ein Riesenpferd. In der Egyptian Hall zu London zeigt man gegenwärtig ein schönes, wohlproportionirtes Pferd, wohl das größte in der Welt, denn es ist 20 Faust hoch und wiegt 25 Centner englisch. (Sun vom 13 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1845.

Völkerverkehr an der Ostküste von Afrika.

(Nach einem Memoire des Hrn. Froberville. Journal des Débats 8 Sept.)

Der Ausfuhrhandel der Ostküste Afrika's ist fast ausschließlich in den Händen der Araber von Maskat und der indischen Banianen. Die Araber schließen Heurathen mit den Häuptlingen der Städte, die sie besuchen, und welche, an den Gränzen der Küstenstämme gelegen, selten mehr als drei Tagreisen vom Meer entfernt sind. In diesen Städten werden von Zeit zu Zeit große Märkte gehalten, wo die Araber ihre Einkäufe namentlich in Elfenbein machen, denn sie lassen die Neger nicht in Zanzibar, und wie es scheint in keinem der eigentlichen Ausfuhrhäfen Handel treiben, um sie in gänzlicher Unwissenheit über die Art des Verkehrs und die Preise der Waaren zu halten. Vom Cap Guardafui bis zur Mündung des Dscheb (Godschob, Haines-River), welche fast unter der Linie liegt, ist die Küste beinahe allenthalben unfruchtbar und unbewohnt. Die arabischen Handelsleute gehen häufig durch den Dscheb aufwärts bis Gonara, einer Stadt, die nach einigen 30, nach andern 90 Tagreisen von der Küste entfernt ist. Vom Dscheb an gegen Süden steht die Küste unter arabischer Herrschaft, und eine Zone von etwa 100 Lieues Breite wird von den arabischen Handelsleuten regelmäßig durchzogen. Die Araber von Quiloa unterhalten einen indirecten Verkehr mit den Moviza, einem Volk am Westufer des Navassa-Sees, der auf den Karten mit Unrecht Marawi heißt und wenigstens 200 bis 250 Lieues von der Küste entfernt ist. Die Monoemoezi, deren Wohnsitze sich nicht bestimmen lassen, brauchen gewöhnlich drei Monate, um sich nach der Küste zu begeben; ihre ganze Reise, den Aufenthalt mitgerechnet, dauert etwa 10 Monate; man kann also die Entfernung ihres Landes nicht wohl unter 300 bis 350 Lieues setzen. Die Araber schildern sie als ein sehr reiches und thätiges Volk, was sie schon vor 200 Jahren gewesen sind.

Man sieht aus dem obigen, daß die Araber leicht ins Innere von Afrika eindringen können, und daß ihr Handel wahrscheinlich den ganzen östlichen Theil dieses Continents bis zum 12° S. B. umfaßt. Sie sind im allgemeinen von den Eingebornen gern gesehen, da sie dieselben keineswegs als rohe Barbaren betrachten, und wenn sie nicht nach gar zu engherzigen Handelsansichten verfahren wären, und die günstige Gelegenheit, welche sich ihnen bot, ergriffen hätten, so würde ihr Handel eine ungeheure Ausdehnung genommen haben. Nichtsdestoweniger ist dieser Handel sehr bedeutend, und zwar ist er dieß erst seit 70 Jahren geworden, seit nämlich die portugiesischen Niederlassungen in stetem Sinken begriffen sind. Zwei Ursachen scheinen namentlich zu der neuen Richtung, welche die Karawanen aus dem Innern nehmen, beigetragen zu haben. Die erste ist die Verfolgung, welche die portugiesischen Gouverneure gegen die Banianen ausübten; diese ruhigen, thätigen Menschen, welche die Natur ganz zum Handel mit uncivilisirten Völkern geschaffen zu haben scheint, sahen sich endlich genöthigt, die Häfen der Portugiesen zu verlassen, und flüchteten sich zuerst nach Quiloa, dann nach Zanzibar, wo ihre Anwesenheit bald den Handel belebte. Jetzt sind nicht weniger als 350 Banianen zu Zanzibar, dessen Bevölkerung auf 150,000 (zu zwei Drittheile Sklaven und etwa 17,000 freie Schwarze) gestiegen ist.

Die zweite Ursache fällt gleichfalls den Portugiesen zur Last. Um die portugiesische Herrschaft über Länder, die man für sehr goldreich hielt, auszudehnen, entzündeten sich furchtbare Kriege im Innern, und sperrten so den zahlreichen Völkern des Nordens den Weg nach ihren Besitzungen; diese suchten sich nun die europäischen Waaren, welche sie schon nicht mehr entbehren konnten, auf einem andern Wege zu verschaffen. Sie wandten sich zuerst nach Quiloa, welches in wenigen Jahren der Hauptpunkt des auswärtigen Handels wurde; die plötzliche Blüthe dieser Stadt weckte aber die Eifersucht der Bewohner von Zanzibar, welche im Jahre 1787 einen Angriff machten, und den Sultan von Quiloa nöthigten, dem Imam von Maskat die Hälfte des vom Handel erhobenen Zolls zu zahlen. Ein Abgeordneter des Siegers setzte sich zu Quiloa fest, um die gänzliche Unterwerfung dieses Reiches vorzubereiten, und schon am Ende des vorigen Jahrhunderts erhob der Sultan von Quiloa nur noch den fünften Theil der Zölle; auch dieß mäßige Einkommen hörte fast auf,

als der Sklavenhandel aufgehoben wurde, der einzige Ausfuhrhandel, den Zanzibar seinem Vasallen gelassen hatte. Seit dieser Zeit breitete sich die Macht der Araber fortwährend an diesen Küsten aus, und wie die Portugiesen vor 300 Jahren die arabische Macht in Ostafrika vernichteten, so vernichten jetzt die Araber die portugiesische.

Ueber die Manufactur-Betriebsamkeit Rußlands in Bezug auf die allgemeine Productivität und auf das häusliche Leben der niedern Volksclassen.

(Fortsetzung.)

Auf diese Art und Weise spiegelt sich der productive Charakter der oben geschilderten vier Landstriche in unseren auswärtigen Handelsverhältnissen ab, und zwar in stufenmäßiger Reihenfolge, je nachdem sich Ordnung und Sicherheit in den südlichen Provinzen des Reichs befestigten. Holz, Rauchwerk und Metalle wurden zum Theil durch Getreide, Hanf und Flachs ersetzt; seitdem aber das Getreide anfing einen wichtigen Artikel unseres inneren Handels zu bilden, haben in dem auswärtigen die Producte des Thierreichs die erste Stelle eingenommen. Im Jahre 1843 betrug die Ausfuhr der letzteren nicht weniger als 22,639,790 S.R. an Werth.

Artikel.	Quantität.		Werth.
Talg	3,452,271 Pud.		11,871,843 R.
Thran	49,519 —		104,525 —
Borsten	71,355 —		1,492,583 —
Pferdehaar	18,766 —		123,588 —
Pferdeschweife	10,244 —		190,330 —
Fischleim	4259 —	10 Pfd.	540,941 —
Vermischtes	1125 —		2866 —
Juchten	65,116 —		1,008,211 —
Gegerbtes Leder verschiedener Arten	— —		211,081 —
Rohleder	229,623 —		1,516,905 —
Häute	9492 Stück.		243,909 —
Knochen	— —		98,204 —
Wachs	22,071 Pud.		334,398 —
Schafwolle	532,686 —		4,379,129 —
Wolle anderer Sorten	11,103 —		48,668 —
Ziegenhaar	4795 —		167,868 —
Bettfedern	22,773 —		271,233 —
Hörner und Hufe	4369 —		32,588 —
			22,639,790 R.

Aus dieser stufenweisen Umgestaltung des russischen Ausfuhrhandels gehen drei wichtige Thatsachen hervor.

1. Die Erzeugnisse des Thierreichs sind als die Stapelproducte Rußlands zu betrachten. Es gibt kein anderes Reich, das sie in solchem Ueberfluß und zu so billigen Preisen liefern könnte; sie haben für Rußland dieselbe Wichtigkeit als der Wein und die Seide für Frankreich, Steinkohlen und Metalle für England.

2. Unsere hauptsächlichsten Ausfuhrartikel nähern sich von Jahr zu Jahr mehr dem Süden oder dem Viehzucht treibenden Distrikte und entfernen sich immer mehr von St. Petersburg, was diesen nordischen Hafen mit schweren commerciellen Verlusten bedroht. Wenn die Communication zwischen dem Don und der Wolga erleichtert und die Schifffahrt auf dem Dnjepr verbessert würde, so dürfte jene ganze Productenmasse ihren Weg durch die euxinischen Häfen ins Ausland finden.

3. Die Fortschritte des Manufacturwesens haben nicht nur unserem Handel keinen Schaden zugefügt, sondern vielmehr zur Verbesserung und Vervielfältigung unserer rohen Stoffe beigetragen. Diese letzteren möglichst zu vervollkommnen ist jetzt die wichtigste Aufgabe der russischen Industrie.

Nachdem wir nun einen flüchtigen Blick auf die allgemeine Productivität des Reichs geworfen, die Grundlage und die Entwicklung des Manufactursystems erläutert und seinen Einfluß auf den Ackerbau und andere Zweige des Gewerbsfleißes angedeutet haben, gehen wir zu der Wirkung über, die es auf den Zustand der untern Volksclassen äußert.

Die Manufactur-Industrie hat die wichtige Bestimmung, überall als Werkzeug zu dienen oder dienen zu können, um eine Verbesserung in der Lage der unteren Stände hervorzubringen, und diese vom Auslande bereits anerkannte Wahrheit findet nirgends so sehr ihre Bestätigung als in Rußland.

Die eigenthümliche Stellung, welche die Industrie bei uns in Rücksicht auf das Volksleben einnimmt, verdient eine etwas nähere Beleuchtung.

Im Auslande concentriren sich bekanntlich die Fabriken, die Handwerke und der ganze commercielle Betrieb vorzugsweise in den Städten, wie z. B. in Frankreich, wo sich drei Viertel der Fabriken in den Städten befinden. In Rußland gehören hingegen von 7000 Fabriken nur 1500 den Städten an; die übrigen sind über das Land zerstreut. In Frankreich zählt man unter einer Bevölkerung von $33\frac{1}{2}$ Millionen fast 6 Mill. Städter; in Rußland wo die Volkszahl über 64 Mill. beträgt, findet man in den Städten nicht mehr als $4\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner, und auch diese bestehen fast zur Hälfte aus Landleuten, die sich nur temporär in der Stadt aufhalten. So leben in Moskau, dessen Bevölkerung im Census von 1842 auf 357,000 angegeben wurde, etwa 200,000 herrschaftliche Leute (Dworowye ljudi).

Dieses Uebergewicht der Landbewohner gegen die Städter macht sich nicht nur in der Zahl, sondern auch in der allgemeinen Volksthätigkeit fühlbar, und verleiht der ganzen Industrie, den Fabriken, Handwerkern und commerciellen Beziehungen einen gewissen, ländlichen Charakter. In den 200 industriellen Bezirken Rußlands beschäftigt man sich mit allen Zweigen des Handels und des Gewerbfleißes, wobei eine außerordentliche Mannichfaltigkeit stattfindet. In dem Bezirke des Dorfs Iwanowo werden gegenwärtig im Umkreise von 20 Werst baumwollene Waaren zum Werthe von 25 Mill. Rubel fabricirt, und zwar meistens in Bauernhütten, da man nur 50 eigentliche Manufacturanstalten zählt. Im Gouvernement Wladimir gibt es ganze Dörfer, die ihren Unterhalt durch das

Malen von Heiligenbildern erwerben. Bei Jaroslawl im Norsker-Kreise verfertigt man in den Bauernhütten (isby) gegen 20,000 Pud Nägel. Im Kortschewer-Kreise des Gouv. Twer, besonders im Districte Kaschira, treiben ganze Dörfer das Schusterhandwerk. Die Kreise Gorbatow (Gouv. Nischni-Nowgorod) und Wjasnikow (Gouv. Wladimir) werden von den bekannten „Chodebschtschik" (Hausirern) bewohnt, welche ihre Waaren bis nach Kleinrußland und Sibirien versühren, und jährlich für mehrere Millionen Rubel absetzen. Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daß die industrielle Thätigkeit sich bei uns nicht wie im Auslande in den Städten, sondern vorzugsweise in den Dörfern entwickelt, weßhalb sie von der Tendenz frei bleibt, die Reinheit der ländlichen Sitten zu zerstören und die Bande des Familienglücks aufzulösen. Selbst im Moskauer Gouvernement, wo die Hauptstadt in industrieller Hinsicht ein so starkes Uebergewicht äußert, sind etwa 500,000 Einwohner beiderlei Geschlechts mit Fabrikarbeit beschäftigt, von denen nur 60,000 in der Stadt leben, und selbst diese verbringen jährlich zwei Monate (zur Zeit des Heuschlags und der Ernte) im Schooße ihrer Familien. Das schlagendste Beispiel dieses Verhältnisses liefert die Seidenzucht. Im Gouv. Moskau werden jährlich für 24,000,000 R. Seidenwaaren fabricirt, wovon nur für 6 Mill. in der Stadt, der Rest aber in den angränzenden Kreisen.

Indem wir also unsere industriellen Zustände mit denen des Auslandes vergleichen, wo das Interesse der Production zum Opfer fällt, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich unser Gewerbsleiß in seiner ländlichen, patriarchalischen Gestalt erhalten möge, die zwar an technischer Vollendung sehr weit hinter dem Auslande zurücksteht, aber in moralischer Hinsicht einen eben so entschiedenen Vorzug verdient. Es ist nicht nur wünschenswerth, die natürliche Richtung der Volksthätigkeit zu bewahren, sondern auch sie noch zu verstärken, indem man der städtischen und ländlichen Betriebsamkeit die gegenseitigen Beziehungen anweist, die ihr von dem historischen Entwicklungsgange der Nation, ihrem Charakter, den Verhältnissen, die zwischen den verschiedenen Ständen obwalten, und endlich von dem eigenthümlichen Klima und der geographischen Lage Rußlands vorgeschrieben werden. Während einer Hälfte des Jahres macht das Klima jede Bebauung des Landes unmöglich, obgleich das Volk seinen Unterhalt für das ganze Jahr gewinnen muß. So wird also der Landmann schon durch die Natur gezwungen, sich neben dem Ackerbau noch andern industriellen Arbeiten zu widmen. Die geographische Formation Rußlands, die Ebenheit seiner Oberfläche, welche die Handelsverbindungen so sehr erleichtert, ist der nomadisirenden Betriebsamkeit des Volkes nicht wenig behülflich. Die Ofensetzer aus Jaroslawl verlassen z. B. im Frühjahr ihr Gouvernement, arbeiten den Sommer über in Riga oder Odessa und kehren im Winter zu ihren Familien zurück. Die Verhältnisse, in welchen die Landleute zu den Grundeigenthümern oder der Regierung stehen, machen es ihnen zur Nothwendigkeit, sich mit Handthierungen mancherlei Art zu beschäftigen, um ihren Erbzins (Obrok) und die Kronabgaben bezahlen zu können, denn bei dem beschränkten Absatz der ländlichen Producte würde der Ackerbau allein sie nicht in den Stand setzen diese Zahlungen zu leisten.

Der Nationalcharakter der Slawen unterscheidet sich von dem aller andern Volksstämme durch die Neigung zu einem gewissen patriarchalischen Familienleben, die mit ungewöhnlichem Scharfsinn und Unternehmungsgeiste verbunden ist. Sobald eine Familie im Dorfe auf irgend eine neue Handthierung verfällt, wird sie vom ganzen Dorf nachgeahmt und ins Große getrieben. Im J. 1840 begann z. B. eine Familie des Medynsker-Kreises, Gouv. Kaluga, einige Kanarienvögel zu ziehen, und heutzutage werden in diesem Orte schon 12,000 solcher Vögel für die Summe von 200,000 Rubeln verkauft. Im Dorfe Strujen des Rjäsaner Gouvernements wurden 1820 die ersten Fischernetze gestrickt, von welchen man dort jetzt für mehr als 200,000 Silber-Rubel verfertigt. Alle diese Industriezweige haben sich gleich den Fabrikarbeiten auf dem Lande entwickelt, wo sie auch ferner gepflegt und vervollkommnet werden können; für sie ist das städtische Leben unnöthig, das überhaupt weder mit den historischen Tendenzen, noch mit dem eigenthümlichen Charakter des russischen Volks harmonirt.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

4. Rjukan.

Ein wenig höher hinauf über Ingolfsland wird die Schlucht so eng, daß der Weg nicht in der Thalsohle weiter geführt werden konnte; man muß das Fuhrwerk stehen lassen und zu Fuß die Felswände hinansteigen. Trotz der drückenden Hitze traten wir die beschwerliche Wanderung frohen Muthes an, in gespannter Erwartung des Anblicks des mächtigen Wassersturzes, der uns zugleich Kühlung versprach. Der alte Torger schritt mit all unserem Gepäck belastet voran, etwas gebückt und langsam, aber in jenem sichern, stetigen Gang, der den Felsenbewohnern eigen ist. Wir folgten raschern Schrittes und blieben doch oft zurück, weil uns der Athem verging oder die Hitze zu sehr drückte. Auf der ersten Höhe begegneten uns zwei junge Lieutenants aus Christiania, die eben vom Rjukan zurückkamen und ganz erfüllt waren von der Schönheit dieses Naturwunders. Nach kurzem Gespräch mit ihnen gings weiter, sie hinab, wir hinan. Bald ward der Pfad immer steiler und beschwerlicher; von allen Seiten stürzten kleinere Bäche brausend aus den über uns klaffenden Felsspalten herab und vermehrten das Rauschen des Stromes in der gewaltigen Tiefe unter uns. Je weiter man sich hinaufarbeitet in dem Thal, desto näher rücken sich die Seitenwände, bis man sie endlich in der Ferne zusammenstoßen und sich schließen sieht in eine schwarze, zackige Klippenwand, die zum Theil noch von zwischenliegenden Waldpartien verdeckt wird, über deren Scheitel aber eine weiße Dunstwolke schwebt. „Da hinten ist der Rjukan!" rief der alte Führer, indem er plötzlich still stand und auf diese Wolke zeigte; „der Sturz ist heute nicht stark, denn die Dunstsäule pflegt sonst viel höher zu ragen; aber für Euch, die Ihr so was noch nicht gesehen habt, wird er immer groß genug seyn." Das meinten wir auch und stiegen muthig weiter; aber die letzte Wegstrecke war wahrlich nicht die leichteste. Etwas oberhalb des Hofes Vage, der auf einer kleinen Wiese

zwischen Fels und Abgrund liegt, verließ der Führer den gebahnten Weg und lenkte in einen sogenannten Fußpfad, der fast spurlos über buschbewachsenes Steingeröll und glatte Felsblöcke hin zu einem freien Platz in der Nähe des Wasserfalls führt und theilweise nicht ohne Gefahr zu passiren ist; an einer Stelle namentlich wird er von einem senkrecht herabstürzenden Felsbach ganz unterbrochen und man muß auf zwei horizontal gelegten fortwährend vom Wasser bespülten Baumstämmen quer über den Sturz hin, was auch für den Schwindelfreien keine leichte Aufgabe ist, denn unter dem schmalen schlüpfrigen Steg sieht man nichts als den weißen Schaum in bodenloser Tiefe. Mit wenig Mühe und geringen Kosten könnte dieser Steg und überhaupt der ganze Zugang zum Wasserfall für die Reisenden bequem und sicher gemacht werden, und bei der jährlich wachsenden Zahl der letztern und der Merkwürdigkeit eines Naturschauspiels, das in Europa seines Gleichen nicht hat, ist es wirklich befremdlich, daß noch nichts dafür geschehen ist. Wir verlangen ja keine Chausséen und Gasthäuser wie in der Schweiz, welche den Charakter solcher Naturscenen nur stören können; aber der große Geist des Berges würde es gewiß nicht für eine Profanation seines Reichs halten, wenn der Andächtige, der zu seinen Wunderwerken wallfahrt, hie und da seinen Fuß auf eine behauene Felsstufe setzen oder sich mit der Hand an einem Lattenwerk halten könnte. Auch würden andere Interessen es gewiß nicht zu bereuen haben, wenn etwas besser für Unterkommen und Beförderung der Reisenden gesorgt würde als bisher; — wenigstens hätte man doch die früher bestandenen Erleichterungen, wie z. B. die Poststation in Ingolfsland, nicht aufheben sollen. — Als wir eine Weile noch in ähnlicher Weise weiter geklettert waren erreichten wir eine Hütte, die auf einer oben flachen schroffen Felsenklippe von einem kleinen Grasplatz umgeben liegt und „Pladsen Krogen“ genannt wird. Man sieht vom großen Wasserfall auch hier noch nichts, aber man hört desto mehr; bis dahin war uns das Brausen und Donnern verhältnißmäßig schwach erschienen, der Wind stand von uns ab und es waren zu viele Felsmassen zwischen uns und dem Schlunde; hier aber kündigte sich die furchtbare Macht des Sturzes in andern Tönen an. Das Tosen kam stoßweise und so heftig, daß wir jedesmal das Gefühl hatten, als ob die ganze Felsmasse, worauf wir standen, erbebte. Es ist ein höchst romantischer, aber furchtbarer Fleck, auf dem die Hütte liegt, ein kleiner Absatz an der immensen senkrechten Felswand, umgeben von dunsterfüllten Abgründen und schwarzen wildzerrissenen Klippenthürmen, außer dem kleinen Grasfleckchen nichts als Graus und Nacht und tosendes Gebrüll ringsum. Und diese einsame, vom Bereich der cultivirten Welt ganz abgeschlossene Hütte ist nicht etwa der Wanderer wegen angelegt; nein, sie ist von Menschen bewohnt, und nicht bloß in den Sommermonaten, wo wenigstens die grüne Weide mit ihren blühenden Alpenkräutern und die feuchte milde Luft den Menschen erfreuen können, nein, auch im Winter wohnen sie da, in der grauenvollen Zeit, wenn zwischen all diesen Felsmassen Sturm und Schneegestöber rasen, wenn die schweren Nebel in allen Schluchten und Oeffnungen liegen, und der furchtbare Nachbar in seiner wildesten Macht die großen Eisblöcke in die Tiefe schleudert, und wenn in langen, langen Monaten sonst kein menschliches Wesen seinen Fuß in diese schauerliche Felsenöde setzt. Wohl könnte man sich denken, daß für eine von der Welt ausgestoßene, in sich selbst abgeschlossene Menschenseele ein solcher Aufenthalt etwas Reizendes hätte, und es würde uns nicht befremden hier ein Kreuz und eine Einsiedlerklause zu finden. Aber wir sind im protestantischen Norwegen und werden von ein paar schlichten Bauersleuten begrüßt, die von solchen Träumereien nichts wissen. — Jetzt aber eilten wir weiter zum letzten Pfade (dem Maristien), wo die Aussicht auf den Wasserfall sich öffnet — und bald hatten wir alles andere vergessen.

Andersen sagt oft in seinem „Dichterbazar,“ wenn er in Griechenland einen besonders schönen oder interessanten Punkt erreicht: „dieß läßt sich nicht beschreiben, man muß es selbst sehen.“ — Wenigstens mit gleichem Recht können wir sagen: kommt und seht! — eine Beschreibung solcher Naturwunder ist nicht möglich, weder in Worten noch in Farben, so oft auch beides versucht worden ist. Lange saßen wir an der Stelle, wo der eigentliche Maristeg beginnt, und ließen uns ganz erfüllen von dem überwältigenden Eindruck des Schauspiels vor uns und unter uns; denn wir sahen hinab, 600 Fuß tief, auf den Boden des kochenden äußern Schlundes, und von dort hinauf an der silberweißen Wassersäule bis zu dem schwarzen Felsenriß, aus dem sie ewig und unablässig hervorbricht — und wieder hinab mit den fallenden Schaumwirbeln bis zur Hälfte des innern Kessels; denn weiter kann dort das menschliche Auge nicht dringen, weil die vom Grunde aufsteigenden Staub- und Dunstwolken den untern Raum beständig füllen. Es ist als ob der Berggeist alle Mittel ersonnen habe, um das Innerste seiner geheimen Werkstatt vor jeglichem Eindringen zu bewahren; denn nicht nur dieser innere Kessel ist auch oberhalb der dichten Wolken rings eingefaßt mit senkrecht abfallenden messerscharfen Felskanten, so daß kein lebendes Wesen hineindringen kann, ohne augenblicklich vom Sturz erfaßt und zermalmt zu werden; — sondern auch der äußere, gleichsam einen Vorhof bildende Kessel ist für einen menschlichen Fuß fast unzugänglich, und nur dunkle Sagen erzählen von kecken Kletterern, die hineingedrungen und lebendig wieder herausgekommen wären. Aber welch einen Anblick muß der Fall dort unten gewähren! Wir sahen ihn nur von oben herab, in so scharfem Winkel, daß das Auge den rechten Maaßstab für die Höhe verliert. Wie wir nun länger und länger hineinstarrten in die unaufhörlich hinabstürzenden Schaumberge und einzelne rothe Streiflichter der sinkenden Sonne durch den tiefen Schatten der Felsspalten hervorbrechen und die Myriaden losgerissener Tropfen und Stäubchen in eben so viele funkelnde Edelsteine verwandeln sehen, während der betäubende Lärm des Sturzes bald in jagendem Sausen und Klatschen, bald in tiefem dröhnendem Donnern die Luft rings um uns erbeben machte; als wir sahen wie große Vögel schreiend heranflogen und den brausenden Gischt des Sturzes in immer engern Kreisen umschwebten, als ob sie mit in den Wirbel hinabgezogen würden; — da wurden auch wir zuletzt von der seltsamen Lust ergriffen, die an solchen Stellen den Menschen lockt sich in den Abgrund zu stürzen; ja dieser wunderbare Reiz ward so stark in uns, daß wir unwillkürlich und krampfhaft die nächsten Gegenstände mit den Händen ergriffen, um nicht von der unsichtbaren Macht hinabgezogen zu werden. Es war das schreckliche Phantom des Schwindels, das sich unserer Seelen bemächtigt hatte, — und wer von dem verfolgt den Maristeg betritt, der ist rettungslos verloren. (Schluß folgt.)

Der Kropf in Algier. Man hat gefunden, daß von allen den verschiedenen Landstrichen Algiers der Kropf nur in Blidah, nahe bei der Stadt Algier selbst einheimisch ist, hie und da, jedoch selten, trifft man ihn in Budschia und Constantine. (Verhandl. der k. Akademie der Wissenschaften zu Paris 3 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1845.

Ueber die Manufactur-Betriebsamkeit Rußlands in Bezug auf die allgemeine Productivität und auf das häusliche Leben der niedern Volksclassen.

(Schluß.)

Das städtische Leben bildet schwerlich eine conditio sine qua non im Entwicklungsgange der Völker. Im westlichen Europa wurde die Gründung der Städte durch die bürgerlichen Kriege und die feindlichen Beziehungen der verschiedenen Stände veranlaßt, die immer gerüstet und auf ihrer Hut seyn mußten; man erbaute Schlösser und Festungen, um welche das Volk sich ansiedelte und die sich allmählich in Städte verwandelten. In Rußland waren diese bürgerlichen Kämpfe, diese Conflicte der Staatsgewalten seltener, weßhalb man auch des Schutzes der Städte nicht bedurfte. Im Auslande waren letztere die Frucht des Krieges, in Rußland haben sie ihr Daseyn dem Bedürfniß der Regierung nach administrativen Centralpunkten und des Volks nach Stapelörtern des innern Handels zu verdanken.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des Ursprungs russischer Städte ist es weder rathsam noch selbst wünschenswerth, ihre Entwicklung auf eine gewaltsame Weise zu beschleunigen. Das Volk mag in seiner ländlichen Existenz beharren, aber in verbesserter, fortschreitender Gestalt, und sich wie bisher im Familienkreise mit Handwerken, industriellen Erwerbszweigen, Handelsverkehr und Fabrikarbeit beschäftigen, ohne wie im westlichen Europa seine Thätigkeit dem oft so demoralisirenden Stadtleben zuzuwenden.

Es erhellt aus obigem, daß der Gewerbfleiß in Rußland eine nothwendige Folge der allgemeinen Lage des Volkes bildet. Er beschäftigt den Landmann im Winter während der klimatischen Erstarrung des Bodens; er setzt ihn in den Stand die Steuern und Verpflichtungen abzutragen, die bei dem begränzten Absatz der Feldproducte unerschwinglich wären; er befördert die geistigen Fortschritte der Nation und steht mit ihrem Charakter in Einklang, da er vorzugsweise auf dem Lande heimisch ist und die Centralisirung des städtischen Betriebs entbehren kann.

Um aber die Industrie in ihrem wohlthätigen Einflusse zu unterstützen, ist es durchaus nothwendig, die Abzugscanäle ihrer Producte zu vermehren, das Verhältniß des unentbehrlichen städtischen Manufacturbetriebs zum ländlichen festzusetzen, und den niedern Volksschichten jene Begriffe von Umsicht und ökonomischer Ordnung beizubringen, die allein als Unterpfand eines regelmäßigen blühenden Verkehrs dienen können.

Eine solche Bewegung der russischen Industrie wird durch mehrere Umstände befördert.

Zuerst durch die Eigenschaften der rohen Stoffe. Diese werden in Rußland in großen Quantitäten, aber in mittelmäßiger Qualität erzeugt. Unter 800,000 Pud Wolle, welche jährlich in den russischen Fabriken verbraucht werden, befinden sich kaum 50,000 Pud höherer Sorte. Von den 34,000 Pud Seide, die man jährlich in Rußland verarbeitet, werden 20,000 Pud im Reiche selbst, namentlich in den transkaukasischen Ländern producirt, aber nur von mittlerer und selbst geringer Qualität. Der russische Flachs, von welchem voriges Jahr 3,635,000 Pud ausgeführt wurden, hat in England nur einen Werth von 45 Pfd. St. die Tonne, während der aus unseren Saaten bereitete belgische Flachs mit 80 bis 100 Pfd. St. bezahlt wird. Dieser Unterschied entsteht zum Theil aus der Verschiedenheit des Klima's.

Aus allen solchen Rohstoffen mittlerer Güte können nur Fabricate niedriger und mittelmäßiger Sorte geliefert werden. Aber gerade diese sind es auch, welche für die Hauptmärkte erforderlich sind, welche die russische Industrie mit ihren Producten versorgt — für den innern, den asiatischen und endlich für den englischen und amerikanischen Markt.

Wir haben schon gesehen, daß von den 64 Mill. Bewohnern Rußlands nur fünfthalb Millionen in den Städten leben, und daß selbst von diesen die Hälfte zur Classe der Landleute gehört. Welchen Einfluß dieser Umstand auf die allgemeine Consumtion ausübt, läßt sich leicht beurtheilen; sie beschränkt sich hauptsächlich auf Waaren von niedriger und

mittlerer Sorte. Die Tuchfabrication bestätigt diese Thatsache auf eine schlagende Weise; es werden alljährlich für 15 Mill. S.R. Tuche fabricirt, unter denen sich nur für anderthalb Millionen solcher befinden, die den Werth von 3 S.R. die Arschin übersteigen. So gering ist der Bedarf der höheren Classen im Vergleich mit dem der unteren! Dagegen finden solche Waaren, welche für das Land und die niederen Stände überhaupt bestimmt sind, einen sehr bedeutenden Absatz; so wurden nach authentischen Angaben im Jahre 1840 allein von Nägeln 600,000 Pud zum Werthe von 4 Mill. Rubeln producirt und zwar

im Gouv.	Jaroslawl	200,000 Pud.
—	Twer	150,000 —
—	Nowgorod	100,000 —
—	Nischni-Nowgorod	120,000 —
in andern Districten		30,000 —
		600,000 Pud.

Die asiatischen Märkte fordern gleichfalls mittelgute Waaren. Bekanntlich haben die russischen Zitze, welche dort verkauft werden, einen Werth von nicht mehr als 1 R. die Arschin, und in Kjachta werden 2,000,000 Arschin von den Chinesen gegen Thee eingetauscht.

Die Engländer und Amerikaner nehmen uns, außer den rohen Stoffen, nur grobe Fabricate ab, die von den geringeren Volksclassen verbraucht werden.

In Betracht des herrschenden Charakters unseres eigenen rohen Materials und des Bedarfs der einheimischen wie der fremden Märkte, auf denen wir unsere Fabricate absetzen, müssen also letztere vorzugsweise von zwar dauerhafter, aber nicht überfeiner, sondern eher mittelmäßiger und geringer Qualität seyn. Manufacte dieser Art können aber größtentheils außerhalb der Städte, in den Dörfern und Bauerhütten verfertigt werden, und hierin besteht eben die Eigenthümlichkeit des russischen Gewerbfleißes. Ohne ihm diesen Charakter der ruralen Production zu benehmen, kann und muß man seine wohlthätige Richtung verstärken, indem man ihm neue Absatzquellen sowohl in Asien als in Amerika für solche Erzeugnisse öffnet, die dem Geiste unserer National-Industrie am meisten zusagen.

Es bieten sich jetzt zwei besonders günstige Conjuncturen dar, um den Absatz unserer Stammproducte zu befördern.

Seit einiger Zeit hat Mittel-Asien begonnen, uns mit Waaren zu versorgen, die wir bisher nur aus Frankreich oder Amerika beziehen konnten, und zwar mit Färbestoffen und Baumwolle, deren Einfuhr sich zusehends vergrößert. Die Kattun-Fabrication in Kasan, die schon eine bedeutende Höhe erreicht hat, wird mit asiatischer Baumwolle betrieben. Allein von der Stadt Alexandroff (Gouv. Wladimir), wo man bisher französischen Krapp gebrauchte, wurde dieses Jahr für 200,000 S. R. asiatischer Krapp bestellt. Diese Neuerung ist dadurch wichtig, daß wir europäische und amerikanische Waaren mit rohen Stoffen bezahlen müssen, während wir die asiatischen größtentheils gegen Producte unserer Manufacturen eintauschen; sie trägt also nicht wenig zur Belebung unseres Handels mit Central-Asien bei, und wird den günstigsten Einfluß auf diejenigen Manufactur-Districte haben, die vorzüglich für den asiatischen Markt arbeiten.

Der zweite Umstand, den wir zu erwähnen haben, ist für die russische Industrie von noch größerer Wichtigkeit. Seit kurzem zeigt man sich sowohl in England als in Amerika bereitwilliger, nicht nur unsere rohen Stoffe, sondern auch verarbeitete und namentlich leinene und hänfene Fabricate abzunehmen, die leider dort noch immer mit einem Eingangszoll von 12 bis 20 Proc. belegt werden. Es ist erfreulich in den amerikanischen Zeitungen zu lesen, daß russisches Segeltuch im Vergleich mit englischem und amerikanischem eines bedeutenden Vorzugs genießt; besonders schätzt man das Segeltuch des Hrn. Brjuegin, das in einigen Dörfern des Gouv. Kaluga verfertigt wird.

Außer dem Segeltuch könnten wir den englischen und amerikanischen Markt mit Leinen und Hanfwaaren aller Art versehen, die zur Bekleidung der niedern Stände und als Emballage gebraucht werden. Solche Artikel verarbeitet man in England alljährlich für die Summe von mehr als 2,000,000 Pfd. St.; sie werden nicht nur aus russischem Material fabricirt, sondern auch unter dem Namen „Russian Duk,“ „Russia sheeting“ u. s. w. verkauft. Diese ganze Waarenmasse, die einen jährlichen Werth von 50 Mill. Papier-Rubel darstellt, könnte und müßte in unsern ländlichen Manufactur-Districten producirt werden. Eine solche Absatzquelle würde ihnen neues Leben einflößen und die Industrie in einer Richtung bestärken, die sich dem Klima, dem Volkscharakter und der Entwicklung der Staatskräfte am günstigsten zeigt.

Zur Erreichung dieses Zwecks sind zwei Principe zu befolgen. An der asiatischen Gränze müssen wir die Einfuhr der Urstoffe befördern, die man gegen unsere Waaren austauscht, und in unsern Handelsbeziehungen mit England und Amerika den Export des rohen Materials allmählich durch verarbeitete oder halb verarbeitete Fabricate zu ersetzen suchen. So könnten wir Mehl statt Getreide, Stearin statt des Talges, Kessel, Haken, Pferdegeschirr, Nägel (zu deren Verfertigung man aber guter Maschinen bedarf), und eiserne Pflüge für die westindischen Colonien statt des Roheisens ausführen, und leinene und hänfene Zeuge zum Tragen der niedern Volksclassen würden die Stelle des Flachses und des Hanfs vertreten.

Hier ist jedoch eine wichtige Frage zu berücksichtigen: welches Schicksal steht bei einer solchen Ausdehnung des Wirkungskreises der ländlichen Fabrikbezirke dem Municipalwesen und der jetzigen städtischen Industrie bevor?

Ein Theil der National-Industrie muß allerdings in den Städten verbleiben und sich dort festsetzen; diese letzteren müssen als Centralpunkte betrachtet werden, die bei Verbesserungen aller Art den Provinzen zum Muster dienen. Den Städten oder größeren Fabrikanstalten sind folgende Gewerbszweige vorbehalten: alle Spinnereien, alle Manufacturen,

welche Luxusartikel und der Mode unterworfene Gegenstände produciren; alle Institute zur Verarbeitung von Metallen (Gold und Silber), die einer gesetzmäßigen Aufsicht unterliegen und deren Wichtigkeit man aus der einzigen Thatsache beurtheilen kann, daß in Moskau mehr als 2250 Pud Silber verarbeitet werden; alle sogenannten Hülfsfabricate, als die Verfertigung von Maschinen und Werkzeugen für jede Branche der Industrie; alle Färbereien und namentlich solche, die zur Production von künstlichen Farben bestimmt sind; alle Appreturanstalten, um die letzte Hand an die wichtigsten Erzeugnisse der Weberei und der Metallarbeiten zu legen, und von welchen es bei uns schon einige gibt, die dem Auslande seine neuesten Verbesserungen entlehnt haben und sie jetzt unter den russischen Manufacturdistricten verbreiten helfen.

Auf solche Weise wird sich die Industrie der Städte keineswegs verringern, sondern vielmehr befestigen, indem sie diejenigen Gegenstände zur Aufgabe erwählt, welche am meisten für das städtische Leben und die städtische Thätigkeit geeignet sind.

Diese Industrie hat sogar eine noch höhere Bestimmung: die städtischen Fabrikanstalten sollen nicht nur ein Beispiel der technischen Vollendung, sondern auch der zweckmäßigen Einrichtung und des moralischen Gedeihens der arbeitenden Classen geben. Der Fabrikherr stellt den Familienvater dar; die Arbeiter sind als seine Kinder zu betrachten. Aus diesen gegenseitigen Beziehungen entspringen gegenseitige Rechte und Verpflichtungen.

Man zählt bereits in Moskau und dessen Umgebungen über 20 Fabrikanstalten ersten Ranges, die sowohl in technischer als moralischer Hinsicht dem industriellen Rußland zum Muster dienen könnten. Mehr als 2000 Kinder erhalten darin eine religiöse Erziehung, und sie liefern einen überzeugenden Beweis, daß die Fortschritte der Industrie eben so sehr zur Verbreitung der Ordnungsliebe, der Sittlichkeit und der Bildung im Volke beitragen werden, als zu dessen materieller Bereicherung.

In den Gouvernements Jaroslawl und Wladimir zeigt sich der wohlthätige Einfluß der Industrie bereits in größerem Maaßstabe. Die Erfahrung hat dargethan, daß viele Dorfschaften bei allmählich steigender Wohlfahrt sich zugleich nach und nach an jene Ordnung, jene Umsicht gewöhnen, die sie allein in den Stand setzen kann, der Früchte zu genießen, die sie durch langjährige Arbeit erworben haben.

Dieses ist also die segensreiche Aufgabe der russischen Industrie, wenn sie nicht über die Gränzen hinausschreitet, die ihr die Natur und der Charakter des Volks vorzeichnen. Sie verbreite und entwickle nicht nur die Bedingungen, die als Grundlage des materiellen Wohlstandes dienen, sondern helfe auch die moralische Lage der untern Classen verbessern, indem sie dieselben an Fleiß, Thätigkeit, Umsicht und Sparsamkeit gewöhnt, ohne das ihnen eigenthümliche Familienleben zu zerstören.

Chronik der Reisen.

Lieutenant Ruxtons Reise im südwestlichen Afrika.

Seine Absicht war, das Land westlich von dem, welches der bekannte Sir J. E. Alexander untersucht hatte, zu erforschen und deßhalb an der Mündung des Oranjestroms zu landen. Er verließ Liverpool am Ende Decembers vorigen Jahres und erreichte am 17 März die Insel Itschaboe, deren Zustand er in seinem Memoire näher beschreibt. Trotz dem, daß die Insel schon seit zwei Jahren besetzt ist und zahllose Fettgänse, Seeraben u. s. w. getödtet wurden, kommen diese Thiere doch noch in Schaaren dahin und legen hier ihre Eier nieder. Am 18 ließ sich der Reisende etwa eine Stunde südlich von der Insel ans feste Land setzen, mit einem einzigen Begleiter. Da sie zu Angra Pequeña Schiffe zu finden hofften, nahmen sie nur wenig Lebensmittel und Wasser mit. Ihr Weg war wegen des tiefen Sandes, in den sie unaufhörlich einsanken, höchst beschwerlich. Die einzige Vegetation, die sie fanden, war eine krüppelhafte Sandpflanze, von der eine hier ziemlich zahlreiche Hasenart sich nährte, und einige zwerghafte Myrrhenpflanzen, aus denen, obgleich die Stauden blattlos und scheinbar todt waren, doch Gummi reichlich ausschwitzte. Der Reisende mußte sich an die Küste halten, und fand diese mit Trümmern von Schiffen und Booten übersäet. Ein furchtbarer Gestank leitete die Wanderer zu einigen verlassenen Hütten von Eingebornen, die aus Wallfischribben und Krüppelholz erbaut waren. Etwas weiterhin aßen die Reisenden aus Hunger einige Napfmuscheln auf den Felsen, die ihnen aber Schmerzen auf der Brust verursachten. Mit Sonnenuntergang am 20 erblickten sie Angra Pequeña, sahen aber hier nur ein einziges Schiff, welches eben im Begriff die Anker zu lichten und zu weit entfernt war, als daß man ein Signal hätte sehen oder hören können. Sie waren 30 (englische) Meilen von Itschaboe entfernt, und ein einziger Zwieback für jeden nebst den Napfmuscheln war drei Tage lang ihre einzige Nahrung gewesen. Mit der Umkehr war also keine Zeit zu verlieren, und sie brachen sogleich auf. Auf den Karten ist hier ein Fischfluß angegeben, der in die Bay Angra Pequeña sich ergießen soll, aber dieser Fluß existirt gar nicht. Von dem Gariep oder Oranjefluß bis zur Walfisch-Bay fließt kein Fluß ins Meer, obgleich einige Karten drei bis vier angeben. Dieser Irrthum hätte den Reisenden bald das Leben gekostet. Als sie auf dem Rückweg völlig erschöpft von Hitze und Mattigkeit bereits ihre Munition und alles, was sie belästigte, weggeworfen hatten, und völlig unfähig weiter zu gehen, miteinander niederstürzten, sahen sie glücklicherweise einige Eingeborne am Meeresufer; sie krochen zu ihnen hin und wurden mit Wasser erfrischt, was, wie sie hier erst erfuhren, jeden Augenblick längs der Küste ein wenig unter dem Sand zu bekommen ist. Die Eingebornen gaben ihnen auch einige geröstete Napfmuscheln, was ihnen, nachdem sie ein wenig ausgeruht, hinlängliche Stärke gab, weiter zu gehen. Endlich kamen sie wieder der Insel Itschaboe gegenüber an und wurden von ihrem Schiff aufgenommen. Mehr als 300 Schiffe, sagt Ruxton, waren an der Küste angekommen, um eine angeblich nordwärts von Itschaboe liegende Insel aufzusuchen, es zeigte sich aber endlich, daß dieselbe gar nicht existire. Als er nach der Walfisch-Bay gekommen war, fand er, daß die an der Küste angesiedelten Handelsleute und Missionäre, von denen einer namentlich bezeichnet ist, ihn durchaus hinderten, Hülfe und Beistand von den Eingebornen zu erhalten, so daß er seinen Plan einer Erforschung des Innern aufgeben und nach England zurückkehren mußte.

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

4. Rjukan.

(Schluß.)

Trotz der augenscheinlichen Gefahr wollten wir so gern dahin; die glatte Felswand bis hinan zum „Furna“ schien uns so kurz, so bald zu ersteigen. Und in uns flüsterte es: „am Rjukan gewesen und nicht über den Maristeg, das ist nicht besser als in Rom gewesen seyn ohne die Peterskirche zu sehen.“ — Schon hatten wir den Fuß auf den schwindelnden Steg gesetzt, — da ermannten wir uns und kehrten um, und der alte Torger selbst lobte uns und sagte, wenn wir nicht sicher im Kopfe wären, könnten wir da nicht gehen; aber wir würden auch wenig dabei verlieren; wenn es nur darum zu thun wäre noch eine andere Ansicht des Wasserfalls zu gewinnen, so wolle er uns weiter unten zu einem noch bessern Punkte führen. Wenn wir aber gern einen Menschen auf dem gefährlichen Stege gehen sähen, so wolle er gern hin- und hergehen, für ihn wäre das nichts; habe doch Eistein Hansen in seinen jungen Tagen seine furchtsame Frau da hinüber geführt und dabei noch sein jüngstes Kind in einem Korbe auf dem Rücken getragen. — Wir dankten natürlich ablehnend für sein Anerbieten und kletterten nun von Torger geführt von Busch zu Busch abwärts bis zu einer Stelle, wo gerade vor dem Wasserfall ein flacher Stein wie ein Altan über die Tiefe hinausragt, überwölbt von Hängebirken, die dicht darüber in den Spalten der Felswand wurzeln. Und wirklich erschien uns von diesem niedrigern Standpunkt aus die Wassersäule noch weit höher als dort oben; das Gesammtbild aber jedenfalls malerischer, wenn auch vielleicht weniger schauerlich. — Während wir hier rasteten überdachten wir den ganzen wundervollen Lauf der Wasser Thellemarkens von den ewigen Eismassen des Hardangerfelsen bis ins Meer; welch eine Fülle der mannichfaltigsten und merkwürdigsten Naturscenen bildet dieses Wasser! — Schon anderthalb Meilen oberhalb des Rjukan bilden die Gletscherwasser einen See, Mjösvand, dessen dunkle Wogen nichts als nackte Höhen bespülen, worauf kein Baum mehr wächst; aber Weideland gibt es dort oben und Sennhütten, ja sogar einzelne feste Wohnungen. Die in Thellemarken oft vorkommende Sage von solchen hochgelegenen Strichen ist auch hier im Gange, daß nämlich in frühern Zeiten, vor dem „schwarzen Tode,“ die Ufer des Mjösvand gut bebaut waren, ja daß ein ganzes Kirchspiel dort gestanden habe, und von dem Fundament der Kirche glaubt man noch die Spuren zu erkennen. Eine lange Zeit danach war die Gegend nur gelegentlich von Hirten, Jägern und Fischern besucht, bis sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder feste Bewohner erhielt, und zwar durch einen besondern Zufall. Zwei junge Liebende aus Vestfjordalen, die sich unter den Menschen des bewohnten Landes wegen zu naher Verwandtschaft miteinander nicht heurathen durften, flüchteten ins Gebirge und ließen sich am Mjösvand nieder. Man glaubte sie verloren, und fand erst lange Jahre nachher in ihren Nachkommen eine ganze Colonie kräftiger, aber halbwilder Menschen, die dann erst alle miteinander getauft wurden. — Von einem der kleinen Höfe in dieser Gegend, Laagefjeld genannt, erzählt Dr. Mügge in seiner Reise, wie die Hausfrau gejammert habe, daß sie und ihr Mann den ihnen lieb gewordenen Ort verlassen müßten, weil die Regierung, als Eigenthümer des Landes, eine Abgabe forderte, die sie nicht bezahlen konnten. Wir würden in des Erzählers Klage über die Ungerechtigkeit solcher Forderungen ꝛc. von Herzen einstimmen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Aber Laagefjeld gehört gar nicht der Regierung, sondern ist eine Parzelle eines größern Hofes am Mjösvand, und die an diesen zu entrichtende Abgabe ist so unbedeutend, daß um deßwillen kein Inhaber jenen Hof verlassen wird. Uebrigens ist der Mann, den Dr. Mügge dort traf, später gestorben und die Frau ist nach Amerika ausgewandert, worauf die verlassene Hütte alsbald von andern Bewohnern der Gegend in Beschlag genommen ward.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung an den Felsensee, in welchem die wildromantische Maanelv entspringt, zu unserem Balcon am Rjukan zurück. Immer weiter und dichter warfen die Klippen ihre Abendschatten über den Silberglanz des prächtigen Wasserfalls, als wollten sie die Mysterien der Wassernixen vor den neugierigen Blicken der Menschen verhüllen. Zugleich ging ein kalter Wind ächzend durch die Klüfte und erinnerte uns, daß es Zeit sey uns loszureißen aus diesem Zauberkreis, bevor die Nacht mit ihren Schrecken hereinbräche. Und es war in der That Zeit; wir hatten einen langen und beschwerlichen Rückweg zu machen, und es war nicht weit von Mitternacht als wir endlich ermüdet und hungrig unser Standquartier im Thal erreichten.

Miscellen.

Die ungeheure Vermehrung der Correspondenz in England in Folge der gleichmäßigen Posttaxe bedurfte eines so mächtigen Hülfsmittels als der Dampf, um ihre volle Entwicklung zu erlangen; jetzt ist man im Centralpostamt zu London beschäftigt Anstalten zur Austheilung der täglich sich mehrenden Briefe zu machen. Bereits sind fast 200 Städte in England — um von Schottland und Irland gar nichts zu sagen — mit einer täglichen Doppelfahrt von und nach London versehen. Vier Eisenbahncompagnien befördern bereits die Briefpakete unentgeldlich mit ihren Schnellfuhren, und man spricht davon, daß in London künftig und in allen Städten die nicht über 100 Meilen entfernt sind, die Briefe viermal täglich ausgetheilt werden sollen. (Athen. 15. Nov.)

•

Der Reisende Leichardt ist von einigen Journalen todt gesagt worden, indem er auf seinem Wege von der Mortonbay nach Port Essington zu von den Wilden erschlagen worden seyn sollte. Lord Stanley hat aber der geographischen Gesellschaft vom 10 Nov. anzeigen lassen, daß seine Nachrichten nichts darüber enthielten. (ibid.)

•

Das Ende des Mormonenkriegs. Die englischen Blätter (Morning Chronicle 17 Nov.) melden, daß die Verfolgung der Mormonen endlich ein Ende erreicht hat und daß sie durch einen Vertrag mit ihren Feinden sich anheischig gemacht haben, irgend wohin über die Felsengebirge zu ziehen. Die amerikanischen Blätter beklagen die Gewaltthaten, die man gegen die Mormonen übt, sehr, und es ist allerdings kein sonderlicher Beweis für den ruhigen Stand der Dinge im Westen Amerika's, daß es so weit kam, indeß haben frühern Nachrichten zufolge die Mormonen selbst den Anlaß gegeben, indem sie sich mit indianischen Stämmen gegen die anderen Weißen verbanden. So kam es von Seiten dieser zur Gewalt, welcher Joe Smith, ihr Prophet, zuerst erlag; mit ihm sank dann das Uebergewicht der Mormonen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 12 und Umschlag zum Monat November.)

Nr. 335

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1845.

Rückblicke.

Wer vor dreißig, ja noch vor zwanzig Jahren gesagt hätte, daß man sich in Europa lebhaft um kirchliche Meinungen streiten werde, der würde nur ein mitleidiges Lächeln erregt haben; indeß ist es dennoch so gekommen, und unvermerkt ist man in einen gewaltigen Streit hineingerathen, wie er vor wenigen Jahren noch für etwas rein unmögliches gegolten hätte. Man glaubte allen Religionsstreit mit dem Satze abgemacht zu haben, daß diejenige die beste sey, welche am meisten zur innern Heiligung beitrage, und daß alle äußern Formen und Einrichtungen mehr oder minder menschliches Beiwerk seyen, die je nach dem Bildungsgrade des Volks roher oder feiner auftreten. Die Wahrheit gesagt, ist das noch jetzt die Meinung des gebildeten Europa, und man ist wohl befugt zu fragen, wie viel Ernst denn an dem gewaltigen Lärmen ist, den man von verschiedenen Seiten erhebt. Diese Frage wollen wir indeß hier nicht untersuchen, denn wir müßten, um sie zu beantworten, alle Länder, wo dieser Streit existirt, bis ins Innerste ihres Innern analysiren. Um jedoch im Allgemeinen zu einer klaren Ansicht zu gelangen, so ist, wenn man durch das Geschrei des Tages sich nicht betäuben läßt, der Faden, welcher in diesem Wirrsal uns leiten kann, ohne große Anstrengung zu finden. Das achtzehnte Jahrhundert, das viel geschmähte und viel verkannte achtzehnte Jahrhundert, ist, was auch viele Eiferer jetzt sagen mögen, nicht ohne Frucht, und zwar nicht ohne sehr wohlthätige und bleibende Frucht geblieben; es konnte die Religion, dieß unsterbliche Bedürfniß des Menschen, nicht zerstören, hat aber in der europäischen Welt die oben aufgestellte Ansicht begründet, daß das Heil nicht in dieser oder jener Religionsform, sondern in der Sittlichkeit und im werkthätigen Glauben liege. Diese Ansicht hat freilich mitunter zum platten Indifferentismus geführt, aber dieser Abweg hebt den Werth des ächten Grundsatzes nicht auf, und dieser ist der Leitstern auf dem trüben Weg des politischen Treibens und die Mutter der ächten Duldung, gegen welche keine Regierung auf die Länge ungestraft verstoßen darf.

Der Grundsatz ist um so folgenreicher, als er allein zur Lösung des Streites über die Gewalt der Kirche und des Staates führen kann. Dem römischen und griechischen Alterthum war dieser Streit so gut wie unbekannt, und wir müßten, um die Geschichte desselben gründlich kennen zu lernen, in die Zeiten der Aegyptier, Juden und Perser hinaufgehen, obgleich, namentlich im letztern Reich, die weltliche Gewalt fast immer überwogen zu haben scheint. Die kirchliche Gewalt in dem neuen Europa ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, welche sich langsam in der Zeit des Verfalls der römischen Macht begründete; in dem Maaße als die bürgerliche Gewalt in den Händen der fast nur mit Krieg und Selbsterhaltung beschäftigten Imperatoren erschlafft, geht diese an die Geistlichkeit über, und es ist ein höchst interessantes Schauspiel zu sehen, wie diese nach und nach, nicht mit Absicht, sondern bloß in Folge der Schwäche der bürgerlichen Obrigkeit alle Civilgewalt in sich vereinigt. Darin lag das Geheimniß ihrer Macht, denn indem die Kirche in den Besitz der Civilgewalt kam, wurde sie auch die Inhaberin der alten römischen Staatskunst und beherrschte dadurch die noch rohen deutschen Völker, welche auf den Trümmern des Römerreichs ihre neuen Staaten begründeten. Die Kirche hatte zu jener Zeit den Arianismus ausgestoßen, und mußte folgerecht auch gegen diejenigen deutschen Völker auftreten, welche sich zum Arianismus bekannten. Alle diejenigen Staaten, welche dem Arianismus anhingen, sind schnell untergegangen, die andern haben sich erhalten. Die Westgothen wichen vor dem katholischen Chlodwig, und fanden es bald gerathen, zum Katholicismus überzugehen. Nun erlagen die arianischen Sueven vor den Gothen, eben so die Vandalen, welche nach Afrika weichen mußten, in Frankreich erlagen die Burgunder vor den Franken, endlich mußten auch die Longobarden in Italien unterliegen. Diese Erscheinung ist zu allgemein, als daß sie nicht ihren gemeinsamen Grund haben sollte, und dieser Grund ist kein anderer, als daß die katholische Kirche, welche die Reste der alten Bildung und Staatskunst in sich aufbewahrte, am Ende den Sieg gegen den rohen Kriegsmuth der Barbaren davon trug. Aber die Kirche konnte mitten unter barbarischen

Staaten eines Schützers nicht entbehren, und rief somit die Kaiserwürde wieder ins Leben, welcher sie im 9ten und 10ten Jahrhundert selbst erlag, als die Rohheit der Zeit auch sie ergriffen hatte. Erst als sie aus ihrem Verfall sich aufgerafft und in einigen außerordentlichen Köpfen neu gestärkt wieder sich erhob, begann jener merkwürdige Kampf zwischen der Gewalt des Kaisers und des Papstes, dessen Ausgang im 13ten Jahrhundert wir alle kennen. Deutschland verlor in jenem Streit den ersten Hebel seiner politischen Macht, die Einheit unter der Kaisergewalt, welche seit dem 13ten Jahrhundert von ihrer Höhe herabsank. Die geistliche Macht hatte gesiegt, aber auch den Feind groß gezogen, der ihr den schlimmsten Stoß versetzen sollte, denn sie siegte nur durch die Erhebung der Fürstengewalt, welche im 16ten Jahrhundert bereits stark genug geworden war, um die noch junge, des Schutzes bedürftige Reformation selbst gegen den kaiserlichen Willen zu vertheidigen. Alle Reformationsversuche in Italien, Frankreich, Böhmen und England waren gescheitert, in Italien an der Nähe der päpstlichen Macht, in Frankreich, England und Böhmen an der Einheit der Königsgewalt. Selbst als die Reformation in Deutschland durchgedrungen war, siegte in Frankreich und England die Staatseinheit über dieselbe, denn die Hochkirche Englands, welche sich ja selbst als die ächte katholische bezeichnet, verfuhr gleich unduldsam gegen die Andersdenkenden, wie die katholische vor ihr. Nur in Deutschland war der Fall anders, nicht als ob es an Lust gefehlt hätte, den Gegner eben so gut niederzudrücken, wie es an andern Orten geschah, sondern weil die erbliche Fürstengewalt zu stark war für jden Kaiser, und die Fürsten unter einander sich das Gleichgewicht hielten. Das 16te Jahrhundert ist die natürliche Folge des dreizehnten: wenn im 13ten die Kirche nicht bloß sich, sondern auch die geistige Freiheit vor der rohen weltlichen Macht bewahrte, so rettete das 16te die geistige Freiheit von der ganz verweltlichten und verwilderten Kirchenmacht. Deutschland bezahlte diesen Ruhm mit seiner politischen Größe, aber es erwarb factisch das Princip gegenseitiger Duldung: kein Theil konnte den andern seinem Gesetz unterwerfen, also mußten beide neben einander bestehen, der Grundsatz gegenseitiger Duldung ward, wenn auch nicht immer geübt, doch allenthalben als Norm und als Ziel hingestellt. Hierin liegt der wesentliche Unterschied Deutschlands von allen andern europäischen Ländern: in allen siegte die Staatseinheit über die Religionsfreiheit, und entweder behauptete sich die alte Kirche in ihren alten Vorrechten und ihrer alten Macht, oder die neue Kirche setzte sich fast gleich unduldsam in ihre Rechte ein; darum unterscheiden sich die kirchlichen Bewegungen der protestantischen und katholischen Länder außerhalb Deutschlands sehr wesentlich von denen in Deutschland selbst.

Die Literatur des 18ten Jahrhunderts begründete das philosophische Princip der Religionsduldung, aber von diesem philosophischen Fortschritt bis zur Staatspraxis war es noch weit; diese Praxis besteht in England und Schweden noch bis auf diese Stunde nicht, und in Frankreich bedurfte es einer gewaltsamen Revolution, um jenem Princip Geltung zu verschaffen. Man muß diesen Unterschied festhalten, wenn man die reformatorischen Bewegungen in England und Schweden verstehen will: es ist hier die Reaction der Religionsfreiheit gegen die Staatskirchen, welche ihre Ausschließlichkeit von der katholischen Kirche überkommen hatten, und nach demselben Princip wie diese verfuhren. Wer in Deutschland mit Unduldsamkeit verfährt, sündigt gegen den Geist unserer Geschichte, wer in England und Schweden religiöse Freiheit verlangt, sündigt gegen das bisher festgehaltene und mit zahllosen Privatinteressen verbundene Princip der Staats- und Kircheneinheit; in Deutschland ist die Duldung eine geschichtliche Thatsache, in England und Schweden ist es der Zwang. Darum hängt auch in diesen beiden Ländern der Sieg der religiösen Freiheit von der politischen Reform ab, während in Deutschland die Religionsfreiheit sich ohne allen Nachtheil der politischen Institutionen weiter entwickeln könnte, und nur die Ausübung von Zwang und die Hegung religiösen Haders zu politischen Erschütterungen führen wird.

Sehen wir vom Staatsgesetz ab, und ziehen wir die vorgeschrittene allgemeine Bildung in Betracht, so stellt sich die Sache freilich anders dar; in Frankreich wurde der philosophische Grundsatz der allgemeinen Duldung durch eine Revolution zum Staatsgesetz erhoben, aber dieß Staatsgesetz eilte der geschichtlichen Entwicklung und dem Geiste der Mehrzahl des Volkes voraus: Frankreich ist noch jetzt in seiner großen Mehrheit ein sehr katholisches Land, das von gegenseitiger Duldung wenig weiß, und welches in dem Maaße, als die politische Freiheit, d. h. das Recht in Staatsangelegenheiten mitzusprechen, Boden gewinnt, dieses Rechts sich bedient, um gegen die philosophische Duldung anzukämpfen, welche dem Volksgeist zum Zwang geworden ist, da sie allzu sehr voraneilte. Daher der seit Jahren mit günstigem Erfolg fortgesetzte Kampf der französischen Geistlichkeit gegen die Regierung oder wenigstens gegen die philosophischen Tendenzen derselben, und die Nothwendigkeit für die Regierung, mit der vom Volke noch anerkannten geistlichen Macht einen Vertrag abzuschließen, obwohl ihr die Staatsgesetze Mittel genug an die Hand gaben, die Geistlichkeit zu zwingen. Diese verwarf keck die Autorität der famosen Artikel der gallicanischen Kirche, wie das Concordat Napoleons, als den Freiheiten der Charte von 1830 zuwiderlaufend, und die alte Juristenweisheit Dupins wurde vor den Anforderungen der vom Volksgeist unterstützten Kirche zu Schanden, freilich nicht ohne Zuthun der Regierung; aber dieses Zuthun ist eben der Beweis, welchen Halt die Geistlichkeit noch im Volke hat, so daß die Regierung um ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit willen die Partei der Geistlichkeit unterstützte und die alten Satzungen der französischen Parlamente über die Rechte der Krone in Bezug auf die Kirche fast ohne Widerstand zerbröckeln ließ. Daraus erklärt es sich auch, weßhalb man „sehr säuberlich" mit den Jesuiten verfuhr, nur den Skandal, nicht die Sache zu beseitigen suchte, den Professoren, welche den alten philosophischen Principien der Revolution gemäß gegen sie geeifert hatten, Stillschweigen auferlegte, und der Welt das neue Schauspiel darbot, daß

das revolutionäre Frankreich mit dem Jesuitengeneral, wie eine Macht mit der andern unterhandelte; auch scheinen die „hohen paciscirenden Theile" sich über die verschiedenen Streitpunkte völlig verständigt zu haben, freilich wohl mit dem Vorbehalt, bei günstiger Gelegenheit die alte Stellung wieder einzunehmen.

In Frankreich ist ein solches temporäres Fallenlassen des Streits möglich, denn die große Mehrheit der Gebildeten und gebildet seyn Wollenden zeigt eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen religiöse Ueberzeugungen, in welchen sie höchstens ein gutes Polizeimittel für den großen Haufen sieht; die größtentheils gut katholische Masse aber findet das Thun und Treiben der „streitenden Kirche" vortrefflich, sie mag nun zügellos gegen die Regierung donnern, oder, wie seit einem halben Jahre, sehr sänftiglich gegen dieselbe auftreten, denn die geistlichen Journalisten haben den weltlichen zur Genüge den Kniff abgelernt, wie man einen Streit mit Worten fortsetzt, den man der Sache nach aus andern Gründen längst aufgegeben hat. Ein eigentlicher Kampf um kirchliche Dinge, ein wirklicher Zusammenstoß findet nicht statt, als etwa in einzelnen Städten, z. B. Lyon, wo die widerstrebenden Elemente sich nahe genug berühren, und Intelligenz genug vorhanden ist, den Kampf zu unterhalten.

Gänzlich verschieden stehen die Sachen in England. Hier ist die Unduldsamkeit noch im Staatsgesetz, welches die Minister aufrecht erhalten sollen, während sie selbst so wie fast der ganze gebildete Theil der Nation dem philosophischen Princip der Duldung zugethan sind und demselben auch, so weit es nicht gegen die Staatsgesetze zu sehr anstößt, Geltung verschaffen. Gegen dieses philosophische Princip kämpft nun die gesetzliche Unduldsamkeit, d. h. die Hochkirche, mit aller Macht, aber ziemlich vergebens an, und suchte zuerst in sich selbst einen festen Halt zu gewinnen, um dem katholischen Princip des Priesterthums, gegenüber dem protestantischen des Laienthums, neue Geltung zu verschaffen. Das ist das Ziel der Lehre Pusey's und seiner Anhänger.

Wir haben hierüber schon in den Rückblicken des Jahres 1841 nachfolgendes bemerkt: „in der Hochkirche, welche noch im Besitze der Macht und des Reichthums ist, haben zwei Richtungen sich herausgearbeitet, eine weltliche und eine religiöse: die weltliche Partei ist mit dem mächtigen England nach allen Welttheilen gezogen, benützt die Gewalt, die sie noch über die höhern Classen ausübt, sucht ihre Macht über alle Länder auszubreiten, wohin Englands Schwert und Einfluß dringt, und sie vermißt sich, ihren Stuhl als den einer künftigen Weltkirche neben den Stuhl Petri zu setzen. Aber an dem stolzen Baum nagt der Wurm, und die Doctrine Pusey's deckt den Schaden Josephs auf. Es ist ein Grundsatz der englischen Hochkirche, daß durch die Priesterweihe, wie in der katholischen Kirche, der heilige Geist fortgepflanzt wird seit Anbeginn des Christenthums, nur nimmt sie an, daß die englische Hochkirche die wahre katholische und die römische in Irrthümer und Verderbniß gefallen sey. Indem nun Pusey auf die alten Satzungen seiner Kirche zurückging und diese auf solchem Wege zu erneuern sich bemühte, konnte es ihm nicht entgehen, daß der römisch-katholischen Kirche eine viel strengere Consequenz der Grundsätze einwohne, und daß diese nicht, wie die englische, zu einem aristokratisch politischen Institute herabgesunken sey, sondern im Volksboden fortwurzle und noch immer neue Schößlinge emportreibe. Dr. Pusey und seine Anhänger sind, in welche Form sie sich auch hüllen mögen, der That nach Kryptokatholiken. Wäre England nicht voll politischen Lärmens über materielle Noth und Interessen, so würde dieß Ereigniß eine ungeheure Wirkung auf die öffentliche Meinung hervorgebracht haben, aber unsere rastlose Zeit nimmt an derlei Dingen wenig Antheil, und so wird die Sache am Ende auf einige persönliche Bekehrungen hinauslaufen oder allmählich in der Stille wieder absterben." Das ist in diesem Jahre wörtlich in Erfüllung gegangen, und 32 Anhänger Pusey's auf der Universität Oxford, nur der Kirchenvater selbst noch nicht, sind in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Dieser Rücktritt wurde veranlaßt durch den Umstand, daß die Geistlichkeit in mehrern Diöcesen versuchte, einem katholisirenden Ritus, als Einleitung zu weitern Schritten, das Uebergewicht wieder zu verschaffen, daß aber die Laien der Geistlichkeit nicht folgten, somit die ganze Bewegung mißlang. Dieß ist der härteste Schlag, welcher die englische Hochkirche treffen konnte, eine moralische Niederlage, von welcher sie sich nicht mehr erholen kann. Sie steht nur noch als weltliches, von dem Staat aus Noth und Herkommen gehaltenes Institut da, und wird fallen, sobald der Aristokratie deren Interesse mit dem ihrigen verschmolzen ist, die politische Uebermacht aus den Händen gewunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch bei Khan Mahmud und Halil Bey in Kurdistan.

Tekrit (Mesopotamien) 2 Januar 1845.

Ich erfülle etwas spät erst das Ihnen bei meinem Abgange von Konstantinopel gemachte Versprechen; allein ich habe eine so lange, eine so beschwerliche und gefahrvolle Reise gehabt, daß all dieß, verbunden mit den vielen Arbeiten und Geschäften, welche ich während der Zeit abzumachen hatte, mir bälderes Schreiben, trotz des besten Willens, unmöglich machte.

Nachdem ich ganz Ober-Armenien, von Lazistan bis zur persischen Gränze durchstreift, kam ich zum zweitenmal nach Erzerum zurück, wo ich die zahlreichen in den berühmten Ruinen von Ani, im Paschalik Kars und in den fast noch ganz unbekannten Gegenden von Arsinehki, Olteh und Kaku gesammelten Inschriften ordnete. — Die Vorsehung war mir günstig und ich darf meine Reise in Beziehung auf Archäologie und Geographie eine glückliche nennen. Sodann durchzog ich ganz Kerman oder klein Kurdistan, das Paschalik Musch, die prachtvolle Kette der Nimrodsberge, und langte endlich nach fürchterlichen Strapazen und Beschwerden zu Bitlis der Hauptstadt des gleichnamigen großen Beyliks an.

Es gibt in der Welt keine zwei Städte mehr so wie Bitlis. Alle Häuser sind von schönen, röthlichen, mit der größten Sorgfalt

behauenen und hergerichteten Steinen, und haben große Fenster mit persischen Kreuzbögen, im Geschmack des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Drei große Bäche durchfließen die Stadt, deren Häuser an den schattigen Abhängen liegen, die sich amphitheatralisch bis zum ersten Plateau der hohen, Bitlis von allen Seiten einschließenden Berge erheben. Bei jedem Haus befindet sich ein mit schönen Bäumen angepflanzter Garten oder doch wenigstens ein durch eine Gruppe von Nußbäumen oder Pappeln beschattetes niedliches Thürmchen; sodann stößt man jeden Augenblick auf die brausenden Gewässer der Wasserfälle, worin ein entzückender Kaif *) herrschte; und inmitten dieser pittoresken, blühenden, so unendlich lebendigen und belebten Natur erblickt man ein großes seldschuckisches auf einem Kalkfelsen erbautes Schloß, während auf dem Gipfel eines inmitten der Stadt sich erhebenden Hügels die Minarets der tiefer liegenden Moscheen weit überragend, der reizende Konak, die Wohnung des schrecklichen Halil Bey, den trunkenen Blicken sich zeigt.

Nachdem ich mir von diesem höchst merkwürdigen Ensemble eine Skizze entworfen, besuchte ich die Festung, welche in Beziehung auf ihre Schönheit in etwas an die prachtvollen Ruinen von Baiburt erinnert. Schriftsteller, welche Kurdistan vor ihrem Karmin aus gesehen haben, etwas sehr leichtes und wenig gefährliches, haben behauptet, daß diese Festung von den Römern herrühre. Allein dem ist nicht so, sondern sie stammt aus dem 12 Jahrhundert. Ueberhaupt haben sich die Spuren jenes großen Volkes im ganzen Norden, Osten und Süden von Kurdistan verwischt. Nur im westlichen Theile, in Diarbekir, findet man noch einige Andenken an ihre Herrschaft.

Da ich von Kiamil Pascha, dem Muschir von Erzerum, einen Brief an Halil Bey hatte, so machte ich ihm einen Besuch. Am äußersten Ende einer Galerie, nicht unähnlich den alten Höfen der französischen Wirthshäuser, kauerte ein Mann, der, nach orientalischer Sitte, einen reichen Rosenkranz zwischen seinen Fingern drehte. Dieser Mann war Halil, der Schrecken von Bitlis. Drei Schritte vor ihm befand sich sein Hof aus etwa dreißig kurdischen Agas und Beys bestehend, die bis an die Zähne bewaffnet und mit einer unvergleichlichen Pracht gekleidet waren. Alle trugen den weißen, spitz zulaufenden Kulos, um den so viele Shawls und Tücher gebunden waren, daß einer so dick aussah wie dame jeanne? Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie einen solchen Kopfputz tragen. Der Bey empfing mich sehr gut und lud mich zum Frühstück ein, das ich jedoch ausschlug, um ihn besser beobachten zu können.

Sie erinnern sich der Geschichte von dem Privatleben Attila's, dieser Geißel Gottes, der mit dem Raube von zwanzig Nationen geschmückt, in einer elenden Wohnung lebte, und so den Luxus der civilisirten Völker mit dem Elend der Barbarei einte. Diesen Eindruck machte auch Halil Bey auf mich. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, klein, und in weite, reichgestickte Kleider gehüllt, die alle möglichen Farben, blau, roth, gelb, haben. Sein Schnurrbart ist roth gefärbt und lange, eben so gefärbte Haarlocken fallen nachläßig auf seine Brust herab; seine knochigen Finger sind überladen reich an mit Edelsteinen und hauptsächlich mit ungeheuer großen ungeschliffenen Türkisen verzierten Ringen, um seine großen, hellblauen Augen läuft ein starker dunkler Ring, was seinem Gesicht einen fürchterlichen Ausdruck verleiht. Man denke sich ihn nun so mitten unter seinen fast eben so gekleideten Seiden, seinen persischen, kurdischen, abyssinischen, tartarischen Kawassen und seinen zahlreichen Sklaven; man stelle sich das Gerassel der Ketten der Gefangenen vor, die an der andern Seite der Galerie ihre scheußlichen Köpfe zeigen, die disharmonischen Töne des Naj, welches man im Harem spielt, und man hat einen schwachen Begriff von dem Schauspiel, welchem ich anwohnte.

Die Anwesenheit mitten unter diesen wilden Männern, denen nach unsern Waffen, unsern lackirten Stiefeln, ja sogar nach unsern gestickten Mischans gelüstete, hatte eben nichts sehr Beruhigendes. Halil Bey hieß mich indessen neben sich niedersitzen, während alle seine Häuptlinge standen. Das Gespräch war übrigens höchst nichtssagend. Nachdem zu verschiedenenmalen Kaffee herum gereicht worden war, bat ich ihn um einen kurdischen Häuptling, um mich zu Khan Mahmud, dem berühmten Unuuterworfenen zu führen, worauf er mir mit rauher Stimme zur Antwort gab, ich sey in seinem Beylik willkommen und er werde alles thun, um mir gefällig zu seyn. In der That schickte er mir auch am andern Tag einen Kawassen mit einem Befehl an alle Agas der Dörfer, wo ich übernachtete, und jeden Tag bekam ich wieder einen frischen solchen Diener bis nach Norko, einer am Wan-See gelegenen Ortschaft.

Omar Aga, der Vorsteher dieses Orts, stattete mir einen Besuch ab. In diesem barbarischen Lande ist es gerade so wie in Frankreich zur Zeit seiner Eroberung. Die Rajas arbeiten für einen Häuptling von einem andern Stamm, und wie im Occident, so ist auch hier die arbeitende Menschenclasse sehr übel daran. Doch sind die Leute hier noch viel unglücklicher, als es die Gallier waren. Denn in Sitten und Religion verschieden, machen sich die Kurden viel weniger daraus sie zu mißhandeln oder zu brandschatzen. Omar kam, wie alle seine Landsleute in dergleichen Fällen, nur in der Absicht uns zu plündern; um einige Patronen wurde ich ihn wieder los; diese Kerls meinen, ich müsse ihnen etwas aus Frangistan geben und ich bringe es ihnen nicht in den Schädel, daß ich hundert Packpferde brauchte, wenn ich alle diese Forderungen befriedigen wollte; dann, sage ich zu ihnen: „du verlangst meinen Schalwar, aber heute Morgen begehrte ihn auch ein anderer; gestern wollte dein Bey meine Pistolen haben, und seine Kawasse und Agas hatten Lust zu meinem Säbelgehenk; morgen wird wieder ein anderer Häuptling kommen, und so fort. Wie glaubst du denn, daß es mir da ginge, wenn ich ein Vierteljahr von Haus weg wäre?“ — Allein außer derartigen Forderungen kommen noch unzählige Backschisch, sonstige Prellereien und Diebstähle ungerechnet.

(Schluß folgt.)

Große Menagerie in Algier. Auf das Verlangen einer großen Anzahl Gelehrten soll in Algier eine großartige Menagerie von allen lebenden Thieren Afrika's eingerichtet werden. Zu den bereits verlangten Thieren gehören: Löwe, Tiger, Panther, Schakal, Hyäne, Flußpferd, Krokodil, Giraffe, Rhinoceros, Kamel, Zebra, Büffel, Dromedar, Riesenschlange, Boa-Constrictor, und eine große Menge anderer Schlangen. Das Klima Algiers wird gestatten, alle diese Thiere lebend zu erhalten, und die Menagerie von Algier wird die zahlreichste lebendige Naturgeschichte dieses Welttheils enthalten, und eine reichliche Succursale für das naturgeschichtliche Museum von Paris werden, wo die schönsten Thiere nur allzu oft von dem Klima hingerafft werden. (Constit. 20 Nov.

*) Kaif zeichnet bekanntlich das Wohlbehagen, das der Orientale in seinem dolce farniente unter dem Schatten seiner Bäume, am liebsten einen rauschenden Bach, sucht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 12.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Sonntag 30 November 1845.

[121] Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moses Mendelssohns gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von G. B. Mendelssohn.

Sieben Bände in acht Abtheilungen.

Mit Mendelssohns Bildniß.

gr. 12. geh. 6 Thlr.

Diese Ausgabe enthält außer mehreren bis jetzt ungedruckten Aufsätzen eine Biographie Moses Mendelssohns von dessen Sohne Jos. Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften von Ch. A. Brandis.

Leipzig, im Junius 1845. F. A. Brockhaus.

---

[122] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen der deutschen und österreichischen Staaten zu haben:

Die neuesten Gefahren für den Staat.

Mit besonderer Beziehung auf den österreichischen Staat.

Denkschrift an einen österreichischen Staatsmann von Dr. K. Groß-Hoffinger.

Preis 1 Thlr. 4 Ngr. oder 1 fl. 45 kr. Conv.-Mze.

Buch der Freiheit

oder Geist des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einem ausgewanderten Oesterreicher.

Neue Ausgabe. 1 Thlr. oder $1\frac{1}{2}$ fl. Conv.-Münze.

Urgeschichte der österreichischen Länder

von Dr. A. Groß-Hoffinger.

Nebst 1 Karte vom alten Oesterreich.

Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr. od. 2 fl. 15 kr. C.-M.

Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag u. Pesth.

Neue illustrirte Ausgabe.

2 Bände. geh. $1\frac{1}{6}$ Thlr. oder 2 fl. 45 kr. C.-M.

Die in dem Buche vorkommenden Personen lebten oder leben noch zum Theil in Prag, Wien und Pesth.

Nun vollendete Ausgabe von

AHASVER

der ewige Jude der Urzeit

Lebensbilder vergangener und gegenwärtiger Tage.

Deutsches Originalwerk mit Illustrationen.

4 Bde. 2 Thlr. 20 Sgr.

---

[123] CHRONOLOGIA SACRA.

Untersuchungen über das Geburtsjahr des Herrn und die Zeitrechnung des Alten und Neuen Testamentes von G. Seyffarth.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

ist an alle Buchhandlungen versendet und werden Theologen, wie alle Freunde und Forscher biblischer Wahrheit auf diese interessante Erscheinung hierdurch aufmerksam gemacht

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

---

[124] In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[125] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen von Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier brosch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[126] Vom Jahre 1846 an wird auf Subscription erscheinen:

Historisch-biographisches

H a n d w ö r t e r b u c h

nach den neuesten und besten Hülfsmitteln
bearbeitet von
Dr. J. H. Möller,
Archivrath und Bibliothekar zu Gotha.
In vier Bänden. Lexikon-Format.
Leipzig Verlag von Friedrich Fleischer.

Da der dargebotene Stoff von hohem Interesse, sein Bearbeiter ein Gelehrter ist der Vertrauen erweckt, und die Verlagshandlung nichts versäumen wird um das Werk, so wie es versprochen, auch zu liefern, so darf es wohl auf die Unterstützung des deutschen Publicums rechnen. Die Ausgabe geschieht in Halbbänden zu 25 Bogen, deren jeder 1⅓ Thaler kosten wird. Die resp. Subscribenten werden vorgedruckt. Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an, und liefern eine gedruckte ausführliche Anzeige gratis.

---

[127] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belgien seit seiner Revolution.

Von **Ignaz Kuranda.**

gr. 8. eleg. geh. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr. — $3\frac{3}{4}$ fl. Conv.-Mze. oder $4\frac{1}{2}$ fl. rhn.

Es ist das erstemal daß Belgien in seinem vollständigen Staatsleben, in seinen wichtigen Kunst-, Wissenschaft- und Litteraturbewegungen geschildert wird. Der Verfasser, der vier Jahre in Belgien gelebt hat und mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern in täglichem Verkehr stand, hat ein umfassendes Bild dieses für uns so interessanten Landes geliefert, und namentlich seine mannichfachen socialen und politischen Beziehungen zu Deutschland in ein helles Licht gestellt.

Eine vollständige Uebersicht des reichen Inhalts dieses Werkes ist auf dem Umschlage der neuesten Nummern der „Grenzboten" zu finden.

---

[128] So eben ist vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Vorlesungen
über
slawische Literatur und Zustände.

Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840 — 1844
von
Adam Mickiewicz.
Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.
Vierter Theil. (Schluß.)
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Bande ist die deutsche Ausgabe der Vorlesungen vollständig und geschlossen; sie werden allen von hohem Interesse seyn, die den slawischen Zuständen im allgemeinen und insbesondere der in neuester Zeit verfolgten Richtung des berühmten Dichters einige Theilnahme schenken.

Leipzig, im October 1845.

Brockhaus u. Avenarius.

---

[129] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

B e l g i e n

in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland

mit Bezug auf die Frage
der Unterscheidungszölle für den Zollverein
von **Gustav Höfken.**

Gr. 8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Der Hr. Verfasser setzt in diesem Buche, welches eine der wichtigsten der neueren deutschen National-Angelegenheiten behandelt, die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1 September 1844 für Belgien hat, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des frühern Vertrags mit Frankreich. Er beweist durch tabellarische Uebersichten daß die Bilanz in der Fabricatenausfuhr zwischen Frankreich und Belgien zu Gunsten des ersteren steht und zwar wie 30 zu 16 Millionen; zwischen Deutschland und Belgien dagegen zu Gunsten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Millionen. Wie aber der Vertrag mit Belgien erst eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte, wird schließlich noch unter Berücksichtigung der Sonderinteressen Hollands und der Hansestädte mit größter Klarheit erörtert.

Stuttgart und Tübingen, im Novbr. 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[130] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fürst

des

Nicolò Machiavelli,

nebst einer authentischen Beilage
übersetzt
von **Gottlob Regis.**

8. Velinp. in Umschlag brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Inhalt: Wie viele Gattungen von Fürstenthümern es gibt, und auf welche Arten sie erworben werden. — Von den erblichen Fürstenthümern. — Von den gemischten Fürstenthümern. — Warum das durch Alexander eroberte Reich des Darius nicht Alexanders Nachfolgern nach seinem Tode abtrünnig ward. — Wie Städte und Staaten regiert werden müssen, welche vor ihrer Occupation nach ihren eigenen Gesetzen gelebt haben. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch eigene Waffen und Tugend erwirbt. — Von denen neuen Fürstenthümern, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt. — Von solchen, die durch Frevelthaten zum Fürstenthum gekommen sind. — Vom bürgerlichen Fürstenthum. — Nach welchem Maaßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind. — Von den kirchlichen Fürstenthümern. — Wie viele Arten von Miliz es gibt, und von den Miethsoldaten. — Von den Hülfssoldaten, den gemischten und den eigenen. — Was dem Fürsten in Hinsicht auf Kriegswesen obliegt. — Von denen Dingen, die den Menschen, und namentlich den Fürsten, Lob oder Tadel zuziehen. — Von der Freigebigkeit und Kargheit. — Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt oder gefürchtet zu werden. — Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen. — Daß man vermeiden muß, geringgeschätzt und gehaßt zu werden. — Ob die Festungen und viele andere Dinge, die Fürsten öfters unternehmen, nützlich oder schädlich sind. — Wie sich ein Fürst benehmen muß, um sich Ansehen zu verschaffen. — Von den Secretären der Fürsten. — Wie man die Schmeichler fliehen müsse. — Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren haben. — Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermag, und auf welche Weise man ihm begegnen könne. — Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreien. — Beilage zum achten Capitel des Fürsten. Verfahren des Herzogs von Valenza bei Hinrichtung des Vitellozo Vitelli, Oliverotto von Fermo, Signor Paulo und Herzogs von Gravina Orsini, beschrieben von Nicolò Macchiavelli.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[131] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leichtfaßliche Belehrung
über die Schafraude
für Schäfer und Gutsbesitzer.
Auf Veranlassung
des Vereins zur Beförderung der Schafzucht in Würtemberg
entworfen
von Professor **Hering**
an der k. Thierarzneischule zu Stuttgart.
Zweite vermehrte Auflage.
Preis 12 kr. oder 3 gr.
Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[135] # Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf folgende in ihrem Verlag erschienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerksam zu machen:

Mein Antheil an der Politik.

4 Bde. 8. 1823 — 1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preise der einzelnen Theile und deren besonderer Titel:
I. Band. Unter Napoleons Herrschaft. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einsamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815 — 1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Der Deutsche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. od. 45 kr.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundes-Verfassung.

8. 1818. 16 gGr. od. 1 fl.

Der Einsiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822 — 1827.) 3 Rthlr. od. 4 fl. 48 kr.

Die Resultate der Sittengeschichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. od. 13 fl. 48 kr.

Einzeln:
Band. **Die Fürsten oder die Natur der Monarchie.** 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. od. 2 fl.
II. Band. **Aristokratie.** 2te Aufl. 1835. 2 Rthlr. od. 3 fl.
III. Band. **Demokratie.** 2te Aufl. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. od. 3 fl. 36 kr.
IV. Band. **Politie oder der Staaten Verfassungen.** 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. **Freundschaft und Liebe.** 8. 1822. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. **Cotta**'sche Buchhandlung.

---

[136] In Unterzeichneter sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Liedersammlung in fünf Büchern.

Zweite Abtheilung.

Gr. 8. broschirt. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Mit Dank und Freude hat Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher den ersten Band dieser seit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens," empfangen. Mit vorliegender zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt ist. Nach der Vorrede beabsichtigt der Verfasser noch zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und kritisch-historische Anmerkungen enthalten werden. Wir selbst waren bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Litteratur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Novbr. 1845. J. G. **Cotta**'sche Buchhandlung.

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1845.

Die Trockenheit des Simum.

A. d'Abbadie, der von uns schon österes erwähnte Reisende, der seit längern Jahren sich in Ostafrika herumtreibt, hat an die französische Akademie ein Schreiben gesendet, das über den Simum oder Wüstenwind interessante Bemerkungen enthält. Hr. d'Abbadie machte eben thermometrische Beobachtungen, und sein Instrument zeigte 33°, als plötzlich der Simum zu wehen anfing. Sogleich stieg das Quecksilber sehr schnell auf 42°, und der Reisende fühlte alle von den Reisenden schon so oft beschriebenen Symptome, welche den Simum selbst für die Landeseingebornen so furchtbar machen. Hr. d'Abbadie erinnerte sich nun, daß Hr. Arago die merkwürdigen Wirkungen des Simum der außerordentlichen Trockenheit der Luft, welche über die glühenden, dürren Gegenden hinzieht, zuschreibe, und gerieth auf den Einfall, seinen Thermometer mit angefeuchteter Leinwand einzuhüllen. In wenigen Augenblicken sank hierauf der Thermometer auf 22°. Man sieht, daß bei dieser Probe die Verdunstung so rasch war, daß sie ein Sinken der Temperatur um 20° herbeiführte, was anzeigt, daß die bewegte Luft, welche den Simum erzeugt, außerordentlich trocken ist. An der Ostküste Siciliens kann man ähnliche Beobachtungen anstellen. Dort kämpft der Scirocco österes mit dem Greco, und verursacht auch in wenigen Secunden Veränderungen von 10 bis 12 Grad.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreichs politisch-religiöse Bestrebungen in Amerika.

Bei der innern Schwäche der englischen Hochkirche gegenüber dem protestantischen Geist des Volkes auf der einen und der größern Consequenz der alten römischen Kirche auf der andern Seite, konnte die auswärtige Thätigkeit der erstern bei weitem nicht die wichtigen Resultate liefern, wie die der letztern. Einestheils stand die Verehelichung ihrer Missionäre als ein bedeutendes Hinderniß entgegen, andrerseits fehlten ihr die zahlreichen geschichtlichen Anknüpfungspunkte. Frankreich, indem es sich an die Spitze der katholischen Welt stellte, setzte mächtige Hebel zu Gunsten seiner politischen und commerciellen Interessen in Bewegung, denn man wird uns ohne Mühe das Zugeständniß machen, daß die Thätigkeit der französischen Regierung in Religionsangelegenheiten keineswegs ihre Quelle in religiösem Eifer, sondern in politischen Zwecken hat, wie die Franzosen dieß meist auch sehr unverblümt gestehen, — man vergleiche nur unsere neueste Mittheilung über Neucaledonien (s. Nr. 313), wo die Revue de l'Orient, welcher sie entnommen, an die Erzählung von der Beförderung der Missionäre nach Neucaledonien gleich die Schilderung der militärischen und commerciellen Vortheile anhängt, welche diese Inselgruppe, die man durch die Ansiedlung der Missionäre als für Frankreich in Besitz genommen betrachtet, bei einem künftigen Kriege haben könnte. Wenn aber die Absichten, welche man z. B. in der Südsee verfolgt, offen zugestanden werden, und sich auch leicht erkennen lassen, so liegen sie an andern Orten, namentlich im Orient und in Amerika weniger klar vor Augen, und doch sind sie gerade hier vom größten allgemeinen Interesse.

Wir haben schon im vorigen Jahre auf die Stellung Frankreichs aufmerksam gemacht, welches seit Jahrhunderten ein Supremat über die romanischen Völker erstrebt, und es auch jetzt noch mit neuen und alten Mitteln, wozu eben auch die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses gehört, verfolgt. Der nie aufgegebene bourbonische Familientractat ist das äußere Zeichen dieses Strebens in Europa; seit aber die spanischen und portugiesischen Besitzungen in Amerika sich größtentheils unabhängig gemacht haben, hat dieß Streben eine größere Ausdehnung und eine tiefere Bedeutung gewonnen. Die ehemaligen spanischen und portugiesischen Besitzungen leiden mit wenigen Ausnahmen an großer innerer Schwäche, die europäische Cultur ist fast allenthalben im Sinken, und diese Länder stehen dadurch der großen nordamerikanischen Republik bedeutend nach. Dagegen haben sie sämmtlich einen Haltpunkt, welcher den Nordamerikanern fehlt, nämlich die allen gemeinsame katholische Religion, welche allenthalben als Staatsreligion anerkannt ist. Die Spanier haben den unterworfenen

Völkern die katholische Kirchenform auf eine unaustilgbare Weise eingeprägt, so sehr, daß an manchen Orten, wie z. B. in Guatimala, keine andere als eine theokratische Herrschaft möglich ist, denn diese allein vermag die wilden indianischen Gemüther so weit zu bezähmen, daß nicht ein bald entschiedener Racenkampf erfolgt, in welchem die Weißen nothwendig den Kürzern ziehen müßten. Die letztern bilden jetzt noch eine Aristokratie, aber eine Aristokratie, welche nicht mehr wie früher durch steten Zufluß spanischen Blutes erhalten wird, und darum nur noch in der engsten Verbindung mit der Kirche sich erhalten kann. Wo die Indianer ein so entschiedenes Uebergewicht behaupten, wie in Guatimala und Yucatan, herrscht meistens innere Ruhe; wo die Indianer minder zu fürchten sind, wie in Mexico, besonders im nördlichen, wo die weiße Race überwiegt und nur den Kampf gegen die heidnischen, nicht unterworfenen Indianer zu führen hat, da verwildern die Weißen und der Staat gelangt zu keiner Ruhe. Die Unabhängigkeit Mexico's ist wenig über 20 Jahre alt, und doch scheint das Land bereits alle Phasen des Verfalls durchgemacht zu haben und an dem Punkte angelangt zu seyn, wo die factische Auflösung des Staats — erfolgt ein Ergebniß, welches durch die Abreißung von Texas mit schnellen Schritten zur Reife gebracht wird.

Wir haben nicht nöthig, die Geschichte Mexico's seit dem Jahre 1820 zu schreiben, sie ist eben so bekannt, als die Unfähigkeit der Mexicaner, sich selbst zu regieren, und ihre gänzliche Hülflosigkeit augenfällig sind; nichts haben sie gegen den Räuber einer ihrer schönsten Provinzen, gegen den drohenden Feind ihrer Unabhängigkeit aufzuweisen, als einen unmächtigen Haß. Sitte und Glaube der Mexicaner stehen denen der Nordamerikaner schroff entgegen, aber diese Sitte und dieser Glaube sind rein spanischer Abkunft, und die thörichte Verbannung der geborenen Spanier im J. 1827 besiegelte die Hülflosigkeit der Mexicaner und bewies nur, daß sie nicht einmal zur Unabhängigkeit und noch weit weniger zur Republik reif seyen. Das haben einsichtsvolle Freunde ihres Vaterlandes auch erkannt, und einige, wie Gutierrez Estrada, sich auch nicht gescheut, solches offen auszusprechen. Die Wiedererrichtung eines Throns unter einem spanischen, französischen oder österreichischen Prinzen ist das Ziel, welches viele verfolgen, und wofür man allmählich die bedeutendsten Personen, auch den jetzt verbannten Santa Ana gewonnen zu haben scheint. Den besten Aufschluß über diese neue Wendung der Dinge in Mexico gibt das von uns im Laufe dieses Jahrs mehrfach genannte Werk von Duflot de Mofras, welcher im Jahre 1839 noch Attaché der französischen Gesandtschaft in Madrid war, und von hier nach Mexico versetzt wurde mit dem officiellen Auftrag, „die westlichen Provinzen Mexico's, namentlich Neugalizien, Colima, Sinaloa, Sonora, die beiden Californien, die russischen Forts im Norden, die Stellung der Engländer und Amerikaner in Astoria, längs dem Columbiastrom und überhaupt im Oregongebiet zu erforschen, und abgesehen von politischen Rücksichten Erkundigungen einzuziehen, ob und welche Vortheile dem französischen Handel und der Schifffahrt aus Handelsunternehmungen und Ansiedlungen in diesen den Franzosen bis jetzt so wenig bekannten Gegenden erwachsen könnten."

Dieß Werk, welches selbst die mißgünstigen englischen Blätter als eines der ausgezeichnetsten Reisewerke neuerer Zeit bezeichnen, ist, wie gewöhnlich die von der französischen Regierung begünstigten Werke, mit großem Luxus an Karten und Planen ausgestattet, und bietet in der That über diese Länder genauere und umständlichere Auskunft dar, als sie seit langer Zeit in Reisewerken geboten wurde. Der politische Gedanke, der das Werk durchdringt, und auch ganz offen ausgesprochen wird, ist kurz folgender: „Mexico ist seit seiner Unabhängigkeit immer tiefer gesunken, und muß, wenn nicht eine Restauration und eine Concentrirung der Kräfte des Landes unter einer monarchischen Regierung erfolgt, unfehlbar eine Beute der Nordamerikaner werden. Es ist Frankreichs Interesse, eine solche Restauration mit allen Kräften zu unterstützen und wo möglich England für diesen Plan zu gewinnen; ist aber dieser Plan unausführbar, dann ist es für Frankreich vortheilhafter, wenn das Land in die Hände der Nordamerikaner, als wenn es in die der Engländer fällt." Diese merkwürdige Offenheit ist nicht unabsichtlich, sie zeigt die Stellung, welche Frankreich in den amerikanischen Angelegenheiten zwischen England und Nordamerika einnehmen will. Frankreich als Beschützer Spaniens und der katholischen Interessen, bietet England an zu einer Restauration mitzuwirken, und dadurch einerseits die zehn Millionen Pfund Sterling, welche Mexico gegenwärtig an England schuldet, wieder bezahlt zu erhalten, andrerseits durch die concentrirte Macht einer Monarchie dem Umsichgreifen der Nordamerikaner, von welchem die Engländer in der Texasangelegenheit eine so fatale Probe erhalten haben, möglicherweise Schranken zu setzen. Duflot de Mofras zeigt uns französische und spanische Priester und Missionäre im engen Bunde, um die alten großartigen Missionen im Norden Mexico's, wodurch einst die indianischen Stämme civilisirt und gebändigt wurden, wieder herzustellen. In das politische Getriebe läßt er uns freilich keinen Blick thun, aber er stellt seinen Wunsch und Plan so offen hin, daß man nicht umhin kann, auch noch an eine andere als eine bloße Missionsthätigkeit von Seite der Franzosen zu glauben.

Der Plan Frankreichs in Mexico gehört gewiß zu den großartigsten, denn er kann, wenn er gelingt, das Schicksal des halben Amerika's umgestalten und die spanisch-amerikanische Cultur, welche in starkem Sinken ist, noch retten. Große aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten stehen dem Plane gegenüber, und wenn England, durch die Stellung, welche die Nordamerikaner eingenommen haben, in Besorgniß versetzt, die französischen Plane billigt, so ist die Wahrscheinlichkeit für das Gelingen. Schon hat Frankreich durch seine Verbindung mit dem brasilianischen Kaiserhause wesentlich dazu beigetragen, die Einheit des Reichs und die monarchische Verfassung desselben zu retten; setzt es seine Plane auch in Mexico durch, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch Venezuela, Neugranada, Bolivia, Peru u. s. w. sich nach und nach für das

monarchische System erklären; Frankreich baut für die Erreichung seines Ziels auf die Kraft und Macht der römischen Kirche, in welcher der moralische Halt für diese Länder liegt, ein Halt, dessen man auch nicht wohl entbehren kann. Darum werden die katholischen Missionen jeder Art, namentlich die der Jesuiten, deren Provinz Missouri auch die Felsengebirge und Obercalifornien begreift, auf alle Weise begünstigt. Gelingt der Plan, so ist Frankreichs Einfluß in Mittel- und Südamerika, freilich hauptsächlich nur durch spanische Vermittlung, überwiegend; aber Spanien kann den Schutz Frankreichs bei diesem Werke nicht entbehren, und auf der andern Seite muß es England gegenüber Frankreichs Interesse seyn, die spanische Seemacht wieder zu heben, was am besten erreicht wird, wenn durch einen ruhigern Zustand der spanisch-amerikanischen Staaten der Handel des alten Mutterlandes wieder mehr emporkommt. Verschiedene Symptome, wozu die ungewöhnliche Thätigkeit auf den spanischen Werften in Europa und die neuerliche Proclamation des neuen Präsidenten von Mexico *) gehören, lassen vermuthen, daß der Versuch einer Restauration in Mexico nicht mehr lange verschoben bleiben wird.

Frankreich hat durch sein Verhalten in der Frage des Sklavenhandels, die Stellung, welche es in den amerikanischen Angelegenheiten einnehmen will, hinlänglich bezeichnet: es hat die Freiheit vom Durchsuchungsrecht, welche Nordamerika gegen England durchgesetzt hatte, gleichfalls für sich in Anspruch genommen, aber mit einem sehr bezeichnenden Unterschied: der fremde Kreuzer darf die Nationalität eines ihm verdächtigen Schiffes untersuchen und solches zu dem Ende anhalten. Diese Berechtigung haben die Nordamerikaner den Engländern rund abgeschlagen, in dem französischen Vertrag über das Durchsuchungsrecht (s. Nr. 169) lautet aber ein Artikel fast dahin, daß Frankreich mit England gemeinsame Sache machen werde, um den Grundsatz der Verification eines Schiffs als einen Artikel des öffentlichen Seerechts durchzusetzen. **) Der Vertrag hat also in dieser Beziehung etwas Zweideutiges, er läßt sich gegen England und gegen Amerika wenden, je nachdem die französische Regierung es ihrem Interesse gemäß findet. Ganz dieselbe Stellung hat England durch seine Missionäre im Oregongebiet eingenommen. Die Missionäre haben sich das Vertrauen der französischen Canadier gewonnen, und wenn wir der Schilderung von Duflot de Mofras glauben dürfen, so können die Engländer mit Hülfe der dortigen Canadier das Uebergewicht gegen die Nordamerikaner behaupten, eben so auch die Nordamerikaner mit Hülfe der Canadier gegen England. Die Frage ist freilich, ob sich nicht die Sache in den drei letzten Jahren, seit Duflot de Mofras weg ist, durch die Einwanderung bedeutend zu Gunsten der Amerikaner geändert hat; gewiß ist wenigstens, daß die Einwanderung in den letzten drei Jahren sehr groß war, und daß die Amerikaner zum mindesten im Wallamet-Thal das entschiedene Uebergewicht behaupten, was freilich auf nicht mehr hinausliefe, als was die Engländer den Amerikanern schon im J. 1826 abtreten wollten, nämlich auf das Gebiet im Süden des Colombiastroms. Was aber für Neufrankreich, wie Duflot de Mofras diese Gegenden nennt, zu spät seyn dürfte, das ist wohl in den spanisch-mericanischen Besitzungen noch möglich, um so mehr, da der Verfasser Beweise genug für das innige Zusammenwirken der französischen und spanischen Missionen sowohl in diesen Gegenden, als bis nach den Sandwichinseln hinüber darbringt.

Ob Frankreichs Plane auf Mittel- und Südamerika gelingen, darüber wollen wir keine weitern Vermuthungen wagen. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß der Versuch gemacht, und zwar vermuthlich in Bälde gemacht wird. Indeß ist nicht zu vergessen, daß abgesehen von allen äußern Schwierigkeiten auch innere vorhanden sind; die Unabhängigkeit ist kein leerer Name, sie läßt sich nicht zurücknehmen, und schon ein etwas zu voreiliges Einmischen in innere Angelegenheiten stößt selbst bei sonst gleichgesinnten Personen auf Widerstand. Das hat sich neuerdings in Guatimala gezeigt, wo die seit dem Jahre 1843 dort angesiedelten Jesuiten durch ein Decret der ganz theokratischen Regierung vom 6 Mai d. J. wieder ausgewiesen wurden, obgleich es, wie wir schon oben angegeben, keinem Zweifel unterliegt, daß neben der rohen Indianermacht hier die geistliche bei weitem das Uebergewicht hat, und der Indianermacht erst den moralischen Halt gibt, der ihr sonst gänzlich fehlen würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Proclamation unterscheidet sich im Ton wesentlich von frühern; während diese hochtrabend von dem Patriotismus und der unüberwindlichen Tapferkeit der mexicanischen Heere sprachen, stimmt diese einen ganz verzweiflungsvollen Ton an, der, wie es scheint, auf andere Hülfsmittel als die gewöhnlichen vorbereiten soll.

**) Wenn ein englischer Kreuzer ein die nordamerikanische Flagge führendes Schiff anhält, so thut er es auf seine Gefahr; ist das Schiff ein fremdes, das die nordamerikanische Flagge usurpirt hat, so ist der englische Kreuzer im Recht; ist das Schiff ein nordamerikanisches, so reclamirt die nordamerikanische Union. Die Franzosen können, wenn sie wollen, dieselbe Stellung einnehmen, sobald der englische Kreuzer das Schiff zu sehr aufhält und es dadurch benachtheiligt.

Besuch bei Khan Mahmud und Halil Bey in Kurdistan.

(Schluß.)

Das ganze Land ist im traurigsten und elendesten Zustande. Unser moderner Attila saugt es bis aufs Mark aus, und die kurdischen Agas sagen mir ganz leise, daß Scherif Bey, den sie Scherif Pascha nennen, weit besser sey. Da aber die unglücklichen Armenier dasselbe sagen, so kann man daraus schließen, daß dieser berühmte Häuptling, den der ausgezeichnete Kiamil (dessen Edelmuth und Rechtlichkeit übrigens allerwärts gerühmt wird) in Erzerum gefangen hält, doch lobenswerther regiert habe als der gegenwärtige Bey.

Alle Pracht des Golfs von Neapel ist nichts gegen die Herrlichkeit des Wan-Sees, auch See von Norko genannt. In der ganzen Welt gibt es keine schönern Bergformationen, eine reichere Färbung und mehr Abwechslung im Gelände. Norko bildete mit seinen gelb-

lichten Bäumen die erste Ansicht, während die Sonne die schneebedeckten Gipfel der ersten Bergkette gleichsam in Flammen setzte. Der Hintergrund spielte in dunkelblauer, ins Schwarz übergehender Färbung, während das Eiland und Kloster von Aglamar, die Hügel um Wan und zwei kleine Vorgebirge hell beleuchtet waren. Der Wiederstrahl des Himmels in dem blauen Wasserspiegel des Sees war von einer bewundernswerth feinen Färbung und merkwürdiger Schönheit. Ich versuchte dieses magische Gemälde auf dem Papier wiederzugeben, machte einen Auszug aus einer sehr langen armenischen Inschrift aus dem 9ten Jahrhundert und reiste am folgenden Morgen mit meinem jugendlichen Gefährten durch diese prachtvolle Landschaft, über Pässe, aus welchen kleine Bäche hervorstürzen, nach Alpeit, einem kleinen Dorfe am Fuße eines bedeutenden Hügels gelegen, auf dessen Spitze eine aus Kieselsteinen und Lehm erbaute Festung steht. Dieß ist der Lieblingsaufenthalt des berühmten Khan Mahmud, des großen unnterworfenen Kurden. Nicht ohne eine gewisse Aufregung kam ich an das Haus dieses berühmten Häuptlings. Eine große Anzahl kurdischer Krieger waren an der Pforte versammelt. Man führte uns in einen langen, finstern Saal von patriarchalischer Einfachheit, in den nur drei kleine, mit geöltem Papier überklebte Schießscharten ein zweifelhaftes Licht eindringen ließen. Die Lehmwände waren weder angestrichen noch beworfen, schlechte Teppiche (Keitscheh) bedeckten den Boden, und zwanzig Scheichs und Beys kauerten im Vorplatze dieses Saals. Mitten unter ihnen befand sich Khan Mahmud, wie ein gemeiner kurdischer Bergbewohner gekleidet; er ist ein Mann von 38 bis 40 Jahren, schlank, groß und nervigt; der Ausdruck seines Gesichts ist ruhig und mild, seine Nase gerade und fein, seine Stimme mild wie seine Manieren und sein Aug blaugrau. Er empfing mich mit höflichem Anstande, und auf seinen Befehl brachte mir ein Sklave Sorbet aus Honig. Warum er meinem jungen Begleiter keinen solchen anbot, kann ich wirklich nicht sagen. Er lud uns sodann zum Frühstück ein, das aus einer großen Menge von gekochten Früchten, Pflaumen aus Bochara, Honig, Yaurt und Milchspeisen, jedoch ohne irgend welches Fleisch, bestand. Die Unterhaltung war sehr anziehend. Ich sagte ihm, daß ich nicht habe durch Kurdistan kommen wollen, ohne einen Mann zu begrüßen, dessen Name Europa kenne und dessen Muth es bewundere. Dieß schien ihn sehr zu freuen und er erwiederte mir, daß ihm der Abgesandte Frankreichs willkommen sey, daß er sich dessen Besuch zur Ehre rechne u. s. w. Ich sprach mit ihm über die Geschichte seines Landes und seiner Vorfahren; er fragte mich über meine langen Reisen aus und bemerkte lachend, ich sey noch sehr jung für einen schon so weit Gereisten. Ein anderer kurdischer Bey aus Persien bezeugte sein Erstaunen darüber, mich in Ober-Kurdistan zu sehen und daß ich mich wegen ihm so unwichtig scheinender Dinge so vielfachen Gefahren und Strapazen aussetze. Khan Mahmud antwortete ihm hierauf mit einem Scharfsinn, der mich in Verwunderung setzte und mir zugleich bewies, wie gut er den Sinn meiner Worte, troz meines schlechten Türkisch und den mangelhaften Erklärungen meines Dieners aufgefaßt hatte. — Wenn Mehendy zurück ist, „sagte er nämlich," wird Frankreich die Größe unserer Seen, die Höhe unserer Berge, Zahl und Namen unserer Ortschaften, die Bevölkerung und die Bedeutung all der Ruinen, deren Entstehung wir uns nicht zu erklären wissen, kennen. Im Oriente, fügte er bei, werden die Gelehrten nicht bezahlt wie in Frankreich. Die Paschas nehmen das Geld des Volks und behalten es. Bei diesen Worten spielte ein spöttischer und gewissermaßen bitterer Zug um seinen Mund. Nachdem der Kaffee, die persischen Confituren und die Tschibuks abgefertigt waren, sprachen, da es gerade Freitag war, Alle das Gebet, worauf mich Khan Mahmud entließ, indem er mir einen Officier mitgab, um mich sicher nach Bastam zu seinem Bruder Bezakeh Bey zu führen. Beim Abschied empfahl er mir noch angelegentlichst, seinem Dienstmanne doch ja einen Brief mitzugeben, damit er erfahre, wie seine Mussafirs (Reisende) aufgenommen worden. Wir gingen nun wieder zum See zurück und langten nach einem Marsche von fünf Stunden, während dessen wir bald an den Ufern des Sees, mitunter aber auch über schreckliche Felsen hinzogen, wo, wenn das Pferd ausrutschte, man 4 — 500 Fuß tief in den See hinabgefallen wäre, bei dunkler Nacht in einer fast unzugänglichen, aus Kieselsteinen und Lehm erbauten und mit Hornwerken versehenen Festung an, wo uns in Abwesenheit Bazakehs dessen Oheim mit einfacher aber herzlicher Gastlichkeit aufnahm.

Hier sammelte ich kurdische Stehrams; so heißen nämlich ihre Nationalgesänge. Alle tragen das Gepräge wilder Energie, und einer dieser Stehrams enthielt bloß Verwünschungen und Flüche auf mich. Ich fragte sie über die Hülfsquellen des Landes, das Loos der Rajahs und die Verwaltung aus, allein sie sind so argwöhnisch und grausam, daß ich mich sehr vorsichtig und zart benehmen mußte, um ihr Murren zu beschwichtigen und sie davon abzuhalten mir einen schlimmen Streich zu spielen. Einer dieser Kurden sprach von nichts geringerem, als mir in den Morästen von Bastam aufzulauern um mich zu ermorden, indem er sagte, ich sey hergekommen um dem Sultan über den Zustand ihres Landes zu berichten.

Ich kam übrigens glücklich nach Wan zurück, wo Hassan Pascha, einer der aufgeklärtesten Männer des osmanischen Reichs, mich mit vieler Auszeichnung und großem Wohlwollen aufnahm. Auch hier sammelte ich wieder zahlreiche Inschriften, sowohl in der Festung als bis an die Gränze von Azerbeidschan; von da aus wandte ich mich über Hardisches und Adelschavas nach Akelt, wo ich wieder ausgezeichnet schöne Ruinen fand. Allein hier fing es an zu schneien, und von diesem Tage an war meine Reise voll Gefahren. Wohl zehnmal standen wir dem Tode nah. Auf dem Weg von Bitlis nach Sert wurde mir mein Diener sammt seinem Pferde durch eine Lawine mehr als 150 Fuß tief in das Bett eines Gebirgsstroms gerissen; am folgenden Tage entgingen sowohl ich und mein Diener als unsre beiden Katerdschis dem Tod nur wie durch ein Wunder der Vorsehung, und zwei Tage später entgingen wir in den Bergen von Boellac nur durch unsre außerordentliche Geschwindigkeit sicherer Ermordung. So besuchte ich nach und nach Sert, Dschezireh, die Hauptstadt von Ober-Mesopotamien, und in der Nähe der Ufer des Tigris, in den Bergen von Mehdia entdeckte ich ein Basrelief, das der gelehrte Major Rawlinson den Parthern zuschreibt. Nachdem ich hierauf unter ungemeinen Gefahren die Berge der Yezidis, dieser wilden Verehrer des bösen Geistes, überstiegen hatte, kam ich gerade zu rechter Zeit in Mossul an, um die wunderbare Entdeckung des Hrn. Botta noch sehen zu können.

Von hier aus werde ich nach Bassora und an den persischen Meerbusen, später nach Persepolis und Hamadan gehen, und, wenn möglich, auch zu den gefürchteten Bachtiaren dringen.

Lottin de Laval.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1845.

Ueber die neuentdeckten Diamantgruben in der brasilianischen Provinz Bahia.

Seit einigen Monaten haben die commerciellen Verbindungen und Beziehungen mit der Provinz Bahia einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Eine große Anzahl von Leuten aller Art, Speculanten, Abenteurer, ja selbst Plantagenbesitzer mit ihren Sklaven wandern nach dieser Provinz aus, wo sich eine ungeheure Diamantgrube befindet, deren Ausbeute eine fast unglaubliche ist. Sie wurde im October des vorigen Jahres durch einen Sklaven entdeckt, der innerhalb zwanzig Tagen an 700 Karat Diamanten gesammelt und auf weite Entfernung zum Verkauf gebracht hatte. Allein man nahm ihn darüber fest und sperrte ihn ein. Da er sich hartnäckig weigerte zu gestehen, auf welche Weise er in den Besitz dieser edlen Steine gekommen, so ließ man ihn endlich entwischen, schickte ihm aber einige vertraute Indianer nach. Diese folgten ihm mehrere Tage und überraschten ihn endlich unfern Caroeiro, der zweiten Stadt der Provinz Bahia, über dem Ausgraben von Diamanten. Man stellte nun Nachforschungen in großartigerem Maaßstabe entlang einer Bergkette, Sincura genannt, die auch diesen Gruben den Namen gab, und an den Ufern des sich in die Bai von Bahia ergießenden Flusses Paraguassu an.

Die ersten Individuen, welche sich in der Nähe der Gruben von Sincura ansiedelten, waren zumeist entlaufene Sträflinge und Mörder, die ihre Gegenwart auch alsbald durch Mord und Brand bemerkbar machten. Die Schwierigkeit, sich in diesem Lande den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, und die Gefahr, welcher sich diejenigen aussetzten, die sich hieher begaben, um Diamanten gegen brasilianisches Papiergeld einzutauschen, hielt die ehrenwerthen Kaufleute lange davon ab, sich an diesem Handel zu betheiligen. Wie aber die Bevölkerung nach und nach zunahm, richteten die Colonisten doch auch einige Gesetze unter sich auf, und nun wurde die Ausbeute großartiger betrieben. Die Bevölkerung, welche im Monat August 1844 nur aus 8000, in drei Ortschaften vertheilten Seelen bestand, war gegen Ende Julius 1845 auf 30,000 Menschen angewachsen und ist fortwährend noch im Zunehmen begriffen. Bewohnte Dörfer, in deren Umgebung sich zugleich Diamantgruben befinden, zählt man gegenwärtig sieben, nämlich: Paraguassu, Combucas, Chiqua-Chiqua, Causu-Boa, Andrahy, Nadecheb und Lancoes. Das letztere Dorf, welches 20 Meilen weit von Paraguassu entfernt liegt, enthält für sich allein 3000 Feuerstellen und 20,000 Einwohner. Der Mittelpunkt des Diamantenhandels ist Paraguassu, das übrigens, obwohl ziemlich bevölkert, doch nur zwölf gemauerte Häuser aufzuweisen hat. Sonnabends und Sonntags versammeln sich hier fast alle Diamantgräber, um die während der Woche von ihnen gesammelten Steine zu verkaufen. Dagegen tauschen sie Lebensmittel aller Art, Waffen und fertige Kleider ein, welche man mit großen Kosten von Bahia herschafft. Die in Paraguassu gewonnenen Diamanten sind gewöhnlich von brauner Farbe und sehr unregelmäßiger Gestaltung. Die von Lancoes zeichnen sich durch ihre Weiße, ihr leichtes Grün und die fast schon vollkommene Durchsichtigkeit beim Ausgraben aus. Sie sind meist achteckig und am meisten gesucht. Oft muß man 3 bis 4 Metres tief graben, ehe man auf die eigentliche Diamantlage stößt. Auch in dem steinigen und zerrissenen Bette des Paraguassu und seiner kleinen Nebenflüsse findet man Diamanten.

Der Preis der Diamanten aus diesen Gruben stellt sich in Bahia zwischen 250—300,000 Reis die Octave (670—1340 Fr.), je nachdem sie groß und schön sind. Die Octave ist von 17½ Karat; allein der brasilianische Karat ist um 7½ Proc. schwächer als der französische Karat.

Die beiden regelmäßig gehenden englischen Paketboote haben im Monat Mai und Junius für ungefähr 5½ Mill. Fr. Diamanten aus diesen Gruben mitgenommen. In den Monaten Junius und Julius gewann man Tag für Tag beinahe 1450 Karat, und man schätzt den Werth der Ausbeute seit einem halben Jahre nahezu auf 400,000 portugiesische Karats (etwa 18,300,000 Fr.), wovon drei Fünftel nach England, ein Fünftel nach Frankreich und Hamburg ging, das letzte Fünftel aber zu Rio Janeiro und Bahia verkauft wurde. Alle Juweliere von Europa zusammengenommen würden nicht hin-

reichen, um nur die Hälfte von den Steinen zu fassen, welche in den Gruben von Sincura zu Tag gefördert werden. Man erwartet deßhalb auch ein Sinken des Werthes derselben; allein dessen ungeachtet werden noch die gewagtesten Speculationen darin gemacht.

Brasilien, welches das fast ausschließliche Vorrecht besitzt, Diamanten in den Handel zu bringen, lieferte vor der Entdeckung der Gruben von Sincura nur etwa 6 oder 7 Kilogramme, deren Ausbeutung mehr denn eine Million Franken kostete, deßhalb standen sie auch immer hoch im Preise. Bis jetzt hat man zu Sincura nur kleine Diamanten gefunden. Es gibt bekanntlich auf der ganzen Erde nur einige wenige, die mehr als 40 Grammen wiegen. Der größte Diamant ist in Agra: er wiegt 133 Gramme; der des Radscha von Matan auf Borneo 78 Gramme, der des Groß-Moguls 63 Gram., und der französische, welcher bekanntlich der Regent heißt, 28 Gramme 89 Centigramme; allein dieser ist von sehr schöner Form und in jeder Beziehung untadelhaft. Bevor man ihn schliff, wog er 87 Gramme, und seine Herrichtung erforderte zwei Jahre Arbeit.

Die Gruben von Sincura bieten das Schauspiel einer unabhängigen Colonie, inmitten des Mutterlandes dar. Bis jetzt hat die Regierung noch keine Maaßregeln ergriffen, um sich die Leitung dieses Handelszweiges zu sichern, der eine so ergiebige Quelle des Reichthums für die Provinz Bahia zu werden verspricht, und sie wird sich am Ende genöthigt sehen, die von den Colonisten zur Sicherung der Ausbeute der jetzt schon einen Flächenraum von 30 Meilen einnehmenden Gruben von Sincura sich selbst gegebenen Gesetze anzuerkennen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Religiös-politische Thätigkeit Frankreichs und Rußlands im Orient.

Von Amerika wenden wir uns zu einem zweiten Feld kirchlich-politischer Thätigkeit Frankreichs, zu dem Orient, dieß Wort in dem beschränkten Sinne Vorderasiens und Osteuropa's genommen. Schon lange spricht Frankreich das Schutzrecht der Christen im Orient an, und auf diese Grundlage baut es fort: es unterstützt die Maroniten, sucht die Jakobiten dem heiligen Stuhl zu unterwerfen, schützt die katholischen Armenier, und läßt überhaupt, so weit es irgend kann, den Christen katholischen Glaubens und denen, welche es durch die Missionäre, namentlich die Lazaristen, wieder in den Verband der katholischen Kirche zu ziehen hofft, sein eifrigstes Fürwort angedeihen. Darauf beschränkt sich aber, namentlich in neuester Zeit seine Thätigkeit nicht, seine Absichten reichen jetzt weiter: es will unter Moslems und unter orientalischen Christen Convertiten seines Glaubens und somit Schutzbefohlene erwerben, und muß darüber mit den Bestrebungen der russisch-griechischen Kirche in einen bedenklichen Conflict gerathen. Man könnte die katholischen Missionen in der Moldau und Walachei, in Bulgarien und auf den griechischen Inseln, in Bosnien, Smyrna, Cypern und auf verschiedenen Punkten Kleinasiens bis nach Georgien hinein, in Syrien, Mesopotamien und Nordpersien bloß für Ergebnisse des Missionseifers der Propaganda in Rom halten, aber es finden sich außer diesen von den Missionen der Minoriten und Lazaristen, der Kapuciner, Dominicaner und Jesuiten öffentlich anerkannten und von den Missionsgeldern unterhaltenen oder wenigstens unterstützten Anstalten noch andere, welche direct von der französischen Regierung ausgehen, von ihr zum Theil sehr bedeutende Summen beziehen, und mitunter von denselben Geistlichen geleitet werden, wie die anerkannten Missionen, so daß die enge Verbindung beider nicht in Zweifel zu ziehen ist. Die bedeutendste Anstalt dieser Art ist die im J. 1842 begründete Schule der Lazaristen zu Bebek an den Ufern des Bosporus, wenige Stunden von Pera. In Folge von Unterhandlungen zwischen den Lazaristen, der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens und der französischen Regierung ist die Unterrichtsanstalt zu Bebek unter die Universität zu Paris gestellt, als Collége Royal anerkannt worden, und erhält von der französischen Regierung eine jährliche Unterstützung von 12,500 Fr. Diese Anstalt zählt 80 Schüler und hat Platz für 100; die Schüler sind meist Kinder fränkischer Kaufleute, doch sind auch einige Rajas, Protestanten, Armenier und selbst Türken darunter. Eine gleichfalls von der französischen Regierung unterstützte und von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens geleitete Schule ist die zu Galata, wo 400 Kinder beider Geschlechter unentgeltlich oder gegen eine sehr geringe Bezahlung von barmherzigen Schwestern und Lazaristenpriestern Unterricht erhalten. Ein Agent der französischen Regierung, der bekannte E. Boré, hat die Aufsicht über diese Anstalt, welche sehr viele Kinder von Rajas und Franken aufnimmt. In Smyrna, Aleppo, Alexandrien, Damascus, Beiruth u. s. w. sind ebenfalls Collegien, welche von der französischen Regierung unterstützt werden; das zu Beiruth gilt für so wichtig, daß Ludwig Philipp außer der Staatsunterstützung noch eine Privatunterstützung von 10,000 Fr. gewährt.

Erst seit wenigen Jahren hat die französische Regierung sich dieser früher etwas vernachlässigten Anstalten mit solchem Eifer angenommen; sie mochte die Nothwendigkeit erkennen, der russischen und der englischen Kirche gegenüber eine größere Thätigkeit zu entfalten, und man begreift leicht, daß Frankreich gegenüber von England ziemlich leichtes Spiel hatte. Die Jakobiten wurden größtentheils der römischen Kirche gewonnen, und ihr Patriarch, Mar Elias, welcher sich als den Nachfolger der Patriarchen von Antiochia betrachtet, wandte sich um Unterstützung an die Engländer, doch ohne viel zu gewinnen, denn die englische Kirche kann für diese Secten keine Anziehungskraft haben, und diejenigen, welche sich an die Engländer wenden, um die Fortschritte der katholischen Missionen wo möglich zu hemmen, thun dieß nur aus politischem Interesse, wie dieß auch wohl mit den Nestorianern der Fall ist, welche sich, wie man ausposaunte, der englischen Kirche angeschlossen haben sollen, die einzige Eroberung, welche letztere in allen diesen Gegenden gemacht hat; denn über die Erfolge

des englischen Bischofs in Jerusalem beobachtet man ein discretes Stillschweigen.

Anders ist der Fall mit der russisch-griechischen Kirche. Wenn man von der englischen geradezu sagen kann, daß sie in diesen Ländern nichts zu suchen und zu gewinnen habe, so steht dagegen für die russische alles auf dem Spiel, und darum sehen wir auch einen bald offenen, bald heimlichen Kampf, welcher das größte Interesse darbietet. Die russisch-griechische Kirche, in den Ländern jenseits des Taurus nur in einzelnen mehr oder minder getrennten Gemeinden heimisch, ist im Norden, in Georgien, Armenien, Kleinasien und der europäischen Türkei fast allmächtig. Aber der Wurm nagt an der scheinbar so glänzenden Frucht: die armenische Nation ist in sich gespalten, ein großer Theil derselben gehört ohnehin der katholischen Kirche an, und die eigentlich griechische Kirche, durch die türkische Herrschaft vollends in den schändlichsten Simonismus hineingestoßen, läuft Gefahr, daß ihr das Volk bald da, bald dort entgehe. Die Stellung der katholischen Missionäre ist allerdings nicht günstig, denn die griechischen Christen, namentlich die, welche noch ganz unter türkischem Joch sind, erwarten ihre Erlösung nur von dem glaubensverwandten Rußland, während die katholischen Missionäre die türkische Regierung als die legitime gelten lassen müssen, und nur die Lage der Christen, so viel dieß unter solchen Umständen möglich ist, zu erleichtern suchen. Daraus ergibt sich, daß der Kampf, wenn gleich in seiner Form religiös, in Wirklichkeit sehr weltlich ist; mit dem Ansehen Rußlands steigen die Hoffnungen der gräcoslawischen Rajas, und nur wenn ersteres sinken sollte, ist auch zugleich die griechische Kirche einigermaßen gefährdet, denn dann muß die griechische Geistlichkeit die türkische Regierung eben sowohl als legitim anerkennen, wie die katholischen Missionäre dieß thun, und in dem Maaße, als die Wahrscheinlichkeit einer russischen Besitznahme und die Rachehoffnung der griechisch-slawischen Rajas abnimmt, offenbart sich die moralische Schwäche der russisch-griechischen Kirche gegenüber den Bestrebungen der katholischen. Wir können gleich hier anmerken, daß wir einen Sieg der katholischen Kirche in den griechisch-slawischen Ländern noch auf lange Zeit hinaus für durchaus unwahrscheinlich halten, und daß wir viel eher der Ansicht sind, daß aus dem Kampf der beiden eine reformatorische Bewegung der griechischen Kirche hervorgehen wird, eine Bewegung, die ihrer Natur nach den russischen Planen, für welche die jetzige Gestaltung der griechischen Kirche ein sehr bequemes Mittel darbietet, vielleicht eben so verderblich werden könnte, als die vorerst jedenfalls unbedeutenden Fortschritte der katholischen. Für diese Aussichten haben sich in den von der Pforte halb oder ganz unabhängigen Ländern, Serbien und Griechenland, einige schwache Anfänge gezeigt. Wie dem indeß auch seyn mag, so geht aus der Stellung beider Theile hervor, daß die katholischen Missionäre der Erhaltung der türkischen Herrschaft förderlich seyn müssen, während anerkanntermaßen das russische System die Pforte untergräbt; die Frage ist also: wie weit wagt es die Pforte Rußland gegenüber die katholischen Missionäre in ihren Bemühungen zu schützen? In dieser Beziehung ist es einleuchtend, daß Frankreich vor allem die Toleranz predigen muß, während Rußland gewissermaßen nothgedrungen der Unduldsamkeit das Wort redet, denn es hat einerseits ein Interesse daran, die Türken als rohe Barbaren und ihr Joch als unerträglich zu schildern, andrerseits den factischen Bestand der orientalischen Kirche gegen die zum Theil erfolgreichen Bestrebungen der katholischen Missionäre zu wahren. Darum hat es schon vor zehn Jahren in gerechter Besorgniß vor der Thätigkeit dieser letztern der Türkei einen Ferman abgenöthigt, dem zufolge kein Raja die Religion in der er geboren ist, verlassen kann, ohne sich schwerer Strafe auszusetzen. Auf diese Weise hoffte es jeden Abfall durch Einschreiten der türkischen Staatsmacht zu verhindern, mehrere vornehme Türken aber, so namentlich der alte Tahir Pascha, jetzt auf dem wichtigen Posten von Adrianopel, haben diesem Ferman wiederholt entgegen gehandelt, und es scheint, als ob die Wendung der Dinge im Kaukasus mehr als Einen Pascha ermuntert habe, sich gegen die Forderungen der Russen minder gefällig zu zeigen.

Man wird deßhalb leicht begreifen, warum die französischen Blätter, vor allem die der Regierung ergebenen, mit besonderer Eilfertigkeit und Schadenfreude die Unfälle der Russen im Kaukasus berichtet und commentirt haben. Jeder Unfall der Russen im Kaukasus ist ein schwerer Schlag für den russischen und eine Glücksbotschaft für den französischen Einfluß, welchem der englische, da es die Erhaltung der Pforte gilt, durchaus nicht entgegentritt, ihn vielmehr, wie Sir Stratford Cannings famos gewordener Toast beweist, eher begünstigt. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich denn auch die Verjagung der katholischen Missionäre aus Georgien und allen Rußland direct unterworfenen Provinzen Asiens, so wie die Sendung des von dem Herzog von Montpensier auf dem Fuße gefolgten Cesarewitsch nach Konstantinopel, um die Zuneigung der Gräcoslawen für das glaubens- und stammverwandte Rußland aufs neue zu entzünden.

Die katholischen Missionäre und die französische Regierung haben indeß eine furchtbare Waffe gegen die griechische Kirche in der Hand, denn sie suchen sowohl das Volk als die Pforte selbst über die Umtriebe der griechischen Geistlichkeit aufzuklären und zu verhindern, daß nicht nach und nach alle Bischofssitze mit mehr oder minder entschiedenen Anhängern Rußlands besetzt werden.*) So war auch höchst wahrscheinlich französisch-polnischer Einfluß nicht unthätig darin, daß die serbische Geistlichkeit sich von der griechischen in Konstantinopel so ziemlich unabhängig gemacht hat, und der bulgarischen als schlimmes Beispiel dient, welches um so wirksamer zu werden verspricht, als nicht bloß die bulgarischen Bischöfe durch Kauf zu ihren Stellen gelangen, und den Kaufpreis aus dem ohnehin

*) Mehrere griechische Erzbischöfe haben 3 bis 4 Bisthumsexspectanten bei sich, meistens Leute, welche einen Theil ihres Lebens in Rußland zugebracht und zum Theil ihre Studien dort gemacht haben. Der Bischof, welchen man gerne auf das erledigte Patriarchat von Jerusalem bringen möchte, ist gleichfalls aus einem russischen Seminar hervorgegangen und soll sogar Beichtvater des Kaisers gewesen seyn.

hartgedrückten Volke wieder herauspressen müssen, sondern auch fast ohne Unterschied Griechen sind, welche nicht einmal die bulgarische Sprache verstehen. Wenn nun allmählich bulgarische Schriften erscheinen, und der Unterricht unter dem Volke sich ausbreitet, wozu man im Laufe der letzten Jahre die Pforte auf alle Weise ermunterte, und die katholischen Missionäre, wie wir oben gesehen, selbst Hand anlegen, — so erwächst der hohen griechischen Geistlichkeit ein Feind, dessen sie sich nur mit Mühe wird erwehren können. Diesen Bestrebungen gegenüber sucht die russisch-griechische Partei sich zu verstärken und hat den Patriarchen der nicht unirten Armenier zu Konstantinopel bewogen, sich dem Patriarchen von Etschmiadsin zu unterwerfen, welcher ein russischer Unterthan ist. Die Pforte, sehr verlegen hierüber, wollte diese Thatsache in Abrede stellen, aber die russische Regierung ließ in der Odessaer Zeitung vom 23/25 Mai dieß Jahrs wörtlich erklären: „die armenische Kirche in Konstantinopel hat als ihr geistliches Oberhaupt den Patriarchen von Etschmiadsin anerkannt, dessen Oberherrlichkeit der Patriarch von Konstantinopel wiederholt bestritten hatte." Damit nicht zufrieden sucht Rußland auch die armenische und griechische Kirche zu verschmelzen (s. die neuorientalische Kirche Nr. 170), aber Rußland wird dabei auf allerlei Hindernisse stoßen, und wenn es auch die höhere Geistlichkeit gelehrig und käuflich findet, so ist dieß doch mit der Masse des Volkes nicht der Fall, und die versuchte Annäherung der armenischen Geistlichkeit in Bart und Kleidung an die griechisch-russische dürfte ihr die Zuneigung des Volkes entziehen und die Partei der katholischen Armenier verstärken. Darum zeigen auch die griechischen und armenischen Patriarchen ihre Feindschaft gegen die Lazaristen und Franzosen auf alle Weise: der erstere hat ein strenges Verbot an alle Priester seiner Nation erlassen, ihre Kinder nicht in die Schulen der Lazaristen zu senden, und in dem griechischen Seminar zu Chalkis ist die französische Sprache als Werkzeug occidentalischer Ketzerei ganz verboten worden.

Von der Erbitterung, mit welcher der Kampf zwischen der griechischen und katholischen Kirche gegenwärtig geführt wird, kann man sich einen Begriff machen, wenn man den Gesetzvorschlag in Erwägung zieht, welchen der als ketzerisch verschriene Coletti an die griechische Deputirtenkammer brachte, und wodurch der hellenische Synodus mit der Gewalt bekleidet wird, jede ihm heterodox scheinende Schrift zu verfolgen, und zu dem Ende die bürgerliche Macht in Anspruch zu nehmen, so wie auch, daß der Synodus ohne Zuziehung eines andern Tribunals einen Priester, dessen Lehre nicht die der orthodoxen orientalischen Kirche wäre, nach Gutdünken für eine unbestimmte Zeit in ein Kloster sperren kann.

Die türkische Regierung selbst spielt unter dem Kampf der verschiedenen Glaubensbekenntnisse eine sonderbare Rolle; sie fürchtet und haßt Rußland, sie neigt sich zu Frankreich, weil dieses ihr noch Erhaltung ihres Bestands verspricht; aber auf der andern Seite sucht auch England, wenn gleich nicht so eifrig wie Rußland, der katholischen Propaganda entgegenzuarbeiten, und so weiß die Pforte, von ihren Beschützern hin und her gezerrt, oft nicht, wohin sie sich wenden soll. Jetzt scheint sie sich nach der Ernennung Reschid Pascha's zu urtheilen, so ziemlich Frankreich in die Arme geworfen zu haben, und dieß würde auch sicherlich seinen Einfluß lange behaupten, wenn nicht allzu viele Nebenbestrebungen hervorleuchteten, welche nicht bloß die Pforte, sondern auch andere bei der Erhaltung dieser letztern nicht minder betheiligte Mächte stutzig und besorgt machen. Dahin gehört die Haltung des griechischen Ministeriums, von welchem man weiß, daß es mit Frankreich in engem Verband steht, und welches doch die Bedrohung der türkischen Gränzen und die Ausbreitung der Philorthodoxie nicht hindern kann und in religiösen Dingen wie wir oben gesehen, ziemlich unduldsam scheint. Letzteres mag Maske seyn, um sich die Masse der Nation nicht zu entfremden, aber es hält die Pforte in steter Besorgniß, und ist nur ein Beweis weiter für die gänzliche Verwirrung aller Verhältnisse in den Ländern zwischen dem schwarzen und adriatischen Meer. Manche Leute scheinen noch überdieß besonders dazu aufgestellt zu seyn, diejenigen, welche nicht Zeit und Lust haben sich mit den innern Verhältnissen der Türkei näher zu befassen, vollends in ein Chaos zu verstricken, so Hr. Cyprien Robert, der in seinen gräcoslawischen Hexenkessel — man weiß in der That nicht, ob mit Absicht oder aus eigener Begriffsverwirrung — Griechen und Polen, Böhmen und Walachen, Ungarn, Bulgaren und Albanesen zusammenwirft (s. Ungarn und Westslawen nach C. Robert N. 244 f.), daß der stinkende Brodem sinnbetäubend daraus emporsteigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Findelkinder in Paris.

Der Generalrath der Seine hat kürzlich über die Zulassung schwangerer Personen in den Hospizen und über die Aufnahme von Kindern eine Verordnung erlassen, welche unter allerlei Formen nur den Zweck hat, eine Ersparung zu bewirken, indem die Zahl beschränkt werden soll. Der National vom 20 Nov. greift diese Verordnung an, sagt aber am Ende seines Artikels: „Richten wir unsern Blick auf die Findelhäuser, so möchten wir fast die von dem Generalrath erlassene Maaßregel billigen. Wir haben uns bei der Durchblätterung der Statistik der Findelhäuser mehr als einmal die Frage vorgelegt, ob es nicht besser wäre, man ließe die unglücklichen und verlassenen Kinder in der Geburt sterben, als daß man sie unter solchen Verhältnissen aufzieht, welche für die meisten von ihnen das Leben zu einer langen Reihe von Schmerzen macht: unter 1000 dem Findelhause anvertrauten Kindern erreicht nur ein Fünftheil das Alter von 21 Jahren, und wenn das Fünftheil zum Waffendienst des Landes ausgehoben werden soll, wie viel glaubt man wohl daß dieser Aufforderung entsprechen können? Im J. 1843 wurden von 347 im Findelhaus aufgezogenen jungen Leuten 223 freigegeben: hievon 55 wegen zu geringer Größe und 102 wegen rachitischer Anlage und schwacher Körperbeschaffenheit überhaupt.

Die reichste Goldmine der Welt soll die der Stadt Casalo in Mexico seyn. Der Eigenthümer dieser Mine, ein Hr. Iriarte, läßt sie nicht ganz ausbeuten, angeblich weil er für die unermeßlichen Einkünfte keine gehörige Verwendung fände. Er ist bereits unermeßlich reich, und glaubt sein Capital im Schooße der Erde sicherer als in seinen Koffern. (Constit. 20 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1845.

Manilla und die Insel Luçon.

(Revue de l'Orient. Oct. 1845.)

Manilla, die Hauptstadt der Insel Luçon, der größten und fruchtbarsten unter den Philippinen, ist ziemlich regelmäßig gebaut. Alles zeigt hier Größe und Pracht. Die fortdauernde Bewegung des Ein- und Ausladens und die zahllose Menge von Handelsfahrzeugen auf der Rhede kündigen die wichtigste Handelsstadt auf einem weiten Umkreise an. Eine prächtige Steinbrücke über den die Stadt durchströmenden Fluß verbindet die beiden Theile derselben, von denen man die eine die Kriegs-, die andere die Kaufmannsstadt nennen kann. Die Häuser sind aus Quadersteinen gebaut, und alle im ersten Stock mit einer Galerie umgeben, die nach dem Zimmer zu mit prächtig verzierten Schiebfenstern versehen, nach außen aber mit Jalousien geschlossen sind, wodurch sie zu einer angenehmen Promenade dienen, wenn das Wetter am Ausgehen hindert. Die Häuser sind nicht sehr hoch und in einer Art gebaut, daß sie den auf diesen Inseln sehr häufigen Erdbeben widerstehen können. Die Straßen sind gerade, sehr breit, und Abends mit einer Unzahl Equipagen bedeckt, welche die Kriegsstadt verlassen, um außerhalb derselben eine Spazierfahrt zu machen, denn man geht sehr wenig zu Fuße. Die Kathedrale, der Palast des Generalcapitäns und die beiden Hauptklöster sind die merkwürdigsten Gebäude. Die Kirchen enthalten einen staunenswerthen Reichthum; wenn sie geschmückt sind für die großen Feste, so sieht man im Heiligthum nur Gold und Silber. Der Hauptaltar, seine Pilaster, die Statuen, Lampen, Leuchter und selbst die Sitze sind ganz von Silber; auch die Gewänder und heiligen Gefäße sind ungemein reich. Diese Schätze kamen seiner Zeit alle aus Amerika.

Die Bevölkerung dieser großen Stadt wird auf 130,000 Seelen geschätzt mit Einschluß der sehr ausgedehnten Vorstädte, denn die eigentliche Stadt hat nur einen geringen Umfang. Manilla enthält vier Klöster europäischer Mönche, welche zu Manilla sowohl als im Innern der Insel den Gottesdienst versehen. Die Weltgeistlichkeit besteht ganz aus eingebornen Priestern, so wie das Capitel der Hauptstadt, welches das einzige auf den Philippinen ist. Auf der Universität Manilla's werden Theologie, das bürgerliche und kanonische Recht gelehrt. Alle religiösen Genossenschaften führen ein sehr regelmäßiges Leben, und genießen einer großen Achtung. Die Dominicaner, welche ich selbst mehrmals zu sehen Gelegenheit hatte, haben mich ungemein erbaut; sie leben sehr streng, essen das ganze Jahr nie Fleisch, fasten häufig ganz, stehen um Mitternacht auf, lesen zwei oder drei Messen, und ziehen sich dann zu ihren einsamen Betrachtungen zurück. Schon ihr Aussehen hat etwas Ehrfurchteinflößendes und zugleich Liebenswürdiges. Sie sind im allgemeinen gute Theologen, aber arm, seitdem die Revolutionen Amerika's ihnen ihre Einkünfte genommen haben. Ihr ganzer Reichthum ist in ihrer Kirche.

Die ganze Insel ist in vier Diöcesen getheilt, deren Metropole Manilla ist; alle andern sind Suffragandisthümer. Man rechnet drei Millionen indianische Katholiken auf Luçon, wovon auf die einzige Diöcese Manilla eine Million kommt. Nur einige wilde Völkerschaften in den Gebirgen sind noch Heiden; man arbeitet an ihrer Bekehrung, hat aber bis jetzt mit vieler Mühe und Geduld nur schwache Erfolge errungen. Man gründet fortwährend neue Missionen, theils auf Luçon, theils auf den benachbarten Inseln; sie gedeihen, aber man beklagt sich hier, wie allenthalben, über Mangel an Arbeitern im Weinberg des Herrn. Die Manillaner sind dem Katholicismus sehr zugethan, und gelten dafür in ganz Ostasien; bei denen der Hauptstadt und der Umgebungen fühlt man einigermaßen den Einfluß des schlimmen Beispiels, das ihnen die Europäer geben. Der Einfluß der Religion hat bis jetzt diese Insel Spanien erhalten, die Insulaner sind glücklich und werden mit großer Milde und Freundlichkeit behandelt. Aber der Neuerungsgeist ist auch hieher gedrungen, und manche sehnen sich nach einer neuen Regierungsform; dieß sind Blinde, die nicht sehen wollen, daß ihr Unglück von dem Tag an beginnt, wo sie nicht mehr Spanien unterworfen seyn werden.

Rückblicke.

Religiös-politische Thätigkeit Frankreichs und Rußlands im Orient.

(Fortsetzung.)

Will man in diesem Wirrwarr den Faden nicht verlieren, so muß man Rußlands alte, wohlbekannte Stellung genau im Auge behalten, und nicht vergessen, daß sie durch die Ereignisse im Kaukasus mehr und mehr geschwächt wird. Frankreich zieht die katholischen Bevölkerungen und Gemeinden an sich, und sucht namentlich der schismatischen armenischen Kirche Abbruch zu thun, welche sich deßhalb unter den Schirm des russischen Adlers geflüchtet hat und gegen die mit den französischen Missionären eindringende französische Bildung im Verein mit der griechischen Kirche zu wahren sucht. Dieser Kampf reicht durch die europäische Türkei, Kleinasien, Syrien und Mesopotamien hindurch bis an die persische Gränze. Was jenseits derselben vorgeht, ist Kleinigkeit im Vergleich mit dem Zerren im türkischen Reich, denn die Erfolge der englischen und amerikanischen Missionäre in Urmiah und dem benachbarten Kurdenland möchten höchst gering anzuschlagen seyn, wenn gleich auch die katholische Kirche noch keinen entscheidenden Sieg erfochten hat und Frankreichs Einfluß noch nicht sehr festgestellt ist. Von Bekehrung der Beherrscher dieser Länder, d. h. der Moslems, ist keine Rede. Der Islam widerstrebt auf das hartnäckigste und muß erst politisch zusammenbrechen; die hochmüthige Verachtung gegen die Christen, welche immer noch in der Masse des moslemitischen Volkes steckt, muß verschwinden, ehe an einen erklecklichen Anfang ihrer Bekehrung nur entfernt zu denken ist. Darum lauten auch die Missionsberichte aus sämmtlichen moslemitischen Ländern schlecht, und man muß im Allgemeinen sagen, daß der jetzige kirchliche Eifer der Franzosen, Engländer und Russen durchaus nur ein verdecktes Mittel ist, das Ansehen und die Macht über die christlichen Unterthanen der Pforte, welches diese durch ihre wachsende Schwäche verliert, als gute Beute hinwegzuführen, denn so wenig alle die verschiedenen Bemühungen der Missionäre, wenn auch augenblicklich von keinem großen Erfolg, darum auch für die Zukunft wirkungslos verrauchen werden, so gewiß ist es auf der andern Seite, daß alle die kirchlichen Bestrebungen, so weit sie Regierungssache sind, nur politische Zwecke haben; daran kann man kaum zweifeln, wenn man sieht, wie auch andere als geistliche Emissäre ausgeschickt werden, wenn Cyprien Robert z. B. in den Angelegenheiten der Gräcoslawen, zu welchen er selbst die Polen rechnet, die Türkei, Oesterreich und Rußland, d. h. die bei der Entwicklung der Dinge im illyrischen Dreieck am tiefsten betheiligten Mächte rund heraus als die bösen Principe schildert, deren Einfluß entfernt werden müsse, und wenn Hr. Dégerando in seiner Schrift „Siebenbürgen und seine Bewohner“ einen Ton anstimmt, der an die Zeit mahnt, wo Frankreich die „Malcontenten“ Ungarns gegen Oesterreich unterstützte. Es scheint die Franzosen suchen jetzt, wie die Engländer vor fünf und sechs Jahren, Sympathien in Ungarn und den Nebenländern zu erwecken, wozu sie sich der Spaltungen im Innern Ungarns bedienen möchten. Andere Orte, andere Mittel. Bei den unter das Joch gebeugten und rohern Völkern läßt man die geistlichen Mittel wirken, weil diese Völker sich hauptsächlich durch kirchliche Bewegungen leiten lassen, anderswohin schickt man aristokratisch gebildete Herren.

Diese Bestrebungen lassen uns einen Blick ins Innere der östlichen Welt thun, welche in einer seltsamen Bewegung begriffen ist. Das Kurdengebirge, der Libanon, Griechenland, die gräkoslavischen Provinzen, das Verhalten Rußlands gegen seine nicht griechischen Unterthanen, die es mehr und mehr als eben so viele heimliche Feinde behandelt, alles dieß bildet einen unglaublichen Wirrwarr von Bestrebungen. Einst gebot die Pforte von Krzemieniec in Polen bis nach Urmiah an der persischen Gränze, aber seit der Strom der Eroberung rückwärts gegangen, seit die Kraft im Centralpunkt erschlaffte, tritt, was die türkische Herrschaft nur übertüncht hatte, immer mehr an des Tages Licht hervor. In der Zeit der kräftigen Entfaltung der Türkei trat, wie die türkischen Waffen vordrangen, der türkische Soldat allenthalben als Grundherr auf, dem das unterworfene Volk Schooß und Steuer zahlte; sobald in Folge innerer Zerrüttungen und äußerer Ruhestörungen die Zahl dieses türkischen Kriegsadels sich verminderte, traten die vorher nur als Lastthiere gezählten Völker wieder hervor, welche immer unabhängiger von der Pforte handeln, und man kann diese größere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit fast nach der Entfernung vom Mittelpunkt des Reichs bemessen. Mit Hülfe ihrer Religion mehr als ihre Nationalität hatten sich die Völker der türkischen Herrschaft erwehrt, und darum sehen wir an drei Punkten des Reichs Bestrebungen eine geistliche Herrschaft zu errichten, so in Montenegrino, im Libanon und im nestorianischen Gebirge. Aber wo nicht das Gebirg diese kleinen Völker schützt, treten die benachbarten Mächte als Beschützer auf, und die türkische Herrschaft zeigt noch jetzt ihre Folgen in einem viel weitern Umkreis als man gewöhnlich glaubt. So ist der Kampf der katholischen und russischen Kirche in Polen bis zu einem gewissen Grade ein Erbtheil der türkischen Herrschaft, denn als noch Polen eine Macht war, und die Christenheit gegen die Türken schirmte, suchte es in dem Maaße, als es gegen Südosten vordrang, auch die katholische Kirche auszubreiten unter den slawischen Völkern des Ostens, und diese ließen sich auch die fremde Kirche bis zu einem gewissen Grade gefallen, da die polnische Herrschaft sie gegen die Einfälle der Türken und Tataren schützte. Aber Polen mißbrauchte diese Stellung, wurde immer drückender, suchte auch die freien Kosaken, welche unter dem Kampf gegen Türken und Tataren herangewachsen waren, in dieselbe Knechtschaft hinabzustoßen, wie ihre Leibeigenen, und verfuhr aufs härteste gegen die russische Kirche. Damals verpachteten die polnischen Pane die Kirchen an Juden, und diese öffneten dieselben nur gegen Geld, um Taufen, Trauungen und andere kirchliche Handlungen verrichten zu lassen. Jetzt hat das Schicksal umgeschlagen, und die griechische Kirche vergilt reichlich, was sie in jener Zeit gelitten. Wenn wir katho-

lischen Berichten glauben dürfen — und manche derselben tragen allerdings den Stempel der Wahrheit an sich — so sind manche Katholiken den härtesten Verfolgungen und die Gemeinden allen möglichen Verführungen ausgesetzt.*) Mit dem Muth der Verzweiflung kämpft die katholische Geistlichkeit gegen diese Verfolgungen an und sie appellirt nicht ohne Erfolg an die öffentliche Meinung Europa's, welche jeder Unduldsamkeit, namentlich aber der religiösen feind ist. Die Vertreibung der Missionäre aus Georgien, wo sie namentlich als Seelsorger der katholischen Armenier fungirten,**) bietet Züge dar, welche an die unduldsamsten Zeiten des 16ten Jahrhunderts mahnen, und die neuerlich an den Tag gekommenen Verfolgungen in Polen, wenn auch, wie nicht unwahrscheinlich, im Detail sehr übertrieben, lassen doch immer noch genug übrig, wogegen die öffentliche Meinung Europa's sich mit Recht empört. Ein gleiches Loos wie diese würde die katholischen Gemeinden in den verschiedenen Ländern der Türkei treffen, wenn Rußland zur Herrschaft über dieselben gelangte; man darf sich daher über die Anstrengungen der katholischen Kirche und Frankreichs nicht wundern.

Während aber die katholische Kirche in Polen und der Türkei den Kampf gegen russischen Einfluß nur mit geistlichen Waffen fortsetzt, flammt der moslemitische Fanatismus im Kaukasus immer stärker auf. Wir haben im vorigen Jahre den Begebenheiten in diesem Gebirg eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und die dießjährigen Züge haben unsere Ansicht von den Schwierigkeiten und Gefahren, welche die dortige Lage der Dinge für Rußland darbietet, völlig bestätigt. Die Blicke Europa's sind neuerdings auf diesen Kampf gerichtet worden, namentlich nach den schroffen Commentaren, welche die französischen Zeitungen aus Gründen, welche wir oben angeführt haben, darüber mittheilten. Wir können hier, da wir von keiner ausreichenden Karte unterstützt sind, den Feldzug nicht näher zeichnen, und erwähnen nur im Allgemeinen, daß er ziemlich unglücklich ausfiel. Dargo, die Residenz Schamils, sollte genommen werden, um durch diesen auffallenden Erfolg den umwohnenden Völkern zu beweisen, daß die Russen durch keine Schwierigkeit sich abhalten lassen, ins Herz des feindlichen Landes zu dringen, und daß der Feind mehr nur aus einer zusammengelaufenen Räuberbande, als aus einem um seine Freiheit kämpfenden Volk bestehe. Der Angriff geschah von Südosten her, und nach hartem Kampf gelangte man auch nach Dargo, welches aber Schamil vor seinem Abzug selbst in Brand gesteckt hatte. Insoweit war nun allerdings der Zweck erreicht, denn man war ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen, aber bleiben konnte man hier nicht, weil der Hunger und ein unablässiger Guerillaskrieg die russischen Streitkräfte, welche ohnehin des Terrains wegen nicht sehr zahlreich waren, — denn das ganze Expeditionscorps scheint nicht viel über 13,000 Mann gezählt zu haben, — aufgerieben hätte. Auf dem Wege wo die Russen gekommen waren, konnten sie nicht mehr zurück, denn dichte Wälder waren durchzogen worden, wo die Russen unter einem mörderischen Feuer einen Verhau nach dem andern hatten aufräumen müssen. Mit den ermatteten Truppen und mit der großen Anzahl Verwundeter konnte man sich nicht mehr denselben Mühseligkeiten aussetzen, da die Ankunft der halb aufgeriebenen Bedeckung einer Zufuhr von Lebensmitteln große Entmuthigung veranlaßt hatte; indem man aber den Weg nordwärts gegen die Sundscha einschlug, mußte man einige Abtheilungen welche zur Deckung des Rückzugs an den Defileen zurückgeblieben waren, ihrem Schicksal überlassen, und diese konnten auch wirklich ihren Rückzug nur nach mörderischen Kämpfen bewerkstelligen. Das Hauptcorps, durch die große Anzahl von Verwundeten sehr belästigt, gerieth in die größte Noth, und nur dadurch daß ihm von der Sundscha her, wohin einige Landeseingeborne gegen das Versprechen großer Belohnungen Nachricht von dem Zustand der Truppen gebracht hatten, ein Corps entgegen marschirte, gelang es, die erbitterten Gebirgsbewohner zurückzuschlagen und nach der Postenkette an der Sundscha zu gelangen. Der Zug soll 5000 Mann, darunter 200 Officiere gekostet haben, und ein Gerücht wollte wissen, daß auf der Westseite des Kaukasus auf die Nachricht von den Erfolgen Schamils ein russisches Corps von den Tscherkessen überfallen und zusammengehauen worden sey. Das Gerücht kann wahr seyn, ohne daß die Sache im mindesten von Bedeutung wäre, denn bei der Art, wie der Krieg von den Tscherkessen geführt wird (s. Reise über den Kaukasus nach der Schilderung eines englischen Officiers Nr. 206 ff.), sind solche Dinge längs der Linie des Kuban nicht sehr selten. Die neuesten Nachrichten über Schamil gehen dahin, daß er ein großes Convoi von Lebensmitteln, welches der Festung Temir Chanschura zugeführt werden sollte, weggenommen, die Bedeckung zersprengt und großentheils gefangen genommen habe. Wichtiger als dieser einzelne vielleicht unbedeutende Vorfall ist das Gerücht, daß ein moslemitischer Richter aus der Krim, dessen sich Rußland bedient habe, um einige lesgische Häuptlinge auf seine Seite zu ziehen, von Schamil vor ein Gericht der Ulemas gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden sey als Verräther am Islam. Solche Erzählungen, ob wahr oder unwahr, steigern den fast erloschenen moslemitischen Fanatismus in der nahen türkischen Provinz, von wo zahlreiche Krieger, namentlich Lasen, sich in den Kaukasus begeben sollen, um gegen die Russen zu fechten, weßhalb Rußland von der Pforte einen Ferman verlangt hat, der allen Paschas gebietet, solche Auswanderungen auf alle Weise zu hindern. Indessen arbeitet sich Rußland mit seinem gegen die Tscherkessen befolgten System selbst entgegen; das russische Geschwader an der Tscherkessenküste soll jetzt dem seit Jahrhunderten üblichen, von den Russen aber seit der Einnahme von Anapa immer mehr unterdrückten Mäd-

*) Man behauptet sogar, eine russische Ukase habe die katholischen Priester als Ersatz für manche ihnen entrissene Einkünfte, auf eine von den polnischen Bauern zu erhebende Steuer von 30 fl. pol. für jede Trauung angewiesen; eine zweite Ukase aber habe die Bauern dieser Zahlung entledigt, wenn sie sich von russischen Popen trauen ließen; da wäre freilich der alte Judenpacht der griechischen Kirchen mit moderner Raffinerie zurückgegeben.

**) Eine Schilderung dieser Vertreibung mit sehr detaillirten Angaben findet sich in der Revue de l'Orient Julius 1845, von Pater Damian, apostolischem Präfecten in Georgien.

chenhandel jetzt durch die Finger sehen, um nicht die Tscherkessen unter den jetzigen Umständen noch mehr gegen sich aufzureizen. Aber dieser Mädchenhandel verbreitet in der ganzen vornehmen Türkenwelt eine Abneigung gegen die Russen, denn die Tscherkessenmädchen vergessen dort ihr Vaterland nicht, und reizen die vornehmen und reichen Classen, von denen sie allein gekauft werden können, so viel wie möglich gegen die Russen auf.

Die Nachtheile, welche für Rußland aus diesem Kampf hervorgehen, sind weit weniger die Verluste an Menschen und Geld, so bedeutend diese auch manchmal sind, als der Verlust an Ansehen bei den umwohnenden Völkern, und die Sache ist um so schlimmer, weil man den einmal angefangenen Krieg nicht aufgeben kann, denn wie wir schon im vorigen Jahr erwähnten, die aufgeregten Völker, welche namentlich durch die rohesten Verstöße gegen ihr Herkommen und ihre Sitten zum Aufruhr gebracht worden seyn sollen, sind, wenn man sie auch nicht mehr angreift, nicht sehr geneigt, das einmal gewohnte Kriegsleben wieder aufzugeben. Das Cordonsystem ist schon einmal versucht worden und fehlgeschlagen, jetzt soll es augenscheinlich nochmals, und zwar in größerem Maaßstab wieder aufgenommen werden, wird aber eben so gewiß wieder fehlschlagen. So viel man hört, werden 5000 Familien Linienkosaken herangezogen, um längs der Sundscha Stanizen zu bilden, und dadurch die Einfälle der Bergstämme abzuhalten; aber das Land ist längs der Sundscha weit minder offen als längs dem Kuban, und wenn das Cordonsystem am Kuban keineswegs alle die Früchte getragen hat, welche man davon erwartete, so ist solches bei dem Umstande, daß die russischen Truppen unläugbar zum Guerillakrieg wenig Geschick haben, an der Sundscha noch viel weniger zu erwarten, denn es kann einem thätigen Feind nicht schwer werden, an einem beliebig ausgewählten Orte in Ueberzahl zu erscheinen, und einzelne Niederlassungen und Lager zu vernichten, wie dieß im westlichen Kaukasus nach Obstl. Camerons Schilderung sich oft genug ereignet. In welche Verlegenheit Rußlands ganze asiatische Politik durch diese Vorfälle geräth, kann man unter andern daraus abnehmen, daß in der Türkei die Ansicht herrscht, Rußland habe den Aufstand im Paschalik Wan, der eine Zeitlang sehr drohend werden zu wollen schien, angezettelt, um dadurch die Aufmerksamkeit der Türken von dem Kaukasus abzuwenden. Wie dem nun auch seyn mag, von der Türkei hat Rußland begreiflicherweise nichts mehr zu fürchten, und in der asiatischen Türkei herrscht, wenige Districte ausgenommen, *) eine solche Entmuthigung unter den Türken, daß kein auch noch so glücklicher Umstand sie mehr so leicht gegen Rußland in die Waffen bringen wird, um so mehr als fortdauernd eine ziemlich starke Truppenzahl an der Gränze steht, namentlich in der neuen, am Arpatschai erbauten Veste Alexandroff. Seit Mehemed Ali's Fall hat auch die asiatische Türkei, welche früher noch auf ihn als den Wiederhersteller der türkischen Macht hoffte, den Glauben an sich selbst verloren; eine Stimmung, welche den Bemühungen der fremden Mächte, sich unter den verschiedenen christlichen Confessionen eine Partei zu machen, wesentlich Vorschub thut.

*) Namentlich Achalzych, welches die Russen erst im Jahre 1828 besetzt, und wo die Türken durch die Kaukasusereignisse bis zu Feindseligkeiten gegen die Russen hingerissen worden seyn sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Störung der Magnetnadel auf Tschusan. Auf einem der Berge dieser Insel, welche ganz vulcanischen Ursprungs ist, soll die Störung der Magnetnadel in eine Höhe von nur 700 Fuß so groß seyn, daß die Anwendung des Instruments völlig unthunlich wird. (Times. 7 Nov.)

•

Moslemitisches Schisma und seine Bestrafung. Eine neue Secte soll kürzlich in Persien entstanden seyn, deren Haupt ein Kaufmann ist, welcher aus Mecca zurückgekehrt war, und sich für einen Nachfolger des Propheten ausgab. In Schiras hörte man, wie vier Personen das Glaubensbekenntniß in der von dem Betrüger vorgeschriebenen Form wiederholten; man verhaftete sie, fand sie einer unverzeihlichen Gotteslästerung schuldig, und verurtheilte sie ihre Bärte durch Feuer zu verlieren. Der Urtheilsspruch wurde mit dem ganzen fanatischen Eifer, der bei Moslems gewöhnlich ist, ins Werk gesetzt. Der Verlust des Barts galt indeß noch nicht für eine hinreichende Strafe, sondern sie wurden am nächsten Tage noch verurtheilt, daß ihnen das Gesicht geschwärzt und sie so durch die Stadt geführt werden sollten. Jeden führte ein Mirgazab (Henker), der ein Loch durch dessen Nase gemacht und eine Schnur hindurchgezogen hatte, die er manchmal so heftig anzog, daß der Leidende bald den Henker um Erbarmen anflehte, bald des Himmels Rache herabrief. Es ist bei solchen Gelegenheiten Sitte, daß die Henker von den Zuschauern, namentlich von den Budenbesitzern im Bazar Geld sammeln. Am Abend als die Taschen der Henker wohl mit Geld gefüllt waren, führten sie die Unglücklichen nach dem Thore und ließen sie dann laufen. Hierauf schickten die Mollahs von Schiras Leute nach Buschir, um den Kaufmann, den Erzbetrüger, zu verhaften und ihn nach Schiras zu führen. Dieser aber läugnete weislich das ihm zugeschriebene Verbrechen, und entging dadurch der Strafe. (Liter. Gaz. 15 Nov.)

•

Curioses Duell. Kürzlich fand zu Vic-sur-Aisne eine Art Duell zwischen zwei jungen Fashionables statt, von denen jeder einen schönen Schnurrbart und einen Backenbart von etwas problematischer Farbe trug. Beide waren wegen ihres schönen Barts bald aufeinander eifersüchtig, und beschlossen für die Schönheit ihrer Bärte eine Lanze zu brechen, d. h. eine Partie Billard zu spielen, unter der Bedingung, daß der Verlierende sich die eine Seite des Gesichts, Schnurrbart und Backenbart rasiren, die andere Seite acht Tage lang stehen lassen solle. Der welcher den Vorschlag gemacht hatte, und durch frühere Proben für den stärksten Spieler galt, hatte zu viel auf seine Kunst gepocht, mußte sich besiegt erkennen, und seinen Hals dem barbarischen Barbier hinhalten, der ihm die Hälfte seines Barts abnahm. Als dieß geschehen war, trat er wieder ins Zimmer auf der einen Seite mit jugendlichem Gesicht, auf der andern als alter Brummbart, und ward mit einem Hagel von schlechten Witzen empfangen, während der Sieger den Schnurrbart, den Backenbart und den Bocksbart als Siegeszeichen aufwies. (Voleur. 20 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1845.

Gebräuche unter den Congonegern.*)

Der unter allen Congonegern verbreitete Fetischismus übt auf alle Gebräuche und Ceremonien einen mächtigen Einfluß aus; bei den Hochzeiten wie bei den Leichenfeierlichkeiten spielt er eine gleich wichtige Rolle. Bei ersteren wird die Braut acht Tage vor ihrer ehelichen Verbindung in eine allein liegende Hütte gebracht, in der sie nur von einem frommen Neger täglich besucht und jedesmal mit Oel über den ganzen Körper eingerieben wird.

Bei dem Tode eines Soba, Negerhauptes, oder selbst eines Privatmannes wird oft der Aberglaube Ursache der grausamsten Barbarei, bei welcher Glück und Leben so vieler unglücklicher Neger als Opfer verschwendet wird. Fast allgemein, wenigstens in einigen Distrikten von Benguela, herrscht der Glaube, daß der Tod kein natürliches Ereigniß sey, sondern die Seele eines früher Verstorbenen oder der Fetisch eines noch Lebenden gekommen sey, um die Seele des eben Verstorbenen zu holen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, werden tausenderlei Manöver mit der Leiche vorgenommen und die frömmsten, die hellsehenden Neger, befragt, wer des Todten Mörder gewesen sey, bis der Verdacht auf den Fetisch eines Negers oder einer ganzen Familie fällt, welche dann das Verbrechen entweder mit dem Leben oder der Sklaverei büßen muß. In einigen Fällen wird der Körper von zwei Negern durch das Dorf an allen Wohnungen vorüber getragen, bis die Leiche selbst die Hütte des Mörders bezeichnet, indem die Träger behaupten, daß hier die Leiche nicht weiter wolle. Natürlich spielt hiebei die Rachsucht der Anverwandten des Verstorbenen immer die bedeutendste Rolle, und wehe dem, der ehedem Feind der Familie gewesen ist. Der so verdächtigte Mörder ist nicht einmal im Stande, die Unschuld mit seiner Abwesenheit während des Sterbefalls darzuthun, indem angenommen wird, daß sein Fetisch nicht an Ort und Zeit gebunden sey.

Uebrigens gibt es unter den Negern ein Mittel der Reinigung, welches bei jeder Anklage freisprechen kann, man nennt es Imbolungo. Diesen Namen führt nämlich eine Pflanze, deren Wurzel ein narkotisches Gift enthalten soll, auf deren Genuß entweder Erbrechen ohne weitere Vergiftung erfolgt, oder die Erscheinungen einer Narkose eintreten, in welchem letztern Fall der Angeklagte immer des Verbrechens schuldig erklärt wird, und der Patient stirbt an der Vergiftung, wenn ihm nicht ein bekanntes Gegengift gereicht wird, oder er wird zu Tode gesteinigt.

Gleichfalls ist die Circumcision unter den Negern fast allgemeiner Gebrauch, selbst bei vielen, welche die christliche Taufe empfangen haben; daher Dr. J. C. Lang in einem Aufsatz über das Arzneiwesen der Neger: „Medic. und natur hist. Unterhaltungs-Magazin. Maiheft 1844“ bestimmt mit Unrecht behauptet, daß diese Operation an der Westküste Afrika's nicht südlicher vorkommen, als bei den Cabinda-Negern.

Spuren des extravagantesten Aberglaubens finden sich an der ganzen Küste Angola, selbst in größter Nähe der europäischen Etablissements, sogar nahe bei der Hauptstadt Loanda, z. B. in Murima, Bengo, im Dande-District und in Calumbo; die rohesten und grausamsten Sitten finden sich aber bei den einzelnen Stämmen des innern Benguela, wohin besonders der District Bailundo gehört, dessen östliche Gränznachbarn vollkommene Cannibalen seyn sollen. So ist z. B. nach eines portugiesischen Beamten Bericht unter ihnen die grausame Sitte, bei dem Regierungsantritt eines neuen Soba einen alten und fetten Neger zu schlachten, sein Fleisch mit dem einer Kuh oder eines Schweines so innig zu vermischen, daß es nicht mehr zu unterscheiden ist, und von diesem Gerichte speist der neue Regent mit allen seinen Vasallen. Erst nach dieser scheußlichen Ceremonie hat der Soba die Macht eines unumschränkten Despoten, der gleiche Procedur mit allen seinen Unterthanen vornehmen könnte.

*) Aus Tams' Reisewerk: die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Griechenland.

Einen andern, für seine Interessen aber nicht minder wichtigen Kampf führt Rußland in dem griechischen König-

reich. Seit dem Beginn der griechischen Revolution ist Griechenland selbst und Epirus der Herd, von welchem die gefährlichsten Unruhen der europäischen Türkei aufsteigen. Die Bewegung scheint zwar eine wesentlich albanesische, denn sie hatte lange vor der Erschaffung des neuen Staats ihren Hauptsitz in Epirus; aber seit Griechenland aus kluger Berechnung, vielleicht nicht ganz zur Zufriedenheit Rußlands, zum erblichen Königreich gemacht wurde, und somit seine Unabhängigkeitswünsche über Verdienst mit Erfolg gekrönt sah, sollte dieser dem unmittelbaren Einwirken der türkischen Regierung entrückte Staat der Hebel werden, von dem aus die benachbarten Länder gegen letztere in Aufregung gesetzt und erhalten würden. Die griechische Regierung weigerte sich, so viel an ihr war, ein solches Werkzeug abzugeben, weil sie dadurch nicht nur sich selbst auf einen gefährlichen Standpunkt stellte, sondern auch den Absichten Englands und Frankreichs geradezu entgegenarbeitete. Dieser Widerstand gegen die Wünsche Rußlands und die Vorneigungen ihres Volks führte hauptsächlich die Revolution vom 3/15 Sept. 1843 herbei und es fragte sich nun, ob die Flamme des Aufruhrs sich über die Gränzen des jungen Staates verbreiten solle. Indem man Deputirte aus den nicht zum griechischen Staat gehörigen Districten aufnahm, erklärte man recht eigentlich der Türkei den Krieg, fand aber doch gerathen auf die energische Vorstellungen der Mächte diese Aufnahme zu verweigern. Indeß wurden von nun an die Bemühungen der Philorthodoxen thätiger, um die geheimen Verbindungen der Christen und namentlich der Griechen über Thessalien, Epirus und Macedonien zu verbreiten; längere Zeit betrachtete man eine Wiederaufnahme des griechischen Kampfes als eine fast gewisse Sache und es fragte sich, ob der Einfluß der westlichen Mächte auf den einsichtsvolleren Theil des Volks oder ob die nationale und religiöse Anziehungskraft vorschlagen würde. Lange war der Streit schwebend, endlich siegte der Einfluß der westlichen Mächte, namentlich Frankreichs, das in seinem oben auseinander gesetzten Verhältnisse zu der Türkei eine wirkliche Beunruhigung dieser letztern unmöglich wünschen konnte.

Indeß wie stark die nationale und religiöse Aufregung war, das zeigen selbst die Maaßregeln der gegenwärtigen Regierung, welche sich geraume Zeit das Ansehen geben mußte, als begünstige sie die philorthodoxen Tendenzen.*) Es zeigt sich hier wiederum, daß die religiösen Fragen die politischen beherrschen; griechische Religion und griechische Nationalität sind noch gleichbedeutend, und somit regt eine Ausbreitung des christlichen Aufstandes gegen die Pforte noch jetzt wie vor 20 Jahren allen nationalen Tendenzen an. Bekanntlich zählt man in Griechenland drei Parteien, welche man als die russische, französische und englische bezeichnet, mit welchem Recht? wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Koletti, das Haupt der französischen, hatte sich im Anfang mit Metaxas, dem Haupt der russischen Partei, gegen Maurocordato, den man als das Haupt der englischen bezeichnet, verbunden. Die ganze Stellung Frankreichs und Rußlands in der Türkei beweist hinreichend, daß diese Verbindung nur vorübergehender Art seyn konnte und sich auflösen mußte, sobald es an eine kirchliche Frage ging. Diese Frage war die Einrichtung des h. Synodus und es handelte sich darum: tritt die Kirche des jungen Staats in einen völligen Verband mit der orientalischen Kirche, oder behält sich die Regierung gewisse Rechte vor, welche das Land vor dem Einfluß des unter russischer Leitung stehenden Patriarchen von Konstantinopel schützen? Trat an die Spitze des h. Synodus ein Mann mit bleibender Gewalt, so war zu fürchten, daß er sich, was auch anfangs seine Ansichten und Versicherungen seyn mochten, der russischen, das heißt hier der national-kirchlichen, den Occident und seine Ideen von Grund aus hassenden Partei unbedingt hingebe; sollte dieß nicht geschehen, so mußte man seine Gewalt schwächen, sie abkürzen und bis zu einem gewissen Grade von der weltlichen abhängig machen. Darüber zerfiel Koletti mit Metaxas, und das Comité der Deputirtenkammer, welchem der ministerielle Gesetzvorschlag vorgelegt wurde, entschied für die bleibende Gewalt des kirchlichen Oberhauptes, weil die Partei Maurokordato's aus Haß gegen Koletti mit Metaxas, dem Haupt der philorthodoxen Partei, gemeinsame Sache gemacht hatte; als aber die Frage an die Kammer selbst kam, siegte Koletti: sein Antrag, daß der Vorstand des h. Synodus von den Erzbischöfen nur auf je drei Jahre gewählt und vom Könige bestätigt werden solle, ging mit 50 Stimmen gegen 40 durch, und da die Kammer einmal im Zuge war, wurde auch alsbald die Frage über die Ehe entschieden, deren Einweihung zwar fortwährend den Geistlichen zustehen, deren Trennung aber nur durch durch die bürgerlichen Gerichte solle ausgesprochen werden können. Jetzt durfte Metaxas nicht länger mit Koletti in Einem Ministerium bleiben, und es fragte sich, wer von beiden weichen solle?

Die Deputirtenkammer hatte sich für Koletti entschieden, aber der Senat war für Metaxas, d. h. für die Obergewalt der Kirche, welche mit dem griechischen Primatenthum und den Fanarioten eng verbunden ihre Oberherrschaft sich nicht entreißen lassen wollte. Da ernannte Koletti 15 neue Senatoren, um den Senat für sich zu haben, und nun trat Metaxas aus, erbittert über diesen dem Primatenthum versetzten Streich, dessen Tragweite er recht gut erkannte. Das Ministerium Koletti hatte, gestützt auf die Abneigung des Volks gegen die Primaten, trotz der kirchlichen Neigungen den vollständigsten Sieg davon getragen, und nun trat alsbald die Feindseligkeit der beiden andern Parteien unverhohlen hervor. England forderte, nicht ohne Zustimmung Rußlands, die rückständigen Zinsen des Anlehens, um die Regierung in Verlegenheit zu setzen, und die philorthodoxe Partei nannte Koletti einen verkappten Lateiner, welcher Griechenland dem Papstthum zu überliefern beabsichtige. Daraus mögen wohl die allerdings unduldsamen Verordnungen entsprungen seyn,

*) Wir haben selbst diese Ansicht nach C. Robert (s. Nr. 145) ausgesprochen; der allgemeine Stand der Dinge scheint aber dagegen zu sprechen und C. Robert mochte wohl mit dieser Auseinandersetzung die Absicht haben, auf die griechische Presse einzuwirken.

eren wir oben erwähnten; er wollte sich im Glauben seiner Landsleute reinigen von der Beschuldigung, daß er ketzerische, der orientalischen Kirche feindselige Absichten hege. Diese Rechtfertigung ist auch sehr nothwendig, denn seine Stellung ist nicht wenig gefährdet, und bereits hat die Kammer einige Beschlüsse angenommen, welche darauf hindeuten, daß seine Macht im Sinken ist. Die wichtigste derselben ist die Verwerfung des Gesetzes, welches Koletti gegen das öffentliche Tragen von Waffen erlassen wollte; die Kammer zeigte durch die Verwerfung nicht nur, daß sich die russische und englische Partei vereinigt habe, sondern auch, daß sie hoffe, das Ministerium durch Waffengewalt zu stürzen. Hier zeigt sich die Wichtigkeit der neuesten Ereignisse in Griechenland deutlicher, als noch vor wenigen Monaten; damals konnte man noch glauben, Koletti selbst beabsichtige oder dulde wenigstens eine Unternehmung gegen die türkischen Provinzen, jetzt ist diese Ansicht nicht mehr gestattet. Die Revolution vom 15 Sept. hatte den Zweck gehabt die Hemmnisse, welche die bedächtige, vielleicht etwas zu bedächtige Regierung einer Erneuerung des griechischen Kampfes gegen die Pforte entgegengesetzt hatte, aus dem Wege zu räumen; durch die bisherigen Erfolge Koletti's aber ist dieser Plan vereitelt worden, nicht ohne Zuthun Frankreichs, das nicht wollen kann, daß eine von ihm geschützte griechische Regierung einen unabsehbaren Kampf beginne, einen Kampf, der, wie die Sachen jetzt noch stehen, von keinem Erfolg seyn kann, sondern nur die bereits durch und durch erschütterte Pforte noch in einen tiefern Abgrund führen müßte. Rußland strebt seit 30 oder wenn man will seit 80 Jahren dahin, die Kämpfe gegen die Pforte so oft wie möglich wieder ausbrechen zu lassen, damit einerseits die Pforte zu Tode gehetzt, andererseits die empörten Völker selbst vom Kampf ermattet sich ihm in die Arme werfen, denn niemand weiß besser als Rußland selbst, daß nichts thörichter ist, als der Plan, ein griechisches Reich an die Stelle des türkischen zu setzen, da von allen Völkern des türkischen Reichs nächst den Armeniern die Griechen am wenigsten geeignet sind, ein selbstständiges Reich zu bilden oder gar die andern Völker zu beherrschen. Die Vernichtung der türkischen Herrschaft heißt also nichts anders, als jede noch irgend mögliche Ordnung in diesen Ländern vernichten.

Rußlands Werkzeuge sind namentlich die fanariotischen Griechen, gegen welche sich in vielen Gegenden des türkischen Reichs, am meisten aber in Griechenland selbst eine ziemlich heftige Stimmung kundgibt, und welche nur durch die geistliche Macht, die sich noch in ihren Händen befindet, einen großen Einfluß auf das Volk ausüben; in allen übrigen Dingen scheint derselbe sehr gering, und mit jedem Jahre mehr in der Abnahme. Untergräbt nun die katholische Kirche auch diesen Theil ihrer Macht, so ist Rußlands Einfluß sehr gefährdet, und dieses dürfte sich, statt wie früher ruhig zuwarten zu können, *) wie die von langer Zeit her ausgestreute Saat allmählich aufgeht und der Sichel entgegenreift, zu Gewaltschritten genöthigt sehen, um sein Ansehen wieder zu stützen, — eine ungünstige Stellung, welche noch nicht da ist, aus den jetzigen Verhältnissen aber möglicherweise ziemlich schnell sich entwickeln kann. Viele scheinen geneigt, allen Kampf gegen den russischen Einfluß in Griechenland und den benachbarten Provinzen für chimärisch zu halten, allein man täusche sich nicht: es sind nicht die Griechen, welche einer Bewegung in der europäischen Türkei eine nachhaltige Kraft geben können, sondern die Albanesen, welche in religiösen Dingen sehr indifferent sind, denn bei ihnen wohnen katholische und griechische Christen, so wie Mohammedaner, oft sehr freundlich, ja in Einer Familie zusammen. Man darf nicht vergessen, daß Koletti einst der Vertraute des alten schlauen Pascha von Janina war, und recht wohl weiß, wer die Waffen führen kann. Er wird diese Waffenmacht nicht unberücksichtigt lassen, und so wenig wir von französischem Einfluß in Albanien wissen und hören, so haben wir doch in dem Benehmen der Engländer, welche eifrige Unterredungen mit den geschworenen Feinden der Albanesen, mit den Montenegrinern, halten, einen indirecten Beweis, daß man auch dort, wo mehrere katholische Stämme sich finden, nicht unthätig ist. Langsam trägt man den Stoff zusammen zu einem Brande, welcher vielleicht in einem Augenblick entbrennt, wo man sich dessen am wenigsten versieht.

(Fortsetzung folgt.)

Batun.

(Auszug aus einem Schreiben eines Schweizer-Reisenden.)

Trapezunt, 5 August 1842.

Batun ist eigentlich bloß der Landungsplatz eines Districtes, welcher diesen Namen führt und auf welchem beiläufig 5000 Einwohner zerstreut sind. Es liegt 110 Seemeilen N.O. von Trapezunt, auf einer flachen, aus angeschwemmtem Grund bestehenden, mit dem Gebirgsland scharf abstechenden Landzunge, die sich vom Flusse Tschorok in nordöstlicher Richtung erstreckt. Der Hafen von Batun ist hinter einem scharfen Horn, das die Landzunge hier bildet, und wird durch dasselbe wie durch einen natürlichen Damm geschützt, so zwar daß man, wenigstens von dieser Seite kommend, wohl die Spitze der Schiffsmasten über dem Horn erblickt, Hafen und Ort aber erst dann zu Angesicht kommen, wann man um die Spitze gebogen hat, nämlich schon eingelaufen ist. Der Hafen ist hinlänglich geräumig, um 50 Schiffe bequem aufnehmen zu können: er ist von allen Seiten geschützt, mit Ausnahme der N.O. Seite. Allein die Winde von dieser Gegend des Compaß, obschon stark, bewirken kein hohes Meer. Oefter erheben sich heftige Landwinde, die aus der Batun gegenüberliegenden Gebirgsschlucht kommen, weßhalb die Schiffe am Ufer sich befestigen, mit der Vorderseite gegen das Land. Zwei Klafter vom Ufer ist man schon in sieben Faden Tiefe. Gewöhnlich ankern die Schiffe 4 bis 5 Klafter vom Ufer und befinden sich da in 10 bis 15 Faden Tiefe. Die Verbindung zwischen dem Schiff und dem Lande erfordert also nicht ein-

*) Im vorigen Jahr erschien in Athen eine Caricatur, wo der englische und französische Gesandte abgebildet werden, wie sie mit goldenen Angelhaken die Deputirten zu fangen suchen, während oben ein Bär mit zwei Kosaken zur Seite gravitätisch ruhig dasitzt und dem Spiel zuschaut.

mal eine Schaluppe und kann mittelst einiger Bretter hergestellt werden. Ohnehin hat es auf dieser Seite, wenn die See hoch geht, eine ziemlich starke Brandung.

Der Bazar ist auf einer Fläche, hart am Ufer und mit demselben parallel laufend. Er besteht aus 150 hölzernen, mit Ziegel bedeckten Buden. Jenseits des Bazars befinden sich an 60 zerstreute Häuser, von Moslems bewohnt, mit einer Moschee und einem Bade.

Die Buden sind nämlich versehen: mit einigen brittischen Manufacturwaaren, als Calicots, Filze u. s. w.; dann mit Colonialwaaren, namentlich Kaffee, Zucker und Pfeffer; mit krim'scher Wolle und Producten aus den Districten von Batun, Ardschalab und Lemaneh, welche hauptsächlich in Mais, Reis, Honig, Wachs und Butter bestehen.

Die Inhaber dieser Buden, welche während der gesunden Jahreszeit auch hier wohnen, sind meistens Eingeborne aus Lasistan.

Jeden Freitag wird in Batun Wochenmarkt gehalten. An solchen Tagen ist auch russisches Eisen, deutscher Stahl und Zinn zum Verkauf ausgestellt. Die Stapelproducte sind: Mais, Reis, Wachs, Honig, Butter, Fischthran, gesalzene Fische (Stör und Lachs) Buchs-, Nuß- und Bauholz.

Das Buchsholz wird wegen seiner Unebenheit weniger geschätzt als das über Sukhum-Kaleh ausgeführte, und von 1200 zugehauenen prächtigen Stämmen Bauholz verschiedener Gattungen, die ich mit Capitän Ford 1½ Stunden von Batun am Meeresstrand besichtigte, fanden wir kaum 100 Stücke, die sich zum Schiffbau, wenigstens für europäischen Bedarf, eignen würden.

Trotz der Vortrefflichkeit des Hafens werden keine Schiffe da gebaut. Batun besitzt auch deren keine, sondern nur einige Barken, die zur Verfährung nach Tschorok-Su und der russischen Gränze dienen.

Im Hintergrund der Rhede beginnt ein weit ausgedehnter Sumpf, hinter welchem dicht bewaldete Gebirge sich zu einer bedeutenden Höhe erheben. Die Gipfel dieser Berge sind immer stark umwölkt. Während meines Dortseyns blickte es den ganzen Tag rabenschwarz auf uns herab; man versicherte mich aber, es sey fast das ganze Jahr so und habe nichts zu bedeuten; schlechtes Wetter gebe sich bloß von der Nordseite kund. Wirklich blieb es fortwährend schön und stille.

Wegen dieser Beschaffenheit der Umgebung und der Reisfelder, welche unmittelbar hinter Batun, gleichsam unter der Wasserwage sich befinden, ist der Aufenthalt während der Sommermonate äußerst ungesund, weßhalb im Juni jedermann den Ort verläßt und Niemand vor October wiederkehrt.

Die Landessprache ist das Grusische, obschon die meisten erwachsenen Männer des Türkischen kundig sind. Die Kleidung ähnelt mehr der mingrelischen als der türkischen, und die Fußbekleidung besonders ist ganz mingrelisch. Die männliche Bevölkerung sah ich nie anders als sammt und sonders bis an die Zähne bewaffnet. Außer Pistolen und Kama im Gürtel, führen sie alle Flinten mit schön gezogenen Läufen, die inländisches Industrieproduct seyn sollen.

Der Fluß Tschorok mündet sich 4 Stunden westlich von Batun, ins schwarze Meer. Sein Bett ist weder tief noch breit und wird mit leichtgebauten, langen, schmalen und seichten Booten befahren. Diese Boote kommen häufig von Ardwin, den Tschorok herab, bis ins Meer. Ardwin ist eine bedeutende Manufacturstadt im Innern und es sind von Batun 18 Stunden dahin. Im Herbst und Winter werden diese Boote, auf dem Treppelwege, in 3—4 Tagen stromaufwärts von der Mündung bis Ardwin gezogen; allein im Frühjahr und Sommer erfordert es 8—9 Tage. In der Thalfahrt brauchen sie nicht mehr als 8—9 Stunden von Ardwin bis zur Mündung, so stark ist das Gefälle. Von da werden sie in 2—3 Stunden bis nach Batun gerudert. An beiden Ufern des Tschorok wird viel Bauholz gefällt, meistens Erlen und Buchen.

Tschorok-Su (mit dem obenerwähnten Flusse Tschorok nicht zu verwechseln) ist ein Ort am Meeresufer, 5 Stunden nördlich von Batun und zum Paschalik von Kars gehörig. Der Bazar besteht aus beiläufig 100 Buden, mit denselben Waaren wie Batun versehen. Auch der Handel im allgemeinen ist derselbe; nur wird da mehr Buchsholz verschifft. Die beste Sorte kommt vom Iliao-Gebirge, einige Stunden vom Tschorok-Su. Die Umgebung ist reich an schönen und ausgedehnten Waldungen. Man hatte die Einwohner zum Daubenschneiden bringen wollen, allein der Versuch scheiterte an ihrer Sorglosigkeit und Trägheit.

Tschorok-Su ist insofern wichtig, als die meisten für Grusien bestimmten Waaren und Passagiere von Batun dahin verschifft werden; von wo sie sich, zu Lande, nach der Gränzstation Apugbetti, 6 Stunden von Tschorok-Su landeinwärts, begeben. Redut-Kalé, 12 Stunden von Batun, wird von den Grusiern meistens umgangen, theils wegen der Gefährlichkeit der Rhede, eine der mißlichsten auf dieser Küste, theils auch wahrscheinlich, weil sie ihre Waaren dort leichter einführen können, indem alle Importen von Rußland mit so beträchtlichem Zoll belegt sind, daß es sich schon der Mühe lohnt etwas zu wagen.

Die andere Gränzstation ist Schefletil (oder St. Nicolai), 4 Stunden von Tschorok-Su, am Seeufer.

Der kleine Fluß Schefletil (türkisch Tscholok-Su) bildet also jetzt die Gränze Rußlands auf dieser Seite, während diese Gränze früher am Phasis war. Dessenungeachtet scheint es daß Rußland auf ein kleines Gebiet, von ungefähr 1500 Geviertmorgen Anspruch macht, welches zwischen dem Tscholok-Su und dem Bache Krapuna eingeschlossen ist; wahrscheinlich um einen Brückenkopf vorzuschieben und dadurch dem Schleichhandel Einhalt zu thun. Das ist aber in der That keine Delimitation, und ich fand die Meinung ziemlich vorherrschend daß, um eine solche zu erhalten, Rußland dahin zielt seine Gränze bis zum Tschorok vorzurücken, was dieselbe besser in eine Linie mit Achalzik (türkisch Akhiska) — durch den Frieden von Adrianopel ebenfalls russisch geworden — bringen würde. Man ist umsomehr geneigt dieser Meinung Glauben zu schenken, als Rußland auf der ganzen Küstenstrecke diesseits Sukum-Kalé keinen einzigen Hafen, ja keinen Ankerplatz besitzt, und mithin Batun ihm einigermaßen unentbehrlich geworden ist. — Einstweilen unterhält England seit 2 Jahren in Batun einen Vice-Consul, vom Consulate zu Erzerum abhängig, mit 300 Pfd. St. Gehalt, der natürlich nichts anders zu thun hat als — zu berichten, da im ganzen Jahr kaum ein Schiff dieser Flagge in Batun erscheint.

A. A.

—

Sitten der Zeit in Paris. Der Voleur vom 20 Nov. führt als eine besser als die beste Satyre von Juvenal bezeichnende Probe der Sitten dieser Zeit folgende Anekdote an: in der Rue Grammont entfernte sich kürzlich der Portier und seine Frau aus ihrer Wohnung, sie um einem Börsensensal ein Rendezvous zu geben, er um auf der Börse in Eisenbahnactien zu spielen, und die Inwohner des Hauses — benutzten die Gelegenheit, um ohne Bezahlung des Miethzinses auszuziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1845.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere westrussische Gouvernements. *)

Wolhynien.

Das wolhynische Gouvernement, dessen Gränzen wir am 6 Julius betraten, bietet in seinem nördlichen Theil denselben Charakter wie Litthauen dar; derselbe Sandboden, derselbe Ueberfluß an Wald und Sumpf; der Weg von Brzesc nach Kowel ist wegen des tiefen Sandes außerordentlich mühselig und unangenehm. Kowel, die erste wolhynische Stadt auf dem Wege von Brzesc nach Kiew, liegt in einer sumpfigen Niederung an den Ufern des Flusses Turi, welcher in seinem Unterlaufe, bei der Vereinigung mit dem Prypiec als Hauptwasserbehälter für den Königscanal dienen kann. Die Lage des Orts bietet keinerlei Vortheile für den Verkehr dar, von dem sich hier auch nicht einmal Anfänge finden, und es ist unbegreiflich, weßhalb dieser Ort seit alter Zeit den Stadtnamen führt; seine Bevölkerung beträgt 4500 Seelen, zu zwei Drittheilen Juden. Sie war früher das Privateigenthum der Fürsten Jablonowsky und Sangusko, ging im J. 1804 an die Krone über und wurde eine Kreisstadt.

Von Kowel fuhren wir auf der Landstraße nach Wladimir, ein Weg von 50 Wersten, der uns einen wahren Genuß bot; die Natur wird hier bereits südlicher, die Straße führt über humusreichen Boden hin und ist mit Obstbäumen bepflanzt; am Wege sind Eichenwäldchen mit fruchtbaren Fluren dazwischen. Hier hört man nie etwas von Mangel, und ungeheure Schober unausgedroschenen Getreides vom vorigen Jahr standen noch auf den Feldern. Die Stadt Wladimir, die älteste dieses Landes, enthält noch ein werthvolles Denkmal des Alterthums, nämlich die von dem apostelgleichen h. Wladimir erbaute Kirche in byzantinischem Styl auf einer Höhe nahe bei der Stadt: man will sie wiederherstellen, um Gottesdienst darin zu halten. Zu den merkwürdigen Gebäuden gehört auch die jetzt in Trümmern liegende Residenz des griechisch-unirten Bischofs auf einer steilen Höhe über dem Lug, der die Stadt umfließt. Jetzt ist Wladimir arm und ohne Verkehr; man rechnet die Bevölkerung auf 5600 Seelen, wovon über 4000 Juden.

Auf dem Wege von Wladimir nach Luck ist dieselbe schöne Natur, dieselbe Fruchtbarkeit der Felder und allenthalben derselbe Wohlstand der Einwohner. Die Stadt Luck hat in diesem Jahr ein doppeltes Unglück erfahren; sie litt stark durch die außerordentliche Ueberschwemmung des Styr, und noch mehr durch furchtbare Brände, die sich mehrmals erneuerten und den besten Theil der Stadt, namentlich die katholischen Kirchen und Klöster zerstörten. Diese Stadt war bis auf die letzte Zeit die Residenz des römisch-katholischen Bischofs, welcher sich in dem allgemeinen Ruin rings umher noch erhalten hatte. Vor den Feuersbrünsten war Luck eine der besten Städte Wolhyniens, theils wegen seines Umfangs, theils wegen des Reichthums seiner Gebäude und der Wohlhabenheit seiner Einwohner; jetzt ist es in vollkommenem Verfall, und wird sich lange nicht wieder erholen.

Von Luck kamen wir nach Dubno gerade zur Zeit des Jahrmarkts, der hier drei Wochen dauert, und sehr zahlreich besucht war; indeß verfällt der Handel von Jahr zu Jahr, die Stadt wird arm, woran die Verlegung des Commissariats von Dubno nach Brzesc hauptsächlich schuld ist. Von Dubno nahmen wir unsere Richtung nach Krzemieniec, welches von steilen Höhen eingeschlossen ist; auf dem ganzen Wege von Dubno nach Krzemieniec hat man die Ausläufer der Karpathen vor sich; auf beiden Seiten des Weges hat man mannichfaltige Aussichten, eine malerischer als die andere. Der Blick auf die Stadt von den sie umgebenden steilen Höhen ist sehr schön. Auf einem breiten Felsen haben sich Trümmer von Befestigungen erhalten, die entweder zur Aufbewahrung der königlichen Kostbarkeiten oder zum Einsperren von Verbrechern erbaut wurden; man schreibt die Erbauung dieser Befestigungen der Königin Bona zu, von der im Volke viele Sagen umlaufen. Die größte Merkwürdigkeit und Zierde von Krzemieniec bildet das prächtige von Graf Czacki errichtete Gebäude, in welchem das bekannte Lyceum sich befand; jetzt ist dieß Lyceum aufgehoben, und es befindet sich ein Seminar

*) Russ. Journal des Ministeriums des Innern. Oct. 1845.

daselbst, dem ein großer, schöner Garten und eine prächtige, rechtgläubige Kirche beigegeben ist. Die Stadt Krzemieniec hat viele reiche Einwohner, deren ganze Zahl auf etwas mehr als 8000 angeschlagen ist, und worunter über die Hälfte Juden; wegen ihrer ausgebreiteten Handelsverbindungen mit Galizien und Warschau herrscht unter ihnen mehr Bildung als unter ihren Stammgenossen in andern Städten.

Von Krzemieniec machten wir einen Ausflug nach dem berühmten Kloster auf dem Berge Potschajeff, welches Heiligthum von allen umwohnenden Rechtgläubigen hochverehrt wird und eines der berühmtesten Klöster Rußlands ist; dann kehrten wir auf der Handelsstraße zurück und betraten am 14 Jul. das Gouvernement Podolien.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Syrien und Arabien.

Wir wenden uns jetzt nach Syrien und dem Libanon, der seit so lange Zeit die Blicke Europa's auf sich zieht und die Diplomaten beschäftigt. Hier spielt Rußland nur eine Nebenrolle, aber Engländer, Franzosen und Türken machen ein Trio, welches das ganze Gebirge mit Blut und Jammer gefüllt hat, und noch seinem Ende nicht nahe ist. Seit geraumer Zeit, lange vor den jetzigen Unruhen, hatten die Maroniten, ein friedlicheres Volk wie die Drusen, allmählich durch Zahl und Reichthum so sehr das Uebergewicht gewonnen, daß der alte Emir Beschir schon vor etwa 40 Jahren sich veranlaßt sah, Christ zu werden (siehe Drusen und Maroniten Nr. 182 ff.). Er mußte nach und nach die großen Drusenfamilien immer mehr zu schwächen, und reizte diese dadurch so sehr gegen sich, daß sie, als Ibrahim Pascha in Syrien eindrang und Emir Beschir sich für ihn erklärte, jede Gelegenheit ergriffen, sich dem Sultan günstig zu zeigen; indeß war Emir Beschir seiner Herrschaft sicher, und ohne fremde Einmischung wäre er sicherlich nicht gefallen. Damals, im Laufe des Jahres 1840, wurde der Grund gelegt zu all den Verwirrungen, welche seitdem Syrien und namentlich den Libanon heimgesucht haben. England warf eine Menge Gewehre ins Gebirg, um das Land gegen Ibrahim Pascha zu bewaffnen, und da diese Gewehre namentlich den Drusen zukamen, die sich bereitwillig gegen Emir Beschir auflehnten, so herrscht seitdem das Bestreben bei ihnen vor, jetzt die Maroniten zu unterdrücken: dieß Bestreben begünstigten die Engländer, um den Einfluß der Franzosen im Lande zu brechen, und die Türken aus machiavellistischer Berechnung, um einen Theil durch den andern zu schwächen, so endlich beider Herr zu werden, und aus dem bisher ziemlich unabhängigen Gebirge ein türkisches Paschalik machen zu können. Das ist das Thema, welches seit fünf Jahren mit allen möglichen Variationen unter Mord und Brand im Gebirg abgehandelt wird. Oberst Rose, der englische Agent, war der Rathgeber der Drusen, aber der europäische Rath ward mit orientalischer Zügellosigkeit und Grausamkeit ausgeführt, und dann scheint Oberst Rose vor seinem eigenen Werk zurückgeschaudert zu seyn, denn was die Verwirrung und den Gräuel vermehren mußte, war der Umstand daß die Drusen, der Zahl und dem Reichthum nach die schwächern, von den Türken begünstigt und aufgereizt wurden, damit nur keine Vereinigung beider Theile erfolge, welche natürlich der Herrschaft der Türken im Lande schnell ein Ende gemacht hätte.

Der lang andauernde Streit über die gemischten Districte, wer in diesen gebieten, und in wie weit der Maronite dem Drusen, oder der Druse dem Maroniten gehorchen müsse, scheint nur eine Episode gewesen zu seyn, mit welcher die schlauen Türken die europäischen Diplomaten amusirten; denn jetzt ist von dieser als Hauptsache geschilderten Schwierigkeit gar nicht mehr die Rede. Selbst die Entschädigungsforderung der Maroniten und der Franzosen für die im Laufe des letzten Sommers erlittenen Unbilden und Beeinträchtigungen treten jetzt völlig in den Hintergrund zurück, seitdem der neue türkische Commissär, Schekib Effendi, die Maske endlich abgeworfen hat, und das Gebirg unter den furchtbarsten Gewaltthaten zu entwaffnen begann. Die Gräuel, welche bei dieser Gelegenheit von den Türken begangen wurden, sollen allen Glauben übersteigen, und jetzt protestiren nicht nur der französische, sondern auch der englische Consul gegen die Maaßregel, welche Drusen wie Maroniten traf, und beiden die Lehre gehörig einprägte, daß sie durch ihre innern Zerwürfnisse das Unheil selbst über das Gebirge hereingezogen. Die Türken scheinen ihre Maaßregeln mit großer Ueberlegung ergriffen zu haben, denn sie haben sich aller Getreidemagazine bemächtigt und an allen großen Communicationspunkten, wie zu Dschuni, Zahle, Beiruth u. s. w. Truppencorps aufgestellt, um die Verbindungen abzuschneiden. Jetzt soll das Gebirge durchaus ohne Lebensmittel seyn, die Heuschrecken haben die letzte Ernte hart mitgenommen, der Krieg das übrige zerstört, so daß jetzt das Gebirg durch Hunger bezwungen werden kann. Diese Nachrichten laufen bis zum 1 November, der Winter ist also vor der Thüre, welcher das Elend voll machen muß. Frankreich könnte sich veranlaßt sehen, am Ende ernstlich einzuschreiten, da die Hinterlist der Türken jetzt offen daliegt, aber das Mißtrauen unter den christlichen Mächten ist so groß, daß das arme Volk wohl dem Elend zur Beute werden wird. Rußland kann nur dabei gewinnen, daß sich Frankreich in dieser Art hinters Licht führen und seinen Credit in Syrien fast vernichten ließ, denn Rußlands Einfluß soll sich, während der französische im Norden von Syrien sinkt, im Süden, im zweiten Hauptpunkte des Landes, in Jerusalem immer weiter ausbreiten, wie denn ein neues Schreiben aus Syrien besagt, Palästina werde bei weitem mehr von Rußland, als von dem Sultan regiert. Das Reich löst sich allgemach im Innern auf, und vielleicht kommt der schlimmste Feind von Süden her.

Wir haben vor kurzem die neuere Geschichte Arabiens behandelt und den Satz aufgestellt, daß die Verhältnisse, welche in Syrien, Mesopotamien und Aegypten kurz vor und

unter Mohammed bestanden, mit den jetzigen vielfach übereinstimmen. Dieselbe Erschöpfung der Länder, dieselbe Entmuthigung der Bewohner und dieselbe Kraftlosigkeit der Herrscher; wenn Mehemed Ali vollends vom Schauplatz abtritt, so ist die Verwirrung vollkommen. Unter ähnlichen Verhältnissen haben die Araber unter Mohammed Aegypten, Syrien und Mesopotamien überschwemmt, und ähnliche Dinge können von neuem eintreten. Die Macht der Wahabiten auf ihrem Gipfel war hauptsächlich und ganz methodisch gegen die türkische Herrschaft gerichtet; Suud hatte die Macht der Sultane in Arabien gänzlich gebrochen, und es bedurfte der ganzen Schlauheit Mehemed Ali's und der ganzen Unfähigkeit und Schwäche Abdallah ibn Suuds, um die bereits drei Viertheile Arabiens umfassende Wahabitenmacht wieder so zu brechen wie dieß geschehen ist. Wäre auf Suud ein gleich kraftvoller Führer gefolgt, das Schicksal Asiens wäre jetzt wahrscheinlich ein ganz anderes und Ströme Bluts wären geflossen, bis die Türkenmacht in Asien völlig zerstört gewesen wäre. Jetzt ist aber die Bahn für mächtige Aenderungen ohne solche Ströme von Blut eröffnet, denn der einzige noch zähe Zweig der türkischen Macht in Asien, das Paschalik Aegypten, ist durch die europäische Mächte gebrochen worden, und von nun an kann dem Umsichgreifen der Araber in Aegypten, Syrien und Mesopotamien nur noch durch europäische Hülfe vorgebeugt werden. Es ist auffallend, wie seit dem Zusammenbrechen der ägyptischen Macht die Keckheit der Araber gestiegen ist, und vielleicht dankt es die Pforte nur der Anwesenheit des englischen Residenten in Bagdad, daß dieß Paschalik, ohnehin fast ein unabhängiger Staat, noch den türkischen Namen trägt und nicht ganz von den Arabern überzogen ist, deren Scheiche im südlichen Theile ziemlich unbeschränkt gebieten. Ohne den Rath und die Unterstützung der Engländer stände wohl bereits das alte Reich Hira, einst bald Bundesgenosse, bald Vasall, bald Feind Persiens, wieder auf und würde jetzt ungestraft eine gegen Persien völlig feindselige Rolle spielen, denn von der alten Persermacht ist nichts mehr übrig geblieben, und kein Nuschirwan oder Chosroes wird mehr den Krieg bis ans mittelländische Meer tragen; wenn aber Persien und die Türkei dem Umsichgreifen der Araber nicht mehr Einhalt thun können, so werden diese in kurzem, so weit nicht europäische Dazwischenkunft es hindert, ein Raub der Araber werden, welche sich jährlich in immer größerer Zahl an den Ufern des Euphrats und Tigris, und selbst innerhalb der Gränzen Syriens zeigen. Eine neue Araberfluth ähnlich der unter und nach Mohammed, ist, wenn nicht Europa sich Syriens und Aegyptens bemächtigt, in wenigen Jahrzehnten und vielleicht noch früher unvermeidlich. Durchliest man die Geschichte der Kriege des Kaiser Heraclius, die Schilderungen der Verödung der Städte durch Krieg und Satrapenherrschaft, so kann man sich einer Vergleichung mit der jetzigen Zeit nicht enthalten: gleiche Ursachen haben zu allen Zeiten gleiche Folgen nach sich gezogen, und die Araber sind im wesentlichen nichts anders, als sie vor 1200 Jahren gewesen. Die europäische Herrschaft ist in diesen Ländern das einzige Mittel, um sie vor grausenhaften Erschütterungen zu bewahren, darum wird auch die allmähliche Bewältigung des Orients durch Europa mit immer raschern Schritten sich entfalten.

Wir haben die Auseinandersetzung der arabischen Verhältnisse und ihre Einwirkung auf das türkische Reich für nöthig erachtet, weil dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß die Zeit nahe bevorsteht wo Mehemed Ali das Zeitliche gesegnet, und die Frage über Aegypten abermals hervortreten wird; darum hätschelt man jetzt den alten Pascha mit Porträts und Großkreuzen, damit er dem Umsichgreifen des europäischen Einflusses um so weniger in den Weg trete. England kann den Weg über Aegypten nicht mehr aufgeben, und Frankreich weiß, welch ein furchtbarer Schlag eine wenn auch nur kurze Unterbrechung dieser Verbindung für England seyn würde. Dieß ist also noch dieselbe Frage, wie sie im J. 1840 war, nur ist seitdem das Phantom der ägyptischen Macht gefallen, Frankreich hat sich in der Türkei ein großes Ansehen erworben, und ist, wie wir gesehen, allenthalben beschäftigt, dieß Ansehen zu verstärken. Diese Bestrebungen wirken diesseits wie jenseits der Landenge von Suez, aber jenseits derselben treten die religiösen Bestrebungen in den Hintergrund, und selbst von arabischer Seite will das Predigen des heiligen Kriegs gegen die Engländer in Aden nicht viel heißen. Hier gilt es nur Handel und Krieg, daher die fortgesetzten Bemühungen Eingang in Abyssinien zu gewinnen, die Erforschung Ostafrika's auf der Seite des Godschob oder Haines-River, die Besetzung von Mayotte, der Streit auf Madagascar u. s. w., lauter Dinge, wobei die Franzosen, eben so wie die Engländer, mit der neuaufstrebenden Arabermacht im indischen Ocean in Conflict gerathen. Die Insel Mayotte ist zu einem doppelten Zweck bestimmt, einem commerciellen und einem politischen, der erstere wird anerkannt, der zweite versteht sich durch einen Blick auf die Karte von selbst. Froberville, ein bei der Besetzung der Insel thätiger Agent Frankreichs, erklärt in einem besondern Memoire darüber: die Zeit der großen Colonien sey vorüber, man habe keinen neuen Continent mehr zu entdecken, und Frankreich habe ohnehin durch die Eroberung von Algier ein hinreichend großes Gebiet zu colonisiren; was Frankreich bedürfe sey eine gewisse Anzahl in den verschiedenen Meeren zerstreuter Positionen, welche leicht zu vertheidigen seyen und Gelegenheit darböten, von ihnen, wie von einem Mittelpunkte aus nach allen Seiten hin den Handel auszudehnen. Mayotte liegt zwischen der Ostküste Afrika's an der Westküste der wichtigen Insel Madagascar, am Eingang des Mozambique-Canals, und kann also auch als vortheilhafter Niederlagsort für den Handel dieses Theils des indischen Oceans dienen — eines Handels, den man bisher wegen der scheinbar ärmlichen Werkzeuge, durch die er betrieben wurde, nicht gehörig beachtet hat. Diese Werkzeuge sind die Araber von Maskat und die Banianen Indiens, welche sich weit ärmer stellen als sie sind, um nicht die Habsucht der Häuptlinge, namentlich des Imams von Maskat, zu reizen. Wie bedeutend dieser Handel ist, kann man unter anderm daraus abnehmen, daß nur allein an Elfenbein 13,000 Cntr. ausgeführt

werden, die andern kostbaren Naturproducte ungerechnet. Die Araber von Zanzibar haben die Küstenpunkte besetzt, und halten die einfältigen Eingebornen in Unwissenheit über den großen Gewinn, welchen dieser Handel ihnen abwirft, so wie über die Preise der sehr gewöhnlichen Waaren, die den Negern zugeführt werden.

Diese Art von Handel wirft ein großes Licht auf die frühere Herrschaft der Araber an der Ostküste, eine Herrschaft, welche bekanntlich vor 300 Jahren durch die Portugiesen zerstört wurde, und erst in neuerer Zeit, wo der allgemeine Aufschwung der arabischen Nation sich auch der seefahrenden Araber bemächtigte, hauptsächlich durch den Imam von Maskat zu großer Bedeutung gekommen ist. Der Handel, welchen die Araber treiben, scheint immer noch in der Zunahme, denn die Zolleinkünfte von Zanzibar, welche im Jahre 1807 nur 30 bis 40,000 Piaster betrugen, wurden im Jahre 1834 um 110,000 Piaster an die Banianen verpachtet, von welchen einige troß des Scheins großer Dürftigkeit ungeheure Capitalien besitzen. Die Amerikaner hatten bald die Wichtigkeit dieses Handels aufgefunden, und schlossen deßhalb im J. 1835 mit dem Imam von Maskat einen Vertrag, welcher erst die Engländer und Franzosen über die Bedeutung dieses Handels aufklärte, den die Amerikaner größtentheils noch jetzt in ihren Händen haben. Indeß blieben die Engländer nicht zurück; im Jahre 1838 errichtete ein englisches Haus eine Agentschaft auf Zanzibar und im Jahre 1839 wurde ein Vertrag mit dem Imam geschlossen. Die Freundschaftsbezeugungen, welche den öffentlichen Blättern zufolge zwischen den Engländern und dem Imam gewechselt werden, hatten einerseits verschiedene Handelsvortheile, andererseits Unterstützung zur Ausdehnung der arabischen Besitzungen an der Küste zum Zweck. Jetzt haben sich auch die Franzosen auf diesem Schauplatz eingefunden, und dieser Wetteifer muß, besonders da man jetzt auch durch den Godschob einen Eingang in das Innere von Afrika gefunden hat, einen bedeutenden Einfluß auf diesen Erdtheil ausüben, dessen Ostseite bis jetzt den Europäern fast gänzlich unbekannt war.

Die Verbindungen, welche Frankreich auf der Westküste von Madagascar mit den Sacalawas unterhält, welche das Joch der in der Mitte der Insel wohnenden Howas nur mit Unwillen tragen, werden die Plane der Franzosen auf Madagascar, zu deren Ausführung kürzlich Truppen in Frankreich eingeschifft wurden, wesentlich unterstützen. Diese französischen Rüstungen beweisen, daß man die Festsetzung auf Mayotte und auf Madagascar zu verfolgen beabsichtigt. Auf der Ostküste der letzten Insel, wo bekanntlich die Franzosen und Engländer von den Howas eine gemeinsame Schlappe erhalten haben, soll, wie man wissen will, auch ein gemeinsamer Rachezug zur Ausführung kommen, welcher freilich nur dazu dienen kann die Howas zu schwächen; auf der Westküste werden die Franzosen wohl allein ohne die Engländer und nur mit ihren Verbündeten, den Sacalawas, auftreten. Ob die in Brest eingeschifften Truppen, mehrere tausend Mann, gegen Madagascar oder zur Besetzung von Mayotte bestimmt sind, möchte bis jetzt nicht wohl zu sagen seyn; wahrscheinlich ist letzteres der Fall. Die Theilnahme der Franzosen an dem Handel in dem Canal von Mozambique und an der Ostküste Afrika's möchte bei so starken Concurrenten, wie die Engländer und Amerikaner, eine recht mißliche Sache seyn. Um so wichtiger aber sind die militärisch-politischen Beweggründe, welche zur Befestigung von Mayotte und Nossi Bé an der Westküste von Madagascar geführt haben, denn wenn diese Posten überhaupt haltbar sind, so ist nicht nur bei einem allenfallsigen Krieg der englische Handel von Indien nach Europa in hohem Grade gefährdet, sondern Frankreich gewinnt einen Einfluß auf die Länder am rothen Meer, der für die Eventualität einer Erbschaft Mehemed Ali's von großer Wichtigkeit werden kann. Gelingt es vollends, die alte Abneigung der Araber gegen die Engländer anzuregen, was im persischen Meerbusen und zum Theil auch im rothen Meere nicht schwer seyn möchte, so dürfte die Stellung dieser letztern im indischen Ocean und im arabischen Golf äußerst unangenehm werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Chinesische Inschrift zu Amoy. Die Engländer sind wie natürlich bereits auch in China auf die Antiquitätenjagd aus. Vorerst aber haben sie einen schlechten Fang gemacht. Man hatte auf der Halbinsel Kulangsu am Eingang des Hafens von Amoy eine Inschrift auf einem hohen Felsen bemerkt, und der brittische Consul zu Amoy Hr. Ley kopirte und übersetzte sie. Es ergab sich aber daß sie aus dem J. 1814 ist, und auf Befehl des Befehlshabers der Land- und Seemacht in Fukien und Formosa Namens Wang-tih-Linh, in Folge eines von ihm gethanen Gelübdes ausgehauen worden sey. Die Inschrift besagt, daß im J. 1804 während einiger glücklichen Seegefechte gegen einheimische Rebellen und Piraten der Admiral bemerkt habe, daß „der Palast der dreifachen Harmonie oder der gemeinsamen Saite des Himmels" in Ruinen liege, und er gelobte in späterer Zeit ihn wieder aufzubauen. Im Laufe von 6 Jahren gelang es ihm das Meer von Seeräubern zu befreien, wofür er von dem Kaiser zum Rang der Pfauenfeder befördert d. h. zur Würde eines Adelichen erhoben wurde, und jetzt beschloß er sein Gelübde zu erfüllen. Er bat um Beisteuern zu seinem Werke, die Kaufleute kamen ihm zu Hülfe und das neue Gebäude ward vollendet, „mit Mauern, hoch, stark, fest und gut gebaut", und mit „Darstellungen in Schnitzwerk, welche die Wohnung der Berge in tausend Schatten schildern, und den Schimmer des östlichen Meeres in zehntausend Variationen auf die Wandung zurückwerfen." Das Haus der dreifachen Harmonie war nach Hrn. Ley's Angabe ein religiöses Gebäude, wahrscheinlich ein buddhistisches Kloster in einem schönen gemeinsamen Thale, das von Räubern, einheimischen und europäischen, geplündert und zerstört wurde. (Athen. 22 Nov.)

Seltsame dramatische Entdeckung. Vor wenigen Wochen entdeckte man unter alten Familienpapieren einer Familie in Kent ein altes Schauspiel „Wit and Wisdom", das man für das älteste Drama hält, in welchem ein Fremder aufgeführt wird, der gebrochen englisch spricht. Das Schauspiel soll von der Shakespearegesellschaft herausgegeben werden. (Lit. Gaz. vom 22 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Algier.

Fast wider Willen sind wir in unserer Darstellung von den religiösen Tendenzen, welche Frankreich in Amerika entwickelt, auf die ähnlichen Bemühungen in der Türkei, sodann auf die Stellung der verschiedenen Mächte in den europäischen und asiatischen Ländern derselben, auf den Kampf im Kaukasus und auf den Stand der Dinge in Arabien, endlich selbst auf die Plane der Franzosen im indischen Ocean gekommen. Diese Kreuz- und Querzüge scheinen auf den ersten Anblick fast widersinnig, und doch zieht sich der rothe Faden hindurch, der ihnen einen Zusammenhang verleiht. Unsere Leser werden es darum auch nicht übel deuten, wenn wir in dieser Weise fortfahren, einen Blick auf Algier und Indien, dann auf China und Oceanien zu werfen, wo wir dem Kampf der religiösen Bestrebungen wieder begegnen. Weit mehr als in Europa gibt sich die tiefe Spaltung der Interessen in den andern Welttheilen kund, und während man im ersten die schönsten Freundschaftsworte austauscht, wechselt man in fremden Welttheilen fast Kanonenschüsse.

Ueber Algier haben wir dießmal sehr wenig zu sagen, denn die Verhältnisse treten allmählich so klar hervor, die Beschuldigungen werden so laut, daß die gegenseitige Stellung zwischen England und Frankreich keinem Zweifel mehr unterliegt, und der Verdacht, daß die Unterstützung der Hauptfeinde Frankreichs von England ausgehe, wird offen ausgesprochen. Wir haben wiederholt bemerkt, daß die Franzosen in Algier zwischen zwei Feinden sitzen, und daß ihr Einfluß entweder das ganze Land zwischen der großen Syrte und dem atlantischen Meer beherrschen oder einem ewigen Kampf ausgesetzt seyn muß. Von Osten, d. h. von Tunis her suche man Algier von türkisch-englischer Seite beizukommen, und dieß hat erst in neuester Zeit eine andere ziemlich unerwartete Wendung genommen. Die verschiedenen Versuche der türkischen Flotte, gegen welche jedesmal eine französische Escadre auftrat, sind in gutem Angedenken, in dem laufenden Jahre ist aber ein anderer Plan fast zur Reife gediehen, nämlich der, Tunis von der Landseite anzugreifen (s. Tunis und Tripoli Nr. 251 ff.). Seit der Besetzung von Tripoli durch die Türken haben die dortigen Paschas gestrebt, die Araber zu unterwerfen und durch die Macht und die Mittel, welche eine solche Unterwerfung ihnen in die Hände liefern würde, sich einen Anhaltspunkt gegen Tunis zu schaffen, um auch hier einen Pascha einzusetzen. Diesen Plan begünstigte England auf alle Weise, weil ein türkischer Pascha viel leichter als ein erblicher Bey auf sich einwirken ließ, denn einen Pascha konnte man durch Einfluß in Konstantinopel absetzen lassen, wenn er sich dem Willen der Engländer nicht fügte und nicht die Hand dazu bot, die Franzosen von Tunis aus in Algier zu beunruhigen. Frankreich erkannte wohl das Gefährliche des Plans, und suchte den Bey zu stärken, indem es demselben durch französische und italienische Officiere eine halb und halb europäisch exercirte Truppe verschaffte; nur war leider diese Stärkung derselben Art, wie die Mehemed Ali's, das Land leidet furchtbar darunter, und allenthalben herrscht Mißvergnügen gegen den Bey. Dieses Mißvergnügen niederzuhalten war dieß neugebildete Heer stark genug, ob es aber auch gegen eine von Arabern unterstützte türkische Armee, welche als Befreier gekommen wäre, ausgereicht hätte, ist eine große Frage, auf deren Lösung es Frankreich nicht ankommen lassen wollte.

Der Plan war, wie gesagt, von türkisch-englischer Seite längst entworfen, seit langer Hand vorbereitet, und man versuchte auch bereits europäische Consuln mit einem Ferman der Pforte nach Tunis zu senden: nahm der Bey diese an, so gab er dadurch zu erkennen, daß er sich selbst nicht anders als einen Pascha der Pforte betrachte, den man also auch absetzen konnte; wies er hingegen den Consul ab, so mußte er sich mit der Pforte überwerfen, und die Veranlassung zu einem Kriegszug war dann gegeben. Der Bey nahm, wohl auf französischen Rath, den mit einem Ferman der Pforte versehenen Consul äußerst höflich auf, erkannte ihn aber in dieser Eigenschaft nicht an, da bisher das Exequatur immer vom Bey ausgestellt worden war. Ein Krieg der Pforte erfolgte jetzt dennoch nicht, denn einstweilen hatte Frankreich, wie wir gesehen,

in Konstantinopel einen ziemlich entscheidenden Sieg erfochten, und so wurde der Feldzug, zu welchem schon eine ziemlich bedeutende Anzahl türkischer Truppen in Tripoli versammelt war, nicht unternommen. Die französische Diplomatie hatte gesiegt, und der Bey erhielt inzwischen eine lebenslängliche Investitur von der Pforte, zum sichern Zeichen, daß alle bisherigen Plane, zum mindesten auf unbestimmte Zeit, vertagt seyen.

Im Westen aber reichte die Diplomatie nicht aus, denn hier hat Frankreich es mit seinem alten, thätigen und gewandten Gegner Abdel-Kader zu thun. Dieser war durch die Ereignisse der Jahre 1840 bis 43 auf maroccanisches Gebiet gedrängt worden, und hatte dadurch die Stellung des Kaisers äußerst schwierig gemacht, denn dieser hatte nur die Wahl, einen gewagten Kampf gegen die Franzosen zu unternehmen, dessen Oberleiter jedenfalls Abdel-Kader werden mußte, oder aber sich gegen den letztern und damit für die Christen gegen den Islam zu erklären. Letzteres war für den „Fürsten der Gläubigen" ein wahres Unding, denn er hätte dadurch unmittelbar jedes Anrecht auf den Thron verwirkt. Um dieser schlimmen Alternative auszuweichen, begann er den Krieg auf eigene Faust ohne Abdel-Kadern zuzuziehen, wurde geschlagen und zum Frieden genöthigt, welcher ihm auferlegte, Abdel-Kadern an der Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich zu hindern. Dieß war mehr als in Abderrahmans Kräften stand, denn die Stämme im Norden waren ohnehin seiner Herrschaft abhold, und verachteten ihn seit seiner Niederlage durch die Franzosen nur noch mehr. Abdel-Kader entflammte fort und fort ihren religiösen Eifer und hielt dadurch die Frankreich unterworfenen Stämme in Aufregung. Erbittert über die Verlegenheit, welche dieser Stand der Dinge den Franzosen bereitete, sprechen diese jetzt ganz ungescheut die Beschuldigung aus, daß England Abdel-Kadern unterstütze, und in der That, wenn dieß auch nur mit elenden 50,000 Pfd. St. jährlich geschieht, so sind diese hinreichend ein ganzes Heer von Anhängern in dem armen Gebirg zu erkaufen, und die Franzosen sind genöthigt, mehr und mehr Truppen nach Afrika zu werfen, und ihre Operationen mit jedem Jahre weiter auszudehnen. Abdel-Kader hatte noch in diesem Frühjahr hart an der französisch-maroccanischen Küste sich aufgehalten, zog sich aber im Anfang des Sommers tiefer ins maroccanische Gebiet hinein; schon damals sagten unterrichtete Franzosen voraus (s. der neue Krieg gegen Abdel-Kader Nr. 298 ff.), er warte nur die Zeit nach der Ernte ab, wo die Araber ihre Kornvorräthe in geheimen Silos untergebracht hätten, um den Kampf aufs neue zu beginnen. Diese Propheten hatten Recht und wenn die französische Regierung wirklich nicht an eine solche Schilderhebung glaubte, so hat sie sich allerdings bitter getäuscht, obgleich man gestehen muß, daß ein so kraftvolles Auftreten Abdel-Kaders von einem Lande aus, dessen Beherrscher ihn notorisch aufs eifersüchtigste bewachte, allerdings zu den staunenswerthesten Erscheinungen gehört, denn daß Abdel-Kader nach einem Aufenthalt von etwa anderthalb Jahren bereits mächtig genug in Marocco ist, um dem Willen des Kaisers zu trotzen und zugleich mit solcher Macht gegen die Franzosen aufzutreten, das ist ein neuer Beweis von dem außerordentlichen Geiste dieses Mannes, der gleich andern großen Helden nach den schwersten Schlägen, die ihn fast zu Boden beugen zu müssen schienen, plötzlich stärker als je auftritt.

Die neuesten Kriegsereignisse sind in frischem Gedächtniß und wir brauchen sie hier nicht zu erwähnen; deßhalb machen wir nur auf den inzwischen zu Tage getretenen Plan Abdel-Kaders aufmerksam, die Stämme der Provinz Oran, so weit dieß irgend möglich ist, aus ihren bisherigen Wohnsitzen zu entführen und nach Marocco zu ziehen, in der gedoppelten Absicht den Franzosen ihre, wenn auch widerwilligen, doch steuerzahlenden Unterthanen zu entziehen, und durch die Vereinigung dieser Stämme auf maroccanischem Gebiet sich eine solide Herrschaft neben Abderrahman zu begründen. Daß Abdel-Kader einen solchen Plan auszuführen vermochte und an der vollständigen Ausführung nur durch eine ungewöhnliche Machtentfaltung der Franzosen gehindert werden kann, daraus macht man eine schwere Anklage gegen Bugeaud: er hatte bei den nur erst kurze Zeit zuvor der Herrschaft Abdel-Kaders entrissenen Stämmen Leute als Agas im Dienste Frankreichs eingesetzt, welche durch Bande des Bluts aufs engste mit Abdel-Kader und seinen Angehörigen verbunden waren; diese Leute gehörten zu den reichsten und angesehensten ihres Stammes und Bugeaud glaubte, wenn er durch die Ertheilung solcher Macht ihnen Vertrauen zeige und ihren persönlichen Vortheil befördere, sie an den Dienst Frankreichs zu ketten. Umsonst: sie bedienten sich der ihnen ertheilten Macht nur, um sie gegen Frankreich zu gebrauchen; sie bedrückten ihre Stämme und schoben die Schuld auf die erhaltenen Befehle, wodurch sie den Geist des Aufstandes unter denselben nährten, — und leisteten den Eid der Treue, entschlossen ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen.

Als Abdel-Kader glaubte, seine Zeit sey gekommen, brach er in die Provinz Oran ein, nicht sowohl um die Franzosen zu bekämpfen und ihnen den Besitz der Provinz streitig zu machen, als um einen allgemeinen Aufstand zu erregen, und unter Begünstigung dieses Aufstands die ihm ergebensten Stämme auf maroccanisches Gebiet zu führen. Der Plan ist, wenn auch vielleicht nicht in seinem ganzen beabsichtigten Umfang, doch in sehr hohem Grade gelungen. Abdel-Kader steht durch die Verpflanzung der Stämme und die Zuneigung der Häuptlinge des Rifgebirgs mitten in Marocco als eine Macht da, gegen welche Abderrahman nichts vermag, und ist er, wie man allgemein glaubt, von England auch nur einigermaßen mit Geld unterstützt, so fehlt es ihm auch nicht an Mitteln, sich den Gehorsam dieser Stämme zu erkaufen, wo der Fanatismus nicht ausreichen will. Ist es wahr, was wiederholte Berichte der Franzosen besagen, daß man Abdel-Kader bereits den Titel Emir el Mumenin gibt, so hat er eben damit die Fahne des Aufruhrs gegen Abderrahman, dem als Nachkommen der Ommajaden dieser Titel im Maghreb zukommt, erhoben, und gelingt es ihm seinen Gegner, der ihm auszuweichen scheint, schnell zu werfen, so entsteht für die

Franzosen die ernstlichste Gefahr, welche ihnen bis jetzt noch in Afrika gedroht hat, nicht als ob dann mit einemmale die Heere des neuen Fürsten der Gläubigen besondere Siege gegen die Franzosen erfechten würden, sondern weil unter solchen Verhältnissen die Opfer an Geld und Menschen gar keine Gränzen mehr kennen werden, und Ruhe nur noch zu hoffen ist, wenn Frankreich in Güte oder mit Gewalt das Land bis an das atlantische Meer unterworfen haben wird, ein Unternehmen, wobei es fast nothwendig mit England in Streit gerathen muß. Unter diesen Umständen halten wir es für ganz überflüssig, die in diesem Jahre zahlreich aufgetauchten Colonisationsplane näher zu besprechen, und die Vorzüge der militärischen oder Civilcolonisation abzuwägen. Dieß ist jetzt eine ganz müßige Frage, denn im Drange des Bedürfnisses und der Noth wird die Colonisation so gut es eben geht, zunehmen, ohne daß man nach einem festen Plan verfahren könnte.

Zum Schluß machen wir noch auf einen Umstand aufmerksam, den wir schon im vorigen Jahre einigermaßen berührt haben, der aber durch die neuern Ereignisse näher aufgeklärt wurde und eine größere Bedeutung erlangt hat — ein Beweis, daß große geistige Bewegungen, wenn auch lange Zeit scheinbar ohne große Frucht, doch nie verloren sind und ihre Wirkungen noch in Zeiten und unter Verhältnissen äußern, wo man sie gar nicht mehr erwartet. Wir meinen die Secte der Derkawas, welche in neuerer Zeit eine größere Rolle spielt als je, und namentlich die zahlreichen Bu Mazas ausschickt, welche jetzt den Franzosen so viele Verlegenheiten bereiten. Diese Derkawas wurden ursprünglich von den Kaisern von Marocco oder wenigstens auf ihren Antrieb gestiftet *) und diese bedienten sich der Fanatiker, um das Volk gegen die türkischen Befehlshaber in der Provinz Oran aufzuwiegeln und dadurch die Gränze gegen das Weitergreifen der Türken zu schützen. Dieß gelang auch vortrefflich, die Türken hatten hier nie recht Ruhe, und waren wenigstens immer gehindert, tiefer in Marocco einzudringen, wozu sie oft genug Lust hatten. Diese Fanatisirung der Stämme wirkt jetzt gegen den Kaiser und könnte sehr wohl seinen Sturz herbeiführen. Man ist über den Ursprung des Namens Derkawi (plur. Derkawa) nicht recht einig. Obwohl es das wahrscheinlichste ist, daß sie ihren Namen von einer kleinen Stadt, Namens Derka in Marocco, die jetzt gewöhnlich den Namen Abdesselam führen soll, bekommen haben, so leiten ihn andere doch auch von dem Worte d e r k a ab, welches verbergen, verschleiern bedeutet, weil ihre Ordensregel gebietet, ihre Ansichten vor den Nichteingeweihten zu verbergen. Sie hassen alle weltliche Gewalt und setzen jeder Macht, welche nicht die Ausübung der Lehre des Koran zu ihrem Zweck hat, einen fortdauernden Widerstand entgegen. Dem Kaiser waren sie ergeben, weil sie in ihm den Nachfolger Mohammeds ehren, der als Fürst der Gläubigen keinen andern Zweck als die Verbreitung des Islam haben kann. Man ersieht hieraus, daß ihr ganzes Streben von dem Augenblick an gegen den Kaiser gerichtet seyn muß, wo er diesem Zweck untreu wird. Dieser Augenblick scheint jetzt gekommen.

Die Derkawa von Algier und Marocco sind zwei Zweige Eines Stammes, denn die Ordensregeln sind in beiden Ländern durchaus dieselben. Das Oberhaupt der Derkawa von Marocco ist Sidi Mohammed el Harag zu Tetuan, und sein Chalifa soll zu Ghamera in der Nähe des Rifgebirgs hausen. Die Secte ist in Marocco so zahlreich, daß man behauptet, es gebe keinen Stamm und keine Stadt, wo sich nicht einige Mitglieder fänden. Der Hauptort der Derkawa Algiers ist das Gebirg War-Senis (gewöhnlich Warensenis geschrieben); hier sind Waffen- und Munitionsmagazine, aus denen die wahren Gläubigen, wenn der Augenblick des Kampfes gekommen ist, versehen werden. Unter dem Oberhaupt stehen zwei Chalifen, deren einer, Sidi Mustapha Uld Mahieddin, Abdel-Kaders Bruder ist. Auch Abdel-Kaders Vater war eines der Oberhäupter der Derkawa, welche bisher Abdel-Kadern nicht sehr freundlich gewesen seyn sollen, weil er sich weltliche Gewalt anmaßt, ja man behauptet, sein Bruder selbst würde sich gegen diesen empört haben, wenn nicht dessen Eigenschaft als vornehmer Marabut und seine Ausdauer im Kampfe gegen die Ungläubigen diesen abgehalten hätten. Nach den neuesten Nachrichten soll nun eine völlige Versöhnung zwischen beiden Theilen eingetreten, und der Aufstand und die Auswanderung der Stämme gemeinschaftlich berathen worden seyn. Sind diese Nachrichten richtig, dann ist auch an der Zustimmung der Derkawas von Marocco nicht zu zweifeln, und der ganze Orden hat sich für Abdel-Kadern erklärt gegen den Kaiser. Unter solchen Umständen möchte dessen Schicksal bald besiegelt seyn. Der Orden der Derkawa ist vollkommen in den religiös politischen Ansichten der Araber gegründet; wir finden dieselben Grundzüge auch in Maskat, wo man dem Imam sein weltliches Leben und Treiben vorwirft. Nach dieser Ansicht wollen sich die Araber nur einem geistlichen Regiment unterwerfen, in bürgerlichen Dingen aber kein Oberhaupt anerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abderrahmans Vorfahr Mulei Soliman soll selbst, ehe er den Thron bestieg, dem Orden angehört haben, nicht aber Abderrahman.

Chronik der Reisen.

Schreiben aus Amasia über eine Reise von Erzerum durch das Dudschikgebirge nach Dyarbekir.

Statt die bequemere, sicherere, aber auch längere Straße über Erzinghian einzuschlagen, nahm ich eine geradere Richtung, dem ausschließlich von kurdischen Stämmen bewohnten Dudschik-Gebirge zu. Am Fuße desselben angekommen, ging eigentlich mein kürzerer Weg von Kara-Bey aus, über den Schaitan-Dagh (Teufelsberg), in dessen Schluchten sich aber, wie ich vernahm, die Ueberreste der mächtigen Stämme Schah-Hüssein und Balabauli (die noch nicht unterworfen sind) zurückgezogen hatten. Es wurde also für rathsam gehalten einige Stunden abzuschweifen und auf einer andern Seite das Gebirg zu überschreiten. Diese Richtung führte mich auf sehr beschwerlichem Pfade

nach der, in einer furchtbaren Gebirgsschlucht liegenden, kurdischen Ortschaft Killischlik. Noch mühsamer war der Ritt von da nach Tänĭan, einer Hauptniederlassung der Kurden, unter den Befehlen des Häuptlings Mehemed-Bey. Schon 2 Stunden weiter öffnet sich die Gegend, die ich in diesem Bezirke gut angebaut fand. Auf dem Wege von Tänĭan nach Palu wechselte ich noch Pferde in den kurdischen Dörfern Kerpoz und Tepe-Köy. Obschon es noch einige Gebirgspässe zu überschreiten gibt, ist die Straße verhältnißmäßig viel besser als von Erzerum nach Tänĭan. Auf der ganzen Strecke zwischen Erzerum und Palu gibt es keine Poststationen und der Tatar mußte überall die Pferde von den Kurden mit Gewalt erpressen, obschon ich sie immer nach dem Posttarif bezahlte.

Palu liegt am östlichen Arm des Euphrats (Mürad-Tschai) und windet sich spiralförmig um einen kegelförmigen Hügel, was dem Orte ein sonderbares Ansehen gibt. Diese Stadt, welche außer dem Bazar an 600 Häuser — also eben so viele Familien — enthält, ist ziemlich lebhaft und gewerbsam; der dasige Bankier Bedros-Saraf, an den ich empfohlen war, versicherte mich, daß von hier Jahr aus Jahr ein viele Arbeiter nach Konstantinopel wandern.

Von Palu nach Argana ist die Straße während der ersten 4 Stunden ziemlich gut, führt aber dann über ein fast unwegsames Gebirg und bleibt fortan bis Argana sehr schlecht.

Die Stadt Argana hängt gleichsam an einer hohen Bergspitze, die von einem uralten armenischen Kloster gekrönt ist. Der Ort enthält 5—600 Häuser oder Familien, und erschien mir in ziemlich verwüstetem Zustande.

Von Argana erstreckt sich südlich und östlich eine unabsehbare Wüste, deren Einförmigkeit bloß durch einige niedrige Hügelreihen von Kalkstein unterbrochen wird. Ich durchritt diese Wüste in einer Strecke von 12 Stunden, um nach Dyarbekir zu gelangen. Der kleine Fluß Déré-Ghietschid, der 4 Stunden von Dyarbekir die Ebene durchfließt, bildet jedoch an seinen Ufern eine Art von Oasis, die mit Feldern von Baumwollenpflanzungen durch einen unter Zelten lebenden kurdischen Stamm angebaut ist.

Dyarbekir liegt am rechten Ufer des Tigris, dessen unmittelbare Umgebungen mir gut angebaut und fruchtbar erschienen. Die weit ausgedehnte, von hohen Thürmen flankirte und mit massiven Thoren versehene Ringmauer deutet auf ein hohes Alterthum der Stadt, aber auch auf vormalige Größe und Wichtigkeit, die seitdem durch die Verheerungen von Freund und Feind größtentheils verschwunden sind.

Wirklich enthielt Dyarbekir zur Zeit seines Glanzes nicht weniger als 40,000 Familien, eine Zahl die gegenwärtig auf 8000 herabgesunken ist. Zu jener Zeit beschäftigte diese Stadt Tausende von Webstühlen und es befanden sich hier auch ansehnliche Kupferschmelzen, wie es die Haufen herumliegender Schlacken beweisen. Diese Hülfsquellen sind versiegt. Verschwunden sind aber auch mit dem früheren Wohlstand die vielen Tausende von kurdischen Zelten, welche vormals die Ebene um Dyarbekir bedeckten und dessen Einwohner hinter ihren starken Mauern zittern machten. Der große Umfang dieser Stadt, im Verhältniß zu ihrer jetzigen Bevölkerung, läßt sie also besonders in denjenigen Straßen die nicht zu einem der drei Stadtthore führen, ziemlich öde erscheinen. Wichtig bleibt sie jedoch immer, wegen ihrer Lage am Brennpunkte der Heerstraßen nach Haleb, Bagdad, Konstantinopel und Erzerum.

Von Dyarbekir nach Bagdad sind	181	türkische	Stunden.
nach Mossul	81	„	„
nach Märdin	18	„	„
nach Konstantinopel auf dem Landwege	275	„	„

Außerhalb des wirklich majestätischen Thores von Märdin führt eine schöne steinerne Brücke von 10 Bogen über den Tigris, auf der Straße nach Bagdad. In dieser Jahreszeit ist die Hitze in Dyarbekir so furchtbar (und ich kann etwas davon sagen), daß sie im Lande sprüchwörtlich geworden ist; denn es heißt: „in Dyarbekir schmilzt im Sommer die Kugel im Rohre."

Um von Dyarbekir diese Richtung, also auch die Straße nach Konstantinopel einzuschlagen, muß man auf dem oben beschriebenen Wege bis Argana zurückkehren. Drei Stunden von Argana erreicht man die Gebirgsstadt Argana-Maaden, auch unter dem Namen Bakker-Maaden (die Kupfermine) bekannt, ringsum welche die bedeutendsten und ausgedehntesten Kupferwerke sich befinden und die selbst beinahe aus lauter Kupferschmelzen besteht. In der ganzen Umgegend sieht man weit und breit nichts als Kupfererz und Kupferschlacken und alle Gewässer sind von dieser Beschaffenheit des Bodens gesättigt.

Von Argana-Maaden geht es, auf steilem und beschwerlichem Wege über den Kamm dieses Tauruspasses nach dem Ufer des Sees von Ghiölschick, wo die Gegend sich ein wenig öffnet. Von da, immer stark bergab, gelangt man am Fuße des Gebirges in die prachtvolle, äußerst fruchtbare und mit unzähligen Ortschaften besäete, große Ebene von Charput. Die Stadt selbst liegt auf einer jene Ebene beherrschenden Anhöhe und enthält nichts Merkwürdiges. Die Bevölkerung, ursprünglich auf 1800 Familien geschätzt, soll durch den Umstand daß der Seriasker Reschid-Mehemed-Pascha und nach ihm Hafis Pascha, geraume Zeit hier ihr Hauptquartier hatten, bereits auf 2400 angewachsen seyn. Die ungemeine Fruchtbarkeit der Gegend erzeugt in Charput große Lebhaftigkeit und einen bedeutenden Verkehr in Getreide, Baumwolle, Früchten u. s. w.

Fünf Stunden von Charput führt die Straße durch ein enges, bis Kebban-Maaden sich immer mehr verengendes Thal. Diese Stadt, von 4—500 Häuser, liegt in der Tiefe eines Gebirgskessel, dessen Anhöhen von allen Seiten das Bild der abschreckendsten Unfruchtbarkeit gewähren und, durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von ihren kahlen Wänden, in der Niederung eine unerträgliche Hitze erzeugen. Nichts als die Ausbeutung der, mir als nicht außerordentlich reichhaltig beschriebenen, Bleiminen, welche hier betrieben wird, konnte die Menschen bewegen eine Stadt auf so unwirthbarem Boden anzulegen. Es dient deßhalb auch Kebban-Maaden zum Verbannungsort für hohe politisch compromittirte Personen ꝛc., und gilt mit Recht als das ärgste Exil in Kleinasien. (Schluß folgt.)

Der Reisende Lottin de Laval, welcher von der französischen Regierung mit einer archäologischen Mission beauftragt ist, schrieb an das Journal de Constantinople, daß er kürzlich in Babylon einen Eckstein — eine große Seltenheit in dieser alten Backsteinstadt — gefunden habe mit zwei schönen Keilinschriften. Er kaufte denselben und hat auch mehrere Abdrücke genommen von Backsteinen aus dem Mudschellib oder Birs Nimrod, die man bisher in Europa nicht kannte. Er hat viele Alterthümer aus Persepolis nebst zahlreichen Inschriften aus der Stadt Schapurs mit sich genommen. (Athen. 22 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1845.

Mohammed ibn Omar's Reise nach Darfur.

Das Königreich Darfur ist einer der den Europäern noch ziemlich unbekannten Theile Afrika's; es ist bis jetzt nur durch den Bericht eines Engländers Namens Browne bekannt, der im Jahre 1799 erschienen ist, aber vieles zu wünschen übrig läßt, denn Browne war krank und gefangen, konnte sich also über das Land nur wenige sichere Nachrichten verschaffen. Jetzt ist eine neue Reise dahin erschienen und zwar eine arabische von Mohammed ibn Omar el Tunsy, welche durch den Arzt Perron ins Französische und durch den obligaten Bevorworter aller neuen ägyptischen Literaturerzeugnisse Hrn. Jomard mit einer Einleitung versehen worden ist. Scheich Mohammed, als Aegypter und Moslem kein Gegenstand steten Mißtrauens, blieb acht volle Jahre im Lande, genoß fortwährend den Beistand und den Schutz des Sultans Mohammed Fadl, und konnte somit seinem Bericht eine gewisse Vollständigkeit geben; die unbefangene Ansicht eines Europäers darf man freilich in dem Buche nicht suchen. Jomard sagt in seinem Vorbericht darüber: „Es ist vielleicht nicht überflüssig den Leser gegen den Eindruck zu warnen, welchen der orientalische Styl nothwendig auf ihn hervorbringen muß. In einem Dichtwerke erwartet man einen solchen Styl, in einem Geschichts- oder Reisewerke, wo die Wahrheit der Erzählung die Hauptsache ist, argwohnt man alsbald Uebertreibung. Nun findet man in diesem Buche allerdings Stellen, wo die Einbildungskraft spielt, aber doch fast nie in den Berichten, sondern mehr nur in Anspielungen auf poetische Werke. Die Form ist oft poetisch, der Grund gibt Wahres und Wirkliches; überall, wo der Reisende sich täuschte, sieht man daß er nicht absichtlich Falsches berichtet. Die Aufrichtigkeit und Naivetät des Erzählers verdienen Vertrauen: wenn er etwas nicht selbst gesehen hat, so sagt er es, und dieß kann dem verständigen Leser genügen. Es gibt allerdings Stellen, wo die Leichtgläubigkeit des Moslems hervortritt, namentlich in Sachen der Zeichendeutung und Magie. Scheich Mohammed ist ein sehr religiöser Mann, der in den Dingen, welche gegen die Gesetze der Natur verstoßen, nichts auffallendes sieht, denn die göttliche Macht ist unbeschränkt, und er findet es ganz einfach, daß sie die selbst gegebenen Gesetze suspendirt, wo sie es für gut findet." Im Ganzen genommen findet Jomard, daß man über Darfur und einige benachbarte Länder eine ziemlich richtige und vollständige Ansicht durch diesen Reisebericht erhält.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Indien.

Von Algier gehen wir über nach Indien. Wenn das Werk der Eroberung in Algier kaum als begonnen zu betrachten ist, so kann man es dagegen in Indien als beendigt ansehen. Drei Schritte zur Vollendung desselben hat das zu Ende gehende Jahr vorbereitet, die Eroberung des Pendschab und die Mediatisirung der Königreiche Audh und Heiderabad. Seit Randschit Singhs Tode ist die einzige Macht in Lahore das von diesem energischen Manne geschaffene Heer, ein gewaltiges Werkzeug, aber der Schrecken derer, welche sich dessen bedienen oder vielmehr bedienen müssen. Mehr als einer ist demselben schon als Opfer gefallen, und wahrscheinlich werden, ehe die englische Besetzung eintritt und der Tragödie ein Ende macht, noch mehrere als Opfer fallen, falls nicht Gulab Singh die Führung übernimmt. Drei Punkte sind es, die noch vor kurzem die Aufmerksamkeit auf sich zogen: der Hof von Lahore selbst, das Fort Dschambo, wo der kraftvolle Gulab Singh sich hält, und Attok, wo bis vor kurzem noch Peschora Singh sich behauptete. Am Hofe von Lahor befindet sich die Maharani (Großfürstin), die Mutter des unmündigen Maharadscha, Dhalip Singh, und die bedeutenden Häupter des Heeres, von denen aber die meisten schon als Opfer von Verschwörungen und Aufständen gefallen sind. Die Maharani, welche der zügellosen Soldateska gegenüber keinen Rath mehr wußte, berief Gulab Singh, der sich in Dschambo in den Bergen festgesetzt hatte und eine bedeutende Truppenmasse nebst vielem Gelde dort zusammenhielt. Es läßt sich nicht wohl entscheiden, ob die Berufung Gulabs wirklich darauf abzielte, ihn

als ersten Minister, als einen Mann, der allein die Soldateska zügeln könne, einzusetzen, oder ob der Wesir Dschowahir Singh, der Bruder der Maharani, mit dem Plane umging, auch ihn aus dem Wege zu räumen. Die neuen Ereignisse lassen das letztere vermuthen; allein Gulab Singh, der eines großen Ansehens unter den Soldaten genießt, war nicht der Mann, mit dem man so schnell fertig wurde; die Soldaten nahmen ihn schon darum, weil er sehr reich ist und sie sich von ihm ununterbrochenen Sold versprachen, gut auf, und darauf gestützt ergriff Gulab Veranlassung, sein Verhältniß mit der Maharani bald wieder abzubrechen, sey es nun, daß er ihren Mordplan durchschaute, oder daß er wohl einsah, daß er die Zwitterrolle zwischen ihr und den Soldaten nicht zu Ende führen könne. Er entfernte sich wieder nach seinen eigenen Besitzungen, und ließ die Königin in ihrer Verlegenheit. Inzwischen hatte sich ein Prinz aus dem Geschlechte Randschit Singhs, Peschora Singh, im Westen festgesetzt, das berühmte Fort Attok, welches den Uebergang über den Indus beherrscht, in Besitz genommen, den dortigen Kaufleuten starke Summen zum Behuf der Kriegführung abgepreßt, und die Regierungstruppen, die man gegen ihn geschickt hatte, geschlagen. Man vermuthete, er stehe mit den Afghanen in Verbindung, welche ihre Absichten auf die Provinz Peschawer noch immer nicht aufgegeben haben, und werde den Vereinigungspunkt der Sikhs bilden, wenn die Maharani, unvermögend ferner mit den zügellosen Truppen auszukommen, die Engländer einlade, sich des Landes zu bemächtigen und durch Aufstellung einer Subsidiärmacht die Ruhe des Landes zu sichern. Die Abreise Gulab Singhs hatte die Maharani allein und rathlos gelassen, der Entferntstehende aber konnte Gulabs Abreise eben so wohl einem gütlichen Uebereinkommen zwischen ihm und der Maharani zuschreiben, und Peschora Singh, von diesem Anschein getäuscht, folgte einer Einladung der Maharani sich zu ihr zu begeben und die Zügel der Herrschaft zu übernehmen. Er ging ins Verderben, denn auf der Reise wurde er von den Schergen Dschowahir Singhs ermordet. Auf diese Nachricht brachen die Truppen in offenen Aufstand aus, forderten die Königin auf, sich mit ihrem Bruder ins Lager zu begeben, und hier wegen Peschora's Tod sich zu rechtfertigen. Ihr Leben so wie das ihres Sohnes wurde gesichert, nicht aber das Dschowahir Singhs, den man, und nicht mit Unrecht, als den Mörder Peschora Singhs betrachtete. Nach mehrtägigem Zögern mußte die Maharani der Aufforderung Folge leisten, da die Truppen erklärten, in Dhalip Singhs Adern fließe ohnehin nicht ein Tropfen von Randschit Singhs Blut, und sie hätten einen ächten Nachkommen desselben in ihren Händen, wenn die Maharani im geringsten sich weigere der Aufforderung zu folgen. Jetzt blieb nichts mehr übrig als nachzugeben. Die Königin erschien im Lager und wurde dort alsbald mit ihrem Sohn dem Maharadscha in ein Zelt geführt und scharf bewacht, der Wessir aber, so wie er sich näherte, sogleich niedergeschossen. Hierauf forderte man die Maharani auf selbst das Wesirat zu übernehmen, und schickte inzwischen Boten an Gulab Singh, um ihn nach Lahore zu entbieten, damit er hier den Oberbefehl des Heeres übernehme. Die Truppen versprachen keinen höhern Sold, ja nicht einmal ihre Rückstände zu verlangen, während sie Gulab Singh die begehrte Dictatur zugestanden.

Die Lösung des Wirrwarrs liegt ganz einfach darin, daß die Maharani sich gern die Herrschaft sichern möchte und zu dem Ende mit den Engländern in Unterhandlung steht, welche ihr wahrscheinlich, wie allen Fürsten, mit denen sie in ähnlichen Verhältnissen unterhandelt haben, die Herrschaft gegen innere und äußere Feinde garantiren. Aber dieser Plan steht mit den Wünschen der Truppen, welche sich nicht zu Sipahis der Engländer erniedrigen, sondern, stolz auf ihr altes, unter Randschit Singh errungenes Ansehen, mit den Engländern schlagen wollen, in großem Widerspruch. Am Ende vorigen Jahres noch stand Hira Singh an der Spitze des Staats und der Truppen, und hätte sich wohl auch mit Hülfe seines Oheims Gulab Singh halten mögen, aber die Maharani haßte ihn, weil er einen ihrer Verwandten, welcher ihr Liebhaber war, ermordet hatte. Deßhalb spann sie mit ihrem Bruder eine Verschwörung gegen Hira Singh an, welcher, sobald er die Treue der Soldaten wanken sah, alsbald floh und von seinen Feinden auf der Flucht erschlagen wurde. Das war eine That der Rache; jetzt handelte es sich aber darum, einen Führer zu finden, welcher die Truppen meistern und die Plane der Maharani ausführen könnte; das möchte aber ein ziemlich unmögliches Verlangen seyn, da das Mißtrauen der Truppen bereits erwacht und offen ausgesprochen ist. Das bisherige System der Maharani und ihres Bruders, eines der vorragenden Häupter nach dem andern heranzuziehen und dann zu ermorden, um so die Truppen eines Führers zu berauben, möchte wohl erschöpft seyn. Die Entscheidung kann also jetzt unmöglich mehr lange ausbleiben. Ein ganz ähnlicher Fall, wie der des Pendschab, trat seiner Zeit in den Staaten Holkars ein zur Zeit, als die Mahrattenmacht gebrochen wurde. Auch dort fand sich ein ehrgeiziger Wesir, ein intrigantes Weib und ein mißvergnügtes Heer, das sich mit den Engländern messen wollte. Die Truppen schlugen am Ende der Dame den Kopf ab, weil sie argwöhnten, daß sie mit den Engländern in Unterhandlung stehe, beharrten darauf gegen die Engländer geführt zu werden, wurden natürlich geschlagen und das Reich zerdrückt, wie eine Nußschale. So wird es wohl auch mit dem Pendschab gehen.

Bereits zieht ein Heer von ungewöhnlicher Stärke am Setledsch sich zusammen. Der Generalgouverneur Sir H. Hardinge ist auf dem Wege, um selbst die Führung des Kriegs zu beaufsichtigen, und man erwartet, daß dieß Heer noch in diesem Jahr in den Pendschab einrücke. Ländergier treibt die Engländer nicht bei diesem Plan, sondern die Unmöglichkeit, in welcher sie sich befinden fort und fort eine höchst kostspielige Armee am Setledsch zu unterhalten, weil sie bei dem jetzigen Zustand des Pendschab jeden Augenblick gewärtig seyn müssen, daß die zügellosen Sikhtruppen, welche von Haß gegen die Engländer erfüllt sind, einen Einbruch in das englische Gebiet wagen. Merkwürdig ist es, wie die Engländer den Krieg, den sie jetzt unternehmen, zu rechtfertigen suchen. Diese Recht-

fertigung gehört gleichfalls zur Geschichte Indiens, und wir müssen sie deßhalb mit einigen Worten erwähnen. Sie stützen sich weniger auf den obigen Grund, der sie hinreichend entschuldigen würde, als daß sie in ihrer Eigenschaft als Oberherren (Lord Paramount) Indiens verpflichtet und berufen seyen, solchen Zerrüttungen ein Ende zu machen. „Wenn wir kein Recht auf den Pendschab haben," sagt ein angloindisches Blatt, „so haben wir auch kein Recht auf das übrige Indien; wenn wir ruhig dastehen und zusehen, wie ein Staat, der politisch betrachtet seit der ältesten Geschichte einen Theil Indiens ausmacht, und durch die unzweifelhaftesten Schranken von andern Ländern getrennt ist, wenn wir diesen mit Blut überschwemmen und durch Anarchie zerreißen lassen, so haben wir auch kein Recht auf die Oberherrschaft Indiens." Damit übernehmen die Engländer eine große Verpflichtung; wenn dieß keine leeren Worte seyn sollen, so müssen sie auch andere Staaten, die ihren eigenen unmittelbaren Besitzungen noch weit näher liegen, von dem Fluch der ärgsten Anarchie, die seit Jahren auf ihnen lastet, befreien.

Damit meinen wir die Einverleibung des Königreichs Audh. Hier ist die Zerrüttung auf den höchsten Grad gestiegen, aber freilich nicht auf einen Grad, der die Engländer unmittelbar gefährdet; ließen sie die Sikhtruppen so sich selbst über, wie sie dieß mit Audh thun, so würde über kurz oder lang ein Strom von 80 bis 100,000 Menschen in die englischen Provinzen einbrechen, und Mord und Verwüstung weit hin verbreiten; in Audh aber reibt sich das Volk nur unter sich selbst auf. Die Engländer sind vertragsmäßig verpflichtet, den König auf dem Thron zu erhalten, wenn ihn Aufruhr bedroht; sie haben aber nicht das Recht, sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mengen. Diese Bestimmung wurde freilich zu einer Zeit gemacht, wo der König von Audh theils von außen her, namentlich durch die Mahratten, theils im Innern durch mächtige Kronprätendenten bedroht war; sie wird aber zum Unsinn, so wie sie die innere Verwaltung des Landes betrifft, denn dieses ist durch die unsäglichen Erpressungen in fortdauerndem Aufstand begriffen, der nicht mehr, wie anderswo, bloß ein zufälliger Hautausschlag am politischen Körper, sondern ein chronisches Uebel geworden ist. Die Minister, die Steuerpächter und die Zemindars, welchen die Abtragung der Steuern eines ganzen Districts obliegt,*) sind in ständigem Krieg mit einander, und oft auch das Volk als die vierte Macht mit den Zemindars. Die Steuerpächter (Aamils) durchziehen das Land mit gewaffneter Hand, um die von den Ministern geforderten Gelder, und natürlich noch eine Entschädigung für ihre Mühe von den Zemindars zu erheben, welche sich ihrerseits oft genug gleichfalls mit Waffengewalt den Erpressungen widersetzen. So finden sich oft vier streitende Mächte im Lande, der Zustand ist hoffnungslos geworden, und die Anarchie ist aufs höchste gestiegen. Endlich konnten sich die Engländer ihrer Verpflichtung hier zu helfen nicht mehr entziehen, und es hat in Folge dessen zwischen dem englischen Residenten am Hofe von Audh und dem König eine sehr gereizte Correspondenz statt gefunden,*) welche fast sicher erwarten läßt, daß die Engländer die Verwaltung unter ihre eigene Obhut nehmen und den König mit einer Pension abfinden werden.

*) Diese Zemindars, zu deutsch Grundherren, sind halb Generalpächter, halb Bodenbesitzer, wie die Multezims in Aegypten und Syrien es waren; die Engländer haben sie zu großer Verirrung der mohammedanischen Rechtsbegriffe in Bengalen als Grundbesitzer angesehen und darnach behandelt.

*) Der Resident schrieb dem König ohne Umschweife, wenn er nicht Ruhe in seinem Land herstelle, so werde die englische Regierung genöthigt seyn, sich selbst einzumischen und zur Herstellung der Ordnung die nöthigen Anordnungen zu treffen. Der König antwortete sehr empfindlich, wußte aber nichts anzuführen, als „seine frühern Verdienste um die Compagnie," Verdienste, welche freilich längst ins Fabelbuch geschrieben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben aus Amasia über eine Reise von Erzerum durch das Dudschikgebirge nach Dyarbekir.

(Schluß.)

Eine halbe Stunde diesseits Kebban-Maaden setzte mich eine Fähre vom linken auf das rechte Ufer des Euphrats über. Die Straße führt hier über ein ansehnliches Gebirg, auf eine nackte Hochebene, die in einem Durchmesser von 8 Stunden sogar von allem Graswuchs entblößt ist. Unweit der Poststation Argowan gewinnt jedoch die Gegend ein minder unwirthbares Aussehen und ist auch ziemlich gut angebaut. Acht Stunden von da erreichte ich die kleine Stadt Elim-Chan, zwölf Stunden vom Malatya, das auf der etwas längeren aber besseren Straße in der Richtung meiner Reise liegt.

Von Elim-Chan drang ich in ein enges, vom Strome Tschamurlu-Supu durchflossenes Thal. Die neue, von Reschid-Mehemed-Pascha erbaute Militärstraße läuft in ziemlich paralleler Richtung auf der Anhöhe. Bekanntlich erstreckt sich diese Militärstraße von Charput bis Samsun; ich habe sie jedoch nur streckenweise gesehen, da die Postknechte sie — besonders in der guten Jahreszeit — der Abkürzung wegen so viel als möglich vermeiden.

Vier Stunden von Elim-Chan erreichte ich die Ortschaft Hassan-Tschäläbi und eine Stunde weiter, auf einer Gebirgsfläche Sürmeli genannt, das große Lager der nomadischen Türkmanen, welche ungeheure Länderstrecken in diesem Theile von Asien als Lehn besitzen. Von diesen Türkmanen wird auch hier der Postpferdedienst versehen. Die Pferde werden auf der Weide eingefangen, schnell abgefüttert und dann gesattelt. — Die Haramesn-Türkmanen, wie man diese Horde nennt, unterscheiden sich in ihren Gesichtszügen gänzlich von allen türkischen Völkern und selbst von andern Türkmanenstämmen, die sich in verschiedenen Theilen Asiens herumtreiben, und sie scheinen sich streng unvermischt zu halten; denn ich habe keinen einzigen gesehen der nicht den mongolischen Stempel trüge, flache Nasen, kleine Augen, erhöhte Wangenknochen und wenig Bart. Viel Aehnlichkeit haben sie mit den Nogai-Tataren.

Vom Lager bei Sürmeli bis Delikli-Tasch, 4 Stunden diesseits der Poststation Kanga, durchritt ich eine unabsehbare Hochebene von

Weideland, die mit den Heerden von Pferden und anderem Vieh der obenerwähnten Türkmanen bedeckt ist.

Von Delikli-Tasch steigt man in die fruchtbaren Gefilde von Ulasch hinab. Letzterer Ort enthält an 60 armenische Familien, die wohlhabend genug seyn könnten, ohne die öfteren Durchzüge von hohen Militär- und Civilpersonen, die mit ihrem zahlreichen Troß für das Land eine ärgere Plage sind, als der Einfall eines feindlichen Truppencorps in einer Gegend Europa's. Von den vielgepriesenen Fortschritten der türkischen Civilisation ist im Innern von Kleinasien keine Spur vernehmbar; ja sogar die von Konstantinopel frisch angekommenen Officiere, Würdeträger etc. beeilen sich den unbequemen Civilisationsmantel abzuwerfen, sobald sie sich weit genug von der Hauptstadt glauben, um es ungestraft thun zu können. Die Bevölkerungen selbst, entmuthigt, abgespannt und in Apathie versunken, würden jede in ihr Land dringende europäische Macht als Befreier von einem unerträglich gewordenen Drucke bewillkommen, und die Urquhart'schen Träumereien fänden ihre thatsächliche Widerlegung.

Siwas, der erste Ort von einiger Bedeutung den ich seit Kebban-Maaden betrat, liegt in einer großen, fruchtbaren, vom Flusse Kizil-Yermak bewässerten Ebene und enthält an 6000 Familien, wovon ⅙ der armenischen Nation angehört. Von der Anhöhe gesehen, nimmt sich diese Stadt mit ihren zahlreichen Minarets überaus schön aus; im Innern aber gewährt man nichts als Schmutz und Verfall. Der Fluß Kizil-Yermak, der ihre Mauern bespült, ist hier nicht schiffbar; es wird aber viel Brenn- und Bauholz auf demselben geflößt. Könnten die beiden Flüsse Kizil-Yermak und Yeschil-Yermak, wovon letzterer durch die ansehnlichen Städte Tokat und Amasiah fließt und die beide in geringer Entfernung von Samsun ins schwarze Meer sich ergießen, wenigstens für Barken mittlerer Größe schiffbar gemacht werden, so müßten dem Lande unberechenbare Vortheile dadurch erwachsen. Sachkundige behaupten, daß diese Schiffbarmachung nichts weniger als unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet und mit verhältnißmäßig geringen Kosten auszuführen wäre. Von einer so stumpfsinnigen, jeder wichtigen und gemeinnützigen Neuerung abgeneigten Regierung und einer so wenig regsamen Bevölkerung läßt sich aber freilich nicht erwarten, daß je so etwas ins Leben treten wird.

Diesseits des hohen Gebirges zwischen Siwas und Tokat sah ich endlich wieder Waldung, ein Anblick der sich mir seit dem Dudschickgebirge, d. h. auf einer Strecke von 160 Stunden nicht dargeboten hatte. Auf dem achtzehnstündigen Wege von Siwas nach Tokat trifft man eine einzige Ortschaft, Karchen, und auch diese ist nicht besser als ein Dorf.

Tokat hat eine ziemlich auffallende Lage, an der Mündung eines Engpasses und auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; was aber auch den Aufenthalt ungesund macht und im Sommer drückende Hitze erzeugt. — Die jetzige Bevölkerung beträgt ungefähr 6700 Familien, worunter 1500 armenischer Nation. Diese Stadt, obschon, wie viele andere im ganzen türkischen Reiche, von ihrem frühern Glanze sehr herabgekommen, ist noch immer ein Ort von großer Wichtigkeit, durch seine Lage am Vereinigungspunkt der Straßen, die von Bagdad und Erzerum nach Konstantinopel führen. Hier befindet sich auch das Kal-Hané, wo alles in Maaden gewonnene Kupfer neu eingeschmolzen, gereinigt und in gleichwichtigen Laiben, wie sie von Konstantinopel ausgeführt werden, gestaltet wird. Es ist mit einem Worte die Kupferraffinerie.

Für den Hafen von Samsun ist Tokat was Erzerum für Trapezunt; denn die Entfernung von da nach ersterem Hafen beträgt nur 42 Stunden, während es auf dem Landwege nach Konstantinopel deren 170 sind. Die große Ebene, welche sich von Tokat ausmündet, ist von ausnehmender Schönheit und Fruchtbarkeit und müßte den Bewohnern unter jeder anderen Regierung einen großen Wohlstand verleihen.

Acht Stunden von Tokat findet man die Stadt und Poststation Turchal, ebenfalls in einer gut angebauten Gegend. Um von da nach dem noch 12 Stunden entfernten Amasiah zu gelangen, überschreitet man ein sehr hohes und steiles Gebirg. Amasiah ist eine ansehnliche Stadt, obschon nicht so bedeutend wie Tokat; sie liegt zwar am Ende einer Gebirgsschlucht, ist aber auf allen Seiten und in großer Ausdehnung von üppigen Gärten umgeben, die mit allen europäischen und asiatischen Obstgattungen prangen.

Amasiah ist der Scheidepunkt der Straßen nach Konstantinopel und Samsun. Von hier nach letzterem Hafen wechselt man nun noch zweimal Pferde, nämlich in Ladik und Kawak.

Noch füge ich, zur bessern Verständigung der Entfernungen, das vollständige Itinerar des von mir zwischen Trapezunt und Samsun beschriebenen Hufeisens bei.

Von Trapezunt nach Dschewislik 6 St. (türkische Stunden 22 = 1°.) Kara-Kassan 3 St. Ißauri 6 St. (Sommerstraße über den Gebirgskamm. Die Winterstraße um das Gebirg ist 6 Stunden länger.) Gümüsch-Hane 3 St. Ziman-Khan 5 St. Ballahub 5 St. Baibart 4 St. Aghadsch-Kalé 13 St. Ilidscha 6 St. Erzerum 3 St. Teke-Deresi 3 St. Parmaksiz 9 St. Kilitschlik 5 St. Tamrän 8 St. Kerpoj 3 St. Tepeköy 9 St. Palu 6 St. Terecha 4 St. Kondukha 4 St. Arghana 7 St. Dyarbekir 12 St. Arghana 12 St. Baker-Maaden 3 St. Kischan-Khan 6 St. Charput 8 St. Kebban-Maaden 10 St. Argawan 10 St. Ekim-Khan 8 St. Hassan-Tschäläbi 4 St. Lager von Gürmeli 1 St. Kanga 11 St. Delikli-Tasch 4 St. Ulujcha 4 St. Siwas 6 St. Karchen 9 St. Tokat 9 St. Turchal 8 St. Amasiah 12 St. Ladik 8 St. Kawak 6 St. Samsun 8 St.

A. A.

Diplom eines buddhistischen Klosters. In einem von uns bereits erwähnten Memoire des Consuls zu Amoy, Hrn. Lay, findet sich auch die Uebersetzung einer Urkunde, welche von den Vorständen eines buddhistischen Klosters (s. N. 340) einem ihrer Priester gewährt wurde, und namentlich darum interessant ist, weil man daraus die Unterstützungen erkennt, welche die kaiserliche Regierung dem Buddhismus angedeihen läßt, obgleich die Schüler des Confutse diese Religion als ketzerisch und abergläubisch ansehen. Die Urkunde berichtet die Gunstbezeugungen, welche den Klöstern dieser Secte vom siebenten Jahrhunderte n. Chr. an bis auf die jetzige Zeit zu Theil wurden. Darunter befinden sich namentlich Befehle an die Magistrate, den Wanderungen der Schüler Buddha's keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ein Beispiel von einem solchen Befehl reicht bis in das 14te Jahrhundert hinauf. Man kann die Urkunde als eine Art Paß, so wie als ein Zeichen ansehen, daß der Ueberbringer das Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt hat. Ein solcher Priester war auch von den brittischen Behörden ausgesendet worden, um Bücher zu sammeln, namentlich solche, die sich auf seine Religion beziehen. (Athen. 22 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1845.

Die Wüste von Peru. *)

Von 3° 35′ S. B. bis zu 21° 48′ S. B. erstreckt sich längs der Küste des stillen Oceans eine Sandfläche von 540 Stunden Länge und 3 bis 20 Stunden Breite. Sie wird von kleinen Gebirgszügen durchschnitten, welche von den mächtigen Cordilleras nach Westen streichen, allmählich niedriger werden und hier auslaufen, indem sie mit der Ebene verschmelzen oder am Meeresufer steile Vorgebirge bilden. Zwischen dem Flusse von Loa, der die südliche Gränze der peruanischen Küste bezeichnet und dem von Tumbez, an der Nordgränze, durchfurchen 59 kleinere und größere Flüsse das Küstenland. Von den Gletschern der Anden oder den kleinen Alpenseen gezeugt, zwängen sie sich durch enge Gebirgsthäler, tränken die Wüste und ergießen sich nach kurzem Laufe in das größte Weltmeer. Von vielen bleibt während eines großen Theiles des Jahres nur die tiefe trockene Furche zurück, welche ihre Wasser in den wenigen Monaten aushöhlt, in denen sich die Wolken der Hochebenen in täglichen Regengüssen entleeren, während andere, immer wasserreich, dann zu verderbenbringenden Strömen anschwellen.

Ein feiner, gelblichweißer Triebsand bedeckt Berg und Thal; nur da wo die Ebene von Flüssen durchschnitten wird, bilden sich Oasen mit üppiger Vegetation. Wo aber weder die Natur noch die Kunst die dürstende Erde erquicken, bietet sie ein grausenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung dar, dessen Eindruck auf das Gemüth um so tiefer ist, je freundlicher die verlassenen Thäler sind. Vergebens lechzt der erschöpfte Reisende in diesen schauerlich öden Wüsten nach einem Trunke Wasser. In jeder der von steilen Grünsteinwänden, den hier ersterbenden Sprößlingen der Anden umschlossenen Schluchten hofft er eine Quelle zu finden, um sich und sein hinsinkendes Thier vom unvermeidlichen, schrecklichen Tode zu retten. Umsonst! statt der labenden Quelle findet er das Bett eines versiegten Flusses und vor ihm dehnt sich wieder ein Sandmeer aus, das höhnisch am Horizonte in wellenförmigen Bildungen ihm das täuschende Bild eines wogenden Sees vorspiegelt. Den Tod im Herzen, läßt er den matten Blick in die Ferne schweifen, der entschlafften Hand entsinken die Zügel und willenlos vertraut er sich den entschwindenden Kräften seines treuen Thieres. Vielleicht trägt es ihn aus der Wüste nach einem rettenden Dorfe!

Die Gefahren der Sandflächen werden durch die große Beweglichkeit des Sandes und durch die Medanos vermehrt. Bei starkem Winde erheben sich ungeheure Staubwolken. Sandsäulen, 80 bis 100 Fuß hoch, wirbeln empor und ziehen gespensterhaft nach allen Richtungen hin und umhüllen plötzlich den Reisenden, der nur durch schnelles Reiten ihrem verderblichen Bereich enteilen kann. Die Medanos sind Sandhügel mit fester oder lockerer Basis. Die ersteren sind immer halbmondförmig, zehn bis zwanzig Fuß hoch mit einem scharfen Kamm. Auf der innern Seite fallen sie perpendiculär ab, auf dem äußern Bogen bilden sie einen steilen Neigungswinkel. Von etwas starkem Winde gedrückt wandern die Medanos rasch über die Fläche hin: die kleinern leichter beweglichen eilen den größern voran. Diese, indem sie die Macht der Luftströmung gegen jene abhalten, erreichen sie, stürzen sich über sie und erdrücken sie, indem sie selbst zusammenbrechen. In wunderlichen Figuren reihen sie sich auf der Ebene, bilden die verworrensten Labyrinthe und entziehen dadurch dem ängstlich suchenden Blicke die Fernsicht. In wenigen Stunden ist oft eine Fläche mit einer Reihe von Hügeln bedeckt, und einige Tage später nimmt sie wieder ihre einförmige, trostlose Flachgestalt an. Die erfahrensten Küstenkenner werden dadurch in ihrer Kenntniß der Wege getäuscht, und gerade sie sind es, die sich am schnellsten einer wüthenden Verzweiflung hingeben, wenn sie rathlos zwischen den Sandhügeln umherirren. — Die Medanos mit fester Basis bilden sich an den Felsblöcken, welche hin und wieder auf der Ebene zerstreut liegen. Der Sand wird vom Winde gegen diese angetrieben; sobald er die Spitze erreicht hat, stürzt er auf der andern Seite hinunter, bis auch diese aufgefüllt ist und allmählich ein Hügel von konischer Form entsteht.

(Schluß folgt.)

*) Aus Tschudi's Reiseskizzen in Peru.

Rückblicke.

Indien.

(Schluß.)

Ein gleicher Fall ist es mit dem Nizam von Heiderabad, wo die Katastrophe noch näher steht. Schon seit einer Reihe von Jahren hat man voraus gesagt, daß, sobald des Nizams Minister, ein Hindu Namens Tschandu Lall, sterbe, so werde die Mediatisirung erfolgen, weil kein anderer Mensch mehr im Stande sey, den zerrütteten Finanzhaushalt des Staats zusammenzuhalten. Tschandu Lall ist jetzt seit zwei Jahren todt und die Prophezeihung ist wörtlich eingetroffen. Was hier die Sache äußerst lästig macht, ist die große Anzahl fremder Söldner, hauptsächlich Patans (indische Afghanen) und Araber, welche theils bei dem Nizam selbst, theils bei den Großen des Landes im Sold stehen und ihre Bezahlung verlangen. Diese könnte nun zwar leicht von den Engländern geleistet werden, aber die Frage, was aus den jetzt unnütz gewordenen Schaaren werden soll, ist nicht so leicht beantwortet, denn da sie als Soldtruppen des Nizam dessen feste Plätze inne haben, so könnten sie geraume Zeit hindurch einen sehr lästigen Krieg führen, welcher zwar an sich keine Gefahr hätte, aber jedenfalls Zeit, Geld und Menschen kosten würde. Wir können um die Stellung dieser Soldtruppen zu bezeichnen, nicht umhin, auf einige frühere Vorfälle hinzuweisen. Als die Engländer den Feldzug nach Afghanistan unternahmen, bildete sich in ganz Südindien eine weitgreifende Verschwörung, welche, sobald die Engländer auf dem Einmarsch eine Schlappe erlitten hätten, zum Ausbruch gekommen wäre. Ueber diese Verschwörung ist nie etwas genaues öffentlich bekannt gemacht worden, und die Mehrzahl der Schuldigen mag auch der Spürkraft der englischen Spione entgangen seyn, indeß verlautete immerhin genug, um den Bruder des Nizam von Heiderabad eines verrätherischen Anschlags gegen die Engländer zu überführen, weßhalb derselbe gefänglich eingezogen und auf eine Festung gebracht wurde. In dieselbe Zeit fällt die Entdeckung des Nawab von Karnaul, eines kleinen Fürsten in der Nähe des Staats von Heiderabad, welcher Waffen und Munition für ein Heer von 200,000 Mann in seinem Schlosse barg. Die Ausführung eines Streichs gegen die Engländer war, obgleich Hindus sowohl als Mohammedaner mit in die Verschwörung verwickelt waren, doch hauptsächlich auf diese arabischen und afghanischen Soldtruppen gebaut, und fast der sämmtliche mohammedanische Adel von Heiderabad scheint in diese Verschwörung verflochten gewesen zu seyn. Die Engländer haben also auch wohl Ursache mit diesen Soldtruppen nicht allzu hart zu verfahren, und doch sie gehörig zu beaufsichtigen, denn sie können zwar die Araber aus dem Lande und nach ihrer Heimath zurückschaffen, dasselbe ist aber nicht mit den Patans möglich, welche in Indien einheimisch sind, und von jeher den Kriegsdienst der Engländer verabscheuten, dagegen aber bei allen einheimischen Fürsten, mohammedanischen wie indischen in Sold traten; je weiter die Einverleibung der einheimischen Staaten geht, desto mehr werden diese unruhigen, kräftigen Menschen aus ihrer bisherigen Beschäftigung hinausgewiesen.

Die letzte Ruhestörung, welche die Engländer zu bewältigen hatten, war die in dem kleinen Mahrattenstaat Kolapur. Der Vorfall ist, wie wir gleich sehen werden, nicht ohne Interesse. Die Sebandis, eine besondere Classe, welche gegen Ertheilung von Grundeigenthum den Kriegsdienst im Lande verrichtet, sollten die Grundstücke, die sie in Besitz hatten, herausgeben, und andere schlechtere dafür annehmen: sie weigerten sich, besetzten mehrere Bergvesten, wiesen die Vermittlung des brittischen Agenten zurück, und dieser sah sich veranlaßt, englische Truppen zu requiriren. Man glaubte mit einigen Tausend Mann auszukommen und in wenigen Wochen fertig zu werden, die Sache zog sich aber mehrere Monate hin, und man schickte allmählich bis zu 12,000 Mann. Die Sebandis waren allem Anschein nach in ihrem Recht und höchlich erbittert über die Einmischung der Engländer. Die Veste Samanghar ward mit Sturm genommen und 500 Sebandis verloren das Leben, aber die übrigen zogen sich in andere Bergvesten zurück, verlegten zugleich dem brittischen Residenten zu Sattara den Weg, und nahmen ihn gefangen, wahrscheinlich um eine Geisel zu haben, denn sie thaten ihm nichts zu Leide. Inzwischen breitete sich der anscheinend so unbedeutende Aufstand auch auf das benachbarte Sawant Warri aus, wo der Radschah selbst den Engländern abhold gewesen seyn soll.*) In Kolapur wurde der Aufstand durch die Erstürmung zweier Vesten Punalla und Paunaghar gedämpft, „das Volk legte in finsterer Verzweiflung die Waffen nieder und kehrte wieder unter das Joch zurück.“ Mit diesen Worten erzählt ein englischer Berichterstatter den Ausgang des Kriegs. War indeß dieser auch in der Hauptsache zu Ende, so dauerte doch der kleine Krieg, namentlich in Sawant Warri noch mehrere Monate fort, und die Indian News (Nr. 61 vom 8 März) läßt sich darüber sehr graphisch in folgender Weise vernehmen: „der Krieg im südlichen Mahrattenland, wobei 10,000 M. Truppen beschäftigt sind, hat keine sehr erfreulichen Fortschritte gemacht. Allerdings wurden die Insurgenten aus einem Fort, einem Dschungel nach dem andern herausgeschlagen, aber nach der Mahrattentaktik sind dieß keine Niederlagen, sondern bloß Unfälle, nach denen man auf einen Augenblick verschwindet, um in einer andern Ecke aufs neue aufzustehen. Wäre unser Verlust in Uebereinstimmung mit der Geringfügigkeit des Kampfes, so hätten wir wenig darüber zu sagen, aber bereits sind acht Officiere getödtet, noch einmal so viel verwundet, von der Verheerung unter unsern tapfern Sipahis und den vielen Laks Rupien, die dem Lande entzogen werden, gar nicht zu reden. Wenn die Regenzeit einfällt, ehe die Sache zu Ende ist, so müssen unsere Truppen vor der Wasserfluth und dem Fieber sich zurückziehen; dann werden wir einen neuen Feldzug bekommen, neue Siege über einen Feind, der wenn auch

*) Der Radschah von Kolapur ist noch ein Kind, und der Minister, ein Bramine, hatte, wie es scheint aus schmutziger Habsucht gehandelt.

geschlagen, doch keine Schlacht verliert, und neue Hinopferung der besten Soldaten der Welt. Dieser in so weit glückliche Aufstand hat die Folge gehabt, einige Abenteurer oder Verzweifelte in dem nördlichen Concan zu demselben Spiel zu ermuntern. Truppen wurden aus Bombay abgesendet, welche das Land gerade eben so ungangbar finden werden, wie die schlimmsten Theile von Kolapur, und man wird an Blut und Schätzen mehr vergeuden, als die ganze Bevölkerung werth ist." Die Sache ging indeß doch früher aus, und so viel man weiß ist kein zweiter Feldzug nöthig geworden. Die Häupter der Insurgenten flüchteten auf portugiesisches Gebiet, wo sie von den Behörden zu Goa in Verwahrung genommen wurden.

Wir haben diesen im Grunde unbedeutenden Feldzug deßwegen erwähnt, weil er die Stellung der Engländer im südlichen Indien zeigt. Das ganze Mahrattenland ist unzufrieden, weil der kleine Adel von seinem frühern, freilich meist durch Beute errungenen Wohlstand herunter gesunken ist; hier kann irgend ein Zaunkönig in einer Ecke, die kaum der Rede werth ist, den Engländern die Verlegenheit bereiten, einige Tausend Soldaten abschicken und mehrere Laks Rupien ausgeben zu müssen. Aus diesen Gegenden, aus dem Lande zunächst an den Ghats, ist seit Jahrhunderten immer der Aufstand gegen die mohammedanischen Herrscher Nordindiens ausgegangen, welche, kaum daselbst festgesetzt, sich genöthigt sahen auch das Dekkan zu unterwerfen, und hier nach kurzer Herrschaft immer erlahmten. Hier in Sümpfen, Wäldern und Gebirgen lebt ein Stamm, dem kein Eroberer auf die Länge beikommen kann, weil Land und Klima ihm zuwider sind. Nicht die Heere, welche indische Staaten den Engländern noch entgegenstellen können, nicht das größte und disciplinirteste das ihnen bis jetzt entgegenstand, die Sikhs, können mehr indische Siege erfechten, dieß vermag nur noch der fast wilde Mahratte, in seiner eigentlichen Heimath, wo ihm auf die Dauer europäische Truppen nichts anhaben können. Gegen diesen räuberischen Feind gibt es nur Ein Mittel, nämlich durch Beförderung jeder geistigen und materiellen Cultur sich das übrige Indien möglichst geneigt und dadurch zum Feinde jeder Störung seiner Ruhe zu machen.

Daß die Engländer dieß nunmehr einsehen, leidet keinen Zweifel, denn sie haben dieß Jahr eine Verordnung erlassen, welche zwar einerseits das größte Verdammungsurtheil ihres bisherigen Verfahrens enthält, andererseits aber auch den Entschluß anzeigt, von der bisherigen Bahn abzulenken. Der Entschluß war allerdings nicht ganz freiwillig, zeugt aber nichtsdestoweniger von der genauen Erkenntniß ihrer Stellung in Indien. Es ist dieß eine auswärts fast unbeachtet vorübergegangene Maaßregel, die Erhöhung des Eingangszolles auf alle englischen und fremden Waaren von zwei oder dritthalb auf fünf Procent vom Werth.*) Wir haben bemerkt, daß diese Verordnung das stärkste Verdammungsurtheil gegen das englische System in Indien und in allen den Ländern, denen sie das Joch ihrer Politik auferlegen, enthält: sie haben die alte Industrie Indiens vernichtet, und dadurch ist auch der Ackerbau so sehr verarmt, daß er die früher mit Leichtigkeit getragenen Steuern nicht mehr erschwingen kann, und das indische Budget seit Jahren in laufendem Deficit ist (s. Nr. 217). Es haben sich in England einige Stimmen gegen diese Erhöhung des Zolls erhoben, allein sie wurden schnell zum Schweigen gebracht, denn eine so mißliebige Folge des englischen Systems wollte man nicht gern in englischen Journalen des Breiteren besprochen sehen. Der Ackerbau kann die Last der Steuern nicht mehr allein tragen, ein Theil muß auf die Zölle gewälzt werden, und zwar sind diese Zölle wahre Schutzzölle für die sterbende Industrie Indiens. Hier zeigt sich am deutlichsten, welche Veränderung in Indien durch die englische Herrschaft vorgegangen ist. Allerdings war früher das Land vielfach durch Kriege verheert, aber die großen durch Industrie reichen Städte wurden doch nicht so leicht jedes Freibeuters Raub. Diese reichen Städte verbreiteten in einem weiten Umkreis Wohlstand und Cultur, als aber die unbeschränkte Einfuhr englischer Waaren die Industrie vernichtete, stieg die Armuth auf eine schreckhafte Höhe und jetzt muß Indien sich wieder in größerem Maaßstabe zum Ackerbau wenden, wenn seine fruchtbarsten Landstriche nicht zur heulenden Wüste werden sollen.*) Dazu aber gehört Geld und deßhalb finden jetzt in England die Bemühungen Anklang, Indien mit englischen Capitalien zu befruchten. Die unmäßigen Summen, welche England seit dreißig Jahren aus Indien zog, müssen jetzt, sey es auch als Anlehen, zurückfließen, wenn das Land emporkommen soll. Die Eisenbahnprojecte sind nur als ein Anfang einer noch viel ausgedehnteren Capitalverwendung anzusehen.

Indeß hat Sir R. Peel auf die Erhebung des indischen Ackerbaues schlecht präludirt durch sein neues Zuckergesetz, das die alte Ungleichheit zwischen westindischem und ostindischem Zucker auf künstlichem Wege wieder herstellt.**) Das machte den Freunden Indiens einigermaßen einen Strich durch die Rechnung, doch trifft dieser Schlag hauptsächlich nur Nordindien, während gerade dieses auf der andern Seite durch die fortgesetzten Bestrebungen, Baumwolle in größerer Masse in Indien zu ziehen, und die nordamerikanische allmählich entbehren zu können, am meisten begünstigt wird. Ein anderes Feld, das sich der angloindischen Industrie zu öffnen scheint, ist das Eisen, wozu sich das herrlichste Erz in der Nähe nicht minder prächtiger Wälder finden soll, so daß man mit Holzkohlen geschmiedetes Eisen zu gleichem Preis nach England liefern könne, als dort das Roheisen kostet. So berichten einige Handelszeitungen, und ausgedehnte Unternehmungen sollen darauf gegründet worden seyn. Indeß ist im Laufe

*) Der Twist ist ausgenommen, und zahlt wie früher nur vierthalb Procent, weil er jetzt den indischen Webern das Material liefern muß, und an große Spinnerien in Indien nicht zu denken ist.

*) Diese Ausdrücke sind von Montgommery Martin in seinen Reden im India House selbst gebraucht worden, und keine Uebertreibung.

**) Indem es weiße und braune Pudern ungleich besteuerte, erstere werden nur in Indien, letztere nur in Westindien gemacht; es war von Seite Sir R. Peels ein Trick, um die mächtige westindische Partei zu gewinnen.

dieses Jahrs von Eisenbahnen sehr viel die Rede gewesen, geschehen scheint aber noch nicht viel zu seyn, auch unterliegt die Sache noch ganz andern Schwierigkeiten, als denen des Geldes. Die Bahn von Calcutta nach Bombay, die erste, welche unternommen werden soll, führt, wenn sie dem jetzt von dem Dak (Courier) eingeschlagenen Wege folgt, durch unermeßliche Wälder, zum Theil mit pestilenzialischen Miasmen, so daß die dahin geschickten Leute, welche als Aufseher die Bahnung des Wegs leiten sollen, in großer Anzahl hinsterben. Aber auch dieß ist ein Hinderniß, wodurch sich Engländer nicht leicht abschrecken lassen; neue Leute rücken nach und endlich wird das Land lichter und die Sonne dringt in die Nacht der Wälder ein, welche das auf weiten Strecken zur Waldwüste gewordene Indien bedecken.

Englands Herrschaft hat zahllose Uebel auf Indien gehäuft, und die Leute fehlen nicht, welche das Gute und Böse auf der Goldwage gegen einander abgewogen und das Urtheil gefällt haben, daß die Engländer in Indien mehr Böses als Gutes angerichtet hätten. Eine solche Behauptung ist aber wider alle Geschichte. Die ganze Periode Indiens von dem Einfall der Mohammedaner an bis zum völligen Uebergewicht der englischen Herrschaft war im wesentlichen eine Periode der Zerrüttung, ein Kampf des indischen Geistes mit dem moslemitischen, welcher zur Zeit, wo die englische Herrschaft sich über die Halbinsel ausbreitete, noch immer nicht entschieden war. Englands Herrschaft, welche dem Land verschaffte, woran es ihm Jahrhunderte lang fehlte, nämlich innere Ruhe, wird jetzt, wo die Herrschaft der Moslems gebrochen ist, dem eingebornen Volke wieder den Sieg über das eingedrungene verschaffen, und eine ächte indische Gesellschaft wird wieder aus den Trümmern emporsteigen. Der islamitische Geist kann seinen Ursprung nicht verläugnen: er ist wesentlich kriegerisch und zerstörungssüchtig, mit seinem schroffen Monotheismus dem indischen Götterthum nicht allein, sondern dem ganzen Gedankengang des Volkes zuwider. In der gegenwärtigen Ruhe Indiens geht der mohammedanische und der nach ihm gebildete indische Kriegsadel zu Grunde, und eben daraus entspringt das Uebergewicht der Hindus, welche die vorherrschende Race der nächsten Zeit Indiens bilden werden. Die Auflösung der letzten großen mohammedanischen Staaten Audh und Heiderabad ist das sichtbare Zeichen dieser Umwandlung; der Sikhstaat geht bloß einer äußern Umgestaltung entgegen, denn die Grundsätze seines Stifters Baba Nanok — eine Art Buddhismus, da die Sikhs keine Kasten kennen — werden das Uebergewicht behaupten, auf ganz Indien zurückwirken und wahrscheinlich eine neue Gestaltung des Brahmanismus herbeiführen, der in einer sichtlichen Gährung befindlich ist (siehe die einheimischen Journale Indiens Nr. 142), und schon nicht bloß in eine laxe und strenge Observanz sich theilt, sondern eine kritische Sichtung seines eigenen Bestandes angefangen hat. Viele Engländer sind der Ansicht, daß um eine neue Zeit für Indien heraufzuführen, die Einführung des Christenthums unerläßlich sey. Das mag wahr seyn, wenn man von dem Geiste, es ist falsch, wenn man es von den europäischen Formen des Christenthums und seiner jüdischen Grundlage versteht. Der Polytheismus ist viel zu eingewurzelt in Indien, als daß das Volk ihm je entsagen sollte, und was die Mohammedaner mit all ihrer Macht und Gewalt in 800 Jahren nicht vermochten, das wird auch den Engländern in ihrer jedenfalls viel kürzeren Herrschaft nicht gelingen. Die wenigen Mitglieder der gebildeten Classen, welche sich vom Polytheismus wirklich losreißen, können auf das Volk im Ganzen von durchaus keinem Einfluß seyn. Auch ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Monotheismus ganz besonders die Entwicklung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft fördere. Der Polytheismus der Griechen zeigte sich viel fruchtbarer als der Monotheismus der Juden, und der Monotheismus der Moslems — die sich darauf den Christen gegenüber ungemein viel zu gute thun — zeigt sich noch auf den heutigen Tag unvermögend, eine freiere Geistesentwicklung zu fördern. Der indische Polytheismus ist zu sehr mit der Hauptlehre der Brahmanen, der von der Seelenwanderung, verbunden, zu sehr in alle Begriffe und Ansichten einer ungeheuren Bevölkerung übergegangen, als daß er durch eine vorübergehende, nicht einmal tief eindringende Berührung mit einem Volk von gänzlich verschiedenen Ansichten zu erschüttern wäre. Alte Culturvölker lassen sich am Ende durch Gewalt bekehren, aber sie lassen sich nicht eine neue von allen ihren Begriffen und Ansichten gänzlich abweichende Glaubensform durch einige hundert Missionäre einreden. Der zersetzende Geist der europäischen Civilisation kann das Alte vielleicht läutern, aber nicht umgestalten.

Von dieser Ansicht ausgehend heißt es sich gegen die Zukunft des indischen Volks versündigen, wenn man ihm nicht neben den Mitteln zur Erlernung neuerer, aufs Praktische gerichteter Wissenschaften auch diejenigen darbietet, um die geistigen Zustände seines Volks kennen zu lernen. Ohne ein gründliches Studium der indischen Theologie, ohne die Kenntniß des moralischen und religiösen Lebens der alten Zeit, mit welcher die neue durch so viele tausend Fäden zusammenhängt, ist nicht bloß die alte Geschichte Indiens unverständlich, sondern auch die Gegenwart steht da, wie eine Wirkung ohne Ursache. Die indischen Blätter wußten dieß Jahr manches von neuerrichteten Schulen zu erzählen, aber von der Beförderung altindischer Studien haben sie nichts berichtet; die Engländer mögen nur fortfahren auf dieser „praktischen" Bahn, sie werden die Folgen mit der Zeit schon erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sparcassen in Paris. Seit dem 10 März, wo das Capital über die Sparcasse votirt wurde hat die Sparcasse zu Paris, die Interessen ungerechnet, 12 Mill. Fr. mehr ausgegeben als empfangen. So berichten die französischen Blätter, indeß ist das Gesetz über die Sparcassen nicht schuld, denn die großen Rückforderungen datiren erst seit der großen Eisenbahnwuth wovon Woche für Woche über eine Mill. zurückgefordert, und kaum die Hälfte eingelegt wurde. Dieß kam wohl daher, daß unvermögliche Leute, nicht gerade des niedersten Standes, für welche die Sparcassen am meisten bestimmt sind, Theil an dem unmäßigen Gewinn der Eisenbahnen nehmen wollten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1845.

Die Franzosen in St. Louis.*)

Da St. Louis eine uralte französische Ansiedlung und Besitzung gewesen, so darf man sich auch über die engen und unregelmäßigen Gassen im untern Theile der Stadt nicht wundern, desto breiter und gefälliger werden die obern neu angelegten Straßen; aber obgleich St. Louis schon bald nach dem Jahre 1763 gegründet wurde, so ist es zu seiner Handelsbedeutung erst dann gekommen, als es mit dem den Franzosen gehörenden Gebiete an die Regierung der Vereinigten Staaten verkauft worden war. Vor dem Jahre 1814 sah man wenig amerikanische, fast nur lauter französische, einfache und niedrige, mit Kalk übertünchte, leichte Häuser; heutzutage haben die hohen Backsteingebäude, die mit rother Oelfarbe angestrichen und bei denen die Mörtelverbindungen zwischen den Ziegeln mit weißen Linien auf das Rothe täuschend wieder hergestellt sind, beinahe das ganze Franzosenthum aus St. Louis verdrängt, und die Anglo-Amerikaner haben nun die Oberhand über die Stammessprossen der alten Grundherren, wie dieß bei allen übrigen ehemals französischen Städten in Nordamerika der Fall ist; man erinnere sich z. B. nur an Detroit, Natchez u. s. w. Wie in allen, früher bloß französischen Niederlassungen ein scharfer Contrast hervortritt, wenn sie auch von Anglo-Amerikanern bezogen werden, so findet die nämliche Erscheinung gleichfalls in St. Louis statt. Der Ehrgeiz, die rastlose Thätigkeit, die Speculationssucht, das rastlose Verbesserungssystem, selbst das noble Aeußere des Abkömmlings aus England sticht gewaltig mit der Gleichgültigkeit, Unbesorgtheit, dem unbeweglichen Culturstande des Herkömmlings aus Frankreich ab. Es kömmt mir vor, als wenn der ausgewanderte Franzose in Amerika ein ganz anderes Naturell erhalte; — was freilich nur scheinbar ist, weil der Hauptgrund dieser Verschiedenheit eines Franzosen in der alten und eines in der neuen Welt doch schon im angebornen Nationalcharakter liegen muß. Anregungen und Widerstände machen den Franzosen activ; — das Gegentheil bringt auch die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Viele altfranzösische Holzbauern, die schon seit vielen Jahren die Stadt St. Louis mit Brennstoff versehen, bleiben mit ihren Preisen unveränderlich, bloß weil sie sich die Mühe des Rechnens ersparen wollen. Es ist Thatsache, die mir von vielen erzählt wurde, daß sie ihr einspänniges kleines Holzfüderchen nie anders als um „Six Shilling" aber durchaus nicht um 75 Cents verkaufen würden, obwohl in Nordamerika sechs Schillinge einen ganz gleichen Werth mit 75 Cents haben. Viele ausgezeichnete Missionäre vermögen es nicht, den Indifferentismus dieser Menschenclasse gegen alle geistige Ausbildung zu brechen, der bei den Landleuten französischer Abkunft in allen übrigen Staaten derselbe ist. Ihre Priester müssen die größte Noth leiden, ohne daß sie die geringste Frucht ihrer Aufopferungen erleben. Wie oft habe ich von tüchtigen französischen Missionären den Wunsch mit aller Sehnsucht aussprechen hören, wenn sie doch der deutschen Sprache fähig wären, um sich mit Nutzen den deutschen Missionen widmen zu können.

St. Louis mit seinem Stadtbezirke in der Umgebung mag 25,000 Einwohner haben; darunter sind Einwanderer aus allen Weltgegenden. Die Deutschen, mehrere Tausende an der Zahl, spielen nach der englisch sprechenden Bevölkerung die wichtigste Rolle in St. Louis, und nirgendswo in Amerika sind so viel eigentlich gebildete Deutsche auf einem Flecke beisammen, als in und um St. Louis.

Bei der obigen Einwohnerzahl sind gegen 2500 Sklaven und gegen 900 freie Farbige. Ich kann es nicht verschweigen, daß die Sklaven lieber bei den ungläubigen Amerikanern, als bei den entarteten „gläubigen" Franzosen sind. Auf den Sklavenmärkten rufen die entehrten Menschen, wenn sie einen französischen und einen anglo-amerikanischen Käufer nahen sehen, immer dem Amerikaner mit flehender Stimme zu: „Nehmen Sie mich, Massa."

*) Aus den „Skizzen aus Nordamerika" von einem katholischen Missionär. Augsburg, Schmidische Buchhandlung.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Länder im Westen und Osten Indiens.

Ehe wir nach China übergehen, müssen wir noch auf einige der benachbarten Länder einen Blick werfen, nicht als ob besonders viel merkwürdiges darin vorgegangen wäre, sondern vielmehr, um darauf hinzuweisen, wie sich die öffentliche Aufmerksamkeit davon abgewendet hat. Vor wenigen Jahren noch erkundigte man sich eifrig nach dem Stande der Dinge in Persien, Buchara und Afghanistan, zwischen England und Rußland ward jede Bewegung aufs eifrigste bewacht; England schickte von Candahar aus Officiere nach Herat und bis nach Chiwa, an erstern Ort, um einem Angriff der von den Russen geleiteten Perser zu begegnen, an letztern um den Frieden mit dem Czaar zu vermitteln, der eben auf einem Kriegszug gegen das alte Raubnest begriffen war. Hätte den Engländern nicht ein ganz gemeines, aber nicht zu überwindendes Hinderniß, der Mangel an Kamelen, im Wege gestanden, so wäre ein Kriegszug gegen Herat sicherlich unternommen worden, und daß die Russen an demselben Hinderniß, an dem Zugrundegehen der Kamele auf der kalten Hochebene von Ustjurt, scheiterten, ist bekannt. So wären beide Mächte einander um ein gutes Stück näher gerückt, und am Ende gar bei Meschhed, begleitet von zahlreichen asiatischen Horden, auf einander gestoßen. Von dem allem ist jetzt nicht mehr die Rede: die Engländer haben das Lehrgeld gezahlt, daß man die asiatischen Länder und Wüsten nicht so ungestraft durchzieht, und die Russen sind am Kaukasus auf ihr Afghanistan gestoßen. So ist Centralasien wieder sich selbst, seinen Fehden und Raufereien überlassen worden, welche, da sie nicht mehr in Bezug auf die Bewegungen europäischer Mächte stehen, ihre Bedeutung für uns größtentheils verloren haben. Selbst europäische Uebergriffe, wie die Besetzung des Hafenorts Astrabad, welche in diesem Jahr von Seite der Russen vorgenommen worden seyn soll — ein Ereigniß, das im J. 1839 bis 1841 ein ungeheures Aufsehen in Europa gemacht und England zu den ernstesten Reclamationen veranlaßt hätte — erregen nur noch ein höchst geringes Interesse; vor fünf und vier Jahren noch hätte man diesen Schritt als die Besetzung der ersten und wichtigsten Etape nach Indien betrachtet, jetzt aber da Rußland im Kaukasus so sehr beschäftigt und England über den Indus zurückgewichen ist, sieht man es als eine Art Polizeimaaßregel Rußlands an, das seinen Handel in Astrabad schützen will, welchen das elende persische Reich *) nicht schützen kann. Die Russophobie der Engländer ist wie in nichts zerstoben. Die angloindischen Blätter bringen noch regelmäßig Nachrichten über Afghanistan und namentlich über Dost Mohammed, mehr aber nur aus alter Gewohnheit, und weil man glaubt, er werde gelegentlich über die Provinz Peschawer herfallen, was allerdings nicht ganz unmöglich ist; im gegenwärtigen Augenblick scheint er aber, so viel das Auftreten der Cholera in Cabul ihm gestattet, mehr darauf bedacht, seine Obergewalt über die Usbekenhäuptlinge zwischen Bamian und dem Oxus zu befestigen, was ihn in einige jedoch unschädlich verrauchende Zerwürfnisse mit dem Chan von Buchara brachte, welcher in neuer Zeit mit seinem Plan, ganz West-Turkestan seiner Gewalt zu unterwerfen und wo möglich auch auf Ost-Turkestan einzuwirken, nicht sehr glücklich gewesen zu seyn scheint. Für die Engländer haben diese Bewegungen gegenwärtig keine Bedeutung, als in Bezug auf die Provinz Peschawer. Das ephemere Reich des Pendschab ist dem Untergang verfallen, und sobald die Engländer sich desselben bemächtigt haben, müssen sie längs dem Indus eine Art Cordon errichten, wie weiland die Hindufürsten Indiens. In diesem Fall würde die Provinz Peschawer eine Art Brückenkopf bilden, um den seit acht Jahrhunderten fortdauernden Afghanenzügen gegen Indien einen sichern Damm entgegenzusetzen, und den unzufriedenen Mohammedanern Indiens jede Hoffnung zu benehmen, daß sie von dort aus wieder eine Unterstützung zur Wiederaufrichtung ihrer Macht erhalten können.

Dieses Zurückdrängen der afghanischen Bevölkerung ist das wichtigste Ergebniß der neuern Geschichte dieser Länder, denn es ergibt sich dadurch auf einmal eine ganz andere Richtung, als dieses Volk seit 800 Jahren gehabt hat. Jeder, der für seine Thätigkeit und seinen Muth im eigenen Lande keinen Platz fand, oder auch unglücklichen Fehden weichen mußte, war sicher, dort Beschäftigung und Unterhalt, vielleicht Ehre, Rang und Reichthümer zu finden. Daher die zahlreichen Afghanen-Colonien und die Besetzung ganzer Provinzen, wie von Rohilkund, durch ihre Stämme. Alles dieß ist mit einemmal abgeschnitten: sie müssen jetzt zu Hause bleiben und den Acker bauen oder ihre Thatkraft nach Norden gegen die Usbeken, nach Westen gegen die Perser richten. Die Afghanen sind ein rohes, aber kraftvolles und keineswegs unbildsames Geschlecht: sie werden bald Vortheil ziehen aus der Nähe der Engländer, und bei ihrer fast republicanischen Verfassung in ganz anderer Weise als Aegypten und die Türkei. Ehe die Mohammedaner Afghanistan und Beludschistan überzogen, blühte in diesen Ländern der Buddhismus und indische Cultur. Eine friedlichere Berührung mit Indien und seinen Beherrschern wird ähnliche Resultate erzeugen, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein feindseliges Verhältniß zwischen beiden Theilen fortdaure. Die Engländer werden nicht mehr geneigt seyn, ihr Glück in Afghanistan zu suchen, und je mehr die Afghanen sich überzeugen daß sie von den Engländern nichts zu fürchten haben, daß sie aber auch gegen dieselben nichts vermögen, desto mehr wird ein friedlicher Austausch sich herstellen, und die Engländer auf diesem Wege einen weit größeren Einfluß in Centralasien ausüben, als je früher durch die Waffen. Die drohende Nähe einer englischen Armee hat Buchara auf Jahre lang in die Arme Rußlands getrieben, der Handel wird es den Engländern wieder zuführen, um so

*) Das Journal des Débats brachte vor einigen Monaten einen läppischen, von einem Arzt unterzeichneten Artikel über Persien, welcher die Fortschritte des Landes unter der jetzigen Regierung belobte. Das ist alles eitel Dunst und das Journal des Debats hat sich en pure perte lächerlich gemacht.

mehr als Buchara nicht sehr freundlich von Rußland behandelt wird: der Zweck der Russen ist eingestandenermaaßen, die Handelsbilanz an der ganzen turkomanischen Gränze, welche jetzt noch zum Nachtheil Rußlands ist, zu dessen Vortheil zu lenken, was nicht ohne Verluste bucharischer Seits abgehen kann; dieß dürfte den bucharischen Handel veranlassen, sich wieder mehr, als es in den letzten sechs Jahren der Fall war, nach Indien zu wenden.

Es gab eine Zeit, wo Indien geistig fast ganz Asien beherrschte, und wo die Lehre Schakyamuni's sich nach allen Seiten hin ausbreitete. Remusat, Burnouf und Lassen haben diesen Zeitraum durch mancherlei Arbeiten aufgehellt; Burnouf vor allem durch seine Geschichte des Buddhismus, eines der merkwürdigsten und wichtigsten Werke unserer Zeit (s. den Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris). Dieses Werk muß man in seinen Grundzügen kennen, wenn man sich über die östlichen Nebenländer Indiens, über das von uns sogenannte Hinterindien Aufklärung verschaffen will. Abgesehen von Cochinchina, das seine Cultur großentheils von China erhielt, stammt alles, was Hinterindien an Cultur besitzt, aus Indien, und zwar vermittelst der Buddhisten, deren Priester in Birma wie in Siam die gelehrte Kaste bilden. Jetzt will man diesen Ländern das Christenthum bringen und protestantische wie katholische Missionäre sind emsig mit dessen Ausbreitung beschäftigt; wenn indeß von Erfolgen überhaupt die Rede seyn kann, so haben nur katholische Missionäre sie errungen, weil diese nicht zufrieden mit den bedeutendern Städten sich ins Innere dieser Länder vertieften, an Orte hin, wo selbst der Buddhismus noch gar nicht gedrungen. Die Erfolge der Missionen überhaupt sind aber noch so schwach, daß die Priester des Landes, Cochinchina ausgenommen, wo die Sache eine ganz politische Wendung genommen, sich noch nicht zu einem heftigen Widerstand ermannt haben.

Freilich ist der Buddhismus in diesen Ländern tief gesunken trotz seiner ächt moralischen Grundlagen und trotz seines ehemaligen wirklich civilisirenden Einflusses. Ihm fehlte aber die wissenschaftliche Entwicklung, er blieb kleben an seinen Traditionen, seinen für heilig gehaltenen Schriften, und so weit diese reichten, beförderte er auch die Entwicklung der Gesellschaft. Vielleicht hat er aber außerhalb Indiens, wo er auf rohere Völker traf, auch größere Fortschritte gemacht. Weil das wissenschaftliche Element fehlte, versank er in theologische Spitzfindigkeiten und mythologische Träumereien; so fiel er tief, und es ist die Frage, ob er wieder sich erheben wird, namentlich wenn ihm das Christenthum und die europäische Gesellschaft gegenüber treten. Die Berührung mit den europäischen Waffen hat das sonst kraftvolle Volk der Birmanen nicht ertragen, und so werden sie die europäische Civilisation noch weit weniger aushalten können. Dieß gibt den Missionsbestrebungen der hinterindischen Halbinsel eine größere Wichtigkeit, als denen in Hindostan; die buddhistische Civilisation hat das Volk nicht durchdringen können, und ist fortwährend etwas fremdartiges, aufgeklebtes. Die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens hat dieß auch wohl erkannt und auf Hinderindien eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet: sie hat eine eigene Mission (der Oblaten der h. Jungfrau) in Rangun, eine zweite (Congregation der auswärtigen Missionen) in Siam, zwei in Cochinchina und zwei in Tonkin, wo das Christenthum auch wirklich schon bedeutende Fortschritte gemacht hat, aber seit zehn oder zwölf Jahren mit einer wahren Wuth verfolgt wird, ohne ganz unterdrückt werden zu können, da der Staat, eben so wie Siam und Birma, in die größte Machtlosigkeit versunken ist.*) Der König glaubt, sich auf diese Weise dem europäischen Einfluß entziehen zu können, und hat sich dadurch eine scharfe Epistel von Seite des französischen Contreadmirals Cecille **) zugezogen, welcher ihn dringend ermahnte von der Christenverfolgung abzustehen, und insbesondere einen gewissen Missionär, Namens Lefevre, welcher in Cochinchina gefangen gehalten wurde, freizugeben. Ob das Schreiben von Erfolg begleitet war, wissen wir nicht. Der Brief war wohl geeignet, den Stolz eines asiatischen Despoten zu reizen, denn er wies darauf hin, daß des Königs Großvater Gialong einst Hülfe bei Frankreich gesucht, und daß die Zeit wieder kommen könne, wo der König Cochinchina's fremde Hülfe bedürfe. Diese Hülfe würde Frankreich, welches stets der Freund der Könige Cochinchina's gewesen sey, gewiß nicht verweigern, wenn nur der König die Verfolgungen der Christen einstelle, welche um so unnützer und zweckloser seyen, als selbst der mächtige Kaiser China's jetzt seinen Unterthanen gestattet habe, sich zur katholischen Religion zu bekennen. Der Beweis ist allerdings schlagend, das europäische Wesen dringt unwiderstehlich in die alten asiatischen Reiche ein und bedroht sie mit einer Umwandlung, gegen welche sie sich vergeblich zu wehren suchen. Unter diesen Umständen ist das Verhalten und die Bestrebungen der katholischen Missionäre von hoher Wichtigkeit: wir haben schon erwähnt, daß in Cochinchina zwei Missionsmittelpunkte sind, ebenso ist einer in West- und ein anderer in Osttonkin; das ist aber noch nicht alles: die katholischen Missionäre haben sich auch in Yünnan, in der südwestlichsten Provinz China's, festgesetzt und arbeiten von hier aus denen in Tonkin und Siam entgegen. Es kann kaum fehlen, daß das Christenthum allmählich trotz aller Verfolgungen eine solche Macht erlangt, daß man sich wohl oder übel mit demselben wird vertragen müssen, und dann ist Frankreich „die erste katholische Macht des Erdkreises und die älteste Tochter der Kirche," wie das Journal des Débats salbungsvoll bemerkt, „alsbald da, um dem Kreuz und dem Evangelium ein fast unendliches Feld zu eröffnen, getrieben von dem generalisirenden Instinct und dem Bedürfniß der Ausdehnung, welche die Franzosen zu den populärsten Missionären des Erdkreises machen." Mit diesen

*) Birma, welches vor 20 Jahren die Engländer bekriegten und das zwei Feldzüge kostete, ist völlig in Verwirrung, denn der Usurpator, Tharawaddi, soll jetzt mit seinem Sohn im Kampfe liegen; mit Siam haben die Engländer einen Vertrag abgeschlossen, welcher ihrem Handel auf eine Zeitlang das Uebergewicht verschaffen wird; nur Cochinchina widerstrebt jeder Verbindung mit Europäern.

**) Der Brief ist vom 15 Mai d. J. aus Singapur datirt.

Worten kündigte das Journal des Débats den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen über die öffentliche Anerkennung des Christenthums in China an. Der religiös-politische Gedanke bricht allenthalben durch, und es fragt sich nur, wie lange diese Plane vorhalten werden in den Ländern, wo „kein Gebiets- und kein Handelsinteresse die Franzosen hinzieht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wüste von Peru.

(Schluß.)

Die kleinen Gebirgszüge, von denen die Küste quer von Osten nach Westen durchschnitten wird, setzen dem Fortrücken der wandernden Medanos eine Gränze, sonst würden die fruchtbaren Oasen bald in sterile Sandflächen umgewandelt werden. Eine genauere Beobachtung dieser Hügelketten gibt auch den sichersten Maaßstab für die Richtung der herrschenden Winde; wir finden, daß an ihrer südlichen Abdachung ungeheure Massen von Flugsand anlehnen, die vom Winde von Mittag dahin gescheuert werden. Die Nordabdachung, wenn auch nicht steiler als die südliche, ist nur spärlich mit Sand bedeckt, von demselben oft ganz entblößt. Streicht eine Hügelkette etwas vom Meere entfernt in der Richtung der Anden parallel (d. h. von SSO. nach NNW.), so ist gewöhnlich der Westabhang fast ganz frei von Sand, da dieser vom Südostwinde, der beständig mit dem Süd abwechselt, nach der Ebene hinunter gejagt wird.

Die Bewegungen und Neubildungen in den Wüsten, man möchte sie ein Leben des Todes nennen, sind nur während der heißen Jahreszeit in voller Thätigkeit, der ausgedörrte Sand weicht dann dem leisesten Druck der Atmosphäre. In der kalten Jahreszeit nimmt sein Gewicht durch Absorption an Feuchtigkeit zu. Die einzelnen Körner verbinden sich zu Massen und widerstehen desto leichter dem Winde. Zugleich gewinnen die Hügel mehr Festigkeit oder stürzen durch die vermehrte Last, die von oben drückt, ein, und werden später wieder verweht.

Im November beginnt der Sommer. Die sengenden Sonnenstrahlen brechen sich auf der hellgrauen Decke und prallen mit erstickender Macht zurück; alle lebenden Wesen, die sich nicht beeilen, ihrem zerstörenden Wirkungskreise zu entfliehen, einem sichern Untergange weihend. Keine Pflanze schlägt in dem glühenden Boden Wurzel, kein Thier findet Nahrung auf der todten Fläche, kein Vogel, kein Insect wiegt sich in den brennend heißen Luftschichten; bloß in den höchsten Regionen schwebt darüber hin mit raschem Fluge der König der Lüfte, der majestätische Condor, dem Meeresufer zu. Nur da, wo sich der stille Ocean mit der Wüste vermählt, ist Leben und Bewegung. Schaaren von Aasgeiern versammeln sich auf großen, gestrandeten Seethieren; Ottern und Seehunde beleben die unzugänglichen Klippen; Heere von Strandvögeln suchen gierig nach den angespülten Fischen und Mollusken, bunte Eidechsen tummeln sich auf den Sandhügeln, und geschäftige Krabben und Meerspinnen durchfurchen das feuchte Ufer umher.

Im Mai verändert sich die Scene. Ein dünner Nebelschleier breitet sich über das Meer und die Küste aus. In den folgenden Monaten wird er dichter und lichtet sich erst wieder im October. Während beinahe sechs Monaten hält er die Sonnenstrahlen von der nun erfrischten Ebene ab. Im Anfang und am Ende des sogenannten Winters hebt sich gewöhnlich der Nebel zwischen 9 und 10 Uhr Morgens und senkt sich gegen 3 Uhr Nachmittags. Im August und September ist er am dichtesten und bleibt Wochen lang unbeweglich auf der Erde liegen. Er löst sich nie in eigentlichen Regen auf, sondern nur in einen feinen, durchdringenden Niederschlag, der von den Eingebornen „Garua" genannt wird.

Wenn sich auch die Garua zuweilen in größern Tropfen als gewöhnlich niederschlägt, so unterscheidet sie sich doch vom Regen dadurch, daß sie nicht aus bedeutender Höhe, aus Wolken fällt, sondern sich in den tiefsten atmosphärischen Schichten durch Vereinigung kleiner Garuabläschen zu größern bildet. Die Nebel überschreiten im Durchschnitte die perpendiculäre Höhe von 1200 Fuß nicht. Ihre mittlere Gränze ist bei 7 bis 800 Fuß. Es ist eine höchst interessante Erscheinung, daß sie wenige Meilen vom Meere entfernt nicht mehr vorkommen; dort aber durch die heftigsten Platzregen ersetzt werden, und daß die Gränze zwischen Regen und Nebel fast mit mathematischer Gewißheit angegeben werden kann. Ich kenne zwei Plantagen, die eine sechs Leguas von Lima, die andere in der Nähe von Huacho, deren eine Hälfte durch die Garuas, die andere durch Regen bewässert wird und wo die Gränze zwischen beiden durch eine Mauer bezeichnet ist.

Beim Eintritt der Nebel nehmen die Hügelreihen (Lomas), welche die Sandflächen nach Osten begränzen, einen ganz andern Charakter an. Wie durch einen Zauberschlag entsteht in wenigen Tagen ein blühender Garten, wo kurz vorher eine öde Wüstenei war. Nun werden sie auch belebt. Die Lomeros treiben ihre Viehheerden und Pferde dorthin auf die Weide. Während mehrerer Monate finden sie dort reichliche Nahrung, aber kein Wasser. Sie scheinen dessen nicht zu bedürfen, denn sie verlassen die Lomas immer sehr wohlgenährt.

Die Garuas sind in den Oasen viel stärker, als in den sie begränzenden Wüsten. Der Regen fehlt an der ganzen Küste, weil keine Vegetation in größerem Umfange vorhanden ist; er beginnt erst im Norden von Tumbez, wo Wälder in bedeutender Ausdehnung vorkommen. Nach Osten fängt er in den pflanzenreichen Cordilleren-Thälern an. Diese höchst eigenthümlichen Erscheinungen sind bis jetzt noch nicht aufgeklärt; sie verdienen aber die volle Aufmerksamkeit der Meteorologen.

Zahl der Schiffe auf den Sandwichinseln. Der Hongkong Register berichtet, daß während der Jahre 1841 nicht weniger als 353 Schiffe und Barken zu Honolulu und Lahaina anlangten um Lebensmittel einzunehmen. Diese Schiffe führten 9611 Matrosen, worunter 7163 amerikanische, wonach man die Wichtigkeit der amerikanischen Schifffahrt in der Südsee berechnen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1845.

Die Empacaçeiros in Benguela.*)

... Als wir an das Haus des Physicus kamen, machte die schwarze Schildwache, deren ganze Uniform allein aus einem Mattenschurz und einem Streifen Fell um den Kopf bestand, mit einem großen plumpen Gewehre Fronte. Dieser Soldat gehört zu der „Companhia d'Empacaçeiros," ein Regiment, welches nur aus Eingebornen des Innern besteht und für die portugiesischen Truppen eine unentbehrliche Stütze bildet. Sie sind als gute Schützen und als die verwegensten Jäger bekannt. Wenn in größerer oder geringerer Entfernung von Loanda militärische Hülfe rasch nöthig ist, so können nur die Empacaçeiros dazu benutzt werden, weil die Europäer bald einem angestrengten Marsch unterliegen würden. Der Höchstcommandirende ist ein Weißer, aber dort geboren, mit Capitänsrang und mit portugiesischer Uniform. Merkwürdigerweise werden diejenigen von den Soldaten, welche irgendwo auf dem Posten stehen, nur alle acht Tage abgelöst und von den jedesmal Bewachten in dieser Zeit nach bestimmten Vorschriften unterhalten. Da übrigens das gewöhnliche Leben dieser Eingebornen durchaus gar keine Bequemlichkeiten kennt — auch ihre Casernen enthalten keine Betten und haben keine Wände — so erscheint dieser Dienst beschwerlich ohne es zu seyn. Das Gewehr wird ruhig in einen Winkel gestellt und der Soldat legt sich müßig hin in die Sonne und schläft so viel er mag, bis er etwa als Bote benützt wird, oder bis Hunger und Durst ihn in seiner Behaglichkeit stören. Wenn in der Nacht die Nähe eines wilden Thieres vermuthet wird, so klopft die Schildwache ans Haus und sucht darin Schutz. Nirgends zeigt sich der Muth und Entschlossenheit dieser Leute deutlicher als auf ihren Gesandtschaftsreisen, denn wenn z. B. der Generalgouverneur an ein fernes oder nahes Fort eine Nachricht schicken will, so wird von den Empacaçeiros einer erwählt, welcher dann die oft Monate dauernde Reise troß der Wildniß und tausendfacher Gefahr ganz allein unternimmt, auf die alleinige Waffe, sein Gewehr und seine Gewandtheit vertrauend. Er hält es dann nicht der Mühe werth sich mit Speise und Trank zu versehen, nicht einmal pflegt er Wasserbehälter bei sich zu führen. Seine genaue Kenntniß des Landes und der Producte desselben macht solche Vorkehrungen überflüssig. Ein Dutzend Patronen mit Kugeln, ein Dolch und ein oder mehrere Fetische bilden seine ganze Reisebagage. Unter diesen tapfern Soldaten gibt es viele Sprüchwörter, die ihren Muth und Lebensweise bezeichnen, z. B. wer einem Löwen nicht ins Auge sah, hat keinen Muth bewiesen; oder: wer einen Tag nicht Speise und Trank entbehren kann, ist kein Mann u. s. w.

Kurz vor meiner ersten Ankunft hatte sich in der Nähe von Loanda folgender interessante Fall zugetragen. Ein Empacaçeiro kommt von Messangano, wohin der Gouverneur ihn geschickt hatte, zurück. Nahe vor Loanda, das er noch vor Sonnenaufgang zu erreichen strebt, hebt sich vor ihm ein Löwe. Er sieht sich genöthigt auf ihn zu schießen, allein im selben Moment macht der getroffene Löwe einen Satz gegen seinen Feind und schlägt ihn mit der Tatze zu Boden. Als einige Stunden später mehrere Neger denselben Weg kommen, wird der Soldat bewußtlos unter den Krallen des todten Löwen hervorgezogen. Ins Hospital gebracht starb er einige Tage darauf, nachdem er kurz vor seinem Tode angelegentlich sich erkundigt hatte, ob der Löwe wirklich todt sey, worauf er, als dieß bejahend beantwortet wurde, sich zufrieden erklärte, weil das Bewußtseyn Rache genommen zu haben, ihn nur ruhig könne sterben lassen. Die größte, aber außer dem Schurz noch die einzige Zierde des Empacaçeiro, besteht in dem Fellstreifen nach Art eines Diadems um den Kopf gelegt, jedoch so, daß die zusammengebundenen Enden noch einige Zoll in horizontaler Richtung über den Hinterkopf hervorragen. Da diese Felle immer von selbsterlegten Thieren herstammen, so gibt die Art desselben dem Inhaber schon besondere Ehre, so daß der Besitzer eines Löwenschwanzes vor dem, der nur einen Streifen der Tigerkatze trägt, einer Hyäne oder selbst einer Unze, immer einen großen Vorzug hat.

*) Aus dem Werk: die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika, von G. Tams.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

China.

China ist der beste Beweis, wie unwiderstehlich europäisches Wesen eindringt. Mit Ausnahme Japans hat sich kein Land so abgesperrt, wie China, und doch scheint es seit seiner Demüthigung durch die Engländer wunderbare Fortschritte in der Erkenntniß zu machen, daß der Himmelssohn nicht die einzige Großmacht auf Erden sey, und daß es dem Verkehr mit diesen andern Mächten nicht entsagen könne. Schon sind Verträge mit Nordamerika und mit Frankreich abgeschlossen worden, und letzterem wurde, wie bereits erwähnt, sogar zugestanden, daß das Christenthum frei im Reiche soll bekannt werden dürfen. Das ist eine ungeheure Concession, denn die chinesischen Abgeordneten hatten in ihrem Sinne ganz Recht, wenn sie behaupteten, „die Einführung des christlichen Cultus sey die Einführung eines fremden und zwar feindseligen politischen Elements." Die Chinesen sind keine Neulinge, die gebildete Classe ist meist völlig indifferent, und weit entfernt von Fanatismus, sie wissen aber aus einer nicht sehr fernen Geschichte, wie die Jesuiten sich in die Regierungsangelegenheiten des Reichs mischten und deßhalb endlich entfernt wurden, worauf auch das Christenthum das Verdammungsurtheil traf. Indeß ist es doch in manchen Gegenden China's seit jener Zeit nie ganz erstorben, denn sonst würden nicht die katholischen Missionen bereits fünf bis sechs Provinzen umfassen, selbst bis nach Korea und in die Mandschurei hinaufreichen. Als der französische Gesandte durch die chinesischen Unterhändler ein Edict ausgewirkt hatte, dem gemäß der christliche Cultus geduldet werden solle, erhoben die Christen ein Triumphgeschrei darüber, daß sie jetzt der zahllosen, durch die Mandarinen ausgeübten Plackereien entledigt seyn sollten, und als die Magistrate, welche nicht sämmtlich von dem Edict in Kenntniß gesetzt waren, die Versammlungen verbieten wollten und mehrere Christen ins Gefängniß warfen, versprachen die Missionäre ihnen „den Beistand Frankreichs." Das Journal des Débats hat also wohl Recht vor den „unnützen und voreiligen Unbesonnenheiten" zu warnen, welche die mit so vieler Mühe errungene Eroberung Frankreichs compromittiren könnten, und es appellirt an die „überlegene Klugheit, welche in diesem Augenblick das Geschick der katholischen Kirche leitet," um die von Frankreich den Missionären eröffnete Bahn immer breiter und sicherer zu machen.

Man darf wohl fragen: wie kam Frankreich, das mit China kaum in Handelsverkehr steht, so schwach ist die Einfuhr chinesischer Waaren in Frankreich, zu einem solchen Einfluß, den das mächtige England nicht einmal ansprechen konnte? Wenn man den englischen Journalen glauben darf, so wären zwischen Chinesen und Amerikanern, so wie zwischen Chinesen und Franzosen allerlei verdächtige Unterhandlungen vorgegangen, deren Ergebniß wohl seyn könnte, daß China bei einem allenfallsigen Wiederausbruch des Kriegs französische und amerikanische Hülfe zu gewärtigen hätte, daß es vielleicht sich bereits an Frankreich und Amerika für den Fall gewendet hat, daß England auch nach bezahlter Kriegsentschädigung die Insel Tschusan zu behalten Lust hätte, was allerdings der Fall ist, und was China aus allen Kräften zu hindern sucht. Damit wäre China freilich bereits ganz in den diplomatischen Verkehr mit den großen Mächten getreten, und schiene zwischen ihnen zu laviren, um einen gegen den andern zu benützen und keinem allzugroße Zugeständnisse machen zu müssen. In neuester Zeit hat sich die Eifersucht der Engländer in Bezug auf die Insel Tschusan, welche die Franzosen in ihrem Vertrag sich ausbedungen haben sollten, sehr empfindlich gezeigt. Die Sache ist durchaus unrichtig, zeigt aber die Begierde, welche die Engländer nach dem Besitz der Insel Tschusan hegen, von der sie auch geradezu sagen, England sey durch das hinterlistige Benehmen der Chinesen völlig berechtigt, die Insel zurückzubehalten. Was dieß hinterlistige Benehmen der Chinesen ist, werden wir sogleich sehen.

Gleich im Anfang dieses Jahres (s. Hong-kong Nr. 10) haben wir darauf hingewiesen, wie die Engländer die Entdeckung gemacht haben, daß Hong-kong eine verzweifelt schlechte Erwerbung sey. *) Der Verdacht aber, daß England so treubrüchig handeln und dem beschworenen Vertrag zuwider die Insel Tschusan behalten werde, wurde, als die Sache zum erstenmal zur Sprache kam, von angesehenen englischen Journalen mit Entrüstung zurückgewiesen; seit dieser Zeit jedoch sind manche Dinge zur Sprache gekommen, welche wohl den Wunsch der Engländer rege gemacht haben können, daß sie die Herausgabe von Tschusan nicht so unbedingt hätten versprechen sollen. Wir haben schon in dem Artikel über die Insel Hongkong darauf aufmerksam gemacht, daß die natürliche Richtung des chinesischen Handels nicht südwärts nach Canton, sondern ostwärts gehe. China's große Ströme laufen alle von Westen nach Osten, also nimmt der Handel am natürlichsten eben diese Richtung, und nur die Politik der chinesischen Regierung, welche die Fremden vom Zugang ins Innere durchaus abhalten wollte, konnte Canton zum einzigen Aus- und Einfuhrhafen des Reichs machen. Sobald diese Beschränkung aufgehoben ist, muß der Handel trotz aller künstlichen Gegenmittel nach und nach seine natürliche Richtung annehmen, weil man die Waaren viel leichter stromab- und aufwärts, als quer durch das Land über die Gebirge transportirt. Zu diesen allgemeinen Umständen kamen im Laufe des Jahres noch neue Entdeckungen: man fand endlich, daß Hong-kong zu gar nichts tauge als zu einem Schmuggeldepot für die Opiumschiffe, und daß wahrscheinlich die Opiumschmuggler, diejenigen, welche die anfängliche Besetzung von Hong-kong angerathen, auch bei der schließlichen Wahl ihren Einfluß geäußert hatten. So weit scheint die Schuld hauptsächlich auf Elliot zu fallen, welcher freilich auch durch den Umstand getäuscht wurde, daß Hongkong damals einen sehr lebhaften Handel zeigte. Dieß hatte

*) In der neuesten Zeit hat auch Sir Henry Pottinger in den Zeitungen erklären lassen, daß er an der Wahl Hong-kongs keinen Antheil habe.

aber seinen einfachen Grund darin, daß den Engländern kein anderer Hafen offen stand.

Hong-kong gehört zu den von den Spaniern so genannten Ladronen — so genannt, weil sich alles Raubgesindel dort aufhält, — wird während der Regenzeit ungemein ungesund, nicht bloß für Europäer, sondern auch für Hindus und Malayen, welche gleichfalls wie die Fliegen wegsterben, und gilt bei den Chinesen selbst als eine mörderische Insel. Die Bevölkerung betrug, als die Engländer sie in Besitz nahmen, etwa 7800 Seelen, meist Schmuggler, Steinhauer, Vagabunden u. s. w. Seitdem ist diese Bevölkerung bis zum Julius dieses Jahres auf 19,000 gestiegen, aber nicht im mindesten besser geworden. Steuern sind von der Bevölkerung so gut wie keine zu erheben, so daß die wenigen Engländer, welche sich hier, weil sie ein neues Singapur in Hongkong sahen, mit großen Kosten ankauften, auch noch sehr bedeutende Steuern zahlen müssen, um nur die Kosten der Verwaltung, namentlich für die bei dem zahlreichen Lumpengesindel sehr theure Polizei zu decken — ein Stand der Dinge, welcher auch bereits zu großen Klagen bei dem Ministerium der Colonien Veranlassung gegeben hat. Jetzt sind die Engländer in großer Verlegenheit; daß die Insel nichts taugt, daß auch nicht einmal der Handel von Macao sich dahin gezogen hat, und daß eigentlich gar kein Handel hier statt findet, davon sind sie jetzt lebendig überzeugt, lassen auch ihrem Spleen freien Lauf und geben namentlich den Chinesen Schuld, obwohl sie niemanden als sich selbst anzuklagen haben. Wenn ihr Handel nicht bedeutend leiden soll, so müssen sie sich jetzt wo anders hinwenden, und hier bietet sich zunächst Canton dar, wo man sie allerdings auch mit großer Bereitwilligkeit aufzunehmen geneigt scheint, aber mit diesem Schritt arbeiten sie gerade dem Plan der Chinesen, den Handel wieder so viel wie möglich in Canton zu concentriren, in die Hände. China hat zwei sehr triftige Gründe, die Concentration des Handels in Canton auf alle Weise zu begünstigen, denn fürs erste kann die chinesische Regierung in den übrigen vier Häfen, die unmittelbar mit dem Verkehr des innern Landes, namentlich mit dem großen Kaisercanal, in Verbindung stehen, das Eindringen fremden Einflusses unmöglich verhindern; zweitens muß sie, wenn dem Handel sein natürlicher Lauf gelassen wird und Canton bald verödet, Aufstände in dieser wichtigen und reichen Stadt befürchten.

Allen Nachrichten zufolge ist jetzt der Handel in den übrigen vier Häfen so ziemlich null, und was auf der Ostküste China's gehandelt wird, geschieht fast alles von Tschusan aus. Eine neuere englische Nachricht *) sagt über diese Verhältnisse ganz ohne Umschweife: „der Handel der Insel Tschusan ist bedeutend, denn die Chinesen kaufen lieber zu Tschusan als zu Ning-po oder Schanghai, da die Waaren aus Tschusan kein Zollzeichen haben, woran die Behörden, welche die Durchfuhrzölle erheben, gleich den Ursprung derselben erkennen; denn die Mandarinen des innern Landes werfen der Durchfuhr englischer Waaren jedes mögliche Hinderniß in den Weg und zwar auf Veranstaltung der Regierung selbst, welche den Handel nach Canton zurückleiten und daselbst concentriren möchte. Zu Amoy gibt es keinen Handel und der englische Consul zu Ningpo gibt selbst zu, daß die Versuche, einen Einfuhrhandel einzuleiten, vollständig mißglückt seyen. Alles wird sogleich ein Hong oder Monopol, und Hr. Thom, der Consul, welcher mit einer Chinesin verheurathet ist, hat jetzt entdeckt, daß es den Mandarinen gelang, durch das Aussaugungssystem, welches sie allenthalben ausüben, wo brittische Waarenzeichen auf Waarenballen sich finden, den Handel in diesen Häfen fast völlig zu vernichten. Schanghai hat etwas mehr Handel wie Ningpo, aber man kauft auf Tschusan leichter ein, und im Laufe des Jahres 1844 kamen nur fünf Schiffe nach Schanghai; in Fu-tschou-fu ist ebenfalls sehr wenig Verkehr, denn es langen dort gar keine Schiffe an." Dieß beweist den entschiedenen Plan der chinesischen Regierung, die alte Beschränkung des Handels auf den Hafen von Canton auf indirectem Wege aufrecht zu erhalten; daher auch die schon mehrfach in England fast mißfällig bemerkte Promptheit, womit die Chinesen alle Termine der ihnen auferlegten Kriegssteuer einhalten, um nur Tschusan wieder in ihren Besitz zu bekommen, und so dem Handel der Engländer auf der Ostküste allmählich wieder ein Ende zu machen. Die Ankündigung, daß den Engländern der Zugang in Canton wieder geöffnet werden würde, hängt damit zusammen, und es fragt sich nun freilich sehr, ob die Engländer sich auf eine so ächt chinesische Weise um den ganzen, mit so schweren Opfern errungenen und so pomphaft ausposaunten Vortheil betrügen lassen werden. Was wollen sie aber gegen die schlauen Chinesen thun? Mit dem Schwerte drein schlagen? Einen Eroberungskrieg führen, Städte besetzen? Das ist eine höchst schwierige, weitaussehende, bei den Verhältnissen zu Amerika und Frankreich kaum rathsame Sache, denn abgesehen davon, daß sie zu schwach sind ein ausgedehntes Land in Besitz zu nehmen, hätten sie sicherlich einen indirecten, vielleicht bald einen directen Widerstand von Nordamerikanern und Franzosen zu befahren, von denen jedenfalls die erstern eine Unterbrechung des englischen Handels schnell zu ihrem Vortheil zu benützen wissen würden.*) Es ist aus dem freundlichen Benehmen der chinesischen Unterhändler gegen den französischen Gesandten abzunehmen, daß die Chinesen, wie oben schon erwähnt, den Werth eines solchen Gegengewichts gegen die englische Uebermacht sehr zu schätzen wissen.

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Gentlemans Gazette, welche zu Bombay erscheint.

*) Der Moniteur theilte kürzlich umständliche Urkunden mit über den chinesischen Handel, worin das Handelsministerium Anweisungen gab, wie der Handel hinsichtlich der Beschaffenheit der Waaren zu betreiben seyn würde. Aus diesen Mittheilungen ersieht man auch, daß die Engländer an rohen und gedruckten Baumwollenzeugen 800,000 Stück zu einem Preis von nahezu 3 Mill. spanischer Thlr. in China absetzen; die Amerikaner bereits 600,000 St. gröbere Zeuge zu einem Werth von $1\frac{1}{4}$ Mill.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Dritter Brief.

Tobing, 25 April 1845.

Wie Ihr seht, habe ich seit meinem letzten Briefe meinen Aufenthaltsort nicht verlassen, ich habe daher dießmal wenig Stoff zu Beschreibungen und Erzählungen von neuen Erlebnissen. — Ich weiß nicht, ob ich Euch die Lage und Umgebung von Tobing schon beschrieben habe. — Stellt Euch eine Landschaft vor, bedeckt von unregelmäßig durcheinanderlaufenden hohen und niedern Bergketten, und durchschnitten von vielen, bald breiten, bald abgrundartigen Flußthälern, deren meiste gegen die Westküste Sumatra's auslaufen; — die Berge fast durchgängig mit dichtem Walde, die Thäler mit hohem, dürrem Grase (alang-alang) bewachsen; — denkt Euch nun am Abhange eines dieser Berge einige lange, einstockige Casernen mit langen, hervorspringenden Grasdächern, und dabei ein Duzend kleinere Häuser von demselben Baustyle, die zusammen ein großes Quadrat bilden, in dessen Mitte auf einem hohen Maste die niederländische Flagge weht, so habt ihr das reizende Bild von Tobing, meiner jetzigen Residenz und der Hauptstadt des Districtes Batta-Ankola, der bei einem Flächenraume von 80 — 100 Quadratmeilen nur von ungefähr 18 — 20,000 armseligen Menschen von dem Battastamme bewohnt wird, dafür aber um so zahlreichere wilde Thiere beherbergt, als da sind: Elephanten, Rhinocerosse, Bären, Hirsche rc. — Reis und Wälschkorn sind fast die einzigen Culturproducte dieses Landes; Früchte sind hier rar und was vorhanden ist, wächst wild. Gegenwärtig beginnt das Gouvernement die Bevölkerung zum Kaffeebau anzuhalten, wozu jedoch den Battas alle Lust fehlt. Mehr Werth haben die in den Wäldern wild wachsenden, seltenen und kostbaren Baumarten, nämlich der Kampher-, Benzoe-, Drachenblut-, Sassafras-Baum und die Sagopalme; sie sind in Menge vorhanden, es wird aber nur wenig Nutzen davon gezogen. Ueberhaupt wirft dieser Landstrich der Regierung gar keine Einkünfte ab. Noch vor zwei Jahren waren von hier an bis an die Ostküste eine Reihe von Militärposten, wovon Bila gegenüber von Malakka der letzte war. Da jedoch der Besitz dieser unbebauten, spärlich bevölkerten Ländereien dem Staate gar nichts einbrachte, dagegen sehr viel Geld und Menschen kostete, so sind sie alle verlassen und Tobing allein ist geblieben, das nur den nordwestlichsten Vorposten der Gouvernementslande gegen die noch unterworfenen, nördlicher gelegenen Battastämme bildet, und zugleich die Communication zu Lande von Tappanuly nach den südlicher gelegenen malayischen Binnenländern offen halten muß. Nicht mehr lange übrigens, so wird der Name Tobing (was in der Batta Sprache „Abgrund" heißt) auf der Landkarte, wenn es ja darauf existirt hätte, gestrichen werden müssen. Die strategisch ungünstige Lage unsers Postens, der von allen Seiten dominirt ist, hat nämlich das Gouvernement von Sumatra bewogen, seine Verlegung in ein zwei Stunden von hier entferntes, östlich gelegenes Thal anzuordnen, und man ist daselbst schon lange beschäftigt, Casernen, Magazine, Spital rc zu erbauen. Da nun wir Offiziere für unsre Behausung selbst sorgen müssen, so bin ich seit einiger Zeit auch Baumeister geworden, und habe eine Anzahl Eingeborner in meine Dienste genommen, die unter Aufsicht von einigen Soldaten nach meinem Plane eine Wohnung bauen. Hiezu sind nun freilich wenig architektonische Kenntnisse erforderlich, da die Baumaterialien einzig aus Holz und Bambus bestehen und wildes (sogenanntes spanisches) Rohr die Stelle der Bindemittel — Nägel und Eisen vertritt; auch außerdem unsre Häuser sich durch die größte Einfachheit auszeichnen. In meinem nächsten Briefe, der von dem neuen Campement, das wir in einigen Monaten beziehen werden, und welches den barbarischen Namen Padang-Sidim-Puang bekommt, datirt seyn wird, will ich Euch eine Zeichnung meiner Wohnung und meines Wohnortes senden

Trotz der Abgelegenheit meines Aufenthaltes von der civilisirten Menschheit, trotz der Monotonie unsers Lebens hier, kann ich Euch doch versichern, daß ich, im Genuß unverändert guter Gesundheit und in Zufriedenheit mit meiner Stellung, durchaus nicht ungern hier bin. Zwar vermißt man im Innern von Sumatra, auf einem so abgelegenen Posten gar manche sociale Genüsse, welche man in civilisirten Ländern und größern Städten hat; indessen gewährt ein solches Leben in zurückgezogener Stille, das seinen festen geregelten Gang fortgeht, getheilt in Berufs- und Haushaltungsgeschäfte und Erholung durch ländliche Arbeiten, Ausflüge und kleine Gesellschaften, doch auch seine eigenthümlichen Annehmlichkeiten, wobei nicht aus der Acht zu lassen ist, daß ein solcher Außenposten Gelegenheit gibt, sich einiges Geld zu ersparen, was auf größern Plätzen, wenigstens von einer Lieutenantsgage nicht wohl möglich ist. Fehlen uns hier auch manche Luxusgegenstände, welche man anderswo nicht wohl entbehren zu können glaubt, so sind wir darum doch relativ reiche Menschen, denn unsere Einkünfte reichen hin uns in den Besitz aller der Artikel des Genusses und des Behagens zu setzen, die in diesen Wildnissen bekannt und wünschenswerth sind. Ich für meinen Theil habe noch das voraus, daß ich in meinem Studium und den Büchern stets ein nützliches Mittel gegen Verdruß und Langeweile habe, wiewohl ich bis jetzt von letzterer noch nie heimgesucht worden bin und ganz und gar nicht über Mangel an Beschäftigung klagen kann. Außer dem Studium und meinen Berufsgeschäften nimmt auch die Leitung meines Hauswesens, das hier eine weit größere Ausdehnung gewonnen hat, mir viele Zeit hinweg. Da nämlich die Lebensmittel hier selten und theuer sind, so sehen wir uns genöthigt, die meisten derselben selbst zu ziehen. Ich habe hinter meinem Hause einen großen Garten, wo ich alle europäischen Gemüsepflanzen ziehe, die in dem hiesigen kühlen Klima trefflich gedeihen, namentlich Erbsen, Bohnen, Kohl, Spargel, Sellerie, Gurken, Salat, Zwiebel, Rettig rc.; ferner baue ich daselbst Wälschkorn, das hier ungemein groß wird. Ein Blumengarten dagegen fehlt mir. In meinem Hofe wandeln ein paar Duzend Hühner, Kapaunen, Enten rc.; ferner befindet sich daselbst ein großes Taubenhaus, diese Thiere füttere ich mit meinem selbstproducirten Wälschkorn, sie kosten mich daher nichts. Um Milch zu haben, halten wir uns in Gemeinschaft Kühe, deren Unterhalt ebenfalls nichts kostet, da sie ihr Fressen selbst suchen. Wir haben gegenwärtig 18 derselben auf der Weide laufen. Von Zeit zu Zeit lassen wir zusammen ein Kalb schlachten, denn Metzger oder Bäcker gibt es hier nicht. Brod oder eine andere Speise von Mehl habe ich nun beinahe ein Jahr lang nicht mehr gesehen; Schmalz und Butter mangelt ebenfalls, dafür wird alles mit Palmöl gekocht was auch gut ist.

(Fortsetzung folgt.)

Possirliche Zollordnung. Der Cambridge Advertiser berichtet folgenden merkwürdigen Fall: Kürzlich wurden zu Yarmouth 76 Tonnen Muskatnüsse gelandet, die aber als nicht aus brittischen Besitzungen kommend, der Aufsicht der Zollbehörden übergeben wurden. Sie werden jetzt nach dem Cap der guten Hoffnung eingeschifft, und von dort als brittische Erzeugnisse zurückgeführt werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1845.

Blick auf Kleinrußland von der Poststraße aus.

(Nordische Biene. 5 und 6 Nov.)

Jenseits Orlow sieht man schon an der Poststraße keine Trauerbirken mehr, sie sind durch buschige Linsenbäume ersetzt, die sich in dichten Alleen an der Straße nach Kiew hinziehen. Schon nördlich von Orel mahnt alles an die Nähe des Südens: das gebrochene Russisch der Postboten, ihre Kleidung, Mützen statt der Hüte, der üppige Boden und selbst die Luft, welche man mit einer gewissen Begierde einsaugt. Der Blick verliert sich mitten unter den üppigen Weiden, welche an die Stelle der wasserbedeckten, zum Theil mit schwächlichen Fichten bewachsenen Sümpfe des Nordens getreten sind. Einige Stationen jenseits Sjewsk zeigen sich schon mitten unter dichtem Grün kleinrussische Sloboden, die an den Abhängen der Hügel in malerischer Unordnung verstreut sind, mit ihren reinlichen, meist strohgedeckten, zum Theil auf Säulen ruhenden Dächern, die schon dem wärmern Klima angehören, und von dichtbelaubten Sahlweiden beschattet sind. Jetzt ist man in Kleinrußland. Der Tag ist schwül, die Sonne brennt, der Himmel ist wolkenlos, die Blätter rühren sich kaum, allenthalben ist Stille und eine gewisse Weichheit. Hie und da erscheint ein junges Mädchen in dem Garten oder ein Bursche auf dem Felde, und in der Umgegend sieht man Gruppen von Kurganen, unter denen im Todesschlaf die Gebeine unbekannter Opfer liegen, die von den Ukrainern der Unabhängigkeit ihrer Heimath im Kampf gegen Litthauer, Polen und Tataren, welche stets die Stärkern, aber nicht immer die Sieger waren, dargebracht wurden.

Schön sind die Sommertage der Ukraine, aber noch reizender die Abende und die sanften Nächte. Es ist ein vom Himmel gesegnetes Land, dieß Kleinrußland, das russische Italien. Betrachtet seine Söhne: sie tragen den scharfen Stempel ihres Klima's, denn bei ihnen findet sich nicht die Arbeitsamkeit der Russen, in ihren Sitten spiegelt sich die Neigung zum Genuß. Der Kleinrusse ist verständig, ehrlich, gewandt, schlau, aber er ist etwas zu faul zum Denken und zum Arbeiten; sein Leben ist rein beschaulicher Art: den Krieg hat er vergessen, die Industrie kennt er nicht, und will sie nicht kennen; so dehnt sich sein irdisches Leben kaum über die Gränze seiner Flur aus. Tritt man in seine Hütte, so findet man allenthalben Armuth, aber Reinlichkeit, wie man sie beim Großrussen nicht sieht. Mit einem besondern Gefühl betritt man Abends ein ukrainisches Dorf. In einer Sommernacht schweigen die Nachtigallen nicht in dem Gebüsch, so wenig wie die traurigen Gesänge der Bäuerinnen. In Kleinrußland gibt es für jeden Theil des Jahres, für jedes Fest besondere Lieder, in denen von dem ehemaligen Kosakenleben die Rede ist, von seiner glühenden Liebe zu dem Mädchen mit den dunklen Wimpern, von seinem Tode jenseits des Dniepr im fernen Lande, von dem Kummer des Mädchens mit dem ungeliebten Mann zu leben, von dem Hetman, von Chmielnizki, von dem Saporoger Hetman Taras, nach welchem die Mordschlacht bei Perajaslawl die Taras-Nacht heißt, in welcher nur an Panen, ungerechnet der Mannschaft, ihrer 300 erschlagen wurden. Auch darf der Märtyrer für den Glauben und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, Naliwaiko, nicht vergessen werden, der mit einer glühenden Krone gekrönt und auf einem glühenden Pferd zu Asche gebrannt wurde.

An Feiertagen sieht man auf der Straße bunte Reihen von Mädchen in weißen, wollenen Spencern mit einem Gürtel, mit kleinen um den Kopf gewundenen Nesseltüchern, deren Enden lang schleierartig auf die Schultern hinabhängen, und in rothen Stiefeln mit eisernen Absätzen. Die Mädchen sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, gerade gewachsen, oft schön mit regelmäßigen Zügen, in hellen Farben und Bändern, unter denen die dichten Haare sich hervordrängen, während die üppige Brust nur halb bedeckt ist. Die Kosaken, die hohen kapuzenartigen Mützen schief auf die Seite gesetzt, in ihren kurzen, ungegürteten Röcken, unter denen das weiße Hemd mit einem Kragen und die weiten Hosen hervorschauen, sitzen in der Schenke, einer trinkt dem andern mit dem Branntwein im Glase zu, und wünscht freundlich dem Vorüberziehenden einen guten Tag. Ihnen singt der blinde Bandurist von dem alten Kosakenthum vor.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Oceanien.

Wir sehen also hier Frankreich, England und Nordamerika wieder in seltsamem Gegensatz. China und seine Dependenzen sind noch nicht von europäischen Waaren überschwemmt, das Land ist gewissermaßen neu und jeder Theil ist beeifert sich seinen Antheil daran zu sichern. Dabei wird nun wohl Frankreich vorerst den Kürzern ziehen, weil es zu wenig Waaren aus China bezieht, als daß es einen bedeutenden Handel gründen könnte, aber es ist bestrebt, wie im indischen Meere und in Oceanien den Wegelagerer zu machen. Außerdem, daß es fortdauernd in Cochinchina festen Fuß zu fassen sucht, hat es die Besetzung einer kleinen Insel bei Borneo durch die Engländer — gelegentlich bemerkt eine gegen das schwächere Holland ausgeführte Gewaltthat*) — zu benützen versucht, um ebenfalls in diesen Meeren einen Haltpunkt zu gewinnen. Dazu war die Insel Basilan auserſehen, aber der Plan mißglückte, weil der spanische Generalgouverneur auf den Philippinen Einsprache erhob. Jetzt scheinen die Holländer zu befürchten, es möchte von Frankreich eine mehr in der Nähe ihrer Besitzungen gelegene Insel zu einem gleichen Zweck ausgewählt werden. Wir haben in der Karte, welche wir unsrer Mittheilung über das Oregongebiet beilegten, nach einem dem Werk von Duflot de Mofras entlehnten Plane die Lage der Marquesas-Inseln und Taheiti's im Verhältniß zu China und den Philippinen bemerklich gemacht. Zu diesen beiden Punkten ist nun ein dritter, Neucaledonien, gekommen, wohin vorerst Missionäre gesandt wurden, mit der Aussicht, Truppen und wo möglich Colonisten bald nachzusenden. Der Zweck ist allenthalben derselbe: es sollen Wegelagererpunkte seyn, von welchen aus der Handel der Engländer in diesen Meeren im Fall eines Kriegs gestört werden kann.

Leider stoßen wir hier auf die schlimmste Seite der politisch-militärischen Bestrebungen Frankreichs wie der commerciellen Absichten Englands und Amerika's. Für alle diese soll die Verkündigung des Christenthums nur Mittel zu sehr weltlichen Zwecken seyn. Wir wollen damit keineswegs die Absichten der Mehrzahl der Missionäre verdächtigen, welche größtentheils in gutem Glauben handeln mögen, aber die Folgen dieser Bestrebungen sind für die armen Völker, an denen diese Versuche gemacht werden, in hohem Grade verderblich. Auf die Entvölkerung der Sandwichinseln, welche zu einem nicht geringen Theile von dem unsinnigen Erziehungs- und Unterrichtssystem der Missionäre herrührt (s. die Entvölkerung der Sandwichinseln Nr. 247), wollen wir nur nebenher aufmerksam machen, da dieser Gegenstand schon oft und selbst von Amerikanern, wie Jarves, zur Genüge besprochen worden ist, und verweisen als auf einen viel allgemeineren Umstand, auf das noch weit schlimmere Geschenk der Religionskriege, welchen diese Völker mehr und mehr zum Raube werden. Wir führen als eine Probe dessen was vorgeht, nachstehende Stelle aus den Annalen der Verbreitung des Glaubens*) an: „Während der letzten Jahre hatten Religionskriege die verschiedenen Stämme von Tonga gegen einander bewaffnet und ins Feld geführt. Die Anhänger der protestantischen Prediger wollten ihren Glauben mit den Waffen in der Hand unter ihren empörten Landsleuten, welche sie des Teufels Partei nannten, verbreiten. Die beiden Heerlager erbauten Festungen, um sich vor Ueberfällen zu sichern, und zogen sich während des Kriegs hinter dieselben zurück, während sie in Friedenszeiten die umwohnenden Dörfer bewohnten. Tonga hat vier vorzüglich befestigte Plätze. Bea, wo wir wohnen, ist am besten befestigt, und gilt als ein beinahe unüberwindlicher Platz. Nach der Versicherung von Europäern sollen sich hier bei 5000 Menschen eingeschlossen haben, was ich indeß für übertrieben halte, obwohl immerhin 2000 bis 3000 bequem Platz finden mögen. Bea hielt vor drei Jahren eine Belagerung aus; ein zum Protestantismus übergegangener Stamm, welcher seit Jahren, obwohl immer vergeblich, seinen Glauben dem ungläubigen Volke, bei welchem wir gastliche Aufnahme fanden, aufdringen wollte, beschloß am Ende, diese Starrköpfe müßten sich entweder bekehren oder sämmtlich ihren Starrsinn mit dem Tode büßen. Der englische Prediger, welcher die Sache leitete, zog einen Commodore seiner Nation, dessen Schiff auf der Rhede lag, in sein Interesse. Sofort wurde der Platz förmlich belagert, aber die Teufelspartei vertheidigte sich und zwar mit vielem Glück; der Commodore Croker wurde mit eilf der Seinigen und vielen andern Insulanern getödtet, während die Ungläubigen keinen Mann verloren und sich dreier Kanonen bemächtigten." Mag auch die Beschuldigung, daß der englische Prediger die Sache geleitet habe, ungenau seyn, die Thatsache selbst, der Kampf, die Erbitterung unter den Eingebornen ist unzweifelhaft wahr, und eben diese Annalen der Verbreitung des Glaubens liefern uns der Beispiele unchristlichsten Sectenhasses unter den Missionären beider Theile so wie unter den Eingebornen selbst in Menge. Politische Gründe nähren allerdings diesen Haß, und im allgemeinen kann man sagen, daß sich alte feindliche Parteien jetzt nur unter neuen Namen bekämpfen (s. die Franzosen und Engländer in Oceanien Nr. 25), aber vorher wußten die Armen, um was sie fochten, jetzt fechten sie in blinder Erbitterung und die europäischen Waffen machen die Kämpfe nur um so mörderischer. Früher war die Verfassung der meisten dieser Inseln aristokratisch, und der König wenig mehr als der oberste Anführer. Durch die Ankunft der Europäer aber neigte sich die Verfassung mehr und mehr zur strengern Monarchie, weil die Missionäre, indem sie sich an die Mächtigsten wandten, an die, welche den Königstitel trugen, diese durch das Uebergewicht europäischer Bildung stärkten, und ihnen dadurch eine Macht verschafften, wie sie solche früher nie besessen. Der große König der Sandwich-Inseln, deren Bewohner durch die Berührung mit den Euro-

*) Wenn den neuen Nachrichten aus England und den Reclamationen in den Generalstaaten zu glauben ist, so handelt es sich um Borneo selbst und nicht mehr um eine kleine Insel.

*) Siehe Januar 1845. S. 15.

vätern seit 20 Jahren von 130,000 auf weniger als 100,000 heruntergesunken sind, kann jetzt die bezwungenen Großvasallen seines Reichs um sich versammeln und sie mit „Mylords“ anreden, welche Parodie europäischer Titulaturen und Einrichtungen nur Stoff zum Lachen darbieten würde, wenn das Ganze nicht gar zu traurig wäre. Auf den andern Inseln und Inselgruppen wird sich diese Parodie nicht so leicht aufführen lassen, weil die katholischen Missionäre und die Franzosen sich an die aristokratische Partei wandten, und diese mit nicht geringerem Uebergewicht leiten, wie wir dieß seit zwei Jahren auf Tahiti sehen, und wie es auf der beträchtlichen Tongagruppe auch schon begonnen hat. Was wird, was kann die Folge seyn, als ein erbitterter Kampf, welcher die Bevölkerung dieser Inseln, die man freilich nur zum geringsten Grade als eine harmlose bezeichnen kann, größtentheils zu Grunde richten wird.

Man sage ja nicht, daß die katholischen Missionäre von den Inseln, auf denen bereits protestantische Missionäre sich befanden, hätten wegbleiben sollen; dadurch wäre der Streit nur zum Theil vermieden worden, denn in Neuseeland, wo allerdings auch ein katholischer Bischof ist, haben gleichfalls religiöse Zänkereien sich erhoben (s. Nr. 282), aber nicht zwischen Katholiken und Protestanten, sondern unter den verschiedenen Confessionen der letztern; hier haben wir den Beweis, daß die protestantischen Missionäre eben so wohl unter einander selbst in Zwiespalt gerathen, indem der anglikanische Bischof Selwyn die von den wesleyanischen Missionären vollzogenen Taufen und andern kirchlichen Handlungen für ungültig erklärt hat.

Wahrlich bei solchem Benehmen darf man sich nicht wundern über den geringen Erfolg, welchen das Missionswesen in unserer Zeit darbietet, noch über die von manchen Seiten ausgesprochene Behauptung, daß unsere Zeit gar keinen eigentlichen Beruf zum Missionswerk habe. Wir können nicht umhin aus einer kleinen, vielfach angefeindeten Schrift, deren wir im Laufe dieses Jahres gedacht haben (s. Nr. 132), eine Stelle auszuziehen, welche auf die Missionen der neuern Zeit und namentlich auf die in Oceanien paßt — eine Stelle, wo der Verfasser die Erfolge der Jünger Jesu mit denen der heutigen Apostel vergleicht. „Die kleine Schaar der Jünger Jesu,“ sagt er, „stand einzig und verlassen in der weiten Welt; denn der Christus, welchen sie verkündigten, war den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit. Aus der eigenen Heimath ausgestoßen und vertrieben, mußten sie ihr Leben und die Fristung desselben ihren natürlichen Feinden anvertrauen, „„denn Gold und Silber hatten sie nicht.““ Unsern Missionären aber steht die ganze europäische Bevölkerung, es stehen ihnen vielleicht 250 Mill. Seelen zur Seite, abgerechnet die vielen Millionen Christen, welche in andern Welttheilen von Alters her zerstreut sind.

„Könige und Fürsten, Reiche und Gebildete waren die mächtigsten und hartnäckigsten Gegner der Apostel Jesu; unsere Missionäre aber haben auf ihrer Seite Fürsten und Völker, die, wenn auch lau oder kalt gegen die Mission, doch wenigstens Christen sind. Rechnen wir noch dazu die dargebotenen Geldmittel, welche die Missionäre in den Stand setzen, selber wenigstens verhältnißmäßig anständig aufzutreten und bequem zu leben, Geldmittel, durch welche sie im Stande sind, Häuser, Schulen, Capellen zu bauen, Grund und Boden zu erwerben u. s. w., Geldmittel, die sie in den Stand setzen, den Heiden äußerliche Wohlthaten zu erzeigen, ihre Kinder zu sich aufzunehmen, zu nähren, zu kleiden, sie ganz und gar auf Kosten der Mission zu erziehen, — nehmen wir dieses in Betracht und die verschiedenen Resultate, die diese und jene erreicht haben, so sieht man eben deutlich, daß das Werk der Apostel in Gott gethan war, daß aber unsere heutige Mission an allen ihren Enden und Orten das deutlichste Gepräge des menschlichen Ursprungs und der menschlichen Schwachheit trägt. Die Apostel wollten niemand beschwerlich, oder bei Verkündigung des Evangeliums jemand zur Last fallen; darum suchte sich Paulus die nöthige Unterhaltung durch seiner Hände Arbeit zu erwerben. So stand er nicht wie die Missionäre schon von Anfang an außerhalb und oberhalb des Volkes, das er belehren wollte. Auf seinem Standpunkt war es möglich, daß er den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide werden konnte. So hat auch Christus sich erniedrigt und ist in Knechtsgestalt erschienen, auf daß er uns in allem gleich würde. Unsere Missionäre aber treten als geistliche Herren auf, die ihr Haus neben den elenden Hütten aufbauen, die meist mit allen Bequemlichkeiten des Lebens so reichlich versehen sind, daß sie noch andern Handreichung thun können, daß wenigstens der Contrast zwischen ihnen und den Heiden schmerzlich für diese werden muß. Sie treten auf als Freunde und Schützlinge der europäischen Großen, die überall an aller Welt Enden durch ihre Barbareien und schreienden Ungerechtigkeiten gegen die Heiden sich ihren gerechten Haß zugezogen haben, und es liegt in der Natur der Sache, daß unter diesen Umständen auch auf sie ein Theil dieses Hasses und Mißtrauens fällt.“

Und wahrlich an diesem Mißtrauen fehlt es nicht, wie nachfolgende Stelle aus den Annalen zur Verbreitung des Glaubens (Januar 1845) deutlich genug beweist: „Gegenwärtig haben wir,“ so schreibt der apostolische Missionär Hrn. Grange aus Tonga Tabu, „schon eine kleine Heerde; über 200 Insulaner wohnen Morgens und Abends dem Gebet und unserm Unterricht bei. Wären wir die ersten hieher gekommen, so hätten wir wohl mit leichter Mühe das ganze Volk gewonnen, da uns aber ein entgegengesetzter Unterricht voranging, so wissen die Leute nicht, welcher Lehre sie den Vorzug geben sollen. Zudem wurden sie schon von so vielen Fremden überlistet, daß sie beinahe alle insgesammt für Betrüger halten möchten, und so unterscheiden denn viele nicht zwischen einem Matrosen und einem Missionär, oder zwischen einem katholischen Missionär und einem protestantischen Prediger. Es sind Fremde und das ist genug. „„Sie kommen,““ heißt es da, „„um mit einander zu streiten, das Beste was wir haben, wegzuessen und sich über uns lustig zu machen, bis sie zuletzt auch unser Land erobern.““ Haben die armen Insulaner nicht

Recht? Amerikaner, Engländer und Franzosen haben nur politische, militärische und commercielle Plane im Kopf, welche durchgeführt werden sollen, den armen Polynesiern mag es dabei ergehen, wie es will, und wäre nur noch allenthalben die Obergewalt der Regierungen thätig, so möchte es minder schlimm aussehen, aber eine ungeregelte Colonisation von entlaufenen Matrosen und Abenteurern aller Art treibt sich auf den Inseln umher, und wie diese an manchen Orten, wo kein Zügel des Gesetzes und der Sitte sie zurückhält, hausen, darüber sind schauderhafte Beispiele schon zu Tage gekommen.

Es verlohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, das Verhältniß der Franzosen auf Taheiti zu den Eingebornen zu schildern; es ist ziemlich dasselbe wie früher: die Königin mit einem Theil ihrer Unterthanen hält sich fern, hie und da fallen Feindseligkeiten vor zwischen Franzosen und Taheitiern, unter welche englische und amerikanische Matrosen sich mischen, und die erstern beschuldigen die Engländer, daß sie alles thun, was sie können, um die Feindseligkeit der Eingebornen gegen die Franzosen wach zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Dritter Brief.

(Fortsetzung.)

Den werthvollsten Theil meiner fahrenden Habe bilden jedoch zwei hübsche Reitpferde, die zwar keinen Theil des Ersparnißsystems ausmachen, da mich ihr Ankauf gegen 3000 fl. kostete und die Unterhaltungskosten monatlich 16—18 fl. betragen, die ich jedoch theils zum Dienst, theils zur Erholung gebrauche, und deren Anschaffung meine Finanzen wohl zuließen. Meine Dienerschaft besteht aus vier Personen, deren Beschäftigung sich folgendermaßen vertheilt: 1) Stallknecht und Gärtner; 2) Koch und Aufseher über das Geflügel; 3) wäscht, bügelt, flickt und hat die Aufsicht über Weißzeug und Kleider; 4) ist mein Leibbedienter. Diese Menschen, wovon zwei Battas sind, einer ein Javane und einer ein Malaye aus Sumatra, genießen zusammen einen monatlichen Gehalt von 30 fl., dabei haben sie noch Logis und Kost von mir. Um das Maaß voll zu machen, habe ich kürzlich noch einen dreijährigen javanischen Knaben, Sohn eines Soldaten, dessen Eltern hier gestorben sind, zu mir genommen. Diese Kinder sind sehr früh verständig und für alles zu gebrauchen. Der Kleine, den ich zu einem Bedienten nachziehen will, kann mir bereits alles holen und bringen was ich ihn heiße. Die Eintheilung meiner Tages- und Lebensweise ist im übrigen dieselbe wie sie auf meinen frühern Stationen war, nur daß sie vielleicht noch weniger Abwechslung darbietet. Mit Tagesanbruch wird aufgestanden; der Morgen und Mittag ist Berufs- und häuslichen Geschäften gewidmet, der Abend geselligen Zusammenkünften. Bei gutem Wetter wird gegen Sonnenuntergang ein Spazierritt gemacht. Seitdem das neue Campement im Aufbau ist, reite ich alle Wochen ein paarmal dorthin, um den Bau meines Hauses zu beaufsichtigen. Der glücklichste Tag in der Woche ist aber der Posttag. Die Post geht und kommt nur einmal in der Woche von und nach Padang. Die Ankunft des Java-Courants, der einzigen Zeitung die bis hieher durchdringt, verursacht allgemeine Freude; noch größere übrigens der Empfang von Briefen aus Europa, der Empfänger ist Gegenstand allgemeinen Neides. Eine andere große Epoche in unserem Einsiedlerleben ist die Ankunft von durchreisenden Officieren; je seltener solche Besuche sind, um so geschätzter und interessanter sind sie auch. Unlängst erfreute uns die Ankunft eines Capitäns vom indischen Generalstab, Namens Begerink. Als Adjutant des Herzogs von Sachsen-Weimar ist er lange in Württemberg, namentlich in Stuttgart bei Hof gewesen und hat auch dem Jubiläum von 1841 beigewohnt. Er ist mit der topographischen Aufnahme von niederländisch Sumatra beauftragt, und seine Unterhaltung war für mich von ganz besonderem Interesse. Ich war so glücklich, ihn von einem schweren Gallenfieber, das er mit hieher gebracht hatte zu heilen. Als Beweis seiner Erkenntlichkeit sandte er mir von Tappanuly aus ein paar Dutzend Flaschen köstlichsten Rheinweins — einen Trank, wie ihn Tobing noch nie gesehen hat.

Wenn es das Wetter und Geschäfte erlauben, wird bisweilen auf die Jagd gegangen unter Anführung unsers Capitäns, der ein großer Nimrod ist. Schon einigemal zogen wir auf Elephantenjagd aus, jedoch ohne günstigen Erfolg, da wir die Thiere zwar zu sehen aber nicht zu schießen bekommen; glücklicher waren wir in Erlegung von Hirschen, von denen die Wälder voll sind. Vor ein paar Monaten machten wir eine nicht uninteressante Excursion auf den höchsten Berg der Umgegend, den Laba-Raja, der wahrscheinlich auf keiner Karte stehen wird, wiewohl seine Höhe mehr als 6000 Fuß beträgt. Wir begaben uns den Tag zuvor in ein an seinem Fuße liegendes Battadorf, wo wir bei dem Radja desselben übernachteten. Um fünf Uhr des Morgens begannen wir die Besteigung, die mit vielen Mühseligkeiten verbunden war. Eine Anzahl Eingeborner mußte mit Beilen und Messern vor uns hergehen und den Weg durch den dicken Wald durchhauen. Je höher wir kamen, um so schwieriger wurde der Marsch. Auf Händen und Füßen mußten wir über umgestürzte, halbverfaulte Baumstämme hinwegklimmen, dabei wurden wir von unzähligen Blutegeln angefallen, die in alle Oeffnungen unserer Kleider eindrangen und sich an uns festsaugten. Endlich um 12 Uhr kamen wir auf dem Gipfel an, wo ein großes Rhinoceros, nachdem es uns eine Zeitlang betrachtet hatte, uns langsam Platz machte. Aber statt eines freien offenen Plateau's, wie wir erwartet hatten, fanden wir den Gipfel des Bergs mit Wald bedeckt und mußten, um die Aussicht genießen zu können, mit großer Beschwerde einen Baum ersteigen. Doch auch hier war sie nicht sehr belohnend. Zwar übersahen wir einen weiten Umkreis, jedoch auf der einen Seite nichts als in der Nähe Dschungelfelder, in der Ferne die See und auf der andern Seite so weit das Auge reichte, nur Berge, Wälder und Wildnisse. Merkwürdig war es uns, daß oben alle Bäume beinahe keine Blätter hatten, sondern bis auf die kleinsten Zweige hinaus mit dickem Moose bewachsen waren. Der Thermometer zeigte hier Mittags halb 1 Uhr, während im Thal die Sonne brannte, nicht mehr als + 9° R., eine Kälte, die uns in unserer leichten Kleidung fast unerträglich vorkam. Zitternd und zähneklappernd standen wir um ein großes Feuer herum, das wir sogleich hatten machen lassen, und lachten uns gegenseitig aus über unsere bleichen Gesichter und blauen Nasen. Nachdem wir vergeblich versucht hatten uns erst durch Kaffee, dann durch Glühwein, wozu wir die Materialien mitgenommen hatten, von innen heraus zu erwärmen, vermeinten wir, nun hinreichende Rückerinnerungen an unser vaterländisches Klima genossen zu haben, begaben uns mit Verzichtleistung auf das frühere Vorhaben, eine Nacht auf dem Berge zuzubringen, in Eile auf den Rückmarsch und kamen noch denselben Abend glücklich zu Tobing an.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Was ist der Grund dieses Drängens und Treibens, das sich selbst überstürzt und die armen Völker Oceaniens in Jammer und Noth hinabstößt? Dieser Grund ist eben nicht sehr weit zu suchen. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das stille Meer wenig befahren und Spanien behauptete noch bis ans Ende desselben das freilich nicht sehr anerkannte Alleinrecht auf dessen Beschiffung, so wie auf die dasselbe umgebenden Länder, namentlich die ganze Westküste Amerika's. Mit den Missionen der Südsee ward im vorigen Jahrhundert kaum ein Anfang gemacht, bedeutend wurden sie erst nach den großen Kriegen und zur Zeit der Unabhängigkeitskämpfe im spanischen Amerika, wo es galt die amerikanische Westküste von irgend einem Zwischenpunkt in der Südsee aus zu erreichen, weßhalb man einzelne Inseln, namentlich die Sandwichinseln und Taheiti, als Stationsplätze auserwählte. Der Wallfischfang trug zwar auch das Seinige dazu bei, die Hauptveranlassung aber war der Handel mit dem spanischen Amerika; die katholischen Missionen in der Südsee sind, wenn man nicht etwa die spanischen der früheren Jahrhunderte dazu rechnen will, erst zwanzig Jahre alt, und bedeutend wurde die Mitbewerbung erst seit den dreißiger Jahren und noch mehr seit dem chinesischen Krieg, welcher dieß Land dem europäischen Handel in weiterem Umfang öffnete. Von diesem Augenblick an nahm das Drängen und Treiben mit jedem Jahre zu. Frankreich suchte festen Fuß in Neuseeland zu fassen, und als dieß nicht anging, wurden die Marquesas-Inseln besetzt und Taheiti in Schutz genommen. England hatte gute Lust dieß Schutzsystem nachzuahmen und die ungemein günstig, gerade in der Mitte zwischen Asien und Amerika gelegenen Sandwichinseln zu besetzen. Die Nordamerikaner machten aber durch die Anerkennung der Unabhängigkeit derselben schnell einen Strich durch die Rechnung. Dadurch gewann die Westküste Amerika's noch mehr an Bedeutung, und der Streit darüber hat jetzt eine Höhe erreicht, daß England und die Vereinigten Staaten fast am Bruche stehen, und Frankreich seine Wegelagererstationen für künftige Fälle zu vervollständigen sucht.

Der Handel in der Südsee und mit China insbesondere ist es, welcher den Besitz auch der Westküste Nordamerika's von so großer Wichtigkeit macht. Wer die Westküste Nordamerika's beherrscht, wird den Handel der Südsee und mit China beherrschen, und darum ist der Streit zwischen Nordamerika und England über das sonst wenig beachtete Oregongebiet zu einer so gefahrdrohenden Höhe gestiegen. Wir wollen, da jetzt die Zeitungen fast Tag um Tag einige der Vorschläge zur Beilegung des Streits bringen, mit möglichster Genauigkeit und Kürze, so wie mit Bezugnahme auf frühere Mittheilungen, denselben zu zeichnen versuchen. Die Westküste Nordamerika's gehört, so weit Verträge fremder Mächte über das Eigenthum der Eingebornen verfügen können, vom Norden her bis 54° 40′ den Russen, von Süden her bis 42° N. B. der Republik Mexico; der eigentliche streitige Theil liegt also zwischen 42° und 54° 40′ N. B. Wem dasselbe nach dem Recht der ersten Entdeckung gehört, möchte sehr schwer zu entscheiden seyn, und ist auch durchaus von keinem Belang mehr, indem spätere Uebereinkünfte zwischen England und Nordamerika bestimmte Sätze darüber festgestellt haben. Der Genter Vertrag (1814) ließ die Sache ausdrücklich unentschieden, gab Astoria den ursprünglichen Besitzern, d. h. dem Kaufmann Astor, zurück, und setzte die Bestimmung wem das Gebiet gehöre, auf spätere Unterhandlungen aus. Diese fanden im Jahre 1818 statt und da man sich wiederum nicht einigen konnte, so wurde beschlossen, daß das Gebiet der beiderseitigen Colonisation offen stehen sollte. Bemerkt muß hiebei werden, daß damals schon die Nordamerikaner den Vorschlag machten, das Gebiet in der Weise zu theilen, daß der 49ste Grad der Breite die beiderseitige Gränze im Westen der Felsengebirge seyn solle, wie er dieß auf der Ostseite von der Spitze des Wäldersees an ist; dieser Vorschlag ward von den Engländern verworfen, welche dagegen vorschlugen, daß der 49ste Grad nur bis an den Columbiastrom, dann aber der Thalweg des letzteren die Gränze seyn solle. Dieß verwarfen die

Nordamerikaner und nun wurde die Bestimmung getroffen, daß der Vertrag, welcher das Land der beiderseitigen Colonisation öffnet, auf zehn Jahre gültig seyn sollte. Um nun vor Ablauf dieser Frist zu einer Entscheidung zu kommen, wurden im Jahre 1826 neue Unterhandlungen eröffnet, aber mit gleich schlechtem Erfolg und die frühere Convention wurde nochmals auf zehn Jahre erneuert. Im Jahre 1838, als diese Uebereinkunft abgelaufen war, wurde sie auf unbestimmte Zeit erneuert, mit der Bestimmung, daß es jedem von beiden Theilen freistehen solle, dieselbe aufzukünden, wonach sie ein Jahr darauf aufhören solle, verbindende Kraft zu haben. Diese Aufkündigung und somit die Entscheidung scheint nun allen Anzeichen nach vor der Thüre zu seyn.

Da die englischen Zeitungen über die unmäßigen Forderungen der sogenannten Pöbelherrschaft in Nordamerika sich sehr erbittert stellen, so müssen wir gleich von vornherein bemerken, daß die Frage seit 1818, also seit 27 Jahren, keinen Schritt vorwärts gethan hat, daß noch jetzt beiderseitig dieselben Forderungen gestellt werden, und daß also der ganze Zorn der Engländer nur daher kömmt, daß der Entscheidung nicht mehr auszuweichen ist. Auch die Ausgleichungsvorschläge sind noch jetzt ganz dieselben wie früher, und eine Annahme des englischen Vorschlags von Seite der Amerikaner, so wie des amerikanischen von Seite der Engländer würde noch zu dieser Stunde den Streit sogleich entscheiden. Die Sache ist also diplomatisch ganz auf demselben Fuß stehen geblieben, und die Tiraden der englischen Journale über amerikanische Pöbelherrschaft fallen zu Boden; wenn sie Klagen darüber hätten erheben wollen und mit Recht hätten erheben können, so hätten sie dieß schon im Jahre 1818 unter der Präsidentschaft Monroes oder im Jahre 1826 unter der Präsidentschaft des Whig John Quincy Adams erheben müssen; so lange man sie aber in einem Besitz ließ, dessen Mitanrecht sie selbst den Amerikanern nicht absprachen, wie die früher abgeschlossenen Conventionen beweisen, fanden sie das Benehmen der Nordamerikaner ganz vortrefflich; jetzt, wo diese ihre von den Engländern selbst nicht geläugneten Rechte geltend machen wollen, finden sie es abscheulich. Diese Logik verdient keine Beachtung, und man sollte so ehrlich seyn zu gestehen, daß Beide nach einem Besitz streben, den nur Einer haben kann, und an welchem der eine so viel oder so wenig Recht hat als der andere.

Was nun den Grund der beiderseitigen Forderungen und Ausgleichungsanträge betrifft, so ist klar, daß sich dieser auf dem kleinen Raum zwischen der Mündung des Columbia und dem 49° finden muß, ein Zwischenraum von nur anderthalb Grad, denn die Mündung des Columbia liegt ungefähr unter 47½°. Dieser Grund ist kein anderer, als daß sich auf dem ganzen Uferstrich des Oregongebiets kein Hafen findet, als der Pugetssound in der Tiefe der Juan-de-Fuca-Einfahrt zwischen 47° 45′ bis 48° 30′ N. B. Indem die Amerikaner den 49° als Gränze verlangten, nahmen sie den Engländern gerade den einzigen Hafen, und indem die Engländer den Thalweg des Columbia als Gränze anboten, verweigerten sie den Amerikanern den Hafen, welcher dem ganzen Gebiet erst einen Werth gibt. Die Mündung des Columbia ist als Hafen werthlos, denn vier Monate hindurch ist sie gar nicht zu gebrauchen, und das ganze Jahr hindurch bleibt sie gefährlich. Darum nahm kein Theil den Vorschlag des andern an und jeder hatte in seinem Sinne Recht. Aber die Engländer konnten sich mit dem jetzigen Zustande zufrieden geben, denn sie blieben Meister der Schifffahrt, und trieben dieß so weit, daß sie auf alle mögliche indirecte Weise selbst das Einlaufen in den Columbia von Seite fremder Schiffe zu hindern suchten. Es ist deßhalb ganz natürlich, daß die Amerikaner auch die beiden neuesten Vermittlungsvorschläge nicht annehmen konnten. Der erste ging dahin, einen europäischen Souverän als Schiedsrichter zu wählen, und dem zweiten zufolge sollte die Colonisation noch während 20 Jahre beiden Theilen offen stehen, dann aber die im Lande wohnenden Ansiedler selbst ihre Regierungsform wählen. Beide Vorschläge zielten nur darauf ab, den Status quo aufrecht zu erhalten, und was die schiedsrichterliche Entscheidung betrifft, so hatten die Vereinigten Staaten an der über die nordöstliche Gränze genug, wo der schiedsrichterliche Ausspruch keinem von beiden Theilen recht war und von beiden verworfen wurde.

In dem ganzen Oregongebiet gilt jetzt unter englischer Oberhoheit der Wille der Hudsonsbay-Compagnie, welche durch ihre Uebermacht alle Mitbewerber am Pelzhandel ausgeschlossen hat (s. z. B. das Fort Hall in den Felsengebirgen Nr. 98). Damit mag sie in ihrem Rechte seyn, denn sie hat sich keiner andern Mittel bedient, als deren sich die Amerikaner auch bedient haben würden, um eine Concurrenz zu beseitigen. Allein nun fragen die Amerikaner natürlich, mit welchem Recht sich die Hudsonsbay-Compagnie hier befinde und ein solches Monopol ausübe, das allen Handel des Landes — nicht bloß den Pelzhandel, sondern selbst den mit Getreide, denn die amerikanischen Ansiedler können aus Mangel an einem Hafen keines versenden — in ihre Hände bringe. Darauf läßt sich keine andere Antwort geben, als daß die Hudsonsbay-Compagnie in Kraft einer Parlamentsacte sich hier befindet, deren Autorität freilich die Amerikaner nicht zu respectiren haben. Sehen wir von allen Rechtsfragen ab, so reducirt sich das Ganze ungefähr auf Folgendes: der Pelzhandel aus diesem Gebiet nach China ist ungemein vortheilhaft, und da an diesen Haupthandel sich der andere, wie gewöhnlich, angehängt hat, so verspricht dieser Verkehr außerordentlich gewinnreich zu werden, und mit der Zeit sich immer mehr auszudehnen. Die Amerikaner waren zum Behuf dieses Pelzhandels eigentlich zuerst auf dem Platz; die von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesendete Expedition der HH. Lewis und Clarke ging den englischen Reisenden voran, eben so die Unternehmung Astors dem der englischen Pelzcompagnien. Die amerikanischen Pelzcompagnien welche nacheinander in großer Zahl auftauchten, *) erhielten sich, so lange die

*) Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung derselben gibt Duflot de Mofras II. 225 ff.

Hudsonsbay-Compagnie nicht übermächtig war und die Nordwest-Compagnie ihr das Gleichgewicht hielt. Die Concurrenz dieser beiden Compagnien, welche beide aus Engländern bestanden und beide von dem englischen Parlament autorisirt waren, ging so weit, daß ihre Untergebenen völlig Krieg mit einander führten und die gegenseitigen Posten anfielen und zerstörten. Um diesem Krieg ein Ende zu machen, wurde die Verschmelzung der Hudsonsbay-Compagnie und Nordwest-Compagnie durch Einschreiten des Parlaments zu Stande gebracht und so der Frieden unter den englischen Compagnien hergestellt, aber eben dadurch auch die Concurrenz der Amerikaner vernichtet. Dieß geschah freilich nicht mit einemmal, sondern erst im Lauf von 10 bis 15 Jahren. Lang ist die Liste von Pelzcompagnien, welche in den Vereinigten Staaten errichtet wurden, aber alle gingen nach kurzer Blüthe zu Grunde, und die Amerikaner erkannten endlich, daß sie gegen die compacte Macht der Hudsonsbay-Compagnie nichts vermöchten. Hätte das englische Parlament so wenig wie die amerikanische Regierung einer einzigen Compagnie ein Monopol ertheilt, so wäre es entweder schon viel früher durch den Kampf der verschiedenen Gesellschaften zu einem Krieg oder zu einem Compromiß gekommen, aber die Uebermacht des englischen Monopols vernichtete die freie Concurrenz der Amerikaner. Hätten beide neben einander bestehen können, und hätten namentlich die Amerikaner einen Ausweg nach der See gehabt, so wäre wohl der Streit noch Jahrzehnte verschoben geblieben, und das jetzt von den Engländern vorgeschlagene und im Grunde auch von den amerikanischen Whigs durch Websters Mund *) angenommene Auskunftsmittel, nämlich die Neutralität des Gebiets mit späterer Selbstbestimmung der allmählich darin ansässig gewordenen Menschen wäre praktisch ausführbar gewesen, während es jetzt nur eine den Engländern allein günstige Fortdauer des Status quo wäre. Darum sieht sich jetzt die amerikanische Regierung zum Einschreiten veranlaßt. Indem Polk, wie die Engländer behaupten, das ganze Gebiet bis zum 54° 40′ in Anspruch nimmt, mag er allerdings der äußern Form nach den Volksleidenschaften schmeicheln, er würde aber, wenn die Engländer darauf eingingen, sich noch ebenso mit dem 49° begnügen, wie sich die nordamerikanische Regierung schon in den Jahren 1818 und 1826 damit begnügt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In einer kürzlich zu Boston gehaltenen Rede.

Blick auf Kleinrußland von der Poststraße aus.

(Schluß.)

Betrachtet in einer Nebengasse das hohe, mit Nägeln zierlich beschlagene Thor; hinter einem Plankenzaun steht auf der einen Seite das kleine Wohnhäuschen, auf der andern die Vorrathshäuser, an denen eine Meute böser Hunde, bei Nacht die unermüdlichen Wächter der Slobode, jetzt im Schatten schläft; im Hofe wühlen die Schweine den Boden um, Kälber, so wie Gänse und anderes Federvieh treibt sich umher, und im Hintergrund steht ein großes, hölzernes Haus mit vier Fenstern, mit einem Wohnzimmer und einer Kammer, die außen und innen geweißt und durch die Hausflur getrennt sind; von der Flur geht eine Thüre nach einem von zwei Säulen gestützten Altan, um welchen eine Hecke herumläuft; hier wohnt der Herr. Der Boden in seinem Zimmer ist von gestampfter Erde und sorgfältig mit feinem Sand bestreut, in der Ecke steht ein mit künstlichen Blumen — die Arbeit der Popentochter — umflochtenes Heiligenbild, und die heilige von der Familie aus der Frühmesse mitgebrachte Sahlweide. Auf dem Tisch ist ein Tuch ausgebreitet, und darauf liegt ein Kalender; unter einem kleinen Spiegel in einem grünen Rahmen hängt ein Handtuch mit roth ausgenähten Enden; an der Wand sind Porträts, das eines Obersten der Infanterie, des Großoheims der Mutter, und das Mazeppa's mit krumm verzogenem Mund, weil der Maler es mit einem giftigen Lächeln malen wollte. Darunter hängt die Urkunde, welche den Rang des Hausherrn bezeichnet, ferner Bilder aus dem Leben des verlornen Sohnes und ein Glücksrad, an dem die Menschen angefesselt sind mit den Füßen nach oben, den Kopf nach unten und endlich eine moralische Sentenze in Versen.

In einer Ecke den Bildern gegenüber ist ein Brett mit Geschirr, Theekessel, Tassen, Gläsern, einigen Tellern und einer Spülschale mit einem halben Duzend silberner Löffel; weiter unten steht der Samowar *) und links von der Thüre ein ungeheurer Koffer mit einem Teppich darüber, die Brautgabe der Frau; hie und da stehen Stühle mit hohen Lehnen, die mit hellgelber Farbe bemalt sind. Hinter einem Verschlag ist ein breites Bett mit Kissen bis an die Zimmerdecke. Der Herr speist im Häuschen; hier spazieren zwei gelehrte Staare in Freiheit umher, die Freude der Frau und der ewige Gegenstand des Geschreis gegen die Magd; wehe ihr, wenn sie einen der Staare auf die Füße tritt.

Im blauen Schupan mit einem langen Stock in der Hand tritt der Pan gravitätisch auf die Straße. In seinem geschorenen Gesicht liegt nichts von dem patriarchalischen Aussehen des gemeinen, bärtigen Kosaken. Er ist eingebildet, neidisch, chicanös und trägt überhaupt viele schlimme Spuren des alten polnischen Schlachtizenthums an sich. Er hat dem Kronfeldherrn, sein Sohn im Landgericht gedient, und der Kosak nimmt demüthig vor diesem aufgeblasenen Schreiber die Mütze ab. — Von der höhern Classe der Gutsbesitzer, welche unauflöslich in Bildung und Ergebenheit für das gemeinsame Vaterland mit dem russischen Adel verschmolzen ist, brauche ich hier nichts zu sagen. Manchmal weist der Postillon auf einen hinter einem Dorf liegenden Landsitz mit einem Herrenhause, Orangerie, Park und Kirche hin, aber der Eigenthümer ist selten im Sommer zu Hause, denn er dient in Petersburg, während dessen ein Deutscher, der seines Handwerks ein Instrumentenstimmer ist, die Wirthschaft führt.

In der Steppe am fernen Horizont begegnen dem Blicke des Reisenden die Ueberreste von Erdbefestigungen, ein alter Ringwall, der einst die Ansiedler gegen Tataren und andere

*) Selbstkocher, die gewöhnliche Maschine, um das Wasser zum Thee zu sieden.

Nachbarn schützte, welche die Ukraine von einem Ende zum andern verheerten. In den Rinnwällen glänzt bei Nacht ein Flämmchen, wie die Sage erzählt, über einem vergrabenen Schatze, der von unreinen Geistern bewacht wird. So wandeln sich die Unfälle eines Volkes in der Einbildungskraft der einfältigen Nachkommen in übernatürliche Gestalten um, und die Orte uralter Ereignisse werden zum Wohnsitz böser Geister.

Während man die Pferde umspannte, ging ich weiter und betrachtete die Landschaft; warum hat man denn, dachte ich, Kleinrußland als eine endlose Steppe geschildert? Vor mir breitete sich ein schönes Thal aus, in welchem ein breiter Bach dahinfloß, in der Ferne erglänzte ein großer See; das Thal war eingefaßt mit den steilen Absätzen einer Anhöhe, die mit Fruchtbäumen besetzt sind; es gibt in Kleinrußland allerdings viel Steppen, aber auch malerische Lagen in großer Zahl.

Briefe aus dem niederländischen Ostindien.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Auf naturhistorische Sammlungen und Studien kann ich mich leider nicht in dem Grade legen als ich es wünschte, und mir in Europa vorgenommen hatte, denn es sind damit weit mehr Schwierigkeiten verbunden als man sich dabei vorstellt. Die erste und hauptsächlichste ist die Gefahr für die Gesundheit, denn es ist erwiesen, daß Anstrengungen und Ermüdungen in der Sonnenhitze und vieler, besonders nächtlicher Aufenthalt unter freiem Himmel, was bei diesen Studien sich nicht vermeiden läßt, in diesen Klimaten für europäische Constitutionen durchaus schädlich sind. Milz- und Leberkrankheiten, Dysenterien und Gallenfieber sind die gewöhnlichen Folgen davon, deren Opfer schon so viele Reisende und Naturforscher unter den Tropen gewesen sind. Ein anderes Hinderniß liegt in der Schwierigkeit die Naturalien gehörig zu verwahren, da sie in den zahllosen Insecten, besonders in den alles zerstörenden Ameisen Todfeinde haben. Die letzte Schwierigkeit bietet der Transport. Hier, wo Menschen das einzige, gewiß das schlechteste von allen Transportmitteln sind, ist es für uns die wir jeden Tag reisefertig seyn müssen, von größtem Belange, so wenig als möglich Bagage zu haben, denn viel Gepäck verzögert das Reisen, macht es theuer, und häufig, wenn es sehr schwer ist, ist es ganz unmöglich es mitzunehmen. Nichtsdestoweniger lege ich eine Sammlung kleinerer Thiere an aus der Classe der Reptilien und Amphibien, sofern sie sich in Arak bewahren lassen und wenig Raum einnehmen. Dieser Sammlung aber eine solche Ausdehnung zu geben wie es die vielen seltenen Gegenstände verdienen, die in diesem Lande sich finden, wird mir wohl nicht gelingen.

Ehe ich schließe muß ich dem N. er, der so gut ist mich mit den europäischen Neuigkeiten auf dem Laufenden zu halten, nun auch einige sumatraische Neuigkeiten mittheilen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie kein großes Interesse erregen. Während wir hier ruhig unsern Tagesgeschäften nachgingen, war in den südlich gelegenen malayischen Landen wieder Aufruhr und Krieg. Die zahlreiche malayische Bevölkerung in der Umgebung von Padang hatte nämlich in Verbindung mit einem Theil der Bewohner der Bovenlande einen Plan entworfen, der wenn er zur Ausführung gekommen wäre, der niederländischen Herrschaft auf Sumatra einen bedeutenden Stoß gegeben haben würde. Es war verabredet in einer und derselben Nacht erst den Gouverneur von Sumatra's Westküste, General Michiels, auf seinem zwei Stunden von Padang entfernten Landgut zu ermorden, hierauf Padang selbst, das nirgends befestigt ist, zu überfallen, die Europäer niederzumachen und sich in den Besitz der Magazine, Casernen, Befestigungsplätze rc. zu setzen. Der Anschlag wurde aber an demselben Tag, dessen Nacht zur Ausführung bestimmt war, durch einen javanischen Prinzen, der zu Padang in der Verbannung lebte, dem Gouverneur verrathen, welcher sogleich nach Padang zurückkehrte und die nöthigen Maaßregeln traf. Unter den Einwohnern Padangs, die im Schutz einer Garnison von 800 Mann einen solchen Ueberfall für unmöglich gehalten hatten, verbreitete sich bei der Nachricht und von der Gefahr, worin sie sich befanden, ein panischer Schrecken, und nur den strengen Anordnungen des Gouverneurs, der die Stadt sogleich in Belagerungszustand erklärte, gelang es, Excesse zu verhüten. Eine des Abends unter Commando eines Capitäns ausgesandte 60 Mann starke Patrouille fiel in der Nähe der Stadt in einen Hinterhalt, indem eine Ueberzahl von Malayen, die sich bereits hier aufgestellt hatten um des Nachts in die Stadt einbrechen zu können, sich über sie herstürzten, wobei ein Theil der Soldaten mit dem Capitän umkam. Doch damit war die Sache zu Ende; denn die Malayen, welche ihren Plan verrathen sahen, wagten nichts mehr zu unternehmen. Sie verließen ihre Dörfer und flüchteten sich in das Gebirge, wo sie sich mit den widerspänstigen Einwohnern verschiedener Districte, die zu gleicher Zeit sich empört hatten, verbanden. Diese half ihnen jedoch wenig. Nach einer, keinen Monat lang dauernden Campagne waren ihre befestigten Dörfer genommen, niedergebrannt, die Aufrührer gestraft und die Ruhe in den Gouvernements-Landen wieder hergestellt. Dieß geschah in dem Monat Januar und Februar. Die Kunde dieses Aufstandes, von dem man eine allgemeine Verbreitung befürchten mußte, brachte auch in unser Campement große Unruhe und alles hielt sich fertig, um auf das erste Zeichen ausrücken zu können. Zwar war von den uns umgebenden Battas wenig zu fürchten, dagegen ein Einfall der Malayen nicht unmöglich, auch hatten wir uns gefaßt zu machen, nach Umständen den Truppen in den malayischen Landen zu Hülfe zu kommen. Die baldige Ueberwindung der Rebellen machte jedoch, daß keines von beidem eintrat, und jetzt steht zu Tobing wieder alles auf dem Friedensfuß.

Gegenwärtig ist wie wir hören, General Michiels mit 1500 Mann auf dem Marsch, um die südöstlich von dem Soloker-District gelegenen, bisher noch unabhängigen Landschaften zur Unterwerfung zu bringen, da sie, beständig feindselig gegen das Gouvernement gesinnt, die Unruhen nähren und unterstützen.

Prinz Waldemar von Preußen soll auch nach Batavia kommen, eben so soll eine französische Gesandtschaft dahin abgehen; was sie will, weiß man nicht.

Arabische Schule für Generalstabsofficiere. Die französische Regierung fühlt, daß sie den vielfachen Verkehr mit den Arabern nicht mehr mit Dolmetschern betreiben kann, die noch dazu oft Verräther und von Abdel-Kader erkauft sind, und hat beschlossen bei der Ecole d'application des königl. Generalstabes einen Cursus des Arabischen einzurichten. (Voleur. 30 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1845.

Derrud und seine Umgebungen.

(A. Conolly Journ. overl. Vol. I.)

Inmitten einer malerischen Bergschlucht, welche die Ebene von Nischapur von der von Mesched scheidet, liegt, von Maulbeer- und Weidenbäumen beschattet, das große, schöne Dorf Derrud, dessen Felder und Gärten von persischen und kurdischen Ansiedlern bebaut werden. An die 5000 Thlr. jährliche Abgaben zahlt Derrud der Krone; jeder Pflug ist zu 20 Toman geschätzt, und für die Obstbäume wird von jedem Hundert Mabad Tabrizer Gemäß 2 Realen abgegeben. Ein Mabad Seide ist zu 2 Realen besteuert.

Nicht weit von dem Dorfe Derrud, welches etwa 200 Häuser zählt, erblickt man die ansehnlichen Ueberreste eines von Abbas Chan auf der Höhe der Bergschlucht erbauten starken Forts. In jüngster Zeit wurde es auf allerhöchsten Befehl und unter dem Vorwande geschleift, daß man das darin enthaltene Holzwerk zur Erbauung eines Hauses in Nischapur verwenden wolle, andere aber sagen, und wahrscheinlich ganz richtig, es sey geschehen, weil der Hof von Teheran befürchtete, es möchte ein Zufluchtsort für übelgesinnte, unzufriedene Leute werden.

Die Berge in der Gegend von Derrud enthalten schönes Holz und die Jagd auf Vögel und Wildpret soll sehr ergiebig seyn. Das von muntern Waldvögeln belebte Gehölz besteht aus Wallnuß-, Weiden- und Pappelbäumen. An den Bergwänden erheben sich duftende Obstgärten, stets einer über dem andern, bewässert von kleinen, plätschernden Bächen, welche die ganze pittoreske Umgebung von Derrud mit ihren klaren, blitzenden Wasserfällen beleben. Man weilt hier in einer der schönsten Gegenden Persiens. Die Gärten erstrecken sich einige Meilen weit in das romantische Gebirgsthal hinauf und die Ufer der schäumenden Waldbäche sind fast ununterbrochen mit Pappel-, Eichen-, Feigen-, Maulbeerbäumen und anderem Gehölze, welches feuchte Plätze liebt, dicht besetzt. Die Windungen dieser rauschenden Bergbäche zu verfolgen und dabei dem Waidwerk obliegen, gewährt an schönen Sommer- und Herbsttagen hohen Genuß. Es hat diese interessante persische Landschaft viel Aehnlichkeit mit den südwestlichen Culturthälern des Schwarzwaldes.

Etwa sieben persische Meilen von Derrud liegt ein von Abbas dem Großen erbautes Karawanserai, hinter welchem ein steiler Bergpaß beginnt; der Weg abwärts ist nicht ohne Gefahr zu passiren. Ich hatte nichts, worauf ich mich stützen konnte, als mein gutes Schwert, welches auch trefflich sich bewährte und aushielt gleich dem Schwert des Balduin von Flandern, und mich glücklich über manche schlimme Abgründe hinüberbrachte. Freund Mirza kam nicht so gut davon; er glitt aus, stürzte ziemlich tief hinab und würde viele hundert Fuß hinabgestürzt seyn, wenn er nicht zu seinem Glück von einem hervorragenden Felsen aufgehalten worden wäre, an welchem er sich anklammerte, bis einige handfeste Männer von unserer Reisegesellschaft ihm Hülfe brachten. Wie unsere Maulthiere diesen halsbrechenden Weg ohne Schaden herabkamen, ist schwer zu begreifen; ihre Last gab ihnen vielleicht einen bessern Haltpunkt und ihr wundervoller Instinct lehrte sie, wohin sie ihre Füße mit Sicherheit setzen dürften.

Nach diesem höchst gefährlichen Engpasse stiegen wir einige Stunden auf einem Wege abwärts, der noch immer so steil war, daß wir unsere Rosse nicht eher besteigen konnten, bis wir einen schönen, klaren Fluß erreicht hatten. Anfangs fanden wir Dornen und wilde Rosenbüsche; aber weiter hinab erschienen Bäume und eine Landschaft, die ganz der auf der andern Seite des Gebirges glich. An dem schönen Flusse tränkten wir unsere Maulthiere; seine Wellen waren so grün und hell wie die des irischen Shannon. Beide Ufer prangen mit Obsthainen und Weinbergen, und aus der Pappeln und Maulbeerbäume Laub girrten Turteltauben, zwitscherten Tausende gefiederter Sänger. Der mühsam überstiegene Engpaß liegt über 3000 Fuß über dem Dorfe Derrud, es gehört somit diese von dem Elburs auslaufende Bergkette zu den höheren.

Die Landleute in den Bergdörfern bauen kein Feld, sondern haben nur Gärten, von deren Ertrag sie leben; sie ziehen auch Holz, welches sie als Bau- oder Brennholz verkaufen. Manche halten Kühe, Esel und Schafe. Bei jeder Heurath

in der Gemeinde wird zuerst die Zustimmung des Gemeindeältesten oder Vorstehers eingefordert; sie bringen auch die mannbaren Mädchen in Vorschlag. In diesen Bergdörfern hat das Alter die größte Würde und Autorität; selbst dem Statthalter der Provinz wird der Dorfschultheiß (Ketchoda) nicht leicht vergebliche Einwendungen zum Besten seiner Gemeinde machen. Es schlichten auch diese Aeltesten die vorkommenden Streitigkeiten und die Hakims und die andern königlichen Bevollmächtigten richten an sie ihre Ordonanzen, deren öffentliche Verkündung ihnen obliegt.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Dieß ist die famose Oregonfrage, abgelöst von allen andern Beziehungen zwischen England und Nordamerika. Diese andern Beziehungen verbittern aber die Oregonfrage, und sie sind auch im Ganzen genommen viel bedeutender. Man versetze sich in Gedanken zurück in das Jahr 1783, dem Zeitpunkt der amerikanischen Unabhängigkeit. Damals bestand die Union aus 13 Staaten mit etwa dritthalb Millionen Menschen: noch war weder das Alleghanygebirge überschritten, noch im Süden durch den Besitz von Florida das Gebiet abgerundet, von Louisiana und Neuorleans war ohnehin keine Rede. Nach der Unabhängigkeit ergoß sich der Strom der Auswanderung gegen Westen nach dem Thale des Missisippi hin; kaum war dieß in einiger Ausdehnung geschehen, so bot sich eine Gelegenheit dar, Louisiana anzukaufen, eine Eroberung von unschätzbarem Werth für die Vereinigen Staaten, weil dadurch die neuen Ansiedlungen jenseits der Alleghanies erst einen Abfluß ihrer Producte ins Meer erhielten, Florida zugleich abgeschnitten wurde und unfehlbar mit der Zeit in die Hände der Amerikaner fallen mußte. England hätte sich zuverlässig damals der Erwerbung Louisiana's widersetzt, wenn es nicht, durch den Krieg mit Frankreich hinreichend beschäftigt, sich einen neuen kecken Feind dadurch auf den Hals geladen hätte. Was im J. 1805 nicht geschah, dachte es im Kriege von 1812 bis 1814 einzuholen, und machte den bekannten Angriff auf Neuorleans, welcher England zum Herrn über die Entwicklung des Westens hätte machen müssen, wenn er geglückt wäre. Jackson leistete durch seine Vertheidigung von Neuorleans seinem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst, und die Völker sind verständig genug, solche Dienste nach ihrem wahren Werth zu schätzen; die Dankbarkeit, welche die Amerikaner dem alten Jackson bewiesen, stand in richtigem Verhältniß mit seinen Thaten. Nordamerika hatte sich durch diesen Sieg am mexicanischen Golf definitiv festgesetzt, und der Handel dieses Golfs mußte ihm als dem thätigsten der an demselben wohnenden Völker mit der Zeit immer mehr zufallen.

So kam es auch, und die Engländer suchten vergebens nach Mitteln, um einem solchen Umsichgreifen Nordamerika's Schranken zu setzen. England strebte nach dem Besitz Cuba's und hätte eine Revolutionirung dieser Insel so gut gefördert, wie es die der südamerikanischen Staaten gefördert hat, wenn nicht die Vereinigten Staaten ihr Veto ausgesprochen und erklärt hätten, daß Cuba spanisch bleiben oder unabhängig werden müsse, wo es dann unfehlbar unter amerikanische Hoheit gefallen wäre, denn die schwache, weiße Bevölkerung hätte ohne auswärtige Hülfe die Sklaven nicht auf die Länge im Zaum halten können, und da England schon mit seiner Sklavenemancipation umging, welche Cuba's Flor hätte vernichten müssen, so war leicht abzusehen, daß sich die Cubaner weit eher in die Arme der Nordamerikaner geworfen hätten. Diese Eifersucht rettete Cuba der spanischen Krone, aber Florida ging durch Kauf an die amerikanische Union über, und die Pionniere des Westens drangen nach Texas vor. Die Gefahr für England wurde also dringender, da kam es auf den unglücklichen Einfall, die Losreißung des Staates Texas von Mexico zu begünstigen und die Unabhängigkeit desselben anzuerkennen, in der Hoffnung sich dieses unabhängigen Staats gegen die Union bedienen zu können. Die Berechnung war für die damalige Zeit vielleicht nicht so schlecht, denn die Interessen des Südens und des Nordens standen sich so sehr gegenüber, und die Streitigkeiten über den Tarif hatten eine so drohende Gestalt angenommen, *) daß man wohl glauben konnte, die Texaner, welche fast sämmtlich aus den südlichen Staaten stammten, hätten Vorurtheile und Neigungen dieser letztern in solchem Maaße eingesogen, daß sie froh seyn würden den Tarif ganz loszuwerden, und die ihnen nothwendigen fremden Waaren möglichst wohlfeil, d. h. ohne irgend einen Zoll zu beziehen. In dieser Ansicht lag aber eine Täuschung: ein Zoll war immer hier nothwendig, weil dieser Zoll allein die Staatsausgaben decken konnte, wenn man nicht auf die liegenden Güter eine für die Verhältnisse unmäßige directe Steuer legen wollte. Zudem trat von Seite Englands immer mehr der Plan hervor, hinsichtlich der Rohstoffe für seine Fabriken, namentlich der Baumwolle, sich von Nordamerika unabhängiger zu machen, und so wie man in Amerika dieß erkannt hatte, ging auch in den Ansichten des Südens eine allmähliche Veränderung vor, denn man sah wohl, daß sobald England der amerikanischen Baumwolle nicht mehr bedürfe, die Gefahr wachse, daß es einen Aufstand der Sklaven im Süden begünstigen werde. Darum wurden die Sklavenstaaten nachgiebiger gegen die Bestrebung des Nordens, eine eigene Manufacturthätigkeit zu gründen, und diese ist auch in den letzten zehn Jahren so weit vorgeschritten, daß der innere Bedarf an Baumwolle ein Drittel des Gesammtertrags oder die Hälfte der Ausfuhr beträgt. Eine Aufregung des Südens gegen den Norden war nun nicht mehr möglich und es handelte sich jetzt bloß noch darum, Texas demselben System zu unterwerfen, d. h. es der Union einzuverleiben, denn blieb dieß außerhalb des Verbandes, so war der Tarif der Vereinigten Staaten, d. h. ihre fast einzige Finanzquelle, durch den Schmuggel von Canada und Texas her gefährdet. Dieser

*) Es war dieß kurz nach der von Südcarolina aufgestellten Nullificationstheorie.

Befürchtung wurde im Laufe des Jahres durch die Einverleibung ein Ende gemacht.

Auf diesem Wege ist aber noch ein anderer, gleichfalls von uns früher schon erwähnter Plan der Engländer vereitelt worden. Wie sie im Norden durch das Uebergewicht der Hudsonsbay-Compagnie den ganzen Handel im Oregongebiet an sich gebracht, so sollten durch Texas die Amerikaner überhaupt von dem Zugang in die mexicanischen Provinzen abgeschlossen werden. Die Hudsonsbay-Compagnie dehnt fortwährend ihre Posten gegen Süden aus, und es hätte wohl schwerlich mehr als zehn Jahre bedurft, so würden dieselben die mexicanische Gränze erreicht haben; dann war Nordamerika von der Südsee abgeschnitten, und ihm blieb nur der weite Weg ums Cap Horn oder um das der guten Hoffnung herum. Der Handel des ganzen westlichen Amerika's wäre ohne Nebenbuhler an England gefallen, sein Einfluß in Mexico ist groß genug, um ihn auch in den mexicanischen Provinzen zu sichern, und je machtloser Mexico wurde, desto mehr wäre es bloß von den Engländern ausgebeutet worden. Aber Nordamerika lüstet nach derselben Beute, und zwar vorerst nach Obercalifornien, wo sich bereits etliche Tausend Menschen von seinen vorgeschobenen Posten finden. Durch den sichern Besitz von Texas ist der Weg gebahnt, und ein Abenteurerzug nach dem andern geht nach jenem fruchtbaren Lande, wo der Hafen von San Francisco, der schönste der Welt, das Ziel des Strebens ist, wie dieß schon aus einer Depesche des nordamerikanischen Staatssecretärs an den nordamerikanischen Gesandten in Mexico aus dem Jahre 1835 ersichtlich ist. Durch den Hafen von San Francisco, der schon seiner Lage gemäß dem Pugets Sound im Oregongebiet weit vorzuziehen ist, würden die Nordamerikaner den Handel der Südsee beherrschen, wogegen sich die Engländer mit äußerster Kraft stemmen werden. So sind beide Theile, einer durch den andern getrieben, fortgeschritten und jetzt an einem Punkt angelangt, wo sie, wenn ihre frühern Erklärungen noch Gültigkeit haben, zur Gewalt zu greifen fast gezwungen sind.

Nordamerika steht, um uns eines schon im vorigen Jahre gebrauchten Ausdrucks wieder zu bedienen, am Vorabend seines dritten und wahrscheinlich entscheidenden Unabhängigkeitskrieges, welcher nicht bloß Obercalifornien und das Oregongebiet, sondern auch Canada in seinen Kreis ziehen, mit Einem Wort die Engländer vom Festlande Amerika's verjagen wird. Wir haben im vorigen Jahre die energischen Bestrebungen Sir Ch. Metcalfe's, um die englischen Besitzungen wieder fester an England zu knüpfen, näher erwähnt, und brauchen über die Angelegenheiten Canada's hier nur so viel zu sagen, daß sie im wesentlichen an der vorherrschenden Abneigung eines großen Theils der Einwohner, sowohl der französischen Canadier als der republicanisch gesinnten Engländer, gescheitert sind, und die Assembly, welche unter nicht ganz ungünstigen Umständen begonnen hatte, wieder vertagt werden mußte. Die nach Canada gesandten Truppenverstärkungen und sonstigen militärischen Rüstungen lassen einen hinlänglichen für England aber nicht sehr erfreulichen Blick in die dortige Lage der Dinge thun. Das Bestreben der Amerikaner geht immer sichtlicher dahin, die englische Herrschaft für immer vom Boden des amerikanischen Continents zu entfernen. Dieß Bestreben mußte durch die Bemühungen Englands die Vereinigten Staaten in bestimmte engere Gränzen abzuschließen, fortdauernd gereizt werden, und endlich beide in eine Stellung hineinbringen, welche nur noch mit Gewalt sich lösen läßt. Ob dieß jetzt oder erst in einigen Jahren geschieht, kann der von den politischen Verhandlungen fern Stehende nicht mit Sicherheit behaupten, aber zum Kampfe wird es kommen, wie es im Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Kampfe zwischen England und Holland kam, welche in ganz ähnlicher Stellung zu einander sich befanden. Ein Abwägen der Kräfte zwischen beiden Theilen ist ungemein schwer, im Ganzen genommen aber muß man sagen, daß die Wahrscheinlichkeit gegen England ist, und zwar einfach darum, weil eine verlorne Schlacht ihnen ohne allen Vergleich mehr Schaden, als ein Sieg Vortheil bringen kann. Was kann am Ende England dem kolossalen Nordamerika anhaben? Die Küsten verheeren, die Städte verwüsten führt zu keinem Resultat; gewonnene Schlachten zu Lande helfen wenig, während eine einzige verlorne Schlacht den Amerikanern fast ganz Canada in die Hand liefert. Was den Krieg zur See betrifft, so stellt England allerdings die größeren Flotten auf, aber damit ist noch nicht ausgemacht, wer die größten Verluste erleidet, denn die Amerikaner werden das Meer mit Kapern bedecken und dem englischen Handel die empfindlichsten Verluste zufügen. Dieß ist aber bei weitem noch nicht das Schlimmste. Kann Amerika seine Baumwolle durch seinen Staatscredit nur Ein Jahr zurückhalten, so stechen in England die Fabriken aus Mangel an Rohstoff, abgesehen davon, daß der sehr bedeutende Absatz englischer Manufacte nach Amerika mit einemmal stocken wird, und eine unerhörte Handelskrise England bedroht. Alle diese Umstände lassen es sehr bezweifeln, daß es zum Kriege kommt, so sehr auch die jetzigen Rüstungen Englands darauf hinzudeuten scheinen; ein einziger Schritt Englands, die Aufhebung der Korngesetze, würde fast sicher dahin führen, ihn zu vermeiden und einen beiden annehmbaren Mittelweg einzuschlagen, denn der Vortheil, welcher daraus den Amerikanern erwüchse, wäre so groß, daß er sie in den Stand setzte, auf langsamem, friedlichem Wege dasselbe Ziel zu erreichen, was ein Krieg nach wenigen Jahren, aber nur nach schweren Opfern, ihnen gewähren würde. Hier zeigt sich der ganze Vortheil der amerikanischen Stellung: Amerika kann warten, England aber, wenn es in seiner Stellung als erste See- und Handelsmacht bleiben will, muß angreifen.

Dagegen droht auch den Amerikanern eine schlimme Aussicht: was die Engländer ihnen versetzen können, das sind am Ende Fleischwunden, welche bald verharrschen, aber der Krieg führt unvermeidlich ein moralisches Gift in seinem Gefolge, nämlich eine Eroberung der größern Hälfte von Mexico. Nordamerika's Fortschritte sind so weit naturgemäß, als sie ihr System von Selbstregierung ausdehnen können. So ungeheuer die Ausdehnung ihres Landes ist, so wenig schadet sie

ihnen, so lange die Länder, welche sich ihnen anschließen, in der Mehrzahl von gleicher Race bewohnt sind. Die Amerikaner haben die Franzosen in Louisiana moralisch überwältigt und werden auch die in Canada mit der Zeit überwältigen, aber ein anderes ist es mit der spanischen und indianischen Race in Mexico. Obercalifornien mögen sie noch nehmen, denn dort wie in Texas wird die spanische Race bald vor der amerikanischen weichen, aber tiefer nach Süden wird dieß wohl nicht mehr der Fall seyn. Gibt man dann auch diesen Provinzen äußerlich dieselbe Einrichtung, wie den nordamerikanischen Staaten, so wird factisch das Verhältniß ein anderes seyn. Eine Anzahl Amerikaner wird die Rolle von Proconsuln spielen, sey es unter welcher Form es wolle. Hierin liegt für Nordamerika die Gefahr, sobald es seinen wahren Kreis überschreitet. Den Nordamerikanern könnte in der That nichts Glücklicheres geschehen als eine monarchische Restauration und eine Kräftigung Mexico's, so wenig sie jetzt in der Begierde nach den Schätzen dieses Landes geneigt seyn mögen, diese Ansicht zu theilen.

Was die innern Angelegenheiten Nordamerika's betrifft, so sind diese im Laufe des zu Ende gehenden Jahres merkwürdig ruhig gewesen, wenn man nicht etwa die Mormonengeschichte und die blutige Rauferei der Native Americans gegen die Irländer und Katholiken insbesondere dagegen anführen will. Letztere Scandalgeschichte hat ihren Grund hauptsächlich in der Stadtverfassung, welche nach dem allgemeinen Zuschnitt der Union allzu demokratisch gehalten ist, und durch das Uebergewicht, welches dadurch die ärmsten Classen, namentlich die in großer Anzahl in den Städten sich aufhaltenden Irländer erhalten, die reichen Classen verletzt und benachtheiligt. Die Native Americans streiten gegen einen wirklichen Uebelstand, ob sie aber durch eine Verbindung mit den Whigs und als Vereinigte Staaten-Partei ihrem Ziele näher rücken werden, ist sehr zu bezweifeln. Im innern Lande fühlt man den Uebelstand wenig oder gar nicht, und so werden die „Natives" im Ganzen genommen hier wenig Anklang finden. Merkwürdig ist in Bezug auf die allgemeinen Landesverhältnisse das Verhalten der Whigs, besonders wenn man es mit dem im Jahre 1811 vergleicht; damals spuckten Restaurations- und Trennungsideen in Neuengland,*) und Webster hat in jener Zeit die Aussicht auf den Präsidentenstuhl sich für immer verdorben. Von solchen Dingen aber ist jetzt entfernt keine Rede mehr; die Whigs würden es lieber sehen, wenn der Friede mit England erhalten bliebe, und sie würden sich vielleicht zu einigen größern Opfern als die Demokraten verstehen; aber davon ist es noch sehr weit bis zu einer halben Lossagung von der Union wie im Jahre 1809. Seit dieser Zeit ist die Union von 6 auf 18 bis 20 Millionen Menschen angewachsen, und die Amerikaner fühlen den Werth und die Bedeutung ihres Landes ganz anders als damals. Was freilich die nördlichen Staaten, den Hauptsitz des Whigthums, in Bezug auf einen Krieg mit England sonderbar in Aufregung bringt, ist der Umstand, daß der Frieden hauptsächlich nur auf ihre Kosten erhalten werden würde, denn für die Opfer, welche England im Oregongebiet bringen soll, will man ihnen Handelsvortheile anbieten, zum Theil auf Kosten der neuentstandenen Manufacturen. Darum schwankt auch das Cabinet des Präsidenten, denn es handelt sich um die Frage, ob England die Eröffnungen, welche ihm zuverlässig gemacht worden sind, annimmt oder zurückweist und den Krieg beginnt. Läßt es sich seine politischen Ansprüche mit Handelsvortheilen abkaufen, so wird vermuthlich das jetzige Cabinet verändert, denn dann muß der Tarif wesentlich geändert werden, wogegen sich mehrere erklärt haben.

*) Damals schickte der Generalgouverneur von Canada, Sir J. Craig, einen Unterhändler nach den Neuenglandstaaten, um die dort sich kundgebende Stimmung zu benutzen, und die Führer zu einer Losreißung von der Union und zur Bildung eines eigenen Staats unter der Hoheit Englands zu vermögen. Henry wurde von der englischen Regierung nicht belohnt, und bot seine officielle Correspondenz mit Sir J. Craig der amerikanischen Regierung zum Verkauf an, welche ihm auch 50,000 Dollars dafür zahlte und die Correspondenz bekannt machte. Diese erregte nicht bloß in Nordamerika, sondern auch in England ein ungeheures Aufsehen, und wurde Gegenstand von Parlamentsverhandlungen. Solche Dinge waren damals noch möglich, jetzt sind sie es nicht mehr, weil das Machtverhältniß zwischen England und Amerika ein ganz anderes geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Alterthümer an der Achtuba.

In dem Kreise Tschernojarsk an der Achtuba finden sich merkwürdige Ueberreste des Alterthums nahe bei dem jetzigen Dorf Selitrennoje, mitten in einer Hügelkette, die sich zehn Werste weit erstreckt und wo viel Salpeter gewonnen wurde, der sich aus dem im Boden eingeschlossenen Salz bildete. Hier sind die Trümmer irgend einer alten Mongolenstadt. Schon Pallas sah hier Ueberreste zweier großartigen Gebäude, von denen eines seiner Meinung nach als Grabdenkmal der Chane errichtet wurde. Die Mauern waren da und dort mit glasirten Verzierungen, an andern Stellen mit gothischer Stuccatur bedeckt. Jetzt ist dieser Bau nach den Berichten von Augenzeugen ein unregelmäßiger Steinhaufe geworden, und nur hie und da sieht man noch Trümmer von Verzierungen und Säulen. Der Freund des Alterthums über das verschwundene Denkmal kann sich aber damit trösten, daß aus den Trümmern die ansehnlichsten Gebäude Astrachans aufgeführt wurden. Eine halbe Werste von Selitrennoje findet sich ein aufgegrabener Kurgan, zu dem die Tartaren von Kundrow gehen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Nach ihrer Ueberlieferung liegt dort der heilige Schigit Harschi, welcher noch jetzt Wunder wirken soll. (Nordische Biene. 7 Nov.)

Miscellen.

Ein ägyptisches und assyrisches Museum wird gegenwärtig im Louvre zu Paris in sechs Sälen eingerichtet; dahin soll auch die Ausbeute aus Ninive kommen. (Voleur. 30 Nov.)

•

Der Dschamur in Westafrika. In der Versammlung der geographischen Gesellschaft zu London vom 24 Nov. wurde eine Mittheilung von einem Hrn. John Clarke vorgelesen, welcher bemerkt, daß der Fluß Dschamur, welcher sonst immer nur als ein Arm des Camerons betrachtet wurde, in der That ein selbstständiger Fluß ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1845.

Ein Kirchenstreit in Goa.

(Aus Fontanier's: Voyage dans l'Inde.)

Der im Jahre 1557 gegründete Metropolitansitz von Goa hatte anfänglich eine große Wichtigkeit, und die Würdenträger der Kirche von Portugal strebten nach demselben. Ebenso war es mit den andern Posten, zu denen der heilige Stuhl und der Lissaboner Hof europäische, oft durch ihren Rang und ihr Verdienst ausgezeichnete Prälaten ernannten. Die Wichtigkeit dieser Stellen nahm aber ab in demselben Verhältniß, wie die Macht und der Reichthum Portugals, und im J. 1839 war der Erzbischof von Goa nicht einmal ein Europäer und der römische Hof erkannte ihn nicht an. Die Ursache hievon ist folgende.

So lange die indische Geistlichkeit reich war, wurden eine Menge Seminarien, Klöster und Erziehungshäuser zu Goa gegründet, in denen man die Weihen ertheilte. Goa war der Mittelpunkt, von wo die Priester nach den verschiedenen Kirchspielen ausgingen. Viele waren im Lande geboren und man fragte nicht nach ihrer Herkunft; als aber die Finanzen Portugals nicht mehr erlaubten an die Spitze der Geistlichkeit unterrichtete Männer zu stellen, oder auch nur einfache Missionäre hinzuschicken, mußte der römische Hof diese Sorge übernehmen. Er ernannte deßhalb apostolische Vicare, welche den Auftrag hatten die Priester des Landes zu überwachen; später aber, als mit dem Hof von Lissabon sich Streitigkeiten erhoben, weigerte sich Rom den von demselben eingesetzten Bischöfen Bullen zu ertheilen. Leichtbegreifliche politische Gründe nöthigten die Königin von Portugal von der Zustimmung des Papstes Umgang zu nehmen, und sie schützte ihre Bischöfe, gegen welche der Papst Bannbullen erließ. Die apostolischen Vicare erhielten und publicirten Bullen, welche sie mit den den portugiesischen Prälaten ertheilten Gewalten bekleideten. Es fand ein Schisma in Indien statt und wenn dieß auf der einen Seite viele Gewissen beunruhigte, so hatte es auf der andern Seite auch allzu lächerliche Episoden, als daß man glauben könnte, der Hof von Lissabon habe das Ungereimte seiner Handlungen wohl begriffen.

Der Erzbischof-Gouverneur von Goa, der auch den Patriarchentitel führte, war keineswegs geneigt, aus Gehorsam gegen den Papst seine Rechte zu verlieren, und fuhr, ohne daß ihm irgend jemand ein Hinderniß in den Weg legte, in seinen Functionen auf dem portugiesischen Gebiet fort. Aber die portugiesische Geistlichkeit Indiens ist keine vom Staat organisirte und bezahlte Körperschaft, sondern die meisten Mitglieder derselben leben vom Altar, und die Haupteinkünfte kamen nicht von der portugiesischen Besitzung, sondern von den auf englischem Gebiet, namentlich in Bombay und Madras gelegenen Kirchen. Eines schönen Tages wandte sich der Erzbischof an die Regierung von Bombay mit der Bitte, ihn in den Besitz der von den römischen Missionären eingenommenen Kirchen zu setzen. Die Regierung von Bombay war in nicht geringer Verlegenheit; allerdings mochte sie sich um die geistliche Autorität, die von beiden Theilen angerufen wurde, um die des Papstes und der Krone Portugal nicht sonderlich viel kümmern; aber abgesehen davon, daß die Missionäre in Bezug auf die irländischen Soldaten wirkliche Dienste leisteten, wollte man auch lieber aufgeklärte Europäer, wie diese, anstatt der unwissenden Mulatten von Goa unterstützen. Man vermied deßhalb eine Entscheidung ganz. So ging es aber nicht zu Madras, weil der europäische Bischof, der entfernt werden sollte, ein Irländer war, und er ohne weiteres an den höchsten Gerichtshof appellirte, der ihm Unrecht gab. Die Kosten des Processes, der sehr einfach und sehr kurz war, beliefen sich auf 100,000 Fr., was einen Begriff von den Kosten der englischen Rechtsverwaltung geben kann und den Hof von Rom so stutzig machte, daß er seinen Bischof zurückrief.

Aber man kann sich keinen Begriff machen von dem Eindruck, den dieser vor die englischen Gerichte gebrachte Proceß in Indien hervorbrachte. Hier gibt es keine protestantische Bevölkerung, und die Agenten der brittischen Gesellschaften haben keinen Einfluß auf die Massen. Die katholischen Missionäre sagen: „wir gehorchen einem Papst; dieß ist ein im Priesterthum alt gewordener Greis, umgeben von den ausgezeichnetsten und tugendhaftesten Geistlichen. Alle widmen sich religiösen Geschäften und entscheiden in Glaubenssachen."

Das ist verständlich; was sagen aber die protestantischen Engländer? „Unser Oberhaupt ist ein junges Mädchen,*) welches bei ihrer Krönung die theologischen Fragen entscheidet, welches, wenn die vornehmsten Personen der Kirche getheilter Meinung sind, den Doctorhut aufsetzt, und in Glaubenssachen ohne Appellation das Urtheil fällt."

In Asien weiß man nichts von parlamentarischen Fictionen, und wenn die erste Erklärung die Gemüther befriedigen kann, so ist es nicht der gleiche Fall mit der zweiten. Die Verständigen betrachten sie als lächerlich, während diejenigen, welche die dem asiatischen Volk gewöhnliche Leichtgläubigkeit haben, der Meinung sind, das so gelehrte junge Mädchen sey irgend eine neue Verkörperung Wischnu's. Alle waren also gleichmäßig verletzt, daß vernünftige Leute, wie die Katholiken, die einer solchen Abgeschmacktheit fähigen Engländer um eine Entscheidung in ihren Angelegenheiten angingen.

*) Königin Victoria war damals noch unverheurathet. A. d. R.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Noch können wir eine Handlung der Unionsgewalten nicht unberührt lassen, da dieselbe, so unscheinbar sie auch auf den ersten Anblick ist, doch den Keim einer größern Zukunft in sich trägt. Dieß ist Van Burens Erklärung für den Anschluß an Texas im Sinne der südlichen Staaten und im allgemeinen Interesse der Union, aber gegen die Sklaverei im Columbiagebiet. In Folge dieser Erklärung Van Burens, welche natürlich nicht als eine bloß persönliche Thatsache zu betrachten ist, stimmten im Congreß die Demokraten des Nordens in der Sklavensache mit den Whigs. Durch diese Erklärung überschreitet die Emancipationssache den Potomac und dringt gegen Süden vor. Die Vereinigten Staaten, als der mächtigste und mehr und mehr auch leitende Staat Amerika's, können in der Sklavensache nicht ganz zurückbleiben, und wir finden auch, daß die Emancipationsangelegenheit überhaupt in Nordamerika allmählich freier besprochen wird, als dieß bisher der Fall war. Der Grund liegt einfach in folgendem: für Nordamerika tritt nach und nach, wenigstens für einzelne Theile, die Zeit ein, wo die Sklaverei nicht mehr vortheilhaft ist. So entfernt sie sich mehr und mehr gegen Süden (s. die Zukunft der Sklavenstaaten Nr. 211) und namentlich nach denjenigen Theilen, wo der Weiße nicht die anstrengenden Arbeiten des Feldes ertragen kann. Wenn der Baumwollenbau sich auch noch in andern Ländern, namentlich in Ostindien, weiter ausdehnt, und der Preis der Baumwolle dadurch noch tiefer gedrückt wird, so wird auch die Sklavenarbeit bald theurer werden als die freie. Ein merkwürdiger Umstand in dieser Beziehung ist, daß in den Jahren 1836 bis 1840, wo die Baumwolle sehr hoch im Preise stand, die Pflanzer des Südens gleich denen von Westindien einen sehr großen Theil ihrer Lebensmittel aus dem Norden, namentlich aus dem Mississippithal, bezogen. Wie die Baumwolle im Preise sank und also den Pflanzern nicht mehr die großen Vortheile gewährte, waren sie auch darauf bedacht, nicht mehr ausschließlich diese Handelspflanze zu bauen, sondern verwendeten einen Theil ihrer Sklaven dazu, die ihnen nöthigen Lebensmittel anzubauen. Die Negersklaverei beruht factisch auf zwei Ursachen, erstens darin, daß die Europäer in den heißen Ländern nicht arbeiten können, ohne sich einem fast gewissen Tode auszusetzen und zweitens, daß die Erzeugung von Handelspflanzen einen ungewöhnlichen Vortheil gewährte, die Arbeiter dazu aber bei der Mühseligkeit dieser Erzeugung mit Gewalt zusammengehalten werden mußten. Die erste Ursache läßt sich allmählich dadurch heben, daß man die Neger in freie kleine Landbesitzer umwandelt; die zweite, welche namentlich in Bezug auf Zucker und Baumwolle noch besteht, läßt sich nur dadurch entfernen, daß man auf irgend eine Art die Erzeugung dieser Pflanzen durch freie Arbeiter wohlfeiler macht. Alle anderen Mittel werden nicht ausreichen. Darum hat auch die Antislavery-Society, welche bisher immer nur von theoretischen Menschenrechten ausging, endlich ihre Thätigkeit auf die praktische Seite der Frage gewendet, und in ihrem Hauptblatt, dem British and Foreign Anti-Slavery Reporter, (Nr. vom 1 Oct. d. J.) „Bemerkungen über die Wichtigkeit, Baumwolle und Zucker für den einheimischen (brittischen) Markt aus Ostindien zu ziehen," bekannt gemacht. Die Sache ist freilich durchaus nichts Neues, denn es war das Bestreben der englischen Regierung schon lange und es ist auch von vielen, die aus der Philanthropie kein Gewerbe machen, schon weit früher in Anregung gebracht worden, aber es ist doch als ein Fortschritt anzusehen, daß auch die Antislaverey-Society endlich auf den wahren Ausweg gekommen ist, denn so lange es Menschen gibt, werden diese weit mehr von ihren Interessen geleitet werden, als von theoretischen Wahrheiten, so augenfällig diese auch seyn mögen.

Da die Frage über die Sklaverei fast ganz Amerika angeht, und die Zärtlichkeit für Afrika nur eine Nebenrolle spielt, so wollen wir die wichtigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete hier besprechen, denn abgesehen von dem Betrieb des Sklavenhandels zählt Amerika noch zwischen 6 und 7 Millionen Sklaven, somit einen sehr bedeutenden Theil seiner Bevölkerung. Davon sind die meisten, nämlich ungefähr 2,800,000 in den Vereinigten Staaten und Texas, dritthalb Millionen in Brasilien, 800,000 in den spanischen Colonien, 400,000 in den südamerikanischen Republiken, 250,000 in den französischen Colonien und 100,000 in den holländischen, dänischen und schwedischen. Die Zahl der freien Schwarzen läßt sich nicht so genau angeben, doch möchte sie kaum über dritthalb Millionen betragen — ein Beweis, daß die Emancipationssache noch große Fortschritte zu machen hat. Wir sagen absichtlich die Emancipationssache, denn was die Verhinderung des Sklavenhandels durch die Bewachung der afrikanischen Küste betrifft, so haben wir früher schon oft genug unsern Unglauben an die zureichende Kraft dieses Mittels ausgesprochen, und werden nur bei Gelegenheit des Vertrags zwischen England und

Frankreich über die Unterdrückung des Sklavenhandels einen Augenblick darauf zurückkommen. Was die Fortschritte der Emancipation betrifft, so bemerken wir vorerst, daß in keinem der betheiligten amerikanischen Länder, die Vereinigten Staaten ausgenommen, eine Abolitionistenpartei besteht; hier hat sie sich seit einer Reihe von Jahren gebildet, galt geraume Zeit für ein englisches Machwerk und für eben so feindlich gegen Nordamerika, wie die weiland famosen Jägerlogen gegen England, jetzt aber macht man ihr diesen Vorwurf nicht mehr in gleichem Grade, und sie hat sich bereits in einer gewissen Stärke öffentlich gezeigt, indem sie bei der letzten Präsidentenwahl zuerst unter dem Namen „Liberty Party" als eigentliche Partei im Staate aufgetreten ist, und ihrem Candidaten, einem gewissen J. B. Birney, 62,000 Stimmen gegeben hat, freilich noch eine kleine Zahl, aber diese Zahl ist wohl im Wachsen, wie die oben erwähnte Abstimmung im Congreß über die Sklaverei im Columbiagebiet gezeigt hat. Ihre Wirksamkeit machte sich bereits so bemerklich, daß der Präsident in seiner Antrittsbotschaft für nöthig fand, die Abolitionisten zu warnen, in ihrem Streben nicht allzu schnell zu gehen und dadurch den Frieden der Union zu stören.

Was die andern sklavenhaltenden Länder, hauptsächlich Holland, Dänemark und Schweden betrifft, so kann selbst der Zionswächter der Philanthropie, der Antislavery-Reporter in seinem Jahresbericht (s. die Nr. vom 28 Mai) ihnen sein Lob nicht versagen: Regierungen und Privaten thun, was in ihren Kräften steht, um das Loos der Sklaven zu verbessern. Aber mit ihnen schließt auch das Lob, welches der Antislavery-Reporter zu ertheilen hat, denn über Frankreich, Spanien und Brasilien fällt er ein schlimmes Urtheil. Frankreich hat ein Gesetz über die Sklaverei in seinen Colonien erlassen, zu dessen Gunsten sich allerdings weiter nichts sagen läßt, als daß es, so viel die engen Gränzen der Sklaverei zulassen, das Loos der Schwarzen zu bessern sucht; an eine Emancipation aber ist sobald noch nicht zu denken und bei dem Zusammenhang, in welchen die Colonialverfassung mit dem französischen Handel steht, und im Angesicht des für die Pflanzer sehr schlechten Erfolgs der englischen Emancipation, kann man der Regierung auch nicht wohl übel nehmen, daß sie den Widerstand, welchen ihr noch die Colonien selbst, d. h. die Pflanzer, entgegensetzen, nicht gerade mit Gewalt zu brechen sucht. Der Streit in den französischen Journalen war, was bei der Vorneigung zu klingenden Phrasen etwas verwundern darf, sehr mittelmäßig lebhaft, denn der Eifer für philanthropische Ideen ist bei dem vorwiegend praktischen Sinn der Franzosen ziemlich erkaltet, und da, wie es scheint, die Delegirten der Pflanzer mit gutem Geld versehen waren, so sind die Ausfälle gegen Sklaverei auch sehr mäßig ausgefallen, und einige haben geradezu, wenn auch mit einigem Vorbehalt, die Partei der Pflanzer ergriffen. Der National, neuerer Zeit in praktischen Fragen immer unter den erstern wo nicht der erste, hat in wenigen Worten über das Gesetz und dessen Behandlung in der Pairskammer das Richtigste gesagt: „der gesellschaftliche Bau der Colonien ist nur noch die Ruine des alten Zustandes, der Strom der Ideen hat seine Grundlage untergraben, und alles, was die Kammern und die Regierung bereits angeordnet haben, macht die Erhaltung einer regelmäßigen, auf die Dauer der Sklaverei begründeten Ordnung der Dinge unmöglich. Kann man auf diesem Wege anhalten? und wenn man es auch thun wollte, hemmt man zugleich die Wirksamkeit der in London gegründeten Gesellschaften von Agitatoren, welche ohne Umschweife die Absicht an den Tag legen, allenthalben die schwarze Race gegen die weiße aufzuregen? hemmt man den Einfluß der bereits emancipirten Schwarzen, und in den Unterdrückten selbst das heftige Streben nach Freiheit, welche man ihnen so lange schon versprochen hat? Alles dieß sollten die Menschenbesitzer in unsern Colonien wohl erwägen." Der Staat macht von Tag zu Tage mehr Eingriffe in das Eigenthumsrecht der Herren, und hat durch die Aufstellung von Sklavenprotectoren den größten Eingriff bereits gethan, welchen er nur thun konnte. Er kann dabei um der Weißen selbst willen nicht stehen bleiben, und die Emancipation wird sich als eine nothwendige Maaßregel aufdringen, wenn sie gleich sicherlich nicht in derselben Weise wie in den englischen Colonien bewerkstelligt werden wird.

Ueberhaupt muß man sich hüten, die Emancipation als eine Rechtsfrage und als eine leicht zu lösende, nur von dem guten Willen der Regierungen und Sklavenbesitzer abhängige Sache anzusehen. Es ist nur zu oft eine Frage der Existenz, des Lebens sowohl als des Eigenthums, selbst bei ganz freiwilliger Emancipation. Für die Neger ist es, wie großentheils auch für die Europäer, eine Sache der Racenfeindschaft, welche sich jetzt in den freiwillig und mit großen Opfern emancipirten englischen Colonien eben so geltend macht, als in den andern, wo die Sklaverei noch besteht. Indeß haben die dießjährigen Ereignisse in Hayti wahrscheinlich eine bleibende Folge für ganz Westindien und den Gang der Emancipation überhaupt. Politisch betrachtet, können die Raufereien in Hayti von keiner Bedeutung seyn, denn es ist höchst zweifelhaft, ob irgend eine europäische Macht darum wieder auf Hayti festen Fuß fassen kann. Auch der Streit zwischen dem ehemals französischen und spanischen Theil der Insel ist, wenigstens für den Augenblick, ohne wesentliche Bedeutung. Der Hauptpunkt aber, dessen wir schon im vorigen Jahr erwähnt haben, ist der Kampf der Schwarzen wider die Gelben, das heißt, die Mulatten, welcher so weit geht, daß die Schwarzen alle Heurathen zwischen Weißen und Negerinnen oder Mulattinnen verboten haben, damit nicht die gelbe Race sich vermehre — ein abgeschmacktes Verbot, da man den außerehelichen Verkehr doch nicht hindern kann. Eine Niedermetzlung der Gelben durch die Schwarzen ist kein unwahrscheinlicher Fall, wenn erstere sich nicht zusammenschaaren und in dem westlichen Theil der Insel eine Zuflucht finden. Dieser Kampf der Schwarzen gegen die Gelben kann nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Westindien überhaupt bleiben, denn bisher waren es immer die Gelben, welche den Kampf gegen die Weißen begannen, jetzt haben aber diese den Beweis in Händen, daß sie nach den Weißen

die ersten Opfer sind. Diese Einsicht ist den Gelben auf eine blutige Weise näher gerückt worden, und sie dürften die Lehre so leicht nicht vergessen, so wie auch die Weißen in Bezug auf die Gelben allmählich sich besser benehmen werden.

Die spanischen Colonien sind noch nicht an Emancipationsmaaßregeln, sondern noch in der Unterdrückung des Sklavenhandels. In Madrid hat man eben so, wie in Lissabon, Gesetze gegen den Sklavenhandel erlassen, ohne Zweifel auf Betrieb Englands, das die Möglichkeit, seine alte Sklavenhandelspolitik aufzugeben, Schritt um Schritt vorbereitet. Die Antislavery-Society will freilich an die Wirksamkeit dieser Gesetze bei der notorischen Bestechlichkeit der spanischen und portugiesischen Behörden nicht sonderlich glauben; indeß mußte etwas geschehen, um die Reclamationen Englands zu befriedigen, dessen Minister von der Antislavery-Society fort und fort gedrängt werden, die alte, etwas überständig und lästig gewordene Politik gegen den Sklavenhandel fortzusetzen. Der Antislavery-Reporter macht Spanien unter Drohungen aufmerksam, daß zwei Drittheile der Sklaven in seinen Colonien den Verträgen zwischen England und Spanien zufolge frei seyn sollten, aber die Sachen stehen in Europa und Amerika so, daß England diese früher wirklich aufgestellte Forderung nicht mehr mit gleicher Energie betreiben kann.

Auch Brasilien ist mit England in Zerwürfniß, wie von englischer Seite behauptet wird, über den Sklavenhandel, wie andere wissen wollen über den Handelstractat, für den die Sklavensache nur als Deckmantel und Zwangsmittel dient. An eine Emancipation ist in Brasilien vorerst nicht zu denken und der Sklavenhandel geht fort, weil der Sklavenbesitz für den großen Anbau unentbehrlich ist. Die Güter haben bekanntlich in Brasilien eine ungeheure Ausdehnung, und wenn heute durch eine freiwillige philanthropische Bewegung sämmtliche Fazendeiros ihre Sklaven freigäben, so wäre der große Anbau von Handelspflanzen vernichtet, denn die Neger würden sich auf irgend einem kleinen Fleck Landes niederlassen, um dort die nöthigsten Lebensmittel zu ziehen und die übrige Zeit in Nichtsthun hinzubringen; das Land versänke in Armuth und noch weit tiefere Rohheit als es jetzt schon der Fall ist. Der Antislaverey Reporter klagt, daß in Brasilien unter den Sklaven fünf Procent mehr sterben als geboren werden; das ist aber die alte nutzlose Klage, denn die Sklaven leben in unnatürlichen Verhältnissen, weil das Verhältniß der Geschlechter ein ungleiches ist — ein Uebelstand, der mit der jetzigen Betreibung des Sklavenhandels zusammenhängt und nur durch eine Regularisirung desselben sich aufheben ließe; so lange man aber den Sklavenhandel bloß mit äußern Gewaltsmitteln zu hindern sucht, ist an eine solche allmähliche Verbesserung nicht zu denken. Der Sklavenhandel dauert fort, weil er einen unmäßigen Gewinn abwirft, der aller Bemühungen der englischen Kreuzer spottet. England ist durch seine Sklavenhandelspolitik mit Brasilien in ein fatales Verhältniß hineingerathen. Die Erzeugnisse des letztern, namentlich Zucker, sind am schwersten in England belastet, und doch verlangt England einen Handelsvertrag, der ihm einen Vorzug vor andern Nationen gewähre; dieß ist ein innerer Widerspruch. Brasilien will sich auf nichts einlassen, außer wenn England die brasilianischen Producte nicht schwerer als die anderer tropischen Länder belastet, und es hat mit seiner Forderung um so mehr Recht, als England durch seine Verträge, z. B. mit Nordamerika und Venezuela, verbunden ist, Zucker, der notorisch durch Sklavenarbeit erzeugt worden, in England zuzulassen. Somit findet sich Brasilien, bloß weil es die diplomatische Convenienz Englands verlangt, nicht bemüßigt, England besondere Vortheile zuzugestehen; es war in diesem Jahre davon die Rede, englische Waaren höher als andere zu besteuern, um Repressalien zu üben, das wagte man aber doch dem mächtigen England gegenüber nicht, und es blieb bei der gleichen Berechtigung aller Fremden, doch wie es scheint nicht ohne einige Nebennachtheile für England, das im Unmuth darüber mit Brasilien zu keinem Abschluß eines Handelsvertrags kommen zu können, eine Verfügung hinsichtlich seiner Kreuzer an der afrikanischen Küste traf, welche im Parlament selbst als ein wahres gegen Brasilien erlassenes Pönalgesetz bezeichnet wurde; es fragt sich aber sehr, ob England mit dieser ab irato gefaßten Verfügung sehr weit reicht, denn directe Gewalt kann England gegen Brasilien nicht mehr anwenden, da es Frankreich und die Vereinigten Staaten zu scheuen hat.

Schließlich kommen wir noch an den Vertrag, welchen England mit Frankreich über die Abschaffung des Durchsuchungsrechts und die Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen hat. Man wählte zu Unterhändlern zwei wohlbekannte Anhänger der Emancipation, den Herzog von Broglie in Frankreich und den Hrn. Lushington in England, um die Welt glauben zu machen, es handle sich wirklich um philanthropische Absichten und Plane. Keineswegs: Frankreich wollte des Durchsuchungsrechts los und ledig seyn, um der Opposition ein beliebtes Thema zu entziehen, und England, welches schon seit einiger Zeit sich von seiner alten Sklavenhandelspolitik loszumachen strebt, ergriff die Gelegenheit, um Frankreich gegenüber den Großmüthigen zu spielen, während letzteres noch zwei Nebenzwecke mit dem Vertrag verfolgte, nämlich einerseits seine Marine auf eine unverdächtige Art vermehren zu können, andererseits seine Zwitterstellung zwischen England und Amerika durch ein diplomatisches Actenstück fest zu stellen; die Philanthropen hatten bei dem Vertrag das Nachsehen, und haben sich auch in den englischen Blättern bitter genug beklagt. (Fortsetzung folgt.)

Wundersames Thier. Wenn wir einem australischen Blatte, dem Melbourne Courier (s. Lit. Gaz. 29 Nov.), glauben dürfen, so sind wir mit den Wundern der australischen Thierwelt noch nicht am Ende. Es soll ein von den Eingebornen Bunyip genanntes riesenhaftes Amphibium geben, dessen Gestalt als mitten inne stehend zwischen einem Vogel und einem Alligator geschildert wird. Es schwimmt im Wasser wie ein Frosch und auf dem Lande geht es auf seinen Hinterfüßen aufrecht, 12 bis 13 Fuß hoch; es hat Klauen, legt Eier doppelt so groß wie das Emu, und drückt seine Beute in seinen mächtigen Gliedern zu Tode. Ein Eingeborner zeigte die Spuren der Klauen an seiner Brust.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1845.

Ein Gastmahl in Maimatschin.

(Aus dem Reisejournal des G. L. Baron Sedderer.)

Wir begaben uns zum zweitenmal aus Troizkosawsk nach Kiachta, wohin der Kaufmann Igumnoff uns eingeladen hatte, um in Maimatschin mit einem seiner chinesischen Freunde zu speisen. Mit dem Eintritt ins Thor von Maimatschin eröffnete sich uns eine seltsame fremdartige Welt. Am Thore stand eine Wache aus vier abgerissenen, schmutzigen Mongolensoldaten (worunter zwei Lamas der niedersten Classe, die man an ihrem nicht zugeknöpften Ueberrock erkennen kann) und ein Verbrecher mit einer schweren Canga um den Hals, weil er in der Trunkenheit einen Polizeibeamten ins Gesicht zu schlagen gewagt hatte, und in Folge dessen von dem neuen strengen Dsargutschei (chinesischer Gränzbefehlshaber) zu dieser merkwürdigen Strafe verurtheilt worden war: im Laufe von zwölf Stunden sollte er jede Minute mit einem Bambusbrettchen eine Maulschelle erhalten, wovon sein Gesicht furchtbar aufgeschwollen und mit Blut unterlaufen war.

Einige Schritte vom Thore fanden wir die Wohnung und den Laden unseres alten Bekannten Chan-Zou-da, welcher uns sogleich höflich entgegenkam und uns die Hände drückte, dießmal auch etwas reinlicher wie sonst gekleidet war: über einem langen hellblauen Mantel mit Blumen trug er ein schwarzseidenes Camisol mit Aermeln und großen Knöpfen, sein langer bis auf die Knöchel hinabreichender Zopf war zierlich geflochten, seine Füße stacken in neuen Atlaßstiefeln mit weißen, einen Zoll hohen Absätzen, in den Händen hielt er einen Rosenkranz und eine Pfeife. Die hinter ihm kommenden Handelsdiener und Jungen (nicht sehr schöne Ganymede) waren gleichfalls minder schmutzig und widerwärtig wie früher. Nach einigen Worten, die wir in der hier üblichen verdorbenen russischen Sprache wechselten, traten mein Begleiter und der Hauswirth in den Hof und in das zum Gastmahl bestimmte Zimmer, wo ein kleiner viereckiger mit einem blauen Tuch bedeckter Tisch stand, an dem sich zwei Stühle mit hohen Lehnen befanden, die Ehrenplätze für mich und meinen jungen Begleiter, zwei Schemel für die übrigen drei Gäste und ein Tabouret für den Hausherrn.

Ich will den Leser nicht mit der Aufzählung der schon oft beschriebenen chinesischen Schüsseln langweilen, und bemerke nur, daß den Schluß des Gastmahls Champagner, Thee und Confect bildete, und daß die ganze Mahlzeit, welche außer den Saucen u. dgl. 32 Schüsseln zählte, zu den gewöhnlichsten gehören soll, indem bei größern Gastmählern 80 Schüsseln erscheinen, unter denen die indianischen Vogelnester nicht fehlen dürfen. Mit befriedigter Neugierde, aber sehr unzufriedenem Magen, dem die seltsamen Schüsseln nicht zugesagt hatten, verließen wir den ziemlich benebelten Chan-Zou-da, der unter fortdauerndem Händedrücken mir seinen Dank und seine Zufriedenheit in geradbrechtem Russisch bezeugte, und kehrte nach Troizkosawsk zurück, entschlossen die Gastfreundschaft der Nikanzen — so nennen sie sich hier, da sie glauben das Wort Kitaez *) bedeute einen Knecht — nicht mehr in Anspruch zu nehmen; Igumnoff aber und sein Gefährte versicherten mich, man müsse nur etwas daran gewöhnt seyn, um den chinesischen Tisch vortrefflich zu finden. Chacun a son goût.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Diese Uebereinstimmung Englands und Frankreichs **) ist es, was den Nordamerikanern Sorge erregt und sie auf allen europäischen Einfluß in amerikanischen Dingen eifersüchtig macht; es tritt dieß schon sehr schroff und thatsächlich in den Laplatastaaten hervor, und wird in kurzem hinsichtlich Mexico's noch viel stärker hervortreten. Das Journal des Débats hat auch (s. Nr. vom 24 Sept.) sein Manifest in dieser Sache bereits

*) Das russische Wort für Chinese.

**) Daraus erklärt sich auch die Haltung der französischen ministeriellen Blätter, namentlich des Journal des Débats, in der Oregonfrage; sie sind für England gegen Amerika, während die radicalen Blätter, unbekümmert um die Finasserien der Diplomatie nach altem Schnitt, für Nordamerika Partei nehmen. Wie lange freilich der Anglicismus der ministeriellen Blätter dauert, ist eine Frage, die sich so leicht nicht beantworten läßt.

erlassen, und wir führen aus demselben die bezeichnendsten Stellen an, weil sie den vorherrschenden Gedanken vollkommen ausdrücken. „Man muß es ohne Umschweife sagen, die Wünsche Europa's müssen dahin gehen, daß Mexico nicht von den Vereinigten Staaten angegriffen und erobert werde. Die Amerikaner sind ein großes Volk, das den Boden, auf den die Vorsehung es versetzt hat, in bewundernswürdiger Weise ausbeutet, und der Civilisation ungeheuren Raum geöffnet hat. Aber der ihm zugefallene Antheil ist groß genug, daß es sich damit begnügen könnte. Die civilisirte Welt könnte es nicht ohne Gleichgültigkeit über Mexico hin sich ausdehnen sehen, denn jeder Zoll breit Landes, dessen es sich bemächtigte, wäre dem ehrlosen Institut der Sklaverei überliefert. Für das politische Gleichgewicht der Welt könnte die Eroberung Mexico's durch die Vereinigten Staaten Gefahren erschaffen, die allerdings noch entfernt sind, welche man aber doch nicht übersehen darf. Wie Europa sorgfältig die Bewegungen eines großen Reichs beobachtet, das im Osten und Norden ein ungeheures Land einnimmt, welches von 62 Millionen Menschen — das Doppelte Frankreichs und Oesterreichs und das Vierfache Preußens — bewohnt ist, so könnte es auch nicht ohne Bangigkeit einen andern Koloß sich erheben sehen, welcher den Raum vom Isthmus von Panama bis zu den Mündungen des Lorenzstromes und bis zum Columbia im Oregongebiet ausfüllen würde, das den productenreichsten Boden und die reichsten Metallminen der Welt besäße und zugleich auf dem Meere ungemein furchtbar wäre. Zwischen der russischen Autokratie im Osten und der Demokratie der also vergrößerten Vereinigten Staaten im Westen könnte Europa eines Tages mehr als seiner Unabhängigkeit und seiner Würde gemäß ist, sich gedrückt fühlen. Es liegt nicht im Interesse Europa's, daß ganz Amerika in einerlei Hand sey, und doch wäre die Eroberung Mexico's ein großer Schritt zur Unterjochung der neuen Welt durch die Vereinigten Staaten. Die öffentliche Meinung darf also wohl auf das, was gegenwärtig jenseits des atlantischen Meeres vorgeht, aufmerksam seyn."

Diese Worte erhalten eine um so größere Bedeutung, in je tiefere Schwäche Mexico mit jedem Tage versinkt. Es scheint einer abermaligen Krisis entgegen zu gehen, und man behauptet, der kaum auf den Präsidentenstuhl erhobene Herrera werde wieder, und zwar vor Paredes weichen müssen, welcher seit geraumer Zeit eine sehr zweideutige Rolle spielt. Almonte, der ehemalige Gesandte in den Vereinigten Staaten, ist gleichfalls sehr thätig, und Santa Ana weigert sich von Havana nach Venezuela zu gehen, was sein eigentlicher Verbannungsort ist. Was aus dem Wirrwarr hervorgehen soll, ist noch mit keiner Art von Sicherheit vorauszusehen, da hier keine bedeutenden Parteien mit ausgesprochenen An- und Absichten einander gegenüber stehen, sondern Factionen, welche nur durch Intriken und erst, wenn alles fertig ist, mit den Waffen gegen einander auftreten. In Folge der innern Zerrüttung sind Sonora und Sinaloa, Obercaliforniens gar nicht zu gedenken, und eben so Yucatan nur dem Namen nach von dem Gesammtstaate noch abhängig, falls aber eine Restauration eintråte, so würden diese wohl sämmtlich in die Bewegung mit hineingezogen werden.

Ein gleicher Fall wäre mit Centralamerika, welches in indianischer und spanischer Zeit von Mexico aus erobert wurde, und dessen Einzelstaaten jetzt ganz unter sich zerfallen sind, und gar keinen Staatsverband mehr zu bilden scheinen. In der Provinz Guatimala behauptet sich immer noch der Indianerkönig Carrera, gegen welchen zwar im Laufe dieses Jahrs eine Verschwörung ausgebrochen ist, wie es scheint von Weißen, die es für schimpflich achteten unter einem Indianer zu stehen, die aber von Carrera's Anhängern unter den Weißen selbst sogleich — Carrera war beim Ausbruch abwesend — unterdrückt wurde, allem Anschein nach in der Furcht, Carrera möchte seinen Zorn gegen die Weißen überhaupt kehren. Zwischen den Staaten Salvador und Honduras ist ein Krieg ausgebrochen, aus welchem Grunde wissen wir nicht, es zeugt aber für die gänzliche Auflösung unter den Staaten Centralamerika's, daß Carrera selbst sich beiden Theilen nur als Vermittler anbot.

Von den benachbarten Staaten Südamerika's haben wir nur sehr wenig zu berichten: die deutschen Colonien in Venezuela sollen gedeihen; Neugranada und Ecuador stecken in Geldverlegenheiten und wissen sich nicht zu helfen. *) In Peru scheint man der Militärementen, wo jeder Oberst oder General, wenn er sich seines Regiments sicher fühlte, die Fahne des Aufruhrs erhob und sich zum Präsidenten aufwarf, herzlich müde zu seyn, und nach den neuesten Nachrichten gewinnt die jetzt sogenannte Civilpartei unter ihrem Führer Elias immer mehr Bestand. Bolivia ist wegen Mangels an Ausfuhrhäfen immer noch in übler Lage, da Chili die Vereinigung mit Peru durch die Gefangenhaltung von Santa Cruz fortwährend hindert, und die östlich von den Anden gelegenen Provinzen, theils durch die noch schwache Beschiffung des Marañon, theils durch die Störungen in den Laplatastaaten leiden. Chili scheint eine ziemlich machiavellistische Rolle zu spielen, denn wie es die Trennung zwischen Peru und Chili unterhält, so sucht es auch der Machtentfaltung von Rosas entgegenzuwirken, und hat, so wie dieser sich von den europäischen Mächten bedroht sah, die Reste der Unitarier, welche sich auf seinem Boden befanden, gegen ihn losgelassen, jedoch, wie es scheint, ohne sonderlichen Erfolg.

Das Interessanteste und Wichtigste was gegenwärtig in Südamerika vorgeht, sind ohne Zweifel die Ereignisse in den

*) Neugranada wollte seine Gläubiger in Producten bezahlen, und die Verhandlungen darüber scheinen auch in diesem Jahre noch fortgedauert zu haben. Ecuador machte seinen Gläubigern in England sehr unvortheilhafte Anträge, vorerst 1 Proc., dann von fünf zu fünf Jahren um ein Procent weiter zu bezahlen, erklärte sich dagegen bereit, wenn die englischen Bondsinhaber eine Colonisationsgesellschaft bilden wollten, jedesmal wenn 5000 Colonistenfamilien ins Land kämen, ein Procent Zinsen weiter zu bezahlen. Darauf ging man aber in London nicht ein mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man mit südamerikanischen Projecten nichts mehr zu thun haben, und das gute Geld nicht dem schlechten nachwerfen wollte.

Laplatastaaten, deren wir im Laufe dieses Jahres wiederholt (s. Stand der Dinge im Laplatagebiet Nr. 105, Montevideo und Buenos Ayres Nr. 225) gedacht haben. Der Sachverhalt scheint uns in Kürze folgender zu seyn. Rosas, der ehemalige Föderalist, erbte, sobald er in Buenos Ayres zur Herrschaft gelangt war, wie natürlich mit den Interessen auch die Plane und Neigungen seiner Vorgänger, der Unitarier, und war bestrebt die Banda Oriental seinem Einfluß, wenn auch nicht gerade seiner Herrschaft, völlig zu unterwerfen. Daß diese Absichten und Plane sich zuerst in Eifersucht gegen Fructuoso Ribera verkörperten, thut der Richtigkeit unserer Ansicht keinen Eintrag, denn angenommen auch Rosas habe nicht gleich vornherein seine Stellung so klar eingesehen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß er dieselbe jetzt vollkommen klar mit ihren Schwächen und Vortheilen erkennt. Sein Zweck ist ganz deutlich: stehen beide Ufer des Laplata unter seinem Einfluß oder seiner Herrschaft, so sind alle innern Provinzen dieser Regierung und diesem Einfluß unterthan, welcher ihre Aus- und Einfuhr in der Gewalt hat. Dieß erstreckt sich nicht bloß auf das Gebiet bis ostwärts an die Andenkette, sondern auch nordwärts bis an das Gebirg, welches das Parana- und Paraguaygebiet von dem des Amazonenstromes trennt. Somit sind auch Paraguay und Brasilien bei der Sache betheiligt, aber beide in sehr verschiedener Weise. Auf dem ganzen ungeheuren Kreis, welcher nordwärts und westwärts durch die Gebirge umschlossen wird, gehorchen die westlichen Provinzen, deren Ausfuhrhafen jedenfalls Buenos Ayres bleiben muß, ohne Widerrede dem Dictator Rosas, mit dem Parana aber beginnt die Spaltung: von den beiden zwischen Parana und Uruguay gelegenen Provinzen Entrerios und Corrientes ist die erste durch Gewalt unter der Herrschaft von Rosas niedergehalten,*) die zweite ist getheilt, und die westliche Abtheilung mehr für Rosas und Buenos Ayres, die östliche, welche ihre Waaren auf dem Uruguay versendet, mehr für die Banda Oriental gestimmt. Die Banda Oriental selbst will natürlich von Rosas, mit andern Worten von der Handelsherrschaft der Stadt Buenos Ayres nichts wissen, und Paraguay hat sich gleichfalls gegen Rosas erklärt und zu seinem Gegner, dem Gouverneur General Paz von Corrientes, 10,000 Mann stoßen lassen, weil es durch Sperrung des Parana, in welchen der Paraguaystrom sich ergießt, in völlige Abhängigkeit von Buenos Ayres gerathen und factisch eine Provinz dieses Staates bilden würde.**) Brasilien hat ein doppeltes und zwar ein widersprechendes Interesse an der Sache, ein Umstand, welcher vermuthlich die wiederholten Schwankungen seines Benehmens erklärt. Der europäische Handel muß gegen Rosas auftreten, weil nur wenn Buenos Ayres unterliegt, die Banda Oriental wirklich unabhängig wird und nur die Eifersucht dieser beiden Ufer des Laplata dem fremden Handel einen sichern Vortheil verschafft und ihm die Schifffahrt auf den großen Strömen, dem Parana, Uruguay und Paraguay öffnet. Diese Stellung des fremden Handels wird demselben, wenn auch nur für einige Zeit, ein entschiedenes Uebergewicht über die einheimischen Häuptlinge geben, was sich auch schon dadurch zeigt, daß die Banda Oriental überhaupt dem Dictator Rosas Widerstand geleistet hat, was ohne die Unterstützung der Fremden nicht auf die Länge möglich gewesen wäre. Hieraus ergibt sich auch das zwiespältige Interesse Brasiliens; es kann nicht wünschen, daß Rosas Herr in der Banda Oriental werde, weil er dadurch auch die südwestlichen Provinzen Brasiliens in seiner Gewalt hätte, und ebenso wenig kann es ihm angenehm seyn, daß der fremde Handel bis in seine eigenen südwestlichen Provinzen vordringt, weil hier an keinen Zoll, der doch immerhin das Haupteinkommen Brasiliens wie aller amerikanischen Staaten bildet, zu denken ist, denn in Amerika kann es bei der schwachen Bevölkerung nur Seezölle geben, da Landzölle, wenn man sie auch errichten wollte, jeden Augenblick umgangen werden würden. Indeß ist allerdings die Bekämpfung von Rosas das nächste Interesse Brasiliens, und da diese Bekämpfung von den europäischen Mächten England und Frankreich übernommen wurde, so kann Brasilien Menschen und Geld, mit denen es ohnehin nicht überflüssig versehen ist, wohl sparen.

Man kann nach dem obigen mit Recht sagen, daß Rosas in einem gewissen Sinn für die Unabhängigkeit Südamerika's von fremdem Einfluß kämpft, und da bei diesem Kampf auch das Interesse von Buenos-Ayres mit betheiligt ist, so läßt sich leicht denken, daß Rosas, wenn auch allerdings in manchen Stücken hart und grausam, doch die Volksstimmung in Buenos Ayres für sich gewann; hiezu kommt, daß er in diesem Kampf einerlei politisches Interesse mit den Vereinigten Staaten gegen England und Frankreich hat, woraus sich denn seine Verbindung mit dem im Laplata liegenden nordamerikanischen Geschwader hinlänglich erklärt. Diese Verbindung ist aber ziemlich von neuerem Datum, denn sie schreibt sich erst von der Zeit her, wo England mit Frankreich in den Laplata-Angelegenheiten gemeinsame Sache machte. Früher schon haben wir bemerkt (s. Stand der Dinge im Laplatagebiet Nr. 105), daß in dieser Angelegenheit Englands politische und Handelsinteressen sich widerstreiten, und daß die Wahl, welche es in dieser Beziehung treffe, nicht ohne Bedeutung seyn werde, da es sich zeigen müsse, ob politische oder Handelsinteressen überwiegen. Englands Handelsinteresse ist dasselbe mit dem des fremden Handels überhaupt, welcher tief ins Innere des Landes eindringen und möglichst weit sich ausdehnen will; sein politisches Interesse war, der ziemlich allgemeinen Ansicht nach, auf der Seite von Rosas, weil in Montevideo die Franzosen eine gebietende Stellung durch die zahlreich hier angesiedelten Franzosen und Italiener einnehmen, welche wenigstens den fünften, vielleicht den vierten Theil der ganzen Einwohnerzahl ausmachen, und auch in der letzten Zeit die Unabhängigkeit des Landes größtentheils aufrecht erhielten. England hat sich nach langem Zögern gegen Buenos Ayres und für Montevideo entschieden, somit gemeinsame Sache mit Frankreich gemacht,

*) Vor dem Einmarsch Oribe's ins Gebiet der Banda Oriental stand Entrerios auf der Seite der letztern gegen Rosas.

**) Oribe hat auch bereits allen Handel mit Corrientes und Paraguay untersagt.

was vielleicht bereits eine Folge der inzwischen eingetretenen Uebereinkunft zwischen beiden in den amerikanischen Angelegenheiten ist. Beide sind auch bereits ans Werk geschritten, merkwürdig genug, nachdem beide jedes für sich eine Uebereinkunft mit Rosas hatten abschließen wollen. Jetzt ist aber der entscheidende Schritt geschehen; die Verbündeten haben die Blocade von Montevideo nicht anerkannt, und dadurch dessen Aushungerung unmöglich gemacht, sie haben die Flottille von Buenos Ayres weggewiesen, nach andern gar weggenommen und die Insel Martin Garcia, welche den Ausgang des Parana in den Laplata beherrscht, mit einer Abtheilung der italienischen Legion aus Montevideo besetzt; Buenos Ayres ist in Blocadestand erklärt, und eine Flottille schifft den Parana hinauf, um den verbündeten Correntinern und Paraguayanern Hülfe zu leisten, damit sie Oribe den Rückzug abschneiden können. Die Lage von Rosas oder wenigstens seine Plane, das ganze Laplatagebiet unter seiner Herrschaft zu vereinigen, sind somit sehr gefährdet, viele glauben aber, daß er dennoch Jahre lang aushalten könne, und in diesem Fall ist der Erfolg Englands und Frankreichs bei ihrem jedenfalls nicht sehr „herzlichen Einverständniß" keineswegs gesichert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Norweger in der Finnmark.

(J. W. Edy Views and Scenery of Norway.)

Sie sind in hohem Grade gastfrei und großmüthig, indem sie jeden Fremdling mit einem so herzlichen Willkommen empfangen, daß sie keinen Zweifel an die freundlichen Gesinnungen, von denen sie belebt sind, übrig lassen; diese werden ihnen vermuthlich bleiben, insofern eine steigende Verfeinerung keine Aenderung herbeiführt, was nicht sehr wahrscheinlich ist. Hinsichtlich ihres Temperaments sind sie von Natur leichten Sinnes und sorglos, sehr munter und vergnügungssüchtig, besitzen wenig Vorbedacht oder Thätigkeit in ihren Handelsunternehmungen und lassen die letztern ihrer Liebe zum geselligen Verkehr nie Eintrag thun. Wie sehr auch andere denjenigen bedauren mögen, der bestimmt ist, seine Tage in diesem Theile der Welt zuzubringen, so kann dessenungeachtet der Kaufmann von Hammerfest als eines der glücklichsten Wesen betrachtet werden, wenn das Glück nach Geistesruhe und Zufriedenheit geschätzt wird, denn er hat genug, um zu leben, wenig Bedürfnisse und keine Kenntniß von dem, was in der Welt vorgeht. Seine beständige Gefährtin ist seine Pfeife; ohne dieselbe würde er sich als ein höchst unglückliches Geschöpf betrachten. Die Deutschen, Dänen, Schweden sind alle starke Raucher, aber der Norweger in der Finnmark übertrifft sie. Ein Kaufmann von Hammerfest steht zu keiner Jahreszeit sehr früh auf, allein lange bevor er aus dem Bette ist, wird ihm seine Pfeife nebst einer Tasse Kaffee gebracht, alsdann erhebt er sich allmählich und macht sich auf und begibt sich für kurze Zeit in seinen Laden. Nachdem er denselben geöffnet und alles Nöthige für das Geschäft des Tages zurecht gelegt hat, frühstückt er. Hierauf zündet er seine Pfeife wieder an und geht eine Stunde lang rauchend in seinem Zimmer auf und ab. Dann geht er zum zweitenmal in seinen Laden und besorgt seine gewöhnlichen Geschäfte, indem er den Lappen, so wie sie ankommen, das was sie brauchen verabreicht; hernach versieht er seine Schiffe mit Stockfisch- und Thranladungen. Den ziemlich zahlreich anlangenden Uferlappen kauft er manchen schönen Fisch ab.

Diese Arbeiten beschäftigen ihn bis zur Mittagsstunde, um 1 Uhr speist er, gleich nach dem Essen nimmt er wieder seine Pfeife und legt sie kaum von sich, bis er zu Bette geht. Während des Sommers geben ihm die beständig ankommenden Schiffe viel zu thun und er muß Aufmerksamkeit auf sein Geschäft verwenden. Sobald jedoch der Winter kommt und die Schifffahrt aufhört, hat er wenig oder nichts zu thun als sich die Zeit zu vertreiben, seine Freunde zu unterhalten, seine Pfeife brennen[illegible], seinen Punschnapf voll und ein Spiel Karten auf dem Tische bereit zu halten, während seine Frau zu der nämlichen Zeit ganz damit beschäftiget ist, seinen Gästen Essen und Trinken zu reichen. Die Karten sind nächst der Tabakspfeife oder Cigarren seine angenehmste Unterhaltung und Whist und Boston seine Lieblingsspiele. Das erstere, wie es in der Finnmark gespielt wird, unterscheidet sich wenig von dem unsrigen, ausgenommen in dem Markiren und den größern Honneurs, welche sie zählen. Zehn Points machen das Spiel; alles, was Jemand über die Zahl gewinnt, wird zu dem nächsten Spiel gezählt und sofort bis der Rubber beendiget ist. Das besondere ist bei dem Markiren und dem Abmachen der Rechnungen, was gewöhnlich zu Ende des Jahres stattfindet, daß der Verlust in der Regel gegen Fischthran zu dem laufenden Preise dieses Artikels ausgestrichen wird. Eins von der Partie hat die Rechnung zu halten.

Sie sind auch große Freunde von Musik und Gesang, so daß es kaum ein Haus gibt, in welchem man nicht eine Violine fände, die irgend ein Glied der Familie zu spielen versteht, dabei tanzt man oft halbe Nächte hindurch; ich bemerkte unter den Mädchen vorzügliche Tänzerinnen.

Ein norwegisches Mittagessen dauert gewöhnlich sehr lange und jedes Gericht wird vorgeschnitten und herumgereicht. Zu dem Fleische wird mancherlei Eingemachtes genossen und das Fleisch kommt in sehr großen Stücken auf den Tisch, denn obgleich die Hausthiere im Norden nicht sehr groß sind, so bildet doch ein halbes Schaf, selbst in den Augen eines Engländers, eine sehr ordentliche Schüssel. Roher gelind gesalzener Lachs wird als eine große Leckerheit betrachtet und fast immer auf dem Tische gesehen.

Die Frauen und Töchter der norwegischen Kaufleute in der Finnmark sind wahre Muster von Fleiß und Häuslichkeit; sie weben und spinnen, sie kochen, besorgen die ganze Haushaltung und verrichten hundert verschiedene Dienste, die man in andern Ländern einer dienenden Person überlassen würde. Den Frauen und Mädchen ist die Besorgung der ganzen Wirthschaft anvertraut.

Das Händedrücken wird hier weit mehr geübt als in England, und ein Fremder der dieses Zeichen der Freundschaft ablehnte, würde dadurch einen ungünstigen Eindruck machen. Wenn man nach dem Mittagessen von Tische aufsteht reicht einer dem andern die Hand, und wenn in geselligem Verein eine Gesundheit ausgebracht wird, schüttelt man, nachdem die Gläser geleert sind, dann die Hände dessen Wohlseyn getrunken wurde. Das Abschiednehmen für längere oder kürzere Zeit gewährt das Recht, jede Dame des Ortes zu küssen.

Der Wansee zwischen 38 und 39° N. B. hat nach Chancourtois eine Oberfläche von 2000 Kilometres und liegt 1100 Metres über dem Meere. Es hat keinen Abfluß und seine Höhe steigt und fällt mehrere Jahre nacheinander, abgesehen von den periodischen Veränderungen der Jahreszeit. Während der Schneeschmelze kommen Fische bis auf eine gewisse Strecke in den See, zu andern Zeiten finden sich aber durchaus keine darin. (Verhandl. der franz. Akd.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1845.

Merkwürdige Bauwerke in Frankreich.

(Branchu: Souvenirs d'un Touriste.)

Nevers.

Julius Cäsar hatte hier den Schatz seines Heeres in Verwahrung gebracht. Nevers, eine der altesten Städte Frankreichs, liegt amphitheatralisch an einem Hügel am Zusammenflusse der Nievre und der Loire. Die Kathedrale und das Schloß krönen diesen Hügel, von welchem die Straßen abwärts laufen. Die Kirche von St. Stephan gefiel mir, denn sie bietet manches, was für den Architekten von Bedeutung ist. Der Grund dazu ist im Jahre 1063 gelegt worden, die Mode hatte damals noch nicht alle Erinnerungen an antike Kunst vernichtet. Diese Kirche ist romanisch und das Schiff derselben ist breit im Verhältniß zur Länge; diese St. Stephanskirche ist ein lateinisches Kreuz und wird von viereckigen Pfeilern, an die auf jeder Seite eine Säule gekoppelt ist, in drei Schiffe getheilt. Das charakteristische Kennzeichen romanischer Gebäude oder solcher, welche von Architekten erbaut sind, die sich noch nicht von allen Erinnerungen an römische Bauwerke haben losmachen können, ist Festigkeit. Das Chor ist von runden Pfeilern umgeben, auf denen volle Rundbogen ruhen; dieser Rundbogen findet sich hier überall. Oben im Chor sieht man ziemlich barbarische Säulen, deren Capitäler fast eben so hoch sind als die Schafte; die Transsepten (das Querstück des Kreuzes) sind vom Schiff durch eine Mauer getrennt, welche bis an das Gewölbe reicht, unten aber von einem großen Bogen, welcher wieder fünf kleinere trägt, durchbrochen ist. Die schönen Rosen (runde Fenster mit Scheiben von rothem, grünem, blauem Glase), welche an der Kirche von St. Ouen zu Rouen so vorzüglich sind, waren zur Zeit der Erbauung der Stephanskirche zu Nevers nur noch ein kleines, sehr enges Ochsenauge. Die Façade dieses alten Gotteshauses so wie die sonstigen architektonischen Ornamente desselben wollen gerade nicht viel bedeuten.

Die ehemalige Kirche zum Erlöser, ebenfalls eine römische Basilica, ist jetzt jämmerlicherweise oberhalb in ein Heumagazin, unterhalb in ein Waarenlager umgewandelt und enthält merkwürdige Sculpturen. Die Provinzbewohner übertünchen ihre Gebäude mit einer traurigen Farbe, wie Milchkaffee, so auch Notre Dame und St. Sulpice zu Paris. Wenn man mit dem Stock an diese Tünche der Erlöserkirche schlägt, so springt sie ab und man sieht dann, daß die Wände und Säulenschäfte ursprünglich mit einer glänzend rothen Farbe überzogen waren. Einige Capitäle sind schön grün bemalt und an gewissen Stellen vergoldet. Ueber dem Chor befindet sich ein gothischer Thurm, welcher weit jünger ist als die Kirche.

Nahe bei dieser befindet sich eine andere Kirche des St. Genest, dermalen zu einer Brauerei eingerichtet; sie hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes und zeigt den Uebergang vom runden zum spitzen Bogen. Manche Einzelnheiten waren zierlich ausgeführt und man setzt die Zeit ihrer Erbauung an das Ende des 12ten Jahrhunderts.

Die Kathedrale St. Cyr ist eine längliche Basilica, zum Theil im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert ausgebaut. Wie in Notre Dame zu Paris und in der allerliebsten Kirche von St. Ouen zu Rouen neigt sich auch das Chor von St. Cyr sichtbar zur Linken; wahrscheinlich haben die Baumeister andeuten wollen, daß Christus mit zur Seite geneigtem Haupte gestorben ist.

Als Frankreich zur Schreckenszeit die Religion als die unversöhnlichste Feindin der Freiheit ansah, wurden den meisten Heiligen in den gothischen Kirchen die Köpfe abgeschlagen; aber die großen Heiligen an dem Kirchthurme zu Nevers sind verschont geblieben.

Mit dem lebhaftesten Vergnügen habe ich die Façade des Rathhauses betrachtet; es war das Schloß der Grafen von Nevers und was davon noch vorhanden ist, gehört dem Anfange der Renaissance an, dieser reizenden Epoche, wo die ernsten Schönheiten antiker Baukunst sich hinter den eigensinnigen Verzierungen gothischer Weise zu verbergen scheinen.

Ich überließ mich meinem Cicerone, welcher mich in einen Garten der Straße de la Tartre führte; ich sah da zwei in eine Mauer eingelassene jonische Säulen, eine Nachahmung des Antiken. In einem anderen Garten befindet sich ein hüb-

sches Grabmal aus der Zeit Ludwigs des Zwölften, welches mit sehr schönen, ziemlich gut erhaltenen kleinen Statuen verziert ist.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Amerika.

(Schluß.)

Wir haben jetzt noch über drei Punkte Amerika's einiges zu berichten, über Brasilien, über das französische Guiana und über Westindien. Was das erstere Land betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß es eher im Fortschritt als im Rückschritt begriffen ist, wenn gleich dieser Fortschritt mit den ungeheuren Hülfsquellen des Landes und in Vergleich mit andern minder begünstigten Ländern nicht sehr viel heißen will. Indeß darf man nicht vergessen, daß Brasilien erst seit zweiundzwanzig Jahren unabhängig ist, und wenn gleich die Unabhängigkeit selbst nicht durch lange Kriege erkauft werden mußte, so können die nachherigen Stürme bis zu Don Pedro's I Entfernung doch auch noch für einen Unabhängigkeitskampf gelten, denn sie hatten zum mindesten die natürliche Folge, daß die öffentliche Aufmerksamkeit statt der innern Entwicklung der natürlichen Hülfsquellen des Landes scheinbar unnützen Streitigkeiten zugewendet wurde. Jetzt aber hat sich die Ruhe allem Anschein nach dauernd befestigt, besonders seitdem der Baron Caxias die Unruhen in Rio Grande do Sul vollends beschwichtigt hat. Längere Zeit war zu befürchten, daß diese Provinz ganz in die unruhigen Bewegungen der Laplatastaaten hinein verflochten würde, und es scheint auch wirklich zwischen dem Haupt der Rebellen von Rio Grande und dem jetzigen Expräsidenten der Banda Oriental, Fruct. Ribera, ein Schutz- und Trutzbündniß bestanden zu haben; aber die brasilianische Regierung erkannte deßhalb auch, daß sie eilen müsse, diese Provinz zu beschwichtigen. In diesen Verhältnissen liegt auch wohl der Grund, daß sie Ribera nicht, wie es anfangs schien, gegen Rosas schützte, sondern, als er nach seiner letzten Niederlage bei India Muerta auf brasilisches Gebiet geflüchtet war, ihn als Staatsgefangenen behandelte.

Die übrigen auswärtigen Verhältnisse mit amerikanischen Staaten sind von keinem Belang; mit Frankreich steht Brasilien, wie sich denken läßt, auf einem sehr freundlichen, mit England aber auf höchst unangenehmem Fuß. Der Sklavenhandel wird fort und fort betrieben, das ist unläugbar und ein Amerikaner *) sagt sehr richtig: „so lange man in Baltimore Clippers ausdrücklich für diesen Handel baut, so lange als englische Capitalisten die Fonds zu dessen Fortsetzung liefern, und so lange die brasilianischen Behörden offen und verdeckt den schändlichen Handel schützen, muß er wohl fortdauern.“ England setzte es schon im J. 1824 durch, daß Brasilien einen Vertrag unterzeichnete, demgemäß der Sklavenhandel als Seeraub betrachtet werden sollte; aber obwohl die brasilianische Regierung den Vertrag unterzeichnete, so erließ sie doch kein Gesetz, welches den Sklavenhandel wirklich als Seeraub erklärte, und jetzt will England das Recht in seine eigene Hand nehmen, und die auf weggenommenen Sklavenschiffen gefangen genommenen Seeleute selbst richten lassen. *) Jedenfalls hat England den Wortlaut des Vertrags auf seiner Seite, und es scheint, wie wir oben schon bemerkt haben, geneigt, denselben aufs äußerste zu benützen, um Brasilien zu einem für England günstigen Handelsvertrag zu drängen — ein Begehren, welches Brasilien schon um seines financiellen Haushalts willen, wenn immer möglich, abschlagen muß. Seit der Vertrag mit England abgelaufen ist, und englische Waaren denselben Zoll zahlen wie andere, scheinen sich die brasilianischen Finanzen zu bessern, und das im Laufe dieses Jahres den Kammern vorgelegte Budget für das nächste Jahr ergibt 24 Mill. Einnahmen und 26 Mill. Milreis Ausgaben — immer noch ein Deficit, aber ein bei weitem geringeres, als vor wenigen Jahren noch, wo die Einnahmen nur zwei Drittheile der Ausgaben betrugen; ob freilich die Erträgnisse den Berechnungen des Ministers Alvez Branco entsprechen, muß erst das nächste Jahr zeigen. Daß es indeß mit den Finanzen besser steht als früher, geht schon aus dem Umstand hervor, daß der Finanzminister sich bereits mit dem Plane trägt, die Masse von 47 Mill. Papiergeld im Laufe der nächsten zwanzig Jahre zu tilgen.

Im Innern von Brasilien sieht es immer noch sehr traurig aus, denn aus Mangel an Unterstützung verfallen die religiösen Anstalten allenthalben. Statt des einst von den Jesuiten mit bewundernswerther Klugheit und Ausdauer verfolgten Systems die Indianer zu civilisiren und zu Christen zu machen, setzt man noch immer die Jagden auf Indianer fort, deren jährlich etwa 4 bis 500 gefangen genommen und auf Schiffe gebracht werden, wo sie bald hinsiechen und sterben. Daher die fortgesetzte Feindseligkeit der Indianer im Innern gegen die Weißen, welche überhaupt, besonders in den nördlichen Provinzen, in der schlimmsten Lage sind. Dort wächst der Racenhaß täglich, und es läßt sich voraussehen, daß die Farbigen mit Hülfe der Schwarzen sich bald des Landes bemächtigen werden, da die Weißen in ihrer ungezügelten Leidenschaft sich selbst aufreiben; der Mord ist gewöhnlich geworden, und selbst in Bahia sollen jährlich gegen 500 Weiße als Opfer der Rache oder der Raublust fallen, obgleich von den 600,000 Einwohnern der Provinz nur etwa ein Dritttheil aus Weißen besteht. Hier könnte nur die Religion und die Kirche dazwischen treten, aber diese ist seit längerer Zeit im Verfall. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden alle Zehnten Brasiliens eingezogen, und der Staat nahm die

*) Der Missionär Kidder in seinen mehrfach von uns benützten Sketches of Brazil.

*) Der Fall ergab sich neulich, daß ein solches weggenommenes Schiff sich selbst mit Gewalt wieder befreit hatte und dann doch den Engländern in die Hände fiel; es fragt sich nun, ob die gewaltsame Selbstbefreiung ein todeswürdiges Verbrechen ist. Der Proceß schwebt gegenwärtig vor den englischen Gerichten, und ist ein merkwürdiger Fall internationalen Rechts.

Versorgung der Geistlichen auf sich, aber mit dem Verfall der Finanzen Portugals und später Brasiliens wurde diese immer mehr vernachlässigt. Die Besoldungen waren vorher schon karg zugemessen gewesen, denn sie bestanden aus 50, 80 bis 100 Milreis, seit aber der Milreis im Werthe auf die Hälfte und darunter herabsank, wurde das Einkommen der Geistlichen nicht bloß spärlich, sondern absolut unzureichend, auch für den Genügsamsten. So fehlte es allenthalben an Priestern und ein Bericht des Ministeriums der Justiz und geistlichen Angelegenheiten an die gesetzgebenden Kammern vom Jahre 1843 enthält in dieser Beziehung folgendes: „der Zustand von Rückschreiten, in welchen unsere Geistlichkeit verfällt, ist notorisch und ebenso die Nothwendigkeit Maaßregeln zur Abhülfe dieses Uebels zu ergreifen. Am 9 Sept. 1842 richtete die Regierung Fragen an die Bischöfe und Capitularvicare, und obwohl noch keine vollständigen Antworten eingelaufen sind, so ist doch so viel sicher, daß es jetzt bereits allenthalben an Priestern fehlt, und daß für zwei, welche sterben oder arbeitsunfähig werden, kaum einer wieder geweiht wird. Es ist hier nicht der Ort, die Ursache eines solchen Zustandes der Dinge zu untersuchen, gewiß aber ist, daß keine Personen von Stand ihre Söhne dem geistlichen Beruf widmen; die meisten, welche das heilige Amt suchen, sind arme Leute, welche durch ihre Armuth schon abgehalten werden die nöthigen Studien zu machen. Die Ursache hievon ist ohne Zweifel in dem kleinen Einkommen der Geistlichkeit zu suchen."

Während die religiösen Anstalten zu Grunde gehen und die Kirchen verfallen, geschieht zwar einiges für allgemeinen Unterricht, aber das Französische wird gewissermaßen als die gelehrte Sprache behandelt, mit diesem dringt denn auch die französische Literatur ein, und zwar wie gewöhnlich, die von der schlechtesten Sorte, welche unter so ungebildeten Menschen den Geist des Unglaubens noch mehr verbreiten muß. Ein ausgezeichneter Brasilianer erklärte vor einiger Zeit in der Kammer: „was die Civilisation des eigentlichen brasilianischen Volks betrifft, so ist unglücklicherweise noch beinahe nichts geschehen; ein schmaler Streif an der Küste genießt allein einige Wohlthaten der Civilisation, während im Innern das Volk noch immer in die tiefste Barbarei versunken ist. Ohne den Beistand einer moralischen, aufgeklärten Geistlichkeit können wir aber unmöglich hoffen etwas Bedeutendes auszurichten." Unter diesen Umständen ist die Freiheit der Presse ein großes Glück; so schlecht sie auch zum Theil ist, so verbreitet sie doch bis tief ins Innere hinein eine gewisse Masse von Kenntnissen, so wie das Gefühl, wie sehr es noch oft an dem Nothwendigsten fehlt. Auch durch den Verkehr mit Fremden werden die Brasilianer fortwährend, wenn auch in geringer Zahl, mit der europäischen Cultur auf dem Laufenden erhalten, und es wäre nur zu wünschen, daß die Einwanderungsgesetze besser wären als sie sind. Man sagt, es seyen im Laufe dieses Jahres über 2000 deutsche Colonisten eingewandert, aber sie sollen in abgesonderten Colonien angesiedelt werden, wo sie für das allgemeine Beste weit nicht die Dienste leisten können, wie wenn sie als Handwerker im Innern verbreitet wären. Für die Colonisten selbst mag dieß Zusammenleben angenehmer und förderlicher seyn, übrigens sieht es noch immer mit den Gesetzen über Einwanderung fatal aus. Am Ende des vorigen Jahres erschien ein kaiserliches Decret über die Einwanderung von Handwerkern und Landleuten, das aber beiden Landbesitz und Handelsbetrieb während der drei ersten Jahre verbietet, wodurch sie während dieser Zeit so zu sagen Leibeigene der Regierung werden müssen. Brasilien hat schon Tausende fremder Einwanderer, und namentlich Deutsche, ins Elend gestürzt, so daß man noch immer mit Recht davor warnt, Auswanderer dahin anwerben zu lassen, was fortwährend, auch für die Güter des Prinzen von Joinville, in größerem Umfange geschieht, als man öffentlich bekennen will.

Von Brasilien gehen wir über nach dem französischen Guiana, welches in diesem Augenblick ein interessantes Mittelglied zwischen Brasilien und Westindien bildet, einestheils weil Frankreich immer noch mit dem Plane umgeht, sein Guiana nach dem Utrechter Vertrag nicht bloß bis an den Oyapok, sondern bis an den Amazonenstrom auszudehnen — ein Plan, dem früher Brasilien, von England unterstützt, sich aufs eifrigste widersetzte, der aber in der nächsten Zukunft vielleicht weniger Schwierigkeiten finden möchte; anderntheils, weil ein neuer Plan zur Emancipation der Schwarzen hier im Werke ist. Beachtet man, wie viel Berichte über Guiana im Ganzen, so wie über einzelne Theile seit zehn Jahren in französischen Journalen erschienen sind, so ergibt sich daraus eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit von Seite der Regierung auf diese Colonie, da die wenigsten Reisenden, vielleicht kaum einer, seine Reisen aus bloßer Wißbegierde und auf eigene Kosten unternommen hat. Der Emancipationsplan, hauptsächlich von einem Hrn. Lechevalier ausgearbeitet, ist eine sinnreiche Anwendung des Fourieristischen Systems auf einen gesellschaftlichen Zustand, der durch die Sklaverei jetzt schon an Zwang gewöhnt ist, und dieser Zwang soll für eine gewisse Reihe von Jahren bis zu einem bestimmten Grad aufrecht erhalten werden, aber nur um die Schwarzen durch Zwang bei einer Arbeit zu erhalten, die ihnen selbst große Vortheile verspricht, so daß sie allmählich durch die Erkenntniß, welche Vortheile sie aus einer arbeitsamen Lebensart und einer engern Verbindung mit den Weißen ziehen, dahin gebracht werden, in einem untergeordneten Arbeiterverhältniß, aber nicht mehr als Sklaven, mit den Weißen zu leben. Abgesehen von dieser Erziehung der Schwarzen zur Freiheit, welche an die Stelle der von den Engländern eingeführten und schlecht benützten Lehrzeit treten soll, ist noch ein weiterer Zweck beabsichtigt, nämlich die umfassendere und regelmäßigere Betreibung der Cultur tropischer Waaren. Man will berechnet haben, daß die Pflanzungen in Guiana trotz ihres jetzigen Verfalls noch immer 5 Procent und darüber abwerfen, daß somit der Staat, wenn er einem zur Verbesserung und Ausbreitung der Cultur aufgenommene Anlehen 4 Procent garantire, um so weniger einen Verlust zu gewärtigen habe, als er doch früher

oder später zu einer Entschädigung für die zu emancipirenden Schwarzen verpflichtet sey; der Staat könne also hoffen, wenn er durch seinen Credit das Unternehmen fördere und dieses gelänge, der zu zahlenden Entschädigung enthoben zu werden. In den zu errichtenden Anstalten sollten Weiße und Schwarze einer bestimmten Ordnung unterworfen seyn. Der Verfasser des Plans hat ganz richtig die Mängel der englischen Emancipation erkannt, und will, auf das Studium der daraus sich ergebenden Erfahrungen gestützt, dieselben zu vermeiden suchen; er bemerkt unter andern ganz richtig, man beklage sich in den englischen Colonien, daß die Neger weit weniger arbeiten wie sonst; dieß sey aber nur in einem sehr geringen Grade wahr: sie arbeiteten wohl, aber sie arbeiteten nicht mehr für ihre Herren, ihre Arbeit habe eine andere vortheilhaftere Verwendung gefunden, und der unmäßig hohe Taglohn, den man an einigen Orten bezahle, sey nur eine Folge des Umstandes, daß die Neger leicht einen Fleck Landes kaufen, und sich darauf nähren konnten, während an andern Orten, z. B. auf Antigua, wo aller Boden im Besitz der Weißen ist, und man den Negern das Auswandern verbot, den Pflanzern die Arbeit jetzt wohlfeiler zu stehen kommt, als vorher zur Zeit der Sklaverei, denn da hier mehr Arbeiter sich finden, als man das ganze Jahr hindurch beschäftigen kann, so hat diese Concurrenz den Taglohn zu Zeiten auf einen halben Shill. heruntergedrückt, während er auch zur Erntezeit nicht über einen bis anderthalb Shill. ist; in Jamaica, Guiana und Trinidad kann man zu 4 Shill. oft nicht genug Arbeiter bekommen. Allein mit der Erkenntniß der Mängel der englischen Emancipation sind diese noch nicht überwunden, und es ist eine verdächtige Maaßregel, daß er den Schwarzen für die erste Zeit den Anbau und Verkauf von Lebensmitteln untersagen will, „damit sie nicht im kleinen Landbau eine Unabhängigkeit suchen, welche die meisten von ihnen in einen ganz wilden Zustand zurück versetzen würde.“ Hier liegt aber der Knoten, denn hieran ist die englische Emancipation in den großen Colonien, was den Anbau von Colonialwaaren betrifft, im wesentlichen gescheitert, oder richtiger gesagt, sie hat den Pflanzern nicht die Früchte getragen, welche man sich davon versprochen hat, denn an manchen Orten sinken die Neger völlig in Barbarei zurück. Indeß soll das obige Verbot wie der ganze Plan nur eine gewisse Zeit dauern, die vorgeschriebene Lebensregel eine Art Lehrzeit seyn, und so wäre es möglich, daß mit großer Ausdauer und guter Wahl der Werkzeuge die Klippe fürs erste vermieden würde. Die nächste Zukunft muß zeigen, ob die Regierung auf diesen Plan eingehen will, denn er scheint weit genug gediehen, um endlich an seine Ausführung zu gehen, welche für die Unternehmer möglicherweise großen Vortheil, für die Schwarzen eine gute Vorschule zur Freiheit und für die Regierung das Mittel zu einer bedeutenderen Ausdehnung ihres Colonialsystems werden könnte.

Die Erfahrungen der englischen Colonien sind, wie man aus dem obigen ersieht, für die Franzosen keineswegs unbeachtet vorüber gegangen, die Engländer selbst aber sind hinsichtlich ihrer Emancipation völlig enttäuscht, denn sie ist mit Ausnahme weniger Orte, wie das oben erwähnte Antigua, völlig zum Nachtheil der Herren ausgeschlagen, und die Bemühungen auf indirectem Wege die Schwarzen zu denselben Arbeiten, wie während der Sklavenzeit zu nöthigen, haben einestheils nur sehr geringen Erfolg gehabt, anderntheils aber den bestehenden Haß der Schwarzen gegen die Weißen geschärft. Zwischen beide tritt jetzt eine Gewalt, deren wohlthätigen Einfluß man ohne vorgefaßte Meinungen nicht verkennen kann. Wie auf dem benachbarten festen Lande in Centralamerika die katholische Kirche den einzigen moralischen Halt der herrschenden, aber geistig schwachen Indianerbevölkerung bildet, so entsteht allmählich auch auf den westindischen Inseln und im britischen Guiana eine theokratische Macht durch den Einfluß, den die Baptistenmissionäre auf die Neger gewonnen haben (s. den geistlichen Einfluß in den englischen Colonien Nr. 48 f.) Diese Missionäre haben sich im Gegensatz gegen die Mitglieder der Hochkirche, welche eng sich mit den weißen Herren verbanden, den Negern zugewendet, schon als diese noch Sklaven waren, und sind jetzt auch fortwährend die Vorsprecher der Schwarzen gegen die Maaßregeln der Weißen, welche, wie oben erwähnt, durch indirecte Mittel, durch das Verbot des Squattens ꝛc. die Neger zur Arbeit auf den Zuckerplantagen zwingen wollen. Eben so haben sich die Baptistenmissionäre, welche, gelegentlich bemerkt, jetzt durch die wohlhabender gewordenen Neger auch in sehr günstigen ökonomischen Verhältnissen sind, der Einführung von Culis widersetzt, obgleich nicht mit Erfolg. Diese Culis sollen durch die Concurrenz der Arbeit den Preis derselben herunterdrücken, in wie weit dieß bei der bisherigen Einfuhr — etwa 5000 Köpfe — gelungen ist, vermögen wir noch nicht anzugeben, doch ist so viel sicher, daß die Klagen der Westindier seit einiger Zeit minder laut sind. Die Frage ist aber, ob dieß eine Folge des durch die Einführung von Culis verminderten Preises der Arbeit, oder eine Folge des neuen Zuckergesetzes in England ist, das einerseits durch den vermehrten Verbrauch den Absatz und den Preis gesteigert, und andrerseits, wie wir schon bei Indien erwähnt haben, so eingerichtet ist, daß es dem westindischen Zucker ein Uebergewicht auf dem englischen Markt über den ostindischen gewährt. Indeß droht den englischen Colonien ein neuer Schlag durch den Wechsel, welcher vielleicht in England selbst vorgeht, und der, wenn er in seinem ganzen Umfang eintritt, eine furchtbare Wirkung auf die englischen Colonien haben müßte. Es ist dieß das System des freien Handels, welches aufs neue dem bisherigen Colonialsystem entgegentritt; dieß ist aber ein Punkt, den wir nur in Verbindung mit den übrigen Verhältnissen Englands besprechen können.

(Fortsetzung folgt.)

Münzen in Frankreich. Es ergibt sich aus neuern statistischen Nachforschungen daß die Gesammtmasse der gegenwärtig in Frankreich in Umlauf befindlichen Gold-, Silber- und Kupfermünzen 4781,261,319 Fr. beträgt. Das Budget absorbirt also jährlich den vierten Theil alles umlaufenden Geldes. (Franz. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England.

Nicht wohl bietet gegenwärtig ein anderes Land ein größeres Interesse dar, als England. Die Größe seiner Macht, die Ausdehnung seiner Verbindungen über die ganze Welt, der Einfluß, welchen jede seiner innern Bewegungen nicht bloß auf seine unmittelbaren Dependenzen, sondern auch auf ganz unabhängige Staaten und Länder ausübt, alles dieß ist schon oft hervorgehoben worden, erhält aber in dem jetzigen Augenblick, wo dieß Reich vielleicht einer radicalen Aenderung entgegengeht, eine unglaublich gesteigerte Bedeutung. Obgleich, wer die Zustände Englands seit Jahren beobachtet hat, an einen Sieg der Torygrundsätze nicht glauben und kaum dem jetzigen Ministerium mit seinen Uebergangsmaaßregeln ein langes Leben prophezeihen konnte, so hätte doch am Anfange dieses Jahres noch nicht leicht jemand sich träumen lassen, daß England so sehr am Vorabend radicaler Aenderungen stehe. Allerdings ist schon in den ersten Tagen dieses Jahres einer der vornehmsten Adeligen Englands, der Marquis von Westminster, öffentlich zur Anticornlaw-League übergegangen, in der durchaus nicht verheimlichten Absicht, damit die unausbleibliche Bewegung nicht ganz in den Händen der Mittelclasse bleibe, sondern wo möglich von den Häuptern der Aristokratie geleitet werde; der Marquis von Westminster hat somit ein Vorspiel des Uebertritts der ehemaligen Minister, Lord John Russell und Lord Morpeth, zur Anticornlaw-League gegeben, obgleich dieser Uebertritt erst in der letzten Zeit, in der eilften Stunde, wie die Engländer sagen, eingetreten ist; aber auch sie haben unumwunden den Satz vorangestellt, daß ein längerer Kampf für Erhaltung der Korngesetze die Existenz der Aristokratie gefährde und daß es hohe Zeit sey, wenn diese nicht ganz untergehen solle, von dem bisherigen Wege abzulenken. Es fragt sich nun freilich, ob nicht Lord John Russell und Lord Morpeth bereits zu spät gekommen sind, ob es ihnen noch einmal gelingt, ihre Partei, die Partei der Vermittlung und des Uebergangs, wieder zu beleben. Gewichtige Stimmen behaupten, daß die Whigs als Partei unwiederbringlich todt seyen, und in der That sind sie jetzt nur noch die am weitesten gegangenen Mitglieder der Aristokratie, und nur indem diese sich entschlossen unter ihr Banner schaart, ohne Rücksicht auf den bisherigen Unterschied zwischen Tories und Whigs, könnten sie noch einmal eine bedeutende Rolle spielen. Ist dieß wahrscheinlich und ist nicht durch alles was bisher sich ereignet, die Vermittlungs- und Versöhnungspartei vernichtet? Ein Blick auf das, was in der ersten Sitzung des dießjährigen Unterhauses vorging, mag die Antwort geben. Sir Robert Peel erklärte sich darin gegen jede Aenderung der Korngesetze, auch gegen die der Scala. Da trat Lord Howick, eines der scharfsichtigsten Mitglieder der Whigpartei, auf und bemerkte, durch diese Erklärung werde jeder Vermittlungsvorschlag, namentlich der eines fixen Zolls, unmöglich. Der Streit scheint also nicht mehr zwischen einer Scala und einem fixen Zoll, sondern zwischen der jetzigen Scala und gar keinem Zoll.

Wenn Peel durch seine Erklärung die Whigpartei vollends vernichten wollte, so hat er dieß erreicht, aber auch sich selbst jeden Rückzug abgeschnitten, denn mit welcher Stirn will er jetzt, nachdem er vor kurzem noch eine so feierliche Erklärung abgegeben, sich auf einmal herumwenden und eine entgegengesetzte abgeben? Man wird vielleicht sagen: er hat dieß schon mehr als einmal gethan, bei der Katholikenemancipation und bei der Maynoothbill, aber eben weil er dieß schon zweimal gethan hat, möchte es nicht auch das drittemal, und zwar in der entscheidenden Frage, rathsam seyn. Das Verzweifelte ist, daß sich die Frage in keiner Weise hinausschieben läßt, da im Frühjahr namentlich Irland, zum Theil aber auch Schottland und England selbst wirklich Noth leiden werden, und John Bull, was den Magen betrifft, keinen Spaß versteht. Ehe zwei, höchstens drei Monate verflossen sind, muß die Sache entschieden seyn, und die Aufregung im ganzen Lande scheint einen immer intensivern Charakter anzunehmen, so daß es an dem „Druck von außen" nicht fehlen wird.

Das Jahr ließ sich anfangs viel minder stürmisch an, als es in den letzten Monaten plötzlich geworden ist. Die Auf-

regung war damals kirchlich, und — weil die Laienschaft ihres Siegs zu sicher war — nicht bedeutend. Der katholisirende Eifer eines Theils der Geistlichkeit hatte allerdings eine große Höhe erreicht; mehrere hatten die seit Jahrhunderten vergessenen Chorhemden wieder hervorgeholt und auch nach den Meßbüchern zu greifen Lust bezeugt, aber die Laien zeigten sich nichts weniger als geneigt, dem Vorgang der Geistlichen zu folgen, und eine Anzahl vornehmer Herrn, welche der Sache doch ein bedeutsames Ansehen geben wollten, damit nicht der Widerstand allein von Roturiers auszugehen scheine, wollte eine Schrift an die Königin oder an den Erzbischof richten, oder die Sache ans Parlament bringen u. s. w. Aber die Regierung hatte schon Vorsorge getroffen, und dem Haupteiferer, dem bekannten Bischof von Exeter, eine Warnung ertheilt, daß er die Laien nicht in Harnisch bringen solle, indem jetzt keine Zeit für die Kirche sey, Eroberungen zu machen, sondern höchstens das Besitzthum zusammenzuhalten. Da ließen die Hochkirchenmänner von ihren hochfliegenden Planen ab, und bald sollte ihnen noch Schlimmeres begegnen. Den Kirchenhäuptern schwante, daß Peel mit neuen Planen in Bezug auf Irland umgehe, und so legten vorsorglich neun irische Bischöfe, noch vor dem Zusammentritt des Parlaments, ihren Protest gegen das nationale Erziehungssystem in Irland, wonach Kinder aller Confessionen in Einerlei Schule unterrichtet werden, feierlich nieder; nur fünf hatten ihre Unterschrift vorenthalten. Die schlimme Ahnung ward zur Gewißheit, denn der verrätherische Peel trat mit seiner Maynoothbill hervor, um den katholischen Priestern eine bessere Erziehung zu verschaffen. Das Erstaunen der frommen Herren war maaßlos, und ebenso ihre Invectiven, aber wiederum ging der Zorn in Rauch auf, denn Peel führte seine eigene Partei wie Schafe zur Schlachtbank, obgleich dießmal die Sache etwas ernsthafter als bei einigen andern minder bedeutenden Gelegenheiten war. Die Torypartei war so erbittert, daß sie beschloß, das liberale Amendement des Hrn. Ward*) zu benützen, um gegen Peel zu stimmen. Der Anschlag ward noch gleich einer gemeinen Verschwörung zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt (s. Peel und die Maynoothbill Nr. 121 f.), Peel siegte, aber er siegte nur, weil Whigs und Radicale für ihn stimmten. Bei dieser Gelegenheit haben nur die beiden letzten Parteien consequent gehandelt, eben so wie die starren Tories; Peel und diejenigen von seiner eigenen Partei, welche mit ihm stimmten, wurden ihren früheren Erklärungen ungetreu, aber die protestantischen Dissenters spielten die einfältigste und schlechteste Rolle; sie hatten sich früher für die Appropriationsclausel erklärt, weil diese die ihnen feindliche Staatskirche untergraben mußte, und es stand ihnen frei, nach dem Amendement Wards gegen die Verwendung von Staatsmitteln zu stimmen, nicht aber sich gegen die Katholiken zu erklären, welche mit ihnen in gleicher Stellung zu der Staatskirche stehen. Indem sie den rohen Fanatismus der gemeinen Dissenter gegen die Katholiken aufriefen, sündigten sie gegen den einzigen Grundsatz, der ihnen die rechtliche Existenz gibt, gegen den Grundsatz gleicher Duldung aller Religionsbekenntnisse. Sie werden die Nachtheile dieser Stellung schon noch erfahren, denn man ruft nicht umsonst den Fanatismus der Masse gegen sein eigenes Lebensprincip auf. Weil Peels Vorschlag den Entscheidungskampf gegen die Staatskirche hinausschob, begingen sie eine Inconsequenz, welche sich rächen wird.

*) Ward wollte beantragen, daß die Unterstützung für Maynooth aus dem Ertrag der protestantischen Kirchengüter genommen würde, zu dem Ende aber mußte der Satz vorangehen, daß aus dem Staatsschatz kein Geld für Maynooth verwendet werden solle. Für diesen Satz mußten die Radicalen und consequenterweise auch sehr viele Whigs stimmen; schlugen sich nun die Tories hinzu, so war Peel überstimmt.

In der Maynoothbill, wie später in der Collegienbill, siegte der ächte Geist der Duldung, ohne den die neuern Staaten nicht mehr bestehen können, gegen alle Anfeindungen. Mehrere katholische Prälaten drückten Sir R. Peel über die Maynoothbill ihren Dank aus, und haben sich auch später in der Collegienbill für ihn erklärt. O'Connell aber, indem er gegen die „gottlosen Collegien" *) sich aussprach, mag dadurch dem großen Haufen sich gefällig bezeigt haben, gewiß aber nicht den einsichtsvollern Katholiken, welche sich hier, wie im vorigen Jahre bei der Vermächtnißbill, von ihm trennten.

Wenn schon letzteres eine Spaltung unter den Katholiken veranlaßt hatte, so mußte diese durch die Widersetzlichkeit O'Connells gegen die Collegien, wodurch den Katholiken der Zugang zu besserm Unterricht bedeutend erleichtert und zum Theil erst möglich gemacht wurde, sich noch erweitern. Dieß geschah auch, wenn man aber glauben wollte, daß die Repealsache, oder mit andern Worten, der Kampf gegen die anglo-irische Staatskirche durch diese Spaltung schwächer werden würde, so könnte man sich sehr täuschen, denn es läßt sich gar wohl denken, daß die Repealsache wächst und O'Connells Einfluß sinkt. O'Connell hat zu seinem Schaden gefunden, daß er aus politischen Rücksichten nicht die wirklichen Vortheile, welche eine, wenn auch feindliche Regierung dem Volke anbietet, von sich stoßen darf; ein bedeutender Theil der katholischen Geistlichkeit hat ihn schon in der Vermächtnißbill verlassen, und ein noch bedeutenderer in der Collegienbill. Dieß war eine natürliche Folge. So wie O'Connell durch seine Erklärung für den Föderalismus die Repeal statt zu einer Sache nationaler Unabhängigkeit zu einer Parteisache machte, so wie er nicht mehr die Irländer als Nation gegen die Engländer führte, so war der Zauber seiner Macht gebrochen, zum mindesten begehrt er dann nur noch Abstellung der Beschwerden, und diese muß er von jeder Regierung annehmen, sie mag ihm freundlich oder feindlich gesinnt seyn. Wenn Peel und sein in allen Künsten ausgelernter Vicekönig von Irland, Lord Heytesbury, darauf hinarbeiteten, O'Connells Einfluß zu brechen, so ist ihnen dieß in hohem Grade gelungen, wenn sie aber glauben dadurch für das alte System eine neue Brustwehr auf-

*) So genannt, weil in dem Plane für keinen religiösen Unterricht vorgesorgt war, sondern gerade dieß in derselben Weise den Eltern überlassen blieb, wie bei dem sogenannten nationalen Erziehungssystem in Irland.

geäußert zu haben, so sind sie in großem Irrthum. Irland ist dadurch nur wieder mehr in den Kreis der politischen Bewegung des gemeinsamen brittischen Reichs gezogen, statt die Bildung eines abgesonderten Staates zu erstreben; aber die anglo-irische Kirche, die Urquelle alles Uebels, wird so gewiß fallen, als die englische Hochkirche selbst. Dieser Fall hängt aber nicht mehr von Bewegungen in dieser Kirche oder von Irland ab, sondern bloß von der politischen Entwicklung, weil die Hochkirche aufgehört hat ein wahrhaft kirchliches Institut zu seyn, und nur noch ein Anhängsel der Aristokratie ist. Eine Unzahl Controversschriften ist während dieses Jahres in England erschienen (s. Nr. 255), aber sie haben in der Mehrzahl ihre Bedeutung durchaus verloren, seit die Führer des Puseyismus zur katholischen Kirche übergetreten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Bauwerke in Frankreich.

(Schluß.)

La Charité.

Ich besah das Cabinet des Hrn. Grasset, eines sehr einsichtsvollen und für die Erhaltung der Ueberbleibsel aus dem Mittelalter eifrigen Mannes. Der Ortsname la Charité soll von den Benedictinern herkommen, die sich vor langer Zeit hier niederließen und Reisende beherbergten. Bei ihnen konnte der Mönch, der Pilger, der müde Wanderer unter sicherem Obdach sich erfrischen und ausruhen. Die Kirche zu la Charité ist groß und schön; sie ist unter König Philipp August im Jahre 1216 neu wieder aufgebaut worden. Das Chor und die Façade sind die einzigen interessanten Theile: ich habe mit Untersuchung derselben zwei Stunden zugebracht. Die gegenwärtige Gestalt der Kirche ist die des lateinischen Kreuzes. Das Schiff und die Abseiten sind restaurirt und haben keinen Charakter mehr; das Chor und die Façade allein erinnern an den Zustand der Künste unter Philipp August. Die meisten Gewölbe sind Spitzbogen, doch findet man auch den vollen römischen Kreisbogen; die runden Pfeiler, welche das Chor umgeben und es von den Abseiten trennen, sind romanisch; sie rühren aus dem Jahre 1056 her. Man bemerkt daran einige Spuren von der Eleganz der korinthischen Säule.

Ein Theil dieses imposanten Gebäudes ist in früherer Zeit von dem andern getrennt worden; man sieht jetzt noch, ehe man zur jetzigen Kirchenthür kommt, links auf dem Platze die Mauern des alten Schiffes. Von der Façade ist nur noch ein Thurm vorhanden, er ist aus dem 13ten Jahrhundert und von bedeutender Höhe; die gekoppelten Fenster desselben sind ungemein hübsch.

Einige Basreliefs, welche sich unten am Thurme befanden und daselbst dem Verderben sehr ausgesetzt waren, sind durch die Sorgfalt des Hrn. Merimée jetzt in das Innere der Kirche gebracht worden.

Die Finger einiger Figuren sind so lang wie ihre Gesichter, während die Stoffe und die Stickereien mit einer seltenen Vollkommenheit ausgeführt sind. Die Augen der großen Figuren sind mit dunkelrothem Glasfluß ausgelegt; einige Einfassungen sind so schön, daß man sie für antik halten könnte.

Ich besuchte die Ruinen von la Marche, welches ehedem eine Stadt war. Ich habe da Pfeiler in Verbindung mit Säulen gesehen, die Ecken der Capitäle gehen in Menschen- oder Thierköpfe aus: alles das ist unschön und bekundet einen corrupten Geschmack. Ich meinestheils bin noch nicht gelehrt genug, um das Häßliche schön zu finden.

Diese Architektur von la Marche ist höchst sonderbar, sie geht wahrscheinlich bis zum zehnten Jahrhundert hinauf, welches bekanntlich eine Zeit der tiefsten Barbarei war.

Mein Widerwille vor redseligen und ungeschickten Menschen hätte mich beinahe um das Vergnügen gebracht, die bewundernswerthe Kirche von W. Manou, 5 Meilen von Moulins, zu sehen. Es sind schöne, den korinthischen nachgeahmte Säulen und große romanische Partien darin. Diesem höchst interessanten Gebäude droht der Untergang wegen des ungleichen Drucks seiner Gewölbe.

In der prächtigen Kirche von Souvigny, näher bei Moulins, eine der sehenswerthesten der Provinz, befinden sich einige romanische Partien und andere, welche vielleicht bis in das achte Jahrhundert hinaufreichen. Sie ist im Jahre 919 durch den Ritter Aymard wieder hergestellt worden. Man sieht in derselben die Gräber der Herzoge von Bourbon. Das Schiff ist romanisch, das Chor gothisch; der romanische Styl folgte auf die complette Barbarei des frühern Mittelalters; er ist sehr solid, sehr schüchtern und bedient sich zuweilen ganz geringfügiger Materialien. Der gothische Styl, welcher darauf folgte, als die Geistlichkeit noch reicher war und die Bauern, welche ihr arbeiteten, mit Ablaß bezahlen konnte, will vor allen Dingen überraschen und die Phantasie der Gläubigen fesseln. Er trägt sehr hohe Gewölbe auf dünnen Säulen, er macht die Fenster ungemein groß und theilt sie durch so schwache Kreuze, daß das Auge kaum ihrer Haltbarkeit traut. Er wendet häufiger, als der romanische Styl, den Spitzbogen an; außerhalb scheut er sich nicht, sein Bauwerk mit Strebepfeilern zu umgeben, welche es nach allen Seiten hin unterstützen.

Autun.

Das Thor von Arrout oder von Sans ist ein bewundernswürdiges Werk der Römer; es ist ein Triumphbogen mit zwei großen und daneben zwei kleinern Bogen. Oberhalb sieht man sechs schmalere Bogen, welche eine Art von Galerie bilden; ehemals waren es deren zehn, von denen vier verschwunden sind. Die zwischen diesem Bogen eingelassenen Säulen sind von der korinthischen Ordnung.

Dieser ehrwürdige Ueberrest aus dem römischen Alterthum ist 19 Metres breit und 17 hoch; sobald ich ihn erblickte, glaubte ich mich nach Italien versetzt. Mein Herz, welches durch die vielen gothischen Kirchen etwas zusammengeschrumpft war, thaute wieder auf. Ich dachte an das königliche Volk und seine Siege, ich war wieder in Rom!

Das Gesims, welches die vier untern Bogen krönt, ist höchst majestätisch; die Festigkeit der Construction stimmt mit der bewundernswerthen Erhabenheit der Architektur vollkommen überein. Die Steine sind durch kein Cement mit einander verbunden, die Fugen sind so dicht, daß es nicht möglich ist, eine Messerklinge hinein zu bringen. Wahrscheinlich hat nur diese Festigkeit dieß Bauwerk gegen die Zerstörungswuth geschützt.

Die sechs obern Bogen stehen nicht gerade auf den untern, so daß Säule auf Säule, Oeffnung auf Oeffnung käme.

Ich habe das St. Andreasthor gesehen, welches ebenfalls antik und wahrscheinlich aus derselben Zeit ist. Es gleicht dem andern sehr, nur ist es niedriger und breiter; die zwischen dem kleinen Bogen eingelassenen Säulen sind jonische. Die vier Durchgänge stehen nicht wie die bei dem Thor von Arroux auf gleicher Linie; die beiden größern treten gegen die kleinern zurück.

Das St. Andreasthor hat, wie das von Arroux, zwei große Bogen und an den Seiten zwei kleine; über denselben sieht man sechs kleinere Bogen, von denen nur einer fehlt. Dieses Thor ist besser erhalten als das andere. Man begreift nicht, wie so schwache Mauern so vielen Jahrhunderten und so vielen Barbaren haben widerstehen können.

Noch auffallender ist es, daß die Bürger von Autun diese Triumphbogen nicht zerstört haben, um sich Häuser davon zu bauen. Zu diesem edlen Zweck haben sie einst das große Amphitheater abgetragen, von welchem die achtbarsten Gelehrten, z. B. Montfaucon, muthmaßliche Zeichnungen gegeben haben. Diese sonderbare und verwegene Lüge, welche der Alterthumswissenschaft so ganz ähnlich sieht, findet auch noch in unsern Tagen statt. Die Zeichnungen in gewissen archäologischen Werken verdienen eben so viel Zutrauen, als die sublimen Urtheile.

Von den zwei Thoren oder Triumphbogen hinweg bin ich aus der Stadt über das Arrouxflüßchen gegangen, um den Janustempel zu sehen. Es ist dieß ein viereckiges Bauwerk aus den Zeiten des Verfalls des Reiches, und es stehen davon nur noch zwei sehr hohe Mauern, die eine gegen Mittag, die andere gegen Abend; der Eingang in den Tempel war auf der östlichen Seite.

In einem Dorfe bei Autun sieht man den Couhardstein, ein nicht zu erklärendes Monument. Wer waren die Barbaren, welche es erbaut haben? Es ist eine Pyramide von noch etwa 50 Fuß Höhe, aus großen, unregelmäßigen, durch einen sehr festen Mörtel zusammengehaltenen Steinen erbaut. Die Bauern nehmen immer das Material zur Erbauung ihrer Häuser davon.

Die Münzen und geschnittenen Steine auf der Mairie sind wirklich sehenswerth, eben so ein schönes Mosaik, den Kampf Bellerophons mit der Chimära vorstellend.

Ich gestehe, daß ich von diesen edlen Ueberbleibseln des Alterthums begeistert, nur ungern, und bloß um der Pflicht eines Reisenden zu genügen, nach St. Lazare, der Kathedrale des Landes, hinaufgestiegen bin; sie liegt sehr hoch und man muß eine ziemliche Anzahl Stufen hinansteigen; von diesem sehr gut gewählten Punkt aus übersieht man die Stadt und einen Theil der umliegenden Gegend. Diese Kirche zeigt den Uebergang von der romanischen Bauart zur gothischen; das Schiff rührt aus dem Jahre 1140 her und bietet eine Vermischung des Spitzbogens mit dem Rundbogen dar.

Die Façade von St. Lazare ist sehr gut. Der Sacristan machte mich auf den Wolf und den Storch aufmerksam und auf Androkles und seinen Löwen, auf zwei Capitäle links vom Eingang. Es sind mittelalterliche Sculpturversuche, wie sie die kirchliche Architektur jener wundersamen Zeit ziemlich häufig darbietet. In der Taufcapelle sieht man ein hübsches Basrelief, Christus und die heil. Magdalene vorstellend; die steinerne Einfassung ist ein Meisterstück von Geduld, weßhalb mein Begleiter meinte, das Opus müsse von einem deutschen Künstler herrühren. Die Barbarei hat nicht umhin gekonnt, dieses allerliebste Basrelief mit Oelfarbe anzustreichen.

Zwei Capellen enthalten wundervolle Glasmalereien, die bedeutsamsten Scenen aus dem Leben Jesu. Auch zieht ein Gemälde von Ingres die Aufmerksamkeit auf sich; vier oder fünf Köpfe, in der Weise Raphaels, sind in der That bewundernswürdig.

Einen wahrhaft staunenswerthen Effect bringt die sogenannte große Trompete hervor. Es ist dieß die Spitze des linken Thurmes der Lazaruskirche; sie ist von Stein und ganz hohl; unten haben die Steine nicht mehr als sechs Zoll; es ist ein Meisterstück von Kühnheit aus dem 16ten Jahrhundert. Von innen gesehen täuscht diese Spitze das Auge und scheint von unermeßlicher Höhe, denn ihre spitzzulaufende Gestalt scheint die Wirkung der Entfernung zu seyn.

Miscellen.

Ein römisches Lager findet sich zu Provins, 96 Kilometer von Paris, und gibt trotz der Aenderungen, welche die Grafen von Champagne daran vorgenommen haben, noch immer einen Begriff von der großen Arbeitsamkeit und Geduld der römischen Legionen Cäsars während der Eroberung Galliens. Das Lager enthält in seiner Mitte einen schönen achteckigen, mehrstöckigen Thurm, welcher seit Jahrhunderten der Thurm Cäsars heißt und jetzt restaurirt werden soll. (Voleur. 5 Dec.)

Reise nach Paraguay. Seit Francia todt, und somit dieß merkwürdige Land dem Zugang von Fremden offener geworden ist, fehlt es nicht an Reisenden, welche sich dorthin auf den Weg machen; im vorigen Jahre ging bekanntlich ein Engländer, Namens Gordon dahin, wie es scheint im Auftrag der englischen Regierung oder wenigstens des englischen Gesandten in Buenos Ayres, allein er fand schon auf dem Weg schlechte Aufnahme, da die Sendung dem Dictator Rosas nicht angenehm war; jetzt soll wie die Lit. Gaz. vom 29 Nov. meldet, von Seite der amerikanischen Union ein Hr. E. A. Hopkins dahingehen, um über Erzeugnisse und Hülfsquellen des Landes nähere Erkundigung einzuziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1845.

Wälder in Algier.

(Algerie, 6 Dec.)

Thuja Articulata.

Die Thuja Articulata, der sogenannte Lebensbaum, (callistris articulata) ist der Baum, welchem die Araber den Namen Harar geben, und der den größten Theil der runden Balken geliefert hat, aus denen die maurischen Häuser erbaut sind.

Dieser Baum wächst sehr gerade, erlangt aber keine bedeutende Dicke, und wird nicht mehr als 5 bis 7 Metres hoch, in den Niederungen erreicht er jedoch manchmal eine größere Höhe. Man findet welche, deren Stärke einen Metre übersteigt, obgleich die durchschnittliche Dicke nur 50 Centimetres, in der Entfernung von einem Meter vom Boden beträgt.

Wir halten die Verhältnisse für übertrieben, welche der Oberst Bory de Saint Vincent diesem Baum in dem der Akademie der Wissenschaften unterm 22 Julius erstatteten Berichte gibt, indem er sagt: „die meisten dieser Bäume haben nur einen einfachen Stamm und bekommen einen Umfang von mehr als 4 Metres, es gibt aber auch mehrstämmige, die noch dicker sind, und diejenigen, deren Gipfel nicht verstümmelt wurden, werden nicht weniger als 60 Schuh hoch. Man findet keine einzelnen Bäume, sagt derselbe Gelehrte, deren Dimensionen ein mittleres Alter verriethen, und auf dem freien Raume zwischen denselben sieht man auch nicht eine junge Staude wachsen. Sie scheinen alle schon mehrere Jahrhunderte alt zu seyn und aus einer und derselben Zeit herzustammen." Auch diese letztere Behauptung ist ungenau, denn es gibt in den Thuja-Wäldern, durch welche wir gekommen sind, Exemplare von jedem Alter und allen Dimensionen.

Im Monat Mai 1844 durchzog der Capitän Dureu de Maison-Neuve den zwischen Mascara und Saida gelegenen Landstrich, und fand zwischen diesen beiden Punkten und noch weiter hinaus sehr ausgedehnte, aber dünn bestockte und herabgekommene Waldungen, die fast ganz aus Thuja-Bäumen bestanden.

Das Holz dieses Baumes hat viele Aehnlichkeit mit dem der Ceder, er wurde deßhalb auch in einigen Berichten der Chefs unserer militärischen Expeditionen manchmal mit dem Namen rothe Ceder bezeichnet. Wie das Holz der Ceder des Libanon, scheint auch das der Thuja beinahe unverwüstlich zu seyn. Es ist fest, hart, schwer und röthlich, doch sind seine Fasern weniger zäh als die der Ceder, weßhalb sein Holz auch leichter springt.

Die Thuja wurde von den Genieofficieren zum Bau von Saida und des Lagers von Wizert verwendet. Die Eingebornen benützten es vor uns schon vielfach, und fast alle Terrassen ihrer Häuser sind durch Balken von Thujaholz gestützt. Die Guetarma ziehen Theer aus demselben; die arabischen Aerzte gebrauchen die Blätter als Cataplasma; die Rothgerber benützen die Rinde zur Bereitung ihrer Felle; endlich zieht man aus den am untern Theile des Stammes sich vorfindenden Auswüchsen eine harzige, völlig helle Flüssigkeit, die getrocknet eine dem aus dem Sandarach gewonnenen Harze ähnliche Substanz gibt. Aus der Lage der Gegenden, wo die Thuja wächst, geht klar hervor, daß man an mehreren Plätzen mehr oder minder beträchtliche Strecken ausgehauen hat.

Die Thuja ist fast in ganz Algier verbreitet, aber vorzüglich häufig im Herzen der Provinz Oran. Man trifft sie an den waldigen Abhängen zwischen dem Sig und Wad-el-Hammam, so wie auf dem Dschebel-Buziri, wo sie den größten Theil der Holzung ausmacht; von hier aus verbreitet sich die Thuja über den größten Theil des Landes der Sdama, bis nach Tagdemt. Je mehr man nach Süden vordringt, desto häufiger und schöner werden die Thujabäume, ohne daß sie übrigens je dichte Wälder bildeten.

In diesen Gehölzen kann man leicht sehen, daß die Bäume in verschiedener Höhe vom Boden aus und schon vor langer Zeit verstümmelt wurden, offenbar in der Absicht, um den Städtebewohnern die von den Hauptästen gebildeten Stangen zu liefern, wodurch dann das weitere Wachsthum verhindert wurde. Auch das Feuer hat eine beträchtliche Anzahl von Bäumen vernichtet, deren verkohlte Wurzeln man noch jetzt im Boden stecken sieht; mehrere, zu drei Viertheilen calcinirt, behielten eine zarte Rinde, die hinreicht, um den Saft in dem nicht ganz von den Flammen verzehrten Theil des Stam-

mes zu erhalten, von dem einige blätterlose Aeste ausgehen, die an ihrer äußersten Spitze kaum noch einiges Zeichen von Leben verrathen, so daß diese verstümmelten, zu Grunde gerichteten und durch häufige Feuersbrünste gelichteten Wälder jetzt nur noch sehr unbedeutend und von durchaus keiner Wichtigkeit sind, wenigstens was das Bauholz betrifft, welches man aus ihnen ziehen zu können hoffte. Unglücklicherweise sind diese Wälder sehr leicht in Brand zu stecken, weil man nur einen Theil der Rinde der Thuja anzuzünden braucht, um alsbald den ganzen Baum hell auflodern zu machen, so harzig ist sein Holz. In dieser Beziehung legen die Eingebornen eine ungemeine Sorglosigkeit und einen unbegränzten Leichtsinn an den Tag; so sah Hr. Durieu auf seiner Reise nach Saida, wie lümmelhafte Hirten die schönsten Bäume anzündeten, nur um sich einen Spaß und das Vergnügen zu machen, sie auf der Stelle verbrennen zu sehen.

Die Thuja ist übrigens ein Baum, welcher dazu bestimmt ist, noch eine große Rolle in unserer Forstcultur zu spielen. Wie alle harzigen Bäume wird er für sich allein große Wälder bilden, und die Leichtigkeit, mit welcher er in einem kalkigen, trockenen und wenig fruchtbaren Boden fortkömmt, wird es ohne Zweifel eines Tages möglich machen, weit ausgedehntere Landstrecken, die man nicht bewässern und mit andern Pflanzen anbauen kann, vortheilhaft zu benützen. Der Thujabaum macht 8/10 aller Holzgattungen der Schiffe aus.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Es fragt sich jetzt, was hat Sir R. Peel gethan, um den politischen Bestand seiner, d. h. der altenglischen Partei zu sichern? Hier kommen vor allem die Finanzmaaßregeln in Betracht, welche in diesem Jahre wieder ein sehr großes Aufsehen erregt haben durch die umfassenden Veränderungen theils im Zoll, wie bei dem Zucker, theils im Nachlaß von Steuern, wie bei dem Glase u. s. w. Diese Maaßregeln tragen allerdings zur Vermehrung des Verbrauchs und zur Erweiterung der industriellen Thätigkeit bei, können aber auf die große Masse des Volks nur sehr indirect einen Einfluß äußern, und man fängt an, financielle Maaßregeln und Ergebnisse nach einem andern Maaßstab zu beurtheilen als früher; man fragt jetzt, welchen Vortheil die große Masse des Volks von diesem oder jenem als vortheilhaft geschilderten Ergebniß habe, und hier fällt die Antwort freilich nicht sehr günstig aus. Als am 5 Januar d. J. die Ergebnisse der Staatseinkünfte bekannt gemacht wurden, bemerkte man, daß sie trotz des Ueberschusses nicht sehr günstig seyen, denn man ersah daraus, daß die große Masse des Volks keineswegs an der fortschreitenden Thätigkeit des Handels und der Gewerbe Theil genommen habe, sondern fortwährend in einem leidenden Zustande sey; die Zölle hatten 9½ Procent mehr als im J. 1843, die Accise, der Maaßstab für den Verbrauch und somit bis auf einen gewissen Grad für das Wohlbefinden der großen Masse, nur 3 Proc. mehr ertragen, obgleich die Gewerbe einen riesenhaften Aufschwung genommen hatten, und die Baumwollenindustrie unter anderm seit drei Jahren um 5000 Ballen in der Woche, d. h. um ein Fünftel zugenommen hatte. Daraus zog man einen ungünstigen Schluß auf den Zustand der arbeitenden Classen. Die Erklärung welche Sir R. Peel vor 3½ Jahren gab, daß das System der indirecten Steuern erschöpft sey, zeigt sich immer noch in ihrer furchtbaren Wahrheit, aber es ist sehr schwer, von einer so lange verfolgten falschen Bahn wieder abzulenken. Peel hat mit seiner Einkommenssteuer zwar einen Schritt auf eine andere Bahn gethan, aber die Folge wird zeigen, daß dieser Schritt noch bei weitem nicht hinreicht, was auch der feine Lord Mounteagle (Spring Rice) deutlich genug im Oberhause zu verstehen gegeben, und was Lord John Russell mit seinen durchaus kein unmittelbares Resultat erzielenden Resolutionen über den Zustand der arbeitenden Classen und die Nothwendigkeit ihnen aufzuhelfen, noch viel deutlicher ausgesprochen hat. Diese immer lauter werdende Rücksichtnahme auf den Zustand des Proletariats ist es, was die jetzige Beurtheilung des Finanzhaushalts von dem frühern unterscheidet. In dieser Beziehung hat Peel außer seiner Einkommenssteuer nichts gethan, und man kann selbst sagen, daß diese Einkommenssteuer nur einigermaßen eine Erleichterung der Mittelclassen, und durch die Aussicht auf künftige Eventualitäten weit mehr als durch eine Rücksicht auf die untersten Classen veranlaßt war. Es ist in dieser Beziehung auch nur zu helfen durch eine wesentliche Verminderung des Preises der Lebensmittel und allmähliche Aufhebung der Accise, welche ohnehin seit dem J. 1820 von 24 Mill. auf 11 heruntergesunken ist, theils durch verminderten Ertrag der einen, theils durch Aufhebung anderer Steuern. Dieß ist ein hinreichender Fingerzeig über die Richtung, welche das Steuerwesen seit einem Vierteljahrhundert in England genommen hat, und dennoch drückt die noch immer zu zahlende Summe auf die Masse des Volks zu schwer, als daß das jetzige Maaß beibehalten werden könnte.

Der Stand der Dinge ist höchst einfach: wäre das brittische Volk fortwährend so vortheilhaft beschäftigt gewesen, wie es im Laufe des vorigen Jahrhunderts und größtentheils während des Kriegs war, so würden die Klagen sich nicht erhoben haben, aber dieser Stand der Dinge änderte sich, wie wir wiederholt ausgeführt haben, nach dem Kriege wesentlich durch die Concurrenz anderer Staaten und die anwachsende Bevölkerung, welche sich selbst im Wege stand. Die Regierung mußte also, wenn sie den alten Zustand der Dinge erhalten wollte, entweder dem arbeitenden Volke immer neue Wege des Absatzes eröffnen, oder sie mußte die Lasten des Volks wesentlich erleichtern, und ihm namentlich wohlfeiles Brod schaffen. Eine ausreichende Erleichterung des Volks war aber bei der großen Schuldenlast nur durch ein gänzlich reformirtes Steuersystem und durch freie Korneinfuhr zu erzielen, was die vorzugsweise im Parlament repräsentirte reiche Classe aus Eigennutz nicht zuließ. Es zeigt sich hier der schon mehrfach bemerkte Umstand, daß das mittelalterliche Princip

der Repräsentation und des Rechts der Steuerbewilligung in den neuern Staaten gänzlich verfälscht ist, indem hauptsächlich nur die Reichen gewählt werden, meistens auch nur die Wohlhabenden wählen, die größere Last aber auf die Schultern der arbeitenden Classe, welche nicht wählt, gewälzt wird. Noch wäre für England ein Ausweg, wenigstens eine Erleichterung möglich gewesen, wenn man von der Zeit an, wo die Symptome der Unzufriedenheit im Volke lauter wurden, eine Auswanderung nach den Colonien in umfassender Weise gefördert hätte, aber diese Auswanderung hätte nur dann in großem Maaßstabe gelingen können, wenn sie von einer freien Korneinfuhr aus den Colonien begleitet gewesen wäre, so daß den Colonien die Mittel zu Gebot gestanden hätten, reichlich Waaren aus dem Mutterlande zu beziehen und auch zu bezahlen. Hätte man auch nur seit 20 Jahren regelmäßig einige hunderttausend Menschen nach Canada, dem Cap und Australien geschickt, so wäre durch diese schnell anwachsende Colonisation der Absatz englischer Manufacte bedeutend gestiegen. So aber ging die Colonisation nur hie und da stoßweise vor sich, wenn man nach irgend einer Calamität, einer schlechten Ernte, Handelskrise u. s. w. die Unbehaglichkeit zu sehr fühlte, und auch dann hatten sich die Auswanderer nicht eben der freundlichsten Unterstützung des Colonialamtes zu erfreuen. Mehrere angesehene Parlamentsglieder, darunter namentlich auch Ch. Buller im vorigen und in diesem Jahre, haben die Sache in Anregung gebracht, sind aber immer auf einen gewissen trägen Widerstand gestoßen, welche dieselbe nicht zur That werden ließ. Schuld daran mag hauptsächlich das Colonialamt seyn, welches nicht auf diese Weise die Last seiner Arbeiten vermehrt und neue Elemente ins Spiel gebracht sehen wollte, da es die alten kaum zu bemeistern vermochte, und die herkömmliche Sitte, die Gouverneurstellen als Versorgungsanstalten nachgeborner Söhne des Adels zu betrachten, gleichfalls der Sache hinderlich entgegentrat. Auf der andern Seite mochte die Nothwendigkeit diesen neuen Colonisten größere Rechte und namentlich die freie Korneinfuhr in England zuzugestehen, zu dem schlechten Resultat mitgewirkt haben; wenigstens verweigerte Peel noch im Laufe dieses Jahres (s. die Korngesetze und die Colonien Nr. 139) den übrigen Colonien das Recht, welches man Canada nach seinem Aufstand aus besonderen Rücksichten bereits gewährt hatte, und erst im September d. J. gaben sich deutliche Zeichen kund,*) daß bis zum nächsten Frühjahr sämmtliche Colonien freie Korneinfuhr erhalten würden. Damals hatte sich bereits herausgestellt, daß die Ernte, zum mindesten gesagt, sehr mittelmäßig ausfallen und deßhalb Zufuhr nöthig seyn werde. Man scheint aber damals noch gehofft zu haben, mit der Ertheilung freier Einfuhr an sämmtliche Colonien durchzuschlüpfen, und den übrigen Theil des Korngesetzes bestehen lassen zu können, denn noch wußte man nichts von der Kartoffelfäule, und den unabsehbaren Folgen derselben für Irland insbesondere so wie in Bezug auf die Steigerung des Preises der Lebensmittel in allen Theilen des Reichs. Peels Vorschlag wäre allerdings ein Fortschritt gewesen, aber ein später; dennoch wäre er ohne den drohenden Kartoffelmangel noch ziemlich zureichend befunden und mit Dank angenommen worden. Wahrscheinlich war auch dieser Vorschlag alles, was Peel seiner Partei gegenüber vorzuschlagen sich getraute. Seitdem sind aber Umstände eingetreten, welche dieß Zugeständniß durchaus als unzureichend erscheinen lassen, und die Anticornlaw-League, welche seit sieben Jahren mit unglaublicher Ausdauer und Aufopferung das Land bearbeitet, um eine Abschaffung der Korngesetze zu erwirken, scheint nun auf dem Punkt, den lange mit verzweifelter Anstrengung vertheidigten Posten mit Sturm zu nehmen.

*) Diese bestanden hauptsächlich in einer merkwürdigen Rede, welche eine Art von politischem Adjutanten des Ministeriums, Capitän Rous, bei einer öffentlichen Versammlung hielt.

Gelingt dieser Sturm, so ist die Macht der Aristokratie, und wie manche keineswegs thörichte Vertheidiger der Korngesetze sagen, auch bis zu einem gewissen Grade die Macht des Landes gebrochen. Kaum ist eine Sache auf so verschiedene Weise aufgefaßt und besprochen worden, wie die englischen Korngesetze, und noch ist der Gegenstand keineswegs erschöpft. Auf Einen Punkt hat sich die Anticornlaw-League nie eingelassen, ihn selbst, als ihr eine Art Disputatorium darüber öffentlich angeboten wurde, zurückgewiesen; dieß ist die Frage, welchen Einfluß die Aufhebung der Krongesetze auf die Geldverhältnisse, die Currency, wie die Engländer sich nicht unpassend ausdrücken, haben würde. Es braucht keine große Staatsweisheit, um zu erkennen, daß ein ständig niedrigerer Getreidepreis — denn dieß wird ja beabsichtigt — den Werth des Geldes steigern, und die Nationalschuld um eben so viel schwerer machen wird. Schon hat der Friede und Peels Bill vom J. 1819 die zu 60 in Papier oder 37 — 38 in Geld gemachten Kriegsschulden auf 90 bis 100 gesteigert; steigt nun der Geldwerth durch das Fallen des Getreides, so muß nothwendig diese Last noch schwerer drücken. Schwerlich kann so einsichtsvollen Leuten, wie Cobden, Bright u. s. w. diese nothwendige Folge entgehen, aber eine Ermäßigung der Getreidepreise ist unerläßlich, weil sonst bei der nächsten Gelegenheit der Unmuth des Volks zum Ausbruch kommt, und ein Krieg der Armen gegen die Reichen entsteht, bei welchem die Besitzer des beweglichen Vermögens am schlechtesten fahren. Durch Aufhebung der Korngesetze wenden sie die drohende Gefahr von sich ab, und werfen sie auf den güterbesitzenden Adel, in so weit wenigstens, daß der wahrhaft vermöglichere Theil desselben mit einem verminderten Einkommen vorlieb nehmen muß, während der verschuldete zu Grunde geht. Freilich dürfte der Adel als politische Macht im Staate bei diesem Stoß gleichfalls zu Grunde gehen, und dann fällt auch das Gebäude der Hochkirche zusammen. Abgesehen von diesen Gefahren, können auch bedeutende Geldkrisen nicht ausbleiben, und alles dieß zusammen ist hinreichend, um noch immer beredte Wortführer für die Korngesetze hervorzurufen. Die Frage über freie und gehemmte Korneinfuhr scheint nur so einfach zu seyn, geht man aber auf die einzelnen Umstände ein, wie sie der lange Bestand der Korngesetze geschaffen hat, so stößt

man bald auf das Gewagte einer unbeschränkten Korneinfuhr unter den jetzigen Verhältnissen Englands. Es ist eine bekannte Sache, daß die Grundbesitzer, um einen höhern Pachtschilling zu erzielen, die Pächter zum Theil vertragsmäßig nöthigten, einen bestimmten Theil des Guts mit Weizen anzubauen, so daß letzterer auf vielen Strecken gebaut wird, welche wenig dazu taugen.

Dieß hatte die Folge, daß in sehr guten Jahren der Weizen in Ueberfluß vorhanden war, und z. B. in den Jahren 1834 bis 1836 einen für die Pächter ruinös niedrigen Standpunkt erreichte, aber in den Jahren, wo der Weizen wenig gerieth und eine Menge schlechten Weizens vorhanden war, konnte dieser doch um einen verhältnißmäßig hohen Preis abgesetzt werden. Aus diesem Schwanken der Ernte *) in England entsprangen für den Handel und die Versorgung des Landes, im Fall der Weizen wirklich fehlschlug, zahlreiche Uebel, denn der Handel wurde zu einem höchst gefährlichen Spiel **) und diejenigen Länder, von denen aus hauptsächlich eine Versorgung Englands bewerkstelligt werden konnte, richteten sich mit ihrem Anbau nicht gerade auf einen großen Absatz nach England ein, da dieser allzu unregelmäßig wiederkehrte. ***) Nur die baltischen Länder nahmen stets auf diesen Absatz Rücksicht, da von ihnen aus die Fracht am billigsten war, und sie auch jede Wendung des oft von Woche zu Woche wechselnden Marktes benutzen konnten.

Wird nun das Korngesetz aufgehoben, so verändert sich dieser ganze Stand der Dinge plötzlich: die baltischen Länder verlieren das bisherige Vorrecht der Versorgung größtentheils, und in England wird eine Menge Landes nicht mehr mit Weizen bebaut. Entferntere Länder werden große Massen von Getreide herbeiführen, hauptsächlich die Nordamerikaner, welche nach den seit Jahren bestehenden Preisen in New-York den Quarter Weizen zu 30—40 Sh. incl. Fracht, werden liefern können. Bald werden dann auch andere Länder, namentlich Spanien, folgen, und in den nächsten vier bis fünf Jahren nach der Freigebung werden solche Massen von Getreide, namentlich Weizen, auf den englischen Markt geführt werden, daß die Preise in England sehr wesentlich sinken müssen. Manche rechnen, daß England bei völlig freier Korneinfuhr in den ersten Jahren 6 bis 7 Mill. Quarter Weizen nöthig haben werde. Wahrscheinlich würde es auf den mit Weizen nicht mehr bebauten Ländereien andere Kornarten bauen, und somit von diesen, namentlich Gerste und Hafer, weniger von außen bedürfen, aber eine solche Weizeneinfuhr würde nichtsdestoweniger seine Geldmittel auf eine harte Probe stellen, und jedenfalls bis die Sache sich ins Gleichgewicht gesetzt hätte, heftige Schwankungen im Geldwesen verursachen.

Das, wird man sagen, ist ein vorübergehendes Uebel, und im Laufe von wenigen Jahren wird man Erfahrungen genug gesammelt haben, einerseits um England nicht zu überführen, andrerseits um die zum Weizenbau tauglichen und die Concurrenz mit andern Ländern ertragenden Ländereien in England selbst auszuwählen. Das ist wahr, so weit die Handelsverhältnisse in Betracht kommen, aber im gesellschaftlichen Zustande könnten dauernde Veränderungen nicht ausbleiben. Es ist schon oft gesagt worden, daß der Adel und die Kirche, somit auch das Erstgeburtsrecht, unter einer freien Korneinfuhr nicht mehr in der alten Weise fortbestehen könnten. Wir wollen suchen, nach einer im Laufe dieses Jahrs uns vorgekommenen Berechnung *) die Sache etwas deutlicher ins Licht zu setzen. Der Verfasser dieser Berechnung, ein augenscheinlich mit vielen statistischen Hülfsmitteln ausgerüsteter Mann, schlägt das Ackerland in England auf 15 Mill. Acres an und berechnet die Kosten der Bebauung auf 5 Pfd. 13½ Sh. per Acre oder auf 85 Mill. Pf. Von diesen 85 sind 18 bis 20 Mill. als Taglohn an etwa 850,000 besitzlose Feldarbeiter gerechnet, und da jeder nur zu 9 Sh. in der Woche angeschlagen ist, so sieht man, daß diese Ausgabe, wenn ein Arbeiter überhaupt bestehen soll, keiner Verminderung fähig ist. **) Auch der jährliche Unterhalt von 128,450 Pächterfamilien, jede zu 78 Pfd. St. gerechnet, macht etwas über 10 Mill. aus. Wir haben also bereits 30 Millionen, welche wenig oder keine Verminderung zulassen. Sämmtliche übrige Ausgaben für Bebauung des Landes nach Abzug der beiden obigen sind mit Einschluß der Aussaat und der Zinsen für Capitalien auf etwa 32 Millionen berechnet, und die übrigen 23 Millionen gehen ab für Zehnten, für Kirchen-, Armen- und Grafschaftssteuern und endlich für den Pachtschilling. Es ist eine bekannte Thatsache, daß seit Jahren die Pächter Englands nicht glänzend stehen, daß gar leicht Ein ungünstiges Jahr den geringen Gewinn mehrerer Jahre aufzehrt, und die große Zahl sonst wohlhabender Pächter, welche zu gänzlich besitzlosen Taglöhnern heruntergesunken sind, läßt auch über diesen Stand der Dinge keinen Zweifel übrig. Wenn aber der Preis des Getreides in England, namentlich der Hauptfrucht, des Weizens, durch fremde Zufuhr nur um ein Viertheil sinkt, auf wen muß die geringere Einnahme endlich zurückfallen? Die Antwort ist gleich fertig: auf den großen und kleinen Zehnten, so wie auf den Pachtschilling, d. h. auf die Kirche und den Adel.

(Fortsetzung folgt.)

*) In den letzten Jahren wollten die Gutsbesitzer den Beweis führen, daß England sich selbst genügen könne, und sollen deßhalb fast ein Viertheil mehr Feld mit Weizen angebaut haben, als früher.

**) Man berechnet den Schaden, welchen die Kornhändler im Jahre 1842 erlitten, wo die Ernte doch noch gegen alle Erwartung erträglich ausfiel, auf nicht weniger als 1,200,000 Pf. St.

***) In den Jahren 1834 bis 1838 wurden durchschnittlich etwa 100 000 Quarter Weizen eingeführt; in den Jahren 1839 bis 1841 zusammen über 7 Millionen, also durchschnittlich über 2⅓ Mill. Quarter.

*) Im Circular to Bankers Nr. 927 vom 19 Sept.

**) Der Zustand der Feldarbeiter ist an manchen Orten so hoffnungslos, daß Swing, der Brandstifter, am Ende des vorigen und am Ende dieses Jahres wieder in Thätigkeit ist.

Das Manuscript von Gray's wohl bekannter „Elegie auf einem Dorfkirchhof", vielleicht das allgemeinst bekannte Gedicht der englischen Sprache, kam kürzlich mit den Büchern und andern Manuscripten des Verfassers zum Verkauf, und wurde um 100 Pfr. einem Herrn Penn aus Stoke-Pogeris, dessen Kirchhof in dem Dichter die Idee zu seinem Gedicht erweckt haben soll, zugeschlagen. (Athen. 6 Dec.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1845.

Das Klima im Lande Taimir.

(Vaterländische Memoiren. Nov.)

Hr. Schergin, Commissionär der russisch-amerikanischen Compagnie, beobachtet seit 1837 unaufhörlich die Temperatur des Bodens in Jakutsk; die Stelle dieser Beobachtungen ist ein 382 Fuß tiefer Brunnen, der auf seiner ganzen Ausdehnung noch immer durch gefrorenen Boden geht. Die geothermischen Beobachtungen Hrn. Schergins bestätigen zwar das bekannte Gesetz des Steigens der Temperatur des Bodens im Verhältniß zur Tiefe, aber die Temperatur der untersten Schichte, wenn auch bedeutend von der der Oberfläche verschieden, ist doch immer noch einen halben Grad unter Null (R.) Diese merkwürdige Erscheinung, daß der Boden bis auf eine solche Tiefe hinab gefriert, hat viele Physiker und Geologen in großes Erstaunen gesetzt. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften beschloß schon im J. 1838 zur genauern Untersuchung dieser wichtigen physisch-geographischen Thatsache, so wie überhaupt zur nähern Bestimmung, wie weit das ewige Eis reicht, das den Boden des nördlichen Theils der alten Welt durchdringt, eine Commission niederzusetzen. Eine ähnliche Expedition hatte noch ein zweites gelehrtes Interesse; die geographische Verbreitung organischer Wesen bildet in unserer Zeit eine der wichtigsten Fragen der Naturgeschichte, und alle Nachforschungen in diesem Gebiete beginnen gewöhnlich in Lappland, wo die erzeugenden Kräfte der Natur, namentlich die Wärme, am schwächsten wirken. Allmählich aber enthüllte die Reise in die Polarländer die Naturerzeugnisse nördlicherer Gegenden als Lappland ist. Da aber alle diese Reisen, mit Ausnahme der Expedition Franklins, Seereisen waren, so beschränkten sich die Beobachtungen der Reisenden auf Inseln und vorspringende Landspitzen. Es ist glaube ich allgemein bekannt, daß die Flora und Fauna von Inseln, die selbst in gemäßigten Zonen liegen, aus einer sehr geringen Anzahl von Pflanzen und Thierformen besteht, indem das Meer selbst der Ausbreitung dieser Organismen, wie leicht begreiflich, natürliche Hindernisse entgegensetzt. Uebrigen zeigen uns auch die Untersuchungen über die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche, welchen ungeheuern Einfluß das Meer auf die Bewegung der Temperatur hat, namentlich in den höchsten Breitegraden; somit können Inseln und Ufer, die in diesen Breiten liegen, niemals völlig maaßgebend seyn für die Erzeugungskraft und die klimatologischen Verhältnisse des nördlichen Festlandes. Die Frage über die Vegetationsgränze, über die Gränze der Wälder auf diesem Festlande kann man so lange nicht bestimmt entscheiden, als man nicht die Vegetation des innern Landes untersucht hat. Sämmtliche Botaniker behaupten, daß in Sibirien sich die Wälder nicht über den 67sten Breitegrad ausdehnen, und stützen sich dabei auf Sujeff, welcher unter dieser Breite an den Ufern des Ob keine Bäume sah; aber spätere Reisende, wie Wrangell, Anjou fanden in Ostsibirien über 70° hinaus Wald. Der nördlichste Theil Ostsibiriens, welcher zwischen den Flüssen Pjassina und Chatanga, nördlich von Turuchansk liegt, und sich nicht in Form eines schmalen Vorgebirgs oder einer Halbinsel, sondern in ganzer Masse ins Eismeer hinaus erstreckt, bietet ein weites Feld für Beobachtung des organischen Lebens an den äußersten Gränzen gegen Norden und außerhalb des Meereinflusses dar. Dieß Land ist in geographischer Beziehung noch völlig unbekannt; man weiß nicht, wer es bewohnt und wovon seine Bewohner sich nähren; dieß Land hat selbst nicht einmal einen Namen.

Im Jahre 1838 beschloß wie gesagt die kaiserlich russische Akademie der Wissenschaften, eine gelehrte Expedition nach Nordsibirien zu schicken, aber erst im Jahre 1841 wurde dieser Beschluß in Vollzug gesetzt, und der bekannte Middendorf, Professor der Zoologie an der Universität Kiew, unternahm die Reise. Eine Untersuchung der in physikalisch-geographischer und ethnographischer Beziehung noch unbekannten Länder des nördlichen Sibiriens jenseits Turuchansk, dieß war hauptsächlich die Aufgabe dieser Expedition, welche gegenwärtig zu Ende gebracht wird, und wir theilen hier eine Episode daraus mit, nämlich die Beobachtungen über das Klima des Landes Taimir, wie Middendorf diesen ganzen unbekannten Theil Nordsibiriens genannt hat, nach dem Fluß und See Taimir, welche innerhalb dieses Landes sich ergießen. Diese klima-

tologischen Beobachtungen wurden unter Middendorfs Leitung von Hrn. Brandt am Ufer des Baches Baganida vom 3/15 März bis zum 14/26 Oct. genau dreimal des Tags um 6 Uhr Morgens, um 2 Uhr Nachmittags und um 10 Uhr Abends vorgenommen. Der Ort der Beobachtung war das kleine Dorf Korennoje-Philipowskoje, das aus vier Winterhäusern besteht und unter 71° 5′ 35″ N. B. und 118° O. L., folglich mitten im Lande Taimir liegt. Hr. Middendorf hat uns also zuerst mit dem Klima des festen Landes von Nordsibirien bekannt gemacht, während alle frühern Reisenden nur vom Meere aus oder in der Nähe desselben ihre Beobachtungen angestellt haben. Diese Beobachtungen Middendorfs enthüllen uns also zum erstenmal die Einwirkung der Sonne auf die äußersten nördlichen Punkte des festen Landes, schade nur, daß sie sich auf die sieben Frühjahrs- und Sommermonate beschränken, und nicht das ganze Jahr umfassen; indeß kann die Temperatur des Winters in dem hiesigen Land von der der Seeküste, welche mit ihm unter gleicher Breite liegt, nicht bedeutend verschieden seyn, weil das Ufer sich frühzeitig mit Eis bedeckt.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

England.

(Schluß.)

Die Gefahr für den Adel und die Kirche ist also wirklich und drohend, nicht erst in ferner Aussicht; eine große Umwandlung der Vermögensverhältnisse muß nothwendig wenige Jahre nach Aufhebung der Korngesetze eintreten. Hunderte von alten Familien, welche nur noch durch die hohen Renten sich hielten, werden in kurzem außer Besitz gesetzt, wie sie selbst im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte eine Menge Bauernfamilien außer Besitz gesetzt haben. Ein kraftvoller, aber kein blinder Vertheidiger der Korngesetze *) spricht sich darüber folgendermaßen aus: „die Abschaffung der Korngesetze ist eine Revolution, und Lord John Russell, welcher seine frühere verständige Erklärung, daß das Land keine zweite ertragen könne, vergessen hat, willigte ein der Führer dieser zweiten Revolution zu seyn. Es ist dieß eine Zerstörung des Landeigenthums, nicht des ganzen Werthes, aber desjenigen Theils, welcher nach Abzug aller auf dem Lande liegenden Lasten noch im Besitz der jetzigen Grundeigenthümer ist, und da keine Aristokratie ohne großen Grundbesitz Gewicht hat, so wird also der aristokratische Zweig der Constitution zerstört. Dieß ist also eine Revolution, und zwar die zweite im Laufe unseres Lebens; die erste, die Reform, vermehrte die Macht der Demokratie bedeutend; diese vervollständigt sie und wird sie unwiderstehlich machen.“ Man ersieht hieraus, daß die Tendenz der bevorstehenden Aenderung vollkommen erkannt ist, und man braucht nicht mehr zu fragen, ob nicht auch die andern

*) Siehe den Aufsatz in dem Circ. to Bankers Nr. 923 vom 5 Dec. d. J.

Verhältniße des Staats die Aufhebung der Korngesetze zu einer gefährlichen Sache machen. Die herrschenden Erbschaftsgesetze und die Art der Bewirthschaftung hat die kleinern Bauerngüter und den eigentlich freien Bauernstand vernichtet (s. die Ackerbauarbeiter Nr. 248), und die Anticornlaw-League hat seit einigen Jahren angefangen in umgekehrtem Sinne zu arbeiten und eine Menge 40 Shilling-Freeholders erst wieder zu schaffen, vorerst um eine größere Anzahl Stimmen zu erhalten; sie wird aber in diesem System, sobald die Noth der großen Güterbesitzer eingetreten ist, immer weiter gehen, und so verliebt auch die meisten Engländer in ihre jetzige Art von Landbau sind, so wird man doch bald dahin kommen, die größern Güter wieder mehr zu zerschlagen, um einen Bauernstand wieder zu schaffen. Man sieht, die Liga hat nach einem sehr durchdachten Plane gehandelt, und wird auch auf ihrer Bahn nicht still stehen können; die Erbschaftsgesetze, wie sie Pitt zu aristokratischen Zwecken verschärft hat, werden bald an die Reihe kommen, wie Cobbett und andere seit 20 Jahren vorausgesagt haben. Man wird sagen, noch habe der grundbesitzende Adel die Mehrheit im Unter- und Oberhaus, aber man täusche sich nicht: sobald die Korngesetze aufgehoben sind, oder auch nur eine starke Ermäßigung erfahren haben, muß das noch in einem großen Theile Englands herrschende System jährlicher Pachte (tenantcy at will) aufgegeben werden, und der Pächter eine längere Pachtzeit erlangen, damit er durch die Sicherheit des Besitzes gespornt, größere Verbesserungen im Landbau vornehmen könne; einzelne Anfänge sind von einsichtsvollen Grundbesitzern auch schon in den letzten Jahren und namentlich in diesem Jahre gemacht worden. Aber dieses Aufgeben des jährlichen Pachts ist zugleich ein Aufgeben des Einflusses, welchen bisher die Gutsbesitzer über ihre Pächter ausübten, denn viele, sehr viele bewog nur die Furcht, im nächsten Jahre von dem Pacht getrieben zu werden, bei allen Parlamentswahlen im Sinne ihrer Gutsherren zu stimmen.*) Die Demokratie, dieß ist nicht zu verkennen — macht durch ein solches Ereigniß einen Riesenschritt, ihre Führer scheinen auch entschlossen, über die Bresche, welche die ziemlich schlechte Ernte und die Kartoffelkrankheit gelegt haben, in die Veste einzudringen, und einige Mitglieder der Aristokratie suchen nur noch so viel Stärke zusammenzuraffen, damit der Sieg nicht in eine Plünderung ausarte und die Demokratie unumschränkt Meister werde.

Aber hinter dem Fall der Korngesetze lauert noch etwas ganz anders, als der Fall des Adels und der Hochkirche; es lauert darunter vielleicht auch der Fall von Englands jetziger Größe, welche ohnehin zu schwindelnder Art ist, als daß sie unter solchen Stürmen sich behaupten könnte. Nordamerika wird alsbald zum größten Theil die Versorgung Englands an sich reißen, und ihm langsam sein Lebensblut, das Geld, abzapfen. Andere Länder, namentlich Deutschland, welches jetzt noch so geduldig die englischen Waaren nimmt, wird wohl

*) Darum widersetzte man sich im Parlament auch so sehr der geheimen Abstimmung, dem Ballot.

oder übel seine Häfen denselben größtentheils sperren müssen, denn wenn die Lebensmittel in England bedeutend wohlfeiler werden, so wird die Concurrenz mit England nicht bloß auf dem Weltmarkt, sondern auf den eigenen Märkten den riesenhaften Capitalien Englands gegenüber nicht mehr möglich; man wird auch um so minder geneigt seyn, Rücksichten gegen England zu nehmen, als der Getreideabsatz der deutschen Ostseeländer nach England großentheils verloren gehen wird. Rußland ohnehin kann von seinem strengen Zollsystem, welches die englischen verarbeiteten Waaren möglichst auszuschließen sucht, nicht abgehen, um so weniger als seine Erzeugnisse, namentlich auch Korn, nach wenigen Jahren im Preise etwas sinken müssen. Auch Amerika, wenn es gleich, vorausgesetzt daß es nicht zum Kriege kommt, sich in seinem Tarif etwas milder zeigen wird, hat doch schon begonnen, ein Industriesystem zu verfolgen,*) und kann es nicht mehr ganz aufgeben; zudem wird das Geld abermals in starken Massen nach Nordamerika fließen, was diese Tendenz nur vermehren kann. Eben in Bezug auf Nordamerika erhebt sich indeß eine große Frage, und hier wirkt die verschiedene Auffassung der Verhältnisse durch die aristokratische und die demokratische Partei auf Krieg und Frieden ein. Wir haben schon bei Amerika bemerkt, daß eine Aufhebung der Korngesetze das sicherste Mittel wäre, den Frieden mit Amerika aufrecht zu erhalten, und Cobden hat auch in seiner neuerlichen Rede auf dem großen „Free Trade Meeting" zu Sheffield den Gedanken durchgeführt, daß die kriegerische Stimmung, welche im Westen Amerika's gegen England herrsche, sich bald legen würde, wenn diese Theile der Union ebenso ihre Lebensmittel, Korn, Mais, Fleisch u. s. w. nach England absetzen könnten, wie die atlantischen Staaten ihre Baumwolle absetzen, daß somit das englische Absperrungssystem den Aufschwung der westlichen Staaten Amerika's hemme, und den Haß gegen England hervorrufe. Die Demokratie tritt also in Bezug auf Amerika wesentlich friedlich auf, während die Demokratie Amerika's, welche sich verletzt fühlt, kriegerische Gelüste hat: über diese kriegerische Haltung erzürnt, steht das aristokratische England vielleicht im Begriff einen Krieg zu unternehmen mit der Nebenabsicht, die eigene Nation von den innern Zerwürfnissen mehr abzulenken und die Aufmerksamkeit nach außen zu werfen. Dieß Manövre ist schon öfters gespielt worden, aber die gegenwärtigen Verhältnisse sind zu ernst, es steht zu viel auf dem Spiele und man hat angefangen in politischen Dingen zu klar zu sehen, als daß eine Erneuerung so leicht möglich wäre. Der Verdacht ist indeß auch in der neuen Zeit mehrfach ausgesprochen worden.

Eine nicht minder ernste, vielleicht in ihren Folgen noch ernstere Frage erhebt sich aber hinsichtlich der Colonien; man hat Canada das Vorrecht gegeben, sein Korn gegen einen nur nominalen Zoll (1 Shill.), den übrigen aber es gegen fünf Shill., einzuführen, es sollte also auf die Colonien zuerst das Princip des fixen, dann das eines bloß nominellen Zolls ausgedehnt werden, nach einer Privatäußerung, welche man von Sir R. Peel erzählt und welche folgendermaßen lautet: „er betrachte die Korngesetze als fehlerhaft im Princip, aber eine Rückkehr zu einem richtigen System müsse mit der größten Vorsicht vorgenommen werden, um nicht bestehende Interessen und Verpflichtungen gewaltsam zu erschüttern." So erklärt sich die oben erwähnte Absicht, das Korn aus sämmtlichen Colonien gegen den Nominalzoll von 1 Sh. zuzulassen. Die Vergünstigung für Canada hat wesentlich dazu mitgewirkt, diese immer stärker zu Nordamerika sich hinneigende Provinz wieder einigermaßen fester an England zu knüpfen. Die Aufhebung der Korngesetze würde diesen Plan vernichten, und Canada den Vereinigten Staaten in die Arme führen, denn was die Kornausfuhr betrifft, so kann Canada nicht mit den Vereinigten Staaten wetteifern, nicht bloß weil letztere den bessern Boden und die stärkere Bevölkerung haben, sondern auch die bequemere Fracht. Ein einziger Blick auf einen Handelsbericht aus Montreal beweist, daß nur die Vergünstigung, welche Canada im Zoll genießt, die Ausfuhr von dort nach England noch möglich macht, falls sie nicht über die Seen und den Eriecanal nach New-York, also durch das Gebiet der Vereinigten Staaten geht, des Umstandes gar nicht zu gedenken, daß die Ausfahrt aus dem Lorenzstrom fast sechs Monate im Jahr durch das Eis gehemmt ist. Auf die zweite oder vielmehr erste Hauptausfuhr, das Holz, werden wir gleich kommen.

Gehen wir inzwischen weiter nach Westindien, so finden wir hier noch ein viel größeres Hinderniß. Die Hauptausfuhr dieser Inseln ist, wie natürlich, Zucker, Rum und Kaffee, für welche Erzeugnisse die englischen Besitzungen ein Vorrecht auf dem englischen Markt genießen. Es ist gar kein Zweifel, und die Parlamentsdebatten des Jahres 1841 haben dieß hinlänglich bewiesen, daß der Fall des Kornmonopols auch den des Zuckermonopols nach sich zieht. Zum Beweise führen wir eine Stelle aus der Colonial Gazette (vom 29 Nov.) an, wo in Folge der Erklärung Lord John Russells alsbald den Westindiern eine Warnung ertheilt wird: „die tropischen Colonien werden bald die Folge der Abschaffung der Korngesetze fühlen. Plötzliche Veränderungen der Handelspolitik eines Landes sind den einzelnen immer nachtheilig, indem sie den gewöhnlichen Gang des Handels stören, werden aber die tropischen Colonien besonders nachtheilig treffen. Das Gleichgewicht zwischen Capital und Arbeit ist durch einen künstlichen, ungeschickt entworfenen und noch ungünstiger durchgeführten Proceß (die Emancipation) gestört worden. Daß aber die tropischen Colonien bisher einer übereilten Abschaffung des Schutzzolls entgangen sind, hat minder seinen Grund in der Gerechtigkeit ihrer Sache, als in der wachsenden Sympathie der gleichfalls begünstigten Classen in England und in ihrem Wunsche sich die Mitwirkung der Colonien zu sichern. Die Colonisten sind, zum mindesten gesagt, von den Kronmonopolisten nur schwach und

*) Wenn den Angaben Brights in einer der neuern großen Meetings zu Sheffield zu glauben ist, so wäre der Baumwollenverbrauch Nordamerika's so stark als der Englands, wobei jedoch nicht zu vergessen, daß Nordamerika durchaus gröbere Stoffe, und zum Theil selbst Säcke aus seiner Baumwolle macht.

lauwarm unterstützt worden, und im Augenblick, wo das Korngesetz abgeschafft wird, werden die Gutsbesitzer Englands sie im Stiche lassen, wenn sie nicht gar in den Reihen der Angreifer mit auftreten. Das Manöuvre der Lords John Russell und Morpeth ist eine Warnung an die tropischen Colonien auf ihrer Hut zu seyn; sie können nicht mehr auf die Korn-Colonien zählen, sie müssen ihre Schlachten selbst ausfechten. Der freie Handel, den die Klügern von ihnen schon seit Jahren als unvermeidlich voraussahen, kann ihnen jeden Augenblick aufgedrungen werden." England bezieht jetzt noch mehr als die Hälfte seines Zuckerbedarfs — vor der Emancipation mehr als drei Viertheile — aus Westindien. Rechnen wir die Ausfuhr nur zu 125,00 Tonnen, so ist dieß ein Werth von nahe an 4 Mill. Pfd. St. *), welche dem Schatz beinahe 2 Mill. an Zoll eintragen. Diese Einfuhr ist geschützt durch einen um 10 bis 12 Schill. niedrigern Zoll, was etwa 36 Proc. des Werthes ausmacht. Wird das Freihandelssystem auch auf den Zucker ausgedehnt, so sind mehr als drei Viertheile der Pflanzer in den größern Colonien von Jamaica, Trinidad und Guiana bankerott, denn sie können mit dem Zucker aus Cuba und Brasilien, wo die Sklaverei und zum Theil der Sklavenhandel noch blühen, nicht concurriren. Eben so würde der Zuckerbau auf Mauritius trotz der dort befindlichen 40,000 Kulis, nahezu ruinirt, und die neu emporgekommene Colonie Ceylon, wo man um die Wette Kaffeepflanzungen angelegt hat, würde bei einer Gleichstellung des Zolls — der von Kaffee aus brittischen Besitzungen ist nur die Hälfte dessen auf fremden Kaffee — nicht viel besser fahren.

Nach der Erschütterung des Colonialvermögens durch die Emancipation können die Colonisten diesen zweiten Stoß nicht aushalten, und wenn sie ihm nicht ganz erliegen sollen, müssen noch weit größere und umfassendere Veränderungen im englischen Handelssystem vorgehen. Bis jetzt hat England trotz mancher scheinbaren Zugeständnisse das Monopol des Handels mit seinen westindischen Besitzungen behauptet, und nur Nordamerika hat nach langem Unterhandeln und vielen Bitten der Colonisten das Recht Holz und Lebensmittel dahin zu liefern erhalten. **) Sobald England die westindischen Erzeugnisse nicht mehr auf dem englischen Markt bevorzugt, so hat es auch kein Recht, die Ausfuhr nach dem vortheilhaftesten Markt zu verbieten, oder wenn es diese dennoch verbieten wollte, würde es die größte Opposition und Erbitterung gegen sich hervorrufen. Darum sagt die Col. Gaz. ***:) „Diese Lage sollte die Colonisten anspornen, mit erneuter Kraft und Dringlichkeit ihre Forderung vollkommen freier Einfuhr freier Arbeiter aus allen Enden und Orten her (also eine Erneuerung von Negereinfuhr), die vollkommen freie Zulassung ihrer Producte in den Brauereien und Destillerien des Mutterlandes oder sonst wo immer, und unbeschränkt freien Handels mit jedem beliebigen Lande zu wiederholen." Wird aber der Handel mit diesen Colonien freigegeben, so fällt er zu vier Fünftheilen in die Hände der Nordamerikaner, und New-Orleans würde das große Emporium für den ganzen westindischen Handel werden. Dabei würde die englische Schifffahrt, welche ohnehin nur durch die bisherigen ausschließlichen Gesetze auf ihrer Höhe sich erhält, sehr schlecht fahren. Man wird allerdings sagen, dann werde auch der englische Rheder sein Holz besser und wohlfeiler aus Norwegen und den baltischen Ländern, als aus Canada beziehen, und ebenso seine Lebensmittel wohlfeiler beschaffen; aber dieß reicht bei weitem nicht aus, denn ein Hauptpunkt, weßhalb der englische Rheder, namentlich gegen den deutschen und skandinavischen, im Nachtheil steht, ist die luxuriöse Lebensweise des englischen Seemanns, welcher sich von seinen gewöhnten Rationen nichts wird abzwacken lassen wollen. Dann muß man es aber auch den Rhedern freistellen, fremde Matrosen nach Gefallen anzunehmen, was gegenwärtig die Navigationsgesetze verbieten, weil man nur aus der Handelsmarine die nöthige Anzahl Matrosen für die Kriegsmarine ziehen kann, und diese letztern doch in der Mehrzahl Engländer seyn müssen. Auch von diesen Navigationsgesetzen müßte man dann Umgang nehmen, und die nächste Folge wäre, daß statt 40,000 gegen 80,000 englische Matrosen auf die amerikanischen Schiffe gingen. Alles dieß und noch manche andere Veränderungen würden aus dem nach Aufhebung der Korngesetze fast unvermeidlichen Freihandelssystem folgen, und dazu ist man in England wohl kaum vorbereitet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Durchschnittswerth des Zuckers wird gegenwärtig gewöhnlich auf 30 bis 32 Sh. der Centner angeschlagen.

**) Nordamerika hatte dieß schon vor dem Unabhängigkeitskriege gethan, aber nach dem Kriege natürlicherweise als jetzt unabhängiger Staat das Recht verloren, das an Canada allein überging, welches Holz und Lebensmittel nur theuer zu liefern im Stande war. Nordamerika und Westindien standen sich also bei dem neuen Verhältniß gleich schlecht, und endlich wurde ersterem, wenn wir nicht irren im Jahre 1819 oder 1820, das Recht dieser Einfuhr wieder zugestanden.

***) In dem oben angeführten Artikel vom 29 November.

Miscellen.

Der Architekt Boulanger ist beauftragt die Inseln des Archipels, Aegina, Delos und Melos, so wie auf dem festen Lande die Districte von Eleusis und Delphi zu bereisen, welche die französisch-artistische Commission, die im J. 1831 nach Griechenland geschickt wurde, noch nicht besucht hatte. (Fr. Bl.)

Rawlinsons altpersische Studien. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 6 Dec. legte O. L. Rawlinson den ersten Theil einer großen Sammlung von Abschriften persischer Keilinschriften vor, — er hat namentlich die berühmte dreisprachige und sehr lange Inschrift zu Bisitun copirt, — nebst seiner Methode dieselbe zu entziffern. Diesen Mittheilungen sollen demnächst eine Grammatik, ein Versuch über die Sprache und eine Abhandlung über das Alphabet folgen. (Wir verweisen auf die Mittheilungen über die asiatische Gesellschaft in Paris, um zu zeigen, welche Wichtigkeit Rawlinsons Studien und Sammlungen für die altpersischen Sprachdenkmale haben werden.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die englischen Colonien.

Aus dem obigen läßt sich leicht absehen, in wie enger Verbindung die englischen Colonien mit allen diesen Fragen des Mutterlandes stehen, und wir nehmen davon Anlaß jetzt auf diese Colonien überzugehen, um so mehr, da in einigen derselben ohnehin während dieses Jahres manches Interessante sich ereignet, und auch das Parlament den Verhältnissen der Colonien ein größeres Maaß von Aufmerksamkeit geschenkt hat, als dieß sonst gewöhnlich der Fall ist. Im Laufe dieses Jahres erschien eine interessante Schrift: the Colonies and Colonial Governement von Sir Edw. Cust, welche namentlich durch die Art, wie die Colonialangelegenheiten in England gewöhnlich behandelt werden, veranlaßt wurde, weßhalb auch der Verfasser ausdrücklich sagt: „die Colonien werden unaufhörlich den politischen Zänkereien, mit welchen sie nichts zu schaffen haben, und den Discussionen des Parlaments aufgeopfert, in welchem sie nicht repräsentirt sind.“ Die Frage über die Repräsentation der Colonien im Parlament ist in neuerer Zeit wiederum mehrfach angeregt worden, und es ist bekannt, daß die Idee schon zur Zeit der ersten Streitigkeiten mit den nordamerikanischen Colonien, den jetzigen Vereinigten Staaten, aufkam. Damals erklärte man die Sache für durchaus unthunlich, was sie jetzt, wo der Dampf die Länder einander so nahe gebracht hat, nicht mehr seyn würde, aber es fragt sich sehr, ob die Colonien bei einer solchen Repräsentation im Parlament viel gewännen. An Vorsprechern, welche, wenn auch als bezahlte Sachwalter, ihre Angelegenheiten vertheidigen, hat es ihnen nie gefehlt, und durch ihre Zahl könnten sie im brittischen Parlament doch niemals eine Bedeutung gewinnen, da die Bevölkerung sämmtlicher Colonien — Indien ausgenommen, von woher man doch gewiß keine Repräsentanten wird zulassen wollen — im Vergleich zu Großbritannien nur unbedeutend ist. Die Anregung eines solchen Gedankens ist also nur wieder ein Symptom eines allgemeineren Uebels, daß nämlich Englands Colonialpolitik den Wünschen der meisten Colonien nur sehr schlecht entspricht.

Die oben kurz erwähnten Resolutionen Lord John Russells betreffen zwar hauptsächlich das Proletariat in England, aber mit sehr specieller Beziehung auf die Colonien des Reichs, und sind im allgemeinen folgende: der Unterricht muß befördert, den arbeitenden Classen mehr Aufmerksamkeit gewidmet, eine minder restrictive Handelspolitik allmählich eingeführt, Colonisation und Colonialregierung mehr systematisch geleitet werden. Die Resolutionen wurden nicht verworfen, sondern durch die „vorläufige Frage“ beseitigt; die Debatte darüber war nicht sehr belebt, aber keineswegs unbedeutend, denn Whigs und Tories, Lord John Russell und Lord Howick, Sir James Graham und Sir Robert Peel stimmten beim Lichte betrachtet alle überein. Sir J. Graham erklärte, die Resolutionen seyen unnütz, *weil* die Minister sie zu den ihrigen machten, so schnell die Umstände es gestatteten. Sir R. Peel gab in der Hauptsache zu, daß die in den Resolutionen niedergelegten Grundsätze richtig seyen, machte aber bemerklich, daß Lord John Russell, als er im Amte gewesen, auch nicht gewagt habe, vollständig diesen Grundsätzen gemäß zu handeln, welche er jetzt seinen Nachfolgern vorschlage: kurz alle Parteien waren einig und sprachen ihre Ueberzeugung aus, daß ein Land mit Manufacturdistricten, wie Yorkshire, Lancashire, Staffordshire u. s. w. nicht mehr nach denselben Grundsätzen zu regieren sey, wie zur Zeit ehe Handel und Manufacturen neue Classen der Gesellschaft ins Daseyn gerufen hätten, daß die drei Königreiche mit ihren zahlreichen Colonien und auswärtigen Besitzungen anders verwaltet werden müßten, als das kleine Königreich England. Was speciell die Colonien betrifft, so erklärt sich Lord John Russell für eine systematische Colonisation, ebenso Lord Howick, dessen Ansichten hierüber weit durchdachter scheinen. Sir J. Graham, welcher die Resolutionen beseitigt haben wollte, widersprach sich auf eine klägliche Weise, indem er meinte, ein umfassendes von der Regierung geleitetes System von Auswanderung werde mißlingen, „weil das Volk nicht sehr geneigt zum Auswandern sey.“ Dabei brachte er aber officielle Zahlen vor, welche ge-

rade das Gegentheil beweisen, denn von 1820 bis 1844 sind über anderthalb Millionen ausgewandert, und wenn eine so bedeutende Auswanderung ohne Unterstützung der Regierung statt findet, so kann man leicht ermessen, was sie seyn würde, wenn die Regierung sie unterstützte und leitete. Sir Robert Peel selbst ermahnte Hrn. Hutt, welcher den Vorschlag gemacht hatte, Korn aus den australischen Colonien hinzuzulassen, seinen Vorschlag in umfassenderer Weise zu erneuern, und lud auch die Freunde einer systematischen Colonisation zu demselben Schritt ein, — kurz die Wichtigkeit der Colonien für das Land, für die Auswanderung und deren Rückwirkung auf die arbeitenden Classen in England selbst wurden von allen Seiten zugestanden.

Aber dabei war man in der Praxis noch gar nicht einig, und das Hauptübel scheint hier das Zuvielregieren, welches in dem Colonialamt seinen Sitz hat. Sir J. Graham gab sehr unverblümt zu, daß die Colonialangelegenheiten dem Colonialamt über den Kopf gewachsen seyen, und die oben erwähnte Schrift von Sir Edw. Cust ergriff diesen Satz und bemerkte, dem sey am besten abgeholfen, wenn man die Colonien mehr sich selbst regieren lasse, das gegenwärtige System hemme die Colonisten in allen ihren Bewegungen, das Colonialamt wolle selbst alles thun, und werde dadurch mit Einzelnheiten überladen, zum großen Nachtheil der Colonien, welche über jeden Schritt, den sie thun wollten, vorher anfragen müßten. Diese allgemeinen Sätze sind leicht hingestellt, werden aber in der Ausführung ungemein schwer, namentlich weil angesehene Beamten im Colonialamt specielle Zwecke verfolgen. So wirkt namentlich der Einfluß der Missionäre durch einen Hrn. Stephens in mehrfacher Beziehung ungünstig, und der Tadel fällt wie natürlich auf den verantwortlichen Minister zurück, welcher darum auch in der letzten Session sehr schlecht fuhr, und um nicht zu sehr bestürmt zu werden, sich vorher ins Oberhaus hatte versetzen lassen. Das Gerücht, daß er noch vor dem Beginn der neuen Session ganz aus dem Ministerium scheiden werde, mag sich nun bestätigen oder nicht, so viel ist gewiß, daß er nicht mehr lange darin ausdauern kann. Die positiven Resultate der letzten Session sind für die Colonien höchst unbedeutend, zum Theil positiv nachtheilig, wie z. B. die Verwerfung des Antrags auf freie Einfuhr von australischem Korn, und die vom Ministerium mit genauer Noth erlangte Majorität in der Frage über Neuseeland. Aber die moralischen Folgen der Session können nicht ausbleiben, denn das Colonialamt hat seine Unfähigkeit dermaßen offenkundig dargelegt, daß die Wirkungen in der nächsten Session hervortreten müssen.

Diese Colonialangelegenheiten sind für England im Fall eines Kriegs von der äußersten Wichtigkeit: sind die Colonien schwach und unzufrieden, so sind sie für England mehr ein Element der Schwäche als der Stärke. Nicht ohne Grund rief Hr. Hutt bei Gelegenheit seiner Motion aus: „wann werden wir endlich anfangen einen vernünftigen Gebrauch von den großen Mitteln zu machen, welche die Vorsehung in unsere Hände gelegt hat! wann werden wir einen Colonialminister haben, welcher dieses Namens würdig ist, einen Staatsmann, scharfsichtig und fähig genug, unser überfließendes Capital nach diesen Provinzen der brittischen Krone zu wenden, und wie dieß in rascher Reihenfolge geschehen kann, — neue angelsächsische Nationen in Südafrika, Australien und Neuseeland ins Leben zu rufen." Diese Ansicht ist freilich diejenige, deren Befolgung am meisten zum Vortheil und zum Ruhm Englands ausschlagen, und auch die Sicherheit der Colonien für England am meisten bedingen würde. Aber es gibt noch andere Rücksichten, welche wenigstens ein näheres Interesse erwecken, und dieß ist ihre militärische Lage in Beziehung auf den Schutz des Handels. Mit Canada, wo freilich Quebeck als furchtbare Veste steht, ginge die Herrschaft und der Einfluß Englands auf den ganzen nordamerikanischen Continent unwiederbringlich verloren, und die amerikanische Union würde England in gefährlicher, niederdrückender Macht gegenüberstehen. Mit dem Verlust Westindiens wäre nicht nur der Handel Englands mit diesen Inseln selbst vernichtet, sondern auch zum größten Theil der mit Mexico und allen übrigen Ländern am mexicanischen Golf und im caraibischen Meere. Die Wichtigkeit des Caps, das, wie die Engländer sich berühmen, schon fast ganz englisirt worden, ist ohnehin unverkennbar, denn trotz des in neuerer Zeit eingeschlagenen Weges über Aegypten müssen alle schweren Waaren Asiens und des indischen Oceans fortwährend den Weg ums Cap nehmen und ginge dieß für England verloren, so würde sein Handel mit ganz Asien und dem indischen Archipel aufs empfindlichste leiden. Das den Franzosen abgenommene und mit Wohlbedacht beim Friedensschluß nicht wieder herausgegebene Mauritius oder Isle de France ist einer der wichtigsten Schlüssel des indischen Oceans, und der Verlust dieser Insel für Frankreich hat den oben schon früher erwähnten Bestrebungen von Seite des letztern auf den Besitz von Madagascar und die Comorn-Inseln neues Leben gegeben. Ceylon hängt mit Indien zusammen und wird das Schicksal dieser großen Besitzung theilen, aber der Verlust Singapurs, welches nicht gerade gegen einen Handstreich gedeckt ist, würde den Handel mit China wesentlich unterbrechen und die Aussichten der Engländer im indischen Archipel, wo sie ihre jetzige Uebermacht gegen die Holländer auf eine schreiende Art geltend machen, vernichten. Der Handel mit Australien beschäftigt jetzt gegen 500,000 Tonnen und 25,000 Matrosen; von Port Essington aus soll der Süden der Molukken, wie von der jetzt definitiv abgetretenen Insel Laboan bei Borneo, der Norden ausgebeutet und beherrscht werden, und von Australien und Neuseeland aus geht die Handels- und Colonisationsbewegung über das weite Ostoceanien, dessen Handelsstationen mit jedem Jahre an Wichtigkeit zunehmen.

Die Kette, welche England um die Welt gezogen, und Jahr um Jahr durch ein neues Glied zu verstärken sucht, wozu die rasche, immer weiter sich ausbreitende Verbindung durch Dampfschiffe so wesentlich beiträgt, darf ohne empfindlichen Verlust für den ganzen englischen Handel nicht unterbrochen werden; es ist also vom größten Interesse für Eng-

land, daß die Verwaltung seiner Colonien der Art sey, daß für den Fall eines Kriegs die Entscheidung nicht bloß von den an Ort und Stelle befindlichen Truppen abhängt, sondern daß die Einwohner selbst aus allen Kräften zur Vertheidigung mitwirken, denn die Weitläuftigkeit der Besitzungen fordert einen Feind zu zahlreichen Unternehmungen auf, welchen man nicht allenthalben mit gleicher Kraft begegnen kann. Hier ist der Punkt, wo die Pflege der Colonialinteressen mit dem allgemeinen Interesse des Reichs aufs engste zusammenhängt, aber es geht aus den mannichfachen Klagen hervor, daß dieser Punkt nicht auf die gebührende Weise beachtet wird. Wir wollen nun auf einige der wichtigsten Erscheinungen dieses Jahres auf dem Gebiet der Colonialgeschichte einen Blick werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima im Lande Taimir.

(Schluß.)

Wir theilen hier nur die mittleren Temperaturangaben mit, *) und diese waren vom 25 bis 30 April — 16° R., im Mai — 7,1, im Junius + 1,2, im Julius + 7,4, im August + 8,6, im September — 0,9, vom 1 bis 26 October — 5,7. Der August ist also hier wärmer, als der Julius — eine Erscheinung, welche durchaus keine besondere Eigenthümlichkeit dieses Jahres ist, sondern den allgemeinen klimatischen Charakter aller der Länder bildet, die vom karischen Meer bespült werden; so nennen wir nämlich die Wassermasse zwischen Novaja Semlja und dem weit ins Meer vorspringenden Lande Taimir. An andern Orten unter derselben Breite sehen wir kein solches Steigen der Temperatur im August. Wir kennen die Temperatur der Sommermonate in Nordamerika und auf Spitzbergen, wie sie Richardson zusammengestellt hat, eben so die Beobachtungen in Skandinavien und Finnland, aber nirgends findet sich dieß Steigen der Wärme im August: es ist dieß nur beobachtet worden in Matoschkin Schar auf Novaja Semlja, an der Südspitze dieses Landes und im Dorfe Korennoje Philipowskoje, welche drei Punkte unter dem Einfluß des karischen Meeres stehen. An dem Einfluß dieses Meeres ist nicht zu zweifeln, und er ist auch sehr erklärlich: in das karische Meer fallen zwei mächtige Flüsse, Ob und Jenisei, welche mit ihren Zuflüssen nach der Berechnung von Berghaus eine Fläche von 108,000 Quadratmeilen umfassen; diese beiden Flüsse müssen jedes Frühjahr eine ungeheure Menge Eis führen, außerdem muß sich im karischen Meer selbst ohne Vergleich mehr Eis bilden, als im offenen Ocean, weil das Wasser namentlich an den Gestaden gefriert, und dieses Meer von dem Ufer einer langen Halbinsel fast völlig eingefaßt ist. Diese Eismassen bedecken die ganze Oberfläche des Meeres; die karische Pforte ist gewöhnlich mit Eis geschlossen, und nur der ugrische Sund bietet noch eine freie Fahrt für die Schiffe dar, aber auch hier bleibt gleichfalls eine Menge Eis. Dieß fängt nicht vor dem August an, in bedeutender Masse sich zu verlieren; in den Monaten Junius und Julius schmilzt es durch den Einfluß des ohne Vergleich wärmern Wassers der Ströme Ob und Jenisei, und hieraus scheint man ganz natürlich den Schluß ziehen zu müssen, daß diese beiden Monate kälter sind, als der August. Man kann nicht annehmen, daß die höhere Temperatur des August von der Richtung der Winde abhänge, denn diesen ganzen Monat hindurch wehen vorzugsweise Nordwinde, wie auch im Julius.

*) Im Texte stehen hier die Angaben der Temperatur um 6 Uhr Morgens, 2 Uhr Nachmittags und 10 Uhr Abends, was wir der Kürze halber übergehen; Middendorf selbst wird das vollständige thermometrische Journal herausgeben.

Uebersehen wir nun die klimatischen Verhältnisse des Taimir-Landes während eines jeden Monats dieses halben Jahrs, so finden wir, daß der Mai hier noch ganz entschieden zu den Wintermonaten gehört, seine mittlere Temperatur ist —7°,1 R.; er ist ein wenig wärmer als der Januar in in Petersburg und entspricht gewöhnlich dem Februar in Moskau. Den ganzen Monat hindurch gefror es fortwährend bei Nacht, und nur manchmal war um Mittag etwas Thauwetter. Die mittlere Temperatur des Junius ist + 1°2 R., dieser Monat entspricht folglich dem April in Petersburg und Moskau. Die höchste Temperatur + 15° R. war am 1 Junius um 2 Uhr Nachmittags, und am Morgen desselben Tages auch die niedrigste Temperatur desselben Monats — 8°,4 R. Am folgenden Tage fiel der erste Regen, und zum erstenmal gefror es nicht in der Nacht; am 4ten und 5ten fiel wiederum Schnee und am 6ten fiel Regen und Schnee miteinander. Vom 2ten bis 10ten wehten heftige Winde von SW und WSW, der 10te wurde ruhiger; dann wehte wiederum ein heftiger Wind von der entgegengesetzten Seite, welcher Schnee brachte. Vom 15 Junius an stand die Temperatur fortdauernd über dem Gefrierpunkt und wechselte zwischen 1° und 15° R. An einigen Tagen schien die Sonne, aber größtentheils war der Himmel grau.

So muß man also den Anfang des Frühjahrs in Taimir in die letzte Hälfte des Junius setzen. In diesem Monat kehren auch die Zugvögel hieher zurück. Am ersten Tage kommen die Gänse, dann folgen die Schnepfen und andere Sumpf-, Wasser- und Landvögel. Am 10 Junius bemerkte Hr. Brandt, der Gefährte Middendorfs, zum erstenmal Enten. Der Bach Baganida ging am 20sten auf und am 28sten verschwand alles Eis, die Erde warf die Schneedecke ab, und an demselben Tage erschien auch die erste Nachtigall.

Der Julius entspricht dem Mai in Petersburg: die mittlere Temperatur ist + 7°4 R., die höchste + 18°2, die niedrigste + 1°3; in diesem Monat kommen also keine Fröste vor, aber Schnee fiel am 6 Julius bei einer Temperatur von + 3°7 R.; den ganzen Julius hindurch dauerten Regen und am 2ten fiel Hagel. Trotz des mit Nebeln bedeckten Meeres erwärmte sich doch das Wasser in der Baganida bedeutend, so daß die Temperatur am Ende des Monats + 9°3 R. war. Weit langsamer thaute der Boden auf: am 15 Julius fanden unsere Reisenden gefrorenen Boden in einer Tiefe von 5 Zoll

unmittelbar unter dem Moose. In der ersten Hälfte dieses Monats hatte der größte Theil der Vögel bereits Junge.

Der August ist in Taimir, wie wir oben bemerkt, wärmer als der Julius, und entspricht fast dem Mai in Moskau; die erste Woche war die wärmste und die Sonne schien vom 31 Julius fast sechs Tage lang unaufhörlich; das ist eine große Seltenheit in Polargegenden, wo das helle Wetter gewöhnlich im März und April eintritt. Auf diese wenigen Tage beschränkte sich der ganze Sommer in Taimir. Die Mitte und das Ende des August hatten veränderliches Wetter, die Temperatur sank im Vergleich mit den ersten Tagen des Monats bedeutend, und am 29sten in der Nacht trat die erste Kälte ein; an demselben Tage zogen sich alle Strichgänse nach Süden.

Die mittlere Temperatur des Septembers ist unter Null (— 0°,9), und dieser Monat ist so kalt, wie der November in Petersburg. Am 11ten war noch Hagel, aber am 20sten bedeckten sich Fluß und See mit Eis, alle Zugvögel entfernten sich nach Süden, nur hie und da zeigten sich noch Raben; Schneehühner ließen sich in den Wäldern an der Baganida nieder. Der October begann mit heftigen Winden; am 10ten fiel zum letztenmal Regen, auch war zum letztenmal Thauwetter, worauf völliger Winter eintrat.

So dauerte also der Sommer in Taimir im Ganzen sechs Tage. Später können wir wohl unsere Leser mit der Bevölkerung bekannt machen, welche unter diesem angenehmen Klima lebt.

Chronik der Reisen.

Duncans Reise an der Goldküste.

(Athen. 29 Nov.)

Hr. Duncan nahm eine ihm angebotene Ueberfahrt auf der Medora an, was ihn in den Stand setzte, alle Ansiedelungen an der Küste, von Cap Coast bis nach Whydah, zu besuchen. Das Nähere über seine angestellten Beobachtungen beabsichtigt er in einem größern Berichte niederzulegen, den er mit der nächsten Gelegenheit in seine Heimath senden wird. Er verließ Cap Coast am 30 Januar, und am ersten des folgenden Monats war er in Winnebah, einer zwischen Annamaboe und Accra gelegenen Stadt, vor Anker. An diesem Platze wird einiger Handel mit Palmöl und Elfenbein, hauptsächlich aber mit Fischen getrieben. Haifische, die man hier wie andere Fische ißt, gibt es sehr viele. Hier blieb Hr. Duncan bis zum fünften, und hatte, wie er sagt, eine ausgezeichnete Gelegenheit eine Strecke weit in das Innere des Landes einzudringen, und Boden und Vegetation zu untersuchen. Er beschreibt das Land als, ähnlich mit dem Park eines englischen Edelmanns. Am fünften Februar segelte er nach Accra, wo er am folgenden Morgen anlangte. Hier blieb er sechs Tage und stellte manche Beobachtungen an. Am 11 segelte er nach Abguay weiter und kam am 14 vor diesem Platz vor Anker. Hier gibt es viele spanische und portugiesische Sklavenhändler, welche ihr schändliches Gewerbe noch immer forttreiben. Hr. Duncan beklagt sich sehr über die Falschheit, den Eigennutz und die diebischen Neigungen der Eingebornen, deren geheuchelte und zuvorkommende Dienstfertigkeit nur aus den eigennützigsten Beweggründen entspringt. Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Abguay, segelte er nach dem acht Meilen entfernten Popoe. Sowohl in Popoe als in Abguay wird eine beträchtliche Menge Baumwolle gepflanzt und zu Zeugen verarbeitet. Auch Indigo wird gebaut und ein ausgezeichneter Leim aus Austernschalen bereitet. Austern gibt es in großen Massen, und sie werden hauptsächlich an den Wurzeln und Zweigen der Mangelbäume gefunden. Sie sind sehr groß, aber nicht so wohlschmeckend wie in England. Auch Salz wird viel gewonnen, sowohl in Töpfen, als durch Ausdünstung. Am 18 Feb. ging Duncan von Popoe nach Whydah. Die dahin führende Lagune wird als sehr schön und überreich an Fischen und Wasservögeln beschrieben, während die Ufer mit Bäumen oder Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Yams und indischem Korn geziert sind. In Whydah wurde Hr. Duncan von den spanischen und portugiesischen Kaufleuten äußerst freundlich aufgenommen, hauptsächlich aber von Hr. v. Souza, der dem Reisenden versprach, ihn bei dem Könige von Dahomey einzuführen, von dem er bereits die Erlaubniß erhalten hatte, durch sein Gebiet nach den Kong-Bergen ziehen zu dürfen. Das Volk in Whydah verehrt eine Art Boa Constrictor, welcher eigene Gebäude errichtet sind, in denen das Volk bei schwerer Strafe diese Reptilien verpflegen muß. Dieser Platz wird auch zu gewissen Zeiten im Jahr von einer großen Vampyr-Fledermaus besucht, die mit ausgebreiteten Schwingen 34—36 Zoll mißt. Ihre Brüste gleichen denen des Weibs, und sie säugen ihre Jungen wie die Affen. Ihr Fleisch wird von den Eingebornen gegessen. Hr. Duncan sagt, daß die Gesetze, Sitten und Gewohnheiten in Whydah obgleich höchst willkürlich und unsinnig, dennoch höchst interessant seyen. Hr. Duncan ist den Volta hinaufgefahren, sah sich aber genöthigt sein Boot über eine Sandbank tragen zu lassen, die nicht befahren werden konnte. Am fünften März fuhr er die Lagune wieder hinunter nach Abguay zurück, und von da nach Porto Sagura, das, westlich von Abguay liegend, von da mit einem Kahne in einem Tag erreicht wird. Vor der Lagune kamen die Reisenden in einen großen, bei sechs Meilen langen und fünf Meilen breiten See, der an seinem nördlichen Ende zwei Flüsse aufnimmt, von denen der eine von Westen, der andere aber von Nordost herkommt. In dem letztern fuhr Hr. Duncan etwa 30 Meilen weit aufwärts. Die Abenteuer des Reisenden auf diesem kleinen Abstecher waren sehr genau beschrieben, und erregten ungetheiltes Interesse und große Heiterkeit in der geographischen Gesellschaft. Am 19 war Hr. Duncan wohlbehalten in Whydah zurück und stand täglich im Begriff seine Reise nach den Kong Bergen weiter fortzusetzen.

Dachse in Rußland. In dem untern Theile des Wappens der Stadt Scheukursk (Gouv. Astrachan) ist ein Dachs abgebildet zum Zeichen des Ueberflusses dieser Thiere in der Umgegend, wo sie Jaswik oder eigentlich in wazanischer Sprache Jrsbik genannt werden. In der natürlichen Ordnung der fleischfressenden pelztragenden Sohlenläufer, nimmt der Dachs eine vorzügliche Stelle ein. Sein Fell zeigt eine eigenthümliche Anomalie. Beim größten Theile der vierfüßigen Thiere sind die Bauchhaare wenn nicht vollkommen weiß, doch weit heller als die an den andern Theilen, beim Dachs ist es umgekehrt, bei ihm ist der Rücken weiß und der Bauch schwarz. Darum brauchen auch die Bauern das Dachsfell nur zum Auswattiren der Schlaf- und Winterpelze und selten zu Verzierungen am Sonntagskleide. Das Dachsfett wird als Volksheilmittel gebraucht gegen Prellungen, Geschwulsten und Verhärtungen. (Nordische Biene 29 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1845.

Wälder in Algier.

(Algerie, 6 Dec.)

Die Strandfichte.

Diese Fichte, die nämliche Art wie die, welche den schützenden von der Gironde bis nach Bayonne sich ausdehnenden Vorhang bildet, ist sehr selten in Algier; doch existirt sie. Man sieht einige sogar ganz in der Nähe der Stadt Algier; allein sie wurden da wahrscheinlich gesäet, während andere in einzelnen Gruppen am südlichen Abhange des Edugh und an einigen andern Orten zerstreut und gewiß einheimisch sind.

Die Strandfichten, welche man in dem Walde von Edugh sieht, sind meist jung und hoch aufgeschossen, allein man bemerkt an ihren Rinden doch auch schon absichtlich angebrachte Wunden, um das Harz abträufeln zu machen. Das Wachsthum dieser Bäume scheint eine Eigenthümlichkeit darzubieten, welche einen günstigen Schluß auf ihre schnelle Entwicklung ziehen lassen möchte. In der That ist eine der besondern Eigenschaften dieser Fichte in Europa, daß die an den jungen Zweigen hängenden Zapfen eine dreifache Schneckenlinie bilden, wenn man ihre Richtung von rechts nach links betrachtet, während sie eine fünffache bilden, wenn man ihrer Richtung von links nach rechts folgt. Macht man aber die nämliche Beobachtung an den Strandfichten von Edugh, so findet man von rechts nach links fünf Linien, statt drei, und von links nach rechts acht statt fünf. Der Aufsteigungswinkel der Schneckenlinien ist also merklich offener.

Die Strandfichte, ein so unendlich nützlicher Baum, der aber für den Augenblick noch gar keine Rolle in Algier spielt, könnte später nichtsdestoweniger zu einer sehr wichtigen berufen seyn. Wäre er auch, auf gewissen Theilen der Küste angepflanzt, nicht deßwegen schon nützlich, um den beweglichen Sand aufzuhalten oder zu fixiren, so wäre er es doch jedenfalls darum, weil er die Wirkung, welche die Seewinde auf die Vegetation an der Küste überall ausüben, wo die Anpflanzungen nicht durch besondere Bodenverhältnisse oder künstliche Deckungsmittel gegen deren schädliche Einflüsse geschützt sind, entweder ganz aufhebt oder doch schwächt, und es also möglich macht einen bessern Nutzen aus den Uferstrecken zu ziehen, die bis daher durch die Frühlingsstürme fortwährend verwüstet wurden.

Rückblicke.

Die englischen Colonien.

(Fortsetzung.)

Canada ist unter den jetzigen Umständen eine der wichtigsten, wo nicht die wichtigste Colonie. Ihre neuere Geschichte ist bekannt: in Untercanada war eine der englischen Herrschaft feindselige, durch lange ausschließliche Bevorzugung der Engländer aufgereizte französische Partei, welche in der Assembly das völlige Uebergewicht hatte, und endlich alle Maaßregeln der Regierung, namentlich auch die Canalverbindung zwischen Ober- und Untercanada vereitelte. Für diese Canalverbindung hatte Obercanada bedeutende Summen ausgegeben und sich in Schulden gestürzt, ohne daß es, da Untercanada die Fortsetzung des Canals auf seinem Gebiet verweigerte, einen Vortheil davon geerntet hätte. Dadurch steigerte sich auch in Obercanada das Mißvergnügen, und als Untercanada in Rebellion ausbrach, folgte Obercanada, wo doch im Wesentlichen nur brittische Einwanderer wohnen, seinem Beispiel. Der Aufstand ward niedergeschlagen, und Lord Durham erkannte die Nothwendigkeit beide Provinzen zu verschmelzen und das Uebergewicht der französischen Nationalität durch die Verbindung beider zu brechen. Aber mit der Verbindung beider Provinzen allein war es noch nicht abgethan, denn wenn die Repräsentantenzahl nach der Bevölkerung vertheilt wurde, behielt die französische Partei immer noch das Uebergewicht; man mußte also mit einer Ungerechtigkeit den Bund beginnen, und diese bestand darin, daß das Verhältniß der Repräsentanten in Kraft oberster Gewalt von dem Reichsparlament festgesetzt, und die französischen „Habitants" gewaltsam in der Minorität gehalten wurden. Wir müssen dieß hier wiederholen, weil die Folgen dieser ursprünglichen Ungerechtigkeit sich fort und fort in diesem Jahre kundgeben. Obgleich die französischen Einwohner auf solche Weise durch die brittische Obergewalt verkürzt wurden, so konnte man ihnen doch nicht alles nehmen

man mußte ihnen immer noch eine bedeutende Repräsentantenzahl lassen, und zudem suchte man, aus Scheu vor den benachbarten Amerikanern, deren Einfluß sich in immer stärkerem Maaße kundgab, das französische Nationalgefühl gegen letztere aufzustacheln, indem diese auch die französische Nationalität in Louisiana überwältigt hätten und es der in Canada im Fall einer Eroberung nicht besser machen würden. In demselben Geiste suchte man die Habitants auf alle Weise zu versöhnen, so daß sogar der famose Papineau, der ehemalige Führer der französisch-canadischen Faction, zurückgerufen wurde und eine Pension erhielt. Aber diese Bemühungen, die französischen Canadier gegen die Amerikaner aufzuregen und für England zu gewinnen, mißlangen völlig — manet alta mente repostum — man fühlte canadischer Seits die erlittene Niederlage und ungerechte Behandlung zu tief, und die Wunde war noch zu frisch, als daß die gewöhnlichen Verführungsmittel hätten anschlagen können.

Und an Mitteln sich an der englischen Regierung indirect zu rächen, fehlt es ihnen nicht; man hatte ihre Repräsentantenzahl zwar verkürzt, aber sie betrug doch noch drei Achttheile der Gesammtzahl, und war somit immer im Stande, wenn nur eine kleine anderweitige Opposition sich an sie anschloß, das Uebergewicht zu behaupten. So kam es auch; der vorige Generalgouverneur, Sir Ch. Bagot, mehr in diplomatischen als in parlamentarischen Kämpfen bewandert, sah sich veranlaßt, die Ministerstellen der verbündeten untercanadisch-französischen und obercanadisch-liberalen Partei anzuvertrauen, welche aber sehr unverhohlen darauf ausging, zum Dank den constitutionellen Generalgouverneur zu einer bloßen Null herabzusetzen. Sir Ch. Metcalfe, der neue Generalgouverneur, erkannte, daß er mit solchen Ministern nicht auskommen könne, vertagte die Assembly, entließ die Minister, und als er seiner Sache gewiß zu seyn glaubte, löste er die Assembly auf, um neue Wahlen anzuordnen. Diese Wahlen fielen dem Anschein nach sehr zu Gunsten Sir Ch. Metcalfe's aus, und man gab sich der Hoffnung hin, daß eine neue Zeit für Canada anbrechen und die Verbindung mit England fester wie früher gegründet werden würde. Eitle Hoffnung! Die französisch-canadische Partei, welche wie Ein Mann zusammenhielt, verband sich wiederum mit den obercanadischen Liberalen, vereitelte den Plan der Regierung und Sir Ch. Metcalfe vertagte, nachdem er sich in sehr geärgertem Tone gegen die Repräsentanten ausgesprochen, die Assembly aufs neue. So stehen die Sachen jetzt ohne Aussicht auf Besserung.

Inzwischen verfehlten die Nordamerikaner nicht, ihren Handel und ihren Einfluß über Canada möglichst auszudehnen: nicht nur New-York, sondern auch Pennsylvanien vervollständigte ihre Wasserverbindungen mit den canadischen Seen und bietet dadurch den Canadiern Gelegenheit ihre Waaren fast das ganze Jahr hindurch südwärts durch die Vereinigten Staaten auszuführen, was, wie schon früher erwähnt, auf dem Lorenzstrom nur die Hälfte des Jahres hindurch möglich ist. Die Unionsregierung erließ eine Verordnung, wodurch die Waaren, welche für Canada über New-York und Philadelphia eingeführt wurden, den Zoll bei der Ausfuhr zurückbezahlt erhielten, und die canadische Regierung suchte deßhalb die Einfuhr von amerikanischer Seite her zu erschweren, aber ohne sonderlichen Erfolg, denn die Gränze ist zu weitläufig, um gehütet zu werden; es blieb somit nichts übrig, als selbst eine dauernde Verbindung mit dem atlantischen Meere herzustellen und so den Vereinigten Staaten das Gleichgewicht zu halten. Daher der Plan von Quebek aus quer durch das Land nach Halifax am atlantischen Meer eine Eisenbahn anzulegen. Die Quebek Gazette bemerkt über diese Angelegenheit: „die Anstrengungen der Vereinigten Staaten ihre Seehäfen zu den Häfen Innercanada's zu machen, können nicht ermangeln auf die Schifffahrt im Lorenzstrom sehr ungünstig einzuwirken, und der allgemeinen Wirkung derselben auf Canada kann nur durch eine gleiche Entfaltung von Muth und Unternehmungsgeist in Canada selbst entgegengewirkt werden." In den Zeitungen war nun viel von dem Plan die Rede, die englischen Capitalisten wurden eifrigst aufgefordert, an dem Unternehmen sich zu betheiligen, aber diese hatten, wie es scheint, mit den Eisenbahnen im alten Europa genug und mehr als genug zu thun, so daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf diesen Gegenstand wenden konnten. Bisher scheint wenig oder gar nichts in der Sache geschehen zu seyn, als daß die Legislatur von Canada die Vollmacht zur Bildung der Gesellschaft und zur Erbauung der Eisenbahn ertheilte. An eifrigen Förderern hat es indeß nicht gefehlt; ein „Colonist" setzt in der Colonial Gazette vom 18 October in einem langen, sehr gut abgefaßten Schreiben die Sache auseinander, und hat es gar keinen Hehl, daß von der Ausführung dieses Unternehmens bis zu einem gewissen Grade die Verbindung zwischen Canada und England abhänge, denn wenn die Amerikaner und diejenigen Canadier, welche den Absatz ihrer Erzeugnisse auf jedem Wege zu vervielfältigen suchen, ihre Plane, welche die Verbindung über die westlichen Seen bezwecken, vorher ausführen, wie es allen Anschein hat, so geht der Handel von mehr als der Hälfte Canada's in wenigen Jahren durch die Hände der Nordamerikaner, und dann ist Canada schon halb verloren. Wir führen hier die bezeichnendste Stelle des in vieler Beziehung merkwürdigen Schreibens an, welches, wie wir fast vermuthen möchten, aus der Hand Sir Allan Macnabs geflossen ist, des bekannten muthvollen Vertheidigers der Verbindung Canada's mit England zur Zeit des Aufstands. „Patriotismus," sagt er, „ist ein Gefühl, wenn nicht ein Grundsatz, welcher edle feurige Gemüther beseelt, aber es ist eine Lehre der Erfahrung, daß die Masse, worin die Stärke der Nation liegt, von gröbern Beweggründen beherrscht wird, und daß kein Band stärker bindet, als das der Interessen. Das ritterliche Zeitalter, das blinde enthusiastische Gefühl der Ergebenheit ist verschwunden für immer; wir leben in einer härtern, mehr berechnenden Zeit; die Liebe zum Geld wird täglich stärker; wenn es das Interesse Canada's wird, sich mit der Republik zu verbinden, so gibt es keinen Fleck mehr, welcher fest und stark genug ist, um die brittische Fahne darin aufzupflanzen."

Nicht so schlimm, aber auch nicht viel besser steht es in Westindien aus; die Amerikaner können nicht ihre Eisenbahnen und Canäle dahin ausdehnen und den Handel an sich ziehen, wie in Canada, aber der Zustand der südlichen Staaten der Union ist für den westindischen Pflanzer stets eine Erinnerung, daß er nicht rettungslos verloren wäre, wenn sein Land zu Nordamerika gehört hätte, mit andern Worten, wenn die Emancipation nicht eingetreten wäre. Daß diese Emancipation den Negern vortheilhaft, daß die Sklaverei ein schreiendes Unrecht ist, wird niemand im Ernste bestreiten wollen, nur muß man nicht auch noch sagen, daß die Pflanzer selbst gut dabei gefahren seyen; für diese war die Emancipation großentheils der Ruin, denn namentlich in den größern Colonien, Jamaica, Trinidad und Guiana, wo die Zahl der Feldarbeiter um mindestens die Hälfte abgenommen hat, und die noch übrige Hälfte für ziemlich hohen Lohn nur noch die halbe Zeit arbeitet, mußten schon viele Pflanzungen ganz aufgegeben werden. Im Jahre 1831 war die Zuckerausfuhr aus Jamaica 1,429,093 Centner, die des Kaffee's 156,440 Ctr., des Rums 3,552,463 Gallonen; im J. 1843, dem letzten, von welchem wir officielle Zahlen vor uns haben, betrug die Ausfuhr an Zucker 659,633 Ctr., an Kaffee 63,915 Ctr., an Rum 1,628,257 Gallonen. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle philanthropischen Tiraden, und beweisen, daß die Pflanzer großentheils ruinirt sind, denn wenn viele Pflanzungen auch noch auf dem laufenden erhalten werden, werfen sie doch keinen Ertrag ab, der für die Arbeit und das Capital entschädigt. Man hat große Anstrengungen gemacht, und macht sie fortwährend, um durch Maschinen den Mangel an Arbeitern zu ersetzen und durch bessere Methoden den Ausfall des Ertrags einigermaßen hereinzubringen, aber umsonst; es ist völlig unmöglich, daß die Weißen auf Jamaica, so wie auf den in ähnlichen Verhältnissen sich befindenden Colonien eine sonderliche Vorliebe für England haben, dessen Maaßregeln ihren Ruin herbeiführten.

Unter diesen Umständen steht die Frage über Einwanderung von Arbeitern immer noch oben an, aber so ungelöst wie früher, und man wird wohl auf die Westindier das gemeine aber wahre Sprüchwort anwenden können: bis das Gras wächst, verhungert der Gaul. Die 5000 Culis können nur eine vorübergehende Hülfe gewähren, Afrikaner will die englische Regierung so wenig wie möglich herüberführen lassen — obgleich dieß Jahr einige Schiffsladungen solcher sogenannten freiwilligen Arbeiter ankamen — weil es doch nichts ist, als ein erneuter Negerhandel, welcher, wenn auch die herübergeführten Arbeiter in Westindien besser daran sind, und nicht auf die Länge als gezwungene Arbeiter behalten werden können, doch in Bezug auf Afrika dieselbe Wirkung hat, wie der ehemalige Sklavenhandel. So soll denn wieder auf deutsche Arbeiter speculirt werden, die in den Augen des philanthropischen Engländers gleich nach dem Neger und noch vor dem Irländer kommen. Das ist keineswegs eine Erfindung; der Plan steht ausgeführt in der Colonial Gazette vom 6 Dec. d. J., ist also von ganz neuem Datum. Tausende von deutschen Arbeitern, welche der Vereinigten Staaten herzlich müde seyn sollen, will man nach Jamaica und andern westindischen Inseln ziehen, weil eine kleine deutsche Colonie in den Bergen von St. Lucia fortbesteht, was den Beweis liefern soll, daß die weiße Race doch die Arbeiten in tropischen Ländern ertragen kann. Dieß hat man in neuerer Zeit wiederum mehrfach zu beweisen gesucht, indem ja auch anfänglich Brasilien und die französischen Antillen nur von weißen Ansiedlern bebaut worden seyen; aber das Schicksal der belgischen Colonie in St. Thomas,*) die wiederholten unglücklichen Versuche der Franzosen in Cayenne, wie der Engländer selbst auf Jamaica, Trinidad und in Guiana sprechen zu laut, und nicht alle diese Arbeiter sind Trunkenbolde gewesen, wie man häufig behauptet. Alle diese Plane, deren Gewissenlosigkeit nur der Unverschämtheit gleichkommt, mit welcher man sie ausposaunt, können noch einigen Tausend Unglücklichen, welche man durch große Versprechungen verlockt, das Leben kosten, aber die große Cultur auf Jamaica und in den andern bedeutendern Colonien werden sie nicht erhalten, noch viel weniger in den frühern Flor bringen.

Kommt zu dem jetzigen Stand der Dinge noch das System des freien Handels, welches den Westindiern den bisher genossenen Vorzug auf dem englischen Markt entreißt, so ist das mächtige, in Westindien angelegte Capital zu mindestens drei Viertheilen für verloren zu erachten. Daß die englische Regierung sich hinsichtlich der westindischen Inseln nicht sehr heimlich fühlt, zeigt die neuerdings von ihrer Seite angeordnete Maaßregel, die Milizen zu reorganisiren. Die Ausführung steht freilich den einzelnen Inseln zu, wenigstens denen, welche Repräsentativversammlungen haben; hier aber ist offenbar der Gedanke nicht sehr günstig aufgenommen worden: man will keinen äußern Feind sehen, gegen welchen die Anwendung der Miliz nöthig werden könnte, und was einen möglichen innern Feind betrifft, so wünschen, wie natürlich, die Weißen keine Miliz, welche den Schwarzen Waffen in die Hände gibt, sondern eine solche, welche im wesentlichen nur aus Weißen besteht, um nöthigenfalls das Uebergewicht der Weißen gegen die Schwarzen zu behaupten.

Die Stellung der englischen Regierung auf dem Cap ist nichts weniger als günstig, und diese trägt die Schuld in großem Maaße selbst. Wir haben oben schon gelegenheitlich angedeutet, daß die Engländer glauben, sie hätten das Cap bereits englisirt, das ist aber ein großer Irrthum, denn die Capstadt ist noch nicht das Capland. Dieser Irrthum liegt ihrem ganzen Benehmen auf dem Cap zu Grunde; sie behandeln die holländischen Ansiedler wie Feinde, und wenn man ihnen nicht verargen kann, daß sie sich bestrebten eine englische Bevölkerung neben der holländischen zu erschaffen, so war ihr

*) Man sucht auch hierüber wiederum günstigere Nachrichten zu verbreiten, wahrscheinlich um das Project der Moskitoküste, das schlechteste, welches wir kennen, zu unterstützen. Holländisch Guiana ist weit minder gefährlich als die Moskitoküste, und man sehe, wie es den holländischen Colonisten gleich bei ihrem Eintritt ins Land ergangen ist, trotz aller ergriffenen Vorsichtsmaaßregeln; ein gutes Drittel ist bereits dem Fieber erlegen.

Benehmen gegen den holländischen Theil derselben jedenfalls höchst unklug und ungerecht. Dieß ist nicht bloß das Urtheil der Fremden, der Holländer, welche hie und da Nachrichten über das Land gegeben haben, sondern das Urtheil von Engländern selbst. Wir wollen zum Beweise eine Stelle der Col. Gazette (vom 20 Sept.) anführen, welche als allgemeine Charakteristik entscheidend ist: „die holländischen Colonisten, sagt sie, wurden brittische Unterthanen, nicht aus freier Wahl, sondern durch Waffengewalt; man mag diesen Ursprung der Herrschaft gesetzlich gelten lassen so viel man will, so ist er jedenfalls nicht sehr geeignet, Zuneigung zu erwecken. Einer wahren Politik und der Billigkeit gemäß wäre es gewesen, die neuen Unterthanen in väterlichem Geiste zu regieren; die brittische Verwaltung hat aber von Anfang an gegen ihre holländischen Unterthanen nach einem ganz entgegengesetzten Grundsatz gehandelt. Der große und einzige Fehler der Boeren war nicht absichtliche Grausamkeit gegen die eingebornen Stämme, sondern Unbekümmertheit um die Leiden, welche sie ihnen zufügten. Sie betrachteten die wilden Stämme für wenig besser als Thiere und hatten noch nicht gelernt, wie einige unserer Landsleute, für Thiere mehr Mitgefühl zu haben als für Menschen. Die Nichtbeachtung der gewöhnlichen Menschlichkeit gegen Wilde ist ein Irrthum, von welchem die gebildetsten europäischen Nationen sich nur erst seit ganz kurzer Zeit losgemacht haben. Die Ultrasentimentalität für Thiere hat bis jetzt noch nirgends große Fortschritte gemacht; man hatte also noch keinen hinlänglichen Grund, die Boeren wegen ihres einzigen ernstlichen Fehlers zu verfolgen. Und verfolgt wurden sie. Die Missionäre und die Regierung traten nicht als unparteiische Schiedsrichter zwischen Boeren und Eingebornen auf, sondern nahmen Partei für die letztern. Die eingewurzelte Raublust der Eingebornen, ihr Blutdurst, alle ihre wilden Gewohnheiten wurden geläugnet, beschönigt und philosophisch als Peccadillos beschrieben, für welche man sie in ihrem rohen Zustande nicht verantwortlich machen könne; aber die guten Eigenschaften der Boeren wurden geläugnet, ihre Fehler übertrieben und ihrem eigenen rohen Zustande niemals Rechnung getragen. Die Eingebornen wurden den brittischen Gesetzen nicht unterworfen und sorgfältig gegen Wiedervergeltung geschützt, die Boeren aber für jeden Angriff, den man ihnen Schuld gab, streng bestraft, und ihnen sogar verboten, Vorsichtsmaaßregeln zur Selbstvertheidigung zu treffen; sie mußten die Raubzüge und Mordthaten der Kaffern ruhig über sich ergehen lassen. Statt sich mit den Boeren vernünftig zu besprechen, zwang man sie ohne weiteres zum Gehorsam; mit den Eingebornen aber, bei denen durch vernünftige Gründe nichts auszurichten war, trat man in lange Unterhandlungen. Die Boeren, welche früher bloß aus Unachtsamkeit die gewöhnlichen Menschenrechte aus den Augen gesetzt hatten, wurden durch diese Parteilichkeit zum Haß gegen die Missionäre und die Regierung getrieben; dieß war der Ursprung der partiellen Aufstände der Boeren und ihrer Versuche sich der brittischen Oberherrschaft zu entziehen, und eine neue Heimath jenseits des brittischen Gebiets zu suchen. Man kann ihnen nicht gestatten, einen unabhängigen Staat zu gründen, und die Erfahrung zeigt, daß sie durch Beharren in der unklugen Politik, wodurch ihre Unzufriedenheit erzeugt wurde, nicht zurückgeführt werden können."

Dieß ist die Sprache eines Engländers, welcher den Boeren das Recht abspricht, durch Abzug aus den Gränzen der Colonie ein unabhängiges Gemeinwesen zu bilden. Man kann sich leicht denken, daß diejenigen Holländer, welche nicht mit ihren Brüdern jenseits der Gränze gezogen sind, deren Gesinnung so ziemlich theilen, *) und die Aufhetzung der wilden Völker gegen ihre ausgewanderten Brüder in hohem Grade mißbilligen. Diese Mißbilligung muß sich noch steigern, wenn die Colonialregierung, um die Kosten ihrer Verfolgungspolitik tragen zu können, unkluge Steuern, wie Stempelabgabe und Jagdsteuern, auflegen will in einem Lande, wo die Entfernung der einzelnen Wohnungen von einander und die Nothwendigkeit den Wildstand, namentlich die Raubthiere, zu vermindern, die Stempelabgabe fast unerträglich und die Jagdsteuer zu einer baaren Thorheit macht. Die Regierung scheint indeß vor den sehr allgemeinen und energischen Gegenvorstellungen zurückgewichen zu seyn, jedoch keineswegs, wie man von ihr begehrt, eine Repräsentativ-Verfassung geben zu wollen, welche freilich von Seite der Holländer gegen die Engländer benützt werden könnte. Das bemerkenswertheste Ereigniß dieses Jahres ist ein Kriegszug gegen die Boeren am Modderfluß, einem der Zuflüsse des Gariep; der Gouverneur selbst hatte auf seiner vorjährigen Reise sich die Mühe gegeben, die Griquas, d. h. die Bastardhottentotten, gegen die Boeren aufzureizen und ihnen selbst die Gewehre geliefert. Als die Boeren sich zur Wehre setzten, kamen die englischen Truppen — namentlich ein kurz zuvor aus England angelangtes Reiterregiment — den Griquas zu Hülfe und schlugen die Boeren zurück. Diese zogen sich etwas tiefer ins Land, und die englischen Truppen hatten das Nachsehen, der Gouverneur reiste wieder nach der Hauptstadt zurück, quasi re bene gesta, und die Boeren dort sind so unabhängig, wie je. Ueber die Abtheilung derjenigen, welche bei Port Natal sich niederließen, sind wir höchst dürftig unterrichtet, denn die Engländer theilen nur selten Nachrichten mit, weil sie wenig für sie Günstiges und Ehrenvolles zu berichten haben. Es scheint aber, daß ein Theil derselben weiter nordwärts nach der Delagoabay gezogen ist, und andere sich mit ihren Brüdern am Modderfluß vereinigt haben, wo sie einen Mittelpunkt für die schwachen Betschuana- und Corannastämme bilden, und diese gegen die Griquas, so wie gegen die Kafferstämme schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein heilendes Moos in Australien am Schwanenfluß. Proben hievon werden in der linne'schen Gesellschaft zu London am 18 Nov. vorgelegt; es wird auf den Felsen am Schwanenfluß gesammelt und soll ähnliche Kraft, wie das isländische und Carrageen-Moos haben. (Athen. 6 Dec.)

*) Auch gibt es genug Engländer an der Kaffergränze, welche jetzt gerade dieselben Klagen erheben, wie die Boeren (s. Notizen aus den Colonien Nr. 113 ff.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1845.

Erinnerungen an Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

II. Aufenthalt in adeligen Häusern.

Neben der großen Gastfreiheit, die man, sobald man einmal in einem adeligen Hause in Ungarn aufgenommen ist, genießt, spricht den Fremden auch ganz besonders die Zwanglosigkeit an, der man sich überlassen kann. Von Wien aus an einen Grafen C .... empfohlen, kam ich in dessen Haus nach Sz .... und war in wenig Stunden einheimisch. Es war aber der Graf mit seiner Familie abwesend. Der Hofrichter, welcher meinen Namen als Schriftsteller kannte, nahm, als ich ihm von meiner Bekanntschaft mit dem Grafen sprach, keinen Anstand, mich aufs beste aufzunehmen, auch mit allem zu versorgen, was ich nur wünschen konnte, mir die Oekonomie zu zeigen, und mich be meiner Abreise eine weite Strecke mit einem Viergespann fahren zu lassen. Dieß war mein erster Eintritt in diesem Hause. Als ich später wieder dahin kam, fand ich die Herrschaften zu Hause. Alsbald ward mir ein Zimmer im Castell (Schloß) angewiesen und mir angedeutet, den Grafen und die Gräfin in ihren Zimmern zu besuchen, wann und so oft ich nur wollte. Etwa eine Stunde nach meiner Ankunft ward ich zum Jaußen (zum Kaffee) ins Zimmer der Gräfin geladen. Hier ward eine Stunde conversirt, die mir eine der angenehmsten wurde, denn es hatte die Gräfin ihre beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide schon erwachsen, bei sich. Alle zeigten, wie es sich wohl erwarten läßt, die feinste Bildung und viel Wissenschaftlichkeit. Der Graf, etwas unwohl, war nicht zugegen. Des Abends war die Familie in seinem Zimmer, wozu jetzt auch der Ortspfarrer kam, versammelt. Die Allgemeine Zeitung gab wiederholt einige Gegenstände zur Unterhaltung. Der Pfarrer war ein sehr jovialer Mann und nahm es dem Grafen nicht übel, wenn er auch zuweilen einen Witzbolzen nach ihm schoß. Nach jeder solchen Sitzung ging es gegen 9 Uhr zum Nachtessen, nach welchem man bis gegen 11 Uhr beisammen blieb.

Am Tage spazierte ich häufig im Parke, der das Schloß umgab. Hier begegnete ich nicht selten der gräflichen Familie, an die ich mich, wenn wir einige Worte gewechselt hatten, entweder anschloß, oder, wenn ich dieß nicht wollte, allein meinen Gang weiter ging, ohne daß dieß aufgefallen oder unschicklich befunden worden wäre. Ich machte ein paar Mal eine Reise in eine vier Meilen entfernte Stadt; dahin ließ mich der Graf mit Pferden aus seinem Marstall bringen und ich machte mit diesen Rennern jedesmal den Weg in Zeit von dritthalb Stunden. So verlebte ich fast vierzehn Tage in diesem Hause und war so einheimisch geworden, daß ich fast als Familienglied galt und auch selbst von der Dienerschaft als solches behandelt wurde.

In einem andern Hause, in dem des Grafen St.... zu O.... genoß ich gleiche Gastfreundschaft; Geschäfte hatten mich in dasselbe geführt. Die Gräfin, eine hochgebildete Dame und ihre höchst liebenswürdige Tochter waren eben so wenig ceremoniös, wie die Gräfin C.... Ich war mit dem Grafen ausgefahren und wir hatten eine Tour auf seinen Gütern gemacht; als wir zurückkamen, war es bereits Abend. Wir fanden das Schloß voll Officiere, welche der Schwiegersohn des Grafen als seine Cameraden dahin gebracht hatte. Da gab es ein Leben in allen Winkeln des Hauses, als wäre es Krieg und als wäre eine feindliche Schaar eingezogen; Leibhusaren und Kammerdiener, männliche und weibliche Domestiken, liefen gegen einander. Ich zog mich anfangs in mein Zimmer zurück, bis mich der Graf abholte und seinen Gästen vorstellte. Ein flüchtiges, gegenseitiges Begrüßen unterbrach kaum das Geräusch und die fröhliche Unterhaltung. Mit den Sitten Ungarns bereits bekannt, nahm ich nur Notiz von dem, was mich ansprach, unterhielt mich meist mit meinem gastfreundlichen Wirthe und dessen Gemahlin, ward aber dabei wie im Fluge mit den Officieren bekannt. Es verdienen aber die österreichischen Officiere fast ohne Ausnahme das Lob feiner Bildung und artiger Zuvorkommenheit. Das erfuhr ich auch hier, und es sprach mich ganz besonders der Schwiegersohn des Grafen an; bei Tische bekam ich dessen Gemahlin zur Nachbarin und ward von ihrer Bildung und freundlichen

Unterhaltung hingerissen. In Ungarn ist es Sitte, bei Tafel die Gläser nicht ruhen zu lassen; schon im Hause des Grafen C.... hatte ich dieß erfahren, denn man konnte ihn fast beleidigen, wenn man ihm im Trinken nicht Bescheid that; hier war es fast eben so. Indeß artet dieß nirgends oder doch nur selten in ein Bacchanal aus; so wie es zum Trinken kommt, ziehen sich wie in England die Damen zurück. Es war eine Stunde nach Mitternacht, und der Graf mochte mir ansehen, daß ich die Ruhe wünschte; er gab einem Diener Befehl, mir in mein Zimmer zu leuchten. Etwa eine Stunde später hörte ich die Herren gehen, um sich zu Bette zu begeben.

Nunmehr will ich meine Leser in das Haus eines Libertin führen. Ich hatte dessen Bekanntschaft mittelbar gemacht, und es ward mein Besuch auf seinen Gütern durch einen sehr ehrenwerthen Magnaten, der mir ganz besonders wohl wollte, eingeleitet. In Pesth lernte ich den Besitzer derselben erst den Abend vor meiner Abreise nach Niederungarn kennen, und ich lag bereits im Bett, als er sich anmelden ließ. In aller Eile wurden von seinem Chargé d'Affaires die Anordnungen und Befehle niedergeschrieben, die mir mitgegeben wurden, um mir in seinem Hause alles zur Disposition zu stellen was nöthig war, wenn ich seine Güter in Augenschein nehmen und einen Plan zu besserer, wie der zeitherigen Organisation und Bewirthschaftung machen wollte. Dort angekommen stellte sich mir der Wirthschaftsdirector alsbald vor, um meine Verfügungen zu hören und zur Ausführung Anstalt zu treffen. Der Besitzer hatte zugesagt, in einigen Tagen von Pesth nachzukommen, ließ aber zwölf Tage auf sich warten. Im Schlosse wirthschaftete eine Haushälterin nebst einer französischen Gouvernante, die Erzieherin von drei überaus liebenswürdigen Töchtern des Besitzers, deren Mutter bereits todt war. Nebstdem hüpften noch einige Odalisken im Schloß und im Hofe umher, die auf eine sehr einfache Weise hieher gekommen waren.

Der Besitzer war ein besonderer Liebhaber von Pferden, und es standen eine große Anzahl edler Thiere im Stalle. Viere davon wurden mir während meines Aufenthalts zur Disposition gestellt; die andern wurden täglich vom Stallmeister und seinen Leuten trainirt und dressirt, waren aber so überaus üppig und muthig, daß es gefährlich war mit ihnen zu fahren. Dennoch wagte es einmal die Gouvernante auf Zureden des Stallmeisters mit vieren, die eben erst eingefahren wurden, eine Spazierfahrt zu machen. Sie hatte die drei Fräulein bei sich. Vom Fleck aus setzten sich die übermüthigen Thiere in Galopp, bogen so dicht um die Ecke des Schlosses, daß beim Wagen kaum zwei Zoll fehlten, um anzustreichen; ein Gleiches fand statt bei der Ausfahrt aus dem Thore. Nur durch das Hinzueilen der Stallleute wurden die schäumenden Rosse zum Stehen gebracht, und so die an allen Gliedern zitternde Gouvernante mit den Kindern aus der Gefahr errettet.

Mit welcher Kühnheit gefahren wurde, wenn der Herr selbst die Rosse lenkte, das mag eine Fahrt, die er einst von Arad auf seine Güter gemacht hatte, beweisen. Es war im Spätherbste in einer finstern Nacht; um diese Jahreszeit sind in dortiger Gegend die Wege wahrhaft scheußlich, denn da ist Sumpf an Sumpf, Loch an Loch; Hr. von Cz.... fuhr selbst und zwar nach seiner gewöhnlichen Art mit fünf Pferden, nämlich zwei an der Deichsel und drei vorn. Man kam an eines der tiefsten und gefährlichsten Löcher; der Kutscher rieth es zu umfahren, Hr. von Cz.... aber fand gerade in diesem Abrathen einen Reiz, mitten hindurch zu jagen; so wie die Vorderpferde hineinsprangen, stürzten sie bis über den Bauch in den Sumpf und eins fiel über das andere. Der Herr schwang die mächtige Peitsche, welche in einem Zuge scharf über die Rücken aller drei Rosse pfiff; dieß wirkte. Mit aller Kraft arbeiteten sie sich heraus, sprangen vor und rissen nun die hintersten beiden mit fort. So kam der Wagen ins Loch, stürzte um und der vornehme Kutscher ward, da er vom Bocke fiel, sich aber doch so gut es ging hielt, durch den Koth geschleift, kam aber dennoch unversehrt durch. Hier hielt er mit starker Hand die Zügel, die Pferde standen, der Wagen ward aufgerichtet und fort ging es wieder im vollen Jagen. Mit Koth und Schlamm bedeckt kam Hr. von Cz. nach Hause, nachdem er noch mehrere gefährliche Löcher mit gleicher Bravour, doch ohne umzuwerfen passirt hatte. Die ganze Sache machte ihm viel Vergnügen, auch sollen ähnliche Fahrten oft vorgekommen seyn; die gewöhnliche Zeit zur Fahrt einer ungarischen (1¼ deutschen) Meile war eine halbe Stunde.

Nach langem Warten kam dieser Herr endlich an. Sein Eifer für Verbesserung seiner Güter war mehr eine vorübergehende Laune, als wahrer Ernst gewesen, und ich machte hier, wie an vielen andern Orten die Erfahrung, daß es in Ungarn noch ziemlich lange dauern wird, ehe die Agricultur sich zu einer Höhe erheben dürfte, wie sie z. B. jetzt in Deutschland bereits erreicht hat.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Die englischen Colonien.

(Schluß.)

In den australischen Colonien drohen den Engländern keine solche Gefahren wie in Canada, Westindien und auf dem Cap; hier haben sie nur mit einigen Eingebornen und den eigenen Fehlern ihrer Verwaltung zu kämpfen, was alles sich wohl allmählich bessern und ausgleichen wird. Ueber die Colonien auf dem australischen Continent ist wenig zu berichten, und wir heben nur zwei Punkte aus, das Deportationsgesetz und die Angelegenheit der Squatters in Neusüdwales. Was das erstere betrifft, so muß demnächst eine Aenderung eintreten, obgleich man noch nicht recht absieht, wo diese Aenderung vorgenommen werden soll. Früher schickte man die Verbrecher theils nach Neusüdwales, theils nach Vandiemensland, aber die Saat des Verbrechens ging in Neusüdwales nur allzu üppig auf, und andere Einwanderer scheuten sich diesen ziemlich verpesteten Boden zu betreten. Es war zu befürchten, daß die Verbrecherbevölkerung mit ihrer Nachkommenschaft eine Art

Uebergewicht in der Colonie erlange; nun begannen die Declamationen gegen das Deportationssystem und wurden allmählich so laut und dringend, daß die Regierung kein anderes Mittel vor sich sah, als die Sendung von Verbrechern nach Neusüdwales einzustellen. Damit war freilich den großen Landbesitzern nicht gedient, denn diese hatten sich der Verbrecher als sehr wohlfeiler Dienstboten bedient, über welche sie natürlich eine viel größere Gewalt ausübten, als über freie Diener; jetzt fehlte es ihnen an Arbeitern, obgleich viele in der Stadt Sydney herumlümmeln sollen, welche aber nicht in die fernen Berge des Innern gehen und dort ein sehr beschwerliches Leben führen mögen. Die großen Grund- und Heerdenbesitzer mußten also jetzt aus allen Enden und Orten Arbeiter zu holen suchen, und brachten, wie die Westindier, selbst Culis aus Indien herbei. Die Klage über Arbeitermangel ist noch nicht ganz gehoben, nimmt aber doch allmählich ab, weil die großen Landbesitzer sich bequemen, ihren Dienern größere Vortheile zu gewähren.

Aber das Deportationssystem Englands war mit dem Aufhören der Verbrechersendung nach Neusüdwales noch nicht aufgehoben und das Colonialamt wußte, da Südaustralien sich für die Ehre bedankte, Verbrecher bei sich aufzunehmen, kein anderes Mittel, als sie jetzt alle nach Vandiemensland zu schicken, so daß dort weit mehr Verbrecher sich befinden, als man gut beschäftigen kann, und die Unsicherheit auf der ganzen Insel zunimmt. Die Colonisten beschwerten sich immer lauter und Lord Stanley beging die Unvorsichtigkeit ihnen die barsche Antwort zu geben, sie, die Colonisten, hätten eigentlich nichts in Vandiemensland zu thun, denn diese Colonie sey ursprünglich für Verbrecher da gewesen, und die Colonisten, denen dieß nicht unbekannt sey, müßten also auch die Folgen tragen. Die Reclamationen von Vandiemensland bilden aber in dem allgemeinen Halloh, der sich gegen das Colonialamt erhoben hat, ein nicht unbedeutendes Item.

Was den zweiten Punkt, die Squatters in Neuseeland, betrifft, so erfordert schon dieser Name eine Erklärung: man benennt in Nordamerika und Westindien einen Menschen, welcher kein Geld hat, um sich in bewohnten Orten Land zu kaufen, und deßhalb tiefer in das noch ganz unbewohnte Gebiet eindringt, um hier einen Fleck Landes anzubauen, einen Squatter. In Nordamerika werden aus diesen Squatters allmählich, wenn auch andere in der Umgegend sich anbauen, Farmers, und sie haben von Seite der Unionsregierung, welche das Recht an den Boden anspricht, ein allgemeines Vorkaufsrecht um den niedrigsten Preis; in Westindien sind es namentlich Schwarze, die auf diese Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen wollen; hier haben aber die gesetzgebenden Versammlungen mehrere Gesetze gegen diese Squatters erlassen, weil sie die Schwarzen zum Arbeiten zusammenhalten wollten. Die Squatters in Neusüdwales dagegen sind meist sehr angesehene Männer, oft von guter Familie und bedeutendem Vermögen. Als die Colonie sich über die sogenannten blauen Berge hin ausdehnte und Viehzucht allmählich ein Haupterwerbszweig wurde, konnte die bisher festgesetzte Gränze der Colonie nicht eingehalten werden, und doch mußte man die Schaaren von Viehzüchtern unter einer gewissen Controle halten. Man gab also denselben Licenzen zur Beweidung eines besondern Districts, den man eine Station nannte, und für diese Licenz mußten sie eine bestimmte Summe jährlich bezahlen; diese Districte waren oft mehrere Meilen groß, aber diese Ausdehnung war auch nöthig, wenn die Tausende von Stücken Vieh darauf leben sollten. Dieses Einschreiten der Regierung war um so nöthiger, als sonst die heftigsten Streitigkeiten um die Weide nicht hätten ausbleiben können. Die Erlaubniß, diese bestimmten Strecken abzuweiden, sollte aber von der Regierung nach Gefallen widerrufen werden können, sobald sie es in ihrem Interesse fände das Land definitiv zu veräußern. Aus dieser Bestimmung machten sich anfänglich die Viehzüchter nichts, weil sie, wenn je der Fall eintrat, weiter ins Innere zogen und eine andere Station einnahmen. Jetzt stellt sich aber die Sache anders: der Raum ist nach Nordwesten zu von einem sehr unfruchtbaren Striche begränzt, den man noch gar nicht einmal überschritten hat*) und wohin man keine Heerden treiben kann. Im Innern ist die Zahl dieser Viehzüchter so angewachsen, daß wenn einer aus seiner Station hinausgewiesen wird, er nicht so leicht wieder eine andere in zugänglicher Lage findet, und findet er sie nicht, so geht sein Vieh zu Grunde. Jetzt will die Colonialregierung, weil sie mit ihren Finanzen nicht in der allergünstigsten Lage ist, die Viehzüchter zwingen, das Land welches sie gerade in Besitz haben, unter sehr lästigen Bedingungen anzukaufen, und da die Concurrenz groß ist, glaubt sie die Sache durchsetzen zu können. Aber die Squatters verbinden sich unter einander und wollen nicht nachgeben, sie sind im Besitz, und es fragt sich ob die Regierung stark genug ist, sie daraus zu vertreiben. Der bisherige Gouverneur, Sir George Gipps, welcher sie zu zwingen suchte, ist abgerufen worden, wahrscheinlich weil die Reclamationen gegen ihn die Regierung in Verlegenheit gesetzt haben.

Zum Schlusse kommen wir an Neuseeland, wo die Regierung in Folge langer Unklugheit und eines gänzlich verfehlten Benehmens mit den Eingebornen (Maoris) in einen Kampf gerathen ist, welcher schon ziemlich viele Menschenleben kostete, und wobei die Engländer bis jetzt den Kürzern gezogen haben. Daß jedoch die Eingebornen am Ende erliegen müssen, unterliegt keinem Zweifel, und der katholische Bischof Pompallier war auch verständig genug, sie zur Unterwerfung zu ermahnen, da ihr Widerstand durchaus zu nichts, als zu Blutvergießen führen könne. Wir haben mehrmals im Laufe des Jahres diesen Gegenstand besprochen (s. Nr. 218 S. 315), brauchen darum nicht näher darauf einzugehen, und machen nur auf einen einzigen Umstand aufmerksam. Die Schuld, daß die Landansprüche der weißen Einwanderer nicht regulirt und die Verhältnisse zu den Eingebornen nicht geordnet wurden, hat man bekanntlich und wohl nicht mit Unrecht den Missionären zur

*) Sturt, der bekannte Reisende versucht dieß gegenwärtig vom Darling aus, und der Deutsche, Leichardt, den man kürzlich wiewohl fälschlich todt sagte, ist von Moreton Bay, nördlich von Sydney aufgebrochen, um wo möglich von da Port Essington zu erreichen.

Last gelegt, welche hier, wie auf Taheiti, eine theokratische Macht gründen und unter dem Namen der eingebornen Häuptlinge herrschen wollten. Da sie durch ihren Einfluß im Colonialamt auch die Schritte der Regierung leiteten, so wurde es ihnen um so leichter die Colonisationsplane der Neuseelandcompagnie, welche die bedeutendste Anzahl von Ansiedlern ins Land gebracht hatte, zu vereiteln, aber nur insoweit die Feststellung der Landansprüche ins Spiel kam, denn gegen die 15—16,000 Menschen, welche an den beiden Ufern der Cooksstraße sich angesiedelt haben, konnten die Eingebornen nichts ausrichten, und versuchten es auch gar nicht. Dagegen brach im Norden, wo die Gouverneure, namentlich auch der verstorbene Hobson, ihre Residenz aufgeschlagen hatten, der Aufstand aus, denn hier sind die Eingebornen gegen die Einwanderer an der Inselbay und auf dem westlichen Ufer in Uebermacht, und es finden sich dort die stärksten Stämme vereinigt. Die Missionäre haben vor sechs Jahren den wunderlichen Vertrag von Waitangi herbeigeführt, wodurch die Souveränität der Insel den Häuptlingen der Eingebornen vorbehalten blieb, und die Eingewanderten fast nur unter der Leitung der Missionäre gestanden hätten. Jetzt tritt der Maorihäuptling Heki auf, und erklärt, er wolle die Engländer nicht hindern das von ihnen erkaufte Land anzubauen, aber die Souveränität gehöre nicht der Königin von England, sondern den Maorihäuptlingen, weßhalb er auch gleich im Beginn der Feindseligkeiten die Stange mit der englischen Fahne umhieb. Herr Heki spricht wie ein Buch: es ist von Wort zu Wort die Lehre, welche die Missionäre den Neuseeländern eingeblasen haben, und es hat darum auch nicht an Vermuthungen gefehlt, daß europäische Aufhetzerei bei der ganzen im Grunde genommen unbedeutenden Geschichte im Spiele sey. Daß die englischen Missionäre so thöricht seyn sollten, Heki zu ihrem Werkzeug zu machen, um den todtgebornen Vertrag von Waitangi herzustellen, ist durchaus nicht anzunehmen, es fragt sich aber, ob Heki bloß ein gelehriger Schüler der Missionäre, oder von anderer Seite her aufgehetzt ist, um den Engländern Verlegenheiten zu bereiten. Darüber muß erst der Verlauf der Geschichte entscheiden.

Die englische Regierung ist durch diese Unfälle in große Verlegenheit gesetzt worden, denn die Neuseeland-Compagnie, welche etwa 2 Millionen Pf. St. für die Colonisation Neuseelands ausgegeben hatte, und angesehene Männer unter ihren Mitgliedern zählte, hatte bereits einen Generalangriff auf die Regierung oder vielmehr auf das Colonialamt beschlossen, und dieser Angriff wurde durch die Nachricht vom Ausbruch der Feindseligkeiten viel erbitterter, denn jetzt hatten die Neuseeland-Compagnie und ihre Freunde den factischen Beweis in der Hand, daß das Verfahren des Colonialamts den Streit bis zum Blutvergießen getrieben hatte. Die Minister sind, wie wir oben schon gelegentlich erwähnten, einer Niederlage in dieser Sache nur mit großer Schwierigkeit entgangen, und wahrscheinlich nur dadurch, daß sie schon vor der Debatte der Neuseeland-Compagnie ganz bestimmte Versprechungen machten, und ihr alsbald nachher eine Million Pfd. St. zusicherten, um sich ihres Schadens durch weitere Verfolgung ihrer Colonisationsplane zu erholen. Diese Geldunterstützung hätte aber ohne anderweitige Zusicherungen in Bezug auf die Landansprüche, kurz in Bezug auf eine Aenderung des bisherigen Systems, gar keinen Werth, und wir werden deßhalb bald in Neuseeland nach ganz andern Grundsätzen wie bisher handeln sehen,*) worauf auch schon die Ernennung des Cap. Grey, eines jungen talentvollen und energischen Mannes, hindeutet. Der Streit ist durch zwei Umstände bedeutsam: vorerst hat er die Stellung des Ministers Stanley oder vielmehr die des ganzen Ministeriums erschüttert, ein Beweis, welches Gewicht die Colonialangelegenheiten in den Augen des Parlaments erlangt haben, und zweitens muß jetzt eine Reorganisation des Colonialamts vorgenommen werden. Diese Reorganisation wird hauptsächlich darin bestehen, daß einige Mitglieder, welche zu sehr sich den Interessen der Missionäre hingaben, daraus entfernt werden. Die Macht der „Heiligen," wie man sie nennt, ist in England sehr groß; sie gebieten über bedeutende Geldmittel, und haben allenthalben ihre Verzweigungen, so daß selbst im Parlament nur eine geringe Anzahl Mitglieder diese Macht offen und ohne Schrecken anzutasten wagte. In Journalen macht man schon weniger Umstände, und „Exeter-Hall," so heißt der Ort, wo sich die verschiedenen Missionsgesellschaften zu ihren Jahressitzungen versammeln, hat schon bittere Dinge hören müssen. Unsere Zeit ist die Zeit der materiellen Interessen, und geistlich-weltliche Herrschaft ist ein Unding geworden. Man verfährt jetzt gegen die Missionäre in gewisser Beziehung ungerecht: man hätschelte sie, so lange sie als Pionniere dem Handel und sonstigen Interessen der Engländer den Weg bahnten; jetzt wo sie ernten und eine geistliche Herrschaft gründen wollen, kommen die groben Fäuste der Laien und weisen sie weg. In Westindien sind aber die Missionäre den Colonisten gegenüber die stärkern, indem sie sich auf die Schwarzen stützen, und durch die Stimmen von diesen bereits sich in die legislativen Versammlungen ihren Weg gebahnt haben; die Maoris jedoch sind, wie es scheint, einer geistlichen Leitung weniger geneigt, und werden sich wohl mit den Laien besser vertragen. Trotz des jetzigen Kampfes dürfte nirgends eine Racenvermischung so schnellen Fortgang nehmen, als eben in Neuseeland.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Mosaiks im Kanton Waadt. Ausgrabungen, welche H. G. A. von Bonstetten in der Nachbarschaft von Orbe, da wo man die Stelle der alten Stadt Urba vermuthet, veranstaltet hat, haben zwei prächtige Mosaikpflaster zu Tage gefördert. Eines davon 15' 4" hoch und 11' 5" breit stellt das cretensische Labyrinth mit sechs, je von einem Thurme vertheidigten Eingange dar, und Theseus im Kampfe mit dem Minotaurus; rund herum läuft ein über drei Fuß breiter Rand aus merkwürdig verschlungenem Blätterwerk. Dieß ist etwas beschädigt aber das andere viel größere Mosaik, 25' 5" lang und 18' breit, ist völlig erhalten und stellt Jagden und Kämpfe in einzelnen, von einander geschiedenen Gruppen dar. (Athen. 6 Dec.)

*) Dieß lassen auch die Erklärungen Peels erwarten, wonach jetzt den verschiedenen Niederlassungen eine sehr ausgedehnte Municipalgewalt ertheilt werden soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen.

Wir können unmöglich von England scheiden, ohne auch noch der Eisenbahnen zu erwähnen, welche gegenwärtig in national-ökonomischer, wie in financieller Hinsicht so großes Aufsehen erregen und so wichtige Fragen zur Sprache bringen. Es ist jetzt eine auch in England ziemlich allgemein anerkannte, und nur von den unmittelbar Betheiligten geläugnete Sache, daß das Eisenbahnwesen den Regierungen sehr unerwartet und unbequem über den Hals kam, und eine Erschütterung in die Geldverhältnisse brachte, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist. Dieß hätte großentheils vermieden werden können, wenn die Regierungen sich selbst mit der Sache befaßt und sie allmählich durchgeführt hätten. So geschah es in Amerika, und nur weil hier die Regierungen so thöricht waren, alles auf einmal in wenigen Jahren thun zu wollen, führten sie die Krise herauf, welche die Union und selbst die europäische Welt furchtbar erschütterte, denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß ohne die unmäßigen Summen, welche von Amerika während der Jahre 1833 bis 1838 zum Eisenbahn- und Canalbau entlehnt wurden, die Krise eine jener vorübergehenden Erscheinungen gewesen wäre, welche die ökonomische Geschichte des amerikanischen Papiergeldes periodisch darbot. Aus jener Zeit, die doch noch in frischem Angedenken ist, hätte man sich eine Lehre nehmen können, aber die jetzigen Railway-Journale Englands urtheilten vor einem Monat noch hinsichtlich der Expansivkraft des englischen Capitals völlig in gleicher Weise, wie die amerikanischen Bankjournale. Hätten die Whigs im Jahre 1838 sich nicht so unentschlossen gezeigt, und eine genaue Untersuchung des Eisenbahnwesens angeordnet, so wäre wohl der Erfolg gewesen, daß der Staat, wenn auch nicht die Hauptbahnen selbst gebaut, so doch die allmähliche Ausführung eines nach vernünftigen Grundsätzen entworfenen Eisenbahnnetzes vorgeschrieben und sich in allen Eisenbahnangelegenheiten einen viel größern Einfluß vorbehalten hätte, als er jetzt besitzt. Die gegenwärtige Regierung ist indeß keineswegs schuldfrei, denn Peel hat noch im Laufe dieses Jahres die Anträge zurückgewiesen, ein besonderes Eisenbahnbureau zur vorläufigen Behandlung aller Entwürfe zu bilden, und nur die endliche Entscheidung dem Parlamente vorzubehalten, so augenfällig es auch ist, daß das Parlament die jetzige Last von Arbeiten nicht bewältigen kann.

Es ist gleich im Anfang der letzten Parlamentssession geklagt worden, daß das Eisenbahnwesen der Regierung über den Kopf gewachsen sey, man hat über die „unmäßige Wuth zu neuen Unternehmungen,“ über den „Spielgeist, welcher das Land demoralisire,“ geklagt, und was wird das Parlament in seiner nächsten Zusammensetzung sagen, falls überhaupt die Korngesetze und die Parteikämpfe ihm Zeit für die Eisenbahnen übrig lassen! Man war im Anfang der Session in Verlegenheit, was man mit 248 Eisenbahnbills anfangen solle, was wird das Parlament jetzt thun mit 800, auch angenommen daß sich die Hälfte davon als „ungesund“ (unsound) herausstellt. Das Parlament muß offenbar unter den wirklich guten eine Auswahl treffen, weil nicht alle zugleich ausgeführt werden können, muß also der ganzen Bewegung in Folge seiner Allgewalt einen Dämpfer aufsetzen. Das ist aber noch das Geringste. Das Eisenbahnmonopol, die Vereinigung vieler Bahnen in wenigen Händen, die Amalgamirung, deren wir schon im Frühjahr (s. Nr. 89) gedacht haben, ist in unglaublicher Zunahme begriffen: eine Eisenbahn um die andere wird von einer kleinen Anzahl übermächtiger Capitalisten und Speculanten zu dem fast offen eingestandenen Zweck, den Transporthandel dieses oder jenes Districts an sich zu ziehen und zu beherrschen, gekauft, und der Eisenbahnkönig Hudson hat sich mit solchen Unternehmungen einen fast fabelhaften Ruhm und ein nicht minder großes Vermögen erworben. Die Zeit wird und muß aber kommen, wo das Parlament dieß Monopol antastet, obgleich vielleicht die Hälfte der Parlamentsglieder selbst bei Eisenbahnen betheiligt ist. Es handelt sich jetzt nicht mehr bloß um die neuen Eisenbahnen und die Erlaubniß zum Bau, sondern um die alten Eisenbahnen und deren Verwaltung. Vor drei Jahren noch konnte man mit 60 Mill. Pfd. Sterling sämmtliche damals bestehende Eisenbahnen an sich

kaufen und nutzbringend für den Staat ausbeuten, was jetzt in die Taschen einzelner Erösusse fällt. Wer wird aber unter den jetzigen Verhältnissen, wo England vielleicht am Vorabend eines Kriegs steht, der Regierung rathen, 200 Mill. dafür auszugeben. Und doch wird dieser Schritt geschehen müssen, oder das Parlament wird sich genöthigt sehen, die Eigenthümer der Eisenbahnen allmählich so zu beschränken, daß sie es selbst für vortheilhafter halten mit der Regierung einen Vertrag einzugehen.

Zwei Dinge können ein solches Resultat herbeiführen, und das erstere, ein unmittelbares Mittel zum Zweck, ist auch der Regierung bereits vorgeschlagen worden. Dieß besteht nämlich darin, alle Verbindungseisenbahnen, die meist sehr kurz sind, und deßhalb Trunks, Rümpfe, heißen, an sich zu bringen, oder wenigstens keine neuen zu concessioniren, was um so leichter geschehen könnte, als solche Verbindungsbahnen häufig ohne Vorwissen und Gutheißen der Hauptbahnen entworfen und ins Parlament gebracht werden. Durch diese kurzen Verbindungsbahnen würde die Regierung den größten Theil des Verkehrs beherrschen, und könnte den Inhabern der großen Bahnen bis zu einem gewissen Grade die Bedingungen vorschreiben. Ein zweites Mittel, welches der Regierung durch die Lage der Dinge selbst aufgezwungen wird, ist der Streit zwischen dem schmalen und breiten Geleise, wobei sie selbstthätig und mit ihrem Credit wird einschreiten müssen (s. die Eisenbahnverlegenheit in England Nr. 199). Die Nützlichkeit einer gleichen Spurweite in ganz England unterliegt keinem Zweifel, aber ein Viertheil sämmtlicher Eisenbahnen, namentlich die Great-Westernbahn mit allen ihren Verzweigungen ist mit breiter Spurweite gebaut. Wer soll aber die Kosten der Umwandlung tragen, Kosten, welche sich gar nicht bloß auf die materielle Veränderung, sondern auch auf die Unterbrechung der Benützung der Bahn und des Handels beziehen? Bei Gelegenheit einer Bahn von Oxford über Worcester nach Wolverhampton kam der Streit zwischen beiden Theilen im Parlament zum Ausbruch, denn so lange jede Spurweite nur in ihrer nähern Umgebung sich ausgebreitet, fand kein Zusammenstoß statt, aber die oben bezeichnete Linie lag zwischen den Räumen, welche beide Spurweiten bisher eingenommen, und wurde somit ein Gegenstand wichtiger Concurrenz. Der parlamentarische Kampf (am 20 Jun.) bot ein besonderes Interesse dar, einestheils wegen der Lebhaftigkeit, womit die betheiligten Glieder des Hauses um die Stimmen warben — eine Lebhaftigkeit, die bis zum Scandal ging — anderntheils weil der Board of Trade sich für die schmale Spurweite erklärt hatte, und die Regierung, nachdem sie sichtlich geschwankt, sich für die andere Führung der Linie, d. h. für die breite Spurweite, erklärte, nicht als ob sie die letztere für die bessere gehalten hätte — darüber hatte weder sie noch das Parlament im Augenblick zu entscheiden — sondern weil die Führung der Linie, so wie sie von der Gesellschaft, welche die breite Spurweite annahm, gewählt worden, angemessener erschien.

Unter den Ingenieuren selbst herrscht über die Vorzüge beider Spurweiten großer Streit, in England neigt sich aber die Meinung sichtlich zur schmalen Spurweite hin, hauptsächlich weil diese keine so ungeheuren Wagen und so entsetzliche Lasten erlaubt, welche, wenn irgend ein Unfall droht, wegen ihrer Wucht weit weniger aufzuhalten sind und, einmal aus der Bahn gerissen, weit verderblicher werden. Stephenson, wie bekannt der erste Eisenbahningenieur, hatte ohne Zweifel gute Gründe für die schmale Spurweite, Brunel aber brachte das System der breiten Spurweite auf, und die Directoren der Great-Western-Bahn nahmen es unglücklicherweise an. Man vermuthet, daß ein wenig Handwerkseifersucht bei Brunel mitgewirkt habe, aber die Directoren hätten, was auch der Grund seyn mochte, sich der einmal angenommenen schmalen Spurweite fügen sollen. Die Verschiedenheit hatte jedoch anfangs so viel nicht zu sagen, denn so lange man nur den nächsten geraden Weg zwischen zwei großen Städten in möglichster Schnelligkeit zurücklegen wollte, lag freilich wenig daran, ob man breite oder schmale Spurweite wählte; sobald es sich aber, wie dieß jetzt der Fall ist, darum handelte, das ganze Land mit einem Netz von Eisenbahnen zu durchziehen, und den Verkehr zwischen allen Theilen desselben möglichst zu beschleunigen, muß der Uebergang von einer Bahn zur andern möglich und leicht seyn; zwischen der schmalen und breiten Spurweite ist aber keine Verbindung möglich,*) und diesen Nachtheil fängt man an sehr schwer zu empfinden. Der Board of Trade entschied sich bei der oben erwähnten Bahn aus diesen Gründen für die schmale Spurweite, und kam dadurch mit dem Parlament, das von einem andern Gesichtspunkt ausging, in Zerwürfniß. Jetzt trat Cobden auf und verlangte, daß die Regierung eine Commission niedersetze, „welche untersuchen solle, ob alle künftig zu erbauenden Bahnen nach einerlei Spurweite angelegt werden sollten, und ob es nicht passend und ausführbar sey, Maaßregeln zu ergreifen, um die bereits erbauten Bahnen in Uebereinstimmung zu bringen.“ Die Regierung ließ sich nach einigem Widerstreben den Vorschlag gefallen, welcher von viel größeren Folgen seyn muß, als er sich auf den ersten Anblick darstellt, denn wenn einmal die Mittel vorgeschlagen sind, wie man zu einer gleichmäßigen Spurweite gelangen kann, so muß man auch in kurzem zur Ausführung schreiten, und da die Privaten nicht geneigt seyn können diese Ausgaben selbst zu machen, so muß die Regierung einschreiten, welche sich für die aufzuwendenden Millionen mit nicht unbedeutenden Rechten in Bezug auf die Eisenbahnen überhaupt bezahlen lassen wird. Wenn wir uns indeß recht erinnern, so hat der Eisenbahnkönig unter den vielen Bahnen, welche er angekauft hat, auch eine mit breiter Spurweite an sich gebracht, und soll dabei die Absicht haben, auf seine und seiner Theilhaber Kosten die schmale Spurweite einführen zu wollen. Der Schritt wäre von äußerster Wichtigkeit, weil er von Seite der mächtigsten Eisenbahn-Compagnien den Entschluß verrathen würde, die Uebereinstimmung in der Spurweite ohne Dazwischenkunft der Re-

*) Zum mindesten muß alles umgeladen werden, da die Wagen nicht auf beiderlei Bahnen zu brauchen sind.

gierung und des Parlaments zu bewerkstelligen, mit andern Worten, die Dazwischenkunft der Regierung überhaupt möglichst abzuweisen. Der Eisenbahnkönig kann unmöglich der Freund einer Eisenbahnreform seyn, wie sie der Board of Trade in petto hat, und bei günstiger Gelegenheit sicherlich auszuführen gedenkt. Die innere Schwäche der Toryregierung trotz ihrer entschiedenen Majorität ließ bis jetzt entscheidende Schritte nicht zu, und die stehende Eisenbahncommittee des Parlaments, welche bisher auf dem Wege der Behauptung des Oberaufsichtsrechtes rüstig fortgeschritten war, ist seit einem Jahre auffallend verstummt; aber Zeit und Umstände werden schon eine andere, auf stärkern Grundlagen ruhende Regierung nach dem Ziel einer Oberleitung des Staats über alle Eisenbahnen hintreiben.

Noch ein dritter Punkt ist wahrscheinlich, wo Regierung und Parlament sich thätig in die Eisenbahnbauten werden eingreifen müssen. Bis jetzt befindet sich die Mehrzahl der Eisenbahnen in England; Schottland ist spärlich, Irland fast gar nicht damit versehen, und doch liegt einer der großen Vortheile des Eisenbahnwesens darin, daß es die entferntesten Theile eines Landes den großen Mittelpunkten der Bewegung näher bringt, und ihnen etwas von der Lebendigkeit mittheilt, welche in diesen herrscht. Die Hochlande Schottlands sind verarmt hauptsächlich durch die Schuld Englands und seiner Handelsgesetze; durch Erbauung großer Eisenbahnen in Schottland könnte auch diesen Gegenden wieder mehr Leben und Thätigkeit eingehaucht werden, indem es dem armen Volke Gelegenheit zum Verdienst gäbe, während jetzt die Bewohner zu Tausenden auswandern. Und Irland? Für dieß Land sind Eisenbahnen ein wahres politisches Rettungsmittel gegen den agrarischen Krieg, welchen die Noth immer aufs neue und auch jetzt wieder entzündet. Hungersnoth bedroht das Land, da durch die Kartoffelkrankheit Millionen brodlos geworden sind. Die Whigregierung wollte schon vor Jahren auf Staatskosten Eisenbahnen in diesem Lande bauen, um das arme Volk zu beschäftigen, aber die Toryopposition vereitelte die Anträge und hat auch als Regierung nichts in dieser Beziehung gethan. Jetzt aber, wo in einem großen Theile Irlands die Hungersnoth vor der Thüre ist, wird man eilen müssen, und eine der ersten Maaßregeln des Parlaments muß eine Unterstützung für Irland seyn. In Irland selbst aber finden sich die großen Capitalisten nicht zu solchen umfassenden Unternehmungen, wie Eisenbahnen sind, die Regierung muß sie selbst bauen, und die Art, wie sie solche benützt, kann von großem Gewicht für das Eisenbahnwesen in England selbst werden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ungarn.

11. Aufenthalt in adeligen Häusern.

(Schluß.)

Bei meinem dasigen Aufenthalte ward ich im Hause des Hofrathes von B... eingeführt; die hohe wissenschaftliche und Weltbildung, welche ich bei diesem Cavaliere traf, stach sehr gegen die des vorigen ab, und wie der Herr, so waren auch seine Gemahlin und seine Töchter. In hohem Genusse habe ich da einige Abende verlebt. Ein Arzt hatte mich dort eingeführt, der großen Einfluß in mehreren Häusern hatte, der aber die rohen Aeußerungen von Kraft, wie sie bei vielen dasigen Libertins häufig vorkommen, mit seiner Satyre heftig geißelte, und deßhalb auch von diesen, weil er an einem Fuße litt und lahm war, le diable boiteux genannt wurde.

Von dem Luxus, wie er in vielen Häusern ungarischer reicher Cavaliere herrscht, bekam ich einen Begriff bei einem Hrn. von Tsch.... Man lebt dort ganz nach englischer Sitte, nimmt früh gegen 11 Uhr ein sehr luxuriöses Gabelfrühstück und geht gegen 5 Uhr Nachmittag zum Diner: nach dem Frühstück wurden zuerst einige Partien Billard gespielt, und dann besuchten wir die Reitbahn und das Gestüt, und fuhren später auf einige Maierhöfe, um die Oekonomie zu sehen. Ein so ungeheurer Bodenreichthum, wie ich ihn hier sah, birgt Schätze auf Jahrhunderte in sich, und macht den Reichthum des Besitzers erklärlich, zumal er noch ungeheure Zinsungen von seinen Unterthanen hat. Beim Diner waren wir zehn Personen, und hinter dem Stuhle einer jeden stand eine besondere Bedienung, und zwar in reicher Livree; und wohl zu merken, wir waren nur drei Gäste, die übrigen Familienglieder. Nach dem Diner ging es durch mehrere sämmtlich hell erleuchtete Säle und Gemächer in das Sitzzimmer, wo der Thee getrunken und Conversation gehalten wurde. In den Schlafzimmern der Gäste war alles in sybaritischer Weise und in größter Eleganz hergerichtet. Von Steifheit und Zwang war nirgends eine Spur, und ich reiste am andern Morgen mit meinem Gastfreunde, der mich dort eingeführt hatte, in der Frühe ab, ohne daß wir den Hausherrn sahen oder belästigt hätten; daß alles zu unserer Bequemlichkeit hinsichtlich des Frühstücks besorgt war, das versteht sich von selbst.

Eine der angenehmsten Erinnerungen ist mir aus einem adeligen Hause in Siebenbürgen geblieben; es war dieß bei einem Grafen B....; um ein schriftlich eingeleitetes Geschäft persönlich auszuführen, war ich dahin gekommen. Ich fand den Grafen nicht zu Hause, wohl aber dessen Mutter, eine Dame von eben so hoher Bildung als tiefer Gemüthlichkeit und sehr ansprechender Liebenswürdigkeit. Kaum hatte sie meinen Namen vernommen, als sie mich mit einer Freundlichkeit aufnahm, als wäre ich ein längst erwarteter, sehr lieber Verwandter. Betrachten Sie sich ganz als wären Sie hier zu Hause, so sprach sie, und schloß mir ihren Schreibtisch auf, damit ich alsbald an den Grafen, ihren Sohn schreiben konnte. Mit dem Briefe ward sofort ein Bote abgeschickt, und noch in derselben Nacht traf der Graf ein. Wir machten eine Tour zu Schlitten; es war nämlich im November 1835, wo ein so ungewöhnlich früher Winter eintrat. Ein anderer Magnat, Baron K.... begleitete, oder vielmehr fuhr uns mit seinen sehr raschen Pferden; es ging über Stock und Block, und wir flogen förmlich, denn wir machten in einer Stunde zwei und eine halbe Meile. Der Graf versicherte mir, daß dieß des Barons gewöhnliche Art zu reisen wäre, und wenn auch unter-

wegs ein Pferd fiele, so würde rasch ein anderes aus dem ersten besten Dorfe requirirt und an die Stelle gespannt. Im Anfang hatte ich einige Furcht, die sich jedoch bald verlor als ich die Sicherheit sah, mit welcher der Baron die Pferde lenkte. Wir schwatzten viel und waren, trotz dem, daß es erst 24 Stunden nach meiner Ankunft war, wie alte Bekannte. Noch ehe es dunkel wurde, waren wir trotz des kurzen Novembertages wieder im Schlosse des Grafen, obgleich wir hin und zurück acht Meilen gefahren waren, uns in Thorda aufgehalten und einige Stunden auf die Besichtigung landwirthschaftlicher Localitäten verwandt hatten. Der Graf war ein hochgebildeter Mann, der viel gereist war, der Baron eine gesunde Natur mit vielem Humor, und da zur Gesellschaft noch ein Rittmeister von den Szekler-Husaren kam, der in früherer Zeit einmal in Troppau gestanden hatte, so war die Unterhaltung eben so angenehm als lebhaft, denn es hatte mich der letztere um vieles über Schlesien zu fragen. Eine Partie Whist welches alle sehr vorzüglich spielten, würde die Langeweile, wenn es möglich gewesen wäre, daß sie hätte aufkommen können, vertrieben haben. So lebte ich einige Tage in einem Kreise, in welchem ich mich so wohl fühlte, wie man es nur je seyn kann.

Mit dem Baron machte ich einige Tage nachher noch eine Reise auf seine Güter und in seine Gestüte, die äußerst zahlreich waren, und woraus er alle Jahre eine bedeutende Anzahl von Remonten an die Cavallerie verkaufte. Für eine Dienstleistung in ökonomischer Hinsicht beschenkte er mich mit einem kleinen Schimmel, der abgerichtet war, wie es nur die Pferde der Kunstreiter sind. Wenn der Baron abstieg und ein Stück quer durchs Feld gehen wollte, wo er um die Saat zu schonen nicht reiten mochte, so legte er ihm den Zügel auf den Rücken, zeigte nach der Richtung wohin er gehen wolle, und sofort ging das kluge Thier auch, obgleich auf einem Umwege, dahin.

Beim Bruder des Grafen B. kam ich später ins Haus. Er hatte Frankreich, England und Nordamerika durchreist, und hatte sich eine Bildung erworben, die seinen Umgang ebenso angenehm als lehrreich machte. Er besaß ein ungemein edles Gestüt und hatte Thiere darin, die man wahre Bilder des edelsten Typus nennen konnte. In seinem Hause (er war unverheirathet, wie sein Bruder) ging es so ungezwungen zu, daß mir die Tage, welche ich dort war, vorkamen, als verlebte ich sie bei einem nahen Verwandten. Mir zur Unterhaltung veranstaltete er eine Wolfsjagd, wo zwar kein Wolf erlegt wurde, die mir aber dennoch sehr unterhaltend war wegen des Hallo's, den ein Heer von Zigeunern dabei machte. Alsdann führte er mich bei einem seiner entferntern Nachbarn, einem Grafen v. T., ein, wo ich eine zahlreiche Gesellschaft von Cavalieren fand, die mir fast sammt und sonders große Aufmerksamkeit bewiesen. Insbesondere schloß sich der Sohn des Grafen an mich an, der in Möglin auf der Akademie des Landbaues gewesen war, und sich für Schafzucht sehr interessirte. Leider hatte er keine Schäfer, die mit hochedlen Thieren umzugehen verstanden, und es waren die, welche der Graf von Möglin für sehr theures Geld hatte kommen lassen, dermaßen verwahrlost, daß bereits mehrere Stücke von der Räude befallen waren. Ohne Zweifel wird der Graf, so wie viele andere Magnaten in Siebenbürgen, von der Idee in der hochedlen Schafzucht Deutschland nachzustreben, zurückgekommen seyn, und lieber der Pferde- und Rindviehzucht, die dort einmal im Gang und Flor ist, Aufmerksamkeit widmen.

Die Krone aller ungarischen Hospitalität lernte ich in Temeswar an dem Baron v. J. kennen. Er war unermüdlich in dem Bestreben, mir meinen Aufenthalt auf alle nur ersinnliche Weise angenehm zu machen. Wo nur eine Merkwürdigkeit zu sehen war, da führte er mich hin; wo er glaubte, daß er mir ein Vergnügen machen konnte, da wurde keine Mühe gescheut, es mir zu verschaffen. In seinem Hause lernte ich den griechischen Bischof, einen würdigen, aber auch schlauen Mann, kennen, welcher geistliche Demuth und priesterliche Würde aufs vollkommenste neben einander zu behaupten wußte. Seine Unterhaltung war mir in vieler Hinsicht interessant und lehrreich. Leid hat es mir gethan, daß ich nicht auch den katholischen Bischof L . . . . kennen lernte, der durch seine Mission, die er vor einigen Jahren nach Rom hatte, berühmt geworden ist, und auch seinerseits den Wunsch ausgedrückt hatte, mich kennen zu lernen. Leider war ich, als ich dieß erfuhr, schon eine Strecke von Temeswar auf der Rückreise. Eine große Freude und Genugthuung gewährte mir die Einladung zum Grafen A . . . , dem Commandirenden auf der walachisch-illyrischen Gränze. Die Unterhaltung mit diesem geistreichen und welterfahrenen Greise war ein köstlicher Genuß. Nebstdem ward ich hier beim Diner noch mit einigen Husarenofficieren bekannt, mit denen ich den Rest des Tages höchst angenehm verlebte. Dieser Graf A... war es auch, dem ich mit meinem Gastfreunde die zuvorkommende Aufnahme auf allen Stationen der dasigen Militärgränze zu verdanken hatte.

Die Buschmänner Afrika's. Lieutenant Ruxton, dessen Aufenthalt am Westufer Afrika's wir kürzlich (s. Nr. 334) erwähnt haben, theilte in der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu London einiges über die Buschmänner mit, die jetzt hauptsächlich in den Thälern der Sneeuwberge und auf den öden Karrustrichen, an der Nordgränze der Capcolonie und wie der Verfasser behauptet bis zum Wendekreis wohnen. Sie sind kleiner als die Hottentotten, selten über fünf Fuß, aber vollkommen symmetrisch gebaut. Da sie ziemlich schlank sind, so ist ihre Gestalt in der Jugend leicht und zierlich. Die Brust breit, Hände und Füße vollkommen gut geformt. Die ausnehmend starke Einwärtsbiegung des Rückgrats und die außerordentliche Entwicklung der Hüfte ist den Buschmännern und Hottentotten eigenthümlich, tritt aber bei den erstern stärker hervor. Auch sind die Züge der Hottentotten von denen des Buschmanns verschieden. Seine Farbe ist ein gelbliches Olivengrün. Das Haar wächst in kleinen abgesonderten Büscheln und ist spärlich über den Kopf verbreitet; es sieht aus, wie versengte Wolle, wird nicht geschnitten, sondern rollt sich, wenn es eine gewisse Länge erreicht hat in eine Kugel zusammen, die herunterfällt. Das Auge gleicht dem des Chinesen, während der Gesichtswinkel der des Australiers ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1845.

Ueber den Anbau der Arracacha.

(Aus einem in der französischen Akademie der Wissenschaft am 24 November vorgelesenen Bericht.)

Die Arracacha gehört zur Familie der Dolden, und wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Petersilie haben ihr die Spanier den Namen Apio gegeben. Diese Pflanze ist sehr wahrscheinlich in den Anden von Neu-Granada einheimisch, wo ihr Anbau auch sehr verbreitet ist. Von den gemäßigten Hochebenen von Cundinamarca aus ist die Arracacha bis über den Aequator vorgedrungen, sich in den Anden von Popayan und de los Pastos festsetzend, während zu derselben Zeit die von den kalten Regionen Chili's ausgehende Kartoffel sich von Süden gegen Norden ausbreitete, und, den Incas auf ihren Eroberungszügen folgend, sich in Peru und Quito festsetzte, ehe sie nach Neu-Granada drang.

Es ist eine in der Geschichte der menschlichen Lebensmittel höchst merkwürdige Thatsache, daß in Südamerika zum Mais, der auch von den geringsten Völkerschaften gebauten und gleichsam normalen Frucht bei den Völkern, die in ihrer Gesittung weiter vorgeschritten waren, noch andere wichtige Nahrungspflanzen kamen; so die Arracacha bei den Muyscas, die Kartoffel bei den Incas, und der Cacao bei den Mexicanern. Der Mais und die Kartoffel bilden heutzutage die hauptsächlichste Nahrung eines großen Theils der Europäer; der Cacao wurde in Spanien fast unentbehrlich, nur der Arracacha hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, ihre Anpflanzung mehr auszubreiten. Und doch vereinigt diese Pflanze alle die Vortheile in sich, welche man an den Kartoffeln erkennt, so wie sie auch unter demselben Klima und in den gleichen Bodenverhältnissen gedeiht. So sieht man in den Anden die schönsten Anpflanzungen in Strichen, welche eine mittlere Temperatur von 14 bis 22 Grad haben. Der Verfasser der Denkschrift, welcher wir diese Thatsachen entnehmen, wohnte zwanzig Jahre lang in Neu-Granada, wo er sich, nur auf seine eigenen Hülfsmittel beschränkt, dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Im Begriffe nach Frankreich zurückzukehren, wollte Hr. Goudot seinem Vaterlande ein Geschenk mit dieser nützlichen Pflanze machen. Zu diesem Zweck suchte er sich genaue Kenntnisse über den Anbau der Arracacha zu verschaffen, und beschäftigte sich zugleich damit, Mittel zu ihrer leichtern Uebersiedelung nach Europa aufzufinden. Hr. Goudot beschränkte sich jedoch nicht bloß darauf, Nachrichten einzuziehen und Pflanzungen zu besuchen, er that mehr. Einen längern Aufenthalt in Ibaque, am Fuße der Quindiu-Kette benützend, baute er diese Pflanze selbst an, und was er somit von den Eigenthümlichkeiten und der Fortpflanzung dieser Pflanze sagt, beruht auf eigener Erfahrung. Er übergibt uns die Resultate der Praxis.

Man pflanzt die Arracacha als Steckreis, und beschneidet zu diesem Zwecke den Hals der Wurzel in der Art, daß der abgeschnittene fleischige Theil die Basis eines Büschels von Blattstielen wird. Diese runde Basis theilt man wieder in mehrere Abschnitte, und diese Reiser steckt man sodann in sehr geringer Tiefe in den feuchten Boden, etwa 6 Decimetres von einander entfernt. Sind die Umstände günstig, so entwickeln sich die blattstielständigen Knospen in wenigen Tagen; sie wachsen sodann ungemein rasch, so daß in einigen Wochen der Boden ganz von ihnen bedeckt ist. Von dieser Zeit, wo die Pflanze schon Stärke genug hat, um dem Umsichgreifen des Unkrauts widerstehen zu können, jätet man gewöhnlich zweimal; die Ernte findet vor der Blüthezeit statt. Nach den Angaben des Hrn. Goudot erkennt man die volle Reife, nach welcher die Pflanze zu schießen anfängt, an dem Umfang der Büsche und einer leichten weißen Färbung, welche sich an den äußern Blättern zeigt. Bei diesem Stadium angelangt, bietet die Wurzel, der hauptsächlichste Gegenstand des Anbaues, eine ziemlich unregelmäßige, fleischige Masse dar; von dem untern Theil gehen mehrere mit Querfäserchen eingefaßte Verzweigungen aus, welche die weitaus zartesten und schmackhaftesten Theile der Arracacha ausmachen. In gutem Boden wird eine solche Wurzel 2 bis 3 Kilogramme schwer. In Ibaque belief sich die Ernte, nach der Behauptung des Hrn. Goudot, bis zu 41,000 Kilogrammen auf den Hectar.

Nach angestellten Untersuchungen ist diese Wurzel wahrscheinlich weniger nahrhaft als die Kartoffel, denn bei glei-

chem Gewicht und denselben Verhältnissen an Stärke und Eiweißstoff enthält die Arracacha eine bedeutendere Menge Feuchtigkeit. In der Anpflanzung des Hrn. Goudot blieb die Wurzel sechs Monate in der Erde, ehe sie eingeheimst wurde; einige in dem Boden gelassene Stöcke bekamen im neunten Monat Blumen und im zehnten Samenkörner.

Die mittlere Temperatur in Ibaque ist 21°,8 C.; es ist daher klar, daß wenn die Arracacha zur vollständigen Reife bei einer Temperatur von 22 Graden sechs Monate brauchte, der Anbau dieser Pflanze in den gemäßigten Theilen von Europa nur schwer gelingen würde, da, wenn man das Klima von Paris als Beispiel nimmt, die sechs Monate, während welcher sie wächst, nur eine 16 Grade nicht übersteigende Temperatur haben. Allein die Arracacha kommt, gleich der rothen Rübe, bald bis zu einem gewissen Grade der Reife. Eine frühzeitige Ernte gibt schon ordentliche Resultate, und der einzige Nachtheil, den sie mit sich bringt, ist ein verhältnißmäßig geringerer Ertrag. So weiß man z. B. aus Nachrichten, welche man dem Hrn. Doctor Vargas verdankt, daß man zu Caracas die Arracacha schon drei oder vier Monate, nachdem man sie gesteckt hat, einerntet, und daß diese Zeit auch vollkommen hinreicht, um der Wurzel alle nur immer wünschenswerthen Eigenschaften zu geben. Nun besitzt aber Caracas gerade dieselbe Temperatur wie Ibaque; daraus folgt dann, daß wenn die Arracacha unter dem Einfluß einer Temperatur von 21°,8 in 121 Tagen eingeheimst werden kann, man auch wohl mit Grund annehmen darf, daß diese Pflanze in 151 Tagen, nämlich von Anfang Mai bis Ende September, reife, da die mittlere Temperatur zu dieser Zeit in Paris 17 Grad ist. Was man vielleicht für den günstigen Erfolg dieser Cultur zu fürchten hat, ist die Sommerhitze; denn es ist bekannt, daß die Arracacha in heißen und regnerischen Gegenden auf Kosten des Wachsthums der Wurzel schnell in die Höhe schießt.

Die Art der Pflanzung, wie sie Hr. Goudot vorschreibt, nämlich durch Steckreiser, wäre in Europa nicht wohl anwendbar, da hier der Winter nothwendigerweise zwischen Saat und Ernte käme, und man von einer Jahreszeit zur andern die Schößlinge nur schwer erhalten könnte. Man müßte demnach eine gewisse Anzahl Wurzeln in Kellern oder Gräben überwintern, und dann zur Zeit der Saat die mit Knospen versehenen Segmente von ihnen nehmen. So bewahrt man auch die zur Saat bestimmten Rüben und Möhren auf, und es muß erst die Erfahrung lehren, ob diese Art des Aufbewahrens sich auch auf die Wurzel der Arracacha anwenden läßt.

Man kann sich wohl denken, daß eine so wichtige Nahrungspflanze, wie die Arracacha es ist, die Aufmerksamkeit der die Anden besuchenden Reisenden schon längst hatte erregen müssen; auch wurden schon vielfache Versuche gemacht sie in Europa einzuführen. Im Jahre 1822 schickte der Baron Schack einige dieser Pflanzen nach England; die eine trug in dem botanischen Garten zu Liverpool Blumen, doch gediehen sie im Ganzen nur sehr unvollkommen. In Folge dieses ersten Versuches kamen jedoch einige wenige Exemplare zu sehr hohen Preisen in den Handel; und diese Wurzel, welche in Neu-Granada ganze Völkerschaften ernährt, sank in Europa zu der nichtssagenden Rolle einer seltenen Pflanze herab. Im Jahre 1829 erhielt Hr. de Candolle von Hrn. Doctor Vargas eine Sendung solcher Wurzeln, doch gab die Pflanze nur sehr unvollkommnen Samen. Indeß hatte dieser Versuch das glückliche Resultat, daß es dem berühmten Genfer Botaniker gelang, eine vollständige botanische Beschreibung von derselben machen zu können. Einige Jahre darauf bezog Hr. Vilmorin eine Anzahl Wurzeln aus Bogota, allein unglücklicherweise kamen diese ganz verdorben an. Fast zu derselben Zeit machte Hr. Soulange-Bodin sehr kostspielige, aber mit keinem glücklichen Erfolg gekrönte Culturversuche. Endlich ist es Hrn. Vilmorin Sohn, Mitglied der königlichen Ackerbaugesellschaft, gelungen, sich einige solcher Wurzeln zu verschaffen, die er alsbald dem Director der Baumschulen in Algier, Hrn. Hardy, schickte; sie hätten in keine bessern Hände kommen können.

Hr. Goudot, welcher von diesen verunglückten Versuchen erfuhr, ist der Ansicht, daß man das ungünstige Resultat der Nichtkenntniß oder unrichtigen Anwendung der von ihm beschriebenen Fortpflanzungsmethode zuzuschreiben und man sehr Unrecht daran gethan habe, sich auf die Gewinnung von Samenkörnern zu verlegen, da dieselben, selbst in dem Vaterlande der Arracacha, immer schwer und meist nur unvollkommen zu erhalten seyen.

Als Hr. Goudot die Hochebene von Bogota verließ, nahm er mehrere Schachteln voll Knospen, die gerade in vollem Wachsthum begriffen waren, mit. In Folge unfreiwilliger Verzögerungen hatten diese jungen Pflanzen länger als zwei Monate die ungeheure Hitze des Thales Magdalena auszuhalten, allein trotz dem kamen sie in Folge der sorgsamsten und achtsamsten Pflege in gutem Zustande in Santa-Marta an; doch war da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß man sie hätte nach Europa bringen können. Hr. Goudot pflanzte daher seine Arracachas in der Hacienda von Minca, in der Sierra Nevada de Merida, die vermöge ihrer hohen Lage eine Temperatur von 20 Grad hat.

Rückblicke.

Eisenbahnen.

(Schluß.)

Wenn die Whigs im Jahre 1838, und die Tories seit 1841 keine ernstlichen Schritte thaten, die Rechte des Staats zu reserviren, so sind sie bis zu einem gewissen Grad zu entschuldigen: jedes Jahr bot seine Schwierigkeiten, und wenn man deßhalb eine durchgreifende Maaßregel auf das nächste Jahr verschob, so waren die Schwierigkeiten in unglaublichem Grade gewachsen. Wer hätte sich auch im J. 1830, als die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester eröffnet wurde, eine solche Entwicklung des Eisenbahnwesens träumen lassen, und im J. 1838, als die schlechten Ernten in England begannen, war es keineswegs wahrscheinlich, daß eine unmäßige Ausdehnung

desselben stattfinden werde. In England erzeugen einige Jahre gute Ernte einen solchen Ueberfluß an Capitalien, daß sie irgend einen ungewöhnlichen Abfluß suchen müssen. Als im J. 1830 die französische Revolution ausbrach, und ein allgemeiner Krieg in Europa drohte, fingen die Engländer an ihre Capitalien nach Nordamerika zu schicken, und diese von den Amerikanern mit Begierde ergriffene Tendenz rief dort die ausschweifenden Plane innerer Verbesserung (*improvement*, wie die Nordamerikaner sagen) hervor, Plane, denen man keinen andern Vorwurf machen kann, *) als daß zu viel auf einmal unternommen wurde. In den Jahren 1830 bis 1836 nahm das Hinüberströmen von Capitalien immer zu, und mag bis zum J. 1837, wo es zuerst ins Stocken gerieth, wohl 50 Mill. Pfd. St. betragen haben. Zu der darauf folgenden financiellen Revolution Nordamerika's kamen nun von 1838 an schlechte Ernten in England, und der Capitalüberfluß nahm dadurch wesentlich ab. Vom J. 1841 bis 1844 waren mehr oder minder günstige Ernten, der Ueberfluß kehrte zurück und nun erhob sich die Frage, wohin der Geldüberfluß Englands sich wenden werde. Dieser Geldüberfluß wurde noch gesteigert durch den Nebenumstand, daß der fortdauernd unsichere Stand der Dinge zwischen England und Frankreich die großen Capitalisten Englands hinderte, sich in weitaussehende Unternehmungen einzulassen, und daraus entsprangen auch die fortdauernden Ermahnungen der öffentlichen Blätter, lieber in einheimischen Eisenbahnen, welche, wenn auch wenig rentirend, doch nicht zu verlieren seyen, als in fremden Unternehmungen das Geld anzulegen.

So nahm seit zwei Jahren die Eisenbahnwuth fortwährend zu und wurde endlich zur verheerenden Krankheit. Dazu trug freilich der Umstand wesentlich bei, daß die bestehenden Eisenbahnen, mit wenigen Ausnahmen, **) immer besser rentirten, wie z. B. in diesem Jahre der Ertrag sämmtlicher bereits in Benützung stehender Eisenbahnen um eine Million Pfd. St., der Capitalwerth also um 20 Mill., zunahm. Das war freilich verlockend genug, und die Sache ging nun fort bis ins Aberwitzige (s. die Eisenbahnwuth in England Nr. 320). Die Eisenbahnen, welche bereits vom Parlament gebilligt und im Bau begriffen sind, erfordern nahe an 56 Mill., die, welche dem Parlament schon im vorigen Jahre vorgelegt wurden, aber noch nicht zur Entscheidung kamen, 67 Mill., und im Laufe dieses Spätjahres haben sich 1263 Compagnien gebildet, von welchen etwa 800 so weit vorgeschritten sind, daß die Anmeldung beim Board of Trade statt finden konnte. Das Capital, welches zu ihrer Ausführung nöthig wäre, beläuft sich wenigstens auf 500 Mill. Pfd. St. Da nach einem am Ende der vorigen Session gefaßten Beschlusse 10 Proc. niedergelegt werden müssen, so sollte bis zum Februar des nächsten Jahres eine Summe von 56,700,000 Pfd. St. beim Schatzkammeramte deponirt werden. Das ist kurzweg eine Unmöglichkeit, und man vernimmt deßhalb auch, daß die bedeutendsten Bankierhäuser in London mit der Regierung in Unterhandlung stehen, um Mittel ausfindig zu machen, wie diese Deponirung ohne sehr bedeutende Störung des Geldmarktes bewerkstelligt werden könne. *) Umgehen läßt sich das Gesetz, wie es jetzt steht, nicht, und man erwartet deßhalb, daß das Parlament unmittelbar nach seinem Zusammentritt dasselbe dahin modificire, daß nur diejenigen Compagnien, deren Plane von dem Handelsbureau vorläufig gebilligt werden, zur Deponirung des Geldes gehalten seyn sollen, und zwar in der Ordnung, wie dieser Ausspruch von dem Handelsbureau erfolgt. **)

Dieß ist indeß nur ein vorübergehendes Uebel, welchem durch solch eine temporäre Maaßregel vorgebeugt werden kann. Viel ernster ist eine zweite Frage, nämlich die: können alle diese Bahnen überhaupt gebaut werden? reichen die Geld- und Arbeitskräfte des Landes aus? Ueber den ersten Punkt ist namentlich viel gestritten worden, ohne daß man mit der Antwort auf einen sonderlich grünen Zweig gekommen wäre, aus dem einfachen Grunde, weil erstens die Geldkräfte nicht wohl zu berechnen und zweitens, weil sie großem Wechsel unterworfen sind. Viele werden schon durch die — allerdings nach früherem Maaßstab berechnet — großen Summen, welche bereits verausgabt sind, in Schrecken gesetzt, aber die hundert Millionen, welche vor dem Anfang des Jahres schon für Eisenbahnen verausgabt waren, und im Ganzen genommen nicht nur große Zinsen tragen, sondern auch die Bewegung und den Handel der Nation sehr vermehrten, haben gewiß auch den Reichthum der Nation im allgemeinen vermehrt, sind also, weit entfernt eine todte Last zu seyn, ein fruchtbringendes Capital geworden. Im Laufe der letzten Session wurden Eisenbahnen zum Belauf von beinahe 57 Millionen genehmigt und für 67 Millionen vertagt, welche in der folgenden Session zur Berathung kommen sollen, abgesehen von den 500 Mill. für neu projectirte Eisenbahnen. Vermindern

*) Wir unterscheiden hier wohl zwischen den Staatenanlehen und dem Treiben der Vereinigten Staatenbank, welche nicht nur im Innern einen unermeßlichen Einfluß der Geldmacht zu begründen, sondern auch nach außen die Uebermacht Englands im Geldwesen zu brechen suchte. Daher schon im J. 1837—1838 die unabläßige Feindseligkeit der Times, des Organs der englischen Geldmacht, und das perfide Verfahren von Baring u. Comp. gegen die Vereinigte Staatenbank, deren Uebermacht vor allem gebrochen werden sollte. Dieser Bruch führte freilich den Sturz des allgemeinen, übertriebenen Anlehenwesens herbei; aber die einzelnen Staaten erheben sich allmählich, finden jetzt selbst wieder bei Englands Capitalisten Unterstützung, und der Beweis ist geliefert, daß wenn Amerika auch zu viel auf einmal erstrebte, doch etwas sehr Nützliches, Eisenbahnen und Canäle, zurückblieben.

**) Und gerade diese Ausnahmen gehen nach und nach in den Besitz der neuen Compagnien durch Amalgamation über, wo sie dann noch immer einen ziemlichen Ertrag abwerfen.

*) Es ist eine bekannte Thatsache, daß seit etwa einem Monat die bedeutendsten Bankierhäuser Londons und selbst die Bank von England nur ungern und widerstrebend selbst die besten Wechsel annehmen, welche auf die Monate Februar und März lauten, weil sie bis dahin große Störung des Geldmarktes befürchten.

**) Dadurch würden freilich die Compagnien, welche die Deponirung nicht leisten können, zum großen Schaden des Publicums sich noch geraume Zeit behaupten, aber auch dagegen ließen sich allenfalls Abhülfemittel ausfindig machen.

wir obige 67 Mill. auf 43, so behalten wir mit den bereits verwilligten Eisenbahnen eine Summe von 100 Mill., welche im Laufe von etwa vier Jahren — und zwar bis dahin ohne Ertrag — verausgabt werden sollen, also 25 Mill. Pfd. St. jährlich, wozu dann noch jedes Jahr eine neue Summe kommen wird; schlagen wir diese nur zu 15 Millionen an, so haben wir eine jährliche Ausgabe von 40 Mill., welche keine Zinsen abwirft. Diese ungeheure Summe kann doch bisher nur zum geringsten Theile brach gelegen haben, sie muß also aus andern Verwendungen, seyen es nun Staatspapiere oder Handels- und industrielle Unternehmungen, herausgezogen werden, was den Zinsfuß nothwendig in die Höhe treibt. Hiezu kommt jetzt noch der höchst ungünstige Umstand einer schlechten Ernte. In England betreiben zwei Drittheile der gesammten Einwohnerschaft andere Geschäfte als den Ackerbau; nehmen wir nun an, daß diese 10 Mill. Menschen in Folge der Theurung, welche bereits eingetreten ist und noch zunimmt, nur um einen Shilling wöchentlich theurer leben, so macht dieß eine halbe Mill. Pfd. wöchentlich aus, um was bloß für Lebensmittel mehr ausgegeben werden muß, von Schottland und Irland ganz abgesehen. Ein solcher Stand der Dinge muß die Mittel zur Fortsetzung größerer kostspieliger Werke, welche nur nach Jahren einen Gewinn abwerfen können, wesentlich vermindern. Erwägt man nun, wie viele Linien nicht sehr glücklich entworfen sind, und wenig oder gar keinen Gewinn abwerfen werden, erwägt man, daß manche dieser großen Arbeiten, weil nicht alle Actieninhaber mit der Zahlung werden einhalten können, ins Stocken gerathen müssen, so ist nichts anders anzunehmen, als daß große Capitalien auf Jahre hinaus verloren gehen müssen,*) wenn sie auch später unter günstigeren Verhältnissen wieder fruchtbringend werden.

Ein anderes nicht unbedeutendes materielles Hinderniß, an welchem die jetzige Bauwuth scheitern muß, liegt im Mangel an Arbeitern. Die Zahl sämmtlicher nicht zum Manufacturbetrieb und nicht zum Ackerbau gehöriger Männer über 20 Jahren beträgt nach den genauesten statistischen Berechnungen 1,137,270, worunter zur Zeit des letzten Census 608,712 Leute waren, welche sich zu Arbeiten an Straßen, in Minen, an Canälen, bei der innern Schifffahrt u. s. w. eigneten; nimmt man an, daß diese Zahl seitdem um ein Zehntel gestiegen sey, wie viele von ihnen kann man wohl den gewohnten Beschäftigungen entziehen und zum Bau von Eisenbahnen verwenden? besonders da man Fabrikarbeiter, angenommen sie wären unbeschäftigt, nicht ohne weiters als Eisenbahnarbeiter brauchen kann. Eine so maaßlose Ausdehnung des Eisenbahnbaues, wie sie der Wahnsinn der letzten Monate hervorgerufen, muß an dem materiellsten aller Hindernisse, an dem Mangel an Arbeitern erlahmen, und alles Geld, welches vorläufig in diese Unternehmungen hineingesteckt wurde, ist als verloren anzusehen. Was auch mehrere Journale, namentlich die vom Eisenbahnwesen hervorgerufenen Railway-Journals sagen mögen, die Eisenbahnplane, wozu in den letzten Monaten Compagnien sich bildeten, haben das Maaß der Ausführbarkeit, sowohl was die Geld- als was die Menschenkräfte betrifft, längst überschritten, und viele müssen schon darum als bloße Seifenblasen angesehen werden, weil sie nur bereits vorhandenen Eisenbahnen eine ganz nutzlose Concurrenz machen, so daß das Parlament sie schon darum verwerfen wird. Wir haben absichtlich vermieden, über die zweideutigen Börsenoperationen und rein betrügerischen Compagnien, mit welchen sich die englischen Gerichte bereits in immer größerem Umfang zu beschäftigen haben, ein Wort zu sagen. Eine so ungeheure Bewegung, wie die des Eisenbahnwesens, muß, wenn es an einer leitenden Gewalt fehlt, eine Menge Schwindeleien im Gefolge mit sich führen — Schwindeleien, welche wohl einzelne Unglückliche machen, aber auf den Gang des Ganzen nur insofern einwirken können, als sie die schon ohnehin daraus entspringende Noth vermehren.

Manche haben wegen des übermäßigen Strebens der Eisenbahncompagnien große financielle Erschütterungen prophezeiht, aber man darf nicht vergessen, daß die großen Anleihen der Regierung vor 50 Jahren ein ebenso großes Aufsehen und ganz ähnliche, zum Theil noch viel heftigere Speculationen veranlaßten. An die Stelle dieser Anlehen, welche zum Theil eine viel geringere Sicherheit boten, sind jetzt die Eisenbahnen getreten, und die Staatsanlehen sind fast verlassen. Nicht die Eisenbahnen, so viel schlimme Folgen auch die übermäßigen Speculationen darbieten mögen, werden die entscheidende Krise herbeiführen, da die Bank und die großen Capitalisten sich seit geraumer Zeit, namentlich in Bezug auf die Eisenbahnen, sehr vorsichtig benommen haben, sondern dieß wird nur durch eine Theurung oder Krieg geschehen, obgleich nicht zu läugnen, daß die Eisenbahnwuth jede durch andere Ursachen eintretende Krise wesentlich verschlimmern wird und verschlimmern muß. Das ist aber hauptsächlich eine Folge der Nachlässigkeit der Regierungen, welche eine so wichtige Erscheinung wie die Eisenbahnen sich so sehr über den Kopf wachsen ließen, ohne sich einen überwiegenden Einfluß auf dieselben zum voraus zu sichern. Wir können nicht umhin die Aeußerung hier zu wiederholen, mit welcher wir unsere erste Mittheilung über Eisenbahnen in diesem Jahre (s. Nr. 58 f.) eröffneten, daß diese nämlich den Regierungen von Frankreich und England mit jeder neuen Session der gesetzgebenden Versammlungen neue und größere Verlegenheiten bereiten werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Umstand, daß man schon seit einiger Zeit bedeutende anderweitige Geschäfte aus Mangel an Geld mit Eisenbahnscrips abmacht, und daß seit Monaten die Actien der französischen Bahnen in England so stehen, daß sie jeden Augenblick nach Paris zurückgeschickt werden können, was auch schon in großem Umfang geschehen ist, wirft bereits auf den Geldbedarf in London ein sehr schlimmes Licht, so günstig auch die Bank jetzt noch steht.

Von der relatorischen Bewegung der Stürme gibt das Fallmouth Packet (Lit. Gaz. 6 Dec.) aus dem Schiffsbuch des Gd. Hubble einen merkwürdigen Beweis. Das Schiff wurde vom 25 bis 28 Febr. d. J. in einem Orkankreise herumgetrieben und legte in dieser Zeit über 1300 Meilen zurück, während der directe Weg, den es machte, nur 354 Meilen betrug.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1845.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreich.

Die Eisenbahnen bieten einen sehr leichten Uebergang zu Frankreich dar, denn sie machen in letzterem Lande nicht geringeren, ja vielleicht noch größeren Spectakel, obgleich die financielle Krise, zu welcher sie Anlaß geben, minder intensiver Art ist, wie in England; aber Frankreich kann auch keine solchen Stöße aushalten, und so dürften die politischen Folgen vielleicht bedeutender werden, als es jetzt den Anschein hat. Man kann bereits mit voller Ueberzeugung sagen, die französische Regierung hat keine glänzende Rolle in dieser Angelegenheit gespielt, und ihr Centralisationssystem hat sich hier fast noch schlechter bewährt, als das Gehenlassen auf Seite der englischen Regierung. Im Jahre 1838 war die französische Regierung entschlossen die Bahnen selbst zu bauen; dagegen aber stemmten sich zwei Einflüsse, einestheils die Opposition, anderntheils die Bankiers. Die Opposition handelte aber aus sehr verschiedenen Gründen, denn die einen gönnten der Regierung das große Maaß von erhöhtem Einfluß nicht, welchen sie dadurch erlangen mußte, andere aber wie Arago und die Schriftsteller im Moniteur industriel mißtrauten dem Departement „des Ponts et Chaussées," welches sich schon bei den Straßen und Canälen einen schlimmen Ruf gemacht hatte. Neben dieser Opposition des Mißtrauens und der Mißgunst standen die Bankiers, welche sich eifrigst mühten, um die Bahnen für sich zu erhalten, und sie im Actienspiel und in der Bewirthschaftung für sich ausbeuten zu können. Bei dem Einfluß, welchen die Bankiers in Paris ausüben, wurde auch die Absicht der Regierung nur lauwarm vertheidigt und bald ganz aufgegeben. Sobald aber die Opposition bemerkte, daß die Bankiers sich der Sache bemächtigen wollten, trat sie auf als Vertheidigerin der Rechte und Vortheile des Staats, und die Sache ist jetzt so weit gekommen, daß selbst Arago und der Moniteur industriel, welche anfangs und bis auf die Zuschlagung der Nordbahn den Compagnien das Wort geredet hatten, in neuester Zeit öffentlich in Sack und Asche Buße gethan und ihren Irrthum bekannt haben.

Der Anlauf, den die Regierung im J. 1838 zum Selbstbau der Eisenbahn genommen, verrauchte, als im J. 1839 und 1840 ein europäischer Krieg drohte, und sobald die Befestigung von Paris unternommen wurde und bedeutende Summen kostete, nahm die Lust zu den Eisenbahnen noch mehr ab; im J. 1841 traten auch alsbald die Compagnien auf, und seitdem wiederholte sich der Streit über dieselben jährlich in der Kammer, welche noch im vorigen Jahre äußerst schwankend war; mehrere Mitglieder stritten eifrigst für Ausführung durch den Staat, machten auf das Gefährliche der Compagnien, welchen man das Transportwesen auf den Hauptbahnen des Verkehrs für eine längere Zeit allein überlasse, aufmerksam, und die Kammer war so sehr im Unklaren, was sie thun solle, daß sie in mehrern auf einander folgenden Sitzungen Beschlüsse faßte, welche sich direct widersprachen — ein Schauspiel, das man auch während dieses Jahres in einer deutschen Kammer gesehen hat, welche sich damit trösten kann, daß Leute auf einem größern Schauplatz eben nicht mehr Weisheit und Entschluß zeigten: die Neuheit der Sache, die Größe der Geldopfer, die Ungewißheit des Erfolgs verwirrte an einem, wie an dem anderm Orte die Köpfe. Die französische Regierung hatte aber schon seit Jahren ihren Entschluß gefaßt, die Eisenbahnen an Compagnien zu überlassen, doch handelte sie dabei sichtlich nicht mit fest gegründeter Ueberzeugung, sonst würde der Kampf in der Kammer nicht so lange schwankend geblieben seyn. Aber die Anläufe, welche die Vertheidiger des Staatsbaues noch zu wiederholtenmalen machten, brachen sich doch an der Abneigung des Ministeriums, und in diesem Jahre hat die Kammer, des Kampfes müde, sich in den Willen des Ministeriums ergeben. Die Folgen sind bekannt: seitdem die fünf Compagnien, welche für die Nordbahn sich bildeten, mit einander sich verschmolzen, um die Beute brüderlich zu theilen, ist die zügelloseste Wuth sich schnell durch Betheiligung an einer solchen Compagnie zu bereichern, immer stärker losgebrochen. Es haben sich für die noch zu vergebenden Bahnen mehr als 60 Compagnien gebildet, man raffte von

allen Enden und Orten das Geld zusammen, um die nöthige Deponirung leisten zu können, und hat dadurch dem Handel und der Industrie, welchen man den Lebenssaft entzog, wesentlich geschadet. Nach der Zuschlagung der Nordbahn hatte es noch einmal den Anschein, als ob der Finanzminister, erschreckt durch die Zügellosigkeit des Treibens und die Verantwortlichkeit, welche er auf sich lud, dem Scandal ein Ende machen wolle, da er die Generaleinnehmer aufforderte, selbst eine Compagnie zu bilden; man erwartete, diese werde gegen die Bankiercompagnien eine wirkliche Concurrenz machen und eine Ermäßigung der Verwilligungszeit erzielen, aber das Beispiel war zu ansteckend, und die Compagnie der Generaleinnehmer ließ sich zum Nachtheil des Staats und zu ihrem eigenen Vortheil ebenso in eine „Fusion" ein, wie die andern Compagnien, wofür sich in letzter Zeit das Ministerium durch Absetzung eines Generaleinnehmers rächte, damit aber nichts erreichte, als daß es seinen Spleen und seine Verlegenheit kund gab. Die Scandale, welche an der Pariser Börse durch die Compagnien verübt wurden, sind so schreiend, daß sie eine allgemeine Erbitterung zur Folge hatten, und die kleinlaute Art, wie einige Regierungsorgane sich darüber äußerten, beweist zur Genüge, daß die Regierung selbst nicht ohne Besorgniß ist. Noch in der Kammersitzung ward die Vermuthung ausgesprochen worden, die sich bildenden Compagnien, welche gleich Kampfhähnen einander gegenüberzustehen schienen, würden, sobald die Kammer vertagt sey, eine sehr friedliche Haltung annehmen und sich mit einander verschmelzen, damit keine Concurrenz statt finde und die volle von den Kammern bewilligte Concessionszeit ihnen zu Theil werde. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hatte aber für diesen Fall im Schooß der Eisenbahncommission die Versicherung gegeben, daß er den Vortheil des Staats zu wahren wissen werde. Dieß ist aber nicht geschehen. Mehrere Sachkundige haben sich bemüht den Beweis zu führen, daß eine Ausbeutung der Bahnen, namentlich der Nordbahn, während eines Verlaufs von 33, ja von 25 Jahren, der Compagnie einen bedeutenden Vortheil gewähren müsse; man hatte aber dennoch in der Kammer 41 Jahre festgestellt, und Rothschild, der einzige, welcher im Namen aller fünf Compagnien als Bewerber auftrat, ließ nur, der Form wegen, von diesem Termin eine Kleinigkeit nach, während bei einer Nebenbahn, wo eine wirkliche Concurrenz statt fand, von den ursprünglich bestimmten 84 Jahren 37 nachgelassen wurden. Hatte dieß schon einen höchst ungünstigen Eindruck gemacht, so mußte dieser durch die nachherigen scandalösen Börsenmanöuvres noch unendlich steigen, und erwägt man, daß die Kammer noch im vorigen Jahre beinahe die Ausführung der Eisenbahnen durch den Staat durchgesetzt hätte, daß sie nur endlich aus Ermattung vom Kampf abstand, daß in der Pairskammer noch dieses Jahr ein Gesetz gegen die Agiotage beabsichtigt wurde und nur an der Unausführbarkeit der Sache scheiterte, daß alles, was im vorigen Jahre von Agiotage in Eisenbahnsachen vorkam, gegen die schaamlosen Vorfälle dieses Jahres gar nicht in Betracht kommen kann, erwägt man alles dieß, so läßt sich leicht denken, welcher Sturm bei dem nächsten Zusammentritt der Kammer sich erheben wird, der gerade in eine Zeit fällt, wo in Folge der Störung der Geldverhältnisse in Paris selbst eine gute Anzahl Bankerotte ausbrechen werden. Die Kammer hat ohnehin seit mehreren Jahren ziemlich feindselige Gesinnungen gegen Rothschild kund gegeben, und an einem heftigen Ausbruch wird es also bestimmt nicht fehlen.

Das Benehmen der Regierung bei allen diesen Vorgängen scheint unbegreiflich, und ihr Fehler liegt doch hauptsächlich nur darin, daß sie den Umfang des Uebels nicht vorhergesehen und demgemäß gehandelt hat, denn wie wir schon im Laufe des Jahres auseinander gesetzt (s. Nr. 203 über die französischen Eisenbahnen), die Regierung konnte, wenn sie nicht von dem seit 30 Jahren hergebrachten Schlendrian der Finanzen mit einemmal abweichen wollte, die Bahnen nicht wohl selbst bauen. Man braucht also, um das Benehmen der Minister zu erklären, weder zur Bestechung noch sonst zu unedlen Motiven seine Zuflucht zu nehmen, und es ist charakteristisch, daß auch Thiers, der stets parate Regierungscandidat, bald nach dem Zuschlagen der Nordbahn, welches so große Unzufriedenheit erregte, sich durch den Mund des Constitutionnel für diese unter den vorwaltenden Umständen fast unvermeidliche Maaßregel erklärte, *) welche, „abgesehen von einer gewissen Illegalität die ihr anhaftet, die dem allgemeinen Interesse und dem öffentlichen Credit günstigsten Bedingungen zu vereinigen scheint." Der ganze Artikel, obgleich etwas zweideutig gehalten, und eine Hinterthüre offen lassend, beweist, daß Thiers unter den obwaltenden Umständen **) die Einmischung der Compagnien für unerläßlich hielt. Man hat in Frankreich seit mehr als 20 Jahren methodisch darauf hingearbeitet, die großen Capitalien nach Paris zu ziehen, weßhalb in den Provinzen, einige große Handelsstädte abgerechnet, das Geld sehr theuer ist, worunter, wie wir schon mehrmals erwähnt, der Landbau nicht wenig leidet. Die Sucht, den Staatscredit in einem glänzenden Licht erscheinen zu lassen, hat zu diesem Stand der Dinge wesentlich beigetragen, denn man hätte gar zu gern, wie in England, die Dreiprocentigen über 90 stehen sehen. Daher denn auch die abgeschmackte Verordnung, daß der Tilgungsfond von 40 Mill. welchen man sonderbar genug bei jährlichen Deficits und einer starken, schwebenden Schuld fortbestehen läßt, ***) nur auf die unter Pari stehenden Fonds wirken läßt, obgleich es für den Staat weit vortheilhafter wäre, Fünfprocents zu 118, als Dreiprocents zu 83 einzukaufen. Die künstliche Höhe des Curses, herbeigeführt durch diese Verordnung und durch die

*) S. die Nummer vom 18 September.

**) Es heißt darin ausdrücklich: ce n'est plus une discussion de principes, mais bien l'examen d'une situation, dont-il s'agit de déterminer le caractère et les conséquences.

***) Man will sich freilich durch diesen Tilgungsfond eine Reserve verschaffen, ohne zu erwägen, daß man durch die fortdauernde künstliche Steigerung des Curses der Staatspapiere dem Staatsschatz einen sehr wesentlichen Schaden zufügt, da, wenn wirklich die Zeit des Bedarfs, z. B. ein Krieg kommt, die rückgekauften Renten zu weit tieferem Curse wieder ausgegeben werden müßten.

Concentration der Capitalien in Paris überhaupt, ist zu einem sehr ernstlichen Uebel geworden, denn jedes größere Ereigniß muß den künstlichen Bau zusammenwerfen, und eine an sich schwierige Lage noch durch eine Menge Bankerotte erschweren.

Die Furcht eine Störung auf dem Geldmarkt von Paris herbeizuführen, mag wohl am meisten zu dem Entschluß der Regierung beigetragen haben, die Eisenbahnen durch Compagnien ausführen zu lassen, denn man konnte gar wohl an der Börse ein Anlehen von 200 Mill. zu dem unnatürlich hohen Curse von 84,75 bewerkstelligen, wie dieß am Ende des vorigen Jahres geschah, aber zu demselben Preise konnte man nicht 1000 Mill. entlehnen, welche zu dem Bau der Eisenbahnen im Laufe von vier Jahren nöthig gewesen wären,*) denn ein solches Anlehen mußte die künstlichen Curse umstoßen und eine Börsenkrise wäre eingetreten, die wahrscheinlich nicht wenige Todte auf dem Platz gelassen hätte. Wenn aber wirklich, wie kaum zu bezweifeln, die Regierung sich aus diesen Gründen an die Compagnien wandte und sich diesen überlieferte, so war die Berechnung entschieden falsch, denn nicht die Bankiers selbst haben die Summen, welche sie den Regierungen leihen, oder womit sie solche Unternehmungen, wie die großen Eisenbahnen, beginnen, sondern sie verstehen es nur das Geld aus den Taschen der Besitzenden herauszuholen — eine Kunst, welche die Regierung allmählich selbst zu lernen Gelegenheit gehabt hätte, um der kostspieligen Hülfe der Bankiers entbehren zu können. Wenn aber Bankiers und Regierungen, um Geld zu bekommen, aus denselben Quellen schöpfen müssen, so kann das Aufbringen der für die Eisenbahnen nöthigen Summen in dem einen Falle so wenig wie in dem andern ohne Einfluß auf den Geldmarkt bleiben, wie auch das Sinken der künstlich hinaufgetriebenen Dreiprocents an der Börse zur Genüge zeigt. Frankreich bedürfte zu seinen projectirten Eisenbahnen in runder Summe 1000 Mill., denn die bereits angeführten 2 Mill. Actien, welche noch vor Ablauf des Jahres an der Börse seyn werden, machen, die Actie zu 500 Fr. gerechnet, diese Summe aus. Alles aber, um was die verschiedenen Actien jetzt höher stehen als der Nominalwerth derselben, ist zu viel aus den Taschen der Besitzenden herausgezogen worden, und zwar zum Vortheil der Compagnien und der sonstigen Spieler. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man nicht den Werth mehr als einer dieser Bahnen künstlich hinaufgetrieben hat, und bemerken nur, daß hier, wie in England und Belgien, eine allgemeine Zunahme der Eisenbahneinnahmen sich bemerklich macht, was geeignet ist, die Curse zu heben; aber dieß Steigen wäre, wenn der Staat die Bahnen gebaut hätte, diesem zu Gute gekommen, während die Nation jetzt durch erhöhte Fahr- und Frachtsätze diese hohen Curse bezahlen muß — eine Last und ein Nachtheil, dessen Umfang sich erst in einigen Jahren, wenn die Bahnen von Havre nach Straßburg und von Paris nach Marseille reichen, recht herausstellen wird. Bereits haben auch mehrere Handelskammern gegen die Compagnien Protest eingelegt, da ihre Tarife keineswegs den Erwartungen entsprechen.

In Einer Beziehung hat das französische Eisenbahnwesen vor dem englischen einen großen Vorzug voraus: es werden keine Bahnen angelegt, als die, welche der Staat nicht bloß gebilligt, sondern wozu er auch den Plan entworfen hat, so daß in der Anlage weit mehr System herrscht. Zuerst wurde die Orleansbahn gebaut, welche für Paris die Vertheidigungslinie bildet und das mittlere Frankreich in den schnellsten Verkehr mit der Hauptstadt bringt. Dann ging es an die Bahn nach Rouen und Havre, um die Hauptstadt mit dem bedeutendsten Handelshafen zu verbinden; hierauf kam die Nordbahn, die erste Angriffslinie, an die Reihe, welche den Verkehr mit Belgien vermittelt und dem Staat erlaubt, mit größter Schnelligkeit seine Truppen dorthin zu werfen. Die zweite Angriffslinie nach Straßburg ist jetzt auch zugeschlagen und im Bau begriffen; eben so die nach Lyon, welche Bahn nicht nur Paris mit diesem zweiten Waffenplatz Frankreichs verbindet, sondern auch einen Theil der Bahn nach Marseille ausmacht, wodurch Paris mit dem Mittelmeer in die nächste Verbindung kommt. Während diese Linien entworfen wurden, setzte man den Bau der Bahn von Orleans nach Tours und Nantes fort. An diese Hauptbahnen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden werden sich später die andern je nach Zeit und Bedürfniß anschließen, und auf diese Weise wird, wenn auch nicht das Zusammenströmen der Capitalien in Paris, um hier an der Speculation Theil zu nehmen, doch die Erbauung mehr oder minder nutzloser, schlecht rentirender Bahnen verhindert, und dadurch dem Zugrundegehen vielen Capitals vorgebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist ungefähr die Summe, wie sich aus nachstehender Angabe ergibt, welche auch über die Zunahme des Actienumlaufs Auskunft gibt. Im April d. J. waren auf dem Platze von Paris 351,200 Actien, im October war die Zahl auf 1,140,000 gestiegen, und wenn die fünf noch übrigen Linien vollends zugeschlagen sind, werden es 2,030,200 Actien seyn.

Besuch der Ingrahams- oder Windhöhle unter dem Centrefall der Niagarafälle.

(Aus der Newyorker Schnellpost.)

Fast Jedermann der den Niagara besucht, macht es sich zur Pflicht, das Abenteuer zu bestehen, unter die Wasserschichte die sich über den Tafelfelsen (table rock) stürzt, eine Excursion zu machen, und selbst Damen pflegen sich häufig dabei anzuschließen, wofür sie dann für ihren Heroismus sich von dem Führer ein denselben verewigendes Certificat ausstellen lassen. Niemand kehrte wohl von dieser grauenhaft-umhüllten Stelle zurück, ohne gänzlich von der großartigen Natur des Niagara und seiner classischen Umgebungen für immer erfüllt zu seyn. Wer aber selbst die Schrecken, und ich möchte sagen die Hölle des Niagara kennen lernen will, der besuche die Ingrahams- oder Windhöhle (cave of the winds); dieselbe wurde vor zwei Jahren von einem Herrn obigen Namens entdeckt, dem zu Ehren derselben sein Name beigelegt wurde, welche der Entdecker selbst aber Windhöhle getauft hat. Mein Gefährte zu diesem Abenteuer war der zwölfte, ich selbst der dreizehnte, der je dieses verborgene Naturwunder besucht, und ich bezweifle daher, daß je eine nähere

Beschreibung derselben öffentlich bekannt gemacht wurde. Zu diesem Zwecke theile ich Ihnen hiermit einen treuen Bericht meiner Erfahrung mit.

Begleitet von einem rüstigen und jugendlichen Führer, brachen wir unserer drei zu der bevorstehenden Expedition auf.

Es war ein herrlicher freundlicher Sommermorgen, und unter dem schirmenden Laubdache der Rieseneichen auf der Iris oder Geißeninsel langten wir an der sogenannten Biddle's-Wendeltreppe, von dem verstorbenen Bankpräsidenten gestiftet, an, deren 100 Stufen wir alsbald niederstiegen. Unser Führer brachte uns hinter ein großes Felsenstück, öffnete den Sack, den er auf seinem Rücken trug und der unser Costüme enthielt und zeigte uns an, daß dieser Platz als unser Toilettenzimmer dienen müsse, da der anderwärts alles Gemeinnützige befördernde Eigenthümer Hr. Porter nicht gestattet habe, eine Holzhütte zu diesem Zwecke zu errichten, eine Verweigerung die in der That zu bedauern ist.

Wir hatten jedoch bald unsere Kleider mit Flanelljacken, Zwilchhosen, groben Schuhen und dicht anliegenden Wachstuchkappen vertauscht, und wandelten mehr Banditen als friedlichen Touristen ähnlich, dem „Centrefalle" zu, welcher mit seiner dichten Wassermasse überhängt und sich über ihr oberes Gewölbe stürzt. Am Falle angekommen befestigte unser Führer ein starkes Seil um ein Felsstück, vermittelst dessen wir eine Art von Treppe, aus losen Felsen gebildet, 10 — 12 Schritte hinabkletterten und auf einer ziemlich geräumigen Plattform ankamen. Das Seil wurde hier durch einen festgenieteten Ring geschlungen und das Ende desselben in die Schlucht geworfen. Auf dieser Plattform befanden wir uns bereits unter dem äußeren Theile des Falles, von dem wir ein tüchtiges Schauerbad empfingen, das nicht einen trockenen Faden an unserem Banditenanzuge ließ.

Einer unserer Begleiter hatte daran genug und kehrte zurück ins Trockene, der andere Gefährte und ich mit dem Führer voran ließen uns einer nach dem andern an dem Seile, mit den Füßen an die Felsabsätze anstemmend, ungefähr 20 Fuß in die Höhle hinabgleiten und erreichten glücklich den Boden. Kaum unten angekommen fühlte ich mich von einem rasenden Orkan erfaßt, der mir plötzlich allen Athem raubte, welcher mir wie aus der Luft gepreßt schien, wild bewegte Wassermassen peitschten meinen Körper und würden mich zu Boden geworfen haben, hätte ich mich nicht an den Felsen festgeklammert; ich fand mich inmitten einer Scene, die wirklich schaudererregend war und von welcher selbst die schönste Phantasie einen richtigen Begriff nicht entwerfen kann.

Die herabstürzende Wassermasse welche 120 Fuß breit und 15 — 20 dicht ist, erreicht hier ihren Fall von einer Höhe von 165 Fuß und treibt die in der Höhe befindliche Luft aus der größern Oeffnung an der entgegengesetzten Seite des Falles; dieses Vacuum wird aber eben so schnell wieder von der äußeren Luft ersetzt und diese braust mit entsetzlicher Wuth durch die loseren Theile des Falles, eine Masse von Wasser mit sich reißend. Auf diese Weise bildet sich eine Art von Windsbraut in unaufhörlicher Erneuerung unter einem Heulen und Gebrause, zu welchem das Bild eines tobenden Seebeckens nur eine schwache Parallele bildet.

Anfangs gänzlich betäubt, sammelte ich mich jedoch bald und sah mich nach meinen Gefährten um, die ich aus den Augen verloren hatte, da der hereingepeitschte Wasserstrom nur für Augenblicke erlaubte, dieselben zu öffnen und überdieß nichts auf drei Schritte erkennen ließ. Ich fühlte meinen Weg, mit dem Rücken gegen diesen Wind- und Wassersturm gekehrt, an der Felsenwand weiter nach dem Innern der Höhle, in deren Hintergrund ich bald auf meinen Gefährten und den Führer stieß; erstern an der Felsenwand lehnend, ein Tuch in dem Mund, um die athemlose Brust gegen die äußeren Sturmwinde zu schützen.

Der tiefste Theil der Höhle, in welchem wir uns nun befanden, ist 30—40 Fuß von der fallenden Wassermasse entfernt; von hier erstreckt sich mehrere Fuß vom Boden der Höhle, gegen den Ausgang hin eine Schlucht, die 10—12 Fuß tiefer in das Eingeweide der Felsen dringt. Wir kletterten unserem Führer nach und fanden einen Raum, der hoch genug war, um in Gesellschaft der Aale und Neunaugen, deren Lieblingsaufenthalt dieser Felsenriß zu seyn scheint, unsern Platz zu nehmen. Wir mußten jedoch bald gestehen, daß diese Aale rc. kluge Thiere waren, denn wir fanden uns hier gänzlich geschützt vor den erstickenden Windstößen und den sturmgejagten Wassertropfen, die wie Haselnüsse groß durch den Orkan auf den Leib gequetscht, selbst durch die Wollenjacken, gleich kräftig geworfenen Kieselsteinen sich fühlbar machten. Von diesem gemüthlichen Versteck allein ist es möglich, die fürchterlich schöne Naturscene mit verhältnißmäßiger Ruhe zu betrachten und zu würdigen. Dieses Jagen und Brechen der Gewässer aneinander, wie sie im Zusammenfluß in Schaum und Dampf sich auflösen und wie von Furien getrieben einen gegenseitigen Vernichtungskampf zu kämpfen scheinen, ist in der That ein grauenhafter Anblick und wird durch den donnerähnlichen Fall der Wasserströme, durch das Gebrüll, das Heulen und Pfeifen des Orkans noch ungeheuer gesteigert. Man hört hier Töne und Combinationen von Tönen, die mit nichts, das mir bewußt zu vergleichen sind; vom schrillsten Pfeifen hinab durch alle Mitteltöne bis zum dumpfen Schlag eines 64 Pfünders, bilden sie vereinigt eine wahre Höllenharmonie.

(Schluß folgt.)

Die Inschriften in Bisitun. Hr. Masson las in der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 6 Dec. eine Fortsetzung seiner Abhandlung „über den Weg Isidors von Charax, von Seleucia nach Ecbatana". Das Bruchstück betraf die Localität von Bagistanon, dem Behistun, oder Bisitun der neuen Perser, wo die berühmten Inschriften und Skulpturen sich finden, wovon Abzeichnungen nebst Erklärungen durch Major Rawlinson erst vor wenigen Tagen aus Bagdad in London eingetroffen sind. Hr. Masson beschreibt die aufeinander folgenden Skulpturen, von denen er die halb ausgelöschten, welche den meisten frühern Reisenden entgingen, der Semiramis zuschreibt. Die Skulpturen gehen indeß herab bis auf die Sassaniden, und in neuerer Zeit hat auch der verstorbene Vicekönig von Kermanschah Mohammed Ali Mirza sich durch eine Gruppe in Basrelief verewigt, wo er in neuem Costüme mit der Pfeife im Mund und begleitet von seinem Minister und seinem Lieblingsdiener dasitzt, in burleskem Contrast mit der Kleidung und Stellung der alten Fürsten. Von besonderem Interesse ist eine Inschrift von außerordentlich großen Buchstaben, die aus Vierecken und Kreisen bestehen, über den der Semiramis zugeschriebenen Skulpturen. Hr. Masson bedauert, diese Inschrift, die er auch nicht sonderlich beachtet, bei seinem kurz zugemessenen Aufenthalt nicht abgeschrieben zu haben, denn er glaubt jetzt, dieß sey die vom Diodor erwähnte syrische Inschrift der Semiramis, welche die Ersteigung des Felsens durch diese Fürstin berichtet. (Athen. 13 Dec.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1845.

Das Stift Bergen.

(Nach Niels Thoval Norges Statistik. Christiania 1842.)

Die Küste dieses gebirgigen Landes ist äußerst zerrissen, mit vielen tief eingreifenden Buchten und Einschnitten und einer zahllosen Menge von Eilanden und Skären umgeben. Auf der Ostseite und der Gränze von Aggerhuus thürmen sich hohe, schneebedeckte Berge auf: der Sognefield, der Hardanger, der Oirik, der Fuglesang mit zahlreichen Höhlen, der Flopfield, der Hanefield; auch das Innere des Landes hat beträchtlich hohe Berge. Die Thäler sind im Ganzen schmal, lange theils nackte, theils mit Gras, Moosen und Buschwerk bekleidete Bergrücken nehmen den größern Theil des Landes ein. Schäumende Waldbäche, zu Zeiten auch Lawinen, stürzen sich von den Gebirgen herab.

Die größten Meerbusen, die sich zum Theil über zehn Meilen weit in das Land hineinziehen und dergestalt breiten, mit Salzwasser gefüllten Strömen gleichen, sind der Sognefiord, der Hardangerfiord und der Nordfiord, der längste und geräumigste aber die Bay bei Bergen, in der man durch die südliche und nördliche Einfahrt zu Bergens Hafen gelangt. Größere Binnenseen und Flüsse hat diese Provinz nicht, dagegen gibt es unzählige Bäche, kleine, von zahllosen Wasservögeln besuchte Weiher, und in den Bergen Brunnen und Quellen aller Art.

Das Klima ist feucht, der Winter naß und finster, dabei sehr kalt, der Sommer heiß und unmittelbar auf den Winter folgend. Von Obst kommen nur Kirschen, Pflaumen und einige Aepfelsorten fort. Man baut zwar Korn in einigen Gegenden, Kartoffel, Hopfen, Gartengewächse, aber lange nicht so viel als der Bedarf erfordert; auch hat man wenig Holz, da die vormaligen schönen Waldungen fast ganz ausgeholzt sind und die Berge meistens nur Gebüsche tragen, weßhalb man genöthigt ist, zum Torf seine Zuflucht zu nehmen.

Der Haupterwerb sind Viehzucht und Fischerei; letztere liefert in manchen Jahren 100,000 Tonnen Häringe, die eingesalzen und versandt werden; auch sind Jagd- und Vogelfang einträglich. In den Bergen finden sich schöne Mühl- und Serpentinsteine, auch Marmor und diverse Metalle, die man wegen Holzmangel nicht benutzen kann. Fabriken bestehen nur in der Hauptstadt Bergen, aber auf dem Lande findet seit den ältesten Zeiten ein regsamer, sehr lebhafter Hausfleiß statt, und viele Landleute verfertigen, wie die deutschen Schwarzwälder, für den Verkauf Kämme, Bürsten, Tischler- und Drechslerwaaren, Fischernetze, auch musikalische Instrumente.

Die Ausfuhr besteht in Butter, Käse, Fellen und Häuten, Federn, gedörrten und geräucherten Fischen. Der Haupthandelsplatz und überhaupt die erste handelnde Stadt Norwegens ist Bergen. Sie liegt in einem eine halbe Meile breiten Thale, gewährt von der Seeseite eine sehr schöne Ansicht und wird gegen dieselbe durch die Festung Bergenhuus am Eingang des Hafens vertheidigt. Diese Veste umfaßt das alte Schloß, das Commandantenhaus, das Zeughaus, Gefängnisse, Magazine und den Walkendorf'schen Thurm. Bemerkenswerth sind auch die Warten von Nordnäs, die Felsenveste Frederiksberg, die Felseninsel Christiansholm und die Batterie von Heggernäs. Die Stadt selbst ist offen und wird in vierundzwanzig Roden oder Districte eingetheilt. Außer den Quer- und Nebengassen zählt man 22 breite, gepflasterte und geebnete Straßen, worunter die obere und untere Strandstraße die belebtesten; hier haben die Großhändler von Bergen ihre Comptoire und Magazine. Der Fischmarkt und der Rathhausplatz sind die ansehnlichsten unter den öffentlichen Plätzen.

Der Stiftsamtmann und ein Bischof haben hier ihren Sitz. Sämmtliche normännische Einwohner der Provinz stehen unter dem Sprengel des Bischofs von Bergen, der sich aber auch über die Drontheim'sche Vogtei Sondmör ausdehnt. Die Stadt Bergen hat sieben Kirchen, ein großes Hospital, zwei Waisen-, drei Armenhäuser, ein Arbeitshaus, eine lateinische Schule, ein Seminar, mehrere Elementarschulen und gemeinnützliche Gesellschaften, worunter auch eine philharmonische zur Förderung des Gesanges und der Tonkunst in Norwegen. Sodann hat Bergen auch ein Schauspielhaus und eine Freimaurerloge. In Bezug auf Industrie bemerken wir die Gerbereien und Handschuhfabriken, Seifensiedereien und

Angelfabriken, welche die Nordlande versehen, Wollen- und Leinenwebereien, Thransiedereien, Stampf- und Sägemühlen, Schiffswerfte, wo schöne, große Schiffe gebaut werden. Bergen ist der Hauptmarkt für alle Nordlande, deren Schiffe in regelmäßigen Intervallen hier anlangen; die Stadt selbst besitzt 130 eigene Schiffe. Das seit dem Mittelalter bestehende, von Hanseaten gegründete deutsche Comptoir besteht aus 35 Höfen. Die Eigenthümer dieses Comptoirs (jetzt durchaus Normänner) haben das ausschließende Recht mit den Nordlanden zu handeln und die Preise der von denselben gebrachten oder auszuführenden Waaren festzusetzen. Sehr beträchtlich war von jeher die Ausfuhr von Stockfisch, Klippfisch, Thran, Fischrogen, Theer, Brettern und Balken, wofür vorzüglich Korn, Wein, Branntwein, Salz, Colonial-, Material- und Fabrikwaaren eingeführt werden. Die Einwohnerzahl von Bergen beläuft sich gegenwärtig auf 26,000.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Eine andere Angelegenheit, welche in gewisser Beziehung mit den Eisenbahnen, wenigstens mit den Geldverhältnissen des Landes zusammenhängt, ist die vielbesprochene Rentenconversion, welche wiederum vor die Kammer kam, aber bei der sichtlichen Abneigung, wenn auch nicht der Regierung — denn der Finanzminister mußte in der Pairskammer selbst die Rentenumwandlung vertheidigen — doch des Schlosses, wie man sich in Frankreich ausdrückt, in der Pairskammer scheiterte. Es ist die alte Geschichte wiederum aufgewärmt, doch mit einigen Variationen: die frühere Behauptung, daß der Staat nicht das Recht habe die fünfprocentigen Renten umzuwandeln, indem er Renten und nicht Capital versprochen habe, ist ziemlich abgenutzt, und wurde auch nur noch von dem obligaten Gegner der Umwandlung, dem J. d. Débats, vorgebracht. Läßt man aber diese Behauptung gelten, so setzt sich die Regierung in einen seltsamen Widerspruch, wenn sie den Rückkauf von fünfprocentigen Renten, sobald sie den Preis überschritten haben, verweigert; sie darf gar kein Pari anerkennen, da es für diese Rentensumme kein bestimmtes Capital gibt; das eine oder das andere ist nothwendig falsch, und beides gehört zu den Finanzkunststücken, womit man die Menge blendet. Die Kammer nahm auch Umgang von diesem Einwurf und genehmigte den Plan, fünfthalbprocentige Obligationen statt fünfprocentige den Rentenínhabern auszustellen, oder, was natürlich niemand angenommen hätte, 100 Fr. für 5 Fr. Rente zurückzuzahlen. Damit war die zweite Kammer, da die fünfthalbprocentigen Papiere Frankreichs weit über Pari stehen, noch sehr gnädig. Hr. Roy in der Pairskammer aber nannte dieß einen Raub, indem man nur den Rentenbesitzern den zehnten Theil ihrer Einkünfte entreißen wolle; der gute Mann hatte in der Sache ganz Recht, erwog aber nur nicht, daß wenn der Staat nach dem jeweiligen Curse Papiere ausgegeben hätte, er noch nicht vier Procent gezahlt haben würde, den Rentiers also mehr als ein Fünftel ihres Einkommens entrissen hätte. Letzteres wäre consequent und dem Interesse des Staats gemäß, für die Rentiers aber sehr hart gewesen.

In der Deputirtenkammer war die Debatte von der langweiligsten Sorte, weil im Grunde die Mehrzahl schon längst von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sache überzeugt war, und die Vertheidiger der Rentiers sich auf die letzte Schanze, die der Opportunität, zurückgezogen hatten, welche sich bei der politischen Ruhe, wie sie im Frühjahr allenthalben herrschte, gleichfalls nicht bestreiten ließ. In frühern Jahren, z. B. in den Jahren 1824, 1838 und selbst noch 1840 war, wenn die Rentenumwandlung zur Sprache kam, die Aufregung sehr lebhaft gewesen, von dieser Lebhaftigkeit aber sah man jetzt keine Spur mehr, und merkwürdig war nur, daß einer der Redner, welche gegen die Maaßregel sprachen, aufrichtig und einfältig genug war, den wahren Grund des Widerstands von Seite des Schlosses anzugeben: die Rentiers bildeten eine mächtige Classe im Staat, eine junge Dynastie, welche noch an ihrer ersten Regierung sey, müsse sich alle Stützen zu erhalten suchen, es könnten noch schlimme Tage kommen, und so sey es höchst unklug, so viele tausend Familien zu verletzen. Man kann sich denken, daß die Anführung so miserabler Gründe den Feinden der Dynastie die erwünschtesten Waffen in die Hand gab, und der Finanzminister selbst sah sich genöthigt in der Pairskammer die Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Umwandlung zu vertheidigen. Die Sache hat also große Fortschritte gemacht, und wird, wenn nicht Krieg oder ähnliche schlimme Zeiten kommen, dennoch bald durchgeführt werden. Die Hauptabsicht derer, welche die Sache auf alle Weise förderten, war nicht sowohl die Ersparniß von $14\frac{1}{2}$ Mill., welche durch eine Umwandlung der Fünfprocents in $4\frac{1}{2}$ Procents erzielt worden wäre, als der Anhäufung des Capitals in Paris entgegenzuarbeiten, und den Ackerbau, welcher unter der Last hoher Zinsen seufzt, zu erleichtern, denn die Masse der fünfprocentigen Renten (590 Mill.) ist groß genug um überhaupt einen nachtheiligen Einfluß auf die Höhe des Zinsfußes auszuüben, und befördert hauptsächlich die Concentrirung der Capitalien zu Paris, an welchen Frankreich seit geraumer Zeit so schwer leidet.

Die Erleichterung des Ackerbaues durch Zufluß von Capitalien ist einer der bedeutendsten seit vielen Jahren angeregten Punkte, dennoch ist immer noch nichts geschehen; man will das Hypothekenwesen umgestalten, was eine höchst schwierige Sache ist, aber den nächsten Schritt, welcher das Geld auf ganz natürlichem Wege zum Ackerbau zurückführen müßte, will man immer noch nicht thun. Es ist deutlich die neuerlich von Toussenel erhobene Klage über getaufte und ungetaufte Juden ist keineswegs eine unbedeutende Sache, denn sie greift tief in die wichtigsten Verhältnisse des Landes ein: man will keine der jetzt durch einen Zusammenfluß von Umständen bevorrechteten Classen verletzen, scheut sich aber nicht die große Masse des Volks zu benachtheiligen. Jetzt sollen die Handels-, Manufactur- und Agriculturräthe, welche am 15 Dec. zusammentraten und bis zum 15 Jan. 1846 beisam-

men bleiben sollen, Rath und Hülfe schaffen, diese Räthe, welche man in zehn Jahren zweimal berufen hat, obgleich das Gesetz vorschreibt, sie jährlich zu versammeln. Ertönten nicht diese Klagen über Vernachlässigung der wichtigsten Interessen fort und fort in dem Moniteur industriel, in der Démocratie pacifique und ähnlichen speciellen Journalen, so wäre man geneigt, die Sache für eitel Fabelei zu halten, so wenig kümmern sich die vornehmen Pariser Journale, wie Journal des Débats, Constitutionnel u. dergl. darum. Die Schuld fällt freilich auf die Leser zurück, welche sich statt mit den Interessen des Landes mit Parteitiraden und abgeschmackten Novellen beschäftigen; aber der Kampf der verschiedenen materiellen Interessen, bisher meistens unter der Decke verhandelt, tritt allmählich deutlicher ans Tageslicht hervor, hat damit angefangen, die alten Parteien zu neutralisiren und bedeutungslos zu machen, und wird bald sie allmählich ganz auflösen. Was ist jetzt noch zwischen den Ministerien Guizot, Molé, Thiers, Broglie für ein wesentlicher, in den praktischen Interessen des Landes begründeter Unterschied. Man kann ihn kaum mit dem Mikroskop entdecken. Im Anfang des Jahres war über die Adresse auf die Thronrede ein gewaltiger Kampf, von dem, wenn die Parteien wirklich zweierlei Interessen vertreten hätten, das Land erdröhnt haben würde, aber der ganze Kern dieses Streites drehte sich einfach darum, daß der König ein anderes Ministerium als das Guizots, aber nicht Thiers haben wollte. Der König hatte nun vier Jahre lang ein Ministerium gehabt, welches seine Verantwortlichkeit besser deckte, als die früheren, und ihn selbst gegen den Haß und die Unpopularität schützte; er hätte somit Guizot gern erhalten, aber Guizot ist, zum Theil durch seine Persönlichkeit, nicht bei den Vernünftigen, welche ihn als den besten Minister ansehen, welchen Frankreich seit langer Zeit gehabt, sondern unter der großen Zahl der spießbürgerlichen Wähler so unpopulär geworden, daß wenn er die Wahlen zu leiten hat, eine Mehrheit gegen den Hof und die Conservativen zu besorgen ist. Darum sollte Molé Minister werden und mit Montalivet, Salvandy u. s. w. die Wahlen leiten. Indeß siegte Guizot bei der Adresse, freilich nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen (213 gegen 205), aber doch war der Sieg sein. Die Ehre des Kampfes auf der Gegenseite blieb aber nicht dem Grafen Molé und seinen Freunden in der Deputirtenkammer, welche sich furchtsam und kraftlos bezeigten, sondern den HH. Thiers und Billaut, welche der König nicht im Ministerium wollte. Deßhalb mußte er sich wieder mit Guizot aussöhnen, was Montalivet, der Freund des Schlosses, vermittelte, wogegen Guizot schon damals die Aussicht auf das Unterrichtsministerium dem Hrn. Salvandy eröffnete.

Was kann das Land an solchen Manövres, deren Einzelnheiten ihm nothwendig entgehen müssen, sonderlichen Antheil nehmen? Darum ist es sehr erklärlich, daß allmählich die Vorboten einer andern Zeit emporsteigen, und andere Journale auftauchen, die man noch vor zehn Jahren nicht für möglich gehalten hätte; so das katholische Interesse des Landes, vertreten vom Univers, so die materiellen Interessen, vertreten von der Démocratie pacifique Réforme ꝛc. Das erstere Blatt namentlich mit seinen streng katholischen Tendenzen ist den alten Journalen, wie den Débats und dem Constitutionnel ein Gräuel; diese, namentlich das erstere mögen wohl die katholischen Interessen als politische Waffe Frankreichs gegen außen benützen, aber im Innern sind sie ihnen durchaus unbequem, und da sollen sie, so lautet das Gebot des alten Liberalismus, gebührend schweigen. Da ist der National klüger und ehrlicher; auch er hatte im J. 1838 eine ähnliche Anwandlung, daß Frankreich die Interessen der katholischen Welt vertreten solle, um seinen Einfluß allenthalben geltend zu machen, wohin die katholische Kirche reiche; er hat sich aber, als die ultramontane Partei auch im Innern mit ihren Forderungen so schroff aufgetreten ist, eines andern besonnen, und die Inconsequenz gefühlt, außerhalb Frankreichs zu hegen und zu hätscheln, was man innerhalb Frankreichs zu beseitigen wünscht. Diese Politik des Débats und der Presse, *) eine Politik à la Richelieu und Mazarin, welche auch den Protestantismus in Deutschland förderten und im Innern Frankreichs gewaltsam niederschlugen, ist in unserer Zeit, bei der jetzigen raschen Verbindung der Länder, nicht mehr möglich.

Doch wir kommen später auf diesen Punkt zurück, und wenden uns jetzt wieder zu den neuen Journalen, welche allmählich in merkwürdigen Conflict mit den alten, zur „Presse marchande," wie der Univers sagt, heruntergesunkenen Blättern getreten sind. Der Univers soll bereits über 6000 Abonnenten zählen, ein Fortschritt, den er nur dem Anklang seiner Grundsätze verdanken kann, denn bei ihm sind innere und äußere Politik, Feuilleton und Zeitung aus Einem Gusse. Dagegen ist der alte, ehrliche Courrier Français so gut wie todt, und der Constitutionnel, dem man unmöglich das gleiche Prädicat geben kann, war, ehe er sich von dem ewigen Juden ans Schlepptau nehmen ließ, auf 3000 Abonnenten herabgesunken. Man sieht, die alte liberale Schule ist gänzlich im Sinken, und hat sich überlebt: man kann nicht mehr allein die „bonne bourgeoisie" und ihren platten Liberalismus ausposaunen, man muß die allgemeinen, wirklichen, moralischen und materiellen Interessen der Nation besprechen, wenn man sich Gehör und Ansehen verschaffen will. Vergebens suchen die alten großen Journale die neuern Erscheinungen, namentlich durch Stillschweigen, zu unterdrücken, diese machen sich dennoch geltend, denn was man auch gegen die Tendenzen und gegen die Verfahrungsweise des Univers, der Démocratie Pacifique und der Réforme einzuwenden haben mag, so ist es doch, wenn man die vornehme blasirte Gesellschaft ausnimmt, augenscheinlich, daß sie weit mehr den Bedürfnissen und Neigungen der Nation entsprechen, als die alten Journale, aus welchen man allenfalls die Ansichten der Regierung über den Gang des Parteiwesens, und die Parteitaktik, aber nicht mehr die Lage und Bedürfnisse des Landes kennen lernt; wenigstens sind

*) Sie tritt namentlich in den Schweizerangelegenheiten schroff hervor.

diejenigen Artikel, wo dieß der Fall ist, seltene Ausnahmen, rari nantes in gurgite vasto.

Es zeigt dieser Stand der Dinge die Spaltung in die officielle, d. h. mit politischen Rechten ausgestattete Nation und in die Masse, der man vorreden will, daß sie bei dem jetzigen Stande der Dinge gleich betheiligt und also auch zur Erhaltung desselben verpflichtet sey. Dieß führt uns auf den oft und vielfach besprochenen Umstand, daß die gegenwärtigen Staatsgrundsätze in absoluten, wie in constitutionellen Monarchien alle die Tendenz verrathen, die Lasten des Staats auf die Armen zu wälzen; aber diese Armen, Besitzlosen dürfen an der Wahl der Repräsentanten keinen Antheil nehmen, beileibe nicht, dabei käme nichts als Unordnung heraus. Daß aber die Vermöglichern wählen, und die gewählten Repräsentanten, meist, namentlich in Frankreich, die Vermöglichsten, die Lasten auf die Armen wälzen, das findet man ganz in der Ordnung, ohne zu bedenken, daß hieraus eine Spaltung in der Nation entspringt, die zu sehr wesentlichen Uebelständen führt. Im Augenblick haben wir in England ein solches Beispiel: ein Ministerium, noch vor wenigen Monaten hoch angesehen, in unbestrittenem Besitz einer starken Majorität, tritt ab, weil es die Geschäfte des Landes nicht mehr führen kann. Wenn das Parlament die Interessen und Bedürfnisse der Nation wirklich verträte, wäre eine solche Erscheinung gar nicht denkbar, so aber tritt ein gewaltiges Ministerium zurück, vor der nicht officiellen Nation, die man lange genug bei Seite gelassen hatte, bis sie sich endlich auf eine sehr mißbeliebige, zum Theil wirklich nachtheilige Weise in die Sache einmengt. So weit ist es in Frankreich noch nicht gekommen, aber man ist auf dem schönsten Wege dahin. Darum ertönt aufs neue der Ruf um Aenderung des Wahlgesetzes, nur schade, daß man sich in Frankreich in einem fatalen Cirkel herumdreht: erweitert man das Wahlgesetz ernstlich, so sind nicht bloß stürmische Wahlen zu befürchten, wogegen sich vielleicht noch Vorkehrungen treffen ließen, sondern die ganze jetzige Parteieintheilung und der jetzige Regierungsmechanismus sind zerstört, denn in diesem Fall träten die herben katholischen Tendenzen aus dem Süden und Westen vielleicht mit Hinneigung zum Legitimismus, und die eben so herben communistischen und republicanischen Tendenzen einander gegenüber, und dann möchte das Steuer um ein gut Theil schwerer zu führen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch der Ingrahams- oder Windhöhle unter dem Centrefall der Niagarafälle.

(Schluß.)

Der dichte Vorhang des massiven Wassersturzes läßt die Tageshelle nur sparsam durchdringen und ein mysteriöses, magisch-zweifelhaftes Licht ist durch diese groteske Halle verbreitet, die dunkeln Felsenmassen in ihren wunderbaren Formationen eben genug beleuchtend, um die Gegenstände um sich unterscheiden zu können.

Ueber die schlammig-glatten Felsenstücke, die wohl seit Jahrhunderten herabgeschmettert hier zerstreut liegen, kletterten wir unsern Weg weiter und erreichten ohne weitere Hindernisse den Ausgang auf der andern Seite, wo uns wieder das klare Tageslicht und die liebe Sonne begrüßten. Wir befanden uns nun auf einem großen isolirten Felsen, zwischen beiden Fällen, dem großen und dem Centrefall und ihren ewig stürzenden Wassermassen, die den Felsen auf dem wir standen erzittern machten; — dieß war ein erhabenes Schauspiel und die tanzenden und glitternden, sich in den Sonnenstrahlen brechenden Wassertropfen geben dem Ganzen einen freudigen und erheiternden Ausdruck. Wir sprachen uns diese Gefühle aus, wurden aber bald durch den Führer aus unserem Entzücken geweckt, der uns andeutend zu verstehen gab, daß der einzige Ausweg von hier wieder zurück, nur durch die unheimliche Höhle zu gewinnen sey.

Gestärkt und frischen Muthes traten wir denselben an, hielten wenige Augenblicke in der Ruheschlucht um Athem zu sammeln und kletterten dann weiter gegen den Eingang; hier aber war das Schwierigste zu bestehen; der wüthende Windstrom mit seinem horizontalen Riesentropfenfeuer mußte hier Angesichts durchschritten werden und obwohl ich mich darauf gefaßt hielt, so schloß er mir doch plötzlich die Augen; um mein gepeitschtes Angesicht zu schützen, kehrte ich den Rücken zu, allein nachdem ich mich wieder umgedreht, waren mein Gefährte und der Führer verschwunden.

In der Aufregung entfiel mir, nach welcher Seite ich mich zugewendet hatte, eine namenlose Angst, ein unbeschreibliches Gefühl von Verlassenseyn in dieser Windwasserschlacht erfaßte mich — ich wußte, daß mein Ruf nicht gehört werden konnte, denn selbst der lauteste Schrei eines Nebenstehenden ist hier unten kaum vernehmbar. Ich schritt jedoch endlich auf Gerathewohl zu, um wenigstens dieser schauerlichen Scene zu entkommen, als ich nach wenigen Schritten plötzlich dicht neben mir das herabhängende Seil erblickte; mit krampfhaftem Griffe erfaßte ich es und mit drei Sprüngen war ich auf der Plattform, triefend meinen triefenden Gefährten gegenüberstehend.

Unser Rückzügler begegnete uns lachend, allein wir konnten noch ganz erfüllt mit dem schrecklich-großartigen Naturwunder nicht mitlachen; wir wechseln schweigend unsere Kleider und theilten erst nach einiger Ruhe von der Anstrengung unsere Eindrücke uns gegenseitig mit.

Die Schwester unseres Führers wagte sich ebenfalls einmal in die Windhöhle, wurde aber ohnmächtig wieder zurückgebracht; sie ist das einzige Frauenzimmer, die es je versucht hat hinabzusteigen.

Niemand, dessen Nervensystem stark genug ist, solchen Scenen gewachsen zu seyn, sollte versäumen, dieses Mysterium des Niagara zu erforschen; eigentliche Gefahr ist mit dem Besuche nicht verbunden, sondern nur einige Geistesgegenwart nöthig, die ich selbst freilich beinahe verloren hatte. Als das beste Mittel gegen die athemraubenden Windstöße fand ich den Mund zu schließen und den Athem für wenige Secunden ganz an sich zu halten. J. V. G.

Dampfschifffahrt in den Vereinigten Staaten. Das Dampfboot Hendrick-Hudson legte kürzlich den Weg von Neuyork nach Albany 160 engl. (35 deutsche) Meilen in 7 Stunden 40 Minuten zurück. Einen Theil des Weges machte es 24 Meilen in der Stunde; die mittlere Schnelligkeit des Oregon, eines neuen zu Neuyork erbauten Dampfschiffs, ist 23 Meilen in der Stunde, und man glaubte die „eiserne Hexe" (iron witch) werde diese Schnelligkeit noch übertreffen. (Athen. 13 Dec.)

Berichtigung.

In der Nummer vom 25 Dec. ist p. 1436 b Zeil 6 von unten „relatorische Bewegung" statt rotatorische Bewegung stehen geblieben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1845.

Die griechischen Märkte.

(Revue de l'Orient. Nov. 1845.)

Die Märkte sind die Seele des Handelsverkehrs in der Türkei. Im europäischen Theile des Reiches sind die bedeutendsten die von Turnowa, Islimia, Alasonia u. s. w. In den asiatischen Provinzen ist der wichtigste Markt der von Baluklissar.

Die Märkte am Bosphorus dagegen haben nichts mit der Vorstellung gemein, welche man sich gewöhnlich von den unter dem Patronate irgend eines Heiligen um eine Capelle herum abgehaltenen Jahrmärkten macht: sie sind rein christliche Feste, oder um mich besser auszudrücken, heidnische Gebräuche, die sich aber durch alles, was der Orient an toller Fröhlichkeit und lachenden Bildern aufzuweisen hat, verjüngt haben.

Diesen Charakter trägt die griechische Kirche an sich. Handelt es sich in ihr um eine Heurath, so findet man die Hochzeitsfeierlichkeiten des Alterthums noch im Gebrauch: die Brautleute werden gekrönt, man trägt ihnen die Fackeln Hymens vor; der Priester reicht ihnen das Symbol des Schmauses, zu welchem sie geladen sind, und führt den mysteriösen Tanz an. Kurz es ist keine in der Eile hergesprochene kurze Formel, sondern eher ein Gedicht auf das Leben. Die Begräbnißfeierlichkeiten in der orientalischen Kirche sind nicht das Bild des Nichts, und man hat aus ihnen keine Scenen des untröstlichen Schmerzes gemacht. Der Priester bekleidet sich im Gegentheil mit seinen glänzendsten Gewändern und singt fröhliche Lieder, während die Kirche wie an einem Festtage geschmückt ist. Die Freunde des Verstorbenen können seinen Leichnam bekleidet sehen, als ob er lebend dem Feste in einem mit Blumen ausgeschmückten Sarge anwohnte. Keine traurige Idee vermehrt den Schmerz der Anwesenden, und selbst die Trauer ist nur eine den Sitten des Occidents entlehnte Neuerung.

Eine der interessantesten Ceremonien, die uns mitten in das Alterthum versetzt, ist die fromme Verehrung der Griechen für die heiligen Quellen, von denen jede eine besondere Eigenschaft besitzt. Es gibt sogar eine, welche die Kraft der Quellen von Selimnus hat, denn man glaubt, daß die im Thale von Therapia gelegene, äußerst kalte Quelle die Liebe vergeben mache. An den malerischen Punkten des Bosphorus kann man sicher seyn eine Quelle zu finden, die man bescheiden aus einer Ruine unter dem Schatten eines hundertjährigen Baumes hervorrinnen sieht. Es ist dieß der Cultus eines besiegten Volkes, allein dieser Cultus ist verschönert durch seine alten Erinnerungen.

Diese heiligen Quellen haben ihre Panegiri, Jahresfest oder Jahrmarkt, an denen man, wie vor zweitausend Jahren mit denselben Vorurtheilen und denselben Leidenschaften zusammenkömmt. Die Panegiriarchen dieser feierlichen Feste, von denen schon Thucydides spricht, sind Paschas, welche diesen Versammlungen anwohnen und die Ordnung auf denselben erhalten. Das heilige Gehölz, welches gewöhnlich die Aghiazmas oder geweihten Quellen umgibt, ist mit bunten Lappen geschmückt, denn die mit Gebrechen bedasteten Personen glauben diese loszubekommen, wenn sie einen Lappen von ihren Kleidern an den Zweig eines heiligen Baumes hängen, welche Sitte jedoch Kaiser Theodosius und der heilige Gregor streng verboten hatten. Allein der moderne griechische Mönch nimmt die Sache nicht so genau; das Bedürfniß des äußern Cultus ist hier so gebieterisch, daß man oft sehen kann, wie Muselmänner den Aghiazmas ihre andächtige Ehrerbietung zollen, und dadurch die Einnahme der Wache haltenden Priester vermehren.

Die wichtigste heilige Quelle in der Nähe von Konstantinopel ist die von Balukli, der heiligen Jungfrau der Fische geweiht. Die Legende sagt uns, daß der mit dem Backen von Fischen für die Mahlzeit des guten Pfarrers des Orts beschäftigte Levite nicht wenig erstaunt war in dem Augenblicke, wo die Hauptstadt des griechischen Reichs in die Gewalt Mohammeds II fiel, seine Fische höchst wunderbarerweise springen zu sehen, aber nicht etwa in das Feuer, sondern in das Wasser, wo sie nun, obgleich auf einer Seite gebraten, seit fünf Jahrhunderten ruhig herumschwimmen, was die Leichtgläubigen dadurch zu beweisen suchen, daß sie einige Geldstücke in einen Wasserbehälter werfen, wodurch ganz kleine Fische, die auf

der einen Seite schwarz und auf der andern weiß sind, herbeigezogen werden. Diese wunderbare Quelle ist nicht weit von dem Ort entfernt, wo das Konstantinopel belagernde Heer unter dem Befehl des Sultans, der diese Stadt wirklich eroberte, sein Lager aufgeschlagen hatte. Von den entferntesten Gegenden wallfahrtet man zu der Jungfrau der Fische mit demselben heiligen Eifer, mit dem man eine Reise nach Jerusalem unternimmt, um das heilige Grab anzubeten. Jedes Jahr vereinigen sich hier am ersten Freitag nach Ostern mehr als 40,000 Griechen, um den Markt von Baluklí zu feiern.

Am Johannistag kommen die Griechen auf einem Platze zusammen, wo früher ein Kloster der Calendern gestanden hat und ehemals die Oriflamme des Islamismus aufgepflanzt war. Der Ruf des Aghiazma des Täufers zieht jährlich eine Masse von Griechen herbei, unter denen man die Elite der Gesellschaft von Therapia und Yeniköi bemerkt, die übrigens auch außerdem alle Wochen die Annehmlichkeiten genießt, welche ihr die schöne Lage dieses Orts bietet.

Der Markt des heiligen Elias, welcher am 1 August stattfindet, verdient besondere Erwähnung, denn seiner Wichtigkeit und Berühmtheit nach nimmt er gleich den ersten Rang nach dem der Jungfrau der Fische ein; er dauert acht Tage, während welcher Zeit für das ganze Dorf Arnaut-Kiöi ein fortwährendes Fest ist. Im Hintergrunde eines Thälchens, zu dem man auf einem schmalen Fußpfade gelangt, unter dem sich ein ziemlich gefährlicher Abgrund öffnet, findet man den Aghiazma des Propheten Elias. Ein wechselnder Boden, schöne Bäume, die mit ihrer majestätischen Zierde die geheiligte Quelle beschatten, von Zeit zu Zeit liebliche Fernsichten auf den Bosphorus, der für sich allein schon einen unendlichen Reiz hat, machen aus dieser Aghiazma einen wunderlieblichen Spaziergang. Man füge nun noch zu diesen Reizen eine von Natur geistreiche Bevölkerung, Weiber, deren Schönheit zum Sprüchwort geworden, andere wieder, deren „Grazie noch schöner ist als die Schönheit,“ und man kann sich eine Vorstellung von dem Aussehen Arnaut-Kiöi's während des Festes des Propheten Elias machen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Es gibt sich gegenwärtig auch in Frankreich eine Richtung gegen die Repräsentativ-Verfassung kund, in Folge der derselben anklebenden aber nicht nothwendigen Mängel. So ist auch die Démocratie pacifique in ihrer Politik ganz conservativ, und man meint, wenn nur diese schlechte Deputirtenkammer nicht wäre, so würde es mit der Regierung allein weit besser gehen. Dieser Gedanke ist aber ein radicaler Irrthum und, nebenbei gesagt, auch ein verkrüppeltes Kind unserer Zeit, denn einerseits wirkt die Kammer in Bezug auf das Ministerium als Ferment, damit in dem sitzenden bureaukratischen Körper die Säfte nicht stocken, andererseits ist es eine Faulheit, daß man die Uebel, an denen das Land leidet, nicht immer und immer wieder zur Sprache bringen mag, bis man sie endlich überwunden hat. Wer die Freiheit der Presse besitzt, darf sich nicht auf die faule Haut legen, und die Bekämpfung der Mißstände der Regierung überlassen. Es ist dieß die alte Thorheit, von dem „aufgeklärten Despotismus“ alles erwarten zu wollen. Die französische Demokratie, welche in rechtlicher Beziehung weit mehr vorgeschritten ist als die englische, wird sich von dieser Thorheit nicht lange blenden lassen, sondern selbst die Schulter an den Wagen anstemmen, um ihn aus dem Koth, in dem er sich verfahren, herauszuziehen. Darauf deutet schon der Zerfall der fourieristischen Schule hin,*) denn mit den unverdauten communistischen Ideen von Baböuf an herunter bis auf V. Considerant ist nichts anzufangen. Die Demokratie muß aus dem Schulstaube heraus und ins praktische Leben hinein. Das politische Treiben wird denn schon auch dafür sorgen, daß sie ins Leben hineingestoßen werde, denn das jetzt abgelaufene Jahr hat einige schreiende Beispiele von Ungerechtigkeit und Thorheit des Gesetzes geliefert, die nicht unbeachtet vorübergegangen sind.

Wir erwähnen hier zuerst die Association der Kohlenbesitzer im Loiregebiet, welche großes Aufsehen gemacht und sehr lebhafte Klagen hervorgerufen hat, Klagen, die man sehr begreiflich finden wird, da diese Association durch ihre Verbindung sich in den Stand gesetzt findet, ihre Kohlen theurer wie früher zu verkaufen, und somit in einem weiten Umkreise eine Steuer auszuschreiben, die sich auf nicht weniger als 10 bis 12 Mill. Fr., beläuft, welche durch diese gegenseitige Assecuranz der Kohlenminenbesitzer und den Ankauf eines Canals, auf dem die Kohlen transportirt werden, in die Tasche der Actionare fallen. Der Municipalrath von St. Etienne und mehreren anderen Städten protestirten gegen diese Coalition als gegen einen im Gesetz verbotenen Act. Die Sache leidet keinen Zweifel, das Gesetz verbietet eine solche Coalition, aber welches Mittel steht dem Staate gegen diese Coalition, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur in einem mündlichen Einverständniß beruht, zu Gebot? Wir wissen keines. Werden neue Kohlengruben in der Umgegend entdeckt und übersteigt das Angebot von Kohlen den Absatz, so wird der Preis sinken, kurz der Staat kann sich, wenn er dieß seinem Interesse gemäß findet, indirect durch Kohlenzufuhr oder sonst ein Auskunftsmittel einmischen, aber nicht auf rechtlichem Wege. Indeß werden die Klagen auf allen Seiten lauter, man bestürmt die Regierung und verlangt etwas, was sie durchaus nicht gewähren kann, außer sie erlaubt sich einen Gewaltstreich, welcher aber gleichfalls nicht weit ausreichen würde. Indeß besteht das Gesetz auch gegen solche Coalitionen, aber die Regierung vollzieht es gegen die Kohlenbesitzer des Loiregebiets so wenig wie gegen die Coalition der Bankiers beim Angebot der Eisenbahnen.

Inzwischen ereignete sich ein anderer Fall in Paris. Die

---

*) Ein gewisser Ferrari hat in der Revue des deux mondes vom 1 August diesen innern und äußern Zerfall mit manchen burlesken Zügen geschildert.

Stadt legt unmäßige Abgaben auf Lebensmittel, so daß das Leben daselbst sehr theuer ist, und die meisten Arbeiter, wenn sie nicht besonderes Glück haben, am Ende dem Spital verfallen. Die Zimmerleute verlangten im Laufe des Sommers von ihren Arbeitgebern eine Erhöhung des Lohnes von 4 auf 5 Fr. des Tages, besonders weil ihr Geschäft nur 6 bis 7 Monate des Jahres dauere. Ueber die Billigkeit oder Unbilligkeit des Verlangens ist viel gestritten worden, uns kann hier aber nur der Ausgang kümmern. Der Fall war einer der in England so gewöhnlichen Strikes (Arbeitseinstellungen). Unter den Arbeitern fand allerdings eine Coalition statt, die nach dem Gesetz verpönt ist; die Vorsprecher derselben wurden vor Gericht geladen und verurtheilt, aber es stellte sich bei der Verhandlung ziemlich deutlich heraus, daß unter den Meistern ebenfalls Coalition bestanden habe. Letztere fand man indeß ganz in der Ordnung und der Staatsanwalt stellte keine Klage gegen sie an, aus dem guten Grunde, weil eine stillschweigende oder wenigstens geheime Uebereinkunft keiner gerichtlichen Ahndung unterliegen kann, da sie nicht streng zu beweisen ist. Die Arbeiter hatten nur etwas unklug gehandelt und ihre Coalition zu sehr verlauten lassen, darum verfielen sie in eine Strafe. Das Gesetz gegen die Coalitionen ist völlig thöricht und auch in England seit geraumer Zeit aufgegeben worden; man überläßt dort die Strikes sich selbst, sorgt nur dafür, daß die Arbeiter keine Excesse begehen, und die Arbeitseinstellung geht nicht nur nach kürzerer oder längerer Zeit ohne Schaden vorüber, sondern die Arbeiter haben auch bereits die Erfahrung gemacht, daß sie mit solchen Strikes nichts gewinnen, da sie fast durchaus von ihrem täglichen Gewinn abhängig den Kampf mit den Arbeitgebern nicht aushalten können. Die Thorheit des Gesetzes gegen die Coalitionen ist aber nicht ohne sehr nachtheilige Folgen, denn nicht nur gibt es den arbeitenden Classen das Gefühl, daß sie mit Ungerechtigkeit behandelt werden, sondern erweckt überhaupt die Ansicht, daß die Regierung in Dingen, welche Kauf und Verkauf, Dienst und Lohn betreffen, Befugniß und Macht habe, direct einzuschreiten; sie predigt also selbst den Communismus durch ihre Gesetze und reizt den Haß der Armen gegen die Reichen. Die Satyre hat sich deßhalb auch des Urtheilsspruchs gegen die Zimmerleute bemächtigt und denselben gegeißelt, indem das Charivari einen fingirten Urtheilsspruch mittheilt, wo im Eingang Rothschild und die mit ihm verbündeten Compagnien des Vergehens der Coalition angeklagt und am Ende die Zimmerleute verurtheilt werden. Das Urtheil des Gerichts wurde auch ziemlich allgemein getadelt, besonders da es etwas strenge ausfiel. Die natürliche Folge eines solchen Zustandes der Dinge ist, daß sich unter den Arbeitern fort und fort geheime Bündnisse bilden, welche durch ihre weite Verzweigung den Einzelnen gegen die Tyrannei der Meister zu schützen suchen.

Vor zehn Jahren noch wurden die arbeitenden Classen auf jede mögliche Weise von den Republicanern bearbeitet, und die Regierung glaubte sich mit Ausnahmegesetzen gegen sie waffnen zu müssen. Seit dieser Zeit steckt ihr die Furcht vor Arbeiterverschwörungen noch immer im Leibe, und da einige republicanische Ausbrüche in Paris aller polizeilichen Spürkraft entgangen waren, so will sie wenigstens die Waffe nicht aus der Hand geben; man darf auch bei der Beurtheilung der französischen Regierung nie außer Acht lassen, daß sie bald als Stadt-, bald als Staatsregierung auftritt. In Paris wurden fast alle Revolutionen geschmiedet und es fanden sich auch die Werkzeuge dazu, man kann aber aus leicht begreiflichen Gründen Paris nicht allein treffen, und macht deßhalb Gesetze, die im wesentlichen nur Paris betreffen, für ganz Frankreich. Die Regierung erhält aber durch solche Ausnahmsgesetze selbst unter den arbeitenden Classen den communistischen Geist, der in einer völlig nivellirten Gesellschaft viel leichter Wurzel schlägt, als in einem Lande, wie England, wo der Respect vor den höhern Classen herkömmlich ist, und nicht durch eine Revolution gebrochen wurde.

Darum haben geraume Zeit die republicanischen Gesellschaften sich so leicht unter den Arbeitern recrutirt; diese sehen sich nach Hülfe um in ihrem verlassenen Zustande, und die Republicaner, welche direct auf den Sturz der Regierung und der Oligarchie losarbeiteten, schienen ihnen diese Hülfe am ehesten zu gewähren. Ihr Einfluß auf die Massen war nicht im Mindesten zweifelhaft, und gab sich wiederholt durch mächtige Ausbrüche kund; auch jetzt noch mag derselbe seine Kraft nicht ganz verloren haben, aber die Republicaner sind in Bezug auf die Mittel zur Erreichung ihres Zwecks anderer Ansicht geworden, und Gewaltmaaßregeln scheinen vorerst vertagt. Darum haben die Werbungen unter den Arbeitern ziemlich aufgehört; diese aber, der Hülfe und des Zusammenhaltens noch so bedürftig wie früher, fangen an sich in eigenen Genossenschaften zu schaaren, so daß eine Wiederherstellung der Innungen, natürlich ohne Geschlossenheit, auf dem Wege ist. Was aber am meisten, besonders in Paris, verwundern dürfte, ist der Umstand, daß diese Genossenschaften einen geistlichen Charakter annehmen, nach dem Heiligen Franz Xaver, St. Franz de Paula u. s. w. sich benennen, und mit jedem Tage bedeutendere Fortschritte machen. Diese Genossenschaften beschränken sich keineswegs darauf, einander gegenseitig beizustehen, sondern sie versammeln sich auch unter Aufsicht von Geistlichen zu vielen Tausenden in der Kirche, wo prosaische und poetische Schriften vorgelesen und von der ganzen Versammlung besprochen werden. Die alte liberale Schule hat darin gleich einen Gegner gewittert, und alsbald gegen diese Versammlungen Lärm geschlagen, besonders auch darum, weil Berryer es war, welcher die der Coalition beschuldigten Zimmerleute vertheidigte, und weil in der Vorstadt St. Germain sich Gesellschaften zur Unterstützung hülfsbedürftiger Arbeiter bilden, woraus man den Schluß zog, daß die Legitimisten die Volksmassen an sich zu ziehen suchten. Das Bedürfniß der Association ist da, und wer sich der Leitung derselben mit Aufopferung widmet, wird sich des Einflusses, den die Genossenschaften geben, bemächtigen; wenn die jetzt herrschende Partei der Haute Bourgeoisie nicht will, daß ihre Gegner, die Republicaner oder Legitimisten, sich allmählich zu Führern der

unt rn Classen auswerfen, so müssen sie eilen selbst Hand ans Werk zu legen.

Die bisherigen Gesetze sind stumm: am 2 und 17 März 1791 wurden die Gilden und Innungen aufgehoben, und das Gesetz vom 14 Jun. 1791 untersagt jede Berathung zwischen den Mitgliedern einer Profession. Seit dieser Zeit gilt nichts als der Strafcoder und seit 1834 das Gesetz über die Associationen. Aber die Natur der Dinge war stärker als das Gesetz: die Meister bildeten Syndicate zu ihrer Vertheidigung und die Arbeiter organisirten die Gesellenschaft (compagnonnage), nannten sich „bons Drilles“ und „Rénards de la Liberté“ ꝛc. Der Staat muß die Sachen nehmen wie sie sind, und darf sich nicht durch vorgefaßte Meinungen leiten lassen; das verstehen die Engländer vortrefflich: in ihren Untersuchungen, welche vor Parlamentscommittees statt finden, darf jeder gerufene Zeuge sich zu dieser oder jener durch ein Gesetz verpönten Handlung bekennen, ohne Furcht vor Strafe; dadurch gelangt man zu einer genauen und wahrhaften Kenntniß der Thatsachen, und kann sich danach in seinen Maaßnahmen richten. Wiederholt, namentlich im Jahre 1840, hat man in Frankreich verlangt, daß über die Lage und Verhältnisse der arbeitenden Classen Nachforschungen angestellt würden, aber es ist nicht geschehen, und man hat mit der plumpen Gewalt für alle Zeiten auszureichen geglaubt. Dieser unglückliche Irrthum fällt indeß keineswegs bloß der Regierung zur Last, sondern dem allgemeinen Verhältniß, in welchem Regierung und Mittelclassen zu den Arbeitern stehen; denn hier wie in allen solchen scheinbar verwickelten Fragen handelt es sich wieder um das Geld. In Frankreich würde man bei einer genauen Untersuchung des Zustandes der arbeitenden Classen bald finden, daß die Octrois den größten Theil der Schuld tragen; aber wer wird diesen Feind anzutasten wagen? Noch ist es kaum versucht worden, obgleich die Erkenntniß, daß diese Lasten das Grundübel sind, mit jedem Tage sich verbreitet, aber die vermöglichere Classe, welche weniger darunter leidet, will nicht hören und verläßt sich auf die Regierung, daß diese mit der gewaffneten Macht die Ruhe aufrecht erhalte. Zum Lohne dafür bezeigt sie sich in der Mehrzahl unterwürfig gegen die Regierung, welche den ungerechten Druck, der zum Vortheil der reicheren Classe auf den Armen liegt, bestehen läßt, ohne Mittel dagegen zu ergreifen. Welchen Sturm hat nicht in diesem Jahre der Vorschlag erregt, die Salzabgabe auch nur zu ermäßigen! sie ist eine der drückendsten und wirkt nicht nur im allgemeinen, da der Reiche im Verhältniß nicht mehr Salz braucht als der Arme, höchst ungleich, sondern drückt auch auf ganze Provinzen ohne Vergleich schwerer als auf andere; die roheren Nahrungsmittel erfordern eine größere Menge Salz als die feineren, und während im Durchschnitt zwei Franken auf den Kopf treffen — die Abgabe beträgt nahezu 70 Mill. — steigt dieß in ärmeren Gegenden, wie in der Bretagne, auf 4 Fr., was also bei einer Familie von fünf Gliedern 20 Fr. macht, oder den Ertrag von 20 Arbeitstagen, d. h. den fünfzehnten Theil des Jahreseinkommens. Der Name der Gabelle, welcher im Beginn der Revolution das Volk so erbitterte, ist verschwunden, die Sache ist mit wenigen Modificationen dieselbe geblieben, nur daß das Volk überhaupt reicher geworden ist und die Abgabe leichter bezahlen kann. Ein Hr. de Mesmay machte den Vorschlag den Salzpreis auf 10 Cent. ($2\frac{1}{2}$ kr.) das Kilogramm zu ermäßigen, und der von einem Hrn. Dessauret abgefaßte, von der gesammten Commission mit Ausnahme einer einzigen Stimme gutgeheißene Bericht enthält die stärksten Gründe der Billigkeit und Dringlichkeit der Maaßregel. Man bewies sogar mit sehr triftigen Gründen, daß eine solche Herabsetzung des Salzpreises dem Staat durch den vermehrten Verbrauch noch einen Vortheil abwerfen würde, wenn auch nicht gerade in den ersten Jahren; es war umsonst, der Finanzminister verlangte die Verschiebung des Antrags auf zwei oder drei Jahre, d. h. auf unbestimmte Zeit, und setzte es auch durch. Man kann sich bei der Betrachtung des Standes der Dinge in Frankreich des Gedankens nicht erwehren, daß allerdings der Zeitpunkt, wo diese Uebel unerträglich geworden sind und gewaltsame Ausbrüche erfolgen, noch ziemlich fern ist, daß aber die ganze Art, wie man mit den Mittelclassen gegen die untern herrscht, eine fortdauernde Aufregung unterhalte, welche Vorsichtsmaaßregeln jeder Art im Innern nothwendig macht, und dadurch die Last noch immer mehr steigert. So günstig in neuerer Zeit trotz der Declamationen der Opposition die Stellung Frankreichs gegen außen sich darbietet, so wenig befriedigend ist sie im Innern, besonders in materieller Hinsicht, und doch ist es bei dem geistigen Kampf, welcher nach und nach in Frankreich sich entspinnt, von großem Interesse, daß auch die größere Masse durch größere Wohlhabenheit in den Stand gesetzt werde, an der fortschreitenden Bildung Antheil zu nehmen, da diese Bildung, so lange sie auf wenig zahlreiche Classen beschränkt ist, immer eine Treibhauspflanze und den Launen der Mode und des Schicksals unterworfen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung der Marquesas besteht aus 2400 Seelen, wovon etwa 1500 auf die Insel Mangareva kommen. Die Weiber sind im allgemeinen groß, und, was auch Capitän Beechey darüber sagen mag, es gibt sehr hübsche darunter. Ihre Kleidung beschränkt sich meist auf ein weites weißes, am Hals zusammengezogenes Hemd, das bis auf die Knöchel herunterzeht, und dessen nicht sehr gefälliger Schnitt stark nach den strengen Grundsätzen derer riecht, welche das Muster dazu angegeben haben. Die Kleidung der Männer ist im ganzen genommen hübscher als die der Weiber; ihre Beinkleider sind meist gut gemacht, und an Festtagen bemerkt man eine gewisse Kokketterie in der durchaus nicht geschmacklosen Wahl ihrer Oberröcke und Halstücher. An gewöhnlichen Tagen tragen die Häuptlinge grobe, weiße, baumwollene Ueberröcke; allein bei festlichen Veranlassungen und feierlichen Aufzügen haben sie Tuchkleider. Der Häuptling Moyatee schmückt sich mit dem Anzug und Degen, die ihm Se. Maj. Ludwig Philipp geschickt hat. Mehrere Eingeborne können lesen und schreiben; die Kinder lasen ganz laut das Wort „la Charte,“ das auf den Hutbändern der Matrosen der Fregatte stand. (Revue de l'Orient. Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1845.

Wälder in Algier.

(Algerie, 12 Dec.)

Die atlantische Pistazie.

Dieser prächtige Baum besteht nirgends in größeren Massen und scheint nicht sehr geeignet, einen großen Theil der Wälder auszumachen; dagegen würde er aber als Baum an den Straßen, wozu man jetzt den Maulbeerbaum verwendet, sehr gut taugen. Was diesen Baum von der gewöhnlichen Pistazie (p. lentiscus) unterscheidet, ist der Umstand, daß die Blättchen statt in gerader Zahl zu seyn, und sich zwei und zwei einander gegenüber zu stehen, in ungerader Zahl sind, was dem Blatt ein spitzigeres Ansehen gibt, da das ungleiche Blättchen die Spitze einnimmt. Man findet diesen Baum in allen Größen, sie breiten ihre Zweige sehr stark aus und man findet welche, deren Zweige einen Raum decken, welcher 24 Metres im Durchmesser hat. Der Stamm ist gerade und im allgemeinen regelmäßig, aber in der Höhe von 2 Metres spaltet er sich und die Zweige vervielfältigen sich dermaßen, daß sie eine leicht abgeplattete Kugelmasse bilden, welche von fern gesehen den geschnittenen Baumen in den Gärten gleich kommt.

Die Höhe dieser atlantischen Pistazien steht nicht im Verhältniß zu ihrer Dicke; der Stamm hat, einen Metre vom Boden gemessen, 2 bis 3 Metres im Umfang. Dieses Mißverhältniß zwischen Höhe und Dicke bemerkt man namentlich bei einzeln stehenden Bäumen, so daß man glauben kann, die Bäume würden sich mehr erheben, wenn sie mehr in Masse beisammen stünden. Das Holz dieser Pistazie ist hart, fest, sehr fein gekörnt, nimmt die schönste Politur an, und hat in diesem Zustande eine große Aehnlichkeit mit dem Palissanderholz; sobald man es einmal kennt, wird es für feine Tischlerarbeit sehr gesucht werden. Der Baum findet sich auch auf den Canarien, wo nach Webb, der eine Naturgeschichte dieser Inseln schrieb, das Holz so hart ist, daß man Pflugschaaren daraus macht. Capitän Durieu de Maisonneuve hat wiederholt die Aufmerksamkeit der Directoren der algierischen Pflanzschule auf diesen Baum gelenkt, der bisher nicht beachtet worden war, weil er nirgends am Ufer wächst, und auch weil ihn die Leute, denen er im Innern des Landes aufstieß, meist für einen gewöhnlichen Pistazienbaum von riesenhafter Größe hielten. Jetzt hat man Anstalt gemacht, eine Pflanzung von diesem Baume anzulegen. Man trifft denselben in der Provinz Constantine, in der Nähe von Milah und in der Provinz Oran, am Wed Saffai, 40 bis 50 Kilometres südlich von Mascara.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wenn wir den Stand der auswärtigen Politik Frankreichs als einen günstigen bezeichnet und zugleich von dem geistigen Kampf gesprochen haben, welcher sich im Innern Frankreichs entspinne, so bezieht sich dieß auf die Stellung, welche Frankreich gegenwärtig als katholische Macht einnimmt und auf die Uebereinstimmung seiner innern mit seiner äußern Politik. In dieser Beziehung sind die Aeußerungen der katholischen Blätter Frankreichs von besonderem Interesse, und wir entlehnen aus dem angesehensten derselben, dem Univers, nachfolgende Ansicht der äußern Politik Frankreichs (s. Nr. vom 15 März d. J.) — eine Ansicht, welche keineswegs vereinzelt dasteht, und z. B. in der Revue de l'Orient (April v. d. J.) von einem ganz andern Standpunkt aus, nämlich von Seite eines Bündnisses zwischen Frankreich und der Pforte, gleichfalls durchgeführt wird. „Wenn Rußland," so heißt es im Univers, „aus Konstantinopel seine dritte Hauptstadt gemacht hat, so wird es seine Herrschaft über Kleinasien ausdehnen, und keine menschliche Macht kann es dann hindern sich Syriens zu bemächtigen, sich an dem untern Euphrat festzusetzen und seine Posten bis an den Indus vorzuschieben. Aber bis diese Zeit kommt, befördert es durch strenge Zollgesetze die Manufacturthätigkeit auf seinem eigenen Boden, und schon beginnt ein industrieller Mittelstand, die künftige Hoffnung des moskowitischen Staatsschatzes, sich zu erheben — eine Hoffnung, welche durch das Aufgeben des Schutzzollsystems gänzlich zerstört

würde. So steht Rußlands Interesse als erobernden und als Manufacturvolk dem Interesse Englands gegenüber, welches das Monopol der großen Industrie für sich verlangt. Den beiden Hauptbestrebungen Rußlands und Englands setzt Frankreich einen unbeugsamen Widerstand entgegen; wäre Frankreich ausschließlich ackerbauend und militärisch, so würde England, hätte es nur eine Marine, so würde Rußland um seine Allianz buhlen. Da aber Frankreich den Bestrebungen Rußlands im Orient und dem Ziele Englands, das Monopol der großen Industrie an sich zu reißen, im Wege steht, so sind beide, trotz ihrer in andern Dingen widerstrebenden Interessen, gleich betheiligt, einen solchen Nebenbuhler zu demüthigen. Ueber diesen Punkt sind beide einstimmig, glücklicherweise aber vermögen sie nichts ohne den Beistand Deutschlands, welches selbst die Ausdehnung der russischen Macht und die industrielle Concurrenz Englands gleichmäßig fürchtet; darum kann Frankreich auf den Beistand Deutschlands zählen, sobald es aufrichtig seinen sogenannten natürlichen Gränzen entsagt. Frankreichs gerechter Stolz wird allerdings dabei leiden, wenn es seine Ansprüche auf Belgien und die Rheinprovinzen aufgeben soll, aber für das Opfer einer augenscheinlich chimärischen Hoffnung würde es reichlich entschädigt. Jetzt der Sklave Englands, das unaufhörlich die Drohung einer neuen Coalition über seinem Haupte hält, würde Frankreich, dieser Furcht entledigt, auf einmal in seiner ganzen Kraft vor seinen erschreckten Nebenbuhler dastehen, welcher auch nicht einmal auf Rußland zählen könnte, da die Verbindung mit demselben sich im nämlichen Augenblick auflösen würde, wo beide die Hoffnung aufgeben müßten, Deutschland gegen Frankreich zu bewaffnen. Sobald die Verbindung Rußlands mit England aufhört, ist Frankreich der Schiedsrichter der Welt. Verbunden mit England würde es Rußland, und verbunden mit Rußland könnte es England demüthigen, und indem es den Schwächern unterstützte, leicht den Stärkern nöthigen, das europäische Gleichgewicht zu achten, dessen uneigennütziger Wächter Frankreich in Verbindung mit Deutschland wäre. Dann würde die orientalische Frage von selbst unter ihren gemeinsamen Schiedsrichterspruch fallen und auf eine Weise gelöst werden, um den Czaar zu Konstantinopel zu lähmen, und Aegypten nicht unter die brittische Herrschaft fallen zu lassen." Dieß ist die Ansicht des geistlichen Blattes, die wir berichten, nicht beurtheilen; sie stimmt aber allzu gut mit den früher schon auseinandergesetzten Bestrebungen Frankreichs im Orient überein, als daß man ihr alle Richtigkeit absprechen könnte.

Die nöthige Vorbedingung für diese Tendenz ist Frankreichs Einfluß über die andern katholischen und romanischen Länder. Zu dem Ende muß Spanien dem englischen, und Italien so viel möglich dem österreichischen Einfluß entrissen werden, und in der Schweiz wird das Interesse der Jesuiten gefördert, um einerseits dem Uebereinkommen mit dem römischen Stuhl oder richtiger gesagt, dem Jesuitengeneral, nachzukommen, andererseits den Einfluß Frankreichs auf diese Festung Europa's zu sichern — einen Einfluß, den man nur in Uebereinstimmung mit dem gleichbetheiligten Piemont erlangen und erhalten kann. Frankreich hat mit solchen Bestrebungen seiner alten Rolle auch in Bezug auf Deutschland nicht entsagt; es stellt sich als präponderirende Macht an die Spitze des europäischen Westens und Südens. Ein Aufgeben der Ansprüche auf Belgien und die Rheinprovinzen soll nichts seyn als eine Vertagung auf günstigere Gelegenheit, zu welcher die Mittel seit Jahren in Belgien, den Rheinlanden und der Schweiz vorbereitet werden (s. die Jesuiten in Frankreich Nr. 144 ff.). Indeß darf man nicht glauben, daß die Jesuiten und Frankreich darum in völliger Uebereinstimmung handelten. Die erstern wissen recht gut, daß das revolutionäre Frankreich mit einemmal aus seinem Schlummer erwachen kann, und gegen eine solche Eventualität suchen sie sich zu schützen, indem sie einerseits ihren Einfluß in Frankreich immer weiter ausbreiten, andererseits in Spanien den Sohn des Don Carlos auf den Thron erheben, damit die französische Regierung, im Südwesten in ihren dynastischen Interessen bedroht, desto sicherer ihren Eingebungen folgen müsse, indem wie Thiers in der Jesuitendebatte sich ausgedrückt hat, viele meinen, „daß man für eine vielleicht nahe Zukunft große Einflüsse schonen müsse."

Mit dem Bestreben, den Sohn des Don Carlos auf den Thron zu bringen, gehen die Jesuiten also viel weiter, als der französischen Regierung genehm seyn kann, und auch darum fand man es geeignet, durch eine öffentliche Berathung in der Deputirtenkammer und durch eine Unterhandlung mit Rom ihren Eifer etwas zu mäßigen, was indeß wohl schwerlich erreicht worden ist, wenn gleich viele Jesuiten gegenwärtig aus Frankreich auswandern sollen; dieß wird aber ihre Anzahl dort wohl schwerlich sehr vermindern, denn ihre große Wirksamkeit in Frankreich datirt seit dem Jahre 1816, und sie sind nicht die Leute, welche durch Verordnungen, wie die vom Jahre 1828 und durch Ereignisse wie die Julirevolution sich so leicht abschrecken lassen. Sie fühlen den Boden sicher unter sich in der Anhänglichkeit der großen Mehrzahl der Nation an den katholischen Glauben und in der Abneigung, welche die „atheistische" Regierung von Paris dem Süden und Westen eingeflößt hat. Pater Ravignans Drohung, „daß vielleicht der Name Jesuit noch die Macht haben werde, die Volksleidenschaften zu entflammen und neue Revolutionen zu entfesseln," ist nicht so leichtsinnig hingeworfen, und der Univers hat noch in ganz neuester Zeit (s. Nr. vom 7 Dec. d. J.) einen ganz ähnlichen Gedanken ausgesprochen, wenn er sagt: „eine neue Aera beginnt, die Frucht der langen Revolutionen, welche das Land erschüttert haben; die Demokratie erhebt sich und die Kirche ist da, wie die Mutter an der Wiege, sie schützt das Kind, welches so viele Feinde hat, und sucht ihn aufzuklären, diesen Fürsten, den so viele Schmeichler umgeben." Es ist wahr, die Demokratie erhebt sich in natürlicher Folge der Ereignisse seit 60 Jahren. Das Bürgerthum in Frankreich konnte sich nicht allein befreien von der Herrschaft des Adels und der unbeschränkten Königsmacht; es mußte dieselbe Freiheit auch der Masse des Volks geben, welche durch manche Ungerechtigkeit gestachelt immer mehr sich gegen die

Bourgeoisie erhebt. Aber diese Masse besteht nicht aus „penseurs philosophiques,“ sie hat trotz aller Stürme vielfach am alten Glauben festgehalten, ihre Ideen und Begriffe haben nicht wie die der gebildeten Classe eine gänzliche Umwandlung erfahren, und somit treten, wie die Demokratie sich erhebt, auch die religiösen Fragen und Kämpfe wieder auf — Dinge, welche die mit den philosophischen Ideen des 18ten Jahrhunderts gesäugte Mittelclasse gänzlich abgethan zu haben wähnte. Man begreift somit leicht, weßhalb der Voltairianismus veraltet ist, und die Kirche sich auf die Seite der Demokratie stellt: sie hat sich der aufgehenden Sonne zugewendet.

Den alten Parteien Frankreichs mußte diese Bewegung höchst unbequem kommen, und auch das Journal des Débats, fast immer im Interesse der Regierung, und darum der geistlichen Macht so wenig feindlich wie diese, hat stets die Bemühung derselben, einen von der Regierung unabhängigen Einfluß zu erlangen, mit sichtlichem Aerger abgewehrt. Dupin, der Vertreter der alten Parlamentsperrücke, gab sein Buch über die Rechte des Staats in Bezug auf die Kirche, über die gallicanischen Freiheiten und das Concordat heraus, aber der Cardinal von Bonald verdammte es als ketzerisch, und als der Staatsrath sich einmischte, und einen Mißbrauch der Kirchengewalt in diesem Schritte sehen wollte, traten drei Viertheile der französischen Bischöfe mit der Erklärung auf, daß sie die Ansichten des Cardinals Bonald theilten. Jetzt ging der Lärm über die Jesuiten los, man erklärte, sie hätten keine gesetzliche Existenz in Frankreich und müßten entfernt werden; die Regierung gerieth in nicht geringe Verlegenheit: streng gegen die Jesuiten handeln konnte und wollte sie nicht, schon darum weil es gar nichts genützt hätte, indem der ultramontane Geist gar nicht mehr in den Jesuiten, sondern in der Mehrzahl der hohen Geistlichkeit sitzt; deßwegen hatten die Bischöfe offenen Trotz geboten und die liberale Partei verlangte, daß die Jesuiten, als die Urheber, aus Frankreich ausgewiesen würden — ein Verlangen, das sich auf alte und keineswegs aufgehobene Gesetze stützte. Da trat der aalglatte Thiers mit seinem Antrag gegen die Jesuiten in der Deputirtenkammer dazwischen, schien Regierung und Jesuiten gewaltig anzufallen, leistete aber dadurch, daß er sich mit der Erklärung der Regierung zufrieden gab, den Jesuiten den besten Dienst. Diese Erklärung der Regierung lautete dahin, sie werde sobald und so weit die Umstände es zuließen, den bestehenden Gesetzen Achtung verschaffen, und so abgeschmackt dieß auch war, so hatte es doch einen Sinn, so wie man sich das Ministerium und Thiers im Einverständniß denkt, denn jetzt hatte die Regierung einen Haltpunkt gegen die übermäßigen Forderungen der Geistlichkeit und auf der andern Seite war sie nicht gezwungen in ganz unnützer Weise streng gegen dieselbe zu verfahren; kurz die Jesuiten erhielten durch dieß Manöuvre, was ihnen bisher gefehlt hatte, die quasilegale, geduldete Existenz.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechischen Märkte.

(Schluß.)

Noch zu einer andern Zeit ist Arnaut-Kiöi gleichfalls sehr stark besucht, und zwar zur Zeit der Erdbeerenreife im Monat Mai. Ein englischer Kaufmann — in jenen Zeiten, wo der sich mit leichter Mühe bereichernde Handelsmann Ackerbauer wurde, um der Langenweile eines müßigen Lebens zu entgehen, während heutzutage der Orient nicht mehr das Eldorado der Speculanten ist, man sich fast zu todt arbeiten muß und die Sachen am Ende dennoch schief gehen — ein englischer Kaufmann, sagen wir, machte sich ein Vergnügen daraus, die Kartoffel und die Ananas-Erdbeere an den Ufern des Bosphorus einheimisch zu machen. Hr. Fooke hatte die Bedürfnisse des Landes nur zur Hälfte studirt; die Kartoffeln wurden von einer Bevölkerung vernachlässigt, deren Scheuern immer voll Frucht sind; die Einführung der Erdbeere hingegen, die ihr einen zu dem Wohlleben des Orients noch fehlenden Genuß verschaffte, wurde mit dankbarer Freude aufgenommen, und Arnaut-Kiöi ist es hauptsächlich, das sich mit der Cultur dieser Frucht abgibt, welche die Frucht der Schönheit ist, wie die Rose die Blume derselben. Wenn man diese Schönheit auf dem Markte des Propheten Elias sucht, so sucht man sie nicht vergebens, wie man weiter oben gesehen hat, allein sie gibt unglückseligerweise zu sehr seltsamen Irrthümern Veranlassung. Es gibt nämlich in Arnaut-Kiöi sophistische Schönheiten, wenn man sich so ausdrücken kann: die Mädchen dieses Dorfs verschaffen sich nämlich keine Röthe, indem sie nach dem Beispiele der Mädchen von Lacedämon lange Strecken weit springen, sondern sie nehmen ihre Zuflucht zur Schminke, dieser Ausartung der Toilette, welche aus der jungen Griechin eine Carricatur der Schönheit macht. Die alten bestreben sich jung zu scheinen, die jungen aber wollen sich schön machen, und so ist das Leben der Weiber eine stete Täuschung. Die Schminke, diese vorsündfluthliche Erfindung, denn, wie die Bibel uns sagt, lehrte der Engel Azariel den Mädchen den Gebrauch derselben, ist für das griechische Weib so unumgänglich nothwendig, daß sogar noch im Sarge das trügerische Roth ihre Wangen deckt, während die Augen bereits ihren schmachtenden Ausdruck verloren haben, und von ihrem Munde das bezaubernde Lächeln verschwunden ist. So erblickt man, wenn man die Binden von einer Mumie abwickelt, noch die Schminke, mit der die Hand einer Freundin die schon vor vierzig Jahrhunderten verschiedene Aegypterin färbte. Welch ein Mitleid erregender Anblick ist es nicht, wenn man Köpfe, um deren Umrisse sie Raphael beneidet haben würde, durch ein dickes Roth verunstaltet und die Augenbraunen dick mit schwarzer Farbe überkleistert sieht! Diese Ausartung des Geschmacks erinnert an die Sitte der Alten, die ihre bewunderungswürdigen Statuen mit Zinnober anstrichen.

In diesem Jahr haben die Griechen das Fest des Propheten Elias mit vielem Glanze gefeiert. Um die heilige Quelle herum, wo die Priester unter die Gläubigen geweihtes Brod und Wasser, so wie kleine Kerzen vertheilen, wofür sie

die Gaben der Frommen in silbernen Platten empfangen, haben Limonadeverkäufer ihre Zelte aufgeschlagen, vor denen sich die Nacht über zahlreiche Moschellas oder lange, in die Erde eingerammte und oben mit einem Becken versehene Stangen erheben, in dem man ein fortwährendes Feuer unterhält, um damit die wogende Menge zu beleuchten. Der Ton der Instrumente, die Gesänge, das mit einer großen Versammlung stets verbundene Getöse, das Gemisch von Heiligem und Profanem, alles dieß bewirkt, daß eine solche Versammlung die einen eben so sehr anwidert, als sie für andere ein Gegenstand des freudigen Entzückens ist. Die Körperschaft der Schenkwirthe vermehrt noch das Festliche des Marktes des Propheten Elias, nicht allein durch die Gelegenheit, welche sie dem gemeinen Mann darbietet, bei jedem Schritte feierliche Libationen zu machen, sondern mehr noch durch die Sorgfalt, mit der diese Leute das Aeußere ihrer so kurz dauernden Etablissements aufzuputzen wissen: prachtvolle Illuminationen, Triumphbögen aus Myrthen und Lorbeeren, mit Blumen, Früchten und allen möglichen Getränken geschmückte Tafeln, mit einem Worte, aller jener Luxus, der auch nicht das mindeste christliche Merkmal an sich trägt, sondern im Gegentheil die vollständigste Idee von einem heidnischen Feste gibt, ist hier verschwendet. Wer einem solche Schauspiele beiwohnt, glaubt die beredte Abhandlung Barthélemy's zu lesen, wie er den Pomp der bei einer fast ähnlichen Gelegenheit zu dem delphischen Tempel abgesandten Theoren beschreibt.

Bürgerliche und religiöse Revolutionen können die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes wohl verändern, allein den poetischen Ueberlieferungen bleibt man immer getreu; man sehe nur, ob der Grieche des Bosphorus nicht immer noch derselbe ist, wie der von Byzanz. Hier berührt die gegenwärtige Zeit an allen Punkten jenes classische Alterthum, das wir in den Büchern bewundern. Ehre der Regierung, unter deren Schutze die Schätze dieses Alterthums sich erhalten haben, mit fast alleiniger Ausnahme der Kunst, welche aber auch nicht zu lange zögern wird, die Analogie mit dem alten Griechen, der das Gefühl für's Schöne bis zur äußersten Gränze trieb, herzustellen. Wenn das romanische Volk lange Zeit so geblieben ist, wie es das oströmische Reich hinterließ, so muß man dieß mehr den Bilderstürmern und der Tyrannei seiner letzten Cäsaren, als der Schuld der ottomanischen Kaiser beimessen. Wenn übrigens, abgesehen von allem andern, die modernen Griechen bei ihren Festen die Zeiten der Heroen wieder aufleben lassen, wie sehr wäre da nicht zu wünschen, wenigstens im Interesse der untern Classen dieses Volks, daß die Schamhaftigkeit der Frauen des Alterthums wenigstens nicht bis zu dem Grad vergessen werde, daß dieselbe mit wenigen Ausnahmen der Ueberwachung von Seiten der geistlichen Macht bedarf. Und muß man nicht erstaunt seyn, an Orten, die der Vereinigungspunkt der Aristokratie und der hohen Geistlichkeit geworden, eine bedauernswerthe Lockerheit der Sitten zu finden, wenn man der Chronik von Arnaut-Kiöi glauben darf? Welcher Ursache ist nun dieses Uebel zuzuschreiben? Sollte dieser bedauerliche Zustand der Dinge nicht etwa von dem fast gänzlichen Mangel an religiöser Bildung bei der ärmern Classe, so wie davon herrühren, daß die Geistlichkeit oft das, was ihr unrecht scheint, mit einer Härte ahndet, die keinen andern Erfolg hat, als sie mißachtet zu machen, ohne daß Jemand dadurch gebessert würde?

Man sehe selbst: es findet eine Heurath zwischen Seitenverwandten statt; die Verbrecher, welche in Arnaut Kiöi wohnen, werden in der Kirche ihres Orts mit allen barbarischen Formen des Mittelalters excommunicirt und das Anatheme über jeden Orthodoxen ausgesprochen, der die Neuvermählten auch nur grüßen würde. Was hat nun die Geistlichkeit dadurch gewonnen, daß sie den Geist der Zeit so wenig begreift? Am nämlichen Tage der Excommunication erschien das junge Paar auf dem Spaziergange, wo alle Griechen sich sofort beeilten, ihm Beweise ihrer Sympathie troß des Verbots des Patriarchen an den Tag zu legen.

Am 11 August dieses Jahres wurde der Markt des h. Pantaleon in Kuskundschuk, unweit des kaiserlichen Palastes gefeiert. Nicht nur die Gläubigen, sondern überhaupt alle, die ein fröhliches Leben lieben, zogen von allen Seiten dahin; denn, wie bereits erwähnt, bei dieser Art von Festen geht das Heilige Hand in Hand mit dem Profanen.

Sonst zog der an diesem Tage stattfindende Markt, einer der geräuschvollsten von allen, nämlich der der Verklärung, die ganze Bevölkerung Konstantinopels und seines Stadtbannes nach der Quelle, welche in dem Garten des Serails am goldenen Horn hervorsprudelt; die Festlichkeiten dauerten dabei 14 Tage, und bei dieser Gelegenheit ernannte der Sultan einen seiner griechischen Ruderer zum Tziraf, d. h. er verabschiedete ihn mit einem guten Jahresgehalt und gab ihm die schönste Griechin in Konstantinopel zur Frau; allein wegen der scandalösen Unordnungen, die zumeist vorfielen, erlaubt der gegenwärtig regierende Sultan nicht mehr, daß seine Gärten bei dieser Veranlassung geöffnet werden.

Der einzige Markt in der Gegend von Konstantinopel, bei welchem kaufmännische Geschäfte abgemacht werden, ist der von Silivria, der am 20 September stattfindet, und wo alle Landleute Bulgariens ihre Einkäufe für den Winter machen. Auf allen andern handelt es sich nur um Orgien, welche durch alles, was ein schöner Himmel und eine Bevölkerung, die wir keck als die geistvollste bezeichnen dürfen, nur immer Verführerisches bieten können, verschönert werden. Auch ist man versucht den Griechen in Hinblick auf das unbestreitbare Talent, das sich in allen ihren Handlungen kundgibt, einige Fehler zu verzeihen.

D. L. M.

Gerichtliches Urtheil über die Windhose von Monville. Unsere Leser erinnern sich wohl des Nachtheils das eine Windhose in der Nähe von Rouen anrichtete. Der Besitzer verlangte von der Compagnie d'Assurance Entschädigung, welche von dieser verweigert wurde, indem ein solches Ereigniß nicht unter diejenigen gehöre, gegen welche sie die Versicherung übernommen habe. Das Tribunal entschied aber, weil die Windhose hauptsächlich elektrisch und der Orkan nur die Folge der Windhose sey, zu Gunsten des Klägers. (Mon. indust. 13 Dec.(

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1845.

Der Weinbau in der Krimm.

(Nach Hommaire de Hell. Revue de l' Orient. Nov.)

Unter allen industriellen und landwirthschaftlichen Hülfsquellen der Krimm kann der Weinbau als der wichtigste, wo nicht einträglichste Industriezweig betrachtet werden. Als die Russen von dieser Halbinsel Besitz nahmen, fand sich der Weinstock nur in den südlichen Thälern von Sudak, Kobsele, Koze, Tokluk u. s. w., und in dem auf dem nördlichen Abhange des taurischen Gebirges gelegenen Thälern Katsch und Alma. Doch wurde die Weinrebe, welche hier schon seit dem grauen Alterthum einheimisch zu seyn scheint, nur in der Ebene gepflanzt und nach dem System der Griechen und Tataren fortwährend gewässert, wodurch zwar eine äußerst ergiebige Ernte, aber auch ein im gleichen Verhältniß schlechtes Gewächs erzielt wurde, das wohl in das Innere von Rußland verführt, aber meist nur zur Mischung und Verfälschung gebraucht wurde, und heute noch in so üblem Rufe steht, daß ein nur etwas angesehener Weinhändler in Moskau und Petersburg sich ernstlich compromittirt glaubte, wenn er auch nur einige Flaschen taurischen Weins in seinen Keller legte. Seitdem der Graf Woronzow zum Generalgouverneur von Neu-Rußland ernannt wurde, hat sich dieser mit der ihm eigenthümlichen Energie bemüht, den Weinbau so zu heben daß er mit den auswärtigen Weinen concurriren könne. Zu dem Ende wurden die Thäler und das Bewässerungssystem aufgegeben und die nördlichen Küstenstriche zwischen Balaklava und Aluschta zu Weinpflanzungen ausersehen. Der Generalgouverneur ging mit gutem Beispiele voran, und so sah man denn bald wie durch Zauber eine Menge neuer Weinberge entstehen, die im Jahr 1834 bereits einen Flächenraum von 12 Mill. Schuh einnahmen und deren Schößlinge meistens aus Frankreich und den Rheingegenden geholt worden waren.

Allein auf die großen Hoffnungen folgte eine bittere Enttäuschung, denn gleich bei der ersten Ernte zeigten sich die ungeheuren Schwierigkeiten des Absatzes, an die man vorher auch nicht einmal gedacht hatte. Erstens sind die Wege so abscheulich und es gibt deren so wenige daß von einer eigentlichen Verbindung durchaus keine Rede seyn kann; so sah ich im Jahr 1840 mit eigenen Augen, wie ein deutscher Colonist vom Wagen heruntergeworfen und unter diesem zerquetscht wurde. Sodann hatte die Anlage der neuen Weinberge ihren Besitzern große Summen gekostet und sie stellten deßhalb die Preise für ihr Gewächs so hoch (20 — 25 Rubel für das Wedro = 0,1229 Hectoliter), daß die wenigen Käufer, die sich eingefunden hatten, sich alsbald wieder entfernten, ohne etwas gekauft zu haben.

Aus verschiedenen Gründen, die theils von der Beschaffenheit des Bodens, der Lage und den Einwirkungen der Sonnenhitze, theils von dem bedeutenden Wassermangel herrühren, gediehen die Stöcke auf dem schmalen südlichen Küstenstriche auch nicht so gut, wie man erwartet, und arteten bald völlig aus, so daß der Wein der Krimm nach wie vor den Vergleich mit den französischen und rheinischen Weinen nicht auszuhalten vermochte und von den Märkten des Innern ausgeschlossen blieb; die wenigen Käufe die gemacht werden, beschränken sich auch jetzt wieder auf die nördlichen Thäler, wo der Wein ohne Vergleich wohlfeiler und der Zugang weit leichter ist. Man wundert sich vielleicht daß man nicht versucht habe, dem Wein dadurch einen Absatzweg zu eröffnen daß man ihn in den größeren Seestädten aufstapelte und so die abscheulichen Landwege vermied? Allein hier können sie wieder nicht mit den griechischen Weinen concurriren, die nach alten, wahrscheinlich aus Gründen der Politik abgeschlossenen Verträgen fast ganz zollfreie Einfuhr genießen. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist es schwer zu entscheiden, welches Schicksal der Weinbau in Taurien noch haben wird; doch sind wir fest davon überzeugt daß aus ihm nie eine Concurrenz für die französischen Weine erwachsen kann. Das einzige Mittel dem Weinbau in der Krimm aufzuhelfen, wäre: ein starker Zoll auf die Weine aus dem Archipel und Verbesserung der Verbindungswege. Nach amtlichen Nachrichten beliefen sich im Jahr 1834 sämmtliche Weinpflanzungen, alte und neue, auf etwa 7,100,000 Stöcke. Im Jahr 1832 betrug die Gesammternte 32,307 Hectoliter, wovon auf die Südwestküste 1694, auf Sudak 6,040 und auf das Katschthal 7,865 Hect. kamen.

Seit der Zeit haben sich die Pflanzungen bedeutend ver-

mehrt, so daß im Jahr 1840 die Ernte nach amtlichen Quellen folgende Resultate hatte. Das Sudakthal 80,000 Wedros = 9,760 Hect., die Südküste 170,000 Wedros = 14,640 H., und die Nordküste 750,000 Wedros = 91,500 Hectoliter.

Rückblicke.

Frankreich.

(Schluß.)

Die öffentliche Stimme täuschte sich nicht über dieß Ergebniß, und mit Heftigkeit erhob sich nicht nur die alte Revolutionsschule, sondern auch die sonstigen Anhänger der Regierung gegen einen solchen Ausgang der Verhandlungen. Aber damit war es noch nicht einmal genug: die französische Regierung wandte sich jetzt in der famosen Sendung Rossi's nach Rom, um durch Vermittlung des Papstes, nach andern Angaben des Pater Generals der Jesuiten dem etwas zu laut gewordenen Eifer dieser letztern einen Zaum anzulegen. Dieser Schritt der Regierung erregte, wie natürlich ein ungeheures Aufsehen, und ein protestantisches Blatt, der Semeur, charakterisirt denselben mit folgenden Worten: „Der Recurs nach Rom hat nicht bloß die Gesetze über die Jesuiten unwirksam gemacht, sondern er ist auch von Seite der Regierung das offenste Geständniß der großen Gewalt, welche sie der Priesterpartei zuerkennt, und indem sie dieselbe auf eine so öffentliche, so officielle Art anerkennt, hat sie solche nothwendiger Weise noch vermehrt. Wie? ihr habt auf eurer Seite die öffentliche Meinung, die Presse, die Nationalrepräsentation, ihr habt eurem eigenen Zeugniß zufolge die Stütze der Gesetzlichkeit, ihr habt mit Einem Wort die lebendigen, die moralischen Kräfte des Landes, das ganze Gewicht des Staats auf eurer Seite, und mit allem dem glaubt ihr keinen Schritt thun zu können, als nachdem ihr euch der Einwilligung, wenigstens der Neutralität des heiligen Stuhls versichert habt? Heißt das nicht so laut wie möglich verkünden, daß ihr die Macht der Priesterpartei fürchtet, und daß ihr keinen ernstlichen directen Kampf gegen sie zu unternehmen wagt? Hätte man im J. 1830 oder im J. 1802, ja hätte man selbst unter der Regierung vor der Revolution je an ein solches Auskunftsmittel gedacht. Nein, niemals, seit langen Generationen hat die weltliche Macht so förmlich verkündet, daß sie sich der geistlichen Macht gegenüber schwach fühlt." Der Semeur hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht mit dieser Philippica, er irrt sich nur in dem einen Punkte, daß er meint, die Regierung von 1830 würde völlig anders gehandelt haben. Frankreich, das sich dadurch die Revolution in religiöser Beziehung auf den protestantischen Standpunkt gestellt, hat im Jahre 1815 wieder convertirt, seine Bekehrung aber gleich manchem Convertiten geheim gehalten, bis endlich die Umstände in diesem Jahre eine offene Erklärung des Rücktritts in den Schooß der Kirche zuließen. Die Bedeutung des Ergebnisses der Verhandlungen in der Deputirtenkammer und der Sendung Rossi's liegt nur in der offenen Anerkennung dessen, was seit 30 Jahren in Frankreich vorgeht. Die Connivenz nicht nur der französischen Regierung vor und nach der Juliusrevolution, sondern auch der sämmtlichen höhern Staatsbehörden hinsichtlich des Daseyns der Jesuiten trotz aller ganz deutlich gegen sie sprechenden Gesetze, ist jetzt eine offenkundige Thatsache, welche sich nicht mehr läugnen läßt. Der königliche Gerichtshof von Paris, welcher im Jahre 1826 erklärte, daß die Gesetze gegen die Jesuiten noch in voller Kraft bestünden, daß aber ihre Anwendung nur der „haute police du royaume" zukomme, die Unthätigkeit der Pairskammer im Jahre 1828, die Nachsicht der liberalen Minister nach der Juliusrevolution, das Verhalten der Kammer, als die Sache offen zur Sprache kam, und endlich die Sendung Rossi's nach Rom sind eben so viele redende Beweise, daß die Jesuiten eine nothwendige Springfeder in dem Räderwerk der französischen Politik sind. Niemand kann und niemand wird behaupten, daß die Jesuiten durch die Uebereinkunft mit Rom wirklich aus Frankreich entfernt seyen; sie haben für die Dienste, welche sie der französischen Regierung in Amerika, im Orient, in Belgien, am Rhein, in Spanien und Italien geleistet haben und gegenwärtig noch in der Schweiz leisten, ihren Lohn erhalten: sie sind öffentlich anerkannt, und der Dienst, den der Pater General der französischen Regierung dadurch geleistet hat, daß er in ein Scheinbild von Auflösung und Zerstreuung des Ordens in Frankreich willigte, wird seit einigen Monaten durch verschiedene Concessionen in baarer Münze ausbezahlt. Das erste war die Entfernung des Hrn. Quinet, welcher sich durch seinen Eifer gegen die Jesuiten ausgezeichnet, vom Lehrstuhl; die des Hrn. Michelet, welchen man mit dem ersten schon vor einigen Monaten durch den Unterrichtsrath entfernen lassen wollte, wird wohl bald folgen, denn der neue Minister des Unterrichts, Hr. Salvandy, welchem dieser Posten schon im Anfang des Jahres zugesagt worden war, hat den widerspänstigen Unterrichtsrath aufgelöst und ist nach altem kaiserlichem Zuschnitt als Großmeister der Universität aufgetreten, um mit unbeschränkterer Machtvollkommenheit entscheiden zu können — ein Schritt, den selbst das Journal des Débats mit sehr bittersüßer Miene aufgenommen hat.

Aber mit solcher schaalen Ehrenrettung, so bedeutend sie auch der öffentlichen Meinung gegenüber ist, begnügten sich die Jesuiten nicht, eine andere viel wichtigere Concession sollte ihnen zu Theil werden; im öffentlichen Unterrichtswesen für Knaben konnte solche im Augenblick nicht gegeben werden, weil diese zu großes Aufsehen erregt hätte, dafür suchte man sich des künftigen Geschlechts in den Müttern zu versichern, und der Seinepräfect erließ auf Anordnung des Ministers des öffentlichen Unterrichts eine Verordnung, welche den Klosterinstituten einen entschiedenen Vortheil über die Laieninstitute für weibliche Erziehung gab. In Frankreich und namentlich in Paris ist es Sitte, daß erwachsene Frauenzimmer, welche nicht bei Verwandten wohnen können oder wohnen wollen, eine Unterkunft in einem weiblichen Erziehungsinstitut suchen und diese Unterkunft oft theuer bezahlen — eine Einrichtung, welche die Besitzerinnen von Pensionaten oft allein in den Stand setzt,

dieselben aufrecht zu erhalten. Der Erlaß des Seinepräfecten verbot für die Zukunft den Laieninstituten die Aufnahme solcher Frauenzimmer, indem dieselbe für die Sittlichkeit der jungen Zöglinge gefährlich sey; den Klöstern blieb aber die Aufnahme solcher Personen unbenommen. Diese Verordnung ruinirt eine gute Anzahl Laieninstitute, um so mehr, als der große Grundbesitz der Klöster, die Beisteuern der Gläubigen und die Unterstützung der Geistlichkeit ihnen alle die Vortheile gewähren, welche großen Gesellschaften einzelnen Personen gegenüber zu Gebote stehen; zudem haben die Klöster bereits ein großes Vorrecht genossen, indem sie kein Fähigkeitszeugniß (diplome) darbringen müssen, was man von den männlichen Congregationen fordert. Daher ergibt sich auch daß die Zahl der Laienlehrer in Frankreich 44,173 ist, während nur 3128 kirchlichen Genossenschaften angehören; dagegen gibt es neben 14,404 Laienlehrerinnen nicht weniger als 13,830, die zu geistlichen Genossenschaften gehören, und die eben erwähnte Maaßregel ist geeignet, das Verhältniß gänzlich zum Nachtheil der Laienlehrerinnen zu ändern. Wenn man erwägt, daß Mädchen gewöhnlich bis zum 16ten oder 18ten Jahre in Erziehungsanstalten bleiben, und nach ihrem Austritt als erwachsene Personen in die Welt treten, so ist natürlich, daß die jugendlichen Eindrücke sich hier viel stärker erhalten müssen, als bei Jünglingen, deren ernstere Studien erst in diesem Alter recht beginnen. Die Jesuiten wußten daher wohl was sie thaten, als sie ganz dem Geist und dem Buchstaben ihrer eigenen Constitutionen entgegen die Nonnen vom Herzen Jesu ihrer Gesellschaft affiliiren ließen, so daß sie vom Jesuitengeneral abhängen und unter dessen Oberleitung stehen. Die Verordnung des Herrn Seinepräfecten hat also eine unberechenbare Tragweite, und man hat sie auch sogleich als eine den Jesuiten gemachte und zwar sehr bedeutende Concession angesehen.

Die Klagen, die man jetzt über die Jesuiten in Frankreich vernimmt, kommen etwas spät: nachdem man sie 30 Jahre gehegt, gepflegt, nachdem man sie auf jede Weise zu seinen politischen Zwecken benützt, empfangen sie endlich ihren Lohn. Daran ist nichts zu verwundern, und bedeutsam ist nur, daß dieß endlich eine offenkundige Thatsache wird. Man hat in Frankreich den höhern Unterricht lange genug fern von allem Studium der Theologie und Kirchengeschichte gehalten, für den groben Sinn der Bauern mußte der dürftigste Unterricht hinreichen, und oft fehlte es auch an diesem. Für die mittlern Classen genügte eine ganz „praktische" Bildung und Napoleon selbst meinte, als von den Secundärschulen die Rede war: „un peu de latin et de mathématique, cela suffit." Endlich muß man doch auch die Früchte dieses Treibens ernten, und sie treten hervor in der immer umfassendern Herrschaft der Geistlichkeit über den Unterricht, welchen sie in dem unerläßlichen Umfang selbst nicht geben kann. Jetzt ist für Frankreich die Zeit eingetreten, wo factisch die Grundsätze der Revolution mit den anerkannten Tendenzen der Regierung und ihrer Verbündeten, der Jesuiten, in einen schreienden Widerspruch gerathen; in den größern Journalen kommt ein Artikel nach dem andern „über das Verhältniß der Revolution zum Christenthum" vor, und der Erzbischof von Paris hat selbst mehrfach die Feder ergriffen — neuerlich mit einer Broschüre: Philosophische Einleitung in das Studium des Christenthums — um mit möglichster Milde diesen herben Gegensatz ultramontaner Unduldsamkeit und philosophischer Duldung dem Pariser Publicum vor die Augen zu führen. Kurz es läßt sich nicht verkennen, daß Frankreich jetzt in eine ganz neue Zeit eintritt, wo es den wissenschaftlichen Proceß, welchen Deutschland unter innern und äußern Stürmen im 16ten und 17ten Jahrhundert durchgemacht hat, gleichfalls durchlaufen muß.

Bis jetzt ist in Frankreich fast nur der Spott oder eine kalte Philosophie gegen die Kirche und ihre Herrschaft aufgetreten, beide konnten aber nur auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl Menschen einwirken, da der indifferente Haufe der Halbgebildeten, so wie es zwischen beiden Theilen zum Kampfe kommt, doch nicht zählt. Der Geist der modernen Bildung, welcher von Frankreich ausging, ist gerade in Frankreich selbst eine Art Treibhauspflanze, und jetzt führt die Geistlichkeit ihre noch vom alten Glauben beseelten Schaaren gegen das kleine Häuflein der wahrhaft Gebildeten an; die historischen und historisch-philosophischen Studien, an welchen die deutsche Wissenschaft erstarkte, müssen jetzt in größerem Umfang betrieben werden, und den gebildeten Theil der Nation durchdringen, wenn sie sich nicht ein geistliches Joch aufdringen lassen will, das die neuere Zeit mit ihren materiellen Interessen nun einmal nicht erträgt. Dieser Stand der Dinge wird in Frankreich auch vollkommen erkannt und wir führen zum Beweise eine Stelle von Emile Saisset an, wo er sich noch vor den neuern Ereignissen*) über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs also äußert: „Wir folgen mit neugierigem Blick und oft mit lebhafter Unruhe den Bewegungen der stürmischen Polemik, in der alle widersprechenden Ideen und Tendenzen unserer Zeit sich begegnen, und welche den aufmerksamen Beobachter in die Tiefe der Bedürfnisse und des Elends unserer modernen Gesellschaft blicken läßt. . . . Die Philosophie hat ihre Macht gezeigt und alles, was der Freiheit entgegenstand, das Königthum, die Aristokratie und mit den politischen und socialen Einrichtungen auch die religiösen, denen eine achtzehnhundertjährige Dauer die Ewigkeit zu sichern schien, zu Boden geworfen; jetzt hat sie ihre Weisheit zu zeigen, indem sie begreift und achtet, was sie besiegt, aber nicht zerstört hat. Sie mag mit jedem Tage ihre Eroberungen ausdehnen, bis in die Tiefe der Gesellschaft eindringen, die Eroberung der ganzen Menschheit sich als höchstes Ziel aufstellen, aber sie lerne ihre Gegner kennen, sie entsage allem Haß, aller Gewaltthat und halte sich fern von jeder Uebertreibung. Man erschrickt mehr als nöthig über die Angriffe der Geistlichkeit, weil man weder ihre Stärke noch ihre Schwäche gehörig kennt. Ihre Stärke liegt in dem religiösen Gefühl des Volks, ihre Schwäche in der Eitelkeit aller Angriffe gegen die wissenschaft-

*) Der Artikel steht in der Revue des deux mondes vom 1 Febr. d. J. und behandelt speciell Michelets bekanntes und verpöntes Buch: du Prêtre, de la Femme et de la Famille.

liche und politische Ordnung. Wenn der Staat achtungsvoll aber fest, die Wissenschaft frei, aber unparteiisch ist, so wird das Priesterthum sich bescheiden. Man klagt den Staat der Schwäche, das Priesterthum der Heftigkeit an, wenn aber alle Welt ihre Pflichten vergißt, dürfen darum die Schüler der Philosophie auch die ihrigen vergessen? In der That, dieß fehlte noch unserer Zeit, daß neben einer schwachen Regierung und einer unbesonnenen Geistlichkeit die Philosophie sich parteiisch, ungerecht, leidenschaftlich und zerstörend zeige. Wir wollen zur Ehre unserer Zeit hoffen, daß dem nicht also sey.“

Diese ernsten Worte zeigen die Bedeutung des Streits, welcher jetzt begonnen hat. Bisher war die Philosophie in Frankreich, wenn wir den alten Cartesius ausnehmen, ein ziemlich fremdes Gewächs, und lief gewöhnlich, wie auch das Beispiel von Cousin zeigt, auf einen Eklekticismus hinaus, der immer, so viel er auch von Wissenschaft zusammenraffen mag, eine moralische Halbheit ist. Von nun an muß dieß anders werden, denn der Eklekticismus reicht bei dem immer weiter sich ausbreitenden Kampf nicht aus, und die neuen Regungen der Theologie in Frankreich müssen durch die philosophischen Studien eine andere und breitere Grundlage erhalten. Aber bei dem Naturell der Franzosen wird der Streit keineswegs auf dem wissenschaftlichen Gebiete bleiben, sondern Jahr um Jahr mehr die politische Tribune beschäftigen.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

3. Ueber Gausta nach Tudal.

Der Felsensteig über die Gaustakniee nach dem abgelegenen, zur Pfarrei Hjertedal gehörigen Tudal, von wo wir dann in die bewohnteren Niederungen hinabzusteigen dachten, ward uns zwar in Dale als höchstbeschwerlich und wenig lohnend geschildert; wir wollten aber ungern denselben Weg den wir eben gewandert waren wieder zurück machen, sondern wünschten etwas Neues zu sehen, und überdieß hatten die hochaufgethürmten Felsmassen einen besondern Reiz für uns. Daher ließen wir uns durch keine Schwierigkeiten abschrecken und bewogen auch den alten Torger Miland, seinen Hirten auf den Almen noch ein paar Tage länger warten zu lassen, und nach dem thellemark'schen Wahlspruch: „Reisende müssen vorwärts“ — zuvor uns über den Gebirgskamm zu führen. Dazu fand sich noch ein zweiter Geleitsmann, ein kräftiger junger Kerl vom Hofe Vaa, der diese Felsengegenden sehr genau kannte, und bereit war einen Theil des Gepäcks auf seinen breiten Schultern zu nehmen, um auf den steilsten Wegen die Pferde nicht ungebührlich zu belasten. Da aber am Morgen unsers Aufbruchs der Himmel grau und die höchsten Berge in Wolken gehüllt, mithin keine Fernsichten zu erwarten waren, begnügten wir uns mit Uebersteigung des untern Gaustakammes. Gleich jenseits der Brücke über die Maan-Elv beginnt eine Art von Sennen- oder Hirtensteig, der steil hinaufführt zur obern Biegung des Gaustakniees und auf das Plateau worauf der höchste Bergkegel ruht. Dieser Felsenpfad ist dergestalt mit Steinen und Felsblöcken überschüttet und mit Tannenwurzeln und Moos überwachsen, daß ein ungeübtes Auge denselben kaum zu erkennen vermag, und überdieß so steil und jäh ansteigend, daß selbst die kleinen Bergpferde dieser Gegenden, die fast wie die Fliegen an senkrechten Wänden hinanlaufen, doch nur mit Mühe sich vorwärts arbeiten konnten. An Reiten war natürlich nicht zu denken; wir hatten genug zu thun, um mit Händen und Füßen selbst hinanzuklettern. Die Anstrengung war freilich sehr groß, aber nicht ohne Interesse, und weiter oben ward auch die Luft, trotz der Dichtigkeit des Tannen- und Kiefernwaldes, angenehm frisch und doch weniger scharf als in der freiern Thalschlucht, in welche wir manchmal von vorspringenden, mit den schönsten Moosarten bewachsenen und von langen Flechten überhangenen Klippen hinabblicken konnten. Noch weiter oben ward der Baumwuchs immer dünner und spärlicher, hie und da öffneten sich kleine Grasfelder oder Hochwiesen, und die Nadelhölzer wichen allmählich den Birken. Wir waren indeß so erschöpft, daß wir sehr oft rasten mußten, und die Zeit möchte uns lang geworden seyn, wenn sie uns nicht durch die Unterhaltung mit den Führern auf das angenehmste verkürzt worden wäre; besonders waren die Aeußerungen des tiefen Gemüths dieser Bergbewohner in ihren Gesprächen miteinander beachtenswerth, und es kam uns oft so vor als ob das abgeforderte, zu stillem Grübeln auffordernde und doch alle Kraft und Besonnenheit in Anspruch nehmende einsame Leben inmitten einer Natur von so wildem, strengem und erhabenem Charakter diesen Menschen ein ganz eigenthümliches Gepräge gegeben habe. Die Vorstellungen und Gedanken dieser armen, sich selbst überlassenen Leute sind durch die sie umschließenden Felsenmauern keineswegs eingeengt, durch die ellenhohe Schneedecke die den größten Theil des Jahres auf ihren Feldern und Hütten lastet, keineswegs erstickt worden; sie wissen sehr wohl, daß draußen vor ihren Schluchten eine bewegtere Welt existirt, greifen jede Nachricht über dieses fremde Leben mit Wißbegierde auf, und suchen die so erlangten skizzenartigen abgerissenen Vorstellungen durch Gebilde der eigenen Einbildungskraft zu einem Ganzen zu runden. Ja sie haben sich sogar ihre eigenen Theorien gebildet, astronomische und geologische Grundsätze, die zwar natürlich aller wissenschaftlichen Begründung ermangeln, womit sie sich aber doch zu helfen wissen. So behaupten sie fest, daß die Felsregion allmählich immer weiter zu Thal fortschreite, während die culturfähigen Striche auf den Höhen beständig abnehmen — ein Satz der merkwürdig genug zusammenstimmt mit der neuen Annahme der Gelehrten von der gradweisen Erhebung der skandinavischen Halbinsel über der Fläche des Oceans. Auch in ihr häusliches Leben ließen sie uns Blicke thun, die wohl geeignet waren unsre Theilnahme an ihren Schicksalen anzuregen. So erzählte der alte Torger, wie er vor langen Jahren einmal — nicht zum Vergnügen — sondern eines wichtigen Geschäftes wegen dasselbe Gebirg, worauf wir uns befanden, habe übersteigen müssen, während sein Töchterlein todtkrank daheim bei der verlassenen Mutter lag. „Sobald mein Geschäft abgemacht war, sagte er, eilte ich mit steigender Unruhe und aller nur möglichen Hast wieder zurück. Es war mir immer als ob das Herz aus meiner Brust heraus mir noch voraneilen wollte, ich fühlte daß eine liebende Seele nach mir verlangte, und nicht frei werden könne, bis ich käme. Und so war es auch; die Kleine hatte immer gesagt, sie wolle so gern sterben, aber erst müsse sie ihren Vater sehen. Das kleine Bett hatte man auf ihr Verlangen ans Fenster rücken müssen, und nun hatte sie sich mit ihren magern Händchen an den Rahmen geklammert und mit starren Augen hinabgeschaut ins Thal woher der Vater kommen mußte. Und ich kam auch ehe es zu spät war; sie legte ihr kleines Köpfchen an meine Brust — und starb.“

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1845.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir halten diese vorherrschende katholische Richtung Frankreichs, wie sie sich in der letzten Zeit nach innen und außen entwickelte, für eines der bedeutendsten, wenn nicht das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres, und haben deßhalb auch in unserer Uebersicht damit begonnen und geendet. Die Idee Frankreich an die Spitze der katholischen Welt zu stellen ist bekanntlich nicht neu, denn schon Ludwig XIV arbeitete in dieser Richtung; merkwürdig aber bleibt es, wie dieselbe sich durch den Sturm der Revolution hindurch erhalten konnte, wie Napoleon sie handhabte, indem er den Papst als Patriarchen des Westens nach Rom ziehen wollte, wie die alten Bourbone sie bald aus Neigung, bald aus Nothwendigkeit wieder auffaßten, und wie jetzt der Geist und die Kraft des Protestanten Guizot sie in einem früher nicht geahnten Umfang und merkwürdiger Großartigkeit ausbeutet. Bis jetzt noch ist die Idee bloße Regierungstendenz, aber der Mensch ist so geartet, daß, was er längere Zeit, wenn auch ohne innere Ueberzeugung, erstrebt, doch endlich ihm zur Ueberzeugung wird, und so muß die Tendenz der französischen Regierung auch zu ihrer Ueberzeugung werden. Dann erst beginnen die großen Schwierigkeiten, denn im neuen Europa kann man nicht mehr mit dem großen Haufen gegen die Gebildeten herrschen. Das ist durchaus unmöglich geworden. Man wird sagen, dieß sey auch nicht die Absicht der französischen Regierung, aber es ist die nothwendige Folge ihres Strebens und deutliche Symptome zeigen, daß man von einer solchen Richtung immer nach kurzer Zeit wieder umkehren muß. Welcher Staat hat mit mehr Begierde als Piemont und wahrem Covertiteneifer nach dem Institut der Jesuiten gegriffen, als nach dem sichern Mittel die Völker in Unterwürfigkeit zu erhalten, und diese selbe Macht ist jetzt mit ihnen im Streit und hat, noch am Ende des vorigen Jahres, den March. di Sartegno, von jeher bekannt als Freund gemäßigten Fortschrittes und als Feind finsterer Unwissenheit, an die Spitze des Unterrichtswesens gestellt. In ähnlicher Weise sehen wir auch in Belgien die liberale Partei nach langem Unterliegen wieder mehr und mehr emporkommen, und man findet sich dort genöthigt, ein Coalitionsministerium durch ein anderes zu ersetzen, weil beide Parteien sich in dem Maaße die Wage halten, daß keine von beiden das Heft allein in der Hand haben kann, obgleich die liberale numerisch weit die schwächere ist, und das neue Flickwerk noch weniger halten möchte als das alte.

Was die Stellung Italiens und Spaniens zu Frankreich betrifft, so ist zwar die katholische Tendenz ein mächtiger Bundesgenosse, allein sie ist nicht für sich allein stark genug. In Bezug auf Italien muß Frankreich auch noch den Beweis liefern, daß es von seinen revolutionären Irrthümern ganz zurückgekommen ist, und daß die „Giovine Italia," nie und nimmer von Frankreich unterstützt werden wird. Dieß allein kann, namentlich bei den jetzigen Ruhestörungen Mittelitaliens, bei den dortigen Gewalthabern Vertrauen erwecken. In Spanien spielt Frankreich eine gefährliche Mittelrolle zwischen Carlisten und Progressisten, und hält die ganz verrottete Partei der Moderados aufrecht, welche nicht anders zu regieren weiß, als durch eine hübsch herausgeputzte und zum Nachtheil anderer Verwaltungszweige gut bezahlte Armee von 70,000 Mann, die sie als Polizei benützt. Dieß elende Polizeiregiment hat nur Eine gute Seite: es hat seine Macht benützt, um das alte fehlerhafte Finanzsystem, mit welchem keine Regierung mehr auskommen konnte, anzugreifen und mindestens zur Hälfte zu zerstören — ein guter Fortschritt für die spätere Zeit, wo der Haß der Provinzen, namentlich Biscaya's, Arragoniens und Cataloniens angewachsen seyn, und die Herrschaft der Moderados, vielleicht nicht ohne äußeres Zuthun, gebrochen haben wird. Eine Frage hält jetzt die Gemüther in Spannung, die Frage über die Unterhandlungen mit Rom, welche zugleich die Sicherheit der Nationalgüterkäufe in sich begreift. Die jetzige Regierung hat die geistigen Interessen der Revolution längst aufgegeben und verfolgt, ob sie aber auch die materiellen Interessen aufgeben kann, ohne daß die Strafe sie ereilt, dieß ist eine Frage, für deren Wichtigkeit die langen, unentschiedenen Unterhandlungen zeugen.

Italien und Spanien sind gegenwärtig mit Handels-,

d. h. mit staatsökonomischen Fragen lebhaft beschäftigt. In Spanien handelt es sich noch jetzt wie seit Jahren darum, ob man an die Stelle des Verbots einer großen Menge ausländischer Waaren, welche darum nicht minder hereingebracht, aber freilich nur heimlich hereingebracht werden, einen Zoll und welchen Zoll setzen solle. Der Finanzminister Mon unterhandelt darüber immer noch mit den Betheiligten, und man weiß nicht, ob ein Entschluß gefaßt ist oder nicht. Frankreich ist sicherlich nicht unthätig in der Sache, denn seitdem Spaniens Gränzzolllinie über Biscaya hin ausgedehnt wurde, leidet sein Westen, namentlich der Hafen von Bayonne, bedeutend. Frankreichs Vertrag mit Sardinien scheint auf Hindernisse gestoßen zu seyn, welche noch nicht ausgeglichen sind; besser jedoch steht es mit dem Königreiche beider Sicilien, aber auch England gelang es mit diesem einen Vertrag abzuschließen, welcher zu einigen heftigen Erörterungen Anlaß gab, und wobei die neapolitanischen Minister bereits die Entdeckung gemacht zu haben scheinen, daß sie den englischen Unterhändlern gegenüber den kürzern gezogen haben.*) Deßhalb waltet eine gereizte Stimmung ob, wie sich auch aus der plötzlichen Anordnung einer strengen Quarantäne gegen Malta auf die angebliche Erscheinung des gelben Fiebers daselbst und aus einigen andern Maaßregeln zu ergeben scheint. Die französische Regierung unterläßt nichts, was diese Stimmung Neapels gegen England nähren kann, und ist auch wohl nicht unschuldig an dem Umstand, daß die österreichische Flagge in den neapolitanischen Häfen so ziemlich eine der mindest begünstigten ist, weßhalb Oesterreich kürzlich Gegenmaaßregeln zu ergreifen sich veranlaßt sah.

Wie in Italien gegen Oesterreich und England, so ist Frankreich gegen Belgien hin mit dem Zollverein und England in Widerstreit. Belgien soll mit englischer Unterstützung die Errichtung eines Hafens ganz in der Nähe von Dünkirchen beabsichtigen, wodurch letzteres nicht wenig benachtheiligt, und im Fall eines Kriegs selbst gefährdet würde. Indeß scheint das Project noch im Embryozustand zu seyn. Anders verhält es sich mit der Verbindung nach dem Rhein hin, welche mit jedem Tag sich erweitert, und durch das neu angenommene Gesetz über die Freilager noch eine größere Ausdehnung erhält. Um dieser täglich steigenden Annäherung entgegen zu arbeiten, sah sich die französische Regierung veranlaßt, in ihren Unterhandlungen mit Belgien über die Erneuerung des sogenannten Linnenvertrags, nachdem dieselben mehrmals abgebrochen worden, etwas mildere Saiten aufzuziehen, da sie sonst Gefahr lief das Netz, welches Frankreich seit der belgischen Revolution um dieß Land geschlungen, ganz zerrissen zu sehen. Die neuen Bedingungen des Vertrags sind noch nicht veröffentlicht, aber sie sollen weit günstiger ausgefallen seyn, als man geraume Zeit erwartete. Für die Noth in den flandrischen Provinzen, welche in diesem Jahr durch die Kartoffelkrankheit so sehr vergrößert wurde, ist dieß jedoch keine ausreichende Hülfe, und die Frage in Bezug auf Belgien bleibt immer noch, ob es durch die natürliche Anziehungskraft der Interessen sich mehr an Deutschland anschließen wird; das Freilagersystem und der jetzt abgeschlossene und von den Kammern genehmigte Vertrag mit Nordamerika wirken auf dieß Ziel hin, aber man ist von mehr als Einer Seite beschäftigt, Belgien in die Stellung zu bringen, welche Holland und die übrigen Nordseestaaten einnehmen und eine nähere Verbindung mit Deutschland vorerst unmöglich zu machen. Für immer wird dieß Bestreben nicht ausreichen, für wie lange aber? Diese Frage hängt von den Ereignissen der nächsten Jahre ab.

Holland müht sich noch immer in seinen Finanzen ein besseres Gleichgewicht herzustellen, eine fast unmöglich scheinende Aufgabe. Zwar ist das Ergebniß des ostindischen Handels in diesem Jahre etwas besser gewesen, als in den frühern, aber abgesehen davon, daß dieß nur eine vorübergehende Erscheinung ist, indem die Preise der Colonialwaaren, namentlich des Zuckers, auf ihrer Höhe sich nicht halten können, so ist doch der Zustand Java's dadurch noch nicht besser geworden. Die schon seit dem Jahre 1839 so gut wie bankerotte Bank von Java mußte sich in diesem Jahre die baare Ausbezahlung ihrer Papiere von dem Generalgouverneur verbieten lassen, wenn sie nicht wirklich ihren Bankerott erklären wollte. Das ganze System laborirt an einem radicalen Fehler; man will immer mehr und mehr aus Java ausführen, ohne daß dafür gesorgt wird, daß ein hinreichendes Aequivalent dahin zurückkomme, was nur durch eine Erweiterung des Handels von Java mit dem indischen Archipel und mit Indien, aber nicht dadurch zu erreichen ist, daß man fast das ganze Erzeugniß von Zucker, Kaffe, Indigo u. s. w. nach Europa führt. Jetzt ist die holländische Regierung auch wieder in Zerwürfniß mit der englischen wegen der Festsetzung der Engländer auf Borneo. Anfragen sind darüber in den Generalstaaten geschehen, aber die Antwort des Ministeriums der Colonien war nichts weniger als befriedigend; Holland hat das Recht, aber England die Macht für sich, und wenn das Lamm unterhalb am Flusse trinkt, so muß es dem Wolf das Wasser oben getrübt haben. Holland hat sich bis jetzt Englands mannhaft erwehrt, ob dieß aber auch auf die Dauer gelingen wird, ist sehr zu bezweifeln.

In Skandinavien stehen die Sachen noch so ziemlich auf dem alten Flecke; der trübselige Streit zwischen Dänemark und seinen deutschen Provinzen scheint sich zwar nicht seinem Ende zu nähern, aber etwas zu ermatten, da die Dänen das

*) Nach dem im August stattgefundenen Vertrag soll vollkommene Reciprocität zwischen englischen und neapolitanischen Schiffen bestehen, eine Gleichheit, welche bei der Inferiorität der neapolitanischen Schifffahrt und der Nähe Malta's nur den Neapolitanern verderblich werden kann. Besonders nachtheilig muß für die Neapolitaner die Aufhebung der Prämie werden, welche neapolitanische Schiffe, die aus baltischen Häfen und aus Ost- oder Westindien kamen, bisher genossen, die erstern 20 Proc. Nachlaß am Zoll, die letztern 30 Procent. Dieß ermunterte nicht nur zu längern Seereisen, sondern verschaffte auch einigen Erzeugnissen Neapels Absatz in Amerika. Von jetzt an wird Neapel mit amerikanischen Waaren, namentlich Colonialwaaren, hauptsächlich durch englische Schiffe versorgt werden.

Erfolglose ihrer bisherigen Bemühungen einzusehen scheinen, und erkennen, daß abgeschmackte Rodomontaden, wie die Pastor Grundtvigs, daß man die Deutschen mit gebläutem Rücken heimschicken werde, zu nichts führen. Es handelt sich freilich um die ganze Zukunft Dänemarks, welches nach Losreißung der deutschen Provinzen kaum mehr als Staat bestehen kann; darum sind die krampfhaften Anstrengungen begreiflich und entschuldbar. Die dänische Opposition und die Regierung fangen an ihre Fehler einzusehen, die erstere, daß sie zur Erreichung ihrer Forderungen die sonst so sehr bekämpfte unumschränkte Königsmacht aufbot, die letztere, daß sie den radicalen Tendenzen der skandinavischen Partei Vorschub that, und dadurch mit ihrem mächtigsten, freilich nicht uninteressirten Beschützer, mit Rußland, in Zwiespalt gerieth. Die ganze Frage, ohnedieß noch nicht praktisch geworden, da der jetzige Königsstamm noch auf vier Augen steht, scheint vertagt, nicht aber die durch die letzten Verhandlungen der Stände aufgeregte Bewegung, welche gegenwärtig im Bauernstande um sich greift. Dieser will aus seinen gedrückten, noch halb feudalen Verhältnissen heraus, und die Regierung hat sich bereits veranlaßt gesehen, die Bauernversammlungen zu untersagen. Möglich daß diese Bewegung, welche einer ähnlichen in den Herzogthümern entspricht, den bisherigen Gang des Streits wesentlich ändert. — In Schweden ist dieß Jahr ruhig vorüber gegangen, ruhiger als man erwartete. Der Streit ist auch hier vertagt: der König hat einige Anordnungen im Innern ergriffen, auch durch seine Minister auf dem Reichstage Erklärungen geben lassen, welche darauf hindeuten, daß er selbst den jetzigen Zustand der Dinge für unhaltbar und eine Aenderung der Verfassung, namentlich eine Aufhebung der Ständesrepräsentation, für unerläßlich halte. Einige Veränderungen in den Gesandtschaften, namentlich in der Petersburger, haben gleichfalls gezeigt, daß er von dem alten System und den alten Verbindungen abgehen wolle, aber — ein entscheidender Schritt ist noch nicht gethan, und bis dahin hat die Opposition ihre Angriffe so ziemlich eingestellt. Kommen wird die Veränderung, aber schwerlich ehe Rußland anderwärts hinreichend beschäftigt ist, um es geschehen lassen zu müssen, denn von einem neuen Aufflammen des skandinavischen Geistes hat dieß Reich viel zu fürchten; lange hat es diesen Geist durch die Trennung von Schweden und Dänemark niedergehalten, aber sobald diese Trennung nur noch ein Name ist, sobald Norwegen, Dänemark und Schweden dem Geiste nach eins sind, dann bricht auch eine neue Zeit für den Norden Europa's an, und das Vordringen der Schweden gegen Osten, seit 130 Jahren gehemmt und zurückgedrängt, dürfte dann von neuem wieder beginnen.

Jetzt noch drückt Rußland mit seiner ganzen Schwere auf den Norden und Süden Europa's, und es kann auch sein System nicht ändern, es müßte denn durch äußere Gewalt dazu gezwungen werden. Es hat sich in der letzten Zeit das Gerücht verbreitet, die Verfolgungen der katholischen Kirche würden aufhören, wenn aber auch eine momentane Linderung einträte, so wird sich doch das System nicht ändern, und was seit langen Jahren mit so berechneter Hartnäckigkeit gegen die deutschen Provinzen fortgesetzt wird, um den nationalen Zusammenhang derselben mit Deutschland zu brechen, um das esthnische und lettische Landvolk den Deutschen zu entfremden und es zu russificiren, das wird auch gegen Polenthum und Katholicismus fortgesetzt werden. Schreitet ja doch auch die Verfolgung der Juden vorwärts, von welchen Rußland doch weit weniger zu besorgen hat. Ein Abweichen von dieser Bahn ist um so weniger zu erwarten, als Rußland nur die Wahl frei steht zwischen dem jetzigen sogenannten nationalen System und zwischen dem Einbruch des europäischen Geistes, welcher seine ätzende Kraft am Czaarenreich nicht umsonst erproben würde. Ob Rußland trotz aller Verfolgung und Absperrungsmaaßregeln dieß corrosive Gift wirklich von sich abhalten wird, ob es ihm gelingt, das europäische Wissen ohne den europäischen Forschungsgeist in sich aufzunehmen, mit andern Worten ob es stets die Wissenschaft nur als dienende Magd zu erhalten vermag, das möchten wir sehr bezweifeln, noch mehr aber, daß die neuern literarischen Bestrebungen Rußlands, der russischen Kirche das Primat in der Christenheit zu vindiciren, und selbst die Heiligenbildmalerei Rußlands auf den Maler Lucas den Evangelisten zurückzuführen, so daß eine Tradition der Heiligenbilder neben der der Kirchenväter bestünde, irgend von einem Erfolg begleitet seyn können. Die russischen Literaten fangen selbst an einzusehen, daß der schroffe Widerstand des Russenthums gegen die westeuropäische Bildung ein Unding sey, und daß diese westeuropäische Bildung, das Resultat mehr als dritthalbtausendjähriger Anstrengungen des menschlichen Geistes, wohl auch noch auf das nächste Jahrtausend hinaus seine Macht behaupten werde.

Der Meerbusen in Californien,

auch das rothe Meer genannt, führt diesen letztern Namen von der rothen Farbe, welche die Oberfläche des Meeres häufig annimmt durch Myriaden kleiner rother Crustaceen, die unsern Krabben gleichen. Auch ist dieser Golf angefüllt mit Wallfischen, Meerschweinen und ungeheuren Haifischen, die oft den Perlenfischern verderblich werden. Die Ufer des Golfs sind niedrig und schließen Salzsümpfe ein, die von Kaimans und Reptilien wimmeln. Der allgemeine Anblick des Landes ist furchtbar, und die Einbildungskraft kann sich nichts Öderes denken. Wasser und Schatten fehlen fast gänzlich, Wurzelbäume und Cactus sind die einzigen Bäume, die man findet, und der Reisende muß mehrere Meilen ins Innere des Landes eindringen, ehe er Pflanzenerde, Orangen- und Palmbäume findet. Ehemals war die Perlenfischerei hier sehr ergiebig, jetzt aber hat die Zahl der Muscheln bedeutend abgenommen, jedoch die Perlen, welche man noch fischt, stehen hoch im Preise, so sehr lieben die amerikanischen Frauen diesen bunten Schmuck. Der Eingang in dieß Meer ist geographisch bestimmt, östlich durch das Cap Corrientes, im Departement Jalisco, westlich durch das Cap San Lucas an der Südspitze von Altcalifornien. Die Tiefe des Golfs ist 300 Lieues, seine größte Breite am Eingang 60, im Durchschnitt aber wechselt die Breite zwischen 25 — 40 Lieues. (Nach Duflot de Mofras im Journ. des Debats 13 Dec.)

Bruchstücke aus einer Reise nach Thellemarken.

3. Ueber Gausta nach Tudal.

(Schluß.)

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir die erste Sennhütte unter dem Gaustakamm, und erblickten den Berggipfel nahe vor uns, obwohl theilweise noch von abziehenden Wolkenmassen verhüllt. In der Hoffnung hier Menschen und Vieh zu finden sahen wir uns aber getäuscht; sie waren weiter ins Gebirg hineingezogen, die Hütte stand leer, wir lagerten uns indeß auf dem Grase um uns von den Strapazen zu erholen und zu den noch bevorstehenden neue Kräfte zu sammeln. Obgleich der Bergrücken, auch abgesehen von dem hohen Kegel, noch merklich vor uns anstieg, fühlten wir doch an der scharfen Luft, daß wir eine bedeutende Höhe erreicht hatten, und auch die Sonne die schon ziemlich hoch stand, gab wenig Wärme. Von Baumwuchs war in unsrer Nähe und weiter oben nichts mehr zu sehen; weit unter uns wankten die dünnbelaubten Zweige der letzten kümmerlichen Birken, aber das Plateau war hier noch mit dichtem Gras bewachsen. Weiterhin hörte auch dieses auf, bald war alles Grün verschwunden; wir befanden uns in einer öden Wildniß von nackten halbverwitterten Felsmassen, zwischen welchen dann und wann in tiefen mit Geröll gefüllten Rinnen das Schneewasser hinabfloß. Zur Rechten ragte weit über allen andern Höhen der ungeheure Gaustarücken mit seinen in der Sonne blitzenden Schneemassen empor. Um Mittag erreichten wir endlich die Langefonds-Sennhütte am Fuße des Kegels, dicht am Rande des ewigen Schnees.

Es schien uns fast unmöglich, daß in dieser wüsten Bergregion das Vieh sich noch ernähren könne, und doch sammelte sich eben eine beträchtliche Anzahl schöner Kühe bei der Hütte um sich melken zu lassen, und bewies die Richtigkeit der Aussage unserer Führer, daß auf dieser Höhe zwischen den scheinbar kahlen Steinen die kräftigsten und nahrhaftesten Kräuter wüchsen. In dem rauchigen Innern der Hütte fanden wir eine schmutzige nichts weniger als idyllische Sennerin, die eben ihr Mittagsmahl kochte und uns für Bezahlung Rahm und Milch trinken ließ so viel wir wollten. Wir eilten aber bald wieder an die freie Luft hinaus, und wurden von den Führern mit lebhaften Gebärden sofort aufmerksam gemacht, daß der ganze Bergkegel über uns wolkenfrei in den tiefblauen Himmel hinein ragte. „Ihr werdet doch jetzt nicht an dem Gipfel vorbeigehen“ — rief uns der jüngere entgegen — „der so klar da steht wie es Reisende nur selten treffen?“ Der alte Torger war auch noch nie oben auf dem Gipfel gewesen und hatte Lust die Aussicht von dort mit zu genießen; daher besannen wir uns nicht lange, ließen die Pferde und das Gepäck unter der Aufsicht der Sennerin und stiegen bergan. Es war 1 Uhr, in 4 Stunden würden wir wieder zurück seyn, versicherte der rüstige junge Mann, der auch hier jeden Pfad und jede Schlucht zu kennen schien.

Der Eindruck der Schönheit und welttrotzenden Festigkeit den der Gausta vom Westfiord-Thal gesehen auf den Beschauer macht, wird beim Besteigen des Berges selbst etwas gestört, nicht daß die Vorstellung von dessen Größe abnähme, wenn man vom Gipfel aus das unermeßliche Panorama überschaut, aber die Structur dieses Gipfels macht einen weniger großartigen Eindruck, weil er nicht, wie es aus der Ferne scheint, aus einer großen Masse besteht, sondern aus unzähligen, wild durcheinander geworfenen zum Theil gigantischen Felsblöcken, abwechselnd mit kleinerem Geröll. Nicht weit oberhalb der Waldgränze verschwindet daher jede Spur von Vegetation, selbst das Haidekraut findet auf den losen Steinmassen keine Nahrung mehr, die nur hie und da wieder von ewigem Schnee bedeckt sind. Dazu kommt noch, daß der oberste Kegel an drei Seiten sehr steil ansteigt, weßhalb wir von der vierten längs der scharfen Kante des Grats hinangingen, wo man oft zu beiden Seiten unmittelbar in die furchtbarsten Abgründe hinabsieht; Als wir endlich den Gipfel selbst erreichten, sanken wir ganz erschöpft nieder und es bedurfte einer geraumen Zeit bis wir uns so weit erholt hatten das grandiose Schauspiel zu genießen, das von diesem 6000 Fuß hohen Standpunkt sich unsern Augen darbot. Die nächste Umgebung ist nichts als eine Felsenwüste, von deren bewohnteren Thälern man nur ein einziges tief unter den Füßen gewahrt, das Westfjord-Thal, aus dem wir kamen, und das wie ein schmaler blaugrauer Streifen durch die graubraune Oede sich hinziehend, dem Auge den einzigen Maaßstab zur Schätzung der Höhe gibt, die man erstiegen hat, denn der Gaustakegel ist ein Fels auf Felsen, hinter welchen sonst ringsum alle Thäler und Niederungen verborgen liegen; der Himmel war so klar und durchsichtig, wie wir ihn vielleicht nie zuvor erblickt hatten, aber dennoch war von diesem Punkte, einem der höchsten der norwegischen Gebirge, ringsum nichts zu erspähen, als ein ungeheures versteinertes Meer, mit kahlen Bergrücken statt der Wogen, am Horizont umkränzt von weißschimmernden Schneefeldern. Freilich konnten wir diese Aussicht nicht den Panoramen an die Seite stellen, die man in den reichbewachsenen und dichtbebauten Ländern des Südens von den hohen Bergspitzen überblickt; aber was wir vor uns sahen, war ja unser theures Vaterland, — es war Norwegen in seinem eigenthümlichen Charakter, wie es erscheinen würde, wenn man es mit einemmal überschauen könnte von den Schwingen eines Adlers, wie in König Sverres Traum; eine einzige zusammenhängende Felsenöde, in deren gewaltigen Massen die schmalen bewohnten Striche sich verlieren und verschwinden. Aber wußten wir nicht, daß sie da waren diese Streifen, wo Wälder und Wiesen grünen, wo das Mühlrad geht am Elvenfall und der Rauch aufsteigt vom Heerd der Hütte? — Nicht lange hatten wir uns in solche Betrachtungen vertieft, als ein eiskalter Windstoß über das Gebirge hinfuhr und uns an die Nothwendigkeit der Rückkehr erinnerte. Wir wollen indeß die Leser nicht mit Beschreibung der neuen Mühseligkeiten langweilen, sondern nur kurz bemerken, daß wir allen Gefahren glücklich entgingen und mit wahrer Wollust die grüne Weide betraten, welche die erwähnte oberste Sennhütte umgibt. Fünf Stunden hatten wir zur Besteigung des Kegels gebraucht; es war jetzt 6 Uhr Nachmittags und so ermattet und zerschlagen wir uns auch fühlten, wir konnten doch nur eine Stunde rasten, wenn wir Tudal noch erreichen wollten, denn der Ausweg in dieser Hütte zu übernachten war keineswegs einladend. Aber das Herabsteigen im düstern Walde ward uns nach allen diesen Anstrengungen unbeschreiblich sauer; doch unser junger Führer war frisch wie am Morgen, bahnte uns rüstig den Weg wo die Zweige dicht verschlungen waren, oder eilte rechts und links abseits, oder voran, um den Sennpfad zu finden. Und er fand ihn wirklich; aber es war finstere Nacht, als wir die oberste Hütte erreichten, wo wir bald in tiefem Schlaf, auf harten Holzbänken, die Beschwerden des Tages vergaßen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 13, Umschlag zum Monat December und Jahresregister.)

№ 13.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Mittwoch 31 December 1845.

[137] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Correspondenz
des
Kaisers Karl V.

Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel herausgegeben von Dr. K. Lanz.

Zweiter Band.

Mit vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band dieses wichtigen Geschichtswerks erschien 1844 zu demselben Preise; der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

Leipzig, im Julius 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[138] Im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart sind erschienen:

Gedichte
von
Franz Dingelstedt.

8. Velinp. brosch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichterische Persönlichkeit der neuesten Zeit, durch Schicksal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erscheint vor dem deutschen Publicum zum erstenmal in einer vollständigen, kritisch-geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung, welche sich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderschaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es sind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politische Gelegenheitsgedichte lose an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetisches Gesammtbild den ganzen Frühling eines deutschen Dichterlebens in seinem Fortschritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widersprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weserufer steht das Nachtstück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeschrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechseln, auf und ab fluthend, wie das stürmische Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der ersten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend bekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeisterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die rührende Todtenklage für Chamisso oder Schomburg zu mahnen, um aufs neue für sie zu interessiren; „Wanderschaft" und „Heimkehr" erscheinen dagegen hier zum erstenmale. Durch die ganze Sammlung geht charakteristisch für deren reichen und mannichfachen Inhalt eine düstere, zur Verneinung neigende, mit sich selbst unzufriedene Weltanschauung, während die Form überall eine seltene Leichtigkeit und Glätte mit strenger Correctheit vereinigt.

---

[139] Im Verlage von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Die Kritik des gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Weidig.

Ein Beitrag zur Charakteristik der politischen Parteien und der Rechtszustände Deutschlands, nebst actenmäßigen Belegen, von Dr. Friedrich Noellner. Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis: 16 gGr.

Der Proceß Weidigs hat die allgemeinste Aufmerksamkeit in Deutschland erregt; die politischen Parteien, die Ansichten über das deutsche Criminalverfahren treten bei der Beurtheilung jenes Processes schroff einander entgegen. Die vorliegende Schrift enthält nun eine freimüthige und entschiedene Kritik aller jener Ansichten von Seite eines Mannes, welchem die Acten über Weidig vorlagen, welcher lange Zeit in politischen Untersuchungen thätig und dadurch, sowie durch seine wissenschaftlichen Studien vorzugsweise zu einer solchen Kritik und zu deren Nutzanwendung für die Reform unserer deutschen Rechtszustände berufen war.

---

[140] Im Verlage von Braumüller u. Seidel zu Wien (am Graben, Sparcasse-Gebäude) ist so eben erschienen:

Die
Grundlehren der Volkswirthschaft.

Von Dr. Joseph Kudler,

k. k. wirkl. Regierungsrathe und Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Wien.

In zwei Bänden.

In Umschlag broschirt. 4 Rthlr.

Bei dem lebhaften Interesse, mit welchem heutzutage alles aufgenommen wird, was in das Gebiet der Industrie einschlägt, dürfte das vorliegende Werk, welches die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Völker wissenschaftlich bespricht, als willkommen anzusehen seyn, um so mehr, weil es eine Lücke in der österreichischen Litteratur ausfüllt, welche nur zu lange schon bedauert wurde. Indem in diesem Werke wichtige Zeitfragen: **über die Einrichtung des Gewerbswesens, den Getreidehandel, den Einfluß der Maschinen auf das ökonomische Wohl des Volkes, die Anwendung von Schutzmaßregeln für die einheimische Manufactur-Industrie, über Eisenbahnen, das Geld- und Bankwesen, den Papierhandel, das Creditwesen** u. s. f. behandelt werden, dürfte darin jeder Gebildete mannichfaltige Anregung zum weiteren Nachdenken über diese und andere, für den Volkswohlstand wichtige Einrichtungen finden. Der Benützung dieses Buches dürfte es wesentlich Vorschub thun, daß der Hr. Verfasser sich bemüht hat, auch schwierigeren Untersuchungen eine solche Einkleidung zu geben, daß sie jedem gebildeten Geschäftsmann verständlich werden. — Die Verlagshandlung hat nichts unterlassen, dieses Werk auch äußerlich ansprechend auszustatten.

---

[141] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vitalis Grundriß
der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet
von Dr. Emil Max. Dingler.

Mit einer Tafel Abbildungen.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Bekanntlich erschien zuerst im Jahr 1824 in unserm Verlage eine deutsche Uebersetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach diesem populären Werke veranlaßte den Herausgeber dasselbe mit Berücksichtigung der gesammten neuern Litteratur und besonders mit Benützung des geschätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thüllaye gänzlich umzuarbeiten, um es sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht den Anforderungen unserer Zeit möglichst anzupassen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktischer Fabricant und Chemiker ist, dem als Mitherausgeber des „Polytechnischen Journals" die neuesten Fortschritte in der Färberei in Frankreich und England sowie in Deutschland wohlbekannt sind, so wird hier keine Uebersetzung eines bekannten Werkes, sondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neuesten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen sind, geboten.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

[146]

Fortsetzung der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1846.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, lieferte im Jahre 1845 folgende Aufsätze:

Erstes Heft: Die fortschreitende Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und was dabei ganz besondere Beachtung verdient. — Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus. — Der deutsche Strafproceß auf seiner neuen Entwickelungsstufe. — Zur deutschen Einigung. — Der Wahnsinn im Kerker in besonderer Beziehung zur vereinzelten Haft. — Die Ratification von Staatsverträgen. — Sprachreinigung. — Ein Wort über die Gewerbeausstellungen des Zollvereines. — Der deutsche Schifffahrts- und Handelsbund, seine Nothwendigkeit und die Weise seiner Verwirklichung. — Das deutsche Volk und das Theater. — Kurze Notizen.

Zweites Heft: Die Studentenverbindungen auf deutschen Hochschulen. — Unsere Ströme. — Religion und Poesie. — Das Corpus Juris und die historische Schule in ihrem Verhältniß zur deutschen Rechtsentwickelung. — Die Behandlung fremder Eigennamen. — Das litterarische Eigenthum und seine Fortbildung in Deutschland durch Gesetzgebung und Praxis nachgewiesen an dem Schelling-Paulus'schen Rechtsstreite. — Das Rowland Hill'sche Portosystem vom deutschen Standpunkte. — Die Majestät gegenüber dem deutschen Volke. — Kurze Notizen.

Drittes Heft: Die deutsch-katholische Kirche. — Ueber Cretinismus und das Hospiz auf dem Abendberg. — Das litterarische Eigenthum und seine Fortbildung in Deutschland durch Gesetzgebung und Praxis nachgewiesen an dem Schelling-Paulus'schen Rechtsstreite. — Die Selbstverwaltung der Gemeinden und Districte. — Die Encyklopädien, ein litterar-historischer Rückblick. — Die Reform der deutschen Rechtswissenschaft und der Beruf der Gesetzgebung. — Die militärische Benutzung der Eisenbahnen. — Die dänischen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit. — Kurze Notizen.

Viertes Heft: Ist die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umständen den agrarischen Zuständen förderlich? — Betrachtungen über Militärverfassungen in dem Zeitalter der Industrie. — Der Verbrauch der menschlichen Lebensbedürfnisse in diätetischer, statistischer und politischer Betrachtung. — Das Volksschriftenwesen und der allgemeine deutsche Volksschriftenverein. — Die wissenschaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutschland. — Die Erdäpfel. — Die Vereine für wissenschaftliche Vorträge. — Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthschaftung der Privatwaldungen. — Thee und Kakao. — Die Mittelpunkte. — Das Corpus Juris und die Idee des gemeinen deutschen Rechts. — Kurze Notizen.

Das erste Heft für 1846 erscheint Anfangs December und wird enthalten Aufsätze von den bisherigen Mitarbeitern, zu welchen neuerdings die HH. Professoren v. Ewald und Guhrauer hinzugetreten sind.

Bestellungen auf diesen neuen Jahrgang bitten wir uns durch die betreffenden nächstgelegenen Buchhandlungen baldmöglichst zukommen zu lassen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im November 1845. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[147]

Mozin Dictionnaire portatif.

Neue Stereotyp-Ausgabe 1845.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches

aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozins von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.

Zum Gebrauche

der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage.

Durchgesehen und vermehrt

von **C. G. Hölder,**

Dr. phil. und Professor am königl. Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Die fast jährlich nöthig werdenden neuen Auflagen dieses deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs bürgen am besten für seinen ausgezeichneten Werth.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchste befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, September 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

[148] **Goethe Götz von Berlichingen illustrirte Ausgabe.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Lieferung einer illustrirten Prachtausgabe von

Goethe's Götz von Berlichingen.

Die Illustrationen sind nach Zeichnungen von Eugen Neureuther, welche wir in Composition und Ausführung als vollkommen gelungen bezeichnen durfen.

Diese schöne Ausgabe veröffentlichen wir in drei Lieferungen, von denen die

1ste Lieferung 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.
2te „ 2 fl. 20 kr. „ 1 Rthlr. 8 gGr.
3te „ 2 fl. 20 kr. „ 1 Rthlr. 8 gGr.
das vollständige Werk 8 fl. — kr. „ 4 Rthlr. 16 gGr.

kosten wird. Die dritte Lieferung erscheint Ende November, wodurch das Ganze noch vor Schluß dieses Jahres in die Hände der verehrlichen Abnehmer gelangt.

Diese Pracht-Ausgabe reiht sich an die in gleicher oder ähnlicher Ausstattung früher erschienenen Editionen von Herders Cid, Nibelungen-Noth, Homers, Schillers, Herders, Platens, Pyrkers, Klopstocks und Lessings Werke in Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen, im November 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[149] **Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Lieferung einer neuen Ausgabe von:

Goethe's
poetischen und prosaischen Werken

in zwei Banden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Ostermesse 1846 vollständig veröffentlichen werden.

Diese Pracht-Ausgabe schmücken zehn gelungene Stahlstiche nach Compositionen von Kaulbach, Stilke und Andern, so wie **Goethe's Porträt** nach Rauchs Büste.

Die vollständige Ausgabe in zwei Banden wird im Subscriptionspreise 24 fl. oder 14 Rthlr. — jede der vier Lieferungen 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr. kosten. An die Annahme der ersten Lieferung knüpft sich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die zahlreichen Verehrer Goethe's zur Subscription hierdurch ein, und haben sämmtliche Buchhandlungen in den Stand gesetzt, diese Lieferung, wie die folgenden, zu den bemerkten Preisen abgeben zu können.

Stuttgart und Tübingen, November 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[25] Die **sechste, verbesserte und vermehrte Auflage** von dem

Lehrbuch für Jäger

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. G. L. Hartig,

königl. preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister rc.

Herausgegeben

von Dr. **Th. Hartig,**

Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.

Gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthlr. 8 gGr.

hat kürzlich die Presse verlassen.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werkes nöthig war. Das Ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache — die Naturgeschichte der Jagdthiere — die Wildzucht — der Wildschutz — die Wildjagd — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**